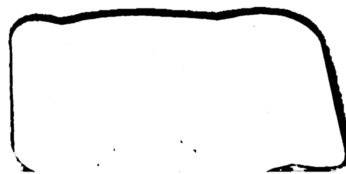




JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1807.

VIERTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1807.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Nicolle: *Corinne ou l'Italie*, par *Mad. de Staël Holstein*. 1807. T. I. 425 S. T. II. 510 S. 8. (Eine andere Ausg.: *Paris, de l'imprimiere des annales des arts et manufactures* und *Leipzig*, b. Fleischer d. j. 1807. T. I. 429 S. T. II. 511 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen sagen, diess Buch sey zugleich ein Roman und eine Reisebeschreibung. Gewöhnliche Leser von einseitigem Geschmack wünschen wohl gar, je nachdem sie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geschichte zweyer Liebenden möchte nicht durch Beschreibungen unterbrochen werden, oder diese möchten nicht jener zu lieb abgekürzt seyn. Solche Urtheile beweisen nur, dass man die Einheit dieser harmonischen Dichtung nicht gefasst hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beschreibungen solcher Reisen einzumischen, die auf die Schicksale der Personen keinen Einfluss hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren besondere Gesinnung und Lage bestimmt würden. Sonst aber nehmen Reisen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwickelung des Einzelnen und seine Verhältnisse zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern uns nicht, dass jemand *die neue Heloise* ein Gemisch von Reisebeschreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliser Thal, die Felsenufer des Genfer Sees, und andere schweizerische Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geschildert sind. Wenn die erzählte Geschichte einheimischer Landesart und geselliger Verfassung angehört, so darf man beides als bekannt voraussetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich seyn. Kommt es aber darauf an, eine ausserordentliche und uns fremde Art zu seyn darzustellen, so wird es wichtig, die ganze äussere Umgebung so anschaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Lesers zu rücken; und da dürfte es immer besser seyn, sich an die Wahrheit zu halten, und zum Beyspiel das wirklich schöne Italien zu schildern, als irgend ein erträumtes und nie gesehenes, dergleichen in so manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorschein kommt. Die historische Treue hierin thut der freyen Dichtung so wenig Eintrag, dass diese vielmehr erst rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwey Gegenstände, Corinna und Italien, sind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber sie sind nicht willkührlich zusammengestellt, sie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna ist die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr seine Muse. Sie ist Künstlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutschen, so fremd ist uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als diese seltsame Umschreibung für *Improvisatrice*.) Dieses Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Literatur, noch immer häufig gepflegt; freylich mit verschiedenem Glück und in mannichfaltigen Abstufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hatten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meisterschaft in den schwierigsten Sylbenmassen und durch schnelle Erfindsamkeit in Erstaunen setzten. Geht man nun hievon aus, um sich eine Vorstellung von ehemaligen berühmteren Improvisatoren zu machen, so entsteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieser Kunst möglichen Vollkommenheit. Nicht selten übten ja auch Männer, die in anderen Künsten das Höchste leisteten, diese als Liebhaber, wie Vasari von Leonardo da Vinci sagt: *cantava divinamente all' improviso*. Bey dem allen muss man doch wohl gestehen, dass Corinna eine idealische Improvisatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein diess ist das Vorrecht der Poesie, Eigenschaften in Einer Person zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden sind, die sich nicht widersprechen, sondern gegenseitig unterstützen, und also sehr wohl durch eine seltene Gunst der Natur sich beysammen finden können. Persönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Musik, zur Tanz- und Schauspiel-Kunst sind der Gabe augenblicklicher dichterischer Eingebungen nahe verwandt; diese können nur dann wahrhaft seyn, wenn sie aus der Tiefe des Geistes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Gesinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man sich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreissende Bild ist vollendet. Wer will mit der edlen Verfasserin darüber rechten, dass sie das Geschöpf ihrer Phantasie mit Vorzügen ausstattet, die sie selbst besitzt? Insofern ein schönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, ist Corinna's Entwickelung zu einer so herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende, bald erhabene, aber immer milde Natur; der beständige Anblick der edelsten Kunstwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes leben-

de Musik; eine wohllautende dichterische Sprache; eine mehr inbrünstige als strenge, und in den Gebräuchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine grosse Vorweit, neben der heutigen träumerischen Unthätigkeit; endlich die sorglose südliche Lebensweise: wie alles diess das Gefühl und die Phantasie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geist nicht auf bestimmte äussere Zwecke richtet, noch in sein Inneres versenkt, sondern ihn einladet, überströmend von Jugendfülle und Lebenslust, seine glühenden Ausstrahlungen fast unwillkührlich um sich her zu verbreiten: das wird nicht bloss gesagt und gerühmt, sondern man fühlt es, man athmet gleichsam in derselben berauschenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen sich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: so musste auch diess durch besondere Umstände ihres Lebens gerechtfertiget werden, welche die Verfasserin mit dem gründlichsten Scharfsinne erfunden hat. Corinna ist in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die sie auswärts durch einengenden Familienzwang erfährt, führen sie zu ernsterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Bestand, und bewegen sie endlich, ihrem Namen und Stande entsagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch ist zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künstlerleben ausserhalb der bürgerlichen Verhältnisse mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, alles ist schicklich und wahrscheinlich, wiewohl ausserordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leser wird nicht zugemuthet, Corinna's Gabe zu improvisiren, auf Glauben anzunehmen; es werden glänzende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Versen: der Geist der beiden Sprachen ist allzuverschieden, und die französische Gebundenheit am wenigsten geeignet der italiänischen Poesie eine freye lyrische Ergiessung nachzutönen. Aber die kurzen fliegenden Sätze in strophischen Abtheilungen, die Farbenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Übergänge bringen ganz die Täuschung hervor, als ob alles einem improvisirten Original nachgebildet wäre. Dieser eingestreuten Gesänge sind drey: der erste verherrlicht festlich stolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweyte, auf dem Vorgebirge Misenum im Anblick einer wollustathmenden Landschaft und zweyer entzückenden Meerbusen gedichtet, ist schon von dunkeler Vorahndung durchdrungen, der dritte endlich ist der feyerliche Schwanengesang, dem kein Leser von Gefühl seine Thränen versagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerst eingeführt wird, nämlich bey dem Feste ihrer Bekränzung auf dem Capitol, ist neu und einzig. So erscheint unter allen von Dichtern besungenen Frauen nur Beatrice im Paradiese des Dante auf ihrem himmlischen Triumphwagen. Und dennoch ist diese eben so glänzende als glückliche Erfindung keinesweges der Wahrscheinlichkeit zuwider, oder den italiänischen Sitten fremd. Man weiss, dass die berühmte Improvisatrice *Corilla* (auf deren Namen übrigens der hier gewählte nur anspielt, ohne dass sonst irgend ein historischer Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Capitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bey dieser Gelegenheit erschienene Flugschrift schildert den ganzen Hergang der Feyerlichkeit.

Die Wirkung der tragischen Schicksale Corinna's wird durch diesen heiteren, ja frohlockenden ersten Eintritt um so unfehlbarer. Man begleitet sie von der blühenden Fülle des edelsten Lebensgenusses an, durch alle Stufen der Leidenschaft und des daraus entsprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöschen des göttlichen Funkens im Tode mit immer steigender Theilnahme.

Wie der Leser Italien fühlen muss, um ein Wesen wie Corinna zu verstehen, so konnte auf der anderen Seite ein Geist von solchem Umfange, ein so allempfänglicher Sinn sich nur an grossen und mannichfaltigen Gegenständen vollkommen entfalten. Hiezu war es erfoderlich, und mit nichten um eine Reisebeschreibung im Roman anzubringen, dass Corinna's Gespräche aus dem engen Kreise der persönlichen Verhältnisse herausgingen, und sich über das Alterthum, die Natur, die Kunst und Poesie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthusiasmus verbreiteten. Diess ist ohne Zwang und Anmassung durch den einfachen Umstand veranlasst, dass sie eine Neigung für einen Ausländer fasst, und durch den Wunsch bewogen, ihn zugleich an sich und an ihr Vaterland zu fesseln, seine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutschen besitzen so manche durch den Zauber der Phantasie erhöhte Darstellungen dieses Landes, wo Winkelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter südlichem und classischem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und sinnig ahndete und schwärmte, wo Heinse ungeachtet seiner stürmischen wilden Rohheit wenigstens das vielgestaltete feurige Leben zu ergreifen wusste: dass wir schon mit grossen Foderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade desswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um so besser erkannt werden. Sie ist zugleich treu und idealisch, eigenthümlich ohne Einseitigkeit, glänzend ohne Prunk, beredt ohne Übertreibung, und sinnreich ohne spielende Gegensätze. Nichts ist schwerfällig ausgemahlt, aber alles seelenvoll angeregt, und wie von selbst gefällig geordnet. Eine liebevolle betrachtende Stimmung schwebt über dem Ganzen, und verschmelzt die warmen und lebhaften Farben des Gemähldes. Der Enthusiasmus, wenn er aus der feinsten geselligen Bildung unversehrt wieder hervorgeht, gewinnt eine Ruhe, Klarheit und Mässigung, welche seine ersten Aufwallungen nur selten haben.

Den Ruinen und Denkmälern des Alterthums, dann den Naturscenen ist unter den Schilderungen billig am meisten Raum gegönnt: denn bey diesen Gegenständen, die im Grossen gesehen seyn wollen, vermögen Worte, die ein musikalischer Wiederhall des Eindrucks sind, und ihnen gleichsam ihr Geheimniss

abblocken, mehr als verkleinerte Abbildungen, durch die man sich von den Werken der Mahlerey und Bildhauerey einigermaſsen eine Vorstellung machen kann. Wiewohl Rom immer noch die Hauptstadt der Künste bleibt, so schienen uns doch bey dem Aufenthalte dort die historischen Erinnerungen und die Entrückung in die Vorzeit durch sie, wenigstens beym ersten Eintritt, sogar den Zug zu den groſsen Meisterwerken zu überwiegen. Dieser vertrauliche Umgang mit der Vergangenheit gewährt eine träumerische Lust, die mit den Einflüssen des südlichen Himmels so gut zusammenstimmt. Die Schilderung von Terracina, wo sich die glückseligen Gefilde Campaniens öffnen, athmet wirklich den berauschenden Duft jener üppigen Landschaft. Weniger angenehme, ja furchtbare Gegenstände, wie die pomptinschen Sümpfe, der Vesuv in einer Lava-Ergieſsung, sind in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, jedoch immer mit Anmuth beschrieben, und mit groſser Gewandtheit zu mancherley Beziehungen auf die Stimmung und Lage der Personen benutzt.

Der ersten unter den bildenden Künsten, der Architektur, wird bey Gelegenheit der Peterskirche würdig gehuldigt. Einzelne Statuen oder Gemählde sind fast gar nicht beschrieben. Solche Beschreibungen verfehlen auch meistens den Zweck, eine angemessene Vorstellung zu erwecken, oder sie sind überflüssig, da die groſsen Meisterwerke dem Gedächtniſs der Freunde des Schönen durch den wirklichen Anblick oder durch Abgüsse und Kupferstiche eingeprägt sind. Wo sie erwähnt werden, da geschieht es in besonderen Beziehungen. So wird die *Madonna della Scala* zu Parma von Correggio (vielleicht die schönste, wiewohl nicht die berühmteste Hervorbringung dieses Meisters) einer der Hauptpersonen der Geschichte verglichen, einer unschuldigen Mutter, die mit ihrem Kinde davorsteht, und es wird dadurch das einnehmendste Bild von dieser gegeben. Zart und treffend ist die Bemerkung, Correggio sey der einzige Mahler, der niedergeschlagenen Augen einen so eindringlichen Ausdruck zu geben wisse, als wären sie gen Himmel erhoben. Die Propheten und Sibyllen des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle erscheinen hier in der Dämmerung des Abends und Weihrauchs als schweigende Riesengebilde über den verhallenden Seufzern des *Miserere* am Charfreytage. Der allgemeine Eindruck der Antike und das Wesen der Plastik ist in der Kürze gründlich gefaſst. Bey der Mahlerey sind die beiden Ansichten, die rednerisch moralische, die in neueren Zeiten herrschend geworden, und die dichterisch religiöse, die ehemals galt und jetzt nur von Wenigen unter uns anerkannt wird, sehr gut in aller Stärke gegen einander gestellt, ohne gerade etwas zu entscheiden; doch giebt die Prüfung einiger der gerühmtesten Compositionen neuerer Künstler beynahe für die letztere den Ausschlag. Hinreiſsend ist, was über die Wirkungen der Musik ebenfalls bey Gelegenheit eines persönlichen Anlasses gesagt wird: es läſst unseres Bedünkens die beredtesten Zeilen von Rousseau hierüber weit hinter sich.

Von der italiänischen Poesie ist vornehmlich in dem ersten improvisirten Gesange die Rede. Dante wird von allen glorreich gepriesen. Die hier aufgestellte Ansicht dieses im vorigen Jahrhundert so miſskannten und unbegriffenen Dichters ist für Frankreich ganz neu, und eben so tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Gespräch über das italiänische Theater unter Mitredenden verschiedner Nationen rügt dessen Schwächen, und würdigt einsichtsvoll die Verdienste eines Metastasio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zusammengenommen mit der Schilderung, wie Corinna auf gesellschaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakspeare's gleichsam nach seiner Heimath Italien zurückgeführten *Romeo und Julia*, (ein äuſserst glücklicher Gedanke!) dann als *die Tochter der Luft* in einem Schauspiele mit Gesang von Gozzi nach Calderon, giebt jenes Gespräch Aussichten, wie die dramatische Kunst in Italien auf einer freyeren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten leblosen Nachahmungen der alten, oder gar der französischen Tragödie, womit man sich dort nun schon so lange plagt, sollte nach dem Beyspiele der Engländer und Spanier dem ernsten Schauspiel romantischer Wechsel und Umfang verstattet werden. Die *Opera seria* ist einschläfernd durch die Einförmigkeit ihrer Bestandtheile; der *Opera buffa* fehlt es an Bewegung und Handlung: warum schmelzt man sie nicht zu einer Mittelgattung zusammen, worin das Lustige neben dem Wunderbaren, ja Abentheuerlichen Platz fände, und wovon deutsche Componisten einige vortreffliche Beyspiele gegeben? Mögen diese geistreichen Winke in einer so vielgelesenen Schrift die etwa in Italien schlummernden dramatischen Talente zu wecken dienen!

Die gesellige Verfassung und der Geist des Volkes, von den obersten bis zu den untersten Ständen, ist mit scharfer Beobachtung aufgefaſst; aber die viel andeutenden Züge des Bildes sind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die sich in die Mitte eines fremden Daseyns zu versetzen weiſs, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftsteller auſser Winkelmann, in seinen Briefen und sonst, dem Verstande und Charakter der heutigen Italiäner so vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Allein Winkelmann war einseitig und parteyisch für sein neues Vaterland; hier ist ein höherer Standpunct der Beurtheilung genommen, und auch die entstellende Rückseite nicht verhehlt. Die Darstellungen des allgemein äuſsern Lebens und der Volksfeste sind im höchsten Grade anschaulich und ergötzlich: man sehe z. B. die gedrängte Beschreibung des Carnevals und Pferderennens zu Rom; und wie meisterhaft ist die verschiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müssen uns mit diesen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieser Seite begnügen, um auch dem in seiner Art eben so ausgezeichneten Roman unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Der wahre Maſsstab ist bey der ungeheuern Menge von Schriften, welche sich den Namen dieser Gattung anmaſsen, so wenig anwendbar, daſs er dem gröſsten Theil des lesenden Publicums gänzlich abhanden gekommen. Nur in Deutschland hat es neuerdings wieder verlauten wollen, daſs ein Roman poe-

tisch, und insbesondere romantisch seyn müsse. Einerseits verlangen ernsthafte Männer, ein Roman solle ein nützliches Exempelbuch seyn, und unter der Einkleidung einer Geschichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verständigste Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leser und Leserinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde so mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie sich eine Neigung allmählich entspinnt, wie sie sich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was alles weiter daraus erfolgt: hierauf ist einzig ihre unerschöpfliche Neugierde bey jedem der vielen hundert Romane, die sie lesen, von neuem gerichtet; und wird ihnen nur das genügende Mass von Liebe und Leidenschaft zugetheilt, so sind sie in allen übrigen Stücken sehr nachsichtig. Sie lasen wie jene Liebende beym Dante:

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse.

Die Wahl solcher zärtlichen Herzen, denen ein grosser Dichter, der selber ihr Abgott war, irgendwo in spottendem Übermuth Schuld giebt, „ein Pfuscher vermöge sie zu rühren," ist dennoch der ächt poëtischen Ansicht weit näher verwandt, als die Foderung der moralisirenden Kritiker. Jene verlangen wenigstens keine Nutzanwendung, sondern überlassen sich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darstellung eines einzigen ausschliessenden Gefühls, dessen Allgewalt sich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungestüm offenbart; was in allen Dichtungen, von Homers Gesängen an, immer die lebhafteste Theilnahme erweckte? Unter den menschlichen Gefühlen führt aber unstreitig die Liebe die unwiderstehlichsten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahndung mit sich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebesschwärmereyen wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben so sehr vergöttert, als die des Medshnun im wollustathmenden Orient. Wenn aber das Romantische vornehmlich aus dem Zusammenstoss eines idealischen Enthusiasmus mit der prosaischen Wirklichkeit hervorgeht, so wird die Liebe, welche alle Widersprüche der menschlichen Natur und Bestimmung in Bewegung setzt, mit Recht für die vorzugsweise romantische Leidenschaft gehalten.

Corinna ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloss durch zufällige Hindernisse gestört wird, sondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges schon im Wesen der Sache selbst liegt. Diese Sterblichkeit der schönsten Gefühle ist hier so treffend und wahr geschildert, dass sie in traurende Betrachtung versenken muss. Corinna's Wahl ist unglücklich; nicht als ob sie auf einen unwürdigen Gegenstand fiele, sondern weil die Entgegensetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie sie die Entstehung gegenseitiger Neigung sogar begünstigt, entweder eine frühe Trennung herbeyführen muss, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen läfst. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerlosen Vollkommenheit begabt, ausser allem übrigen Zauber, den sie besitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Hingegebenheit so unendlich liebenswürdig erscheint, so war der Mann, der sie verläfst und aufopfert, freylich nicht ganz zu retten. Indessen hat die Verfasserin wunderwürdige Kunst aufgewandt, um ihn dennoch anziehend und seinen Wankelmuth begreiflich zu machen. Oswald, ein englischer Lord von den edelsten Eigenschaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen seinen Vater, den er aus zarter Gewissenhaftigkeit bey sich selbst übertreibt, ein schüchternes, trübes, sich und Andern misstrauendes Wesen angenommen. Da er zuvor zu Hause und auf Reisen bloss der sittlichen und geselligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantasie, und zieht ihn unwiderstehlich in ihren magischen Kreis. Aber Corinna hat in naheren Verhältnissen mit seinem Vaterlande und seiner Familie gestanden, als er weiss oder vermuthet, und ihre Jugengeschichte, die sie nach langem Widerstreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach seinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier ist vortrefflich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewöhnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Daseyn pflanzenartig hängt, sich der freyen Bewegung eines begeisterten Gefühls, welches über diesen Kreis hinausgeht, widersetzen und es endlich bemeistern. Wir können die erfinderisch zusammengestellten Umstände und Zufälle, welche gegen Corinna's Liebe sich gleichsam verschwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unserer Leser, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu schwächen. Nur diess: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, ist ein Bild eingezogener verschleyerter Jungfräulichkeit, und strenger sittlicher Reinheit mit so zarter Anmuth umkleidet, dass es in der Sinnesart mancher Leser Corinnens hinreissenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weise gewöhnlicher Romandichter, die alles an ein Schosskind ihrer Phantasie verschwenden, und für die übrigen Personen nichts übrig behalten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Ausführliche mathematische Geographie.* Ein Lesebuch für die Jugend von M. *Albrecht Georg Walch*, Prof. u. Rector des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Schleusingen. Dritte, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit 3 Kupf. 1807. X u. 394 S. 8. (20 Gr.)

Frankfurt am Mayn, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyspielen fur Burger und Landleute.* Gesammelt und zum Druck befördert von *Joh. Pet. Ludw. Snell*, Inspector und Pfarrer zu Dachsenhausen. Dritte Auflage. 1807. 1r Theil. XII u. 276 S. 2r Theil. VIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicolle: *Corinne ou l'Italie*, par *Mad. de Staël Holstein*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Corinna handelt nach einem entschiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen schwankt vom Anfange an, ohne alle Selbstständigkeit, was ihm nebst einer fast weichlichen Regsamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Ansehen giebt. Es ist wahr, er vernachlässigt sein Leben aus Edelmuth bey jedem Anlasse: er wagt sich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Wasser zu retten; er wagt sich im Kriege; er wagt sich auch für Corinna bey einer tödtlichen und ansteckenden Krankheit, die sie befällt. Wir überlassen dem Gefühl der Leserinnen zu entscheiden, wie viel diess auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung ist vielleicht dadurch erklärt, aber Oswald's Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder schlechten und erbärmlichen Antrieben; aber ächte Männlichkeit beruht auf unerschütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Gesinnungen. Wie unmündig erscheint Oswald oft anderen Personen gegenüber! Er lässt sich eben sowohl durch die steifen Sittenpredigten der *Lady Edgermond*, als durch die schlaue Eitelkeit der *Madame d'Arbigny* beherrschen, und besseren Entschlüssen abtrünnig machen.

Die Jugendgeschichte Corinna's schildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein strebender Geist durch die geordnete Mittelmässigkeit seiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen seiner Wirksamkeit ein unleidlicher Druck erwächst. Wer je etwas ähnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigste Theilnahme lesen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere sind sämtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die sie einnehmen, mit grossem Verstande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. Der ausgezeichnetste ist der Graf d'Erfeuil, ein französischer Emigrirter von gewandtem leichtem Weltton, der sich als ein Mann von Ehre beträgt, und sogar einen gewissen Edelmuth besitzt, ohne alle Tiefe des Gemüths, und bey völliger Unfähigkeit zum Enthusiasmus. In dieser Charakteristik ist eine ganze Gattung erschöpft, und dennoch sind die Züge feiner, als man sie von einzelnen Originalen leicht aufsammeln könnte.

Das Ganze der Composition ist einfach und wohlgeordnet: die Theile stehen in schönen Verhältnissen zu einander. Anfangs herrscht die Phantasie, ihre farbigen Erscheinungen haben Raum sich zu entfalten, bis sie vor der steigenden Leidenschaft in den Schatten zurücktreten, und zuletzt alles sich mehr und mehr in ein einziges Gefühl der Trauer zusammenzieht. Der Knoten ist künstlich und fest geknüpft; dem Zufall ist nur selten der Eintritt verstattet, und alles so viel möglich durch innere Nothwendigkeit bestimmt. Die Katastrophe ist ergreifend. Natur und Kunst haben gewetteifert, Corinna zu schmücken; sie hat einen friedlichen Triumph des Ruhmes errungen, alle ihre Kränze legt sie der Liebe zu Füssen: ihr Opfer wird verschmäht, sie muss darüber zu Grunde gehen. Ihr Schicksal erweckt die innigste Rührung ohne alle Bitterkeit. Man möchte diese Zeile Filicaja's in seinem berühmten Sonett, worin er die Unfälle Italiens beklagt, über Corinna ausrufen:

Deh fossi tu men bella, o almen più forte!

Aber die mildernden Aussöhnungen, welche vorhergehn, die Ruhe, welche ihre letzten Augenblicke umschwebt, lassen auf sie anwenden, was der Dichter von Clorindens Tode sagt:

— — — — in questa forma
Passa la bella donna, e par che dorma.

Eine Vergleichung zwischen den beiden Romanen der berühmten Verfasserin anzustellen, würde ein anziehendes Geschäft seyn, aber uns hier zu weit führen. An Adel der Gesinnung, beredten Ausdruck der Leidenschaft, rührender Kraft und Aufforderung zur Theilnahme steht *Delphine* der *Corinna* gewiss nicht nach. Vielleicht sind nur in jener die Lagen zu gewaltsam und die Spannungen zu schmerzlich. Zwar ist auch dort schon in den Charakter der Liebenden, in Delphinens unvorsichtige Güte und Grossmuth und Leonce's äusserst verletzbares Ehrgefühl, der Keim des Unglücks gelegt; doch um sie zu trennen, sind die Tücken des Zufalls, und Hinterlist und Verläumdung feindseliger Menschen vielfältig zu Hülfe genommen, was nicht ohne eine störende Einmischung von Unwillen in das Mitleiden abgehen kann. Der Gesamteindruck der Corinna dünkt uns harmonischer und milder. Zum Theil muss man diess wohl der bedeutenderen Stelle zuschreiben, welche die Einbildungskraft hier einnimmt, weil diese überall, wo sie sich anschmiegt, die geraden sich kreuzenden Richtungen des Verstandes in Wellenlinien abrundet, und die getrennten Bestandtheile des menschlichen Daseyns unter einander bindet. In der *Delphine* ist nur die Phan-

tasie des Herzens mächtig, und scheint alle übrige Phantasie verschlungen zu haben. Die in der *Corinna* gewählte erzählende Form ist unstreitig der Abfassung eines Romans in Briefen vorzuziehen. Erstlich ist sie weit gedrängter; ferner ist der durchgängige Gebrauch der Briefform vielen Unbequemlichkeiten unterworfen: die Personen sollen in ihrer jedesmaligen Lage befangen seyn, und doch muss ihnen eine damit unverträgliche Beobachtung ihrer selbst und Anderer verliehen werden, um den Leser über sie und ihre Täuschungen ins Klare zu setzen, und die Zukunft vorzubereiten. Die Erzählung hingegen darf mit einer g wissen dichterischen Allwissenheit ruhig und unparteylich auf die Mithandelnden herabschauen.

Wenn wir nicht sehr irren, so wird *Corinna* der Sinnesart der deutschen Leser noch in höherem Grade zusagen, als die früheren immer mit grosser Wärme aufgenommenen und bewunderten Schriften der Frau *von Staël*. Recensent hatte Gelegenheit, die erste Wirkung dieses neuesten Werkes in Frankreich zu beobachten, wo es aufserordentliches Glück macht, und seit dem Augenblicke der Erscheinung das Publicum auf das lebhafteste beschäftigt. Genialische Überlegenheit darf sich nur zeigen wie sie ist, um alle Versuche kalter oder eigenliebiger Persönlichkeit, die den hohen Begriff ableugnen möchte, niederzuschlagen. Indessen haben die französischen Journalisten, welche nach der Sitte sogleich in dem literarischen Anhange der politischen Blätter Bericht erstatten mussten, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemlich belustigende Rolle dabey gespielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu sehr gegen die öffentliche Meynung anzustossen, und doch unfähig, den Geist des Ganzen auch nur von fern zu ahnden, hängen sie sich an Einzelheiten. Sie beschweren sich über *metaphysique du sentiment* und Dunkelheiten, wo wir unserer Seits eine fast strahlende Klarheit finden. Dass sie bey ihrer Unwissenheit und ihrem Mangel an Kunstsinn über den Theil des Werkes, der Italien betrifft, nichts zu sagen haben, versteht sich von selbst. Sie bleiben also bey dem Roman stehen, und sind in Verlegenheit darüber, dass sich kein baares Resultat ergeben will: das heisst, keine triviale Sitten- oder Klugheits-Lehre, um die sich die ganze Geschichte drehte. Dass dieselbe Person in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweise zuweilen Recht, zuweilen Unrecht hat, ohne dass es dem Leser ausdrücklich kund gethan wird; dass einem zugemuthet werden kann, einen Roman so zu lesen, wie man in einen Kreis ausgezeichneter Menschen tritt, wo der scharfe Beobachter die feinsten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzigte wegg ht, wie er gekommen ist: das ist durchaus über ih en Horizont. Einige setzen den Grafen d'Erfeuil unwissend fort, nämlich sie beurtheilen eine ächt poetische Composition gerade so wie er, oberflächlich und nach gesellschaftlichen Conventionen. Andere, da sie in der Charakteristik des Grafen d'Erfeuil etwas unheimliches verspüren, wollen zu üblem Spiel eine gute Miene machen: sie erkennen ihn also an, und erklären ihn dreist für liebenswürdiger, gefühlvoller, verständiger, und in alle Wege vortrefflicher, als den Engländer Oswald, ja für das eigentliche Muster eines gebildeten Mannes. Den Grafen Raimond, einen wahrhaft edlen und ritterlichen französischen Charakter, lassen sie aus guten Gründen unerwähnt. Das Ausland so günstig zu schildern, wie hier geschieht, England in Ansehung der sittlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künstlerischen Anlagen, scheint ihnen auch ein seltsamer Eigensinn des Geistes; und bey einigen literarischen Ketzereyen, die nur leicht hingeworfen und einer oder der anderen Person in den Mund gelegt sind, trauen sie kaum ihren Augen, dass man wagen könne, so etwas auszusprechen.

Überhaupt ist dieses Buch für ein europäisches Publicum bestimmt, und ganz dazu eingerichtet, mehrere Nationen verschiedentlich anzuregen. Die Engländer und Italiäner werden mit ihrem Antheil ohne Zweifel besser zufrieden seyn. In Italien besonders wird *Corinna* einen freudigen Enthusiasmus erwecken. Die Italiäner fühlen es mit Bitterkeit, dass ihre Nation, die den übrigen in allem vorgeleuchtet, seit geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Europa's steht. Sie sind sehr dankbar dafür, und es wirkt wohlthätig auf sie, wenn sie einer wohlwollenden und gerechteren Beurtheilung begegnen. Wir Deutschen sind nur in den Noten mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantische oder ganz und gar unpoetische Nation zu achten sind, so möchten wir die berühmte Verfasserin ersuchen, uns das nächstemal in den Text aufzunehmen. W.

Frankfurt a. M., b. Wilmanns: *Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater, oder Mittel, um es zu werden.* Ein Gegenstück zu der Kunst, ein gutes Mädchen zu werden. Von *Joh. Ludwig Ewald.* 1804. I B. 415 S. II B. 332 S. mit Kpfrn. von Jury. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Laut der Vorrede ist bereits die dritte Auflage des Handbuchs für Töchter nöthig geworden, und das gegenwärtige für Jünglinge wird hoffentlich keinen schwächeren Beyfall erndten. Die Aufschrift: Mittel, ein guter Jüngling u. s. w. zu werden, könnte glauben lassen, der Vf. wolle sich zuerst mit der Belehrung eines früheren Alters über das bevorstehende etwa bis zum Eintritt in die bürgerliche Bestimmung gerechnete Jünglingsleben beschäftigen, dann aber mit gleicher Ausführlichkeit den Jüngling auf den Stand des Gatten und Vaters vorbereiten. Hierauf beschränkte sich nicht die Absicht des Hn. *E.* Er hat in seiner Mittheilungsart eine glückliche Mischung getroffen. Die Vorträge passen zum Theil mehr für den angehenden Jüngling, aber auch der reifere und der Mann können mit Theilnahme zuhören, besonders wenn sie durch Wohlwollen, Sinn und Eifer für Menschenbildung dem Vf. gleichgestimmt sind. Mehrere Aufsätze aber gehen den gereiften Jüngling näher an, und geben ihm endlich das Geleit zu seinen Verhältnissen als Mann, nicht bloss in der Sphäre des Gatten und Vaters, sondern auch seiner nun entschiedenen

Bestimmung als Mitglied der Gesellschaft, wobey Hr. E. jedoch, dem Zwecke seines Buchs gemäfs, nur die gebildeteren Stände ins Auge fafst; namentlich den des Officiers, des Kaufmanns, des (ästhetischen) Künstlers; auch die Vorlesung an Studirende berücksichtigt die specielle Bestimmung des Predigers und des Geschäftsmanns. Der Vf. hätte eben so für den künftigen Landwirth im Grofsen oder Gutsherrn, für den Arzt und dergleichen schreiben können; aber die Ausführung rechtfertigt die Wahl, und der Vf. mufste sich gewisse Grenzen setzen. Diese Belehrungen *für* gewisse Stände sind für Mitleser eines anderen Fachs Belehrung *über* dieselben, Beyträge zur Kenntnifs der gesellschaftlichen Verhältnisse, beengen also nicht, sondern erweitern das Interesse des Buchs. Für das allgemeine und unmittelbare Bedürfnifs der männlichen Jugend ist vornehmlich der erste Theil geschrieben; Rec. enthält sich, die einzelnen Rubriken namhaft zu machen. Die vier letzten Vorlesungen des Werks umfassen endlich die Periode der Liebe und Ehe und des Vaterstandes. Weder förmliche Abhandlungen, noch ausgeführte Reden sind die Vorträge des Vfs.; das einzelne durfte und sollte eine laxere Verbindung haben, der Styl Sprache der Conversation seyn. Stellen aus Schriftstellern und Anekdoten sind häufig eingewebt. Er sucht in mannichfaltigen Wendungen das rechte Wort zu treffen, das zu dem Verstande und Herzen des Lesers Eingang finden kann; er versteht es, in den Verhältnissen des Lebens und im Streben und im Handeln der Menschen sittliche Beziehungen aufzufassen, sittlichen Gehalt zu würdigen, seinen Gegenstand durch glückliche Analogien und Bilder zu versinnlichen; er spricht mit wohlmeinender Wärme und stellenweise mit höherem Schwung der Empfindung und des Ausdrucks. Auch den ästhetischen Sinn läfst daher die Schrift nicht unbefriedigt; nur hätte Hr. E. den Redner darin forgfältiger nachahmen sollen, den stärksten und würdigsten Eindruck aufs Ende zu sparen; statt dessen einigemal Anekdoten nach den feineren Reflexionen und edleren Bildern, die in der *Seele* geweckt waren, mit gemeineren Contrasten einfallen; (auch die gemahlte Moral — Rec. meint die Kupfer — ist etwas kinderbuchmäfsig) und durch dramatische Einkleidung anzuziehen, ist ihm ganz mislungen; dieser Versuch zu Ende des ersten Bandes voll manirirter Empfindsamkeit ist eine ächte Reliquie aus den Zeiten der Siegwarte. Einzelne Stellen sind etwas nachläfsig ausgedrückt, auch wohl nachläfsig gedacht; die Raisonnements hin und wieder schwächer. B. II, S. 2 wird im Eingange des lesenswerthen Fragments über die Unabhängigkeit unserer Handlungsart von aller Speculation des Zeitpuncts erwähnt, „wo die Wissenschaftslehre es den meisten Menschen mehr als wahrscheinlich machte, dafs sie nie etwas wissen, wohl gar nie etwas lernen könnten." Ein Factum, welches dem Rec. völlig neu war! Wo der Vf. die Naturgemäfsheit des Schaamgefühls darthun wollte, B. I. S. 85 f. schien dem Rec. doch einiges minder delicat. Auch die Nase ist zu gewissen Abführungen bestimmt, ohne dafs die Natur etwa den in sie gelegten Geruchssinn maskiren wollte: der Vf. schwieg also besser von einer vermeinten ähnlichen Absicht a. a. O., und das feine Gefühl, das die Wange röthet, erhält S. 86 eine so vergröbernde Bezeichnung, dafs es sie darüber noch höher röthen möchte. Wenn Hr. E. in dem Aufsatze über Freundschaft, der viel Wahres und Anziehendes enthält, S. 211 sagt: „Man hat eigentlich noch keinen Freund gefunden, wenn man nicht Alles in ihm gefunden hat. Der flüchtige, oberflächliche Jüngling, der sich Vielen hingiebt, verdient keinen Einzigen Freund. Und wenn er auch als Mann von mehreren Seiten berührt werden, mehreres an mehreren auf verschiedene Art schätzen und lieben kann: diese Vielseitigkeit ist bey dem Jünglinge unnatürlich" u. s. w.: so fürchtet Rec. eine solche Behauptung, durch die übrige Wärme des Vortrags unterstützt, könne dem Jüngling, der dem Ideal nachstreben will, zu Affectation führen. Es giebt selbst in unserer Literatur vorleuchtende Beyspiele mehrseitiger jugendlicher Verbindungen, die man dem Vf. entgegensetzen kann, er denke an *Klopstocks* Ode: *Wingolf*. Er hat dem Umgange des Jünglings mit Frauen eine besondere Vorlesung gewidmet; was dieser unter seines Gleichen leisten oder empfangen kann, ist hin und wieder kärger berührt. Dafs mehreres Einwendungen zuläfst, dafs dem jugendlichen Leser nicht überall die entschiedenste Geistessuperiorität gegenübersteht, scheint kein bedeutender Nachtheil für das Ganze; er findet Stoff, zu prüfen. Das Buch regt überhaupt die intellectuellen und sittlichen Anlagen vielfältig an, und Rec. wünscht ihm das ausgebreitetste Publicum. nta.

LEIPZIG, b. Dyk: *Bibliothek der redenden und bildenden Künste.* 3 Bds. 1 St. 1807. 215 S. 8. (16 gr.)

Eine *kritische Übersicht der vorzüglicheren neueren Kunstproducte von Frankfurter und einigen anderen deutschen Künstlern* (S. 3—76) macht die erste Parthie dieses Stückes aus. In derselben geschieht erstlich Anzeige von 104 Numern des Prestelschen Kunstverlags zu Frankfurt a. M., von *Joh. Th. Prestel* selbst, wie auch von verschiedenen anderen Künstlern gearbeitet, unter denen der geschickte Landschaftsmahler, Zeichner und Kupferätzer, Reinermann, wohl der vorzüglichste seyn mag. Hiernächst folgt ein Verzeichnifs von Blättern aus dem Verlag des Kupferstechers und Kunsthändlers J. G. Reinheimers, ebenfalls zu Frankfurt a. M., nach verschiedenen Meistern, theils eigene Arbeit von Hn. Reinheimer, theils von anderen Kupferstechern in verschiedener Manier. Dann von einigen, zum Theil neu erschienenen, colorirten Ansichten der Gegenden um Genf, Savoyscher Gletscher u. s. w., welche Hr. Joh. Ant. Link, Landschaftsmahler zu Genf, verfertigt und herausgegeben; sie werden vom Vf. den Arbeiten des Hn. Reinermann an die Seite gesetzt, und sollen „die gelungensten Ansichten dieser Gegenden seyn, die bisher erschienen sind." Endlich noch einige Nachrichten von dem Leben und Schicksalen des gedachten Hn. Fr. Christ. Reinermann, wie auch von vorzüglichen Ge-

mählden und Zeichnungen desselben. — Da es hier nicht darum zu thun ist, die vom Vf. in seiner Übersicht angeführten Kunstwerke aufs neue zu beurtheilen, und das ihnen ertheilte Lob nach eigenem Befinden entweder zu erweitern, oder zu bedingen, sondern die Übersicht selbst als urtheilende Schrift gehörig zu würdigen: so bemerken wir darum nur kurz, dass uns dieselbe in hohem Grade schwach und unbedeutend scheint. Das sogenannte kritische besteht in grösstentheils undeutschen und zugleich sinnlosen Lobsprüchen; auch ist der Vorschlag an die katholischen Behörden in der Schweiz, die Klöster in Lehr- und Bildungsanstalten für Jünglinge und Mädchen zu verwandeln, hier ohne Zweifel sehr am unrechten Orte. S. 49. und 51 kommen ein Paar ganz misslungene Versuche sentimentaler Aufschwünge in poetischer Prose vor. — Den übrigen Theil dieses Bändchens erfüllen Recensionen neuer, sogenannter belletristischer Producte. Obgleich solche Beurtheilungen den Haupttheil der Bibliothek ausmachen: so können wir doch hier, nach dem Zwecke dieser Blätter, nicht Recensionen über Recensionen schreiben. Die ausführlichsten betreffen *Werners Weihe der Kraft*; *die Aetolier*, und *Schütz's epigrammatische Anthologie*. Gegen Hn. *Werner* ist die Kritik der Bibliothek am schonendsten; lauter wird der Tadel gegen die *Aetolier*, am positivsten gegen die *Schützische Anthologie* ausgesprochen. —y—H.

Dresden, b. Arnold: *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur*, von *Adam H. Müller*. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1807. 206 S. 8. (1 Thlr.)

Diese Vorlesungen sind bey ihrer ersten Erscheinung in unseren Blättern (1806. No. 261. 262) beurtheilt worden. Hier haben wir einen neuen Druck; kaum eine neue Auflage; denn das erstemal waren sie, dem Cotta'schen Morgenblatt zufolge, nur für Hn. *M's.* Zuhörer abgedruckt worden; sie kamen also nicht in den Buchhandel, ein Umstand, der uns damals unbekannt war. — Die Vermehrung ist nicht gross. Das Programm, durch welches die Vorlesungen angekündigt wurden, ist beygelegt; es enthält aber keine Ideen, die nicht in den Vorlesungen wieder vorkämen. Aber Eins erfahren wir daraus, dass nämlich diese Vorlesungen nicht den guten Bewohnern Dresden's, sondern „den in Dresden für den gegenwärtigen Winter (1805—1806) — vereinigten Fremden" bestimmt waren. Ob jene gar keinen Antheil nehmen sollten, etwa weil Hr. *M.* ihnen keinen Sinn dafür zutrauete, oder warum sie diesen allein angekündigt wurden — wissen wir nicht. — Auch die Verbesserungen sind nicht bedeutend; wenigstens haben wir bey der wörtlichen Vergleichung von drey Vorlesungen nur Ein Wort bemerkt, das geändert war. — Wir dürfen hier also auf die frühere Anzeige in diesen Blättern verweisen. Kr.

Nürnberg, b. Stein: *Allgemeines Journal für Technologie, Ökonomie und Fabrikwesen*. Herausgegeben von D. *Carl Wilhelm Juch*, königl. baierschem Hofrathe und Prof. der Chemie, Diätetik und Naturgeschichte in München. Erstes Heft. Mit 5 Kupfern. 1806. 108 S. 8. (20 Gr.)

Rec. zweifelt, dass dieses Journal ein sonderliches Glück unter den Technologen und Ökonomen machen und davon mehr als das vor ihm liegende Heft erscheinen werde, weil sein Inhalt in der That gar zu mager ist, vorzüglich was die eigenen Bemühungen des Herausgebers betrifft, obgleich er in der Vorrede ganz besonders bemerkt, dass es grösstentheils ein Product seines eigenen Fleisses sey. Die Anzeige des Inhalts wird unser Urtheil rechtfertigen. *Über das Schellack, und über die Verfertigung mehrerer Arten Siegellack.* Von einem *Siegellackfabrikanten.* Nichts besonders: die hier gegebenen Vorschriften zum Siegellack findet man in vielen Kunstbüchern, wovon alle Messen mehrere erscheinen. Die vom Herausgeber *angegebene Branntweinblase* besteht in einen flachen, niedrigen kupfernen Kessel mit weitem Hute, und sie soll vorzüglich den Vortheil haben, mehrere Male darin abzubrennen, ohne den Hut abnehmen zu müssen. Schwerlich wird aber diese Absicht erreicht werden, da die daran befindliche, mit einem Hahn versehene Eintragsöffnung zu eng ist, und das Gut in der Blase, ohne den Hut abzunehmen, nicht gleichförmig in der Blase vertheilt werden kann. *Bearbeitung der Runkelrüben auf Zucker, Arrak und Kaffeesurrogat.* Vom *Herausgeber.* Ob die Verwundung der noch im Lande stehenden Rüben den Zuckergehalt vergrössere, muss erst noch durch mehrere Erfahrung ausgemittelt werden. Der Vorzug seines Verfahrens, den Zucker daraus zu erhalten, besteht ebenfalls im Abtrocknen der Rüben, um die ausser dem Zucker dabey befindlichen Theile mehr zu verhärten; doch sollen sie nicht völlig getrocknet werden, sondern nur so weit, dass sie sich noch wie Leder biegen lassen. *Fabrikmässige Bereitung des Berlinerblaues.* Vom *Herausg.* Diejenigen, welche Berlinerblau und Salmiak zu gleicher Zeit bereiten, sind längst mit den hier angegebenen Handgriffen bekannt. *Westrings Versuche, aus Flechtenarten Farbestoffe, welche der Wolle und Seide schöne Farben geben*, sind schon aus dem *allgem. Journal der Chemie* bekannt, und die Nachträge des H. bestehen in 22 Zeilen, wo bloss einige Flechtenarten genannt werden, womit er Versuche angestellt zu haben vorgiebt. *Saftblau aus der gemeinen Kornblume.* Die Farbe ist gar zu unbeständig. *Neues Kaffeesurrogat.* Vom *Herausg.* Es sind die Saurachsbeeren (*Berberis vulg. L.*). Sonderbar, unter den kleinen Bemerkungen *Späth's Abhandlung über das Technologische der Fässer* zu finden: ein Aufsatz von 41 Seiten, also der stärkste im ganzen Hefte, und Rec. kann noch hinzusetzen, bey weitem der gehaltvollste. M.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer.* Zum Gebrauch der gross. Nationalmutterloge zu d. 3 Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigt. Logen in Deutschland. Dritte verbess. Auflag. 1806. XII u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1807.

THEOLOGIE.

Berlin (Frankfurt a. M., b. Körner): *Ausführliche Erklärung der sämmtlichen Wundergeschichten des alten Testaments aus natürlichen Ursachen.* Durchaus begleitet mit philologischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über *Wunder* und *Offenbarung*. Ein Gegenstück zu *Ecks* Erklärung der Wundergeschichten des N. T. *I Theil*, die in den mosaischen Schriften enthaltenen Wundergeschichten 1800. VIII und 231 S. *II Theil*, die in den Büchern Josua, der Richter, Samuels und der Könige enthaltenen Wundergeschichten. 1805. 238 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der ungenannte Vf. unterzeichnet sich zwar *P. in Berlin*, und sagt in der Vorrede zum I Theil S. VII, dass er ein Bürger des preussischen Staates sey, und unter dem Scepter eines Monarchen lebe, der Vernunft und Wahrheit schütze, und S. VI, dass ihm die reichhaltigsten Bibliotheken zu Diensten ständen; gleichwohl ist Rec. des Glaubens, dass man unter dem Vf. Niemanden anders, als einen bekannten, vielschreibenden Prediger zu suchen habe, dessen Schriften nur verglichen werden dürfen, um überall einerley Styl, Geist, Art der Vorstellung u. s. w. zu finden. Aber leider auch dieselben Merkmale der Flüchtigkeit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit! Die ersten, besten Proben werden unser Urtheil rechtfertigen. Die voranstehende Abhandlung „über *Wunder* und *übernatürliche Offenbarung*" übergeht Rec., weil sie durchaus nicht befriedigt, zumal da die wichtigsten Schriften über diese Gegenstände nicht berücksichtigt worden sind. War hier der Ort nicht dazu, wie es S. VIII heisst, so hätte sie lieber ganz wegbleiben können! — Wer sollte unter dem Titel des vorliegenden Buches eine Erklärung der *Schöpfungsgeschichte*, Genes. 1, der *ersten Menschengeschichte* K. 2. 3. des *Brudermordes* K. 4, der *Beschneidung* u. s. w. erwarten? Doch es sollten Bogen gefüllt, und desshalb eine Recapitulation des Bekannten angestellt werden! Und so musste denn wieder beynahe jedes Kap. des A. T. in Requisition gesetzt, oder uns das nochmals erzählt werden, was wir schon aus *Hezel's Bibel*, dessen *Dialogen*, *Bibel in der wahren Gestalt*, *Reallexikon*, *Geist der Philosophie und Sprache der alten Welt*, *Schriftforscher* u. s. w., und aus *Scherer's Bibelcommentar*, *dessen Geschichte der Israeliten*, *Weissagungen des A. T.* u. s. w. wissen. Über Genesis 1 werden uns 6 Erklärungen von neuem ins Gedächtniss gerufen, die theils abgeschmackt, theils verkehrt aufgefasst sind, kurz so wiedergegeben werden, dass sie sich (selbst No. 6 als die richtige) in dieser Gestalt nicht begründen lassen. Der Vf. adoptirt die dritte, wonach K. 1 eine Beschreibung enthalte, wie die durch eine Revolution zerstörte Erde wieder hergestellt werde. Tag 1 wird a) ein Hinderniss removirt, dass die Sonne wieder die Erde bescheinen konnte! b) Die Erde wird in Bewegung gesetzt! die Erde drehte sich anfangs langsam um ihre Axe, daher die *langen* Tage! (Woher dem Vf. diese sonderbare Kunde?) Tag 2 liess Gott gewaltige Nebel in die Höhe steigen, die Wolken (רקיע) bildeten! Tag 3 wurde das Wasser an einen bestimmten Ort gedrängt. Diess bewirkten Winde und wühlende Erdbeben! Tag 4 *lehrte* Gott die Erde sich mit der gehörigen Geschwindigkeit um ihre Axe drehen! Und so gehts fort im Jahre 1800! Über Gen. II. III folgen erst einige Anmerkungen, welche z. B. folgendes enthalten: K. 2 ist ein blosses Fragment, weil vielleicht die Rolle, auf welche ursprünglich die Erzählung niedergeschrieben, verwischt und unleserlich geworden. Das Ganze zerfällt in 7 Fragmente: a) in V. 1—3 (nach S. 30 war das ja ein Zusatz des späteren Bearbeiters!) b) in V. 4. c) in V. 5. 6. d) in V. 7—9. e) in V. 10—14. f) in V. 15—17. g) in V. 18—25. Fragm. 7 enthält den Sinn: Adam bekam eine Gattin, ganz seines Wesens und seiner Natur. Wenn *kranke* Thiere vom *Lebensbaume* assen und sich erholten, so schloss Adam daraus auf seine medicinische Kraft. Die Früchte des Baumes des Erkenntnisses hatten eine erhitzende, stimulirende Kraft. *Vögel* flogen auf den Giftbaum, *assen* und — starben. Diess war den Menschen Befehl, nicht davon zu essen. Die Schlange ass (Obst?) und wird lustig!! Eva und ihr Gemahl assen nun auch. Ein Gewitter steigt auf. Ha! Zornstimme der im Garten dahin rauschenden Gottheit! Sie wollen die Schlange anklagen, aber neue Donnerschläge setzen sie so in Furcht, dass sie eilends Eden verlassen. Adam fühlte ausserhalb Eden die Beschwerden der Arbeit, Eva die der Schwangerschaft u. s. w. *Sie* spricht über die Schlange das Urtheil aus, welches unter andern so lautet: „Nun weiss ich, warum er (Gott) deinen Körper so sonderbar bildete, dass du auf deinem Bauche kriechen musst: du solltest nicht Bäume besteigen. Nicht Baumfrüchte, sondern was im Staub und Erde wimmelt (?), sollte deine Speise seyn!" Zu dieser Erklärung scheint sich der Vf. zu bekennen, und nun folgt, nach diesen Anmerkungen, nicht die *Gablerische*, sondern noch die

Kantische Hypothese!! — Über K. 4, 3. ff. „Wenn Kains Feldbau misſrieth, Abels Heerden ſich hingegen deſto zahlreicher vermehrten, ſo ſchloſs ohne Zweifel (?) Kain hieraus, daſs die Gottheit ſein Opfer nicht gnädig angenommen habe.“ Um Abels geſegnete Heerde zum Eigenthum zu bekommen, faſste er den Entſchluſs ihn zu ermorden. Doch „Kain wollte vielleicht Abel nicht todtſchlagen, ſondern nur prügeln. Aber Kain, der noch keinen Menſchen ſterben geſehen, ſchlug zu hart.“ Alles übrige iſt Monolog. Über das *hohe Alter der Erzväter*. Bis Noah hatte man ein Zeitmaſs von 6 Monden, ſpäterhin ein längeres, dann von Pelegs Zeit an ein verdoppeltes. Über K. 5, 21 ff. Henoch ſtarb unvermuthet und plötzlich, (?) etwa in einer Höhle. Sein Leichnam wurde nicht gefunden. Er war fromm; daher der Gedanke: Gott muſs ihn zu ſich genommen haben! Was bloſs zu ſeyn ſcheint, drückt die Sprache der alten Welt (?) als gewiſs aus. In der Erklärung der *Waſſerfluth* wird der Knoten, daſs K. 7, 19. 20. *Moſes* ſage, das Waſſer ſey über die höchſten Berge, alſo auch über den *Libanon* und *Sinai* gegangen, die *er* beide kannte, ſo gelöſt: wer es denn in unſeren Tagen noch wage, einen Moſes für den Vf. der Urgeſchichte auszugeben? Dieſer Wagehälſe giebt es dermalen noch viele, ohne daſs ſie hier wegen einer Antwort in Verlegenheit kommen. Doch der Vf. lebt in Berlin, und ſo iſts kein Wunder, daſs ihm die *allg. theol. Bibliothek*, die in *Gieſsen* herauskommt, unbekannt blieb! Vgl. B. I. v. 1798. S. 583. ff. Am Schluſſe dieſes Aufſatzes heiſst es noch S. 73: „Bisher hatte Gott ſeinen *Bogen* geſpannt auf die Sterblichen, mit ſeinen Pfeilen ſie getödtet bis auf die Familie des Noah [durch die Fluth!]. Nun hörte er auf zu ſtrafen. Er hängt ſeinen Bogen auf.“ Mit der Anmerkung: „Wenn die alte Welt die Gottheit ſtrafend vorſtellen will, ſo giebt ſie ihr, wie einem Krieger, Bogen und Pfeil. So im A. T. und auch ſo im *Homer*.“ Vergleichungen aus Profanſcribenten ſind nützlich und intereſſant, aber gegen ſolche empört ſich die Hermeneutik. Wollte man ſie an ſolche Fäden anknüpfen, ſo könnte man leicht den ganzen *Homer* in der Bibel wieder finden. *Über die Verwirrung der Sprache* werden 5 Hypotheſen nahmhaft gemacht. Unter No. 1 wird die vom *Blitze* wiederholt. Bey 4 und 5 werden ihre Urheber nicht genannt. Überhaupt läſst der Vf. das *ſuum cuique* ſehr oft aus der Acht; nur da nicht, wo es die Hrn. *Schérer* und *Hezel* gilt. *Abrahams Entſchluſs nach Kanaan zu ziehen*, wird a) durch einen *Traum* bewirkt; b) es war freyer Vorſatz. Moſes oder ein ſpäterer Schriftſteller (?) kleidete die Geſchichte erſt in das mirakulöſe Gewand. Der Strahl von Licht in b) wird durch den *ſpäteren* Schriftſteller wieder verdunkelt. Lauter Beweiſe des Mangels an Selbſtſtändigkeit! — Um K. 15 zu erklären wird 1) ein vierfacher Traum zu Hülfe genommen. Unter No. 2 heiſst es: „Etwas Wahres mag wohl bey dieſer Begebenheit zu Grunde liegen, allein Moſes, oder der in ſeinem Namen ſchreibende ſpätere Schriftſteller, hat vieles hinzugeſetzt . . .' Es mag Wahrheit ſeyn, als Abraham jene 5 kleine Majeſtäten (Kap. 14) beſiegt hatte, ſtieg ihm der Gedanke auf, wie wenn die Feinde ſich wieder ſammelten“ u. ſ. w. Dieſer Erklärung hätten erſt folgende Unterſuchungen voran gehen ſollen: Was ſtammt im Kap. 15. vom A, was vom B. und was von einer ſpäteren Hand C her? Hing urſprünglich Kap. 14 mit 15 zuſammen? Ging jene Geſchichte gerade vor dieſer her? u. ſ. w. — Der *Hagar auf der Flucht* kam es a) vor, ſie ſähe eine ihr fremde Geſtalt, kurz etwas, worunter ſie ſich die Gegenwart der Gottheit dachte, aber von *hinten* (? vgl. V. 13 mit V. 8—11). b) Ein Reiſender begegnet ihr; c) es iſt Sprache des Gewiſſens, was ihr erſcheint. *Abrahams Beſuch* wird unter 1) durch *Hezels* Traumhypotheſe erklärt. Nach 2) waren es Betrüger, die die Sara täuſchen und Sodom in Brand ſtecken wollten. Nach 3) trägt ſich die Geſchichte ganz einfach zu. Man hält die Männer für Menſchen, und ihre Verheiſsungen für Komplimente. Man gab ſpäterhin dieſer Geſchichte einen mirakulöſen Anſtrich. Denn „das damalige Zeitalter konnte die nackte Wahrheit nicht vertragen . . . jede Geſchichte muſste, wenn ſie gefallen ſollte, orakelhaft, mit göttlichen Erſcheinungen, und täuſchend erzählt werden.“ So kommt gleich wieder der Verf. von der rechten Spur ab. Über *Sodoms Untergang* werden hauptſächlich die bekannten Hypotheſen aus dem *Magazin für Religionsphil.* B. 1. St. 3, u. B. 3. St. 1 wiederholt. Das, was in dem angeführten Magazin als Factum angegeben wird, hat viel einſchmeichelndes, aber gleichwohl dürfte es ſich nicht begründen laſſen. So ſpricht der Vf. z. E. das ſeinem Führer nach: „die Ausleger, welche hier ידע vom ehelichen Beyſchlaf verſtehen, meinen, die Sodomiten hätten mit Lots Gäſten Knabenſchänderey treiben wollen. Mir kommts doch ſonderbar vor, daſs ſich die ganze Stadt bey Lots Hauſe verſammelt habe (als wenn Sagen nicht immer am Umfange gewönnen!) u. ſ. w. Nach meinen Gedanken haben die Ausleger Sodoms Einwohner willkührlich (?) zu äuſserſt laſterhaften Menſchen gemacht.“ Wir verweiſen den Vf. auf Richter 19, 22 ff. Um über *Iſaaks Aufopferung* Licht zu verbreiten, werden wieder viele Träume in Bewegung geſetzt. Auch wird gemuthmaſset, die Stimme Geneſ. XXII, 11 ſey wahrſcheinlich (?) von einem der Sklaven Abrahams, etwa von einem Elieſer, hergekommen. (Freylich die Opferungsgeſchichte zeigt ſchon auf Altersſchwäche u. ſ. w. hin, und ſo dürften ihm wohl die loſen Knaben den Streich geſpielt haben!!) Die Engel, Kap. 32, 1. 2. werden ebenfalls ſehr leicht durch die bekannten, und ſehr bewährten, Experimente beſeitigt. 1) Jacob legte ſich mit Sorgen nieder; er träumte, ſein Gott ſchütze ihn — ein Heer Engel (nach den alten Gebetbüchern) ſtehe ihm zur Seite. 2) Die Engel waren Reiſende, die ihn von den Bewegungen Eſaus benachrichtigten. Und ſo geht das unſelige, willkührliche, und aus der Luft gegriffene Hypotheſenweſen im *erſten Theile* unaufhaltſam weiter!

Der *zweyte* Theil iſt zu unſerer wahren Freude ungleich beſſer als der erſte, und berechtigt uns zu

den gleich Anfangs berührten Erwartungen. Die Stimmung des Vfs. wird hier plötzlich, wir wissen nicht wodurch, ausserordentlich poetisch. Auf der einen Seite ist das eine der schwachen Parthien dieser zweyten Sammlung, aber auf der anderen ist dieser Gedanke gerade des Verfassers Genius geworden, der ihn vor den obigen Abwegen nicht selten glücklich geschützt hat. Sein Geist ist freyer, weniger abhängig von den irreführenden Autoritäten Anderer, und seine ehemaligen, getreuen Führer bekommen sogar zu Zeiten eine wohlverdiente Correction. Dieser Theil beginnt mit Josua 1, 1—9. Um nämlich das *Sprechen Gottes* zu erklären, wird Kap. 1, 1—9 hieher gezogen oder gezwungen. Wir sollten aber denken, an der Erklärung des *Sprechens Gottes* an einem Orte hätten wir überflüssig genug. Hätte der Verf. das Beste seiner Leser vor Augen gehabt, so würde er alle die grösseren und kleineren Abschnitte des A. T., wobey einerley Kunststücke in Bewegung gesetzt werden, neben einander gestellt haben. Josua's Leben ist neu, dem Vf. eine Epopöe, und so wird Kap. 1, 1—9 als Poesie, und sogar metrisch behandelt. Dem Rec. ward es nicht gegeben, sich zu dieser Höhe empor zu schwingen. Ob sich andere zu dem Verf. erheben können, wissen wir nicht. Er beginnt so:

„Also geschah einst:
Nach Mose Tod, Jehovas Diener,
Sprach Jehova zu Josua,
Nuns Sohn, Mose's Vertrauter:
Mose, mein Diener, ist gestorben! —
So steig nun auf, geh über diesen Jordan,
Du und dies ganze Volk, in das Land,
Das ich euch gegeben, den Söhen Israels."

Aus Kap. 3, 16. 17:

„Also ging das Volk hinüber
Gegen Jericho.
Und die Priester, welche da trugen
Die Bundeslade Jehovas,
Stunden also im Trocknen
Mitten im Jordan;
Und ganz Israel ging trocken hindurch."

Der Verf. läst aber nicht mehr mit *Hezel Jerichos Mauern* durch ein Erdbeben umstürzen, sondern die Stadt im Sturm erobern. Das *Stillstehen der Sonne* Kap. 10. ist ihm kein optischer Betrug, sondern der Ausruf des feurigen Helden auf dem Schlachtfelde, der sich auf einen früheren Gesang bezieht. — *Simsons* Leben besingt der Vf. auf gleiche Weise metrisch, und zwar in solchen Versen: Kap. 43. (13), 2:

„Es war ein Mann zu Zorea
Von dem Geschlechte Dans,
Mit Namen Manoah,
Dess Weib war unfruchtbar
Und wollte nicht gebären."

Es ist ihm ein Mythus, der in lebendiger Anschauung die Körperkraft eines Helden darstellt, die das Menschliche zu überschreiten wagt. „Vernehmen wir (wir vernehmen) nun" wie 1 Sam. 3 *poetisch* gegeben wird:

„Als Samuel, noch Jüngling,
Jehova diente unter Eli, u. s. w."

In demselben poetischen Gewande erscheinen hier die *Wunderthaten* des *Elia's* und *Elisa*. Dieser Theil endigt sich mit 2 Kön. 20.

Wir wünschen, dass der Vf. recht bald in eine solche Lage möge versetzt werden, worin er nicht mehr nöthig habe, das Bücherschreiben als Broderwerb zu treiben. G.

Leipzig, b. Crusius: *Versuch einer psychologischen Pastoral-Klugheitslehre* von M. *Carl Friedrich Rosenhahn*, Oberpfarrer in Schmiedeberg im Kurkreise. *Erster Theil*, 1804. XXX u. 346 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die, von der sogenannten Pastoralwissenschaft und Pastoralklugheit verschiedene, psychologische Pastoralklugheitslehre ist, nach unserm Vf. (S. 8 fg.) nichts anderes, als die auf den Wirkungskreis des Predigers angewandte Psychologie. Den Grund dazu hat (S. 20) bereits der zu früh verstorbene *P. F. A. Nitsch*, nur nicht tief genug, gelegt. Hn. *R.* war es (S. XVI) darüm zu thun, „den letzten Grund zu erforschen und deutlich aus einander zu setzen, auf welchen (von Seiten der Prediger) unaufhörlich gebauet werden muss, wenn anders das schöne Gebäude der Moralität (durch ihr Zuthun) aufgeführt werden soll, wie nicht weniger, die vielen Fehler in das helleste Licht zu stellen, welche von sehr vielen Predigern begangen werden, wodurch jenes herrliche Gebäude oft untergraben, und noch öfter entstellt wird. Hat nun, sagt er (S. XVII), dieser erste Theil das Glück, freundlich aufgenommen, und für etwas mehr, als Mittelgut, gehalten zu werden; so wird es mir eine Freude seyn, den zweyten und letzten Theil, welchem auch ein Register zur Erleichterung des Nachschlagens beygefügt werden soll, längstens zur nächsten Ostermesse erscheinen zu lassen; ausserdem ich mir nie beykommen lassen werde, eine Arbeit fortzusetzen, bey welcher Zeit, Mühe und Papier für verschwendet geachtet werden." Letzterer Meynung ist Rec. wirklich nicht; er wünscht vielmehr selbst die Erscheinung des zweyten Theils, in Hoffnung, dass dadurch bey angehenden Predigern mancher Nutzen werde gestiftet werden. Gleiche Erwartung hegt er auch von diesem 1 Theil, wiewohl er denselben nur wegen einzelner guter Rathschläge und Warnungen, nicht aber im Ganzen, empfehlen, und am wenigsten die Hauptidee des Vfs. billigen kann. Den Grund, worauf Hr. R., um die bisher sogenannte Pastoraltheologie in eine blosse, jedoch psychologische, Pastoralklugheitslehre zu verwandeln, bauen möchte, hat man, wie er (S. XVIII) vorgiebt, „wirklich (als solchen) gefühlt (aber noch nicht erkannt); man hat auf ihn zum Theil dunkel hingewiesen, wie *Niemeyer* und *Kant* gethan haben!" Hätte der Vf. neben *Kant's* Kritik der praktischen Vernunft auch dessen Kritik der Urtheilskraft, statt anderer Kantischen Schriften, die er gelegentlich anführt, oder auch nur dieses Philosophen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen mit Aufmerksamkeit gelesen: so würde er hoffentlich zu der Einsicht ge-

langt seyn, daſs der, von ihm aufgespürte, Grund der Menschenbesserung durch die Pastoren um so unsicherer sey, als er wiederum auf der Sinnlichkeit beruht, mit welcher doch die Geistlichen sich in keine Unterhandlung einlassen dürfen. Dieser Grund ist nämlich (S. XVII 51 fgg.) kein anderer, als das *ästhetische* Gefühl. Durch psychologisch-kluge Benutzung desselben, meint der Vf. (S. 60), würden „die Prediger im Stande seyn, ihre Zuhörer *methodisch* zu veredeln; vielleicht etwa auf ähnliche Art, wie sich der (künftige) Prediger auf Akademien zum Predigtamt bildet, und sodann würden sie sich zu einer hohen Achtung erheben. Denn daſs der Predigerstand jetzt in so geringem Ansehen stehe (S. 1 fgg.), das rühre eigentlich daher, weil es zwar eine (also im Ganzen untaugliche) Predigtmethode, aber noch immer keine *Besserungsmethodik*, keinen sicheren Plan gebe, die Menschen stufenweise und *systematisch* zu bessern. Freylich, wenn die Prediger, zumal unter obrigkeitlicher Begünstigung, einen solchen Besserungsmechanismus einführen, und diesen auch von der Kanzel handhaben könnten: so möchten sie wohl auf den Namen der Meister und geistlichen Väter (Matth. 23, 8, 9) Anspruch machen. Aber vor der, daher entstehenden, Verehrung bewahrt sie eben das Gefühl (Apostelgeschichte 14, 15), dessen Verwechslung mit dem ästhetischen unserem Verf. oft theuer genug zu stehen kommt. So ist es, mit ihm selbst zu reden, eine psychologische Sünde, wenn er S. 84 sagt: „Gemeiniglich lacht man über den *kleinen* Mann. Und wie? wenn ein solcher von den Tugenden der *Groſsmuth*, der *Standhaftigkeit* bey Ertragung der Leiden redet, glaubt man gar nicht, daſs er ernstlich rede, weil man ihm dergleichen Tugenden gar nicht zutraut!" Wenn es mit dem Princip des Vfs. seine Richtigkeit hätte, so müſsten allerdings nur reizend in die Sinne fallende Redner die Kanzel betreten, und das Bestreben zu gefallen müſste so durchaus ihr Augenmerk seyn, daſs sie es hierin dem Schauspieler, zum wenigsten auſser dem Theater, zuvor thäten. Fast fürchten wir, Hr. R. käme hiebey sehr zu kurz. — Indessen ist es mit seiner Nachweisung des ästhetischen Grundes der Moralität, worauf der Prediger (vorläufig, nach der unlogischen Ordnung des ersten Theils, in seinen Religionsvorträgen S. 24, wie in seinem Verhalten gegen die äuſserlichen Gebräuche, S. 123 gegen einzelne Gemeineglieder bey besonderen Vorfällen, S. 173 bey Vergnügungen, S. 242 gegen die weltliche Obrigkeit, S. 290) fuſsen soll, nur eine optische Täuschung, die sich psychologisch schon daraus erklären läſst, daſs „man auf diesen Grund (nach des Vfs. Deutung in dieser Absicht) dunkel hingewiesen hat." Einen anderen Grund kann Niemand legen, auſser dem, der in der moralischen Natur des Menschen gelegt ist. Dieser ist für christliche Prediger insofern allerdings J. C. als derselbe von der praktischen Vernunft ausgeht, ohne das ästhetische Gefühl einmal in Anspruch zu nehmen. Daſs der Prediger dieses nicht beleidigen dürfe, versteht sich übrigens von selbst, wie es denn auch kaum der Erinnerung bedarf, daſs er, mit aller Pastoralklugheit, oder vielmehr Lehr- und Lebens-Weisheit, seine Zuhörer nicht besser *machen*, sondern ihnen nur Anleitung und Aufmunterung geben könne, daſs sie *sich*, wie aus freyen Stücken, so auch aus eigenen Mitteln, bessern.

T.

Leipzig, Züllichau, Freystadt, b. Darnmann: *Die allgemeine Menschen-Religion.* Versuch einer Entwickelung derselben, aus den ältesten christl. Urkunden. Ein Buch für gebildete Leser aus allen Religions-Partheien. 1804. 289 S. 8. (1 Thlr.)

In diesem trefflichen Buche spricht ein Mann, dem das Heiligste der Menschkeit am Herzen liegt, mit Licht und Wärme über den wichtigsten Gegenstand des menschlichen Nachdenkens — über die Religion, um wo möglich die abtrünnig gewordenen wieder zu ihr zurückzuführen und das erstorbene Interesse für sie zu wecken. Das kann doch wohl nicht geleugnet werden, daſs die traurigste Indolenz gegen diese wichtige Angelegenheit immer mehr um sich greift, daſs Irreligiosität immer wüthender einreiſst und daſs — wie der würdige Vf. S. 349 auch nach unserer Überzeugung mit Recht behauptet, das Sittenverderbniſs zu einer fürchterlichen Höhe herangestiegen ist, und was hierbey das schlimmste ist, daſs man sich dabey noch für gesund hält, und auch wohl von Religionslehrern noch in diesem schädlichen Wahne bestärkt wird. Es wird hinreichend seyn, die Überschriften dieses interessanten Buchs anzuführen, um zur Lesung und Prüfung desselben anzulocken: Johannes der Sittenverbesserer — die neue Reichsverfassung — die Religion der Freude, die Religion der Liebe, — Herzensreinigkeit, Verwandtschaft der Seelen, der fruchtbare Boden, langsames Keimen und Wachsen, Prediger-Spiegel, der Volksfreund, die verständige Frau, der eheliche Soldat — was Jesus von Wundern hielt. Eine Kinder-Scene; gut seyn und besser werden, die verständige Antwort, Christus Religion kein Pfaffenthum, Achtung gegen öffentliche Gottesverehrung — Gott sieht aufs Herz, der Winzer und sein Sohn — Der Abschied — Beschaffenheit und Zweck der Christus-Religion — durch die christliche Gesellschaft soll die Menschheit veredelt werden — Christus berichtiget die Sittenlehre seiner Zeit — untrügliches Kennzeichen wahrer Gottesverehrer — das Haus auf dem Felsen, der Verein der Guten u. s. w. Alles aus dem Archive des Christenthums hergeleitet, entwickelt und mit den schönsten praktischen Ideen verwebt; besonders schätzbar sind die daraus abgeleiteten Resultate. Wenn nun aber die Lehren des Christenthums, nach dem Sinne Jesu und seiner Jünger aus den Urquellen rein aufgefaſst und wiedergegeben werden müssen: so möchte doch wohl das Wesentliche der Geistes-Religion zu eng begrenzt, und das Charakteristische derselben nicht durchgängig treu gezeichnet seyn.

B—G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1807.

JURISPRUDENZ.

Jena, b. Cröcker: *Christ. Gotth. Hübneri*, JCti et antecess. Ienensis, *Disputationum juris civilis liber primus.* — Insunt disputationes testamentariae. 1806. 169 S. 8. (12 Gr.)

Soll eine neue Bearbeitung der allerbekanntesten Controversen des Civilrechts so viel Interesse für sich erwecken, dass man gern sich noch einmal mit demjenigen beschäftigt, was man so oft schon und so vielseitig dargestellt fand: so muss dieselbe nothwendig entweder durch Neuheit der Ansichten überraschen, oder wenigstens durch Annehmlichkeit des Vortrags sich empfehlen. Von dem ersten Erfodernisse kann man indess akademische Streitschriften vielleicht am ersten dispensiren, wenn es bey denselben mehr auf Prüfung bekannter, als auf Begründung neuer Meinungen abgesehen ist. Die einzelnen in dieser Schrift enthaltenen Disputationen — eilf an der Zahl — welche Hr. Hofr. *Hübner* zu Erlangung einer Stelle in der juristischen Facultät zu Jena vertheidigte, sind daher *zu diesem Zwecke* ganz gut gewählt, da sie die bestrittensten Parthien der controversreichsten Doctrin des römischen Rechts — der Testamentslehre — enthalten. So verschieden am Umfange dieselben sind, so verschieden sind sie am Werthe; wie viel aber von beidem einer jeden zukomme, wird die hier folgende speciellere Angabe zeigen:

Cap. I. *Ad leg. 27. C. de testamentis. Sola poenitentia, quantumvis apud acta vel coram septem testibus manifestata, non infirmari testamenta, ostenditur. — Subjiciuntur hujus regulae exceptiones.* Offenbar der bedeutendste Aufsatz. Nach einer ausführlichen Darlegung sämtlicher bisherigen Meinungen über die Verfügung der erwähnten Gesetzstelle, erkennt der Vf. in Ansehung der Hauptentscheidung die der mehresten neuern Schriftsteller, welche bey den Worten des Gesetzes stehen bleiben, und demnach annehmen, es reiche der Ablauf eines Jahrzehendes *allein* nicht hin, ein sonst gültiges Testament zu entkräften, und werde vielmehr eine solche Wirkung durch das *Hinzutreten* einer gegentheiligen Willenserklärung von Seiten des Testators bedingt, ebenfalls als richtig an; glaubt jedoch dieselbe gegen die Meinung seiner Vorgänger dadurch noch zu *berichtigen*, dass er in zwey besonderen Fällen eine *Ausnahme* jener Regel zulässt. Beide aber kann Rec., den einen überhaupt nicht, den anderen wenigstens nicht als Ausnahme, für gegründet halten. Letzterer nämlich besteht nach S. 29 darin, dass der Testator seine Willensänderung durch ein *pactum hereditarium universale* erkläre. Dieser Fall gehört offenbar unter diejenigen, wovon die *l. 27. C. de testam.* sagt: *ipso jure prius tollitur testamentum*, da, wie Hr. *Hübner* selbst ausführt, universelle Erbverträge heut zu Tage den Testamenten völlig gleich geachtet werden. — Den zweyten Ausnahmsfall findet sodann der Vf. (S. 21) in der Voraussetzung einer *Substitution*, welche nach der *l. 1. §. 4. D. de his, quae in test. del.* gestatten soll, dass dem directen Erben die Erbschaft *nuda voluntate* entzogen werden könne. Schon der erste Blick in das Gesetz gab jedoch dem Rec. die Überzeugung, dass Hn. *H.*, auch bey der sorgsamsten Überlegung, (*omnia circumspicienti et omnia periclitanti*, sagt er von sich selbst) der wahre und richtige Sinn des Gesetzes dennoch in gleichem, vielleicht in noch höherem Grade, als den von ihm erwähnten *viris doctis*, entgangen sey. Das ganze Gesetz handelt, wie auch die Überschrift des Titels schon vermuthen lässt, lediglich davon, wiefern es der Gültigkeit eines Testaments überhaupt, oder dessen einzelnen Dispositionen schade, wenn dasselbe ganz oder zum Theil zerschnitten, durchstrichen, u. s. w. ist. Bey dieser Gelegenheit kommt der Jurist auf die Frage: ob durch Auslöschen einer einzelnen Disposition die ganze Erbschaft, oder ein Theil derselben, dem eingesetzten Erben entzogen werden könne, da sonst eine *ademtio hereditatis* nicht leicht Statt finde, und antwortet hierauf *bejahend*, weil die Erbschaft alsdann nicht *quasi ademta*, sondern *quasi non data*, betrachtet werde. Ist diess wirklich der Inhalt jener Stelle, so hat Hr. *H.* darauf offenbar sehr mit Unrecht provocirt; dass er es aber sey, beweisen folgende Gründe: 1) Sowohl der §. 1 desselben Gesetzes, als die eine ähnliche Verfügung enthaltende *l. 2 eod.*, beweisen, dass hier von einer Ademtion durch Ausstreichen u. s. w., mithin von einer *ohnehin unbezweifelt gültigen* Aufhebungsart, die Rede sey; 2) eben diese Stellen, so wie der ganze Zusammenhang, zeigen, dass diese Ademtion als *in dem Testament selbst geschehen*, vorausgesetzt, und *darum* nicht sowohl für eine *ademtio* (im juristischen Sinn), als für eine *non datio*, angesehen wurde; wie dann auch 3) ausser diesem Falle die sonstige Regel in den Worten: *Quoniam hereditas semel data etc.*, ausdrücklich anerkannt wird; endlich 4) ist die Erwähnung der Substitution hier gänzlich unentscheidend, da sie nicht, wie Hr. *H.* glaubt, auf beide Fälle (*portio* und *tota hereditas*) sich bezieht, sondern ganz bestimmt nur den letztern angeht, und dabey nichts weiter sagen will, als: die *ademtio totius hereditatis* setzt den Fall voraus, dass ein Substitut vorhanden sey, weil nämlich sonst durch sie das ganze Testament hinfällig würde. — Wäre

daher auch in jener Gesetzstelle von einer blofsen Revocation und deren Wirksamkeit die Rede, und wollte man auf sie eine Ausnahme der allgemeinen Regel gründen: so könnte dieselbe doch nur so gefasst werden: es gelte ein blosser Widerruf, wenn er *in dem Testament selbst* geschehen sey. Doch auch davon kann, wie gesagt, keine Rede seyn. — Überhaupt scheint Hr. *H.*, der gewiss andere schätzenswerthe Kenntnisse besitzt, in der gesetzlichen Exegese nicht sehr glücklich, wie auch seine Bemerkungen über die *l.* 1. §. 8. *D. si tab. testam. null. ext. und. liberi* (Rec. führt die vollständige Rubrik dieses Titels an, weil Hr. *H.* — warum wohl? — S. 18 eine und dieselbe Gesetzstelle innerhalb 4 Zeilen einmal *l.* 1. §. *pen. D. si tab. test. null.* und das andere Mal *l.* 1. §. 8 *unde liberi* allegirt) deutlich genug ergeben. Gegen *Voorda* zu beweisen, dass hier eine *B. P. ab intestato* nicht Statt finde, darauf kam es zunächst gar nicht an, indem das Gesetz allerdings von einer *solchen B. P.* redet. Das entscheidende Moment, wovon eine richtige Deutung jenes Gesetzes einzig abhängt, ist vielmehr diess, dass in demselben nicht *wegen der vorausgesetzten Willensänderung B. P. gegeben*, sondern nur die Frage beantwortet wird: ob, wann jemand aus irgend einem sonstigen, ganz unbestimmt gelassenen, Grunde *B. P.* auswirkt, und dabey zwar ein Testament, aber ein durch die erklärte Willensänderung des Testators entkräftetes Testament, vorhanden war, alsdann die *B. P. ab intestato* oder *contra tabulas* zu nennen sey? — Wäre jenes erstere der Sinn des Gesetzes, so hätte die *Nichtbeziehung* der Worte: *alia ratione*, auf simple Revocation alle Wahrscheinlichkeit gegen sich; nimmt man hingegen die letztere Erklärung an, so ist die Sache völlig klar: die *B. P.* wird *ab intestato* genannt, wenn gar kein, oder ein *jure civili* ungültiges Testament im Mittel liegt: entscheidet also der Jurist in dem vorliegenden Falle für die *B. P. ab intestato*, so kann er nur solche Umstände vor Augen gehabt haben, welche ein Testament *ipso jure* ungültig machen; diess ist bey den namentlich angegebenen Beyspielen auch wirklich der Fall: *l.* 1. §. 10 *D. de B. P. sec. tabb. l.* 30 *C. de testament.*, es muss also die angehängte generelle Clausel nothwendig *eben* so, und zwar um so gewisser eben so verstanden werden, als das Gesetz auch nicht den geringsten Anlass zu der Vermuthung bietet, dass der Jurist einem Umstande, dem bisher aufhebende Kraft anerkannt nicht zukam, dieselbe *von Neuem beyzulegen*, die Absicht gehabt habe. — *Cap. II. Quibus modis testamenta fiant irrita. Et ad l.* 1. §. 8. *D. de bon. poss. sec. tab.* Die bisherige Meinung, nach welcher *testamentum irritum* dasjenige ist, welches durch *capitis deminutio* des Testators ungültig wird, soll unrichtig, ein gesetzliches Beyspiel mit dem Begriffe der Gattung verwechselt, und *test. irritum* vielmehr dasjenige seyn: *quod ab initio jure factum, sublata civili conditione testatoris, consistere desiit.* — Auch hier glaubt Rec., sich jener gewöhnlichen Meinung gegen Hn. *H's.* vermeinte Berichtigung annehmen zu müssen. Dass der Ausdruck: *testamentum irritum* oft auch in einer allgemeineren Bedeutung vorkomme, leidet keinen Zweifel; aber die besten Schriftsteller behaupten auch nur, dass *testam. irrita im engeren* Sinn die oben bezeichneten wären. Um nun davon überzeugt zu werden, braucht man in der That nur die §§. 4—6. *I. quib. mod. testam. infirm.* einzusehen. Diese Stelle nämlich sagt: „Unter die Fälle, wo gültig errichtete Testamente nachher ungültig werden, gehört auch der, dass der Testator *capitis deminutio* erlitt. In *diesem* Falle wird das Testament *irritum* genannt. Zwar pflegt man auch die, welche rumpirt wurden, oder von Anfang nicht galten, *irrita* zu nennen, so wie denn auf der andern Seite auch wohl von den wegen eingetretener *capitis deminutio* ungültig gewordenen der Ausdruck: *rupta* gebraucht wird. Weil es indessen zweckmässiger ist, einer jeden Gattung ihren eigenthümlichen Namen zu geben, unterscheidet man lieber *testamenta non jure facta*, und *jure facta sed rupta aut irrita*. Dergleichen Testamente, *welche durch die capitis diminutio irrita geworden sind*, dürfen jedoch nicht als *plane inutilia* betrachtet werden. Das *veluti* §. 4 *cit.*, worauf der Vf. sich vorzüglich beruft, beweisst offenbar gar nichts, da dieses Wort die wegen *capitis deminutio* ungültigen Testamente nicht als Beyspiel der *testamenta irrita*, sondern überhaupt der *testament. infirmata*, dargestellt werden. — Ganz richtig ist übrigens die S. 47 zur Erläuterung der *l.* 1. §. 8 de *B. P. sec. tab.* aufgestellte Bemerkung, dass die in zwiefacher Zeit erforderliche Fähigkeit bloss im *juristischen* Sinne (*conditio civilis, non etiam naturalis*) zu nehmen sey. — *Cap. III Testamentum judici per procuratorem oblatum esse injustum, probabiliter exponitur.* — Die diesen Satz unterstützende S. 49 fg. vorkommende, Argumentation hat — einiger logischen Desiderien nicht zu gedenken — hauptsächlich dieses gegen sich, dass dabey Hr. *H.*, gleich seinen Vorgängern, den richtigen Unterschied des Materiellen und bloss Formellen bey der gerichtlichen Testamentifaction gänzlich übersah. Das *Materielle* eines Testaments ist nichts anders, als der vom Testator erklärte letzte Wille; alles übrige gehört zur *Form*, also namentlich alle die äusseren Umstände, welche nach gesetzlicher Vorschrift die Errichtung eines Testaments begleiten. Die Wahrheit des ersteren ist bey jeder Gattung von Testamenten erforderlich, die Verschiedenheit des letzteren begründet den Unterschied des öffentlichen und Privat-Testaments. Diesem nämlich sind eine Menge Solennitäten vorgeschrieben, jenem sind sie sämtlich erlassen, und bloss die öffentliche Autorität an deren Stelle gesetzt. *quae „omnium testamentorum solennitatem superare videtur“*: *l.* 19. *C. de testamentis.* Sobald also die Wahrheit der Testamentifaction —, sowohl im Allgemeinen: Wahrheit der Disposition, als insbesondere: Wahrheit der auf die vorgegangene Weise beabsichtigten Autorisation —, keinem Zweifel unterworfen ist, würde es eine *blosse Solennität* seyn, wenn man das persönliche Erscheinen des Testators vor dem Richter erfodern wollte; eine jede Solennität aber ist ja bey dem öffentlichen Testamente erlassen. Es ist wahr, die römische Gesetzgebung ist dürftig in Betreff der öffentlichen Testamente; aber selbst die einzige Constitution, welche wir darüber haben, widerlegt sogar aus-

drücklich die *Hübner*sche Meinung; oder redet sie etwa in den Worten: *nec institutus heres pertimescat; cum oblatas preces secundum voluntatem defuncti idoneis testibus possit adprobare,*" auch von der Voraussetzung des *persönlichen* Erscheinens? —

Cap. IV. Oporteatne subscriptas tabulas accipi, et si chartae vel linteo, quo involutae sunt, a testatore subscriptum sit? — Rec. ist mit dem Verfasser darin einverstanden, dass der Name des Testators nur dann auf dem Umschlage hinreicht, wenn auch die Zeugen ebendaselbst unterschrieben haben, denn nur hiedurch wird der Umschlag zum Theile des Testaments, ein *Theil des Testaments* aber muss nach der l. 21. *C. de testam.* die Stelle seyn, an welcher der Testator unterschreibt. Ob diess aber *vorn* oder *hinten* im Testament, ob es *früher* oder *später*, als von den Zeugen, geschehe, darauf kann nicht wohl etwas ankommen: denn hierauf ein besonderes Gewicht legen, würde — die erweisliche Wahrheit des ganzen Testaments vorausgesetzt — nur die Formalitäten vermehren heissen, welches ohne ausdrückliche gesetzliche Vorschrift nicht angeht; an einer solchen Vorschrift aber fehlt es gänzlich, da das *reliqua parte* in *l. 21. cit.* nicht nothwendig auf das *Ende* zu beziehen, und auch wegen des früheren oder späteren Unterschreibens keine *dispositive* Norm vorhanden ist, indem so wenig das erstere aus den Worten der Maximilianischen Constitution von 1512 „*alsdann* durch die sieben Zeugen," als das letztere daraus, dass nach der *l. 21. cit.* statt des Testators ein *octavus subscriptor* adhibirt werden soll, gefolgert werden kann. — *Cap. V. Ad leg. 27. D. de testam., item ad §. 2. tit. de testam. rec. imp. Colon. A. C. 1512, brevis annotatio.* Die hier behandelte Streitfrage giebt der Vf. selbst in folgenden Worten an: *an testium numero habendus sit tabellio, ad testamentum nuncupativum scribendum vel ad negotium, quod per scripturam testantibus est gerendum, consilio regendum, sex solum testibus vocatis, rogatus?* Die von Hn. H. angenommene bejahende Meinung leidet — sofern nur der Notar zur Beglaubigung des Testirungsacts unmittelbar zugezogen worden — keinen gegründeten Einwurf, und wird durch das vorhin erwähnte Reichsgesetz ausdrücklich, und um so wirksamer entschieden, als dessen Disposition dem römischen Rechte nicht derogirt, sondern nur etwas darin unbestimmt gebliebenes erörtert. — *Cap. VI. Ultima voluntas testantis coram scriba publico nuncupata et ab hoc scripturae suae auctoritate confirmata, sitne ex genere testamentorum scriptorum an nuncupativorum?* — Der Vf. hilft sich mit mancherley Distinctionen, und läst in den zweifelhaftesten Fällen ein *testam. mixtum* erscheinen. Rec. kann sich nicht entschliessen, ein solches anzuerkennen; nur schwankende Grundbegriffe erzeugen dergleichen *non entia juris*. Der specifische Unterschied des schriftlichen und mündlichen Testaments richtet sich lediglich danach, wie der *eigentliche Act der Testamentserrichtung* beschaffen war, und es kommt daher bey dessen Bestimmung nur darauf an, ob diejenige Handlung, mittelst deren der Testator seinen letzten Willen *den Zeugen oder dem Richter mittheilt*, in einem mündlichen Vortrage, oder in der Vorlegung eines schriftlichen Aufsatzes bestand. Darum ändert es die Natur des mündlichen Testaments nicht, wenn solches *auch* schriftlich verfasst, es ändert die Natur des schriftlichen nicht, wenn solches *auch* mündlich vorgetragen wurde, sobald nur in *jenem* Falle durch den mündlichen Vortrag, in *diesem* durch das Vorlegen des schriftlichen Aufsatzes, die Eröffnung seines letzten Willens vom Testator beabsichtigt ward. Die aufgeworfene Frage beantwortet sich daher sehr natürlich durch folgende Alternative: Wenn der Gerichtsschreiber auf besonderes Verlangen des Testators und also in dessen Namen das Testament aufnimmt, und letzterer solches in der hierdurch erhaltenen Form dem Richter zustellt, so ist es ohne allen Zweifel ein schriftliches Testament; handelte hingegen der Schreiber in Auftrag des Richters und als Organ von diesem, an den der Testator den Vortrag seines letzten Willens unmittelbar richtete, so ist hier ein mündliches Testament vorhanden. In jenem Falle wird es daher nöthig seyn, dass der Richter über den *Empfang* des Testaments eine besondere Registratur aufsetze, in diesem nur, dass er durch Autorisirung des Aufsatzes dessen Übereinstimmung mit dem *angehörten Vortrage* bezeuge. — *Cap. VII. Ad locum de personis incertis ex testamento heredibus praetermissa observatio.* An einer Stelle der Institutionen, wo von der nach älterem röm. Rechte unstatthaften Einsetzung ungewisser Personen, und insonderheit eines *posthumus alienus*, die Rede ist (§. 27 *de legatis*), erwähnt Justinian einer Constitution des Codex, wodurch diess abgeändert seyn soll; eben dieser Constitution gedenkt *l. un. C. de incert. pers.*, sie selbst ist verloren gegangen; es fragt sich daher nunmehr: *inwiefern* ist dadurch das ältere Recht abgeändert, und bezieht sich diese Abänderung auf die Einsetzung einer jeden ungewissen Person, oder bloss des *posthumus*? In Ansehung des letzteren Puncts zieht Hr. H. die ausgedehntere Interpretation vor, auch bestätigt diese der Gegensatz in jener Stelle: „*tutor autem nec per nostram constitutionem incertus dari debet.*" Der erstere Punct hingegen möchte durch die von Hn. H. gesammelten einzelnen *Beyspiele* nicht erledigt seyn. Da die neuere Constitution einmal fehlt, und, wie Hr. H. richtig bemerkt, die Verordnung des alten Rechts dadurch nicht ganz abgeschafft, nur modificirt (*emendatione — medemur*) seyn soll: so können wir uns nur an negative Bestimmungen halten, d. h. nur diejenigen Fälle angeben, worauf die Emendation *nicht* gehen kann, und da möchte bloss diess als allgemeine *Regel* gelten können, dass in allen Fällen, wo noch ein *anderer* Grund, als die blosse Ungewissheit, dem Erwerb des zugedachten Erbtheils entgegen steht, es da bey jener Verordnung bleibt, wie z. B. wenn der *incertus*, nicht anders, als *turpiter, certus* werden, oder auch, nachdem er diess geworden, nicht anders, als *turpiter*, Erbe seyn könnte. — *Cap. VIII. Quo jure sustineatur servi proprii institutio, et cur olim servus proprius non aliter recte, nisi*

cum libertate, institui potuerit? Die Verschiedenheit der Fälle, wo ein eigener und wo ein fremder Sklave eingesetzt wurde, ist ganz gut ausgeführt; doch hätte der Vf. noch die Ursache angeben sollen, weſshalb die unter den Zweifelsgründen erwähnte catonische Regel hier nicht anwendbar ist. — *Cap. IX. Qui sint necessarii successores et quot sint eorum genera.* Der Vf. nimmt drey Classen solcher Personen an, welche einem Erblasser auch gegen dessen Willen succediren, nämlich 1) solche, die von demselben auf keine Weise ausgeschlossen werden können, dagegen aber auf förmliche Einsetzung oder sonstige ausdrückliche Zuwendung eines gewissen Erbschaftstheils keinen Anspruch machen können; wohin Hr. *H.* den *impubes arrogatus* in Ansehung der ihm gebührenden Quart, desgleichen arme Ehegatten, denen nach römischen oder deutschen Rechten eine gewisse Portion von dem Vermögen des Erblassers zukommt, so wie auch die, welche nach sächsischem Rechte die Gerade erhalten, rechnet; sodann 2) solche, denen ihr der Regel nach nothwendiges Successionsrecht unter gewissen Voraussetzungen entzogen werden kann, und von welchen a) einige förmlich zu Erben eingesetzt oder enterbt werden müssen: *heredes necessarii*, wohin namentlich alle Ascendenten und Descendenten gehören; hingegen b) anderen auch ohne alle Förmlichkeit der ihnen gesetzlich versicherte Erbantheil gegeben oder entzogen werden kann: *successores necessarii*, welches namentlich bey den Geschwistern der Fall ist. — In der Hauptsache stimmt Rec. mit Hn. *H.* durchgehends überein; doch hätte die bemerkenswerthe Verschiedenheit der Notherben (im allgemeinsten Sinne), daſs nämlich einige derselben unbedingt, andere (z. B. Geschwister) nur unter Voraussetzung gewisser besonderer Umstände, ein nothwendiges Successionsrecht haben, nicht gänzlich unerwähnt bleiben sollen. — *Cap. X. De institutione heredis sub modo.* Nicht sehr bedeutend, übrigens ganz gut ausgeführt. — *Cap. XI. Exponitur discrimen hereditatis pacto hereditario et testamento aut lege delatae.* Wären die hier mit vieler Vollständigkeit aufgezählten Verschiedenheiten der beiden Successionsgattungen, anstatt daſs sie einzeln an einander gereihet sind, auf gewisse allgemeinere Principien zurückgeführt, und diesen subsumirt, auch hie und da gründlicher motivirt worden: so verdiente dieser Aufsatz als der vorzüglichste ausgezeichnet zu werden. — Nach des Rec. Überzeugung beruht das Abweichende der deutschen Vertrags- und römischen Testaments-Erbfolge (die gesetzliche kann hier eigentlich gar nicht in Betracht kommen) lediglich darauf, daſs, ausser den Verschiedenheiten, welche durch die *natürliche* Eigenheit eines Vertrags oder Testaments begründet werden, bey der Vertragserbfolge alles dasjenige wegfällt, was bloſs als Subtilität der römischen Gesetzgebung zu betrachten ist. Dahin aber gehören sämtliche Vorschriften und Bestimmungen, welche mit den Gerechtsamen auf das *Vermögen* des zu Beerbenden in keiner unmittelbaren Verbindung stehen, mithin nicht bloſs alle äuſseren Solennien des eigentlichen *Testirungsacts*, sondern nicht weniger auch die bey der *Erbeinsetzung* selbst zu beobachtenden Formalitäten. Es würden daher, aus diesem Gesichtspuncte angesehen, jene Verschiedenheiten sich sehr schicklich unter drey Rubriken bringen lassen. Eine solche Separation hat jedoch Hr. *H.* nicht vorgenommen, er sagt nur im Allgemeinen: *quidquid jure civili cautum legitur super hereditatibus testamentariis et legitimis, similiter obtinere in promissis, eamque regulam esse perpetuam, nec, nisi vel testamentorum vel conventionum natura et indoles refragetur, deserendam;* und läſst dann die einzelnen Verschiedenheiten in ziemlich willkührlicher Ordnung folgen. Diese sämtlich einer speciellen Beurtheilung zu unterwerfen, würde den Rec. zu weit führen; er begnügt sich daher, nur diejenigen Behauptungen, welche ihm besonders aufgefallen sind, mit kurzen Anmerkungen zu begleiten. So ist es 1) zum wenigsten für Rec. ein unauflösbares Problem, wie der S. 137 und 143 Not. 7 vorgetragene Satz, daſs bey der Vertragserbfolge ein *jus accrescendi* auch in den beiden Fällen statt finde, *ubi pluribus hereditatis stipulatoribus, aut universis universa hereditas eodem tempore, licet non singulis in solidum, aut ita, ut alii cum parte, alii sine parte vocarentur, promissa fuit*, mit den allgemeinen Grundsätzen über den Erwerb von Vertragsrechten, welche doch einzig hier entscheiden, wie insonderheit mit der *l.* 11. §. 1. *D. de duob. reis* in Übereinstimmung gebracht werden könne. Eben so möchte 2) gegen den Satz, daſs *filiifamilias, prodigi, surdi, lingua vel scriptura voluntatem exponendi nescii, ob carmen famosum damnati, incesto matrimonio polluti etc.*, obgleich die Testamentifaction ihnen nicht gestattet ist, doch durch Erbverträge über ihr Vermögen disponiren können (S. 138), in mehrfacher Hinsicht noch gar Manches zu erinnern seyn. Hiernächst 3) hätte die sehr wichtige Rechtsfrage: in wiefern *heredes necessarii* gegen einen sie beeinträchtigenden Erbvertrag sich der gegen ein nachtheiliges Testament ihnen zustehenden Rechtsmittel bedienen können (S. 150. fgg.), wohl eine gründlichere Bearbeitung, so wie die hier gar nicht erwähnte Dissertation von *Mayer: an et quatenus princ. jur. Rom. de success. necessaria ad pacta successoria applicari possint? Gött.* 1805 eine specielle Rücksicht verdient. Daſs sodann 4) der *successor pactitius* sogleich nach der Delation Erbe werde, *sive velit, sive nolit, cessante facultate deliberandi et repudiandi* (S. 156), und dennoch durch das *beneficium inventarii* sich gegen das Übermaſs der die Erbschaft beschwerenden Schulden decken könne (S. 168), dürfte sich mit Consequenz nicht wohl behaupten lassen; auch gleichergestalt 5) die *unbedingte* Gültigkeit captatorischer Erbverträge, da in ihnen unter gewissen Umständen eine unzulässige Beschränkung der Willensfreyheit enthalten seyn kann, schwer zu vertheidigen seyn.

Schlieſslich muſs Rec. sich noch dagegen verwahren, daſs, wenn er etwa hie und da des Vfs. Meinung nicht ganz getroffen haben sollte, er deſshalb eines Mangels an Aufmerksamkeit nicht beschuldigt werde, da auch deren höchster Grad oft nicht zureicht, um aus den Verschränkungen einer so überkünstelten und schwer verständlichen Schreibart mit Klarheit die Begriffe aufzufassen.

P—r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Reinicke: *Versuche in der Arzneykunde.* Erster Theil *über Katarrhe*, von Dr. *D. J. Friedländer.* 1804. VIII und 165 S. Zweyter Theil *über die Perspiration; nebst den Aphorismen des Sanctorius und Keill's und einem Modell zu einer compendiösen statica medica.* 1804. XII und 300 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der erste Theil enthält eine Monographie der Katarrhe. In der vorausgeschickten Einleitung entwickelt der Vf. zur Begründung und besseren Verständlichkeit seiner Theorie über diese Krankheitsform seine Begriffe von *Schärfe* und *vermehrter Absonderung.* Was ist Schärfe? Dieser Frage wird eine andere: giebt es eine Schärfe? vorausgeschickt. Der Vf. gesteht zwar, dass das Wort *Schärfe* häufig ein Schlupfwinkel der Unwissenheit der Ärzte war, und noch ist, bekennt aber zugleich, dass er die Realität der Schärfe nicht leugne. „Denn", sagt er S. 2, der Gedanke scheint sich selbst dem Verstande darzubieten, wenn man Menschen an einem Übel, das nicht allgemeine Krankheit ist, und dessen Natur sich nicht einsehen läst, leiden sieht. Stärker wird dieser Gedanke, wenn man die Übel von unbekannter Natur so mannichfaltig erblickt; wenn man Gicht, Rheuma, Skrofeln, Lustseuche, Skorbut u. s. w. neben und auf einander sieht; ja er fängt an mehr als Gedanke zu seyn, wenn man so mancherley Übel, auf einer sogenannten kritischen oder unkritischen Ausleerung, den Sinnen bemerkbar entschlüpfen sieht." — Also jede Krankheit, deren Natur wir nicht einsehen, ist von einer Schärfe entstanden? Sich aber die Entstehung einer Krankheit so zu erklären, ist dieses etwas anders, als ein Schlupfwinkel der Unwissenheit? Nicht zu gedenken, dass die oben genannten Krankheiten bestimmte Krankheitsformen sind, über deren Natur die Ärzte neuerer Zeiten doch manches Befriedigende gesagt haben. Und endlich, wie läst sich dadurch das Daseyn der Schärfe beweisen, dass so manche Krankheiten auf vorhergegangene Ausleerungen gehoben werden? Was käme da nicht alles unter die Rubrik von Schärfe? Nachdem nun der Vf. das Bekenntniss abgelegt hat, dass er an Schärfe glaube; so fragt er: was ist sie? Antwort: Schärfe ist specifische Verderbniss irgend eines thierischen Saftes, der dadurch das Vermögen erlangt, auf den Körper zu wirken. Diese Verderbniss entsteht vermöge der chemisch-animalischen Operationen, welche beständig in der Maschine vorgehen. Ist einmal ein Atom von Schärfe entstanden, so bringt es durch das den Säften inwohnende Assimilationsvermögen mehrere hervor, die, wenn sie nicht bald weggeschafft werden, ein Aggregat ausmachen, das die festen Theile zu reizen vermögend wird. An der Entstehung einer Schärfe haben die festen Theile den grösten Antheil u. s. w. — Rec. kann hier nur im Allgemeinen andeuten, was er von Schärfe hält. Es war ihm stets widrig zuzusehen, wie der gröste Theil der Ärzte noch immer die Tonne, welche ihnen der alte Sylvius in den Weg geworfen hat, mühsam herumwälzen. In das System dieses Schöpfers der chemischen Theorie passte seine *acrimonia* allerdings, und war consequent; aber inconsequent ist es nun, sein System als veraltet bey Seite zu legen, aber doch noch seine *acrimonia*, die ausser Verbindung mit diesem System weder etwas erklärt, noch erklärt wird, beyzubehalten, und sie nach den medicinischen Systemen und Theorien, welche gerade an der Tagsordnung sind, modisch aufzuputzen. Trotz der Mühe, welche sich der Vf., so wie andere achtungswerthe Ärzte, gegeben hat, einen deutlichen Begriff von dem Wort Schärfe aufzustellen, bleibt doch noch immer die Frage unbeantwortet: Was ist Schärfe? — Denn Verderbniss irgend eines thierischen Saftes — die Formen des Verderbnisses desselben mögen mehrere, oder nach unserem Vf. eine einzige seyn — ist Verderbniss dieses Saftes, d. h. Abweichung von seiner normalen Mischung und Beschaffenheit, und sonst nichts weiter. Dass solche verdorbene Säfte eine schädliche Wirkung auf den belebten Organismus äussern, und eine Abweichung von seinem Normalzustand, d. h. Krankheiten hervorbringen müssen, leidet freylich keinen Widerspruch; aber sie werden keine specifisch bestimmten Krankheitsformen bewirken, sondern es wird immer ein Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung Statt finden. Pocken-Lustseuche-Gift u. s. w. bringen freylich specifisch bestimmte Krankheitsformen hervor; allein diese Gifte sind Miasmen, und können nicht, wie der Vf. thut, zu den Schärfen gezählt werden. Und endlich Gicht, Skrofeln, Skorbut u. s. w., deren Entstehung man am gewöhnlichsten von einer specifiken Schärfe abzuleiten pflegt, sind eigene Krankheitsformen, wo die festen Theile zuerst leiden, und erst durch sie ein Verderbniss in den Säften, und die nachfolgenden Erscheinungen, als Gichtknoten, skrofulöse Drüsen u. s. w. entstehen: diese sind also nichts anders als Folgen dieser Krankheiten.

Im zweyten Abschnitt dieser Einleitung wird von

der vermehrten Absonderung gehandelt. Nach der Vorstellung des Vfs. werden die abzusondernden Säfte, deren Stoffe schon in dem Blut vorhanden sind, durch Wohlanziehung der absondernden Organe aus demselben geschieden und in diese aufgenommen. Ihre vollkommene Ausbildung erhalten sie durch ihren Aufenthalt in den Organen, durch die Wärme, durch die Wirkung der einsaugenden Gefäfse und besonders durch die Assimilationskraft der schon in ihnen vorhandenen abgesonderten Säfte. Natürliche Absonderung erfodert den gesunden Zustand ihrer Organe. Wird dieser Zustand durch schädliche Einwirkungen gestört: so werden auch die Absonderungen selbst gestört, und erfolgen von dem Normalzustand abweichend. Die Gefäfse dieser Werkzeuge sind dreyfach: zuführende, abführende und aussondernde. Befindet sich ein System dieser Gefäfse in einem erhöhet reizbaren Zustand, so wird, wenn eine reizende Potenz auf dieselben wirkt, ein Krampf oder eine stärkere Zusammenziehung in diesen Gefäfsen entstehen. Befällt nun dieser Krampf die zurückführenden, oder auch einsaugenden Gefäfse: so muss vermehrte, und folglich auch veränderte Absonderung das Resultat seyn. Der Grund des anomalen Products der Absonderung liegt in verhinderter Einsaugung. Denn wenn die Einsaugung in einem Organe gehindert, oder völlig aufgehoben ist: so bleiben mehrere Säfte, die sonst durch die ausführenden Gefäfse abgeführt werden, im Organe, verweilen kürzer oder länger, dehnen die Gefäfse aus, und sind mit Stoffen übersetzt, welche die gestörte Assimilationskraft nicht überwältigen kann. — Der Vf. ist bescheiden genug, seine Theorie nicht als einzig wahr und richtig auszugeben, und scheint es zu fühlen, dass sie manchen Einwurf leidet.

Hierauf kommt er auf seinen eigentlichen Gegenstand. I. *Was ist Katarrh?* — Katarrh ist weder eine Phlegmasie, noch eine febrilische Krankheit; denn wahre Entzündung findet nur in den Blutgefäfsen, nicht in den Schleimhäuten und den Schleimorganen statt, und wenn mit dem Katarrh ein Fieber verbunden ist, so ist dieses blofs zufällig; sondern Katarrh ist ein durch verhinderte Einsaugung vermehrter Abgang des Absonderungsstoffs der Schleimhaut. II. *Aetiologie der Katarrhe.* Dieser Abschnitt ist der ausführlichste und dem Vf. am besten gerathen. Es wäre allerdings ein Gewinn für die Heilkunde, wenn wir viele Monographien von Krankheiten befäfsen, wo die Aetiologie so gut abgehandelt, und die Meinungen anderer Schriftsteller so sorgfältig geprüft wären, als in dieser. — Die nächste Ursache der Katarrhe ist Krampf in den Anfängen der rückführenden Gefäfse der Schleimorgane, welches aus dem oft so plötzlichen Entstehen der Katarrhe, und aus dem öfters wieder so schnellen Verschwinden derselben erwiesen wird. Gehemmte Perspiration wird mit Unrecht unter die Ursachen, welche Katarrhe erzeugen, gezählt. Denn 1) kann sie nicht unmittelbar schaden, weil die Organe der Perspiration mit denen des Schleims in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. 2) Der Perspirationsstoff hat keine Schärfe; er besteht nach den Versuchen der vorzüglichsten Naturforscher aus denselben Stoffen, welche durch das Athemholen ausgestofsen werden, und erregt keinen vermehrten Säftezuflufs. 3) Die Perspirationsmaterie kann ohne Nachtheil zurückgehalten werden, und ersetzt sich durch andere Ausleerungen. 4) Wenn gehemmte Perspiration die Ursache der Katarrhe wäre, so müfste die diaphoretische Kurmethode die einzige und sichere seyn; allein das öftere Fehlschlagen dieser Methode lehrt gerade das Gegentheil; und 5) müfste sodann die Anwendung der Monetaschen Methode schädlich seyn, was sie doch nach dem Urtheile und den Erfahrungen berühmter Ärzte nicht ist. Endlich 6) entstehen öfters Katarrhe ohne Wahrscheinlichkeit einer gehemmten Perspiration, was sich durch mehrfache Erfahrungen beweisen läfst. — *Giebt es einen eigenen Stoff in der Luft, der Katarrhe erzeugt?* Nach den Beobachtungen und Gründen mehrerer berühmter Ärzte scheint zwar das Daseyn eines solchen Contagiums fast mehr als wahrscheinlich; jedoch, wenn man wiederum die Beobachtungen anderer achtungswerthen Ärzte, z. B. die eines Huxham, Grant und Sydenham berücksichtiget, wenn man erwägt, dafs zur Zeit einer herrschenden Katarrhepidemie andere Zufälle erscheinen, die ganz verschieden von denen eines Katarrh's sind, und doch nur dem Einflufs der Constitution zugeschrieben werden können; wenn man endlich überlegt, dafs eine Epidemie von der anderen so sehr abweicht: so schwächt dieses alles sehr die Meinung von einem besonderen Ansteckungsstoff. — *Ist blofs Wechsel der Witterung Ursache der Katarrhe?* Da die Meinungen der Ärzte hierüber getheilt sind, so hat der Vf. mit lobenswürdigem Fleifse die Witterungszustände, welche den bekanntesten Katarrhepidemien des vorigen Jahrhunderts vorausgegangen sind, zusammengestellt. Das Resultat hievon ist: dafs in allen diesen Epidemien der Wechsel der Witterung nicht sonderlich auffallend war. Mehr als wahrscheinlich ist es hingegen, dafs im Wechsel der Jahreszeiten Luftveränderungen erzeugt werden, welche auf die Kräfte des thierischen Körpers einen Einflufs haben, und folglich, wie andere Krankheiten, so auch Katarrhe erzeugen können. Die Form der Krankheit, welche durch einen solchen Einflufs hervorgebracht wird, hängt aber stets von der Disposition des Körpers ab. — Prädisponirende Ursache zu Katarrhen ist Schwäche und dadurch erhöhte Reizbarkeit der Schleimorgane. — III. *Prognosis.* Der Schnupfen ist selten gefährlich, aber desto mehr sein gewöhnlicher Gefährte, der Husten, welcher öfters in eine Schleimlungensucht übergeht. Die Ursache des Hustens ist, nach dem Vf., eine verhinderte Einsaugung in den Schleimorganen der Lungen, deren Folge vermehrte Absonderung ist. Der in gröfserer Masse in den Bronchiis abgesonderte Schleim macht daselbst eine Reizung, und diese erzeugt den Husten. Wird das Gleichgewicht der Kräfte in den verschiedenen Theilen des Organs wieder hergestellt, läfst der Krampf nach, erfolgt wieder Resorption, so wird nach und nach der Auswurf nebst dem Husten verschwinden; geschieht aber dieses nicht, so dauert

das Hinderniss der Resorption fort. Kommt nun endlich das Fieber hinzu, so ist es mit dem Leben des Kranken zu Ende. Dieses Fieber, so wie die vermehrte Absonderung des Schleims, scheint eine Krankheit der festen Theile, besonders des Nervensystems zu seyn. — IV. *Heilverfahren.* Der Vf. beschränkt sich blofs auf die Heilung der Katarrhe in ihrem einfachsten Zustand. Die Indicationen gehen hiebey dahin: 1) den Krampf in den resorbirenden Gefäsen zu heben; 2) die unordentlichen Bewegungen der Lebenskraft in ihr voriges Geleis zu bringen; und 3) alle Vereinigungsorgane in Thätigkeit zu erhalten. Als Hauptmittel, welches ihm fast nie fehlgeschlagen hat, empfiehlt er ein Pulver, welches aus einem etwas seltsamen Gemische, nämlich aus *Opii pur. Herm. min.* aä *gr.* IV. *Nitri pur. Scrup.* ij. *Sal. amoniac. Scrup.* IV, und *Arcan. duplic. Drach.* ij besteht, und wovon alle 3 — 4 Stunden ein mittelmäfsiger Kaffeelöffel genommen wird. Der Vf. gesteht dem Mohnsaft die mehrste Wirksamkeit zu, und theilt bey dieser Gelegenheit seine Hypothese über die Wirkungsart dieses Heilmittels und sodann eine andere von der Wirkung der *Expectorantia* mit, welche beide Hypothesen aber, nach des Rec. Urtheil, wenig Aufklärung gewähren.

Der Gegenstand des 2ten Theiles ist die *Perspiration.* Die erste Hälfte desselben enthält die Lehre der Perspiration, oder eigentlicher, eine Geschichte derselben, und die zweyte nimmt die Übersetzungen der Aphorismen von Sanctorius und Keil ein. In der Einleitung trägt der Vf. *einige Gedanken über Einsaugung* vor, welche zur besseren Verständlichkeit der Abhandlung selbst dienen sollen. Es ist ausgemacht, und aus Erfahrung bestätiget, dafs der menschliche Körper das Vermögen besitze, mit seiner Oberfläche Theilchen aufzunehmen, und sie in den Säften zu verbreiten. Es ist wahrscheinlich, dafs derselbe im gesunden Zustande freywillig luftförmige Stoffe aus der Atmosphäre einsauge, aber völlig unerwiesen, ob auch wässerige Stoffe, die eigentlich ins Gewicht fallen. Im kranken Zustande hingegen saugt der Körper Feuchtigkeit in sich, und diess nennt der Verf. *erzwungene Einsaugung.* Ob diess auch im gesunden Zustande durch *freywillige Einsaugung* geschieht, ist noch unerwiesen, und hierüber kann die *Statica medica* Aufschluss geben. Zu Versuchen mit derselben scheint der kranke Körper der passendste zu seyn, weil er mehrere Tage ohne Nahrungsmittel lebt; nur wenig Ersatz des Abgangs erfolgt, und der tägliche Verlust auf Rechnung der Perspiration kommt. Nach unserer bisherigen Kenntnifs von der Einrichtung der thierischen Ökonomie scheint es weder nothwendig noch vortheilhaft zu seyn, dafs der gesunde Mensch Feuchtigkeit aus der Luft einsauge. Was Haller und andere hierüber gelehrt haben, wird widerlegt. Auch die Einsaugung im Bade sey noch ganz und gar nicht erwiesen, und die auf Versuche sich gründenden Behauptungen eines Seguin machen diese zweifelhafte Sache nur noch ungewisser. Nur mit Genauigkeit und Wahrheitsliebe angestellte Versuche können über diese Dunkelheit gehöriges Licht verbreiten. Um zu diesem Zweck zu gelangen, muss man Gesunde und Kranke, und beide unter allen Umständen mit Leichtigkeit und ohne Zeitaufwand den Versuchen aussetzen können. Solche Vortheile können aber nur Spitäler gewähren. Der Vf. theilt nun seine Vorschläge mit, wie diese Versuche am besten anzustellen seyn möchten, und liefert auf der beygefügten Kupfertafel das Modell einer solchen medicinischen Wage, welche nach den Einsichten des Rec. sehr zweckmäfsig zu seyn scheint.

I Abschnitt. Literaturgeschichte der Perspiration. Was man vor Sanctorius wufste, war äufserst wenig, dieser ist der Vater der Perspirationslehre und der erste Statiker. Der Vf. führt nun die sämtlichen Statiker von Sanctorius bis auf Abernetty in chronologischer Ordnung auf, und fügt kurze Notizen von ihren Schriften und ihren Lebensumständen bey. — *II. Geschichte der Perspiration.* Von dem Organe der Perspiration. Da der Körper perspirirt und einsaugt, so muss er dazu Organe haben. Diese Organe müssen Gefäse, und zwar verschiedene Gefäse seyn, denn einsaugen und perspiriren können dieselben Gefäse nicht. Da aber weder das anatomische Messer noch die besten Mikroskope bisher noch Gewifsheit über die Organe der Perspiration gegeben haben: so herrscht hierüber noch grosse Dunkelheit. Nun werden die Meinungen der Physiologen und Statiker über diese Materie angeführt und geprüft, ohne jedoch etwas darüber zu entscheiden. Auf die nämliche Weise verfährt der Vf. auch in den folgenden Kapiteln, in welchem er über den Stoff der Perspiration, von der Menge, und dem Nutzen und Schaden derselben handelt. *III. Aphorismen des Sanctorius und Keil, nebst Anmerkungen.* Die Übersetzung dieser Aphorismen ist, so weit sie Rec. mit dem Original verglichen hat, getreu und durchaus gut gerathen; die Anmerkungen aber sind gröfstentheils wenig erheblich. S. M.

Nürnberg, b. Stein: *Pharmacopoea borussica* oder *Preussische Pharmakopöe.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. *Carl Wilhelm Juch*, Prof. der Medicin und Chemie zu Altdorf. 1805. 378 S. gr. 4. Nebst angehängter Arzneytaxe. 18 S. (3 Thlr.)

Die neue preussische Pharmakopöe ist unstreitig eine der zweckmäfsigsten und schon längst mit gebührendem Beyfalle aufgenommen worden. Hr. Prof. *Juch* glaubte, dafs eine Übersetzung derselben nothwendig sey, weil die mehresten Apothekergehülfen und Lehrlinge kaum so viel Latein verstünden, um eine Arzneyformel übersetzen zu können. Die Übersetzung selbst ist sehr brauchbar, weil sie einen vortrefflichen Commentar des Originals abgiebt, und eine Menge gründlicher und belehrender Bemerkungen enthält. So beschreibt der Übersetzer in Anmerkungen die rohen Arzneymittel nicht nur genauer und ausführlicher als es im Originale geschehen ist, sondern bemüht sich auch, vorzüglich diejenigen Mittel, welche leicht mit dem einen oder dem anderen Gegenstande verwechselt werden können, so wie die Prüfung desselben genau anzugeben und zu bestim-

men. Er bemerkt ferner dabey, wie viel ätherisches Öl, durch Waſſer oder Alkohol ausziehbares Extract oder andere wirkſame Beſtandtheile in den aufgeſtellten Naturproducten enthalten ſind, und bey den Gegenſtänden aus dem Pflanzen- und Thier-Reiche wird auf gute Abbildungen verwieſen. Die Vorſchriften zur Bereitung der zuſammengeſetzten Arzneymittel unterwarf der Überſ. einer Kritik, ſuchte zum Theil beſſere, wohlfeilere und leichtere Bereitungsmethoden, nebſt den chemiſchen Gründen der Arbeit, nach eigenen Erfahrungen anzugeben, zeigt, wie ein gut bereitetes Mittel beſchaffen ſeyn müſſe, womit es verfälſcht werden könne, und wie ſeine Güte oder Verfälſchung zu prüfen ſey.

So ſehr wir indeſs auch glauben, daſs Hr. *Juch* eine verdienſtliche Arbeit unternommen habe: ſo können wir doch folgende Bemerkungen nicht unterdrücken, und wünſchen, daſs bey einer etwanigen neuen Auflage darauf Rückſicht genommen werden möchte. Erſtlich finden wir es für ſehr überflüſſig, daſs der Vf. das lateiniſche Original hat wörtlich mit abdrucken laſſen. Wozu ſoll das dienen? Sollen etwa die Apothekerlehrlinge daraus Latein erlernen? Das Buch wird auf dieſe Art theuerer gemacht; und gewiſſermaſsen ſetzt ſich der Verleger dadurch unter die Claſſe der Nachdrucker, und macht ſich einer widerrechtlichen Handlung ſchuldig. Zweytens wünſchten wir, was vorzüglich dem Verleger zur Laſt fällt, daſs mehr Sorgfalt auf den Druck gewandt worden, damit nicht ſo viele Fehler, ſowohl in dem lateiniſchen, als im deutſchen Text ſtehen geblieben wären. Druckfehler in Arzneyformeln ſind gefährlich.

Gegen manche Bemerkungen des Vfs. laſſen ſich wohl mit Recht Einwendungen machen. Wenn er z. B. S. 73 ſagt, daſs die Pfeffermünze in gut verſtopften Glasgefäſsen aufbewahrt werden ſoll: ſo iſt das ein Vorſchlag, der in Apotheken, die jährlich mehrere hundert Pfunde dieſer Pflanze verbrauchen, nicht wohl ausführbar iſt. Leichter iſt es, gute hölzerne Käſten mit dünnem gut verzinntem Eiſenblech ausfüllen zu laſſen, und ſie mit genau ſchlieſsenden Deckeln zu verſehen. In ſolchen Gefäſsen erhalten ſich arzneyliche Vegetabilien, die flüchtige Theile enthalten, ungemein gut, wenn ſie vorher vorſichtig getrocknet ſind, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weiſs. Bey dem Ricinusöl S. 120 hätte bemerkt werden ſollen, daſs ſich daſſelbe in abſoluten Alkohol völlig auflöſt; das einzige, aber untrügliche Mittel der Ächtheit dieſes Öls, das ſo häufig verfälſcht wird! Bey dem Opium S. 102, ſind die neueren Unterſuchungen der franzöſiſchen Chemiker nachzutragen, die durch *Serturnees* neueſte Verſuche Beſtätigung erhalten. Das Steinöl iſt im Alkohol nicht unauflöslich, wie S. 103 geſagt wird, nur muſs der Alkohol waſſerfrey ſeyn. S. 153 bemerkt der Vf., daſs die Darſtellung einer reinen Eſſigſäure aus Bleyzucker mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſey. Rec. findet das nicht; man muſs nur bey dem Einſchütten des Bleyzuckers in die Retorte dafür Sorge tragen, daſs nichts in dem Retortenhalſe hängen bleibt. Sollte indeſſen das Deſtillat etwas Bley enthalten, ſo hilft eine nochmalige Deſtillation dem Übel völlig ab. Die S. 155 angeführte Zerlegung der Benzoeſäure in Eſſigſäure, Phosphorſäure und Kalkerde hat ſich nicht beſtätiget. S. 186 empfiehlt der Vf. zur Reduction des Hornſilbers, daſſelbe mit Kohlenpulver, Öl und kohlenſtoffſaurem Kali zu ſchmelzen. Letzteres aber iſt allein hinreichend, da das Silberoxyd ohne Kohlenzuſatz im Feuer ſeinen Sauerſtoff verliert. Wir hätten gewünſcht, daſs der Vf. bey der Reinigung des kupferhaltigen Silbers die Buchholziſche Scheidungsmethode angeführt hätte, die in einer Auflöſung des unreinen Metalles in Schwefelſäure, und Präcipitation durch Kupfer beſteht, und eben ſo wohlfeil als einfach iſt. Der ſalzſaure Baryt S. 188, wird doch am vortheilhafteſten erhalten, wenn man den gepulverten Schwerſpath mit dem achten Theile ſeines Gewichts Kohle, und der Hälfte des Ganzen Kochſalz ſchmelzt, dann die geſchmolzene Maſſe pulvert, mit kochendem Waſſer übergieſst, mit Salzſäure neutraliſirt, und nach dem Filtriren durch Kryſtalliſation das Kochſalz und den ſalzſauren Baryt ſcheidet. Auch die Bereitung dieſes Salzes durch Glühen des ſalzſauren Kalks mit Schwerſpath iſt ökonomiſcher, als die ſowohl im Originale, als von dem Überſ. angegebene Methode. Bey dem ſalzſauren Kalk S. 191, bemerken wir, daſs die eigenthümliche Kryſtallform die vierſeitige Säule iſt. Bey der Bereitung der Schwefelkalkerde S. 192, hat der Überſetzer mit Recht die fehlerhafte Vorſchrift des Originals verworfen, und eine beſſere aufgenommen. Die S. 205 angegebene Bereitungsart des Ammoniakalkupfers taugt nichts, weil durch das Verdunſten, auch wenn es noch ſo vorſichtig geſchieht, bald mehr bald weniger Ammonium entweicht. Zweckmäſsiger iſt es, das reine ſchwefelſaure Kupfer durch Schütteln in einer hinreichenden Menge liquiden, ſtarken, ätzenden Ammoniak aufzulöſen, und durch einen Zuſatz von Alkohol das dreyfache Salz zu fällen. Die Queckſilberzubereitungen ſind von dem Vf. ſehr gut abgehandelt, und manche Fehler der Originalvorſchriften verbeſſert worden. Auch theilt hier, ſo wie überhaupt bey den ſalzigen Verbindungen, der Vf. manche neue Handgriffe mit, die dem praktiſchen Pharmaceuten willkommen ſeyn werden. Wir können daher mit Recht dieſe Schrift den Ärzten und Apothekern beſtens empfehlen.

F. F.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Der wohlerfahrne Deſtillateur und Liquoriſt. Oder vollſtändiger Inbegriff der franz. Deſtillirkunſt und aller dazu gehörigen Wiſſenſchaften.* Nebſt Bereitung einiger 100 Sorten feiner franz., danziger und deutſcher Liqueure, auch anderer franzöſiſcher und engliſcher Getränke. Mit 1 K. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1807. X und 298 S. 8. (1 Thlr.)

Frankfurt und *Leipzig*: *Praktiſche franzöſiſche Grammatik wodurch man dieſe Sprache auf eine ganz neue und ſehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann.* Von *Joh. Valentin Meidinger*, Lehrer der franzöſiſchen und italiän. Sprache zu Frankfurt a. M. 24ſte durchaus verbeſſerte nach Wailly vom Abbé Vallaſtre umgearbeitete Aug. 1808. 494 S. 8. (18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1807.

BIBLISCHE LITERATUR.

Weissenfels, auf Kosten des Herausgebers gedruckt bey Leykam, und in Commission bey Barth in Leipzig: *Ulfilas Gothische Bibelübersetzung*, die älteste germanische Urkunde nach *Ihren's* Text, mit einer grammatisch-wörtlichen lateinischen Übersetzung zwischen den Zeilen, samt einer Sprachlehre und einem Glossar, ausgearbeitet von *Friedrich Karl Fulda*, weiland Pfarrer in Ensingen im Wirtembergischen, das Glossar umgearbeitet von *W. F. A. Reinwald*, herzogl. sächs. Rath und Ober-Bibliothekar in Meiningen, und den Text nach *Ihren's* genauer Abschrift der silbernen Handschrift in Upsal sorgfältig berichtigt, die Übersetzung und Sprachlehre verbessert und ergänzt, auch mit *Ihren's* lateinischer Übersetzung neben dem Texte, und einer vollständigen Kritik und Erläuterung in Anmerkungen unter demselben, samt einer historisch-kritischen Einleitung versehen und herausgegeben von *Johann Christian Zahn*, Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen. 1805. XVI, X, 84, 270 u. 182 S. 4. (8 Rthlr.)

Wer dem vielfachen Einflusse, den das Treiben in der profanen Welt auf den geweihten Kreis der Wissenschaften behauptet, insbesondere dem Gange der Literatur in Deutschland, mit Theilnahme zuschaut, wird sich bey dem Anblicke dieses Werkes einer gewissen bittersüssen Reflexion hingeben. Eine so gehaltvolle Arbeit, die Frucht eines vieljährigen mühsamen Forschens, — auf dem Wege des Selbstverlags in das Publicum gebracht, eines Selbstverlags, der dem Herausgeber drückende Sorgen, vielen Verdruss verursacht hat (Vorrede)! Der Leser vergönne dem Rec., etwas auszuholen. Es ist unvermeidliche Folge des Zusammentreffens der raschen Entwickelung des bürgerlichen Lebens, und der immer strengeren monarchischen Verfassung, dass die Regierung viele Angelegenheiten in ihren Wirkungskreis zieht, von denen sie vormals keine Notiz nahm; dass also zur Bestreitung dieser progressiv anschwellenden Masse von Acten-Arbeit, die Zahl der Staats-Officianten ausserordentlich vermehrt wird. Da aber die meisten der letzteren bloss zu mechanischen Geschäften bey der inneren Administration gebraucht werden, und von dieser Beschränktheit der Sphäre vorher unterrichtet sind: so ist die, fast einzig erforderliche, Erwerbung der nothdürftigsten positiven Kenntnisse, der Scheu unserer meisten Jünglinge vor Anstrengung, dem Hange zum Vergnügen, sehr entsprechend. Daher der Verfall des akademischen Studiums, daher die Erbärmlichkeit vieler Geschäftsmänner, die, blosse politisch-administrative Handwerker, in Gesellschaft unterrichteter Kaufleute eine sehr subalterne Rolle spielen; daher die unleugbare Scheidung des Standes der Staatsbeamten von dem der Gelehrten. Welche Folgen es für die Laienwelt haben müsse, wenn allein die Lehrer den Stand der Gelehrten ausmachen, muss hier unberührt bleiben; aber die Trauer über die nachtheiligen Wirkungen, die das Gebiet der Wissenschaften davon erfährt, wird durch die Vorrede des angekündigten Werks aufgeregt. So allgemein, als gegründet, sind die Klagen über die steigende Kälte des Publicums gegen wissenschaftliche, grössere Werke, über die zunehmenden Schwierigkeiten der Herausgebung von Schriften, für die sich der grössere Haufe derer, die auf Universitäten gelebt haben, nicht mehr interessirt; Schwierigkeiten, die selbst den Buchhändlern, blossen Vermittlern zwischen den Schriftstellern und dem Publicum, nicht zur Last fallen, um so weniger, da der Sortimentshandel ganz aufhört, eine Folge der Beschränkung des Standes der Gelehrten, also der Käufer gelehrter Werke, auf den Stand schlecht besoldeter Lehrer. Bey so niederschlagenden Aussichten für die Literatur ist es eine wohlthätige, erhebende Wahrnehmung, dass die deutsche Nation gleichwohl nicht verwaiset ist, dass noch Männer da sind, belebt von dem ächten Geiste der Wissenschaften, von einer Stärke des Gemüths, die mit hoher Verzichtung auf manchen äusseren Lebensgenuss, auf lucrative Arbeiten, zwanzig, dreyssig Jahre lang bey einem Werke beharrt, unerschüttert von Besorglichkeit wegen der Aufnahme. Wenn der Haufe wenig Sinn mehr hat für Stolz auf Gelehrte, so ist dieser Sinn noch ungeschwächt bey den Gebildeten; und der Nahrung des edlen Stolzes ist noch genug; es leben noch herrliche Männer der Nation, die z. B. die Kraft hatten, der kritischen Bearbeitung eines alten Schriftstellers oder der pragmatischen Darstellung einer Völkergeschichte ein halbes Menschenleben zu widmen.

Mit Freude hat Rec. in dem Herausgeber des vorliegenden Werks einen gediegenen deutschen Mann kennen gelernt; mit Achtung hat ihn der vieljährige kritische Fleiss desselben, mit Liebe die seltene Anspruchlosigkeit, die rührende Religiosität, erfüllt. Wir müssen unsere Leser mit dem Inhalte des wichtigen Werks näher bekannt machen.

I. Die historisch-kritische Einleitung beginnt mit einer so genannten Vor-Einleitung, einem Auszuge aus *Adelungs Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, dem Herausgeber von dem Verfasser handschriftlich mitgetheilt, worin die Geschichte der Gothen und ihrer Sprache gedrängt erzählt wird. In der Einleitung selbst, die ganz des Herausgebers Arbeit ist, hat derselbe zuvörderst Alles, was sich über Ulfilas Leben, und dessen Übersetzung des Neuen Testaments, ausmitteln läfst, sorgfältig ausgesucht und zusammengestellt. Recht gut ist unter anderen hier gezeigt, dafs Ulfilas weder Urheber der gothischen Schriftsprache, noch weniger Erfinder der gothischen Schrift-Zeichen, seyn könne, sondern blofs für einige eigenthümliche Modulationen der gothischen Kehle, denen keine Buchstaben im griechisch-römischen Alphabet entsprachen, Charaktere erfunden, und, als erster Schriftsteller der Nation, die gothische Lectüre zuerst bekannt gemacht habe. Urheber der Schriftsprache seiner Nation könne er nicht seyn, da der Bau dieser Sprache, wie sie in Ulfilas Werke angetroffen wird, schon zu weit vorgerückt, zu regelmäfsig, erscheint, als dafs die bewufste Übersetzung erster Versuch gewesen seyn könne. Wir müssen dem Herausgeber in diesem Raisonnement beystimmen. Wie dem Otfriedschen Werke, sind gewifs auch dem Ulfilanischen, mehrere kleine schriftliche Auffätze vorangegangen. Dafs die Sprache in dem letzteren Werke keine andere, als die gothische Mundart der germanischen, sey, wird zwar nicht aus dem Inneren der Sprache selbst, aus einer Vergleichung derselben mit anderen alten germanischen Dialekten, dagegen sehr vollständig historisch, ausgeführt. Nicht blofs literärhistorisch aber, sondern auch mit eigenen Gründen, beweiset der Herausgeber, dafs Ulfilas aus keiner lateinischen Version, sondern unmittelbar aus dem Griechischen, übersetzt habe. Scharfsinnig entwickelt er (S. 33, 34), dafs der *Codex argenteus* nicht um dieselbe Zeit, da Ulfilas Übersetzung erschien, sondern geraume Zeit nachher, verfertigt seyn müsse, wiewohl nicht später, als um das Jahr 550; dafs es schon vor demselben mehrere Exemplare der Ulfilanischen Übersetzung gegeben haben müsse. Er schliefst dieses besonders aus verschiedenen, am Rande des *Codex argenteus* bemerkten, Varianten, von denen einige sogar in den Text eingeschlichen sind. Einer glücklichen Vermuthung des Herausgebers zufolge, mögen einige Varianten im Texte dadurch entstanden seyn, dafs sich ein gothischer Bibelgelehrter in seinem Exemplar neben manches Wort einen Buchstaben als Zeichen setzte, welches auf eine Note am Rande hinwies, dafs aber unkundige Abschreiber diesen Buchstaben für einen Theil des Wortes hielten, und in den Text aufnahmen, und der *Codex argenteus* von einem so verfälschten Exemplar eine Copie seyn könne. Dafs auf diese Weise Buchstaben in den Text schlüpfen können, davon ist dem Rec. ein Beyspiel vorgekommen, als er, zum Behufe dieser Anzeige, das vorliegende Werk sowohl mit *Ihre's Ulphilas illustratus*, als mit dem *Ihre*'schen Manuscripte, verglich, welches der Herausgeber bey der Berichtigung der Fulda'schen Arbeit gebraucht hat. In der Stelle Luc. VIII, 2 steht im *Zahn*schen Texte (S. 142) ganz richtig *sauhte* (auszusprechen *sochte*, d. i. Suchten, Krankheiten), eben so im *Ihre*schen Ms.; im *Ulphilas illustratus* aber *sauhtel*. Es steht nämlich im Mspt. neben dem Worte *sauhte* oben ein *l*, als Zeichen einer unten stehenden, zu diesem Worte gehörenden, Note. Der Unkundige, der die Textworte im *Ulphilas illustratus* von dem Manuscripte abschrieb, zog diesen höher stehenden Buchstaben herunter zum Worte, ein Fehler, den der Herausgeber in seiner ebenfalls bey diesem Worte angebrachten Note nicht angezeigt hat. Ausführlich, mit umfassender Kenntnifs, ist die gesamte gothische Literatur bearbeitet; Geschichte der, zu Upsala befindlichen, gothischen Haupt-Urkunde, des bekannten, von Knittel auf der wolfenbüttelschen Bibliothek entdeckten, mit dem Namen *Codex Carolinus* belegten, Fragments, der verschiedenen Ausgaben der Ulfilanischen Übersetzung, der gothischen Sprachlehre, Glossarien, vermischten Erläuterungs-Schriften; — Literatur der gothischen Geschichte; — angebliche und wirkliche Überreste in gothischer Sprache aufser dem Ulfilanischen Werke. Am längsten verweilt der Herausgeber, wie jeder erwartet, bey dem wichtigsten von allen in gothischer Sprache vorhandenen Documenten, dem sogenannten silbernen *Codex* der Bibliothek zu Upsala. Die Geschichte desselben ist so befriedigend erzählt, als bey der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, der Zweydeutigkeit mancher darüber aufbehaltener Äufserungen, möglich ist. Nachdem der Herausgeber die abweichenden Schilderungen zusammengestellt hat, welche Lüdecke, Küttner und Schinmeier von dem Äufseren der berühmten Antike gemacht haben, kömmt er auf die Beschreibung des Inneren, dann auf die verschiedenen, davon genommenen, Abschriften.

Wir schliefsen diese Anzeige der gelehrten Einleitung mit einigen Bemerkungen über den räthselhaften Codex, die Zweifelhaftigkeit des technischen Verfahrens bey Verfertigung desselben, den Ort und die Zeit des Ursprungs. *Ihre* nimmt an, (*analecta Ulphilana, ap. Büsching,*), das Pergament sey mit einer zähen Materie, etwa mit Wachs, bestrichen worden, darauf habe man Silberfolie (bey einigen Zeilen oder Anfangsbuchstaben Goldfolie) gelegt, und diese mit heifs gemachten eisernen Typen eingebrannt, ungefähr wie der Buchbinder die Rückentitel einbrennt. Er schliefst dieses vorzüglich daraus, dafs die Buchstaben eingedruckt, und die Erhöhungen auf der anderen Seite des Blatts zu fühlen sind. Diese Vorstellung von der Entstehungsart des Kunstwerks ist allerdings nicht zuläffig, da sie theils Erfindungen voraussetzt, die jenem Zeitalter fremd waren, theils manchen Schwierigkeiten unterworfen bleibt. Der Herausg. bezweifelt jene Vorstellung, und begleitet die von *Ihre* zur Unterstützung derselben angeführten Umstände mit Einwürfen. Seiner eigenen, von Gatterer angenommenen, Vermuthung aber: die Buchsta-

ben seyen vorläufig mit einem Griffel in das Pergament eingegraben, und diese Vertiefungen dann mit Gold- oder Silber-Dinte ausgefüllt worden, können wir auch nicht beytreten, da sich der Künstler zu dem Umrisse der Buchstaben, die er selbst, oder ein anderer ausmahlen wollte, einer dazu schicklicheren, feinen Feder bedient haben würde. So dick ist gewiss die Gold- oder Silber-Dinte nicht aufgetragen worden, dass, nach Gatterer's Erklärung, vorher Vertiefungen in das Pergament gemacht werden müssen, damit sie nicht ausliefe. *Theophilus presbyter* sagt in seinem reichhaltigen Werke: *diversarium artium Schedula*, l. 1. c. 3, in Lessings sechstem Beytrage zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, S. 317: „*omnes colores bis ponendi sunt in libro, in primis tenuissime, deinde spissius; in literis vero semel.*" Schon desshalb durfte nicht dick aufgetragen werden, damit die Materie, bey dem nachherigen Poliren, nicht abgestossen würde. — Es verhält sich mit der Verfertigung des bewussten Codex wohl sehr einfach. Jener Theophilus, einer der kundigsten Chemiker und Technologen des Mittelalters, beschreibt sehr umständlich den Process, wie aus zerriebenen Gold- und Silber-Blättchen ein Fluidum gemacht, und dieses zum Behufe des Schreibens und Mahlens mit Leim von Hausenblase, oder anderem Fischleim eingerührt worden ist: Kap. 26 *de molendo auro in libris*, und Kap. 27 *quomodo aurum et argentum ponatur in libris*: Mit solcher Dinte, und zwar vermittelst eines gewöhnlichen Calamus, ist wohl der Codex geschrieben; von der Härte und Dicke der Feder, nothwendig wegen der Grösse der Buchstaben, sind die Vertiefungen in dem ziemlich dünnen Pergament entstanden. Die Angabe des Theophilus, dass die Griechen bis zu seiner Zeit unter allen Nationen am meisten geschickt und indüstriös in Bereitung von allerley Farben und Mixturen gewesen sind, (Vorrede S. 293), macht es wahrscheinlich, dass unser Codex nicht in Italien geschrieben sey, wie *Ihre* und *Zahn* annehmen; sondern in Griechenland. Nach *Zahns* eigenem Geständnisse (S. 22. 76. 78) weichen auch die Buchstaben der Gothen in Italien sehr von denen im Ulfilas ab, wie aus den gothischen Unterschriften zweyer Kaufbriefe, zu Neapel und Arezzo, hervorgeht. Die Nachricht *Snorro's* (*Ynglinga Saga*), dass Sygurd ein, wie der *cod. arg.* geschriebenes, in einem *Plenario* enthaltenes, Exemplar der Evangelien, von einem Patriarchen *in Constantinopel* erhalten habe, wirft allerdings einiges Licht auf die Sache. Nimmt man aber Griechenland, insbesondere Constantinopel, für die Heimath des *cod. arg.* an, so wird es eben dadurch wahrscheinlich, dass derselbe nicht später, als zu Theodorichs Zeit, also einige Jahrzehende früher, als der Herausg. annimmt, vielleicht für diesen Fürsten selbst, auf Bestellung verfertigt worden sey, da Theodorich bey seinem Aufenthalte in Constantinopel die mechanischen Künste der Griechen kennen gelernt hatte.

II. Der Text des Ulfilas. Zum Grunde liegt dabey *Fulda's* Arbeit, dessen Ms. der Herausg. an sich gebracht hatte; aber vielfach von letzterem verbessert durch kritische Vergleichung nicht nur mit den Ausgaben von Benzel und Junius, sondern auch mit dem Ihre'schen Ms., einer genauen Copie des *cod. arg.* Dieses schön geschriebene Ms., das Büsching von *Ihre* geschenkt bekommen, und Heinatz aus dem Nachlasse des ersteren gekauft hat, ward dem Herausg. zum Gebrauche bey seiner Arbeit von dem humanen Besitzer zugeschickt. Die Einrichtung dieses Theils des vorliegenden Werks ist folgende. Der Ulfilanische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt; die Verse sind nicht abgesetzt; die Zeilen nehmen nicht die ganze Breite der Columne ein, sondern es läuft neben dem Texte eine Rand-Version herunter, ursprünglich die Benzelsche, berichtigt von Lye, und nochmals von Ihre, aus dessen vorhin erwähntem Ms. sie genommen ist. Unter jeder Zeile läuft noch in ganz kleiner Schrift eine absichtlich verkrüppelte lateinische Übersetzung von *Fulda*, deren Zweck ist, das *genus* und den *casus* der gothischen Wörter schnell anzudeuten. Der Herausg. hätte dieselbe unterdrücken sollen. Es ist durchaus ein verunglückter Gedanke, eine wenig cultivirte Sprache durch Gewaltthätigkeiten an einer cultivirten erläutern zu wollen; Stellen, wie folgende, sind ein allzugroser Übelstand: „*arbor malus, fructus bonum, oculus malum, unam praeceptorum harum minimarum, ad* beständig mit dem Dativ, *ó Centurio ó adstans. sacerdotionabat, veniens Jesus in domo τυ principis, miserere nobis etc.*" — Statt dieser Art von Genauigkeit der Übersetzung hätten lieber manche andere Begriffe schärfer bezeichnet werden sollen; z. B. *barn*, Kind, wird übersetzt *puer* S. 139, da dieses doch im gothischen *magus* heisst. — Unter dem Texte und den Versionen stehen lehrreiche Noten des Herausgebers. Sie enthalten ausser *Ihre's* Anmerkungen, die theils in jenem Ms., theils im *Ulph. illustr.* stehen, genaue Anzeigen von abweichenden Lesarten, und von Druckfehlern anderer Ausgaben, nebst verschiedenen kritischen Bemerkungen.

III. Ein sogenannter zweyter Theil des Ulphilas, die Sprachlehre und das Glossarium. *Fulda's* enthaltend, jene verbessert von dem Herausg., dieses umgearbeitet von *Reinwald*. Die Sprachlehre hat Vorzüge vor den bisherigen, sie ist einfacher und bestimmter gefasst; z. B. die 36 von *Ihre* angenommenen Declinationen sind auf 5 zurückgebracht; ja diese scheinen uns einer noch grösseren Vereinfachung fähig zu seyn, besonders das System der zweyten. Die Unter-Conjugationen der beiden Haupt-Conjugationen hätten, als solche, mehr in den Überschriften bemerklich gemacht werden sollen. Das Glossarium war von dem ersten Urheber auf sonderbare Weise geordnet, um dasselbe seinem System der Wurzelwörter anzupassen; in dieser Form wäre es, ungeachtet des grösseren Vorraths von Wörtern, weniger brauchbar gewesen, als die von Junius, und Lye ed. Manning. Die Umschmelzung in eine bessere Ordnung ist Reinwalds Verdienst, eines Sprachforschers, der seinem Vorgänger in Hinsicht auf logische Schärfe überlegen ist. Im Ganzen sind die Wörter nach dem

alphabetisch-genealogischen Grundsatze gestellt; in zweifelhaften Fällen ist dem Worte ein Sternchen vorgesetzt. Um aber das Aufschlagen zu erleichtern, hat *Zahn* in einem Anhange die, unter die Familiensysteme vertheilten, Wörter rein alphabetisch recapitulirt, mit Hinweisung auf die alphabetisch-genealogische Stelle, und *Reinwald* hat im Glossarium selbst die Imperfecta, die einen, vom Infinitiv verschiedenen, Grund-Vokal haben, zweymal aufgeführt: isolirt, oder rein alphabetisch, und bey dem Infinitiv, oder alphabetisch-genealogisch. Hie und da hätten die Vf. des Glossars manche Verwandtschaften berücksichtigen, manche vereinzelte Wörter in eine Parentel zusammenziehen können; z. B. *Mel* steht dreymal isolirt aufgeführt; zweymal in der angegebenen Form, dann als *Mela*. Der Grundbegriff ist offenbar unser *Mahl* d. i. *Zeichen;* daher *Mel:* a) *Zeit*, d. i. chronologisches Zeichen, b) *Schrift*, d. i. Zeichen für das Sinnenwerkzeug des Gesichts, c) *Scheffel*, d. i. Zeichen für eine gewisse Quantität von Getreide oder ähnlichen Früchten. Es sind uns auch einige, wiewohl nur wenige Fälle vorgekommen, wo R. etwas tiefer hätte eindringen, und des Ulfilas Verlegenheit bemerklich machen sollen, wenn dieser auf einen Begriff stiess, für welchen die Gothen, aus Mangel der Sache, in ihrer Sprache noch keine Bezeichnung hatten, wo also Ulfilas einen Ausdruck entlehnen musste, der einem benachbarten Begriffe angehörte. Z. B. *Siponeis* wird übersetzt: „*Schüler*, *Lehr*-Jünger." Lehren und lernen sind Begriffe, auf welche sich dieses Wort ursprünglich gewiss nicht im Geringsten bezieht; aber da zur Bezeichnung derselben die gothische Sprache keinen Ausdruck enthielt, so musste sich Ulfilas mit diesem behelfen. Das Wort, in dem heutigen *Sipoy* (*Seapoy*) der Engländer noch vorhanden, bezeichnet wahrscheinlich das altgermanische Verhältniss des Comitats, und wäre am angemessensten zu übersetzen durch: *Leute*, *Familie* (in altgermanischer Bedeutung). *Weiha* allein heisst nicht der *Hohe*-Priester (S. 166), sondern bloss in der Zusammensetzung mit *auhumists*, d. i. der Höchste; — genau genommen auch nicht Priester, welches im Gothischen *gudja* heisst, sondern Geistlicher. — Die alphabetische Ordnung ist nicht immer streng beobachtet, z. B. *bithe* und *bithatei* stehen früher, als *biabrjan; bauhta* steht vor *baugjan*. —

Der gothische Buchstab Θ wird von *Ihre* ausgedrückt durch *qh;* doch erklärt dieser Sprachkenner, dass der Buchstab wie das angelsächsische *hw*, das englische *wh* auszusprechen sey (*analecta Ulphilana* S. 208). Der Herausg. setzt daher, durch Manning bestärkt, immer *hw*. Wenn also z. B. im *Ihre*'schen Ms. steht: „*qha* ist, was ist, *qhar* ist, wo ist," so schreibt *Zahn* richtiger: „*hwa ist*, *hwar ist* u. s. w. — Das gothische *U* ist das Zeichen für einen Laut, der in der Sprache dieses Volks die Mitte hielt zwischen G und K. Unter der Bedingung, dass *qu* wie ein einziger Buchstab ausgesprochen, kein *w* dabey gehört werde, genau so, wie es im Französischen ausgesprochen wird, kann jener gothische Buchstab dadurch ausgedrückt werden. Nicht unrichtig schreibt daher der Herausg. *queins, quino, quam etc.;* im Glossarium aber steht *qweins*, *qwino*, *qwam etc.;* — wegen der Übereinstimmung des Glossars mit dem Texte und wegen der schärferen Bezeichnung der gothischen Aussprache, wäre es besser, wenn R. eben so geschrieben hätte, wie Z. Freylich wird in einigen germanischen Dialekten der Laut so gedehnt, dass ein w gehört wird, z. B. in dem schwedischen *qvinna*, dem englischen *queen;* aber die Gothen, Alemannen und einige andere, fern von der Seeluft wohnende, germanische Völkerschaften, haben gewiss nicht so ausgesprochen; denn das gothische *quino* ist offenbar das griechische γυνή, und Notker schreibt *chenum*, *chenon* (Ps. 1, 1—49. 18). Auch aus dem Ulfilanischen Worte *sigquan* (im Gloss. geschrieben *sigqwan*), auszusprechen *sinkan*, d. i. sinken, ergiebt sich, dass in dem bewussten Laute kein w gehört worden ist.

N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Magdeburg*, b. Creuz: *Leitfaden bey'm ersten Unterricht im Französischen.* Nebst einem erleichterten Lesebuche für Anfänger. Von *F. A. C. Bötger*, Collaborator an der Domschule. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1804. 38 und 66 S. 8. (6 Gr.) Der Leitfaden enthält die nothdürftigsten Regeln der französischen Etymologie. Die allzugrosse Kürze macht, dass viele von denselben sehr unbestimmt sind. So heisst es z. B. S. 8: den Plural macht man, indem man an den Singular ein *s* hängt. Geschieht diess auch bey Worten, die sich schon im Singular auf *s* endigen? — Haben ferner nach S. 28 die *Verbes pronominaux* bloss den Accusativ der persönlichen *Pronoms* bey sich, oder steht nicht auch bey vielen, z. B. bey *s'imaginer, se procurer* u. a. der Dativ. — Die Erwartung des Vfs., dass der Lehrer durch praktische Behandlung das Beste thun müsse, entschuldigte diese Unbestimmtheit der Regeln nicht. — Auf eine höchst sonderbare Weise sticht gegen diese Kürze die Weitschweifigkeit, die in manchen Fällen beobachtet ist, ab. Dahin rechnen wir unter anderen das nichts sagende lange Beyspiel S. 22: *si je ne vous en* u. s. w. — Regeln, wie S. 17: „*Verbes Actifs*, sind solche, die mit *avoir*, V *Passifs*, die mit *être* conjugirt werden," erinnern zu sehr an das Zeitalter, in welchem der Name eines Grammatikers verächtlich wurde, als dass man sie jetzt noch erwarten sollte. — Das einzige Gute, das wir in der Schrift gefunden haben, ist die wirklich zweckmässige tabellarische Übersicht der unregelmässigen Zeitwörter. — Übergangen darf es auch nicht werden, dass der Vf. *j'aie, ils aient* S. 19, *donnèrent* S. 26, und *connois* S. 32 schreibt, und dass das Publicum bisher wohl noch von keiner Präposition *au égard* S. 36 gehört hat.

Das Lesebuch enthält zum Theil Stücke, die schon aus anderen Lesebüchern bekannt, und hier nur für die ersten Anfänger etwas abgeändert sind. Mit der Auswahl kann man zufrieden seyn. Aber dagegen finden sich fast auf jeder Seite die gröbsten Verstösse gegen den Ausdruck. So steht S. 13: *j'arriverai* statt *j'y arriverai*. S. 17: *une famille de l'endroit*. S. 21: *lui-même commença*, statt *il commença lui-même*. S. 22: *au matin* statt *le lendemain*. S. 24: *qu'il ne vouloit pas dire la cause*, statt *qu'il n'en v. p. d. la raison*. S. 28: *levant les épaules*, statt *haussant les épaules*. Ebendaselbst: *parvenir à une taille énorme*, u. s. w. Ausser mehreren bedeutenden Druckfehlern z. B. *mit* statt *mis*. S. 21 findet man auch *rétourná*, *répliqua*, und hingegen *reformoit*. Unsere Alten hatten sehr Recht, wenn sie behaupteten, dass man erst eine Sprache verstehen müsse, ehe man in derselben und für dieselbe schreiben könne.

Nmh.

Num. 158.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS, 1807.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault, Schoell u. Comp., und TÜBINGEN, b. Cotta: *Voyage de M. M. Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. — Recueil d'Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée:* faites dans l'Ocean atlantique, dans l'interieur du nouveaux Continent et dans la mer du Sud, pendant les années 1799, 1800, 1801, 1802 et 1803, par *A. de H.* et *A. B. Première Livraison* XIII. 1805. VI und 48 S. avec de sept Planches. *Deuxieme Livraison.* 1807. 49—96 S. 4. (Avec de trois Planches, dont deux sont illuminées.)

TÜBINGEN, b. Cotta u. PARIS, b. Levrault, Schoell und Comp.: *Alex. v. Humboldt*, und *A. Bonpland's Reise. — Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie.* Gesammelt auf einer Reise nach den Tropen-Ländern des neuen Kontinents, in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804, von *Alex. v. Humboldt* und *A. Bonpland.* Bearbeitet und herausgegeben von dem Erstern. Erste Lieferung, mit 7 Kpfn. 1806. X und 48 S. gr. 4. (4 Thlr. 12 gr.)

Kein Gegenstand ist von einem Reisenden schwerer zu besorgen, als die Zoologie und noch mehr die vergleichende Anatomie. Eine Reise für diesen wissenschaftlichen Zweig ist mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, die von keinem begriffen und gewürdiget werden können, wenn er nicht selbst einmal in einer ähnlichen, sey es auch nur schwach vergleichbaren, Lage gewesen. Welche Anstalten erfodert es nicht, nur um die Thiere zu erhalten! Für kein Geld ist das rohe Volk zu einem Geschäfte zu bewegen, welches es nie geübt hat, und welches von ihm für etwas unkluges gehalten wird. Der Naturforscher muss überall selbst an Ort und Stelle seyn; er muss selbst, und zwar zuerst Hand anlegen, und dann die geringe Mühe der Anderen vielmal theuerer bezahlen, als ihre gewöhnliche Arbeit. Hat er endlich mit Verschwendung von Tagen und Wochen (Hr. *H.* und *B.* mussten über einen Monat sich aufhalten, um einen Zitteraal zu bekommen, und dann — brachte man ihnen einen nicht zu brauchenden Zitterrochen) von Kräften, von Bitten und Geld einige Thiere erhalten, so fehlt es ihm an allem, sie zu untersuchen. Sie liegen in einer Wüste, in einem Walde oder gar auf einem Schiffe: es mangelt an Gefässen aller Art, an Injectionsmasse, an Gläsern und Branntwein, um die Theile mitzunehmen; die Nacht, Regen, Sonnenhitze unterbrechen die Arbeit, die Begleiter eilen nach Hause, und man muss froh seyn, wenn man einige flüchtige Umrisse der interessantesten Theile mitnehmen kann. Doch lasst dem Naturforscher auch die Thiere in einem Dorfe, in einer Stadt haben: — nur um weniges ist er besser, bisweilen schlimmer daran. In einem Gasthofe duldet man nicht gerne dergleichen Untersuchungen; ist es nicht aus Vorurtheil, so wollen sie doch kein beflecktes Zimmer, — und bequemt man sich, etwa im Hofe zu arbeiten, so ist man im Augenblick von einer Menge umgeben, die, wenn sie auch nicht lacht und spottet, oder ihren Ekel laut werden läſst, doch den Zootomen in seinen Untersuchungen stört. Gefässe giebt man ihm ohnehin nicht, und kann er gleich Branntwein und Gläser kaufen, was aber eben auch nicht so leicht ist, wie der glaubt, der es nicht versucht hat: wie soll er es fortbringen? Daher kömmt es, dass Hr. *H.* und *B.* beynahe gar keine Präparate mitbringen konnten, was ihnen kein Mensch übel nehmen wird, der dieses Reisen kennt; dafür haben sie aber Zeichnungen und Beschreibungen gemacht, die wir nicht bloss in Hinsicht auf die bemerkten Schwierigkeiten, sondern wegen ihrer inneren Vortrefflichkeit bewundern müssen. Während *B.* anatomirte, zeichnete *H.*, und zwar in freyer Luft, im Walde, in einem Kanot, auf einem Felsen u. s. w. Dieser Rastlosigkeit verdanken wir eine beträchtliche Reihe zootomischer und zoologischer Entdeckungen und Berichtigungen, welche die vortrefflichen Reisenden uns in der gegenwärtigen Sammlung von Abhandlungen zu geben angefangen. Beide haben gemeinschaftlich anatomirt den Krokodil des südlichen Amerikas, das zweyzehige Faulthier, und den Ameisenbär; Hr. *B.* allein das Lama in Peru, die Seekuh im Orenoko, den kleinen Krokodil in Kuba u. s. w. Hr. *H.* hat über das Hirn der Fische, ihre Schwimmblase, über die Form des Zungenbeins, besonders des Kehlkopfs der Vögel, Affen und Amphibien Untersuchungen angestellt, und manche neue und bisher unvollständig gekannte Thiere beschrieben.

Die *erste Lieferung* enthält bloss Abhandlungen von *Humboldt.* I. *Über das Zungenbein und den Kehlkopf der Vögel, Affen und des Krokodils.* Sie enthält wichtige und manche neue Aufschlüsse sowohl über einzelne Theile dieser Organe. z. B. über den Kehlkopfsockel, als auch über das Verhältniss dieser Organe in verschiedenen Thierklassen, besonders des Kehlkopfs, der Vögel und Affen; nur bleibt nach Lesung des Aufsatzes der Wunsch, dass der Vf. ihn nicht in der Kürze, welche seine ursprüngliche Bestimmung foderte (er wurde im Nationalinstitut gelesen), hätte

mögen abdrucken lassen, indem demselben vorzüglich die Vergleichung mit anderen ähnlichen Arbeiten, namentlich mit den herrlichen Beschreibungen der Stimmwerkzeuge vieler Affen von *Vicq-d'Azyr*, wo sogar ganz gleiche Thiere vorkommen, abgeht. Es ist eine tief führende Bemerkung, dass manche Affen, welche in ihrem Geschrey den Vögeln, besonders den Gallinaceen nahe kommen, auch einen ähnlichen Bau im Kehlkopfe zeigen. Die Sapajou und einige Sciurus haben im (oberen) Kehlkopfe Säcke wie die Vögel im unteren; vornehmlich sind die Stimmwerkzeuge der heulenden Affen (Aluaten) sehr zusammengesetzt, so dass in keiner Thierfamilie sich in diesem Organe so grosse Verschiedenheiten finden, als in den Affen, wie anderseits diese wieder am weitesten von den Vögeln in Rücksicht auf andere Organe entfernt stehen, während sie durch die Stimmwerkzeuge in sie eingreifen. Den Thieren, welchen die Epiglottis fehlt (Vögel und Amphibien), geht auch der *Cartilago thyro-* und *cricoideus* ab; den Knorpel, welcher die Glottis stützt, nennt Hr. H. Sockel (Zocke), und beschreibt ihn sehr genau, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Er bildet in dem Kehlkopfe eine Längsscheidewand, durch welche die durchstreichende Luft gleichsam in zwey Flüsse getheilt wird. Bey Vögeln ist die Glottis fast knöchern, bey Amphibien aber von einem fleischichten Wulste umgeben, so dass der Krokodil dieselbe durch Fibern, wie durch einen Sphinkter, willkührlich zu verschliessen im Stande ist. In einer neuen Art *Phasianus garrulus* fand H. auch die Luftröhre beym Männchen länger als beym Weibchen, wie es bey manchen Vögeln beobachtet worden; aber auffallend ist es, dass in *Phas. colchicus* dieser Unterschied nicht Statt findet, wie denn auch *Cygnus canorus*, Männchen und Weibchen, die Verlängerung haben, während verwandte Gattungen darin abweichen: es scheint also vorerst noch keine Regel durch. Nicht bloss *Palamedea bispinosa*, und nach Cuviers Angabe *Anas clangula et fusca* haben eine Erweiterung in dem Verlaufe der Luftröhre, sondern noch manche andere, besonders Wasservögel, wie es *Bloch* in den Berliner Schriften abgebildet, was wahrscheinlich Hn. H. entfallen ist. Einen plausibeln Grund, warum eine Abtheilung der Papageien, die Aras, nicht sprechen lernen, hat Hr. H. in einem breiten Fortsatze des Zungenbeins gefunden, der den sprechenden Amazonen fehlt. Das Zungenbein des Krokodils vom Magdalenenflusse ist ganz verschieden von dem (von Duvernoy gezeichneten) des Nilkrokodils, welches also ein neuer Unterschied ist. Hr. H. sagt, es seyen die neun oberen Ringe der Luftröhre dieses Thiers nicht ganz: die pariser Akademiker haben in dem der alten Welt zehn gefunden, sollte dieses auch constant seyn? Die Zeichnungen von Kehlköpfen, welche in dieser Abhandlung beschrieben und verglichen worden, sind von *Pelecanus olivaceus alcatraz*, *Ardea cocoes*, *Phasianus garrulus*, *Palamedea bispinosa*, *Psittacus araracanga*, *Sciurus granatensis*, *Simia oedipus*, *Semiculus* und *Crocodilus orinocensis* alle deutlich dargestellt, aber bey einigen ist die Erklärung zu sparsam. *Die zweyte Abhandlung* beschreibt einen neuen sehr schönen Sapajou, *Simia leonina* aus den Flächen von Mocoa östlich der Anden. In den grossen Ebenen zwischen den Anden und der Küste von Brasilien, den dicken Wäldern am Amazonenflusse, am Rio negro und Orenoko sind die *Cavia capybara*, das Tajassu und Affen, besonders Sapajou und Aluaten, die ausgebreitetsten. Einige leben paarweise, melancholisch, flüchtig, andere in grossen Truppen. *Simia sciurea* ist bey der geringsten Kälte so empfindlich, dass sich mehrere in Klumpen umfassen, um sich zu erwärmen; in diesem Zustande werden sie mit Pfeilen erlegt. *Simia paniscus* ist das gewöhnliche Wildpret am Ober-Orenoko. Herr *v. Humboldt* schlägt die Zahl der bekannten Affen erst auf ein Zehntel an; allein die Verschiedenheit der Thiere hält mit der Grösse der noch nicht untersuchten Länder nicht gleichen Schritt; wenige Arten, und zwar ganz eigenthümliche, man möchte sagen, andere ausschliessende, bevölkern oft Strecken von einigen Hundert Meilen, wovon in dieser Sammlung selbst Beyspiele vorkommen; es scheint daher nicht, dass man den Reichthum der noch zu entdeckenden Säugthiere sehr hoch anschlagen dürfe. Von der *Simia leonina* ist eine gute illuminirte Abbildung nebst dem ausführlichen Charakter gegeben, sonst ist nichts von ihr gesagt, als dass sie selten sey, meistens in den Ebenen bleibe, statt die Truppen von *Simia beelzebub* bisweilen so hoch als der Mont-perdu steigen; dass sie acht Zoll lang, mit gleichlangem Schwanze, lustig, spielend und empfindlich wie alle kleinen Affen sey. In der Zeichnung steht sie auf einer Maisähre; ob sie diese Körner frisst, ist nicht angegeben. *Die dritte Abhandlung* beschreibt zwey neue Fischgattungen aus der Ordnung *Apodes*, *Eremophilus* und *Astroblepus*. Hr. *v. H.* macht aufmerksam auf die geringe Belebtheit der Seen, welche einige Tausend Klafter hoch liegen, während doch die Luft in gleicher Höhe reich an Vögeln und Pflanzen ist. Aus dergleichen hochliegenden Seen in Mexiko brachten die Reisenden ein Thier mit, welches mit Siren und Proteus (*anguinus*) in Eine Ordnung gehört; sie gaben es *Cuvier* zum Anatomiren. (Es wird nicht überflüssig seyn, zu bemerken, dass wir schon ein Infusionsthierchen mit dem Namen Proteus haben, und daher der *Prot. ang. Schreibers* einen anderen, ohnehin schicklicheren, Namen erhalten müsse). Der Eremophilus ist auch aus einem 1347 Klafter hoch liegenden See in Neugrenada. Der Astroblepus ist aus einem Bache bey Popayan. In diesen Bach fliesst ein anderer, welcher etwas Schwefelsäure von dem Vulkan Purasé beygemischt hat; und von da an, bis zwey Meilen abwärts, ist kein Fisch mehr drinne. *Die vierte Abhandlung*: über eine neue Art von Pimelodes, welche durch die Vulkane des Königreichs Guito ausgeworfen wird. Diese Vulkane werfen oft von einer Höhe über Tausend Klafter eine zahllose Menge Fische mit kaltem, süssem Wasser aus, so dass ihr Gestank oft die ganze Gegend erfüllt, und ansteckende Krankheiten verursacht. Diese Fische sind gleich anderen, welche in den Flüssen in der Nähe der Vulkane vorkommen, Preñadilla heissen, und zu Pimelodes Lacép. (*silurus Lin.*) gehören. Gründe machen sehr wahrscheinlich, dass diese Fische in Seen, welche in den Ber-

gen selbst sich befinden, wohnen, was vorzüglich ein Brief von Pardo aus Ibarra bekräftiget, der aussagt, dass die Eingebornen diese Fische in einem Bache, da wo er aus dem Vulkan hervorbricht, und zwar nur bey finsterer Nacht, indem sie bey der Helle nicht aus dem Berge kommen, fangen. Alle drey Fische sind sehr schön und charakteristisch in Kupfer gestochen.

Die zweyte Lieferung, von welcher wir bloss den französischen Text vor uns haben, enthält, wie die erste, lauter Abhandlungen von Hn. v. H., wie denn auch die dritte bloss Aufsätze von ihm enthalten wird. An fleissiger Ausarbeitung übertreffen sie weit die Abhandlungen der ersten Lieferung, und man kann sagen, dass die Abhandlungen über den Condor und Zitteraal vollkommene Meisterstücke sind, die man zu lesen und wieder zu lesen, nicht müde wird. Indess war in der ersten Lieferung doch versprochen, dass die zweyte Abhandlung bloss von *Bonpland* enthalten sollte. Wir zweifeln zwar nicht, dass die von Hn. v. H. gegebenen Abhandlungen diesen Mangel mehr als ersetzen; allein es ist doch unbehaglich, das nicht zu finden, worauf man schon ist aufmerksam gemacht worden. Die *erste*, in der Reihe die *fünfte* Abhandlung, beschäftiget sich mit der Naturgeschichte des Condors, oder des *Vultur gryphus* Lin. Dieser Vogel ist noch nirgends genau beschrieben. Im *Museum Leverianum* ist zwar eine colorirte Zeichnung davon mit einer Beschreibung voll Zweifel; allein gegen die hier gelieferte Abbildung, welche in Hinsicht der Zeichnung, des Stichs und der Illumination gleich meisterhaft ist, bleibt jene als ein ärmliches Bildchen zurück. Die Verschiedenheit des Gefieders in verschiedenem Alter hat gemacht, dass man immer in Verwirrung über diesen Vogel gewesen ist. Hr. H. hat 17 Monate lang Gelegenheit gehabt, ihn in den Anden zu beobachten, daher auch diese Abhandlung so vortrefflich ausfallen konnte, als sie es wirklich ist. Wir heben nur Weniges aus. Den Kamm haben nur die Männchen, hingegen das Halsband beide Geschlechter. Die Grösse dieses Vogels ist oft übertrieben worden; hier geht es ihm wie den Patagoniern — er ist kaum grösser, als unser *Lämmergeyer*, und wagt es nicht, Kinder, vielweniger Erwachsene anzugreifen. Hat es unser Lämmergeyer schon gethan? Der Cuntur, (so sollte man schreiben,) wohnt höher, als der Montblanc ist; er steigt am höchsten in der Luft unter den fliegenden Thieren, liebt ein Klima, welches nur wenige Grade über 0 ist, und nährt sich von allerley Thieren, stösst auch auf die Viehherden. Über seine und einiger anderen Thiere geographische Verbreitung, wie auch über einige begleitende Pflanzen, sind interessante Beobachtungen geliefert. Ist es nicht sonderbar, dass *Ovis policerata* in den Anden wie auf Island, also in gleichem physischen Klima vorkommt, da doch die nach Amerika gebrachten Schafe gewiss diese Art nicht gewesen? Wirkt hier die Macht des Klima's? Hr. *v. H.* wünscht, dass Naturforscher, welche Gelegenheit haben, den Lämmergeyer, besonders in der Schweiz und in Tyrol zu erhalten, auch Zeichnungen von dem Kopfe und den Klauen mittheilen mögen, wie es hier vom Cuntur geschehen, damit man die Waffen dieser grössten Luftbeherrscher vergleichen könne. Die erste Tafel enthält den ganzen Vogel, die zweyte den Kopf und die Klauen, in natürlicher Grösse, herrlich, kräftig, rein dargestellt. Anatomisches enthält die Abhandlung nichts. *Sechste Abhandlung.* Über eine neue Art von Gymnotus (*aequilabiatus*) aus dem Magdalenenfluss. Giebt keine Schläge, hat auch den Apparat dazu nicht. Die Schwimmblase ohne Gefässe, und viel kürzer als bey *G. electricus.* Die Abbildung dieses Fisches ist ein Flecken für dieses Werk; es ist eine steife, charakterlose, unnaturhistorische Figur, an der die Naslöcher fehlen, die Augen wie angeklebt sind u. s. w. *Siebente Abhandlung.* Beobachtungen über den Zitteraal (G. *elect.*) der neuen Welt. Ist sehr häufig in den stehenden Wassern und Flüssen von Caraccas. Der Fang desselben ist das unterhaltendste Schauspiel, und ist zugleich ein psychologisch sehr wichtiges Experiment. Man treibt nämlich einen Trupp halbwilder Pferde und Maulthiere in Weyher, welche, so zu sagen, mit den Aalen kämpfen, sie entladen müssen, aber dadurch selbst so betäubt werden, dass in wenig Minuten einige sinken und ertrinken. Hat dieses aber etwa eine Viertelstunde gedauert, so haben die Aale ihre Kraft zu schaden verloren, die Pferde waden mit weniges Schmerzausdruck im Wasser herum, die Aale fliehen vor ihnen, kommen dem Ufer näher, und werden so dann lebendig gefangen. Kein Eingeborner wagt es aus Furcht vor Erschütterungen, sie zu berühren, die Reisenden mussten sie selbst in die Gefässe bringen, und empfingen doch nach so starker Abmattung, Entladung und selbst Verwundung dieser Thiere, Schläge, die stärker sind, als elektrische, welche Hr. v. H. je empfunden. Er zweifelt daher gar nicht an der Aussage der Eingebornen, dass Badende, wenn sie von einem Aale erschüttert werden, sinken und ertrinken; ja er glaubt sogar, dass sie einen Menschen unmittelbar tödten können, wenn sie sich längs seiner Brust und dem Bauche entladen, wie es bey den Pferden leichter geschehen kann. Dieser Aufsatz ist sehr schön, dramatisch, man möchte sagen romanhaft geschrieben, und beschäftigt sich dabey mit neuen, sehr unterhaltenden und physiologisch wichtigen Gegenständen. Er ist S. 96 zerrissen, und greift in das nächste Heft ein, welches doch bald erscheinen möge, um die unangenehme Empfindung auszulöschen, welche den begierigen Leser befällt, wenn er sich in dem Verfolge des Genusses, in dem er sich so zufrieden gefällt, auf einmal durch den Mangel der folgenden Seite gestört sieht. Diese Abhandlung muss nicht bloss den Naturforscher, sondern auch jeden Gebildeten interessiren. Überhaupt ist diese Lieferung in dem bekannten *Humboldt*'schen Geiste, und mit deutschem Fleisse geschrieben, während man in der ersten Lieferung mehr den französischen Ton erkennt. Aber bey aller Vortrefflichkeit des Werks, sowohl des Inhalts als der typographischen Vollkommenheit, kann man doch nicht läugnen, dass es dem Preise nach viel zu hoch von den Buchhändlern angesetzt worden. O.

BERLIN, b. Maurer: *Grundriss der Eisenhüttenkunde vorzüglich in Beziehung auf Erzeugung des Roh- und Schmiedeeisens,* von Joh. Joach. Friedr. Wähler.

Oberhütteninspector zu Koschentin in Oberschlesien. Mit 1 Kupfert. 1806. 182 S. 8. (18 gr.)

Diese lehrreiche Shrift umfasst zwar weder die gesamte Eisenhüttenkunde, noch erschöpft sie die bearbeiteten Gegenstände; vielmehr ist sie als Vorläuferin eines grösseren Werks zu betrachten, womit uns der kenntnissvolle Verf. recht bald beschenken möge; demungeachtet enthält sie in gedrängter Kürze die wesentlichsten Grundzüge des Unterrichts im Eisenhüttenwesen, allenthalben mit verständiger Herleitung aus den Gründen der neueren Chemie, und theilt im Vorbeygehn manches Resultat langjähriger Erfahrung im technischen Detail mit, das auch Praktikern interessant seyn wird. — Im ersten oder *theoretischen* Theile werden die Prolegomene aus der Mineralogie und allgemeinen Chemie, die beym Eisenhüttenwesen in Bezug kommen, angegeben. Der *erste* oder mineralogische Abschnitt enthält nicht allein die *Eisenfossilien*, sondern auch die *Flüsse* und *Zuschläge* nach ihren dem Eisenhüttenmann interessanten Bestandtheilen, dem Grad ihrer Brauchbarkeit und den wesentlichsten äusseren Kennzeichen, in tabellarischer Aufstellung; ist jedoch der unvollkommenste Theil des Buchs. Hierauf wird 2) ganz kurz *von der metallischen Darstellung des Eisens* und (nur im Vorbeygehn) vom *Probiren der Eisenfossilien*; weit interessanter aber 3) *von den Bestandtheilen, wodurch die verschiedenen Eisensorten modificirt werden*, und 4) *von den besonderen Kennzeichen und Veränderungen des Eisens, welche durch die verschiedenen Mischungen und Behandlungen der Körper entstehen*, das Wissenswerthe mit den erforderlichen chemischen Erläuterungen, abgehandelt. — Der zweyte oder *praktische* Theil hingegen unterrichtet 1) *vom Bau der Hohöfen* (in metallurgischer und architektonischer Rücksicht, mit einigen schätzbaren praktischen Vorschriften); 2) *von den Gebläsen* (zu kurz und unvollständig, wenigstens im architektonischen Bezug); 3) *von der Vorbereitung der (Eisen-) Fossilien*; 4) *vom Betrieb der Hohöfen*, so wie 5) *von der Fabrication des Schmiedeeisens* oder *vom Oxydationsprocesse*, welche beiden letzteren Abschnitte vorzüglich lehrreich und umständlich bearbeitet sind. Weiter wird nun das Eisenhüttenwesen nicht verfolgt, sondern der sechste Abschnitt S. 152-182 giebt eine lesenswerthe wissenschaftliche *Skizze des Verkohlungsprocesses*, mit ziemlich vollständiger Angabe der daraus folgenden praktischen Regeln.

Will der Vf. für das von ihm zu erwartende ausführlichere Werk einen Wunsch annehmen, so ist es der, dass die Darstellung lichtvoller und präciser seyn möchte. Der vorliegende, ursprünglich zum Leitfaden für Vorlesungen bestimmte, Grundriss wird dem angehenden Hüttenmann bisweilen schwer verständlich seyn, da sich mit grosser Kürze manche Eigenthümlichkeiten des Vfs. in ungewöhnlichen Ausdrücken und Wendungen, Zerstückelung des Vortrags im Text und Noten, aus Mangel an Präcision im Ausdruck bey den Erklärungen, vereinigen. —n.

Braunschweig, b. Reichard: *Norddeutsche Beyträge zur Berg- und Hüttenkunde*, herausgegeben von *Joh. Friedr. Ludw. Hausmann*, herzogl. braunschweig. Kammersecretär. Erstes Stück. 1806. 132 S. 8.

Seit einigen Jahren verbreitet sich über den Harz in mineralogischer und bergmännischer Rücksicht durch wissenschaftliche Einheimische ein kläreres Licht, als diess Reisende, die früher darüber schrieben, geben konnten. Schon das *hercynische Archiv*, das Dr. *Holzmann* eröffnete, enthielt manche schätzbare Nachricht; da es aber mitten im besten Fortgange durch zufällige Umstände unterbrochen worden ist, so hat sich Hr. *H.*, als einer der vorzüglichen neueren mineralogischen Schriftsteller schon durch frühere Arbeiten bekannt, zur Herausgabe einer ähnlichen Sammlung von Aufsätzen entschlossen, die er als eine Folge des mineralogischen Berg- und hüttenmännischen Theils jener Zeitschrift anzusehen wünscht. Das vorliegende Stück rechtfertigt allerdings den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung, und enthält 1) einige interessante oryktognostische und geognostische *Bemerkungen über den Schillerstein von der Baste in dem harzburger Forst, mit besonderer Rücksicht auf Freieslebens Monographie desselben*, vom *Herausg.* 2) eine *bergrechtliche Beobachtung* (in Bezug auf den Steinkohlenbergbau in Ländern, wo die Steinkohlen nicht zu den Regalien gehören) vom Zehndner *Meyer*. 3) die Erzählung eines (auf der Carlshütte im Braunschweigischen vorgenommenen) *Versuchs, die deutsche Frischmethode durch Anlegung eines besonderen Reckheerdes zu vervollkommnen*, und sonach die beiden Arbeiten, Schmelzen und Ausschmieden, von einander zu trennen, vom Hüttenschreiber *Kohl* zur Wilhelmshütte, bey dessen versprechendem Ausfalle hoffentlich Hn. *Kohls* Vorschlag weiter und anhaltender bearbeitet werden wird; 4) einige *Bemerkungen über die Andreasbergischen Gänge*, vom Bergschreiber *Ostmann* zu St. Andreasberg (zur Bestätigung der von Charpentierschen Ansicht und Theorie von erzführenden Lagerstätten); 5) *über den Quadersandstein, besonders über dessen Vorkommen in Niedersachsen, vom Herausg.* Hr. *H.* hält diese Sandsteinformation, welche andere Geognosten zum sogenannten bunten Sandstein rechneten, für eine eigene (neuere) Formation, jedoch nach unserem Erachten ohne hinreichenden Grund. Indess enthält dieser Aufsatz interessante Beyträge zur Kenntniss der Sandstein- und Kalksteingebirge, und was noch schätzbarer ist, zur genaueren Kenntniss der noch wenig bekannten niedersächsischen Steinkohlen- und thonartigen Eisensteinformationen in Sandstein. 6) *Übersicht des Verfahrens bey Aufbereitung der Erze in den klausthalischen Puchwerken* vom Vicebergschreiber *Seidensticker* zu Clausthal (eine detaillirte technische Beschreibung der verschiedenen Scheidearbeiten, bey denen wir jedoch die erfoderlichen ökonomischen Angaben vermissen. 7) *Etwas über blaue Eisen-Hohofenschlacken vom Herausg.* zum Beweis, dass die blaue Farbe dieser Schlacken nicht immer vom phosphorsauren Eisen, sondern zum Theil von vorwaltenden Kohlen- gegen Sauerstoff herrühre. 8) *Versuche mit einigen* (Silber-Bley- und Arsenik-) *Erzen vom Harz im kleinen Feuer*, (auf Silber und Bley, nach der gewöhnlichen Probierart), vom Schichtmeister *Bauersachs* zu Zellerfeld; auch die bunten Bleyerze hielten etwas Silber.

—n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. Main, in Commission der Jägerschen und Eichenbergischen Buchhandlungen: *Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.* Von *Anton Kirchner*, der W. W. Dr., evang. Prediger und Professor am Gymnasio daselbst. Erster Theil. 1807. LI und 642 S. 8.

So verschieden in Ansehung der Entstehungsart, der Grundverfassung, der politischen Selbstständigkeit, die griechischen Handelsrepubliken von den Reichsstädten Deutschlands im Mittelalter sind: so haben doch beide in mehreren Hinsichten so viel Ähnliches, dass eine Vergleichung nicht unstatthaft ist. Wie in den griechischen Städte-Staaten, so entwickelte sich in den deutschen aus dem Monarchismus eine aristokratische Verfassung, die in gleichem Verhältnisse, als das Volk durch Gewerbe und Handel zur Wohlhabenheit, und dadurch zu einem gewissen Selbstgefühl gelangte, in Demokratie überging. Die Reibungen zwischen den Geschlechtern und Zünften sind ein Seitenstück zu den Anfeindungen der aristokratischen und demokratischen Faction, die Städte-Bündnisse ein solches zu den Conföderationen, wenn gleich auf andere Veranlassung entstanden. Auch in Ansehung der äusseren Geschichte finden sich Vergleichungspuncte: Lübeck, als Haupt der Hansa, hat Rollen durchgeführt, geeignet, manchen Thaten Athens, als Hauptes der verbündeten Staaten, zur Seite gestellt zu werden. Die Wahrnehmung der Ähnlichkeit des endlichen Schicksals erfüllt den vergleichenden Beobachter mit Wehmuth, besonders wenn er so reizbar ist, die Analogie weiter zu treiben, sie hypothetisch auf die Folgen auszudehnen. Aber mögen die Folgen des neuesten Schicksals unserer reichsstädtischen Republiken in derselben, oder in einer anderen Form aus der Zukunft hervortreten, die kräftige Hülfe zur Bearbeitung der Nation, — die vorzüglichste der bewussten Ähnlichkeiten, — ist das bleibendste Denkmal des Daseyns dieser wichtigen kleinen Staaten. Auffallend sind die Verdienste mancher vaterländischen Freystaaten in Hinsicht auf Kunstsinn; hier bleiben Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, nicht weit zurück hinter Athen, Corinth, Milet. Eben so vortrefflichen Einfluss, nur weniger bemerkbar, hat der Nationalgeist von den reichsstädtischen Communen erfahren. In die Vorwürfe der Kraftlosigkeit, der Feilheit, die jetzt mancher erbitterte Schriftsteller dem deutschen Volke macht, können wir nicht einstimmen. Waren die griechischen Republiken durchaus in Schwäche versunken, als sie von dem Gesetze des Wechsels der Dinge erreicht wurden? Auch die Staaten haben ihren Herbst. Es ist wohl ein herrlicher Geist, der noch vor einem Jahrzehent in den Bürgerschaften vieler deutschen Reichsstädte lebte, von dem auch Rec. bey seinem mehrjährigen Aufenthalte in einer der ersten Reichsstädte durchdrungen war. In Harmonie mit dem landständischen Geiste in den monarchischen Territorien hat er den Deutschen weltbürgerlich ausgebildet.

Geschichten der vorzüglichsten Handelsrepubliken Deutschlands, die in das Wesen ihres Gegenstandes eindringen, denselben pragmatisch, lebendig verarbeitet enthalten, fehlen fast ganz in der historischen Literatur des Vaterlandes. Vortreffliche, zur Sache gehörende, Materialien sind für die Handels- und Verfassungs-Geschichte verschiedener Städte vorhanden, bey weitem mehr, als für die der griechischen Handelsrepubliken, wo die meisten Fragmente aus Rednern und Komikern gesammelt werden müssen; aber in der Hauptsache ist noch wenig geschehen; noch hat die historische Kunst den vorhandenen Stoff nicht gewürdiget, nicht, mit Verachtung des zweydeutigen Ruhms, Werke von extensiver Grösse geliefert zu haben, diesen Stoff in einem Geiste verarbeitet, der die Natur und die Bestimmung einer solchen Geschichte begriffen hat. Wenn sich der Leser mit uns über den Plan vereinigte, nach welchem solche historische Werke angelegt und ausgeführt werden müssen: so wäre eben damit der Massstab zur Beurtheilung des vorliegenden festgestellt. Es scheint uns, summarisch entworfen, dieser zu seyn. Die politische Grundlage aller Reichsstädte war entweder eine königliche, oder eine bischöfliche Pfalz, oder beides. Hier ist der natürliche Anfangspunct der Geschichte; jeder andere Zulauf, von den Zeiten der römischen Herrschaften herab, durch die öden Geschichten der Kriege und Völkerzüge umliegender Gegenden streifend, ist fremdartig, fehlerhaft. Es muss entwickelt werden, wie in jenem Local-Umstande die ursprüngliche und Haupt-Veranlassung dazu lag, dass sich mechanische Künste und Handel in der Villa bildeten. Die Erweiterung der letzteren, die Einrichtung derselben zur Burg, die Entstehung der Bürgerschaft aus einer Mischung von burgministerialen, und von persönlich freyen, aber, als Grundsassen, dinglich unfreyen Negotianten, Künstlern und Handwerkern; die äusseren Veranlassungen der Erweiterung des Verkehrs; die Gegenstände, Wege, Bedingungen, Erschwerungen des Handels in den verschiedenen Perioden; die belebende-

Wirkung desselben auf die Industrie; der Ursprung der Zünfte; die Entwickelung des Selbstgefühls, des Freyheitssinnes der erwerbenden Classe der Bürgerschaft; die progressiven Versuche der Commune, sich von den grundherrlichen, dann von den landesherrlichen, Verhältnissen loszumachen, immer dreister, immer glücklicher, je mehr das Geldbedürfniss des Grund- und Landes-Herrn, und der Geldvorrath der Grund- und Landes-Unterthanen zunahm; die successive Erwerbung verschiedener Regierungsrechte, auch der Reichsstandschaft; die zunehmende politische Wichtigkeit; die Ausbürger, die Pfahlbürger; die Theilnahme an einem Städte-Bündnisse; die Fehden mit dem benachbarten Adel; das Hervorgehn der adlichen Stadtgeschlechter gröſstentheils aus den grundherrlichen Militär- und Civil-Ministerialen der Burg; das rauhe Zusammenstoſsen derselben mit dem emporstrebenden dritten Stande; die bürgerlichen Unruhen; die stürmische Ausbildung der Verfassung; der öffentliche Haushalt, die Rechtspflege, die gesammte Polizey, die wohlthätigen Institute, das Kirchen- und Schul-Wesen, der gesellschaftliche Zustand, die Künste, die Wissenschaften: das ist die Übersicht der, in den Umfang des Werks gehörenden, Gegenstände. Weiter nichts; alles Übrige zerstreut. Die historische Enthaltsamkeit ist so rühmlich, als selten. Das Wenigste in den vorhandenen Stadt-Chroniken betrifft die Stadt unmittelbar selbst. Wenn sich der Geschichtschreiber auf diese Materialien beschränkt, sie pragmatisch verwebt, und ein wirkliches Gemählde schafft, voll Haltung und Einheit: so wird er freylich ein Werk von geringem Umfange liefern, aber er wird Interesse erregen, Belehrung gewähren, die Geschichte des Vaterlandes cultiviren.

Der Verf. der angekündigten Schrift ist allerdings im Allgemeinen über die Erfordernisse der Geschichte eines so wichtigen Platzes aufgeklärt, er berührt die meisten der summarisch angegebenen Materien. Es ist ihm gelungen, mehrere, bisher wenig oder gar nicht genützte, ungedruckte Hülfsmittel aufzutreiben, als: Original-Urkunden der öffentlichen und Privat-Archive, Transsumte, Copialbücher, handschriftliche Nachrichten, gesammelt von früheren Geschichtfreunden der Vaterstadt, Chroniken der geistlichen Stiftungen des Orts, Zunftnachrichten u. s. w. Aus Liebe zur Geschichte des ehrwürdigen Frankfurts hat er sich sogar überwunden, „zu einigen Urkundenschätzen, und zwar zu den weniger bedeutenden, den Zutritt demüthig zu erbetteln.“ Die Schwierigkeiten, von den Magisträten der bisherigen Reichsstädte Urkunden, oder Abschriften davon, zu erhalten, kennt Rec. aus eigenen, seit kurzem gemachten Erfahrungen; er weiſs daher gewiſs den Eifer des Verfassers zu schätzen, dem das Publicum mehrere Nachrichten verdankt, die in keinem der bisherigen historischen Werke über Frankfurt enthalten sind. Auch einige lobenswerthe Beweise von historischer Kritik hat unser Vf. in seiner Schrift dargelegt; vorzüglich aber verdient seine Belesenheit, seine Kenntniss vieler guten Quellen der deutschen Geschichte, eine rühmliche Erwähnung. Aber ungeachtet dieser Vorzüge des Werkes im Einzelnen, müssen wir doch gestehn, daſs uns die allgemeine Ansicht desselben weniger befriedigt hat. Der Vf. hat die Natur seiner Arbeit nicht genug erwogen, sonst hätte er gewiſs theils eine groſse Sichtung der Materialien vorgenommen, durch welche der Vorrath mehr als zur Hälfte zusammengeschmolzen wäre, theils einen anderen Plan der Verarbeitung, eine andere Anlage der Perioden, gewählt. Durch die engere Verbindung des wesentlichen Stoffs wäre er selbst mächtiger von seinem Gegenstande ergriffen, und dadurch in den Stand gesetzt worden, sein eigenes Interesse mitzutheilen, über die Leser zu gebieten. Es hätten sich Gelegenheiten zu interessanten Entwickelungen, Urtheilen, Resultaten, dargeboten, die wir ganz vermissen; das Werk hätte an Tiefe gewonnen; die Darstellung, der Styl, wäre weniger lose ausgefallen. Von Hauptsachen zu wenig, und nicht gründlich genug; von Nebensachen zu viel, bey weitem zu viel: das scheint uns die Charakteristik der Schrift. Der Mangel an Zusammenhang der Materien läſst keinen allgemeinen Eindruck zu Stande kommen; die allzuoft hineingezogenen politischen Vorfälle im rheinischen Deutschland, die Königswahlen, die Streitigkeiten dabey, der Aufenthalt der Könige in der Stadt, die müſsigen Dinge bey Gelegenheit der Reichs- und Kirchen-Versammlungen, die Familien-Angelegenheiten der Könige, die Handlungen derselben zu Frankfurt, ohne alle Beziehung auf die Stadt, das Faustwesen, die Landfrieden, und andere fremdartige Dinge, wobey Frankfurt immer tief im Hintergrunde steht, oder gar nicht zu sehn ist, — zerstreuen den Leser zu oft, hindern allen Effekt. Der vielen Noten nicht zu gedenken, in denen der Verf. vollends ausschweift. Bey dem Allen ist doch nicht hervorgehoben, wie die häufige Anwesenheit des Hofes und so vieler Groſsen auf den öffentlichen Wohlstand, den Baugeist, den gesellschaftlichen Ton, den Zustand der Sitten, gewirkt habe. Völlig unpassend, gar nicht der Natur des zu verarbeitenden Stoffs entsprechend, ist die Anlage der Perioden. Anstatt die Einschnitte da zu machen, wo sie in der Sache selbst liegen: bey den Haupt-Epochen des Handels, und bey wichtigen Veränderungen in der Constitution, nimmt der Verf. vier Zeiträume nach Maſsgabe gewisser Reihen von Königen an: den ersten, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 911 (Ende der Carolingischen Dynastie); den zweyten, von 911 bis 1152 (Friedrich I); den dritten, von 1152 bis 1347 (Carl IV); den vierten, von 1347 bis 1519 (Carl V). So weit dieser erste Theil. Noch zwey sollen folgen, mit der Geschichte Frankfurts bis zu der wichtigen Katastrophe von 1806. Ohne uns auf jene fremdartigen Gegenstände einzulassen, denen wir in einer Geschichte der Stadt Frankfurt keine Aufmerksamkeit schuldig zu seyn glauben wollen wir nun die vorzüglichsten von den wesentlichen ausheben und zusammenstellen.

Erster Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. S. 17 kommt der Vf darauf, dass Frankfurt schon zu Karls d. G. Zeit eine königliche Domaine war, schildert aber die damalige Naturbeschaffenheit Deutschlands unter anderen in dieser Gegend gar zu rauh. Wenn der Winter so streng war, „wie in den kalten Steppen Sibiriens," wie konnte der Anbau des Weizens gelingen, dessen Marktpreis der genannte König in einer, zu Frankfurt im J. 794 publicirten, Polizeytaxe bestimmte; wie konnten, nach des Vfs. eigener Angabe S. 64 Obstgärten und Weinberge bestehn? Anlagen Karls zu Frankfurt, Märkte, S. 58—60. Hier fiel uns die ohne Beleg hingeworfene Behauptung auf, dass in dem Handel mit Leibeigenen der Haupt-Umsatz bestanden, und dieser sich ausschliesslich in den Händen der Geistlichen und der Juden befunden habe, ja, dass diese Waare von Frankfurt, dem Stapel, über die Niederlande nach Spanien, und über die Alpen nach Venedig, versandt worden sey. Sollte der Vf. nicht wissen, dass es die verdienstvollen Geistlichen waren, die sich die Verminderung des Menschenhandels und der Leibeigenschaft angelegen seyn liessen, die Freylassung zur Religionssache machten, und diese Handlung desshalb in der Kirche veranstalteten? Dass sie, über die Würde des Menschen aufgeklärter, als die weltlichen Zeitgenossen, schon früh in Deutschland, namentlich in dem Theile, wo Frankfurt liegt, Verbote der Ausfuhr von Mancipien bewirkten (*Lex Alam. t. 37. §. 1. — Caroli M. cap. de a. 779. c. 19.*)? Dass die auf die Märkte kommenden Sklaven am seltensten Deutsche waren, am häufigsten Wenden (*Helmold II. 13. — Ludovici IV leges portoriae, HI 6*)? Dass zwischen Venedig und Deutschland noch keine Handelsverbindung bestand? — „Menschen waren das Haupterzeugniss des dürftigen Deutschlands (S. 48)," ist ein Satz, der sich selbst und der Geschichte widerspricht. B) Verfassung und innerer Zustand. S. 47 und 48 werden die Reichsministerialen, d. i. die königlichen Staats-Hof- und Kriegs-Beamten, mit den Patrimonial- oder Domainen-Ministerialien des Königs, und daher S. 52 die Reichsgerichtsverfassung (das Fürstenrecht) mit der grundherrlichen Rechtspflege, verwechselt. Da die Patrimonial- und Burg-Ministerialen unfrey waren, zu denselben aber auf den Domainen auch die Schöffen gehörten; da ferner, nach des Vfs. eigenem Geständnisse S. 89, 90, die Handwerker bis in das zwölfte Jahrhundert ebenfalls unfrey waren; folglich alle Villani oder nachherige Burgarier in dem Verhältnisse der Hörigkeit standen: so fällt die Anmerkung S. 53 weg, dass die Schöffen; nämlich, wie der Zusammenhang will, auf der Pfalz, Ingenui gewesen seyen. Diess war nur der Fall in den Gerichten, die über die absolut freyen, in keiner Ministerialität stehenden, Land-Eigenthümer sprachen.

Zweyter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Bloss einige Worte von den Krämern, Gewärtschen, und Juden, von den Münzen, von den Wollenwebern und Waffenschmiedten, als vorzüglichsten Handwerkern, ohne Detail und Belege, S. 94. 95. — Gegenseitige Zollfreyheit zwischen Frankfurt und Worms, S. 82. — B) Verfassung und innerer Zustand. Zünfte, S. 88. Keine Forschung über die ersten Spuren derselben in Frankfurt, keine Abschweifung über deren Ursprung im Allgemeinen; bloss diese wenigen Worte: „der Gewerbstand hatte die Vortheile benutzt, die ihm die Zeit bot, um waffenfähig, und folglich frey und unabhängig zu werden. Die erste Frucht dieser Freyheit sind die Zünfte; sie scheinen in ganz Franzien zugleich entstanden zu seyn." Unter den vermeintlichen Vortheilen, die der Handwerksstand benutzt haben soll, um die Ingenuität zu erlangen, und darauf die Zunftconstitution zu bauen, versteht der Vf. die, S. 82 erzählte, Bewaffnung der Burgarier in der Rheingegend durch Heinrich IV. Er scheint die alte Gewohnheit der Könige, in Nothfällen, wo die Kriegsministerialen nicht zureichten, zum allgemeinen Landaufgebot zu greifen, für einen Einfall der rheinischen Burgarier zu halten. Durch diese Heeresfolge sind die Handwerker nicht zur Freyheit gelangt; es ist ein eben so falscher als häufiger Satz, dass nur der freye Mann waffenfähig gewesen sey; alle Patrimonialministerialen waren unfrey, und doch waren viele darunter, nämlich die Haustruppen, bewaffnet. Keineswegs war der Ursprung des Zunftwesens eine Folge der Ingenuität des Handwerksstandes; es entwickelte sich dasselbe aus ganz anderen Umständen. Die Entlassung der Burgarier aus der Hörigkeit, die Aufhebung ihrer Verbindlichkeiten als Grundsassen, also die Erhebung derselben zu blossen Landsassen, auf den Domainen identisch mit Reichssassen, beruht überall auf ausdrücklichen Privilegien, von denen hier keins angeführt wird. Wenn es S. 89 heisst: „die Burgarier wurden in Deutschland zum niederen Adel gerechnet, waren turnier- und stiftsfähig," so bedarf dieses einer doppelten Einschränkung: in der Periode, von der die Rede ist, bestand noch kein Unterschied zwischen hohem und niederem Adel, noch gab es nur Eine Classe des Adels, in der die Privatministerialen nicht begriffen waren, dieselben gehörten noch zum dritten Stande; — und gesetzt, man wollte dieses Prädikat aus späteren Zeiten in frühere übertragen, so könnte man wenigstens nicht die Burgarier überhaupt, sondern bloss die Militärpersonen unter denselben, Adliche nennen, mit Ausschlusse der Handwerker. — „Die Städte hielten es für eine Ehre, die freyen Landbesitzer, die sich innerhalb ihrer Mauern niederliessen, zu den ersten Würden im Staate befördern zu können:" viel zu früh! Zwischen 911 und 1152 hatten die Bewohner geschlossener Orte noch nicht das Recht der Wahl ihrer öffentlichen Autoritäten; noch waren die Domainenstädte keine Staaten. — Von der Kirchenverfassung S. 94.

Dritter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Zoll-Unfug, Hindernisse des Handels, Fehden, S. 132—134. — Gegenseitige Zollfreyheit zwischen Frankfurt und Strassburg, S. 141. — Messe, S. 162, ohne Entwickelung, wie dieselbe das Product des zusammentreffenden Grosshandels, und des inneren, im rheinischen Deutschland aufblühenden Verkehrs war.

Nichts von der Ausbreitung des activen Aufsen-Mefshandels, nichts von den Gegenständen und Richtungen desselben, z. B. von dem grofsen Waarenzuge zwischen dem Nieder-Rhein und den Plätzen der Mitteldonau, als Regensburg, Ens, Wien, woran Frankfurt thätigen Antheil nahm. Bey Aufzählung der Städte, die in Frankfurt Zollfreyheit genossen, S. 214, wäre Gelegenheit zu solchen Erläuterungen gewesen. — Wollenzeuge, Leinwand, Schau-Anstalten, Lager- und Kauf-Häuser, Weinhandel, Münzen, Messen, Geleit, Stadtzoll, S. 239—244: alles kurz. — S. 241 scheint der Vf. anzunehmen, der Pabst Innocentius IV habe 1246 von einem venetianischen *Handelshause* einen auf Frankfurt gezogenen Wechsel gekauft, und diese Remesse an den Revolutionskönig Heinrich Raspo zum Einkassiren überschickt; denn er folgert daraus, dafs Frankfurter Häuser, die Unternehmungen von 25000 Mark Silbers machen konnten, reich seyn, und grofsen Credit haben mufsten. Aber Venedig hatte auch im 13 Jahrhunderte nach Deutschland noch keinen Absatz über die Alpen, noch gar keinen Verkehr mit Frankfurt, um Foderungen an diesen Platz haben zu können, (eine Behauptung, die Rec. hier nicht begründen kann.) Was der Pabst überschickte, war ein blofser Wechs*ler*brief (kein Wech*sel*brief), worin ein venetianisches *Wechslerhaus* seinem, die frankfurter Messe beziehenden Associé, die Auszahlung der Summe aufgab. Solche Companien italiänischer Campforen waren bekanntlich sehr gewöhnlich. Mit richtigeren Vorstellungen kömmt der Vf. S. 541 auf diesen Gegenstand zurück. B) Verfassung und innerer Zustand. Abschaffung der Vögte, Verbindung ihres Amts mit dem der Schultheissen, S. 101—104. Wenn S. 104 gesagt wird, der Schultheifs habe im Namen des Kaisers in der umliegenden Gegend von Frankfurt Hoheit ausgeübt, und den Reichsfürsten Lehne gereicht, so könnte dieses leicht zu Irrungen Anlafs geben. Der Stadtschulze war, so lange Grund und Boden noch als fiskalisch galt, als solcher ein grundherrlicher oder Patrimonial-Beamter des Königs, der niemals in dieser Eigenschaft, sondern blofs unter der Bedingung, Regierungsrechte verwalten konnte, wenn er, wie es nach des Vfs. Bemerkung S. 106 öfters der Fall war, eigentlich ein Staatsamt in der Provinz, daneben aber den frankfurter Stadtschulzenposten, bekleidete. Ein solcher Schultheifs konnte auch zum Austrage gewählt werden. Die Reichslehne oder königlichen Grundstücke in Abwesenheit des Königs zu reichen, gehörte zu den Geschäften des Pfalzgrafen der Provinz, als Oberaufsehers aller, in derselben liegenden, königlichen Ländereyen. Diefs erhellt aus mehreren Urkunden, z. B. einer vom J. 1160, in den *Monument. Boic. T. XIV. p.* 29. Als freylich bey dem Emporsteigen der Staatsbeamten zur Landeshoheit die Verhältnisse derselben als königlicher Officianten aufhörten, trugen die Könige den Pfalzgrafen die Belehnungen nicht mehr auf, sondern liefsen dieselben von Männern verrichten, die noch ihre wirklichen Beamten waren. Im ganzen herzoglichen Departement Lothringen hatte der Rheinpfalzgraf die Belehnungen vollzogen. Als nun, nach vollendeter Landeshoheit, dieses wegfiel, und seit derselben Zeit die oberen Beamten in den königlichen Städten, namentlich in Frankfurt der Schultheifs, nicht mehr unfreye, hörige, sondern freye Ministerialen, sogenannte Adelschalken waren, beauftragten die Könige diesen Schulzen mit dem bewufsten Geschäfte. So wird es erklärlich, wie die Bischöfe von Lüttich, die Wild- und Rhein-Grafen, ihre Lehne durch den frankfurter Schultheifsen erhielten, und dieses hätte sollen auseinandergesetzt werden. Abstellung des grundherrlichen Rechts der Könige, eine hörige Ministerialie willkührlich zu verheirathen, S. 125—127. — Befreyung von fremden Gerichten, so lange daheim die Justiz nicht verweigert werde, S. 144. — Steuern (eigentlich grundherrliche Leistungen), blofs die Namen Königszins und Orbede, ohne Angabe des Gegenstandes, auf dem die Prästation haftete, 108. 151. — Abschaffung aller bisherigen (grundherrlichen) Abgaben der wetterauischen (fiskalischen) Städte, gegen eine jährliche Aversionalsumme, (S. 158. 159. — Privilegium, dafs die Stadt nie verpfändet werden sollte, desgleichen Befreyung von den geistlichen Gerichten in weltlichen Sachen, S. 160. 161. — Besteuerungsrecht der Bürgerschaft zum Behufe der Erweiterung der Stadt, S. 166. Königliches Versprechen, in einem gewissen Umfange keine Burg zu bauen, S. 167. — Herabsetzung der Summen der Grundruhr, S. 167. — Keine Zölle im Umkreise von 5 Meilen, S. 167. — Verträge der Stadt mit benachbarten Herren, wegen der Pfahlbürger, S. 174. — Autonomie der Stadt, derselben ohne alle Vorbereitung beygelegt, S. 178. — Einiges über *die Zünfte* und Handwerke, S. 182. 183. — Glücklich beweiset der Vf. aus Urkunden, S. 184—187, dafs nicht, der gewöhnlichen Meinung nach, erst seit 1335 Spuren von Concurrenz der Plebejer bey der Stadtverwaltung vorkommen, sondern schon über hundert Jahre früher; eine interessante Aufklärung, da übrigens die Städte, in denen im Laufe des *dreyzehnten* Jahrhunderts dem dritten Stande die Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung gelungen ist, lauter solche sind, die zugleich Cathedralstädte waren. In den königlichen oder dynastischen Städten, in welchen kein bischöflicher Sitz war, haben sich, in der Regel, die adlichen Geschlechter bis in das vierzehnte Jahrhundert im ausschliesslichen Besitze der Stadtregierung erhalten, als in Ulm, Nürnberg, Hagenau, Braunschweig, Aachen. Rec. glaubte diefs bisher auch von Frankfurt, nach Lersner u. f. w., dankt daher dem Vf. für die bessere Belehrung. — Entstehung des Raths neben Schulzen und Schöppen; Pfahlbürger, Ausbürger, städtische Einkünfte, S. 188—193; erste Spur von Consumtionssteuern, S. 193. — Juden-Angelegenheiten und Unruhen, S. 194—200. Erweiterung der Stadt und ihres Gebiets, Mainbrücke, Verbindungen mit benachbarten Dorfschaften, S. 201—207. — Statuten, Strafen, Schöffengericht, Pfeiffengericht, S. 209—216. — Kirchenthum, S. 217—238.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. Main, in Commission der Jägerschen und Eichenbergischen Buchhandlungen: *Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.* Von *Anton Kirchner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vierter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Die Stadt soll ihren Flor in diesem Zeitraume, ihre innere Stärke, ihr äusseres Ansehen, den beiden Umständen zu danken haben, dass, durch die goldne Bulle Karls IV verordnet, die Königswahl da seyn sollte, und dass viele Reichsversammlungen daselbst gehalten worden sind, S. 247. — Auf die Messen kamen Nürnberger Fabrikate, Augsburger Zeuge, Ulmer Leinwand, nordische Producte aus den Hanseestädten, Wein und einige Fabrikate aus den rheinischen Städten, verschiedene Natur- und Kunst-Producte aus Ober-Deutschland, Helvetien, dem Elsass, Steyermark, Sachsen, Thüringen; vieles Tuch aus den Niederlanden, alles ohne Angabe der Quellen, S. 584—538. — Wein- und Tuch-Handel, Wechselwesen, wobey wir eine Entwickelung vermissen, woher es komme, dass hier, wie in vielen anderen Städten, die ältesten adelichen Geschlechter das Privilegium des Münzens und Wechselns hatten, oft auch zugleich Goldschmiede waren; Münzen, Stadtposten, Mess- und Markt-Schiffe, Messpolizey, Geleit, Künstler und Handwerker, S. 539—562. — B) Verfassung und innerer Zustand. Erwerbung der Gerichtsbarkeit über die Juden, S. 246. — Schultheissen-Amt angekauft, und dessen Einkünfte und Emolumente zum Stadtkasten gezogen; Geldgehalt des Schultheissen, Ernennung desselben durch den Magistrat, S. 249. 283. 415. — Söldner, Kriegsstand, S. 260—266. — Streitigkeiten zwischen dem Rathe und den Zünften, Oberhand des ersteren und der Altbürger, S. 398—415. — Rathsverfassung, Stadt-Einkünfte; das Wesen der Bede, des Ungeldes, bleibt abermals unerläutert, S. 415—424. — Bürgerrecht, Verbrüderungen nicht-zünftiger Bürger, Trinkstuben als politische Clubb's, Limburg und Frauenstein, andere Associationen, Zünfte, S. 425—436. — Juden, S. 437—459. — Erweiterung und Verschönerung der Stadt, Erweiterung des Stadtgebiets, Bauern (Verwechselung der Hörigkeit mit der Leibeigenschaft), S. 460—482. — Stadtrecht, Sammlungen der Rathes-Normen, Schöppenstuhl, Sprengel desselben als Oberhofes, westphälische Gerichte, andere richterliche Personen, Sachwalter, Notarien, Concurrenz bey benachbarten Landgerichten, peinliches Recht, S. 483—508. — Kirchenthum, 509—533. — Schulen, 563—565. — Berühmte Bürger, 566—574. — Medicinalwesen, 575—581. — Polizey, 582—592. — Luxus, Vergnügungen, 593—605. — Einige Urkunden, 609—642.

Über die äusseren politischen Verhältnisse der Stadt, besonders deren Theilnahme an Bündnissen, kommen Nachrichten vor S. 107. 133. 143. 172. 252. 277. 282. 294. 348. 549—551.

Wir haben geglaubt, über ein Werk von so wichtigem Gegenstande ausführlich an die Leser berichten zu müssen, damit sie beurtheilen können, in welchem Grade die historische Literatur dadurch gewonnen habe. Wenn sich der Vf., dem wir den Beruf zum Geschichtschreiber zugestehen müssen, von der Richtigkeit unserer obigen Foderungen in Ansehung der Auswahl der Materien und des Gesichtspuncts bey deren Verarbeitung überzeugte; wenn er sich entschliessen könnte, die beiden übrigen, noch zu liefernden Bände, auf Einen zu reduciren, in welchem mehr Zusammenhang in den Materien, mehr Fluss in der Darstellung, mehr Gleichheit und Würde, mit Vertilgung aller, theils poetischen, theils skurrilen Auswüchse herrschte: so würde, bey solchem Gehalte, der zweyte Band den ersten an Interesse und Belehrung übertreffen.

Über den Ursprung der Frankfurter Patriciergeschlechter enthält das Buch keine Aufschlüsse. Am Ende der Einleitung wird aber dem Publicum eine Schrift darüber angekündigt, deren Vf. der gelehrte Herr Schöff von Fichard, genannt Baur von Eiseneck, seyn wird. Wir erlauben uns die Bitte an denselben, das Werk in einem anderen Geiste abzufassen, als die, von Büttner über die Lüneburgischen Geschlechter, von dem jüngeren von Stetten über die Augsburgischen, von Würfel über die Nürnbergischen u. s. w. geschrieben werden konnten, damit wir in der städtischen Geschichte Deutschlands, einem eben so interessanten als vernachlässigten Theile der vaterländischen Geschichte, weiter kommen. N. N.

Prag, b. Barth: *Annalen der Menschheit.* Sammlung der interessantesten Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde. Biographische Skizzen, historische Fragmente. Antiken aus Griechenland und Rom, Miszellen, Anekdoten und Charakterzüge. Ein Handbuch zur Geistesnahrung für alle Stände. 3 Theile. 1 Th. IV und 156 S. 2 Th. 158 S. 3 Th. 158 S. 1807. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Unter dem Eingang zu diesen Annalen der Mensch-

heit hat sich Hr. *Karl Sydov* gestellt, um jedem wenigstens ein grimmiges Gesicht zu schneiden, der, gereizt durch das Aushängeschild, nach Dingen zu fragen Lust bezeigte, die hier nicht zu haben sind. „Er sieht nämlich voraus, dass er sich durch den Titel des Buchs allen Anfällen jener unberufenen Kritiker (— hat er denn einige berufen? auch auserwählt? —) Preis gegeben habe, deren Wuth ein Schriftsteller nur durch sklavische Ergebung in ihren superieuren Willen, und die uneingeschränkteste Anbetung ihres unfehlbaren Urtheils beschwichtigen kann." Er weiss sich dabey zu benehmen, und sogar Vortheil aus ihren Angriffen zu ziehen. „Das Anathema, welches sie über den Titel aussprechen, kann dem Werke selbst vielleicht — vielleicht! — äusserst vortheilhaft seyn. Denn da es ihnen bey der Durchsicht doch hauptsächlich nur darum zu thun ist, grosse, und in ihren Augen unverzeihliche Fehler auszukundschaften: so werden sie sich vielleicht mit der Blösse contentiren, die ihnen der Titel giebt, ohne den Inhalt des Buchs ferner mit ihren boshaften Liebkosungen zu überhäufen, und der Beyfall edler, unparteyischer Menschen wird den Sammler reichlich für den Tadel jener entschädigen." Man sieht, wie die Kunst immer höher steigt. Sonst wollte man durch einen hochtönenden Titel bloss einen Verleger locken und eine Menge Leser anziehen; Hr. *K. Sydov* aber will ihn zugleich als einen Metallstreifen über sein Gebäude hängen, um den Recensentenblitz abzuleiten. Er wird es nicht tadeln, wenn wir seine Hoffnung erfüllen, und unsere Liebkosungen sparen. Aber sagen müssen wir doch, dass „die Parteylosen, um deren Beyfall er allein buhlt," Menschen seyn müssen, die nur lesen, um zu lesen, denen das am interessantesten ist, was vor ihnen liegt, die von Menschheit einen eben so erbärmlichen Begriff haben als Er, das heisst, gar Keinen. Wenigstens ist aus diesem Buche schlechterdings nicht zu errathen, was Hr. *S.* sich unter Menschheit denken mag. Wir wollen nur die Überschriften der Aufsätze des ersten Theils hersetzen, um dem Leser zu zeigen, dass alles durch einander geht, wie Mäusedreck und Koriander. Die Behandlung der ohne Plan und Zweck aufgegriffenen Aufsätze (woher sie sind, wird niemals gesagt) wird vielleicht schon die kleine Probe, die wir aus dem Eingange gegeben haben, beweisen können. *Bundestreue*, oder die Zerstörung von Sagunt; eine historische Skizze. (Der ist ein abscheulicher Mensch, dieser Hannibal!) *Lucilius Lucinus. Latour d'Auvergne. Ritter von Linné* (Linnäus). *Grossfürstin Olga. Sophia Dorothea, Prinzessin von Celle. Eudoxia, Kaiserin Griechenlands. Hochzeitfeyerlichkeiten Kaiser Friedrichs II. und Isabellens von England. Heirathsceremonien im Fürstenthum Moldau. Ansichten von Madrid. Die Insel Cypern. Der Archipelagus. Gladiatorspiele der Römer. Tugendhöhe. Der Theebesuch. Bertrand du Guesclin. Anekdoten*, und zwar 5, eine noch unwitziger als die andere.

N. m. t.

KOPENHAGEN, auf königl. Kosten gedruckt b. Seydelin: *Antikvarisk Undersögelse over de ved Gallehus fundne Guldhorn, af Peter Erasmus Müller*, Profess. i Theologien ved Kiöbenhavns Universität. Et af Videnskabernes Selskab kronet Priisskrivt. 1806. 126 S. gr. 4. Mit 5 Kupf. (1 Thlr. 8 gr.)

Ebendaselbst: b. Brummer: *Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner*, von *P. E. Müller*, Lehrer d. Gottesgelahrth. zu Kopenhagen. Eine gekrönte Preisschrift, aus dem Dänischen übers. von *W. H. F. Abrahamson*, Lehrer der königl. dän. Land- und Artillerie-Kadetten. 1806. Mit 5 Kpf. u. 115 S. Text in 4. (1 Thlr. 22 gr.)

Im J. 1639 wurde bey dem Dorfe Gallehuus, unweit Tondern, von einem armen Mädchen ein goldenes Horn gefunden, 6 Pf. 13 Loth an Gewicht, und 2 Fuss 9 Zoll lang. Nicht ferne von der Stelle, wo dasselbe gelegen hatte, fand im J. 1734 ein Bauer, welcher Lehmen graben wollte, noch ein anderes dergleichen Horn, 7 Pf. 11 Loth schwer. Beyde Hörner wurden auf der königl. Kunstkammer zu Kopenhagen aufbewahrt bis zum 4ten May 1802; da sie entwendet und vom Diebe, der aber nachher entdeckt worden, sogleich eingeschmolzen wurden. Das Schicksal dieser Alterthümer machte, dass man sich nun wieder lebhafter, als vorher geschehen war, für dieselben interessirte; sie wurden ein Gegenstand des Gespräches der feinen Welt; der gemeine Mann sang Gassenlieder davon; der Dichter Öhlenschläger besang sie in einer Ode; die kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften setzte einen Preis aus für die genauere Erklärung dieser goldenen Hörner, und gegenwärtiger Versuch des Hn. *Müller* ist eine Folge dieser Aufmunterung. — Schon im 17 Jahrh., gleich nachdem das erste der beiden Hörner gefunden war, bemühten sich gelehrte Männer, die, theils eingestochenen, theils erhaben gearbeiteten Figuren und Zierrathen desselben zu deuten, mehrere stellten fromme Betrachtungen darüber an; einer hielt das ganze für einen gottesdienstlichen Calender, und ein Goldmacher, Namens Dippel, wähnte sogar das Geheimniss zur Bereitung des Steins der Weisen darauf zu erblicken. Als 1734 das andere Horn gefunden wurde, reizte vornehmlich die am obern Rande desselben eingegrabene Inschrift von nicht bekannter Sprache und Lettern wiederum einige gelehrte Forscher die Erklärung zu versuchen; allein es gelang keinem, hinlänglich befriedigenden Aufschluss zu geben, indem sie fast alle die vorgefasste Meinung hegeten, diese Hörner müssten ursprüngliche Denkmale eines der nordischen Völker seyn. Hr. *Müller* geht nun von dieser Meinung ganz ab; ihm ist es im Gegentheil wahrscheinlicher, dass die besagten Hörner weder in Dänemark, noch sonst einem nordischen Lande, verfertigt sind, sondern aus einer südlichen an edeln Metallen reicheren Gegend hergebracht worden, mit einem Worte, er ist geneigt sie für alte Monumente der Zeltiberer zu halten. Diese seine Meinung ist weitläuftig und mit guten Gründen unterstützt, auf deren vollständige Entwickelung und Prüfung wir uns aber nicht einlassen dürfen, sondern diejenigen Leser, welche sich mit der Sache genauer bekannt machen wollen, auf die Schrift selbst verweisen. — Die 5 Kupferstiche, welche die beiden Hörner, nebst anderen zu ihrer Erklärung vom Vf. angeführten Denkmalen darstellen, sind vom Hn. *Lahde* nicht übel gestochen.

— y — H.

DIPLOMATIK.

Braunschweig, b. Reichard: *Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatik*, von *Justus von Schmidt* genannt *Phiseldeck*, herzogl. braunschweig-lüneburgschem Consistoral-Grenz- und Lehens-Rathe, auch Archivar. Mit Kupfern. 1804. 207 S. 8. (2 Rtlhr.)

Dafs ein neues Lehrbuch der Diplomatik, besonders für Deutsche, eben so nothwendig als nützlich sey, darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einstimmig, mufs aber dabey offenherzig gestehen, dafs er eine Erscheinung dieser Art erst dann für möglich hält, wenn Deutschlands Archive aus dem bisherigen undurchdringlichen Dunkel hervorgezogen worden. Erst dann, wenn verständige Archivare aus allen vier Theilen der deutschen Welt genaue *Cod. diplom.* dem Publicum mittheilen, erst dann wird der Diplomatiker von Profession in den Stand gesetzt, ein vollständiges Lehrgebäude deutscher Diplomatik auf unerschütterlichen Gründen errichten zu können, die bisher durch manche *casus in contrarium* untergraben wurden. Was in 5 Jahrhunderten nicht zu hoffen war, das hätte in dem ersten *Quinquennio* des 19ten füglich geschehen können. Die Säcularisation der Bisthümer und Abteyen wäre für die Diplomatik von grofsem Nutzen gewesen, da diese vorzüglich die ältesten Documente, als die Grundpfeiler ihrer erworbenen Güter und Rechte, am sorgfältigsten aufbewahrten; allein — noch ist Rec. nicht bekannt geworden, mit welcher Aufmerksamkeit diese ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit aus der heiligen Nacht ihrer Gewölke hervorgezogen worden sind, oder zu welchem Zwecke sie heut zu Tage noch mit dem Schleyer des Geheimnisses bedeckt werden. Zwar erinnert sich derselbe, vor einigen Jahren eine Ankündigung eines *Cod. dipl.* von mehreren Abteyen gelesen zu haben, ohne dafs jedoch seine Begierde bis jetzt gestillt worden wäre, woran wahrscheinlich die wieder ausgebrochenen politischen Fehden Schuld seyn mögen. Bis zur Erfüllung dieses frommen Wunsches verdient indefs der Vf. den Dank des diplomatischen Publicums, dafs er die Lücken in *Gatterers* Abrisse der Diplomatik so gut, wie möglich, ausgefüllt, überall die Entdeckungen der neueren Zeit benutzt, und mit Hinweglassung aller, einem deutschen Diplomatiker nicht interessirenden Gegenstände, den Anfängern einen nützlichen Leitfaden zur Fortsetzung ihrer weiteren Arbeiten in die Hände gegeben hat. Das ganze Werk zerfällt in 5 Hauptstücke. Das erste enthält eine Notiz über die Urkunden-Sprache, das zweyte die Schriftkunde, das dritte den geschichtlichen Inhalt der Urkunden, das vierte die innere Form der Urkunden, und das fünfte die äufsere Form der Urkunden. Alle diese Gegenstände hat der Vf. bey aller Kürze, die er sich vorsetzte, dennoch mit Deutlichkeit und in einer reinen Sprache vorgetragen. Diese Kürze hätte ihn aber nicht verleiten sollen, manche, für Anfänger ganz unentbehrliche Notizen, mit Stillschweigen zu übergeben, da dem Leser nicht der Vortheil der Zuhörer zur Seite steht. So z. B. hätten die verschiedenen Benennungen für das Wort *Diploma*, welches in lateinischen Urkunden nicht selbst gebraucht wird, als: *Auctoritas*, *Praeceptum*, *Litera s. literae*, *pagina etc. etc.* angezeigt werden sollen, da nicht jede derselben sich für einen Anfänger errathen läfst. Daffelbe gilt auch von dem Worte *Monogramma*, welches durch *Character*, *regius character*, *signi character*, *chirographum*, *nominis signum* — *figura*, *signaculum etc.* bezeichnet wird. Wenn der Vf. die monogrammatische Vollziehung in Urkunden weltlicher Fürsten im 16ten Jahrhunderte unter die Seltenheiten zählt, so mag diefs wohl aus denselben Ursachen herrühren, die älteren Diplomatikern zur Aufstellung mancher Sätze Veranlassung gaben, sich aber durch die Entdeckungen der neueren Zeiten von selbst widerlegten. Rec. sind aus der Mitte des 16ten Jahrhundertes blofs in einem einzigen Archive mehr als ein halbes Dutzend solcher Monogrammen bekannt, die aber alle die Spuren der Nachahmung der kaiserlichen Monogrammen an sich tragen. In dem §. 238. über die goldnen Bullen in Deutschland, als Vorrechte der Kaiser, hätte billig die Frage, ob auch die römischen Könige mit goldenen Bullen zu siegeln das Recht hatten, diplomatisch erörtert werden sollen, da dem Verf. selbst einige dergleichen goldne Bullen nicht unbekannt waren. Die Frage, ob die goldne Bulle bey Fürstenbriefen nicht nothwendig gewesen, sondern lediglich von der Willkühr der Parteyen abgehängt habe, wie *Bischof* im *Handbuche der deutschen Kanzleypraxis* behauptet, kann Rec. bejahend beantworten, da ihm bey einer und derselben Familie drey Fürstenstands-Erhöhungen bekannt sind, von welcher nur Ein Fürstenbrief mit der anhangenden goldenen Bulle versehen ist. Rec. glaubt aber, dafs ein Unterschied gemacht werden müffe, ob der Kaiser den Fürstenbrief aus eigener Bewegung ertheilt habe, oder nicht. Im ersten Falle wird die goldene Bulle angehängt worden seyn. — *Gatterer* war dem Irrthume unterworfen, wie jeder andere Sterbliche; dafs er aber im Jahr Christi 1798 sich eines solchen Fehlers schuldig gemacht haben soll, wie ihm der Vf. S. 166 zeiht, das ist schwer zu glauben. Rec. will beide §§. worin vom Gebrauch der schwarzen Siegel in Deufschland die Rede ist, hier neben einander stellen:

Gatterer.	*Schmidt.*
§. 140. S. 189.	§. 242. S. 166.
Schwarze Siegel gebrauchten zuweilen die Patriarchen zu Konstantinopel, der deutsche Ordensmeister in Preuffen, wie auch der Grofsmeister von Malta und einige Edelleute. In Frankreich war der Gebrauch des schwarzen Wachses schon im Jahr 1274 bekannt, und von böhmischen Herzogen sind sogar aus dem 11 u. 12ten Jahrhunderte noch jetzt welche vorhanden, wie wir von Gelasius Dobner, einem Augenzeugen, wiffen. Aber von schwarzen Sie-	Schwarze Siegel hingegen finden sich schon einzeln im dreyzehenden Jahrhunderte, obwohl immer selten; besonders scheinen diese Farbe die Meister der geistlichen Ritter-Orden, die Tempelherrn mit eingeschlossen, gewählt zu haben. Dafs in den neuesten Zeiten die schwarzen Siegel nichts weniger als selten sind, ist bekannt genug, da sie selbst von Reichsfürsten zur Zeit einer tiefen Trauer gebraucht werden. — Wenn *Gatterer* im Abrifs der Diplomatik S. 129

geln im eigentlichen Deutschland weiss man nichts.	(189) sagt, dass man von schwarzen Siegeln im eigentlichen Deutschland nichts wisse, so zeigt diess nur, dass er mit der neueren Literatur nicht fortgegangen war.

Gatterer redet aber im ganzen §. 140 von den verschiedenen Farben der Wachssiegel des 12, 13, 14 u. 15ten Jahrhunderts, und nicht von schwarzen Siegeln, deren man sich heut zu Tage zur Zeit einer tiefen Trauer bedient. Hat der Vf. schwarze Wachssiegel im eigentlichen Deutschland schon im 13 Jahrhunderte entdeckt, so hätten sie in einem Lehrbuche deutscher Diplomatik namentlich angeführt werden sollen, und selbst diese Entdeckungen könnten dem guten *Gatterer* zu keinem Vorwurfe gereichen. Dass nach §. 244 die Siegel aus Mehlteich (Mehlteig) oder Oblate dauerhafter, als die von Siegellack seyn sollen, davon kann Rec. sich nicht überzeugen. Weniger zerbrechlich sind sie freylich als die von Siegellack, hingegen den Büchermotten desto mehr ausgesetzt, die zu zerstören, nicht Jedem so leicht seyn möchte, als dem sel. *v. Eckhardtshausen*, der durch den elektrischen Funken alles belebende selbst in den *Ovulis* tödtete. Rec. fand sehr viele solcher Siegel ganz von den Würmern durchfressen. Richtig ist es, dass sich an allen pergamentnen Urkunden entweder anhängende metallene, oder Wachssiegel befinden, hingegen alle papiernen Urkunden mit Siegeln von Siegellack oder Oblaten versehen sind. Siegel, die mit Papier über dünnes Wachs belegt sind, finden sich an beiden Urkundengattungen. Dass es aber Urkunden geben soll, deren Siegel nach S. 196 an Papierstreifen befestiget sind, ist Rec., der viele tausend Urkunden unter den Händen gehabt hat, nie vorgekommen, und es scheint ihm auch um so weniger wahrscheinlich, als die Befestigung der Siegel an Papierstreifen dem Zwecke der Erhaltung nicht entspräche. — Wenn der Vf. am Schlusse seines Lehrbuchs versichert, dass die diplomatische Praxis aus dem Grunde überflüssig sey, weil für denjenigen, der die Regeln, die in der Theorie liegen, nicht ohne weitere Nachhülfe anwenden könnte, das ganze Studium dieser Wissenschaft völlig verloren sey: so möchte dieses wohl zuviel gesagt seyn, und selbst mit dem Titel des Buchs in einem kleinen Widerspruche stehen. Rec. hat einigen jungen Leuten Unterricht in der Diplomatik gegeben, und dadurch die Erfahrung gemacht, dass es nicht so ganz leicht für Anfänger sey, manche Regel bloss aus der Theorie abzuleiten, ohne dass er Ursache gehabt hätte, an seinen Lehrlingen zu verzweifeln. *Gatterer* urtheilte über die praktische Diplomatik in seiner *historischen Bibliothek* im 1 Bande S. 175 ganz anders, und selbst der Verf. hielt die Regeln S. 136, 137 und 171 nicht für überflüssig. — Die IX Kupfertafeln enthalten die nöthigen Erläuterungen.

K. F. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Litteratur. *Jena*, b. Stranckmann: *Vindiciarum Coranicarum periculum.* Dissertatio academica. Auctore *Joh. Chr. Guil. Augusti.* 1803. IV und 56 S. 8. In dem 1 Abschnitt dieser mit Gelehrsamkeit abgefassten Dissertation stellt der Vf. drey Behauptungen auf, denen Jeder, der über den Ursprung des Korans nachgedacht hat, und die zerstreuten Nachrichten arabischer Schriftsteller kritisch zu würdigen versteht, vollkommen beypflichten wird. Er erklärt nämlich *a)* es lasse sich durchaus nicht beweisen, dass der Vf. des Korans in dem historischen Theil desselben aus den Schriften des A. und N. Testaments geschöpft habe, indem dem Forscher keine Spuren sich zeigten, dass *Muhammed* die heiligen Schriften der Juden gelesen habe; man müsse vielmehr die Tradition als die Quelle annehmen. Es sey daher ungleich wahrscheinlicher, dass *Muhammed* die Geschichten, die er erzählte, aus den Schriften der Araber, als aus den Schriften der Juden entlehnt habe, und diess sey auch die Meinung Zamachsari's, des berühmten Auslegers des Korans. *b)* mache *M.* nicht auf den Namen eines Historikers Anspruch, sondern gebrauche die Geschichte bloss als Beyspiel; *c)* habe er zu seinem Zweck von der wahren oder biblischen Geschichte keinen so vortheilhaften Gebrauch machen können, als von der schwankenden und falschen oder von der Tradition. Mit Unrecht beschuldige man ihn, dass er zu seinem Vortheil alles erdichtet und verfälscht habe; Abraham, Isaak und Jacob erwähne er ja auf eine ehrenvolle Weise, und Moses und Christus halte er für wirkliche göttliche Gesandten. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er die Erscheinung, auf die man bey dem Lesen des Korans sehr häufig stösst, der zufolge *M.* sich als einen solchen darstellt, der überall zugegen gewesen ist und mit Allah sich berathschlagt hat, aus einer ungebildeten Sprache und verworrenen Schreibart ableitet; Rec. möchte lieber eine Selbsttäuschung, dass er göttlicher Gesandter sey, und zu diesem Posten schon von den frühesten Zeiten her von Allah auserkohren worden, annehmen. Vielleicht rührt aber auch diese Art der Einkleidung von einer späteren Hand her, indem bekanntlich der Koran in seiner gegenwärtigen Gestalt ein Product späterer Zeit ist. In Betreff der Abweichungen, die sich in dem Koran finden, pflegen die Muhammedaner nach S. 22 eine dreyfache Eintheilung zu statuiren: zuweilen werde der Buchstabe und der Sinn zugleich verändert, zuweilen bloss der Buchstabe, aber der Sinn beybehalten, und zuweilen endlich der Sinn verändert, aber der Buchstabe beybehalten. Dieser Regel zufolge hätten sie die Varianten, die sich bey einzelnen Vorschriften zeigten, chronologisch mit einander zu vereinigen gesucht, und pflegten alsdann die Vorschriften, welche früher gegeben worden, denen, welche späteren Ursprungs sind, nachzusetzen. Der Nasich oder der Abändernde selbst sey nicht *M.*, sondern Allah, weil dieser, nicht jener, von den Moslemin für den Urheber des Korans gehalten werde. Zudem erstreckten sich alle Abweichungen oder Aufhebungen nicht über die unveränderlichen ewig geltenden Gesetze der Vernunft und der vernünftigen Religion, sondern beträfen bloss Gebräuche, Ceremonien und Anordnungen, z. B. die Kiblah, das Fasten, die Wallfahrt nach Mekka u. s. w. Auch liessen sich, wenn man gehörig unterscheide, die einzelnen scheinbaren Widersprüche leicht heben und mit einander vereinigen. Doch könnte, bemerkt der Vf. S. 39, ein Vertheidiger des Islams einen anderen Weg einschlagen; er könnte nämlich in allen solchen Abweichungen einen deutlichen Beweis nicht nur von der Perfectibilität, sondern auch von der Vollkommenheit *M's* und seines Religionsbuchs finden. Das Grundprincip des Islams, behauptet der Vf. S. 47 mit Recht, sey in der Formel: übergieb dich Gott, oder folge Gott سلم لله enthalten, und das Moralgesetz des Korans könnte demnach also ausgedrückt werden: *„handele immer so, dass du dem göttlichen Gesetz gehorchest.“* Man müsse die Tugend lieben, das Böse verabscheuen, das Laster meiden ohne Rücksicht auf Vortheile oder Nachtheile. Zwar schienen die Verheissungen der so reizend geschilderten Freuden des Paradieses mit dieser Ansicht sich nicht vereinigen zu lassen; aber man könne antworten, diese Belohnungen der Tugend seyen als Nebensachen und Lockungen zu betrachten, wodurch *M.* zur Annahme seiner Religion habe reizen wollen; Glückseligkeit habe er nicht als Hauptzweck aufgestellt. Auch möchte *M.* eher in die Classe der Mystiker, als in die Classe der Eudämonisten gesetzt werden können. Diese Inhaltsanzeige mag hinreichen, die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf diese an feinen Bemerkungen reiche Abhandlung hinzuleiten. Noch muss Rec. bemerken, dass S. 34 statt *multi in corano loci* — *sed multos in e. loros* gelesen werden muss.

A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Bemerkungen über einige Gegenstände der russischen Staatswissenschaft* von *F. G. Würst*, russisch kaiserlichem Staatsrathe und Redactor bey der kaiserlichen Gesetz-Commission. Mit 14 Tabellen. 1806. XXIV und 232 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieses Buch verdient in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet und empfohlen zu werden. Denn es verschafft nicht nur eine bessere Einsicht und genauere Kenntniss des jetzigen Zustandes der Industrie, des Handels, der Finanzen, und der auf diese Gegenstände sich beziehenden Gesetzgebung des russischen Reichs, besonders in den letzt verflossenen Jahrzehnden, als bisher dem emsigsten Forscher zu erwerben möglich war, welcher von der Quelle entfernt lebte, sondern es gewährt auch so viele interessante Phänomene, es wird der Geist der Gesetze, die auf jene Gegenstände sich beziehen, mit so viel, meist treffender, Kritik beurtheilt, ihr Ursprung und ihre Wirkungen so ernst und parteylos geprüft, dass die Theorie der Gesetzgebung in staatswirthschaftlicher Hinsicht manches daraus gewinnen kann; mindestens werden die wahren Principe dadurch fester begründet, näher bestimmt werden, und der praktische Staatsmann und der Theoretiker werden dadurch vor verderblicher Einseitigkeit gewarnt werden können.

Es fehlt nicht an grosser Thätigkeit unter uns, um statistische Nachrichten zu sammeln; aber diess geistleere und unerquickliche Zusammenraffen von halbwahren und halbfalschen Notizen ist nicht nur für die genaue Kenntniss der Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten wenig gedeihlich, sondern es kann auch eben der Oberflächlichkeit wegen, womit diess Geschäft betrieben worden, denen, die mit der Theorie der Gesetzgebung sich beschäftigen, kein Gewinn daraus entstehen. Bald fehlt es, um die statistischen Notizen brauchbar zu verarbeiten, an der nöthigen Kritik, an den richtigen Principen, bald — und diess ist fast noch öfter der Fall, da mehrere Männer mit der nöthigen theoretischen Einsicht sich wohl unter uns finden — an einer günstigen Lage, dem Eingreifen in das praktische Leben, um die nöthigen Data zu sammeln und zu berichtigen. In dieser gedoppelten Hinsicht muss der Rec. dem Verf. dieses Werkes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er zeigt so viel gesunde Kritik, und meist eine solche Vertrautheit mit den besten und richtigsten Grundsätzen, dass hier wenig zu wünschen übrig bleibt er zeigt, was denen, die in die Theorie sich vertiefen, so oft abgeht, ein so schönes Talent, das Eigenthümliche des Staats, dessen Gesetzgebung er zum Theil darstellen und prüfen will, aufzufassen, dass er in dieser Beziehung vollends wohl Jeden befriedigen wird. Damit aber verbindet er einen ausserordentlichen Fleiss. Zehn Jahre hat er an den Tabellen gesammelt, und sie tragen auch die Spuren dieses Fleisses deutlich genug an sich. Begünstigt durch seine Lage ist er, entfernt von allgemeinem Geschwätze und Abschreiben bekannter und nicht befriedigender Daten, in ein höchst belehrendes Detail über diese Objecte der russischen Gesetzgebung gegangen. Was man bisher im Publico darüber wusste, diess hatte man allein Hn. *Storch's Gemählde*, und seinem Journal: *Russland unter Alexander dem I*, zu verdanken. Aber Jedem, der diese beiden Werke ernstlich geprüft hatte, musste auch manch Unvollkommenes, besonders in dem ersteren, bald in der historischen Notiz, mehr und öfter in der Kritik, der Beurtheilung der erzählten Daten, aufstossen. Rec. ist aber desshalb nie ungerecht gegen Hn. *S.* gewesen; denn wir alle verdanken ihm doch so sehr viel, und auch unser Vf. sollte billig nicht vergessen, dass Hr. *S.* sein Vorgänger war. Wenn eine gute Theorie diess oder jenes von Hn. *S.* gefällte Urtheil nicht unterzeichnen kann, und eben daraus ein Mangel an den wahren Principen bey ihm erhellt: so kann man ihn nicht nur mit dem Gemeinspruch vertheidigen, dass Alle nicht Alles vermögen, sondern man muss billig auch bedenken, in welchen Zeiten er sein Gemählde Russlands zum Theil entwarf. Damals waren die besseren Grundsätze überall noch wenig in Russland verbreitet; die Regierung befolgte, gedrückt von den Umständen, zum Theil ganz andere Massregeln, als jetzt, und mit so freyem Muthe, als jetzt, durfte man damals auch nicht schreiben, und die ergriffenen Massregeln einer Kritik unterwerfen. Unser Vf. spricht mit grosser Freyheit und einem herrlichen Muthe, und diess macht ihm gewiss viel Ehre, noch mehr aber der Regierung, unter welcher er steht. Zu welchen Hoffnungen darf diess nicht berechtigen, wenn die Regierung ihren Beamten selbst dergleichen öffentliche Discussionen erlaubt! Wie gewiss und sicher muss sie ihres Volks und ihres eigenen festen Willens, zum grossen und guten Zweck zu gelangen, seyn! Rec. hält zwar dafür, dass in dem Staate und in seiner Gesetzgebung weniger durch schriftstellerische Discussionen

bewirkt werde, als durch die mündlichen in den Ministerien, den Collegien, den Committes: allein es ist bey zu ergreifenden Maſsregeln der Art, wovon hier die Rede ist, nicht nur heilſam, die öffentliche Meinung zu kennen und ihr die nöthige Richtung und Berichtigung zu geben, ſondern es erfüllt auch den entfernten Beobachter mit groſser Freude, daſs Männer von ſolchem Muthe und ſolcher Einſicht in einer Lage ſind, wo ſie praktiſch mit eingreifen können, ſo daſs ihre Wirkung vielleicht unmittelbar noch gröſser, als durch ihre Druckſchriften, ſeyn kann. Manches was bereits in Ruſsland geſchehen, vieles und mehreres ſtand zu hoffen, wenn die gewaltigen Orkane, die jetzt toben, nicht den mit ſo herrlichen Blüthen geſchmückten Baum zu hart treffen, und die Hoffnungen auf eine reiche Erndte zerſtören.

Es iſt nicht thunlich, in dieſen Blättern eine vollkommene Anzeige alles Wiſſenswürdigen, das in dieſem Buche ſich findet, mitzutheilen, noch weniger alle hier geäuſserten Urtheile durchaus zu prüfen; allein es iſt billig, das Vorzüglichſte anzudeuten, und den Gang, den der Vf. wählt, zu bemerken, übrigens den Freunden ſolcher Unterſuchungen das Studium dieſes Werks zu empfehlen.

Zunächſt wird von der Handelsbilanz, dem Nutzen, eine genaue Kenntniſs davon ſich zu verſchaffen, gehandelt. Der Rec. hat hier, ſo wie durch das ganze Werk, auszuſetzen, daſs der Vf. einen zu hohen Werth auf dieſe Bilanz legt. Er geſteht zwar ſelbſt ein, wie ſchwer, wie unmöglich es ſey, dieſe ganz genau zu kennen. Er iſt bemüht, in dem Werke an mehreren Orten und in den Tabellen die wahre Handelsbilanz auszumitteln, er thut dar, wie der in den Zollregiſtern bey der Ausfuhr angegebene Werth um mehrere Procente von den wirklichen Marktpreiſen verſchieden ſey, er macht andere ſehr gegründete Ausſtellungen, er weiſs es, wie groſs die Contrebande von ſo weitläuftigen Grenzen ſey, und er weiſs auch recht wohl, wie viel wichtiger der innere Handel, als der mit dem Auslande ſey: gleichwohl legt er immer ein ſehr bedeutendes Gewicht, und nach des Rec. Einſicht, ein zu groſses Gewicht darauf, und will auch beſtimmt die Geſetzgebung zum Theil nach dieſen unvollkommenen Notizen über die Handelsbilanz regulirt wiſſen, dadurch das Papiergeld auf einen höheren Werth bringen, und den Handel leiten. Dieſs iſt die wichtigſte Ausſtellung, die der Rec. im Ganzen zu machen hat, und er glaubt, daſs der Vf. auch von dieſer Anſicht der Dinge bey einem ernſten Studium von *Ad. Smith's* Werk zurückkommen werde. Dabey leugnet der Rec. aber gar nicht, daſs es der Regierung nicht in mancher Hinſicht wünſchenswerth ſeyn könne, einige Kenntniſs von dieſem Verkehr mit dem Auslande zu haben, und es iſt recht gut, das Bemühen, die nominale von der wirklichen Bilanz durch ſolche Unterſuchungen, wie hier vorkommen, zu unterſcheiden: aber dieſe ſind doch auch bey weitem nicht hinreichend, und wir zweifeln, daſs es je gelingen könne, die Notizen darüber ſo zu ſammeln, daſs ſie zur feſten Baſis einer Geſetzgebung dienen könnten; wir halten dieſs vielmehr für unmöglich. Wenn der Vf. die Grundbilanz vortheilhaft dadurch zu erhalten gedenkt, daſs die Ausfuhr der Producte erleichtert werde, daſs er die entbehrlichern Objecte der Einfuhr, die des Luxus z. B. mit Abgaben belegt wiſſen will u. ſ. w.: ſo ſcheint es freylich oft, als habe man mit einem ſtrengen Mercantiliſten zu thun; allein er kennt auch die höheren und beſſeren Anſichten, und ſcheint ſich nur von der Handelsbilanz zuweilen über Maſs und Gebühr hinreiſsen zu laſſen. Es iſt völlig hinreichend, was unſerem Verf. nicht entgangen iſt, die Stufe der Cultur des ruſſiſchen Reichs als Grund anzuführen, daſs die Ausfuhr des rohen Products oder des noch wenig verarbeiteten, nicht erſchwert werden ſollte, da es das erſte Bedürfniſs für dieſs Land iſt, daſs der Ackerbau mehr aufblühe, da die Kraft des Landes darin liegt und liegen muſs. *Nordamerika's* Beyſpiel wird belehrend angeführt. Was ſoll es in der Lage, worin ſich Ruſsland befindet, fruchten, Manufakturen und Fabriken im Inneren ſchnell emporzubringen, da man auf den Anbau des Bodens, auf die Erzielung des rohen Products noch ſo unendlich viel Fleiſs und Kapital vortheilhafter verwenden kann? Dieſs ſagt auch unſer Verf., und er ſagt es mit vollem Recht. Rec. hat nie in das allzufreygebig ertheilte Lob über die etliche hundert, durch Catharina errichtete, ſogenannte Städte eingeſtimmt. Der Vf. eifert gegen den jüngſten Zolltarif, und eifert mit Recht dagegen aus den gültigſten Gründen, aber auch der Handelsbilanz wegen. Dieſe letztere aber hat auch wohl den Urhebern des neuen Zolltarifs im Sinn gelegen, als ſie die Maſsregeln ergriffen, die Ausfuhr mit höheren Abgaben zu belegen, um die Verarbeitung des rohen Products emporzubringen; denn das Argument iſt gar zu wunderbar, und mag wohl weniger gewirkt haben, daſs die Abgaben auf die Ausfuhr von Fremden, die auf die Einfuhr von den Einheimiſchen getragen würde. Denn, wenn freylich der Conſument die Abgabe zuletzt trägt, ſo iſt doch klar genug, daſs, ſo lange andere Völker mit dem unſrigen concurriren, unſere ſo vertheuerten Güter beym Ausländer wenig Abſatz bey ſo erhöhten Preiſen finden werden, und welcher Nachtheil für Ruſsland daraus entſtehen müſſe, das wird an einigen Beyſpielen ſehr belehrend dargethan. Ganz neuerlich iſt auch durch *Oddy* in ſeinem *European commerce* recht klar dargethan worden, was von Groſsbritannien zu erwarten ſey, wenn die Länder der Oſtſee, und vorzüglich Ruſsland, die Preiſe ihrer rohen Producte alſo in die Höhe treiben. Es klingt daher ſeltſam, wenn man in Ruſslands Lage durch den neueſten Zolltarif die Ausfuhr mehrerer rohen Producte ſo mit Abgaben beladen, dagegen die Einfuhr von Zucker und ähnlichen Artikeln ſo bey der Einfuhr durch einen, um viele Procente geringeren Zoll, als vordem, begünſtigt hat. Zwar wird von den Urhebern dieſer Maſsregeln angeführt, daſs bey dem höheren Zoll die Defrauden zu groſs geweſen. Dieſs mag ſeyn. Wenn aber auch mit gröſserer Wachſamkeit auf ſo ungeheueren Grenzen nicht viel auszurichten

seyn möchte: so würden doch die entgegengesetzten Maſsregeln, wodurch nun die Ausfuhr der rohen Producte so erschwert und dadurch der schnellere Anbau des Landes so zurückgehalten wird, gar nicht zu vertheidigen stehen. Sollte es keine anderen und zweckmäſsigeren Abgaben geben? Unser Vf. schlägt im Nachtrage (von S. 181 an) eine Abgabe auf das Salz vor; sie scheint nicht sehr bedeutend, nicht sehr drückend; man muſs bey der geringen Abgabe von diesem Artikel nicht alsbald an die Gabelle denken. Daſs aber kein Unterschied zwischen den Wirkungen einer Abgabe auf Salz und auf Branntwein sey, wie S. 188 behauptet wird, das hat bereits Smith widerlegt, es müſste denn seyn, daſs in Ruſsland der Branntwein als unentbehrliches Bedürfniſs des gemeinen Mannes gälte. Es scheint aus einem Ukas v. $\frac{1}{2}\frac{6}{8}$ Jan. 1807, dessen die öffentlichen Blätter gedenken, daſs des Vfs. oder anderer den seinigen ähnliche Vorstellungen eine Verminderung der Abgaben auf das auszuführende Eisen und das gewonnene Kupfer bewirkt haben, daſs dadurch die Gewinnung dieser Producte, die zum Theil bereits bedeutend abzunehmen anfing, wieder zunehmen werde, obwohl die Maſsregel nicht ganz so lautet, wie unser Vf. wünscht.

Ein anderer Gegenstand der Untersuchungen in diesem Werke betrifft die Tausch- und Handelsmittel im russischen Reich, das Kupfer- Silber- und Papiergeld. Die Begriffe von Rechnungs- Handels- und Scheidemünze werden auseinandergesetzt, und überzeugend dargethan, daſs Kupfer nur Scheidemünze in Ruſsland sey. Das Steigen des Tauschwerths des Kupfers hat nicht die Verbesserung des Papiers bewirkt, wohl aber hat es bewirkt, daſs das Kupfergeld eingeschmolzen ward, weil es von dem Staate zu einem niedrigern Werth ausgemünzt ward, als der Marktpreis des rohen Kupfers in den benachbarten Ländern und im Innern des Reichs war. Dieſs seltsame Verhältniſs war auch bereits aus Storch bekannt. Noch jetzt sind 40 Procent beym Einschmelzen zu gewinnen, und es braucht keines weiteren Beweises, daſs die Kupfermünze eingeschmolzen werde, wenn man vollends bemerkt, daſs bey solchen zu machenden Gewinnsten die Ausfuhr des Kupfergeldes zwar untersagt ist, nicht aber das Einschmelzen, noch die Ausfuhr des eingeschmolzenen Kupfers. Unser Vf. schlägt deſshalb vor, den Zahlwerth der Kupfermünze zu erhöhen, und er begegnet den Einwürfen, die zum Theil dagegen, auch nicht ohne Grund, gemacht werden können, auf eine, so wie es scheint, befriedigende Weise, indem er zugleich mit dieser Verfügung andere Maſsregeln, als die Verminderung des cirkulirenden Papiergeldes und die dadurch zu bewirkende Erhöhung des Werths desselben, so wie die Befreyung der Kupferbergwerke von der groſsen Abgabe, die darauf liegt, damit verbinden will. Er ist ganz auf dem rechten Wege, wenn er sagt, daſs den Übeln, die durch die zu groſse Emission von Papier veranlaſst worden, und die sich in diesem Lande ungefähr eben so nachtheilig wie gewöhnlich gezeigt, und daſs all dem Wucher, dem Schwanken des Werthes, welches alles aus den verschiedenen Circulations-Medien entspringt, nicht durch Palliative, nicht durch die eine oder die andere, obwohl an sich gute Maſsregel, sondern durch eine radicale Verbesserung des ganzen Systems, und durch die Combination mehrerer zu gleichem Zweck führender Maſsregeln abgeholfen werden könne und müsse. Verminderung der Menge des circulirenden Papiers aber wird stets die Hauptmaſsregel bleiben, und dahin geht auch das Bestreben der Regierung, und das will auch unser Vf. Allein der Rec. hält dafür, daſs er auch hier einen zu hohen Werth auf die Handelsbilanz lege. Wir leugnen nicht, daſs der Werth der Zahlmittel eines Landes durch das Bedürfniſs und die gestiegene Nachfrage der Ausländer danach steigen werde — wer könnte dieſs leugnen? — allein wir sind der Überzeugung, daſs eine Regierung, die nach den unvollkommenen Notizen über die Handelsbilanz sich in ein Reglementiren einläſst, sich in ein Labyrinth verliere, und daſs sich alle die zu wünschende Hülfe schon von selbst ergeben werde, wenn nur nach der Lage des Landes die nöthige Freyheit des Handels mit dem Auslande behauptet, und die Surrogate der Circulations-Medien aus edlem Metall nicht über die Gebühr vermehrt werden, und dabey Schutz, Sicherheit, Ruhe und die anderen bekannten Voraussetzungen Statt finden. Die Vergleichung zwischen dem russischen Papiergelde und dem englischen (Kap. 8) nach Thorntons bekanntem Werk ist unterrichtend. Allein wie es auch mit der englischen Handelsbilanz stehen mag, — und es ist viel Kritik nöthig, um den wirklichen Stand derselben auszumitteln, — ganz freygebig eine noch viel vortheilhaftere zugestanden als vorhanden seyn mag: so würde doch nimmer das englische Papier in dem Werthe sich erhalten haben, wenn nicht die weise und sparsame Emission desselben, durch die Directoren der Bank von England, seit der Suspension der baaren Zahlung oder der Realisation gröſseren Übeln vorgebaut hätte, und wenn nicht die ganze Einrichtung in England so wäre, daſs alle sich vereinigen muſsten, den Werth der Banknoten aufrecht zu erhalten. Selbst aber in dieser fast einzigen Lage war doch die Gefahr oft nicht unbedeutend, und es ist nicht minder gewiſs, daſs das englische Landespapier, obwohl nicht sehr merklich, dennoch wirklich gegen baares Geld von Zeit zu Zeit verlor. Die Berechnungen, wie viel überall ein Volk an baarem Circulations-Medio bedürfe, und wie viel dabey durch ein Surrogat in Papier erspart werden könne, lassen sich wegen der Wandelbarkeit der Umstände, der Ursachen der Nachfrage, des raschen oder langsamen Gangs der Circulation und vieler anderen Bedingungen nie mit Genauigkeit machen. Wenn es aber wahr ist, wie wir denn die Beweise an England nicht nur, sondern auch an anderen Ländern und namentlich in den ersten Jahren nach der Emission des Papiergeldes in Ruſsland vor Augen haben, daſs ein Papier sich auch ohne öffentliche Kasse, wo es gegen die edlen Metalle vertauscht wird, dennoch in gleichem Werthe mit ihnen erhalten könne: so ist dieſs doch nicht nur

der seltnere Fall, sondern es hat diess gute und schöne Verhältniss auch gar bald gewöhnlich umgekehrt gelautet, weil die Regierungen dieses anfangs in ihren Nöthen sie so trefflich unterstützenden Mittels sich so übermäsig bedienten, dass sie ihre eigene Verlegenheit und des Volks Unglück nur vermehrten. Es muss für die, welche Papiergeld ausgeben, ein Kapzaum gefunden werden, damit sie diess nicht über Gebühr vermehren, und es giebt keinen anderen, der mehr die Dauer hielte, als die Verpflichtung, dieses Papier zu jeder Zeit gegen das baare Circulationsmittel in edlen Metallen umzutauschen. Auch Englands Beyspiel kann nichts dagegen beweisen. Dahin muss es, wenn das Papier wirklichen, dauernden Vortheil bringen soll, aller Orten kommen, sonst kann man für die nachtheiligen Folgen nie gut sagen. Dass jetzt dazu noch nicht in Russland die Zeit erschienen sey, ist wahr, dahin aber muss es doch endlich kommen, wenn man beharrlich auf der richtigen Bahn fortwandelt. Dass die unter Kaiser Paul veranstaltete Auswechselung des Papiers gegen Silber, jenes nach dem jedesmaligen Cours, nichts fruchtete, und alsbald wieder aufgegeben werden musste, und warum, diess wird (S. 129 ff.) sehr belehrend dargethan. Die Verschiedenheit im Zolltarif und in der Art, wie der Zoll und in welchen Münzen er zu bezahlen war (Kap. 8), ist gleichfalls sehr unterrichtend. Die Verordnung vom J. 1803, den ganzen Zoll in Assignationen zu bezahlen, den Werth des Albertsthalers zu 2 Rubel 10 Kopeken, trug sehr zur Erhöhung des Werthes des Papiers bey. Interessant ist, was Kap. 5 über die Stiftung der Leihbanken in Russland vorkommt, und wie dadurch, dass in so bedeutenden Summen Gelder nach dem gesetzlichen, weit aber unter dem wirklich üblichen Zinsfusse, ausgeliehen wurden, die Verschwendung und das Verderben zugenommen haben, und dass vielmehr der Zinsfuss für diese Vorschüsse zu erhöhen sey. Indess muss der Rec. bemerken, dass selbst die Credit-Institute im preussischen, obwohl wohlthätig zu Anfang, in der Folge zum Theil verderblich geworden. — Der Anhang von S. 193—210 ist für die Kenner von gar keiner Bedeutung. Die Bemerkungen über Hn. Storch's statistisches Gemählde des russischen Reichs von S. 211—232 sind grösstentheils sehr treffend und recht belehrend; in einigen wenigen Puncten kann sich aber Hr. St. vertheidigen, und auf keinem Fall war die renomistische Äusserung S. 231 nöthig. Wann werden die Schriftsteller es endlich lernen zu discutiren, und Anderer Ansichten zu bestreiten, ohne zu beleidigen und ohne Seitenhiebe zu thun! Aus den vierzehn Tabellen, die den Beschluss des Werks machen, und dem Texte theils zur Erläuterung, theils zu Beweisen dienen, welche die Frucht eines vieljährigen Fleisses sind, und Notizen enthalten, wie man sie bisher vergebens suchte, will der Rec. zum Schluss noch einiges ausheben, um auf ihren Inhalt aufmerksam zu machen, und das nähere Studium den Lesern empfehlen. Der innere Werth des Silberrubels gegen holländische Stüver ist $36\frac{1}{2}$ Stüver; in dem Cours galt er mehr denn dieser Werth bis zum J. 1788, dann fiel er unter diesen Werth; der höchste und niedrigste Stand wird von 1780—1804 angegeben. Im J. 1803 hob er sich am höchsten wieder bis auf $33\frac{3}{4}$. In diesen Jahren verlor der Papier-Rubel gegen Silber, im J. 1800 am meisten, zwischen 49—60 Procent. Die zweyte Tabelle enthält die Vergleichung des silbernen Rubels zufolge des veränderten Münzfusses, und in der Folge mit dem Papier laut des Wechselcourses und des Agios im Innern des Reichs von den J. 1754—1804. Damit ist die 14te Tafel zu verbinden, welche den Cours der Assignationen gegen russische Gold- und Silbermünzen seit der Stiftung der Assignationsbank im J. 1769—1804 enthält. Ferner die 13te, welche Auskunft über das Steigen und Fallen der englischen Course in St. Petersburg giebt; endlich die 5te Tabelle, welche eine Vergleichung des Steigens und Fallens der mittleren Wechselcourse von St. Petersburg nach Hamburg, London und Amsterdam vom J. 1800—1804 enthält. Die dritte Tabelle belehrt über das Steigen und Fallen der Preise von Hanf, Flachs, Talg und Eisen in russischen Assignationen und englischem Gelde, während der J. von 1783—1804. Hanf war im J. 1800 um 135 Procente theuerer als 1783, im J. 1804 um 113. Flachs am theuersten im J. 1803 um 90 Procent mehr denn 1783. Talg in jenem Jahr gleichfalls am theuersten, um 113 Procent theuerer, als in dem letztgenannten. Eisen im J. 1801 um 69 Procent theuerer, als 1783. Man bemerkte im Durchschnitt von mehreren Jahren fast immer ein bedeutendes Steigen des Preises. Die Ursachen sind zum Theil im Text angegeben (Kap. 2). Die Angabe dieser Ursachen könnte leicht theils vereinfacht, theils vervollkommnet werden. Auch kommt im Text eine Vergleichung der Preise von Getreide, Fleisch, Talg in mehreren Gegenden im Innern des Reichs vor, die höchst interessant ist, und die den kundigen Leser besonders desshalb Wunder nehmen wird, weil der Fleischpreis schon diese Höhe erreicht hat. Die übrigen Tabellen betreffen die Handelsbilanz. Es wird hier sehr lobenswerth auf den verschiedenen wirklichen Werth des Rubels Rücksicht genommen, und desshalb Tab. 4 nach englischem Geld der Rubel berechnet. Um die Handelsbilanz genauer zu bestimmen wird der in den Zollstätten angegebene oder angenommene Werth der ausgeführten Güter auf den wirklichen reducirt, welche Differenz bey den verschiedenen Gütern sich auf 11 bis über 23 Procent beläuft, und im Durchschnit auf 17—19 Procent geht. Die Tabellen 10 und 11 sind zu gleichem Zweck angelegt, die Contrebande wird aber nicht in Anschlag gebracht.

S.

Druckfehler.

In No. 106. p. 236. Z. 32 v. o. lies *Schaffen* statt Schaffer. Ibid. Z. 12 v. u. lies *gehörige* statt gehörigen. S. 237 Z. 27 v. o. lies *Leiblichkeit* statt Lieblichkeit. No. 107. S. 242. Z. 17 v. o. lies *letzten* statt folgenden. No. 109. S. 261. Z. 11 lies *nr.* 4 statt §. 4. Z. 15 lies *Theodosianus* statt Theodosians. S. 263. Z. 38 lies *Ausgabe* statt Angabe. S. 264. Z. 22 l. *Grund* statt Grundsatz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1807.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Crusius: *Anweisung, wie Kinder und Stumme one Zeitverlust und auf natürgemäſse Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schrei'en oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind. mit Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde, nebst einigen Sprachaufsätzen.* Mit 3 Kupfertafeln und einer Lese-Tabelle. Allen Müttern junger Kinder, den Lerern der Jugend in Familien, in Stadt- und Landschulen, den Lerern der Taub- und Hörend-Stummen und den Sprachfreunden gewidmet von *C. H. Wolke.* 1804. XIV und 496 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Es ist so vieles über Stumme geschrieben worden, daſs man durch die ansehnliche Zahl und die viel versprechenden Titel solcher Schriften, aus welchen man schon eine kleine Bibliothek bilden kann, beynahe diese Materie für erschöpft halten könnte. Allein bey genauerer Ansicht der Schriften wird dieser Glaube gar bald vernichtet. Man findet wohl hie und da lehrreiche Winke; doch sieht man sich vergebens nach einem Buche um, das in gehöriger Vollständigkeit den Lehrer der Stummen mit seinen Geschäften bekannt mache. In einigen Schriften wird man sogar geflissentlich auf Abwege geleitet. Rec. gesteht mit Vergnügen, daſs Hr. *W.* sich dieſs nicht zu Schulden kommen lieſs, obgleich seine Schrift ihn nicht ganz befriediget hat. Der Titel derselben berechtiget zu der Erwartung, daſs jenem Bedürfnisse abgeholfen werde; wenn man aber bedenkt, daſs Hr. *W.* über eine Materie schreibt, bey welcher auf längere Erfahrung alles ankommt, und in welcher er noch Neuling ist, so muſs man wohl seine Erwartung herabstimmen. Die Anmaſsung, welche sich Hr. *W.* an vielen Stellen erlaubt, als ob er *allein* Stumme zu unterrichten verstände, zeigt schon, daſs er noch gar nicht mit allen Schwierigkeiten der Sache bekannt sey. Sowohl dieſs überall hervorleuchtende Gefühl seiner *einzig möglichen Unterrichtswissenschaft*, als die Wichtigkeit des Gegenstandes, nöthigen den Rec. für seine Behauptungen die erfoderlichen Belege beyzubringen.

Hn. *W's.* Schrift zerfällt in XVI Abschnitte, zum Theil von sehr ungleicher Länge, und in einen Anhang. — No. 1. „*Anweisung zur Belehrung der Stummen und der noch sprachlosen Kinder.*" Wer noch nicht weiſs, wie man es anfängt, um Taubstumme sprechen zu lehren, dem wird es folgendes Beyspiel (S. 9) einleuchtend machen: „Lasset eurem Stummen, wenn ihr *a* aussprecht, mit seinem einen Finger in eurem Munde fühlen, daſs die Zunge ganz still liegt, und nicht an seinen Finger stöſst. Wenn ihr darauf *e* aussprecht, so wird er bemerken, daſs die Zunge sich hebt, und seinen Finger nach dem Gaumen hinauf treibt; zieht er seinen Finger dann heraus und wiederholt ihr die Aussprache des *e*, so wird ihm sichtbar werden, daſs eure Zunge sich hebt und ausbreitet, alsdann den Vorderzähnen sich naht, auch daſs der Mund nur weniger sich öffnet, als bey *a*." — Hr. *W.* nennt (S. 13) *f*, *v*, *ph ähnlich tönende* Laute. Rec. meint: jedermann muſs sie für *gleich tönend* halten, oder — man muſs ein so feines Ohr haben, wie *Heynatz*, welcher in seinem *Handbuche* S. 88 sagt, daſs er in dem Worte *Schifffarth* drey *f* sehr deutlich unterscheide. — Was Hn. *Ebeling Raphel's* zwey taubstumme Töchter (er hatte, wie er im Anfange seiner *Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren*, ausdrücklich schreibt, nur Eine taubstumme Tochter) erzählten, und was Hr. *W.* (S. 14) nacherzählt, „daſs sie nämlich die zu ihnen redenden *Frauenspersonen*, wegen ihrer *unverhüllten* Kehle, immer weit leichter oder besser verstanden hätten, als die *Mannspersonen*, deren Hals *umwickelt* war," findet Rec. sehr unwahrscheinlich. Denn wer auf einen Gegenstand so genau sehen muſs, wie der Taubstumme auf die Bewegungen des Mundes, der kann nicht zu gleicher Zeit einen anderen Gegenstand beobachten. — Wenn man nach der alten Regel vom Leichten zum Schweren steigen soll, so würde man den Stummen und sprachlosen Kindern die Vocale (deren Benennung *Grundlaute* Rec. billiget) in folgender Ordnung beybringen müssen: *a*, *o*, *u*, *ö*, *ä*, *e*, *ü*, *i*; nicht, wie Hr. *W.* (S. 8. 9 und in der angehängten Tabelle) *a*, *á*, *ä*, *ē*, *e*, *i*, *o* u. s. f. Wie wenig Hr. *W.* über leichte und schwere Töne nachgedacht hat, zeigt er S. 15 sehr auffallend. Die Stelle lautet in seiner originellen Schreibart folgendermaſsen: „Nun versuchet die mit *k* verwandten Laute *che*, *ge* und *he* Eurem Schüler aussprechbar zu machen, indem Ihr ihn durch den abnehmenden Druck seiner Hand belehrt, daſs er *ch* schwächer als *k*, *g* weicher als *ch* herausstoſsen, und *h* nun als einen sanften Hauch hören lassen muſs. Kann der Sprechling alle Sylben mit *k*, *ch*, *g* und *h* sprechen, lesen und schreiben: so rüstet Euch mit neuer Kraft und Geduld, um noch vier hohe Stufen mit ihm hinauf zu klimmen, oder ihm zur Aussprache des *l*, *r*, *m*, *n* oder *l*, *m*, *n*, *r* zu verhelfen." — Es übertrifft alle Vorstellung, welche Verworrenheit

in dieser einzigen Stelle liegt. *H*, den leichtesten Buchstaben, zu dem nichts erfodert wird, als den angehängten Vocal mit einem verstärkten Hauche auszusprechen, ordnet Hr. *W.* hinter *k*, *ch* und *g*. — *K*, das so schwer heraus zu bringen ist, soll leichter als *ch* seyn? Und gleich nach dem *k* sollen *ch* und *g* gelehrt werden? — Gewiss, Hr. *W.* hat nicht einmal *die seltene (?) Schrift* gelesen, welche ihm Hr. Advokat *Heinemeyer* in Jever aus seinem Büchervorrathe gefälligst mittheilte, wie Hr. *W.* uns ebenfalls S. 15 berichtet. Es ist diess *Ammanni surdus loquens, s. Methodus, qua qui surdus natus est loqui discere possit.* Amst. 1692. 8., welcher in *Thomasii hist. sap. et stultitiae* Tom. III. Novbr. S. 180—224 abgedruckt, von *Dan. Foot* 1694 in das Englische und von *Georg Venzky* 1747 in das Deutsche übersetzt worden ist. Darin steht: „er könne es dem Leser nicht genug einschärfen, dass er den Schülern nicht verwandte Buchstaben zu gleicher Zeit aussprechen lehre, denn so lernten sie weder lesen noch sprechen." — Der *Schafhuser* D. *Ammann*, wie Hr. *W.* S. 14 ihn nennt, hat ganz recht; und Hr. *W.* sollte wissen, dass *k*, *ch* und *g* verwandte Buchstaben sind; die Zunge hat bey den beiden letzteren keine andere Stellung als bey dem erstern, nur der Luftdruck verändert den Ton. — Wenn Hr. *W.* nicht in seinem ganzen Buche so traurig ernsthaft spräche, so hielten wir das für Ironie, was er (S. 17) von dem Buchstaben *l* sagt: „Um dem Halbstummen es sinnlich zu machen, wie die Zunge bey der Aussprache des *l* sich drehen, dann an den Gaumen stossen und sich ausbreiten muss: so lasset ihn zuerst sehen, wie eine Katze Milch leckt." — Das kann Hn. *W's* Ernst wahrhaftig nicht seyn, oder — er hat nie eine Katze Milch lecken sehen! Diese hebt zwar die Zungenspitze ein wenig in die Höhe, aber sie stösst nie mit derselben an den Gaumen, was doch Hr. *W.* bey der Aussprache des *l* verlangt, bey welcher es jedoch genug ist, wenn man nur die Zungenspitze an die oberen Zähne setzt. — Soll *der Halbstumme*, wie er von Hn. *W.* betitelt wird, die Regel (S. 17) befolgen, so hat der Vf. dabey drey Stücke zu bemerken vergessen: 1) dass der Schüler die Zungenspitze hübsch schmal mache, damit sie keinen Seitenzahn berühre; 2) dass die Zungenspitze gehörig an den vorderen Theil des Gaumens gelegt und 3) der hintere Theil der Zunge nicht wie die Zungenspitze in der Breite zusammengezogen und der Laut dadurch verstümmelt werde. Man kann diess sowohl mit dem Finger untersuchen, als den Schüler etwas stärker aus- und einathmen lassen, wodurch man augenblicklich die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Lautes erkennt. — Die zitternde Bewegung der Nase bemerkt der Stumme sehr schnell; Rec. rechnet daher *m* und *n* gar nicht unter die schweren Töne und würde sie am allerwenigsten bis zu dem *r* aufsparen. Die alte Benennung der vier flüssigen Buchstaben mag wohl Hn. *W.* gehindert haben, sie zu trennen. — Befolgt man Hn. *W's* Methode bey der Aussprache des *r* (S. 18), so ist es keinem Zweifel unterworfen, dass der Schüler es nicht mit der Zunge, sondern mit der Kehle ausspricht, er schnarrt. Doch diess will vielleicht Hr. *W.* haben; denn er nennt es (S. 18) *das schnarrende r.* — Rec würde sagen: „Bey dem *r* zeige der Lehrer die zitternde Bewegung der Zunge: der Schüler lege die eine Hand an des Lehrers, die andere an seine eigene Kehle, halte sich einen Spiegel vor, und versuche die bebende Bewegung der Zunge nachzuahmen. „Ehe aber der Lehrer diesen Buchstaben vornimmt, nehme er Rücksicht auf die Jahre und den Körperbau seines Schülers: er erforsche vorher, ob die Zungenmuskeln zur Hervorbringung dieses Lautes stark genug sind. Denn vor dem sechsten Jahre kann wegen Schwäche der Muskeln kein Kind das *r* rein aussprechen. — No. 2. „*Von der Versinnlichungs-Methode oder zur angenehmen und baldigen Mittheilung richtiger Vorstellungen und Begriffe und der Sprachkenntnisse.*" Hier rühmt Rec. mit desto grösserem Vergnügen das Wahre und Gedachte, je unangenehmer es ihm war, an No. 1 so vieles tadeln zu müssen. Nach S. 34 kennt der Vf. die Versinnlichungs-Methode schon seit 46 Jahren, und es ist bekannt genug, welche grosse Verdienste er sich um sie erworben hat. Belohnt ward er einigermassen dadurch, dass er sah (S. 42), wie diese Methode in Petersburg nach und nach eingeführt wurde, in den unteren Classen der grossen kaiserlichen Erziehungs-Institute, in der von *Büsching* bey der St. Peterskirche gestifteten deutschen Hauptschule, in allen Privatanstalten und in einigen hundert Familienlehrzimmern. Hr. *W.* handelt die Methode unter folgenden Überschriften sehr umständlich ab: Übungen, welche vor dem eigentlichen Unterrichte und während desselben müssen angestellt werden. — Erster Anfang des Unterrichtes. *Der erste Anfang* gefällt uns so wenig als *das letzte Ende.* — Wichtiger Vorschlag, die Sinne schärfer oder vollkommener zu machen. Was hier (S. 84—104) gesagt wird, das findet man bereits in *Rousseau's Emil* S. 641—687 der Kramerschen Übers. im *Rev. W.* Th. XIII und in Hn. *Gutsmuth's Gymnastik* S. 541. — Von der genauen Schätzung der Grössen durch Zahlen oder von der Zahlenkenntniss und deren Anwendung. — Von der Versinnlichung der Personenwörter. Diese 6 Seiten (S. 115—121) gründen sich auf *Basedow's Elementarwerk* B. I. S. 29. 30. — Von der Versinnlichung der Wandelwörter und der von ihnen abgeleiteten Beschaffenheitswörter nebst Übungen in anderen Redetheilen. Sollten *Wandelwort* für *Verbum* und *Beschaffenheitszeitwort* für *Participium* die rechten adäquaten Benennungen seyn? Wenn *Wandel* in jenem auf die Abänderungen durch *modos, tempora, numeros et personas* hindeuten soll, so würde man mit demselben Rechte die Hauptwörter, wegen der einfachen nud vielfachen Zahl und wegen der Endungen, Wandelwörter nennen können. Die *Adverbia* heissen schon in vielen Sprachlehren *Beschaffenheitswörter*: wollte man die *Participia* fast eben so nennen, so könnte diess leicht eine Verwirrung hervorbringen, und wenn man mit Hn. *W.* die *Verba* durch *Wandelwörter* übersetzt, so können die *Participia* unmöglich *Beschaffenheitszeitwörter* heissen. Doch

dem *Participio* gebührt so wenig die Ehre, viel von ihm zu sprechen, als wie ein eigener Redetheil aufgeführt zu werden, indem es ein blosses von einem *Verbo* abgeleitetes *Adverbium* ist. — Versinnlichung der Verhältnisswörter oder Präpositionen. — Versinnlichung der Umstandswörter oder Adverbien. — Von der Erklärung der unwandelbaren Binde- oder Fügewörter oder Conjunctionen. — Von den zwischenwerflichen Empfindungslauten oder Interjectionen. — Von der Allgemeinerung der Begriffe und Wörter. — Das Namen Errathen (S. 164—171) ist aus *Basedow's Elementarwerk* B. I. S. 23—25. — Von der Mittheilung abgezogener und übersinnlicher Begriffe. — Mittheilung des Begriffes von Gott. Über diesen Punkt, über welchen die Erzieher so uneinig sind, indem einige den Namen Gottes schon stammeln, andere gar nicht hören lassen wollen, bis er mit grosser Feyerlichkeit unter vielen Zurüstungen ausgesprochen werde, liefert Hr. *W. Sicard's* Verfahren, wie er dem vortheilhaft bekannten Taubstummen *Massieu* den Begriff von Gott mittheilen wollte (S. 176—193), und *Pestalozzi's* Beantwortung der Frage (in *Gertrud* S. 350): Wie entkeimt der Begriff von Gott in meiner Seele? Wie kommt es, dass ich an einen Gott glaube? u. s. f., auch ein lehrreiches Ereigniss, das Hr. *W.* selbst im Jahre 1784 sah, und welches nur zu lang ist, um es hier mitzutheilen. Bey *Sicard's* Aufsatz erinnerte sich Rec. der Antwort eines Taubstummen in *Hufeland's Journal der praktischen Arzneykunde*, B. XV. St. 2. S. 102: „Was ist Gott? Diess gehörig zu beantworten, sey man Gott!" — Nr. III. *Von der schriftlichen Wortsprache und Schreibekunst für Gehörlose, Hörendstumme und für sechsjährige Kinder*, enthält Übungen als Vorbereitung zum Schreiben, das Schneiden und Corrigiren einer Feder, Recepte zur schwarzen und rothen Dinte, was man im Nothfalle statt der Feder und des Papieres brauchen könne, endlich bekannte Regeln der Vorsichtigkeit beym Schönschreiben. Die hierzu gehörige Tafel giebt eine Probe sowohl von kalligraphischen Schnirkeleyen, als von einer vorzüglich guten Hand. — Nr. IV. „*Vorschläge, die bisher regellos beobachtete deutsche Rechtschreibung endlich so folgerecht, so leicht und einfach zu machen, dass sie einförmig und unveränderlich werden muss, nebst den Grundsätzen derselben.*" Diese werden aller Wahrscheinlichkeit nach, ungefähr so beantwortet werden, wie ganz Europa dem Sieur *Linguet* antwortete, der uns bewiess, dass wir kein Brot essen sollten, dadurch — dass es Brot isst. Übrigens ist Hr. *W.* mit seiner Rechtschreibungs-Theorie noch gar nicht im Reinen. Er sagt: (S. 228) „Der erste und vornehmste Grundsatz in der Rede, die einem Zuhörer verständlich werden soll, ist: *Sprich, wie du denkest;* für die Schrift aber: *Schreibe, wie du sprichst.*" — So ungefähr bestimmte schon Einer der ersten Reformatoren der deutschen Rechtschreibung (*Butschky hochdeutsche Sprachkanzlei* 1666) den Unterschied von Sprache und Schrift. Allein warum will man doch zwey so verschiedenartige Sätze zusammen ziehen? *Sprich wie du denkest* bezieht sich bloss auf die *Worte*, und hat gar keinen Einfluss auf die *Wörter*. Es kann jemand sehr richtig denken und doch äusserst unverständlich sprechen, denn das *Sprechen* ist die Function der Sprachglieder, nicht des Denkens. Wenn dem grössten Denker z. B. die Zunge gelähmt ist, der Zapfen mangelt, die Gurgel erschlafft, der Gaumen zu weit ausgehöhlt ist, so kann seine Sprache unmöglich dem Zuhörer verständlich seyn. — Die Regel: *Schreibe wie du sprichst*, welche man zwar im Ganzen genommen, als die allgemeinste anerkennt, ist doch immer zu weit; denn sie erlaubt den *Fälzern* mit *Färden* zu *pflügen*, den Westphalen *Sginken* zu essen u. s. f. Diess fühlt der Vf. selbst, er fügt desswegen (S. 267) die Einschränkung hinzu: „*doch der allgemeinen richtigen Aussprache gemäss.*" Dadurch wird sie zu enge: sie verbietet nun, eine fehlerhafte Aussprache schriftlich zu rügen. Das zweyte Grundgesetz des Hn. *W.* gründet sich auf die Etymologie: „Man soll die abgeleiteten Wörter so schreiben, dass man darin noch ihre Ableitung bemerken kann." Also: *Bächer*, *Hänne*, *Vätter*, *flüssen*, damit man sehe, dass sie von *Bach*, *Hahn*, *Vater*, *Fluss*, herkommen. Aber wie soll man es anfangen bey *Gunst*, *Kunst* und vielen anderen, um das ö ihrer Stammwörter *gönnen*, *können*, zu erhalten? — S. 269 scheint es, als ob Hr. *W.* seine beiden Grundgesetze wieder aufhebe: „Wenn diese beiden Regeln keine Auskunft geben, um einen zweifelhaften Fall zu entscheiden: so richte man sich nach der Sprachähnlichkeit (Analogie), oder nach ähnlichen Fällen in der Sprache. Aus den ähnlichen Fällen entspringen *alle Sprachregeln.* (?) Weiss man z. B. nicht, ob *Geduld* oder *Gedult* richtig ist, so besinne man sich auf *Schuld*, *Huld*." Auf dieselbe Art bewies ein Sprachlehrer gegen *Klopstock*, dass *Saal* mit zwey *a* geschrieben werden müsse, weil *Quaal* deren zwey hätte. Über die armselige Analogie! — Die Aussprache giebt unseres Bedünkens eben so wenig Grund für die Rechtschreibung, als die Etymologie. Jener zu Folge kann ich *Vater*, *Faater*, *Father*, *Fahter*, *Vaater*, *Vahter* und *Vather* schreiben. Diese ist untauglich, weil sie in entfernten Ableitungen der Fasslichkeit des grössten Theiles der Schreibenden nicht gemäss, und in den meisten Fällen viel zu schwankend und ungewiss ist. Ihr zu Folge könnte es Einem auffallen, *Vater* von dem Niedersächsischen *föden*, oder von dem Hochdeutschen *futtern*, oder von einem garstigen französischen, auch im Deutschen nicht ganz unbekannten Worte abzuleiten, und demnach *Föhder*, *Futterer*, oder gar *Futter* zu schreiben. Der Fall ist nicht erdichtet. Dergleichen Thorheiten kommen bey unseren etymologischen Reformatoren der Orthographie häufig genug vor, und am Ende ist eine Thorheit wohl so viel werth, als die andere. Jemehr man künstelt und Neuerungen in Vorschlag bringt, desto mehr macht man Verschiedenheiten möglich, und also das Übel desto schlimmer. Man muss in solchen Kleinigkeiten so wenig Übereinstimmung suchen, als einem Fürsten noch eingefallen ist, die Länge der Uhrketten für alle seine Unterthanen zu bestimmen. Rec. ge-

steht aufrichtig, dass ihm Hn. *W's.* Bemühung zwar gut gemeint, aber schädlich scheint, dass ihm die vorgeschlagenen Accente zur Bezeichnung der Dehnung oder Kürze der Sylben äusserst missfallen, und dass überhaupt Hn. *W's.* Schrift, eben wegen seiner Orthographie, recht unangenehm zu lesen ist. — Zu Ende dieser Nr. (S. 309), hält es Hr. *W.* nicht unter seiner Würde, ein paar *Vademecum - Geschichten* zu erzählen, welche füglich wegbleiben konnten. — Nr. V. „*Von der wortlosen Zeichensprache der wilden und taubstummen Menschen, die noch kein Sprachkenner unterrichtet hat.*“ Der Ausdruck *wortlose Zeichensprache*, kann zu Spötteleyen Anlass geben, und desswegen wünscht ihn Rec. geändert. Folgende Behauptung (S. 311) verräth eine sonderbare Anmassung, welche schwer zu erweisen seyn möchte: „Die sichtbare Natursprache des Wilden in einem entfernten Theile der Erde, und eines Taubstummen in einem europäischen Lande, hat mehr Ähnlichkeit mit einander, als zwischen zwey verwandten Wortsprachen ist, so dass der afrikische (afrikanische) Wilde den europäischen Stummen, und dieser jenen durch seine natürliche Geberdensprache besser verstehen würde, als ein Däne den Engländer, oder dieser jenen, wenn er ihn, ohne zu sehen, sprechen hörte.“ Wer hat jemals einen afrikanischen Wilden so genau beobachtet, und wie mag man jene Behauptung glauben, da es uns ja bekannt ist, dass schon die allereinfachsten Zeichen nur manchen Taubstummen verständlich sind, und andere Taubstummen, um eben dieselbe Sache auszudrücken, mit ganz anderen Zeichen sprechen? Die Zeichen, deren man sich in den französischen Taubstummen-Instituten bedient, sind nicht eben dieselben, die man in Deutschland zu gleicher Absicht braucht. Aber, wird man entgegnen, hier ist nicht von einer in irgend einem Taubstummen-Institute üblichen *conventionellen Sprache*, sondern von dem *Allgemeinverständlichen* die Rede. Allgemeinverständliche Geberden giebt es nur in zwey Fällen: wenn die Geberde eine Beschaffenheit anzeigt, als etwa Kopfschmerzen oder Ungeduld; und wenn man weiss, dass diese Geberde dasjenige Bezeigen ist, welches eine gewisse Redensart gemeiniglich begleitet. Im ersten Falle ist die Geberde noch nicht hinreichend, die Umstände, den Grad und die Veranlassung dieser Beschaffenheit zu erkennen zu geben. Im zweyten Falle setzt man voraus, dass derjenige, welcher diese Geberde macht, die Absicht hat, das damit zu sagen, was man dabey zu sprechen pflegt, wenn man sie macht. Dieser zweyte Fall ist für den ununterrichteten Taubstummen sowohl, als für den Wilden, unverständlich, weil beide die Redensarten nicht kennen, welche diese und jene Geberde begleiten. Die wortlose Zeichensprache wird demnach nur eine sehr unvollkommene und zweydeutige Bedeutung haben: durch dieselbe wird der afrikanische Wilde den europäischen Taubstummen so wenig verstehen, als der Franzose den Italiäner, und ein roher Taubstummer den anderen versteht. Nur durch ein paar Beyspiele will Rec. diess erläutern. Wenn der Franzose Jemanden durch ein Zeichen rufen will, so hebt er die rechte Hand in die Höhe und führt sie mit in die Höhe gerichteten Fingern einigemal gegen seinen Körper; der Italiäner hingegen, um eben dieses Zeichen zu machen, lässt die rechte Hand sinken und kehrt die Finger derselben gegen die Erde. Um den *Sonntag* anzudeuten, hebt ein Taubstummer die Hände empor; der zweyte faltet sie zusammen; der dritte hält die beiden flachen Hände an einander, und stellt sich, als ob er darin wie in einem Buche lese, indem er die Lippen bewegt; der vierte giebt das Zeichen von einer Stutzperücke und einem Priesterkragen; der fünfte deutet die Anlegung des Putzes an; der sechste hält den Huth vors Gesicht, und zeigt uns so, wie jener Knabe es nannte, *die Melodie des Vater Unser* u. s. w. — Nr. VI. „*Von dem Ursprunge der Ton - oder Wortsprache.*“ Einige Sprachlehrer nehmen im Deutschen *neun*, andere *eilf Redetheile* an, und Hr. *W.* zählt deren gar *zwölf*. Dieses ist das einzige neue, was Rec. in dem Auffsatze fand. — Nr. VII. „*Von der wortlosen Schriftsprache oder von der Kunst, Vorstellungen, Ideen, Begriffe durch Züge, Figuren, Bilder, Monogrammen oder Hieroglyphen zu bezeichnen, oder durch Gedanken mitzutheilen.*“ Die Kunst, Vorstellungen, Ideen und Begriffe *durch Gedanken* mitzutheilen, ist dem Rec. eine ganz neue und seltsame Art von Erscheinung. Hat Hr. *W.* auch überdacht, was er schrieb? Sind denn Vorstellungen, Ideen und Begriffe nicht selbst Theile von Gedanken? Hat Hr. *W.* auf der hieher gehörigen zweyten Tafel wohl *irgend einen Gedanken* dargestellt, wodurch eine Vorstellung mitgetheilt werden könne? Diese Fragen lassen sich nicht schwer beantworten. *Die Kunst, Vorstellungen durch Gedanken mitzutheilen*, ist die einzige in ihrer Art, und Rec. merkt, dass, wenn man auch nicht den Vorsatz zu spotten hat, es doch bisweilen einem armen Kunstrichter hart ankommt, an sich zu halten. — Von den neuen Hieroglyphen würde Rec. eine Probe geben, wenn er sich nicht um das Seufzen der Kreaturen bekümmerte, welche dieselben setzen, corrigiren und drucken müssten. — Was in Nr. VIII. „*Von der Lippensprache für schwerhörige und junge taubstumme Kinder*“ gesagt wird, trifft man ungleich besser bearbeitet an, in dem *Versuche über die beste Lehrart, Taubstumme zu unterrichten.* (Zürich 1786. 8.) Abschn. 6. von welchem einige öffentliche Blätter Hn. *Keller*, andere Hn. *Ulrich* zum Verfasser angeben. — *Lippensprache* nennt Hr. *W.*, wie seine Vorgänger, die Fertigkeit, aus der Bewegung der Lippen und anderer Sprachorgane derer, mit denen wir umgehen, alle Buchstaben Sylben und Wörter mit den Augen deutlich zu lesen.

(*Der Beschluss folgt.*)

D r u c k f e h l e r.

In No. 134. S. 458. Z. 26 statt θεῶς l. θεῖος. S. 459. Z. 6. st. öfterer l. öfter. S. 58. st. die Heimkehrenden l. die Heimkehrende. S. 460. Z. 32. st. richtig l. wichtig. In No. 135. S. 477 letzte Zeile st. nicht à l. recht à. In No. 137. S. 488. Z. 6 v. u st. S. 11, 2, 52 l. S. 11, 5, 52.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1807.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Crusius: *Anweisung, wie Kinder und Stumme one Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, mit Hülfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde, nebst einigen Sprach-Aufsätzen*, etc., von *C. H. Wolke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

No. IX. „*Von der vervollkommneten Zeichen- oder Gebärden-Sprache für Taubstumme, die das Gehör nicht erhalten können, und für äusserst schwerhörige Personen.*" Jeder Lehrer der Taubstummen muss wissen, ob er diese ziemlich lange Abhandlung benutzen kann. So viel ist gewiss, dass einige Lehrer der Taubstummen in Deutschland *Pestalozzi's* Methode, gegen welche Hr. *W.* so sehr erzürnt ist, wie der Anhang zu gegenwärtiger Schrift beurkundet, mit Modificationen bey den ihnen übergebenen Subjecten schon lange angewendet haben; dass sie, schon lange vor *Pestalozzi*, und also unabhängig von ihm, durch die mühevolle Anstrengung, womit die armen Taubstummen ihre Wissenschaften erlangen müssen, darauf geleitet und dadurch gewahr wurden, dass man bey dem Kinder-Unterrichte im Allgemeinen so viel voraussetze, was man nicht voraussetzen sollte. Ob Hr. *Wolke* sich mit Recht rühme (S. 348), „in der Lehrart verschiedene Vortheile gefunden zu haben, die seinen Vorgängern, den sehr erfahrnen und berühmten Taubstummen-Lehrern, dem Abt *de l'Epée* und *Sicard*, unbekannt geblieben wären," darüber masst sich Rec. keine Stimme an. — Nr. X. „*Von den Mitteln, Blindgeborne zum Lesen, zum Anschreiben und Rechnungsführen, auch zur gegenseitigen Mittheilung ihrer Gedanken an Abwesende geschickt zu machen.*" Der weitläuftige Eingang, „dass ein Taubstummer zwar sich selbst nie so unglücklich als den Blinden halte, aber auch der Blinde nicht geneigt seyn wird, seinen Zustand mit dem eines Taubstummen zu vertauschen," scheint uns ganz überflüssig. Wer das öffentliche Institut für Blinde zu Paris (*des aveugles travailleurs*, in der *Maison des Quinze-Vingt, rue Charenton, Fauxbourg St. Antoine*) und *Hauy's* Privat-Anstalt für Blinde daselbst (*Musée des aveugles, rue et emplacement S. Avoie Nr. 155*) gesehen oder nur die Beschreibungen gelesen hat, welche *Wiedemann* (in der *ophthalmologischen Bibliothek* B. 1. H. 1. S. 67—95), *Schulz* (*über Paris und die Pariser*), *Rudolphi* (*Bemerkungen auf einer Reise* Th. 1 S. 291—292), und *Frank* (*Reise nach Paris, London u. s. w.* Th. 1. S. 102—106) davon liefern, dem muss alles sehr langweilig vorkommen, was Hr. *W.* darüber sagt. Nr. XI. „*Wie erwachsene Personen eine zweyte fremde Sprache bald erlernen können.*" Wer wird hier nicht glauben, dass man vorher schon eine fremde Sprache gelernt haben muss, ehe man diese Vorschläge anwenden kann? Aber davon ist nicht die Rede, die *zweyte* fremde Sprache steht bloss in der Überschrift. Die Anweisung ist übrigens der Natur der Sache gemäss, und verdient, in mehr als einer Rücksicht, mit dem *Vorschlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen in Moritz Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde* B. 8. St. 2. S. 52-63 verglichen zu werden. — Bey Nr. XII. „*Von der grossen Ähnlichkeit der griechischen und lateinischen Sprache mit der deutschen, besonders mit der sassischen,*" konnte Rec. sich nicht enthalten, an *Berger's System der Ewigkeit zur Erkenntniss Gottes* (Berlin 1777. 8.) zu denken, worin geschrieben steht, „dass die deutsche Sprache ein Dialect der griechischen sey." Das *Sassische* (Plattdeutsche) ist Hn. *W's*. Lieblingssprache, und man liest jederzeit mit Vergnügen, was er darüber sagt. — Nr. XIII. „*Von der Fernsprache oder Fernsprechkunst.*" Die Beschreibung der dazu erforderlichen Maschine wird durch ein paar Figuren anschaulich, und durch die Geschichte der telegraphischen Versuche in Petersburg (S. 458) anziehend gemacht. — Nr. XIV. „*Begriffe von der allgemeinen Gedankenmittheilung für alle Völker der Erde, die eine ausgebildete Sprache und Schrift haben, von welchen jedes nur seine Muttersprache wissen darf, um sich jedem andern so verständlich zu machen, als wenn es dessen Sprache gelernt hätte.*" Hn. *W's*. Pasiphrasie ist bereits so bekannt, dass es keiner neuen Anzeige derselben bedarf. — Nr. XV. „*Von einer unentzifbaren Geheimschrift als einem Mittel, irgend einem Staate jährlich grosse Summen für Eilboten zu ersparen.*" Vielleicht hat Hr. *W.* diese Geheimschrift schon zur Prüfung mitgetheilt. Als er diess Buch schrieb, war ihm noch eine halbjährige Arbeit dazu nöthig (S. 472). Er verspricht sehr vieles von ihr — das müssen wir erwarten. Doch will er erst von einem Staate aufgefordert seyn, ehe er sich zu einem halbjährigen Zeitaufwand für eine Sache entschliesst, die ihm schon viel Zeit und Mühe gekostet habe. „Erfolgen nicht (fügt er hinzu) von irgend einem Staate Beweggründe, so bleibt meine Arbeit unvollendet, unbenutzt und unbelohnt." Ja, so spricht die Selbstzufriedenheit; aber ist es denn so ausgemacht, dass seine

Geheimschrift ihren Zweck nicht verfehlt, dafs sie Nutzen gewährt und Belohnung verdient? Von einer *unvollendeten* Sache läfst sich doch das mit Gewifsheit nicht sagen. — Nr. XVI. „*Einige Nachrichten für Voltaische Sinnenhersteller und für die, welche von ihnen Hülfe erwarten.*“ Es ist über den Galvanismus so viel geredet und geschrieben worden, dafs man es dem Rec. kaum zumuthen kann, noch eine Zeile darüber zu sagen. Auch ist der Auffatz nur polemischen Inhaltes, und keines Auszuges fähig. — Der *Anhang* liefert (S. 487—495) ein paar Worte *über Pestalozzi und Olivier*. Hr. *Wolke* vermuthete in *Pestalozzi's* Methode eine der *Wolkischen* ähnliche Versinnlichungs-Methode. *Hoc erat in votis!* „Aber, (fetzt er hinzu) diese angenehme Erwartung ist durch die Beschaffenheit seiner erschienenen Elementarbücher zu meinem Leidwesen unerfüllt geblieben. Diese enthalten keine Spur von meiner Art, Sprachkenntnifs und Sachenbegriffe mitzutheilen.“ Freylich, das ist arg! So etwas ärgert Hn. *W.* mit Recht. Nun hat *Pestalozzi* seinen Beyfall ganz verloren. Hr. *Wolke* publicirt das Urtheil, „*dafs er mit Recht zur Ehre des menschlichen Verstandes zweifeln dürfe, ob je eine unnatürlichere, zweckwidrigere, verkehrtere Methode, als die Pestalozzische ist könne erfunden werden.*“ Wir wollten Hn. *W.* wohl rathen, die *Briefe über diese Methode, über Pestalozzi und sein Institut* zu lesen, welche Hr. *von Türk* herausgiebt, und dann trauen wir ihm zu, dafs er die Billigkeit haben wird, dem wackern *Pestalozzi* das Unrecht abzubitten, welches er ihm anthat. — — Rec. erinnert nur noch, dafs die Schrift des Hn. *W.*, welche von der Sprache handelt, und den Sprachfreunden gewidmet ist, nicht einmal correct geschrieben, sondern mit Provincialismen angefüllt ist, z. B. S. 475: *Jacob Kiek* kam mit seinem Sohne, von dem man in Altona und Hamburg gleichfalls die Rückkehr der Taubheit behauptet hatte. Der Sohn grüfste mich freundlich mit *goden Tag. Ich liefs sie beide sitzen* und fragte den Vater u. s. f. Ad.

Basel und Arau, b. Flick: *Über Entwickelung und Bildung der menschlichen Erkenntnifskräfte, zur Verbindung des Pestallozzischen* (Pestalozzischen) *Elementarunterrichts mit dem wissenschaftlichen Unterrichte in Realschulen*, von Dr. *Georg Franz Hofmann*. 1805. LVI und 111 S. 8. (14 gr.)

Ein seiner lokalen Beziehungen wegen merkwürdiges Buch. Als im J. 1801 mehrere ausgezeichnete Männer Araus, das berühmte Handelshaus *Meyer* an ihrer Spitze, eine die Bedürfnifs des Kantons Arau umfassende höhere Erziehung und Unterrichtsanstalt aus Privatkräften zu gründen sich entschlossen, wurde der Vf. dieser Schrift, Sekretär des damaligen helvetischen Vollziehungsdirektoriums, dahin berufen, um die inneren Grundlagen dieses Gebäudes gemeinschaftlich mit den Fundatoren zu entwerfen, und seine Ausführung zu leiten. In kurzer Zeit erhob sich die Kantonschule zu schöner Blüthe. Denn Enthusiasmus, der ursprüngliche Beleber alles Grofsen und Guten, bedeckte die allerdings beträchtlichen Lücken des frühesten Grundrisses, so dafs sie schon im May 1803 140 Schüler zählte. Allein bald erhoben sich bey der inneren Organisation der Unternehmung Schwierigkeiten, auf die man anfänglich, wie es scheint, nicht genug gerechnet hatte. Die Hauptbestimmung der Schule war zwar als Vorbereitung zum Gewerbstande fixirt. Aber diese so beschränkte Bestimmung konnte für die Lage und Verhältnisse derselben nicht genügen, sondern gleich anfangs, was nach dieser ursprünglichen Beschränkung hätte Hauptgesichtspunct bleiben sollen, die specielle Rücksicht auf die Kantonalbedürfnisse überschreitend, wurde sie aufs Allgemeine und auf Zöglinge aus allen Gegenden der Schweiz ausgedehnt. Diefs hatte zur nothwendigen Folge, dafs man für die mannichfaltigsten Erziehungsbedürfnisse gleichmäfsig besorgt seyn mufste. Verschiedenheit der Sprachen, des Alters, an vielen Orten der Schweiz mangelnder hinlänglicher Elementarunterricht, die Bestimmung zum Gewerbs- und zum Gelehrten-Stand, traten mit einander in Conflict. Durch diesen Mangel an weiser Beschränkung, oder wenigstens an festen Gesichtspuncten und Berechnung der Kräfte im Inneren ohne ein zuverläfsiges *Fundament*, gesellten sich noch eben sowohl Lokal- als Personal-Hindernisse hinzu. Ihnen abzuhelfen und immer mehr die Anstalt zu einer sich selbst zureichenden, von den Stadtschulen unabhängigen, Stiftung zu erheben, waren von Zeit zu Zeit neue Anordnungen und verbesserte Einrichtungen nöthig. Diese betrafen theils eine bestimmtere Classifikation der Schüler, theils der Unterrichtsgegenstände, theils die Erweiterung des Wirkungskreises der Anstalt auf wissenschaftliche Bildung, und ihre Sonderung in eine Real- (vorbereitende Erwerbs-) und humanistische (wissenschaftliche) Schule.

Dem Mangel an Vorbereitungskenntnissen sollte eine nach Pestalozzi's Methode geleitete Elementarbildungs-Classe abhelfen, Einheit des Plans und der Methode in einzelnen Fächern durch Übertragung eines jeden an Einen Lehrer in allen Classen erreicht werden: damit aber mangelte noch immer die Hauptsache, innere Festigkeit des Gebäudes, durch Einheit und Consequenz in der Festhaltung des Zwecks, Harmonie der Unterrichtsfächer im Ganzen, und was das Wichtigste war, Einheit der Lehrer durch Bildung, Tendenz und Methode. Vielmehr deckten, wie überall, wo nicht Ein Geist alles zu einem organischen Gebilde beseelt, diese Einrichtungen und Erweiterungen nur gröfsere Lücken auf, und machten Unzulänglichkeit und Disharmonie auffallender. Einer durchgreifenden, ihrer selbst vollständig bewufsten Kraft bedürftig, suchte man sie in Hn. *Evers* aus Hannover, einem der vorzüglichsten Schüler *Wolfs*, der an die Spitze der Anstalt gerufen wurde. Hr. *H.* durch den Neuberufenen sich hintergesetzt und gekränkt fühlend, trat bald darauf von dem Unternehmen ganz zurück, und glaubte eine Rechtfertigung der durch ihn getroffenen Einrichtungen dem Publicum vorlegen zu müssen. Diefs ist der Ursprung vorlie-

gender Schrift, in der der Vf. theils seine pädagogischen Ansichten und Grundsätze aufzustellen, theils sich dadurch gegen den neuen Rector und sein und seiner Freunde Benehmen gegen ihn zu vertheidigen unternimmt.

Die pädagogischen Ansichten Hn. *H's.* concentriren sich in dem Begriff der Erziehung als Entwickelung und Bildung der menschlichen Kräfte, in der Annahme von drey Erziehungsperioden, die der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft. Als Stoff und Unterrichtsmittel: in der Foderung dreyer Hauptheile der Entwickelung und Bildung der Erkenntnisskräfte, auf die er sich überhaupt in der ganzen Schrift ausschliesend einschränkt, für jede Erziehungsanstalt, nämlich einer Elementarschule, einer wissenschaftlichen Schule und einer Schule der Übungen, deren Zweck und Umfang er im Einzelnen darstellt. Rec. hat in dieser Darstellung eine leichte, fassliche und interessante Übersicht der Hauptmomente der Geistesbildung gefunden. Die besseren Erziehungsschriftsteller sind vom Vf. benutzt. Er hat zuweilen nicht gleichgültige Gesichtspuncte aus dem Kreise seiner Erfahrungen aufgestellt, und die glückliche Gabe der Leichtigkeit und Fertigkeit in der Übersicht und im Ausdrucke bewiesen, die für die Erfolge des praktischen Erziehers so wichtig sind. Wer sich daher mit den neuerlich zur Sprache gekommenen Erziehungsbegriffen und Theorien nur im Allgemeinen bekannt machen will, ohne auf eigentliche Erkenntniss auszugehen, dem darf sein Buch mit Recht empfohlen werden. Neue und tiefere Ansichten aber oder auch nur eine feste Begründung der aufgestellten Theorie darf man dagegen nicht suchen, da er überall mehr seine Ansicht des praktischen Verfahrens und positive Grundsätze, auf die sie sich gründet, aufstellt. Daher schimmert auch eine gewisse Vermischung des Empirischen und Nationalen, des Nothwendigen und Nützlichen, und ein Schwanken der Begriffe durch das Ganze hindurch, die aus der Vereinigung von den aus ganz verschiedenen Theorien und Standpuncten entstandenen Grundsätzen seiner Vorgänger nothwendig entspringen musste. Auch würde das, was Hr. *H.* als Elementarmethode nach Pestalozzi's Grundsätzen darstellt, jetzt wohl ganz anders gefasst werden müssen.

Keineswegs will Rec. durch letztere Bemerkungen den pädagogischen Talenten Hn. *H's.* und seinen unbestreitbaren Verdiensten um die Arauische Kantonschule zu nahe treten. Überzeugt vielmehr dass Hr. *H*, wenn er will, und ins innere Wesen der Pädagogik dringt, etwas Vorzügliches leisten kann, möchte er ihn durch sie dazu veranlassen. Jetzt, wo die Pädagogik eben anfängt sich aus dem Schlamme des Empirismus loszuwickeln und zur Würde einer selbstständigen Wissenschaft zu erheben, ist es von der höchsten Wichtigkeit, dass nicht nur alle besseren Köpfe, sondern besonders auch die Männer von festem und gutem Willen, sie als solche auffassen, fortbilden und ihre Richtung auf eine dem grossen Gang und Geiste des Zeitalters angemessene Weise fixiren, damit nicht die Hoffnung der kommenden Menschheit sich aufs neue in einer Schriftstellerey auflöse, die Brocken aus alten und neuen Methoden aufschnappt, eine empirisch-psychologisch-philosophisch-gemeinnützige Brühe darüber giesst, und das Ganze mit den neuesten oder gangbarsten Phrasen würzet; oder eine Persönlichkeit sich ihrer bemächtige, die, gleich ohnmächtig und thatenlos im Erforschen und im Handeln, weder von der Idee, noch von der Menschheit, noch von der Wissenschaft wahrhaft ergriffen, sich der Angelegenheit der Cultur des Geschlechts, für die sie weder ernstlich etwas gethan hat noch thun will, als eines Hebels bediene, sich in ihrer Eitelkeit fortzubewegen.

Was die Vorrede betrifft, so bedauert Rec. die sichtbare Animosität, mit der sie verfasst worden. Sie ist um so mehr zu missbilligen, je weniger sie die Person Hn. *H's.* selbst zu rechtfertigen geeignet, nur der guten Sache der Erziehung, die besonders in der Schweiz mit so schonender Hand gepflegt seyn will, nachtheilig seyn muss. Was sich aber überall als höherer Gesichtspunct jedem Freunde der Menschheit und ächter Cultur zur Beherzigung aufdringt, ist die Disharmonie der Kräfte, der Mittel und Werkzeuge so vieler neu errichteten pädagogischen Anstalten oder verbesserten Einrichtungen, deren Quelle sich hier unverkennbar ausspricht. Die Unzulänglichkeit der Lehrer, ihr Mangel an Einigkeit und Zusammenwirken ist nicht sowohl ihnen selbst, als dem Geiste der Pädagogik, nicht dem Mangel an Bildung, sondern vielmehr der Beschaffenheit ihrer erhaltenen Bildung; der Mangel an lebendigem Fortgang der Anstalten nicht äusseren Hindernissen, sondern den unbestimmten Grundlagen zuzuschreiben, auf die sie gemeiniglich gebaut sind. Seit dem die Pädagogik in den neueren Zeiten, aus ihrem ursprünglichen Gebiete heraustretend, sich den wahren oder scheinbaren Bedürfnissen der Zeit anzupassen strebte, verlor sie die innere Selbstständigkeit, die sie in ihrem beschränkten Kreise besass, und statt sich organisch zu erweitern, zerstreute und verwirrte sie sich in den Objecten. Ihr ganzes Wesen wurde durch die Tendenz nach Gemeinnützigkeit willkührlich, und vernichtete sich. Das nothwendige Resultat war die Auflösung in eine Anarchie, in der jeder nach eigenen Begriffen, eigenen Zwecken, eigener Methode unterrichtet wird, in der kein gemeinsamer Mittelpunct mehr Statt finden kann, weil auch die Wissenschaft, die ihn darbieten müsste, durch das Streben nach gemeinnützigen d. i. oberflächlichen Kenntnissen verschwand. In dieser Lage der Dinge greift die willen- und herzlose Gemeinheit bey den Bemühungen um die Cultur des Geschlechts zum Spott. Die ehrliche Kurzsichtigkeit kehrt zur Beschränktheit des alten Geistes und der alten Formen zurück. Denen aber, die sich fühlen, bleibt das höhere Ziel, die Pädagogik selbst mit den wahren unveränderlichen Bedürfnissen der menschlichen Natur in Übereinstimmung zu bringen, die Identität der Wissenschaft und des Geistes und dadurch das geistige Leben zu realisiren, um eine Cultur der Menschheit zu

gründen, deren innere Nothwendigkeit und durchgängige Bestimmtheit nur angeschaut werden darf, um alle Einsichten und Kräfte der Theilnehmer auf einen Punct zu vereinen. Bis der innere Organismus des menschlichen Wissens und Handelns durch den ganzen Umfang des Gebiets der Erziehung und des Unterrichts factisch aufgestellt und anerkannt ist, werden auch alle methodischen Vorschläge immer Bruchstücke bleiben, und die Werkzeuge zu ihrer Ausführung werden sich bis dahin nie befriedigend finden. Das durch jenen aufgestellte Wesen der Pädagogik selbst muss sie praktisch bilden. Dadurch aber werden denn auch die Erziehungsanstalten selbst eine unerschütterliche Basis erhalten, die jeden Vorschritt und Vervollkommnung sichert. Rec. wünscht dieselbe der für ihre Gründer so rühmlich begonnenen und so rasch sich erweiternden Arauer Kantonsschule um so mehr, je mehr von ihrem gedeihlichen Fortgange für die Cultur, der der Cultur so bedürftigen Schweiz abhängt.

L. M. N.

JUGENDSCHRIFTEN.

HERISAU u. TROGEN, in den Pfarrhäusern: *Lesebuch für die Jugend in Schulen und Haushaltungen.* 1805. 269 S. kl. 8. (28 Kr.)

Dieses Lesebuch steht in Verbindung mit einer hochobrigkeitlichen Schul-Ordnung vom 7ten May 1805, bestehend in 14 Artikeln, und einer *Pfr. Schiess* unterschriebenen „*Anleitung für die Schullehrer im Canton Appenzell der äussere Rhoden, wie sie die Schulkinder der verschiedenen Classen unterrichten sollen,*" und hat insofern für das Schulwesen dieser Gegend einen historischen Werth. Bisher beschränkte sich nämlich der ganze Umfang des Schulunterrichts auf Lesen, Schreiben, etwas Kirchengesang und Gedächtnissübungen. Das einzige authorisirte Lesebuch war der zürcherische Katechismus. Zu diesem fügt nun die Schulordnung noch katechetische Fragen, d. i. Verstandesübungen und Rechnungsübungen in den vier Species hinzu, und verordnet den Gebrauch des vor uns liegenden Lesebuchs, nebst gedruckten Schreibevorschriften, und Buchstabiertabellen. Letztere sind Rec. nicht zu Gesichte gekommen. Die Anleitung enthält in 48 S. eine kurze Methodik dieser Fächer jedoch mit Auslassung des Gesanges. Sie ist für ganz ungebildete Schullehrer (im Cant. Appenzell hat bisher, einzelne Versuche von Geistlichen ausgenommen, kein Schullehrerunterricht, noch weniger ein Seminarium Statt gefunden,) brauchbar. Ausgezeichnetes darf man aber aus diesem Grunde nicht erwarten. Auf die neuesten Fortschritte der Methodik ist nicht Rücksicht genommen, was doch in der Sprache durch *Olivier's* organische Bearbeitung derselben, und im Rechnen durch die *Pestalozzischen* Tabellen hätte geschehen sollen. Die Anzeige von pädagogischen Schriften und Methodenbüchern mangelt gänzlich. Sie war um so unentbehrlicher, weil von Verstandesübungen die Rede ist, die ohne eine Schulbibliothek schwerlich erreichbar sind. Auch hätte, da lebendiger Unterricht fehlt, bildungsbegierigen Schullehrern dadurch eine nothwendige Unterstützung gegeben werden sollen, sich selbst fortzuhelfen. Das Lesebuch verdient darum eine sorgfältigere Prüfung, weil es nun wirklich dem Unterricht einer zahlreichen Volksclasse zum Grunde gelegt wird. Es enthält eine zweckmäsige Sammlung religiöser und sittlicher Lehren, biblische Geschichte, etwas von der Naturlehre und Naturgeschichte, von der Natur des Menschen, den Berufsarten, der Erdbeschreibung, und Appenzells Geschichte und Verfassung. Erzählungen, Sprichwörter und Lieder sind nicht aufgenommen. Auch ist nur die Mittheilung von Kenntnissen und nicht von Fertigkeiten berücksichtigt. Rec. hofft, dass diese Lücke durch ein eigenes Schulbuch, in dem der Zweck der Übungen und Fertigkeiten ausschliessend ins Auge gefasst ist, ausgefüllt werde. Der Styl ist fliessend und gebildet; aber ihm fehlt das Naive, Frappante und Treffende des Volkstons, das wie ein Stachel die Seele trifft. Die ernste Gründlichkeit des Vortrags ist indessen wohl einer armseligen Popularität, die die Genialität und Kraft des Volksausdrucks durch Verwässerung erreichen will, weit vorzuziehen. Auch verdient der zusammenhängende Vortrag statt der Fragsform Beyfall. Der religiöse Theil ist, was sehr zu billigen, grösstentheils biblisch, und sollte sich noch mehr an den ursprünglichen Ton biblischer Einfalt und Würde anschliessen. Die Paraphrasen im Aufklärungsstyle entreissen die Religion dem Gemüthe, und rauben ihm ihre das Herz erfüllende Kraft, ohne dem Verstande das Licht zu geben, das man sich anfänglich davon versprach. Der Glaube kommt nur aus dem Glauben, so wie der Verstand nur aus dem kömmt, was ihm ursprünglich angehört. Auch leuchtet in vorliegendem Buche der religiöse und sittliche Eudämonismus der Aufklärungsepoche stark hervor. Die Anordnung des Ganzen ist synthetisch. Diese die einzelnen Theile nur durch logische Beziehungen verknüpfende und zusammenstellende, aber nicht von ihrem lebendigen Prinzip aus organisch entwickelnde und erweiternde, Darstellung erklärt das Einzelne, was sich an derselben tadeln liesse. Darum will auch Rec. nichts weiter hinzufügen. Seine Bemerkungen sollen nur zur Vervollkommnung einer zweyten Auflage Anlass geben, die das Buch gewiss erhalten wird, und auch verdient. Bedeutende Unrichtigkeiten sind ihm nicht vorgekommen. Druck und Papier sind gut.

L. M. N.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Hildburghausen,* in Commission b. Hanisch's Wittwe: *Sammlung vermischter Gedichte* von *Fried. Wilh. Hölbe.* 1804. 160 S. 8. (12 Gr.) Der bescheidene Verf. erkennt selbst in der Vorrede an, dass seine Gedichte keine Meisterstücke, sondern blosse Versuche seyen. Keins von allen Gedichten dieser Sammlung war bey seiner Entstehung für das grosse Publicum bestimmt; die meisten haben ihre besondere Veranlassung gehabt, und der einzige Wunsch des Vfs., der mit Liebe und aus innerem Triebe sich der Muse ergeben, ist, dass jeder Leser etwas in diesen Bogen finde, welches ihm zusage und Vergnügen gewähre. Diesen Wunsch wird der Vf. nicht bloss bey seinen Bekannten, sondern auch bey anderen erfüllt sehen. Er ist der Billigkeit in der Beurtheilung, die er in Anspruch nimmt, würdig, und bey seiner Liebe zur Poesie wird der Fleiss nicht fehlen, der ihm eine grössere Gewalt über die Sprache, und seinem hellen Kopfe einen grösseren Reichthum an Ideen, die zu Ideen erwecken, geben kann.

Gl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JULIUS, 1807.

SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Vofs: *Mithridates* oder *allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Joh. Christoph Adelung*, kurfürstl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar. I Theil. 1806. XXI S. Vorrede, 8 S. Inhaltsanzeige, XXXIV und 686 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

„Eine Kenntniss der vielen unter dem Monde befindlichen Sprachen (beginnt der berühmte, für die Wissenschaften noch immer zu früh verstorbene Vf. die Vorrede dieses gehaltreichen Werks) hat, auch wenn sie ohne höhere Zwecke, aus blosser Wissbegierde gesucht und erlangt wird, ihren Werth. Aber diese Kenntniss ist eines noch höheren Zweckes fähig, indem sie dem Geschichtsforscher dienen kann, der Verwandtschaft und Herkunft alter und neuer Völker nachzuspüren; ein Umstand, welcher oft von grosser Wichtigkeit ist." (Es hätte noch hinzugesetzt werden können: Auch der Grad der Cultur und der wissenschaftlichen Bildung, welchen ein Volk erreicht hat, läfst sich mehr oder weniger aus der Beschaffenheit seiner Sprache beurtheilen; so wie die Verbindung, in welcher es, ohne dafs die Geschichte irgend eine Spur davon aufbehalten hat, durch Handelsverkehr, oder sonst mit fremden Völkern stand.) Da die Versuche, welche zur Beförderung und Verbreitung dieser Kenntnifs seit der Wiederherstellung der Wissenschaften von mehreren gelehrten Männern gemacht waren, noch vieles zu wünschen übrig liefsen: so erwachte schon vor langer Zeit in dem Vf. der Gedanke, etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen, und die Ausführung desselben machte die angenehmste Nebenbeschäftigung eines beträchtlichen Theils seines Lebens aus (Vorr. S. IX). Schon dieses mufs ein günstiges Vorurtheil für diese Arbeit erwecken, das dadurch noch vermehrt wird, wenn Hr. *A.* S. XX der Vorr. versichert, dafs es ihm wenigstens nicht an dem besten Willen gefehlt habe, dem Ideale, welches er sich von einem solchen Buche schuf, so nahe zu kommen, als es das Mafs seiner Kräfte nur verstatten wollte. „Es ist, setzt er in prophetischer Ahnung hinzu, das jüngste und *wahrscheinlich auch letzte* Kind meiner Muse, welches mit aller der Vorliebe genährt, gekleidet und erzogen worden, deren sich die jüngsten Kinder gewöhnlich zu erfreuen haben." Schwerlich wird auch ein billig denkender Leser, der die oft unübersteiglichen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit nicht übersieht, diese Vorliebe verkennen können. Von derjenigen Art der Ausführung seines Gedankens, welche dem Vf. nach mehrmaligen Umarbeitungen die beste und zweckmäfsigste zu seyn schien, giebt die Vorrede S. X weitere Nachricht, aus der wir folgendes mittheilen, damit unsere Leser wissen, was sie in dem Buche eigentlich zu suchen haben. Es war nicht die Absicht, Sprachen zu lehren, sondern nur einen allgemeinen, aber doch so viel möglich richtigen und vollständigen Begriff von einer jeden zu ertheilen. Von der *Schrift* wurde, ein paar Fälle ausgenommen, gänzlich abgesehen, und auch schlechterdings keine Lieblingsmeinung oder Hypothese zum Grunde gelegt, sondern unmittelbar von dem ausgegangen, *was ist*, und *wie es ist*. Da man sich aber von der Sprache eines Volks keinen Begriff machen kann, wenn man nicht das Volk, welches sie spricht, nothdürftig kennt: so war es oft nothwendig von der Lage und Geschichte desselben auszugehen; nur mufste die gröfste Kürze dabey Gesetz seyn. Das wichtigste, aber auch das schwerste, und bey mehreren Sprachen, aller Bemühung ungeachtet, unerreichbar bleibende, war, in den inneren und äufseren Bau jeder Sprache zu dringen, und vornehmlich die *Wurzelsylben* aufzufinden, weil sich nur aus deren Vergleichung die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen beurtheilen läfst. Nothwendig war es dabey, diejenigen Hülfsmittel anzuführen, wo man mehrern Unterricht von einer jeden Sprache erhalten kann. Möglichst vollständig ist diefs aber nur bey den unbekannten Sprachen geschehen. Eines der vornehmsten Bedürfnisse eines solchen Werks war eine schickliche Sprachprobe, und dazu mufste ein Stück einer zusammenhangenden Rede gewählt werden, das man in den meisten Sprachen haben kann. Hr. *A.* hat dazu, wie viele seiner Vorgänger (der Anhang liefert die Literatur davon) das *Vater Unser* gewählt. „Es ist, sagt er, die einzige Formel, welche man in so vielen Sprachen haben kann; und dann hat sie auch in Ansehung der Richtigkeit (?) grosse Vorzüge. Eine solche Formel kann von niemand übersetzt werden, der die Sprache nicht hinlänglich versteht. Die meisten rühren daher auch von Missionarien her, welche die Sprachen um ihres Berufs willen lernen mussten." — Ob aber diese Missionarien die Sprachen hinlänglich genug verstanden, um eine solche Formel *richtig* übersetzen zu können? — das wird, wie es Rec. dünkt, etwas zu sicher und zu unbedingt vorausgesetzt. Es gehört zu viel dazu, um eine Sprache so genau zu kennen, dafs man gerade dasjenige Wort

treffe, das dem zu übersetzenden vollkommen entspricht, und den Begriff gerade so ausdrückt, wie ihn das fremde Wort enthält. Wählten also die Missionarien, kann man fragen, auch jedesmal das rechte Wort; oder ging es ihnen nicht oft wie dem Knaben, der, wenn er ein deutsches Wort z. B. ins Lateinische übersetzen soll, das erste beste nimmt, das er in seinem Lexikon unter diesem Worte findet? Was wir von einem grossen Theile der Missionarien und ihrem philosophischen Sprachgeiste wissen, macht diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich. Dann kommt es, um über die Richtigkeit der Übersetzung zu urtheilen, auch darauf an, die Sprache zu wissen, aus der übersetzt ist; welches sich in Ansehung der Übersetzungen des V. U. aber schwerlich bey vielen Sprachen mit Gewissheit wird ausmachen lassen, wenn gleich zu vermuthen ist, dass die Missionarien grösstentheils das lateinische *pater noster* zum Grunde gelegt haben. — Indessen wir haben bis jetzt noch nichts besseres, als diese Formel, und sie kann, wenn die Richtigkeit der Übersetzung auch zweifelhaft bliebe, doch dienen, sich von dem Bau und Gang einer Sprache *einigermassen* einen Begriff zu machen, besonders, wenn sie, wie Hr *A.* meistentheils gethan hat, mit einer buchstäblichen Übersetzung versehen ist. War es möglich, so ist die Übersetzung noch mit einer grammatischen Auflösung begleitet, und Hr. *A.* rühmt dankbar die Hülfe, welche ihm bey den sämtlichen semitischen, ingleichen der persischen und türkischen Sprache der Hr. Legationsrath *Beigel* geleistet hat. Sprachforscher werden in diesen grammatischen Bemerkungen die seltenen Kenntnisse und den Scharfblick des Hn. *A.* nicht verkennen, wenn sie gleich mit dem Rec. in einzelnen Puncten anderer Meinung seyn, und besonders die Bestimmung der *Grundsylben* hie und da zu apodictisch finden sollten.

Die *Einleitung* enthält *Fragmente über die Bildung und Ausbildung der Sprache.* Was Hr. *A.* darüber sagt, hat unstreitig die Natur, die Erfahrung und die Analogie für sich, und enthält insofern, was das Materielle betrifft, nichts Neues, (wenigstens hat sich Rec. die Entstehung und Bildung der Sprache nie anders gedacht,) allein *das* Verdienst gebührt Hn. *A.* diesen natürlichen Gang, den die Sprache von dem ersten articulirten Geschrey des erstgebornen Sohnes der Natur an bis zu ihrer späteren oder gegenwärtigen höchsten Ausbildung nahm, auf eine weit lichtvollere und überzeugendere Weise, und zwar in gedrängter Kürze, dargestellt zu haben, als diess in manchen anderen bänderreichen Werken geschehen ist. Rec. bedauert sehr, das *Lehrbuch der allgemeinen Grammatik* von Hn. Prof. *Vater* (Halle 1805) nicht bey der Hand zu haben, um die Meinung dieses Gelehrten mit der Adelung'schen Vorstellung vergleichen zu können. Ob Hr. *A.* es gekonnt hat, kann Rec. nicht sagen, da er es an den Stellen, wo er es suchte, nicht angeführt gefunden hat.

Nun folgt das Werk selbst. Hr. *A.* fängt mit den *asiatischen* Sprachen an, weil, wie es in der vorangeschickten Einleitung heisst, Asien zu allen Zeiten für denjenigen Welttheil gehalten worden ist, in welchem das menschliche Geschlecht seinen Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat. Die *erste* Classe machen die *einsylbigen Sprachen* aus, deren Sitz das südöstliche Asien, d. i. Tibet, Sina, und das nördliche Hinter-Indien mit den Reichen Ava, Pegu, Siam, Tunkin, Cotschinschina, Cambocha und Laos, folglich derjenige Theil Asiens ist, wohin, oder in dessen Nachbarschaft Hr. *A.* nach einer in der Einleitung zu den asiatischen Sprachen weiter ausgeführten, und auch dem Rec. bisher noch immer wahrscheinlichsten Hypothese, (der einzigen, die sich Hr. *A.* erlaubt hat, und von der er in der Vorrede sagt, „wem sie nicht gefällt, der überschlage sie;") den Ursitz des Menschengeschlechts verlegt. Die wenigen Wörter, welche diese Sprachen haben, sind, nach Hn *A.* Bemerkung, eigentlich noch nicht Wörter, sondern nur der Stoff zu Wörtern, rohe Wurzellaute, an welchen weder Verhältnisse noch Nebenbegriffe bezeichnet werden. Doch soll damit nicht gesagt werden, dass die Sprachen, welche jetzt in diesen Ländern geredet werden, gerade noch eben dieselben sind, welche bey dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts gebildet und nothdürftig ausgebildet worden. Die einfachste unter ihnen ist die *sinesische.* Ihre einsylbigen Wörter bestehen nämlich aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; und solcher höchst einfachen Wurzellaute hat der Sinese 328, oder nach anderen 350, aus welchen vermittelst des verschiedenen Tons 1625 verschiedene Wörter entstehen, welche, aspirirt oder nicht aspirirt, den ganzen Sprachschatz auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 Wörter bringen. Unter den angeführten Sprachproben ist eine Formel des V. U. aus dem Munde eines Sinesen zu St. Petersburg, von einem Neffen des Hn. *A.*, dem Hn. Hofrath *Fr. Adelung*, nachgeschrieben, aus welcher man deutlich sieht, wie nothwendig es sey, das Vaterland des Europäers, der eine ausländische Sprache mit lateinischen Buchstaben nachschrieb, zu kennen, um nicht für Mundarten zu halten, was eigentlich nur verschiedene Aussprache einzelner Sylben und Consonanten bey den verschiedenen europäischen Völkern ist. Denn wenn z. B. der Deutsche Hr. *A.* das Wort (Himmel) *Tyan* schreibt, weil er die letzte Sylbe so aussprechen hörte, und der Jesuit *Mart Martinius* diess Wort durch *Tien* ausdrückt: so liegt dieser Unterschied offenbar nicht in einer verschiedenen Schreib- oder Mundart, sondern in der verschiedenen Aussprache des *en* auf deutsche oder französische Weise. *Dsai* und *Tsai*, *Tge* und *Tsche*, *Tjay* und *Tschai* sind ähnliche Beyspiele. Was aber am auffallendsten seyn muss, und was Rec. in seiner vorhin geäusserten Muthmassung über die Unrichtigkeit, wenigstens Unsicherheit, der Übersetzungen bestärkt, ist dieses, dass dieselbigen Wörter in der einen Formel anders gegeben sind, wie in der anderen. In der *Martinischen* Formel sind die sinesischen Wörter: *Tsai Tien ngo teng Fu tsche* durch die

über einem jeden Worte stehende deutsche Übersetzung, der Reihe nach, so ausgedrückt: *Seyn Himmel ich ander* (*i. e. wir*) *Vater welcher*; in der *Adelungschen* aber, welche sich von jener *bloss* durch die Aussprache und Schreibung unterscheiden soll, heissen die sinesischen Wörter: *Dsai Tyan vo tinn Fu tge*, deutsch so: *Im Himmel wir von uns Vater seyend*. Rec. hat darüber vergebens nach Erläuterung gesucht, die hier doch wohl für den der sinesischen Sprache Unkundigen nöthig gewesen wäre, weil die Sprachproben ohne sie für ihn wenig Werth haben. —

„Die *tibetanische* Sprache ist, wie das Land selbst, nur nach einzelnen Bruchstücken bekannt. Man weiss nur überhaupt, dass sie aus wenigen hundert einsylbigen und unbiegsamen Wurzellauten besteht, wie die sinesische, mit welcher sie mehrere Wörter gemein hat. Indessen ist sie nicht mehr so einfach, wie diese.“ Die übrigen einsylbigen Sprachen, die wir hier bloss nennen wollen, sind die bomanische, birmahnische oder aranische, die peguanische, die Sprachen des annamitischen Sprachstamms, die in den Reichen Tunkin, Cotschinschina, Cambocha und Laos nur als verschiedene Dialekte einer einsylbigen Hauptsprache vorkommen, und die siamische Sprache. Sie sind zum Theil noch sehr unbekannt, und bieten auch nicht viel Merkwürdiges dar.

Die *zweyte* Classe begreift die mehrsylbigen Sprachen, aus deren Beschreibung Rec. nur Einiges auszeichnen will. Die zuerst abgehandelte ist die malayische, welche ursprüglich gleichfalls einsylbig gewesen zu seyn scheint, und die man, wie Hr. *Adelung* bemerkt, nebst der mongolischen, mantschurischen und einigen wenigen anderen, als den Übergang von den einsylbigen zu den mehrsylbigen ansehen kann. Der Hülfsmittel zur Kenntniss der malayischen Sprache sind viele, die wir den Holländern und Engländern verdanken. — Die Einleitung zu dem *vorderindischen* Sprach- und Völkerstamme S. 115 ff. enthält viele vortreffliche und durchdachte Bemerkungen über die Hindu's, ihre Geschichte, Religion, Sitten u. s. w., so wie S. 134 ff. über das *Sanscrit* (vollständig *Sams-krda*) mit beständiger Hinweisung auf die Quellen, aus denen Hr. *A.* diese Bemerkungen entweder unmittelbar schöpfte, oder durch welche er zu eigenen neuen Resultaten geführt wurde. Interessant war für Rec. besonders die S. 149 — 176 vorkommende *Übereinkunft vieler Wörter des Sanscrit mit den Wörtern anderer alter* (und neuer) *Sprachen*. Mag die Ähnlichkeit bey einzelnen Wörtern auch gesucht scheinen, wie es mit dergleichen Vergleichungen fast immer der Fall ist, bey dem grösten Theile ist sie doch gar zu deutlich, und führt unstreitig zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, „dass alle diese Völker,“ (deren Sprache so vielfältig übereinstimmt,) „bey ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehört haben.“ So bestätigt z. B. die Übereinstimmung der Zigeunersprache mit der indischen, wovon S. 244 eine kleine Probe gegeben wird, die auch anderweitig zu erweisende indische Herkunft dieses Volks nicht wenig. — Die merkwürdige Erscheinung, dass sich in dem *Persischen* sogar *Germanisches*, wenn gleich nicht so vieles als *Leibnitz* glaubte, befindet, lässt sich nach S. 277 ff. auf zweyerley Art erklären, entweder durch eine spätere Vermischung, nachdem beide Sprachen bereits gebildet waren, oder durch eine gemeinschaftliche Abstammung beider von einer Mutter. Für das *erste* scheint Persiens Lage und Geschichte zu sprechen. Da indessen die germanischen Überreste in dem Persischen nicht als späte Fremdlinge erscheinen, welche zu dem Ganzen nicht passen, sondern als gleichartige Bestandtheile, welche tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Form verwebt sind: so scheint Hn. *A.* der *zweyte* angegebene Fall eine überwiegende Wahrscheinlichkeit zu haben, und Rec. tritt ihm darin völlig bey, eben weil die verwandten Wörter grösstentheils solche sind, die ein Volk, wenn es sie einmal in seiner Sprache hat, nicht leicht mit fremden Wörtern vertauscht; und noch mehr bestätigt diess der Charakter der persischen Sprache S. 285 ff., der in so vielen Stücken vollkommen der germanischen entspricht. — Die *Chaldäer* hält Hr. *A.* für *Semiten*, (S. 314 ff.) die schon in den frühesten Zeiten den nördlichen Theil von Mesopotamien, das nachmalige Süd-Armenien, und zwar vorzüglich den gebirgigen Theil bewohnten, welcher unter dem Namen des masischen oder moschischen Gebirges (Mosis, *Mosch*, Mos. 10, 23) bekannt ist, und jetzt *Tschudi* genannt wird. Er unterstützt seine Behauptung mit sehr einleuchtenden Gründen, und widerlegt die Meinungen von *Michaelis*, *Schlözer* u. a. Bey dem bekannten Bruchstück der *punischen* Sprache, das im Plautus vorkommt, äussert Hr. *A.* S. 350 den Gedanken: „dass in einem solchen Dichterwerke, wo alles, folglich auch das Gebet des Hanno Dichtung ist, wohl auch die Sprache erdichtet seyn könnte; welcher Gedanke sich so natürlich darbietet, und auch dadurch Nahrung erhält, dass der Name *Antidamas* in des Plautus eigener Übersetzung in dem punischen Text nicht angetroffen wird.“ Weil aber alle Ausleger die Stelle für ächt punisch halten, so soll sie Hn. *A.* auch dafür gelten. Rec. gesteht zwar, dass er nicht ganz begreift, wie Plautus es wagen durfte, in Rom, wo es doch wohl Einige gab, die Punisch verstanden, eine ganz erdichtete Sprache für Punisch auszugeben; allein dass aus diesem Bruchstücke das ächte Punische zu entziffern sey, daran hat er immer gezweifelt, und jede desshalb angewandte Mühe für verloren gehalten, zumal da, wie eben der nicht zu findende Name beweiset, die Stelle durch unwissende Abschreiber ausserordentlich gelitten haben muss. — Was S. 420 ff. von der *armenischen* Sprache vorkommt, hätte aus *Schröder's* angeführter *Dissertatio* noch vermehrt werden können. Die beiden angeführten Formeln des V. U. aus Chamberlayne, die aus den Ausgaben des armenischen N. T. entlehnt ist, und aus dem Munde des grusinischen Prinzen Abi Mehik sind völlig einerley, und unterscheiden sich bloss durch die Aussprache. In beide aber haben sich Fehler des Abschreibers eingeschlichen. So steht in der ersten: *turmies* (gieb uns) als ein Wort, das richtiger *turm mies* heissen muss; *mierlits* (unsere)

für *mieruets* (ausgesprochen *miruz*). In der zweyten: *hanapas uwrd* (ἐπιούσιον) als zwey Wörter, für *hanapaswurd; es miis* für *esmiis* oder *esmiss* (uns), wie es schon vorhin geschrieben war; *Bepurzu tiun* für *Purzutiun*, oder höchstens *Bpurzutiun;* in der 7ten Bitte fehlt das *esmiss* (uns). Ein neuer Beweis für die Unzuverlässigkeit solcher Abschriften aus unbekannten Sprachen.

Diese Bemerkungen und zum Theil Auszüge werden hoffentlich hinreichen, den Leser in den Stand zu setzen, den Werth dieser letzten Arbeit des verdienstvollen Vfs. gehörig zu würdigen. Rec. übergeht daher die an scharfsinnigen historischen und linguistischen Untersuchungen und Resultaten nicht minder, als die vorhergehenden, reichen Beschreibungen der Sprachen, des *hohen Mittel-Asiens*, *Nord-Asiens*, (*Sibyriens*), der *ost-* und *süd-asiatischen* oder *ostindischen* Inseln und der *Südsee-Inseln*, da sie entweder nicht füglich eines kurzen Auszugs fähig sind, oder auch in der Ansicht des Werths dieses Werkes nichts ändern. Dass noch in keinem früheren Werke über diesen Gegenstand so viel geleistet worden sey, als in dem vorliegenden, springt in die Augen; dass aber auch noch Manches einem künftigen Bearbeiter nachzutragen und zu berichtigen übrig gelassen sey, würde selbst Hr. *A.*, wenn er noch lebte, nicht verkennen. Und dahin möchten besonders die Berichtigung der Sprachproben, und die Vermehrung der grammatischen Auflösungen zu rechnen seyn, ohne welche, wie schon oben an einem Beyspiele gezeigt worden ist, selbst bey der wörtlichen Übersetzung, der Hauptzweck, den Geist und die eigentliche Form einer Sprache kennen zu lernen, grösstentheils verloren geht.

Sonst bemerkt Rec. noch, dass ein *Register* zur Erleichterung des Nachschlagens hinzugefügt ist, und dass nach der Vorrede noch zwey Theile folgen sollten, von denen der zweyte, an dem bereits fortgedruckt wurde, die *europäischen*, der letzte aber die *afrikanischen* und *amerikanischen* Sprachen enthalten sollte. Öffentlichen Nachrichten zufolge hat die Redaction dieser *Adelungischen* Papiere Hr. Prof. *Vater* zu Halle übernommen.

Die Schreibart ist so, wie sie sich von einem *Adelung* erwarten liess; nur Redensarten wie: *sitzt auf dem Blossen* (Vorr. S. XIV Anmerk.) und: *das Floss guckt doch immer vor*, statt: der erste rohe Ursprung der Sprachen ist selbst in den ausgebildetsten noch immer sichtbar, hätte Rec. weggewünscht. Ph.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Leipzig* und *London*, b. Hinrichs: *A new and complete pocket dictionary of the english and german languages; containing all words of general use, and the common technical terms, as also distinguishing the several parts of speech with the gender of nouns in the german language.* To which are added the pronunciation, accentuation, and an introduction to the german and english grammar for the use of the nations of both countries, by *M. Charles Benjamin Shade.* Part I. containing the english before the german. 1804. 1306 Sp. und VIII S. Part. II. containing the german before the english. 1805. 1192 Sp. u. 36 S. — Third edition augmented and improved. (1 Thlr. 21 gr.)

Auch unter dem Titel: *Neues vollständiges englisch-deutsch und deutsch-englisches Taschenwörterbuch* u. s. w. von *M. K. B. Schade.*

Da Rec. die beiden ersten Ausgaben dieses Wörterbuches nicht zur Hand hat, so kann er nicht bestimmen, welche Verbesserungen diese dritte Auflage desselben erhalten hat; nach der Versicherung des Vfs. ist sie über die Hälfte vermehrt worden. „Der Idee zufolge (wird in der Vorrede bemerkt) die bey der neuen Bearbeitung dieses Werkes zum Grunde gelegt wurde,— sollte es alles, jedoch in möglichster Kürze enthalten, was man von jedem vollständigen Handwörterbuche verlangen kann. Es durften daher in demselben, mit Ausschliessung der Provinzialismen, weder die ursprünglichen Wörter dieser Sprache (?), noch die aufgenommenen vermisst werden. Auch sollten die Haupt- und Nebenbedeutungen eines Worts, so wie die figürlichen, darin genau aufgeführt seyn. Technische Benennungen sind in demselben enthalten, insofern diese im Allgemeinen verständlich sind. — Endlich gereicht ihm die durchgehends genaue Accentuation, so wie die Angabe der richtigen Aussprache eines jeden einzelnen Wortes, gewiss zur grossen Vollkommenheit. Um jedoch durch Vereinigung aller dieser Vorzüge das Buch nicht zu einem gewöhnlichen Hand-Lexikon zu vergrössern, habe ich die Wiederholung der Hauptwörter vermeiden, und bloss durch Zeichen andeuten müssen."

Diess ist, was der Vf. zu leisten versprach. Im Ganzen ist das Wörterbuch auch so vollständig, als der kleine Umfang desselben es verstattete; doch hat Rec. einige Wörter, und bey einigen Wörtern Bedeutungen vermisst, die in keiner Hinsicht hätten wegbleiben sollen. So fehlt z. B. das so oft im Vicar vorkommende *catgut*. *Faculty* heisst nicht bloss jede Facultät, sondern vorzüglich werden darunter, wie es auch aus mehreren Stellen in Fielding's Werken erhellet, die Ärzte verstanden. *Cloth*, oder vielmehr *the cloth*, bezeichnet auch die Stände, welche sich durch eine ihnen eigenthümliche Kleidung auszeichnen, die Geistlichen, das Militär und die Livreebedienten. — *Pickles* und *preserve*, beides ist durch Eingemachtes übersetzt; aber wo liegt der Unterschied? — Auch hätte es nicht unbemerkt bleiben müssen, dass einige Worte auf eine doppelte Art accentuirt werden, z. B. *hórizon* und *horízon*, (welches Wort nur im letzten Falle die hier angegebene Aussprache *horeisen* hat), *révenue* und *revénue*. — Die Zersplitterung der Wörter möchte wohl schwerlich allgemeinen Beyfall finden; selbst der Tonbezeichnung und der Angabe der Aussprache ist sie oft nachtheilig geworden. *Half* z. B. lautet wie *haf*, und ist auch so richtig bezeichnet; wird nun der Unkundige nicht diese Aussprache auch auf das bloss durch *penny* ausgedruckte *halfpenny* übertragen, welches doch wie *hehpenny* lautet? Die grösste Verwirrung durch die Nichtwiederholung möchte indess wohl bey den zwar gleich geschriebenen, aber nach ihrer verschiedenen Bedeutung verschieden accentuirten Wörtern, wie *ábject, to abject; cóntract, to contráct* u. s. w. entstehen, die in jeder Hinsicht jedesmal hätten besonders aufgestellt werden müssen. Rw.

Hannover, b. den Gebrüd. Hahn: *Französisches Lesebuch für Anfänger.* Mit analogischen Hinweisungen und einem vollständigen Wörterbuche. Von *J. F. Schaffer*, Privatlehrer in Oldenburg. 1807. XVI u. 212 S. 8. (10 Gr.) Deutschland ist mit einer solchen Menge französischer Lesebücher überschwemmt, sagt der Vf. in seiner Vorrede, dass es unnöthig ist, ihre Anzahl zu vergrössern. Warum hat er denn dieses hinzugefügt? Darauf giebt er keine befriedigende Antwort. Er hat freylich ein beygelegtes Täfelchen erfunden, auf welchem die schwersten Ausdrücke und Wendungen der Sprache, wie er es nennt, zusammengestellt sind; auf dieses wird überall in dem Buche durch Zahlen hingewiesen: so dass der Anfänger durch Vergleichung den rechten Sinn eines dunkeln Ausdrucks zu treffen in Stand gesetzt werden soll. Der Anfänger aber muss recht einfältig seyn, der, wenn er sich auf den ersten zwey oder drey Bogen nach diesem Täfelchen gerichtet hat, dasselbe nicht leicht entbehren könnte; zumal wenn ihm ein Lehrer zur Seite steht. Lobenswerth ist übrigens, dass fast lauter solche Stücke zum Übersetzen gewählt sind, die noch in anderen ähnlichen Lesebüchern nicht vorkommen. Ihrer sind 122, meistens kleine Erzählungen und historische Tiraden. Die wenigen Stücke in Versen könnten besser ausgesucht seyn. Das kleine Wörterbuch ist genau. Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dürr: *Meletematum criticorum specimen primum, Dionysii Halicarnassensis artem rhetoricam tractans.* Pars I. Scripsit — *Godofr. Henr. Schaefer*, A. M. 1806. VI u. 138 S. 8.

Diese Schrift war von dem Vf., der schon längst als einer der gelehrtesten Humanisten geschätzt ist, bereits im J. 1805 geschrieben worden; er benutzte sie aber jetzt, um durch ihre Vertheidigung die Erlaubniss zu öffentlichen Vorlesungen auf der Leipziger Universität zu erhalten. Ihre Grundlage machen Varianten einer Wiener Handschrift über die vier ersten Kapitel der τέχνη ῥητορική des Dionys von Halikarnass aus, die ein ungenannter Gelehrter an dem Rande des in den Händen des Hn. *S.* befindlichen Exemplars der Sylburgischen Ausgabe bemerkt hat. Aber diese eigentliche Bestimmung seiner Schrift erweiterte und erhob der Vf. so, dass sie selbst ganz in den Hintergrund gesetzt ist, indem er bey dieser Gelegenheit eine solche Fülle der gelehrtesten und scharfsinnigsten Sprachbemerkungen und der gelungensten Verbesserungen vieler anderer griechischen Schriftsteller beybrachte, als Rec. sich fast noch in keiner anderen akademischen Schrift gefunden zu haben erinnert. Bey dem wahren Kenner der alten Literatur, der die Bemühungen der Kritiker um dieselbe zu würdigen versteht, bedurfte der Vf. hier der Entschuldigung nicht, dass er sich solche Abschweifungen, die mit dem Hauptgegenstande nur wenig oder gar nicht zusammenhängen, öfters erlaubt habe, da einmal solche akademische Schriften τοῦ ἐπιδεικτικοῦ εἴδους wären; dieser wird ihn vielmehr auf seinen ungebundenen Wanderungen, die ihm so manche schöne Ansicht eröffnen, gern und mit Dank begleiten, während er des geraden Ganges derer, die ihre Armuth durch das anspruchsvolle Vorgeben einer zweckmässigen Auswahl zu bemänteln suchen, bald überdrüssig wird. — Die eigentliche Schrift geht nur bis S. 65; dann folgen Noten, die an Reichhaltigkeit die erstere Hälfte noch übertreffen; auch diese sind von Noten unter dem Text begleitet; und diese ganze Einrichtung, so wie die vielen in Klammern eingerückten Stellen, zeigt, dass der Vf. die Schrift nach ihrer ersten Anlage schon lange fertig liegen hatte, und bey fortgesetztem sorgfältigen Studium fleissig bereicherte. Um dem Leser einigermassen einen Begriff von dem hier enthaltenen Schatz zu geben, führen wir hier (da die Schrift leider eines so nöthigen Registers ermangelt,) die meistens mit Glück verbesserten Stellen der Alten an. So *Aeschines*, der Philosoph, emendirt S. 60 *Aeschylus* p. 94. 113. Not. *Alciphron* p. 28 die *Brunckischen Anal.* p. 37. 49. 50. 91. 92. 126, 79. 137 not: 138, wo mehreremale Lesarten der Vatic. Handschrift ihr Recht geschieht; *Apollodor* p. 87, 32 a. 88 Not. *Apollon. Rhod.* p. 5. 61. 127. Not. *Aristophanes* p. 85. Not. 86, 29. 88. Not. ****. *Aristoteles Rhetor.* p. 123. *Artemidor* p. 82 zweymal; *Bion* p. 55. *Cebes* p. 74. Not. **. *Demosthenes* p. 67. *Diodor S.* p. 5. 9. 24. 31. 32. 63. 103. Not. 117. 66. 119. Not. 126, 128, 80. 135, 100. *Dionys. Hal. Arch.* p. 7. 12. 13. 20. 24. 26. 30, *de str. verb.*, p. 57. 67. *Dionys. Perieg.* p. 95. Not. *Euripides* p. 16. 55. 56. 57. 60. 78. Not. 79. 83, 28. 86, 30. 92. 99. Not. ***. 110. 113. Not. 120, 73. 124 Not. **. 132, 89. *Empedocles* p. 112. *Herodot.* p. 69, 8. 73, 10. 75, 12. 95. Not 104, 121. *Hesiod.* p. 136 (an der Stelle, ἔργ. 269. Br., wo schon *Matthiae* in den Ἐκλογ. ποιητ. p. 40, νοήσῃ st. νοήσει drucken liess.) *Hesychius* p. 15. *Homer. Od.* p. 99. Not. **. 122. 133. 135, 101. *H. in Cerer.* p. 95. Not. 109, 60. *Isocrates* p. 60, (wie schon *Matthiae* in den *Misc. philol. II*, 2, p. 106 verbesserte). *Libanius* p. 70. 75. *Longin.* vertheid. p. 24. *Longus* ebenfalls gegen des Vfs. frühere Vermuthungen p. 44. 110, 61. (Vgl. *Bast. lettr. crit.* p. 162.) 128, 80, verbessert p. 47. *Lucian.* p. 11. 22. 24. 27. 30. 32. 39. 49. 55. 57. 60. 61. 67. 75. 83, 27. 92. 95. 99. Not. ***. 115. Not. **. 116. 119, 69. 134, 98. *Maximus T.* p. 127. *Meleager* p. 50. *Moschus* p. 120. *Orphica* p. 19. 90, 34. 131. *Pausanias* p. 17. 75. 83, 28 u. Not. p. 85. 110. *Plato* p. 74. Not. **. 101. 110. 126. Not. *. *Plutarch.* p. 11. 112. 67. 87. 103, 50. 134, 98. *Sophocles* p. 23. 37. 48. 66. 74. Not. 83. 28. 85. Not. 86, 30. 87. 89. Not. **. 99 u. Not. *. 107, 59. 109, 60. 113. Not. 114, 62. 115. Not. **. 124. Not. **. 132, 89. 133. *Stobaeus* p. 21. 69, 8. 73. Not. 106, 55. 113. 117. 129, 84. *Suidas* p. 11. 70, (wo der Vf. mit *Ruhnken* auf *einem* Wege zusammentrifft,) 128. *Strabo* p. 9. *Theophrast. hist. pl.* p. 96. Not. *. *Thucydides* p. 8. *Xenophon Anabasis* p. 8. 9. 21. 49. 61. 65 *sq.* 67. 68. 73. 75. 84. 85. Not. **. 95. Not. **. 97, 43. 103 *sq.* 104, 51. 106. 109, 60. 111. Not. 130, 86. 131. *Cyropaedia* p. 59. 94. Not. 134. 98. *Hellen.* p. 102. *Memorab.* p. 16. 55. 86. Not. *Oeconom.* p. 4. 70. 73. Not. 82, 106. *Apol. S.* p. 98. *Symposium* p. 94. Not. **. *Agesilaus* p. 26. *Hiero* p. 4. Diese grosse Anzahl verbesserter Stellen kann dazu dienen, einigermassen einen Begriff von der Reichhaltigkeit dieser Schrift zu geben. Zwar sind *die meisten* dieser Verbesserungen grammatischer Art, und betreffen z. B. die Hinzusetzung oder

Auslassung des Artikels, oder von ἄν, die Veränderung eines Optativs in einen Conjunctiv u. s. w.; weniger sind derer, wodurch der Sinn einer Stelle gewinnt. Aber auch jene Verbesserungen sind des Dankes werth, so bald sie sich, wie hier, auf eine gründliche und durch ein sorgfältiges Studium der Sprache berichtigte Kenntniss des Sprachgebrauchs gründen. Diese Sprachbemerkungen, so wie die Verbesserungen, aufzuzählen, verstattet der Raum nicht; sie sind zum Theil neu, oder weniger bekannt, wie S. 131 von dem Gebrauch von ἔμελλον mit dem Infinitiv statt des Indicativs mit ἄν; S. 113 Not. über ὡς statt μή nach den *Verbis timendi*; S. 61. dass εἶτα gewöhnlich kein δὲ bey sich hat. Aber auch die Bemerkungen, die schon von Anderen gemacht sind, (wie über die Auslassung des Artikels bey ἱππική S. 4. Zusammensetzung von Verben mit εὖ, δύς oder Negationen S. 6 sq. 68. ὁ καλούμενος und ὁ οὕτω καλούμενος S. 14. 81. 192. Unterschied von κτῆμα und χρῆμα S. 17 f. (wo die Stelle des *Isocrates p* 9 *ed. L.* vergessen ist), τὸ τῆς γενέσεως S. 31. über die Eintheilung der bekannten Welt in zwey, und nachher in drey Theile S. 37 sq. ἐπήβολος und ἐπίβολος S. 48. vgl. 119. 71 ὅς, ὅστις statt ὥστε S. 71. Not. οὗτος, ὅδε, *hier*, *dort*, S. 77. Not.) werden hier mit einer so ausgesuchten Gelehrsamkeit und mit solchem Scharfsinn auseinandergesetzt, dass die Kenntniss der griechischen Sprache beträchtlich dadurch gewonnen hat. Nur hätten wir gewünscht, da der Vf. diese Schrift auch für Studirende bestimmte, dass er bey Auseinandersetzung dieser Sprachbemerkungen seine Meinung und Ansicht vollständiger und deutlicher dargelegt hätte; denn viele Observationen wird nur der verstehen, dem diese schon aus eigenem Studium bekannt sind, wie die Bemerkung über den Gebrauch des Optativs u. Conjunctivs in Fragsätzen S. 97. 44. In einigen Puncten können wir dem Vf. nicht ganz beystimmen; z. B. S. 9, wo er die Schreibart εὐτεκνώτερος verwirft, und εὐτεκνότερος schreiben will. Das Gegentheil behauptet *Porson ad Eurip. Phoen.* 1367 und mit Recht, da die erste Sylbe in τέκνον bey den Attikern kurz ist. S. 20 wird die Construction des V. μεταδιδόναι mit dem Accusativ die *legitima constructio* genannt, und, wenn es mit dem Genitiv construirt werde, müsse man einen Accusativ hinzudenken. Uns scheint der Accusativ bey diesem V. regelmässig zu seyn, sobald er den Theil selbst ausdrückt, wie in den angeführten Stellen τουτέων τῶν χρημάτων μεταδιδοῖ πέντε τάλαντα, μεταδιδόναι μέρος χρημάτων; der Genitiv dagegen (nach dem durchgängigen Sprachgebrauch, da das Ganze, von dem nur ein Theil Gegenstand des *Verbi* ist, bey *Verbis* aller Art im Genitiv steht), wenn das Ganze genannt wird. So würde fehlerhaft seyn, μεταδιδοῖ αὐτῷ πέντε ταλάντων, da hier nur die ganzen fünf Talente gemeint seyn können; aber eben so fehlerhaft würde seyn μεταδιδοῖ αὐτῷ τὰ χρήματα, wenn nicht das ganze Geld gemeint ist. Aber freylich war zu erwarten, dass ein so feiner Unterschied besonders von den späteren Schriftstellern nicht durchgängig beobachtet wurde. S. 22 scheint uns die Veränderung ἀνάγκη δ' ἐκ τούτου *sc.* γάμου st. ἐκ τούτων nicht nothwendig; das *Pronomen demonstrativum* steht auch bey den besten Schriftstellern öfters im *Neutro Plurali*, wenn es sich gleich auf ein *Nom. masc.* oder *Fem. gen.* im *Sing.* bezieht. S. *Plato Menon* p. 345. Zweybr. Ausg. *Phileb.* p. 209. *Leg. I.* p. 50. *Aristot. Ethic.* IV, 1. p. 55 *D. Duval.* S. 23 halten wir die Veränderung ἢ μοι μητρὶ μὲν θανεῖν μόνη μεταίτιος, σοὶ δ' αὖθις, ὡς ἔχεις, ἔχειν *Soph. Trach.* 1235. f. wegen des vorhergehenden μέν ebenfalls für unnöthig, statt σοί τ' αὖθις u. s. w. Denn zuweilen beziehen sich μὲν — τε auf einander S. *Hermann. ad Viger.* S. 796. 318. — S. 55 scheint uns in den Stellen *Soph. Oed. R.* 253 ἀκάθαρτον ὑμᾶς εἰκὸς ἦν οὕτως ἐᾶν. 1368 κρείσσων γὰρ ἦσθα μηκέτ' ὢν, ἢ ζῶν τυφλός und anderen ἦν und ἦσθα nicht statt ἦν ἄν, ἦσθα ἄν zu stehen, sondern wirklich etwas unbedingt auszusagen, wie im Latein. *aequum erat*, *satius erat* (*s. Heusing. ad Cicer. Off. p.* 73. *y*), ob wir gleich zu sagen pflegen, *es wäre recht*, *besser gewesen*. So auch *Xen. Anab.* VII, 7. 40 αἰσχρὸν ἦν *es war* wirklich an und für sich *etwas schändliches*, nicht *es wäre* nur unter einer gewissen Bedingung *schändlich gewesen*. Ganz verschieden ist der Fall *Eurip. Iph. A.* 949 ἐγὼ κάκιστος ἦν ἄρ' Ἀργείων ἀνήρ, wo wir mit Markland ἦν ἄν lesen. Noch deutlicher ist die Übereinstimmung des griechischen Sprachgebrauchs mit dem lateinischen, und die Abweichung von dem unsrigen, in den Formeln χρῆν, ἔδει, προσῆκεν, welche die Griechen regelmässig, wie die Lateiner ihr *oportebat*, *debebat* statt unseres Plusquamp. Conj. *er hätte sollen* u. s. w. gebrauchen, wo der Vf. S. 130. 88 mit Unrecht ἄν supplirt wissen will. So heisst *Xen. Mem.* S. II, 7, 10 θάνατον προαιρετέον ἦν, *mors praeferenda erat*, nicht *esset*, aber im Deutschen, *so hätte ich vorziehen müssen*. — S. 68, 7 wird die Tmesis bey prosaischen Schriftstellern zu unbedingt und uneingeschränkt zugegeben; bey attischen Prosaikern ist sie doch äusserst selten, und fast nur, wenn die Präposition nicht bloss zum Verbo allein, sondern zum Verbo mit seinem Adverbio, die dann als *ein* Ganzes betrachtet werden, gehört, wie *Plat. Gorg.* p. 159 ἀντ' εὖ πείσεται, *Thuc. III.* 13 ξὺν κακῶς ποιεῖν. Denn dass die Exempel, die Morus zu *Isocr. Paneg. c.* 2 anführt, keine eigentlichen Tmeses sind, bedarf kaum einer Erinnerung. S. 75, 12 finden wir eine sehr richtige Bemerkung über den Gebrauch der Griechen, in Sätzen, die mit ἀλλά anfangen, (auch anderen) gleich nach der Conjunction einen Causalsatz mit γάρ vor dem Gliede, von dem ein Grund angegeben werden soll, einzuschieben. Dieser Gebrauch würde aber noch deutlicher werden, wenn man an solchen Stellen das Zeichen der Parenthese setzte, z. B. ἀλλ' — Ἡρακλῆος γὰρ ἀνικήτου γένος ἐστέ, — θαρσεῖτε. ἀλλά, — σὺ γὰρ δὴ πᾶσαν ἐπὶ χθόνα καὶ κατὰ πόντον αἰθέρος ἐκ δίης καταδέρκεαι ἀκτίνεσσι, — νημερτέως μοι ἔνισπε u. s. w. *Hom. H. in Cer.* 69 wie *Aeole*, — *namque tibi divum pater* u. s. w. bey Virgil. So auch Herod. IX 27 zweymal. — S. 97. 44 ff wendet der Vf. die von *Dawes Misc. crit.* p. 207 gemachte Bemerkung, dass in Fragesätzen der Conjunctiv ohne

av, der Optativ aber mit ἂν stehe, zur Emendation verschiedener Stellen an. Die Bemerkung ist zwar im Ganzen richtig; allein uns scheint dabey die von Hermann *ad Viger. p.* 724 hinzugefügte Einschränkung berücksichtigt werden zu müssen, dass man mit dem Conjunctiv fragt, was man thun *solle*, mit dem Optativ aber, was sich thun *lasse*. An den meisten Stellen, die der Vf. emendirt, trifft beides zusammen; aber *Soph. Oed. C.* 1418 möchten wir mit dem Vf. nicht lesen πῶς γὰρ αὖθις αὖ πάλιν στράτευμ' ἄγωμι ταυτὸν, εἰσάπαξ τρέσας; denn dieses würde heissen, *wie soll ich das Heer führen*. da doch der Sinn erfodert, *wie werde ich es führen können? wie könnte ich es führen?* nicht zu gedenken, dass diese Form des Conjunctivs doch wohl nur der alt-ionischen und epischen Sprache eigen war. Dass hier in der alten Lesart vor Brunck ἂν fehlt, ist um nichts auffallender, als dass es auch öfter beym Optativ ausser der Frage in der Bedeutung *können, mögen* fehlt, wiewohl der Vf. auch dieses leugnet p. 122. — S. 97, 41 schlägt der Vf. vor, bey *Eurip. Iphig. T.* 609 *ff.* statt τὰ τῶν φίλων αἴσχιστον, ὅστις καταβαλὼν εἰς ξυμφορὰς αὐτὸς σέσωται zu lesen, αἴσχιστος ὅστις oder αἴσχιστον, εἴ τις. Die gewöhnliche Lesart hat schon *Matthiae* hinlänglich bestätigt *Miscell. philol* II, 2 S. 101. — S. 102 sehen wir nicht ein, warum dem Vf. der Indicativ nach ὡς oder ὅτι überall anstössig ist, wo nachher in der *oratio obliqua* der Optativ ohne ὅτι oder ὡς folgt. — S. 107 vertheidigt der Vf. zwey Stellen des Sophocles, wo Brunck μὴ οὐ aufgenommen hatte, oder schlägt eine andere Verbesserung vor. Bey der ersteren Stelle scheint er uns völlig Recht zu haben; weniger bey der zweyten. Aber wenn er sich so ausdrückt, als ob seine Meinung wäre, μὴ οὐ könne nie zusammen stehen, als wo es sich durch *nisi* übersetzen lässt, so scheint er nicht bedacht zu haben, dass μὴ οὐ wohl nie für sich allein *nisi* heissen kann, sondern dass der Begriff *wenn, si*, in dem damit verbundenen Particip liegt, und μὴ οὐ doch immer nur eine doppelte Negation statt einer einfachen ist. — S. 121 will der Vf. bey Herodot II, 126 ὅκως ἂν αὐτῇ ἕνα λίθον-δωρέοιτο das ἂν wegstreichen. Allein, obgleich sonst in solchen Constructionen ἂν nicht zu stehen pflegt, so wird es doch zuweilen gesetzt, z. B. Herod. IX, 51 ὡς ἂν μὴ ἰδοίατο οἱ Πέρσαι ἐξορμεωμένους und öfter.

In der Vorrede S. IV macht der Vf. Hoffnung, auch die übrigen Kap. der Rhetorik zu behandeln, und nachher alles das bekannt zu machen, was der Rand seines Exemplars an Varianten enthält. Der Erfüllung des letztern Theiles dieses Versprechens sehen wir in Kurzem entgegen, da uns in der letzten Ostermesse das Werk des *Dionys de structura orationis*, von dem Vf. bearbeitet, angekündigt worden ist. H. H.

Leipzig, b. Barth: *Neues Lesebuch zur leichteren Erlernung der griechischen Sprache*. Nach einem auf das Lesen griechischer Autoren vorbereitenden Plane. Herausgegeben von **Chr. Stolzenburg**, Rector und Prediger in Demmin. I Abtheilung. 94 S. II Abtheilung mit einem analytischen Wortregister nach der neuen und alten Theorie der Conjugation eingerichtet. 1806. 344 S. 8. Zweyte vermehrte Auflage. (20 gr.)

Dass dieses Lesebuch eine neue Auflage erlebt hat, scheint zu beweisen, dass mehrere Lehrer dasselbe für den Gebrauch in Schulen zweckmässig fanden. Rec. muss indessen gestehen, dass er das Planmässige, welches der Titel verspricht, in dieser Sammlung vermisst. Die erste Abtheilung ist für Anfänger bestimmt. Nach den ersten Abschnitten sollte man erwarten, dass der Vf. sein Lesebuch als ein Hülfsmittel zur leichteren Erlernung der griechischen Grammatik benutzt wünschte; aber nur auf die Declinationen (gerade das Leichteste in der griechischen Grammatik) ist bey der Auswahl Rücksicht genommen, auf die Zeitwörter, deren Erlernung und Anwendung ungleich schwieriger ist, gar nicht. Was die ausgewählten Stücke selbst betrifft, so finden sich unter denselben freylich manche, die das kindliche Alter mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, aber andere sind auch wieder sehr unzweckmässig. Wie konnte der Vf. glauben, dass die aus dem Diogenes Laertes ausgewählten Stellen, die Orakel aus dem Herodot, die Brocken aus dem Hesiodus und Homer, und vollends die Blumen aus der Anthologie eine anziehende und passende Lectüre für erste Anfänger seyen? Kann man von Knaben, die sich Rec. in dem Alter von 12 bis 14 Jahren denkt, erwarten, dass sie schon für Dichtersprache empfänglich sind, und wenn sie es auch sind, an Orakeln und Epigrammen, die doch wohl nicht zu den leicht verständlichen Dichtungen gehören, Vergnügen finden könnten, zumal da ihnen das Verstehen fast durch keine Nachhülfe erleichtert ist? In dem bekannten Verse des Hesiodus: Καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει, καὶ τέκτονι τέκτων setzt der Vf. gegen die Grammatik zu Anfange der Periode γὰρ statt καί. Die hinzugefügte kurze Übersicht des griechischen Zeitwortes nach der Trendelenburgischen Grammatik hält Rec. für ganz überflüssig. Der Lehrer, der Trendelenburgs bequeme Methode, die griechischen Zeitwörter zu bilden, für die richtigere hält, wird auch dafür sorgen, dass die Schüler sich eine Grammatik anschaffen, worin diese Methode befolgt ist. Rec. wünscht aber nicht, dass die Jugend nach dieser gewiss nicht probehaltigen Methode unterwiesen werde.

Für welche Schüler der Herausgeber die zweyte Abtheilung seines Lesebuchs bestimmt habe, die fast nur Abschnitte aus dem Herodot und Homer enthält, weiss Rec. so eigentlich nicht. Vermuthlich für mittlere Classen, da sie zur Vorbereitung auf das Lesen der Classiker selbst dienen soll. Aber wenn die Schüler in diesen Classen schon so grosse Fortschritte gemacht haben (welche der Vf., nach dem ersten Cursus zu urtheilen, für schnell halten muss), dass man mit ihnen so weitläuftige Abschnitte aus Herodot und Homer mit Nutzen lesen könnte: so wird man eben so gut auch den ganzen Herodot und Homer mit ihnen lesen können. Denn was hat Hr. *St.* gethan, wodurch es den Schülern die aus dem Herodot und Ho-

mer ausgewählten Abschnitte zu verstehen leichter würde, als diese Schriftsteller im Zusammenhange selbst zu lesen? Nicht einmal grammatische Bemerkungen, die doch für den Anfänger, den man mit Homer bekannt machen will, nicht ganz überflüssig seyn dürften, sind gegeben. Rec. sieht daher auch nicht ein, wozu diese Chrestomathie nützen soll. Beygefügt ist dem Lesebuche noch ein analytisches Wortregister, in welchem der Vf. der neuen Derivationstheorie folgt, doch so, dass er auch die Liebhaber des Alten befriediget. Zu welchem Zweck, fragen wir uns vergebens. Nach dieser neuen Methode hat ja die Ableitung des griechischen Zeitwortes gar keine Schwierigkeiten, und bedurfte keiner steten Wiederholung desselbigen. Die Vorrede spricht von einem vollständigen Wortregister, das in der nächsten Michaelismesse erscheinen, und auch einzeln ausgegeben werden solle. Ob hierunter ein erklärendes Wortregister, das allerdings zweckmäsiger wäre, oder dasselbe gemeint sey, welches Rec. bey seinem Exemplare fand, und das mit Unrecht vollständig genannt wird, können wir nicht mit Gewissheit bestimmen.

T. C.

1) Leipzig, b. Märker: *Griechisches Übungsmagazin oder der sich selbst belehrende Grieche.* Erster Lehrgang: Griechisches A B G, oder blosse Vorübungen des Lesens, Flektirens und Übersetzens, als die allerersten Anfangsgründe der griechischen Sprache, von *K. E. Günther*, Prorector am herz. Seminarium zu Oels. 1806. IV und 156 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Anweisung zum Gebrauche des griechischen Übungs-Magazins oder des sich selbst belehrenden Griechen*, eines aus drey einzeln verkäuflichen Lehrgängen bestehenden Übungsbuches zur gründlichen und angenehmen Erlernung der griechischen Sprache, von *Ebendemselben*. 1806. 56 S. 8. (6 gr.)

Die Anweisung No. 2 belehrt uns, dass das Übungsmagazin No. 1 aus drey einzeln verkäuflichen Lehrgängen bestehen soll. Der erste Lehrgang enthält, wie der Titel zeigt, das griechische A B G oder blosse *Vorübungen des Lesens, Flectirens und Übersetzens* als die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache. Der zweyte Lehrgang ist, wie wir aus der Anweisung No. 2 erfahren, bestimmt, die *Flection* zu üben, und zu bewirken, dass der Schüler die *Hauptregeln* für immer im Gedächtnisse habe. Der dritte endlich soll ein gründliches Auslegen und *Interpretiren* vorbereiten, welchem ein ästhetisch-schönes Übersetzen erst folget, um auf das unmittelbare Lesen der Alten in ihrer Sprache hinzuführen. Alle drey Lehrgänge sollen auf den Gebrauch der Chrestomathien, Lesebücher, Elementarbücher, und auf die Lesung griechischer Schriftsteller, besonders aber auf das Elementarbuch von *Jacobs* vorbereiten, welches der Vf. mit Recht in allen Schulen eingeführt zu sehen wünscht. Der Beysatz auf dem Titel: *der sich selbst belehrende Grieche*, soll, wie die Bearbeitung des Buches zeigt, dieses Übungsmagazin nicht sowohl für solche bestimmen, welche ohne Beyhülfe eines Lehrers die griechische Sprache zu lernen wünschen, als vielmehr andeuten, dass seine drey Lehrgänge auf den anerkannten Grundsatz gebaut sind: „man müsse der Jugend kein fertiges System der Sprachregeln vorlegen, um es auswendig zu lernen, sondern diese Regeln einzeln, und wie die Erfahrungen sie an die Hand geben, sammeln lassen; mit ihr dieselben im Ganzen genommen in Ordnung bringen; und also die Grammatik mit ihr *machen*." Als blosses Übungsmagazin zur grammatischen Erlernung der Sprache sollen sie nicht selbst Grammatik seyn, sondern eine Grammatik machen lehren und helfen; wenige Regeln geben, aber dieselben anzuwenden den Schüler in Übung setzen. Von der Grammatik soll daher das Übungsmagazin nur das Grobe und Allgemeine recht einprägen; das feinere Detail soll den vortrefflichen Sprachlehren eines Grässe, Buttmann, Jähne und Nieräse überlassen bleiben. Die Methode des Vfs. ist eigen, und die Apologie derselben in der Anweisung No. 2 enthält vieles, was Beherzigung verdient. Der Lehrer wird wohl thun, wenn er sich darnach richtet; nur führe er das Übungsmagazin nicht als Schulbuch ein: dazu ist es eben so wenig geschickt, als zur Selbstbelehrung im strengsten Sinne. „Es ist, sagt der Vf. selbst, kein schriftstellerisches Product, sondern es vertritt die Stelle eines mündlich belehrenden Sprachmeisters. Als eigentliches Schulbuch hätte es weniger räsonnirend, mehr tabellarisch gefasst seyn sollen, so dass nur die Übungen und Übersichten aufgenommen, alles Übrige in die Anweisung für den Lehrer verwiesen wäre. Am Ende dieser Anweisung kündigt der Vf. eine allgemeine Sprachlehre zum Schulgebrauch, unter dem Namen einer *Pasiglotte*, an, welche nach der allgemeinen Einleitung im Übungsmagazin zu urtheilen nichts Unbrauchbares erwarten lässt.

F—G.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Veränderungen der regel- und unregelmässigen Zeitwörter in der französischen Sprache.* Zum Gebrauch derjenigen Schulen, in welchen die Sprachlehre des *Abbé Mozin* eingeführt ist. 1806. 272 S. 8. (9 Gr.) Wenn das Buch eine Vorrede hätte, so würden wir von dem Vf. erfahren können, wem zu Nutzen er sich die Mühe gegeben hat, die Schemata aller franz. Verben der Länge nach aufzuschreiben und drucken zu lassen. Vermuthlich doch, um sie auswendig lernen zu lassen, und den Schülern dadurch früh einen Ekel vor der leichtesten aller Sprachen beyzubringen. Das fängt von *Avoir* an: *j'ai, tu as, il a, elle a, on a, nous avons, vous avez, ils ont, elles ont*, und geht so durch alle *Tempora* und *Modos* bis *Vivre* fort. Zum *Indicativ* rechnet der Vf. ein *Présent*, ein *Relatif, Défini, Indéfini, Antérieur, Antérieur défini*, ein *Futur, Futur passé, Conditionel, Conditionel passé*, und *Conditionel plus-passé*; so dass für den Conjunctiv bloss ein *Présent, Imparfait, Parfait* und *Plusqueparfait* übrig bleiben. Höchst ungrammatisch und verkehrt. In diese wunderliche Ordnung aber verfallen alle, die das Vorurtheil haben, der Conjunctiv müsse durchaus mit *que* anfangen. Statt *priions* im Indicativ und Conjunctiv findet man hier *pryons*. Ohne Autorität; bloss um neu zu seyn. Wir bitten alle Lehrer der französ. Sprache, sich dieses Buches nicht zu bedienen. Schade um das liebe — graue Papier!

Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Symbolae observationum in Ovidii Fastos (in) novae editionis specimen exhibitae.* Auctor *Frid. Henr. Guil. Gesenius*, Philos. D. et AA. LL. Magister. 1806. 128 S. 8. (15 gr.)

So viel man aus dem Latein des Titelblatts und der Vorrede herausbringt, wollte der Vf. hier ein *Specimen* einer ganz neuen Ausgabe der Fasten liefern. Er wundert sich (S. 7 der Vorr.), den *librum pro consilio suo doctum et elegantem V. Cl. Lenzii* und *Taubner's* Edition *cum indice vasto* wohlkennend, dass dieses Gedicht, worin der Vf. (*poëta commendatissimus*) der Gelehrsamkeit Inbegriff darlege, das er beynah unter allen Werken am glücklichsten ausgearbeitet (*tantum non omnium operum felicissime elaboravit!!*), über 5 Decennien in Deutschland verachtet (?) gelegen, und *seinen* Ausleger noch nicht gefunden. Dieser endliche Ausleger will der Vf. werden, dem bereits in seinen frühesten akademischen Jahren anfing ein leicht ausgedrücktes Bild einer Ausgabe vorzuschweben, wie viele sie sehnsuchtsvoll wünschten, aber niemand erwartete. So fühlte er sich angetrieben, seit mehreren Jahren Schätze zu sammeln und zu ordnen zur Ausstattung dieses Werks, welches er hiemit feyerlich verspricht (S. 6), und als Unterpfand der Erfüllung soll dieses *Specimen* dienen, welches bey Erlangung der *facultas legendi* zu Göttingen von ihm publicirt ward.

S. 11 giebt der Vf. seinen Plan also an: *Si autem de editionis, quod agito, consilio aliquid dicendum est, eam me potissimum editionis speciem in animo habere moneo, quae juvenibus antiquitatis aliqua scientia imbutis scriptoris perfectam intelligentiam patefaceret (?), sed et doctiorum conspectum haud extimesceret, neque in hoc libro illustrando ita versaturum, ut commentario perpetuo et res et verba illustrante omne carmen prosequerer (?), digressiones quasdam ad argumenta remotiora factas, quibus obscuriori cuidam antiquitatis capiti (?) lucem circumspiciebam, peculiaribus disputationibus adjectis reservarem.* Er glaubte ferner nicht so wohl eine vollkommene Recension des Textes als vielmehr eine sorgfältige geben zu müssen. Dagegen aber hält er es für nöthiger (S. 9), die ganze von Ovid dargebotene Antiquität zu beleuchten, nach den Regeln der Kritik das Wahre seiner Meinungen zu sondern von dem Falschen, besonders aber die Astronomie, Mythologie, Geschichte und Naturgeschichte nach dem Vorgange von Schneider, Böttiger und Voss zu durchforschen, mit einem Worte den *scriptorem antiquarium* und den *poëtam* zugleich zu erklären.

Wir wenden uns zuvörderst zu den Noten des Vfs. unter dem Texte, welcher drey einzelne Stellen aus den Fasten enthält: die erste IV, 625—806; die zweyte IV, 901—*fin.*; die dritte V, 545—598.

Gleich vorn bey V. 626 *ventus ab occasu grandine missus erit*, wird weitläuftig ausgeführt, dass hier nicht der sanftwehende *Favonius* zu verstehen sey, sondern (woran geübte Jünglinge und gelehrte Männer wohl nicht zweifeln würden) der Nordwest, *Argestes, Corus, Iapyx*, Ἀργέστης (?); aber dass alles von Neapolis entlehnt sey zu *Fast.* 5, 162, wird nicht gelehrt. Vgl. *Kappii Excurs. III*, §. 18, p. 435, woraus zugleich die Stelle des Seneka floss. Dagegen ist dem Vf. eigen die Bemerkung, dass im Horaz der *Argestes ob vehementem flatum albus Iapyx* heisse, und das fehlerhafte *etiam*. Aber die letzten Worte, dass der Argest in Italien jetzt *Maestro* genannt werde, sind stillschweigend aus Voss entlehnt zu *Virg. Geo.* 3, 356 *p.* 616. — V. 627. *Scilicet ut fuerit; tamen hac Mutinensia Caesar Grandine militiâ perculit arma suâ. Scilicet* anstatt *sit licet* nahm Hr. G. mit Recht auf, aber ohne Sinn, wenn nicht die Worte: „*ut fuerit*" durch Commata eingeschlossen werden. Warum wird wieder verschwiegen, dass Heinsius schon *scilicet* vorschlug? *Militia sua*, woran Burmann anstiess, wird übergangen, und bey *arma Mutinensia* wird zum Ersatze aus allen alten Historikern eine seitenlange mit fremdartigen Dingen vermischte Beschreibung des Kampfes gegeben, ohne dass man am Ende etwas anderes daraus lernt, als des Vfs. Unkunde und Planlosigkeit. V. 631. *Forda ferens bos est fecundaque, dicta ferendo: Hinc etiam fetus nomen habere putant.* Um Voss Etymologie von *fero* vortragen zu können, wird angemerkt: *Forda cum O. explicat Varr. LL.* 5. *p.* 55. (Kann man auch *forda* schreiben?) *Etymologia autem, qua fetus ab eadem stirpe repetit, unde forda et fero, linguae rationibus et analogiae accommodatissima est*, und sonach behauptet, dass Ovid alle drey von einer Urwurzel (etwa *feo?*) ableite. Aber Ovid sagt eigentlich nur, dass *forda* von *fero* komme, wovon auch *fetus* abgeleitet werde. V. 635. *Pars cadit arce Jovis: ter denas Curia vaccas accipit.* Über die Curien ist in der Stille Neapolis zu *Fast. III*, 140 ausgeschrieben, und dann wird noch aus *Tacit. Ann.* 12, 24 eine Stelle citirt, welche nichts beweist. Die Note: *Rei sacrae praeerat Curio, et ita Fast.* 2, 527 *curio maximus tabellis suspensis populum ad sacrificandum invitat*, enthält im Wesentlichen Taubners Index, nur ohne die falsche Verbindung. Wie aber *Curia* im Sing. stehen könne, diese Frage fiel Hn. G. nicht ein; Taubner hätte wieder belehren können. V. 639 müssen die Worte *quae nata*

maxima durch ein *Comma* non *virgo* getrennt werden. *Natu maxima* wird übrigens durch eine falsche Combination der Worte des Neapolis und Tacitus sprachwidrig von den *annis sacerdotii* erklärt. — V. 647. *Et pecus ante diem partus edebat acerbos* soll *acerbos* für *immaturos* stehn, weil — das die erste Bedeutung sey. Dasselbe führte auch Taubner an. Allein, da *ante diem* alsdann müssig wäre, muss *acerbus* genommen werden für: grosse Schmerzen verursachend. — V. 6 und 9 soll sich Ovid ganz nach Virgil accommodirt haben bey Beschreibung der Incubation (*in oraculi accipiendi ritu Ovidius se composuit ad Virg. Aen.* 7, 81; welches noch ausserdem klingt, als hätte Ovid selbst das Orakel empfangen); Rec. sieht davon nichts. — Numa opfert hier zwey Schafe, eins dem *Faunus*, und eins dem *Somnus*; besprengt darauf zweymal sein Haupt mit Quellwasser. Hr. G. merkt an: „*Geminas oves, bis bis, cum delectu posuisse videtur in sacro nocturno et fere magico, cum in aliis omnibus numerus impar praeferri soleret.*" Magisch? Ungleiche Zahl? Es sind ja zwey Götter, also eine gleiche Zahl; was soll hier die ungleiche? Hiemit wird wohl auch das Magische dem Vf. zum Natürlichen werden. — V. 657. *Usus abest Veneris, nec fas animalia mensis ponere, nec digitis annulus ullus inest.* — Hr. G. *Si quidem solus* (also der König ohne Opferdiener?) *et nonnisi hujus sacri peragendi causa,* (wozu das?) *quod aliter se habere non potest, nemus intraverat, abstinentia a Venere et ab esu animalium ad hoc solum tempus pertinere non potest.* Hr. G. verschliesst sich durch falsche Prämissen den Sinn der Stelle; er werfe sie weg, und die Sache ist klar. — Dass ferner die *Supplices* ihren Ring ablegten, wie aus *Liv.* 43, 16 angeführt ist, kann nicht erklären, warum Numa bey diesem *Opfer* dasselbe thut V. 658. Vielmehr bey Opfern ward alles gelöst, *Tibull.* 1,25. Aber es passirt der Logik des Vfs. nicht selten, Dinge auf einander zu reimen, die himmelweit entfernt stehen. — 660 wird nichts gesagt über *sua verba*, nichts 661 über *placida frons*, nichts 662 über *somnia nigra*. Dagegen wird nach Taubner die wichtige Bemerkung gemacht, dass V. 663 *duro* in *Faunus pede duro* für *corneo* stehen. — V. 665 musste *Tellus* stehen nicht *tellus*, weil sie versöhnt werden soll. V. 668 ist *ambages* übergangen, und besonders bedurften V. 669 die Worte *expedit errantem* und *nemori gratissima* einer Bemerkung; denn so muss man verbinden. — Weiter in den Noten zu V. 673, wo Cythere zu Gunsten des Augusts den Tag schneller zum Ende führt, wird unter andern Josua 10. 12 citirt und angemerkt: „*Ovidius ejusmodi loca* (!) *respicit.*" Wirklich? — Endlich folgt eine lange historische Notiz von dem Titel *imperator*, den die Kaiser trugen, aber meist zusammen geschrieben ohne Gründlichkeit. — V. 677. *Sed jam praeteritas quartus ubi Lucifer idus respicit, hac nocte Dorida nocte petunt.* Um *quartus* zu vertheidigen, das der Vf. in den Text nahm, wird Voss *Eclog. Virg.* 6, 53 *p.* 313 citirt, wo die Rede ist vom ionischen Ausgange. Das passt nun ungefähr eben so zusammen, wie das, wovon wir bey V. 658 sprachen. Zudem was soll die Interpunction nach *respicit*, so lange *ubi* dasteht? Nähme man sie aber weg, so wäre *hac nocte* matt. Also wir interpungiren fortdauernd nach *respicit*, ziehen aber alsdann auch *tibi* dem *ubi* vor. V. 679 berichtet die Inhaltsanzeige des Vfs., dass Ovid die Gewohnheit, einen brennenden Fuchs laufen zu lassen, als Ursache des Wagenrennens im Circus angebe! Von den *carceribus* wird nun weitschweifig das Gewöhnliche beygebracht (besser Taubner) und der Vers: *Carcere partitos circus habebit equos* also verstanden: *Equos carceribus antea dispositos signo dato circus accipiet.* Rec. würde es so fassen: *Carcer circi equos habebit dispositos*, oder: der Circus wird in seinen Schranken die Rosse besitzen. — Von *Carseoli* V. 683 wird nichts erwähnt, und von den *Aequis* wird zu V. 685 so gesprochen, als ob sie noch jetzt in Italien wohnten. — V. 689 *Is mihi multa quidem, sed et haec narrare solebat, unde meum praesens instrueretur opus.* — Die Formel *multa quidem* — *sed et haec* ist falsch gefasst, wie das gemachte griechisch πολλὰ μὲν-τοῦτο δὲ μάλιστα, πρώτιστα zeigt. Falsch ist auch 5. V. 131 (nicht 191) die Wendung *quidem*-*sed* gefasst. — *Unde-instrueretur* fiel dem Vf. nicht auf, auch *peragere humum* nicht V. 693, nicht *usus* eben daselbst, nicht V. 703 *sub valle extremi salicti.* Warum wird verschwiegen, dass die Note bey 695, kurz vorher, aus Neapolis sey? — V. 705 warnt der Vf. unsere Ökonomen, römische Stoppeln ja nicht zusammen zu mengen mit unseren (*cum nostri aevi stipula non miscenda*); aber, wenn wir Voss vergleichen zu *Virg. Geo. p.* 149, so wollte der Vf. sagen, man solle die römische Stoppel sich nicht vorstellen wie die unsrige. — Ungefähr eben so geht's nun auch weiter in diesem Abschnitt. Wir wollen nur flüchtig weiter blättern. V. 745. S. 62 steht: „*daps* κατ' ἐξοχὴν *de cibis numini oblatis.*" Also von jeder Speise? Es möge der Vf. nur *Tib.* 1, 5, 27 nachsehen und die dortigen Erklärer. — V. 755. *p.* 63 *nec, dum degrandinat, obsit agresti fano supposuisse pecus.* Burmann, der *dum* für *donec* nahm, und den Sinn: *dum grando desierit* suchte, wünschte den Conjunctiv. Hr. *Gesen.* meynt: *Sed etsi degrandinat recte de grandinis fine accipiatur, hoc etiam sensu dum apud antiquiores et poetas conjunctivum habet. Terent. Eun.* 1, 2, 26. *Heaut.* 1, 1, 54. Hätte doch Hr. G. nicht weiser seyn wollen als *Burmann*! *Dum* müsste schlechterdings alsdann den Conjunctiv haben. Lese er also nur die zum Beweis angeführte Stelle aus dem *Heaut.* bedachtsam noch einmal, und er wird seinen Unsinn finden. Die andere Stelle ist falsch citirt, und gilt also hier nichts. *Heinsius* erklärte *dum degrandinat* f. *dum grandinat* nach der Analogie *non depluit.* Richtig. — Ein Beyspiel ferner, wie fein des Vfs. Bemerkungen über die Partikeln sind, giebt die Note zu V. 774 p. 66, wo vorgetragen wird, dass *quamvis* für *etsi* im *Nachsatze* einem Vordersatze entgegen stehe, und, was noch trefflicher ist, dass περ im Griechischen eben so gebraucht werde. Falsch ferner ist was bey V. 903 von ἐπισημαίνειν, *significare*, welches gleich seyn soll mit *se ostendere*, und S. 17 von ἤ *num.* 2, und von *scilicet num.* 3, gesagt ist. — Was die beiden anderen Abschnitte

betrifft, welche der Text noch enthält, so heben wir von beiden nur noch den letzten aus, der schon wegen seines poetischen Werthes unsere Aufmerksamkeit verdient. Ovid redet von dem Tempel und dem Feste des Mars Ultor, beides von August gestiftet. Der begeisterte Dichter sieht auf einmal den Orion samt den anderen Sternen des Himmels ungewöhnlich früh zum Untergang eilen, und den Tag in festlicher Schöne, vom Lucifer verkündet, heraufsteigen. Indess schallt aus der Ferne Waffengetön, das Zeichen des nahenden Gottes, der herabkommt zur Feyer seines Festes, und dann umherwandelnd die Pracht des Tempels und des Forums mit Beyfall beschaut und mustert. — Nachdem Hr. G. hier angemerkt, dass, wie vorher der Tag, so hier die Nacht eingezwängt werde (*coërceri*), und V. 546 S. 80. das *nox coarctat iter* unberührt gelassen, folgen weitschweifige Expositionen des Historischen; denn wenn's an die Historie geht, kommt man mit einer Seite bey dem Vf. selten davon. Dabey laufen denn noch allerhand kleine Nebenhistorien mit unter (vrgl. z. 552 S. 81). — Der Dichter hatte im Allgemeinen den Tempel beschrieben als würdig des Mars; nun läfst er den genahten Gott das Einzelne beschauen. V. 559: *Prospicit armipotens operis fastigia summi. Et probat invictos summa tenere Deos.* Was über *fastigia* gesagt wird, ist von Neapolis genommen. Bey *prospicit* meint der Vf.: *Potest de Marte descendente accipi.* Es kann nicht blofs, fondern mufs fogar von dem Gott Mars verstanden werden, wenn die Stelle Sinn haben soll. Aber von dem herabschwebenden? Mustern die Pracht des Forums und des Tempels, von einem zum anderen gehn, die Thaten unter den Statüen lesen, das alles im Fluge und aus der Luft her? Und was macht denn Mars, wenn er nun unten ist? Oder schwebt er die ganze Zeit nur in der Höhe? — Bey *invictos Deos* ebendaselbst wird angemerkt: *Martis statuam ibi fuisse, verba non flagitant* (?) Was denn? Unter die unbezwinglichen Schutzgötter Roms, deren Statüen oben standen, gehört doch auch wohl Mars. Aber Statuen müssen verstanden werden, weil die Stelle eine Beschreibung des Fastigiums ist. V. 563: *Hinc videt Aenean oneratum pondere sacro.* Wer sieht? Ohne Frage derselbe, dem das *prospicit* galt. Hr. G. merkt an bey *hinc*: *Mars ante templum positus statuas in omni foro cernit.* Also statt des lebenden Gottes plötzlich eine todte Statue? denn darauf führen die Worte: *Mars ante templum positus*, vergl. mit der Not. zu V. 559, wo von der Statüe des Mars vor der Tempelthür erzählt wird. Vollends *hinc* misszudeuten, ist schlecht; es steht ja deutlich im Gegensatze mit dem folgenden *hinc*, wie V. 571. — Die Worte *pondere sacro* sind ganz vergessen. Dagegen wird gleich darauf die bekannte Geschichte von den *spoliis opimis Romuli* von neuem erzählt, und dann wieder das schöne: „*praetextum Augusto nomine templum*," V. 567 nicht berührt. Es folgt die Ursache der Erbauung dieses Tempels. V. 569: *Voverat hoc juvenis tunc, cum pia sustulit arma; A tantis princeps incipiendus erat.* Erst wird in der Note die bekannte Ursache des Krieges bey Philippi vorgebracht, dann die Erklärung der Worte: *Princeps incipiendus erat* durch *principi incipiendum erat* mit einer Stelle begleitet, die Rec. aus Schonung gegen den Vf. verschweigt *Princeps* nehmen wir für *principatus.* — August gelobt dem Mars den Tempel und den Beynamen *Ultor*, und fleht, V. 573: *Si mihi bellandi pater est Vestaeque sacerdos Auctor.* Hr. G. in der Note: *Si, modestia Graecis et Romanis solemni in precationibus cum dubii* (!) *specie, pro: Cum, quod, graece εἰ, εἴποτε, non ἐάν. Etiam sine invocatione Odyss.* 3, 122 *pro ὅτι, et ita Attici.* Was soll die triviale Bemerkung, die aufserdem schon S. 59 dagewesen war, geübteren Jünglingen und gelehrten Männern? Und dann ist sie noch dazu falsch. Die Redensart bedeutet so viel: „Gesetzt es ist diess, so erflehe ich dafür das." Dass aber die Wirklichkeit des ersteren bezweifelt werde, wird damit gar nicht gesagt. — Εἰ Od. 3, 122 für ὅτι ist schlecht gefafst, Hr. G. emendirt also wohl die *Vossische* Übersetzung im Stillen so:

— — Denn weit besiegte der göttergleiche Odysseus Stets mit allerley Trug, dein Vater; weil du in Wahrheit Seines Geschlechtes bist!! *Voss*: Wo du etc. —

Wenn darauf der Dichter weiter erzählt, dafs der Name *Ultor* dem Mars nicht blofs einmal erworben, sondern bald darauf wieder durch die Zurückbringung der Fahnen aus Parthien, so gilt dem Hn. G. das für die *Ursache* der Erbauung. V. 580: *Persequitur* (*Augustus*) *Parthâ signa retenta manu. Persequitur arma*, wie διώκειν, μετέρχεσθαι blieb unberührt. — Nun folgt eine anderthalb Seiten lange historische Note über diese Begebenheit in dem kläglichsten Latein. — Was V. 585 von den Fahnen gesagt wird, ist eine Zeitungsnotiz. Die lange Erzählung aber von den Ursachen, warum der Fürst (*princeps* nach Hn. G.) Phraates die Fahnen zurückgegeben, gehört in den Tacitus, woraus sie genommen. — V. 590 müssen die *signa* personificirt gedacht werden, als die *numina legionum.* — Die Note zu 591, von der verstellten Flucht der Parther, ist *verbotenus* übersetzt aus *Voss Virg. Geo.* 3, 31. Endlich das: *victos quoque porrigis arcus* V. 592 ist nicht bemerkt worden.

Es ist aus dem Angezeigten klar, worin die Eigenheit dieses Commentars bestehe. Hr. *Gesenius* fand es dienlich, fremde Bemerkungen zu den seinigen zu machen, und insbesondere *Neapolis, Taubner, Voss* fleissig in der Stille zu benutzen. Es sind uns hier hauptsächlich zwey Kunstgriffe aufgefallen. Zuweilen wird das Fremde dem Eigenen leise untergemischt oder beygesellt. Davon ist S. 44 die aus *Voss Lb.* 1, 257 wörtlich übersetzte Note über προχείρασις und ἐπιχείρασις ein Beyspiel, nebst der Stelle dort aus Columella; ingleichen die Note zu V. 751, S. 63 verglichen mit *Voss Eclog. Virg. p.* 295. Ein anderes Mal hingegen wird die ausgeschriebene Stelle um ein Citat verkleinert oder vermehrt, wie z. E. S. 46, wo zu *hordu* und *forda* aus Neapolis noch *hedus* und *fedus* gefügt wird, (welches der *index* zu den *script. R. R.* unter *forda* anführt,) und *horctus* und *forctus*. Durch ein solches Verfahren muss der Unbelesene getäuscht werden, und der Vf. den Glanz

der Gelehrsamkeit gewinnen. Aber zu dieser Armseligkeit eigener Forschungen kommt nun noch hinzu, auf der einen Seite, dass die Schwierigkeiten meistens gar nicht entwickelt, oft nicht einmal berührt werden, und auf der anderen eine Menge Trivialitäten, wie S. 48, dass es nicht regne bey kaltem Nordwinde, oder wie S. 66, dass die Wolle, je weicher, desto vorzüglicher sey; welches zum mindesten des Verfassers Unkunde selbst in der Methode des Erklärens beweist. Hier hätte der Vf. lernen können von den grossen Männern, auf die er stolz herabblickt, p. 10 die *verborum subtilem disceptationem* verachtend, (*Wolf: praeclari interpretes saeculi XVI* in der *praef. ad Suet.*)

Von der *Kritik* des Hn. G. ist eben desswegen auch wenig zu rühmen. *Unda* anstatt *uda* S. 60, schrieb Hr. G. ohne hinlänglichen Grund. — S. 61. ward *maris vocem* aufgenommen, ohne *maris rores* zu erwähnen, welches *Mitscherlich* mit Recht vorzog. — Endlich S. 69 ist *feribant* in den Text ersetzt; aber den angeführten Grund verstehen wir nicht. Dass *terere* eigenthümlich sey in dergleichen Fällen, haben die Erklärer der Fasten gezeigt.

Es ist noch übrig, der Excurse zu erwähnen, auf welche der Vf. einen grossen Werth zu legen scheint. Der erste erzählt Anfangs von der Beobachtung des Auf- und Untergangs der Gestirne, und den Sterntafeln bey den Alten; alsdann beschäftigt er sich, Ovids Unkunde in der Astronomie darzulegen. Diese, insbesondere seit *Kästner* und *Pfaff*, bekannte Sache, wird alsdann beynahe durch lauter von diesen schon angezeigte Stellen durchgeführt, ohne dass man viel eigenes findet. Wozu soll es doch dienen, aus dem, was Andere gesagt haben, neue Excurse zu machen? — Der zweyte erzählt von der alten italischen Mythologie weder neues noch gründliches. Man bemerkt auch noch darin eine Sucht zu etymologisiren. — Aber besonders schlecht ist der letzte Excurs gerathen, überschrieben: *Quaestiones ad interpretandos quosdam locos spectantes.* Was über *fortuna fortis* darin gesagt ist, findet sich, der Hauptsache nach, schon bey *Ruperti Tacit. Ann. II*, 41. — Wie konnte es dem Verfasser nur einfallen *Plutarch de fort. Rom. p.* 519 die τύχη φορτική abzuleiten aus *fortuna fortis*, anstatt *fortis*? Aber unter aller Kritik ist, was bey Gelegenheit der Länge und Kürze von *stator* gesagt wird; in der That ein unverkennbares Eigenthum des Vfs. —

Endlich auch da, wo der Vf. nur ausziehen durfte, finden sich bisweilen Missverständnisse und Irrthümer. Diess gilt von Mehrerem in den Prolegomenen über die Fasten, wo *Siccama* vorgearbeitet hatte. Die Einleitung zeichnet sich durch nichts aus, als durch einige unlogische Verbindungen. Der erste Abschnitt, von den *fastis calendaribus*, ist in Hinsicht der Sachen so ziemlich richtig, wenn man einige unlogische Schlüsse, wie aus *Liv.* S. 14, und aus *Valer. Max.* p. 15 abrechnet. Aber der zweyte Abschnitt, von den *fastis consularibus*, ist schlecht ausgeschrieben. Seit wann sind denn die *Annales* und *Fasti consulares* einerley? Auch *Siccama* behauptet das nicht. Nicht einmal über den eigentlichen Zweck dieser Fasten, welcher Jahresrechnung war, wird man etwas Gutes hier finden. Die Meinung endlich, dass in den *libris magistratuum* die Namen der Consuln nicht gestanden (p. 20), widerlegt *Livius* 4. 7.

Zu allen diesen mannichfaltigen Fehlern kommt noch die äusserst schlechte Latinität des Vfs. Dahin gehören Verstösse gegen die Grammatik, wie: *tantum abest ut crederem — — ut potius — sciam, potiusque — timerem p. 7.* Eben so: *mihi est spatii annorum poenitendum p. 8*; und *cum — potest f. possit p. 55*, und *gladios et reliqua arma robigine perditum iri* (wenigstens *perdi*) *precatur p. 74.* Ferner gehört hieher der falsche Gebrauch der Partikeln, z. B. *semper p. 17*, *demum* und *deinde p. 46*, *eo minus cum p. 6.* und *eo magis cum p. 52*, auch *salus gregum a lupis p. 65.* Es gehören hieher Germanismen, wie *in hoc templo senatus conveniebat p. 81*, oder (*in*) *bellum proficisci p. 45*, oder *sine omni sanguine profuso* (ohne alles Blutvergiessen) *p. 87*, oder *pro more p. 46.* Es gehören endlich hieher Unrichtigkeiten, wie: *expedire somnum p. 46*, aus *expedit errantem* V. 669. p. 51, oder *Curias adhibere rebus divinis p. 47* (vor dem Missbrauch des Wortes *adhibere* warnt *Ruhnkenius praef. 3. Schell.* S. 6); und Verbindungen wie: *in quibus (carceribus) et equi et currus certaturi dispositi erant.*

Der Vf. hat auch mit vieler Mühe die Druckfehler angezeigt, deren eine unermessliche Menge ist, und bürgt mit seines Namens Unterschrift. Indessen sind ihm doch mehrere entgangen, wie *grandinem ad mixtum* S. 44. *consulatum* S. 45. S. 50. V. 663 muss das *punctum* wegfallen, und S. 53 steht *paritos* für *partitos*. Dahin will Rec. auch noch rechnen, S. 47 *vellet* anstatt *velit*, *duobus porticibus* S. 82. *Plusquamp.* statt des *Imperf.*, wie S. 49 *persuaserant*, *scripserant*, S. 53, und dergl. mehr.

Doch das Gesagte reicht hin, die Beschaffenheit dieses *Specimen* zu zeigen, lässt denn aber freylich auch von dem Hauptwerke, der Bearbeitung der ganzen Fasten, wenig hoffen. Zwar würde Rec. dem Hn. *Gesenius* zunächst das Studium der Grammatik und der Logik empfehlen, aber auch das könnte in diesem Falle noch nicht genug seyn; und so räth denn freylich Rec. einstweilen lieber ganz von der Sache abzustehen. A. C.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig, b. Weigel: *Lese- und Unterhaltungsbuch für diejenigen, welche die französische Sprache gut sprechen und richtig schreiben lehren und lernen wollen.* Von *C. A. Fevrier.* Zweyter Theil. 1807. XIV und 226 S. 8. (12 gr.) Empfehlungswerth für Lehrer und Lernende. Die Aufsätze sind lesbar, in reiner Sprache verfasst, der Sittlichkeit unnachtheilig, und die Anmerkungen und Erläuterungen des Vfs. lehrreich und fruchtbar. Zum Nutzen der Anfänger sind die Feminina mit anderen Lettern bezeichnet, das gehörte *h* mit einem Häckchen, und das in den vorhergehenden Consonant zusammenschmelzende *h* mit einer Klammer bezeichnet. Z. B. *'haut, enhiver.* Man trifft in dieser Buche manches an, das nicht allgemein bekannt, und nicht desto weniger richtig ist. Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Christliche Kirchengeschichte*, von *D. Anton Michl*, königl. baierisch. geistlichem Rathe u. öffentlichem Lehrer des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der Universität zu Landshut. 1807. XXIV u. 546 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. durchlas diese Kirchengeschichte mit wahrer Freude, weil dieselbe nicht nur mit heiterer Laune, sondern auch mit einem vorurtheilsfreyen, klaren, gesunden Sinne geschrieben ist. Tiefere Gelehrsamkeit oder auch höhere Ansichten sucht man vergebens in ihr; aber der freye wissenschaftliche Geist, welcher in dem Staate, dem der Vf. angehört, mehr und mehr herrschend wird, spricht den Leser auch in dieser Schrift freundlich an. Auf dem heimischen Boden betrachtet, ist dieses literarische Product ein wahrhaft erfreuliches Gewächs. Es war uns, indem wir dieses Buch lasen, als ob wir einen munteren, geistreichen Alten von der Kirchengeschichte erzählen hörten, und bey allem Reichthum von Anekdoten und einzelnen Zügen, welche hier angebracht sind, gab uns der Vf., fast nicht wollend, zu gleicher Zeit ein lebendiges Gemählde des Ganzen. Sind seine Vorlesungen diesem Buche nicht unähnlich, so können sie nicht anders als anziehend, erhellend, befreyend, belehrend für seine Zuhörer seyn. Nirgends ist Frivolität, nirgends Aberglauben in diesem Buche. Mit vielem Verstande wird überall von dem Vf. dasjenige aus der Kirchengeschichte ausgehoben und dargelegt, was gerade für seine Zuhörer und Leser das Wissenswürdigste ist.

Die Kirchengeschichte selbst zerfällt nach Hn. *Michl* in fünf Perioden. Wir wollen über jede derselben, zur Bewährung unseres Urtheils, einige Bemerkungen mittheilen. — Die *erste* Periode geht von Christus bis auf Constantin den Grofsen. — Der Ursprung des Christenthums und der christlichen Kirche wird mit löblicher Einfachheit dargestellt, obwohl eine strengere Kritik Manches daran auszusetzen hätte. Bey welcher Darstellung dieses wichtigen Phänomens bleiben aber der Kritik nicht Zweifel übrig? — Wo der Vf. von den ersten Ketzereyen in der christlichen Kirche spricht, erinnert er an den Ausspruch Tertullians: „die Philosophen sind die Patriarchen der Ketzer." Aber, fügt er hinzu, eben in diesem Ursprung liegt zugleich ein Entschuldigungsgrund wenigstens für jene Ketzer, welche nur ihre speculativen Meinungen geltend machen, keineswegs aber die christliche Moral umstofsen wollen. Eben so gesund als mild ist das Urtheil, welches der Vf. S. 67, 68, über die Asketen fällt. „Eine unausbleibliche Folge, sagt er, der an sich edeln Grundsätze der Asketen war ein immer mehr anwachsender Hang zur Schwärmerey, der sich nach und nach von der Nüchternheit des Evangeliums, welches auf Mäfsigung, und nicht auf Unterdrückung der Sinnlichkeit drang, ganz entfernte, und aus seinen Anhängern, die er schon im Körper zu himmlischen Wesen umstalten wollte, finstere, melancholische, ungesellige Erdensöhne bildete." — S. 70 heifst es: Es ist unbegreiflich, wie *Herder* sagen kann: „Im Christenthum giebt es keinen Klerus. Die Menschheit ist der erwählte Theil Gottes, kein ausschliefsender Stand. Vertilgt soll der Name wie der Unbegriff werden. Denn beide sind Reste der Barbarey, den nützlichsten Ständen verderblich." In dieser vollkommen richtigen Bemerkung Herders liegt keineswegs, wie Hr. *Michl* zu glauben scheint, die Behauptung: die Geistlichkeit solle nicht einen eigenen Stand bilden. — Sehr natürlich wird S. 71, 72 der Ursprung des römischen Primats erklärt. Der Grundsatz, heifst es S. 75: „der erste Sitz wird von Niemanden gerichtet," widerspricht ganz dem Geist der ersten Kirche.

Die *zweyte* Periode geht von Constantin bis auf Carl den Grofsen. — Sehr unparteyisch wird Constantin geschildert. Bey Prüfung der bekannten Kreuzerscheinung heifst es unter anderen: Wer soll glauben, Christus gebe Jemand ein Siegeszeichen zum Mord? Man weifs wohl, dafs er Todte lebendig gemacht, aber nicht, dafs er zur Tödtung der Lebendigen jemals beygetragen habe. Auch verdiente Constantin kein Wunder, denn er hat sich grofser Verbrechen schuldig gemacht u. s. w. S. 100 wird *Spittler*, welchen der Vf. fast immer *con amore* anführt, wegen seines einseitigen Urtheils über Patricius, den Apostel der Irländer, treffend widerlegt. S. 103 wird aus *Sokrates* eine Judenbekehrung erzählt, und dabey die launigte, polemische Bemerkung gemacht: *J. E. Chr. Schmidt* zweifelt an der Wahrheit dieser Erzählung. Da er aber seine Zweifel mit keinem Beweise belegt, und die Begebenheit an sich nichts unwahrscheinliches hat, so will ich lieber dem alten Erzähler Sokrates, als dem neuen Zweifler Schmidt glauben. — Eine gleiche Milde herrscht in allen polemischen Urtheilen des Vfs. Von *Julian* wird S. 108 richtig gesagt: Er dachte nicht, dafs der Druck gewöhnlich das beste Mittel sey, das zu erheben, was man vernichten will. — Die Geschichte des Islamismus ist nicht mit gehöriger Kritik dargestellt. Über die Ver-

brennung der Alexandrinischen Bibliothek, welche übrigens nur im Vorbeygehen berührt wird, scheinen dem Vf. die neueren Untersuchungen unbekannt zu seyn. S. 149 wird die Geschichte der Streitigkeiten über die Trinität mit folgendem Urtheil geschlossen: Man lieset in der Geschichte dieser Zeit von *Corrupticolis, Incorrupticolis*, *Agnoetis s. Ignorantibus* u. s. w. Der Name der letzteren scheint vielleicht auch für die übrigen der passendste zu seyn.

Die *dritte* Periode geht von Carl dem Grofsen bis auf Papst Gregor VII. — Bonifaz, der Apostel der Deutschen, heifst es S. 183 ganz richtig, hatte vielleicht mehr Eifer, als Einsichten. Von Carl dem Grofsen wird S. 184 gesagt: Er hat viele Klöster und Bisthümer theils errichtet, theils begütert. Dadurch wollte er aber nicht die Zahl der Müssiggänger vermehren. Er verband daher diese Stiftungen mit Schulanstalten, und so waren die Geistlichen seiner Zeit nicht allein Priester für den Altar, sondern auch Volkslehrer und Erzieher der Jugend. Dafs, wie S. 190 Hn. *Spittler* nacherzählt wird, die Schweden durch das Loos entschieden haben, ob sie die christliche Religion beybehalten wollen oder nicht, bedürfte noch einer genaueren Untersuchung. Von den Ordalien heifst es S. 211: „diese letzte Probe, die durch den Genufs des Abendmahls, als die leichteste, behielten sich die Geistlichen vor." — Die Verdorbenheit mehrerer Päpste in diesem Zeitraum ist mit Unbefangenheit geschildert. Eine Hauptlücke in der Darstellung dieser Periode aber findet Rec. darin, dafs der Vf. nicht genauer nachgewiesen, wie, was unlängst *Planck* so vortrefflich entwickelt hat, die Verfassung der katholischen Kirche auf dem westeuropäischen Boden sich gebildet habe.

Die *vierte* Periode geht von Papst Gregor VII bis zur Reformation. — Bey der Darstellung dieses Zeitraums ist der Vf. insofern unrichtig verfahren, als er zuerst die Gestalt desselben geschildert, und dann erst von den Urhebern dieser sonderbaren Gestalt einem Gregor VII, Innocenz III und Anderen gesprochen hat. Sogar von der Entdeckung Amerika's ist eher die Rede, als von Gregor VII. Die umgekehrte Ordnung wäre offenbar in diesem Falle die historisch-richtigere gewesen. Eben so wenig kann Rec. dem Urtheile des Vfs. über die Kreuzzüge beystimmen. „Soviel, heifst es S. 254, von den berüchtigten Kreuzzügen, die für uns vielleicht nicht viel Interesse haben würden, wenn sie nicht zur Entstehung berühmter Ritterorden, wovon bedeutende Überbleibsel noch existiren, Gelegenheit gegeben hätten. S. 274 hat der Vf. eben diese Ritterorden mit dem Ritterthum überhaupt verwechselt. S. 337 sagt er, nachdem er die Mährchen vom Rosenkranz und Scapulir mit vieler Laune erzählt hat: nach meiner Überzeugung brauchen dergleichen Wundergeschichten keine andere Widerlegung, als dafs sie erzählt werden. Von den Bettelorden sagt der Vf. S. 351: „Ich bin überzeugt, dafs die Stifter der Bettelorden Männer waren, welche, so weit ihre Einsichten reichten, der Kirche zu nützen suchten, und in mancher Hinsicht auch wirklich nützten. Aber ihr Geist ging nicht auf ihre Söhne über, und was davon überging, verlor sich bald wieder." Von den Privilegien der Mendicanten heifst es S. 357: „Es ist unbegreiflich, wie man von Seiten der Mönche so übertriebene, die Vernunft und alle Rechtlichkeit beleidigende Privilegien, ohne roth zu werden, verlangen, noch unbegreiflicher, wie man von Seiten Roms in so ausschweifende Gesuche einwilligen, und am unbegreiflichsten, wie Bischöffe und Fürsten, gleichsam, als wenn sie die Sache nichts anginge, gleichgültig und kalt dabey bleiben konnten."

Die *fünfte* Periode geht von Luthers Reformation bis auf unsere Zeiten. Bey der Reformation verweilt der Vf. recht eigentlich *con amore*, und erzählt sie mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit. Diese Unparteylichkeit geht durch die ganze neuere Geschichte hindurch; Luther, Calvin und der Papst werden mit gleicher Gerechtigkeit behandelt. Die Quäker beurtheilt der Vf. S. 472 nach dem Grundsatz: es ist doch besser, ein gewissenhafter Schwärmer, als ein gewissenloser Ungläubiger zu seyn. Bey den Herrenhutern beruft er sich S. 475 auf *Lessings* Ausspruch: Diese Leute erfüllen das im Werke, worüber andere speculiren und streiten. In Betreff der Jesuiten sagt er: Die Freunde der Jesuiten glauben noch immer an eine Wiederauflebung dieses merkwürdigen Ordens. — Doch wenn die Jesuiten kommen sollen, wie sie waren, taugen sie kaum mehr für unsere Zeiten. Und sollen sie in einer anderen Gestalt kommen, so sind sie keine Jesuiten mehr. Vom Febronius sagt er: Hontheim ward von einigen witzigen Köpfen mit dem berühmten Mahler van Deick verglichen, der im hohen Alter seine Gemählde ausbessern wollte, und dieselben schlechter machte. Aber seine Schüler bereiteten ihm solche Farben, die wieder ausgelöscht, und so die verdorbenen Gemählde wieder hergestellt werden konnten. Auf Veranlassung des jüngsten französischen Concordats bemerkt der Vf.: Wer erkennt hieraus nicht die strenge Consequenz, welche der römische Hof in seinen Ansprüchen vom Papst Innocenz I. bis auf unsere Zeiten ununterbrochen behauptet hat, und allem Anschein nach auch in der Zukunft behaupten wird? — Ein zweckmäfsiges, ziemlich vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses Buchs. Was in diesem zum Theil nur angedeutet ist, wird Hr. *Michl* in einem Commentar genauer erörtern. Die vielen eingeschlichenen Provinzialismen, z. B. *wenigst*, *tretten*, *wegen* mit dem Dativ, *Schankung*, *Verlurst Nämen*, *Selbes* u. s. w. wird der Vf. in der sich gewifs bald erneuernden Ausgabe dieses nützlichen Buchs wohl verbessern. *a. φ.*

HALLE, i. d. Waisenhausbuchhandlung: *Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte, vom Ursprunge des Christenthums bis auf die gegenwärtige Zeit*, zum Gebrauch bey Vorlesungen und bey fortgesetztem Studium, nach den bewährtesten Hülfsmitteln entworfen von *Joh. Severin Vater*, ord. Prof. der Theol. und Philos zu Halle. 1803. IV und 92 S. Fol. (1 Thlr. 6 gr.)

Schon *J. P. Miller* verfertigte zur *Mosheimischen*

Kirchengeschichte chronologische Tabellen, die bis jetzt ihre Verdienste hatten, und welche der gelehrte Rector *Schlegel* dem vierten Bande, seiner Übersetzung der mosheimischen Kirchengeschichte mit vielen Zusätzen und Berichtigungen beyfügte. Hr. D *Seiler* entwarf hierauf ebenfalls solche Tabellen, und sein Compilator oder Plagiarius in Schwaben wollte nicht weniger, aber leider mit fremder Arbeit, Nutzen stiften. Einen anderen Versuch ausführlicher Tabellen über die Kirchengeschichte machte *Semler*, die aber nur bis aufs J. 1500 gehen. Vorliegende Tafeln, welche Hn. *V.* den Dank junger Theologen erwerben müssen, sind vollständig, treu und genau, und lassen die obengenannten, welche bisher die Nothhülfe in diesem Fache, und bey allen ihren Mängeln dennoch schätzbar waren, hinter sich zurück, da sie nicht blofs chronologische Umrisse, sondern auch eine gedrängte gleichzeitige Darstellung zusammenfassen. Anziehend ist es, wahrzunehmen, wie mit jeder Tafel die Schicksale der Kirche wachsen, wie das kleine Senfkorn allmählich zu einem grofsen Baume sich ausbreitet. Die Einrichtung für jedes Jahrhundert ist auf einer, oft mehreren, bey dem XVI Jahrh. auf 6 Tafeln, folgende: Das 1 Jahrh. hat nur 5 Fächer: Kaiser und politische Begebenheiten; Ausbreitung und Beschränkung des Christenthums; Kirchenverfassung und Gebräuche; Haeretiker; Religionslehrer. Bey dem 2 Jahrh. vermehren sich schon die Fächer; denn die Anstalt vergröfsert sich. Ausbreitung und Beschränkung der Kirche erfoderten schon besondere Rubriken; Verhältnifs der Fürsten zur Kirche; Kirchenregiment; Kirchenversammlungen; merkwürdige Kirchenbeamten; eben so: Kirchentheologen; Haeretiker (schon eine eigene Columne). Vorbereitung zum Mönchthum: lauter neue Erscheinungen, die allein einzeln rubricirt werden mufsten. Das 4 Jahrh. bedarf schon 3 Tafeln. Es hat die nämlichen Fächer, aber in dem 12 Fache ist nicht mehr Vorbereitung zum Mönchthum, sondern dasselbe schon fest gegründet. Auf der Tafel B des VIII Jahrh. sind Col. 2 Ausbreitung und Beschränkung der Kirche in eine Rubrik gebracht, um Col. 4. den römischen Päbsten besonderen Platz zu machen, die bisher nur in der Rubrik des Verhältnisses der Fürsten zur Kirche vorkamen. Das XVII Jahrh. nimmt 6 Tafeln ein. Hier erscheint die Geschichte der Reformation, und begreift, aufser den schon bekannten Columnen wiederum neue Fächer, die sich mit mehreren anderen zusammenketten, und die Geschichte der durch die Reformation gebildeten Kirchengesellschaften sehr angemessen von der Geschichte der alten *Mater Catholica* und ihrer bisherigen Fehden trennt. Auf den Tafeln des XVII Jahrh. prangen die Felder der Philosophen und Theosophen; an diese schliessen sich auf den Tafeln des verflossenen Jahrh. die zahlreichen Deisten an. Anfang des XIX Jahrh. nimmt nur eine halbe Tafel ein, wo aber die Felder für Geschichte der protestantischen, wie der katholischen Kirche, schon sehr reichhaltige Data liefern: in einer neuen Auflage werden sie vielleicht schon von Vereinigung der protestantischen Kirchen, vom Concordat zwischen der italischen Republik und dem heiligen Vater, abgeschlossen zu Paris, von der grofsen Sache des Concordats (wovon der Vf. schon einen Wink giebt), welches die deutsche katholische Kirche mit Rom geschlossen habe, von totaler Restitution der Loyoliten, die, auch nach Secularisirung und Abschaffung aller Orden, alles in allem seyn werden, und der Himmel weifs von was für Erscheinungen hören. Mögen nur die deutschen Fürsten und Herren sich im 19 Jahrh. nicht so täuschen oder einschrecken lassen, als im 15ten ihre Vorfahren; allein es scheint, dafs wenigstens der römische Hof nicht Willens sey, in dieser Angelegenheit, seinen alten, durch die Ereignisse des 18 und 19 Jahrh. so mächtig erschütterten Ansprüchen etwas zu vergeben, oder sich auch nur im mindesten nach dem jetzigen Zeitgeist zu bequemen; und kein vernünftiger, mit der Geschichte der Vergangenheit vertrauter Deutsche kann ein Ereignifs dieser Art wünschen.

Bis wir aber zu dieser neuen Kunde gelangen, wird sich ein jeder mit Vergnügen und Nutzen dieser Tafeln bedienen, die über *Mosheims*, *Schroeckhs*, *Henkes*, *Schmidts*, *Plancks* u. f. w. Werke zum trefflichen Commentar dienen können. Der Vf. mag wohl seine Gründe gehabt haben, warum er dieses und jenes in seinen Tafeln wegliefs, was einem Anderen der Aufnahme würdig geschienen hätte. Niemand wird ihm darüber Vorwürfe machen, da alle Hauptepochen ausgezeichnet da stehen; doch würde Rec. manche Facta und Winke für die jüngeren Forscher der Kirchengeschichte beygefügt haben. Beym 1 Jahrh. z. B. konnte dem 15ten Feld noch bey Kaiser *Claudius* hinzugesetzt werden: „er verweiset *Christen* aus *Italien* (oder vielmehr nur aus Rom) mit *Juden* und *Chaldäern*. So wäre sogleich angedeutet, in welche Kategorie man damals die Christianer setzte. Bey *Nero*, der isolirt da steht, hätte die *erste Hauptverfolgung* bemerkt werden können, da sie nur in der zweyten Columne wie unbedeutend da steht. Die Stelle eines *Tacitus* und *Suetons* über die unmenschliche Begebenheit hätte vielleicht dann als Reminiscenz vorgeschwebt. — Bey einer neuen Auflage möchten wir ferner den ersten Jahrhunderten den gleichzeitigen nicht-christlichen Schriftstellern ein Feld gönnen, um zu überfehen, welche grofse Männer sich während dieser grofsen Auftritte von Zeit zu Zeit gezeigt haben. — Das sogenannte *apostolische Glaubensbekenntnifs* konnte Rec. nicht auffinden; die 6te Columne des II Seculi enthält zwar „Ansehen der angeblichen Tradition der Apostel;" aber diefs Schiboleth, das aus einem kleinen Anfang entstanden, und nach und nach bey sich ereignenden Gelegenheiten vermehrt worden seyn mag, um dadurch die Kirche vor allen Irrthümern zu sichern, sollte eigentlich genannt seyn. Neben den *Cerinthianern* hätten füglich auch *Nikolaiten* stehen können, denn auch diesen arbeitete *Johannes* entgegen, so dunkel übrigens ihre Geschichte ist, da man nicht einmal weifs, ob sie sich mehr durch freche Sitten, als durch neue Meinungen, in einigen Städten Asiens verhafst gemacht haben. — Auf der Tafel des II Jahrh. stehen *Victor's* Synodalschrei-

ben und seine neuen Anmaſsungen wegen der Osterfeyer beynahe parallel mit „*Irenaeus*." — Hätte nicht unter seinem Namen „*sein kluges Benehmen in diesem Streit über diese Feyer*" berührt werden sollen, wodurch er den Fortgang einer Kirchentrennung hinderte, die der trotzige *Victor* schon beschlossen hatte? Dabey kann immer Col. 6 „*Irenaeus* empfiehlt die zu *Rom* geltenden Lehren" bestehen: denn dieses günstige Compliment, welches er der römischen Kirche macht, zeigt an, wie auch er, aus Accommodation gegen den Bischof zu Rom, die höheren Vorzüge des römischen Sitzes anerkenne, und dadurch das überwiegende Ansehen des Bischofs zu Rom begünstigen wolle. — Unter *Justinus Martyr* hätten seine beiden Apologien wohl stehen können, wenn sie gleich von geringen Einsichten eines sich brüstenden Vielwissers zeugen, da über und unter seinem Namen der angeblichen und wirklichen Apologeten gedacht wird. — Unter *Celsus* Col. 3 sollte auch des Spötters *Lucian's* gedacht seyn, wenn er gleich einige Jahrzehnte später auftrat? Denn gefährlicher als die Regenten, waren Weltleute und Philosophen mit ihrem Witz und Scharfsinn dem Christenthum. — Col. 6 wünschte Rec. die Uebersetzungen des A. T. von *Aquila*, *Symmachus* und *Theodotion* namentlich angeführt zu sehn. — Col. 10 *Clemens* zu *Alexandrien* und *Tertullian* zu *Karthago* hätte mit einigen treffenden Worten charakterisirt werden sollen, da Raum genug da war. Vom ersteren etwa: „vermengt *orientalische* und *platonische* Weisheit mit dem Christenthum; vom anderen: begünstigt montanistische Theologie, Sittenlehre und Kirchenzucht." Auch die Schutzschrift des letzten könnte berührt seyn, da ja die Apologeten in dieser Col. stehen. Auf der Tafel des III Jahrh. Col. 6. 7. 11 ist diess freylich angeführt, „vom philosophischen Christenthum," und dass *Tertullian* dem Zeichen des Kreutzes, der Fürbitte für die Verstorbenen" u. s. w. höchst wunderbare Wirkungen zutraut, und es für gefährlich hält, die schauerliche Taufceremonie mit Kindern zu vollziehen; aber *unter den Namen* dieser Männer, glaubt Rec., wäre das obenangeführte, so bezeichnend, dem Auge mehr aufgefallen, und als Wink dem Nachforschen erwünscht gewesen. Auch auf der Tafel des III Jahrh. möchte Rec. abermals in der 1 Col. 2 Kaiser, die in der 4 Col. zwar etwas bezeichnet sind, nur *unter ihrem Namen* durch einen Beysatz deutlicher herausgehoben sehen — z. E. von *Alex. Severus* „wärmt das Project, alle Religionen zu vereinigen, wieder auf;" von seiner Mutter, *Julia Mammaea*: „war eine Freundin des *Origenes*." Bey *Philipp dem Araber*: „des Mörders *Maximins* parteyische Gunst gegen die Christen." — Col. 6 könnten bey *Origenes* seine mehr sogenannten, als wirklich kritischen, Arbeiten für das A. T., *Hexapla*, stehen, auch seine Schrift wider *Celsus*, die im II Jahrh. angeführt ist. — Bey *Porphyrius*, diesem erklärten Vertheidiger der Volksreligion, hätte kurz angebracht werden sollen: „seine Schrift, wozu er selbst die Waffen aus der Bibel nahm, durch *fromme Feigheit vertilgt*," Und dann Col. 10 „*Methodius*, der *erste* Widerleger des scharfsinnigen *Porphyr's*." — Tafel A des IV Jahrh. Col. I. konnte dem *Hierocles* seine Parallele zwischen *Christus* und *Apollonius* von *Tyana* beygesetzt werden. —

Doch Rec. kann diese ergänzende Kritik nicht über alle Tafeln fortsetzen, obgleich er zum Besten junger Studirenden hier und da noch gern so Manches erblickt hätte. Auf Tafel C des 18 Jahrhunderts Col. 6 sollte *Boosens* Mysticismus besser bezeichnet seyn. Der brave Mann näherte sich bey aller Anhänglichkeit an katholische Lehre dem protestantischen Pietismus, und hatte gegen überhäufte äussere Andachten und gegen papistische Werkheiligkeit die gröfste Abneigung, und ist nun, ohne das Haupt einer Secte werden zu wollen, durch den aufgeklärten Bischof zu Linz, *Gall*, als Seelsorger angestellt. Die Mystiker im Bisthum *Augsburg* werden mit Unrecht nach seinem Namen genannt. Endlich suchte Rec. vergebens den merkwürdigen Uebertritt des Grafen *Leopold Stollberg* in den letzten Tafeln, welcher bis jetzt wohl die Reihe der Vornehmeren schliesst, die in den Schoofs der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrten. Das Aeufsere dieser Tafeln empfiehlt sich dem Auge; Druck und Papier verdienen Lob. Bey einem so künstlich zu setzenden Werke bemerkte Rec. nur zwey Druckfehler: Fol. 4. Col. 1. lin. 4 muss *Mammaea*, und Fol. 89. Col. 3. l. 45 *Frend* gelesen werden.

Frs.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Altona*, b. Hammerich: *Fables and Poems from the best Poets;* with German notes. For the use of the Learners of the English language. 1806. VI u. 228 S. 8. (16 Gr.) Selten, wie die unterrichteten Kenner der englischen Sprache, sind auch solche Schüler, die weiter, als zum Verständniss eines prosaischen Buchs, zu schreiten gesonnen sind. Den allermeisten liegt an der Sprache des gemeinen Lebens und am Handelsjargon. Die Wenigen, die ins Innere der Sprache dringen, und die trefflichsten Köpfe der englischen Nation, vornehmlich der Poeten, kennen lernen wollen, sehen sich in ihrem Wohnort gewöhnlich umsonst nach einem kundigen Lehrer um. In Deutschland sind gewiss Viele, die die brittischen Dichter lesen. Aber sie haben sich selbst unterrichtet, und hiezu manche Stunde mehr anwenden müssen, als unter einem geschickten Meister erfoderlich gewesen wäre. Schwer und mühsam ist dieser Selbstunterricht; und noch schwerer die Auswahl der poetischen Stücke, um gehörig anzufangen und fortzuschreiten. In dem hier gelieferten Buche finden die Liebhaber der englischen Poesie eine ziemlich gute Auswahl, von dem ungenannten Herausgeber zwar eigentlich für Kinder bestimmt, aber mehr der Fassungskraft erwachsener Leute angemessen. Man findet neuere und ältere Stücke beysammen. Der deshalb zu Rathe gezogenen Dichter sind 22; nämlich *Mrs. Barbauld, Beattie, Miss Carter, Cunningham, Fawcet, Gay, Goldsmith, Gray, Johnson, Langhorne, Leduard, Lyttleton, Milton, Pope, Prior, Rowe, Smollet, Swift, Thomson, Warton, Miss Wiliam* und *Young*. Die deutschen Anmerkungen sind nicht erläuternd, sondern bloss übersetzend, doch mit vieler Präcision. Prosaische Aufsätze enthält die Sammlung nicht; wie man in Gemäſsheit des Titels erwarten sollte. Denn warum wären sonst die *Fabeln* den *Gedichten* entgegengesetzt? Sie ist in *drey* Theile zerlegt, wovon der *zweyte* nur Fabeln von *Gay* enthält. Das Übrige besteht aus Liedern, Elegien, Bruchstücken aus Lehrgedichten, und Balladen. Der Druck ist schön und correct.

Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1807.

HOMILETIK.

Nürnberg u. Sulzbach, b. Seidel: *Predigten im Jahre* 1803, bey dem kurf. sächs. evang. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard*, kurf. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistorialassessor. Zwey Bnde. 1804. VI u. 344. VI u. 320 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Ebendaselbst: *Predigten im Jahre* 1804 bey dem kurfürstl. sächs. evang. Hofgottesdienste zu Dresd. gehalten von D. *F. V. Reinhard*, Zwey Bnde. 1805. VIII u. 408. VIII. u. 384 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Beide Sammlungen auch mit dem Zusatze des Titels: *Dritte Sammlung* vom Jahre 1803. *Vierte Sammlung* vom Jahre 1804. (Beide Sammlungen auch in einer grösseren Ausgabe in gr. 8. jede 2 Rthlr. 8 gr.)

Bey einem Kanzelredner, der, wie Hr. *Reinhard*, dem Publicum bereits so viele ausgezeichnete Proben geistlicher Beredsamkeit dargeboten hat, bedarf es nicht erst einer Versicherung, dass er auch diesen neuen reichhaltigen Sammlungen christlicher Religionsvorträge die nämlichen Vorzüge zu ertheilen bemüht war, welche seinen bisherigen Predigtsammlungen in so mancher Hinsicht das Recht erwarben, als Muster aufgestellt zu werden. Wir dürfen daher nicht weitläuftig aus einander setzen, dass auch den vorliegenden Predigten eine sorgfältige Auswahl der behandelten Gegenstände, eine im Ganzen ungezwungene Ableitung des Thema aus dem Text, eine mannichfaltige und fruchtbare Benutzung desselben, und eine noch immer reiche Fülle von Ideen, wobey der Vf. auch einem an sich weniger fruchtbaren, und schon oft behandelten Text immer noch eine neue lehrreiche Seite abzugewinnen weiss, eine streng logische Anordnung und Ausführung, ein tiefer psychologischer Blick, ein vielseitiges Beobachten der verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens, und ein tiefes Eingreifen in dieselben, und endlich eine edle und kraftvolle, aber jeden unnöthigen Schmuck verschmähende Sprache, und ein gerundeter, aber nie überladener Periodenbau, zur vorzüglichsten Empfehlung gereicht. Wir glauben vielmehr statt solcher und ähnlicher Erörterungen unsere Leser auf den reichen Inhalt dieser Vorträge, und auf dasjenige, was ihnen wegen ihrer individuellen Beziehungen besonders eigen ist, aufmerksam machen zu müssen, um dann zugleich gelegentlich einige Erinnerungen mitzutheilen.

Zuvor müssen wir in Ansehung des Umfangs dieser beiden Sammlungen bemerken, dass sie beide nicht einen ganz vollständigen Jahrgang von Predigten enthalten, da der bekannte Unfall, der den Vf. auf einer Geschäftsreise im Sommer 1803 traf, und der selbst seinem Leben Gefahr drohte, es ihm unmöglich machte, in dem noch übrigen Theil des Jahres die Kanzel wieder zu betreten, bis er im Februar 1804 sich so weit hergestellt fühlte, dass er auch seine öffentlichen Vorträge wieder fortsetzen konnte. Daher findet sich in diesen Jahrgängen eine Lücke vom achten Sonntag nach Trinitatis 1803, wo der Vf. vor jenem Unfall zuletzt gepredigt hatte, bis zum Tage der Reinigung Mariä 1804, wo er zuerst die Kanzel wieder betrat. Auch würde Hr. *R.*, der Vorrede zum Jahrgang 1803 zufolge, gar nicht daran gedacht haben, die kleine Anzahl von Predigten, die er im Lauf desselben Jahres hatte halten können, öffentlich erscheinen zu lassen, wenn er nicht von mehreren Seiten auch zu *ihrer* Bekanntmachung ausdrücklich aufgefodert wäre. Über ähnliche Auffoderungen zur ferneren Publicirung dieser Jahrgänge erklärt sich der Vf. in der Vorrede zum Jahrgang 1804, und bemerkt zugleich, dass darin allein der Grund der ferneren Mittheilung dieser Vorträge liegt, wenn er gleich selbst sich überzeugt hält, „dass es fast unmöglich ist, wenn man in einem Gedränge mannichfaltiger Geschäfte, im Geräusch unvermeidlicher Zerstreuungen, unter immerwährenden schmerzhaften Bewegungen eines reizbaren, angegriffenen Körpers, Jahr aus Jahr ein über dieselben, zum Theil sehr übel gewählten, und nichts weniger als fruchtbaren Perikopen, und dabey so oft, als er, öffentlich reden muss, immer neu und anziehend zu seyn, und allezeit etwas Vorzügliches, des Drucks nicht Unwürdiges, zu liefern:“ eine Erklärung, die der Bescheidenheit des Hn. *R.* zur grössten Ehre gereicht, und uns mit so viel grösserer Hochachtung gegen einen Mann erfüllt, der, ungeachtet so vieler Hindernisse und Schwierigkeiten, dennoch überall so viel Vorzügliches liefert, und in der That noch immer in Behandlung so mancher unfruchtbaren Perikope *neu und anziehend ist*. Nur diese Bemerkung sey Rec. bey dieser Gelegenheit vergönnt, da Hr. *R.* selbst der „zum Theil übelgewählten, und nichts weniger als fruchtbaren Perikopen gedenkt, über welche er Jahr aus Jahr ein reden muss,“ dass es ihm allerdings befremdend ist, wie ein Mann von solchem Ansehen, der an der Spitze der sächsischen Geistlichkeit steht, kann immerfort an diesen Perikopenzwang gebunden seyn, und zwar so sehr gebunden seyn, dass er es selbst bey ausserordentlichen Veranlassungen, selbst, wo, wie am Neu-

jahrstage, die gewählte Perikope durchaus unschicklich ist, nicht einmal wagt, einen anderen und passlicheren Text zu wählen, da doch in anderen protestantischen Ländern in neueren Zeiten den Geistlichen im Gebrauch der Perikopen immer grössere Freyheiten verstattet sind; und dass es nicht weniger befremdet, wie ein Mann von solchem Ansehen und Einfluss, als Hr R., der das Lästige des Perikopenzwangs so oft muss empfunden haben, nicht längst gesucht hat, *entweder* diesen Zwang möglichst abzustellen, *oder*, wie es schon vor mehr als einem Decennium im Hannöverschen geschehen ist, zum Theil die Auswahl und Anordnung der Perikopen zu verändern, zum Theil die gänzlich aus dem Zusammenhang herausgerissenen zu ergänzen, und oft schon dadurch sie fruchtbarer zu machen. Unter solchen Umständen wird den Lesern, so sehr sich auch der Vf. bemüht, bey den schon so oft behandelten *evangelischen* Perikopen noch immer neu in Behandlung und Anwendung derselben zu seyn, doch die in eben der gedachten Vorrede ertheilte Versicherung willkommen seyn müssen, „dass es ihm vielleicht vergönnt wird, die *epistolischen* Texte einmal behandeln zu dürfen, die ihm Gelegenheit geben werden, noch so Manches anzuführen, was auf der Kanzel gesagt zu werden verdient, und was sich mit den *evangelischen* Perikopen ohne Zwang in keine Verbindung bringen läfst."

Für jetzt mag nun die Auszeichnung einiger vom Vf. behandelter Themate, und die Bemerkung, wie er sie mit seinen Perikopen in Verbindung gesetzt, oder aus denselben abgeleitet hat, zum Beweise dienen, wie sehr er ferner bemüht gewesen ist, jenen Perikopenzwang nicht bloss nützlich für sein gebildetes Publicum, sondern auch in homiletischer Hinsicht lehrreich zu machen. Gleich die 1 Predigt des Jahrgangs 1803 macht bey Gelegenheit des bekannten Neujahrsevangeliums von dem Zwange der Pflichten, dem Jesus durch die Beschneidung unterworfen ward, und der wohlthätig und segensreich für ihn selbst und für Andere werden musste, die Anwendung auf den Zwang der Pflichten, unter welchem *wir* stehen; und entwickelt daraus den Hauptsatz: *Wie sehr wir Ursache haben, beym Eintritt in ein neues Jahr den Zwang der Pflicht zu segnen;* da er höchst wohlthätig ist *für unsere Würde, für unsere Geschäftigkeit, für unsere Zufriedenheit,* und *für das gemeine Beste.* — Das Evangelium von der Hochzeit zu Kana, giebt dem Vf. in der 3 Predigt desselben Jahrgangs Gelegenheit, *Betrachtungen über die Denkungsart* anzustellen, *welche Jesus im Evangelio* [der Vf. liebt noch immer in seinen Predigten das lateinische Flectiren der ursprünglich nicht deutschen Wörter, oder Namen, wie hier: im Evangelio; wie in der 22 Predigt dieses Jahrg. Bd. II, S. 150 Jesus sagt im Evangelio zu Nikodemo, und in ähnlichen Fällen; welches uns mit der übrigen Reinheit seines Styls zu contrastiren scheint,] *beym Genusse des Vergnügens enthüllte.* Er zeigt nämlich, *wie sich eine vorsichtige, reine, theilnehmende, wohlthätige Seele, und eine Seele, die ihren erhabensten Endzweck nie aus den Augen verlor, hier offenbarte.* — Das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg benützt unser Vf. in der 6 Predigt dieses Jahrgangs, um *nöthige Erinnerungen sowohl für die, denen es Gott hier schwer, als auch für die, denen er es leicht gemacht hat,* mitzutheilen. Ungern versagen wir uns das Vergnügen, diese einzelnen durchaus lehrreichen und anwendbaren Erinnerungen besonders aufzuführen — Nicht weniger lehrreich ist der Vortrag *über die sittlichen Kämpfe in unserem Inneren,* wozu das Evangelium von der Versuchung Jesus in der 8 Predigt Veranlassung giebt. — Die beiden Osterevangelien werden in der 14 und 15 Predigt trefflich benutzt, um *fruchtbare Betrachtungen über die menschlichen Verbindungen aus der Geschichte des Auferstandenen* herzuleiten, und in der ersten Predigt zu zeigen, *wie wir über unsere Verbindungen denken,* in der letzteren, *wie wir bey diesen Verbindungen handeln sollen.* Mag hier auch manche dieser Betrachtungen sowohl der ersteren, als der letzteren Classe auf die Art, wie sie mit der Perikope in Verbindung gesetzt, oder aus derselben abgeleitet wird, etwas gesucht scheinen: dennoch bleibt dem Vf. das Verdienst, die so oft behandelte Geschichte von der Auferstehung Jesus von einer neuen, lehrreichen Seite dargestellt, und den Blick seiner Zuhörer und seiner Leser von dem erzählten wunderbaren Factum der Auferstehung abgelenkt, und auf das Verhalten des Auferstandenen gerichtet zu haben. — Das Evangelium am Himmelfahrtstage giebt dem Vf. in der 19 Predigt reichen Stoff zu *Tröstungen für die, welche scheiden müssen, ohne ihre edelsten Absichten und Entwürfe ausführen zu können.* — Das Evangelium am Tage der Heimsuchung Mariens dient dem Vf. in der 25 Predigt zur fruchtbaren Darstellung: *Wie Christen die Bande des Bluts und der Verwandtschaft heiligen sollen.* — Die Umstände in dem Evangelium von einer Speisung der 4000 Mann führen den Vf. in der 28 Predigt auf die Betrachtung: *Wie merkwürdig es uns seyn muss, dass die Apostel nie Wunder von ihrem Herrn verlangten.* In des Vfs. Ausführung wird auch dieses dem Schein nach weniger fruchtbare Thema doch zu manchen lehrreichen Folgerungen und Ermunterungen benutzt. Nur bey der Beweisführung, *dass die Apostel nie Wunder von ihrem Herrn begehrten,* und bey der Erhebung ihrer Denkungsart, da sie nach S. 293, Bd. II, „ihren Herrn nur immer zum Vortheil Anderer wirken sehen, und selbst auf gar nichts Anspruch machen," schien uns doch der Umstand, der Luk. IX, 54 erzählt wird, und der uns wenigstens einige Apostel in einem anderen Lichte darstellt, gänzlich übersehen zu seyn. — Aus dem Jahrgang 1804 müssen wir in ähnlicher Hinsicht noch folgende Predigten ausziehen. In der 1 Predigt dient dem Vf. das Evangelium am Tage der Reinigung Mariens, an welchem er zum erstenmal nach seinem erlittenen Unfall wieder öffentlich auftrat, *Betrachtungen über unseren Weg durch das Leben auf Erden* anzustellen, in denen er nicht bloss belehrt, ermuntert und erbaut, sondern, was selten bey ihm der Fall ist, auch rührt, und seine dankbaren Empfindungen sowohl gegen Gott, als gegen seine Gemeine und seine Freunde, die ihm während seiner

Krankheit so zärtliche Theilnahme bewiesen hatten, aufs lebhafteste an den Tag legt. — Die Perikope von dem cananäischen Weibe benutzt der Vf. in der 4 Predigt, um auf *die merkwürdige Vereinigung* hinzuweisen, *welche das Evangelium Jesu zwischen der Liebe zum Vaterlande und zwischen der allgemeinen Menschenliebe stiftet.* — Die Erzählung: dass man die Wunder Jesu der Mitwirkung des Beelzebub zuschrieb, wird in der 6 Predigt zu einer starken Erklärung *wider das Verschreyen der Tugend* angewandt. — *Das Fest der Auferstehung Jesus* erscheint in der 7 und 8 Predigt *als ein Gedächtnissfest unserer Vollendeten.* — Die Erzählung von der Heilung des Wassersüchtigen führt den Vf. in der 27 Predigt auf eine Betrachtung *über den Gedanken, dass wir häufig von Anderen beobachtet werden, ohne es zu merken.* Es sey nämlich *bald das Auge des Unbefangenen, der bloss Etwas erfahren will; bald das Auge des Freundes, der uns liebt; bald das Auge des Kenners, der uns prüft; bald das Auge des Gegners, der auf uns lauert;* welches, ohne dass wirs gewahr werden, auf uns gerichtet ist. Jeder Punct bietet Stoff zu den fruchtbarsten Erinnerungen voll ächter Lebensweisheit dar. — Nicht weniger lehrreich ist die Ausführung in der 29 Predigt, bey Gelegenheit der Perikope vom Gichtbrüchigen: *Wie wichtig wahren Christen das Vertrauen des Ortes seyn soll, an welchem sie sich aufhalten;* und in der 36 Predigt bey dem Evangelium vom Einzug Jesu in Jerusalem: *Wie sehr sich Christen zu hüten haben, kein Spiel der Umstände zu werden.* Diese Auszeichnung einiger der vorzüglichsten Vorträge wird hinreichen, um auf die grosse Reichhaltigkeit dieser neuen vier Bände *Reinhardscher* Predigten aufmerksam zu machen, und daran zu erinnern, dass auch diese beiden Jahrgänge nicht allein reichen Stoff für die häusliche Erbauung darbieten, sondern auch sowohl wegen ihres fruchtbaren Inhalts, als wegen ihrer steten Anschliessung an die oft unfruchtbar scheinende Perikope, und wegen ihrer steten Beachtung der Bedürfnisse des Zeitalters, von älteren und jüngeren Kanzelrednern studirt zu werden verdienen. Nur einige Bemerkungen und Erinnerungen über einige andere Seiten dieser Predigten kann Rec. hier nicht unterdrücken.

Zwar ist es nicht zu leugnen, dass der Vf., der bey Behandlung moralischer Gegenstände, und bey Herleitung fruchtbarer Folgerungen und Ermunterungen aus seinen moralischen Erörterungen, in seiner ganzen Grösse erscheint, in diesen beiden Jahrgängen nur selten dogmatisirt, und dass, wenn er sich ja hiezu veranlasst sieht, wie in der Predigt am ersten Busstage 1803, die sich mit einem *prüfenden Nachdenken über die Glückseligkeit derer, die Alles von Gott durch Christum erwarten,* beschäftigt, oder wie am ersten Busstage 1804, wo er *von dem freyen Rathschluss Gottes* redet, *uns durch Christum zu beglücken,* er doch überall bemüht ist, seinen dogmatischen Sätzen eine praktische Seite abzugewinnen; so dass er auch selbst im Dogmatisiren nach seinem System noch lehrreich bleibt. Aber es ist bey Vergleichung mehrerer nicht bloss dogmatischer, sondern auch moralischer Vorträge eben so wenig zu verkennen, dass dem Vf. ein hoher Grad von Bitterkeit gegen seine Zeitgenossen eigen ist, die sich oft in die wehmüthigsten Klagen ergiesst; *bald,* dass man das Evangelium Jesu nicht achtet, die von Gott mitgetheilte Lehre des Evangeliums als blosse menschliche Erfindung betrachtet, und die freye Gnade Gottes durch Christum verschmäht; *bald,* dass man zum Theil von sich und seinen Kräften allein Alles erwartet, was zum Streben nach höherer Vollkommenheit erfodert wird, und von der menschlichen Würde zu stolze Begriffe hat, zum Theil immer tiefer in Sinnlichkeit und grobe Ausschweifungen versinkt, und was dergleichen Klagen über den Verfall der Religion und der Sitten mehr sind. Wir geben nun zwar zu, dass manche Klagen über den Unglauben und die Zweifelsucht des Zeitalters, oder über den herrschenden Egoismus und über den Verfall der Sittlichkeit nicht ohne Grund sind; aber wir glauben auch gewiss, dass der Vf. in manchen Vorträgen die Sache übertreibt, wie diess z. B. in der 30 Predigt des Jahrgangs 1804 der Fall ist, wo er nach Veranlassung des Evangeliums von dem Gast, der kein hochzeitliches Kleid an hat, *von der Selbstgenügsamkeit* redet, *welche die Wohlthaten des Evangelii entbehren zu können glaubt,* und diese Selbstgenügsamkeit schildert *als ein schnödes Verachten des Unterrichts, den das Evangelium giebt; der Gnade, die es darbietet; des Beystandes zum Guten, den es verspricht; und der Seligkeit, zu der es Hoffnung macht;* oder wie diess zum Theil der Fall ist in der 32 Predigt desselben Jahrgangs, wo er am Reformationsfest — in mancher Hinsicht allerdings auf eine lehrreiche Weise — erinnert: *dass wir sehr zu verhüten haben, einige sehr rühmliche Eigenschaften, welche bey der Kirchenverbesserung wirksam waren* (z. B. Wissbegierde, Untersuchungsgeist, Widersetzlichkeit gegen menschliches Ansehen, Freymüthigkeit u. dgl.) *nicht in verderbliche Fehler ausarten zu lassen;* oder, wie diess ganz besonders in den beiden Pfingstpredigten von 1803 der Fall ist, wo die *Warnungen wider das immer mehr überhand nehmende Erkalten des Gefühls für die Religion,* mit einer gar zu harten Anschuldigung unseres Zeitalters verbunden sind, und aus derselben hervorgehen. Um nun mit Übergehung mancher anderer Erinnerungen, die sich solchen Anklagen des Zeitalters entgegensetzen liessen, nur diess Eine beyzubringen, glauben wir gewiss annehmen zu können, dass man ein aufrichtiger Verehrer der Religion seyn kann, ohne sich gerade für den oeffentlichen Cultus so eifrig, als die Vorfahren, zu interessiren; dass man das Evangelium Jesu als eine wichtige Bildungs- und Erziehungsanstalt für die Menschheit und als ein Werk der Vorsehung aufrichtig schätzen, und dennoch sich unablässig bemühen kann, mit seiner Vernunft immer tiefer in die Lehren desselben einzudringen, um sie eben nach ihrer Vernunftmässigkeit zu prüfen und zu schätzen; dass man endlich die Lehre Jesu nach ihren Hauptpuncten sehr hoch schätzen, und mit denselben völlig einverstanden seyn kann, ohne gerade diejenigen

Vorstellungen von der freyen Gnade Gottes durch Christum, und von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten zu unterhalten, welche Hr. *R.* gegenwärtig so sehr begünstigt, und welche er bey aller Gelegenheit in seinen Vorträgen einschärft. Und wir dürfen nur noch hinzufügen, wie hart also das Urtheil des Vfs. ist, dass dasjenige, was er in jener angeführten Predigt eine *Selbstgenügsamkeit* nennt, *welche die Wohlthaten des Evangelii entbehren zu können glaubt*, und welches nach unserem Urtheil nichts anders ist, *als ein Streben der Vernunft*, die uns Gott selbst gegeben hat, die Religionswahrheiten immer sorgfältiger zu prüfen und zu läutern, menschliche Vorstellungsarten von den ewigen Wahrheiten der Religion zu unterscheiden, und locale und temporelle Vorstellungen von den allgemeingültigen Lehren des Christenthums zu sondern, und als *ein Gefühl der menschlichen Würde*, welche wir wiederum Gott selbst verdanken, dass *diese Selbstgenügsamkeit* nach S. 202 Bd. II des Jahrgangs 1804 *allezeit aus den unlautersten Quellen entspringt!* Nächst diesen und ähnlichen Bemerkungen aber sey uns nur noch die Frage vergönnt: ob es denn in der That zu hoffen sey, dass so oft wiederholte und zum Theil mit solcher Bitterkeit geäusserte Klagen in der That *zur Besserung* gereichen mögen; ob nicht vielmehr bey dem Einen der Gedanke sich erzeuge, dass der Vf. die Sache übertreibe, und bey dem Anderen eine gänzliche Niedergeschlagenheit und Ängstlichkeit bewirkt werde, die nur Muthlosigkeit erzeugt, sich aus diesem Zustande zu erheben; und ob nicht gerade durch des Vfs. Schilderungen, wobey er unleugbar oft zu grelle Farben aufträgt, derjenige sich am wenigsten getroffen fühlen wird, den er am ersten zu treffen wünscht.

Speciellere Bemerkungen über einzelne Stellen, die Rec. aufgefallen sind, muss er zurückhalten, um nur noch zu erinnern, dass er bey der übrigens reinen und classischen Sprache des Vfs. den Ausdruck: ein *gethanenes* Versprechen, Bd. I. S. 109 des Jahrgangs 1803, für einen blossen Druckfehler zu halten geneigt ist; und dass er den Ausdruck Bd. I. S. 78 des Jahrgangs 1804 „eine Untersuchung, der sich keiner von euch *entschütten* kann," eben so wenig zu billigen vermag, als den S. 273 desselben Bandes gebrauchten Ausdruck: dieses *Entgeistern* der menschlichen Natur, und S. 269 „da man überall so eifrig daran arbeitet, das Zeitalter zu *entgeistern*," welchen Ausdruck dem Vf. seine Unzufriedenheit mit dem Zeitalter eingegeben hat. — Doch alle diese Bemerkungen, welche Rec. nicht unterdrücken zu dürfen glaubte, können so wenig den Werth herabsetzen, welchen diese geistvollen und kernhaften Vorträge im Ganzen behaupten, als die Berechtigung zu diesen Bemerkungen diejenige aufrichtige Achtung vermindern kann, die Rec. einem so verdienten Kanzelredner auch für diese neuen Sammlungen öffentlicher Vorträge mit willigem Herzen darbringt.

Atf.

1) SCHWERIN, b. Bärensprung: *Vorbereitungs- und Confirmations-Reden*, von *C. F. Schmidt*, Pred. zu Moisall im Mecklenburg-Schwerinschen, nebst einer Orgel-Einweihungs-Predigt. 1806. 102 S. 8. (10 gr.)

2) ANSBACH, b. Gassert: *Die Wirkungen der Erndte* in zwey Predigten am Erndte-Dankfeste 1805 vorgetragen und als Beytrag zur Erbauung des Vaterlandes im Druck gegeben von *Friedr. Cristian Thomasius*, Pfarrer zu Egenhausen im Ansbachschen. 1806. 68 S. 8. (4 gr.)

Beide Vff. predigen erbaulich und den Umständen, worin, wie den Absichten, warum sie reden, angemessen; nur sind beide etwas zu wenig auf logische Ordnung bedacht. Der *Erste* hat eine schöne Sprache, und weiss besonders, was immer noch selten ist, gut zu beten; er ist aber da, wo nicht sein Gefühl sich ausspricht, wenig populär, besonders, weil er zu viel Sachen zusammen häuft, auch seine eigenthümlichen Religionsansichten, die zuweilen mit einem eigenen theologischen System in Verbindung stehn, so darlegt, als habe sie jedermann mit ihm. Wozu die Vorbereitungsreden vorbereiten sollen, wird nicht gesagt. Sie scheinen vor den Confirmationsreden noch besonders an die Confirmanden gehalten zu seyn. Die dritte sagt in der Kürze ungemein viel Wahres und Gutes zum Lobe der Bibel als heilige Schrift. Sie verdient daher, dass junge Christen sie oft lesen; aber, um als Rede zu wirken, enthält sie zu viele Sachen. Die Orgel-Einweihungspredigt ist mittelmäsig.

Der *zweyte* Vf. ist populär, er erschöpft aber sein Thema nicht, und seine Arbeiten sind immer nur ein unbedeutender Beytrag zur Erbauung des Vaterlandes, sollte er darunter auch nur das Anspachsche verstehen.

Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Zwey Predigten bey einer Amtsveränderung gehalten*, von *Gottlob Immanuel Petsche*. Amtsprediger an der Peterskirche zu Freyberg. 1804. 44 S. 8. (4 Gr.) Nicht glänzende Beredsamkeit, aber eine Herzlichkeit, aus der man auf die Verhältnisse schliessen kann, in denen der Vf. mit seiner Gemeinde stehet, zeichnet diese Predigten aus. Die erste ist eine Probepredigt über das Evangelium am 24 Sonntag nach Trinitat. *Wenn* (wann) *darf der Religionslehrer, ohne in den Fehler der Zudringlichkeit zu fallen, Offenheit von seinen Gemeindegliedern fodern?* Wenn seine Foderung 1) *pflichtmässig*, 2) *nothwendig*, 3) *auf seinen persönlichen Werth gegründet ist*. Die Eintheilung ist freylich nicht die bequemste, und macht Wiederholungen im ersten und zweyten Theil oft unvermeidlich; indess spricht die Predigt selbst von vieler Amtserfahrung und dem besten Willen. — Mehr gefiel uns die zweyte, nämlich die Antrittspredigt, über das Evangelium am Sonntag Reminiscere. *Von der Verbindlichkeit der Religionslehrer, auch für die irdische Wohlfahrt ihrer Gemeinde, so viel sie können, Sorge zu tragen.* Aber warum benutzte der Vf. (ausser in dem Übergange) das Evangelium so gar nicht, aus welchem er doch fast alle Wahrheiten herleiten, und mit Beweisen belegen konnte? Schämen sich doch unsere grössten Kanzelredner dieses Verfahrens nicht, und beurkunden dadurch vielmehr die Gewandtheit ihres Geistes.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b Himburg: *Beyträge zur Philosophie der Kriegskunst.* Von *Julius von Voss.* 1804. 230 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Blätter beschäftiget sich zuvörderst mit der Erziehung des Kriegers, um dann zu den Erfahrungsgrundsätzen der Kunst selbst überzugehen, und ihren Werth oder Unwerth mit philosophischem Geiste zu untersuchen. Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Geistesbildung überhaupt, stellt er S. 14 den Satz auf: es sey nöthig „den *preussischen* (?) Officier so viel als möglich wissenschaftlich auszubilden, aber so, dass er dadurch so wenig als möglich an Körper und Gemüth verliere.“ Dadurch, sowie durch die Zeichnung des Ideals eines *preussischen Officiers* S. 16 giebt er zugleich den Gesichtspunct an, aus dem man seine Arbeit beurtheilen muss. Es sind frommme Wünsche und Vorschläge, das preussische Militär — dessen nahen Fall der Vf. nicht ahnden konnte — der Vollkommenheit immer näher zu bringen, indem dabey einige gute Einrichtungen Frankreichs als Beyspiel aufgestellt werden. Unmöglich aber kann Rec. beypflichten, dass es bey dieser Armee, so wie überhaupt bey allen deutschen Armeen, je nützlich seyn sollte, *alle* Leibesstrafen abzuschaffen. Es ist hier der Ort nicht, die Gründe aufzuführen, die dagegen sprechen; allein, die neuesten Ereignisse haben gezeigt, dass das preussische Militär durch die höhere Aufklärung und durch die gar sehr verminderten Körperstrafen nichts besser geworden ist. Eben so wenig kann Rec. die *preussische Ordnung* für *die erste in unserem Welttheil* halten, er ist vielmehr durch mehrere auffallende Beyspiele genau von dem Gegentheile überzeugt. S. 48 heisst es: „es wäre wünschenswerth, dass man zu Lehrern in diesem Fache (der Artillerie) wahre geniale Individuen anstellen könnte, die die Gabe besässen, den Eleven das in der Kunst Vorhandene rasch eigen zu machen, um ihn bald zur Originalität der Idee zu führen. Und das, damit der Erfindungsgeist hier mehr rege würde. Denn im Artilleriefache scheinen viele *Australien* (?!) zu liegen, die ihre Entdecker fodern. Nichts wirkt mehr im Kriege, als das grosse Geschütz, aber, wie wenig transportabel, wie impedimental, wie kostspielig ist diess Geschütz! Wie selten *kann* mans recht zur Anwendung bringen. (!)“ Ja wohl, so lange Generale commandiren, die durchaus *Nichts* von der Schusswelte, der Wirkung und dem Gebrauch des Geschützes wissen! Nur dann erst, wenn man aufhören wird, die Artilleristen für blosse Handwerker zu halten; wenn man, wie bey den siegreichen französischen Heeren, die besseren Köpfe unter ihnen an die Spitze stellt, wird eine richtigere Anwendung des Geschützes den Sieg um so sicherer vorbereiten, und so schneller herbey führen. Keineswegs aber durch glänzende Erfindungen excentrischer Köpfe, deren die ersten Jahre des Revolutionskrieges so viele aufzuweisen hatten, die aber beynahe alle eben so schnell wieder verschwanden, weil man sehr bald wahrnahm, dass ihre so gepriesenen Vortheile bloss eingebildet waren.

Mit vollem Rechte dringt der Vf. auf frühe körperliche Stärkung der für den Kriegsdienst bestimmten jungen Leute; Rec. kann den praktischen Nutzen davon durch das Beyspiel eines *so* von ihm erzogenen sechzehnjährigen Jünglings erweisen, auf den weder die Gefahren noch die Beschwerden des gegenwärtigen Feldzuges Eindruck machen. Ihm ists durchaus gleich, ob er im weichen Bette schläft, oder zwischen den Furchen eines Ackers ruhet; ob die melodischen Töne der Instrumente, oder das Gesause der grossen und kleinen Kugeln sein Ohr treffen. Dieser ganze Abschnitt enthält viel Wahres und Gutes, wo das etwa Übetriebene nicht in Betracht kommt. Dasselbe läfst sich auch von dem folgenden Abschnitt S. 149 *über die Verhütung der Krankheiten der Soldaten* sagen. Manches Übel könnte verhütet, mancher Soldat den ihm so fürchterlichen Lazareth entzogen werden, wenn er besser bekleidet und genährt wäre, als gewöhnlich der Fall ist. Ob übrigens das vom Vf. vorgeschlagene Mittel gegen die Ruhr: kaltes Wasser innerlich und äusserlich gebraucht, überall anwendbar seyn dürfte, läfst sich nicht ohne Grund bezweifeln.

Obgleich der Vf. sich in der Vorrede gegen den Vorwurf zu verwahren sucht, dass er sich zu vieler fremder und ungewöhnlicher Worte bedient habe: so lassen sich doch Ausdrücke von *impedimental* für hinderlich, *Contreraisonnement*, *Contemplation* für Betrachtung und Bemerkung, *Malcontent* für Unzufriedene, *limite* für Grenze, *Assuranz*, *Perimeter der Ideen* u. s. w.; durchaus nicht entschuldigen. Sie sind nicht nur leicht zu übersetzen, sondern auch im Deutschen überhaupt ganz ungewöhnlich.

N. M. M.

Halle, b. Schimmelpfennig: *Allgemeines militärisches Lexicon.* Herausgegeben von *Friedrich Meis*

nert, königl. preuss. Ingenieur-Capitain. 1 Band von A—C. 1806. XVI u. 436 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Der schon durch andere Arbeiten rühmlich bekannte Vf., setzt in der Vorrede die Erfodernisse eines *allgemeinen Wörterbuchs* der Kriegswissenschaft sehr gut aus einander, so dass Rec. nicht anders, als mit sehr günstigen Erwartungen, die Beurtheilung des Werks selbst beginnen konnte. Allein, gleich auf der ersten Seite wurden jene Erwartungen gar sehr herabgestimmt, da sich unter den 9 auf derselben erklärten Wörtern auch nicht Ein militärisches findet.

Den Anfang dieses *militärischen* Wörterbuches macht die Präposition A; dann folgen *Abacus*, *Abarbeiten* ein Schiff vom Strande, *Abarbeiten* ein geendertes Schiff, *Abbanken*, *Abberufen*, *Abberufung*, *Abbiegen vom Wege*, *Abbilden*, *Abbinden*, *Abend*, *Abendstern*, *Abgelegen*, *Abgrund*, *Ablaufen des Wassers*, *Abmessen*, *Achteck*, *Achtel*, *Acker*, *Addition*, *Aehnlichkeit*, *Allee*, *Alpen*, *Anmerkung*, *Astrologie*, *Balir*, *Balken*, *Barometer*, *Bauen*, *Baugelder*, mit allen Derivatis im *Bauen*, *Bergauf*, *Bergab*, *bestimmt*, *Beweis*, *bilden*, *Bogen* in der Mathematik, *Bohlendächer*, *Breite*, *Broderie*, *Brüche* und *Bruchzeichen*, *Buhnen*, *Cabinet*, *Cabotage*, *Calculiren*, *Chronologie*, *Civil*, *Civilisirung*, *Clima*, *Cohäsion*, *Combination*, *Concav*, *Continent*, *Contract*, *Correspondenz*, *Cosmographie*, *Cubus* mit allen Derivatis u. s. w. Wie sehr der Vf. seinem Zweck, ein für den Soldaten wie für den Liebhaber gleich brauchbares *militärisches* Wörterbuch zu liefern, untreu ward, beweist diese Menge Worte, die jeder anderen Wissenschaft weit eher, als der Kriegskunst, angehören, mit der sie oft kaum in entfernter Beziehung stehen. Allein im Buchstaben A beträgt ihre Zahl über 130; *Brennglas* verdiente vielleicht seinen Platz bloss dadurch, weil die Soldaten im Kriege bisweilen ihre Tobackspfeifen damit anzünden; auf diese Weise könnte man durchaus alle Worte der deutschen und französischen Sprache hieher ziehen. Unter *Cocarde* erfährt man die wichtige Neuigkeit: dass *alle* Truppen *schwarze Zopfschleifen* haben (!). Bey aller dieser ermüdenden, zwecklosen Weitläuftigkeit sind dennoch mehrere Worte mangelhaft. Unter *Belohnungen* wird auf *Orden*, *Pensionen* und *Versorgungen*, hingewiesen, wo man schicklicher die Art der militärischen Belohnungen und ihrer Anwendung zu finden erwartet hätte. Bey *Bordiren* fehlt der Begriff: irgend eine Linie, Dorf, Fluss etc. mit Truppen zu besetzen. *Choc* soll mit dem deutschen *Schock* (60?) gleichbedeutend seyn, wohin auch nachgewiesen wird. *Bornirt* von Gegenden, da es doch häufiger von den Verstandeskräften gebraucht wird. Was soll sich der Leser bey folgender Erklärung denken: „Ein *Pferd coupiren*, heisst das Pferd *verschneiden*, d. i. *legen*. Eben so wird auch *abstumpfen* (?) englisiren, in der Bedeutung *coupiren* gebraucht."

Was die Erklärung der militärischen Worte selbst betrifft, so ist sie mehrentheils gut und brauchbar, und das Buch würde nicht ohne Werth seyn, wenn alles Überflüssige hinweggeschnitten, und das wirklich Militärische mehr zusammengezogen wäre.

N. M. M.

Glogau, b. Günther: *Angewandte Mathematik auf einem (n) Theil der Elementar-Taktik für Infanterie zum Selbstunterricht angehender Offiziere von einem königl. preuss. Offizier.* Erste Sammlung. 1805. XX und 256 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Man findet hier Berechnung der Zeit und des Raums bey den verschiedenen Bewegungen der niederen Taktik, und Betrachtungen über die Anwendbarkeit, so wie über die Vorzüge der einen oder der anderen Methode, die Bewegungen derselben auszuführen. Der Vf. fängt mit denjenigen Evolutionen an, welche die Veränderung der vorherigen Front zum Zweck haben, und handelt demnach zuerst von den Bataillonsschwenkungen im Ganzen sowohl, als theilweise; hierauf geht er zu dem Angriff mit Echelons und dem Durchziehen der Treffen über, wo Vorschläge gegeben werden, den einen und das andere am besten auszuführen. Rec. hält es hier ganz gegen die Grundsätze des richtigen Gebrauches der Artillerie, Geschütz vor die attaquirenden Echelons zu stellen. Es würde im Avançiren feuern müssen, und dadurch den grössten Theil seiner Wirksamkeit verlieren, während es auf die Flügel und an die schicklichsten Orte in starken Batterien gestellt, ununterbrochen agiren kann, ohne die Truppen in der Lebhaftigkeit ihres Angriffes zu hindern. Leichte Batterien folgen den ersten Echelons, um seitwärts herausbrechen und den Feind in der Flanke beschiessen zu können, sobald sich dazu eine günstige Gelegenheit zeigt. — Mit Recht wird das Zurückwerfen eines, aus mehreren Bataillons bestehenden Flügels, um ihn zu refüsiren, S. 102 als unstatthaft verworfen, jedoch als ein gewöhnliches Übungsmanövre mathematisch untersucht. Wie oft und viel ist nicht der Gebrauch, und nicht selten sehr bitter, getadelt worden: den Krieger mit einer Menge zweckloser, bloss auf dem Exercierplatze anwendbarer Bewegungen zu beschäftigen, anstatt ihm den richtigen Gebrauch seiner Waffen zu lehren. Wie schwer die Preussen dafür gestraft worden sind, liegt am Tage, und dennoch setzt man immer noch fast allgemein die ganze Vollkommenheit des Soldaten in jene Kunstfertigkeit. Dahin dürfen wir mit vollem Grund auch die *Retraite en Echequier* rechnen; von der man vor dem Feinde wohl nie Gebrauch machen wird, wenn man nicht im Voraus gewiss seyn will, völlig zerstreut zu werden. — Im 5 Kap. schlägt der Vf. vor, das dritte Glied der Linien-Infanterie zum Tirailliren anzuwenden, und giebt die darauf abzweckenden Bewegungen an, nebst der Zeit, welche sie erfodern. Betrachtungen über die Richtung der Fahnenpelotons, insofern sie auf die Richtung der Bataillone und ganzen Linie Einfluss hat, beschliessen das Ganze, dessen Brauchbarkeit sich offenbar mehr auf den Exerzierplatz einschränkt, und daher in den gegenwärtigen Zeiten nur als geringfügig anzusehen ist.

N. M. M.

TECHNOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Neue Fabriken-Schule, worin nicht bloſs zu verbeſſerten und auf richtige phyſikaliſche Grundſätze und Erfahrungen gegründeten Fabrikationsweiſen, ſondern vorzüglich auch zu zweckmäſsigen Anlagen und zu Berechnungen über die Anlagskoſten und den Ertrag der Fabriken auf eine insbeſondere den Bedürfniſſen der Fabrikanten und derer, die es mit Anlegung der Fabriken zu thun haben, angemeſſene Weiſe Anleitung gegeben wird.* Mit illuminirten Kupfern. Herausgegeben von *Chr. Lebr. Rösling*, Dr. und Prof. zu Erlangen. Erſter Theil. 1806. 414 S. Zweyter Theil. 1807. 432 S. 8. (7 Rthlr.)

Es iſt längſt entſchieden, daſs, ſeitdem die Veredlung der rohen Naturproducte mehr ein Gegenſtand der Unterſuchung der Gelehrten geworden iſt, auch der arbeitenden Menſchenklaſſe eine Menge Vortheile und Erleichterungen bey ihren Beſchäftigungen zugekommen ſind; aber wahr iſt es auch, daſs die gewöhnlichen Arbeiter durch eigene Erfahrungen, oft aus Noth gedrungen, auf Handgriffe und Einrichtungen geleitet werden, die die ſcharfſinnigſten Gelehrten durch langes Nachdenken ſchwerlich erſinnen. Daher werden allerdings die Fortſchritte in Verbeſſerung der Gewerbe auffallender ſeyn, wenn der Gelehrte ſich dem Arbeitenden mehr nähert, und mit ihm gemeinſchaftlich über das Geſchäft nachdenkt, und dieſer Zweck ſoll hauptſächlich durch die Herausgabe der neuen Fabrikenſchule bewirkt werden. Da der Herausg. den Unterſchied, den man gewöhnlich unter Fabriken, Manufakturen und Handwerke macht, als Wortklauberey, und ſie, inſofern ſie die ganze Summe der Kunſtgewerbe betreffen, als gleichbedeutend betrachtet: ſo können ſeiner Meinung nach alle dieſe Beſchäftigungen ohne Wahl hier einen Platz haben. Den gewählten Titel: Fabrikenſchule, ſucht er dadurch zu rechtfertigen, daſs ſein Buch nicht den Charakter einer Fabrikenwiſſenſchaft haben ſoll, indem man keine ſyſtematiſche, ſondern eine bloſs zufällige Anordnung zu erwarten habe. Unter den Fabrikanten ſtoſse man nur auf wenige, die ein wiſſenſchaftlicher Geiſt für Fabrikenkunde belebe, und bey den meiſten herrſche noch Rohheit und Trägheit, gleichſam Todſeyn für Kunſtwiſſenſchaft, wovon aber die Schuld mehr auf die Gelehrten falle; welche über Fabriken ſchreiben, indem ſie ſelten das leiſten, was die Fabrikanten von ihnen eigentlich zu ihrer Belehrung verlangen. Das Urtheil eines Fabrikanten hierüber finden wir hier mit abgedruckt, und iſt ungefähr im folgenden begriffen: ihre Schriften ſeyen zu gelehrt abgefaſst, ſetzen zuviel unbekannte Sätze voraus, auf beſondere Handgriffe, vortheilhafte Einrichtungen der Inſtrumente und Geräthſchaften, zweckmäſsige Anordnung der Arbeiten, die zwar mancher Fabrikant ſchon aus Erfahrung kennt, einem anderen aber, weil es gegen ſein Intereſſe iſt, nicht entdecke, werde zu wenig Rückſicht genommen, der klügſte Fabrikant könne ſich in ihre Beſchreibung der Geräthſchaften, Maſchinen und nöthigen Gebäude nicht finden, und die ihren Büchern zugefügten Kupfer (Bilderchen werden ſie hier genannt.) ſeyen oft nicht von der Art, daſs man dadurch über ein Geſchäft deutliche Auskunft erhalten könne. Über den Aufwand, welchen eine Fabrikanſtalt nöthig mache, um dadurch einen Überſchlag der Koſten zu erhalten, finde man in ihren Schriften gar keine Auskunft; daher ſeyen diejenigen, welche nach ſolchen Büchern Fabrikanlagen projectiren, und Berechnungen über Auslagskoſten und reinen Ertrag der Fabriken anſtellen wollen, übel berathen. Es fehlen ſolchen Schriften oft die vorzüglichſten Puncte: wieviel nämlich ein Arbeiter in einem Tage von dieſer oder jener Arbeit fertig bringen könne, wieviel Zeit dieſer oder jener Proceſs erfodere, wieviel man zu einer Operation Brennmaterial nöthig habe, u. ſ. w. Der Herausg. fand die Klagen der Fabrikanten, ob ſie gleich nach des Rec. Meinung im Allgemeinen zu hart ſind, nicht ungerecht, und dieſs erregte in ihm den Wunſch, ein Werk über Kunſtgewerbe bearbeitet zu wiſſen, welches vorzüglich den Bedürfniſſen des gröſseren Haufens der Fabrikanten entſpräche, und von den Mängeln frey ſey, welche die leſenden Fabrikanten vorzüglich denjenigen Schriften, welche mehrere Gewerbe zugleich beſchreiben, vorwerfen. Der Herausg. faſste daher ſelbſt den Entſchluſs, ein ſolches Werk zu bearbeiten, und dadurch iſt nun die neue Fabrikenſchule entſtanden. Bald fand er aber, daſs die Bearbeitung eines Werkes, welches die Gründung, Anlagen, Betreibung, Erhaltung und Berechnung der Anlagekoſten einer Fabrik umfaſſen ſoll, unmöglich durch einen einzigen Menſchen zu Stande gebracht werden könne, ſondern mehrere Individuen zu gleicher Zeit zuſammengreifen, und das mit vereinten Kräften zu realiſiren ſuchen müſſen, was als Wirkung eines Einzigen eine bloſse Chimäre ſey. Jedes mitwirkende Individuum müſſe eigentlich Theorie und Praxis in ſich vereinigen. Da man aber ſolche Individuen nur ſelten finde, ſo müſſe man, um die Sache nicht ganz aufzugeben, auf eine kluge und zweckmäſsige Art Theoretiker und Praktiker in Verbindung und Thätigkeit ſetzen. Um eine ſolche Verbindung zu Stande zu bringen, oder wenigſtens zu verſuchen, ſetzte ſich der Hg. mit mehreren Individuen in Correſpondenz, wo ihm denn mehrere Theoretiker, die in entſchiedenem literariſchem Ruf ſtehen, und auch Männer, die vorzüglich wegen ihrer vieljährigen Praxis bekannt ſind, ihre thätige Mitwirkung zuſicherten. Dieſs iſt ungefähr das Vorzüglichſte, was der Hg. durch die Herausgabe der Fabrikſchule zu bezwecken wünſcht, und Rec. zweifelt auch nicht im geringſten an der Ausführbarkeit einer ſolchen Vereinigung, wenn es möglich ſeyn wird, den Fabrikanten die Meinung zu benehmen, daſs durch ausführliche Beſchreibung und Bekanntwerdung ſeines Gewerbes, und durch die dadurch vielleicht bewirkte Concurrenz er ſelbſt an ſeiner Handthierung leiden werde. Doch zeigt der Hg. hierzu die gröſste Hoffnung, und belegt dieſs ſchon mit einigen nicht ungültigen Beweiſen einiger Fabrikanten. Zwar hält er jede Fabrik für gleich

wichtig; demungeachtet aber soll zuförderst bloss über solche Fabriken Unterricht gegeben werden, deren wichtige und zweckmässige Betreibung viele und besondere Erfahrungen, oder einen gewissen Vorrath physikalischer Kenntnisse, oder besondere Maschinen und Anlagen erfordern. Damit die Fabrikenschule für jeden brauchbar werde, so sollen keine Kunstausdrücke oder Sätze aus der Physik gebraucht werden, ohne solche vorher zu erklären, und in jeder Abhandlung soll man ausführlichen Unterricht über die Gründung, Anlage, Betreibung, Erhaltung und Berechnung der Anlagekosten und des Ertrags einer Fabrik finden. Diejenigen also, welche künftig die neue Fabrikenschule bearbeiten, seyen zum Theil Fabrikanten von verschiedener Art, zum Theil Besitzer und Aufseher der Fabriken, und zum Theil eigentliche Gelehrte, in deren Fach die Kunstgewerbswissenschaft einschlägt. Die ersteren können ihre Bemerkungen gleich ganz roh, so wie sie zum erstenmal aus der Feder flossen, wenn sie nur neu und nützlich sind, einsenden, und der Hg. wird sie dann ferner für sein lesendes Publicum verarbeiten. — Der erste Theil dieser Schrift handelt die *Pottaschen*- und *Schwefel-Siederey* ab, wobey aber der Hg. erinnert, dass man die Bearbeitung der in den künftigen Theilen zu beschreibenden Gewerbe nicht nach diesen beiden Abhandlungen beurtheilen möge, indem er mit dieser Arbeit allein, ohne alle Beyhülfe, beginnen musste. Neue Erfahrungen über diesen Gegenstand findet man hier auch nicht; aber das darüber schon Vorhandene von *Wildenhayn*, *Kirwan*, *Schlütter*, *Cancrin* u. s. w., ist gut gesammelt, und die beygefügten deutlichen illuminirten Kupfer geben dieser Abhandlung einen besonderen Werth. Bey der Einrichtung und den nöthigen Berechnungen über die Pottaschensiederey ist vorzüglich eine kleine Siederey eines geschickten Laborantens, Namens Adam, zur Norm genommen, die sich nahe bey Erlangen befindet. Schwerlich ist diess aber fürs Allgemeine brauchbar, da sich Adam nicht ausschliesslich mit der Pottaschensiederey beschäftiget, sondern nur soviel davon bereitet, als er zur Bereitung des Berlinerblaues und anderer chemischen Producte nöthig hat, und hier mehrere Vortheile entstehen, da die Arbeiten in einander eingreifen, die der Pottaschensieder, der sich ausschliesslich damit beschäftigt, nicht erwarten kann. Die erste Abhandlung über die Pottaschensiederey ist in fünf Hauptstücke abgetheilt. Das erste giebt den *Begriff von den Säuren, Alkalien, Erden, Mittelsalzen,* (warum nicht bloss Salzen?) und *den Bestandtheilen der Asche.* Das zweyte handelt von der *allgemeinen chemischen Natur*, den *verschiedenen Bereitungsweisen, Arten, Benennungen und Verfälschungen der Pottasche.* Das dritte von *dem Sieden der Pottasche.* Das vierte *vom Kalciniren der rohen Pottasche*, und das fünfte *von der Veranschlagung des Kapitals, welches zur Anlage einer Pottaschensiederey nöthig ist.* Über die *Salpetersiederey*, welche in der zweyten Abhandlung beschrieben ist, müssen wir dasselbe Urtheil fällen. Es ist das darüber Vorhandene mit Fleiss gesammelt, und sie zerfällt in zehn Hauptstücke. Wer darüber Auskunft sucht, wird hinlängliche Belehrung finden, zumal da die angefügten deutlichen Kupfer alles sehr anschaulich machen. Die zwey Abhandlungen des zweyten Theils beschreiben die *Stennialschlägerey* und die *Hammerwerke mit Schlaghämmern in besonderer Hinsicht auf das Stennialhammerwerk.* Die erste Abhandlung ist von dem Stennialschläger *Hardegen* mit dem Vf. gemeinschaftlich bearbeitet worden, und Rec. muss der ausserordentlichen Deutlichkeit, die vorzüglich durch die beygefügten Kupfer zu Stande gekommen, völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen, zumal da wir über das Stennialschlagen noch so wenig Zuverlässiges und Ausführliches haben. So sehr sich aber der Hg. bey der zweyten Abhandlung über die Hammerwerke der Deutlichkeit beflissen: so wird er doch mit solchen weitläuftigen mathematischen Untersuchungen schwerlich bey den gewöhnlichen Fabrikanten sein Glück machen. Jeder Theil der Fabrikenschule führt noch einen Titel, der seinen besonderen Inhalt anzeigt.

x + y.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Berlin*, b. Gädicke: *Fragebuch für angehende Artilleristen zum Selbstunterricht; nebst angehängten französischen Benennungen und Erklärungen der mehresten bey der Artillerie vorkommenden Kunstwörter.* 1805. 84 S. 8. (6 gr.) Ein ganz unbedeutendes Machwerk, durch das man Nichts als höchstens die Benennung der verschiedenen Theile des Geschützes, und auch diese nur mangelhaft lernen kann. Die Kanonen werden in *Karthaunen* und *Schlangen* getheilt, ohne dass der neueren Eintheilung in Feld- und Batterie-Geschütz mit einem Worte erwähnt würde. Bey den Mörsern und Haubitzen wird zwar bemerkt: dass man ihre Kaliber auch nach Zollmass zu bezeichnen pflege; eine nähere Bestimmung aber über die wirkliche Grösse derselben sucht man vergebens. Der eisernen Brandkugeln, der zweckmässigsten unter allen, wird gar nicht gedacht. Eben so mangelhaft ist die Beschreibung der verschiedenen Arten Schüsse, und die französischen Benennungen der Kunstwörter; wir wollen nur einige der fehlenden anführen, wie sie sich auf den ersten Blick darbieten: *Affût, amorce, Armemens, armes, assortimens des bouches à feu, attirail, astragalle au collet, baguettes, balles à feu, ballon de grenades, banc de forage, bandes d'empanons, — à fourche, — de frottement, barils à bourse, barils ardens, bouchon, bouts-d'affût, bricoles, brides d'armons, broche, carcasse, chasse-fusée; chevrette, chemise, coffret des affûts, coiffe, comminges, contre-heurtoir, contre-lisoir, coquilles, delardement des flasques, diable, étoffe, étoile, évent, foret, flottes, gargousse, genouillere, gêtes, grainoir, heurtoir, joues d'embrassure, lambourdes, lunette, mandrins, masse de lumière etc.*

N. M. M.

Vermischte Schriften. *Ulm*, in der Stettinischen Buchhandlung: *Nützliches Allerley* für Haus- und Feldökonomie von *J. C. W. Rehm*, königl. preuss. Policeydirector in Wassertrüdingen. 1806. 205 S. 8. (14 gr.) Ein wahres *Allerley*, grösstentheils aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen nach und nach zusammengetragene Recepte und Mittel, z. B. auch wider blinde Augen, schweres Gehör, den Bandwurm (!!) enthaltend, und so sehr unschicklich „für Haus- und Feldökonomie" betitelt. Ein wahres müheloses Machwerk, ohne Vorrede, das keiner ausführlichen Beurtheilung werth ist, und dessen innerem Werthe auch das Äussere genau entspricht. Der Hr. Policeydirector *R.* verschone das Publicum künftig doch ja mit solchem Allerley.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Lettres de Madame de Sévigné à sa fille et à ses amis.* Nouvelle édition, par *Phil. A. Grouvelle,* Ancien Ministre Plénipotentiaire, Ex-Législateur et Correspondant de l'Institut National. Tome I. 260 S. T. II. 492 S. T. III. 468 S. T. IV. 489 S. T. V. 465 S. T. VI. 489 S. T. VII. 467 S. T. VIII. 460 S. T. IX. 492 S. T. X. 495 S. T. XI. 320 S. 1806. 8. (11 Rthlr.)

Unabhängig von den angeführten Seitenzahlen, die sich allein auf die in den 11 Bänden befindlichen Briefe beziehen, befinden sich noch im *ersten* Bande: ein *Plan de cette Edition,* ein *Sommaire bibliographique,* ein *Choix des Préfaces des anciennes Editions,* eine *Notice sur la Vie et la Personne de Mad. de Sévigné,* einige *Articles divers* (in den Briefen vorkommende vorzügliche Personen betreffend), und dann noch einige *Eloges en Vers et en Prose,* auf 216 Seiten. Noch beygefügt ist eine von *François de Neufchateau* spät eingeschickte *Lettre inédite.* Im *elften* Bande, worin die Briefe der Marquise von *Simiane,* einer Enkelin der *Sévigné,* vorkommen, findet man eine kurze *Notice sur Mad. de Simiane,* und *Reflexions sur les Lettres de Mad. de Sévigné* v. *S. J. B. de Vauxcelles,* auf 95 Seit.

Nicht wenig Ehre macht dem Herausgeber und seiner Nation die Beförderung eines bändereichen Werks, deren Verfasserin schon vor mehr als hundert Jahren zu schreiben aufgehört hat. Aber eben hierin unterscheiden sich die Franzosen; eben diess macht ihre politische und literarische Stärke dauerhaft. Sie lassen sich vom Neuen hinreissen, wie, und vielleicht nicht mehr, als Andere: sie kehren fromm zurück zu dem einmal Gewürdigten, mit dem Stempel der Nationalität Bezeichneten. Ihre Literatur ist, wie ihre Reichsverfassung, eins und unzertheilbar. Was dem Geschmacke der Vorfahren genügte, und sich über eine Generation empor hielt, dem huldigt der Geschmack der Urenkel noch. In diesem Sinne, wie in wenigen anderen, ist Ludwigs XIV Zeitalter unvergesslich. In ihm entsprang der erste Aufwuchs musterhafter Schriftsteller, deren Palmen noch grünen, und wahrscheinlich zur undurchdringlichen Nachwelt unverdorrt übergehen werden.

Unter seine Lieblinge dieser Classe rechnet Frankreich die Marquise von *Sévigné,* deren Briefe als Muster dessen, was im epistolarischen Style erreichbar ist, immer gegolten haben, und noch gelten. Man hat zu verschiedenen Zeiten Sammlungen davon gemacht, und die neuen Ausgaben derselben immer mit noch neu aufgefundenen Briefen vermehrt. Selbst in dieser neuesten vorliegenden Ausgabe, welche 1100 Briefe enthält, befinden sich *sechzig,* die in keiner vorigen Ausgabe vorkamen. Noch manche sind bloss in der Handschrift vorhanden, und künftigen Sammlern zur Einrückung aufbehalten. Bey Lebzeiten der Vfrn. ward keiner derselben gedruckt; es ist ihr schwerlich eingefallen, dass dieses nach ihrem Tode geschehen würde. Dieser Umstand giebt ihren Zeilen einen ganz besonderen Reiz, und man wähnt, das weibliche Herz mit allen seinen Eigenheiten und Schwächen, ihr unbewusst, belauscht zu haben. Indessen ist auch wohl zu merken, dass der Werth ihrer Schreibart ihr nicht unbekannt war, und sie sehr gut wusste, dass ihre Briefe von mehr als einer Person gelesen würden. Es wird nicht überflüssig seyn, hier etwas über sie und ihre Verhältnisse mitzutheilen.

Marie de Rabutin-Chantal, die Tochter eines Barons von Chantal, ward den 5ten Febr. 1626 geboren. Sie verlor ihre Eltern sehr frühe, und kam unter die Aufsicht eines Onkels, de Coulanges, Abts zu Livry. Im Jahr 1644 ward sie an den Marquis von *Sévigné* (auch *Sévigny,* nach einer alten Aussprache, oder einem damaligen Provincialism), von altem Adel aus Bretagne, verheirathet. Sie gebar ihm zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die nachmalige Gräfin von Grignan. 1650 verlor sie ihren Gemahl durch ein Duell. Wegen seines leichtsinnigen und flatterhaften Charakters büsste sie nicht viel an ihm ein. Er hatte sich an die berühmte Ninon de l'Enclos, Frankreichs Aspasia, gehängt, deren desswegen in den Briefen unserer *Sévigné* eben nicht mit Ehren erwähnt wird. Sie vermählte sich nicht wieder, sondern lag vornehmlich der Erziehung ihrer beiden Kinder, am meisten ihrer Tochter, ob, welche letztere sie, fast zu einem Grade von Narrheit, liebte. Sie brachte sie 1663 an den Hof, wo sie ausserordentlichen Glanz um sich warf, und die schönen Geister der damaligen Zeit, ein Benserade u. a. ihr schmeichelten, so wie, einige Jahre früher, der bekannte Ménage sich um das Herz ihrer Mutter beworben hatte. Nach manchen ausgetheilten Körben ward die Tochter im J. 1669 an den Grafen Grignan, aus der Provence, vermählt. Er war Untergouverneur der Provence, und verwaltete sein Amt in Abwesenheit des eigentlichen Gouverneurs, Herzogs von Vendôme, allein. Durch diese Heirath wurden Mutter und Tochter getrennt. Diese Trennung aber gab die Veranlassung zu den Briefen, von welchen bey weitem die meisten, wenigstens

fünf Sechstheil der vorliegenden Sammlung, an die Frau v. Grignan gerichtet sind. Die Tochter wohnte mit ihrem Gemahl in Provence; die Mutter auf ihren Gütern in Betragne, hielt sich aber manchmal in Paris, manchmal auch, doch nur auf kurze Zeit, an einigen anderen Orten auf. Auch besuchte sie die Tochter in Provence, so wie diese die Mutter zu Paris und in Bretagne. Unsere *Sévigné* starb im April 1696, über 70 Jahr alt. Ihr letzter Brief ist vom 29 März eben dieses Jahrs.

Man hat von der Frau v. *S.*, wie von Montaigne gesagt, Niemand hätte weniger gewusst, was sie schreiben wollten, und Niemand besser, was sie schrieben. Der Augenblick, das Bedürfniss des Herzens, das innere Spiel der Gedanken, liefern die Worte, und meistens auch den Inhalt ihrer Briefe. Kein Ausdruck scheint ihr schwer geworden, keiner das Resultat eines längeren Nachdenkens gewesen zu seyn. Ihre Lebhaftigkeit war ausserordentlich. „*J'ai l' imagination si vive*, schreibt sie, *que tout ce qui est incertain, me fait mourir.*" Und an einer anderen Stelle: „*La patience est une vertu, qui n'est guère à mon usage. Ah, que je voudrois bien battre quelqu'un!*" Ihre Ungeduld, ihr Verlangen, überschritt oft die Grenzen. So schreibt sie ihrer Tochter, von welcher sie nie genug Briefe erhalten konnte: „*Mon Dieu! que j'ai d'envie de recevoir de vos lettres! Il y a déja près d'une demi-heure que je n'en ai reçu.*" Sie kann ihrer Einbildungskraft nicht gebieten. „*La première chose qui saisit mon imagination, la mène si loin, que cela compose souvent une loge des petites-maisons.*"

Eine so heftige, nicht in sich selbst beharrende, Person musste (um es mit einem heutigen Modeworte zu bezeichnen,) eine grosse Leidenschaft haben. Eine Gelehrte war Fr. v. *S.* nicht. Einen Wettkampf mit den grossen Männern ihrer Zeit, im Gebiete des Witzes und der Kunst zu bestehen, fiel ihr nicht ein. Auch scheint die, in dieser Hinsicht so glänzende, Periode Ludwigs XIV seiner Mitwelt nicht durchaus das Interesse gegeben zu haben, in welchem man es später geschildert hat. Ihr Hausfreund Corbinelli, den sie sehr schätzte, und der vielen Einfluss auf sie hatte, giebt im J. 1688 folgende merkwürdige Meinung über das französische Publicum: „*Le jugement de ce qu'on appelle le monde en gros, est ordinairement bien fade et bien grossier en ce siècle, où l'on ne sait ce que c'est que bonnes ou belles choses, et où l'on n'a le loisir que de calculer et de courir après ses affaires. La misère étouffe l'esprit; il est trop occupé de besoins, pour s'appliquer aux jolies choses.*"

Sie hatte zu viel Verstand, um viel Eitelkeit zu haben. Daher sah sie die Armseligkeit der Flittern des Hofwesens in ihrem wahren Lichte; welches bey einer Dame ihres Standes und ihrer Ansprüche gewiss verdienstlich genannt werden kann. Nicht wenig trug wohl der Umgang mit soliden Männern, vorzüglich ihres oben gedachten geistlichen Onkels, dazu bey; wozu man noch ihre Verwandtschaft und Verbindung mit dem Cardinal von Retz, dem [illegible] Rabutin, und verschiedenen anderen, in die Geschichte des 17ten Jahrhunderts eingreifenden, Namen rechnet, die entweder selbst, oder in ihren Vorfahren, zu der so unseligen Fronde gehört hatten. Durch diese Verdacht gebenden Umstände gehindert, würde sie nicht leicht zu einer hohen Rolle bey Hofe vorgerückt seyn, wenn ihr Trachten dahin gerichtet gewesen wäre. Wenn sie nachher als Mutter oft an den Hof kam, um ihre Tochter dort glänzen zu sehen, und, als diese in Provence war, sie rühmen zu hören: so entsprang diese Eitelkeit aus der mütterlichen Liebe, welche die einzige grosse Leidenschaft war, der sie sich mit ganzer Seele und überströmendem Gefühl zu überlassen wagte. Sie ging zu einer nicht geringen Abgötterey damit; wenigstens in ihren Briefen.

Wie sehr Schade ist es, dass die Antworten und Gegenantworten der Fr. v. Grignan uns nicht mit den Briefen ihrer Mutter aufbewahrt, sondern im J. 1734 einem Andachtsscrupel (*à un scrupule de dévotion*, wie der Herausgeber berichtet) aufgeopfert sind! Nur in diesem Falle würden die Briefe der *Sévigné*, mit denen ihrer Tochter, ein Ganzes ausmachen. So wie wir sie haben, sind es lauter isolirte Aufsätze, kein Buch. Es sind zu viele Beziehungen verloren gegangen. Daher haben manche Briefe beynahe keinen Inhalt. Ihr Stoff ist theils unbedeutend, theils unverständlich; die Form muss alles bewirken. Einige kleine Vorfälle, die man selten in ihrem ganzen Umfange erfährt, Besorgnisse über die Gesundheit und das Glück der Tochter, Rathschläge zur Beförderung ihrer Zufriedenheit, zur Erhaltung ihres Wohlseyns und ihrer Schönheit, launigte Beschreibungen und Anekdoten, Ergüsse der Schalkheit, weiblichen Schadenfreude und Rachsucht, Zweifel über herrschende Meinungen und Dogmen, alles durch einander gemischt, wie der Zufall will; eine wahre *Farrago*. Was aber in allem vorherrscht, durch alles hinschreitet, ist die mütterliche Zärtlichkeit, die nie zu liebkosen, zu schmeicheln, zu rathen, zu murren aufhört. Die beständige Rückkehr auf dieses ihr Lieblingsthema macht den Leser nicht selten ungeduldig; er kann die Leidenschaft der Mutter nicht theilen. Man hat sie daher auch der Affectation bezüchtigt. Der Vorwurf würde Grund haben, wenn alles Übrige nicht so natürlich klänge. Man kann aber an der Tochter keinen innigen Antheil nehmen, weil ihre ganze Liebenswürdigkeit uns blofs durch die Feder der Mutter bekannt wird.

Gewöhnlich redet sie sie: *Ma belle, mon aimable,* an. Ihre Freunde unterhalten sie immer von ihrer Tochter; nichts ist ihr lieber. Sie schreibt unter anderen von einem, Namens d'Harqueville: „*Quand par hasard, après avoir bien parlé de vous* (von ihrer Tochter), *nous nous détournons un moment, je reprends la parole d'un bon ton, et je lui dis: Mais disons donc un pauvre mot de ma fille; vraiment nous sommes bien ingrats; et là-dessus nous recommençons sur nouveaux frais.*" So macht man es auch bey Hofe mit ihr; ihre Tochter ist ihr stetes Gespräch: „*Il y a presse à votre souvenir*, schreibt sie der Grignan; *ce que vous m'envoyez ici* (wahrscheinlich Briefe), *est tout aussitôt* [illegible]

levé: ils ont raison, ma fille, vous êtes aimable, et rien n'est comme vous.“

Ihren Sohn scheint sie weniger geliebt, ja, oft verachtet zu haben. Seine Liebeshändel waren ihr zuwider: sie fand die Gegenstände seiner unwürdig. Man hat ihrer Geschmacklosigkeit Schuld gegeben, was höchst vermuthlich auf Rechnung ihrer mütterlichen Eifersucht zu schreiben ist. *Racine* kam ihr nicht wie ein grosser Dichter vor; sie fand keinen Vergleich zwischen ihm und *Corneille*. Der gute R. hatte sich die schöne Schauspielerin *Champmêlé* zur Muse ersehen, in welche der Chevalier von *Sévigné* verliebt war. Von dieser Leidenschaft suchte sie ihren Sohn abzubringen. Zuweilen glückt es ihr, zuweilen nicht. Einmal hatte sie ihn, in der Charwoche, zu so frommen Empfindungen begeistert, dass er einen Widerwillen gegen seine Thorheit zu fassen begann. Ihre Schilderung seines Benehmens ist so stark, als charakteristisch; wir setzen einen Theil derselben her. „*Il me disoit que pendant la semaine sainte il avoit été si épouvantablement dévergondé, qu'il lui avoit pris un dégoût de tout cela, qui lui faisoit bondir le coeur; il n'osoit y penser, il avoit envie de vomir; il en avoit l'imagination tellement frappée, qu'il ne pouvoit pas regarder une femme. Ce mal n'a pas été d'un moment; j'ai pris mon tems pour faire un petit sermon là-dessus: nous avons fait des réflexions chretiennes; il entre dans mes sentimens et particulierement pendant que son dégoût dure encore. Il me montra des lettres qu'il a retirées de cette comédienne* (der vorgedachten *Champmêlé*), *je n'en ai jamais vu de si chaudes ni si passionnées: il pleuroit, il mouroit, il croit tout cela quand il écrit, et s'en moque un moment après; je vous dis qu'il vaut son pesant d'or.*“ Von eben dem Sohne sagte sie zu *de la Rochefoucauld*, dem Vf. der bekannten Maximen: „*Mon fils n'est pas fou par la tête, c'est par le coeur: ses sentimens sont tout vrais, sont tout faux; sont tout froids, sont tout brûlants; sont tout fripons, sont tout sincères; enfin, son coeur est fou.*“

Rec. kann, bey Gelegenheit dieses schwachen Jünglings, nicht umhin, die unsterblich scheinende Anekdote von der schönen *Ninon de l'Enclos* zu berichtigen, deren Reize so dauerhaft gewesen seyn sollen, dass Vater, Sohn und Enkel derselben Familie davon bezaubert wurden. Diese waren nämlich der Marquis von *Sévigné*, dessen Sohn, der Chevalier, und sein Enkel, ein Sohn der Gräfin von Grignan. Wie wenig die Ninon Ursach hatte, sich über die Wahl des mittleren unter diesen Helden zu freuen, und die Nachwelt, über seinen sonderbaren Geschmack zu erstaunen, erhellt aus Ninons Charakterisirung ihres Liebhabers: „*Il est au-dessus de la définition. C'est une ame de bouillie, c'est un corps de papier mouillé, c'est un coeur de citrouille fricassé dans de la neige.*“ Um einem solchen breyweichen Männchen den Kopf zu verrücken, dazu gehört freylich keine unverwelkbare Grazie. Es ist zu vermuthen, dass der Chevalier von Grignan seinem Onkel ähnlich war; und dann zerplatzt das Erstaunenswerthe in eine blosse Lächerlichkeit. Lange hing auch der Chevalier von S. nicht an seinem Gegenstande [illegible] Mutter verschiedene [illegible] rem Anblicke roth werden; [illegible] Schwiegertochter. „*Je voudrois,* [illegible] Tochter, *que vous vissiez comment* [illegible] *et de beauté, pour charmer mon fils;* [illegible]

Schwer auf dem Herzen liegen [illegible] schweifungen ihres Sohnes nicht. [illegible] Mutter, und nicht zum Rigorismus [illegible] lässt die Welt treiben was sie will. [illegible] dig und gefällig gegen Andere, nennt sie [illegible] *Bête de compagnie*. Wo sie lachen, plaudern und [illegible] fallen kann, nimmt sie es weiter nicht genau. [illegible] die Schwachheiten einiger ihrer Bekannten macht sie sich gern lustig; doch findet man in ihren Scherzen darüber nichts Tückisches. „*Nous rions un peu de notre prochain,* schreibt sie. *Il est plaisant ce prochain, particulièrement quand on a diné.*“ Und anderswo: „*Tous les maux qui viennent par la vanité, me font un malin plaisir.*“ Man weidet sich wenigstens an ihrer Offenherzigkeit, wenn man auch ihr Herz nicht immer hochschätzt. Die Redensart: *Etre vrai*, ohne falsch seyn, stammt von ihr her. *Fontenelle* hätte sie nicht *Caillette* schimpfen sollen.

Zu einem harten ungeselligen Leben war sie weder gewöhnt noch geeignet. Und doch war sie eine Jansenistin aus Grundsätzen. Sie macht sich mit ihrem Gewissen manchmal zu schaffen, und kann nicht ganz zur Selbstbehaglichkeit davor kommen. Mehrere Stellen in ihren Briefen schildern ihre Unruhe, die doch nicht gross gewesen seyn kann, weil sie unmittelbar darauf zu lauter irdischen, oft sehr läppischen Dingen übergeht. Wir dürfen unsern Lesern eine darunter nicht vorenthalten, wo sie folgendermassen schreibt: „*Au reste, ma fille, une de mes grandes envies, ce seroit d'être dévote; je ne suis ni à Dieu, ni au diable: cet état m'ennuie, quoiqu' entre nous,* (so dass Gott es nicht erfahre) *je le trouve le plus naturel du monde. On n'est point au diable, parce qu'on craint Dieu; on n'est point à Dieu aussi,* (diess *aussi* klingt wie ein Germanismus, jetzt würde man *non plus* sagen) *parce que sa loi est dure, et qu'on n'aime point à se détruire soi même: cela compose les tiedes, dont le grand nombre ne m'étonne point du tout; j'entre dans leurs raisons: cependant Dieu les hait. Il faut donc sortir de cet état, et voilà la difficulté.*“ In diesen Worten liegt Stoff zu einem langen Commentar, den wir aber hier nicht geben können.

Nach den bisher angeführten Kennzügen der Frau v. S. und ihrer Briefe, wozu sich die Belege auf allen Seiten dieser Sammlung vorfinden, müssen wir noch die Bemerkung hinzusetzen, dass die Briefe bloss um ihrer selbst willen gelesen werden dürfen. Sie liefern nur eine magere Ausbeute für die Geschichte ihrer Zeit. Manche Vorgänge werden zwar darin erzählt, aber nur im Vorbeygehen: man ist nicht sicher, ob sie wahr oder unentstellt sind. Die Verfasserin nahm sich wohl in Acht, von Leuten am Ruder ihre ungeheuchelte Meinung zu sagen. Dass sie gleichwohl den Druck der damaligen Regierung em-

pfunden und eingesehen habe, verlautet aus manchen Winken. Die Unwürdigkeit der damaligen Staatsversammlungen wird einleuchtender, wenn man ihre Beschreibung des im J. 1671 zu *Vitré* gehaltenen Kreistags von Bretagne liest: „*Il n'y a que demander ce que veut le Roi; on ne dit pas un mot: voilà qui est fait. Une infinité de présens, des pensions, des réparations de chemins et de villes, quinze ou vingt grandes tables, un jeu continuel, des bals éternels, des comédies trois fois la semaine, une grande braverie: voilà les Etats.*" Mehr als dreyfsig Jahre vor Ludwigs XIV Absterben hegt sie schon die Hoffnung dazu, und zwar aus einem lächerlichen Grunde, der der Freyheit ihres Verstandes in unseren Tagen keine Ehre macht. „*J'ai vu aujourd'hui la comète, sa queue est d'une belle longueur. J'y mets une partie de mes espérances.*"

Wie sie mit ihrer Tochter, so hat man nach ihrem Tode mit ihren Briefen Abgötterey getrieben. Man hat sie über alles erhoben, was je in dieser Art zu allen Zeiten geschrieben worden ist, und nur Cicero's Briefe den ihrigen an die Seite gesetzt. Darum hat man es auch dem schneidenden Voltaire übel genommen, wenn er sie, vornehmlich wegen ihres Mangels an Geschmack, tadelt. Was irgend Schönes über ihre Schreibart zu sagen ist, findet man in den *Eloges en Prose* im ersten Bande dieser Sammlung. Mit dem gröfsten Enthusiasmus äufsert sich die Präsidentin *Brisson* in ihrer von der Akademie zu Marseille im J. 1777 gekrönten Preisschrift. Eben so hoch erhebt sie *la Harpe*. Etwas nüchterner drückt sich *Suard* aus, der gleichsam den Ausländern verbietet, über die Vollkommenheiten des Styls der Frau von S. abzuurtheilen. „*Le mérite de son style*, schreibt er, *est bien difficile à sentir pour un étranger; il tient au progrès qu'a fait la société en France, où elle a créé un langage qui n'est bien connu que des personnes qui ont vécu quelque tems dans la bonne compagnie. Les finesses de ce langage consistent particulièrement dans un grand nombre de termes, qui, étant un peu détournés de leur sens primitif, expriment des idées accessoires dont les nuances se sentent plutôt qu'elles ne se définissent.*" Diesem Urtheil pflichten wir gerne bey; mit dem Zufügen, dafs es heut zu Tage auch den allermeisten Franzosen schwer seyn wird, den ganzen Umfang der Verdienste des Styls der Frau von S. einzusehen. Denn die Zeiten eines Balzac und Voiture sind längst vorbey; Niemand erinnert sich mehr, durch ihren falschen Geschmack verführt gewesen zu seyn.

Aufser der gröfseren Vollständigkeit dieser Ausgabe sind auch Papier und Druck zu loben. Rec. hat zwar Druckfehler, aber wenige, leicht zu verbessernde, gefunden. Ein Druckfehler machte ihn jedoch einen Augenblick irre. Hr. G. berichtet nämlich, es habe nicht wenig Mühe gekostet, die Zeitfolge in den unordentlich abgedruckten Briefen herzustellen. Frau von S. habe nie die Jahrzahl, sondern blofs die Wochentage und die *quatrièmes* gesetzt. Diefs wird ohne Zweifel *quantièmes* heifsen sollen. — Hie und da hätten wir noch die erklärende Hand des Herausgebers gewünscht, besonders bey Ausdrücken, die jetzt nicht mehr im Gebrauch sind. Z. B. wie bey *Medianoche* und *Roué*, welches unter Ludwig XIV einen anderen Sinn hatte, als unter der Regentschaft Philipps von Orleans. — Ein ausgedehntes *Sachregister* macht den Beschlufs des letzten Bandes. Dyl.

REGENSBURG, b. Montag und Weifs: *Publicola*, oder *gesammelte Blätter guter Absicht* von G. E. *W. B. S.* 1805. I Theil. 302 S. 8. II Theil. 1805. 306 S. 8. (2 Thlr.)

Dieses Werk enthält vermischte Auffätze über verschiedene Gegenstände, welche zum Theil schon aus den früheren Jahrgängen des *Wielandschen* Mercurs bekannt sind. Man findet hier manche gemeinnützige Vorschläge, die in einer früheren und ruhigeren Periode der deutschen Staaten und Völker, in einzelnen Ländern wohl Eingang hätten finden und unter gehörigen Modificationen in Ausübung gebracht werden können, in dem gegenwärtigen Zeitalter aber, da die Dauer eines Staates und seiner Verfassung kaum mehr auf Monate berechnet werden darf, höchstens als fromme Wünsche zu betrachten sind.

Der erste Theil beginnt mit dem schon bekannten und vormals mit vielem Beyfalle aufgenommenen Auffatze: *Die Büsten*. In dem Auffatze No. 3: *Der Abend am Rheinufer* betitelt, glaubte Rec. ein dichterisches Gemählde zu finden, und erwartete kein Raisonnement über das Revolutionswesen, und über die französischen Revolutionsgrundsätze, von denen gegenwärtig ohnehin nichts mehr übrig geblieben ist. Der Auffatz No. 4: *die Binde der Themis*, so wie auch No. 8: *Gesichtspuncte für den Schriftsteller unseres Zeitalters*, enthält manche sehr interessante Ideen, welche auch den gegenwärtigen Zeitgenossen zur Beherzigung nicht genug empfohlen werden können. No. 5 *über Industrie-Schulen* ist in einem verworrenen und mit vielen Sprachfehlern angefüllten Style abgefafst.

Im 2 Theile enthält der Auffatz 4 *über das Armenwesen* manche sehr wohlgemeinte Vorschläge. Allein die von dem Vf. ausgedachte Verwaltungsart der Armen-Anstalten scheint uns so verwickelt und ausgedehnt zu seyn, dafs deren Realisirung wegen vieler Collisionen fast unmöglich werden dürfte. Übrigens sind die Auffätze No. 5 *Wahrhaftigkeit der Staatsverwaltung*, und No. 9 *über politischen Indifferentismus* ganz vorzüglich zu empfehlen, so wie auch No. 6 *natürliche Kinder*, manche nützliche Winke über das Zeitalter enthält. Von dem Ganzen ist zu bemerken, dafs diese Ausgabe von Sinn entstellenden Druckfehlern nicht frey geblieben ist. Bl.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Meine Lebensgeschichte*. Von *Joh. Christ. Brandes*. 2te Aufl. 1807. 2r Bd. 352 S. Mit 3 Kupf. 3r Bd. 367 S. Mit 2 Kupf. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Handbuch der Naturgeschichte*. Von *Johann Friedrich Blumenbach*. Achte Aufl. 1807. XVI u. 743 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS 1807.

BOTANIK.

Erlangen, b. Palm: *Olavi Swartz*, Med. Dr. Prof. Inst. Berg. Acad. Caes. Nat. Cur. Reg. Holm. etc. Sodalis *Flora Indiae Occidentalis aucta atque illustrata*, sive Descriptiones plantarum in Prodromo recensitarum. Tom. III. 1806. 1231—2018 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Nach einen Zeitraume von 6 Jahren erfreut uns nun der Vf. mit dem letzten Theile seines schätzbaren Werks. Wir glauben ihm für den grofsen Schatz der in demselben niedergelegten Bemerkungen zur Erweiterung und Vervollkommnung unserer Wiffenfchaft den ungeheucheltften Dank abftatten zu können. Es enthält diefer Theil nicht nur die genaue und umftändliche Befchreibung der im *Prodromus* nur kurz definirten Gewächfe, fondern auch aufserdem noch manche, nicht unbedeutende Nachträge bisher unbekannter oder verwechfelter Arten. Vorzügliches Intereffe hat aber derfelbe in Hinficht auf die letzte Linnéifche Claffe. Doch wir wollen zuerft die phanerogamifchen Gewächfe näher betrachten. Da *Swartz* bekanntlich die Pflanzen der 21—23 Claffe des Linnéifchen Syftems unter die erfteren vertheilt hat, fo kommen hier alfo nur noch, aufser der Kryptogamie, die 17—20 Claffe vor. Gleich anfänglich bemerkt Hr. *Sw.*, dafs *Linné's Aspalathus Ebenus*, den er in feinem *Prodr.* zu der Gattung *Amerimnum* rechnete, und worin ihm auch *Willdenow* und andere folgten, wieder zu Aspalathus zurückzuführen fey, oder eine befondere Gattung ausmachen würde. Wir pflichten dem Vf. hierin völlig bey, da die Frucht diefes Gewächfes allerdings zu fehr abweicht. Aus *Dolichos uncinatus* Linn. und einer neuen, verwandten Art bildete *Swartz* bekanntlich im *Prodr.* die Gattung *Titramnus*. *Willdenow* hat, wie wir fehen, diefe Gattung aufgenommen, aber die Synonyme von *Linné*, *Plumier*, *Sloan*, *Ray* und *Brown*, die zu *Titramnus uncinatus* gehören, unter *Titr. volubilis* aufgeführt. Wir glauben, dafs diefe Verwechfelung mehr zufällig ift. Von Robinia befchreibt Hr. *S.* eine neue, im *Prodrom.* noch nicht erwähnte Art, die er *polyantha* nennt. Ihre Differenz ift: *R. pedunculis fimplicibus, foliis abrupte pinnatis, foliolis fubtus incanis, petiolis ftipulisque inermibus; calycis denticulis linearibus.* Zunächft ift fie mit *Vahl's R. florida* verwandt. *Galega toxicaria* ift nicht urfprünglich in Weftindien zu Haufe, fondern ftammt aus Surinam. *Eupatorium parviflorum Sw. Prodr.* und *Eup. Dalea Linn.* find fehr nahe verwandte Arten. Da letztere nicht fehr gut charakterifirt ift, fo fucht Hr. *S.* die Differenz derfelben genauer zu beftimmen. *Eupatorium molle Prodr.* ift fynonym von *macrophyllum Vahl;* es mufs daher auch in der Willdenowfchen Ausgabe wegfallen. Eine neu hinzugekommene Art ift *Eup. macranthum,* (*foliis ovatis attenuatis ferratis trinerviis glabris, corymbis decompofitis, calicibus oblongis arcte imbricatis.*) *Fahlberg* entdeckte fie auf den Antillen und auf Martinique. Von *Eup. conyzoides* foll fie fich befonders durch eine glatte Oberfläche aller Theile und durch eine mehr zufammengefetzte, vielblüthige Doldentraube unterfcheiden. Von *E. atriplicifolium*, der fie fich auch in einigen Theilen nähert, weicht fie in den Blättern, Blüthen u. f. w. ab. Die Gattung *Vernonia* enthält einen Zuwachs von 4 Arten. *Vernonia divaricata* erfcheint hier zuerft als neu. Sie ift ftrauchartig und kommt nur in dem gebirgigen Theile von Jamaica vor. Der fpecielle Unterfchied wird von dem Vf. fo beftimmt: *foliis lanceolato-ovatis acutis integris pubefcentibus, ramulis floriferis patentiffimis.* Die 3 anderen Arten find: *Vernonia arborefcens* (*Conyza arborefcens Linn. et Willd. Sp. Pl.*), *Vern. rigida* (*Conyza rigida Prodr. et Willd.*) und *Vern. fruticofa* (*Conyza fruticofa Linn.*). Die beiden letzteren nähern fich einander fo fehr, dafs felbft der Vf. fie nur als Abarten einer Art anzufehen geneigt ift. *Plumier's*, von *Linné* zur *fruticofa* gerechnete, Synonym fcheint ihm zweifelhaft, wenigftens glaubt er, dafs es mit eben fo vielem Rechte zur *V. rigida* gezogen werden könne. Auch *Calea* erhält durch die *cordifolia* einen neuen Zuwachs. Hr. *S.* fand diefe Art in den mehr füdlichen Gegenden von Jamaica. Sie zeigt die nächfte Verwandtfchaft mit der *C. jamaicenfis*, mit der fie fich aber, nach den hier genau angegebenen Unterfchieden, wohl nicht gut verbinden läfst. *Gnaphalium albefcens Prodr.* hält Hr. *S.* nach genauer Unterfuchung nicht hinlänglich von *Linné's obtufifolium* verfchieden. Die weftindifche Pflanze unterfcheidet fich blofs durch einen dichteren Filz und durch kleinere Blumen. Sehr richtig bemerkt der Vf., dafs *obtufifolium Linn.* nicht immer mit ftumpfen Blättern vorkommt. Sie find nicht felten bey diefer Pflanze fpitz, und dadurch geht dann auch ein Hauptmerkmal für *albefcens* verlohren. *Calea fcoparia* bringt der Vf. zur Bacharis. In Rückficht der getrennten Gefchlechtstheile nähert fie fich fehr der *divica Vahl.*; wefshalb auch nach des Vfs. Meinung eine Verbindung derfelben mit der Gattung Bacharis nicht unnatürlich fcheinen wird. Was der Vf. unter *Conyza alopecuroidea* befchreibt, ift mit

der gleichnamigen Lamarckischen, von *Willd.* bereits aufgeführten, Pflanze einerley. Die Gattung *Cineraria* wird mit drey neuen Arten vermehrt. Die erste heisst *laciniata.* Sie bildet einen Strauch mit länglichen, zerschlitzten Blättern und Blumen in Gestalt einer Doldentraube. Ihr Vaterland ist der gebirgige Theil von Jamaica. Die zweyte, welche Hr. *S. incana* nennt, wächst ebendaselbst, nur höher und in dem mehr südlich gelegenen Theile. Von der *C. americana,* der sie sehr gleicht, ist sie so unterschieden: *fruticosa, foliis ovatis acutis basi attenuatis, subtus incano-villosis denticulatis, denticulis baseos majoribus, floribus corymbosis congestis.* Die dritte nennt der Vf. *lucida,* (*fruticosa, foliis ellipticis serrato-dentatis nervosis glabris, floribus corymbosis*). *Fahlberg* entdeckte sie auf Martinique und auf den Caribeen. Als Synonyme werden dahin gerechnet *Jacobaea arborescens helenii folio lucido Plum. Cat.* 10. *ic.* 145 und *Solidago arborescens helenii folio lucido Vaill. Act. Par.* 1720. Die *Eclipta? serrilis* des *Prodr.* rechnet der Vf. nun zu der Schreiberschen *Meyera.* Die *Matricaria prostrata* läfst Hr. *S.* noch bey dieser Gattung; doch zweifelt er selbst, ob sie mit Recht dahin gebracht werden kann. *Willdenow* hat sie vielleicht zweckmäfsiger mit Pyrethrum verbunden. Noch ist aus dieser Classe ein neues *Melampodium* beschrieben. Der Vf. nennt es nach seinem Standorte *ruderale,* und charakterisirt es folgendermafsen: *caule erecto, patulo, foliis ovatis acuminatis serratis; floribus discoideis.* Die 20 Classe hat aufser einigen Aristolochien die Familie der Orchideen zum Gegenstande. Dafs an letzteren Westindien besonders sehr reich ist, hat schon des Vfs. *Prodromus* bewiesen. Es kommen aber auch hier noch manche neue, oder doch wenigstens im *Prodromus* noch nicht erwähnte Arten hinzu. Die genaue Beschreibung derselben macht aber schon allein in dieser Rücksicht diese Flora jedem Botaniker unentbehrlich. Bey der Eintheilung liegt des Vfs. bekannte, in den schwed. Abhandl. zuerst erschienene Methode zum Grunde. Am Schlufs des Werks ist aber noch eine Überficht derselben nach Hn. *S.* Revision, die sich in *Schrader's* neuem Journal für die Botanik findet, mitgetheilt.

Die Kryptogamie, welche mit S. 1569 anhebt, und fast die Hälfte dieses 3 Theils ausmacht, theilt Hr. *Swartz* in 7 Ordnungen. 1) *Plantae.* Sie enthält *Ficus,* und zwar nur eine Art aus dieser Gattung, nämlich *Ficus americana.* 2) *Miscellaneae.* Hier nur *lycopodium.* 3) *Filices.* 4) *Musci frondosi.* 5) *Musci hepatici.* 6) *Algae,* und 7) *Fungi.* Bey den Farrnkräutern liegt die *Smith*'sche Eintheilung zum Grunde. Im Anhange ist defshalb auch von dieser Familie eine Überficht nach des Vfs. eigener Vertheilung derselben mitgetheilt. Wir übergehen die neuen hinzugekommenen Arten, da sie bereits in Hn. *Swartz* neuerer Schrift, der *Synopsis Filicum,* aufgenommen sind; doch möchte auch dieser ganze Abschnitt den Freunden dieser interessanten Familie wegen der genauern Auseinandersetzung, der vollständigen Synonymie und der kritischen Bemerkungen unentbehrlich seyn. Die Moose sind nach dem Schreber-Hedwig'schen Systeme aufgezählt. Die meisten hat bekanntlich schon Hedwig in seiner *Hist. Analyt.* beschrieben und abgebildet. Es blieb indefs noch immer ein Theil übrig, der in jenem Werke nicht aufgenommen ist. Auch hatte sich, wie wir sehen, der grofse Muscolog bisweilen bey Bestimmung einiger Arten durch vielleicht nur zu unvollkommene Exemplare irre führen lassen. Wir wollen daher einige der vorzüglichen Bemerkungen ausheben, und die zugleich als neu aufgestellten Arten bemerklich machen. *Bryum parasiticum* gehört zu *Encalypta; Mnium strictum,* das dem *Trichost. pallidum* sehr ähnlich ist, zur Gattung *Trichostomum.* Eine neue, mit *Tortula agraria* verwandte, Art nennt der Vf. *linearis,* und unterscheidet sie: *surculis brevissimis simplicibus, foliis linearibus acutis planis, siccitate apice involuto-tortilibus. Bryum lycopodioides* wird zweifelhaft zu *Dicranum* gerechnet. Dafs dieses Moos ein *Dicranum* sey, macht die Ähnlichkeit desselben mit *D. scoparium* sehr wahrscheinlich. Zu eben dieser Gattung gehört nun auch sein *Br. calycinum,* das Hedwig als *Weissia calycina* in den *Specieb. Muscor.* abgebildet hat. *Hypnum nigrescens* ist *species Pterogonii. Hypnum glabellum Prodr.* gehört nicht zu *Leskea,* wie *Hedwig* (*Sp. Musc. t.* 9, *p.* 285) meinte, sondern zur *Neikera,* mit welcher auch nach Hn. *Swartz's* Beobachtungen *Hypn. polytrichioides Prodr.* und *Hedw. Sp. Musc., Hypn. trichophyllum Prodr.* and *Hedw. Spec. Musc., Hypn. torquatum Prodr.,* und *Hedw. Spec. Musc.,* und vielleicht auch *Hypn. cirrosum* (*Anictangium cirrosum Hedw. Spec. Musc.*), verbunden werden müssen. Mit *Leskea* hingegen vereinigt der Vf. *Hypnum torquatum* und *congestum. Leskea tamariscina Hedw.* wird wieder zu *Hypnum* gezogen. *Hypnum fasciculatum, diaphanum, densum, flexile* (*Leskea flexilis Hedw.*) *patulum* und *tetragonum* bleiben wegen Mangel eines vollständigen Peristoms noch zweifelhaft. Unter den *Hepaticis* machen die Jungermannien den beträchtlichsten Theil aus. Von vielen kennt Hr. *Sw.* noch die Frucht nicht; man kann indefs kaum zweifeln, dafs sie nicht zu dieser Gattung gehören sollten. Als neu erscheinen hier zuerst: *Jungerm. patula,* (*surculis erectis dichotomo-ramosis simpliciter foliatis, foliis dimidiato-ovatis apice denticulatis; fructificationibus terminalibus.*) Mit *J. adiantoides* und *asplenoides* zunächst verwandt. *Jung. coadunata,* (*surculis simpliciusculis prostratis simpliciter foliatis; foliis alternis coadunatis planis bidentatis.*) Sie wächst mit der vorigen auf Jamaica, und darf nicht mit *J. bicrenata Sw.* verwechselt werden. *Jung. obscura,* (*surculis repentibus pennatis; foliis imbricatis, superioribus cordato-subrotundis basi complicatis, lobis fornicatis sub accessoriis cordato-rotundatis undulatis*). Hat viel Ähnlichkeit mit *Jung. platyphyllos,* unterscheidet sich aber von derselben durch die *Folia subtus complicata lobata. Jungerm. polyphylla Prodr.* ist dem Vf. jetzt synonym der *palmata. Riccia reticulata* bleibt noch zweifelhaft. Die *Algae* unseres Vfs. begreifen die Gattung *Lichen* und *Fucus.* Die Lichenen sind nach *Acharii Prodr.* aufgezählt. Unter den neuen Arten zeich-

nen wir aus *Lich. chloromelos*, (*Collema*), *membranaceo-gelatinosus orbicularis sinuatus plicatus rugosus atrovirens; scutellis marginalibus rufis margine verrucosis*. Ist zunächst mit *L. nigrescens* verwandt. *Lichen azureus* (*Collema*), *foliaceo-membranaceus pellucidus, caeruleus; sinuato-lobatus undulatus glaberrimus; scutillis sparsis subpedunculatis rubro-fulvis* unterscheidet sich von *L. nigrescens*, dem er in manchen Stücken gleicht, durch Farbe und durch Lappen, welche wenigere Falten haben, und auf beiden Seiten eben sind. *Lichen aciculatus* bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Von *Fucus* ist auch hier, wie im *Prodr.*, nur eine Art, der *trifarius*, beschrieben. Die *Fungi* enthalten nur einige Arten. Was der Vf. in seinem *Prodr.* unter *Agaricus radiatus* beschrieben hat, erklärt er für *A. alneus Linn. Hydnum resupinatum*, *Ulva montana*, *Helvella pallida*, *atrata*, *versicolor* und *tremellina* (*Thaelaeph. mesenterica Emet.*) werden zur *Thaelephora* gerechnet. Zweifelhaft führt Hr. *Swartz* auch sein *Hydnum sericeum* und seinen *Byssus sanguinea* unter diese Gattung auf; und von der einzigen, hier erwähnten *Clavaria* glaubt er, dass sie vielleicht zur *Sphaeria* gehören könne. Nun folgen *Omissa et Addenda*. Unter den, schon im *Prodr.* aufgeführten, aber in den beiden ersteren Theilen übergangenen, Pflanzen werden hier beschrieben: *Spermacoce villosa*, *Lobelia acuminata* und *stricta* und *Viola stipularis*. Neu sind *Petesia spicata*, *Lobelia sonchifolia*, *Zizyphus emarginatus*, *Guettarda parviflora* und eine *Pisonia*, die Hr. *Sw. obtusata* nennt. Die *Lactia Guidonia Prodr.* nennt der Vf. nun *Samyda icosandra*. Die *Inserenda* und *Corrigenda* betragen fast 1½ Bogen. Sie enthalten Synonyme später erschienener Schriften; genauere Bestimmungen einiger Gattungen u. s. w. Wir wollen auch von diesen noch Einiges mittheilen. *Piper cuneifolium Iacq.* ist Synonym von des Vfs. *P. amplecicaule; Moraea palmifolia Iacq.* ist einerley mit des Vfs. *M. plicata*. Zu *Milium paniceum* gehören *Agrostis lenta Ait.* und *Panicum filiforme Linn.*; zu *Milium digitatum* aber *Linné's Panicum lineare*. *Heteranthera limosa Willd.* ist dieselbe Pflanze mit *Leptanthus ovalis Mich.* Als Gattung unterscheidet sie sich von der *Pontederia*, unter welcher sie Hr. *Swartz* aufgeführt hat, nur dadurch, dass die eine anthere etwas gröser ist, als die anderen; es steht also noch dahin, ob man dieses nicht sehr bedeutende Merkmal als Gattungskennzeichen gelten lassen will. B. G. A.

Leipzig, b. Richter: *Oekonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Künstler, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet und mit Linneischen Kennzeichen beschrieben*, von *Christian Gottfried Whistling*, der Medicin und Wundarzneykunst Doctor u. s. w. I Theil. 1805. XVIII u. 478 S. II Theil. Auch unter dem Titel: *Die Futterkräuter* u. s. w. 1805. XVIII u. 420 S. III Theil. Auch unter dem Titel: *Die Oel-, Spinn-, Weber-, Färbe-, Gerbe- und Fabrikpflanzen.* 1806. XVI u. 619 S. IV Theil. Auch unter dem Titel: *Unkräuter, giftige Pflanzen, wildwachsende Bäume und Sträucher.* 1807. 473 S. 8. (7 Thlr. 16 gr.)

In diesem, aus vielen ökonomischen und botanischen Schriften zusammengetragenen Werke dürfte schwerlich ein erfahrner Ökonom, Gärtner und Fabrikant neue und wichtige Belehrung finden, zumal da manche nutzbare Pflanzen, die in *Bryant's* Verzeichniss und anderen Schriften vorkommen, nicht mit aufgenommen worden sind. Indess kann doch diese Compilation dem Anfänger, sofern er die vom Vf. benutzten Bücher noch nicht kennt, eine belehrende Unterhaltung gewähren. Der Vf. hat *Beckmann's Grundsätze der Landwirthschaft* gröstentheils zum Muster genommen, und die Pflanzen, welche in der Land- und Hauswirthschaft gebraucht werden, in sechs Classen getheilt. Den deutschen Pflanzennamen sind auch die gebräuchlichsten lateinischen Benennungen beygefügt; dann folgen deutliche, aber hie und da sehr weitläuftige Beschreibungen der Gattungen und Arten, der Culturmethoden, der Kräfte und Anwendung der Gewächse.

I Theil. Erste Classe. Pflanzen, welche den Menschen zur Nahrung dienen. Die erste Ordnung beschäftiget sich mit den Kornpflanzen, Getreide (*Cerealia*), als Roggen, Gerste, Weizen, Reiss, Hafer, Knöterig und Mais. Es ist nicht einzusehen, warum Hr. *W.* die allgemein bekannten Regeln, welche beym Getreidebau zu berücksichtigen sind, und die andere Schriftsteller schon so oft und so gut gelehrt haben, noch einmal wiederholt, und noch überdiess so weitläufig abgehandelt hat; die Lehre vom Weizen- und Reissbau enthält sogar Auszüge aus dem *Reichs-Anzeiger.* — Zweyte Ordnung. Mehlgebende, Saamentragende Pflanzen, Hirse, Mohrhirse, Erbsen, Bohnen u. s. w., nebst einem Verzeichniss von Pflanzen, deren Wurzeln und Saamen ein Kraft- oder Ammelmehl geben, aus *Krünitzens ökonomischer Encyklopädie.* Dritte Ordnung. Küchengewächse, oder Gemüsspflanzen. 1 Abtheilung. Nährende Wurzeln, als Möhre, Eppig, Rübe, Pastinak, Zuckerwurzel, Kartoffel, Meerrettig u. s. w. Der Vf. ist nicht geneigt die Wurzelpetersilie mit einigen Schriftstellern für eine eigene selbstständige Art anzunehmen, sondern er meint, dass man Wurzelpetersilie erhalte, wenn man den Saamen nicht so dick aussäe. — Die 2—5 Abtheilung handelt von Gemüsekräutern, von Gemüseblumen, von Gemüsefrüchten, und von Salatkräutern. Der krause Salat (*Lactuca sativa v. Linn.*) (*Lactuca crispa* Roth) wird, wie der Endivien, durch Zusammenbinden der Blätter gebleicht; „alsdann im Keller in Sand eingegraben, und im Winter gespeist." Unter den Gemüse- und Salat-Kräutern vermissen wir ungern *Scandix cerefolium*, *Scandix odorata*, *Artemisia*, *Dracunculus* u. a. m. Vierte Ordnung. Schwämme. Zuerst von den schädlichen Eigenschaften und Wirkungen der giftigen Schwämme, dann von den Mitteln, die vom Genusse derselben entstandenen Krankheiten und schreckliche Zufälle zu heben. Der mit Honig vermischte Essig wird als ein sicheres Gegen-

mittel empfohlen. Die fünfte Ordnung enthält Obstfrüchte, als Kern-, Stein-, und Beeren-Obst. Hier hat der Vf. *Christ's Handbuch der Obstcultur* benutzt, und die vielfältigen Ab- und Spielarten der Birnen, Äpfel und Kirschen nach der Gestalt, Zeitigung und dem inneren Gehalt ihrer Früchte geordnet und beschrieben.

II. Theil. Zweyte Classe. Pflanzen, welche zur Nahrung der Thiere, vorzüglich unserer Hausthiere dienen, — oder Futterkräuter. 1 Ordnung. Grasarten. Um den Anfängern in der Botanik die Kunstsprache bekannt zu machen, schickt der Vf. die Charakteristik der Gräser nach *Schreber*, *Willdenow* und *Leers* voraus, dann folgen die Namen und Beschreibungen der zum Futterbaue nützlichen Gräser. Die 2 Ordnung ist den Kleearten gewidmet. Ausser *Menyanthes trifoliata* finden wir lauter Pflanzen, welche zur 17 Classe des Linnéischen Systems gehören. Auch *Medicago arborea* wird zum Anbau empfohlen. — 3 Ordnung. Weidepflanzen, oder Pflanzen, die man gewöhnlich grün füttert. Hiezu zählt der Vf. Spark, Wiesenkopf, Nessel, Wicke u. s. w. 4 Ordnung. Gemischte Futterpflanzen. Die sogenannte Stoppel-Rübe unterscheidet sich von der Brach- oder weissen Rübe (*Brassica Rapa Linn.*), nur dadurch, dass der Saame nach der Erndte in das umgepflügte Stoppelfeld gesäet wird; im Herbste wird sie aus der Erde genommen und zum Viehfutter gebraucht. Der Anfang des zweyten Theiles enthält Pflanzen, die auf unseren Wiesen wachsen, zur Fütterung des Viehes dienen, und unter den Futterkräutern noch nicht mit abgehandelt worden sind. S. 416 heisst es „alle Glockenblumen sind Unkraut, und doch frisst die Wiesenglockenblume (welche?), so lange sie noch jung ist, alles Vieh.“ Kennte der Vf. nur die vorzüglichsten Arten dieser reichen und schönen Gattung, so würde er ohnfehlbar manche darunter finden, die wesentlichen Nutzen gewähren und daher keineswegs als Unkräuter zu betrachten sind. *Campanula rapunculus* und *Campanula pentagonia* gehören zu den Salatpflanzen, und sollten in diesem Werke nicht fehlen.

III Theil. In der dritten Classe 1 und 2 Ordnung finden wir über 100 Pflanzen angezeigt, welche nach der Meinung des Vfs. Öl geben sollen. — Die vorausgeschickte 22 Seiten lange Einleitung handelt von der Zubereitung, Eigenschaft und Erhaltung des Öls. 4 Classe, Fabrikpflanzen. 1 Ordnung: Spinn- und Weberpflanzen, Hanf, Flachs, Nessel u. s. w. S. 343 sagt der Vf.: „Die weisse Nessel (*urtica nivea*) ist bey uns noch nicht zum Anbau im freyen Lande versucht worden; man findet sie nur in Gewächshäusern.“ Rec. hat dieses Gewächs schon mehrere Jahre in seinem Garten im freyen Lande cultivirt; die Stengel gehen zwar im Winter ein, aber die Wurzel dauert, und treibt im Frühlinge grössere Stengel und Blätter, als wenn man sie in Blumentöpfe pflanzt, und in Gewächshäusern überwintert. Die Beschreibungen, Cultur und Benutzungen der zähen Flachslilie (*Phormeum tenax*) und der *Conferva*, woraus der Prediger Senger Papier fertigen liess, sollten hier nicht fehlen. Dann konnte S. 347 bemerkt werden, dass die weisse Feigbohne (*Lupinus albus*) auch als Düngmittel gebraucht wird. In dieser Absicht werden die Pflanzen, wenn sie etwa bis zur Blüthe herangewachsen sind, mit einer Walze niedergedrückt und untergepflügt. 2 Ordnung: Färbepflanzen. Diese werden eingetheilt in schwarz, gelb, grün, blau, roth und braun färbende Pflanzen.

IV Theil. Unkräuter, Giftpflanzen, Bäume und Sträucher. 5 Classe. 1 Ordnung: Unkräuter auf Äckern. Da der Vf. alle Pflanzen, die nicht an dem Orte stehen, wo sie seyn sollen, Unkräuter nennt, so finden sich auch hier viele Gewächse, die schon in den vorhergehenden Theilen als nutzbare Pflanzen abgehandelt worden sind. Die 2 Ordnung, welche die Unkräuter oder schädlichen Pflanzen auf Wiesen und in Grasgärten enthält, konnte füglich mit der ersten vereinigt werden, indem auf Wiesen und in Grasgärten oft Pflanzen vegetiren, die man auch auf Feldern und an Ackerrändern findet. S. 93 ist *Cnicus oleraceus* wohl mit Unrecht als ein Unkraut der Äcker angezeigt; diese Pflanze wächst häufig auf feuchten und sumpfigen Wiesen in Deutschland. Das Löwenmaul mit monströser Blumenkrone (*Antirrhinum peloria*) soll sich bloss durch die Wurzel vermehren; allein Rec. findet die Fortpflanzung und Vermehrung durch abgeschnittene Zweige (Stecklinge) sehr leicht und zweckmässig. Die Giftpflanzen, wovon in der 3 Ordnung die Rede ist, sind ziemlich vollständig abgehandelt, und auch hier, sowie bey den Schwämmen ihre schädlichen Wirkungen angegeben; die Gegenmittel, welche gegen genossenes Gift empfohlen werden, bestehen meistentheils aus Brechen erregenden und einwirkenden Mitteln. Unter allen Schirmpflanzen wird der Wasserschierling (*Cicuta virosa*) mit Recht für die giftigste gehalten. Die 6 Classe hat der Vf. aus 15 Forstbüchern zusammengetragen, und die Bäume und Sträucher in drey Ordnungen eingetheilt. Den Beschluss macht ein dreyfaches, aber unvollständiges Register.

Was nun unser Urtheil über das Ganze betrifft, so verkennen wir keineswegs die gute Absicht des Vfs., und glauben, dass ihm bey dem Entwurfe seines Planes und der Anordnung aller hier aufgezählten Gewächse eine richtige Idee vorgeschwebt habe; allein nach unserem Dafürhalten wäre es besser gewesen, wenn er die Pflanzen alphabetisch geordnet, und die allzuhäufigen Wiederholungen vermieden hätte. Dann würde auch dieses Werk, wo nicht bis auf die Hälfte, doch wenigstens bis auf 3 Theile zusammengeschmolzen seyn. So finden wir die Kennzeichen der Gattung *Crocus*, *Delphinium*, *Draba*, *Galium* und *Scabiosa* doppelt beschrieben; bey jeder Gattung ist Classe und Ordnung, wohin sie nach dem Linnéischen System gehört, angezeigt, aber auch fast bey der Beschreibung einer jeden Art wiederholt. Dagegen konnte noch eine Ordnung, nämlich: Gewürzpflanzen, als *Amomum Zingiber*, *Ocimum Basilicum*, *Origanum majorana etc.* aufgestellt werden. Die botanische Terminologie ist hin und wieder fehlerhaft dargestellt, z. B. die Hülsen der Erbsen und Bohnen nennt der Vf. Schoten, den Schaft (*Scapus*) fälschlich *Spatha* u. s. w. H. D—ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Heinrich von Kleist's Amphitryon*, ein Lustspiel nach *Molière*. Herausgegeben von *Adam H. Müller*. Ohne Jahrzahl. 184 S. 8. (20 Gr.)

In welcher Gestalt ein schöpferischer Dichtergeist sich zeigen mag, immer wird jeder, der reines Sinnes ist, seiner sich mit Innigkeit erfreuen, und mit hingebender Liebe an ihm hangen. Finden wir etwa die Form, in welcher es ihm gefallen hat, sich uns zu offenbaren, nicht angemessen seiner eigenthümlichen Kraft und Wesenheit; scheint sie uns nicht gross und umfassend genug, um seine Idee ganz in sich aufzunehmen und zur vollendeten Anschauung zu bringen: so würde sich zwar noch mancher Wunsch aufdringen, und keine völlige Befriedigung uns zu Theil werden; aber bey dieser Unvollkommenheit spricht gleichwohl der selbstschaffende Geist des Urhebers zu laut und vernehmlich, als dass wir, auf das Vermisste freywillig verzichtend, nicht am Genusse des Schönen, was er darbietet, uns glücklich fühlen sollten. — Zu dieser Betrachtung hat uns dieser neue *Amphitryon* veranlasst: die alte Mythe ist vom Dichter, der Idee nach, gänzlich, und zwar auf eine geniale Weise umgebildet und zu einem hohen Standpunct erhoben, aber zugleich in derselben beschränkten Form dargestellt worden, in welcher sie *Molière* nach der Manier des französischen Theaters bearbeitet hat.

Die natürliche Folge von dieser Bequemung scheint zu seyn, dass nicht sowohl ein ganz neues Product entstanden ist, als vielmehr eine Paraphrase, und eine höhere Deutung des alten, die bey aller Genialität, ihrer Natur nach, nur halb befriedigen kann: es ist als habe der Künstler uns bloss einen vorläufigen Abriss geben wollen von einem grossen Werke, das er einst zu vollenden sich vorbehalten hat. Am fühlbarsten ist dieses in der Versöhnungsscene zwischen Jupiter und Alkmene: beym Molière, der sie bloss intruigenartig behandelt hat, leistet sie zur Genüge das Wenige, was sie leisten soll; aber vom deutschen Dichter erwartet man mehr als eine lange, dissertirende Unterredung, man verlangt, den Reichthum und die Fülle von Leben, die hier halb in der Knospe verhüllt liegt, zur vollen Blume entfaltet zu sehen. — Was man zunächst vermisst, ist Einheit in dem durch das Ganze herrschenden Tone. Der zweyte und dritte Act sind von einer so ernsten, und ans Tragische grenzenden Stimmung, dass man nur in den Nebenscenen zwischen Mercur, Sosias und der Charis das Lustspiel finden kann, das allein im ersten Acte eigentlich fühlbar ist. Wollte man dem Ganzen eine komische Ansicht abgewinnen, so könnte es nur durch eine willkührliche Reflexion geschehen, und der Schluss hat zumal einen zu ernsten Charakter, als dass man durch das Werk selbst — wahrhaft komisch angeregt würde. — Wendet man den Blick von diesen Unvollkommenheiten ab, und richtet nun sein Augenmerk lediglich auf das, was der Autor zu erreichen strebte, und was er erreichte: so muss uns seine kühne Originalität mit freudiger Bewunderung, und sein wahrhaft menschliches Gefühl mit inniger Liebe erfüllen. Das Charakterbild, das der Dichter von Alkmenen aufgestellt hat, ist höchst vortrefflich in jedem Zuge, und er durfte es wagen, nachdem am Schlusse der prüfenden Versöhnungsscene auf Jupiters Frage:

Wenn ich, der Gott, dich hier umschlungen hielte,
Und jetzo dein Amphitryon sich zeigte,
Wie würd' dein Herz sich wohl erklären?

Alkmene die Antwort giebt:

Wenn du, der Gott, mich hier umschlungen hieltest,
Und jetzo sich Amphitryon mir zeigte,
Ja — dann so traurig würd' ich seyn, und wünschen,
Dass er der Gott mir wäre, und dass du
Amphitryon mir bliebst, wie du es bist,

den Vater der Götter und der Menschen ausrufen zu lassen:

Mein süsses angebetetes Geschöpf!
In dem so selig ich mich, selig preise!
So urgemäss dem göttlichen Gedanken
In Form und Mass, und Sait und Klang,
Wie's meiner Hand Aeonen nicht entschlüpfte!

Wie herrlich ist zu Anfang in der Scene zwischen Alkmenen und Charis, wo sie über die Entdeckung, dass der Namenszug auf den Gürtel statt des A ein I zeigt, ihren Schreck äussert, die Zuversicht ausgedrückt, mit welcher sie im Amphitryon sich nicht irren zu können glaubt! Da sagt sie:

Eh will ich irren in mir selbst!
Eh will ich dieses innerste Gefühl,
Das ich am Mutterbusen eingesogen,
Und das mir sagt, dass ich Alkmene bin,
Für einen Parther oder Perser halten.
Ist diese Hand mein? diese Brust hier mein?
Gehört das Bild mir, das der Spiegel strahlt?
Er wäre fremder mir als ich! Nimm mir
Das Aug, so hör ich ihn; das Ohr' ich fühl ihn;
Mir das Gefühl hinweg, ich athm' ihn noch;
Nimm Aug' und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
Mir alle Sinn' und gönne mir das Herz:
So lässt du mir die Glocke, die ich brauche,
Aus einer Welt noch find' ich ihn heraus.

Mit Entzücken folgt man dem Wechsel der Empfindungen in ihrer schönen Seele, welche der Dichter vor uns vorüberführt. Der verzweifelnde Schmerz, als sie sich betrogen und getäuscht glaubt, die selige Wonne, wenn sie wiederum fest vertrauend der Liebe sich hingiebt, ihr hoher Stolz und ihre fromme Demuth, die Reinheit ihres menschlichen Gefühls, das, sich stets selber treu bleibend, nicht nach dem Übermenschlichen trachtet, und das selbst dem Jupiter bewundernde Verehrung abnöthigt — alles dieses bildet ein so unbeschreiblich schönes Ganzes, dass man durch den Schluss, wo Alkmene, als Jupiter sich offenbart, zwischen dem Gatten und dem Gotte zu unterscheiden gezwungen wird, sich fast verletzt fühlt. Die vorhergehende Stelle, wo sie auf den wahren Amphitryon, der doch ihr Gatte bleibt, schmäht und ihn zornig verstöfst, ist kühn gedacht, und sehr gewagt; man sieht, dass dem Dichter nicht die nächste Wirkung, sondern die Idee alles gilt, nach welcher das Irdische vom Göttlichen nie scheiden sollte — und schön ist das überwältigende, unaussprechliche Gefühl von dieser plötzlichen Offenbarung durch Alkmenens einfaches Ach! ausgedrückt, womit das Drama bedeutend schliesst. —

Ist die Darstellung des Jupiters eben so vollkommen gelungen, und die schwere Aufgabe, in dem Menschen den Gott der Götter zu zeigen, glücklich gelöst? Wir müssen hieran und überhaupt zweifeln, dass dieses schwierige Problem, sobald das Sinnliche überwiegt, jemals ganz zu lösen sey: der Abstand zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpfe bleibt alsdann eine unendliche Kluft, die sich nicht ausfüllen läfst. — Der alten Mythe vom Amphitryon haftet nun insbesondere eine Sinnlichkeit an, die wohl veredelt, aber nicht völlig vertilgt werden möchte; der Dichter hat sich aufs sinnreichste bemüht, dem Jupiter seinen, mittelst listigen Betrugs erlangten Genuss gleichsam rechtfertigen zu lassen: der Gott sucht das, was er als Mensch entwandt hat, hinterher zu verdienen, und strebt nun, die Liebe, die ihm als Amphitryon wurde, für sich selbst zu erwerben; aber zu seiner Verzweiflung ist all sein Bemühen umsonst. Hierin erblicken wir eigentlich nichts weiter, als das Verfahren eines eigenmächtigen Herrschers, der seine Gewaltthat wieder gut machen will; selbst da ist diess der Fall, wo er ihr vorwirft, dass sie über der Neigung zu ihrem Gatten die Anbetung der Gottheit versäume. Wenn er, als sie sich schuldig bekennt, sagt:

Er kam, *wenn* er dir niederstieg,
Dir nur, um dich zu *zwingen*, ihn zu denken,
Um sich an dir, Vergessene, zu *rächen*,

und wenn sie hierauf gelobt, in Zukunft in jeder ersten Morgenstunde des Gottes sich zu erinnern, dann aber hinzusetzt, sie wolle ihn jedoch nachher vergessen: so verlieren wir diese fromme Absicht Jupiters bald ganz aus den Augen, denn er zeigt sich sogleich wieder als eifersüchtig auf ihre Liebe, ja als verzweifelnd, da sie seinem Verlangen nicht begegnet, und dann wieder aufs zärtlichste um ihre Neigung flehend. Die Stelle ist so eigener Art, dass sie hier zu stehen verdient:

Jupiter. Du sahst noch sein unsterblich Antlitz nicht,
Alkmene. Ach, es wird das Herz von ihm
In tausendfacher Seligkeit dir aufgehn.
Was du ihm fühlen wirst, wird Gluth dir dünken,
Und Eis, was du Amphitryon empfindest.
Ja, wenn er deine Seele jetzt berührte,
Und zum Olymp nun scheidend wiederkehrt,
So wirst du das Unglaubliche erfahren,
Und weinen, dass du ihm nicht folgen darfst.

Alkmene. Nein, nein, das glaube nicht, Amphitryon.
Und könnt' ich einen Tag zurücke leben,
Und mich vor allen Göttern und Heroen
In meine Klause riegelfest verschliessen,
So willigt' ich —

Jupiter. Wahrhaftig? Thätst du das?

Alkmene. So willigt' ich von ganzem Herzen ein.

Jupiter. (für sich) Verflucht der Wahn, der mich hieher gelockt!

Alkmene. Was ist dir? Zürnst du? Kränkt ich dich Geliebter?

Jupiter. Du wolltest ihm, mein frommes Kind,
Sein ungeheures Daseyn nicht versüssen?
Ihm deine Brust verweigern, wenn sein Haupt,
Das weltenordnende, sie sucht,
Auf seinen Flaumen auszuruhen? Ach Alkmene!
Auch der Olymp ist öde ohne Liebe.
Was giebt der Erdenvölker Anbetung,
Gestürzt in Staub, der Brust, der lechzenden?
Er will geliebt seyn, nicht ihr Wahn von ihm.
In ew'ge Schleyer eingehüllt,
Möcht' er sich selbst in einer Seele spiegeln,
Sich aus der Thräne des Entzückens wiederstrahlen,

u. s. w. Am meisten wird noch Jupiter mittelbar, nämlich durch die Ahndungen der Alkmene, dass ihr in der Nacht ein Unsterblicher in der verklärten und erhöheten Gestalt des Amphitryon erschienen sey, als Gott dargestellt; aber als ein solcher erscheint er gleichwohl eigentlich erst am Schlusse des letzten Acts, und man könnte demnach sagen, dass der deutsche Dichter den französischen in dieser Rücksicht, *der That und Wirklichkeit nach*, nicht übertroffen hat. Hn. Hn.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Fiametta.* Aus dem Italiänischen des Boccaccio übersetzt von *Sophie Brentano.* 1806. 382 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Dieses in der neueren Zeit ganz unbeachtet gebliebene Werk des Boccaccio hat *Friedrich Schlegel* zuerst der unverdienten Vergessenheit entrissen, und in der Kürze den seltenen Werth und die Eigenthümlichkeit desselben so treffend dargelegt, dass wir uns begnügen dürfen, seine Schilderung herzusetzen. Nach der historischen Notiz, dass die unter dem sprechenden Namen Fiametta vor allen anderen verherrlichte Geliebte eigentlich Maria hiess, und eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Grosen daselbst, und Schwester und Freundin der Königin Johanna war, deren unglückliches Schicksal sie theilte — wird *im zweyten Bande der Charakteristiken und Kritiken*, das Kunstwerk selbst auf folgende Weise charakterisirt: „Dieses herrliche Denkmal, das Boccaccio auf den Gipfel seiner geistigen Kraft den Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte, ist eine in mehreren Büchern abgetheilte, soll ich sa-

gen Rede oder Erzählung, worin Fiametta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Diess ist jedoch nur der Anfang; den gröfsten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen dennoch wieder Hoffnung fasst, wie diese immer höher steigt, und endlich nahe dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es ist so gut wie keine äufsere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist gross und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe, alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer, verborgener Gluth. Verschmäht ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen."

Was die Übersetzung betrifft, so ist sie dem Sinne und Geiste des Originals angemessen, und giebt im Ganzen alle Schönheiten und Eigenheiten desselben getreulich und ohne Zwang wieder. Hin und wieder, wo die Rede etwas zu wortreich oder anstösig wird, oder mit Anspielungen auf die alte Mythologie zu freygebig ist, hat die talentvolle Übersetzerin sich kleine Auslassungen mit Recht erlaubt. Als Probe der Übertragung mag folgende Stelle dienen, welche in der Urschrift also lautet:

„*Oimè, che Amore, siccome ora in me usa crudeltà non udita, così nel pigliarmi, nuova legge, dall' altre diversa, gli piacque usare. Jo ho più volte udito, che negli altri li piaceri sono nel principio levissimi; ma poi da' pensieri nutricati, aumentando le forze loro, si fanno gravi. Ma in me così non avvenne: anzi con quella medesima forza ni entragono nel cuore, che essi vi sono poi dimorati e dimorano: amore di me il primo di ebbe interissima possessione. E certo così, come al verde legno, che malagevolissimamente riceve il fuoco, ma quello ricevuto, più conserva, e con maggior caldo; così a me avvenne. Jo avanti non mai vinta da alcuno, che mi piacesse, tentata da molti, ultimamente vinta da uno, arsi e ardo, serbai e serbo, più che altra facesse giammai, il preso fuoco.*"

„Warum musste die Liebe nur gegen mich mit unerhörter Grausamkeit verfahren! Warum einen Gefallen daran finden, nach neuen Gesetzen mich zu beherrschen? Denn mehr als einmal habe ich sagen hören, die Liebe sey anfänglich kindisch und unbedeutend, nur durch die Phantasie genährt und mit Kräften ausgerüstet, werde sie erst stark und bedeutend. Aber wie anders ist sie mir erschienen! mit siegreicher Gewalt erfüllte sie im ersten Moment mein Herz, und erfüllt es noch; vom ersten Augenblicke an ward sie unumschränkte Gebieterin meines ganzen Wesens. Ergangen ist es mir wie frischem Holz, das schwer und mit Widerstand Feuer fängt, aber wenn es einmal entzündet ist, es länger und mit stärkerer Glut fest hält." — Leicht liessen sich einige Nachlässigkeiten in der Übertragung nachweisen. So z. B. heisst es S. 50: „Und so verlasse ich dich, freudig und seiner Liebe gewiss;" wo nach dem Originale es heissen sollte: und darum gieb dich froh und vertrauensvoll seiner Liebe hin. (*e perciò lieta e secura nel suo amor t'abbandona.*) Allein diese kleinen Unrichtigkeiten thun dem Ganzen, da ihrer nur wenige sind, keinen Eintrag. D. F.

Paris, *Alphonsine* ou la Tendresse maternelle. Par *Madame de Genlis*. Tome I. XXVI und 334 S. Tome II. 304 S. Tome III. 329 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Mit diesem Romane tritt die Frau v. G. in das Fach zurück, dem in früheren Zeiten ihre schriftstellerischen Bemühungen gewidmet waren. Sie irrte eine Zeitlang im Gebiet der Geschichte, und lieferte biographische Portraits, die den Kenner unbefriedigt liessen, und den lüsternen Leser nicht sehr ergötzten. Es schien ihr schwer zu werden, Haltung in die Charaktere zu bringen, die das Leben ihr vorgeschrieben, über welchen ihre eigene Phantasie nicht gebrütet hatte. Daher die schielenden Anwendungssätze, von ihr selbst aus den gelieferten historischen Romanen gezogen; gleich als müsste jedes aufgestellte moralische Bild zu einem allgemeinen Muster dienen. Da sich indessen die Vf. nicht von der überhand genommenen Idee loswinden kann, dass alles, was sie schreibt, in pädagogischer Hinsicht belehrend seyn solle: so thut sie immer am besten, ihre Fabel aus einem moralischen Satze zu spinnen. Was den Charakteren dabey an Freyheit der Conception abgeht, das gewinnen sie für die meisten Leser durch eine feine Behandlungsart und wohl angebrachte Züge aus der wirklichen Natur wieder. Von dieser Seite betrachtet, kann man die Alphonsine leicht eins der besten Werke, vielleicht das beste, der Frau v. G. nennen.

Wie eigen und sonderbar auch die Situation seyn möge, worin der Hauptcharakter dieses Romans, Diana, Alphonsinens Mutter, erscheint, um das Bild der Mutterliebe, worauf es der Vf. ankam, allmählich zu entwickeln, und in seinem schönsten Glanze zu zeigen: so kann man doch nicht behaupten, dass sie ganz unwahrscheinlich und gleichsam mit Gewalt herbeygeführt sey. Freylich war ein so scheusslicher Bösewicht und abgeschmackter Narr, als der Graf von Moncalde, nothwendig, um Dianen in den seltsamen Stand zu versetzen, wo sie, fast ganz ohne Beyhülfe von aussen, die höchste Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur darlegt. Er contrastirt aber so hart mit seinem Gegenbilde, dass man, gerade dieses Contrastes wegen, an der Möglichkeit seiner Natur während dem Lesen zweifelt. Er wird nach Verdienst gestraft; die Furien rächen sich schrecklich an ihm. Doch hätte man dieses ekelhafte Opferthier an einem so heiligen Orte lieber gar nicht erblickt. Verzeichnet ist übrigens sein Charakter so wenig, als irgend einer in diesem Roman. Auch die unbedeutendsten

Personen bleiben sich gleich; die Vf. hält ihren Pinsel fest. Zur Bestätigung dieses Urtheils braucht man nur die Herzogin von Olmas und den M. Antonio anzuführen. Die erste wird so charakterisirt: „*Quand on la connoissoit personnellement, on ne trouvoit en elle qu'une extrême médiocrité; quand on la jugeoit sur ses actions, on admiroit sa sagesse. C'est que le respect pour les bienséances, l'estime de toutes les conventions sociales, l'intime persuasion qu'elles sont raisonnables, forment les conduites parfaites; et ces utiles sentimens ne fournissent en général dans la conversation que des lieux communs, tandis que les opinions contraires paroissent presque toujours piquantes.*“ Wie durchaus richtig! Und aus diesem Verhältnifs gehen alle Reden und Handlungen der Herzogin von Olmas hervor, ohne sich je zu verleugnen.

Alphonsine, das wunderbare Kind, zeigt sich in allen Lagen des Lebens, als das von ihrer Mutter dazu erzogene Muster reiner Einfalt, Tugend und Religiosität; doch mit einer etwas starken Zumischung von Aberglauben. Diese geht so weit, dass sie, bey einer Seefahrt, nicht anders, als mit einem eingesegneten Schiffe reisen will. Dieser Zug grenzt ans Lächerliche; vielleicht hat die Frau *v. G.* dem Geiste der Zeit damit fröhnen wollen.

Die Rettung Dazeli's aus dem unterirdischen Kerker bey Cadix, und der daraus entsponnene Liebeshandel mit einer modernen Circe, ist wahrhaft komisch, und dient zu einer ergötzenden Episode. Nur hätte die Vf. ihn nicht müssen in jenem Kerker vier ganze Monate schmachten lassen, ohne ihm andere Nahrung, als Brod und Wasser, zu reichen. Dabey kann man nicht schön bleiben; dabey kann man nicht einmal leben.

Von den häufig eingestreuten Bemerkungen und Maximen, besonders den Tact betreffend, der beym Verkehr mit dem anderen Geschlechte angewandt werden muss, zeichnen wir z. B. folgende aus. „*On ne doit jamais dérouter l'imagination des femmes; il est moins dangereux de blesser leur coeur que de refroidir leur tête.*“ Und: „*Des louanges méritées, données à propos, une justice rendue par une personne d'un grand caractère, calmeront toujours, en dépit de plus puissans intérêts, la colère et le ressentiment d'une femme.*“ Über die Deutschen, von denen man im Auslande noch das Vorurtheil hegt, dass sie ehrlich, freymüthig, plump von Sitten, und dem Trunk ergeben sind, sagt Frau *v. G.* „*Il n'y a pas plus de franchise à Hambourg, à Vienne, à Berlin, que dans les autres pays policés; on ment et l'on trompe là comme ailleurs; on s'y enivre infiniment moins qu'en Angleterre; l'esprit et la finesse y sont peut-être trop raffinés, et en général les Allemands sont d'une politesse excessive.*“

Ohne den Plan der Fabel zu verrathen, wozu kein Rec. bey einem Werke der Einbildungskraft befugt ist, glauben wir jetzt genug gethan zu haben, um diesen interessanten Roman zur Durchlesung, besonders für Frauenzimmer, zu empfehlen; zumal da auch die Sittlichkeit in demselben nirgends beleidigt wird. Zu einem Meisterstücke der Kunst wollen wir ihn damit nicht erheben, wie der Übersetzer, dessen Arbeit schon 1806. No. 275 in dieser Lit. Zeitung angezeigt worden ist.

Dvl.

1) Berlin, b. Schöne: *Die zwölf schlafenden Jungfrauen.* Romantisches Schauspiel mit Gesang in vier Acten. Für die berliner Bühne umgearbeitet von *Julius von Voss.* Mit einem Kupfer, (welches Dem. Mebus die ältere und jüngere darstellt.) 1805. 116 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebend.: *Der Bankerott.* Posse in einem Act, nach einem Canefass des Federici. Von *Julius von Voss.* 1805. 48 S. 8. (4 Gr.)

Auch in diesen Producten, wie in andern anderer Gattung von demselben Verfasser, erkennt man den Mann von Geist. Er nimmt die Welt, wie sie ist, treu und nicht ohne Gemüthlichkeit in sich auf, und die (guten und bösen) Kinder dieser Welt können in seinen Darstellungen, wie in unangelaufenen Spiegeln, sehen, wie sie sind, was sie sind. N. 1 ist eine Umarbeitung der *Henslerischen* Jungfrauen, die für die berliner Bühne nicht passten. Den Plan hat Hr. v. *Voss* ganz verändert: die Musik und der Text dazu sind beybehalten, jedoch ist an letzterem, so gut es gehn wollte, gefeilt. Das Stück hat, „der schönen Anordnung und der vielen jugendlichen Gestalten wegen,“ vortheilhaft gewirkt: wenn wir endlich einmal Frieden haben, wird es, des Friedenjubels wegen, von der Bühne herab noch mehr Effect machen. Den ästhetischen Werth seiner Arbeit schlägt der Vf. selbst sehr bescheiden an; doch ist hier mehr, als *Hensler* und *Spiess.* Der Ritter (Held des Stücks) ist und bleibt, bey aller seiner terenzischen Humanität, ein Mann, gelangt zum Ziele, und erweckt, wenn auch nicht die bekannte Jungfrau auf der Karte, doch zwölf andere, wackere Mädchen, die schon eine gute Zeit um der Sünden ihres Vaters willen büssen, zu neuem Leben und Frieden mit sich selbst: und die naive Müllerstochter ist in unseren Heuchel- und Schmeichel-Zeiten eine wohlthuende Erscheinung. Freylich, wenn die Müllerinnen von vierzig bis funfzig Jahren sogar schon vom Geist der Coquetterie besessen sind, so sieht es übel aus: jedoch wird es besser gehen, als man denkt, wenn der gute Genius gegen den bösen Dämon immer so viel Donner und Blitze in der Gewalt hat, als hier, und wenn sich alle Soldaten, die nicht bloss essen und trinken, sondern auch plündern und entführen wollen, so sehr vor dem Teufel und seinen Werken fürchten, als die Kriegsleute dieses Stücks.

No. 2 ist eine ganz possirliche Posse. Den Banqueroutiers wird sie wohl nicht gefallen, aber desto mehr denen, die dafür, dass sie von diesen Menschen ausgezogen sind, sich doch auch einmal über sie auslachen wollen. Lache indess niemand zu früh, und ehe er das Stück kennt! Denn es geht nicht allein über die mercantilischen Banqueroutiers her, sondern auch über die literarischen, theatralischen und politischen.

GL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Schmidt: *Eingetroffene Weissagungen* und *prophetische Irrthümer der Herren Archenholz, Bülow und Fr. Buchholz mit neueren Ansichten der Zukunft*, von *Julius von Voss*, vormals Lieut. in königl. preuss. Diensten, Ritter vom Verdienstorden. 1807. 67 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas.: *Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preussischen Staats zu thun?* Eine kriegskünstlerische Untersuchung, von *Jul. v. Voss.* 1807. 60 S. 8. (8 gr.)

3) Ebendas.: *Fragmente über Deutschlands Politik und Kriegskunst*, in Blicken auf Vergangenheit und Gegenwart, von *Jul. v. Voss.* 1807. 226 S. 8. (1 Thlr.)

No. 1. Statt der Vorrede drey Verse aus Schillers Cassandra. Sodann werden *Archenholz* Irrthümer auf vier Seiten abgefertigt. Der Vf. tadelt, dass Hr. *A.* gegen seine in früheren Zeiten gegebene Ansicht über die Kriege zwischen Franzosen und Deutschen, in den Jahren 1805 und 1806 den preussischen Armeen glückliche Erfolge prophezeiht habe. Er bemerkt darauf sehr richtig, dass nicht den taktischen und strategischen Fehlgriffen *allein* die Schuld der unglücklichen Ereignisse beyzumessen sey, die wir erlebt haben, sondern, „dass schon vor der Schlacht vom 14 Oct. in der Armee etwas gelegen haben müsse, das den Vorwürfen der Geschichte nicht entgehen wird." —

Die Betrachtungen über die Aussagen des Hn. *v. Bülow* nehmen einige dreyssig Seiten ein, welches nicht schwer war, da der Auszug aus einer Schrift desselben fast die Hälfte der Seitenzahl erfüllt. Seltsam genug will Hr. *v. V.* das Publicum überreden, dass Bülow 1801 die Operationen von 1806 auf ein Haar vorausgesagt habe. Zwar redet Bülow in den angeführten Stellen: „von drey französischen Kolonnen, die den Rhein nördlich von Frankfurt passiren mussten; er erwartet den glücklichen Erfolg des Kriegs für die Franzosen lediglich von der aus Holland vordringenden stärksten Kolonne, und spricht einer vierten Nebenkolonne, welche Operationen durch Franken längs der Saale einschlagen dürfte, unbedingt das Gelingen ab;" — dennoch stimmt ihm das Geschehene mit dem Gesagten aufs genaueste überein, und die etwanigen Variationen sind nicht sehr bedeutend, und liegen in den veränderten Umständen. — Jeder gebildete Soldat wird einräumen, dass Hr. v. Bülow neben vielem Schlechten und Missbegriffenen manches Gute gesagt hat, und dass er in dem kleinen Kreise eigentlich *militärischer Schriftsteller* sich weit genug obenan gesetzt hat; aber es würde einen geringen Grad eigener Cultur dessen beweisen, der die Werke des Hn. v. B. „wie ein Sanskritt (S. 28) verehren" könnte.

Nach der Schlacht von Jena, schlägt Hr. *v. V.* (S. 4) vor, hätte man mit den Trümmern der geschlagenen Armeen, statt über die Elbe zu gehen, sich irgendwo im Braunschweigschen sammeln, und eine verwegene Diversion nach der holländischen Grenze unternehmen sollen. — S. 8 wird bemerkt: „Zum Gleichgewichte gehöre ein Wagepunct, und beym europäischen Gleichgewichte müsse er in Deutschland seyn." — Sein Rath an Deutschland für die Zukunft ist (S. 40): — Busse, weisliche Fügung in eine Abhängigkeit, die zu vernichten, wir doch einmal zu kraftlos sind; — es giebt keinen *Entwurf* mehr, zu einem Bunde wider Frankreich, der haltbar wäre." In dem Abschnitte, *Fr. Buchholz*, wird auf den neuen Leviathan verwiesen, die Wichtigkeit von Domingo ins Auge gerückt, der ganze Krieg zwischen Frankreich und Europa als ein Krieg zwischen den beiden „*Erznationen* (England und Frankreich) dargestellt, den die übrigen *Alltagsnationen* mit fühlen müssen, — zu dem Buchholzischen Friedenstractat, noch ein dreyzehnter Artikel: die Wiederherstellung von Polen hinzugefügt. — Zum Beschluss der Vorschlag: nach den Gefechten von Schlaitz und Saalfeld die Armee zu theilen, und bey Magdeburg und Dresden verschanzte Lager zu beziehen. „Wenigstens meint Hr. *v. V.*, hätte man doch dadurch das kleinste Übel, einen leidlichen Frieden erzielen können."

No. 2. Obschon sich Hr. *v. Voss* gleich S. 2 bescheidet, bloss die Frage zu beantworten, was nach dem 14 Oct. *abgesehn von Niederlage und Flucht*, zu thun war: — so scheint doch der eigentlichere Zweck dieses Schriftleins zu seyn, dem Publicum darüber die Augen zu öffnen, dass er, der Vf., ein abgedankter Offizier, ganz unschuldig an dem Unglück der preussischen Monarchie sey. In dieser Privatspeculation will ihm Rec. nicht hinderlich seyn. Ausser einigen guten Reminiscenzen aus dem beym Ing. Major *Müller* genossenen Unterrichte über Befestigung und Anstauung der Nude und Notte, und dem Beweise, dass der Herzog Eugen, statt bey Halle geschlagen zu werden, sich hätte über die Elbe zurück ziehen und sämtliche Brücken zerstören müssen, wird dem Leser der bis zur Drolligkeit sinnreiche Vorschlag nicht entgehn, „wie man von Halle aus eine reitende Batterie hätte detaschiren, die vor dem weissen Thore von

Dresden auffahren, und (im Angesicht der drey Bataillon starken Garnison) die grosse steinerne Elbbrücke hätte einschiessen müssen. Das sind (freylich!) rasche Mittel." —

No. 3. Der Vf. nennt sich aus eignem Antriebe in der Vorrede einen *Unbedeutenden*, der nicht erwarten dürfe, sein Opfer geachtet zu sehen. Diese Bescheidenheit verdient nicht nur ein geziemendes Lob, sondern sie rechtfertigt ihn auch zu gleicher Zeit, wenn seine Schrift nicht bedeutender geworden. Das Ganze ist in zwölf Kapitel getheilt, die folgende Überschriften führen: 1) deutsche Weisheit; 2) deutsche Nichtweisheit; 3) fehlt; 4) Trennung; 5) das Jahr 1790; 6) Vertauschung des herzbergschen politischen Systems; 7) Pillnitz. — Bündnifs mit Österreich; 8) baseler Separatfrieden; 9) polnische Theilung; 10) Revolution der Kriegskunst; 11) Bund gegen Frankreich 1799; 12) Bund von 1805. In einer Anzeige des Verlegers wird ein zweyter Theil der Fragmente angekündigt, der die Ansichten des Vfs. über die neuesten Zeitereignisse enthalten soll. Das erste Kapitel ist blofs vorhanden, damit das zweyte ohne Anstand seinen Anfang nehmen könne. In diesem zweyten ist die Rede von politischer — religiöser — merkantilischer — militärischer Nichtweisheit Deutschlands. Zuerst werden unsere Väter angeklagt, dass sie nicht bey Zeiten an Selbstständigkeit und Ordnen der Kraft gedacht, und den Mangel an Übereinstimmung einreissen lassen, zu einer Zeit, da die Gefahr noch leicht abzuwenden war. (Wenn uns Hr. v. V. doch die Zeit nennen wollte, in der seine Evolution, welche er statt der Revolution anpreist, so *leicht* auszuführen gewesen wäre!) Der Deutsche müsse erst nach dem Auslande gemodelt werden, auf dass seine natürliche aber unterdrückte glückliche Anlage sich offenbaren könne. Zum Beweis führt er Friedrich, Gluck und Moriz von Sachsen an, die erst etwas geworden, nachdem sie sich französirt hätten. Unter religiöser Nichtweisheit versteht Hr. *v. V.* die Duldung zweyer herrschenden Religionen, und vornehmlich der katholischen, der er von Herzen gram zu seyn scheint; unter merkantilischer Nichtweisheit das Dulden der englischen Herrschaft zur See, und das Versäumnifs, sich mittelst einer Contingentalflotte grosse Kolonien in Westindien zu erwerben. Die militärische Nichtweisheit soll das Regiment führen seit Arminius und jenen Zeiten, da man *über* die vorgehaltenen Spiefse in die feindliche Linie einsprengte. Wittekind mit Thassilo, dem Hunnen Tudun und dem longobardischen Desiderius vereint, hätten Charlemagne (den H. *v. V.* nicht zu den Deutschen zu zählen gesinnt scheint) überwinden können, und mit dieser kriegskünstlerischen Klugheit wäre auch die Verweigerung gegen die neue Religion verbunden gewesen, wir hätten unseren alten Mythus gerettet, der den Denker endlich doch auf den Theismus würde geleitet haben. — In dem Kapitel Trennung wird Friedrich II. zur Last gelegt, dass er sich nach dem Aachner Frieden nicht mit Oesterreich in Deutschland getheilt habe. Sein Nachfolger hätte es 1790 durch eine Operation auf Wien und Riga noch nachholen, sich früher oder später ganz Deutschland unterwerfen können. Allein er vernachlässigte die drey elementarischen Stoffe, durch deren glückliche Mischung sich der preussische Aar allein kräftig und jugendlich erhalten kann. Sie heissen — merkt auf des Unbedeutenden Wort, Bedeutende! — Ehre, Licht, *Lex parsimoniae*. — Friedrich Wilhelm II. vertauschte die Tendenz des Staats auf eine unglückliche Weise. Er führte das Lohnen des Verdienstes ein (auch H. *v. V.* erhielt von ihm den Verdienstorden) worin so unendliche Gefahr für den Geist des Ganzen liegt. — Die Anciennetät ist ohne allen Streit das bestmöglichste Motiv zum Befördern des Kriegsgeistes (S. 82). Zwar rückt auf diese Weise nur ein Greis zum Feldherrn empor, aber versuchts nur, noch jugendlich kräftige Greise zu erziehn. (S. 89.) — Das Verdienst, das unselige Verdienst, zerrüttet die Heere Oesterreichs. (S. 87.) — Auch das Licht glaubte Friedrich Wilhelm bekämpfen zu müssen. Die Halbwahrheiten: positive Religion muss die Moral stützen, die Tugend ist das Kind der Religion u. s. w. bestechen. O ja, der reinen wahren Religion ist nicht Verehrung genug darzubringen, aber Philosophie selbst gebe uns diese Verehrung. Thun es Priester (symbolische) so wird die Religion unrein und unwahr. (S. 92.)" — In dem Abschnitte Pillnitz hat es H. *v. V.* vorzüglich mit dem General Bischofswerder zu thun, „der seine schwache Urtheilskraft schon dadurch an den Tag legte, dass er für das Fussvolk eine Art Hüte in Vorschlag brachte, welche nützlich seyn sollten, doch in Rücksicht der Form grossen Ungeschmack verriethen. All das Übel, in und ausser Deutschland, seit 1792, heisst Pillnitz. — Es lässt sich überhaupt in Europa nichts antipodischeres finden, als Österreicher und Preussen. Hätte Hr. v. B. eine wahrhaft grosse Idee aufzufassen vermocht, so musste er die beiden Fürsten aufmerksam machen, dass jetzt der Zeitpunct sey, das sogenannte heilige römische Reich ohne Hindernifs über den Haufen zu werfen, und ein Süd- und Nord-Deutschland zu erschaffen." Armes Deutschland! — Der Herzog von Braunschweig wird der edle Guelfe, der ehrwürdige Fürst genannt. Aber freylich in der Zeit, als die Fragmente geschrieben wurden, war dieser hochherzige Mann noch am Leben, und für die Lebendigen hat Hr. *v. Voss* nur Lobsprüche in Bereitschaft. Doch auch die Todten werden nicht ganz übersehn. „Robespierre hiess der Mann, der zum Rettungsgeschäft Frankreichs ausgestattet war. Er war Feldherr der Feldherrn. Was vermochte auch Carnot ohne Robespierre! Hätten die Franzosen den Muth gehabt, ihn zehn Jahre an der Spitze der Geschäfte zu dulden, wer zweifelt, dass London längst erobert wäre (S. 138). — Die Revolution in der Kriegskunst aber beginnt eigentlich erst von der Zeit, da Berenhorf einen jungen Mann von sehr seltener Geisteskraft und Eigenthümlichkeit impulsirte, der ein tiefer Geometer war, und die Ursache mit schöpferischer Klarheit auszusprechen wusste;"

Hr. v. Bülow wird nämlich gemeint. Also der Herzog von Braunschweig, Robespierre und Bülow sind die Helden des Hn. *v. Voss!* Ein würdiges Tribunal, zu dessen Füssen Hr. *v. Voss* wohl thun wird, seine Schriften niederzulegen. Dennoch steht nach Hn. *v. Voss* der Begriff der Kriegskunst noch immer nicht philosophisch fest, und er ist daher so mitleidig, uns einige Blicke in *seine* Philosophie der Kriegskunst thun zu lassen, die wir ohne Gefahr für unsere Augen wagen dürfen, denn geblendet wird man dadurch weiter nicht. Wir besitzen bereits über diesen Gegenstand von ihm ein eigenes früheres Werk, das enthielt aber nur Beyträge, hier werden die Grundlinien gezeichnet. „Das Organon zerfällt in drey Kategorieen: Kriegerisches Gemüth, strategische Leitung und Gefechtkunst." Um das kriegerische Gemüth zu erzeugen, wird der *Fanatismus der Ehre* angepriesen, der weder von religiöser, noch politischer Form abhängt. Zur strategischen Leitung werden die beiden Intelligenzen gerechnet, eine die im Kabinette den Krieg beschliesst, und die, welche die Finanzkraft des Staates verwaltet, und die Bedürfnisse zum Krieg liefern muss (vielleicht der beste Gedanke im ganzen Buche). Von der stricten Beobachtung der Anciennetät kann die Philosophie der Kriegskunst nicht lassen, obschon sie den Vortheil einräumt, der den französischen Heeren durch ihre Jugendlichkeit zuwächst. An diesen Heeren weiss überhaupt der Vf. nichts zu tadeln, als dass sie keine Zelter bey sich führen. Für einen, der selbst Zelter erfunden hat, ist diess Urtheil gewiss sehr consequent. S. 201 wird der germanische Kolosss ermahnt, zu wollen, damit ihn die eigene Kraft zur herkulischen Stattlichkeit erhebe. Also keine Busse mehr, wie in No. I gerathen ward? — „Im Jahre 1799 (heisst es S. 209), blieb für Preussen das Weiseste: Erhaltung der Neutralität um beym künftigen Frieden kräftig mitzuwirken; nichts, was es hätte thun können, wäre so vorzüglich gewesen, als das, was geschah. Es sey denn, Österreich hätte an den König von Preussen einen Bothschafter mit einem Vorschlag gesendet, dessen Hauptinhalt folgender war: „Der Kaiser ladet Ew. Majestät ein, die nördliche Hälfte Deutschlands in Besitz zu nehmen, dasselbe will er mit der südlichen thun. Anständige Domänen bleiben den Fürsten für ihre Geschlechter zurück. Das Project wird möglichst geheim gehalten, und in demselben Zeitpunkt mit aller erforderlichen Energie ausgeführt. Dann operiren beide Theile gegen Frankreich, um die deutschen Lande jenseits des Rheins zurück zu erobern!" „Würde, fährt Hr. *v. Voss* fort, der König von Preussen, dieser kriegerische, aufgeklärte Monarch, diesen Bund wohl zurückgewiesen haben?" „Auch 1805, schliesst das ganze Buch, musste man den König von Preussen zu gewinnen wissen. Es gab dazu Mittel, wir haben sie oben (S. 209 nämlich) berührt."

Nach der Mittheilung dieses vollständigen Auszugs glaubt sich Rec. alles ferneren Urtheils überhoben. Vielleicht dürfte man ihn einer zu grossen Ausführlichkeit und Aufmerksamkeit anklagen; allein es giebt Schriften, die, nicht ihres Gehaltes, sondern ihrer Tendenz wegen, eine sorgfältigere Beachtung verdienen, als sonst Vergnügen macht. Oa.

Ohne Druckort: *Schlesien ehedem und jetzt.* Eine Zeitschrift. Herausgegeben von *Oelsner* und *Reiche.* Eilftes und zwölftes Stück. 1806. 829 — 987 S. 8.

Es liegt nicht in dem Plane unserer A. L. Z., alle und jede Journale zu recensiren, weil durch eine unschwere Inhaltsanzeige der einzelnen Aufsätze, welche ein Journal befasst, der Raum für wichtigere wissenschaftliche Werke, deren Beurtheilung uns obliegt, allzu sehr beengt werden würde. Allein ein so merkwürdiges Journalheft, als das vorliegende, welches die *Berennung und Belagerung von Breslau in den Monaten November und December 1806 und Anfang 1807* zum Gegenstande hat, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Einfach, aber gerade dadurch sehr interessant, ist die Erzählung von dem, was innerhalb der Wälle von Breslau vorging. Von der militärischen Geschichte dieser Berennung und Belagerung ist nur so viel angeführt, als der Vf. erfahren konnte, und gerade zur Geschichte der unglücklichen Stadt gehört. Gegen 600 Häuser ihrer Vorstädte sind unbewohnbar geworden, und 10 bis 12,000 in die Stadt geworfene Bomben und Granaten und glühende Kugeln haben wenig Häuser ganz verschont. Der Schaden, den Canonaden und Bombardement angerichtet haben, wird auf 4 Millionen Thaler angeschlagen. 62 Menschen beiderley Geschlechts sind dabey erschlagen, 71 verwundet worden. Wahrscheinlich hat die Besatzung nicht viel mehr verloren: denn es scheint dass die Belagerer wenig auf den Wall geschossen haben, (so wie diess überhaupt bey den Belagerungen aller schlesischen Festungen der Fall gewesen ist,) und wegen Unsicherheit der Garnison konnten keine Ausfälle gemacht werden. Nach 25tägig eröffneten Tranchéen und 50,000 von den Wällen geschehenen Schüssen aus dem Geschütz ist auch der Verlust der Belagerer, (so weit er bekannt geworden,) ziemlich unbedeutend. Ausser der neu erfundenen Brücke, mittelst leerer mit Bohlen belegter Fässer, und dem inneren Bau der Batterien von Seiten der Belagerer, scheint die Belagerung gar nicht militärisch wichtig. Da sie aber für die Stadt so merkwürdig ist, und diese leider die Spuren davon noch lange tragen wird: so ist ein so genaues Tagebuch der Begebenheiten sehr schätzbar, und möge zugleich die vielen durch den Krieg unglücklich gewordenen lehren, ihr Schicksal leichter zu tragen. Denn es giebt doch noch grösseres Unglück als sein Vermögen verlieren, wie es die unschuldigen Bürger Breslaus erfahren haben, bey denen sich zum Verlust ihres Vermögens noch die Zerstörung ihrer Wohnungen, ihrer Gliedmassen gesellte. Und so mancher Familie sind durch einen unnatürlichen Tod noch Glieder derselben geraubt worden. Denn die Angst, der Aufenthalt in ungesunden Gewölben, hat vom Januar bis zum April noch eine ausserordentliche Sterblichkeit veranlasst. —

So wie der Vf. durch seine Erzählung, aus der durchaus der ungekünstelte Ton der Wahrheit spricht, einnimmt, so viel Besonnenheit zeigt er dadurch, dass er gegen das Ende seiner Erzählung die Belagerungen von Prag und Dresden, erstere von 1757, letztere von 1760 erwähnt.

Die *gewöhnlichen* Erzähler einer grosen aber unglücklichen Begebenheit, (die sie selbst erlebt haben, glauben es zur Spannung des Interesse nothwendig, sie als einzig in ihrer Art zu schildern. Der Vf. hingegen, nachdem er alles Unglück, das Breslau erfahren, treu aufgezählt hat, zeigt durch einen Auszug der Geschichte jener Belagerungen, dass Prag und Dresden *noch grössere Drangsale* erfahren haben, und zeichnet sich dadurch vor den gewöhnlichen Erzählern vortheilhaft aus. Es liegt auch ein menschenfreundlicher Trost für seine Mitbürger in dieser Rückerinnerung der Geschichte, da jedermann den jetzigen Wohlstand in Prag und Dresden kennt. Möchte der schätzenswerthe Vf. fortfahren, so eifrig für die Wahrheit zu arbeiten, in einer Zeit, da die Geschichte durch Leidenschaft und Berechnung von Privatvortheilen so vielfältig entstellt wird! ff.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Schmidt: *Der König in der Einbildung.* Knittelversposse, in drey Aufzügen. Mit einem Kupfer. 215 S. 1807. 8. (1 Thlr.)

Der Gegenstand dieser Posse ist ein junger Reichsgraf, der über den Verlust eines Städtchens, das sein Vater einem mächtigen Fürsten als Entschädigung abtreten musste, völlig den Verstand verloren, und nachdem man ihm die wahnsinnige Grille, die verlorne Besitzung mit gewaffneter Faust wieder zu erobern, ausgetrieben, sich nun bey Gelegenheit der neu errichteten Königswürden die fixe Idee in den Kopf gesetzt hat, dass er König sey. Von diesem Wahne ihn zu heilen, gehen die Freunde und Diener seines Vaters in die Idee des verrückten Grafen ein, und behandeln ihn in aller Rücksicht als wäre er König; sie treiben so lange ihr Possenspiel mit ihm, bis er, von einem Mohrenkönige besiegt und seiner eingebildeten Würde zu entsagen gezwungen, durch Angst und Noth wieder zu Verstande gebracht wird. Dieser Cur befleissigen sich die Spasmacher mit groser Umständlichkeit und auf eine so vollständig psychologische Weise, dass diejenigen, welche alles gern recht in der Ordnung und in einer verständigen Folge sehen, an dieser Farçe ihre grose Freude haben werden. Ja dieses schrittmäsige bedächtige Verfahren hat dem gescheuten Verfasser noch nicht hinlänglich zum Verständniss geschienen; damit jeder Umstand durchaus klar werde, und nichts zur Wahrscheinlichkeit fehle, hat er sich sogar die Mühe nicht verdriessen lassen, im zweyten Acte auf nicht weniger als zwölf Seiten den förmlichsten protocollmäsigen Bericht abzustatten, über jeden einzelnen Punkt des Plans und über jegliches Motiv. — Es läst sich erwarten, dass es in dieser Posse an mancherley Anspielungen auf die gegenwärtigen Begebenheiten nicht mangelt, und wir wollen, um doch einigermassen von der Manier des Autors einen Begriff zu geben, eine von den besten Stellen dieser Art hersetzen. Sie lautet so:

Man thut, Herr, seine Pflicht, man stellt sich hin als Held,
Und schwört: zu sterben eh', als feig sich zu ergeben;
Doch wenn der erste Schuss, der erste Schwerdstreich fällt,
Besinnt man sich geschwind, und rettet Haut und Leben.
Sonst freylich war, fürs Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
Des Helden höchster Ruhm; doch, seit Humanität,
Philosophie, die Welt, die Menschen cultiviren,
Heisst fechten auf den Tod, „den Mord organisiren!"
So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
Was kann humaner seyn? Traun gröser ist der Muth,
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.

Ha. Ha.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Maurer: *Merkwürdige Belagerung Magdeburgs im sechzehnten Jahrhunderte, als Gegenstück zu der im neunzehnten.* 1807. 96 S. 8. (8 gr.) Es ist allerdings interessant zu sehen, wie sich dieser oder jener Ort von denen, die im neuesten Kriege wiederum merkwürdig geworden sind, zu anderen Zeiten, unter anderen Umständen und Verhältnissen auch anders benommen hat, und es verdient daher dieser Auszug aus der Geschichte des 16 Jahrhunderts wohl gelesen und beachtet zu werden. Der Vf. hat sich aller Vergleichungen mit der neuesten Belagerung enthalten, und daran wohl gethan, da die damals und jetzt obwaltenden Umstände so verschieden sind, dass sich nicht wohl eine Parallele ziehen läst. Die Stadt hielt sich über 13 Monate lang mit einer etwa 4000 Mann starken Besatzung gegen eine Reichsarmee von 20000 Mann; allein die Stadt war mit Geschütz, Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln im Überfluss versehen, sie focht für ihr eigenes Wohl und Weh, die Belagerungskunst war noch in groser Kindheit, und die Belagerung ward mit so wenigem Eifer betrieben, dass zwey Thore der Stadt während der ganzen 13 Monate den Tag über offen standen, dass die Magdeburger Gärten und Felder bebauen, und ruhig das Vieh auf den Elbauen weiden konnten. Aber gewiss verdient die standhafte Ausdauer, mit der die Belagerten allen Drohungen und Angriffen begegneten, alle Bewunderung und Nacheiferung. Nachdem am 8 Jan. 1551 unter den Grafen Vollrath und Johann von Mansfeld, und dem tapferen Obersten Heideck, 4000 Mann zu Fuss und 300 Reiter, die zum Entsatz von Magdeburg bestimmt gewesen, in der Gegend von Verden kapitulirt und die Waffen gestreckt hatten, hielt sich die Stadt noch bis zum 4 November, wo sie unter ehrenvollen Bedingungen sich an den Kurfürsten Moriz von Sachsen ergab. O2.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über die Ursachen des unglücklichen österr. Feldzugs in Deutschland* im J. 1805, von einem aufmerksamen Beobachter. 1806. 80 S. 8. (8 gr.) Diese Schrift empfiehlt sich durch den einfachen, leidenschaftslosen Ton, in dem sie geschrieben ist. Obgleich sie weder neue bisher unbekannt gebliebene Ursachen enthält, noch in eine ausführlichere Beschreibung der einzelnen Ereignisse eingeht: so wird sie der Wenigereingeweihete dennoch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. O2.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Gädicke: *Der Soldat als Beystand der Polizey oder Anleitung zur Kenntniss der Garnisonpolizey.* Nebst einem Anhange über Organisation und Pflichten der Bürgergarden, Bürger-Wachen oder National-Garden. Für junge Militärs und für solche, die mit der besonderen Garnisonpolizey, besonders in Kriegszeiten, unbekannt sind. Zweyte mit dem Anhange vermehrte Auflage. 1807. XIV und 281 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Gebhard u. Körber: *Beyträge zu einer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung und vollkommneren Ausbildung des Kriegs-Einquartierungs-Wesens*, von *Friedrich Siegmund Feyerlein*, b. R. L. 1807. XV u. 236 S. 8.

Es ist eine würdige Aufgabe, die Leiden gedrückter Quartierträger durch systematische Anordnungen zu mildern, und den Klagen, wovon gegenwärtig fast ganz Deutschland wiederhallet, möglichst abzuhelfen, sagt der Vf. in der Vorrede; und diese seine Schrift ist der erste vollständigere Versuch, die tiefgefühlten Schwierigkeiten des Einquartierungswesens zu erleichtern. Sie besteht aus einer Einleitung, aus den Beyträgen selbst, und aus einer Zugabe.

In der *Einleitung* „von der Natur des Kriegseinquartierungswesens und den eigenen Schwierigkeiten seiner theoretischen und praktischen Behandlung," vergleicht der Vf. hiervon handelnde römische Gesetze mit deutschen, und Versuche der Schriftsteller, insoferne jene, wie diese, einander entgegen sind. Es war uns sehr auffallend, hier unter den *Realisten*, d. h. denjenigen, welche die Einquartierung unbedingt für eine den Grundstücken allein aufliegende Last ansehen, *chronologisch* angeführt zu finden, *v. Stein* und *Vogt*. Wer die Dissertation von *Vogt* und die nach dieser ein Jahr später erschienene, vom K. und R. Kammergerichts-Assessor Freyherrn *v. Stein*, gelesen hat, weiss, dass jener die Einquartierung als *onus mixtum*, dieser aber hauptsächlich *gegen jenen* die reine Realität derselben vertheidigt hat.

Die *Beyträge* enthalten A) Grundsätze über den Begriff, das Wesen und die Behandlungsweise der Kriegseinquartierung — *a*) nach den römischen Verordnungen: diese charakterisiren die Kriegseinquartierung als ein *onus reale* — *β*) nach den deutschen, *aa*) nach den deutsch-reichsgesetzlichen: diese enthalten die Vorschriften: „ein Reichskreis solle dem anderen, der zuviel gethan habe, Beytrag und Vergütung thun," und „die Anlagen und Steuern zu dem Reichskriegswesen sollen allgemein seyn, und jeden für seine Person mit schonender Rücksicht auf die Armen treffen:" hieraus schliesst der Vf., die Kriegseinquartierung sey nach dem Geiste der deutschen Reichsgesetze ein *onus personale*. *Folgerecht* ist dieser Schluss keineswegs — ob etwa nach den Worten der Gesetze? könnte wohl noch zweifelhaft scheinen, da der Vf. durch *Besold* (*thes. pract. voce* „Einquartierung" *pag.* *m.* 242) zu erweisen glaubt, dass die Einquartierungslast, wie sie wirklich in neueren Zeiten die Natur einer des Kriegs wegen nothwendigen ausserordentlichen Besteurung durchgehends angenommen habe, schon in älteren Zeiten *Soldatensteuer* genannt worden sey; aber aus der *Absicht* der Gesetze geht der Schluss des Vfs. *gewiss nicht* hervor: denn alle deutschen Reichsgesetze sprechen unstreitig nur von Einquartierung der freundlichen Heere, wobey man an eine rechtliche Verbindlichkeit des Quartierträgers *zur unbezahlten Verpflegung* des einquartierten Soldaten wenigstens in älteren Zeiten gar nicht dachte, welche demnach *damals* nicht anders, als eine den Gebäuden aufliegende Last behandelt werden *konnte*. Mochte gleichwohl der Quartierträger dabey gehalten seyn, nebst Quartier und Bett auch *Licht* dem Soldaten unentgeltlich zu geben, so war man ja auch in den römischen Staaten hierzu schuldig, wie insonders *Fr. 6. §. 5. Dig. I*, 18 beweist; und doch beurtheilten die Römer die Einquartierung der freundlichen Heere als *onus reale*. *ββ*) Nach einer hochfürstlich primatischen, *γγ*) nach denen der Stadt Frankfurt am Mayn, *δδ*) nach einer preussischen: *γ*) nach französischen. B) Ältere und neuere Verordnungen über die Verpflegung und sonstige Behandlung der Kriegseinquartierung; namentlich die kaiserlich Ferdinandsche von 1640, die königlich schwedische von 1632, die der Generale *Tylli* von 1623, *Wallenstein* von 1629, *Wurmser* von 1759, *Massabeau* von 1800, eine kurmainzische von 1794, zwey vom Marschall *Augereau* und eine vom Divisions-General *Dejardins* durch den General *Rouyer*, von 1806. Hierauf folgt C) ein Entwurf zur Vervollkommnung des Kriegseinquartierungswesens für Frankfurt am Mayn und andere grosse Städte: *a*) Theorie der Grundsätze: 1) allgemein gültige regulative Grundsätze. Die Kriegseinquartierung *neuerer Zeit* (d. h. die mit Verköstigung der einquartierten Soldaten verbundene,) ist eine *gemischte Last*, welche die *Wohnungen* und das *Privatvermögen*, also die *Bequemlichkeit* und den *verhältnissmässigen Wohlstand* der Quartierträger zugleich afficirt, und zwar ohne Unterschied, ob die Kriegsvölker eingelegt werden zum *Rasttage*, *Durchzuge* oder *Stillager* (Garnison), ingleichen ob von *Freund* oder *Feind* die Rede ist. Von der hiernach begründeten allgemeinen Verbindlichkeit, jene ausserordentliche Last zu tragen, befreyt der Vf. nach älteren Analogien gewisse Personen *für immer und in jedem Falle*, andere nur im Falle der *einfachen* Einquartierung — jedem Quartierträger soll sein besonderer Antheil daran auf einem *eigenen* Zet-

tel zugetheilt werden — ehrbare Abfindungen und zeitige Befreyungen follen höchftens nur unter ganz befonderen überwiegenden Umftänden Statt finden — ohne Vorwiffen und Einwilligung des Quartieramts foll Niemand die ihm zukommende Einquartierung anderwärts unterbringen, oder auf feine Koften wo anders hinlegen dürfen. — Verträge über die Kriegseinquartierungslaft zwifchen den Quartierträgern gelten nur infoferne, als diefe nichts durch *Vertragsmäfsigkeit* ergültigen wollen, was fich nicht fchon *an fich* mit der *Rechtmäfsigkeit* verträgt; insbefondere find dergleichen Verträge immer nur von der *einfachen* und *gewöhnlichen* Einquartierung auszulegen, vorausgefetzt, dafs nicht darin *ausdrücklich* von der *doppelten* u. f. w. Einquartierung oder namentlich von *aller* und *jeder* Erwähnung gefchehen. — Amts - Officialen und Schreiber, welche durch abfichtliche Verletzung ihrer Pflichten die Quartierträger unrechtmäfsig befreyen oder befchweren, follen augenblicklich entfetzt und die Strafe der *Fälfchung* an ihnen vollzogen werden — was der reine Zufall den Quartierträgern mit und bey der ihnen zugewiefenen Einquartierung Gutes oder Böfes mitbringt, darf von der Einquartierungsbehörde abfichtlich zum Nachtheile eines Dritten durchaus nicht verändert werden. Das Schatzungsamt foll jeden Monat richtige Verzeichniffe der neuen Bürger und Beyfaffen, der ausgezogenen und verftorbenen, und der auf Erlaubnifsfchein in der Stadt wohnenden, auch das Curatelamt ein Verzeichnifs aller Pfleglinge liefern, indem auch diefe als junge Staatsbürger nicht gänzlich befreyt bleiben können. Die Berufungen, von unterrichterlich entfchiedenen Streitfragen über die Einquartierung an den höheren Richter können nur devolutiven, nicht fufpenfiven Effect haben. (Wir find in allen diefem, ausgenommen in Betreff der Verträge über Einquartierung, wovon unten bey Beurtheilung der Zugabe ein Mehreres, mit dem Vf. einverftanden.) 2) Claffification der Quartierträger und Gradation der Einquartierung der Quantität und Qualität nach. Alle Quartierträger find zu claffificiren, eigentlich nach einem richtigen Steuerftock, im Mangel deffelben nach der Notorietät ihrer Verhältniffe. Überhaupt find fie in drey Kategorien, und jede diefer drey Kategorien in drey Claffen einzutheilen. Die erfte Kategorie begreift *reich*, die zweyte *mittelmäfsig*, die dritte *arm*. Die *Reichen* find Reiche der erften Claffe, deren Perfon (nach Stand, Gewerb, Alter und Familie,) Vermögen und Wohnung zufammen die Einquartierungslaft zu tragen, vollkommen gefchickt find; Reiche der zweyten Claffe, deren Perfon und anerkannt grofses Vermögen zugleich für die Einquartierungslaft tauglich find; und Wohlhabende, deren Vermögen bekanntlich nach ihrem Stande, Aufwande und fonftigen Verhältniffen beträchtlich, und deren Wohnung ihren übrigen Verhältniffen angemeffen ift. Die *Mittelmäfsigen* find Mittelmäfsige der erften Claffe, welche aufser einem bekannten anfehnlichen Vermögen auch noch einen guten Nahrungszweig im Gange haben; Mittelmäfsige der zweyten Claffe, welche entweder ohne fonftiges Vermögen einen ergiebigen Erwerbszweig wirklich mit Erfolg betreiben, oder ohne diefen ein Capitalvermögen befitzen, deffen Renten einem folchen gleichkommen; und von geringen Befoldungen oder Penfionen lebende Beamte, Gelehrte oder fonftige Perfonen. Die Armen endlich find geringe Handwerker, die ohne eigenes Vermögen von ihrem Gewerbe ein angemeffenes Auskommen geniefsen; Dürftige (z. B. Taglöhner), welche nur von ihrem Erwerbe kärglich von Tag zu Tag leben können; und Arme, welche von Allmofen leben. Alle drey Kategorien bilden demnach neun Claffen. Diefer Claffification fügt der Vf. die Eintheilung der Einquartierungslaft in einfache, doppelte, dreyfache und aufserordentliche hinzu. Einfach ift fie, wenn nach der Anzahl der einzulegenden Soldaten auf die erfte Claffe vier Mann, auf die zweyte drey, auf die dritte zwey, auf die vierte anderthalb Mann kommen, auf die fünfte ein Mann, auf die fechfte und fiebente ein halber Mann, auf die achte und neunte nichts kommt: *doppelt* und *dreyfach*, wenn nach überhaupt fteigendem Verhältniffe entweder erft auf die neunte Claffe kein Mann, oder auf diefe auch ein halber kommt: *aufserordentlich*, wenn fich Kriegsvölker ohne Ordnung in folcher Überzahl fchnell in eine Stadt werfen, dafs fie in der Gefchwindigkeit nach beftem Wiffen und Gewiffen auf eine Weife untergebracht werden müffen, die von allen beftehenden Austheilungen und Taxen abweicht. Für die einfache, doppelte und dreyfache Einquartierung folgen hiernach befondere Schemata. (Hiergegen dürfte wohl viel zu erinnern, und der Vf. fchwerlich gegen Tadel über Unbeftimmtheit und Ungleichheit zu rechtfertigen feyn. Unftreitig hängt hier von der Quantität des Vermögens der Quartierträger das Meifte ab. Wenn nun der Vf. in der erften Claffe *Vermögen*, in der zweyten *grofses*, in der dritten *beträchtliches*, in der vierten *anfehnliches* Vermögen, fodann wieder in der vierten Claffe einen *guten Nahrungszweig*, in der fünften einen *ergiebigen Erwerbszweig* unterftellt, fo find wohl die Unterfcheidungsmerkmale aller diefer Verhältniffe nicht fo rein ausgemacht und allbekannt, dafs fie ohne nähere Determination nur fo wörtlich bezeichnet werden dürfen. Und wenn bedienftete, reichlich falarirte, Capitaliften von hundert taufend Thalern, die dabey noch geräumige Wohnungen haben, nach des Vfs. Anficht in der erften Claffe ftehen, mithin bey der doppelten Einquartierung acht Mann ihnen zugetheilt werden: fo können, ohne die auffallendfte Ungleichheit, dürftige Taglöhner (deren Verdienft ohnehin nicht jeden Tag im ganzen Jahr gewifs ift,) nicht einen halben Mann bekommen. Denn was folche Capitaliften jährlich mehr haben, als ihr *ftandesmäfsig nothwendiges* Einkommen, all diefes Mehrere mufs nach einer vernünftigen Berechnung für deren überwiegende Kräfte im Vergleiche gegen dürftige Taglöhner angenommen werden. Ob hiernach jene Reiche nicht mehr als fechszehnmal diefe Armen an Kräften überwiegen, ftellen wir der Beurtheilung eines Jeden anheim. Offenbar inconfequent ift es ferner, dafs der geringe Handwerker bey der einfachen Einquartie-

rung den achten, bey der doppelten den sechsten, bey der dreyfachen endlich noch mehr als den sechsten Theil derjenigen Last tragen soll, welche den Reichen der ersten Classe trifft. So ist es denn auch nicht leicht begreiflich, warum der Vf. eine sechste Classe der Quartierträger von einer siebenten trennt, und beide in verschiedene Kategorien setzt, doch aber beide in Ansehung der ihnen zuzutheilenden Soldaten durchaus gleich behandelt; und warum er schon bey der Kategorie der Mittelmäfsigen gar keine Rücksicht mehr auf Wohnungen nimmt. Richtig ist zwar seine nachherige Bemerkung, dafs der qualitative Anschlag die Klüfte ausfüllen müsse, welche der quantitative Anschlag der Einquartierungslast immer unter den *unmöglich ganz genau* zu bestimmenden Classen „reich, wohlhabend, mittelmäfsig und arm" zurücklasse; allein dadurch wird doch das, was wir hier seiner Theorie entgegengesetzt haben, nicht, zumal in der Regel nicht, gelöst.) ... In Hinsicht auf die Qualität der Einquartierungslast stellt der Vf. richtige Normen auf: Der Staat selbst besorgt Magazine, Lazarethe, grofse Canzleyen, die Unterkunft und Verpflegung Kranker, Krätziger, niederkommender Weiber, und die Beerdigung verstorbener Einquartirten; desgleichen besorgt der Staat die Befehlshaber, Generale *en chef* und zur Garnison gehörigen Generale — andere Generale und diesen gleiche kommen auf die erste, Obristen und diesen gleiche auf die zweyte, Hauptleute und Officiere auf die dritte, Unterofficiere, Musiker, Feldscherer u. dgl. auf die vierte Classe, die gemeinen Soldaten auf die anderen Classen — Gemeinheiten und Körperschaften werden nicht nach Person und Raum, sondern einzig nach Vermögen, dabey aber milde Stiftungen mit besonderer Schonung, bequartiert. — Minderjährige tragen die Hälfte der Last, welche den ihnen gleichstehenden Quartierträgern in ihrer Classe zukommt. — Wer Stallung und gröfsere Gelässe zur Einquartierung einräumt, wird rücksichtlich der persönlichen desto mehr geschont. Gast- und gröfsere Wirthe bekommen in der Regel nur durchziehende oder höchstens einige Tage verweilende Einquartierung. — b) Praxis des Geschäfts: Einzelne Abtheilungen einer Stadt müssen unter jeden Umständen abwechselnd zur Reserve für unvermuthete Einquartierung bestimmt, mithin wo möglich ganz frey, bleiben, oder doch nur zur Unterkunft der durchgehenden Einquartierung gebraucht werden; auch mufs sowohl unter den neun Classen, als unter den Quartierträgern derselben Kategorie, eine qualitative verhältnifsmäfsige Abwechselung Statt finden (auch diefs und die dazu gegebenen Schemata verdienen vollen Beyfall). Wir übergehen den hiernächst von dem Vf. gelieferten Versuch einer praktischen Anwendung vorstehender Grundsätze auf Frankfurt. — c) Mechanismus und Bedingungen der Behandlung des Einquartierungsgeschäfts — Bestimmungen des Quartierungspersonals, seiner Verrichtungen, seines Wirkungskreises, der ihm dienlichen Hülfsmittel: (zweckmäfsig aber auch an sich ziemlich leicht). Den Schlufs der *Beyträge* macht D) ein nützlicher Anhang, bestehend — aus tabellarischen Vorschlägen zur Einrichtung der Tabellen für die Classification und Anschätzung der Quartierträger, und zu einer tabellarischen Hauptübersicht der jedesmal vorbereiteten, ausgegebenen und vorräthigen Einquartierungszettel — aus neueren Verordnungen über quartieramtliche Polizeygegenstände — und aus Bemerkungen über zwey andere Vorschläge zur Verbesserung des Einquartierungswesens.

Die *Zugabe* ist eine juridische Erörterung der Frage: „*ob der Staat das Recht habe, die zum übergrofsen Nachtheile und Verderben eines der vertragenden Theile eingegangenen Verträge über die Kriegs-Einquartierung auf Ansehen des leidenden Theiles wieder aufzuheben, und wie dieses bezweckt werden könne.*" Zu dieser Untersuchung veranlafsten den Vf. viele nach dem lüneviller Frieden unter der Clausel „*die Einquartierung übernimmt der Vermiether*" abgeschlossene, dabey aber in Ansehung des Locariums die gewöhnlichen Preise der Wohnungen nicht sonderlich übersteigende Miethverträge, woraus denn in neueren Zeiten Processe entstanden. Er erklärt diese Clausel für null und nichtig. Wenn sie dagegen, was er S. 217 kaum entschuldigen zu dürfen glaubt, einst von *Stryk*, *Struv* und *Müller* als Contract-Cautel anempfohlen ward, so ist es desto wichtiger, die neuen vielen Gründe, womit er sie hier bekämpft, einzeln zu beleuchten. Sie sind folgende: 1) die billigen, philosophisch rechtlichen Vorschriften des *fr.* 84. *Dig.* 50. 17 „*non debet alteri per alterum iniqua conditio inferri*" und des *fr.* 14. *Dig.* 12. 6 „*natura aequum est, neminem cum alterius detrimento fieri locupletiorem,*" auf die durch solche Verträge dem Vermiether zugehenden übergrofsen Nachtheile angewandt. — Es giebt solcher Rechtsregeln noch mehr, aber specielle Rechtsätze damit beweisen zu wollen, ist gefehlt. Sie sind gar zu allgemein, und lassen sich für jeden Satz anführen, dem auch nur eine entfernt anscheinende Billigkeit zur Seite steht. Sie beweisen aber eben darum in einer so beliebig ihnen angewiesenen Tendenz meistens mehr, als sie beweisen sollen; sie beweisen dann gerade nichts, könnten auch durch eben so allgemeine Gegenregeln überall entkräftet werden. So hier: würden nicht die beiden vom Vf. angewandten Maximen eben so gut darthun, „dafs der Miethsmann oder auch der Commodatar (*fr.* 1. §. 1. *Dig.* 13. 6) prächtiger, theurer Gebäude nicht die Zufälle vertragsmäfsig übernehmen dürften, weil dadurch, wenn Unglücksfälle sich wirklich dereinst daran ereignen sollten, der Vermiether oder der Commodatar offenbar auf Unkosten, ja, nach Umständen mit dem gänzlichen Verderben, ihrer Mitcontrahenten reicher werden würden?" Würde nicht auch jenen Maximen das „*damnum, quod quis sua culpa sentit, sentire non creditur*" direct entgegenstehen? 2) die Rechtsregel, „dafs der Inhalt eines Vertrages durchaus nicht auf solche Gegenstände erstreckt werden könne, die zur Zeit der Einwilligung nicht in der Erwartung und der vernünftigen Vorstellung des Vertragenden gegründet waren," wie hier, wo der Friede erst geschlossen war, und wo einige Jahre nachher der Stadt

Frankfurt völlige Neutralität und Freyheit von allen ordentlichen und ausserordentlichen Kriegsbeyträgen, selbst in Reichskriegen, zugesichert wurde, wo mithin die unter jener Clausel vertragenden Bewohner der Stadt Frankfurt mit dem Reichsdeputationshauptschluss geirrt, ohne Schuld geirrt, in einem gerechten Irrthum gestanden hätten, und hiernach eine wahre Einwilligung derselben in so weit nicht vorhanden gewesen wäre. — Der Fehler dieses Raisonnements liegt darin, dass der Vf. einen gewagten Vertrag von einem durch Irrthum veranlassten Vertrag nicht unterschieden hat: so hier bey Übernehmung der Einquartierung, nämlich auf gut Glück; gerade wie, wenn ich Einem das abkaufe, was ihm als Erbschaft binnen drey Jahren zufallen wird; fällt ihm während dieser Zeit auch nichts zu, so muss ich ihm doch den ganzen verabredeten Kaufschilling bezahlen (*fr.* II. *Dig.* 18. 4); dafür sind diess gewagte Geschäfte, wo kein eigentlicher Irrthum sich äussert, sondern eine getäuschte Hoffnung rücksichtlich eines als glücklich ablaufend erwarteten, aber auch *als möglich fehlschlagend offenbar und nothwendig vorausgesehenen* Erfolges. Auf Grade der wenigeren oder mehreren Wahrscheinlichkeit dieses Fehlschlagens kann es dabey nicht ankommen. Wer Einquartierung im Allgemeinen schlechthin übernimmt, übernimmt hierdurch alle Arten bekannter Einquartierung, mithin auch die feindliche, und hat bey dieser Übernahme, wenigstens als sprachverstehender vernünftiger Bürger, *nothwendig* eine deutliche Vorstellung gehabt von, vielleicht grösster, Unwahrscheinlichkeit, aber doch Möglichkeit, eines ausbrechenden Kriegs, wovon Einquartierung eine bekannte, nicht sehr unwahrscheinliche, Folge ist. — 3) Die humane Billigkeit und wirklich philosophische Fürsorge des römischen Rechts gehe so weit, dass es vermöge der *Const.* 2. *Cod. IV.* 44. (*de rescind. vendit.*) einem jeden durch ein Geschäft über die Hälfte des Werthes des Geschäftsgegenstandes Verletzten die Rescissionswohlthat gestatte, und diess, wie bey allen onerösen Verträgen, so auch bey dem vorliegenden, wo der Hauszins und die Einquartierungslast in gar keinem Vergütungsverhältnisse zu einander stünden. — Hier können wir uns freylich nicht auf den seit Jahrhunderten geführten Streit unter den Rechtsgelehrten über die extensive Interpretation jenes Rechtsmittels einlassen. Aber die vom Vf. versuchte Anwendung desselben auf *gewagte* Geschäfte, auf übernommene *Zufälle*, ist ohne Bedenken verwerflich, und bis jetzt, soviel wir wissen, auch noch keinem Rechtsgelehrten eingefallen. Bey solchen Geschäften ist nicht der wirkliche Ausgang, sondern *das Wagen* der Gegenstand der conventionellen Vergütung, und hiernach eine juridische Verletzung undenkbar. Will sich der Vf. consequent bleiben, so muss er auch z. B. bey Assecuranzgeschäften dem im Falle eines Unglücks wenigstens über vier Fünftheile verletzten Versicherer das gedachte *remedium ex const.* 2. *Cod. cit.* einräumen. Übrigens ist der Beweis, welchen der Vf. für die Extension desselben beybringt, unerhört: er soll aus *fr.* 12 und 13. *Dig.* I. 3 hervorgehen; diese Stellen sind wieder so allgemein, wie das *fr.* 162. *Dig.* 50. 17 welches man füglich entgegensetzen könnte (f. *nr.* 1), und beweisen hier nur, dass der Vf. von den jetzt längst allgemein bekannten Verhältnissen der römischen *interpretatio* und *jurisdictio* zu Zeiten der juristischen Classiker wenig weiss. — 4) Die gesetzgebende Gewalt solle in unseren Zeiten jene Clausel eben so rechtlich vernichten, wie das römische Recht die *lex commissoria* beym Pfande, das *pactum de quota litis*, die *conditio si non nupserit*, das *pactum* unter Ehegatten *ne liceret divertere*, alle *pacta contra leges et bonos mores*, alle *turpes et injustae causae*. — Wer die Gründe der vier ersten Verbote kennt, wird sie nicht mit vorliegendem Vertrage in Übereinstimmung setzen, und im Vergleiche mit den beiden letzteren beruht des Vfs. Meinung auf einer *petitio principii*, so lange er nicht bewiesen hat, dass vertragsmässige Übernahme eines Zufalles *contra leges etc.* oder *injusta causa* ist. — Endlich 5) sey jene Clausel *contra jus publicum*, weil die gleichmässige Vertheilung der Einquartierung der öffentlichen Staatsverwaltung anheimgehöre, mithin die Einquartierung kein Gegenstand sey, worüber zum Nachtheile der öffentlichen Verwaltung Verträge bestehen könnten. — Um diess für wahr zu halten, müssten wir auch annehmen, dass kein Staatsbürger während der Einquartierungszeit seine gesamten Güter verschenken dürfte, weil er alsdann auch nicht mehr fernere Einquartierung tragen könnte: in Erwägung der bekannten *Const.* 35. §. 4. *Cod.* 8. 54 und anderer, solche Schenkungen erlaubender, Gesetze können wir uns aber zu solch einer Behauptung nicht verstehen, und dürfen wohl die vom Vf. noch angezogenen *Const.* 1. *Cod.* 10. 27 und *fr.* 25. *Dig.* 1. 3, als durchaus nicht entscheidend, mit Stillschweigen übergehen. — Es ist sofort von selbst einleuchtend, dass er sich ganz ungründlich auf die deutschreichsgesetzlichen und so auch auf die stadtfrankfurter Verbote „*wucherlicher und unbilliger Verträge*" bezieht. — Bey den Meinungen der Rechtsgelehrten, die er anführt, können wir uns nicht aufhalten, und wir würden auch kein Wort von den verschiedenen, aber durchaus unstatthaften Klagen, die er zu Gunsten der durch obige Clausel verletzten Vermiether beleuchtet, erwähnen, wenn er nicht die Statthaftigkeit der *Billigkeitsklage* überall, wo die nach der Grundidee des Rechts gegebene Klage in den Gesetzen nicht genannt ist, aus *fr.* 28. *Dig.* 4. 3 *verb.* „*perpetuo*" rechtfertigen wollte. Dieses „*perpetuo*" bezeichnet nichts anders als die dreyssigjährige Dauer der *actio in factum*, wovon in gedachter Stelle die Rede ist.

Wenn der Vf., wie er in der Vorrede sagt, noch ein grösseres systematisches Werk über die Kriegseinquartierung liefern sollte, so müssen wir aus den ausgeführten Gründen wünschen, dass er nur nicht in den schwierigsten Puncten von den in vorliegendem Werke niedergelegten Grundsätzen ausgehen, und auf jeden Fall uns mit juridischen Zugaben verschonen wolle.

T. d. C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 JULIUS 1807.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen.* Ein Handbuch zur deutlicheren und vollständigeren Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen, von *J. M. Bechstein.* Zweyter Band, welcher die Einleitung in die Naturgeschichte der Vögel überhaupt, und die Geschichte der Raubvögel, spechtartigen und krähenartigen Vögel Deutschlands enthält. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. XVIII und 1346 S. 8. (8 Thlr. 6 gr.)

In den Jahren 1791, 1793 und 1795 erschienen die drey Bände von *Bechstein's gemeinnütziger Naturgeschichte*, welche die Vögel Deutschlands enthielten. Der Vf., welcher seine Beobachtungen in der freyen Natur anstellte, lieferte ein Werk, dergleichen wir in Deutschland nicht hatten. Er bereicherte die Vögelkunde nicht nur mit neuen Arten, sondern er sichtete auch die übrigen schon bekannten mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, die seinen naturhistorischen Kenntnissen und seinem Fleisse Ehre macht. Durch seine Bemühung wurde das System von vielen Fehlern gereinigt; manche Vögel z. B., die man für besondere Arten hielt, traten hier als blosse Altersverschiedenheiten auf; die Kennzeichen der Gattungen und Arten wurden vollständiger und bestimmter; vollständiger und genauer die Beschreibungen, und die Naturgeschichte der Arten selbst reicher an mancherley Beobachtungen in Hinsicht auf die Lebensart u. s. w. Undank würde es verrathen, wenn man von dem Vf. eine möglichst vollständige, von allen Fehlern und Irrthümern gereinigte, Vögelgeschichte hätte verlangen wollen. Eine solche Foderung an einen einzelnen Mann thun, zu einer Zeit, in welcher dieses Werk ausgearbeitet wurde, wo der jetzt fast allgemeine Eifer für das Studium der Naturgeschichte noch im Erwachen war, hiesse eine Unmöglichkeit verlangen. Der Vf. wusste selbst sehr gut, dass noch viel zu thun übrig blieb. Dass er im Forschen nicht ermüdete, zeigen schon seine Anmerkungen zur ersten, noch mehr aber der vorliegende Band der zweyten Auflage, mit welcher wir nun unsere Leser näher bekannt machen wollen. Sie unterscheidet sich im Allgemeinen von der älteren dadurch, dass sie mehrere neue Entdeckungen und Bereicherungen enthält, welches schon aus der von 840 bis zu 1346 vermehrten Seitenzahl ersichtlich ist; dass das Linneische Natursystem weggelassen, und dafür das Lathamsche zum Grunde gelegt ist. Die Vergleichung der Frischischen Vögel mit dem Gmel. Linn. System, welche der Vf. dem dritten Bande der ersten Ausgabe beyfügte, befindet sich hier im ersten Bande an einem schicklicheren Orte. Auch ist nunmehr erst zu jeder Gattung eine Abbildung als Beyspiel geliefert worden. Die Wasservögel blieben zufolge des Systems ganz aus diesem Bande weg. Zu den Rubriken, unter welche die Naturgeschichte jedes Vogels gebracht ist, sind in dieser Ausgabe noch zwey neue, die *Zergliederung* und *Irrthümer* und *Vorurtheile*, gekommen, unter welcher letzteren Rubrik auch die Arzneymittel stehen, die in der ersten Ausgabe sich unter der Rubrik: *Nutzen* befanden. Ein anderer Vorzug besteht darin, dass bey jeder Vogelart die Abbildungen, insofern sie vorhanden sind, angeführt wurden. Auch die Synonymie ist vollständiger. Nur sollte der Vf. auch die zwölfte, von Linné noch selbst besorgte, Ausgabe seines Natursystems angeführt haben, damit man sogleich wüsste, was diesem Naturforscher bekannt oder unbekannt war. Die deutsche Namengebung erscheint gleichfalls in einer verbesserten Gestalt. Doch ist in der Hinsicht noch manches zu thun übrig. Die Namen: gemeiner Kleiber, gemeiner Kukuk, gemeiner Bienenfresser u. s. w. hätten ausgemerzt werden sollen. Denn was in der einen Gegend oder in einem Lande gemein ist, ist öfters in dem anderen eine Seltenheit. Der Name: der Adler mit weissen Augenkreisen, ist zu lang, und gar kein eigentlicher Name. Rec. schlägt den Namen: kurzzehiger Adler vor.

Wir kommen zu der Einleitung. S. 20 hätte doch auch gesagt werden können, dass manche Vögel, wie z. B. *Vultur fulvus, Falco fulvus*, der Ohrengeyer, *F. serpentarius*, der Strauss, der Ani, manche Papageyen und verschiedene Calaosarten Augenwimpern haben. Eben so hätte S. 23, wo von dem Ohr die Rede ist, des Ohrlappens bey dem Ohrengeyer erwähnt werden können. Die hier gelieferte Terminologie muss bey ihrer Kürze so verständlich als möglich seyn, oder der Vf. hätte sie ganz weglassen sollen. Statt des dazu gelieferten Kupfers hätten wir lieber die verbesserte Figur aus Erxlebens Anfangsgründen der Naturgeschichte von Gmelin geliefert, und mehrere Theile mit Buchstaben oder Ziffern bezeichnet. S. 41 ist die Erklärung des Spiegels auf den Flügeln sehr unbestimmt. „Sie sind (die vorderen und hinteren Deckfedern) oft von sehr schöner Zeichnung, und zuweilen von besonderer Structur. Wenn ihre schönen Farben einen starken Glanz von sich geben, so bilden sie einen sogenannten Spiegel, der mehrentheils noch durch einige gleich-

glänzende hintere Schwungfedern vervollkommnet wird, z. B. bey vielen Entenarten." Nach Borkhausen: „legt er aber die Flügel zusammen, so werden immer die äusseren (Fahnen der Schwungfedern) von den inneren gedeckt. Letztere bilden bey den Enten einen sehr glänzenden grossen Flecken, welchen man den Spiegel nennt." Nach Illiger: wenn die Schwungfedern der Flügel, welche alle drey Ordnungen haben, einander so decken, dass die erste von der zweyten, diese von der dritten Ordnung gedeckt wird, wodurch es oft geschieht, dass die hervorstehenden anders gefärbten Spitzen der zweyten Ordnung einen Querstreif bilden, der vorn und hinten von einem verschieden gefärbten Rande eingeschlossen ist, so nennt man diesen so eingefassten Querstreif Spiegel. S. 11 und 62, wo von dem Ober- und Unterkiefer die Rede ist, soll gemeiniglich nur die Unterkinnlade, bey einigen aber auch, z. B. bey den Papageyen und Ammern. die obere beweglich seyn. Herissant hat aber gezeigt, dass der Oberschnabel bis auf wenige Ausnahmen, mehr oder minder beweglich ist, entweder so, dass er, wie bey den Papageyen, einen eigenen, von der Hornschale abgesonderten Knochen ausmacht, der durch eine wahre Articulation mit derselben verbunden ist, oder doch so, dass er bey den meisten übrigen zwar in einem Stück, aber doch mittelst nachgiebiger, elastischer Knochenblätter mit derselben zusammenhängt. Bey wenigen, z. B. beym Auerhahn und dem Nashornvogel scheint er gänzlich unbeweglich zu seyn. S. 63 hätte bemerkt werden sollen, dass die Vögel zahlreichere Halswirbelbeine, als die Säugethiere haben, der Schwan 23, der Storch 19, der Rabe 12 u. s. w. Zu den Eigenheiten der Vögelaugen gehört auch, dass sie im Verhältniss zum Kopfe von auffallender Grösse sind. Ob, wie S. 68 steht, *alle* Vögel in dem oberen Schnabel Geschmacksnerven haben, möchte doch so ausgemacht nicht seyn. Überdiess sind diese im Oberschnabel befindlichen Nerven nicht einmal Geschmacksnerven, sondern sie machen offenbar den Betastungssinn aus, den das Schnabelthier mit den Gänse- und Entenarten gemein hat. Der Vf. scheint selbst unschlüssig gewesen zu seyn, zu was er diese Nerven machen soll; denn gleich darauf sagt er, dass, wenn sie den Vögeln nicht den Geschmack, doch den Geruch ihrer eigentlichen, für sie bestimmten Nahrungsmittel andeuten. Nicht bloss die körnerfressenden Vögel, wie S. 90 behauptet wird, sondern auch die Wasservögel und andere Arten haben einen oder zwey Blinddärme. S. 90 heisst es: „dicht unter ihren (der Raubvögel) Schlüsselbeinen sieht man die Erweiterung ihrer Speiseröhre zum Kropfe, der nach Verhältniss kleiner ist, als bey den kornfressenden Vögeln." Hier finden sich zwey Unrichtigkeiten: 1) ist bey den Geyern, Adlern und Falken der Kropf nicht *unter* dem Schlüsselbein, sondern *über* demselben; 2) haben nicht alle Raubvögel, wie z. B. die Eulen und Würger, einen eigentlichen Kropf. Endlich ist der Kropf der Raubvögel doch so klein nicht, als er in der angeführten Stelle angegeben wird. Der Vf. scheint den Kropf der Raubvögel gar nicht genau untersucht zu haben. S. 92 in der rechten Herzhöhle der Vögel fehlt freylich die häutige Klappe, allein nicht in der linken. S. 113 wird der gemeine Würger stumm genannt, der nach S. 131 singt. Nicht am Ende des zweyten Tages S. 115, sondern zu Anfang des dritten Tages, zeigt sich das dreyfache *punctum saliens*, welches in seiner ersten Gestalt einem zusammengeschlängelten Kanal mit drey Weitungen ähnelt, von welchen die eine das rechte Herzohr, die andere den linken Ventrikel, die dritte den *bulbus aortae* vorstellt. Es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn der Vf. aus dem 6ten und 7ten der Blumenbachschen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände die schöne Abbildung des Vogelherzchens nebst der Erklärung seinem Werke einverleibt hätte. Gewiss hätte ihm jeder Käufer seinen abgebildeten *Corv. Eremita* dafür gelassen. S. 127 heisst es in der Anmerkung: „denn eine Schwalbe kann nicht lange hungern." Von der Mauerschwalbe hat man doch schon Beyspiele, dass einige fast 10 Tage ohne alle Nahrung und Trank lebten. S. 146 muss bey dem Universalfutter bemerkt werden, dass man, besonders für kleine Vögel, kein Reibeisen mit grossen Löchern wähle, um die gelben Rüben darauf zu reiben, weil sonst die geriebenen Theile zu gross und unverdaulich werden. S. 147 hätte angegeben werden können, wie die Mehlwürmer in hinreichender Menge zu ziehen sind. Die Anweisung zum Ausstopfen der Vögel von S. 193 an, ist unvollkommen und unvollständig. Der Vf. verweiset zwar in einer Anmerkung auf zwey über diesen Gegenstand erschienene Bücher, nämlich auf die Anweisung die Vögel auszustopfen und besonders gut zu conserviren. (Leipzig 1788); und auf G. Pistorius (Becker) Anleitung zum Ausstopfen und Aufbewahren der Vögel und Säugethiere (Darmstadt 1799), und giebt die letztere Schrift als die neueste und vorzüglichste an. Aber die neueste Schrift über diesen Gegenstand ist das Handbuch des Zubereitens und Aufbewahrens der Thiere aller Classen u. s. w. von K. Ph. Ch. Stein, Frankfurt a. M. und *L'Art d'empailler les oiseaux par Henon et Mouton-Fontenille.* 1802. Beide sind vortreffliche Bücher. Der Vf. hätte entweder aus diesen Werken einen zweckmässigen Auszug machen, oder bloss auf dieselben verweisen, und seine unvollkommene Methode ganz weglassen sollen. Warum führt der Vf. S. 219 die ältere Blumenbachische Eintheilung der Vögel, und nicht die neuere an? Sind ihm die neueren Auflagen des Blumenbachschen Handbuches nicht bekannt? Schon in der fünften (bekanntlich haben wir schon die achte,) ist die Eintheilung der Vögel ja ganz anders, als in den älteren Ausgaben! S. 220 hält der Vf. die Classification des verstorbenen Batsch für die neueste. Diess ist sie nicht. Neuer ist die La Cépèdesche, welche sehr charakteristisch ist, und daher auch einer Erwähnung werth gewesen wäre. Auf diese verschiedenen Classificationen folgt nun das von dem Vf. mit einigen nöthigen Abänderungen angenommene Lathamsche System, worin die Kennzeichen der Ordnungen und Gattungen, bey den ausländischen Vögeln auch allemal die Kennzeichen einer

Art, angeführt werden. S. 259 sagt der Vf. bey der Gattung *ſtruthio*. „Es giebt nur eine Art.“ Weiſs er denn nicht, daſs in Guiana, Braſilien und Chili der 6 Fuſs hohe amerikaniſche Strauſs (*Struthio Rhea*) entdeckt wurde? Er iſt in dem 55 Heft des Bertuchſchen Bilderbuchs abgebildet. Das Verzeichniſs der ornithologiſchen Schriften iſt ohne alle ordentliche Zeitfolge angegeben, was zur bequemeren Überſicht nicht hätte geſchehen ſollen. Einige ältere Werke, z. B. Aldrovand und Geſsner, ſind völlig übergangen. Von da an folgt im zweyten Abſchnitt eine Vergleichung derjenigen Abbildungen, welche in Friſch's Vorſtellung der Vögel Deutſchlands u. ſ. w. enthalten ſind, mit der dreyzehnten Ausgabe des Linn. Naturſyſtems von Gmelin. Nicht nur den Beſitzern dieſes Werkes, ſondern auch den Ornithologen überhaupt wird dieſe Vergleichung willkommen ſeyn. Bey dem Grünſpecht auf Taf. XXXV hätte bemerkt werden ſollen, daſs er in der Mauſer vorgeſtellt iſt, welches die weiſse Farbe auf dem Unterleibe und die ſchwärzl. Flecken am Kopfe, und anderen Theilen des Körpers beweiſen. Auch der Augenſtern iſt unrichtig angegeben. Dieſer iſt jederzeit weiſs, da er beym *P. canus*, mit welchem *P. viridis* oft verwechſelt wird, bloſs roſenroth iſt. Fig. 2. auf Taf. LXI. iſt nicht, wie der Vf. meynt, das Weibchen von *Lan. Spinitorquus*, ſondern wirklich das Weibchen des rothköpfigen Würgers, *Lan. Coll. rufus*. Rec. ſchoſs ein Pärchen dieſes Würgers, von welchem das Weibchen ganz die Farbenzeichnung des Friſch. Vogels hatte. Die Abbildung auf Taf. LXXXIX hält der Vf. für *F. Aeſalon*. Dieſs iſt er aber nicht, ſondern eher der junge *F. Tinnunculus*. *Strix Tengmalmi* Anmerk. S. 378 iſt nicht *Str. paſſerina*, ſondern des Vfs. *Str. daſypus*. Taf. CLXXXIV. Den auf dieſer Tafel abgebildeten Taucher hält der Vf. für *Pod. minor*. Dieſs iſt er aber aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht, ſondern eher *P. obſcurus*. Nicht bloſs das Männchen, auch das Weibchen des *P. minor* iſt an den Wangen hoch rothbraun. Bey *Rallus Crex* und anderen Friſchiſchen Vögelarten ſteht nicht nur der Linnéiſche, ſondern auch der abgeänderte *Bechſtein*'ſche oder Lathamſche Name: warum iſt das letztere nicht auch bey dem Storch geſchehen, da bekanntlich dieſer nach den neueren Ornithologen, und zwar mit Recht, nicht mehr unter der Gattung: *Ardea* ſteht, ſondern eine eigene Gattung: *Ciconia* ausmacht? Wenn bey den Geyern, wie S. 473 geſchehen iſt, des Kropfes erwähnt wird, ſo muſs dieſes auch bey den Adlern und Falken geſchehen. Beide haben eben ſo gut, wie die Geyer, einen eigentlichen Kropf, der, wenn der Vogel ſich ſatt gefreſſen hat, zwar mit Federn bedeckt, aber doch ſichtbar iſt, noch mehr aber erkannt wird, wenn man die Speiſeröhre zergliedert. Niemals, ſo weit die Beobachtungen des Rec. gehen, geht das Futter ſogleich bey den Adlern und Falken unmittelbar in den Magen, ſondern es füllet ſich allemal zuerſt der Kropf gänzlich, der bey dem Steinadler z. B. ſo groſs wie eine ſtarke Mannsfauſt, bey den Falken nach Verhältniſs ihres Körpers, bald gröſser bald kleiner iſt. Obgleich der Vf. von S. 480 an mehrere Geyerarten kritiſch durchgeht, ſo ſcheint uns doch die Unterſuchung über dieſelben noch nicht geendigt zu ſeyn. Rec. ordnet ſie ſich ſo: 1) *Vultur leucocephalus*, eine eigene Art, zu welcher folgende Synonyme gehören: *V. percnopterus, Linn.*, *V. fulvus, Gmel. Linn.*, *Briſſ. ornith. pag.* 133. *V. percnopterus*, *La Peirouſe*. *V. Trencalos*, *Bechſtein*. Percnopterusgeyer. Deutſche Ornithologie. *La percnoptére, Buff.* 2) *Vultur Uri — gurap. Mihi.* Dieſs iſt, wie auch *Bechſtein* ſagt, der eigentliche Aasgeyer. Hiezu nun folgende Synonyme: *Uri — gurap. Le Vaillant*. *Vultur percnopterus, Haſſelquiſt*. *Rachamach. Bruce*. *Vultur criſtatus*, welcher der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach nicht exiſtirt, ſoll nach dem Vf. ſich auch in der Schweiz finden: allein die dort lebenden Ornithologen wiſſen von ſeinem Daſeyn nichts. *Vultur barbatus Linn.*, wird als *Falco barbatus* aufgeſtellt. Hätte der Vf. je einen geſehen, ſo würde er gefunden haben, daſs er weder ein *Vultur*, noch ein *Falco* iſt. Er gehört nach *La Cépedé* zu der Gattung *Gypaetos* (Geyeradler), und Rec., welcher ein vortreſſlich ausgeſtopftes Männchen vor ſich hat, pflichtet vollkommen dieſem groſsen Ornithologen bey. Der Name *Gypaetos barbatus* möchte wohl der richtigſte ſeyn. *La Cépède* hat aus der Gattung *Falco* in ſeinem in den *Mem. de l'Inſtitut national* neu aufgeſtellten Syſtem ſieben Gattungen aufgeführt, welche der Vf. mit allem Recht zu Unterordnungen von *Falco* machte; nur die Adler hätten als eine beſondere Gattung aufgeſtellt werden ſollen. *Falco Chryſaëtos* ſteht hier noch als zweifelhafte Art; er iſt aber höchſt wahrſcheinlich ein ganz alter *Falco fulvus*. Den Namen *F. Aquila*, welchen der Vf. ſonſt dem Steinadler gab, verwirft er, und nennt ihn nach Gmelin *Falco fulvus*. *F. Melanaëtos* zieht er zu *F. oſſifragus*, als Synonym. *F. leucocephalus* iſt nach häufiger Vergleichung, welche Rec. in einem groſsen Naturalien-Cabinette anzuſtellen Gelegenheit hatte, das alte Männchen von *F. oſſifragus*. Unter den Adlern iſt auch die neue Art, *F. leucopſis Bechſt.*, beſchrieben, welche in der deutſchen Ornithologie *Aquila leucomphomma* genannt wird. Das Männchen ſoll um ein Drittheil kleiner als das Weibchen, doch nicht in der Farbe verſchieden ſeyn. Rec. wünſchte zu wiſſen, woher dieſs der Vf. weiſs. Erſterem ſind nur vier Beſitzer dieſes neuen Adlers bekannt, Dr. Becker in Darmſtadt, von Minckwitz in Schleſien, Dr. Wolf in Nürnberg, und Dr. Schintz in Zürich; aber keiner von dieſen hat ein Männchen. Soviel Rec. weiſs, ſo kennt man das Männchen wenigſtens in Deutſchland nicht. *F. ater* hält der Vf. für einen jungen oder einjährigen rothen Milan, *F. Milvus*. Rec. kann hierin dem Vf. noch nicht beyſtimmen, da er mehrere Exemplare des *F. Milvus* zu verſchiedenen Zeiten geſchoſſen, beſitzt, einen Jungen aus dem Neſte aufzog, und drey Jahre lebendig erhielt, auſserdem noch zwey andere Junge ſo lange hatte, bis die erſte Mauſer vorbey war. Unter dieſen allen war kein *F. ater*. Ferner ſah er ein von einem Ornithologen überſchicktes Ey dieſes Falken, welches von dem des *F. Milvus* ganz abwich. Es war faſt ganz mit braunen (Biſtrefarbe), groſsen Flecken und Strichen

überdeckt, so dass nur sparsam der schmutzigweisse Grund sichtbar war. Männchen und Weibchen wurden, ersteres in der Nähe des Horstes, letzteres auf dem Horste selbst geschossen. In dem Horste lagen drey Eyer. — Dagegen hält Rec. *F. ater* und *F. austriacus* für einerley Art. *F. albidus*, welcher sonst für eine Varietät des Mäusebussards gehalten wurde, ist hier mit Recht als eigene Art aufgeführt. Rec. bemerkt hiebey, dass der Augenstern seines lebendigen jungen *F. albid.* grauweiss ist. Er besitzt einen alten, dessen Schwanz ohne alle Queerstreifen ist, und vermuthet daher, dass im hohen Alter bey diesem Vogel jederzeit der Schwanz so beschaffen sey. Ferner besitzt er einen jungen, ganz flüggen, durchaus schwarzen *F. apivorus* mit schöner goldgelber Wachshaut und Augenstern, wagt es aber demungeachtet nicht, ihn für den jungen *F. polyorhinchos* auszugeben, indem er beide Arten noch immer für eine hält. *F. aeruginosus* und *arundinaceus* machen gewiss nur eine Art aus. *F. abietinus Bechst.* S. 759, hiess in der alten Ausgabe *F. subbuteo major*, in dieser neuen *F. abietinus*. Warum führt aber der Vf. *F. pinetorum. Meyer* (in seinen *zoologischen Annalen*) nicht wenigstens als Synonym an, wenn er ja diesem Falken einen anderen Namen geben wollte? Von dem Wander- und Tannen-Falken liefert Hr. Dr. Schneegass in Gotha von S. 763 an einen genaue Beschreibung und Auseinandersetzung. Ersteren möchte er lieber *F. ardearius* nennen, weil er diesen Namen schon ehemals hatte, und er vorzüglich auf Reiher abgerichtet wurde. *F. Lithofalco* S. 796 ist keine besondere Art, sondern der alte *F. Aesalon*, den der Vf. selbst nicht genau kennt, wenigstens noch nicht im Leben nahe gesehen haben kann, sonst würde er die Farbe des Augensterns nicht blau, sondern dunkel nussbraun, angegeben haben. Auch der Schwanz ist unrichtig beschrieben. Der Vf. scheint sich in der Beschreibung nach der Frischischen Abbild. Taf. 87 gerichtet zu haben, welche aber nicht einmal, wie Rec. oben schon erinnerte, *F. Aesalon*, sondern *F. Tinnunculus* im ersten Sommer vorstellt. *F. brunneus* scheint dem Rec. auch noch unter die zweifelhaften Arten zu gehören. Bey *F. rufipes* S. 812 hätte das Synonym *F. turturinus* und *F. elegans Hermann* (*observationes zoologicae*) angeführt werden können. Gehört nicht auch *Buff. pl. enl.* Nr. 481 hieher? Sprüngli nannte ihn *F. Barletta*. Hermann giebt den Augenstern gelb, ins Rothe spielend, an, nach *Bechstein* ist er dunkelbraun. *F. candicans* ist wohl keine eigene Art, sondern *F. islandicus*. S. 877 wird den Eulen die Wachshaut abgesprochen. Nicht also! Alle Eulenarten haben so gut als die Geyer und Falken eine Wachshaut; nur ist sie unter den Borsten verborgen und etwas anders gestaltet: *Strix palustris* S. 906 und *Str. brachyotos* S. 909, sind gewiss nicht als Arten verschieden; eben so ist auch *Str. carniolica* keine andere als *Str. Scops*. Der Augenstern des Schleyerkauzes ist keineswegs schön hochgelb, wie S. 948 gesagt wird, sondern stets dunkelbraun. Beym Grünspecht S. 1008 ist die Farbe des Augensterns nur unrichtig angegeben. S. 1017 heisst der grauköpfige Specht: *Picus canus*, warum nennt ihn denn der Vf. S. 1018 in der Beschreibung *Picus viridicanus*? Letzterer Name ist besser als der erste, und seiner hätte eben desswegen nicht im Vorbeygehen erwähnt, sondern vorn angestellt werden sollen. Diesen Namen gab ihm Hofr. Meyer, soviel Rec. bewusst ist, zuerst. Der Grund des Unterschnabels bey *P. canus* ist gelb. *P. major* S. 1022 hat nicht bläuliche, sondern bräunlichrothe Augen. Den Elsterspecht nennt der Vf. in seinem *ornithologischen Taschenbuch Picus leucotus*, in seiner *Naturgeschichte P. leuconotus*, und setzt sein *Mihi* dahinter. Nicht aber der Vf., sondern Hofr. Meyer ist der erste, welcher ihn *P. leuconotos* nannte. *Suum cuique*. S. 1046 sagt der Vf.: der Schwanz bey *P. tridactylus* besteht nach Pallas, aus zwölf Federn. Rec. hat Männchen und Weibchen dieses Spechts vor sich, findet aber bey jedem nicht mehr als zehn Federn. S. 1050 heisst es, dass beym Wendehals die Scheide, aus welchem die Zunge kommt, mit einer klebrigen Feuchtigkeit angefüllt ist. Diess ist unrichtig; denn diese Feuchtigkeit fliesst aus Öffnungen, die mit den beiden Schleimdrüsen zu beiden Seiten des Kopfes in Verbindung stehen, und also ausserhalb der Scheide sind, gerade wie beym Specht. Bey *Cuculus rufus* hätte das Synonym: *Cuc. hepaticus* aus der *Fauna suecica* angeführt werden sollen. S. 1224 sollen die Dohlen nicht so dreist wie die Nebelkrähen in den Städten seyn. Nach des Rec. Erfahrung geben sie in der Dreistigkeit den Nebelkrähen nichts nach. Das Synonym S. 1231: *Gracula Pyrrhocorax Scop. ann.* steht hier am unrechten Orte. Es gehört zu *Corv. Graculus*. S. 1238. Unrichtig ist die Behauptung S. 1241, dass *Corv. Graculus* in Bündten nicht in Menge anzutreffen seyn. Sicheren Nachrichten zufolge fliegen sie daselbst in grossen Schaaren des Winters in die Ebenen. Der Augenstern der blauen Racke S. 1284 ist nicht grau, sondern braun, oder graubraun. Der gelben Racke S. 1293, fehlen die Bartborsten nicht, wie in der Anmerkung behauptet wird. Fehlten sie bey manchen Exemplaren, so waren sie abgestossen. Der Vf. rechnet diesen Vogel, der unter dem Namen *Oriolus Galbula* bekannt ist, zur Gattung *Coracias*. Der Augenstern des alten Weibchens von *Oriolus Galbula* ist nicht, wie der Vf. sagt, graubraun — diese Farbe haben die Jungen — sondern ebenfalls roth, nur bleicher als beym Männchen. Nach Rec. Beobachtung ist der Augenstern bey *Lan. ruficeps Retz*, nicht gelblichgrau, wie S. 1329 steht, sondern braun.

Diess sind die Bemerkungen, welche dem Rec. bey der Durchsicht dieses vorzüglichen Werkes aufgefallen sind. Nicht aus Tadelsucht, sondern aus Achtung für den Vf. und aus Liebe zur Wissenschaft, schrieb er sie nieder. Noch sind die Kupfertafeln übrig. Rec. hält es um so nöthiger, auch darüber etwas zu sagen, weil der Vf. viel Autorität hat, und die Unrichtigkeiten, die seine Abbildungen an sich tragen, sich leicht in andere naturhistorische Werke schleichen können, welches eben kein Gewinn für die Wissenschaft seyn würde.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JULIUS, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen.* — Von *J. M. Bechstein* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Kupfer der ersten Ausgabe sind dieser zweyten auch beygefügt worden. Dass hier die Abdrücke der abgenützten Platten etwas schlechter sind, kann man leicht denken. Ausser diesen sind aber auch einige neue hinzugekommen, welche Rec. bey der Musterung angeben wird. Die Zehen des grauen Geyers und Fischadlers sind schlecht gezeichnet, indem sie völlig walzenförmig, und die Zehen so dick wie die Fusswurzeln vorgestellt sind. Der Mäusebussard ist ebenfalls schlecht gezeichnet. Die Schwanzwurzel steht in der Nähe des sogenannten Schenkels; der Schwanz zeigt seine ganze Oberfläche, die nach der Stellung des Vogels etwa nur zur Hälfte sichtbar seyn kann. Zieht man von dem Oberrücken eine Linie herunter zur Schwanzwurzel, so wird der Rumpf dieses Vogels viel zu kurz, und der Oberrücken wird zu einem Höcker. Die Illumination ist schlecht. Beym Wanderfalken stehen die Füsse zu weit hinten; jede Zehe ist fast wieder so dick wie die Fusswurzel. Die ganze Abbildung scheint nach einem sehr schlecht ausgestopften Exemplar gemacht zu seyn. Die europäische Habichtseule ist erträglich, nur der Schwanz ist schlecht gemacht. Bey dem gemeinen und grauen Würger sind die Flügel in einer ganz falschen Lage. Nach der Abbildung wären diese fast so lang, als der Schwanz, da sie doch bekanntlich nur bis etwas über die Schwanzwurzel reichen. Die Zehen sind im Verhältniss zu den Beinen viel zu dick. Auch hat das Männchen des gemeinen Würgers die in der Abbildung angegebenen vielen und starken Wellenlinien auf dem Unterleibe nicht. Der rothköpfige Würger ist ziemlich gut gemacht, nur stehen die Flügel zu hoch vom Schwanze ab, die Zehen sind zu dick, der Schnabel falsch illuminirt. Das Weibchen des rothrückigen Würgers ist etwas zu klein. Der Waldrabe, welcher ein Unding ist, hätte ganz wegbleiben, und dafür, wenn der Vf. keine bessere Abbildung hatte, die Figur aus *Büffon*, übersetzt von Martini und Otto, oder wenigstens aus des Vfs. *ornithologischem Taschenbuche* copirt werden sollen. Die Brust des rothbraunen Kukuks hat einen falschen Schatten, und die Schwanzfedern sind viel zu unordentlich, so wie er überhaupt nach der Stellung des Vogels eine ganz andere Richtung haben müsste. Er gleicht in der ihm gegebenen Stellung eher einer Taube als einem Kukuk. So lang kann der Kukuk seinen Hals gewiss nie ausstrecken, und die Flügel müssten eine ganz andere Stellung haben. Flügel und Schwanz des gemeinen Bienenfressers sind schlecht gezeichnet, die Zehen zu dick. Sehr steif und überaus flach ist der Mauerläufer; auch ist die Illumination nicht naturgetreu. Erträglich ist die Abbildung des schwarzen Milans, nur ist der Hals etwas zu lang. (Neu.) Die Rücken- und Flügel-Federn des weisslichen Bussards und des weisslichen Mäusebussards sind schlecht gezeichnet. (Neu.) Schlecht gezeichnet und illuminirt ist die kraynische Ohreule. (Neu.) Die untere Hälfte des Körpers des Zwergkauzes ist unrichtig, und der Kopf ganz eulenlos dargestellt. (Neu.) Besser ist der weissrückige Specht gezeichnet; das Weibchen ist jedoch in der Brustgegend zu dick, und die Füsse sind in einer unnatürlichen Lage. (Neu.) Der Schwanz des Wendehals zeigt seine ganze untere Fläche, welches nach der übrigen Stellung des Vogels nicht seyn darf. Überhaupt steht der Vogel nicht als Wendehals da. (Neu.) Besser ist der gemeine Kleiber. (Neu.) Der Wiedehopf ist erträglich. (Neu.) Eben so der Eisvogel; doch ist bey ersterem der Schnabel, bey letzterem sind die Füsse falsch illuminirt. (Neu.) Ziemlich gut ist die Nebelkrähe mit dem Halsbande; doch fehlt das Band, welches der Beschreibung nach von einem Ohr bis zu dem anderen gehen soll. (Neu.) Die blaue Racke ist schlecht illuminirt, die Füsse stehen zu weit aus dem Leibe, die Stellung ist steif, und bezeichnet gar nicht den Charakter dieses scheuen und listigen Vogels. (Neu).

Schade dass dieser Band kein Register hat! Wir ersuchen den Vf., für jeden Band eins zu verfertigen, und für diesen ersten dasselbe nachzuliefern.

A.

BOTANIK.

Erfurt, b. Hennings: Dr. *Johann Jakob Bernhardi's*, Professors zu Erfurt, *Beobachtungen über Pflanzengefässe und eine neue Art derselben.* Mit 2 Kupft. 1805. VI u. 82 S. in gr. 8. (14 Gr.)

Als der Vf. sein Handbuch der Botanik ausarbeitete, gebrach es ihm an Zeit, einige Puncte in Hinsicht des Pflanzenbaues durch eigene Beobachtungen auszumitteln, so dass er gezwungen war, den Angaben

anderer Beobachter zu folgen. Nachmals hat er die Materie selbst wieder vorgenommen, und häufig andere Resultate bekommen, als die Schriftsteller angeben. Von seinen neuen Bemerkungen theilt er hier einige vorläufig mit, und Rec., der mehrere Jahre den Pflanzenbau ebenfalls eifrig studirt hat, wird ihm Schritt vor Schritt folgen, und wenn die Recension dieser kleinen Schrift dadurch etwas weitläuftig werden sollte, so wird diess doch durch die Wichtigkeit des Gegenstandes hinlänglich gerechtfertigt; manches kleine Werkchen enthält auch mehr Eigenes, als viele dickleibige Bücher.

In der Einleitung spricht der Vf. sehr gut über das Mangelhafte der bisherigen Pflanzenanatomie, und hofft zugleich, dass die Bearbeitung derselben uns den Schlüssel zu einer gründlichen, natürlichen Anordnung der Gewächse liefern wird. Die Gründe, worauf der Vf. sich hiebey stützt, sind grösstentheils aus der Analogie des Thierreichs hergenommen, und Rec. giebt gerne zu, dass wir mit der Zeit eine anatomische Classification der Gewächse erlangen werden; allein ob diese sich auch als naturhistorische Classification bewähren werde, ist die Frage. Naturhistorische Kennzeichen müssen aussen seyn, und es wäre wohl sehr übel, wenn wir erst die Gewächse zergliedern und unter dem zusammengesetzten Mikroskop untersuchen müssten, um zu erfahren, zu welcher Classe sie gehören. Das trifft auch die Anordnung, welche der Vf. aufstellt. Die Pflanzen haben darnach entweder Luftgefässe oder keine; mit denen, welche keine haben, fängt er an; sie haben entweder blosses Zellgewebe, oder überdiess einzelne vollkommene Bastbündel, 1 Classe. *Cellulosae*. (Der grösste Theil der Kryptogamen, mit Ausschluss der Farrnkräuter). Oder sie besitzen mehrere sehr vollkommne Bastbündel, die entweder in einer geschlossenen regelmässigen Figur: 2 Classe *Acerosae* (mit Ausschluss von Taxus); oder zerstreut, fast in Quincunx stehen: 3 Classe, *Calamariae* (vorzüglich mehrere Gattungen der *Junci Juss.*, ferner einzelne aus der Familie *Asparagi*, als *Ruscus*, vielleicht auch einige Najaden. *Butomus, Alisma*, und viele andere gehören nicht hieher, auch nicht *Danaë medicus*, oder *Ruscus racemosus L.*). Die mit Luftgefässbündeln versehenen Pflanzen haben dieselben entweder zerstreut, meist in Quincunx: 4 Classe, *Fruges* (wohin die übrigen monocotyledonischen Gewächse und Farrnkräuter zu rechnen sind); oder in einer geschlossenen regelmässigen Figur stehen: 5 Classe, *Phylloideae* (die Dicotyledonen mit Ausschluss der Nadelhölzer (3) und der *Mirabilis*, welche zur fünften Classe gehört. Man sieht hier schon nicht wenige Anomalien, und Rec. kennt auch mehrere Dicotyledonen, wo die Gefässe, wie bey No. 4 stehen; bey den Nadelhölzern hat Rec. keine Luftgefässbündel bemerkt, allein Link soll sie (nach den Gött. Anz. 1805. No. 198. S. 1973) bey den Nadelhölzern, und zwar namentlich, wie Rec. selbst von diesem trefflichen Phytotomen erfahren hat, in *Pinus Pinea* gefunden haben. Wie unnatürlich kommen die Farrnkräuter in die vierte Classe, und welche Trennungen macht die dritte nothwendig! Interessant wird es aber immer seyn, diesen Weg weiter zu verfolgen, um auch in Hinsicht der Gefässvertheilung eine allgemeinere Übersicht zu haben.

Der Vf. wendet sich hierauf zu seinem Hauptgegenstande, den Pflanzengefässen. 1 *Abschnitt*. Von den Luftgefässen. Was der Vf. von ihrer alleinigen Lage zwischen Mark und Rinde (oder auch in jenem, wenn es in anderem Sinn, als gewöhnlich, genommen wird) sagt, hat seine volle Richtigkeit, und obgleich Rec. einige hundert Pflanzen untersucht hat, fand er sie nie in der Rinde. Der Vf. unterscheidet ferner die Luftgefässe nach ihrer verschiedenen Form, in 1) Spiralgefässe, 2) Treppengefässe, 3) Ringgefässe. Die letzteren glaubt der Vf. entdeckt zu haben; allein Babel hat sie schon in seiner *diss. de graminum fabrica, Halae* 1804 genannt, und Rec. fand sie vor ein paar Jahren ebenfalls schon, ohne von jenen Entdeckungen zu wissen, bey mehreren Schirmpflanzen. Geschlossene Ringe statt des schraubenförmigen Fadens. Wenn der Vf. in diesem Faden selbst kein Gefäss erkennt, so muss Rec. ihm durchaus beystimmen; allein die zarte Haut kennt Rec. nicht, die der Vf. um denselben annimmt, und Rec. glaubt, dass hier das umherstehende Zellgewebe dafür genommen sey. In den Knoten der *Cucurbita Pepo* hat der Vf. wahre Anastomosen und Gefässnetze (gegen die bisher angenommene Meinung der Pflanzenanatomen) gefunden, und Rec. hat dasselbe bey der Balsamine bemerkt. Die Behauptung des Vfs., dass Schraubengefässe, Treppengefässe und Ringgefässe stets solche bleiben, ist sehr einzuschränken. Der Vf. hat darin Recht, dass in manchen Pflanzen, wenn sie auch noch so jung sind, gleich Treppengefässe entstehen, sowie auch darin, dass im Splint nie Schraubengefässe sind; allein wenn er dieselbe Pflanze von ihrem Keimen an beobachtet, so wird er bald sehen, wie sich mit der Zeit die mehresten Schraubengänge in Treppengänge verwandeln; er nehme eine junge Robinie, oder einen anderen Baum von seiner Entstehung an, oder unsere gewöhnlichsten krautartigen Dicotyledonen. Wenn er sagt, ihre Theile verholzen sich nicht, so würde diess nur Wortstreit seyn, genug ihre Schraubengefässe werden Treppengänge. Rec. hat hierüber eine grosse Reihe Erfahrungen. Selbst in zarten Theilen der Palmen fand er Schraubengänge, nachmals nur Treppengänge; beym Flachs geschieht die Veränderung fast am schnellsten. Die bisher in den Treppengängen angenommenen Löcher hält der Vf. für Erhabenheiten; Rec. ist aber nicht davon überzeugt worden; allmählich verschwinden dieselben auch im Treppengang. Rec. bittet den thätigen Vf., eine und dieselbe Pflanzenart während ihres ganzen Lebens zu betrachten; nur dadurch ist dem Streit ein Ende zu machen. Der Vf. behauptet, diese Gefässe enthalten Luft, und führt auch an, dass, wenn man sie unter Wasser zerschneide, Luft aus ihnen hervordringe: davon kann aber Rec. nur das Gegentheil anführen, nie sah er aus den unter Wasser zerschnittenen Luftgefässbündeln Luft aufsteigen. Rec. hat hier nicht Raum; diesen Punct

ganz auszuführen, allein jene Beobachtung durfte er nicht übergehen. 2 *Abschnitt.* Von den eigenen Gefäsen. (*Vasa propria, lactaria, resinosa*). Sie fehlen des Vfs. dritter und vierter Classe gänzlich, aus der fünften besitzt sie der geringere Theil, nur in der zweyten sind sie ziemlich allgemein. Sie stehen einzeln, wie in Bündeln, sind sowohl in der Rinde, als im Mark, und sind voll Saft, der bey ihrer Verletzung herausfliesst. Sehr gross sind sie bey *Pinus, Rhus typhinum etc.* Die älteren Schriftsteller kannten sie, die neueren, wie Hedwig und Sprengel, haben sie übergangen. Sehr gut spricht der Vf. über ihre Verbreitung in einigen Pflanzen, und die Verschiedenheit des Safts in den verschiedenen Theilen einiger Gewächse. 3 *Abschnitt.* Ob es noch andere Gattungen von Gefäsen gebe? 1) Ob man den Bast als eine Anhäufung von Gefäsen zu betrachten habe? Alles, was der Vf. hierüber sagt, ist durchaus aus der Natur geschöpft; oft verdient der Bast den Namen gestreckte Zellen, oft sieht er mehr Gefäsen ähnlich; er steht um die Luftgefäse, im eigentlich sogenannten Bast, auch bey manchen Pflanzen gleich unter der Oberhaut; er verholzt zum Theil, führt Säfte u. s. w. 2) Ob man das Zellgewebe selbst als Gefäse betrachten könne? Wenn der Vf. behauptet, dass im Zellgewebe keine sichtbaren Öffnungen zwischen den Zellen sind, so stimmt ihm Rec. völlig bey. Das dodekaedrische Zellgewebe, welches der Vf. ehemals annahm, verwirft er itzt selbst. Zum Schluss dieses Paragraphs sagt der Vf.: „Im Zellgewebe finden sich ausserdem, besonders bey den Pflanzen der dritten und vierten Classe, leere, zuweilen sehr regelmäfsige Zwischenräume, Lücken (*lacunes Mirbel*), welche man von wahren Zellen unterscheiden muss." Hätte der Vf. nicht den Spiralgefäsen das Geschäft übertragen, Luft zu führen: so würde er bald gesehen haben, dass diese von Mirbel so unglücklich benannten Theile nichts als luftführende Kanäle sind, wie man leicht bey *Nymphaea, Sagittaria, Butomus etc.* findet, so wie man bey anderen Pflanzen die Luft im hohlen Stengel und anderen hohlen Theilen, oder im Mark antrifft. 3) Ob man in der Oberhaut Gefäse antrifft? Er leugnet diese von Hedwig und anderen angenommenen Gefäse mit Recht, und giebt noch einige andere Gründe dafür an, als Sprengel, dem wir sonst ihre Widerlegung verdanken. 4) Ob man in dem Zellgewebe, besonders an den Stellen, wo die Wände desselben zusammenstossen, Gefäse finde. Auch diese leugnet der Vf. mit Recht. Nun folgt die Erklärung der Kupfertafeln, auf welchen der Vf. manche sehr gute Abbildungen gegeben hat; doch versteht Rec. nicht die Abbildungen des Queerdurchschnitts der Spiralgefäse, denn so sah er sie nie; und Fig. 7—9 und 11, 12 der zweyten Tafel möchte Rec. für idealisch halten.

Die Pflanzenanatomie hat lange vernachlässiget gelegen: nun ist sie mit einem Mal von mehreren Seiten zugleich eifrig bearbeitet, und wenn auch noch über manche Gegenstände darin Widersprüche herrschen, so ist doch alles Gute zu hoffen. Des Vfs. Schrift gehört zu den besten in diesem Fache, und es ist noch viel von ihm zu hoffen.

I. R.

PARIS, b. Vf., b. Treuttel und Würtz, Levrault u. a.: *Plantes de la France (et naturalisées en France* — muss hinzugesetzt werden), *décrites et peintes d'après nature, par Jaume St.-Hilaire; ouvrage destiné aux amateurs de la Botanique, aux Agriculteurs, aux Médecins et aux manufacturiers. Iiere Livr.*, contenant VI — planches — imprimées en couleur. — Douze pages de texte en donnent les noms français et latins, les noms vulgaires de l'Europe, la description, l'histoire presqu' entièrement negligé depuis J. Bauchin, et les usages dans les arts etc. Il en paroit une livre à peu près tous les mois. An XIII (1805), gr. 8. Mit einem Umschlag als Titel. (3 Thlr. in Hamburg.)

Aus dem Titel, den wir doch schon um ein Beträchtliches abgekürzt haben, ersieht man zur Genüge Plan, Absicht und Publicum dieser Schrift, die als eine von unzähligen, und als die Wissenschaft nicht fördernd, nicht Gegenstand der Kritik ist, sondern nur einer kurzen Anzeige ihres Daseyns, und zum erstenmal einer Nachricht über die Ausführung bedarf. Die radirten Kupfer sind hübsch, — sauber und reinlich, — und der Natur ziemlich getreu. Sie stellen diessmal den *Hibiscus syriacus, Linn.*, *Ophrys insectifera Linn.*, *Matricaria Chamomilla L.*, *Lolium perenne Linn.*, *Malva sylvestris Linn.*, und *Nicotiana Tabacum Linn.* vor. Die unpaginirten Textblätter (auch die Kupfertafeln haben keine Zahlenbezeichnung), zu jedem Kupfer ein Blatt, enthalten in der *Artbeschreibung* ein Mittelding zwischen nomenclatorisch-botanischer Description und der gewöhnlichen Charakteristik der popularisirenden Schriftsteller, das aber für seinen Zweck recht gut ist; ferner kurze Angabe der hauptsächlichsten Spielformen, Blütezeit, Vaterland, englische, deutsche und andere gangbare Namen (neben den französischen), wo es eine solche giebt: was der Vf. die *histoire presqu' entièrement negligée* nennt, d. h. die Geschichte der Einführung der (ausländischen) Pflanzen in unserem Erdtheil, u. drgl. m., medicinischen und technischen Gebrauch, auch Cultur. Der Artikel vom Gebrauch, wie von der Erziehung, ist natürlich sehr oberflächlich behandelt. Oft schränkt sich der Nutzen auch bloss auf die Anwendung als Zierpflanze ein, wie beym *Hibiscus syriacus*. Wo von medicinischem Nutzen die Rede ist, geschieht es nach den Classificationen der alten *Materia medica*.

Classe und Ordnung nach *Linné*, und natürliche Familie nach *Jussieu* sind bey jedem Gewächs angegeben. Zuweilen finden sich auch Blumen — und Fruchtzergliederungen auf den Tafeln. — Solcher Werke lassen sich nun freylich viele machen; das gegenwärtige, wenn es in Frankreich Bedürfniss ist, kann seinen Zweck recht gut erfüllen. Nur ist der Preis von anderthalb Livres für jede Abbildung,

wenn auch nicht an sich, doch nach dem Umfang und dem Publicum des Werkes, durchaus zu hoch.

— h. —

ÖKONOMIE.

Berlin, b. d. Gebrüdern Gädicke: *Allgemeine Einleitung in die Gartencultur, als Wissenschaft betrachtet.* Von *Johann Samuel Schröter*, Superintendenten und Oberpfarrer zu Buttstädt, etc. 1805. IV u. 225 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hatte bey dieser Schrift keineswegs die Absicht, die Zahl der Gartenbücher zu vermehren; noch weniger wollte er für den geübten Gärtner schreiben, sondern bloss die ersten Principien des Gartenbaues denjenigen bekannt machen, welche sich mit der Gartenkunst zu ihrem oder Anderer Vortheile beschäftigen. Alle Mühe und Kosten, die man auf Anlagen und Unterhaltung der Gärten verwendet, können den Erwartungen nicht entsprechen, wenn man mit den Regeln der Gartencultur nicht genau bekannt ist, und diess scheint auch meist die Ursache zu seyn, dass Manche in ihren Gärten, ohngeachtet der vielen Arbeit, dennoch wenig einärndten. Aus diesem Grunde verdient der Vf. allen Dank, dass er den Gartenfreunden ein Buch in die Hand giebt, in welchem sie die Grundsätze des Gartenbaues kennen lernen, da jede Anlage und zweckmässige Bearbeitung eines Gartens auf dieser Kenntniss beruhet.

Das Ganze ist in zwey Abschnitte getheilt. Im ersten Abschnitte redet der Vf. von dem Baue der Pflanzen überhaupt und von der Vegetation der verschiedenen Pflanzentheile insbesondere. Zweytens von den nöthigen Eigenschaften u. Kenntnissen derer, welche den Pflanzenbau oder die Gartencultur zu ihrem Nutzen anwenden wollen, wobey er Newtons Regeln zweckmäsig benutzt hat; und endlich drittens von der Beschaffenheit und Lage eines Gartens und der Zubereitung des Bodens. Der zweyte Abschnitt handelt von der Baumzucht, auch vom Blumen- und Gemüsbaue. In diesem Abschnitte finden wir überall, dass der Vf., besonders da, wo von der Behandlung der Bäume die Rede ist, aus Erfahrung spricht, in Rücksicht auf Pflanzerey, Wartung und Veredlung der Obstbäume treffliche Winke giebt, und sehr gute Belehrungen mittheilt, welche von den Pomologen und Liebhabern der Obstcultur beherziget zu werden verdienen. Dass junge Obstbäume besser gedeihen, wenn denselben beym Versetzen die Zweige nicht abgeschnitten oder verkürzt werden, kann Rec. aus vieljähriger Erfahrung bezeugen. Was die Anleitung zur Blumencultur betrifft, so beziehet sich dieselbe meist nur auf allgemein bekannte Gartenblumen, vorzüglich Nelken (*Dianthus caryophyllus*), Aurikeln (*Primula auricula*), u. s. w. Inzwischen giebt Hr. *Schröter* einige nützliche Lehren, wie diese Gewächse, wenn die Anpflanzung derselben dem Zweck entsprechen soll, behandelt werden müssen. S. 210—223 handelt er vom Gemüsbaue, A) Vorkenntnisse, B) Anmerkungen über einige Gemüsarten, die vorzüglich für den Garten gehören. Das Verzeichnis von den in alten Gartenbüchern vorkommenden französischen Wörtern, womit der Vf. seine Arbeit schliesst, konnte füglich wegbleiben.

Dieser gedrängte Auszug und die folgenden Bemerkungen mögen beweisen, dass wir dieses Buch mit gehöriger Aufmerksamkeit durchgelesen haben. Die Honiggefäse (*Nectaria*) kennen zu lernen, verursacht oft bey den Anfängern die grössten Schwierigkeiten, besonders desswegen, weil sie unter so mannichfaltigen Formen erscheinen. Wir wundern uns daher sehr, dass der Vf., bey Beschreibung der Blumentheile S. 8—9, die Honiggefäse ganz übergangen hat, worüber er doch fast in allen botanischen Handbüchern Belehrung finden konnte. S. 44 sagt der Vf.: „Manche Unkräuter, z. B. die Quecke, die Distel, sonderlich die stammlose *Carduus acaulis* (*Cnicus acaulis*), Wolfsmilch und andere Unkräuter, sind nicht leicht auszurotten, es sey denn, dass man den Boden zwey Fuss tief aussteche, und den Abgang, welchen man nun geradezu wegschmeissen kann, durch gute Erde ersetze." (!!!) Ein guter Ökonom wird schwerlich diesen Rath befolgen, da beides, nämlich das sogenannte Unkraut und die Erde, wenn sie auf Haufen gebracht und mit Sachkenntniss bearbeitet wird, seiner Zeit wieder benutzt werden kann. Warum soll man den verwilderten Boden ausstechen und durch gute Erde ersetzen?. Durch Riolen und Düngmittel ist solcher Boden leichter und mit wenigerm Kostenaufwande zu verbessern. Ferner heisst es S. 193, wo von den Abzugslöchern in den Blumentöpfen die Rede ist: „Ein Loch im Mittelpunkte des Bodens, vom Durchschnitte eines Zolles, thut wesentliche Dienste, zumal, wenn man zwischen dasselbe und die Erde etwas Stroh bringt. Da hinein ziehet sich die überflüssige Feuchtigkeit viel besser und leichter, als in irgend ein anderes Hülfsmittel." Diese Methode können wir nicht empfehlen. Stroh fault bald, und läst hernach die Erde, wenn sie leicht und locker ist, durchfallen. Rec. belegt den Boden des Topfes, vor dem Einsetzen der Pflanze, einen, und nach Verhältniss der Grösse des Topfes auch zwey Zoll hoch mit kleinen Steinen, welche die überflüssige Nässe in der Erde sehr gut ableiten. Die Gemüspflanzkunst konnte etwas vollständiger abgehandelt, und die aufgezählten Gegenstände alphabetisch geordnet seyn. Doch diess sind nur geringe Mängel, die noch überdiess durch mehrere treffliche Regeln aufgewogen werden und daher dem Werthe des Buches keinen Abbruch thun.

H — ch.

NEUE AUFLAGEN.

Würzburg, b. Stahel: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte*, zum Gebrauche der Schulen eingerichtet. 5te ganz umgearbeit. und bis zum Schlusse des Jahres 1805. fortgesetzte Auflage. 1807. XXIV u. 764 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Würzburg, b. Stahel: *Anfangsgründe der Rechenkunst* für die akademischen Schulen zu Würzburg zusammengetragen von *Johann Sinner*, der Weltweisheit Doctor. 2te verbesserte Auflage. 1807. X u. 177 S. 8. (9 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Schriften von Karl* und *Karoline Woltmann.* Dritter bis fünfter Band. 1806. Alle drey Bände. 870 S. 8. (5 Theile zusammen 8 Thlr. 8 gr.)

Der dritte Band dieser Schriften (deren erste Bände Jen. A. L. Z. 1806. No. 205 angezeigt worden sind) hat noch den besonderen Titel: *Blätter der Liebe* durch u. s. w. Erstes und zweytes Buch. Es sind Briefe zwischen zwey Liebenden, die gewiss viel Vortreffliches enthalten, aber ein seltsames Gefühl in dem Leser erregen. Sie streben nach einer ungeheuren Gluth; es brauset durch sie ein fürchterliches Feuer: aber ein Feuer, das doch bey weitem mehr Flammen von sich sprühet, als Wärme ausströmt. Es kommt einem zuweilen vor, als legten es die Leute aufs Rasen an. Dabey herrscht in der ersten Hälfte eine Eintönigkeit, ein Mangel am Wechsel, der fast peinlich wird. Man muss sehr verliebt seyn, um mit inniger Wonne und Lust diese unaufhörlichen Liebesergiessungen fortzulesen, bey welchen man nicht von der Stelle kommt. Beständig brennende Sehnsucht, flammendes Verlangen, glühende Erinnerung, oder Mahlerey der Natur, wie die Wolken fortziehen, und der Wind durch die Bäume brauset! Wir wollen unseren Lesern einige Proben geben von dem Kraftaufwand, mit welchem die Liebenden sich einander ihr Feuer zu beschreiben suchen, die zugleich von ihrer erhabenen Ansicht der Dinge zeugen mögen. „Gestern senkte mich eine höhere Macht auf deine Lippen, und sie flammten mir entgegen; Alles Geheimniss wurde vom Schicksale zersprengt, und eine süsse Nothwendigkeit hat uns bezwungen. Dein Leben lodert in meinem, Deine Seele jauchzt und weint freudig in der meinen. Weich und stark, zitternd und übermüthig, bin ich versenkt in die lieblichste Wollust und erhabene Aussichten. Ich denke Dich und Menschenbestimmung, und das Ganze der Welten, und zuletzt gehen alle Gedanken, alles Treiben doch wieder in deinem Kuss auf." — „Ich hätte alle Sterne des Himmels an meine Brust reissen mögen, und hinausstreuen in die Morgengluth." — „Golden und schattigt und blau und grün mit allen unabsehbaren Farben wälzte sich der Frühling zwischen meinen Bergen, und jagte übermüthig mit betäubender Eile die Quellen hinunter in euer Thal. Alles ging über die Gränzen mit jubelndem Leben, und spielte verwegen mit der Zerstörung." (!?) — Und die Frau schreibt: „Geliebter! dieser, dieser Tag ist dahin, aber seine Erinnerung ewig, wir sind ewig in seiner Erinnerung. Mir ist, als fühlt ich erst nun, da ich Dich unter dem blauen weiten Himmel in meinem Arm gehalten habe, wie ich Dich liebe. *Allerfüllung ist wie Licht in mir.* — So steigende Wonne durch den Tag, wie diese Morgenwonne, Eugen! der Mensch ertrüg es nicht, er müsste zum Gott werden oder sterben. Ach ich ertrüg es: was ertrüg ich nicht, wenn Deine Arme mich halten, Deine Seele mich hält. Seliger! Geliebter! Ewig Dein.. Ich weiss ja nun, was ewig ist." (Das ist eine gute Beschränkung des Versprechens!) — „Auf den Sturm hätte ich mich schwingen mögen, Dir nacheilen; mit geschwungenem Thyrsus in wüthendem Entzücken alles zertrümmern, dass nichts bliebe auf der Welt, als Du und ich. O lass die Welt versinken! halte mich in Deinem Arm und trage mich in ewig gleichem Entzücken ruhig schwebend durch den weiten leeren Raum! Eugen!" — „So standest Du! hier, *wo noch Puder auf meinem Sofa ist,* hier hat dein Haupt geruht, die Stellen erwiedern meine glühenden Küsse." — Es überrascht unangenehm, wenn man in der Folge erfährt, dass dieses lieberasende Weib eine verheirathete Frau ist, die ihres verreiseten Gemals nicht eher gedenkt, als bis sie seine Zurückkunft zu fürchten anfängt. Die Einsicht, die Eugen ihr vorsagt, „dass alle Zeit, aller Raum in der Liebe sey; dass ein Schwur, den eine feindselige Luft von den Lippen riss, die ewige Ordnung der Natur nicht umkehren könne; „(warum hätte sie uns erschaffen, wenn nicht für einander? und was will *gegen sie* ein *Schicksal,* das nur *durch sie gemacht werden soll?*)" — mag sie eine Zeitlang empfänglich machen für „diese heiligen Stunden, deren Seligkeit die Natur mit ihrer *aufgewühlten Pracht* gefeyert hat;" sie hält aber nicht aus. Die Wahrheit, mit welcher sie auftreten, und ihre Liebe bekennen will, ist freylich achtungswerth; auch mag die erhabene Philosophie, mit welcher Eugen das, was geschehen, zu rechtfertigen sucht, „wenn sie durch jene Wahrheit die Leidenschaft göttlich gemacht hat," den Foderungen der Moral genügen: aber die Versöhnung mit ihr ist nicht vollkommen; man empfindet immer in tiefster Seele eine leise Verletzung des Zartgefühls. „Die Gesellschaft ist nur Mittel, nur eine Anstalt, in welcher jedes Individuum nach seiner eigenthümlichen Natur sich ausbilden soll. Treibt nun diese ihre heiligste Kraft über die Schranken der Gesellschaft hinaus, so mag sie befeindet, aber nicht verdammt werden. Krieg ist da, aber kein Laster;

und nur dadurch, dafs das Individuum feine urfprünglichen Rechte an fich reifst wider den Willen der Gefellfchaft, wird diefe gezwungen, fich einen vollkommneren Zuftand zu geben. — Unfere Seelen fanden fich, und wiffen, dafs nur *fie* eine *wahrhafte Ehe* mit einander ftiften können. — Bey Gott, ein reines flammendes Herz ift gröfser als das Gefetz; heifst es Empörung, was es wider diefes treiben mag, fo ift es eine heilige, und der Krieg wider die Gefellfchaft ift feine Pflicht: ihm ift beffer, in demfelben ganz mit feinem Seyn vernichtet zu werden, als fich dem Gefetz matt zu untergeben, und langfam auszutrocknen, zu verfaulen." Gewifs, beffer ift eine folche kühne Leidenfchaft, als jenes „lüfterne Lafter, welches insgeheim der Ehen Recht zerfrifst, und fich mit demfelben fcheinbar verträgt:" aber dennoch möge „die Zeit der Gewalt, welcher das Menfchenwefen (!) erliegen foll, in welcher die Naturen befreyt werden follen von der Verfteinerung durch Gefetze, durch Gefellfchaft" — noch lange entfernt bleiben! — Zarte, ächte Weiblichkeit zeigt diefe Regina übrigens im zweyten Buche der Blätter der Liebe. Sie bleibt bey ihrem Gemahl, und durchreift mit ihm Italien; Eugen geht nach dem Norden und verheirathet fich mit einer früheren Geliebten.

Der *vierte* Band hat noch den befonderen Titel: *Gedichte*, erfter Theil — und bringt uns manche lieblich duftende Blüthe. In vielen diefer Gedichte herrfcht eine ungemeine Zartheit der Empfindung, eine grofse Feinheit in der Auffaffung des Lebens, und eine feltene Gewandtheit im Ausdrucke. Dennoch fühlt man fich felten ganz befriedigt, und es möchten wenige Gedichte zu finden feyn, denen nicht, mit fremden Worten zu reden, die letzte Hand fehlte. Den Vff. fcheint der plaftifche Sinn, das eigentliche Schöpfungsvermögen, abzugehen, durch welches das Gedicht da fteht in fich gefchloffen, unabhängig von Allem, felbftftändig, wie hingehaucht, und in unauflösbarer Form Einen göttlichen Gedanken ausfprechend. Die Elemente ihres Wefens, möchte man fagen, haben fich nicht innig durchdrungen, und find nicht urfprünglich Eins gewefen, fondern fie find zum Ganzen verbunden. Darum ift nicht fowohl Einheit in ihnen, als Vereinigung; das Philofophifche, wovon fie einen Anflug zeigen, fteht allein da, nicht aufgelöfet in das eigenthümliche Leben der Geftalt. So zeigt fich ein Streben nach dem Romantifchen, das eben darum leidet, weil es fich als Streben verräth; fo erklärt der Dichter feine Gebilde, und erinnert dadurch an fich; fo wird dem Glauben eine Deutung untergefchoben, und dadurch feine Wärme abgekühlt. Z. B. in dem Sonnett, *Maria:*

Das Höchfte hat fie finnig zart empfunden,
Durch Liebeskraft zu ihm fich aufgefchwungen;
Es hat ein Geift mit Liebe fie durchdrungen,
Und alle Schwäche ift davon entfchwunden.
Und Sterne fehn, bey heil'ger Ruh der Stunden,
Vom Himmlifchen das Irrdifche bezwungen u. f. w.

Welch eine feltfame Zufammenfetzung, die durchaus kein klares Bild giebt, ift nicht fogleich das erfte Gedicht: *der See*. Die Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, ift gewifs gut, aber die Darftellung ift nicht gut gerathen, weil die Idee unabhängig von den Geftalten gedacht zu feyn fcheint. Ein grauer See liegt tief und verfteckt; kein irrdifch Auge fah ihn; nur Geifter mögen ihm nahen; dann erhebt fich *der Meifter:*

Grofs *fteigt* er auf *aus* feinem tiefen Reiche,
Ein leifes Säufeln geht darüber hin,
Und er beginnt der Weihe heil'ge Bräuche:
Die Kreife fchüchtern zu den Ufern fliehn.

(Solche müfsige Zufätze, wie diefer letzte Vers, der nur des Reims wegen fein Dafeyn erhalten zu haben fcheint, finden fich viele.)

Und aller Schöpfung Urbild *fteigt*, gerufen
Von feinem Wort, *aus* dunkelm Grund empor:
Aus bunten Flammen baun fich rege Stufen
Hinan zu eines Tempels ehrnem Thor. —

Und an den Säulen ftürzen Waffer nieder:
Der Himmel ftürzt herab mit ihrer Flut;
Und Sterne fteigen klingend auf und nieder,
Von Sonnen ftrömt des Lebens volle Glut.

Dem Dichter haben die Geifter hingeführt; er ftaunt der Urgeftalten, fieht fein Bild im Tempel,

Und hört das Wort: Du fiehft die Kräfte walten;
Und dort dein eignes Bild beherrfcht die Welt.

Auf gröfsere Compofitionen, wie *Fauft und Agathe*, drey Gefänge in *ottave rime*, dürfen wir uns nicht einlaffen, weil wir zu weitläuftig werden müfsten. In dem *Frühlingsmuth* thut die Refignation faft eine drollige Wirkung. Der Dichter möchte die ganze Welt in junger ftarker Luft ergreifen; gehört, ohne Sorge, nur *dem Dafeyn*, welches aufgefodert wird, mit ihm umherzufchweifen. Ferner:

Auf hohen Bergen möcht' ich ftehn;
In weite Auen möcht' ich fehn,
Und Licht und Luft durchtoben:

Und *kann ichs nicht: mein ift die Luft;*
Die Welt trag ich in meiner Bruft,
Der fremden Macht enthoben. —

Wenn die Auffindung verborgener Aehnlichkeiten *Witz* ift, fo find *die Kinder des Waldes* unftreitig witzig.

Die Buche fteht, fo wie der Glaube,
Mit breiten Äften fegnend da.
Die Eiche hebt, wie die Gefchichte,
Sich kräftig in die Himmelsluft.
Romantifch fchiefsen Tannenäfte
Gleich Schlangen aus dem hohen Stamm,
Und lieblich neigend giebt die Birke
Sich liebevoll dem Winde hin.

Windgeift flüftert mit der Birke
Leife, leife Liebesworte,
Zeitftrom braufet durch die Eiche,
Ahnung raufchet durch die Buche,
Sturmwind pfeift mit Tannenäften
Von der Nebelgeifter Schlacht.

Es ift möglich, dafs die Lefer diefs poetifcher finden, als der Vf. diefer Anzeige. — Aber wozu follen wir mehr geben? Über die *Elegien* möchten wir etwas fagen; da aber die Fortfetzung verfprochen ift, fo verfchieben wir es bis dahin. Von dem Bef-

fern nur eine kleine Probe, um die Zartheit mancher dieser Gedichte zu zeigen. *Lied:*

Leiser Duft weht um die Sträuche,
Liebeweich steht Blütenpracht;
Durch die Zweige geht ein Flüstern:
„Ist der Abendstern erwacht?
Hast du von den schönen Tagen,
Stiller Freund, mir nichts zu sagen?“
Freundlich glänzt der schöne Stern:
„Ich bin fern und sie sind fern.“

Oder, *der Entfernten:*

Ach, an tausend süssen Dingen
Hängt der Liebe Phantasie;
Nur verirren ihre Schwingen
Von der einen Holden nie u. s. w.

Du bist fern: ich will nicht klagen;
Sind wir beide doch die Welt.
Nimmer wird der Mann verzagen,
Der die Lieb im Herzen hält.

Durch die allgemeine Wendung der beiden letzten Verse hat das Gedicht gewiss nicht gewonnen. — Endlich wird es vielleicht den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen *das Ross in der Schlacht bey Jena* vorführen:

Aechzend lag mit zerrissnem Geweide das Ross in der Blutschlacht,
Da zum Sturmsangriff ruft der Posaune Gewalt.
Mächtig die Ohren gereckt, stöhnt tief es und steht, von dem Reuter
Ungeleitet, und schliesst an sich dem Donnergalopp.
Bald erschöpft sinkt hin es in Heldentod, und es stürmen
Brüderrosse mit Wuth über das sterbende weg.
Aber des Sonnengotts unsterbliches Rossegespann weilt
Abendglühnder am Baum, wo das entseelte sich streckt. —

Der *fünfte* Band erscheint mit dem eigenen Titel: *Lebensbeschreibungen*, erster Theil, an der Stirn. Er enthält die Biographieen von *Margaretha von Anjou* und *Albrecht von Wallenstein.* Diese Biographieen verdienen grösseres oder geringeres Lob, je nachdem man sie aus einem andern Gesichtspunkte beurtheilt. Der Wallenstein, der hier, nach der Vorerinnerung, verbessert und sehr vermehrt gegeben ist, erschien nämlich vor mehrern Jahren, wir erinnern uns nicht bestimmt, wann — im Berl. historisch-genealogischen Kalender, und die Margaretha, wenn sie auch hier zum erstenmal erscheint, ist doch auch in dem diesjährigen abgedruckt, und wohl ursprünglich dafür bestimmt gewesen. Wenn man nun voraussetzen darf, dass diese Kalender ein sehr gemischtes, aus Damen wie aus Herren bestehendes Publicum finden: so muss man gestehen, dass sowohl der Gegenstand, als die Darstellung für ein solches Publicum völlig geeignet und wohl berechnet ist. Eben so wird keiner der Leser, welchen die frühern Theile dieser Schriften angezogen haben, ohne Vergnügen bey diesen Biographien verweilen. Jn der That: wer könnte ohne Interesse lesen von dieser schönen, geistvollen, kühnen, heroischen, stolzen Frau, von ihren Vorzügen und Verbrechen, neben dem schwachen, blödsinnigen, elenden Gemahl; und von diesem lebendigen Thun und Treiben der Grossen Englands, so ganz fremd unseren Zeiten und nur möglich in jener losen bürgerlichen Ordnung, von dem Beginne des Kampfs zwischen der rothen und weissen Rose, von dem mannichfachen Glückswechsel, von den Liebesabentheuern der ersten Staatsmänner, die fast ans Romanhafte gränzen; oder von diesem Wallenstein, dessen seltsam verschlungenes, schrecklich wechselndes, wunderbares Leben es fast zweifelhaft lässt, ob er, was er erreichte, mehr dem Glücke verdankt, oder sich selbst — wer kann davon eine lebendige, leichte und behende Darstellung, wie diese ist, ohne Interesse lesen? — Aber wer noch höhere Ansprüche an eine historisch-biographische Darstellung macht, als gefesselt zu werden, dem dürfte schwerlich genug gethan seyn. Das ist dieser Biographieen, wenn nicht einziges, doch grösstes Verdienst, dass sie unterhalten! — K et A.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Stuttgard*, b. Löfflund: *Über Nationaleinkommen.* Ein Beytrag zu den neuesten Untersuchungen über die Staatswirthschaft, von *Fr. Carl Fulda*, Prof. der Cameralwissenschaften in Tübingen. 1805. VII. u. 64 S. 8. (6 gr.) So gross und zahlreich die Irrthümer sind, welche das staatswirthschaftliche System der Physiokraten verbreitete: so wenig darf man das Gute verkennen, das aus der Entdeckung von Wahrheiten hervorging, die man einzig diesem Systeme verdankt. *Smith* selbst gestand, dass dieses unter allen übrigen Systemen der Wahrheit am nächsten komme, und *Stewart* fand nöthig, in den der *Garve*schen Übersetzung vorgedruckten Nachrichten von *Smith's* Leben, letztern von dem Verdachte zu befreyen, als hätte er die Hauptsätze seines Lehrgebäudes erst von den Physiokraten gelernt. Desto auffallender musste es daher seyn, bey Hn. *Lüder* im 2ten Bande seines schätzbaren Commentars der *Smith*'schen Theorie (S. 245 u. 335) zu lesen: „Wer hätte dem in Frankreich eben so sehr verbreiteten und bewunderten, wie in Deutschland, Holland und England tief verachteten, und noch mehr als absurden Systeme der Physiokraten auch nur den zehnten Theil der Kraft zugetraut, die es nachher so traurig äusserte?“ Ein solches Urtheil über das merkantilische System gefällt, wäre schon hart, aber das physiokratische verdiente doch wahrlich eine grössere Schonung.

Der Zweck des Vfs. geht dahin, den Einfluss zu zeigen, den das von *Lüder* so verachtete System auf die Lehre von den Finanzen hatte, und insbesondere die bey *Smith* und den Physiokraten vereinigten wahren Begriffe vom Nationaleinkommen darzuthun, zugleich aber auch eine Berechnungsart dessen zu liefern, was eigentlich als jährliches Einkommen einer Nation zu betrachten ist.

Im ersten Abschnitt entwickelt der Vf. in gedrängter Kürze die Elemente des Nationalreichthums nach *Adam Smith*, bemüht sich aber zugleich, den Satz des physiokratischen Systems zu vertheidigen, dass blos die Natur *unmittelbar* producire, die Production der übrigen arbeitenden Classen hingegen nur eine abgeleitete oder mittelbare Production sey, und zieht zuletzt daraus den Schluss, dass die unmittelbare Quelle des Einkommens einer jeden Nation nur der Landbau im ausgedehnten Sinne des Wortes, und der auswärtige Handel als eine Folge der Absonderung der Nationen sey, insofern mehrere Glieder jeder civilisirten Nation ganz oder theilweise, unabhängig von dem unmittelbaren Landeserzeugnisse, ihr Auskommen durch ihn finden, und durch ihn, wie durch den Landbau Güter, in die Hände der Nation gebracht werden, welche zuvor unter ihnen nicht vorhanden waren. Rec. ist durch die Darstellung des Vfs. nicht überzeugt worden, und hält vielmehr den Satz, wonach das unmittelbare Nationaleinkommen einzig und allein aus der Summe der Urprodukte und der Gewinnste des auswärtigen Verkehrs bestehen soll, für unrichtig. Denn es setzt derselbe offenbar voraus, dass alle *industrielle Arbeit*, welche

von den Nationalgliedern geschieht, durch die *Urprodukte* abgeglichen werden, welches aber nicht der Fall ist, indem ein grosser Theil der Arbeit wieder durch Arbeit bezahlt wird. Bei der Eintheilung des Nationaleinkommens weicht Hr. *F. von Smith* darin ab, dass er das, was letzterer *reines* Nationaleinkommen nennt, als eine Gattung des *rohen* Einkommens betrachtet. Unter *rohes* Einkommen versteht nämlich der Vf. die Masse der Güter, welche eine Nation wirklich einnimmt, ohne dass dieselbe zuvor in ihren Händen war, und theilt dasselbe in *unmittelbares* (*ursprüngliches*) und *mittelbares* (*abgeleitetes*) ein. Unter der ersten Gattung versteht er das rohe Einkommen in der von *Smith* angenommenen Bedeutung, wonach es die Totalsumme alles dessen begreift, was die Nation einnimmt; unter der letztern Gattung hingegen begreift er das reine Einkommen nach *Smith*, nämlich die Summe der Güter, welche einer Nation übrig bleiben nach Abzug der Unterhaltungskosten des stehenden und umlaufenden Capitals, welche sie zum wirklichen Verbrauch bestimmen kann, ohne ihr Capital zu vermindern, die sie verbrauchen kann, ohne irgend eines ihrer Gewerbe zu schwächen oder eingehen zu lassen. Dahingegen besteht nach dem Vf. das jährliche *reine* Nationaleinkommen in dem rohen nach Abzug der Kosten, welche, die Genussmittel hervorzubringen, erfodert werden, es wird durch den Überschuss der rohen Nationaleinnahme über das absolute Bedürfniss der Nationalconsumtion, d, h. durch die Gewinnste dargestellt, welche im inländischen und ausländischen Verkehr gemacht werden. — Die vom Vf. vorgeschlagene Eintheilung des Nationaleinkommens hat nach des Rec. Einsicht Vorzüge vor der *Smith*'schen, indem sie mehr Klarheit und Vollständigkeit in diese überhaupt sehr schwierige und verwickelte Materie bringt.

Im zweyten Abschnitt zeigt hiernach der Vf., dass es nach dem doppelten Gesichtspunkt, unter dem das rohe Nationaleinkommen sich betrachten lasse, zwey verschiedene Wege gebe, dasselbe zu berechnen, indem man entweder das *ursprüngliche* oder *abgeleitete* Einkommen zu erforschen suche. So verschieden indessen die Resultate seyn müssen, welche die aus diesen verschiedenen Ansichten angestellten Berechnungen darbieten, so gelangt man doch, will man das *reine* Nationaleinkommen erforschen, auf beiden Wegen zum Ziel. Da nämlich, soll das *reine* Nationaleinkommen dargestellt werden, auf welches allein die Finanzrechnung gebaut werden darf, von jenem *unmittelbaren* Einkommen alles dasjenige abgezogen werden muss, was jene Genussmittel hervorzubringen erfodert wird, von jenem *mittelbaren* Einkommen aber alles dasjenige abzurechnen ist, was wirklich der nothwendige Unterhalt der Nation erfodert: so müssen die beiderseitigen Überschüsse, welche das reine Nationaleinkommen darstellen, in beiden Fällen zusammentreffen. — Inzwischen bleibt immer, wie der Vf. richtig bemerkt, der erstere Weg, der das unmittelbare Einkommen ausfindig zu machen sucht, der einfachste und sicherste. Um beide Methoden anschaulich zu machen, werden Beyspiele mitgetheilt, und zwar von der ersten die von *Genz* in seinem historischen Journal (1799. 3 Bd.) aufgestellte Berechnung der Einkünfte Grossbritanniens, von der letztern hingegen eine vom Vf. entworfene Berechnung der Territorial-Einkünfte von Alt-Wirtemberg. Da die hier vorkommenden Notizen einen schätzbaren Beytrag zur Statistik des Königreichs Wirtemberg liefern, so wollen wir einen Auszug daraus unsern Lesern mittheilen. Der jährliche Landesertrag ist an

a) Früchten . .	2,270,234	Schffl.	à 4 fl.	=	9,080,936 fl.
b) Grundbirnen . .	423,140	—	à 4 fl.	=	1,692,560 fl.
c) Welschkorn . .	11,875	—	à 10 fl.	=	118,750 fl.
d) Heu u. Oehmd .	370,449	Wann.	à 4 fl.	=	1,505,796 fl.
e) Wein . . .	54000	Eimer	à 25 fl.	=	1,350,000 fl.
f) Holz von 755,000 Morgen: à 3 fl. Ertrag				=	2,265000 fl.
g) Baumfrüchten (die Hälfte des Weinertr.)				=	675,000 fl.
h) Gartengewächsen aller Art (Flachs, Hanf, Reps u. s. eingerechnet)				=	1,000,000 fl,
i) Mineralien aller Art, (Producte der Bienenzucht, Fischerey etc)				=	1,000,000 fl.
Ganzes Product des Bodens, rohes Territorialeinkommen				=	18,688,042 fl.

Im J. 1796 wurde das unbewegliche Eigenthum der Landeseinwohner berechnet an

Aeckern	750,000	Morgen	à 175 fl.	=	131,250,000 fl.
Wiesen	250,000	—	à 200 fl.	=	50,000,000 fl.
Weinbergen	50,000	—	à 300 fl.	=	15,000,000 fl.
Gärten	50,000	—	à 300 fl.	=	15,000,000 fl.
	1,100,000	Morgen			256,550,000 fl.
Waldung	755,000	—	à 60 fl,	=	45,300,000 fl.

Hiernach verhält sich in diesem Lande die Anzahl der

Aecker:	Wiesen:	Weinberge:	Gärten:	Waldungen
= 15 :	5 :	1 :	1 :	15.

Man könne, glaubt der Vf., ohne bedeutenden Irrthum die runde Summe von 9 Millionen Gulden als das *reine* Einkommen und 11 Millionen Gulden als sämtlichen Cultur-Aufwand (natürlichen Arbeitslohn und Capitalgewinnst der Landarbeiter) oder als die Kosten betrachten, welche, *jenes* rohe Einkommen hervorzubringen, erfodert werden.

Der dritte Abschnitt enthält die wichtige, vorzüglich praktische Lehre von den Auflagen in ihrer Beziehung auf die Nationaleinkünfte. Ist nämlich das Verhältniss des rohen und reinen Einkommens einer Nation und durch das letztere die Grenze bestimmt, über welche der Staat seine jährliche Einnahme, welche durch Individual-Beyträge der einzelnen Glieder des Staats erhoben wird, nicht spannen darf, ohne die Totalsumme des Auskommens der Unterthanen zu schwächen: so kommt alles darauf an, dass diese Last unter die einzelnen Glieder des Staats nach dem Verhältniss ihres *reinen* Einkommens vertheilt werde. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. diesen letzten Punkt, dessen hohes Interesse er eben so wenig als seine Schwierigkeit in der Anwendung verkennt, mit mehr Ausführlichkeit behandelt hätte.

α β

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Nauk auf Kosten des Verfassers: *Über die Tapferkeit oder vom Muthe und Soldatenstande, besonders in moralischer Hinsicht für angehende Krieger und jeden Gebildeten*, von *F. W. Himmerlich*, Feldprediger des hochlöblichen Infanterie-Regiments von Götze. 1803. 304 S. kl. 8. (1 Thlr.). Das Werk besteht ausser der Vorrede, welche die Veranlassung dazu angiebt, aus einer kurzen Einleitung, worin der Vf. den Sinn der Wörter *tapfer* und *Tapferkeit* entwickelt, und in zwey Büchern. Im ersten handelt er von der allgemeinen Tapferkeit; die Gegenstände, die er vorträgt, und die Ordnung, in welcher solche auf einander folgen, sieht man aus folgender Zusammenstellung der Überschriften: Der Furchtsame oder Unerschrockene. Ob Herzhaftigkeit und Muth einerley sey. Der Muth. Worin besteht das Wesen des Muthes und der Herzhaftigkeit? der Feigheit? Muss der Muth auch Geduld zeigen? Geerbter, ursprünglicher und erworbener Muth. Ist der Muth ein reines Geschenk der Natur, oder lässt er sich auch erwerben? Wodurch kann sich der Mensch Muth erwerben, oder den vorhandenen stärken und vermehren? Wollust ist die grösste Freundin des Muthes. Geistige Mittel zur Erhöhung und Stärkung des Muthes. Erkünstelter Muth. Der Muth soll mit Weisheit gepaart seyn. Vom Werth des Muths. Der wahrhaft Muthige ist auch grossmüthig und freygebig. Verträgt sich der Muth und Arglist? Zu welchen Vergehungen kann der Muth verleiten? Der Muthige ist oft ungerecht. Zorn und Rachsucht sind keine Beweise des Muths. Hochmuth und Ruhmsucht entehren den Muthigen. Im zweyten Buch beschäftigt sich der Vf. mit der kriegerischen Tapferkeit insbesondere, ungefähr auf gleiche Manier. Überhaupt aber scheint des Vfs. Bestreben mehr dahin gerichtet zu seyn, die jetzt bestehenden Meinungen in dieser Sache zu erklären und zu rechtfertigen, als neue Ideen aufzustellen. Er entwickelt nicht die Pflichten des Kriegers als Folge seines Standes gegen den König, den Staat, seine Mitbürger, die anderen Bürger des Staats u. s. w. er sucht nicht das Eigenthümliche der Lage des Kriegers zu bestimmen: um diess in seinem ganzen Umfange thun zu können, muss man Soldat und praktischer Philosoph zugleich seyn. Sowohl dieser als jener wird in des Vfs. Schrift gar Manches zu tadeln finden.

Lh.

Monatsregister

vom

Julius 1807.

Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermifchte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1807.

THEOLOGIE.

Nürnberg und Altdorf, b. Monath und Kufsler: *Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in die Schriften des alten Testaments zu Vorlesungen* von *Georg Lor. Bauer*, kurfürstl. badenschem Kirchenrath und Prof. der morgenländischen Sprachen und der bibl. Exegese zu Heidelberg. *Dritte verbesserte Auflage.* 1806. 514 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Die bald nach einander erschienenen Ausgaben dieses Handbuchs, welches 1794 zuerst herauskam, zeugen schon von seiner Brauchbarkeit und der guten Aufnahme, die es deswegen gefunden hat. Bereits bey der zweyten Ausgabe 1801 war der Vf. bemüht, dem Buch grössere Vollkommenheit zu geben. Einiges wurde als weniger zweckmässig weggelassen, einiges besser geordnet, mehreres verändert, neu überarbeitet und durch Zusätze bereichert. Auch diese dritte Ausgabe hat wieder neue Verbesserungen und Zusätze erhalten. Der Vf. hat abermals manches weggestrichen, was besser der Erläuterung beym mündlichen Vortrag vorbehalten bleibt, manches andere genauer bestimmt, und zu dem Ende kurze Zusätze gemacht; auch ist die neuere Literatur wieder nachgetragen. Wenn gleich einige Änderungen Kleinigkeiten betreffen, und man hin und wieder noch mehrere hätte erwarten können, so ist es doch nicht zu verkennen, dass das Buch bey dieser neuen Auflage an Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit gewonnen habe. Selbst die kleinen Änderungen zeugen von der Aufmerksamkeit, die der Vf. nach seiner Einsicht auf die Verbesserung seines Handbuchs verwendet hat. Hätte er länger gelebt, so würde er gewiss in der Folge noch mehr verbessert haben. Wir wollen unseren Lesern nur einiges von den hier gelieferten Veränderungen als Probe bemerken. Unter den Namen des A. T. §. 6 stand in den beiden vorhergehenden Ausgaben die Benennung מקרא zuerst, jetzo hat sie nicht ohne Grund die vierte Stelle erhalten. Am Schluss des Paragraphs ist auch die Benennung *bibliotheca sancta* bey Hieronymus noch angemerkt. Der §. von der Eintheilung der einzelnen Bücher ist erweitert und in zwey Paragraphen umgearbeitet; dagegen sind aber die ausführlichen Anmerkungen in den früheren Ausgaben weggefallen. In dem 16 Paragraph von dem Charakter der hebräischen Sprache ist von dem Reichthum der Sprache die Bemerkung noch eingeschaltet: „Man hat bemerkt, dass die Begriffe zerbrechen 16 Verba ausdrücken, und zur Bezeichnung der *Finsterniss* 8, des *Suchens* 10, des *Vertrauens* auf Gott 14, des *Löwen* 5, des *Goldes* und der *Gesetze* mehrere vorhanden sind." Zuletzt wird auch noch hinzugefügt, dass die Sprache dadurch, dass sie nur zwey *tempora* und wenige Conjunctionen habe, oft zweydeutig sey, und dass die häufigen Anomalien im *numero*, *genere* u. s. w. ein Beweis seyen, dass sie noch nicht genug geregelt war. Das letztere ist so ganz richtig nicht. Der 21 Paragraph von den Mitteln die hebräische Sprache zu verstehen, ist hier weggelassen. Bey §. 52 wird zur Bestätigung, dass man schon zu Moses Zeiten die Schreibkunst unter den Israeliten kannte, noch eingeschaltet: „die 70 Männer, die zu Mitregenten Mosis ernannt worden sind, heissen כתובים (denn so muss der Druckfehler S. 74 verbessert werden) *conscripti* 4 Mos. 11, 26. Ihre Namen wurden aus den Geschlechtsregistern ausgezogen und in ein eigenes Verzeichniss gebracht." Wenn §. 59 die Gründe für die Neuheit des jetzigen hebräischen Vocalsystems angeführt werden, so wird bey dem zweyten Grunde noch hinzugesetzt, dass Joseph. *Antiq. III.* 8 anders ausgesprochen habe, als unsere Vocalzeichen es verlangen; und als siebenter Grund ist noch beygefügt, die Namen der Vocale seyen chaldäisch und zur Zeit erfunden, wo die Juden chaldäisch redeten. In dem 87 Paragraph werden die Gründe für die Meinung, dass die Hebräer Zahlbuchstaben gebraucht haben, angeführt. Am Schluss des Paragraphs wird noch beygefügt, dass diese sehr unsichere Hypothese doch nicht zureiche, um die so oft übertriebenen Zahlen wegzuschaffen, die unstreitig von den Vff. selbst gesetzt sind. Bey dem 102 Paragraph werden gleich im Anfang einige Winke gegeben, wodurch das Fabelhafte in dem Brief des Aristeas von der Entstehung der Übersetzung der 70 auffallend wird. Der 109 §. ist umgearbeitet und nur der Wink gegeben, dass die Tetrapla kein eigenes und früheres Werk gewesen sey, als die Hexapla. Von der *editio quinta* wird §. 119 mit Recht noch eingeschaltet, dass sie sich auch über die 4 Bücher der Könige erstreckt habe, wie man aus der syrisch-hexaplarischen Version sehe. Auch wird ihr Charakter genauer also bestimmt: „Ihr Vf. hat die 70 und Theodotion benutzt, und wo er dem hebräischen Text folgt, welches selten geschieht, übersetzt er freyer als Symmachus." Unter den Gründen für das spätere Alter der Targumim wird §. 126 hier noch angeführt, dass Josephus sie weder nennt noch benutzt, und dass die Juden in ihren Disputen mit den Christen sich nicht auf sie berufen. Beides ist aber wirk-

lich von wenigem Gewicht, befonders das letztere. Von Onkelos wird am Schlufs des 130 §. noch beygefügt: „anthropopathifche Redensarten vertaufcht er mit folchen, wodurch alles körperliche von Gott entfernt wird." Dafs das Targum Pfeudojonathan erft nach dem 6 Jahrhundert gefchmiedet fey, wird §. 131 auch dadurch noch beftätigt, weil es die 6 Ordnungen der Mifchna mit den 6 Vorhängen des Gezeltes 2 Mof. 26, 9 vergleicht. Dafs Pfeudojonathan von den abgefchmackteften Fabeln ftrotzt, wird durch einige Beyfpiele 1 Mof. 6, 4. 8, 20. 11, 28. Exod. 16, 21 beftätigt; auch wird angemerkt, dafs er weitläuftige Digreffionen mache 1 Mof. 15, 1. 2. 16, 5. Der Zufatz zu dem 143 §. von der hexaplarifch-fyrifchen Überfetzung S. 197 hätte eigentlich zu dem vorhergehenden Paragraph gehört, und damit verbunden werden müffen. Alsdann würde auch die Wiederholung in den Anmerkungen zu beiden Paragraphen weggefallen feyn. Dafs de Roffi feine Handfchrift 634 ins 8te, und 503 ins 9 oder 10 Jahrhundert fetzen wolle, wie §. 193 gefagt wird, hätte auch geändert werden müffen: denn in feiner 1803 zu Parma herausgegebenen Schrift *manufcripti codices Hebraici Bibliothecae J. B. de Roffi* hat er felbft das Alter diefer Handfchriften genauer beftimmt. Die Handfchrift 634 wird hier in das 9 oder 10 Jahrhundert, und 503 in das 10 oder 11 Jahrhundert herabgefetzt. Eben diefes gilt auch von der Anmerkung zu dem 190 §. Den *Cod.* 262 fetzt *de Roffi* nun in das 12te, und die Unterfchrift in das 14 oder 15 Jahrhundert. Um auch aus der fpeciellen Einleitung etwas anzuführen, will Rec. nur folgendes bemerken. Der Vf. hatte bekanntlich fchon in der zweyten Ausgabe feine Meinung in Anfehung des Pentateuchs geändert und behauptet, dafs er in der heutigen Geftalt nicht von Mofes zufammengefetzt fey, fondern in das davidifche Zeitalter gehöre. Diefer Meinung ift er auch in diefer Ausgabe treu geblieben, und mehreres ift von ihm hier zugefetzt worden. So wird z. B. unter den verfchiedenen Urtheilen über den Vf. der 4 letzten Bücher auch die Meinung von Clericus S. 321 angeführt. In dem 249 §. werden die Einwürfe gegen die Behauptung, dafs Mofes der Vf. fey, bemerkt. Hier ift mehreres beygefügt. Bey dem erften Grund, dafs man zu Mofis Zeit die Steinfchrift nur gekannt habe, wird die ganz richtige Bemerkung hinzugefügt: „Wir lefen aber auch, dafs Mofes feine Gefetze in ein Buch gefchrieben, und im Tempelarchiv an die Seite der heiligen Lade niedergelegt habe 5 Mofe 31, 24—26. Es mufs alfo doch ein bequemeres Schreibematerial, vielleicht Byffus, ägyptifches Baumwollenzeug, gegeben haben." Der zweyte Grund von den inneren Zeugniffen gegen Mofes ift ganz umgearbeitet und fehr erweitert. Aber auch hier hätte manches erinnert werden können, was mit Grund kann eingewendet werden. Dem Vf. fcheint das Lagerregifter 4 Mof. 33 von Mofes felbft zu feyn. Aber warum foll nun wegen diefes Fragments die ausführliche Befchreibung der Reife der Ifraeliten von 2 Mof. 12 an bis zu Ende des vierten Buchs nicht von Mofes feyn können? Der Vf. fagt: Das kurze Lagerregifter enthält viel Lagernamen, bey welchen die Gefchichtskunde des Erzählers nichts zu fagen wufste, viele veraltete Namen, die der Gefchichte nicht anzuknüpfen waren. Diefe Folgerung fcheint doch dem Rec. übereilt zu feyn. Wenn ein Feldherr die Merkwürdigkeiten feines Feldzugs befchreibt, wird er defswegen von jedem Ort, wo fein Heer ftand oder lagerte, etwas erzählen? Und wenn er nun in einer Beylage noch alle Örter bemerkte, die feine Armee auf ihrem Zug berührte, und wo fie Halt machte, würde man aus diefer Beylage mit Recht folgern können, er habe jene ausführliche Gefchichte nicht gefchrieben, weil er in derfelben von manchen Örtern nichts fage oder zu fagen wiffe? Eben fo wenig bedeutend ift auch der zweyte Grund: Die Ausdrücke der Zeit fchliefsen Mofes als Verfaffer aus: denn er rede 5 Mof. 2, 34. 3, 4. 8 ff. von dem, was in den letzten 6 Monaten vorgegangen war, als von *längft* gefchehenen Sachen. Wer nicht von Vorurtheil fchon eingenommen ift, der wird diefes in dem Ausdruck בעת ההיא nicht beftimmt finden; denn er wird fehr gewöhnlich gebraucht, wenn etwas als gleichzeitig mit dem vorhin erzählten bemerkt wird, ohne dafs dadurch zugleich angezeigt wird, dafs es längft gefchehen ift. Rec. wüfste nicht, wie fich ein Feldherr, wenn er hebräifch reden, und fein Volk daran erinnern wollte, was gerade bey diefer oder jener Gelegenheit gefchehen fey, anders ausdrücken follte. Die Redensart kommt auch fo oft vor, wenn etwas an das Vorhergehende der Zeit nach genau angeknüpft wird, dafs es zu verwundern ift, wie ein Sprachkenner fie als Einwurf betrachten konnte. Auch der Grund ift ganz nichtig, dafs die Lage des Verfaffers dem Mofes die Abfaffung des Pentateuchs abfpreche, weil er von Jerufalem aus fehe und fpreche. Die Stellen 4 Mof. 22, 1. 5 Mof. 1, 1. 3, 8. 4, 41 beweifen nichts: denn es ift ja bekannt, dafs בעבר eigentlich *in tranfitu* fowohl *dieffeits* als *jenfeits* bezeichne. Dafs es mehrmals in der Bedeutung *dieffeits* vorkomme, bedarf kaum eines Beweifes, z. B. 1 Kön. 4, 24. 2 Chron. 26, 30. Ift aber diefes, fo ift der Einwurf gefucht und ungegründet. Gegen die Spuren, die fich in dem Pentateuch finden, und auf das davidifche Zeitalter hinweifen follen, liefse fich auch manches erinnern. Wenn in dem Zufatz zu §. 251 gefagt wird: „Deut. 34, 1 (2) zeugt von davidifchen Zeiten, weil von dem mittelländifchen Meer, als der Grenze des Landes, gefprochen wird:" fo fieht Rec. auf keine Weife, wie durch diefe Stelle das davidifche Zeitalter begründet werden foll. In diefem Zufatz wird auch Ogs eifernes Bett, Deut. 3, 11 als eine Spur von dem davidifchen Zeitalter bemerkt, welches fchon einige Zeilen vorher in dem Paragraph war angeführt worden. Es ftehet alfo diefes hier zweymal, welches zugleich beweifet, dafs die Zufätze oft flüchtig, und ohne auf das bereits gefagte zu achten, beygefügt worden find. Bey dem 257 Paragraph find die Gründe, dafs das Buch Jofua von einem fpäteren Verfaffer herrühren müffe, näher ausgeführt, da in der früheren Aus-

gabe dieses nur im Allgemeinen angegeben war. Auch die beiden folgenden Paragraphen sind ganz umgearbeitet, und haben mehrere Zusätze erhalten. Der Vf. ist geneigt zu glauben, dass das Buch erst nach Salomo gemacht sey, weil der Name Jerusalem und die Benennung Gebirge Juda und Israel darin vorkommen. Diese Gründe scheinen aber doch dem, den man aus Kap. 15, 63 hernimmt, und der noch auf die Zeit vor David hinweiset, das Gleichgewicht nicht zu halten. Dass der Vf. die neuere Literatur in dieser Ausgabe nachgetragen habe, ist vorhin schon bemerkt. Doch hätte dieses noch mehr, und hin und wieder auch mit besserer Auswahl geschehen können. Bey der arabischen Übersetzung von Abusaid hätte besonders verdient bemerkt zu werden: *van Vloten specimen philologicum continens descriptionem codicis, partemque inde excerptam versionis Samaritano-Arabicae Pentateuchi, Lugd.* 1803. S. 230 wäre auch die vorher angeführte Schrift von *de Rossi Manuscripti codices*, 3 Theile. Parma 1803—1804 anzuführen gewesen, denn sie berichtiget und ergänzt vieles in der Beschreibung der Handschrift, die den *var. Lect.* vorgesetzt ist. Von den vom Vf. fortgesetzten Scholien von *Schulz* sind S. 335 nur 7 Theile angeführt, da doch 10 heraus sind. S. 336 wird der *Commentar über die wichtigsten Stellen des A. T.*, wovon zwey Stücke heraus sind, unter den Büchern genennt, die mit *grossem* Nutzen können gebraucht werden! Bey Hiob hätte *Stuhlmanns Übersetzung* 1804; bey den Psalmen *Güte Einleitung in die Psalmen* 1803; bey Jeremias *Henslers Bemerkungen* 1805; bey Jonas *Goldhorns Excurse* 1803, u. f. w. können bemerkt werden.

T. D.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Ansichten von dem Natürlichen und Übernatürlichen in der christlichen Religion.* Nebst einer Beurtheilung der Schrift: *Über die Religion.* Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von *J. G. Räze.* 1803. XII u. 201 S. kl. 8. (16 gr.)

Rec., der das Christenthum als das köstlichste Kleinod der Menschheit, der philosophirenden und nicht philosophirenden, ehrt, zollt dem Bestreben und Eifer des Hn. *Räze*, die übernatürliche Autorität der christlichen Religion durch höhere Beglaubigungsgründe geltend zu machen, seine aufrichtige Hochachtung, wenn er gleich eben so aufrichtig das Bekenntniss ablegen muss, dass ihm seine Schrift auf keine Weise von dem Übernatürlichen des Christenthums zu überzeugen vermochte. In der Vorrede, welche sich in bittere Klagen über das zunehmende Naturalisiren des Christenthums ergiesst, werden die Vertheidiger der unmittelbaren Offenbarung aufgefodert, den gewiss mislichen Versuch zu unternehmen: ob sie durch ihre intensive Macht die extensive ihrer Gegner überwinden, die von den Letzteren gebrauchten Vernunftprincipien nicht durch historische Beweise, sondern durch die höheren Principien der moralischen Vernunft erschüttern, und beweisen können, dass die theoretischen Principien der Exegese wohl im natürlichen, aber keinesweges in moralischen und religiösen Phänomenen den höchsten Erklärungsgrund und Masstab der Wahrheit in sich enthalten, und dass man das an sich gültige Princip der mechanischen Naturcausalität in Religionssachen nicht zum höchsten Vernunftgesetz annehmen könne. Allein der ächte Naturalism, welcher zu seiner Begründung aus der sinnlichen und übersinnlichen Welt u. f. w., aus der physischen und geistigen Natur mit umfassendem Blicke die vorhandenen Data sammelt, strebt überall nach Bewirkung einer Vereinigung der theoretischen und moralischen Principien, und findet auf dem höheren Standpunkte der Weltanschauung in beiden keine Gegensätze, keine Antinomien, indem er selbst im Reiche der moralischen Vernunft beschränkter Wesen auf ein Princip der Causalität, an welches auch die Äusserungen der moralischen Kräfte gebunden sind, zurückgeführt wird. Wollte man dieses Vernunftgesetz aus dem Gebiete moral. oder religiöser Erscheinungen entfernen: so weiss sich die praktische Vernunft, die man überhaupt nicht zu ängstlich von der theoretischen trennen darf, nicht mehr zu orientiren, und sieht sich in einen Zauberkreis von Unbegreiflichkeiten gestürzt, in welchem ihre autokratische Würde völlig untergeht. Überdiess hat ja der Glaube an übernatürliche Offenbarung mit Thatsachen zu thun, die als solche nothwendig nach den Gesetzen, nach welchen sie in der Natur erfolgen und erfolgen müssen, zu beurtheilen sind, und daher nicht ohne Täuschung und Verwechselung der Begriffe, über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus, vor ein übersinnliches *Forum* verwiesen werden können, wodurch jeder reine Naturbegriff unter der Hand verschwinden, und der Schwärmerey, dem Fanatism und Aberglauben Thür und Thor aufgethan würden.

Der erste Abschnitt dieser Schrift handelt von der natürlichen Religion des Christenthums. Hier wird die richtige Behauptung aufgestellt: dass die natürliche Religion in ihrer Vollständigkeit und Lauterkeit genommen, die wahre, wesentliche, zur Seligkeit absolut nothwendige, vollkommen zureichende Religion sey, und durch das Übernatürliche des Christenthums nichts Neues, Wesentliches und absolut Nothwendiges, sondern nur ein Hülfsmittel zur Beförderung der natürlichen Religion hinzugebracht werde. Das Unterscheidende und Verdienstliche des Christenthums bestehe bloss darin, dass die Vernunftreligion als etwas Subjectives und Unsichtbares in den Thatsachen des Evangeliums auch zugleich als etwas Objectives und Sichtbares dargestellt werde. (Allein wer sieht nicht, dass, wenn diese Thatsachen bis zur siegenden Überzeugung erwiesen werden können, allerdings neue Dogmen eingeführt, und so manche Kirchenlehre aus den Todten auferweckt werden muss? Ist aber dieser bis zur Evidenz zu steigernde Beweis unmöglich, so bleibt der ganze Gewinn jener Thatsachen, als des Unterscheidenden des Christenthums, lediglich subjectiv. Wer sich gefallen läst, das rein Übernatürliche in den Thatsachen desselben anzunehmen, der muss auch den höheren Stempel in gewissen Lehren

anerkennen, oder ihn trifft mit Recht der Vorwurf einer Duplicität oder Inconsequenz.) — II Abschnitt. Von den Beglaubigungsgründen für das Übernatürliche und Eigenthümliche des Christenthums. Dieses besteht in dem, was blofs Anstalt, Thatsache, Geschichte und Erfahrung ist. Hier kommt der Vf. auf den Beweis für die physische und moralische Möglichkeit der Wunder, welcher uns aber auf keine Weise befriedigend scheint. Der Gemeinplatz der älteren und neueren christlichen Jahrhunderte: „was durch blofse Natur nicht bewirkt werden kann, ist darum immer noch durch Gott möglich," mufs auch hier den Knoten zerhauen. Ein Wunder, sagt der Vf., ist als Wirkung und Erscheinung, in Rücksicht auf die Form, und die Materie den Naturgesetzen gemäfs eingerichtet; wo bleibt denn nun das erkennbare Kriterium desselben? Hört es nicht unter diesem Charakter völlig auf, ein Wunder zu seyn? Eine höhere Ursache wird nur aus einem höheren, den Naturgesetzen entgegenstreitenden Factum erschlossen. Das Eingreifen in diese Gesetze widerspricht aller Erfahrung, allen Bedingungen derselben sowohl, als der Vernunftidee des geschlossenen Weltganzen. Mit der Möglichkeit der Wunder wäre zugleich ihre Wirklichkeit dargethan; welchem Sterblichen mag der Beweis der ersteren gelingen? Überdiefs, warum sollte denn Gott, der die Gesetze und Wirkungen der Sinnenwelt überall auf moralische Zwecke berechnete, diese Zwecke nicht durch die physische Natur realisiren können? Wo liegt denn der Beweis, dafs zur Beförderung des moralischen Vernunftgebrauchs durch äufserliche Veranlassungen jemals Wirkungen, wie sie Wunder sind, erfodert werden? Wer hat noch die Kräfte des Geistes und der Natur ausgemessen? Welcher Forscher des Alterthums weifs nicht, wie eng, wie dürftig und schwankend die Begriffe desselben vom Natürlichen und Übernatürlichen waren? Wo lebte irgend ein Stifter einer neuen, sich ausbreitenden Lehre, welchen nicht die Glorie der Übermenschlichkeit, und sey es erst nach der Periode seiner irdischen Wirksamkeit — umstralte? Geht denn die Wahrheit des Christenthums mit seiner Übernatürlichkeit unter? Gewifs, so wenig als die Glaubwürdigkeit der Vff. des N. T. mit der Wegnahme ihrer Zeithülle. Eben die Erzählungen von aufserordentlichen Thatsachen, welche überall in ihren Berichten die Hauptrolle spielen, bürgen für ihre Glaubwürdigkeit. Der Genius entschleyerter Wahrheit spricht nur zum idealisch vervollkommneten Geiste. Man vergesse hiebey nicht, dafs zwischen der *Göttlichkeit* und *Übernatürlichkeit* des Christenthums eine grofse Kluft befestigt sey, und die erstere so gewifs auch ohne die letztere bleibe, so wenig die Natur ohne Wunder aufhört, ein Werk des weisen Schöpfers zu seyn. Göttlich ist das Christenthum, dafür bürgt die Heiligkeit seines ganzen Charakters, die Vortrefflichkeit seines Stifters, die Redlichkeit seiner Apostel u. die Gröfse seiner Wirkungen; aber hiermit ist der aufserordentliche Ursprung noch lange nicht erwiesen. Den religiösen Gehalt der Wunder und des Evangeliums führt der Vf. als einen ganz eigenthümlichen und höheren Beglaubigungsgrund für die Wahrhaftigkeit der Wundererzählungen an. Allein drängt sich hier nicht die Bemerkung von selbst auf, dafs bey der religiösen Tendenz des Planes Jesu, wie überhaupt bey dessen individuellem Charakter, auch die mit seinen Lehren in Verbindung stehenden Thatsachen gleichen religiösen Geist aussprechen mufsten? Nicht jedes Factum, das diesen Geist athmet, weiset auf Wunder hin. Der religiöse Gehalt der neutestamentlichen Wunder beweiset zwar die Vortrefflichkeit des Planes Jesu und seiner Handlungen, aber nicht die reine, absolute Göttlichkeit derselben; er ist nur gleichsam ein Wiederschein der reinen, frommen, vom religiösen Enthusiasmus begeisterten, Seele Jesu und seiner Schüler, welche hiebey so gewifs vom Betrug und Schwärmerey frey sind, als es der Lehrer ist, welcher von der Wohlthätigkeit des positiven Christenthums einen weisen populären Gebrauch macht. — III Abschnitt. Von dem moralischen und religiösen Gehalte der eigenthümlichen Lehren des Christenthums. Ist gründlich entwickelt und besonders von jedem Prediger, welchem das Eigenthümliche, und Positive der christlichen Lehre ein unentbehrliches Vehikel seiner Belehrungen ist, zu beherzigen. — IV Abschnitt. Von den Gründen für die fortdauernde Beybehaltung des Glaubens an das Übernatürliche des Christenthums. Wahr ist es, was der Vf. S. 114 behauptet: dafs das in moralischen Naturalism verwandelte Christenthum keinen wesentlichen Vorzug, keine höhere Autorität, keine Beglaubigung und Gewifsheit übrig behalte. Aber er hätte auch zugleich beweisen sollen, dafs es überall noch eine höhere Autorität und Gewifsheit gebe, welches er in dieser Schrift auf keine Weise bewiesen hat. Rec. ist übrigens mit dem Vf. ganz einverstanden, dafs der Glaube an den höheren Ursprung des Christenthums als höchst wohlthätig und unentbehrlich für den ganzen ehrwürdigen Theil der Christenheit, welcher in seinen moralischen und intellectuellen Kräften eine göttliche beglaubigende Autorität der wesentlichen Religionswahrheiten zu finden unfähig ist, beybehalten, fest begründet, und überall geachtet werden soll. Der Vf. hat die Nothwendigkeit dieses Glaubens befriedigend dargethan, und überhaupt in seiner Schrift mehr die verschiedenen, für den praktischen Gebrauch sehr zweckmäfsigen, möglichen Ansichten des Übernatürlichen der christlichen Lehre gezeigt, als die reine historische Wahrheit desselben bewiesen, ob er gleich das letztere hier auszuführen versucht hat.

Als Anhang folgt S. 141 eine Beurtheilung der Schrift: *Über die Religion*, nebst Auszügen aus derselben. Die Schleiermachersche Schrift verdient allerdings diese besondere Prüfung: nur hätte Hr. Räze seine Beurtheilung viel lehrreicher und fruchtbarer machen können, wenn er die einzelnen Auszüge derselben sogleich mit gründlichen Gegenbemerkungen, mit einer bestimmten Würdigung des Schwankenden und Paradoxen sowohl, als des Treffenden, Wahren und Geistvollen begleitet hätte. Eine scharfe Ideensichtung würde hier ein doppeltes Interesse erweckt, und jene Auszüge erst eigentlich dankenswerth gemacht haben.

PB.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST 1807.

THEOLOGIE.

HERBORN, in Comm. d. Hohefchul-Buchh.: *Weisheitslehren des Stifters des Chriftenthums, in Sinnerzählungen (?) und Sinnfprüchen.* Aus dem Griechifchen metrifch überfetzt und erläutert von *Joh. Chrift. Scriba*, Infpect. und Oberpfarrer in Umftadt. 1804. 342 S. 8. (1 Thlr.)

Die erfte Abtheilung diefer Schrift enthält eine metrifche Überfetzung der Parabeln und Gnomen Jefu, nebft einer *Zugabe*, worin Luk. 1, 46—55. 68—79. Phil. 1, 20—26, und 2 Tim. 4, 6 auf gleiche Weife behandelt werden. Der Vf. macht fich Hoffnung, dafs „der hohe, Weisheit und Liebe athmende Geift des grofsen Lehrers . . . in diefem Gewande eine beffere Aufnahme in dem Kreife derer finden dürfte, die fo leicht fein fegenvolles Verdienft verkennen." Er fchmeichelt fich dabey, den Geift Jefu ftets feft gehalten, und nie die edle Einfalt und Natürlichkeit, die in diefen finnvollen Erzählungen herrfchet, dem Witze oder einer fchleppenden Paraphrafe aufgeopfert, fondern fich fo ftreng als möglich an den Buchftaben gehalten zu haben. Weder von alten, noch neuen Interpretationsgefetzen liefs er fich feffeln, weil jeder Interpret fich felbft ein Gefetz feyn müffe. Die zweyte Abtheilung enthält die „*Erläuterungen*" der überfetzten Parabeln und Gnomen. Es find, nach des Vfs. Verficherung, keine Compilationen, fondern eigene Anfichten. Übrigens erklärt er noch am Schluffe der Vorrede, dafs er fich ehrerbietig vor dem Tribunale der Kritik beuge, und gegründete Zurechtweifungen dankbar benutzen werde.

Dafs Hr. *Scriba* meiftens aus fich felbft gefchöpft habe, leidet keinen Zweifel. Aber wir können diefs nicht unbedingt billigen. Wenn in einer Wiffenfchaft nicht immer von vornen angefangen, oder das fchon verworfene wieder von neuem verworfen werden foll: fo ift einem Schriftfteller die genauefte Bekanntfchaft und Benutzung der Schriften feines Faches nicht wohl zu erlaffen. Eine nähere Anzeige der Originalitäten des Vfs. werden das hier gefagte hinlänglich beftätigen.

In den Erläuterungen erklärt Hr. *Scriba* Matth. V, 1—12, für eine Weihungsrede. Zu diefem vorher überdachten(?) Vortrage habe Jefus wahrfcheinlich den nicht weit von dem rechten Ufer des Jordans gelegenen Lieblingshügel gewählt. Diefen Vortrag defswegen „*Bergpredigt*" zu nennen, fey eben fo abgefchmackt, als wenn man andere *Strand*- oder *Boot-Predigten* betiteln wollte. Dabey befindet fich noch eine fpöttifch vorgebrachte Herzenserleichterung über Kanzel-Reden nach homiletifcher Kunftform, herrlich componirt von grofsen Geiftern für — grofse Geifter. Rec. will hier nur für feinen nächften Zweck das in Anregung bringen, dafs Jefus nach Lukas diefe Rede in einer *Ebene* hielt. Sollte nun diefe Rede, zwar in der Hauptfache übereinftimmend, aber in Nebenfachen und an Umfang u. f. w. verfchieden, zweymal von Jefu vorgetragen worden feyn — wäre es da *zur Unterfcheidung* fo ganz abgefchmackt, die Rede beym Matthäus *Bergpredigt* zu nennen? Überhaupt aber erfodert die richtige Anficht diefer Rede ein ganz anderes Studium, als der Vf. derfelben widmete. Am Ende ift wohl hier Lukas gar nicht berückfichtigt worden, weil dem Matthäus vor jenem in Anfehung der Ordnung und Zeitfolge ein Vorzug eingeräumt wird. Denn fein καθεξῆς (Luk. I, 3) fey eben fo wenig genau zu beachten, als das εὐθέως des Markus. Hierüber würde fich wieder der Vf. ganz anders ausgedrückt haben, wenn er mit den neueften Unterfuchungen über ein Urevangelium bekannt gewefen wäre. V. 3 überfetzt der Vf.:

„Benedey't dem Geifte Gottes
Seyd ihr Niedrigen im Volke!
Ihr fteigt nun zum Bürgerrechte
In dem Gottesftaat empor!" (?)

Dabey findet er es nöthig, von bettelarmen (πτωχ.) und millionenreichen Leuten (πλουσ.) zu reden. Da er befonders dem Matthäus folgt, warum wurde bey πτωχοὶ nicht das τῷ πνεύματι in Betrachtung gezogen? Unter jenen verfteht er übrigens die im niedrigen Stande lebenden Menfchen, die der willkührlichen Gewalt derer unterlagen, die fich am Staatsruder befanden und unter deren Drucke fie fchmachteten. (?) Auch die βασιλεία „τῶν οὐρανῶν" dafelbft findet der Vf. fehr bedeutungsvoll; fie ift ihm, „eine alle vernünftige Wefen umfaffende, unter fich, als eine moralifche Weltordnung, vereinigende Bildungsanftalt, und keine particuläre, begrenzte βασ. „τοῦ οὐρανοῦ," wie die jüdifche. Dazu mag der Vf. Matth. 3. 16. 17. 5. 12. 16. 6, 20, und Genef 1, 1. 9 vergleichen. Den 10 V. erklärt er nach feinem kritifchen Gefühl für unächt. Die Gründe hätten dem Lefer nicht vorenthalten werden follen. Auch dem ψευδομ. V. 11 wird der Stab gebrochen, aber wieder ohne dafs gefagt wird warum? Befonders über Matth. XIII, 44 fällt die Bemerkung fehr auf, dafs ἐν τῷ ἀγρῷ ein Gloffem fey. Blofs das τῷ ift etwas verdächtig. Wie kam aber denn der Concipient auf das τὸν ἀγρὸν ἐκεῖ-

νον? Auch läſst der Vf. dieſe Gloſſe in ſeiner Überſetzung nicht aus. Sie lautet:

„In einem Landguth lag ein Schatz
Verborgen; dieſen fand
Ein Mann und hielt es ganz geheim,
Verkaufte dann erfreut
Sein Hab und Guth und kaufte nun
Sich dieſes Landguth an,
In dem der Schatz verborgen lag.
Dem Schatze gleicht der Gottesſtaat!“

Die Schwierigkeiten, welche mit dieſer Parabel verbunden ſind, werden offenbar durch die Entfernung dieſer Worte nicht gehoben, ſondern vermehrt. Sie fehlten nie in dem griechiſchen Matthäus! Dem Vf. iſt ϑησαυρὸς „ein für die Zukunft aufbewahrter Vorrath, er mag in Gedreide (Getreide) oder in Geld beſtehen. Dieſs wird nicht beſtimmt, und iſt auch nicht nöthig.“ Aber wenn Jemand einen ſolchen Vorrath fand, warum ſchaffte er ihn nicht *im Stillen* weg? War er beweglich, warum muſste er, um zu ſeinem Beſitze zu gelangen, auch gerade den Acker kaufen und beſitzen? — Beſtand er in Getreide (denn *Schöttgen*, und nach ihm andere, denken an Getreide-Gruben), wie konnte er *alles* verkaufen, um ſo etwas *unbedeutendes* in Beſitz zu bekommen? Und wie? Mit Recht? Nein! Durch den Erkauf des Ackers hatte der Finder immer nur dieſen und nicht den Schatz gekauft! Dieſs Verfahren blieb daher, vor wie nach, Betrug. Der griechiſche Matthäus läſst es allerdings unbeſtimmt, worin der Schatz beſtand, aber iſt dieſe Beſtimmung unnöthig? Im Folgenden iſt keine Unbeſtimmtheit; es geht auch alles ohne Betrug her. Sollten wir nicht daſſelbe V. 44 erwarten dürfen? Alle dieſe Fragen findet man nirgends, und auch beym Vf. nicht, beantwortet. Wir glauben, alles wird lichtvoll, beſtimmt und betruglos, wenn man bey ϑησαυρῷ κεκρυμ. nicht gerade אוצר, ſondern an גְּנָז denkt, verglichen mit dem chald. גְּנַז und dem arab. جَنَنَ *verbergen*, und bey dem erſten und zweyten ἀγρὸς an שרם, שרמה, verglichen mit dem arab. سُلَّم סֻרָם, ein *verborgener Brunnen.*

Der Vf. ſieht es nicht ein, warum man nicht bey Mark. IV, 21 das *ſicher* (?) richtige ἅπτεται des einzigen *Cod. D.* ſtatt ἔρχεται in den Text aufnimmt! Matth. VII, 13. 14 wird blos zu einem Gemeinplatze gemacht. Jeſus denkt an die jüdiſche Superſtition, und an das damit verbundene Elend, im Gegenſatze des Reiches Gottes und deſſen Heil. Joh. X, 2 ſoll αὐτὸς ἐστιν ὁ ποιμὴν die richtige Lesart ſeyn. — „Dem Himmel ſeys geklagt (ſo heiſsts unter anderen über Joh. X, 1—5), daſs es noch immer ϑυρωροὺς giebt, die ſolchen Wichten eher und williger die Thüre öffnen, als denen, die das ἀναβαίνειν ἀλλαχόϑεν unter ihrer Würde halten, und nicht anders als διὰ τῆς ϑύρας auf dem geraden, offenen und ehrenvollen Pfade nach der Ordnung des ποιμένος τοῦ καλοῦ (V. 7. 11) zum Lehramte gelangen wollen.“ [Dieſs mag auch zugleich eine Probe von der durchgängig gleichen Schreibart des Vfs. ſeyn!] Der Zweck dieſer Parabel iſt ſicher ein anderer, als der, welcher hier etwas bitter inſinuirt wird. Den Hauptſchlüſſel reicht wohl der achte Vers. Wer in den Geiſt dieſes V. nicht eindringt, verfehlt den rechten Geſichtspunkt. Zu βαττολογ. Matth. VI, 7 macht der Vf. die Bemerkung: „Das Wort iſt weder von einem Könige, noch von einem Dichter, ſondern von einem Worte βάττειν (*battre*) herzuleiten, wobey man an Waſchbläuel (?!) denken kann.“ Für den, welcher nichts von einem wortreichen Dichter *Batto*, ſo wie davon weiſs, daſs vermuthlich *Waſchbläuel* in der Gegend von Umſtadt ein Idiotism ſey, und einen Schwätzer bedeute, iſt dieſer Satz unverſtändlich. Ein gleiches gilt daſelbſt S. 190 von den Worten (über Matth. VI, 8) Gott kennet „eher (ehe) ihr das Gebet beginnt — den Mund zum Gebete öffnet — *Codd. D. et claromi.*“ Der Unkundige wird hieraus nicht errathen, daſs unter anderen *Cod. claromont.* ἀνοῖξαι τὸ στόμα leſe. Der Vf. iſt beſonders ausführlich, um zu beweiſen, daſs ἄρτος ἐπιούσιος (VI, 11) heiſse: „*victus, alimentum ad ſubſtantiam — ad vitam ſpiritualem pertinens*, = ἄρτος τῆς ζωῆς bey Joh. VI. Hier iſt vornehmlich D. *Pfannkuche's Abhandlung* (auf die ſich auch ſogar der Vf. bezieht,) in *Eichhorns Bibl.* B. X, zu vergleichen. Sollte man nicht an Nahrungsmittel für den Körper denken dürfen, ſo dürfte der Verſtoſs in einem Worte liegen, das etwa mit לחם Ähnlichkeit hat. Rec. hofft an einem anderen Orte Auskunft hierüber zu geben. Wenigſtens will uns des Vfs.: „dieſs ſey uns ſtets Seelenkoſt!“ nicht recht zu Gemüthe. Nach dieſer Interpretation macht im Grunde ἄρτος mit dem vorhergehenden eine Tautologie, und iſt auch im Munde eines Apoſtels, der ja beſtändig im Dienſte der βασιλ. τ. ϑεοῦ arbeitete, nicht recht paſſend. Auf Joh. VI darf man ſich ſchwerlich berufen. Vrgl. *Bibliothek für Kritik* B. 2. S. 409.

Die ὑποκριταὶ V. 16 ſind dem Vf. „eigentlich Trug- oder *Fratzgeſichter*“ (Fratzengeſ.), und die σκυϑρωποὶ „Menſchen, die rauhen, borſtigen Skythen gleichen.“ Bey *Fratzengeſichter* dachte wohl der Vf. an *Friſchens* Herleitung! Luk. V, 39 wird für „eine untergeſchobene und in allem Betrachte auffallende Gloſſe“ erklärt. „Faſt ſollte man glauben, ſie rühre von einem judaicirenden Scholiaſten her.“ Wir verweiſen hier auf Pirke Aboth IV, 20. Σὴς καὶ βρῶσις Matth. VI, 19 hält der Vf. für eine Hendiadys = σητοβρωτον oder das letztere = Verwitterung. Im erſten Falle warne hier Jeſus ſeine Freunde vor einer groſsen (?) Garderobe. *Sapiens omnia ſecum portat.* Wie aber, wenn nicht סס oder עש für σὴς, und nicht אכל für βρῶσις im Urtexte ſtand, ſondern bloſs חָסִיל, *gefräſsige Heuſchrecke?* Vgl. das chald. חֲסַל, *rein aufzehren?* Heuſchrecken freſſen wohl keine glänzende Garderobe auf! — *Kinder dieſer Welt* (ſ. Luk. XVI, 1—12) ſind dem Vf. *Juden* und *Lichtkinder* = *Chriſten.* „Der Weiſe benutzt alles zu ſeiner geiſtigen Ausbildung.“ (Wer? der Herr lobt ja die Weltkinder!) „So wendet er auch die unbeſtändigen und treuloſen Erdengüter (μαμ. τ. αδικ.) mit weiſer Sorge für die Zukunft an.“ (Ja, aber das Lichtkind er-

scheint *hier* — mondsüchtig!) Die *ewige Hütten* sind „feste Wohnsitze" nicht „himmlische Wohnungen." Denn des Verwalters Freunde zogen ja nicht herum (etwa wie Zigeuner), wie hätte er sich sonst Aufnahme in ihre Häuser u. s. w., deren sie keine hatten, versprechen dürfen!!" Jesu Jünger wendeten nicht anders als mit Widerwillen zeitliche Güter (vermuthlich weil sie keine mehr besafsen! Matth. 19, 27) zur Ausübung der Wohlthätigkeit an, welches sie doch in ihrer Lage (? s. Matth. X, 10) aus weiser Vorsicht in Ansehung der Zukunft hätten thun sollen. — Es liefen auch wohl Veruntreuungen des Kassevorraths mit unter. Wahrscheinlich bezieht sich diese Parabel vorzüglich auf Judas von Karioth." Auch Hr. *Heinrichs* (s. *Beyträge zur Beförderung der theologischen Wissenschaften* St. 1) kam neuerdings auf diese — grundfalsche Behauptung. — Luk. XII, 16 χώρα = Landgut, folglich ἀνθρ. τ. πλυσ. = reicher Landjunker!! Zu V. 20: „Plötzlich aufsteigende Gedanken wurden für Stimme Gottes gehalten." So sagte *Er* dann zu sich selbst: Unbesonnener! u. s. w. — Matth. XVIII, 23 soll ἀνθρ. βασιλ. nicht (irgend) einen König, sondern einen regierenden Herrn bedeuten. Aus dem Leviten Luk. X, 32 macht der Vf. einen *Küster*, der seinen *vorgesetzten* Herrn Priester begleitete und ihm, wie es seine Schuldigkeit war (?), *nachrannte*. (?) Wie bald hinter ihm her? Oder sollen wir sie uns bey und hinter einander, nach dem Decorum, forttrabend denken? Vermuthlich! denn „wahrscheinlich ging der Priester auf den Handel aus, und führte Geld bey sich," und so machte der Küster die Bedeckung. — „Das εὐθέως (Mark. IV, 29) ist das 40 mal vorkommende Lieblingswörtchen des Markus; oder es ist (hier oder gar 40 mal?!) durch einen Abschreiber in den Text gekommen, der langsam war und von dem, der ihm dictirte, durch den Zuruf: εὐθέως angetrieben wurde." (!!) Der Vf. sagt ja selbst, dafs es ein Lieblingswörtchen des Markus sey! — Der Ausdruck Matth. XIII, 3—9 ὁ σπείρων τοῦ σπείρειν. καὶ ἐν τῷ σπείρειν αὐτὸν (*sc.* σπορὸν) soll als Wortspiel auf die Rechnung eines Abschreibers kommen. Die armen und ungezogenen Sekretärs! Über Luk. XVIII, 10—14 heifst es: „der erstere (der Pharis.) σταθεὶς stellte sich, auf seinen Schwerpunct, so in den Tempel hin, dafs er von allen konnte gesehen werden, und betete nicht τῷ θεῷ 1 Kor. 11, 13. sondern πρὸς ἑαυτον — nicht leise (?), insgeheim; sondern *sich selbst* — (nach der Übersetzung: „Und betete *sich selbst* die Worte: da giebt es so viel Raubgesindel, Beutelschneider, Hurenjäger u. s. w.) im Neugriechischen hier wie auch Luk. XII, 21 εἰς τοῦ λόγου τοῦ (εἰς mit dem Genitiv dürfte auch neugriechisch seyn; es ist aber ohne Zweifel ein Druckfehler) — nach seiner Weise, nicht nach Gottes Willen. — Er wähnte auch Gott imponiren zu können, wie er seinen bethörten Mitmenschen zu thun gewohnt war. Die Benennungen ἅρπαγες u. s. w. hatte er ausgesucht, um durch dieselben den Zollerheber zu bezeichnen und im Tempel gleichsam an den Pranger zu stellen." Warum erhob aber in dem Falle, wenn alles so laut, öffentlich und unverkennbar verhandelt wurde, der Zöllner keine Injurienklage? Der *offenbare* Dieb fürchtete sich vielleicht? Doch, wer weifs, was geschah? Er ging ja *gerechtfertigt* nach Hause?!" *vor jenem*, d. h. der Pharisäer ward in den Eisen noch zurückbehalten! — Nach S. 300 soll auch ein berühmter Gelehrte die Entdeckung gemacht haben, dafs *draussen* und *drinnen opposita* seyen. Diefs mag wieder von dem Vf. seyn, was es will, Misverstand oder was? (denn wir haben die Schrift des namentlich aufgeführten Gelehrten nachgeschlagen, und etwas ganz anderes gefunden): so möchten wir ihm aus seiner Übersetzung S. 77 oder S. 26 die Worte für jetzt und immerdar ans Herz legen:

„Denke nicht an unsre Schulden:
Denn auch wir erlassen Schulden."

Den schon mitgetheilten Proben aus der metrischen Übersetzung fügen wir noch eine bey, aus Matth. XXI, 33:

„Es hatte ein reicher Gutsbesitzer
Sich einen Weinberg angelegt,
Und diesen mit einem Hang umgeben,
Es war ein guter Keltertrog
In Felsen gehauen, in demselben,
Und ein prachtvolles Siehdichum."

Wir müssen hierbey bemerken, dafs der Vf. eine Übersetzung der sämtlichen Urkunden des Christenthums (doch wohl hoffentlich keine metrische?!) liefern will. — Übrigens ist diese Schrift sehr durch Druckfehler verunstaltet. B. W.

Nürnberg, b. Schneider und Weigel: *Meine Mussestunden* oder *Resultate meines Nachdenkens über die wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Religionswissenschaft* von *Ph. Fr. Pöschel*, Pfarrer zu Bubenheim im Fürstenthum Anspach. 1804. XVI und 143 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift enthält viel Wahres und Beherzigungswerthes, in einer ziemlich deutlichen und nicht gemeinen Sprache. Aber da der Vf. nur einseitig und ohne Rücksicht auf die Vorstellungen Anderer seine Gedanken vorträgt: so ist davon doch kaum ein anderer Vortheil zu erwarten, als dafs diejenigen, die schon vorher eben so, wie er, dachten, in ihren Meinungen befestigt werden, und sich freuen, sie aufs neue vorgetragen zu finden. Für die Wissenschaft selbst gewähren solche Schriften, deren Namen jetzt Legion ist, keinen sonderlichen Nutzen.

Die Gegenstände aus dem Gebiete der Religionswissenschaft, über welche sich der Vf. auslässt, sind allerdings sehr wichtig. Er redet von dem Verhältnifs der Religion zur Moral (S. 115—143); untersucht, ob das Christenthum aus einer unmittelbaren Offenbarung Gottes herrühren könne, ob dieser Begriff überhaupt möglich sey, ob er bey der Bibel zum Grunde liege, und woher ihn die biblischen Schriftsteller haben; fragt, ob Bibellehre und Vernunftlehre als Gegensätze zu betrachten sind, und endlich, ob das Christenthum in Vernunftreligion übergehen könne und solle. Auch das, was der Vf. hierüber vorzüglich sagen will, ist nach Rec. Urtheil bedenkenswerth. Er

will nämlich zeigen, dass man Religion weder von der Moral allein abhängig machen, noch gar von ihr trennen, sondern vielmehr beide als innigst mit einander verschwistert und als zweyerley Ansichten Einer Sache betrachten müsse, von welcher die eine, die moralische, unvollkommen und unvollendet sey. Er will lehren, dass die Behauptung einer unmittelbaren Offenbarung Gottes zu den ehemaligen Zeitbegriffen gehöre, die wir jetzt unmöglich beybehalten könnten, dass aber allerdings die biblischen Personen und Schriftsteller sich darauf beriefen, eben daher auch Lehren vortrügen, die die Vernunftreligion nicht habe, und die gar nicht als in dieser gegründet könnten angesehen werden; man habe aber eben darum, weil ihr Vorgeben einer Offenbarung nur Irrthum ihrer Zeit sey, nicht nöthig, ihnen darin und in dem, was sie aus Offenbarung herleiten, beyzupflichten, sondern könne aus dem Christenthum eine Vernunftreligion machen: jedoch werde es immer eine Vernunftreligion eigener Art mit Beymischung von etwas Positivem bleiben. Man sieht, dass sich über diese Behauptungen viel streiten läfst, und dass auf diesen wenigen Blättern schwerlich die Entscheidung gehörig begründet seyn kann. Auch ist diess bey der Darstellungsart des Vfs. ganz unmöglich. Er schreibt mehr lebhaft als gründlich, setzt vieles voraus, was nach anderer Meinung erst noch vieler Beweise bedarf, erklärt die Begriffe, worauf es hierbey doch vornehmlich ankommt, z. E. den der unmittelbaren Offenbarung nicht genug, weiss oder bedenkt wenigstens nicht, wie andere sich dieselben erklären, braucht auch selbst die Worte, um welche sich die ganze Untersuchung dreht, nicht in einerley Bedeutung. In einem gewissen Sinn nimmt er z. B. eine Offenbarung Gottes an, den er auch nicht mittelbar genannt wissen mag, in einem anderen Sinn erklärt er eine unmittelbare Offenbarung für unmöglich, ohne irgendwo deutlich zu unterscheiden, in welcher Bedeutung sie statthaft, in welcher unmöglich sey. Selbst dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bleibt er nicht getreu. Denn, wenn er z. B. sagt: Christenthum und Vernunftreligion seyen einander entgegen, so sagt er damit, wenn ihn die meisten Leser verstehen werden, mehr, als er sagen will.

Hätte der Vf. da, wo er von gewöhnlichen Meinungen abweicht, nichts ohne Beweis hingestellt, auch auf die Vorstellungsarten der Gegner und deren Gründe billige Rücksicht genommen: so hätte die Abhandlung über das Verhältniss der Religion und Moral viel weitläuftiger werden müssen, um für Andersdenkende befriedigend zu seyn, und bey den übrigen drey Aufsätzen würde er gefunden haben, dass eine unmittelbare göttliche Offenbarung nur in dem Sinne etwas unmögliches sey, den er allein vor Augen hat, nicht aber in dem, wie Jesus und die Apostel und nach ihnen viele, sonderlich ältere Theologen, z. E. Erasmus, Zwinglius ihn sich dachten, auch einige der allerneuesten ihn sich wieder denken. Da er selbst eine Mitwirkung Gottes zu den Einsichten und Entschliessungen Jesu annimmt: so würde er selbst bey tieferem Eindringen auf ähnliche Vorstellungen gekommen seyn; hätte sie wenigstens, wenn er consequent seyn wollte, nicht bestreiten können. Die Hauptzwecke dieser Abhandlungen, vor derjenigen Exegese zu warnen, die eine reine Vernunftreligion in die Bibel trägt, und zu bewirken, dass man sich der Annäherung des Christenthums an eine Vernunftreligion nicht widersetze, aber doch es nicht dazu umschaffe, doch das Eigenthümliche desselben nicht übergehe, doch sich vor dem Volke dabey auf Offenbarung berufe, würde er sicherer erreicht haben. Rec. würde selbst den Vorwurf der Ungründlichkeit auf sich laden, wenn er hier versuchen wollte, den Vf. davon zu überzeugen; er muss es also bey der ehrlichen Versicherung bewenden lassen, dass er, wenn er da, wo er mit dem Vf. gleich dachte, sich in die Stelle eines Andersdenkenden versetzte, sich wenig, und da, wo er selbst anderer Meinung war, noch weniger widerlegt oder befriedigt fand, nicht, weil er die Gründe des Vfs. nicht geprüft oder ihnen widerstanden hätte, sondern weil er für manche Behauptung, die ihm noch problematisch war, gar keine Gründe, oder solche fand, gegen die er noch sehr vieles einzuwenden hatte.

Dfr.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Nürnberg*, in d. Raw'schen Buchh.: *Die Geschichte Josephs des Erzvaters.* 1804. 88 S. 8. „Da es Gott gefiel, dass er seinen Sohn offenbarte in dem Vf., so liess er demselben, als er noch ein Knabe war, die Geschichte Josephs zur Vorbereitung seines Herzens auf diese Offenbahrung (Offenbarung) gesegnet seyn." Die Scene nämlich, wo sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen gab, wirkte einmal in der Schule auf den Vf. so, dass er laut anfing zu weinen und zum allgemeinen Gespötte ward. „Es war aber, wie aus den nachmaligen fortgesetzten Wirkungen des heil. Geistes abzunehmen war, ein höherer als Joseph, der dem Innersten des Vfs. so nahe wurde."

Von diesen Wirkungen hat nun leider Rec. in diesem Schriftchen nichts entdecken können; wohl aber Stellen auf jeder Seite, wie diese: „Was für edle Kräfte mögen sich doch in der erleuchteten Seele Josephs geregt haben, ... seinem hochbekümmerten Vater keine Nachricht von seinen nunmehrigen glücklichen Umständen zu ertheilen ... Joseph würde das nicht vermocht haben, ... wenn Gott ihm nicht ein grosses Mass der Offenbarungen von seiner künftigen Herrlichkeit und des damit verbundenen Wiedersehens seines Vaters verliehen hätte."

P. W.

Homiletik. *Görlitz*, b. Anton: *Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs in Sturmscher Manier*, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen (d. i. aus Sammlungen völlig ausgearbeiteter Predigten) der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. Ersten Jahrgangs erste Hälfte. 1806. 242 S. 8. (12 Gr.) Die Vffr., aus deren Religionsreden man hier ziemlich weitläuftige, mehrentheils auch die Worte beybehaltende Auszüge findet, sind *Ammon, Bauer, Frisch, Funke, Hacker, Krause, Marezoll, Meyer, Poelitz, Reinhard, Ribbeck, Schneider, Steinert, Weland, Zollikofer.* Der Herausgeber, der uns schon in vier Jahrgängen über die evangelischen, und in eben so vielen über die epistolischen Perikopen, und in zwey Bänden von Casualpredigten dergleichen Excerpte geliefert hat, will seine homiletische Chrestomathie mit dem Zeitalter fortschreiten lassen; und auf solche Weise kann hier ein Institut errichtet seyn, welches so lange dauert, als deutsche Predigten werden gedruckt werden. Da übrigens die Arbeiten des Herausgebers ziemlich bekannt und diese den vorigen ganz ähnlich sind: so recensiren sie sich von selbst.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1807.

JURISPRUDENZ.

1) Halle, b. Ruff: *Über den sogenannten Directariat der Römer und die heutige Anwendbarkeit der über Directarii in der Justinianischen Gesetzgebung enthaltenen Bestimmungen gegen die bisherigen Theorieen* vom Prof. *Dabelow* zu Halle. 1804. 166 S. 8. (16 gr.)

2) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Der Begriff des Directariats.* Eine criminalistische Abhandlung von D. *Joh. Reinh. Grosse* (nach der Vorrede, zu Marburg). 1804. 51 S. 8. (4 gr.)

Das Verbrechen der Directarien, worüber bis zum J. 1803, so viel Rec. bekannt, nur zwey einzelne Aufsätze (von *Stryk* und *Püttmann*) existirten, ist in diesen letzten Jahren in nicht weniger als drey eigenen Abhandlungen, der *Feuerbachschen* (in dessen *civilistischen Versuchen*, vgl. J. A. L. Z. 1804. No. 86) und den beiden hier zu beurtheilenden erläutert worden. Alle 3 enthalten eigene Gedanken, so dass durch den Streit derselben die Wissenschaft weiter kommen muss: ein offenbarer Vortheil davon, wenn ein geistvoller Gelehrter einen Gegenstand, sey es auch ganz irrig, behandelt. Denn beide vorliegende Schriften scheinen durch *Feuerbachs* Abhandlung veranlasst zu seyn, mit welcher die zweyte fast ausschliessend, die erste, wiewohl allgemeiner angelegte, auch vorzüglich sich beschäftiget.

Hr. *Dabelow* behandelt seinen Gegenstand, besonders was die Prüfung der Meinungen Anderer betrifft, wie er auch selbst S. 93 gesteht, ein wenig zu weitläufig: ohne doch Vollständigkeit, und noch weniger völlige Richtigkeit zu erreichen. Erst sind die einschlagenden Gesetze abgedruckt, dann, nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die Lesart derselben untersucht, und den *directariis* vor den *derectariis* der Vorzug gegeben; eine Ausführung, die weit passlicher mit des Vfs. eigener Erklärung verbunden wäre. Denn da i und e bey den Alten fast beständig verwechselt werden, so ist diese Frage im Grunde gleichbedeutend mit der, ob man das Wort *directarii* aus *dirigere* oder *deregere* erklären soll. Noch bemerken wir, dass in der Note zu S. 12 dem Scipio Gentilis bey Otto 4. 1372 mit der Behauptung, er billige unter gewissen Modificationen die Lesart *diaetarii* durchaus, Unrecht gethan ist. Nach abermaligen allgemeinen Bemerkungen zur Auslegung der Gesetze, werden die verschiedenen Meinungen Anderer über Directariat aufgezählt. Hr. D. führt die älteren mit *Feuerbach* auf 2 zurück, wovon die gemeine ein heimliches Einschleichen in Häuser und Behältnisse, die andere ein gewaltthätiges Einbrechen, gefährliches Einsteigen für den Directariat ausgebe. Von dieser letzten führt der Vf. noch zwey Modificationen auf, indem Ursinus *obss. philos. c. 7. p.* 94 den Directariat vorzugsweise auf das Eröffnen von Thüren, Menagius *Amoenitt. jur. c.* 39. *p*, 277 auf einen bey Tage begangenen mit Gewaltthätigkeiten verbundenen Diebstahl beziehe. Diese Angabe ist keineswegs genau und vollständig. Nach einer ziemlich gangbaren, hier übersehenen, Meinung besteht der Directariat überhaupt im diebischen Eingehen in ein Haus, es geschehe nun heimlich, oder gewaltthätig, welche Meinung *Schulting. ad Paul. Rec. Sent. l.* 5. *t.* 4. §. 8 und selbst *Stryk*, dessen *Diss. de saccular. et directar.* der Vf. für die von ihm sogenannte gemeine Meinung anführt, daselbst Kap. 2. §. 24 ff. und im *Us. Mod. l.* 47. *t.* 11. §. 9 annehmen. *Matthäus (de criminib.)*, den unser Vf. für die zweyte Meinung anführt, redet ausdrücklich von einem *latenter ingredi*. *Menagius*, der am deutlichsten die vom Vf. sogenannte zweyte Meinung vertheidigt, giebt das *bey Tage* gar nicht als ein charakteristisches Merkmal an, sondern als eine nähere Erläuterung und rednerische Umschreibung des *gewaltthätig*. *Meister (Princip. jur. crim. ed.* 4. §. 200) nimmt an, dass der Directariat eine Art von *conatus furti* sey, welche Erklärung der Vf. gar nicht nennt. Diese Berichtigungen und Nachträge sind aus einer kleinen Büchersammlung in wenigen Augenblicken gezogen: Beweises genug von gänzlichem Mangel an der sorgfältigen Genauigkeit, wodurch allein die Literatur einer speciellen Rechtsfrage belehrend und interessant seyn kann. — Gründlich werden nun die verschiedenen, angeführten Meinungen widerlegt. *Feuerbachs* Erklärung, dass *directarii* in eigentlicher Bedeutung Dachstubendiebe seyen, solche, welche den armen Dachstubenbewohnern etwas entwendeten, widerlegt Hr. *D.* hauptsächlich aus dem Sprachgebrauche, besonders der Pandekten, indem *coenaculum*, welches in der Ulpianischen Definition vorkommt, nie auf die allerhöchsten, nur von Armen bewohnten, Zimmer (Dachstuben) eingeschränkt, in den Pandekten aber nicht einmal ausschliessend von Zimmern in oberen Stockwerken gebraucht ist. (Unter mehreren nur zu Hülfe kommenden Stellen ist *l. fin. D. d. S. P. U.*, welche sonderbarer Weise *Brissonius* gerade für jenen Sprachgebrauch anführt, besonders beweisend dagegen.) Wichtig ist ausserdem noch, unter mehreren, ein anderer Grund, welchen der Rec. in der Form

besonders einleuchtend findet, dass fälschlich die *Feuerbachsche* Erklärung aus dem Worte *coenaculum* hergeleitet worden, da, wenn dieses die Hauptsache bey dem Begriffe gewesen, anstatt *directarius* das Wort *coenacularius* gebraucht seyn, und noch weniger Paulus (*Rec. sent. l.* 5. *t.* 4. §. 8) anstatt *coenacula introire, domus introire* gesagt haben würde. — Von S. 93 an folgt die Entwickelung und Begründung der eigenen Erklärung, wobey sehr zweckmäsig die Ulpianische Definition der Directarien *l.* 7. *D. de extraord. crimin.* erst grammatisch, und dann, mit Berücksichtigung der übrigen einschlagenden Stellen und des Geistes des römischen Criminalrechts, logisch ausgelegt wird. Die *Dabelowsche* Auslegung ist, da *derectus* von oben herab, von der Seite her, nicht wohl passt, aus der Bedeutung von *directus* geradezu und dem angeblichen Sinne der Endigung *arius*, welche ein sich richten, gewöhnliches Handeln oder Leiden, eine Bestimmung zu etwas anzeige, und vorzugsweise von dem gebraucht werden soll, dessen Metier in etwas bestehe, hergeleitet. Das Resultat dieser Erklärung (S. 122) besteht darin, dass *directarii* ursprünglich und eigentlich eine Diebesraçe gewesen, die es als ordentliches Gewerbe getrieben, den Leuten unter allerley Vorwande geradezu in die Häuser, Wohnungen und Gemächer zu gehen in der Absicht, zu stehlen. Den Ursprung dieser Diebesraçe setzt der Vf. nicht ohne Anschein in die unruhige Zeit der Bürgerkriege. Dass aber ursprünglich auf das Gewerbe, und nicht auf das einzelne Verbrechen selbst gesehen worden, sucht er noch dadurch wahrscheinlich zu machen, dass die Gesetze kein *crimen directariatus*, sondern nur *directarios* kennen, und auch andere Diebe, weil sie eine gewisse Art von Dieberey als Gewerbe trieben, z. B. die *fures balnearios* und *saccularios* auszeichnen. Ulpian, als Freund des Alterthums, soll bey dieser ursprünglichen Bedeutung stehen geblieben seyn; Paulus aber, als mehr praktischer Jurist, den späteren gewöhnlichen Sprachgebrauch, welcher bloss auf die Handlung, nicht auf das damit getriebene Gewerbe achte, angenommen haben. Diese Bemerkung glaubt Hr. *D.* noch ferner dadurch zu bestätigen, dass Ulpian von einer bestimmten, Paulus von einer mehr arbiträren Strafe redet, und beide verschiedene Gesichtspuncte bey der näheren Bestimmung derselben aufstellen. — Dieses sind die Hauptsätze des Raisonnements unseres Vfs., welchen wir in Rücksicht auf die Entwickelung der Bedeutung von *directus* völlig, in Rücksicht auf die Ausführungen über die Endigung *arius* aber keineswegs beystimmen können. Den Beweis, dass dieselbe ein Gewöhnlichthun, aus etwas ein Gewerbe machen, anzeige, hat der Vf. durchaus nicht beygebracht. Sie scheint eingeführt zu seyn, um aus Substantiven Adjective zu bilden, mit der Bedeutung des zu etwas Gehörens. So pflegen auch die Lexicographen dergleichen Worte zu erklären. S. z. B. Scheller *v. sicarius, balnearius, saccularius etc.* Dieselbe Endung ward nun freylich auch Adjectiven angehängt, indess seltener, und wie es scheint, ohne dass die Bedeutung dadurch geändert worden. So verhält sichs mit *manifestarius*, welches Plautus, vielleicht der älteste Schriftsteller, bey dem die Endigung *arius* vorkommt, offenbar mit *manifestus* gleichbedeutend gebraucht. (*Plautus Miles gloriosus Act.* 2. *S.* 5. *v.* 34, *res manifestaria*, welches doch wohl nicht eine Sache bedeuten kann, die ein Gewerbe aus dem Offenbarseyn macht.) Selbst der *fur manifestarius*, welchen Hr. *D.* als einen besonderen Beweis für seine Deutung anführt, kann in der einzigen Stelle, wo er unseres Wissens vorkommt, *Plautus Aulul.* 3, 4, 10 dazu keineswegs gebraucht werden. Dass die Hinzufügung einer Endigung keine Änderung in der Bedeutung hervorbringt, ist auch in anderen Sprachen nicht ungewöhnlich. Man denke nur an das deutsche, freylich nicht sehr gewöhnliche, *wunderbarlich* für *wunderbar*. Eben so möchte *directarius* mit *directus* völlig gleichbedeutend seyn. Diesem stehen auch die anderen Nebengründe nicht im Wege. Die Substantive der Form *abigeatus etc.* sind überall bey den Römern selten, daher aus dem Nichtvorkommen des Wortes *directariatus* nichts folgt. Dass gerade solche Diebe bey den Römern ausgezeichnet worden, welche ein Gewerbe aus einer gewissen Art der Dieberey gemacht, ist völlig unbewiesen. Weder bey den *directariis*, noch den *balneariis* und *sacculariis*, kommt in den Gesetzbüchern eine Erklärung vor, die irgend hierauf hindeutet. Wir leugnen damit nicht, dass wahrscheinlich das Verbrechen der Directarien da anfing ausgezeichnet zu werden, als es häufig vorkam: allein daraus folgt nicht, dass diese Veranlassung auch in den Begriff selbst übergetragen sey. Hiemit fällt nun der angebliche Widerspruch zwischen Ulpian und Paulus weg, der ohnehin wenig begründet ist, da der Beweis, dass jener, als theoretischer den alten ächten, dieser als praktischer Jurist mehr den jüngeren, gewöhnlichen Sprachgebrauch zu befolgen pflege, schwer zu führen seyn möchte. Die angeblichen Unterschiede beider Schriftsteller (*Ulpian* in der *l.* 1. §. 2. *D. de effractoribus. Paulus rec. sent. l. c.*), in Rücksicht auf Bestrafung halten auch keine nähere Beleuchtung aus. Bey Ulpian ist nämlich die Strafe auch arbiträr, da nur eine Grenze, *opus publicum* und *relegatio*, vorgeschrieben ist. Dass er auf das *amissum*, *Paulus* (nach *Schultings Emendation*) auf das *consilium* und den *modus commentae fraudis* gesehen wissen will, ändert ebenfalls nichts, indem theils nicht jeder Schriftsteller alle zu nehmenden Rücksichten hervorzuheben pflegt, theils auch Paulus die Grösse des Entwandten gar nicht mit aufführen konnte, da er den Fall des vom Directarius nur versuchten Diebstahls, wo eine Injurienklage Statt fand, voraussetzte. — Was der Vf. zum Schlusse noch von der heutigen Anwendbarkeit der Vorschriften über das Directariat, insofern sie im *Corpus juris* stehen, ausführt, hat, jedoch mit den aus dem Obigen fliessenden Einschränkungen, unseren völligen Beyfall. Wer Jemanden geradezu auf die Stube geht, und ihn da bestiehlt, ist als Directarius mit der um etwas geschärften Strafe des Diebstahls zu belegen. — Noch bemerken wir bey dem Vf., als einem im Ganzen genauen, und auch in Rücksicht auf Sprache, guten Schriftsteller, einige kleine Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, um seine Aufmerksamkeit bey künftigen Schriften auch darauf zu lenken. Er citirt oft nach Seitenzahlen, oder sonst

ungenau, wodurch das Nachschlagen erschwert wird. Z. B. S. 21* *Eck(h)ard hermen.* nach der Seitenzahl der zweyten Ausgabe, welche bey der dritten schon zwey Jahre vor Hn. *D.* Schrift herausgekommenen nicht zutrifft. Die Angabe von Buch, Kap. und §. führt in allen Ausgaben richtig. Die *glossas nomicas,* welche unser Vf. zu geringschätzig behandelt — sie hatten griechische Übersetzungen des *Corp. jur.* kurz nach Justinian vor sich, und auf dieses Kaisers Sprachgebrauch kommt es uns in praktischer Rücksicht hauptsächlich an; auch stimmen sie, freylich nur als oratorische Beschreibungen, mit dem Theile der *Dablwsch.* Erklärung, welche Rec. billigt, völlig überein — diese Glossen citirt der Vf. S. 38 sehr ungenau, blofs im Allgemeinen die Labbäische Ausgabe, wobey nicht einmal bemerkt ist, dafs diese in *Otto thes. Tom.* 3, mit trefflichen Anmerkungen von Schulting wiederholt ist, und dafs einige der hieher gehörigen Glossen daselbst v. Φρακταρίβους, andere aber gar nicht beym Labbäus (wenigstens hat Rec. sie da nicht finden können,) sondern aus einer Mittheilung des Turnebus bey Cujacius *Obs.* 10. 27 *cf.* 34 aufgeführt sind. — Es ist ein bey Rechtsgelehrten nicht ungewöhnlicher Fehler *der lex* zu sagen. Ungern haben wir dieses auch in vorliegender Schrift (z. B. S. 29, Z. 7. *im* l. 7), wie auch den ganz unnöthigen Gebrauch lateinischer statt deutscher Worte, z. B. Interpret statt Ausleger (öfter S. 96 ff.), bemerkt. S. 142, Z. 1: *high, waymans* für *higwaymen* ist wohl nur Druckfehler.

Num. 2 beschäftiget sich nur mit Widerlegung *Feuerbachs* und Aufstellung einer eigenen Meinung. Die Widerlegung ist nicht so gründlich und einleuchtend als die in *Num.* 1. Hr. *Grosse* nimmt die vom *Feuerbach* zum Grunde gelegte Bedeutung von *coenaculum* als richtig an, und gründet eben darauf seine Meinung. Nach ihm ist der Directariat gar keine Art des Diebstahls. Bey der ungeheuren, vom Hausherrn unübersehlichen Gröfse der Häuser in späteren Zeiten meint er, habe es zur Sicherheit des Eigenthums nicht hingereicht, die Entwendung selbst zu bestrafen. Die Gauner hätten sich in die oft unbewohnten oder an Mitschuldige vermietheten Dachstuben geschlichen, um von dort aus zu gelegener Zeit aus den unteren bewohnten Zimmern zu stehlen. Daher sey dieses Eingehen in die oberen Zimmer, in diebischer Absicht, der *Directariat,* als eigenes Verbrechen aufgestellt. S. 46 ff.

Diese Meinung ist am nächsten verwandt, wiewohl allerdings einigermafsen verschieden, von der Meisterschen, nach welcher der Directariat eine Art von *conatus furti* ist. Unrichtig ist sie indefs in einer Beziehung schon nach dem vom Hn. *D.* gegen Feuerbach Ausgeführten, indem auch hier das Wort *coenaculum,* noch dazu in einer besonders von der Zeit der Pandecten-Schriftsteller schwerlich anzunehmenden Bedeutung, so sehr urgirt wird, da es doch, zufolge des Namens *directarius,* weit mehr auf das Wort *dirigere* ankommt. Die andere Bemerkung, dafs der Directariat ein eigenes, auf den Diebstahl sich beziehendes Verbrechen, nicht eine Art des Diebstahls selbst sey, hat mehr Anschein, welcher indefs bey genauerer Prüfung auch verschwinden möchte. Nach *l.* 1. §. 2. *D. de effractoribus* sollen nämlich die *directarii, prout amissum est,* bestraft werden, welches offenbar ein schon vollendetes Wegnehmen voraussetzt. Es kommt hinzu, dafs die *directarii* schwerer als Diebe bestraft werden sollen, *l.* 7. *D. de extraord. crim.,* welches wohl gewifs nicht auf den Fall verordnet seyn würde, wenn der Directariat blofs im Eindringen, ohne noch gestohlen zu haben, bestände. Die Scholiasten zu den Basiliken *Lib.* 60. *tit.* 22, *not. o, tit.* 28, *not. c. Tom.* 7, *p.* 504. 526 erklären das Verbrechen der Directarien geradezu für Diebstahl, indem die erste Stelle ihnen die Strafe des Vierfachen bestimmt, die zweyte die Directarien κλεπτας ἐνθικτους nennt. Diesem Allen zufolge müssen die Directarien eigentlich, d. h. insofern die Strafe des Gesetzes auf sie angewandt werden soll, für eine Art Diebe gehalten werden. Dieses schliefst indefs nicht aus, dafs der gewöhnliche Sprachgebrauch schon die, welche in der Absicht zu stehlen sich in fremde Zimmer eindrängen, Directarien nenne. Und diesen weiteren Sprachgebrauch scheint Ulpian *l.* 7. *D. de extraord. crim.* zu erklären. Auch Directarien in dieser weiteren Bedeutung waren straffällig, aber nur als solche, die einen Conat des eigentlichen Directariats begingen, *Paul. rec. sent. l.* 5. *tit.* 4. §. 8. vrgl. mit *l.* 21. §. 7. *D. de furtis.* Dafs aber das Hauptverbrechen, wozu dieser Conat gehört, ein Diebstahl war, ergiebt sich wieder eben aus der Vergleichung dieser beiden Stellen.

Die Behandlungsart des Hn. G. ist keinesweges empfehlungswerth. Mehrere, hier gar nicht an ihrem Orte stehende philosophische und geschichtliche Erörterungen machen die Schrift unnöthig weitläuftig, und nebst der schwerfälligen, nach Art einer neueren philosophischen Schule, wie es scheint, absichtlich dunkeln, auch nicht fehlerfreyen Sprache, für den Leser unangenehm. Gleich der Anfang, Wissenschaft ist Wissenschaft, läfst ahnen, was kommen wird. S. 15—18 erhalten wir eine philosophische Herleitung des Satzes, dafs, je leichter ein Verbrechen zu begehen sey, ein desto schwereres Strafübel ihm, zur Sicherung davor, entgegengestellt werden müsse. Unseres Bedünkens kam es bey vorliegender Untersuchung auf philosophische Herleitung einer Gesetzgebungsregel gar nicht an, sondern vielmehr auf geschichtlichen Beweis, dafs dieselbe in der römischen Gesetzgebung angenommen worden. Aber wie ist nun diese Herleitung! Ein paar Stellen zur Probe. „Sie, (die Maxime des Diebes) gründet sich, wie jede Maxime, auf eine Lust, und diese Lust ist die Präferenz der Zukunft des Subjects vor der Gegenwart, vermittelst einer Erweiterung seines Vermögens.“ Dafs die Lust Jemanden das gegenwärtige Angenehme reizender, als die zukünftige Strafe abschreckend darstellt, ist bekannt. Aber hier soll die Zukunft der Gegenwart vorgezogen werden?? — Natürlich kommen auch mathematische Formeln vor, aber von welcher Art! S. 18: Die Maxime als absoluter (s) Moment sey = O. Die Gründe für die Ob-

jectivisirung des Objects sind $= P$, sie können steigen bis $= Q$, also die Maxime wird seyn $= O + P + Q$, (muss heissen: kann steigen bis $O + Q$.) Allein die Gründe und Hindernisse gegen die Perception des Gewinnes sind nun $= Q + P$ (warum?). Hier muss die Drohung seyn $= O - P - Q - X = Q + P$. (Woher kommt da auf einmal, wie aus den Wolken gefallen, X?, woher die seltsame Gleichung?) Würden wir doch mit dergleichen mathematischen Spielereyen verschont, und dagegen von *Mathematikverständigen* mit den noch sehr mangelnden Erörterungen derjenigen Lehren beschenkt, welche nur durch mathematische Kenntnisse völlig erläutert werden können!

S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Über Staats-Aufwand und die Bedeckung desselben* von *D. H. Eschenmayer* 1806. VIII. u. 159 S. 8. (14gr.) Der Zweck dieser schätzbaren Schrift geht hauptsächlich dahin, zu zeigen, wie wohlthätig auf den Nationalreichthum die Vereinfachung der Staatsabgaben wirke, und welche Nachtheile dagegen aus einer zu grossen Mannichfaltigkeit derselben erwachsen. Rec. stimmt mit dem Vf. überein, dass das Abgabensystem der meisten neueren Staaten einer grossen Vereinfachung fähig sey; allein er ist zugleich überzeugt, dass diese Vereinfachung nur mit der äussersten Behutsamkeit vorgenommen, und nicht zu weit getrieben werden darf, weil man sonst Gefahr läuft, in die Fehler der Physiokraten zu verfallen, die, während sie wähnten, den Stein politischer Weisheit entdeckt zu haben, durch den Hauptgrundsatz ihres Systems, dass in einem Staate nur eine einzige Abgabe, nämlich von der Landrente, Statt finden dürfe, überall wo er angewandt wurde, dem Nationalwohlstande tiefe Wunden schlugen. Nachdem der Vf. nach der *Smith*'schen Theorie, aus dem Zwecke des Staats, den er in die allgemeine Sicherheit setzt, die Nothwendigkeit eines Staats-Einkommens zu beweisen gesucht hat: zeigt derselbe, dass dieses Staatseinkommen nur aus dem Eigenthume der Bürger genommen werden könne, und zwar entweder so, dass dieselben dem Staatsoberhaupte, als solchem, Capitale eigenthümlich überlassen, oder dergestalt, dass sie ihm aus ihrem Privateigenthum ein Einkommen verschaffen, also Abgaben entrichten. Sollen diese Abgaben dem Nationalwohlstande nicht hinderlich seyn, so dürfen sie, wie aus der *Smith*'schen Theorie bekannt ist, bloss aus dem *reinen* Einkommen der Staatsbürger, d. h. von demjenigen Überschusse genommen werden, welcher ihnen von ihrem stehenden und umlaufenden Capital übrig bleibt, und zum unmittelbaren Verbrauch verwendet werden kann; sehr wichtig ist es daher, die Quellen zu kennen, aus denen das Einkommen der Staatsbürger geschöpft wird. Der Vf. giebt ihrer fünf an, nämlich 1) *Landwirthschaft*, 2) *Forstwirthschaft*, 3) *Bergbau*, 4) *Manufacturwesen* und 5) *Handel*. Rec. hält diese Eintheilung nicht für richtig, denn die drey ersten genannten Quellen sind nur verschiedene Arten einer und derselben Gattung, nämlich der *Urproduction*, d. h. derjenigen Kraftäusserung, welche *rohe* Producte hervorbringt, so wie die vierte Quelle durch *Manufacturwesen* falsch ausgedrückt ist, und vielmehr *industrielle Production* heissen sollte, auch wird bey dieser Eintheilung die *Fischerey*, diese in manchen Ländern, wie z. B. in Holland, hochwichtige Quelle des Einkommens, gänzlich übergangen.

Sind nun einmal die Quellen des Einkommens, woraus die Staatsbedürfnisse bestritten werden sollen, hinlänglich erkannt, so fragt es sich vor allen Dingen: 1) *Was soll vom Staatseinkommen befriedigt werden?* oder *welches sind die Staatsbedürfnisse, die die Bürger aus ihrem Eigenthume zu bestreiten haben?* und 2) *Wodurch sollen die Staatsbedürfnisse bestritten werden?* oder: *welches sind die Befriedigungsmittel der Staatsbedürfnisse?* Was die erste Frage betrifft, so zeigt der Vf. ausführlich, dass die Bürger nicht bloss denjenigen Staatsaufwand, welcher unmittelbar aus dem Zwecke der Staatsverbindung fliesst, zu bestreiten verbunden sind, sondern auch die Bezahlung aller Anstalten, welche zwar nur mittelbar auf den Staatszweck wirken, aber doch zur Erreichung desselben nothwendig sind, zu tragen haben, und geht dann zur näheren Beantwortung der zweyten Frage über, wobey es hauptsächlich darauf ankommt, zu prüfen, wie der als nothwendig anerkannte Staatsaufwand am zweckmässigsten und auf die am wenigsten drückende Art gedeckt werden könne? Es wird in dieser Hinsicht der richtige Grundsatz aufgestellt, dass alles auf die Gleichheit des Beytrags eines jeden Bürgers nach dem Verhältniss seines *reinen* Einkommens beruhe, zugleich aber gezeigt, welche Hindernisse der Anwendung dieses Grundsatzes entgegenstehen, da die Ausmittelung des *reinen* Einkommens so äusserst schwierig ist.

Der Vf. untersucht nun die einzelnen Zweige des Staatseinkommens, und betrachtet zuerst die dem Staats-Oberhaupte überlassenen Capitale, welche er in die zwey Hauptarten: 1) *Domainen* und 2) *Regale* eintheilt. Als die beste Benutzungsart der Domainen wird die Zerschlagung derselben in Bauerngüter empfohlen, und der hieraus für den Nationalwohlstand und die Bevölkerung erwachsende Vortheil umständlich entwickelt. Rec. ist zwar mit dem Vf. von der Nützlichkeit der Veräusserung der Domainen an Privatpersonen vollkommen überzeugt, setzt dabey jedoch als nothwendige Bedingung voraus, dass eine solche Veränderung nicht plötzlich, und nur erst dann geschehe, wenn die Nachfrage der Einzelnen nach eigenthümlichem Besitz liegender Güter zunimmt, und wenn es ihnen nicht am *umlaufenden* Capital fehlt, um die nöthigen Verbesserungen, und die vollkommnere Cultur des Bodens vorzunehmen. — Bey den Regalen wird ein Unterschied gemacht zwischen solchen, die eine Zerstückelung und Benutzung von Privatpersonen gestatten, und solchen, wobey diess nicht möglich ist, so wie auch zwischen Regalen, die ganz entbehrt werden sollten, und nur dem Fortschreiten der Nation zum Reichthum hinderlich sind. Unter die erstere Gattung wird das Jagd-Bergwerks- und Wasser-Recht, unter die zweyte das Forst- Geleits-, Salz-, Post- und Münzrecht, jedoch das letztere ohne Bezweckung eines Gewinns für das öffentliche Einkommen, und unter die dritte Gattung das Mauth-, Zoll- und Accise-Recht gezählt.

Was nun die zweyte Hauptgattung der Staatsrevenüen, nämlich die Abgaben oder Steuern betrifft, so findet nach dem Vf. folgende Eintheilung Statt: Steuern werden erhoben 1) aus liegenden Gründen, a) von Ländereyen, b) von Gebäuden, c) von aus Ländereyen gezogenen Producten; 2) aus dem Gewinn von Capitalen, a) von stehenden Capitalen, b) von umlaufenden Capitalen. 3) Rang- und Kopf-Steuern. 4) Consumtions-Steuern. Ausserdem werden noch folgende Gegenstände als Quellen des Staatseinkommens aufgeführt: I. *Rückfälle an den Staat*, 1) durch die Lehnsverfassung, 2) durch die Fiskal-Erbfolge. II. *Taxen*. III. *Erhöhete oder neue Steuern, welche nur in dringenden Fällen und auf eine gewisse Dauer Statt finden*. Es wird gezeigt, dass die *Steuern von Ländereyen und von Gebäuden* die geschicktesten und gleichsten Gegenstände sind, von welchen die Befriedigungsmittel für den Staatsaufwand gezogen werden können, dass die *Besteuerung des Gewinns aus Capitalen*, welche auf Gegenstände angewendet, und keine Geld-Capitale sind, als *Consumtions-Steuern* angesehen werden, und mit diesen ein beträchtlicher Theil des Staatsaufwands ausgefüllt werden könne, und endlich, dass die *Rückfälle* an den Staat, und die *Taxen* zwar einen beträchtlichen Beytrag zu den Befriedigungsmitteln verschaffen, letztere aber gegen den Staatszweck seyen.

Zuletzt theilt Hr. *E.* noch als Beyspiel ausserordentlicher Mannichfaltigkeit der Staatsrevenüen eine Übersicht der preussischen Staatsgefälle mit, folgert daraus, dass in einem Staate, wo eine so ungeheure Menge heterogener Abgaben Statt finde, kein auf das *reine* Einkommen und auf den Nationalwohlstand berechnetes Finanz-System Statt finde, und der Staatsaufwand nicht nach dem gerechten Staatseinkommen abgemessen, sondern nur das Staatseinkommen auf immerwährende Vergrösserungen angenommen sey, und beschliesst die ganze Abhandlung mit dem schönen, nicht genug zu beherzigenden Satz: *Je grösser der Wohlstand und Reichthum der Nation ist, desto reicher und grösser ist auch der Souverain!*

a g

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST, 1807.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp und Wenner: *Samuel Thomas Sömmerring Abbildungen des menfchlichen Hörorgans,* 1806. X. und 36 S. Fol. nebft 5 Kupfertafeln, von welchen die vier erften doppelt find (5 Lbthlr.)

Bey den vielen genauen und zum Theil trefflichen Unterfuchungen und bildlichen Darftellungen des menfchlichen Gehörorganes oder einzelner dazu gehöriger Theile, konnte nur ein *Sömmerring* es wagen, mit einer neuen Bearbeitung diefes Gegenftandes aufzutreten. Der Umftand, dafs die bis jetzt vorhandenen Abbildungen und Befchreibungen entweder nur einzelne zum Gehörorgan gehörige Theile auf eine brauchbare Weife deutlich machten, oder wenn fie fich auf alle Theile erftreckten, mangelhaft und unvollkommen ausgefallen waren, machte fchon allein eine neue Bearbeitung des Gegenftandes, welche ihn fo viel möglich ganz erfchöpfte, wünfchenswerth, und die Verficherung des berühmten Vfs., dafs er fich dreyzehn Jahre lang mit der Bearbeitung diefes Werkes befchäftiget habe, läfst fchon vermuthen, was der Augenfchein vollkommen beftätiget, dafs wirklich hier alles erfchöpft fey, was unter den gegenwärtigen Umftänden in diefer Sache gefchehen konnte. Das gröfste und wichtigfte Verdienft aber, welches fich der Vf. durch diefe Arbeit erwirbt, befteht in der fchönen Anordnung des Ganzen, in der Klarheit und Ausführlichkeit, mit welcher ohne alle Weitläuftigkeit die fubtilften Theile des menfchlichen Körpers durch Worte und Figuren erläutert werden, und in dem gleichen Verhältniffe der Gröfse und der Deutlichkeit, in welchem jeder einzelne Theil fowohl in der Abbildung, als in der Befchreibung behandelt worden ift. Hierzu trägt fehr viel die Einrichtung bey, dafs alle Theile von dem Ohre Einer Seite, der linken nämlich, genommen worden find, und dafs man hier den ganzen Inbegriff der Theile, welche das Gehörorgan ausmachen, in feiner höchften Vollkommenheit, in welcher er gedacht werden kann, und gleichfam lebend, dargeftellt fieht. Nirgends ift in diefen Refultaten der mühfamften Kunftbeftrebung ein Flecken oder eine Nachläffigkeit fichtbar, welche den Mechanismus des Künftlers verrathen, oder eine Spur, welche an die Werkzeuge, mit denen die todte Materie bearbeitet worden ift, erinnern könnte: fie ift ohne Zerreifsung aus dem lebenden Körper herausgehoben, und die Norm gegeben, nach welcher höchft wahrfcheinlich beym lebenden Körper die Theile des Gehörwerkzeuges in einander greifen. Diefe nützliche Täufchung ift der Triumph der Zergliederungskunft: es verfuche fie aber ja keiner, der nicht mit allen dazu erfoderlichen Kenntniffen und Gaben ausgerüftet ift. Die noch fo oft wiederholten mühfamften und fleifsigften Unterfuchungen an Leichnamen reichen hier bey weitem noch nicht hin; fie geben zwar den nöthigen Stoff zur Bearbeitung: aber die Gefchicklichkeit, die vielfach und bey mancherley Körpern auf verfchiedene Weife zerlegten Theile wieder fo zufammengefügt und ineinandergreifend darzuftellen, wie es in dem lebenden Körper wirklich der Fall feyn mufs, fetzt eine lebhafte Phantafie voraus, die durch einen ruhigen Verftand beherrfcht wird, und ein Kunfttalent, dem alle Mittel der Kunft geläufig find, um die Natur in der Nachahmung fo nahe als möglich zu erreichen. So wie der grofse *Camper* durch feine Übung im Boffiren fich die Fertigkeit erwarb, mit unübertreffbarer Wahrheit die Umriffe der Form zu geben, welche er darftellen wollte: fo leitete auch unferen Vf. das Boffiren des Gehörorganes in einem Verhältniffe der Gröfse, welches das natürliche weit übertraf, bey diefer fchwierigen Arbeit, oder gab vielmehr die zufällige Veranlaffung dazu. Der verftorbene *Lichtenberg* foderte nämlich den Vf. auf, ihm die Werkzeuge des Gehörs zu feinen Vorlefungen fehr vergröfsert nachbilden zu laffen. Diefer Wunfch wurde unter *Sömmerrings* Beyhülfe durch den gefchickten Profeffor *Köck* erfüllt, welcher nach den forgfältigften Ausmeffungen und Vergleichungen Modelle zu Stande brachte, über welche Formen zur Verfertigung von Abgüffen gemacht werden konnten; aber leider zerfielen die Formen, nachdem nur drey Abgüffe gemacht worden waren, die fich zu Göttingen, Bamberg und Utrecht befinden. Diefen Verluft fuchte man nun durch Abbildungen zu erfetzen, die hier mitgetheilt werden, und fämtlich unter des Vfs. Auffîcht von *Köck* gezeichnet worden find. Nur die zweyte Tafel ift von *Eckardt*, die übrigen aber find alle von *Rücker* meifterhaft geftochen worden. Durch eine kurze Überficht der auf den Tafeln befindlichen Figuren wird die Anordnung des Ganzen am deutlichften werden, und wir werden dabey Gelegenheit erhalten, hie und da auf die Eigenthümlichkeiten und befonderen Vorzüge diefer Abbildungen aufmerkfam zu machen.

Die beiden erften Figuren der erften Tafel ftel-

en ein äufseres männliches und weibliches Ohr vor, beide nach dem Leben gezeichnet, wegen der charakteristischen Darstellung auch für den Künstler sehr interessant. Die 3 Figur ist das äufsere Ohr von einer alten Frau, an welchem nach abgenommener Oberhaut die Schmalzhöhlchen der Haut vorzüglich gut zu sehen waren. Die 4 Figur: das abgenommene Ohr mit den daran befindlichen zu seiner Bewegung bestimmten Muskeln von hinten oder innen gesehen, auf welche Weise die Anfügungen der Muskeln am bestimmtesten sichtbar werden. Die 4 folgenden Figuren zeigen den Ohrknorpel von seiner äufseren und inneren Seite, an dem der fünften und sechsten Figur sind die kleinen ihm eigenthümlichen Muskeln dargestellt. Die 9 Figur macht den Übergang zu den folgenden Tafeln, und deutet die wesentlichsten Theile des Hörorganes im Zusammenhange an, also das äufsere Ohr mit dem Gehörgange, dem Pauckenfelle, den Gehörknöchelchen und dem Labyrinthe, nur die Eustachsche Röhre konnte dabey nicht angebracht werden. Die zweyte Tafel enthält die Abbildungen des mittleren Theiles des Gehörorganes, und daher die 1 Figur: die Zusammenfügung der Gehörknöchelchen und ihr Verhältnifs zu dem Labyrinthe in viermaliger Vergröfserung. Die 8 folgenden Figuren stellen theils die Gehörknöchelchen in ihrer natürlichen Lage and Gröfse an dem Schlafbeine eines Kindes, theils die einzelnen Gehörknöchelchen vergröfsert und zum Theil durchsägt vor. Die 10 und 11 Figur dienen zur Erläuterung der Muskeln der Gehörknöchelchen. Nun folgen wieder 8 Figuren zur Erläuterung der Gehörknöchelchen und ihrer Lage. Vorzüglich merkwürdig sind die beiden letzten Figuren dieser Tafel, nämlich die 20 und 21. Sie zeigen unter einer wahrscheinlich viermaligen Vergröfserung die Gehörknöchelchen mit dem Pauckenfelle in ihrer natürlichen Verbindung und mit den zu ihnen gehörigen Muskeln und den Nervenfäden, welche sich zu diesen Muskeln verbreiten, sehr deutlich, und sind um so mehr zu schätzen, da wir noch gar keine Abbildung der Nerven der für die Gehörknöchelchen bestimmten Muskeln und der Ligamente des Hammers hatten. Vielleicht die mühsamste Tafel des ganzen Werks ist die dritte, welche in 14 Figuren das Labyrinth und die darin enthaltenen Theile von allen Seiten vergröfsert und in natürlicher Gröfse darstellt. Alle diese Figuren stehen unter einander in genauer Beziehung, so dafs eine durch die andere erläutert wird. Neu ist die Abbildung und Beschreibung eines halben Kanales zur Aufnahme der Nerven an dem elliptischen Bläschen des mittleren und kleinsten Bogenganges. Die Figuren der vierten Tafel umfassen verschiedene Gegenstände, welche zur Erläuterung der auf den vorigen Tafeln dargestellten dienen, aber daselbst, ohne den Zusammenhang zu stören, nicht füglich angebracht werden konnten. Die 1 Figur zeigt das äufsere Ohr mit seinen Arterien von der vorderen Seite; die 2 das äufsere Ohr mit seinen Hautnerven von der hinteren Seite. Die 3 Figur ist besonders auch wegen der Durchbohrung des Pauckenfells wichtig, weil sie die Krümmungen des äufseren Gehörganges auf eine ganz neue Art und sehr deutlich zeigt, da der Gehörgang in Verbindung mit dem äufseren Ohre und mit dem Pauckenfelle horizontal durchschnitten ist. In der 4 Figur ist das Modell eines mit Gyps ausgegossenen Gehörganges gezeichnet, in den beiden folgenden Figuren aber verschiedene Durchschnittsflächen des Gehörganges, so dafs sich also die 3—6 Figur sehr schön auf einander beziehen. In der 7 Figur ist das Pauckenfell von der äufseren Seite mit seinen Arterien unter vierfacher Vergröfserung vorgestellt. In derselben Vergröfserung erscheint in der 8 Figur auch der Grund der Trommelhöhle nebst den Gehörknöchelchen mit der Beinhaut, welche diese Theile bekleidet, und den Arterien die sich in dieses Membran verbreiten. Mit dieser Figur steht zunächst die 10 in Verhältnifs, welche den vergröfserten Steigbügel mit den Arterien, welche sich in seiner Beinhaut verbreiten, besonders vorstellt. Sehr schön ist in der 9 Figur die Gehörarterie mit ihrer Verbreitung in dem Labyrinthe in demselben Verhältnisse der Gröfse, welches die vorigen Figuren hatten, abgebildet. Die 11—16 Figur geben die Ansicht von verschiedenen glücklichen Durchschnitten der Schnecke, sowohl im frischen als im getrockneten Zustande, und machen nicht nur die Richtung der Windungen, sondern auch die Spindel und das Spiralblatt mit seinen Nerven und Gefäfsen deutlich. Die 17 Figur stellt die innere gewölbte Fläche des kleinen Pauckenfellchens vor, welches das runde Loch oder den Eingang zur Schnecke verschliefst, und dessen äufsere vertiefte Fläche schon in der 5 Figur der dritten Tafel abgebildet ist. Sehr belehrend sind die 18 u. 20 Figur, von denen die erstere das elliptische Bläschen des gröfsten Bogenganges mit der strahlenförmigen Verbreitung der Nerven, die letztere den Nervenwedel des gemeinsamen Schlauches, beide in zwanzigmaliger Vergröfserung, sehen läfst. Eben so sehr vergröfsert ist auch in der 21 Figur ein Stück des Spiralblattes der Schnecke, und in der 22 Figur das Arteriennetz an der inneren Fläche des elliptischen Bläschens abgezeichnet. Die 5 in jeder Rücksicht meisterhaft ausgearbeitete Tafel dient gleichsam zur Wiederholung der vorher auseinandergesetzten Theile. Denn hier sind sie nach ihrer Verbinduug mit einander und nach ihrer eigentlichen Lage in dem Schädel sichtbar. Zu diesem Ende ist blofs in kräftigen Umrissen die Ausicht in den Grund der Schädelhöhle gegeben, und nur die zum Gehörorgan gehörigen Theile sind schattirt, die Lage ist aber so genommen, dafs man die Theile des Labyrinthes, die Trommelhöhle mit den Gehörknöchelchen und dem Pauckenfelle, und ein Stückchen vom äufseren Gehörgange auf einen Blick übersehen kann.

Soviel glaubten wir anführen zu müssen, um auf den Genufs dieses classischen Werkes begierig zu machen, von welchem es sich kaum denken läfst, dafs es je übertroffen werden könnte. Papier und

Druck und der Eleganz des Stiches angemessen, und es ist besonders zu loben, dass auch in dem Abdruck der Kupfertafeln keine Nachlässigkeiten zu finden sind, wie man sie mit dem grössten Verdrusse oft in anderen Werken wahrnehmen muss. C. T.

Leipzig, b. Hinrichs: *Regulative für die Therapeutik, nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie*, aufgestellt von *Jacob Fries*, Dr. und Privatdocent in Jena (nun Prof. in Heidelberg.) 1803. 140 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. sucht zu beweisen, dass von den Bemühungen der Naturphilosophen, eine physische Theorie des lebenden Organismus zu Stande zu bringen, in dieser die Functionen als organische Vorgänge zu construiren, und so mittelbar eine rationelle nosologische und therapeutische Ansicht der Krankheiten selbst zu begründen, — für jetzt und künftig nichts zu erwarten sey. Der Beweis wird nicht aus den bisher gemachten Versuchen, und deren etwanigem Misslingen, sondern aus der Natur der Sache selbst geführt, und somit das ganze Unternehmen als unthunlich abgewiesen. Bloss gelegentlich und im Vorübergehen heisst es von *Schelling* (S. 10) „seine Darstellungen seyen im höchsten Grade verworren und zweydeutig, und mit einer falschen Speculation so bestrickt, dass sie in seinen neueren Schriften in leere Träumereyen ausarten, ihn zum Träumer gemacht haben, und seine Schüler, die bis jetzt öffentlich gesprochen haben, auf denselben Irrwegen fortfaseln lassen." Sonderbar ist es, dass (S. 21) der Beweis dafür, dass die Naturphilosophie nichts tauge, aus Sätzen geführt wird, welche als in der Naturphilosophie selbst bewiesen vorausgesetzt werden. Gegen die als unstatthaft erklärte Methode der dynamischen Construction physiologischer Erscheinungen stellt Hr. F. nun die von ihm belobte Methode auf; bloss empirisch aufgegriffene Thatsachen nach heuristischen Regeln (d. h. solchen, welche zur Erfindung leiten) zu combiniren, und so zu collectiven Begriffen in der Physiologie zu gelangen, welche alsdann bloss nach logischen Gesetzen zu behandeln wären. Von dieser Methode wird behauptet, dass sie zuerst von *Kant*, *Brown*, *Lavoisier* richtig angewandt worden sey, (Rec. würde hier eher von *Condillac* gesprochen haben;) und es ist die Absicht des Vfs., „die Therapeutik von allen Versuchen physiologischer Erklärungen zu befreyen," von welchen, so wie von streng nosologischen Erkenntnissen der Krankheiten behauptet wird, dass der heilende Arzt ihrer nicht bedürfe, und sich an das Äussere der Krankheiten halten, also mit einer blossen *Nosognomik* zufrieden stellen lassen solle. Eine solche bloss logische Zusammenstellung „aller der materiellen Kräfte, welche in vielfachen mechanischen, chemischen, höheren physischen und Bildungsprocessen theilweise bis zu immer höhern Zusammensetzungen im Organismus verbunden sind," sey durch das System der Erregungstheorie ausgedrückt; und der Begriff der Erregbarkeit selbst drückt dem Vf. nichts als eben den Inbegriff aller jener unbekannten qualitativen Verhältnisse aus; und er meint nun, man könne mit dem sehr wohl bekannten Gesamtbegriff vieler unbekannter Dinge schon auskommen. Es ist in der That eine Fiction von ganz besonderer Art, und eine durchaus neue Hypothese, den sonst angenommenen unbekannten Qualitäten eine Gesamtheit von solchen zu substituiren, von welcher es sehr wohl bekannt ist, dass sie die Gesamtheit unbekannter Dinge sey. Um kurz zu seyn, der Vf. will, der Arzt solle den Organismus = x, die Krankheit = y, und die Heilmittel = z annehmen, und nun x, y und z nach mathematischen Regeln berechnen, und zuletzt der Empirie es abfragen, was für einen Organismus x, und welche Heilmittel z zu bedeuten habe. Von dieser Plusmacherey nun erwarte der Arzt sein Heil, und hüte sich „dass ihm nicht in unglücklichen Augenblicken der Wahn von der Priorität naturwissenschaftlicher Constructionen der Krankheiten Lust mache, Krankheiten, welche er noch nicht kennt, mit Mitteln, welche er nicht kennt (an Subjecten, welche er nicht kennt?) zu behandeln." ! ! Der Vf. macht nun wirklich einen Versuch seiner analytischen Methode, und beweist, dass man über die wohlbekannte Synthesis unbekannter Qualitäten in zwey grossen Abschnitten viel — Bekanntes sagen könne. S. 34 werden die Naturphilosophen aufgefodert, zu erklären, „warum nachbarliche Producte (?), wie Opium und Gummigutt; Eisenkalke und Kupferkalke; Zinnkalke (soll wohl Zink-kalke heissen) und Bleykalke; China, Serpentaria, Rhabarber (o! der gleichartigen Substanzen!) und Ipekakuanha so verschieden, die entgegengesetzten hingegen, wie Moschus, Alkalien und Opium, Naphta; Eisen und China; Kohle und Alkalien oft so ähnlich einwirken." Wir zweifeln nicht, dass die Naturphilosophen sich durch die Unauflösbarkeit dieser Aufgabe für überwunden erkennen, und dass diese höchst oberflächliche Schrift in das Rad der Zeit, das jetzt so mächtig um sich treibet, eingreifen, und alle Strebungen, in der speculativen Physik das Höchste, die Theorie des Organismus, hervorzubringen, rückgängig machen, und uns wieder in die Nullität des rigosen *Brownianismus* zurückführen werde. Der Vf. ist in seiner den Geist tödtenden mathematischen Methode so handfest, dass er seinen Paragraphen sogar die Aufschrift giebt: „*erste Formel*" „*2te Formel*" etc. und die Themata in streng-mathematischer Form so stellt: „Man solle hinlänglich viele incitirende, deprimirende, und unmittelbar destruirende Potenzen nach den Graden ihrer Stärke und den Verhältnissen ihrer örtlichen Einwirkung ordnen." Es folgen zuletzt anatomisch-physiologische Combinationen, von welchen der Vf. selbst sagt, dass sie nichts zu bedeuten haben, und ohne alles Resultat sind. Zur Probe bloss folgende Stelle: „das Auge, dieses Lichtorgan (?) der Thiere, und gleichsam eine Blüthe ohne Befruchtungsorgan, ist das allgemeinste und ursprünglichste Organ der Nerven." (?) Der Vf. versichert zuletzt sehr naiv, dass er davon, was ein Nerve sey etc.,

nichts verstehe; nur thut er uns die Ehre an, uns bey jener vornehmseynsollenden Ignoranz für seine Gesellschaft zu halten. Wth.

Erfurt, b. Hennings: *Kunst die Krankheiten der Menschen zu heilen nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft.* Von dem Hofr. und Prof. *Hecker* zu Erfurt (jetzt in Berlin). Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. 1805. 272 u. 671 S. 8. (3 Thlr.)

Wenn ein Buch von so entschiedenem Werth in demselben Jahre eine neue Auflage erfodert: so spricht diess allerdings für den erhaltenen Beyfall und den wichtigen Gehalt desselben sehr laut. Auch muss Rec. gestehen, dass sich der Vf. durch diese Arbeit um die Kunst wahrhaft verdient gemacht hat. Es ist gewiss keine kleine Aufgabe, alle jene Bedingungen, die ein gutes praktisches Handbuch bey dem jetzigen Kampf zwischen anspruchvoller Systemsucht, und anspruchvoller Systemlosigkeit erfodert, zu erfüllen; und wenn Rec. bey der Anzeige der ersten Auflage (1805. N. 309) in dieser Hinsicht vorzüglich bey der Abtheilung der chronischen Krankheiten auch manches zu erinnern hatte: so fallen jene Aeusserungen nicht sowohl dem Vf., als der Nothwendigkeit einen Leitfaden haben zu müssen, zur Last. Was er im 2 B. von der Bildung und Entstehung chronischer Krankheiten überhaupt (S. 505 — 519) sagt, zeugt von einem tiefdenkenden, vollendeten Praktiker, und Rec. empfiehlt es jedem Kunstgenossen zum reifsten Nachdenken. Wer nach diesen Ansichten den Umfang aller zur Bildung chronischer Krankheiten bestehenden ursächlichen Momente, und die ganze Procession des Krankheitsprocesses deutlich vor sich hat, der wird sich in den meisten Fällen schwerlich allein auf die ursprünglichen Anlagen, auf Schwäche, oder veränderte Mischung beziehen, und seinen Heilplan nur bedingt auf stärkende Mittel beschränken, wie es eine Zeit her die Mode des Tages mit sich brachte, und man bey der zu sehr gedrängten Darstellung chronischer Krankheiten am Ende dieses Buches zu glauben versucht werden könnte.

Was diese *zweyte verbesserte* Auflage betrifft, die eigentlich Rec. hier nur zu würdigen hat: so gesteht der Vf. in der Vorrede selbst, dass des schnellen Absatzes wegen schon bey der ersten Auflage auf die zweyte Rücksicht genommen werden musste, und dass in einer so kurzen Frist unmöglich beträchtliche Veränderungen in dem Plan und in der Ausführung des Ganzen Statt finden konnten. — Nach mühsamer Vergleichung aller Strophen des ganzen Buches hat Rec. auch wirklich ausser 7 angezeigten, im Buche aber schon verbesserten Druckfehlern, und einigen in der Note (S. 70 und 71. I B.) zugesetzten Zeilen, gar nichts in dem Handbuch selbst abgeändert gefunden. Die Verbesserung beschränkt sich bloss auf die Einrichtung, die bey der nämlichen Bogenzahl, über bey merklich engerem Druck, durch manche erhebliche Verbesserung und beträchtliche Zusätze an Vollständigkeit wirklich gewonnen hat. Wenn auch diese gedrängte Darstellung und Würdigung der sich mit dem Zeitgeist umstaltenden Theorien nicht geradezu wesentlich in ein praktisches Handbuch gehört: so stimmt Rec. dennoch in die Gesinnung des Vfs. ein, wenn er sagt: „dass alles bessere Streben, ein Arzt im wahren Sinne des Worts zu werden, und zur Vervollkommnung der Kunst, Krankheiten zu heilen, mitzuwirken, von der genauesten Kenntniss alles dessen ausgehen müsse, was vom Anbeginn bis auf diesen Tag zur Begründung und Erweiterung seiner Kunst geleistet worden ist. Dadurch wird der Arzt auf den höchsten Standpunct erhoben, von welchem alle seine Bemühungen zur weiteren Ausbildung seines Gegenstandes ausgehen, und in welchem sie sich wieder vereinigen müssen. Von diesem Standpunct aus hat er den weitesten Blick über das Vergangene, und über das Gegenwärtige; den Blick, der allein alte Wahrheit gegen neuen Irrthum, so wie alten Irrthum gegen neue Wahrheit richtig zu würdigen im Stande ist." Rec. kann nicht bergen, dass auch bey der innigsten Überzeugung von dieser Wahrheit, er nichts destoweniger glaube, bey der Abfassung eines praktischen Handbuchs sollte der Vf. mehr auf eine grosse Zahl der Künstler sehen, die sich *nur später*, oder *gar nie* auf diesen Standpunct zu schwingen vermögen, und dass die meisten jungen Künstler sich an diese Handbücher eben so, wie die Richter im Allgemeinen an ihre Gesetzbücher halten, denen es nie um den Geist des Gesetzes, sondern nur um dessen buchstäbliche Ausführung — sollten dieselben mit sich auch im offenen Widerspruch stehen — zu thun ist.

Von dieser Meinung abgesehen, bleibt die lehrvolle Darstellung, die Vergleichung und die Würdigung dieser Theorien von unbestrittenem Werth, wie man diess von dem geschätzten Vf. des *Journals der Erfindungen und Theorien* wohl nicht anders erwarten konnte. Vorzüglich skizzirt und gewürdigt sind das Brownsche und das hieraus entstandene, von dem Vf. adoptirte Erregungssystem. Von den Speculationen der Naturphilosophen hofft der Vf. zur Vervollkommung der ächt praktischen Medicin eben so wenig, als von jeder Speculation, die sie seit 2000 Jahren verunstaltet hat, und warnt deswegen, wie schon Hippokrates, die Ärzte vor der giftigen Schlange der Philosophie, noch weit mehr aber vor der giftigeren der Philosophen, „die sich wechselweise bey ihren Constructionen der Natur *a priori* immer die Grundsteine herausreissen, und sich in eben dem Augenblick ihre glänzenden Gebäude zerstören, in welchem sie in den obersten Sphären schon die blauen Ziegen grasen sehen!"

— —

Neue Auflagen.

Hannover, b. Hahn: *Wie können Schwangere sich gesund erhalten, und eine frohe Niederkunft erwarten?* Nebst Verhaltungsregeln für Wöchnerinnen. Von D. *Christ. Aug. Struve*, ausübendem Arzt zu Görlitz etc. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XII. u. 272 S. 8. (20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1807.

MEDICIN.

Erlangen, b. Palm: *Rhapsodien aus der Lehre von der assimilativen und reproductiven Function des Organischen*, als Materialien für ein künftiges System der Trepsologie von Dr. *H. C. A. Osthoff*. Erste und zweyte Hälfte, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 1806. XXII u. 426 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. geht darauf aus, eine Theorie der reproductiven Vermögen des menschlichen Organismus, auf dem Wege reiner Empirie, und mit steter Hinsicht auf den praktischen Zweck des Heilkünstlers, einzuleiten und vorzubereiten. Der Gegenstand ist wichtig, und mit Recht wird in der Vorrede bemerkt: „Die Zustände in der assimilativen und reproductiven Function der Individuen müssen die Hauptgesichtspuncte abgeben, auf welche die Beobachtung sowohl, als die Handlungsweise des Heilkünstlers, gerichtet sind." — Jeder Versuch also, Licht über die Geheimnisse dieses dunkeln Gebiets zu verbreiten, verdient Achtung, um so grösere, jemehr er, den Werth der Idee, die allein hier zur Führerin dienen kann, anerkennend, es dennoch verschmäht, nach dem Beyspiele vieler, ihren im Endlichen reflectirten Schein für das Reale der Erscheinung selbst uns aufzudringen, und vielmehr dahin strebt, in *lebendiger Anschauung* des Endlichen zur möglichsten Klarheit ihrer concreten Darstellung zu gelangen.

Mit dieser gewiss der Beurtheilung nicht ungünstigen Reflexion, die durch die Vorrede hervorgebracht worden war, durchlas Rec. die Schrift mit derjenigen Aufmerksamkeit, die man einer Ausführung eigener, oft schon im Stillen gehegter, Ideen durch fremde Hand nicht versagen kann. Aber seine Erwartung ward nicht befriedigt. Der Vf. läfst die *Idee* der Reproduction zu weit im Hintergrunde, und giebt sich auf der anderen Seite der Empirie nicht genug hin, um im redlichen Kreise jene Lichtpuncte hervor zu rufen, die uns in den Schriften ächter Empiriker so oft mit dem mächtigen Gefühle absoluter Wahrheit überraschen. —

Reproduction ist nach §. 1 eine im Organischen sich in ihre Producte verlierende Function, ihr Totalausdruck im ausgebildeten Subjecte, nach S. 6, „*Beharren* des Individuums nicht nur auf gewissen Stufen des körperlichen Volums und innerhalb gewisser Modelle der Gestaltung, sondern auch *Permanenz in der Qualität* der organischen Materie; beides unter der Bedingung vollkommener Gesundheit des individuellen Organismus." — Das Wesen des Processes, als eines *organischen*, besteht darin, dass durch ihn jeder in die Sphäre der Reproduction eingehende, anorganische, d. h., nach dem Vf. nicht in derselben lebendigen Continuität mit dem organischen Individuum stehende Stoff, er sey nun an sich organischen oder anorganischen Ursprungs, sich selbst völlig entähnlicht, und stufenweise mit der organischen Materie des Individuums so identificirt wird, dass er auf der letzten Stufe, in gleichnamiger Wirksamkeit mit der organischen Totalität, der äusseren Natur entgegengesetzt werden könne. Diese Entähnlichung ist in jedem Momente das Product eines Conflicts des äusseren Stoffes, vermöge seiner chemischen Qualitäten, mit der zwingenden reproductiven (hier nur assimilativen) Function, in welchem Conflicte durch die letztere in jedem Augenblicke an dem aufzunehmenden Stoffe die bereits entwickelten Qualitäten *vernichtet*, und an deren Statt andere Qualitäten so lange hervorgerufen werden, bis zuletzt die Function, in Bezug auf diesen Stoff, in der gänzlichen *Vernichtung aller Qualität* reproductiv wird. — Nach den hier aufgestellten Principien nun werden zunächst, (indem die Stufen der Assimilation selbst nur gleichsam im Vorbeygehen etwickelt werden,) die Fragen nach den Bedingungen der Assimilirbarkeit, ihren Grenzen und Graden, die Begriffe von Arzneymitteln, Nahrungsmitteln, Giften u. s. w. erörtert, das Wesentliche des Verhältnisses der assimilativen Function zu den verschiedenen ihr dargebotenen, äusseren Bedingungen ihrer Wirksamkeit mit Scharfsinn entwickelt, und zuletzt, im zweyten Buche, von den aufgestellten Ansichten auf mehrere specielle nosologische Fälle eine lichtvolle und interessante Anwendung gemacht.

Wir würden uns vielleicht auf eine detaillirtere Anzeige des Inhalts eingelassen haben, wenn wir nicht eines Theils dadurch nothwendig die uns vorgesteckten Grenzen hätten überschreiten müssen, und wenn nicht anderen Theils die grosse Consequenz des Vfs., mit welcher er aus den oben aufgestellten Prämissen folgert, diese Mühe überflüssig machte, da, jene Vordersätze einmal angenommen, jeder, der mit ihm von denselben ausgehen will, nothwendig zu denselben Resultaten gelangen muss. Aber eben jene Vordersätze sind es auch, die den Weg zu fruchtbaren, *umfassenden* Ansichten verdämmen.

Die Empirie löst sich hier in *Theorie* auf, ehe sie noch *sieht*; ihr nächstes Object fällt *hinter* die Erfah-

rung, und die *Begriffe* von gemachten Erfahrungen sind es eigentlich, die eine künstliche Einheit unterstützen, zu der, als zu einer Hypothese, was doch jene Annahme nicht seyn soll, scharfsinnige, zerstreute Bemerkungen hin und wieder Belege liefern. Mit Recht läfst sich daher von dieser Schrift behaupten, dafs sie nur in Hinsicht der Empirie den Titel: „*Rhapsodien*" verdiene, in Hinsicht des Theoretischen aber ein, von der Erfahrung unabhängiges, Ganzes bilde. So wahr es an sich auch ist, dafs der Übergang des assimilirbaren Stoffs in die organische Masse bedingt sey, durch eine Begrenzung seiner freyen Actionen, mit denen er in den Conflict des Processes eintritt, und so leicht sich diese Umänderung der *Action* auf mehreren Stufen des Assimilationsprocesses an den daraus hervorgehenden Wirkungen nachweisen läfst: so wenig kann doch die, durch die organische Function in dem Anorganischen gesetzte, Qualitätsveränderung *an sich* je Object empirischer Wahrnehmung seyn. Dafs z. B. der Chymus in Chylus übergehe, dafs letzterer in allen bemerklichen Eigenschaften von ersterem, woraus er entstanden, Verschiedenheit zeige, ist allerdings erwiesen; diese Verschiedenheit aber ist, so weit sich unsere Wahrnehmung erstreckt, immer nur eine *äufsere*, und diejenige *innere* Differenz ihrer Wesenheit, mittelst deren dieser Stoff, als eine im Conflict der niederern Stufe neu erzeugte Einheit, den Pol der nun hervortretenden Qualität gegen die höhere Assimilationssphäre kehrt, um mit ihr einen neuen Conflict zu beginnen, ist, eben weil Polaritäten nur in der Action ihres Gegensatzes reell sind, einzig und allein aus der *Bedeutung* der beiden potentiellen Stufen der Reproduction, zwischen denen die werdende Qualität noch schwankt, gehörig aufzufassen. Wie sich nämlich die positiven Factoren der Natur im Organismus, unter dem Schema der relativen Einheit, innerlich differenziiren, so dafs sie sämtlich ihre negativen Pole nach aufsen kehren, wodurch gerade der Schein der Individualität und Abgeschiedenheit des Einzelnwesens hervorgebracht wird: so rufen auch zugleich jene negativen Polaritäten im Totalorganismus, den sie als ein äufseres setzen, die entsprechenden, *positiven* Pole hervor, und treten mit ihnen in den Conflict der *Erregung*, dessen reeller Ausdruck, so lange sich das Einzelnwesen im Conflicte behauptet, die *reproductive Function* ist. Nicht also im organischen Individuum allein gehört es zum Wesen des Seyns, die positiven Pole nach innen zu kehren, sondern im Gesamtorganismus ist diese Richtung schon auf unendliche Weise ausgedrückt, und das Hervorrufen des positiven Gegensatzes mit der äufseren Welt, ist nichts anderes, als die in jenem allgemeinen, inneren Conflict des höheren Lebensacts gesetzte Expansion des Individuums, das seine Besonderheit, für den Moment des Conflicts, dem *Allgemeinen* aufthut, und dann, indem sich der Kreis seiner Individualität, nach der ihm inwohnenden Form der Totalität aufs neue schliefst, das, was es in dem Contact mit dem Allgemeinen, als positives *Allgemeines*, empfangen hat, wiederum als eine neue Position des *Besonderen*, d. h. als eine positive *Function*, innerlich setzt. Wenn wir nun dasselbe Identische, nur unter verschiedenen potentiellen Ausdrücken, als innere, positive *Differenz der Function* und als äufsere *Potenz* im Lebensprocesse anerkennen müssen: so kann, bey einer durchgreifenden Erörterung des Reiz- und Reproductions-Verhältnisses, die wahre Untersuchung und Erforschung des Qualitativen im Stoff sowohl als Product nur auf eine durchgeführte Parallelisirung des gegenseitigen Verhältnisses der allgemeinen und besonderen *Naturactionen*, und zwar auf eine solche gegründet werden, die, nachdem sie in den äufseren Potenzen das Allgemeine erkannt hat, und dadurch zur Einsicht in die, jeder besonderen Stufe und Classe der Potenzen eigenthümliche Polarität gelangt ist, die gleichnamigen Potenzen (innere einfache oder mehr zusammengesetzte Gebilde und ihre Actionen) im Organismus, unter beständigem Rückblick auf den ursprünglichen Gegensatz des Verhältnisses, mit jenen Polaritäten zusammen stellt, und solchergestalt aus neuen und älteren Beobachtungen den wahren Ausdruck des gegenseitigen Conflicts für die Form und Materie des letzteren aufsucht.

Es liegt also, nach des Rec. Meinung, viel weniger daran, das *Wie* der organischen Function in ihrem Verhältnisse zur Aufsenwelt, d. h. die Art und Form desjenigen Vorgangs, durch welchen und in welchem das Incitament, nach seiner verschiedenen, ursprünglichen Beschaffenheit, mehr oder weniger sich selbst entähnlicht, mehr oder weniger unter der Form der Positivität oder Negativität gesetzt wird, durch Schlüsse und Vergleichung der Wirkungen mit ihren möglichen Ursachen auszumitteln; — eine Untersuchung, die, so scharfsinnig sie auch in dieser Schrift geführt worden ist, dennoch auch hier nur durch das, aus einer anderen Region hereinfallende, Licht ihre wichtigste Evidenz erhält; — es liegt weniger an der Erforschung dieses *formalen* Verhältnisses, als an der des *eigentlichen realen* Gegensatzes der Incitamente und inneren, potentiellen Glieder des Organismus. Jenes (das formale Verhältnifs,) führt uns blofs zu einer reinen Ansicht der organischen Wirkungssphäre im Allgemeinen, und ist darum, was den Schematismus desselben im Ganzen anbetrifft, fast in allen Beziehungen sich selbst gleich, ohne dafs für das Specielle und Individuelle andere Resultate daraus herzuleiten wären, als solche, die entweder aus der allgemeinen Physik und Chemie, oder aus besonderen Inductionsschlüssen, auch wohl aus speculativen Ideen, ihre weitere Ergänzung und unmittelbare reale Beziehung holen müssten. Zum Beyspiel mag hier des Verfassers nosologische Ansicht des *Diabetes mellitus* dienen, S. 368. Das Wesen desselben besteht, nach dem Vf., in einer grofsen Asthenie der allgemeinen, reproductiven Function, wovon zwar allerdings der abnorme Urin Folge, keinesweges aber Pro-

duct einer specifischen Nierenthätigkeit ist. Die ganze circulirende Säftemasse ist hier nicht bis auf den ihrer jetzigen Stufe entsprechenden Grad assimilirt, neigt daher mehr zur chemischen Entwickelung ihrer Qualität, als der Stufe, worauf sie steht, zukommt; sie entmischt sich also in gewissen Gebilden, in welchen, im natürlichen Zustande, eine Entmischung, oder eine der Entmischung ähnliche Function, vor sich geht. Wenn nun die Verdauungsorgane, bey anhaltender vegetabilischer Diät, sehr geschwächt worden sind: — „sollte hier nicht, fährt der Vf. fort, der Zuckerstoff aus den Vegetabilien, die ihn doch ausschliesslich enthalten, in die Säftemasse, seinen Grundlagen nach, aufgenommen werden, und in ihnen so unassimilirt bleiben können, dass er sich in den Nieren wieder von neuem bildet?“ — Man betrachte diese Verknüpfung der letzten Folgerung! In der That ist auch bis zu diesem: „sollte hier nicht“ nichts weiter, als der allgemeine Ausdruck gesunkener Reproduction, in Bezug auf die Säftebereitung, wiedergegeben, und bey Phthisis, Cachexie, Typhus u. s. w. lässt sich fast ganz dasselbe anwenden. Aber gerade das letzte, die Differenz bestimmende, in welchem, wenn es einmal richtig erkannt wird, nothwendig auch das zum Grund liegende Qualitative der ursprünglichen Perturbation zur Anschauung kommmen muss, bleibt hier im Schatten stehen, und blickt nur durch den Nebel einer Ahndung, einer Muthmassung, oder höchstens einer aus einem anderen Gebiete hergeleiteten Folgerung, durch. Darum wird auch die Praxis allenthalben bey Sthenie der reproductiven Thätigkeit auf asthenisirende, bey Asthenie auf sthenisirende Mittel im *Allgemeinen* hingewiesen, und das Specifische wird verworfen: „weil jeder der assimilativen Function dargebotene Stoff von ihr, im Verlauf der Bearbeitung, sich selbst erst gänzlich entähnlicht werde, ehe er in identische Continuität mit dem individuellen Organismus übergehen könne.“ — Besteht aber der Organismus in der Masse, oder in der Action? und eben so seine beiden Zustände, Gesundheit und Krankheit? Ist aber das letztere der Fall, wie der Vf. selbst zugeben wird, ja an mehreren Stellen seiner Schrift, wo er gegen eine einseitige Ansicht des Lebensprocesses, als nur allein thätigen oder nur allein leidenden Acts, eifert, selbst darthut: so muss auch jede besondere Function desselben, und *in specie* hier die reproductive, da sie in jedem besonderen Act, durch die specifische Qualität des dargebotenen Stoffes bestimmt ist, in jedem dieser Acte nothwendig auch eine besondere und specifische seyn. Gesundheit und Krankheit beruht sonach nur allein auf dem Verhältniss des specifischen dargebotenen Stoffs zu der (engeren oder weiteren) Sphäre, innerhalb welcher jede bestimmte, organische Action, und jede Stufe ihrer Thätigkeit, *specifischer* Modificationen, (der Qualität und Quantität nach) fähig ist. Gerade das Specifische also scheinet uns dasjenige zu seyn, was die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Empirie fodert. Hat die Idee uns bis zur Ahndung eines allgemeinen Parallelismus hingeleitet, hat uns die Philosophie vom Standpuncte der Speculation aus die Potenzen des allgemeinen und des besonderen Lebens angedeutet, und uns auf die Bedeutung des unterscheidbaren Mannichfaltigen des Organischen wie des Anorganischen aufmerksam gemacht: dann bleibe es der Empirie überlassen, diesen Parallelismus, so weit ihre Blicke reichen, bis ins Besonderste und Einzelnste durchzuführen, die Modificationen, die die einfachste Action durch die Verbindung mit mehreren zu einer gemeinsamen Wirkung in der Erscheinung erleidet, und das Überwiegen der einen oder der anderen Potenz in den verschiedenen Stoffen, die wir theils als Nutrimente, theils als Arzneyen betrachten, durch Experimente und Beobachtungen, sowohl an sich, als in ihrer Beziehung zu organischen Körpern, zu erforschen, — sie nach diesen Beobachtungen in graduale und qualitative Übersichten zu bringen u. s. w. — Freylich dürften auf diesem Wege die Entdeckungen unserer Empiriker noch weit rhapsodischer ausfallen, als des Vfs. Lehren über die reproductive Function; aber es ist das Wesen wahrer Empirie, rein rhapsodisch zu seyn. Jede ächte Erfahrung ist ein Gesetz im Besonderen. Der Entdecker kennt es oft selbst nicht: wer es aber findet, hebt mit ihm das Bruchstück des Wissens zu seinem Rang im Reich der Wissenschaft empor. — Von Hn. *O.* fürchten wir hier am wenigsten die Einrede, dass auf solchem Wege die glücklich überstandene Zeit planloser Empirie, die von jeher mit *Specificis* ihr Wesen trieb, zurück gerufen werden würde. — Auch jene Empirie hat uns Früchte getragen, die wir immer mehr zu nutzen suchen sollten; aller Unterschied aber beruht hierbey nur auf der leitenden Idee. Hierüber kann bey dem kein Missverständniss entstehen, der den höheren Begriff der Empirie so schön aufzufassen gewusst hat, als es der Vf. nach seiner Vorrede S. XVII zu thun vermochte.

Wir haben geglaubt, diese Ideen um so eher für eine förmliche Recension gelten lassen zu dürfen, da in ihnen die Principien enthalten sind, aus denen unser Urtheil über Hr. *O.* Schrift hergeleitet werden müsste, wenn wir dessen weitere Ausführung nöthig fänden. Wen der Gegenstand interessirt, (und bey welchem denkenden Arzte wäre dieses wohl nicht der Fall?) der hat gewiss diese Schrift schon längst gelesen, und ist auch gewiss, wie der Rec., dem Vf. in manchen seiner Erörterungen, z. B. über den Unterschied der Nahrungsmittel, Arzneyen und Gifte, über die Stufen der Assimilirbarkeit, über den assimilativen Process bey der Aufnahme des Wassers, über die Vorstellungsarten von den Graden der Verdaulichkeit der animalischen und vegetabilischen Stoffe u. s. w. mit Vergnügen gefolgt.

Beherzigungswerth und von einem sehr richtigen Standpuncte aus aufgefasst ist im zweyten Buch des Vfs. nosologische Entwickelung der Gelbsucht, in welcher manche interessante Winke, die Bedeutung der Leber betreffend, vorkommen. Möge der Vf. in seiner versprochenen weiteren Ausführung der

Trepfologie, mit deren Aufftellung allerdings ein noch fehlender, integranter Theil der Heilkunde ans Licht gerufen würde, die innere Qualität der verfchiedenen Reproductionsftufen nicht nur, fondern auch das Wefentliche in der Function der, zur Totalität jenes Proceffes verfchlungenen, einzelnen Gebilde mehr, als hier gefchehen ift, beherzigen, und auf das Verhältnifs der jener Function dargebotenen Objecte, fowohl nach ihrer allgemeinen Qualität, als nach ihrer Bedeutung in der Function des Organismus und *für* diefelbe, fo viel es das Mafs unferer bisherigen Erfahrungen erlaubt, und eine möglichft genaue Beobachtung ihn lehrt, Rückficht nehmen! Er wird dann gewifs jedem Arzt mit feiner Arbeit ein erfreuliches Gefchenk machen. Niemand kann es lebhafter fühlen, als der Rec., wie weit wir in der eigentlich empirifchen Kenntnifs des Organismus noch zurück find, fo viel auch von jeher in der Heilkunde auf den Ausfpruch der Erfahrung verwiefen worden ift, und wie gemäfsigt dem zu Folge unfere Anfoderungen an ein Unternehmen, wie das des Vfs. ift, feyn müffen, um in den Grenzen der Billigkeit zu bleiben. Man dürfte nicht viel wagen, wenn man behauptete, die *Praxis* danke der Erfahrung bisher *alles*, die *Theorie* aber *wenig* oder gar nichts. Erft wenn mehrere Männer wie *Marcus* nach Ideen, und doch rein empirifch, über das Verhältnifs der Aufsenwelt zum Organismus experimentiren, dürfte die Kluft zwifchen Theorie und Praxis fich für die Erfahrung bahnen, und letztere das Licht der Speculation ertragen lernen, das fie in unferen Tagen fo oft verblendet und auf gefährliche Abwege geführt hat.

Der Anhang von S. 371 an hat eine ausführlichere Entwickelung des Verhältniffes, in welchem *der Nahrungstrieb* im Menfchen (in Hinficht feiner Befriedigung und Nichtbefriedigung) zu deffen thierifchen Gefühlen und zu deffen Vorftellungsvermögen fteht, zum Gegenftande. Der Vf. fucht manche tiefere Beziehung der Triebe und Vorftellungen im Menfchen hervorzuheben, durch allgemeine Erfahrungen anfchaulich zu machen, und Regeln für die Behandlung der Äufserungen des Begehrungsvermögens in Krankheiten, je nachdem diefe als bewufste oder bewufstlofe Acte, und im letzten Fall entweder als wichtige, auf ein unmittelbares Selbftgefühl gegründete Anzeigen eines wahrhaften, organifchen Bedürfniffes, oder als Producte einer irre geleiteten Phantafie, bald Beherzigung, bald Gegenwirkung, allezeit aber die gröfste Schonung und Behutfamkeit von Seiten des Arztes verdienen, daraus abzuleiten.

So wenig wir nun durch diefe ganze Abhandlung zu neuen, oder weiter führenden Anfichten des eigentlichen Wefens diefes Verhältniffes zwifchen dem Subjectiven und Objectiven im Menfchen geführt werden; da einer folchen Erweiterung der Ausficht hier allenthalben die zur Löfung der Aufgabe benutzten gemeinen Begriffe einer, in unauflöslichem Widerftreite mit fich felbft befangenen, *empirifchen Pfychologie* entgegentreten: fo läfst fich dagegen doch auf der anderen Seite nicht leugnen, dafs der Gegenftand durch die Zufammenftellung mehrerer dahin einfchlagender Thatfachen, und durch die eingeftreuten praktifchen Winke, auf diefen Blättern für den Arzt ein nicht unbedeutendes Intereffe gewonnen habe. Dafs übrigens der Hauptpunct der ganzen Unterfuchungsreihe, — die Frage nach den Gründen des Heilungsinftincts, (wenn wir eine auf Bedingungen der Genefung mit faft unwiderftehlicher Heftigkeit haftende Richtung des Begehrungsvermögens fo nennen dürfen,) hier in feinem myftifchen Dunkel verfchloffen bleibe, und dafs weder die S. 399 zur Erklärung in Anregung gebrachten, *mittelbaren* Erfahrungen, noch die, als äufsere Objecte der finnlichen Erfahrung auf das Bewufstfeyn wirkenden „*krankhaften Zuftände des Gemeingefühls*," wirklich etwas darüber aufklären können, hat der Vf. felbft zugeftanden.

Gerade diefes Bewufstfeyn des Unzureichenden, das in diefem Verfuche fo auffallend hervortritt, hätte ihn aber auf die, von ihm gewählte Methode aufmerkfam machen, und zu der Bemerkung führen können, dafs der empirifchen Pfychologie in der Heilkunde ein fehr enger, wenn gleich nicht unwichtiger Spielraum zukomme, auf welchem fie zunächft mit dem beobachtenden und handelnden Arzte in Beziehung zu treten beftimmt ift, dafs aber fie, die fich felbft in ihrem Innern ein ewig unerklärbares, wiffenfchaftliches Räthfel bleiben mufs, keineswegs dazu gebraucht werden könne, Erklärungsgründe des geheimnifsvollen Vorgangs im Inneren einer organifchen Totalität, die als endliches Nachbild des Abfoluten, ihrem Wefen nach nur durch Ideen verftanden werden kann, aus dem Aggregatzuftande ihrer emfig zufammengerafften Kenntniffe hervorzubringen.

**s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Hamburg*, b. Perthes: *Bemerkungen über den Mifsbrauch der Inftrumente in der Geburtshülfe*, von *Woldemar Niffen*, Dr. und Prof. der Geburtshülfe u. f. w. 1805. 71 S. 8. (10 Gr.) Eine Befchreibung des Gebährhaufes zu Altona, welchem der Vf. als Lehrer und Arzt vorfteht, dient, recht zweckmäfsig, der kleinen Schrift zur Einleitung. Der Inhalt derfelben befchäftigt fich hauptfächlich mit einer kurzen Darftellung der Nachtheile, welche aus einem übereilten, oder nach unrichtig aufgefafsten Indicationen beftimmten, Gebrauche der Inftrumente entftehen, wobey zugleich von dem Vf. die Veranlaffungen entwickelt werden, welche auf verfchiedenen Lehranftalten und in Gebährhäufern, und bey vielen jungen Geburtshelfern, die fo häufige, in manchen Fällen ganz zwecklofe, Anwendung der Manual-Hülfe herbeyführen. Sehr richtig wird in dem, S. 40 mitgetheilten Briefe eines auswärtigen Arztes und Geburtshelfers bemerkt, dafs Gebäranftalten in kleinen Orten angelegt, der Entbindungskunft eher zum Nachtheile als zum Vortheile gereichen, indem eben dadurch die Anwendung der Inftrumental-Hülfe nicht allein begünftigt, fondern auch Lehrer und Schüler irre geführt, jene am Ende an ein unrichtiges Verfahren gewöhnt, und diefe zu einer Gleichgültigkeit verleitet werden, welche fich mit der Tendenz einer rationalen Entbindungskunde, wie mit der Humanität des Geburtshelfers, keineswegs vertragen kann.

A. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten.* Von *Christian Friedr. Sintenis.* II Theil. 1 Abth. 1805 480 S. 2 Abth. 1807. 448 S. 8. Auch unter dem Titel: *Das grössere Buch für Familien.* I. II Theil. (4 Thlr.)

Dasselbe Urtheil, welches wir in No. 59 dieser Zeitung, im J. 1805 über den ersten Theil dieses Werkes fällten, gilt auch von den gegenwärtigen zwey Abtheilungen des zweyten Bandes, welcher die verschiedenen Verhältnisse und Pflichten des *Familienmenschen* darstellt. In den mannichfaltigsten äusseren, dem Inhalt grösstentheils angemessenen Formen trägt der Vf. seine sittliche Lebensphilosophie vor, z. B. des Menschen Bestimmung zur Geselligkeit in einer *Deduction* aus der menschlichen Natur; das Familienleben in einer *Lobrede;* die Seltenheit des Familienglückes in einem *Gespräch;* der Mann, wie sichs gehört, in einem väterlichen *Sermon,* für Stiefväter und Stiefmütter in einer menschenfreundlichen *Admonition* etc.

Ein besonderer Vorzug dieses Theils ist das specielle Detail der Familienverhältnisse, in welche der Vf. belehrend eingeht, wie es vor ihm kein anderer that. Jedoch sind diese Verhältnisse nur zufällig aufgerafft, nicht nach einer philosophischen Construction des Familienlebens verzeichnet. Da dieses Werk ein sehr brauchbares für gebildete Leser werden kann, und nach des Vfs. Absicht werden soll: so erlaube uns der gemeinnützige Vf. einige Bemerkungen über dieses, leider! zu dicken Bänden, ohne Noth, anwachsende Werk, um an unserem Theile zu dessen Nützlichkeit beytragen zu helfen. Wir vermissen auch hier noch allzusehr den Geist der wahrhaftigen Sittenlehre. Die Vernunft bringt hier das selbstständige, sittliche, das ganze Leben veredelnde Licht nicht in die Erfahrung *hinein,* sondern die moralischen Lehren gehen mehr aus den Lebensverhältnissen *heraus,* und kündigen sich daher mehr als *empirische Klugheitslehren* an. Der höchste Effect dieses Buches kann mithin nur eine Legalität der Sitten, bey weitem noch keine Moralität der Gesinnung, seyn. Wir können daher diesem Buche auch nur einen *propädeutischen,* disciplinirenden, an den Vorhof der Sittlichkeit führenden *Werth* beylegen, eine Beschränkung und Verfeinerung roher gesetzloser Neigungen, wodurch der Tugend nur der Weg aufgeräumt wird. Die höchste, in der Idee des Vfs. erschwingliche Tugend ist nur die *niedere,* die Rec. die *regulative* nennen möchte, weil sie immer nur auf einen zu beschränkenden Trieb, auf eine Heteronomie gehet, die ihr den Stoff zur Tugend leihet, und dem der sittliche Wille die Form giebt. Nach dieser Voraussetzung, die aber zu nichts weiter, als zu einer Rechtslehre führt, ist keine Tugend gedenkbar ohne zu beschränkende Triebe, und es wird sonach um alle Tugend geschehen seyn, wenn etwa einmal jenes „andere Gesetz in meinen Gliedern" des Apostels Paulus wegfallen sollte. Es ist daher sehr zu bedauern, dass unser Vf. die höhere, *productive, schöpferische,* neue Verhältnisse des Lebens herbeyführende Tugend in der Theorie noch nicht ergriffen hat, da er gerade in den schönen Verhältnissen des Familienlebens die Idee dieser Tugend hätte anschaulich, und ihre Herrlichkeit und Göttlichkeit fühlbar machen können. So lange die Moralisten das reine Vernunftleben, das Handeln nach — und für —, Ideen nicht rein auffassen, nicht systematisch darlegen, durch die Erhabenheit dieser Ideen und eines dieselben realisirenden Handelns das Gemüth erheben, und von der Thierheit befreyen: so lange ist auch an keine Metaphysik der Tugend, und an keine durchgreifendere Wirksamkeit der — immer noch auf Sinnentriebe beschränkten, durch sie auf eine kleine Sphäre eingeengten — Tugendlehren zu denken. Indessen ist nicht zu leugnen, dass unserem Vf. bey seinem reinen moralischen Sinne, seinem feinen praktischen Verstande und seiner moralischen Sagacität Züge der höheren productiven Tugend, in sittlicher Begeisterung, entwischten. Wir fanden unter anderen einen solchen Zug in der Unterredung, welche *Ernst* und *Viktorie* am Grabe ihres einzigen Kindes halten, S. 333 der ersten Abth. in welcher Unterredung die Weiblichkeit der Viktorie ganz verwischt ist, und als Männlichkeit erscheinet. Nachdem Ernst allerley Beruhigungsgründe an seiner Gattin versucht, und keiner die bezielte Wirkung ganz hervorgebracht hatte, spricht er endlich: wir sind nun *Eltern ohne Kinder.* Es giebt aber so viele *Kinder ohne Eltern.* Lass' uns den Wink verstehen, lass' uns Erzieher und Versorger anderer Kinder werden, die ohne Eltern sind. — Überaus selten erscheint ferner die Sittlichkeit in diesem Werke in der Glorie der Religion. In ihrem höchsten Adel, in ihrer völligen Reinigkeit und unvermischt mit sinnlichen Neigungen stellt sich die Tugend dar auf der Stufe der Religion, wo nicht mehr der Mensch, das Individuum, sondern die Gottheit in ihm lebt, und das individuelle, selbstsüchtige Leben verschlungen ist von dem göttlichen. Auf dieser Stufe wird das Sollen zum Wollen, und die Nöthigung zur Liebe. Der

Mensch gehet auf in der Idee. Ausserdem aber, dass die zur Religion gesteigerte Tugend in ihrer höchsten Erhabenheit und Reinigkeit erscheint, so ist diese Ansicht zugleich auch die popularste, welche das Übersinnliche objectivisirt, und so die Idee dem Verstande näher bringt. Eben darum scheint dem Rec. unser Zeitalter der wahren Religion noch nicht fähig zu seyn, weil dessen Tugendlehre nur eine Rechtslehre, und die wahre, selbstständige Tugend, die aus Gott ist, und gar nicht sündigen kann, demselben noch ganz fremd ist. Gegenwärtiges Werk, welches nicht schulmässig die Principien der Sittlichkeit entwickeln, sondern die sittliche Gesinnung lebendig in den Verhältnissen des Lebens darstellen will, würde daher um einen Vorzug reicher seyn, wenn der mit der höheren Tugend vergesellschaftete religiöse Geist, aus dessen Mittelpunkte die einzelnen Tugenden wie Strahlen auslaufen, demselben nicht fremd wäre. — Was die Form der Darstellung anlangt, so ist ihre Mannichfaltigkeit dem zerstreuten, auf das Mannichfaltige gehenden, und im Mannichfaltigen gleichsam zerflatterndem Sinne des Zeitgeistes gewiss willkommen, der ohne inneres Interesse an den Ideen durch äussere Verzierungen an die Ideen angezogen seyn will. Dass diese mannichfaltigen Formen der Darstellung keinen *künstlerischen* Werth haben, ist schon bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt worden. So ist z. B. die *Gruppenzeichnung*, das musterhafte Haus, S. 93. Th. 1 nur eine todte Beschreibung, dass Herr, Frau, Knecht u. s. w. insgesamt ihre Schuldigkeit im Allgemeinen thun, da man doch ein individuelles Leben der Charaktere und bestimmter Verhältnisse erwartet. Diese Darstellungsart des Vfs. hat jedoch den eigenthümlichen Vorzug, dass sie die einzelnen Tugenden nicht im Schattenrisse der Begriffe darstellt, sondern diese Tugenden vor die Anschauung des Lesers bringt. Wenn wir daher dieser Darstellung den Kunstwerth absprechen, so müssen wir derselben mit gerechtem Lobe den Werth der Popularität beylegen. Seine eigenthümliche Orthographie, z. B. Schäpfung, Geselligkeit, im Schosse der Natur, Fride; und seine wunderlichen Wortschöpfungen, z. B. Vertrauensrichtungen u. s. w. scheint der Vf. als Originalität zu lieben, und mannichfaltiger Rügen ungeachtet beybehalten zu wollen. Mc.

1) PRAG, b. Widtmann: *Über den Begriff der Selbstbeurtheilung, als Prolegomenon zur Einleitung in die philosophische Sittenlehre*, von *L. Chrysost. Pfrogner*, Abte des Prämonstratenser Stiftes Tepl u. s. w. Neue verb. Aufl. 1806. 166 S. 8. (10 gr.)

2) Ebend.: *Über den Ursprung des Guten und Bösen nach allen Bedeutungen; als Vorbegriffe zur christlichen Glaubens- und Sittenlehre*, von *L. Ch. Pfrogner*, Abte des Prämonstratenser Stiftes Tepl u. s. w. 1806. 238 S. 8. (16 gr.)

Dass der Vf. unter der *Selbstbeurtheilung* etwas ganz eigenthümliches versteht, ist bereits aus der ersten Auflage dieser Schrift bekannt. — Was er nun den neueren Philosophen vorwirft, „sie pflegen mit Hintansetzung des Verstandes sowohl als der Vernunft, bloss die dichtende Einbildung mit ihren sonderbaren Geistesgeburten zu beschäftigen," das könnte man ohne Unbilligkeit gar wohl auch auf seinen sonderbaren Begriff von Selbstbeurtheilung anwenden. Ganz aus seinen Fugen gerissen, bezeichnet ihm dieser Begriff *schon an sich*, was durch denselben eigentlich nur vorausgesetzt wird, *nämlich einen sich seiner selbst bewussten Gegenstand*. Jeder Zweifel an dem Daseyn eines solchen Gegenstandes, *als einer wirklichen Substanz*, soll (nach S. 3) ganz unter der Würde ernsthafter Denker stehen, ja er soll ein blosser Scherz seyn, weil das Daseyn desselben, — nicht auf einem Schlusse, wie *Kant* wähnte, — sondern *auf einer allgemein bekannten Thatsache* beruhe? — Wer sieht hier nicht, dass der Vf., durch eine seltsame Vermengung der Begriffe, das, was aus der Thatsache des Bewusstseyns und aus dem Acte der Selbstbeurtheilung erst gefolgert wird, selbst zur Thatsache macht, und also im Grunde, ohne es zu wollen, die Selbstbeurtheilung hypostasirt? Mit vielem Scharfsinne wird nun sofort aus dieser hypostasirten Handlung eines vernünftigen Bewusstseyns alles abgeleitet, was uns die Metaphysik, in ihren abgezogensten Untersuchungen, aus einer übersinnlichen Sphäre kund thut; und mit eben so vieler Kunst weiss der Vf. überall eine neuplatonische Trias herauszufinden, welche ihm, als Prolegomenon zu seiner Sittenlehre, auch in praktischer Hinsicht treffliche Dienste verspricht. Die *absolute* Selbstbeurtheilung verhilft ihm zu einer Gottheit in drey Personen, die aber in ihrer Wesenheit nur Eines sind. Die erste dieser Personen heisst *Urheber*, die zweyte *Gesetzgeber*, die dritte *Beseeliger*. Sie sind zwar nur drey *Supposita* beym Begriffe einer absoluten Selbstbeurtheilung; aber nichts desto weniger, wie uns Hr. *Pf.* versichert, alle drey *reale Gegenstände*. Diese drey verschiedenen persönlichen Einheiten haben zwar, nach S. 55, einen völlig ungleichartigen Inhalt; allein sie *können* (und müssen) darum doch nicht mehr als ein einziges unendliches Wesen ausmachen. Nicht zufrieden damit, dass er dem Geheimnisse der kirchlichen Dreyeinigkeit hiedurch ein philosophisches Plätzchen, an seiner Selbstbeurtheilung ohne Gleichen, bereitet hat, nimmt sich der Vf. (S. 75. 76) auch noch des ersten Vater *Adams* nach der mosaischen Urgeschichte, an, und sucht die erleuchteten Einsichten desselben, in Vergleichung mit der stupiden Rohheit der hin und her gefundenen, einzelnen Waldmenschen, durch seine Theorie vernunftmässig zu rechtfertigen. Zwar fällt die *absolute* Selbstbeurtheilung in drey Personen, wie sich von selbst versteht, auch schon bey Adam hinweg. Adam ist schon ein sich seiner selbst *abhängig* bewusster Gegenstand gewesen; das *Absolute* in der Beurtheilung seiner selbst hatte mithin bey ihm ein Ende. Aber der Stamm einer *moralischen* Nachkommenschaft (von welchem gleichwohl die stupiden, oben erwähnten, Waldmenschen auszunehmen wären) fängt mit Adam an. Sollte dieser mit ihm beginnen, so lässt es sich, nach des Vfs. Systeme, gar wohl denken, dass Adam nicht *alle*, zu seiner wesentlichen Beschäftigung erfoderlichen Einlehren, gleich uns übrigen unserer selbst uns *abhängig* bewussten Gegen-

finden, sich erst durch eigene Erfahrungen habe erwerben müssen; sondern dass er sich vielmehr bereits mit seiner Entstehung wenigstens einiger vorläufiger Kenntnisse, ohne Erfahrung und eigenes Bestreben, zu erfreuen gehabt habe. Seine Nachkommen hingegen, oder alle andere *bedingte* Selbstbeurtheiler überhaupt, bringen nichts mit auf die Welt, als blosse Empfänglichkeiten zu einer Erkenntniss. Dieser Empfänglichkeiten sind abermal drey, die *Empfindbarkeit*, das *Gefühl*, die *Wahrnehmung*, insofern wir zur Classe *sinnlicher* Wesen gehören, und wiederum drey, der *Verstand*, der *Wille* und die *Vernunft*, insofern wir *vernünftige* Menschen sind. Die drey letzteren haben mit den drey wirklichen Gegenständen der Gottheit, oder den drey *Suppositis* in *einer* göttlichen Wesenheit, mit der Allmacht, Gesetzgebung und Beseeligung, die nämlichen objectiven Ziele, obschon nach einem ihrer (bedingten) Wesenheit angemessenen Unterschiede, zur Absicht, laut S. 94. — Um von der transscendentalen Seelenlehre des Vfs. einen Begriff zu geben, mag es genug seyn, nur einiges aus seinen Erklärungen über die *höheren* Gemüthskräfte des Menschen auszuheben. Durch den *Verstand* erhalten wir, nach ihm, nicht nur die Einsicht in die Verhältnisse, Bedingungen und Eigenschaften der Dinge, sondern trennen und verbinden auch mittelst desselben verwandte und verschiedene Begriffe, bejahen und verneinen mit unserem Verstande. Jedoch ist zwischen *unserem* Bejahen und Verneinen und dem der Gottheit, als einer *absoluten* Selbstbeurtheilerin, der *bedeutende* Unterschied, dass das höchste Wesen durch Bejahung und Verneinung das Daseyn und die Vernichtung der Dinge bewirkt; wir aber können mit unserem unmächtigen *Ja* und *Nein* bloss Begriffe von bereits gegebenen Gegenständen mit einander verbinden, oder dieselbigen trennen. — Vermöge seines *Willens* steht der Mensch, — so heisst es S. 100, 101, — auf dem Mittelpunkte der Würde und Unwürde, wo es ihm, als dem Eigenthümer seiner Kräfte, unbenommen ist, seine Wirksamkeit entweder nach den, durch den Verstand erkannten, Gesetzen, oder nach den, durch die Empfindung ausgezeichneten, Reizen einzurichten. Die Beschäftigung der *Vernunft* besteht nicht in der Aufsuchung und Erkennung einzelner Elemente der Begriffe und Gegenstände, sondern in der Beurtheilung der aus ihnen zusammengesetzten Producte, sie mögen einen theoretischen oder praktischen Inhalt haben, und ihr Daseyn dem Verstande oder der Einbildung verdanken. Sie ist, nach des Vfs. Sprache, das *Entschliessungs-* und *Beschliessungs-Vermögen* des Menschen. Aus der Vernunft und den beiden übrigen höheren Kräften des Menschen findet der Vf. noch einmal *drey* auszeichnende Fähigkeiten unseres Geistes heraus, welche er *Sinnlichkeit* (in einer, durch die Einwirkung unseres Verstandes bereits erhöhten und veredelten Aeusserung), *Freyheit*, als Vermögen der *Selbstbestimmung* zu seiner Handlungsweise, und *Gewissen*, als *Selbstwürdigung*, jenachdem man mit seinem Betragen dem Sittengesetze entspricht oder nicht, zu nennen beliebt. Nun zieht er erst eine Parallele zwischen der *absoluten* Selbstbeurtheilung in den drey oben erwähnten Personen, das heisst, zwischen *Gott*, und zwischen dem, sich seiner selbst *abhängig* bewussten Gegenstände, oder dem *Menschen*. Die durch alles bisherige schon hinlänglich vorbereitete Ähnlichkeit zwischen beiden kann, ungeachtet des unendlichen Abstandes in ihrem Wesen, auch durchaus nicht fehlen. Sie besteht, nach S. 146, hauptsächlich darin, dass wir sinnliche Geschöpfe von Dingen, welche durch die *positive* Wirksamkeit des höchsten Wesens erst möglich werden, und zum Daseyn gelangen, vermittelst *passiver* Eindrücke, die wir von ihnen als *Objecten*, erhalten, uns Kenntnisse zu erwerben fähig sind. Gott erschafft und erhält durch eine *absolute* Kraft; der Mensch geniesst, was Gott für ihn bereitet hat, durch die *bedingte* Kraft seines *abhängigen* Verstandes, und er geniesst es auf eine, den Absichten Gottes bey seiner Weltschöpfung gemässe Art, wenn er auch das Bild der *Heiligkeit* Gottes (S. 166) an sich realisirt, wenn er mithin den Urheber seines Wesens *über alles*, *seinen Nächsten aber wie sich selbst*, *achten*, *ehren*, *lieben* lernt (S. 163).

No. 2. Man muss des Vfs. eigentliche Vorstellung von der *Selbstbeurtheilung*, als dem kurzen Inbegriffe aller, uns Menschen möglichen, metaphysischen und moralischen Weisheit, bereits kennen gelernt, und sich in dieselbe hineingedacht haben, um No. 2. nur auch irgend verständlich zu finden. Er beginnt hier damit, dass er alle bisherigen philosophischen Darstellungen vom Ursprunge des Übels — nicht etwa prüft, und, nach angestellter Prüfung, verwirft; sondern sie absprechend und gewaltsam auf die Seite stösst, um für seinen vermeintlich neuen Weg Platz zu bekommen. Er endiget aber damit, dass er seiner auserkohrenen Selbstbeurtheilungs-Theorie zuletzt einen, aus der christlichen Offenbarung und aus philosophischen Lehrmeinungen gemischten, und daher ziemlich verworrenen Bescheid über das Gute sowohl als Böse in der Welt, abgewinnt. — Aus dem ewigen Nichts wurden, durch unverdiente Gnade, die uns S. 13 vorläufig angepriesen wird, Nachbildungen und Abdrücke der Gottheit, dieses höchsten Gutes, hervorgerufen, welche, *als ihrer selbst bewusste Wesen*, dergleichen wir Menschenkinder sind, die sittliche Vollkommenheit des Urwesens auch an sich darstellen, nach Massgabe ihrer abhängigen Wesenheit, dasselbe in der Sinnenwelt verherrlichen, und dadurch nicht nur ihre eigene Bestimmung, sondern den Endzweck der Schöpfung überhaupt, erfüllen sollten. Alle, auf diese Art in der Zeit hervorgebrachten, *urtheilenden* Wesen, denen die bewusstlosen Wesen bloss zum Gebrauche und Nutzen dienen müssen, sind demnach das erschaffene *Gute* schlechthin, welchem, als das *absolut Böse*, oder *Übel*, in des Vfs. Augen nichts anders entgegenstehen kann, als die *Vernichtung*, oder als der, dem Schöpfungswerke Gottes vorangegangene Zustand, mithin als das *Nichtseyn irgend eines abhängigen Selbstbeurtheilers* (S. 17). Ungeachtet aber, auf diese Art, bloss das Nichtseyn *urtheilender* Wesen ein

absolutes Übel wäre, so giebt es doch auch bey ihrem Daseyn zwey *Lebensmodalitäten*, deren eine zur Seligkeit, die andere zur Unseligkeit führt. Die letztere lag nun freylich nicht in der Absicht des Schöpfers und seines Weltplans; denn, dieser Absicht gemäss, wollte er das objective Bild seines eigenen unendlichen Werths *in uns allen ohne Ausnahme*, aber *auch ohne Zwang*, geniessen. Allein, wollte er mit dieser zwanglosen Liberalität in der Erschaffung unseres Wesens zu Werke gehen, so musste er uns unsere *Willkühr* lassen, und diese leidige Willkühr sündlich zu missbrauchen, hat der verworfene Theil unter unserem Geschlechte für gut befunden. Daher die zweyte *Lebensmodalität*, die, bey der wohlgemeintesten Endabsicht unseres Urhebers, uns dennoch eben zu einer endlosen Verdammniss, ohne das *absolute* Übel einer je zu befürchtenden Zernichtung, führt, und die ein eigenes Reich der *Ungnade* bildet (S. 35). In das Reich der *Gnade* hingegen gehörte noch, vermöge der ersteren, ihm ertheilten, (seligen und gnadenreichen) *Lebensmodalität* der Urvater *Adam*. Dieser erhielt in dem Augenblicke, da er durch das *gebiethende Urtheil seines allgütigsten Schöpfers* aus dem Nichts hervorging, nicht nur alle zu seiner eigenen individuellen Vollkommenheit erforderlichen Eigenschaften, sondern er war auch die fruchtbare Wurzel, aus welcher nach und nach eine besondere Gattung seines Gleichen den Grundstoff ihres physischen Daseyns erhielt. Aus dieser Ursache, setzt der Vf. S. 46 hinzu, musste schon, — dem metaphysischen Gesetze der Sparsamkeit gemäss!! — das zweyte Individuum, welches ihm zur Erzeugung mehrerer Individuen seines Gleichen als Gehülfin nöthig war, den ersten Stoff zum wirklichen Daseyn aus dem Körper *des ersten Menschen, Adams*, erhalten, wenn der Schöpfer das von demselben entstehende Geschlecht nicht von einem doppelten Stammbaume ableiten wollte. Mit ähnlichen *metaphysischen* Gründen, wie der so eben angeführte von der Schöpfung des Weibes aus dem Leibe des Mannes ist, — wird sofort gezeigt, *warum* unsere Stammältern *nach Geist und Körper* zur Unsterblichkeit bestimmt worden seyn *müssen*, *warum* sie, in einen immer grünenden Lustgarten versetzt, dem Schöpfungsplane gemäss, weder durch den Tod, noch durch ein anderes *unverdientes* Unglück, geängstiget oder gekränkt werden *durften*. Bey einem vollkommenen Bewusstseyn, oder höchstens während eines sanften Schlummers, wären sie da von dieser Erde in eine höhere Sphäre aufgenommen worden, wenn sie hienieden das Ziel ihrer ursprünglichen Bestimmung erreicht gehabt hätten, und selbst ihren thierischen Organismus würden sie, *zur Verherrlichung ihres unendlichen Vorbildes*, in jene höhere Sphäre mitgebracht haben. — Allein aus dem bisherigen herrlichen Ideale der *Unschuld* wird, S. 67, ein höchst trauriges *Ideal der Sünde*. Die Willkühr wird gemissbraucht; die Sinnlichkeit wird Zweck, die Vernunft blosses Mittel; das freye Geschöpf sinkt schon in seinen Stammältern, durch eine *selbstgewählte* Verkehrung seines ganzen Wesens, tief unter seine Würde herab, und stürzt seine gesamte Nachkommenschaft mit sich in ein Verderben, das hier schaudervoll beschrieben ist. Schon der neugeborne Säugling des verunstalteten Geschlechts muss jetzt, ohne sich retten zu können, auf immer ein, *dem Reiche der ewigen Ungnade einverleibtes Mitglied bleiben*; und eigene Erfahrungen eines jeden sowohl, als die unverwerflichsten Zeugnisse der Geschichte werden von dem Vf. benutzt, um zu zeigen, dass unser aller Daseyn, von Mutterleibe an bis ins Grab, seinem Ideale der Sünde und des Elends aufs genaueste entspreche. Das seltsame Phänomen, mit welchem die Gewahrnehmung einer solchen eingetretenen, moralischen und physischen Zerrüttung, die jetzt unser gemeinschaftliches Erbtheil ist, bey unseren Stammältern einst begann, war, laut S. 117, *ein blinder Drang an den Zeugungstheilen Adams und seiner Eva*; beide glaubten daher auch diese, *wegen ihrer grossen und wichtigen Bestimmung so nöthigen* Theile (ebend.) jetzt vor ihrem Schöpfer verbergen zu müssen. Allein diess hätten sie, nach des Vfs. Weissung (ebendas.) nicht thun sollen; viel schicklicher, meint er, wäre es gewesen, *die genäschigen Mäuler als Werkzeuge* (des Genusses vom verbotenen Baume) *und ihre schaamrothen Gesichter, als Zeugen der Verschuldung, zu verschleyern und zu bedecken*. — Es lässt sich absehen, ohne dass man einen erst darauf hinführen dürfte, wie der Vf. dem unbeschreiblichen Jammer, welchen er, von Adams Sündenfalle an, über unser armes Geschlecht ergehen lässt, nun wieder abhelfen werde, und als rechtgläubiger Gottesgelehrter von der strengsten Regel abhelfen *müsse*. In der Reihe *endlicher* Wesen sucht *seine*, wie aus allem bisherigen erhellet, gleichwohl äusserst spitzfindige, *reine* Vernunft, trotz aller ihrer Anstrengungen, vergebens ein entsprechendes Söhnopfer für die beleidigte Heiligkeit und Majestät des höchsten Wesens, dem seine vernünftigen Geschöpfe auf unserem ganzen Planeten, — (wer weiss, ob nicht auch auf seinem Trabanten, dem Monde?) — durch die Schuld eines *genäschigen* Weibes, nun auf einmal und für immer missrathen sind. Nur Vorbilder dessen, was die Gottheit zur Rettung dieser Verworfenen, in der Fülle der Zeit auszuführen beschlossen hatte, liess die Endlichkeit des Menschengeschlechts zu; und das erste Vorbild eines zukünftigen, *unendlichen* Versöhners war (laut S. 131) bereits der *fromme Abel*. Mit solchen Vorbildern, zu welchen sich bald auch die Propheten gesellen, geht es denn bey dem Vf. unter allerley denkwürdigen, metaphysischen Winken und Erläuterungen, das ganze A. T. herab, so fort, bis endlich das grose Opfer eines, von einer Jungfrau geborenen *Gottessohnes* da ist, das nun freylich (S. 146) die gottlosen Menschen *für seine Mühe* wieder ermorden, oder vielmehr, wie immer bey dem Vf. aus den triftigsten *speculativen* Gründen, — ganz natürlich ermorden *müssen*, damit es ein *Opfer* werden konnte.

C. w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 AUGUST, 1807.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Geschichte der Einführung der feinwolligen Schaafe in die verschiedenen europäischen Länder und auf dem (das) Vorgebirge der guten Hoffnung, ihrer Anzahl, der verschiedenen Methoden, sie zu erziehen, und der Vortheile, welche sie der Landwirthschaft und dem Handel gewähren.* Von *C. P. Lasteyrie*, vieler gelehrten und ökonomischen Gesellschaften Mitgliede. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von *Friedrich*, Herzog zu Schleswig Holstein Beck. *Erster Theil.* 1804. XVI und 230 S. *Zweyter Theil.* 1805. VIII und 205 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Unter allen ökonomischen Verbesserungen, die in den letzten zwanzig Jahren an die Reihe gekommen sind, ist keine, der sich beynahe alle Regierungen von Europa mit solchem Eifer angenommen haben, keine, die selbst von Privatpersonen mit so viel Aufwande und Industrie betrieben worden ist, als die Einführung der feinwolligen Schafe. Es hatte ganz das Ansehn, als ob man gar keine andere Schafart mehr wollte, als nur allein diese: und doch wusste man nicht, ob man die grobe Wolle auch wirklich werde entbehren können; man achtete nicht, dass manche andere Art bey gröberer Wolle doch andere sehr schätzbare Vorzüge vor der spanischen hat; und man bedachte nicht, dass, wenn die spanische sich auch in allen den Localitäten, die man ihr anwies, hielt, die einheimische, oder wenigstens seit Jahrtausenden nationalisirte doch ungleich leichter, besser und sicherer gedeihen konnte. Der hohe Preis, den die spanische Wolle vor der Landwolle hatte, blendete, und verleitete zu dieser Inconsequenz, die Privatpersonen allenfalls verziehen werden mochte, die aber Regierungen ohne Tadel nicht übersehen werden darf. Die Voraussetzung, dass die feinwolligen Schafe bey allem, was man jetzt dafür thue, doch nicht leicht allgemein werden dürften; und dass man, wenn es geschehen, und für das Publicum Nachtheil daraus erfolgen sollte, wieder davon abgehen könne, dient zwar zu einiger Entschuldigung, rechtfertiget aber doch nicht ganz; da zumal das Allgemeinwerden der spanischen Schafart, wenn die hohen Preise der feinen Wolle noch einige Jahre fortdauern, nicht unwahrscheinlich ist, die Wiederabschaffung dieser Schafart aber ohne Verlust eines grossen Theils der auf die Anschaffung derselben gewandten Kosten nicht geschehen kann. Bey dieser Beschaffenheit der Sache war es in der That äusserst erfreulich, dass das englische landwirthschaftliche Publicum die Gründe gegen die allgemeinere Verbreitung der spanischen Schafart nicht nur zur Sprache, sondern auch zu einer redlichen Discussion brachte. Der Lord Sommerville und die übrigen achtungswürdigen Männer, die sich für die Einführung der feinwolligen Schafart bestimmt haben, haben nun zu unserer Beruhigung gezeigt, dass alle Gewebe, die aus grober Wolle sich bereiten lassen, auch aus feiner — und *besser* bereitet werden können; dass Fleisch und Talg von dem feinwolligen Schafe, im Verhältnisse zu der Menge und Güte der Nahrung, die man ihm giebt, nicht minder reichlich und nutzbar erfolgt, als man es von dem grobwolligen in eben dieser Hinsicht erwarten kann; und dass das spanische Schaf, wenigstens in England, eben so wohl gedeihet, als das einheimische. Wenn nun diese Resultate auch in anderen Localitäten noch manche Modificationen erleiden: so geben sie doch feste Puncte, von denen man bey Beurtheilung dieser so wichtigen Angelegenheit ausgehen kann; und die Regierungen haben nun für ihre uneingeschränkte Beförderung einer Maasregel, die anfangs nur mit grosser Einschränkung genommen werden zu dürfen schien, auch probable Gründe erhalten.

Hr. *Lasteyrie*, den Rec. als einen der aufgeklärtesten, kosmopolitischsten und rechtschaffensten Männer persönlich kennt, hat die Reise durch den grössten Theil von Europa eigens in der Absicht gethan, um zu sehen, wie die Veredlung der inländischen Raçen durch spanische Merino-Böcke ausgefallen ist, und ob sich das spanische Blut in dem Bastardvieh, ohne wieder auszuarten, erhalten hat; zugleich aber Bemerkungen zu sammeln, wie man die Schäfereyen in allen den verschiedenen Ländern, die er bereiset hat, zu behandeln gewohnt ist. Das erste macht den Inhalt des ersten Theils des gegenwärtigen Buches aus, dem letzteren ist der zweyte Theil gewidmet.

Über die unveränderliche Fortdauer der Veredlung bey Schäfereyen, die nicht vernachlässiget worden sind, entscheiden nun die Beobachtungen des Hn. *L.* aus Schweden, Dänemark, Sachsen, Preussen, den österreichischen Staaten und anderen Gegenden Deutschlands; aus Frankreich, Holland, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Italien, Grossbritannien, beynahe; aber doch nur *beynahe:* denn Wolleproben von dem zuerst eingeführten Original und dem jetzt davon vorhandenen Bastardvieh sind nicht verglichen; auch ist nicht angezeigt worden, wie oft man neues

Originalvieh wieder zugefetzt hat. Unfere Vorausfetzung, dafs die Veredlung fich mit der vierten Generation fchliefse, ift alfo noch immer nur Vermuthung, und durch die Erfahrung zur Entfcheidung noch nicht gebracht. Des Hn. Oberamtmann *Fink* finnreiche Theorie (denn nach Rec. Wiffens gehört fie diefem verdienten Praktiker; ob fie gleich jetzt auch fchon in englifchen Büchern, als Eigenthum aufgeführt wird,) diefe Theorie, nach welcher der edle Bock feinem Abkömmlinge immer die Hälfte feiner Güte abgiebt, der Antheil der urfprünglichen Raçe der Mutter nach der vierten Generation alfo fo gering ift, dafs er gleich Null oder als verfchwunden angefehen werden kann, ift aber durch gar nichts erwiefen. Zwar beweift die Erfahrung, dafs der Abkömmling oft fchon in der erften Generation dem Vater beynahe ganz ähnlich ift, und dafs der Charakter des Vaters in Hinficht auf das Haar und das Äufsere des Körpers überhaupt, am Ende immer herrfchend bleibt; fie beweifet aber nicht, dafs der Charakter der Mutter ganz vertilgt wird. Ein Baftardbock, der von der Mutter Etwas behält, es fey auch fo wenig es wolle, wird alfo nie ein ächt fpanifcher Bock; und kann folglich — wenn auch nur in einer fehr langen Reihe von Generationen — doch endlich in den mütterlichen Charakter wieder zurückfchlagen. Indeffen urtheilt Rec. fo nur, wenn die Frage von der Möglichkeit ift: denn bey feiner eigenen Schäferey hat fich der Charakter des fpanifchen Bocks nach einigen Auffrifchungen von fpanifch-fächfifchem Blute nun fchon meiftens dreyfsig Jahre wirklich fehr wohl erhalten.

Sonderbar, wenn gleich doch nur zufällig, ift es, dafs die Einführung der feinwolligen Raçe zuerft in einem Lande, das man wegen feines rauheren Klima's für weniger freundlich für das Schaf zu halten gewohnt war, — in Schweden angefangen hat; in dem an Spanien grenzenden milden Frankreich aber faft zuletzt mit eingetreten ift. Unter allen Ländern zeichnet fich jedoch in Anfehung diefer grofsen Ökonomie-Verbefferung Sachfen aus, man mag dabey die Zeit, in der es fie fich fchon eigen gemacht hat, oder die Gröfse des Unternehmens, oder auch die Art der Ausführung desfelben, in Betrachtung ziehen. Ja, man kann zuverfichtlich behaupten, dafs Sachfen der Sache überhaupt die grofse Celebrität gegeben hat, wodurch fie bald nachher die Angelegenheit faft aller Länder von Europa geworden ift.

Jedem, den fo wichtige Verbefferungen intereffiren, mufs es angenehm feyn, einen fo wohlunterrichteten Reifenden hier mit fo vieler Wahrheitsliebe und mit folcher Theilnehmung erzählen zu hören, was zur Einführung des feinwolligen Viehes in jedem Lande die nähere Veranlaffung gegeben hat, was für einen Weg man dabey gegangen ift, mit wie viel oder mit wie wenigem Eifer, mit was für Kenntnifs und Klugheit man dabey verfahren, wie weit man es damit gebracht, und wie man die Behandlung des Viehes nach den individuellen Umftänden der Localität modificirt, verbeffert oder nur verfchlimmert hat. Da diefer Gegenftand von den einheimifchen Schriftftellern aller Länder in dem letzten Jahrzehend fchon fo oft behandelt worden ift, fo hat Hr. *Lafteyrie* dem Belefenen freylich nicht immer etwas Neues, und vorher noch nie Gefagtes davon fagen können: aber über der edlen, allenthalben durchfcheinenden, Abficht des Verfaffers, feine Landsleute von der Möglichkeit und Vortheilhaftigkeit der Verbefferung überzeugen, und zugleich über die befte Art der Ausführung belehren zu wollen, denkt man oft nicht daran, dafs man etwas fchon Bekanntes lieft. Und dazu fehlt es doch auch nicht an einer Menge von lehrreichen Beobachtungen, Bemerkungen und Urtheilen, die befonders der edle Überfetzer aus dem Schatze feines eigenen Vorraths noch ungemein zu vervollkommnen gewufst hat. Da wir dahin geftellt feyn laffen müffen, ob viele von unferen Lefern das Buch felbft lefen werden, fo machen wir es uns zur Pflicht, Eins und das Andere daraus anzuführen, und unfere Meinung darüber hinzuzufügen.

Erfter Theil. S. 74 äufsert der Überf., wie er glaube, dafs das Schaf jedes Klima vertrage. Wohl fehr wahr, aber gewifs nimmt auch kein Thier die Natur feines Klima's mehr an, als das Schaf. Denn woher fonft könnten die taufenderley Abarten eines und derfelben Art fchon unter einem kleinen Himmelsftriche kommen? S. 105 bemerkt Hr. *Lafteyrie*, es könne vortheilhaft feyn, den Lämmern die beiden erften Jahre die Wolle zu laffen, wenn diefs, wie einige Verfuche die Hoffnung geben, ein Mittel wäre, fie vor dem Drehendwerden zu bewahren. Aber da die Lämmer in der Regel fchon im erften Jahre drehend werden, da fie doch noch nicht gefchoren find: fo mufs hier entweder ein Mifsverftändnifs vorhanden feyn, oder es läfst fich nicht denken, dafs das Nichtfcheren ein Mittel gegen das Drehendwerden feyn follte. Der Überfetzer widerfpricht dem Hn. *Lafteyrie* darüber gleichfalls; aber er giebt eine andere auch nicht leicht zu begreifende Theorie von der Entftehung der Hirnblafen-Bandwürmer aus Eyern, die durch die Circulation endlich bis in das Gehirn gebracht werden. Uns dünkt, ungeachtet der von *Lesken*, *Götz* u und anderen gemachten Beobachtungen, fo ganz evident noch nicht, dafs diefe fogenannte Würmer auch wirklich welche feyen; und wenn fie es wären, fo würden wir zur Erklärung ihrer Entftehung doch lieber zu einer *generationi aequivocae*, das ift, zu Bekennung unferer Unwiffenheit unfere Zuflucht nehmen. S. 118 fchlägt Hr. *L.* die Anlegung eines öffentlichen Wafchhaufes zum Wafchen der Wolle nach fpanifcher Art vor. Auch Rec. glaubt, dafs eine folche Anlage nicht allein eine ganz ungemeine Hülfe für den Schäfereyinhaber, und ein grofses Mittel zur Erhaltung der Gefundheit des Viehes feyn, fondern dafs es auch den Preis unferer Wolle fehr heben würde, indem der Käufer nun ficher wäre, wirklich reine Wolle zu kaufen. Aus diefer Urfache macht er alfo alle Regierungen hier darauf aufmerkfam. S. 134 giebt Hr. *L.* eine Erfahrung, die mit unferen Beobachtungen nicht übereintrifft. Er fagt nämlich: Schafe, die aus der Vermifchung eines fpanifchen Bocks mit einem Mutterfchafe von anderer Raçe entftehen,

erhalten das Mafs ihrer Gröfse von der Mutter. Nach unserer Beobachtung bringt das Lamm das Mafs der Gröfse des Vaters mit auf die Welt; diese modificirt denn aber die Pflege. S. 186 erzählt Hr. *L.* die Gründe, warum man fich in Grofsbritannien fo lange gegen die Einführung der fpanifchen Raçe gefträubt hat, und hie und da noch fträubt. Darunter vergifst er aber den wichtigften zu nennen, nämlich die Kleinigkeit der Carcaffe des Viehes.

Zweyter Theil. S. 7 erklärt der Überf. das Abftofsen der Wolle, fo wie Hr. Fink, für einen Fehler der Raçe und nicht für die Folge eines aus Nahrungsmangel entftandenen Krankheitszuftandes. Rec. giebt gern zu, dafs die eine oder die andere Raçe dazu geneigter feyn möge; die unmittelbare Urfache kann er aber in nichts Anderem, als Hunger oder Krankheit überhaupt finden. Offenbar fetzt fich die Wolle von dem Augenblicke an, da ihr die Nahrung zu mangeln beginnt; und aus dem Setzen folgt das Abftofsen. S. 15 mifsbilligt der Überfetzer das Horden in kalten Ländern als für das Schaf nachtheilig. Wo es aber mit billiger Rückficht auf die Umftände gefchieht, da wird fich diefe Mifsbilligung durch die Erfahrung nicht bewähren. S. 34 behauptet Hr. *L.*, dafs die Fortpflanzung in der Verwandtfchaft die Verfchlechterung der Art nicht verurfache, weil fonft in Spanien, wo fie geduldet werde, die Heerden fchon längft alle guten Eigenfchaften verloren haben müfsten. Ein noch ftärkerer Beweis für diefe Behauptung ift, dafs Baucwell gerade durch die Züchtung fo auffallend vollkommene neue Spielarten hervorgebracht hat. S. 39 fpricht Hr. *L.* gegen die Überwinterung des Schafviehes mit trocknem Futter, als eine Urfache von Krankheiten: aber wenn unfere Heerden gefund auf den Stall kommen, fo halten fie fich bey dem trockenen Futter in der Regel doch vortrefflich, und kommen fehr gefund wieder davon; ja, fie genefen fogar von mancher Schwäche, die fie mit auf den Stall gebracht haben. S. 77. 78 empfiehlt fowohl Hr. *L.* als der Überf. das Salzen. Rec. und mit ihm taufend andere Wirthe finden es unter ihren Umftänden nicht nützlich. — *Unter ihren Umftänden!* Allgemein follte es wohl nicht empfohlen werden! S. 146 fagt Hr. *L.* „es ift fchwer, fich eine unglücklichere Gewohnheit zu denken, als die, den Schafen das Trinken zu verwehren." Sollte da nun Hr. *L.* fo im Allgemeinen wirklich Recht haben; follte es nicht Weiden geben, auf denen das Schaf das Trinken unterlaffen könne; follte das Trinken bey dem Genuffe faftiger Gewächfe nicht mehr Sache der Gewohnheit als der Nothdurft feyn? Wer kennt nicht Frauenzimmer, die faft gar nicht trinken, und doch frifch und gefund find? S. 152 führt der Überf. eine fehr merkwürdige Erfahrung an, dafs Schafe beym Trinken nach dem reichlichen Genuffe von Klee nicht aufgebläht find. In der Gegend des Rec. ift es allgemeiner Grundfatz der gemeinen Schäfer, dafs die Schafe nach dem Genuffe des Klee's zum Waffer gelaffen werden müffen, damit fie nicht aufblähen. Die Schäfereywirthe find hierauf alfo allerdings aufmerkfam zu machen! S. 159 fcheint es Hr. *L.* für einen Vortheil anzufehen, wenn man fein Vieh alt werden laffen kann. Die Engländer, und Rec. tritt ihnen bey, fehen es dagegen für einen Vortheil an, es nicht alt werden zu laffen. Offenbar verliert man ja auch beym Altwerden des Viehes am Ertrage deffelben! S. 165 fchlägt Hr. *L.* denen, welche mehr Güter an einander gelegen haben, vor, auf jedem jede Gattung von Vieh allein zu halten. Rec. hat diefen Vorfchlag gar nicht nützlich befunden. Da das Vieh, fobald es unter eine andere Kategorie kömmt, auf das andere Gut verfetzt werden mufs, fo fetzt es fich da in der Regel erft um; und wenn es dadurch auch nicht ungefund wird, wie doch oft der Fall ift: fo nimmt es doch vier Wochen lang nicht zu, und diefe Zeit über geniefst es alfo die Weide ganz vergebens.

Doch wir enthalten uns, hier aus dem wichtigen Buche mehr anzuführen, und fügen nur die Verficherung noch hinzu, dafs die Überfetzung in allem Betrachte vortrefflich ift. Nur im 4 Kap. des zweyten Bandes geht fie abfichtlich vom Originale ab, weil der Überf. hier aus befferen Quellen die Nachrichten richtiger geben konnte, als es von Hn. *L.* gefchehen war.

α.

GRÄTZ, b. Ferftl: *Des Hn. Abts Moritz Knauers ökonomifch-praktifcher hundertjähriger Hauskalender für das jetzige Jahrhundert von 1804 bis 1904.* Zum Gebrauche für das Landvolk neu eingerichtet und verbeffert. Nebft einem bewährten Menfchen- und Vieh-Arzneybüchlein. Zweyte, viel vermehrte, verbefferte und mit Holzftichen verfchönerte Auflage. 1804. 142 S. 8. (7 ggr.)

Auch der Aberglauben kann nicht unmittelbar zur reinen Weisheit werden: es ift ein Mittel zwifchen ihm und ihr, durch das man ihm den Übergang verftatten mufs. Der jetzige Herausg. des Knauerfchen 100jährigen Kalenders — denn Knauer felbft mag vielleicht längft fchon nicht mehr im Reiche der Lebendigen feyn — hat das fehr wohl eingefehen; und da er in der Regierung der fieben Planeten auch für den gemeinen Mann einen haltbaren Grund des Kalenders nicht mehr finden konnte, von der noch immer fortdauernden Unentbehrlichkeit des Büchleins aber doch überzeugt war: fo giebt er es nun für einen Erfahrungsfatz aus, dafs in Anfehung der Witterung eines jeden Jahrs 7 Claffen von Jahren feyn, wovon ein jedes einen folchen Witterungscharakter habe, als vorhin aus der Regierung des Planeten hergeleitet worden, und dafs diefe Jahre immer regelmäfsig auf einander folgen. Der gemeine Mann, der vorhin, wenn die Wetterprophezeihung nicht eintraf, die höhere Einwirkung doch noch immer bald mit diefem bald mit jenem religiöfen Vorwande zu retten wufste, wird nun an den Erfahrungsfatz nicht mehr glauben, fobald ihn feine Erfahrung lehrt, dafs man ihn getäufcht hat; und er wird fich über die Sache felbft aufklären. Der erfte Schritt, der von dem jetzigen Herausg. gefchehen ift, verdient alfo unferen ganzen Beyfall; nur wünfchten wir freylich, dafs er

einen oder ein Paar mehr gethan, und in die Wetterprophezeihung selbst noch etwas mehr Verstand gebracht hätte. Leider hat er diese aber gelassen, wie sie gewesen ist; und in seiner Belehrung vom Uranus und von der Regierung der Planeten in den Stunden des Tags und der Nacht ist er sogar wieder zurückgeschritten, indem er sagt: *Diesem neuen Planeten werde von den Astronomen noch kein Regiment angewiesen, auch ist seine Natur noch unbekannt;* und indem er für die Regierung der sieben Planeten in den Stunden die gewöhnliche vollständige Tabelle mittheilt.

Als für den Landmann nützliche Nachrichten sind angehängt 1) ein Verzeichniss der in jedem Monate vorkommenden Haushaltsgeschäfte, wogegen wenig zu erinnern ist; 2) Wirthschaftslehren; 3) die bekannten Witterungsvorbedeutungen; 4) etwas vom Fischereywesen; 5) Tissots Lehre von den Temperamenten, die wir hier sehr wohl angebracht finden, weil der gemeine Mann so Etwas noch will, und diese Tissotschen Bemerkungen ihm wenigstens verständlich sind; 6) ein (aber sehr schlechtes) Arzneybuch für Menschen- und Vieh-Krankheiten. B. S.

Nordhausen, b. Nitsche: *Die Landbienenzucht kurz und fasslich dargestellt für Landleute* von *Just Ludwig Günther Leopold*, Pfarrer zu Crumbach in der Grafschaft Hohenstein, Verfasser des *Taschenbuchs für Ökonomieverwalter. Ein Anhang* zum zweyten Bande des *Agricola*. 1806. VI und 104 S. 8. (8 Gr.)

Schon die Ankündigung dieses Bienenbüchleins im zweyten Bande des *Agricola* musste dem ländlichen Bienenwirthe in Thüringen willkommen seyn; aber noch mehr muss ihm die wirkliche Erscheinung desselben erfreuen. Es ist in der That vortrefflich ausgefallen, indem es mit zweckmässiger Kürze und Gründlichkeit auch die gröfste Deutlichkeit verbindet. Rec. las einen Theil dieser Schrift einem erfahrenen ländlichen Bienenvater vor, welcher seine vollkommenste Zufriedenheit über dasselbe äusserte, und seine eigenen Grundsätze und Erfahrungen in der Bienenzucht immer hier wieder fand. Gewiss wird es keinem Bienenwirthe auf dem Lande gereuen, sich diese Schrift, da der Preis ohnehin billig ist, statt aller anderen grösseren Bienenbücher anzuschaffen. Zuerst eine Einleitung aus der Naturgeschichte der Bienen; dann vom Bienenhause, von den Bienenwohnungen, von der Bienenweide, vom Ankaufe der Bienen, von den Geräthschaften, vom Füttern, vom Vermehren der Bienen, vom Ablegen, vom Beschneiden, vom Kränzen, von den Raubbienen, von der Pflege der Bienen in Krankheiten und ihrer Behandlung bey Widerwärtigkeiten, von der Weisellosigkeit, von den Bienenfeinden, von der Gewinnung des Honigs und Wachses, und endlich von deren Benutzung. — Wir fügen noch einige Erinnerungen und Zusätze bey, von denen der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche das Büchlein gewiss erleben wird, vielleicht Gebrauch machen wird. S. 43 wird bey Erwähnung der Kennzeichen eines guten Stocks unter anderen auch gesagt: unter dem Stocke müsse allenthalben Gemülle liegen. Allein da dieses den Honigvorrath hinten wegzehrt, so ist es offenbar besser, wenn jenes der Fall nicht ist. S. 47 werden zum Füttern der Bienen, ausser irdenen oder porzellanenen Gefässen, auch hölzerne empfohlen, welche wegen der annehmenden Säure gewiss nicht räthlich sind. S. 51 wird zum Erzielen der Schwärme fleissiges Füttern angerathen; allein hier lässt sich wohl nichts erzwingen, und auch die Erfahrung spricht dagegen. S. 81 wird gerathen, Raubbienen etwas Rübsen in ihr Gebäude zu werfen, um sie darüber das Rauben vergessen zu machen; allein Rübsen ist etwas zu gross und schwer; besser dienen hierzu sogenannte Brechannen. Nach S. 82 soll man die Raubbienen, um zu erfahren, wo sie herkommen, mit Mehl pudern, allein Mehl schadet ihnen! Lieber bedient man sich statt dessen der klaren Holzasche. Zu S. 86 empfiehlt Rec. wider den Durchlauf der Bienen, aus Erfahrung, etwas Safran unter das Honigfutter zu mischen. Endlich S. 89 heisst es: „die Bienen weichen vor den Rangmaden aus," u. s. w. ein guter Stock thut dieses aber zuverlässig nicht, sondern tödtet vielmehr die Rangmaden.

— sch —

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Posen u. Leipzig*, bey Kühn: *Naturgeschichte der Hausthiere, nebst einer Technologie, insofern sie sich auf landwirthschaftliche Gegenstände bezieht.* Ein Handbuch für Wirthschafter, Bürger und Landleute bearbeitet von *G. S. Munski*. 1805. X und 194 S. 8. (14 Gr.) Diese Schrift soll dem gebildetern Theile der südpreussischen Landwirthe zu einem compendiösen, gründlichen, gemeinverständlichen und gewissermassen vollständigen Handbuche über die Natur und Behandlungsart der Hausthiere dienen, einige Vorschläge zur Verbesserung ihrer Zucht, die gefährlichsten Krankheiten nebst einigen Mitteln zur Verhütung und Heilung derselben angeben, und zugleich eine Technologie, insoferne sie sich auf landwirthschaftliche Gegenstände bezieht, enthalten. Sie ist also ungefähr im Kleinen das, was Dr. *Gerhards Handbuch einer technologischen und ökonomischen Naturgeschichte* im ganzen Umfange ist. Der Vf. verbreitet sich über die *Säugthiere, Vögel, Fische* und *Insecten*, und es bleibt ihm das Verdienst, die ins Auge gefassten Leser mit denen sie umgebenden Thieren näher bekannt zu machen, so dass ihnen die Lectüre dieses Handbuchs gewiss vielen Nutzen bringen wird. Freylich kann es auf Vollständigkeit, besonders in Absicht der Naturgeschichte, am wenigsten Ansprüche machen, es müsste denn das Kapitel von den Bienen, das wirklich recht gut abgehandelt ist, ausgenommen werden; indessen sind die Hausthiere nach ihrer Natur und Beschaffenheit den meisten Landwirthen so bekannt, dass es einer ganz ausführlichen Beschreibung derselben nicht bedurfte. Doch wer sucht in einer Naturgeschichte der Hausthiere Heilmittel wider den tollen Hundsbiss, deren der Vf. in der Naturbeschreibung des Hundes gedenkt? Hätte er doch lieber bey der Drehkrankheit der Schafe in Erinnerung gebracht, dass sie gewöhnlich nur Lämmer bis über ein Jahr alt befalle, und dass derselben dadurch vorgebeugt werden könne, dass die Köpfe der Lämmer nicht geschoren werden! — Uebrigens kann Rec. dieses Handbuch auch Landwirthen, die nicht in Südpreussen leben, als nützlich empfehlen. An gutem Druck und Papier hat es der Verleger nicht fehlen lassen.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Münster, b. Waldeck: *Sallusts Werke*, lateinisch und deutsch von *Joh. Christoph Schlüter*, Prof. auf der Universität zu Münster. I Theil. 1806. 159 S. II Theil. 1807. XIV u. 321 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Schwickert: *Kajus Krispus Sallusts Katilina und Iugurtha* (des Cajus Crispus Sallusts Catilina und Jugurtha) aus dem Lateinischen übersetzt von *K. F. Hallbauer*. 1806. 215 S. kl. 8. (12 gr.)

Beide Übersetzer haben bey ihren Arbeiten ganz verschiedene Grundsätze befolgt. Der eine bemüht sich, den Sallust, soviel als möglich, in seiner eigenen Sprache reden zu lassen; der andere, nichts mehr fürchtend, als in Undeutschheit zu verfallen, giebt uns statt des sallustischen Styls den seinigen. Es scheint daher nicht überflüssig, ehe wir diese Übersetzungen einzeln würdigen, über die Grundsätze selbst, nach welchen die Alten übersetzt werden müssen, unsere Meinung dem Verständigen darzulegen, zumal da Hr. *H.* über diesen Gegenstand in der Vorrede seiner Übersetzungen Urtheile äussert, denen wir unseren Beyfall nicht geben können. Die Frage, nach welchen Regeln man übersetzen müsse, ist von der anderen, wozu überhaupt Übersetzungen aus dem Alterthum nützen sollen, abhängig. Haben Übersetzungen keinen anderen Zweck, als uns mit dem Gedankeninhalte eines in einer fremden Sprache geschriebenen Buches bekannt zu machen: so hat Hr. *H.* Recht, wenn er die Bemühungen derjenigen lächerlich findet, die jedes einzelne Wort, und nicht bloss dieses, sondern auch dieselbe Folge der Worte, soviel möglich, übertragen zu müssen glauben, und dieselbe Kürze der Urschrift auch in der Nachbildung zu erreichen sich bestreben. Aber dazu bedarf es ja überhaupt keiner Übersetzungen; Auszüge aus den Schriften der Alten werden denselben Nutzen leisten. Haben aber Übersetzungen den Zweck, nicht bloss auszudrücken, was die Alten, sondern auch, *wie* sie es gesagt haben (und dass sie diesen Zweck haben müssen, ergiebt sich schon daraus, dass wir den Werth eines Schriftstellers eben so sehr nach seiner Art der Darstellung, als nach dem Inhalt seines Werkes beurtheilen): so begreifen wir in der That nicht, wie man übersetzen könne, ohne auf die einzelnen Worte nach ihren strengen Bedeutungen und auf ihr Verhältniss zu einander Rücksicht zu nehmen, und wie eine Übersetzung mit der übersetzten Schrift noch dasselbe Werk seyn könne, wenn man sich willkührliche Auslassungen und Ergänzungen, oder gänzliche Umwandlungen der Perioden erlaubt. Wenn auch mehrere Schriftsteller über denselben Gegenstand schreiben, so werden sie doch, selbst wenn es möglich wäre, dass sie dieselben Gedanken haben könnten, jeder seinen eigenen Charakter haben, d. h. jeder wird dasselbe nicht auf gleiche Art vortragen. Dieser Charakter aber, oder das Eigenthümliche der Darstellung, wovon ist es zuletzt anders abhängig, als von der Auswahl und der Stellung der gebrauchten Worte? Wie wäre es also auch möglich, den Charakter eines Schriftstellers in der Übersetzung zu erhalten, wenn man an die von ihm gebrauchten Worte, und an seine Wortstellung nicht gebunden zu seyn glaubte? Schriften daher von verschiedenen Verfassern werden, wenn derselbe Mann sie übersetzt, ohne auf die Worte und Wortstellung in der Urschrift zu achten, in der Übersetzung unvermerkt dieselbe Form, d. h. den Styl des Übersetzers, annehmen. Und diess lehrt auch die Erfahrung. Aber dadurch täuscht uns der Übersetzer; er verspricht uns ein fremdes Werk, und giebt uns ein solches, das mit eben so vielem Rechte das seinige genannt werden kann. Will man als Übersetzer der Alten (denn von diesen ist hier nur zunächst die Rede) seinen Pflichten Genüge leisten: so muss man auf die Classen von Lesern Rücksicht nehmen, für welche man übersetzt. Der Übersetzer der Alten kann auf eine dreyfache Classe von Lesern rechnen: auf solche, die der Ursprache gar nicht kundig sind, auf Jünglinge, die in das Alterthum eingeweiht zu werden wünschen, und endlich auf solche, die mit beiden Sprachen gleich vertraut sind. Alle drey Classen muss er zu befriedigen suchen. Wahrlich eine schwerere Aufgabe, als wohl Mancher denkt, der das Übersetzen für das leichteste Mittel zum Erwerb und Ruhme hält! Die erste Classe ist die minder zahlreiche, und kömmt daher auch am wenigsten in Betracht. Die meisten unter diesen wollen nur unterhalten seyn; sie verlangen, dass die Übersetzung sich ohne Anstoss und als ein deutsches Original lesen lasse. Es ist also Pflicht des Übersetzers, dass er verständlich und deutsch schreibe, dass er, wenn er auch den Styl der Urschrift nachbildet, doch zugleich dem Genius unserer Sprache huldige. Aber selbst unter dieser Classe von Lesern werden doch manche seyn, die nicht bloss zu wissen wünschen, *was* der Alte geschrieben hat, sondern auch, *wie* er geschrieben hat. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, lesen Übersetzungen, theils sich das Verstehen der Classiker zu erleichtern, theils ihren Geschmack zu bilden. Nicht um sich für die Schule vorzubereiten, sollen Jünglinge Über-

setzungen gebrauchen, nicht um aus denselben für das Exponiren in den Schulen schöne Redensarten und Wendungen zu entlehnen, wie Hr. H. zu wünschen scheint. So gebraucht, würden Übersetzungen die eigene Thätigkeit lähmen, und eine Stütze für die Trägheit seyn. Über schwierige Stellen mag der Jüngling sich selbst den Kopf zerbrechen, und Ausdrücke sich selber mit Hülfe des Lehrers suchen, der den Verlust der Zeit, die über das Suchen vergeht, nicht bedauern wird, weil wirklich keine Zeit verloren ist, die dazu angewandt wird, Beurtheilungskraft und Geschmack zu schärfen. Aber der Jüngling mag für die Bücher, die er in der Schule gelesen hat, gute Übersetzungen gebrauchen, um das, was er in einzelnen Abschnitten las, als ein Ganzes verstehen zu lernen. Er mag sie auch dann gebrauchen, wenn ihm bey dem häuslichen Lesen die Hülfe des Lehrers mangelt. Besonders aber sollen sie dazu dienen, ihn, durch die Vergleichung, mit dem Genius beider Sprachen vertraut zu machen, und sein Gefühl für Schönheit zu verfeinern. Doch nur solche Übersetzungen werden diesen Zweck erreichen können, die dem Style der Urschrift möglichst treu nachgebildet sind. Schon in der Schule aufmerksam gemacht auf ausdrucksvolle Darstellung, wird er vergleichen, inwiefern diese in der Übersetzung erreicht ist, und sich so selbst einen edeln Styl bilden. Übersetzungen dagegen, die es mit den einzelnen Worten und dem Styl der Urschrift nicht so genau nehmen, haben noch das Schlimme, dass sie den Jüngling verleiten, sich mit einem ungefähren Sinne zu begnügen, und so den Charakter der Oberflächlichkeit bey ihm erzeugen. Die ehrwürdigste Classe von Lesern endlich besteht aus solchen, die, vertraut mit dem Genius beider Sprachen, durch Übersetzungen einen ähnlichen Genuss suchen, als der Kenner durch die Betrachtung eines schönen Gemähldes, das der Natur möglichst getreu nachgebildet ist, sich verschafft. Diese Classe muss der Übersetzer stets vor Augen haben. Sie aber wollen weder Verschönerung noch Entstellung der Urschrift; sie suchen denselben Genuss, den ihnen die Urschrift gewährte, und zwar noch reiner und ungestörter in der Nachbildung. Was der Alte mit wenigen kräftigen Worten sagte, wollen sie nicht durch viele nüchterne gedollmetscht wissen. Wenn der Alte sich einer reinen Sprache beflissen, so wollen sie auch die Übersetzung rein von Ausdrücken des Auslandes. Weil die Urschrift sich vom Gemeinen entfernte, und in gewählten Ausdrücken redete, so soll auch die Übersetzung nach ihrem Urtheile die gemeine Sprache des Umganges meiden. Sie wollen den eigenen Charakter der Urschrift in der Übersetzung wieder erkennen; und da dieser abhängig ist von den Worten und ihrem Verhalten zu einander, so verlangen sie, dass jedes einzelne Wort, jede ausdrucksvolle Stellung desselben in der Übersetzung zurückgegeben werde. „Aber, sagt Hr. H., dadurch entsteht Steifheit und Dunkelheit. Jede Sprache hat ihre eigenen Wendungen und ihren eigenen Syntax.“ Diess ist die Sprache aller derjenigen, die entweder zum Uebersetzen gar kein Talent haben, oder sich die Arbeit möglichst leicht machen wollen. Denn freylich muss man der Sprache kundig seyn, wenn man wörtlich übersetzen, und doch nicht steif und undeutlich schreiben will. Freylich ist es leichter, in seinem eigenen Styl schreiben, als sich an eine fremde Form anschmiegen. Aber Talent und Fleiss werden auch in dieser Rücksicht alle Schwierigkeiten überwinden. Abzählen soll man freylich die Worte nicht, und sklavisch nicht die Wortfolge, die ja auch nicht überall ausdrucksvoll ist, nachbilden. Und diess thut auch kein guter Uebersetzer. Aber befragen soll er den Genius unserer Sprache, wie viel diese von der fremden Form anzunehmen vermöge. Zum Charakter und zur Vorzüglichkeit unserer Sprache gehört es gerade, dass sie beynahe, wie die alten Sprachen, eine grosse Mannichfaltigkeit der Wortstellungen zuläfst, wodurch sie sich mehr, als jede andere Sprache, zu Uebersetzungen eignet. Dass man beynahe wörtlich übertragen könne, ohne desshalb steif und undeutlich zu werden, hat die Erfahrung schon gelehrt. Denn wir haben fast wörtliche Uebersetzungen, denen man weder Steifheit noch Dunkelheit vorwerfen kann, wenn man nicht alles, was von der Sprache des gemeinen Lebens abweicht, für steif und dunkel erklären will. Seitdem unsere Uebersetzer angefangen haben, nicht bloss den Inhalt, sondern auch die Darstellung zurückzugeben, seit dieser Zeit hat sich gerade unsere Sprache nicht wenig vervollkommnet. Und welche besseren Muster für unseren Styl könnten wir auch haben, als gerade die Alten? Was geben uns dagegen die Uebersetzer, die recht verständlich und deutsch seyn wollen? Wie erbärmlich ist gewöhnlich der Ton, den sie uns als den Ton der Deutschheit anpreisen! Nicht einmal um die Reinheit ihrer Sprache bekümmert, unbekannt mit Numerus und Wohllaut, glauben sie schön und deutsch zu schreiben, wenn sie schreiben, wie jeder im gemeinen Leben spricht.

Wenn wir obige Übersetzungen auch nur flüchtig mit einander vergleichen, so kann es uns nicht lange zweifelhaft seyn, welcher von beiden der Kranz gebührt. Hr. *Schlüter* ging hinlänglich vorbereitet an seine Arbeit. Schon vor länger als zehn Jahren übersetzte er dasselbe Werk, und erwarb sich schon damals durch seine, wiewohl noch mangelhafte, Arbeit ermunternden Beyfall. In der Zwischenzeit hörte er nicht auf, sich mit dem Sallust zu beschäftigen, und den Genius der eigenen Muttersprache zu studiren. Er giebt uns jetzt eine ganz neu gearbeitete Übersetzung des Sallusts, an welcher er zehn Jahre gefeilt hat. Sie befriediget alle Foderungen, die man billiger Weise an eine gute Übersetzung machen kann, und wird allen Lesern von Bildung und Geschmack gefallen müssen. Nicht die sorgfältige Feile, nur die Glätte und Schönheit sieht man ihr an. Hr. *S.* hat sein Original nicht nur richtig verstanden, sondern auch fast wörtlich zurückgegeben, ohne in dem Bau der Periode eine andere Änderung vorzunehmen, als die durch die unserer Sprache eigene Stellung des Zeitwortes nothwendig war. Seine Übersetzung löst also die Aufgabe sehr glücklich, die Hr. *H.* zu lösen für un-

möglich hält; sie ist im höchsten Grade treu, ohne desshalb steif und dunkel zu seyn. Ihre Sprache ist ausserdem rein, edel, kräftig, einfach und wohlklingend, wie der reine, edle, kräftige, einfache und wohllautende Styl des Sallusts sie verlangte. Selbst die Kürze des sallustischen Styls hat die Nachbildung beynahe erreicht. Diess leuchtet schon daraus in die Augen, dass die deutsche Übersetzung fast keinen grösseren Raum einnimmt, als das ihr zur Seite stehende lateinische Original. Wenn wir der Schlüterschen Übersetzung ein so vorzügliches Lob beylegen, so wollen wir desshalb nicht behaupten, dass nicht manche Stellen in derselben dem Lateinischen noch näher gebracht werden könnten. So würden wir z. B. nicht übersetzt haben: Cat. 5: *quae utraque* (nämlich *inopiam rei familiaris* und *scelerum conscientiam*) *his artibus auxerat, quas supra memoravi*, durch: *da er als solcher, wie ich ihn beschrieben, immer tiefer gesunken war;* Cat. 10: *aliud clausum in pectore, aliud in lingua promtum habere*, durch: *lehrte sie, die Herzensgesinnung verbergen, anders sprechen, als sie dachten;* ebendaselbst: *magisque vultum, quam ingenium bonum habere*, durch: *mehr edel scheinen, als edel seyn;* Cat. 12: *hebescere virtus*, durch: *da erstarb die Tugend.* Cat. 16: *Ex illis testes signatoresque falsos commodare*, durch: *aus ihr bildete er falsche Zeugen und Unterzeichner;* Cat. 20: *omnibus modis pecuniam trahunt, vexant*, durch: *auf alle Art das Geld verschleudern und ihm wehe thun;* Cat. 21: *quibus mala abunde omnia erant, sed neque res neque spes bona ulla*, durch: *die überall Unglück genug, nirgends aber Glück, weder jetzt noch in der Ferne sahen.* (Warum nicht lieber: *denen sich Übel überall genug zeigten, aber weder in Wirklichkeit noch Hoffnung irgend ein Gut?*) Cat. 30: *sestertia centum* und *sestertia ducenta*, durch: hundert und zweyhundert Sestertien (da *sestertia* tausend Sestertien bedeuten.) Cat. 31: *sicuti jurgio lacessitus esset*, durch: *als sey ihm Unrecht geschehen.* Cat. 35: *defensionem parare*, durch: *abläugnen* (da hier die Vertheidigung oder Rechtfertigung der Entschuldigung entgegengesetzt ist.) Cat. 39: *quo plebem in magistratu placidius tractarent*, durch: *damit sie als Obrigkeit das Volk gelinder behandelten.* (Der Ausdruck: *gelinder behandeln*, veranlasst einen Missverstand, da der Gedanke ist: die Tribunen sollten abgeschreckt werden, das Volk nicht zu unruhigen Bewegungen aufzureizen.) Cat. 51: *sin magnitudo sceleris omnium ingenia exsuperat*, durch, *wenn aber die Grösse des Verbrechens alle Fassungskraft übersteigt;* aber *ingenium* ist hier nicht Fassungskraft, sondern Erfindungskraft, und der Gedanke ist: wenn die Verbrechen so gross sind, dass man dafür keine angemessenen Strafen erfinden kann. Aber solcher Stellen giebt es äusserst wenige. Hr. *S.* verspricht uns eine Kritik aller bisherigen Übersetzungen des Sallusts, und eine strenge Kritik der seinigen. Wir sehen dieser mit Verlangen entgegen; denn wenige haben ihren Beruf, über Übersetzungen zu urtheilen, so bewährt, als Hr. *S.* durch seine Übersetzung. Über die Verbesserungen, welche der Herausgeber mit dem lateinischen Text vorgenommen hat, versparen wir billig unser Urtheil so lange, bis er sich selbst darüber, wie er verspricht, erklärt hat. Soweit wir verglichen, fanden wir im Ganzen den Cortenschen Text, mit einzelnen, aber nicht so häufigen Abweichungen, als in der zweybrücker Ausgabe.

Alle Vorzüge, die wir der *Schlüterschen* Übersetzung zueigneten, müssen wir der *Hallbauerschen* absprechen. Hr. *H.* hat den Sallust nicht nach dessen eigenem Styl, sondern nach dem seinigen übersetzt, und würde jeden anderen Schriftsteller, den er übersetzte, eben so ummodeln, wie er seinen Sallust umgemodelt hat. Seine Übersetzung ist weder treu, noch schön geschrieben. Oft lässt er sogar den Sallust Dinge sagen, die er nicht sagt, und wiederum anderes nicht ausdrücken, was er sagt. Doch Hr. *H.* wollte den Sallust so reden lassen, wie er, wäre er ein Deutscher gewesen, geschrieben haben würde; und diess will er nach seinem Gefühl bestimmen. Sein Gefühl aber entscheidet natürlich für den Styl, den er sich selber angewöhnt hat. Wir haben aber hinlänglichen Grund zu zweifeln, dass Sallust selbst als Deutscher so geschrieben haben würde, als er sich bey dem Hn. *H.* vernehmen lässt. Sallust entfernte sich so sehr von der gemeinen Sprache des Umgangs, dass er sogar alterthümlich scheinen kann; und wahrscheinlich würde er auch als Deutscher die Ausdrücke der gemeinen Conversationssprache vermieden haben. Bey Hn. *H.* dagegen liebt er diese Sprache sehr. Sallust schrieb als Lateiner reines Latein; gewiss er würde auch als Deutscher reines Deutsch geschrieben haben. Aber der Styl des Hn. *H.* strotzt von Worten des Auslandes. Man liest darin von *Aventurier*, *Banditenstreichen*, *Damen*, *Operationen*, *Majorität*, *Inquisition*, *Staatsintriguen*, *Gouverneurs*, *Cour*, *Usurpation*, *allarmiren*, *Commando*, *Überredungsmaschinerien*, *Protector*, *Emissarien*, *Signal*, *Functionen*, *Formirung der Sklaveninsurrection* u. s. w. Sallust besliss sich so sehr der Kürze, dass er sogar die Verbindungsworte gewöhnlich auslässt, und immer mehr das Nachdenken weckt, als befriedigt. Auch als Deutscher würde er, wenn ihn derselbe Geist beseelte, die Worte gespart haben. Bey Hn. *Hall.* kömmt es ihm auf einige Worte mehr oder weniger gar nicht an. Hr. *H.* klagt über die Mangelhaftigkeit unserer lateinischen Wörterbücher, die ihn oft verliessen; aber wir zweifeln doch, ob unsere Wörterbücher aus seiner Übersetzung sich berichtigen lassen. Es schien uns vielmehr, als wenn Hr. *H.* es mit den Bedeutungen der einzelnen Worte nicht so genau nahm, und sich gerne mit einem halben Sinn begnügte. Hier einige Beyspiele. Cat. 5: *Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat*: *Ein mit riesenmässigen Entwürfen geschwängerter Kopf ging sein stetes Streben nur nach dem, was menschliche Kräfte und Vorstellungen, kurz alle Möglichkeit überstieg.* Wie undeutsch und wie wenig dem angemessen, was Sallust sagt! Wie einfach lautet dieselbe Stelle bey Hn. *Schlüter*: *Der ungeheure Geist strebte beständig nach unmässigen, unglaublichen, überhohen Dingen.* Gleich im Folgenden: *Agitabatur magis magisque in dies animus ferox inopia rei familiaris et conscientia scelerum:*

Was seinen Revolutionsgeist noch mehr nährte, war die Dürftigkeit seiner häuslichen Umstände, und das Bewusstseyn seiner Verbrechen. Wenn wir auch zugeben, dass der Gedanke ungefähr getroffen ist, so wird doch die Sprache Niemand des Sallusts würdig finden. Wer würde nicht die *Schlüter*sche Übersetzung vorziehen? *Immer mehr gedrängt ward sein unbändiger Muth von Dürftigkeit und Bewusstseyn der Schandthaten.* Cat. 6: *Imperium legitimum, nomen imperii regium habebant: delecti, quibus corpus annis infirmum, ingenium sapientia validum, reipublicae consultabant: Ihre Staatsverfassung war monarchisch, wobey jedoch dem Könige auserlesene Männer, zwar schwächliche Greise an Körper, aber von erprobter Einsicht und Erfahrung, zur Seite standen.* Wie willkührlich und kraftlos ist die ganze Periode übertragen! *Schlüter* übersetzt wörtlich: *ihre Regierung war gesetzmäsig, dem Namen nach königlich. Auserlesene, an Körper von Alter schwächliche, an Geist und Weisheit kraftvolle Männer standen dem gemeinen Wesen vor.* Cat. 10: *Saevire fortuna ac miscere omnia: Da begann das grausame Schicksal seine Rolle zu spielen, und alles in Verwirrung zu setzen.* Wenn wir auch den wunderlichen Ausdruck abrechnen, so ist doch *fortuna* hier fehlerhaft durch *Schicksal* übersetzt, da der Gedanke ist: das Glück machte die Römer übermüthig. *Schlüter: Da fing das Glück an zu wüthen, und alles zu verkehren.* Cat. 12: *Innocentia pro malivolentia duci coepit: Die ruhige Zurückgezogenheit wurde zum Verbrechen gestempelt.* Also *innocentia* ist *ruhige Zurückgezogenheit, malivolentia, Verbrechen, ducere, stempeln?* Schöne Bereicherungen für die mangelhaften Wörterbücher des Lehrlings! Cat. 14: *Quique aes alienum grande conflaverat, quo flagitium aut facinus redimeret: und sich, um nur seine Verbrechen zum Schweigen zu bringen, sich in tiefe Schulden gestürzt hatte.* Wer kann diess ohne den lateinischen Text verstehen? Ebendaselbst übersetzt Hr. H. *parricidae* durch *Blutsmörder.* Cat. 17: *Fuere item ea tempestate, qui crederent, M. Licinium Crassum non ignarum ejus consilii fuisse, quia Cn. Pompejus, invisus ipsi, magnum exercitum ductabat, cujusvis opes voluisse contra illius potentiam crescere: simul confisum, si conjuratio valuisset, facile apud illos principem se fore: Manche glaubten damals, auch M. Licinius Crassus sey nicht unbekannt damit* (womit?) *gewesen, weil seine Eifersucht gegen den steigenden Kn. Pompejus ihn eine mächtige Oppositionspartey habe wünschen lassen, doch zugleich mit der Hoffnung* (welche Verbindung!) *die Früchte einer Veränderung der Constitution* (davon steht kein Wort bey Sallust) *im Fall des Gelingens* (wie deutlich der Mann schreibt!) *leicht selbst an sich reissen zu können.* — Das nennt Hr. *Hallbauer* übersetzen, schön, ungezwungen, im Geiste des Sallust's übersetzen! In den wenigen Anmerkungen, die Hr. *H.* seiner Übersetzung beygefügt, hat er auch seinen kritischen Scharfsinn versucht. Aber nach den Proben zu urtheilen, die er uns gegeben, ist er ein eben so unglücklicher Kritiker als Übersetzer. Cat. 9 will er *audacia* in *obedientia* oder *audientia* verändert wissen, weil das darauf folgende Beyspiel nicht die Kühnheit der römischen Soldaten, sondern die Subordination beweisen soll. Das Wort Subordination passt aber gar nicht in den Zusammenhang. Denn wie kann Sallust daraus, dass man im Kriege solche, die wider Befehl mit dem Feinde fochten, oder auf den Rückruf zu spät aus dem Treffen sich entfernten, öfter bestrafte, als solche, die ihre Fahnen oder ihren Posten verlassen hatten, folgern, dass die römischen Soldaten sich durch Subordination auszeichneten? Aber die Kühnheit der römischen Krieger, die sich selbst wider die Subordination von ihrem Muthe fortreissen liessen, konnte er allerdings hieraus beweisen. Cat. 22 will Hr. *H. oratione habita* wegstreichen, weil es ausdrücklich heisse: er habe erst nach dem barbarischen Einweihungsacte sein Vorhaben mitgetheilt, womit nichts anderes gemeint seyn könne, als was in der Rede selbst enthalten sey. Wie flüchtig muss Hr. *H.* übersetzt haben, da er schon im folgenden Kapitel vergass, was er im vorigen geschrieben hatte! Im vorigen Kapitel sagt Sallust ja ausdrücklich, dass die Theilnehmer der Verschwörung nach Catilinas Rede nähere Bestimmungen über die Beschaffenheit des Krieges, über Belohnungen, Hülfsquellen und Hoffnungen, also über den eigentlichen Plan des Catilina verlangten. Und wenn man diese Rede selbst liest, die nur Aufmunterungen zur Entschlossenheit enthält; so erkennt man auch, dass Catilina darin keinesweges seinen Plan entwickelte. Kap. 25 will Hr. *H.* in der Stelle *luxuria atque inopia abierat* lesen *injuria* statt *inopia*, aus keinem anderen Grunde, als weil *injuria* wenigstens besser passe. Hr. *H.* übersetzt nach dieser Verbesserung: *Sie hatte sich durch eine luxuriöse und leichtsinnige Lebensart ruinirt.* Wie kann denn *injuria, leichtsinnige Lebensart,* und *praeceps abierat, sie hatte sich ruinirt,* heissen? Wozu ist überhaupt eine Änderung nöthig? Was kann Hr. *H.* gegen folgenden Gedanken haben? *Sie war durch Üppigkeit und Dürftigkeit in den Abgrund gerathen,* d. h. zu einer so schändlichen Lebensart verleitet worden.

F. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. (*Heidelberg,* b. Mohr und Zimmer:) *Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen. Für Reisende.* Mit einer topographischen Karte. Ohne Jahrzahl. 45 S. brochirt. 12. (10 gr.) Ein Taschenbüchlein, welches wir allen empfehlen können, welche diese interessante Gegend bereisen. Es enthält eine kurze Beschreibung von Heidelberg und verschiedenen am Neckar hin liegenden Ortschaften bis Eberbach, von dem herrlichen Garten zu Schwetzingen, sodann einiges von Mannheim, Oggersheim, Frankenthal und Worms. Man findet hier keine eigentliche Topographie, auch keine statistischen Nachrichten; sondern der Vf. hat nur einzelne Schönheiten der Natur und Kunst, und das Sehenswürdigste in diesen Gegenden gezeichnet. Von der Universität findet man die Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, Modellen und chemischen Apparaten; die Bibliothek, den botanischen Garten, das Klinikum, die Entbindungsanstalt, das *theatrum anatomicum* beschrieben. Der Garten zu Schwetzingen ist genau und ziemlich vollständig gezeichnet, von Mannheim aber hätte weit mehr gesagt werden sollen. Die Karte ist sauber gestochen, aber weder graduirt, noch mit einem Masstabe versehen, der hier doch allerdings zu wünschen gewesen wäre. Warum eine ovale Form gewählt worden, können wir nicht einsehen. Die Karte stellt den Lauf des Neckars von Neckar Steinach bis Mannheim vor.

S. i.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1807.

PÄDAGOGIK.

1) Braunschweig u. Leipzig, b. Kabisch: *Fibel, oder Elementartheil der deutschen Sprachlehre zur Erweckung der Vernunft, und zur Ausbildung des Verstandes,* allen Vätern, Müttern und Erziehern, welche den göttlichen Funken, das Selbstthätige, in ihren Kindern und Zöglingen durch Unterricht nähren wollen, als Methodenbuch mitgetheilt von Dr. *Ludwig Hörstel.* 1803. XXIV u. 256 S. 8. (20 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Unterrichtsbuch, nach welchem Väter, Mütter, Erzieher und Erzieherinnen zu Hause Kinder beschäftigen, und für offentlichen Unterricht empfänglich machen können* von Dr. *L. Hörstel,* Conrector am Katharineum zu Braunschweig, und der Herzogl. latein. Gesellschaft in Jena Ehrenmitgliede. 1803. 126 S. 8.

3) Leipzig, b. Rein: *Der erste Unterricht,* von M. *Ernst Tillich,* 1803. 287 S. 8. (12 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Der Sprachunterricht als intensives Bildungsmittel.* Eine Nachschrift an Lehrer des ersten Unterrichts von M. *Ernst Tillich.* 1803. 60 S. 8. (4 Gr.)

Rec. ist überzeugt, dass sich Manches von dem, was *Pestalozzi* vorschlägt, auch bey dem Elementarunterrichte der Kinder aus gebildeten Ständen anwenden lässt; aber er wünscht doch nicht, dass man sich hier zu sklavisch an seine Methode binden möge. Man würde, besonders wenn die Kinder bisher nach einer anderen Methode gebildet worden sind, ihnen auf diesem Wege langweilig werden, und sich in den Erwartungen, die man sich von seinem Unterrichte macht, nicht selten getäuscht sehen. Was Pestalozzi giebt, ist sowohl dem Inhalte als der Form nach, derbe, nahrhafte Hausmannskost, die nur einem unverwöhnten Gaumen behagt; seine Methode verlangt bey aller ihrer Leichtigkeit von dem Kinde eine seinen Kräften angemessene Anstrengung, und legt ihm Fesseln an, die freylich wohlthätig sind, in die sich aber das verwöhnte Kind höchst ungern schmiegen wird. Pestalozzi scheint das Wesen seiner Methode selbst zu verkennen, wenn er den Unterricht nach derselben für Spiel hält; er ist es nicht, und er soll es nicht seyn, aber um desto weniger wird und darf vielleicht seine Methode bey dem häuslichen Unterrichte in vornehmen Familien blindlings angewandt werden. Desto mehr ist sie aber für Volksschulen geeignet. Kinder, die von ihrer frühesten Jugend auf zur Arbeit angehalten, und in der Schule durch ein beständiges Auswendiglernen von Sachen, von welchen sie wenig oder nichts verstehen, zu einem mühseligen Lernen gewöhnt worden sind, werden auch das unverrückte Beschauen eines Gegenstandes, das Pestalozzi von ihnen verlangt, sich leichter gefallen lassen, und in dem wiederhohlten Nachsprechen der ihnen vorgesprochenen Wörter und Sätze weniger ermüden. — Mag immerhin Pestalozzi in seinen Elementarbüchern nicht alles geleistet haben, was er versprach; mag immerhin „die Vernunft zuweilen zu den Augen in die Schule geschickt werden;" — er hat gewiss viel geleistet, und Rec. würde sich freuen, wenn ihm seine Hoffnung, den Unterricht in die Hand der Mütter zu legen, gewährt würde. Aber sie kann, sie wird ihm nicht gewährt werden, wenigstens nicht in der Provinz, in welcher Rec. lebt. Unsere Mütter in den niederen Ständen, wenigstens auf dem Lande, sind bey dem drückenden Frohndienste, der ihre edelsten Kräfte lähmt, durchaus unfähig, den Unterricht ihrer Kinder selbst zu übernehmen, und so populär Pestalozzis Elementarbücher auch geschrieben sind: so sind sie doch für die gegenwärtige Generation unter uns nicht populär genug; unsere Mütter aus den niederen Ständen würden erst Jahre lang nach seiner Methode geübt werden müssen, ehe sie sich nur einigermassen darein würden finden können. Was aber die Mütter aus den gebildeten Ständen betrifft: so fürchten wir, dass P. und seine Methode ihnen oft als ein Ärgerniss, und noch öfter als eine Thorheit erscheinen werde; sie glänzt zu wenig, und lässt der freyen Willkühr zu wenig Spielraum, als dass sie sich allenthalben eine freundliche Aufnahme sollte versprechen dürfen.

Nichts desto weniger ist zu wünschen, dass der Geist derselben auch in den gebildeten Ständen seinen wohlthätigen Einfluss äussern möge, und Rec. freut sich daher, hier ein paar Schriften anzuzeigen, von denen jede, obgleich der Vf. von No. 1. von Pestal. nichts zu wissen scheint, ihren eigenthümlichen Werth hat, und von Eltern und Erziehern mit dankbarer Freude aufgenommen zu werden verdient. — Beide Vf. gehen bey der Erlernung der ersten Elemente der Sprache von Anschauung aus; Hr. *Tillich* will die Buchstabenkenntniss nach *Olivier's* Methode dem Kinde durch Kupfer versinnlichen; Hr. *Hörstel,* der davon kein Freund ist, dass man das Zeichen an ein äusseres, ausserwesentliches, d. i. ausser der Empfindung des Schülers sich befindendes Bild knüpft, und sich überzeugt hält, dass auch ein solches Verfahren Un-

vernunft befördert, und der Grund zum Aberglauben, zur Irreligion und zur Unsittlichkeit gelegt werde, lehrt es die Töne und die Buchstaben nach der Empfindung, die sie bezeichnen, merken. A ist ihm Laut der Freude und Bewunderung, Ä der Scham und des Unwillens, E der Kraft und Thätigkeit, O der körperlichen Ruhe und des Stillstandes aller Kräfte u. s. w. Wir haben nichts dagegen, dass man die Kinder bey der Erlernung der Buchstabenkenntniss hierauf auch aufmerksam mache, glauben aber doch, dass Hn. *Hörstels* Bemühung, den Kindern alles begreiflich zu machen, zu weit getrieben sey, und dass die vielen Beyspiele, die der Vf. beym mündlichen Unterrichte noch gehäuft wissen will, ihnen die Erlernung der Buchstaben eher erschweren, als erleichtern. So sehr wir auch mit dem Vf. einverstanden sind, dass man schon früh anfangen müsse, den Verstand der Kinder zu bilden: so wenig können wir uns doch überzeugen, dass die Kinder durchaus nichts mit dem Gedächtnisse und der Phantasie fassen dürften, was sie nicht zuvor mit dem Verstande begriffen hätten. Wir glauben vielmehr, dass es der höheren Bildung des Kindes zuträglich sey, wenn ihm manches dunkel bleibt, weil es eben dadurch an die Schranken der menschlichen Erkenntniss lebendig erinnert wird. Es ist ein grosser Missgriff der neueren Zeit, dass man alles, was nur Sache des Gefühls und des Herzens seyn soll, vorzüglich als Sache des Verstandes behandelt, und wenn gleich bey Erlernung der Buchstaben kein sonderlicher Nachtheil davon zu befürchten seyn sollte, dass die Sache vor dem Tribunale des Verstandes behandelt wird; so ist doch auch für das Heil der Menschheit wenig oder nichts dabey verloren, wenn das Kind die Buchstaben merkt, ohne allemal das Richtige dabey zu denken. Auch können wir uns nicht überreden, dass es dem Vf. wirklich gelingen werde, seinen Zöglingen alles begreiflich zu machen; er philosophirt mit ihnen über die Sprache, und Philosophie setzt immer eine geübte Denkkraft voraus, die sich von A, B, C Schülern nicht erwarten lässt, wenn man auch das Lesenlernen bis zum achten Jahre und länger verschieben will. Es kann wohl seyn, dass er sich selbst, und seine Zöglinge mit ihm sich überreden, dass alles von ihnen begriffen worden sey; aber es ist nur Täuschung, die daraus entsteht, weil die Kinder mit den Worten, die sie zuerst von ihm hörten, seine Ideen ihm wiedergeben. — So wenig Rec. aber auch wünscht, dass die hier empfohlene Methode blindlings nachgeahmt werden möge; so aufrichtig gesteht er doch, dass Hr. *Hörstel*, den wir schon aus seinem lateinischen und griechischen Lesebuche als einen Sprachforscher und wackeren Schulmann kennen, in dieser Fibel und in der vorausgeschickten Vorrede viele Gelehrsamkeit und eine seltne pädagogische Geschicklichkeit an den Tag gelegt habe. Insonderheit hat es unseren völligen Beyfall, was in der Vorrede über frühen Religionsunterricht, und die Art und Weise, Religion zu begründen, gesagt wird, obgleich es scheint, als ob Hr. *H.* der theoretischen Erkenntniss einen zu grossen Werth beylege, indem er *Denken* und *Religiös seyn* für einerley erklärt. Wenn er in der Fibel dadurch die Kinder zur Verehrung und Liebe des Schöpfers zu führen sucht, dass er sie auf den Vorzug der Sprache aufmerksam macht; so liegt dieser Grund dem kindlichen Gemüthe noch wohl zu entfernt, als dass man sich eine grosse Wirkung davon versprechen dürfte. Das Kind, zu dem der Vater mit solcher Wärme und mit solchem Feuer von Gott redet, wie hier Hr. *H.*, wird an Gott glauben, aber nicht um der Gründe willen, die der Vater anführt, sondern weil es an den Vater glaubt, und die Begeisterung, welche die Brust des Vaters hebt, auf das Kind übergeht. Auch dieses, was schon *Kant* und *Fichte* in ihren Schriften andeuten, was aber bisher zu wenig beachtet worden ist, hat P., ohne von Kant und Fichte zu wissen, laut ausgesprochen, und es lässt sich erwarten, dass für Religion und Religiösität eine freudigere Periode beginnen werde, wenn sie nicht mehr hauptsächlich als Sache des Verstandes behandelt, sondern auf die Gefühle der Dankbarkeit, der Liebe und des Vertrauens, die in dem kindlichen Gemüthe wohnen, gegründet wird.

Was das Unterrichtsbuch No. 2 anlangt: so können allerdings Ältern u. Erzieher dadurch in den Stand gesetzt werden, ihren Kindern und Zöglingen auf mehr, als eine Art, nützlich zu werden; vorzüglich findet Rec. die Anleitung des Vfs. im 2 und 3 Abschnitte sehr zweckmässig, obgleich er den Vorschlag, die Kinder früher schreiben als lesen zu lehren, für eine unnöthige Neuerung hält. Aber unmöglich kann er sich überzeugen, dass es rathsam sey, die Kinder so frühzeitig Grammatik, und vollends in der vom Hn. *H.* vorgeschlagenen, wahrhaftig nicht leichten, Terminologie zu lehren, und ihnen, ehe sie der Sprache vollkommen mächtig sind, und auch die Büchersprache kennen, von Allvorstellungswörtern und Wechselvorstellungswörtern, vom Allbezeichner und Einbezeichner vorzureden. Rec. ist der Meinung, dass es vorzüglich bey der Muttersprache sehr gut angehe, das Kind zum richtigen Sprechen und Schreiben derselben anzuführen, ohne dass man nöthig hat, es gleich Anfangs mit den Regeln der Sprachlehre zu quälen.

In *Pestalozzi's* Geiste geht der Vf. von Nr. 3 darauf aus, das Sprachvermögen des Kindes, und damit zugleich seine Denkkraft, stufenweise zu bilden, und manche Abschnitte in dieser Schrift können von Müttern bey der ersten Bildung ihrer Kinder weit leichter und besser benutzt werden, als das *Buch der Mütter* von Pest., das, obgleich es an trefflichen Bemerkungen und an schönen Stellen reich ist, doch unter allen Elementarbüchern desselben seinen Zweck am wenigsten entspricht. — Es ist in dem ganzen *Tillich*schen Buche kein Sprung; der Vf. lässt zur Bildung der Organe und für die ersten Leseübungen anfangs einsylbige Wörter vor den Kindern entstehen, geht darauf zu mehrsylbigen über, wobey er dem Lehrer viele Veranlassung giebt, seine Zöglinge auf die Abstammung der Wörter von einander, und auf den Unterschied zwischen Hauptwörtern, Beschaffenheitswörtern und Zeitwörter aufmerksam zu machen, und lässt nun kürzere und endlich längere Sätze folgen, die aber ihrem Inhalte nach alle aus dem Kinde selbst, und aus den Umgebungen desselben geschöpft sind.

In Nr. 4 giebt der Vf. von der Absicht der vorhin angezeigten Schrift Nachricht, rechtfertigt die Einrichtung derselben, und ertheilt den Lehrern eine Anwei-

fung, sie zweckmäfsig zu gebrauchen. Das Meiste von dem, was hier gesagt wird, ist vortrefflich, und verdient beherzigt zu werden. Rec., der bey seinem Unterrichte verschiedene Vorschläge des Vfs. befolgt, ist aus Erfahrung überzeugt, dafs es auf diesem Wege dem Lehrer leicht werde, nicht nur für die Geistesbildung seiner Zöglinge zu sorgen, sondern ihnen auch zur Fertigkeit in der Rechtschreibung und im schriftlichen Gedankenvortrage zu verhelfen. Zu bedauern ist es übrigens, dafs beide *Tillichsche* Schriften durch verschiedene Druckfehler entstellt werden, die billig in Kinderschriften möglichst vermieden werden sollten. —m—

Berlin, b. Maurer: *Briefe an einen Schulmann über das Schulwesen in Deutschland* von *Heinrich Matthias August Cramer*, gewesenem Pred. zu St. Blasii, Inspector des Gymnasiums u. s. w. zu Quedlinburg. Nebst dessen Lebensbeschreibung von seinem Sohne *Friedrich Cramer*. Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke*. 1806. LXII und 181 S. 8. (16 gr.) Auch unter dem Titel: *H. M. A. Cramers hinterlassene Schriften*. Zum Druck befördert von seinem Sohne *Fr. Cramer*. I Th. u. s. w.

Hr. Vicepräsident *Henke*, ein Freund des verewigten Vfs. dieser Briefe, erzählt in der Vorrede die Veranlassung zur Herausgabe derselben und fällt zugleich ein Urtheil darüber, das auch Rec. unterschreibt. „In ihnen, sagt er S. IV, glaubte ich einen Mann zu vernehmen, der die Mängel und Gebrechen unserer gewöhnlichen Schulverfassung einsichtsvoll beobachtet und ernstlich zu Herzen genommen, der die seit Basedows Zeit in grofser Zahl und Verschiedenheit vorgebrachten und eifrig verhandelten Vorschläge einer durchgreifenden Verbesserung des öffentlichen Erziehungswesens eben so ungeblendet durch das Ansehen ihrer Urheber und uneingenommen von dem Reize der Neuheit und Kühnheit, als frey von dem Vorurtheil für alte und herkömmliche Einrichtungen geruhig und gründlich geprüft und der seine Bemerkungen, Zweifel und Urtheile, Berathungen und Wünsche in praktischer Theilnehmung an der wichtigsten Angelegenheit und in eigenen Erfahrungen bewährt gefunden hatte." — Die Gegenstände, über welche der Vf. sich in diesen Briefen verbreitet, hat er selbst unter folgende Rubriken geordnet: *Über die Verbesserung des Schulwesens in Deutschland. Flor öffentlicher Schulen. Frequenz. Schätzbarkeit des Schullehreramts. Verbindung des Lehrers mit seinen Schülern und ihren Eltern. Von der Aufsicht über Schulen. Ist die collegialische Verbindung der Lehrer beyzubehalten?* — Am längsten verweilt der Vf. bey der Untersuchung über die Aufsicht über Schulen. Was er darüber sagt, besonders auch mit Hinsicht auf eine Abhandlung im letzten Theil des Campeschen Revisionswerks, die einer strengen Kritik unterworfen wird, ist gröfstentheils sehr gegründet, doch hätte er sich darüber kürzer fassen können. So wird z. B. der ohnehin unleugbare Satz: dafs die Mangelhaftigkeit der bisherigen obrigkeitlichen Aufsicht über Schulen kein Grund sey, diese Schulaufsicht überhaupt für etwas unnützes und schädliches zu erklären, wohl zehnmal unter den verschiedensten Formen und Gleichnissen wiederholt. Diefs und manche Spuren von Nachlässigkeit in der Darstellung machen es dem Rec. wahrscheinlich, dafs der Vf. durch den Tod verhindert worden, diesen Briefen die letzte Feile zu geben, die er ihnen noch zugedacht hatte. Indessen waren sie auch so, wie sie hier erscheinen, noch immer des Drucks würdig, und Rec. wünscht, dafs Hr. Maurer auch die übrigen hinterlassenen Schriften des Vfs., die der berühmte Herausgeber des Drucks werth achtet, bald nachfolgen lassen möge. Zum Schlufs dieser Anzeige stehe hier noch die kurze Charakteristik, die Hr. *H.* von dem verewigten Vf. in der Vorrede giebt: „Er war ein Gelehrter von grofsem Reichthum des Wissens, offen zum Empfangen und Mittheilen, gegen jede Meinung vertragsam, aber nicht gleichgültig, von einem edlen, für Wahrheit, Rechtschaffenheit und Gemeinnützlichkeit erwärmten Herzen, immer gesetzten Sinnes und selbst heiteren Muthes auch in unfreundlichen Lebensgestalten und peinlichen Gesundheitsumständen. Diese bewirkten dennoch in ihm ein starkes Mifstrauen in seine Kräfte und eine gewisse Verzagtheit, welche man mit dem raschen zuversichtsvollen Wesen so vieler anderer minder begabter Geister nicht ohne Befremdung zusammenhalten konnte." — Mit dieser Charakteristik stimmt auch das durch Form und Inhalt sehr anziehende Lebensgemählde zusammen, das der einzige Sohn des Vfs. diesen Briefen beygefügt hat und das beiden, dem Vater wie dem Sohne, gleich sehr zur Ehre gereicht. L—r.

Leipzig, b. Barth: *Kleine französische Vorlegeblätter* von *Adolph Bergmann*. 1807. 21 Bl. 8. (16 gr.) Auch unter dem Titel: *Exemples d'Ecriture Françoise, batarde et coulée, écrites et gravées* par *Adolphe Bergmann*, Maitre de Calligraphie à l'Ecole de Saint Nicolas à Leipsic.

Wenn es seine Richtigkeit hat mit der Kunst, die zu besitzen *Lavater* sich rühmte, und die noch ganz neuerlich Hr. von *Tscharner*, Lavaters Landsmann, in Freyberg nicht ohne bewunderten Erfolg geübt hat, mit der Kunst, aus jeder Handschrift, die vorgelegt wird, die auffallendsten Charakterzüge desjenigen, von dem sie herrührt, fast jedesmal richtig anzugeben: so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, dafs jedes Individuum auch etwas Charakteristisches in seiner Handschrift haben müsse, und dafs es, vermöge seines Charakters, nur so, und nicht anders schreiben könne. Nun bestehen Nationen aus einer Menge Individuen, die bey aller ihrer sonstigen Verschiedenheit, doch nur eben so viel Nüancen eines Hauptzuges des Nationalcharakters sind. Es wird sich daher auch, nach der obigen Voraussetzung, in der Handschrift eines jeden Individuums dieser Nation ein Zug, eine Schreibmanier oder sonst etwas entdecken lassen müssen, welches die ganze Nation charakterisirt, so wie es von ihrem Charakter ausgegangen ist. Wie viele Nationen bedienen sich des lateinischen Alphabets zu ihrer Schrift, wie ganz anders aber nimmt es sich bey jeder aus, wenn es mit Freyheit behandelt, und wirklich nationell gehand-

habt wird! Und wenn wir unsere Schrift einige Jahrhunderte herab verfolgen, so ist bey der verschiedensten Bildung der Buchstaben, die immer nur in der Art sie zu bilden etwas Wesentliches hat, durchaus der Charakter der Nation durchscheinend, nur bald mehr, bald weniger kräftig herausgehoben. Besonders wird es in dem, was man zu verschiedenen Zeiten in dieser Hinsicht schön gefunden, vor die Augen treten, und neben dem Geiste der Zeit auch der Geist des Volks sich offenbaren. Wie deutlich spricht sich nicht, um sich nicht aus der Nähe zu entfernen, die Langeweile und der Müssiggang in den mönchischen Verzerrungen und Verkünstelungen, und die Pedanterie mit aller ihrer Steifheit in den Vorschriften aus, die vor 60 Jahren ungefähr als Muster der Schönschreibekunst galten, obschon unverkennbar nur als Zumischung zu dem Grundzuge der Trägheit, der an allem deutschen Wesen haftet. Und schreibe auch eine Nation in einem Alphabet, in welchem sie wolle, sie wird ihm beym Gebrauch immer ihre Schönheit leihen, immer ihren Charakter unterlegen. Man hat zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, die Züge ausgestorbener Sprachen im Druck ihrem ächten Charakter, vielleicht gar ihrer ursprünglichen, alterthümlichen Gestaltung und Verbindung näher zu bringen, aber die Mittel hierzu waren wohl nicht immer am glücklichsten gewählt. Man liess sich hierbey durch Handschriften, von denen man mit Grund voraussetzen konnte, dass sie sorgfältig geschrieben waren, leiten, entnahm ihre Züge und verpflanzte sie in unsere Zeit. Aber somit hatte man nichts für das eigentlich Charakteristische der Schreibart gewonnen; die Handschriften waren von fremder Hand geschrieben, und hatten sich also auch nach einem fremdartigen Charakter bilden müssen; dazu waren die Formen der Buchstaben und ihre Verbindung aus einer so geschmacklosen Zeit, dass sie mehr zum Entfernen von der alten Ächtheit, als zur Annäherung an dieselbe dienen konnten. Ein drückendes, unbehülfliches Wesen blieb immer sichtbar.

Abgerechnet das Letzte, was im Vorbeygehen vorgebracht wurde, soll das Gesagte dazu dienen, das Urtheil über die vorliegenden französischen Vorlegeblätter einzuleiten und zu begründen. Das Ideal einer guten französischen Schrift wird ein grosser Schreibekünstler dann erreichen, wenn er den französischen Nationalcharakter mit der Idee, die er im Allgemeinen von einer schönen Schrift sich gemacht hat, verbindet, oder vielmehr das Nationelle auf die Idee der Schönheit zurückführet. Wir wissen nicht, ob sich Hr. B. bey diesem kalligraphischen Versuche von diesem Gedanken hat leiten lassen, aber wir müssen ihm das Zeugniss geben, dass er die Idee einer schönen Schrift nicht unglücklich mit dem Charakter der französischen Schrift verbunden. Ihren deutschen Ursprung können diese Exempel zwar nicht gänzlich verleugnen — dazu haben sie zu wenig Leichtigkeit — aber sie sind doch des französischen Bürgerrechts nicht unwürdig. Wären sie etwas weniger zierlich, so würden sie vielleicht noch besser gefallen. Zu wünschen wäre es gewesen, dass Hr. B. von der ganz gemeinen französischen Schrift einige Proben gegeben hätte, nicht um darnach zu schreiben, sondern davon lesen zu lernen.

YMΔ.

FRANKFURT a. M., b. Herrmann, *Dialogen für studirende Jünglinge in den obern Classen der Gymnasien und lateinischen Schulen.* von *Joh. Friedr. Neidhart*, Rector des Lyceums zu Werthheim. 1804. XX u. 188 S. 8. (1 fl.)

Man lernt hier einen wackeren Schulmann kennen, der dem schlaffen, arbeitscheuen Zeitgeiste an seinem Theile entgegen arbeiten hilft und durch die Herausgabe dieser empfehlungswürdigen fünf Dialogen auch ausser seinem Kreise studirenden Jünglingen nützlich zu werden sucht. Eigentlich neue Ansichten der behandelten Gegenstände erwartet man in einer Schrift dieser Art nicht. 1) *Der Spaziergang an einem Frühlingsmorgen*, vom Einflusse des edleren Genusses der schönen Natur auf frühe Rechtschaffenheit. 2) *Über die gute und zweckmässige Benutzung aller öffentlichen Lehrstunden des Jünglings.* Hier mag es einigermassen befremden, dass ein sonst nicht ungebildeter Zögling von 18 bis 20 Jahren seinem Lehrer eröffnet, er halte, als künftiger Jurist, für seine Person die Besuchung der Religionsvorträge für entbehrlich, und nun erst eines besseren belehrt werden muss. Verzeihlicher scheint es, dass er des Studiums der griechischen *Sprache* überhoben seyn zu können glaubt, auch möchte der Vf. bey der Beantwortung wohl zu wenig darauf Rücksicht genommen haben, dass sich bey einem Geschäftsmanne allerdings eine gute Bekanntschaft mit der Literatur der Griechen ohne genaue Kenntniss ihrer Sprache denken lässt. Für einen solchen ist das, was hier und weiterhin S. 131 über den Gebrauch der Übersetzungen gesagt wird, schwerlich befriedigend genug. Sollte man reifenden Schülern der höheren Classen nicht bey Zeiten in eigenen Lehrstunden bestimmte Begriffe über den Umfang und den Zweck ihrer Schulstudien beyzubringen suchen, so wie man auf gut eingerichteten Gymnasien den Canditaten der Universität eine Encyklopädie der Wissenschaften und besonders des Fachs, dem sie sich widmen wollen, vorzutragen pflegt? 3) *Über die richtige und vortheilhafte Anwendung der Jugendjahre in der Zeit ausser den öffentlichen Lehrstunden.* Dieser Dialog in welchem der Vf. einen Theil seiner eigenen Jugendgeschichte mit dankbarer Erwähnung seiner Idsteinischen Lehrer, *Stritter* und *Schellenberg* mittheilt, verdient von studirenden Jünglingen um so mehr beherzigt zu werden, je weniger auf manchen Schulen, was freylich seine Schwierigkeiten hat, dem Privatfleisse die gehörige Richtung gegeben wird. 4) *Über das Wegeilen von der Schule auf die Universität.* 5) *Über das gesittete und wohlanständige Betragen des Jünglings im Allgemeinen und in besonderen Fällen.* — Der Styl ist im Ganzen correct: die Manier ist mit unter etwas zu gedehnt. Unedlere Ausdrücke, wie *Sitzfleisch*, und Stellen wie diese: „*Tant pis*, würde Ihnen ein französischer Sprachkenner (?) ganz kurz antworten," wünscht man vermieden.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 AUGUST 1807.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Vf. und in Commission b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1808, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1805. 276 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Die innere Einrichtung dieses Bandes ist wie gewöhnlich, und die äussere unterscheidet sich nur durch eine kleine Veränderung im Druck der die Ephemeride enthaltenden Blätter, die nicht zu ihrem Nachtheile gereicht. Von den neuen Planeten hat nur Ceres einen Platz auf den, den Planeten im Allgemeinen gewidmeten Seiten finden können; die Stellungen der Pallas sind S. 111 u. s. w. besonders angegeben, so wie die der Juno S. 224. Die Berechner astronomischer Ephemeriden werden sich in der Folge entschliessen müssen, noch eine Seite für jeden Monat hinzuzufügen, indem die alten Planeten den vorhandenen Raum schon ausfüllen. Rec. wünschte übrigens, dass es Hn. B. gefallen möchte, auch die geraden Aufsteigungen der Planeten, wenigstens der neuen, direct anzugeben; die Aufsuchung dieser kleinen Gestirne würde dadurch erleichtert werden.

Die Anleitung zum Gebrauche des astronomischen Jahrbuchs ist auch in diesem Bande unterdrückt, und man hat den Raum, den sie eingenommen haben würde, lieber anderen Abhandlungen eingeräumt, die den Astronomen interessanter sind. Die *astronomischen Beobachtungen*, auf der königl. Sternwarte zu Berlin, im J. 1804 angestellt, die Hr. B. mittheilt, dienen zu neuen Beweisen von der grossen Thätigkeit dieses würdigen Astronomen, der auf so vielfache Weise zur Beförderung seiner Wissenschaft beyzutragen sucht. Rec. würde indess das S. 89 beschriebene Verfahren, die Culminationen der Himmelskörper zu beobachten, nicht wählen, und lieber den Mauerquadranten so stellen, dass die Sterne (vorausgesetzt dass sie dem Zenith nicht zu nahe stehen) nicht eher seinen Meridianfaden berühren, bis man sie mit gehoriger Musse an allen Fäden des Passagen-Instruments hat beobachten können. Die grössere Genauigkeit der auf diesem Wege erhaltenen Beobachtungen würde die kleine Mühe der Berechnung einer Correction der Zenith-Distanz — die man ohnehin in eine Tafel bringen könnte — weit überwiegen. *Nachricht von einer arabischen Himmelskugel mit kufischer Schrift*, im kurfürstl. mathematischen Salon in Dresden, von *G. W. S. Beigel* in Dresden. Eine in jeder Rücksicht interessante Abhandlung, durch die der rühmlich bekannte Vf. den Astronomen und Orientalisten ein eben so angenehmes, als lange vergebens gehofftes Geschenk macht. Schon *Assemanni* beschrieb die im Borgianischen Museo befindliche arabische Himmelskugel; allein eine Menge Unrichtigkeiten, die zum Theil dadurch veranlasst wurden, dass er nicht den Globus selbst, sondern nur eine sehr schlechte Copie desselben vor Augen hatte, machten seine Beschreibung unbrauchbar und die Beigelsche desto schätzbarer. Der Dresdner Globus ist von Messing, 5 französische Zoll 4 Linien im Durchmesser, mit vielem Fleisse gearbeitet; die Linien der Sphäre, die Figuren der Sternbilder und die sehr zierlichen Schriftzüge sind mit Gold und Silber eingelegt und durchaus deutlich; der Horizont ist von Messing und, so wie der Äquator der Kugel, in 360 Grade getheilt. Die Jahreszahl der Verfertigung des Globus suchte Hr. *Beigel* aus den Längen der verzeichneten Sterne herzuleiten, und fand, dass sie auf das Jahr 1289 unserer Zeitrechnung, also 64 Jahre später als die des Borgianischen fallen musste; eine Bestätigung dieser Rechnung giebt der Name des Verfertigers, der um diese Zeit lebte. Es finden sich auf dieser Kugel 48 Sternbilder; die menschlichen Figuren sind alle *anständig* bekleidet, und kehren die Brust und das Gesicht gegen den Beobachter, weshalb sie eine, der auf den griechischen und den neueren Himmelskugeln befindlichen, entgegengesetzte Stellung haben. Der kleine Bär kehrt die Füsse gegen den Rücken des grossen; Hercules und Orion haben sichelförmige Waffen in den Händen; die Waage, die beym Ptolemäus die Scheeren des Scorpions ausmacht, ist hier winklich gezeichnet; die Jungfrau hat keine Ähre, und der Stern α befindet sich am Daumen der Hand; die andere Hand hält eine Figur, die Hr. *Beigel* sowohl für einen Spinnrocken, als für ein Epheublatt halten konnte, und die den Platz der Hauptbaare der Berenice einnimmt. Die Leyer ist als ein bauchigtes Gefäss und ohne Adler abgebildet, obgleich der arabische Name *El-nesr el wâki* (der fallende, sich herabsenkende Geyer) beygeschrieben ist. Die nördliche Krone besteht aus zwey conzentrischen Kreisen, die südliche aus zwey ovalen Parallellinien, die sich in eine Lilie endigen; der Altar hat nicht die viereckige Figur, die man ihm auf unseren Globen und Charten giebt, sondern er ist wie ein *Pot-pourri* gestaltet,

Kreismikrometer Beobachtungen der Juno dazu bey, die zu ihrer Berechnung nöthigen Data zu vermehren, und seine ersten, hier mitgetheilten Elemente sind theils auf eigene, theils auf *Olbers*sche Beobachtungen gegründet. — *Nachrichten und Beobachtungen* vom Staatsrath und Ritter *Schubert* in Petersburg. Durch die Anstellung des Hn. *Schubert* hat die Sternkunde in Petersburg neues Leben erhalten, und man hat angefangen, die herrlichen Instrumente der Sternwarte aufzustellen und zu gebrauchen. Auch hier findet man manche interessante Beobachtungen, und die Anzeige anderer, nicht mitgetheilter. — *Astronomische Beobachtungen* vom Professor *Sandt* in Riga. Hauptsächlich die Beobachtung und Berechnung der Sonnenfinsternisse von 1802 und 1803. — *Parallaxenberechnung, ohne vorhergehende Berechnung des Nonagesimus* vom Dr. *Olbers*, in Bremen. Die Formeln, die Hr. *O.* hier mittheilt, fand er schon vor mehreren Jahren, als er sich die Lehre von den Parallaxen selbst entwickelte; sie sind völlig genau, und vereinigen mit diesem Vorzuge den der Kürze und Bequemlichkeit. Ein Beyspiel der Anwendung dieser Formeln ist aus der Olberschen Beobachtung der Sonnenfinsterniss vom 5 Sept. 1793, hergenommen, und es ergiebt sich daraus der Meridian-Unterschied zwischen Bremen und Paris = 25′45″05. — *Über einige seltene Fälle der Parallaxenrechnung, besonders für südliche Polhöhen*, vom Prof. *Wurm* in Blaubeuren. Diese Bemerkungen sind bestimmt, einige scheinbare Schwierigkeiten zu heben, die weniger geübten Rechnern, bey Berechnung von Sternbedeckungen oder Sonnenfinsternissen, wohl aufstossen können. *Astronomische Beobachtungen zu Breslau*, vom Prof. *Jungnitz in den J.* 1802, 1803, 1804 *angestellt*. Sternbedeckungen, Jupiterstrabantenfinsternisse, und eine Mondfinsterniss. — *Beobachtungen der drey neuen Planeten*, vom Abt *Poczobut* und Prof. *Reschka* in Wilna angestellt. Eine schöne, mit anhaltendem Fleisse, von dem ehrwürdigen 77jährigen Greise angestellte, Reihe Beobachtungen, die manchem jungen Astronomen zum Muster dienen kann. — *Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Cremsmünster*, vom Canonicus *Derflinger*, *im Jahre* 1804 *angestellt*. Opposition des Saturns und des Jupiters. Sollte schlechtes Wetter die Beobachtung aller anderer Erscheinungen vereitelt haben? — *Beobachtungen der Juno auf der berliner Sternwarte*, von *Bode*. Ausser den Beobachtungen, bringt Hr. *Bode* hier eine Untersuchung der scheinbaren Gestalt der Juno- und Pallas-Bahnen um die Ceres bey, die nicht uninteressant ist; auch eine Erwähnung des schönen Nordlichts vom 22 Octobr. 1804. — *Beobachtungen der Ceres und Juno*, vom Dr. *Piazzi* in Palermo. Hr. P. verspricht, gegen Ende des Jahrs (1805) die Rectascensionen von 100 unmittelbar mit der Sonne verglichenen Sternen bekannt zu machen. Dem Rec. ist nicht bekannt, ob dieses Versprechen schon erfüllt ist; allein sehr wünschenswerth wäre ein solches Verzeichniss, welches die endliche Entscheidung der noch immer nicht ganz beygelegten Streitfrage, über die Rechtmäsigkeit der, vom Dr. *Maskelyne*, bey seinem Kataloge angebrachten constanten Correction, geben würde. Kein Astronom ist zu Beobachtungen dieser Art besser ausgerüstet, als Hr. *Piazzi*; keiner hat sich eines so schönen Himmels zu erfreuen; es läſst sich also mit Recht etwas Entscheidendes erwarten. Hn. *Piazzi's* neuere Beobachtungen bestätigen die früher gefundene Parallaxe der Wage von 1″95 nicht; allein er glaubt, für Sirius 4″ und für Procyon 3″ zu finden. Rec. bezweifelt jedoch diese Resultate sehr; Procyon müsste eine, etwa 4mal so grosse Parallaxe in Rectascension zeigen, und die könnte doch einem *Maskelyne* oder *von Zach* nicht unbemerkt geblieben seyn. Auch die Beobachtung, dass die Sonnenstrahlen brechbarer sind, als die der Fixsterne, scheint noch manches gegen sich zu haben, und es scheint uns, dass sie, ohne wiederholte Bestätigung, keine Rücksicht verdient. — *Verschiedene astronomische Nachrichten u. s. w.* von *de la Lande*. Unter andern ein Vorschlag, statt der bisherigen Benennung *Ascension droite*, die, mit *Longitude* gleichförmigere, *Equatude*, einzuführen; wogegen Hr. *Bode* sehr richtig bemerkt, dass man nach der Analogie dann auch *Longitude* in *Ecliptude*, verwandeln müsse, dass beide Benennungen sich aber nicht ins Deutsche übersetzen lassen. Hr. *Vidal* in Mirepoix will eine Veränderung in der Richtung seines Meridian's bemerkt haben; — eine Beobachtung, der Rec. sein Vertrauen nicht schenken kann!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Junius: *Lemuel Gullivers Reisen zu verschiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens.* Von neuem aus dem Englischen übersetzt. 1804. I Band, *Reise nach Lilliput.* 176 S. II Band, *Reise nach Brobdingnang.* 194 S. III Band, *Reise nach Laputà.* 197 S. IV Band, *Reise ins Land der Houyhnhnms.* 220 S. 8. (2 Thlr.) Der Werth des Originals ist bekannt; aber um es auch für Deutsche schmackhaft und angenehm zu machen, hätte man mehr Fleiss auf die Übersetzung wenden, und dem Sinne des Originals hie und da durch eine Anmerkung zu Hülfe kommen müssen. Vieles ist in Bezug auf die nächste Umgebung geschrieben, und der gewöhnliche Leser bedarf einer Anweisung in dieser ihm fremden Welt. Der Übersetzung fehlt es an Leichtigkeit. Wer mag solche Stellen vertragen? Thl. 2. S. 43. „Immer hegt' ich die starke Hoffnung, dass ich dereinst meine Freyheit wieder erlangen würde; und was die Schande, als ein Wunderthier umhergeführt zu werden, betraf, so bedacht' ich, dass ich ganz fremd in diesem Lande sey, und dass, wenn ich je nach England zurückkehren sollte, ein solches Unglück mir nie zum Vorwurf gemacht werden könnte, da der König von Gross-Britannien selbst, hätt' er sich in meiner Lage befunden, sich dieselbe Misshandlung *würde haben gefallen lassen müssen.* Oder Theil 4. S. 64. „Er versprach dies, und ich erzählte ihm also, dass ich auf einer Insel Namens England, die von seinem Lande eben so viele Tagereisen, als der stärkste seiner Knechte in dem jährlichen Umlaufe der Sonne zurücklegen könne, entfernt sey, geboren worden " Wie krüppelhaft sind diese Perioden! der Sinn des Originals ist, so weit es Rec. verglichen hat, getroffen.

Hks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1807.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Verfasser, u. in Commission bey Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1808.* Berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Bemerkungen über die, vom Ursprunge der drey neuen Planeten, Ceres, Pallas und Juno, bekannt gewordene Hypothese, vom Prof. *Regnér* in Upsala. Hr. *R.* findet sich sehr dadurch überrascht, dass die Hypothese des Hn. Dr. *Olbers,* nach welcher diese Planeten, nur Bruchstücke eines ehemals vorhandenen, grösseren sind, der durch irgend eine Kraft gesprengt wurde; noch immer Beyfall findet. Zwar lässt sich diese Hypothese — so wie alles, was diesen Namen führt — nicht mit mathematischer Schärfe rechtfertigen, und Zweifel gegen Hypothesen sind lobenswerth, da sie uns nur der Wahrheit nähern können: allein wer eine, von einem *Olbers* aufgestellte Meinung angreifen will, der sollte seine Kräfte doch besser prüfen, und wenn er sich hier schwach fühlt, den Kampf selbst dann nicht wagen, wenn er auch versichert ist, keinen Widerstand zu finden. In diesem Falle ist, däucht uns, Hr. *Regnér; seine* Zweifel werden uns der Wahrheit nicht nähern; und nicht, um das Kraftlose zu entkräften, sondern nur, um ihn in der Folge bedachtsamer zu machen, will Rec. sich bey dieser Abhandlung einige Augenblicke aufhalten. Hr. *R.* hält die Zersprengung durch eine innere Kraft für beynahe unbegreiflich, *wegen der entsetzlichen Wirkung* dieser Kraft. Ohne uns auf die Bündigkeit dieses Grundes einzulassen, gehen wir gleich zu der darauf folgenden Behauptung über, dass es in diesem Falle schlechterdings unmöglich sey, dass alle diese drey Stücke sich nach derselben Richtung bewegen. — Eines Theils ist es noch gar nicht *ausgemacht,* ob nicht noch unbekannte Planeten existiren, die gegen die Ordnung der Zeichen laufen, oder ehemals so liefen; anderen Theils sieht Rec. auch nicht ein, woraus denn die Unmöglichkeit gefolgert werden könne. Wenn man die Geschwindigkeit des Hauptplaneten in dem Augenblicke der Zersprengung, nach drey verschiedenen, aufeinander senkrechten Richtungen zerlegt, von denen eine der Ekliptik parallel und senkrecht auf den *Radius Vector* ist; wenn man die Geschwindigkeiten der Stücke, in die er zersprengt wird, auf dieselben Richtungen bezieht: so ist es augenscheinlich, dass alle diese Stücke *rechtläufig* bleiben werden, wenn keins darunter ist, dessen absolute Geschwindigkeit nach der angegebenen Richtung negativ und zugleich grösser ist, als die des Planeten, nach derselben Richtung. Es ist also nicht nur möglich, dass alle Stücke rechtläufig bleiben; sondern eine so grosse Geschwindigkeit, als erfoderlich wäre, einige davon rückläufig zu machen, scheint sogar unwahrscheinlich. Eine gleiche Logik herrscht bey der gleich folgenden Behauptung, wo von der Möglichkeit der Zersprengung durch den Stoss eines Kometen die Rede ist, und wo Hr. *R.* meint, beide Körper müssten nach dem Aneinanderstossen einen einzigen ausmachen; oder, wenn der Planet ja zersprengt werden sollte, so müsste jedes Stück gleich nachher wieder auf den Kometen zurückfallen, wodurch denn jede Spur dieses schrecklichen Vorfalls aus dem Weltraume vertilgt wäre. — Auch der gleich folgende Satz ist ein würdiger Begleiter des vorigen! — Hr. *R.* bildet sich nämlich ein, alle Stücke müssten an dem Orte der Zersprengung ihr Aphelium oder Perihelium haben; wie er sich aber diesen nagelneuen Satz der höheren Mechanik entwickelte, giebt er nicht an, indess zieht er aus ihm die Folgerung, dass alle Stücke die eine gleiche Umlaufszeit haben, auch alle anderen Elemente der elliptischen Bewegung mit einander gemein haben müssen, dass sie folglich am Ende der halben Umlaufszeit wieder aufeinander stossen und sich vereinigen — eine Folgerung, die allerdings ihre Richtigkeit haben würde, wenn ihr Grund in der Natur, und nicht bloss in der Einbildung, existirte. Hieraus folgt denn ferner, dass Pallas und Ceres, die etwa gleiche Umlaufszeiten haben, schon längst wieder zusammengefallen seyn müssten, und dergleichen mehr. Einen Rechnungsfehler, der Hn *R* veranlasst, das Volumen der Pallas, nach Hn. *Herschels* Messungen, 2000 mal so gross anzunehmen, als das der Ceres, statt dass eben diese Messungen etwa 12mal geben, verdient in solcher Gesellschaft kaum einer Erwähnung, so wie wir die ganze Abhandlung unter der Zahl der besseren, in diesem Bande enthaltenen, lieber gar nicht erwähnt hätten, wenn wir es nicht unserer Pflicht schuldig zu seyn glaubten. Schon oft hat Hr. *R.* dergleichen bekannt gemacht, und dadurch keinen vortheilhaften Begriff von seinen mathematischen Kenntnissen gegeben; seine Lichttheorie, seine Berechnung der Kometenmassen und dergl. mehr, sind in frischem Andenken. — *Astronomische Beobachtungen* vom Hofr. und Prof. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Hr. *Huth* theilt seine Messungen der drey neuen Planeten mit; allein sie sind gegen die

*Schröter*schen, noch mehr aber gegen die *Herschel*schen Angaben, viel zu groſs, und Rec. vermuthet, daſs der gebrauchte Reflector nicht gut concentrirt war, wodurch das Bild undeutlich, und deſshalb gröſser erschien. Auch eine Anzeige der nördlichen hellen Polarzone des Mars, seiner Flecken u. s. w. — *Beyträge zu den Formeln, aus den scheinbaren Abständen zweyer Sterne, ihre wahren zu finden*, vom Prof. *Klügel* in Halle. Hr. *Kl.* theilt hier eine Formel mit, die er bey *Kelly* fand; auch eine ähnliche von ihm selbst — *Über den Zusammenhang der drey Weltordnungen*, von *Demselben*. — *Das vom Hrn. Dr. Maskelyne neu verbesserte Verzeichniſs seiner 36 Fundamentalsterne.* — Anzeige des vom Hn. JR. *Schröter* in Lilienthal herausgegebenen vortrefflichen Werks, über seine und Hn. *Hardings* Meſsungen, der drey neuen Planeten. — *Beschreibung eines röhrenförmigen Pendels* von *E. Troughton* in London. Dieses Pendel stimmt, in Absicht des Grundes worauf es gebaut wurde, mit dem rostförmigen Compensationspendel überein, und der Künstler ersann es, um dadurch einer Schwierigkeit, die bey diesem Statt findet, abzuhelfen. Die Reibung in den Queerstücken, welche die Stangen verbinden, und die Seitenbewegung, der jene Pendel so leicht unterworfen ist, sind bey diesem vermieden, und Rec. glaubt mit Hn. *Troughton*, daſs es sicherere Dienste leisten wird. — *Astronomische Beobachtungen in Petersburg*, vom Adjunct *von Wisniewsky*. Herrliche Reihen von Beobachtungen der Venus, des Saturn und der neuen Planeten, die Hn. *v. W.* sehr gut gelungen zu seyn scheinen, und die von Fleiſs und Geschicklichkeit zeugen. — *Auszug aus einem Schreiben* des Hofrath *Goldbach* in Moskau. Nachricht von der in Moskau zu erbauenden Sternwarte u. s. w., die in der Folge, bey Hrn. *Goldbachs* bekanntem Eifer, eine reiche astronomische Ausbeute verspricht. — *Über die trigonometrische Aufnahme des Herzogthums Berg*, vom Dr. *Benzenberg* in Düſseldorf. Die Winkel werden mit einem 5zölligen Sextanten von *Troughton* gemeſsen, und noch im Jahre 1805 wollte Hr. *Benzenberg* diese Arbeit, so wie die Meſsung zweyer Standlinien vollenden. — *Astronomische Beobachtungen* vom Dr. *Koch* in Danzig. — *Berechnung verschiedener Längenbestimmungen, aus astronomischen Beobachtungen*, von *Jabbo Oltmanns* in Aurich. Aus der Sonnenfinsterniſs den 17 Aug. 1803 ergab sich Mittags Unterschied zwischen Paris und Regensburg 38′52,67; zwischen Paris und Güntersberg 44′29″, 53. — *Über einen aufgegebenen astronomischen Preis.* In Berlin wurde von einem ungenannten Verehrer der Sternkunde, ein Preis von 20 Friedrichsd'or ausgesetzt, durch welchen die wichtigste, bey Hn. *Bode* eingehende, astronomische Abhandlung, oder eine angezeigte wichtige Entdeckung am Sternenhimmel, gekrönt werden sollte. Es gingen, bis zum Ende des Aug. 1805, 5 Abhandlungen ein, von denen sich aber keine zum Empfange des Preises qualificirte; er wird daher in diesem Bande des Jahrbuchs von neuem ausgesetzt, und auf 30 Friedrichsd'or erhöht: den Ablaufstermin war auf den 30 Septemb. 1806 festgesetzt. Unter den noch folgenden verschiedenen kürzern astronomischen Beobachtungen und Nachrichten finden wir die Elemente der Laufbahnen der drey neuen Planeten, vom Dr. *Gauſs*; eine Anzeige der von Dr. *Herschel* über die Juno angestellten Meſsungen (er fand ihren Durchmeſser etwa $\frac{1}{5}''$ groſs); eine Anzeige des Todes des berühmten *Méchain*, der den 20 Sept. 1804 zu Castellon de la Plana im 60 Jahre seines Alters starb; eine Protestation des alten ehrwürdigen *de la Lande*, gegen die in Deutschland angenommenen Namen der neuen Planeten, an deren Stelle er die der Entdecker gebraucht, u. s. w.

Wir können diese Anzeige nicht beschlieſsen, ohne auf die besondere Reichhaltigkeit und Wichtigkeit dieses Bandes der Jahrbücher aufmerksam zu machen. Es ist nicht das kleinste Verdienst des Hn. *Bode* um die astronomischen Wiſsenschaften, daſs er die Herausgabe eines Werks übernahm, welches als eine Sammlung alles Wichtigen in der Astronomie angesehen werden kann, welches er nun schon eine ansehnliche Reihe von Jahren in immer gleicher Vortrefflichkeit zu erhalten wuſste, und welches hoffentlich noch lange nicht aufhören wird, uns mit dem Neuen in der Astronomie bekannt zu machen.

LL. AL.

Königsberg, ohne Angabe des Verlegers: *Elementargeometrische Auflösungen des Delischen Problems, der Aufgabe vom Dreyschnitt des Winkels und einigen anderen Sätzen, als einnagulanes 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29 Eck, geometrisch zu zeichnen*, nebst einer neuen und sehr leichten Methode, eine Linie proportionaliter ad totam zu theilen. Erfunden und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht von *August Wilhelm Wlochatius*, Dr. der WW. und auſserordentl. Profeſsor derselben. 1804. II u. 103 S. in 8. Nebst 2 Kupf. (16 Gr.)

Nicht ohne Verwunderung las Rec. diesen Titel in einem Bücherverzeichniſse; aber wie stieg sein Erstaunen, als er das Werkchen selbst zur Hand nahm, und gleich Anfangs auf eine Vorrede stieſs, die dem Gepränge des Titels angemeſsen war! — Wir erfahren da nämlich, daſs der Vf. seit einer langen Reihe von Jahren Privatlehrer an der königsberger Universität war, daſs er, während dieser Zeit, die reine Mathematik oft privatim und privatiſsime vortrug, und daſs er dabey immer den Wunsch hegte, die beiden Probleme, von denen der Titel redet, nebst noch mehreren anderen Sätzen, durch die Elementar-Geometrie aufgelöset zu sehen, oder selbst aufzulösen. Da jener Wunsch nicht erfüllt wurde, so blieb ihm nur die eigene Erfindung übrig, und in dem vor uns liegenden Werkchen will er uns zeigen, daſs er erfand, was keiner seiner Vorgänger erfinden konnte. Er hofft, daſs seine Arbeiten, wenn auch nicht der schändlich-neidischen und thöricht-stolzen, doch der beſseren und edleren Menschen, Beyfall finden werden, und daſs die Nachwelt ihm das Lob eines

anhaltenden unermüdeten Fleisses, in Ausfindigmachung der hier vorkommenden Auflösungen, nicht versagen wird.

Die Absicht des Vfs. war also nichts Geringeres, als in der Elementargeometrie zwey Sätze zu entdecken, die seit Jahrtausenden Steine des Anstosses waren; von denen man sogar beweisen kann, dass sie nicht in der Elementargeometrie existiren. Wer u. a. *Kästners* Gründe dagegen kennt, der wird sich schon von der Nichtigkeit der vermeintlichen Entdeckung überzeugen, ehe er das Buch selbst gelesen hat. Rec. war in diesem Falle: eine kleine Präoccupation kann er daher nicht leugnen, und auf Unparteylichkeit kann seine Anzeige des Werkchens keinen Anspruch machen: — würde man seine Competenz nicht anfechten können, wenn er diesen Anspruch behaupten wollte? — Indess wird die folgende Auseinandersetzung der Sache zeigen, dass er nicht zu den, in der Vorrede bezeichneten, schändlichneidischen und thörichtstolzen Menschen gehören kann, indem er allen Neid hier für ganz unmöglich hält.

Hr. *W.* setzt auseinander, wie diese Aufgaben mit der Erfindung zweyer mittlerer geometrischer Proportionallinien zusammen hängen; er führt die Geschichte dieser Sätze an, und auch das, was *Kästner*, *Karsten*, *Montucla* über ihre Auflöslichkeit urtheilen. Indess verzweifelte er nicht am glücklichen Erfolge seiner Bemühungen; seit mehr denn 20 Jahren liess er diese seine Erholungen von anderen Arbeiten seyn: er las viele geometrische Schriften darüber nach, und da er darin nichts fand, was ihm eine Spur hätte zeigen können, so suchte er, durch Zeichnung mancherley geometrischer Figuren selbst eine zu entdecken. Von einer Figur verfiel er auf die andere, endlich auf solche, die das Gesuchte ziemlich nahe gaben; und da er im Suchen nicht nachliess, so entdeckte er eine Construction, die er uns in der 7 Figur mittheilt, und die die mittleren Proportionallinien so genau angab, dass er sie seinen sehr genau geführten Zeichnungen vollkommen entsprechend fand. Zwar überzeugt, das Gesuchte wirklich gefunden zu haben, aber doch noch nicht völlig damit zufrieden, suchte er es durch einen strengen geometrischen Beweis über allen Zweifel zu erheben; diesen finden wir S. 28, und mit ihm den Punct, von welchem wir das bewähren können, was wir gegen die ganze Erfindung sagten.

Rec. wird sich oft auf das Buch und die Figuren des Hn. *W.* beziehen müssen, weil sonst sein Urtheil, entweder sehr weitläuftig, oder, bey der nothwendigen Kürze, unverständlich ausfallen würde. Gleich am Anfange des Beweises findet sich die Lücke, die Hr. *W.* unausgefüllt lässt und die ewig unausgefüllt bleiben wird. Wo beweiset er denn, dass Ag = Ak ist, oder dass der Halbkreis BGN bis zu welchem er das AG zählt, den Halbkreis KGL, dessen Radius AK ist, genau im Perpendikel AZ durchschneidet? — Rec. kann im Gegentheil beweisen, dass diese Gleichheit *nicht* existirt, aber auch, dass sie nahe genug Statt findet, um daraus die Übereinstimmung der Zeichnungen des Vfs. erklären zu können. Wenn man, so wie Hr. *W.* in Fig. 7 über BC den Halbkreis BEC beschreibt, mit dem Rad. CA aus C den Bogen AE, mit der Sehne AE, den Bogen AR zieht; so findet man leicht, dass das Quadrat von AD = $\frac{\sqrt{8}.\ (AC)^2\ (AB)^{\frac{3}{2}}}{\sqrt{8}.\ AC.\ \sqrt{AB} + (AC - AB)\sqrt{(AC + AB)}}$ ist; während das Quadrat von AG = AB $\sqrt{(AC.\ AD)}$ ist; Ausdrücke, die, wenn man sie einander *gleich* setzen wollte, auf Unmöglichkeiten führen würden, und die es folglich beweisen, dass die beiden oben erwähnten Halbkreise sich *nicht* im Perpendikel AZ schneiden. Auch soll AD die erste der mittleren geometrischen Proportionallinien zwischen AB und AC seyn, woraus ihr Werth sich, gleich der Kubikwurzel aus $(AB)^2$ AC ergiebt, welcher mit dem oben gefundenen Ausdrucke keineswegs identisch ist; woraus denn folgt, dass das AD der Figur eben so wenig die gesuchte mittlere Proportionallinie seyn kann. Die angeführte 7 Figur verändert der Vf. dann auf mancherley Art; damit auch die Beweise, die aber alle an ähnlichen Fehlern laboriren. Was der Vf. mit der 14 Figur sagen will, begreift Rec. nicht; eine Auflösung der Aufgabe soll sie doch nicht enthalten? Die Proportion AB : AD = AP : AC ist allerdings richtig, allein wie kann Hr. *W.* diese in AB : AD : AP : AC verwandeln? — Das hier gesagte enthält zugleich den Schlüssel zu der scheinbaren Übereinstimmung mit den bekannten mechanischen Auflösungen dieser Aufgabe, und Rec. hält sich dabey nicht länger auf. In der 15 Figur ist der Lehrsatz noch mehr generalisirt, aber freygebig hat der Vf. noch mehrere Fehler dabey angehäuft; so soll er, in der Folge, mehreren Aufgaben zur Grundlage dienen. Im zweyten Abschnitte finden wir die Trisection des Winkels abgehandelt; aber noch gröber, noch augenfälliger, sind hier die falschen Voraussetzungen! — Gleich anfangs, bey der 17 Figur, heisst es: „Man mache mit dem Halbmesser BC einen Bogen CEP, so geht solcher genau durch den Punct E;“ wo ist denn das bewiesen? — wo ist es bewiesen, dass in Fig. 20 der Kreisbogen RGS durch den Durchschnitt der Linien EH und FP geht? — Rec. kann unmöglich dieses Blatt mit der umständlichen Widerlegung solcher Sätze füllen; er begnügt sich, das vorige (delische) Problem näher betrachtet zu haben, unterlässt aber nicht, die Verehrer ächt geometrischer Schlüsse auf den *dritten Beweis* der Trisection des Winkels, den sie S. 64 an *dieser Aufschrift* erkennen werden, aufmerksam zu machen; Hr. *W.* meint auch von diesem, er sey so streng geführt, als nur irgend ein geometrischer Beweis geführt werden könne.

Nach der Erfechtung solcher Siege über alle seine Vorgänger, kann man es Hn. *W.* offenbar nicht verargen, wenn er die Partey gegen die ergreift, die die beiden oft erwähnten Aufgaben für unauflöslich ausgaben; es kann uns also nicht befremden, wenn wir *Kästner*, *Klügel*, *Wolff* u. a. m. der Unbedachtsamkeit und Übereilung beschuldigt finden. Unter aller Kritik sind die Sätze von der Construction der

regulären Poligone, vom Dreyeck bis zum Dreyssigeck; aber eine noch schärfere Rüge verdient der Anhang, wo Hr. *W.* von der Theilung einer Linie *in media et extrema ratione* handelt, und wo er sogar diese längst richtig aufgelösete Aufgabe durch *seine* Geometrie abscheulich misshandelt.

Es sind also hier die Paralogismen aufgedeckt, auf die das ganze Gebäude sich gründet; mit ihnen stürzt es zusammen, und auch die geträumte Unsterblichkeit des Vfs ist schon am Ende ihrer Tage. Interessant ist indess noch immer die Frage, ob Hr. *W.* sich selbst täuschte, oder ob er andere täuschen wollte? — Es scheint allerdings, dass er in dem letzten Falle seinen Zweck ziemlich erreicht hat. Denn mehrere gelehrte Zeitungen stellen Beyspiele so getäuschter Recensenten auf; auch ist es kaum glaublich, dass der Vf. selbst die Lücken in seinen Beweisen nicht bemerkt haben sollte; er hat zu viel Fleiss und Zeit auf diese Arbeit verwandt, als dass wir hier noch etwas auf Rechnung von Übereilung und Flüchtigkeit schreiben könnten. Allein, wenn er jene Paralogismen selbst kannte, warum gab er denn nicht seine Auflösungen für das, was sie sind, für Näherungen? Als solche würden sie seinem Verstande nicht zur Unehre gereichen; als geometrische Wahrheiten haben sie keinen Werth, oder etwa den, den die geometrischen Versuche der Cirkelquadratur haben. Doch es liegt uns nicht ob, die Absicht des Vfs. bey dieser Schrift zu deuten; nur ihr Inhalt geht uns an, und wir glaubten, Anfänger und ungeübte Mathematiker davor warnen zu müssen. Wir haben in den letzten Jahren mehrere Werke in der mathematischen Literatur, die theils Unmöglichkeiten erfinden, theils alte, scharferwiesene Wahrheiten bekämpfen wollen; die meisten verdanken ihr Daseyn nicht der Unwissenheit ihrer Vff. allein; auch böser Wille scheint aus ihnen hervorzuleuchten. Hochtrabender Ton, mit gänzlicher Kraftlosigkeit verbunden, charakterisirt diese Schriften, die glänzend, — wie Cythere — aus Schaum hervorsteigen — aber bald wieder zu Wasser werden. Noch eine Schrift hat Hr. *W. in petto;* sie soll eine schwere arithmetische Aufgabe betreffen. Gehört sie in die eben geschilderte Classe oder ist sie nicht besser und fester begründet, als die hier angezeigte, so müssen wir Hn. *W.* bitten — sie *in petto zu behalten.*

LL. AL.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Neue und gründlichere Darstellung der Principien der Differentialrechnung* von *Karl Christian Langsdorf*, grossherzoglich badischem geheimen Hofrath, ord. Prof. der Mathem. zu Heidelberg, 1807. 71 S. 8. (10 Gr.) Diese Schrift führt auch den lateinischen Titel: *Principia Calculi differentialis ex fundamentis novis, iisque solidioribus deducta*, — und die lateinische Übersetzung steht immer dem deutschen Texte gegenüber. Hr. *Langsdorf* sagt nicht, was ihn zu dieser doppelten Ausarbeitung veranlasst habe. Der Inhalt der Schrift ist folgender:

Nicht jede Gleichung, die sich auf $\frac{0}{0}$ reducirt, ist darum eine unbestimmte, sondern es kann sehr wohl der Fall seyn, dass sich ihr wahrer Werth aus Betrachtung der Entstehung derselben bestimmen läst. So z. B. ist $\frac{x^2 - x^2}{x - x} = \frac{0}{0}$, aber da $x^2 - x^2 = x\,(x - x)$ und auch $= (x + x)\,(x - x)$ ist, so kann jene Gleichung $= x$ oder $= 2x$ seyn, und noch mehrere Werthe haben. Man darf daher nicht glauben, dass die Betrachtung eines solchen Quotienten wie $\frac{x - x}{y - y}$ unnütz sey, wenn nämlich die allgemeine Bestimmung von y durch x gegeben ist, so dass man den Werth von $\frac{x^1 - x}{y^1 - y}$ angeben kann, wenn x^1 und y^1 zwey andere zusammengehörige Werthe der beiden Functionen x, y, bedeuten. Dass sich die Differentiale, die Hr. *L.* immer als $dx = x - x$ betrachtet, durch Herleitung aus einer ganz gewöhnlichen Gleichung finden lasse, zeigt Hr. *Langsdorf* an einigen Beyspielen. Man hat z. B.

$$\frac{x^n - y^n}{x - y} = x^{n-1} + x^{n-2}y + x^{n-3}y^2 + + +$$

y^{n-1}; setzt man hier $x = y$ so hat man

$$\frac{x^n - x^n}{x - x}, \text{ das ist } \frac{d\,.\,x^n}{dx} = n\,.\,x^{n-1}.$$

Dieses alles ist nun recht gut, wird auch vielleicht Manchem die Zweifel wegen der scheinbaren Nullenrechnung zu heben scheinen; aber dennoch möchte Rec. zweifeln, ob in der Hauptsache hiemit viel gewonnen sey. Denn wem wird nicht doch auch hier bey dem Exempel §. 5. der Zweifel einfallen, dass für $\Delta t = 0$, das ist in gar keiner Zeit, auch gar kein Wasser ausfliesse? Und so ist es mit allen anderen Fällen. Dass bey einer krummen Linie, deren rechtwinklichte Coordinate x und y sind, die Lage der Sehne gegen die Axe des x durch $\frac{y^1 - y}{x^1 - x}$ bestimmt wird, leuchtet jedem ein, man mag den Bogen, den sie umfasst, gross oder klein annehmen; läst man aber diesen Bogen ganz im völligsten Sinne verschwinden, indem man $y^1 = y$ und $x^1 = x$ setzt, so ist die Lage der Linie, die man ziehen soll, welche jetzt durch $\frac{y - y}{x - x}$ angegeben werden sollte, durchaus unbestimmt, denn *ein* Punkt bestimmt die Lage der Linie nicht. Gleichwohl ist die Lage der Tangente *bestimmt*, und man ist daher genöthigt, in der Idee wenigstens, die Tangente als eine Linie zu betrachten, welche durch *zwey* Puncte gezogen wird, obgleich diese beiden Puncte um keine angebliche Distanz von einander abliegen. Wirklich bringt doch auch der Begriff von der Tangente dieses mit sich. Denn wodurch anders unterscheidet sie sich von jeder schneidenden Linie, als dadurch, dass sie sich an die Curve anschmiegt, also mehr mit ihr gemein hat, als dem einen Punct der schneidenden? Indess, wenn auch nach Hn. *Langsdorf's* Vortrage noch keinesweges alle Schwierigkeit gehoben ist, so kann es doch immer gut seyn, die Sache auf mehrfältige Weise zu beobachten. — Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, dass wir die zu S. 32, 52 u. a. gehörigen Figuren ungern vermissen, da Ungeübte in der eigenen Construction leicht etwas Schwierigkeit finden könnten.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1807.

GESCHICHTE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Eginharti vita Caroli Magni*, edita cum adnotationibus et varietate lectionis, a *Gabr. Godofr. Bredow*, Prof. Helmstad. 1806. XXXIV u. 187 S. 8. (1 Thlr.)

Es ist sehr zu bedauern, dass aus unserer reichhaltigen Sammlung deutscher Geschichtschreiber des Mittelalters so wenige Stücke, wie es seyn sollte, und ihrer würdig herausgegeben sind. Grösstentheils fällt ihre Erscheinung zwar schon in entfernte Zeiten, in welchen man noch nicht daran dachte, einen vaterländischen Schriftsteller wie einen römischen oder griechischen zu behandeln; aber obgleich fast alle Sammlungen im vorigen Jahrh. wieder aufgelegt wurden, so fanden die Herausgeber es doch bequemer, sich nicht viel Mühe dabey zu geben, und auch selbst die neueren Versuche haben bey weitem den Foderungen nicht entsprochen, welche man an eine neue Ausgabe der *Scriptorum rerum Germanicarum* zu machen berechtigt ist. Eine nützliche und nothwendige Arbeit, wie jeder zugestehen wird, der die bisherigen Abdrücke kennen gelernt hat, aber keineswegs so leicht, als wohl Mancher denken möchte; wenn nämlich etwas mehr, als ein gefälligeres und bequemeres Äussere und ein mechanischer Nachdruck der alten Sammlungen, also im Ganzen etwas sehr Überflüssiges, beabsichtigt seyn soll. An eine vollständige Sammlung, die vor einigen Jahren von mehreren Seiten her angekündigt wurde, ist, wenn auch nicht der Tod die Ausführung verhinderte, *nun* gar nicht mehr zu denken; es müsste sich denn eine patriotisch-liberale Regierung, die auch noch auf andere Gegenstände, als den Krieg, Summen zu verwenden hätte, damit ein Monument errichten wollen. Wer wird sich daher nicht über Beyträge zur Ausfüllung dieser Lücke, zur Abhelfung dieses Mangels, freuen, wem wird eine Unternehmung, wie die vorliegende, nicht Vergnügen machen, je weniger er gerade zu dieser Zeit darauf rechnen durfte! Aber gerade die Zeitumstände mussten die Ausführung befördern, mussten, sonst eher das Gute zurückzusetzen und zu verhindern geneigt, einmal ein nützliches literarisches Unternehmen begünstigen. Wir haben in unseren Tagen das Andenken an jenen mächtigen Herrscher Frankreichs mit so vieler Bedeutung erneuern gesehn; natürlich oft gar nicht passend, oft ganz verstellt. Das Interesse an den grosen Mann des 8 Jahrh. war geweckt, man fragte nach authentischen Nachrichten über sein Leben, seine Thaten. Die neuesten Auflagen der bekannten Biographie durch seinen Minister und Gesellschafter *Eginhard*, das einzige gleichzeitige Werk, welches hier in Betrachtung kam, waren vergriffen. Diess bewog Hn. B. eine neue Auflage zu veranstalten, wodurch er zugleich die Nebenabsicht, geschichtslehrbegierige Jünglinge zu dem vernachlässigten Selbststudium der Quellen des Mittelalters zu leiten, erreichen wollte. Nie nöthiger, als bey dem jetzigen Zustande des historischen Studiums, wo Jeder, der ein paar Phrasen, verdienstlicher noch geachtet, wenn sie schulgerecht sind, für ein an der Tagesordnung stehendes System, zusammenstoppelt, sich berufen glaubt, aus dem ersten besten Schriftsteller sein *historisches Kunstwerk* zu bilden — dem leider auch alles abgeht, was zu einem solchen erfodert wird. Nur gründliches Quellenstudium kann von einem so weitabführenden und schmuzigen Wege zurückbringen, und es ist allerdings des Dankes werth, dass Hr. B. Hand anlegte zur Abhelfung. Das erwähnte Werk aber war dazu wie je ein anderes passend und wohl ausgewählt, als ein in vielfacher Hinsicht höchst anziehendes Gemählde von einem ganz eigenen Interesse. Dem Plan und der Sprache nach zugleich an Suetonius erinnernd, und das 8 Jahrh., mit der dem Jüngling noch mehr im frischen Andenken vorschwebender Römerwelt in Verbindung setzend — nicht gleich durch den verdorbenen Geschmack und die corrumpirte Sprache dieser Zeiten abschreckend, und auch Beweis genug von der Eigenthümlichkeit, der Veränderung und der Ausartung gebend, wie alles in einem Zeitalter seyn musste, dem Jahrhunderte einer auf allgemeine Weltherrschaft gefolgten allgemeinen Barbarey vorhergegangen waren, und worin man erst wieder anfing, die Überbleibsel einer besseren Cultur aufzusuchen. Bald ziehen die Sitten jener Zeit an, bald der Ursprung von Einrichtungen und Anstalten, die bis zu uns fortgedauert haben, bald kommt eine Erinnerung an ähnliche Ereignisse der jetzigen Zeit, derselbe Schauplatz der Begebenheiten ist wieder zurückgekehrt. Man sieht den Leuchtthurm von Boulogne aufbauen, auch damals wieder ein Kriegshafen; den persischen Gesandten den ersten Elephanten nach Deutschland bringen, oder die Wahrheit jener alten Staatsmaxime der Griechen (S. 70) nach 1000 Jahren wieder an uns bewährt, — *quis talia fundo!* Doch wem ist Eginhards Werk unbekannt, das alles diess in sich vereinigt?

Von seinem Plan bey der neuen Ausgabe, was er dabey gethan, hat uns der Vf. selbst nur wenig gesagt (II). Nach der Vorrede, die sich mit den Aus-

gaben des Werkes, den Abbildungen Karls, seinen Monogrammen beschäftigt, folgt die *Narratio de Eginharto ex Chronico Laurishamensi*, der Anfang der *historia translat. Marcellini et Petri*, *Rabanus* Epitaphium und einige andere *testimonia de auctore*. (Was dem Rec. nicht genügend ist, noch hinlänglich scheint, statt der erfoderlichen Notiz über den Schriftsteller.) Dann der Text selbst nach *Schminck* mit Noten. Von S. 129 *Corollaria*, dem besonderen Zweck des Herausgebers gemäss, sonst wohl nicht nothwendig; von S. 164 die *varietas lectionis*; endlich ein *Index*, der vollständiger seyn könnte. Überall blickt in der Hauptarbeit grosser Fleiss hervor. Man sieht, der Vf. ging mit Lust an seine Arbeit, scheuete keine Mühe, und so haben wir allerdings die beste Ausgabe Eginhards erhalten. Es ist unser Gebrauch nicht, bloss allgemeine Urtheile zu fällen, sondern auch im Einzelnen anzuzeigen, wo wir etwas zu bemerken finden; diesem glauben wir bey einem Werke der Art um so mehr treu bleiben zu müssen.

Bey der in der Vorrede gegebenen Literatur drängte sich dem Rec. bey der Erwähnung des ersten Herausg., des Grafen von *Nuenar*, eine ähnliche Bemerkung auf, wie er sie über den Schriftsteller selbst oben gemacht hat; auch von diesem scheint nicht genug gesagt zu seyn, was die Hinweisung auf Gundling schwerlich gut macht: auch wunderte er sich, von dem Vorwurf, diess ganze Leben Karls sey vom Nuenar untergeschoben und unächt, historisch nicht mehr zu finden (S. XIII). Die S. IV bemerkten Fehler der Grossesschen Ausgabe hat diese nicht zuerst, die gleich mehr zu erwähnende Köllner von 1562 liefert sie schon zum Theil; z. B. *Strabo*. S. 22 *St. regendi gratia — regenda susciperet* 306, ohne die Druckfehler. Die Bemerkungen zu der Göttinger Princeps sind also wohl mehr nach einer solchen Edition gemacht, als die Quelle derselben. VIII. *n. c. Fabricius* (*Bibl. med. et inf. lat.*) erwähnt ebenfalls die Rhenansche Ausgabe, jedoch wohl nur nach *Schmincks* Vorgange, wie der Ausgabe von 1562. 12. Auch Rec. sah einen Rhenanus von 1551, ohne den bemerkten Anhang dieses Lebens, (S. VIII). Aber welcher Abdruck sollte dem Rhenanus beygebunden seyn, ein Umstand, worin der Vf. die Auflösung des Zweifels sucht? Die Ausgabe von 1561. 12. besitzt Rec., er setzt den Titel her und giebt einige Eigenthümlichkeiten derselben an, um die Vergleichungen leichter zu machen und die Entscheidung zu befördern. Dieser lautet: *Annales regum francorum, Pipini, Caroli Magni et Ludovici: — — Item Caroli cognomento magni, Imperatoris Occidentalis primi vita et gesta, Autore Eginharto Germano, ipsius Caroli Alumno.* (Eine Vignette, Isaaks Opferung vorstellend) *Coloniae, apud Ioannem Birckmannum. Anno* 1561. 368 S. ohne den Index. Zuerst Nuenars Dedication, seine *narratio de origine — francorum*. S. 41 gehen die Annalen an, bis 270 zwischen ihnen und Eginhard ist: *In vitam et gesta Magni illius Caroli, primi germanorum excellentiss. Caesaris, praefatio Lamberti Venrady*, ein erst S. 295 endigendes, weitausholendes und überflüssiges Gewäsch, eingeschaltet. Dass hier bloss ein Abdruck der ersten Ausgabe vorhanden sey, zeigt schon die Vorrede etc. Wenn also die zweifelhafte Rhenansche Ausgabe nicht auch ein blosser Abdruck der ersten ist, so würde wenigstens Schminck diese Köllner unrichtig für einen Abdruck jener von 1551 halten (S. VIII). Sollte nicht der S. XV gerügte Druckfehler aus dem Gebrauch dieser Köllner Ausgabe herfliessen? Die vorgesetzte Abbildung Karls aus *Goltz* (*Los vivos Retratos de todos los Emperadores etc. En Anvers.* 1560) hätte, als sichtbar neueres Machwerk, immerhin wegbleiben können. (Irrt Rec. nicht, so hat er dieses Bild auch einzeln von dem Buchhändler für den argen Preis von 6 gr. ausgeboten gesehen.)

Die Noten sind zum Theil kritisch und beschäftigen sich mit der Lesart — eine reichhaltige *varietas lectionum* ist hinten angehängt, in welche doch wohl manches aus den Noten hätte verwiesen werden können; z. B. C. 1. n. 17 bey dem Ausdruck: *speciem dominantis: „Besselius ad marginem: Ms. dominationis“* und in der *varietas lectionum* kommen *codices* und Autoritäten für eben diese Lesart vor, warum nun Bessels Lesart nicht auch damit verbunden? — Wir sind nicht immer des Vfs. Meinung; S. 122 würden wir *Iuuauium* statt *Junanum* unbedenklich in den Text aufgenommen haben. Theils sind die Noten erklärend. Es würde ein Vorwurf seyn, wenn der Vf. die guten und richtigen Bemerkungen so vieler Vorgänger nicht hätte dankbar benutzen wollen. Aber er hat auch selbst genug hinzugesetzt. Besonders hat er gesucht, aus anderen gleichzeitigen Quellen, oder auch aus den Anführungen der zahlreichen Abschreiber seines Schriftstellers den Text herzustellen und die Darstellung zu erklären. Selbst den noch ungedruckten *Heinrichs de Hervordia*, den die Helmstädter Bibliothek durch die Sorge des Hofr. *Bruns* jetzt besitzt, ein, wie es scheint, nicht unwichtiger Schriftsteller, dessen Abdruck man wünschen muss, brauchte er zu diesem Zweck. Hie und da können wir dem Vf. nicht beystimmen; doch diess sind nur Kleinigkeiten. S. 29. N. 29 und 61. n. 93 hätte der von Heinrich von *Hervordia* excerpirte *Egkard* wohl genauer durch Hinweisung auf den *Annalista Saxo* (S. 142 und 170) bezeichnet werden können, wie S. 65. n. 102 die Bemerkung wohl nicht überflüssig gewesen wäre, dass der daselbst erwähnte Eginhart nicht der behandelte Autor sey, wenn der Vf. nicht lieber den richtigeren Namen *Meginhart*, nach dem Abdruck *Scheidts* (*in Bibl. Hist. Goett.*) setzen, und statt aus einem Abschreiber aus dem Werk selbst schöpfen wollte. Bey den Anfängern könnte dadurch ein Anstoss entstehen. Eben desshalb würden wir auch die schon erwähnte griechische Staatsmaxime c. 16 übersetzt haben; die Kenntniss der griechischen Sprache pflegt leider unter uns nicht mehr so häufig zu seyn, dass man sie bey den mehresten Lesern Eginhards voraussetzen könnte. N. 38 hätte von der Fabel des *locus conceptionis Caroli* in Thüringen wohl etwas gesagt werden können; n. 17 über *Ingelheim Schöpflins* Abhandlung in den *Act. Acad. Theod. Palat.* I. 300; S. 143 ist das Län-

genmafs Karls noch unter den pfälzischen (baierschen) Schätzen, wo es zu Frehers Zeiten war. Nachdem bisher so oft von den durch Karl gesammelten alten Liedern die Rede gewesen ist, hätte wohl eine eindringendere Nachricht ihres Inhaltes erwartet werden können, als die alte Ansicht, dass solche *Bardengesänge* gewesen und desshalb bald unterdrückt wären. Uns wundert dieser Ausdruck; hätte der Vf. die *antiquissima carmina* so gut erklärt, als die *barbara*, so würde er ihn schwerlich gebraucht haben. Der letztere Ausdruck heisst: vaterländisch, *fränkisch, deutsch.* Auch möchten wir wohl den Beweis lesen, (S. 109), dass Eostre (woraus die deutschen Göttermacher Ostera gebildet haben) eine Göttin des Frühlings gewesen sey, (wie Niord der Schweden Gott des Windes (n. 192)). Glücklicher ist die Bemühung *Eostre*, *Ostar*, ohne Recurrenz zu den Göttern, aus dem Deutschen selbst zu erklären, von *urstehn*, *oriri*, *surgere*, *uti Aprilis*, *quod aperit terram*, wofür vieles angeführt wird. Bey aller Rauheit des Klima waren doch wohl damals manche durch mehr Waldung geschützte Thäler früher erwärmt; überhaupt aber muss bey diesen Zeitbestimmungen auf Frankreich, nicht auf Deutschland gesehen werden. Gut ist, was S. 98 über Karls Schreibekunst gesagt wird. Einige Druckfehler hat Rec. auch bemerkt.

Die lange versprochene Ausgabe *Ditmars* von *Merseburg* ist neulich auch erschienen. Aber wird sich niemand unseres verwaisten *Wittichind* annehmen? Niemand in Paris die höchst mangelhafte Ausgabe des wichtigen *Annalista Saxo* vergleichen? Werden so manche schätzbare Geschichtschreiber nicht noch an das Tageslicht kommen? H. St. F.

Hamburg, in Commiss. b. Bohn: *Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung*, von D. *Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn.* 1807. XXVIII u. 563 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Vorlesungen — (vorgelesen sind sie nicht; „die abgenutzte Abtheilung in Bücher und Capitel sollte vermieden, und der Vortrag, ohne ihm ein systematisches Ansehen zu geben, deutlicher und heller gemacht werden") — ist ein Mann von 65 Jahren, der seit mehr als drey Decennien dem Gegenstande, den diese Vorlesungen behandeln, sein Nachdenken widmete. Man sieht, dass er ihn mit Eifer, Lust und Liebe untersuchte; man möchte sagen, er sey ihm ans Herz gewachsen. „Ein Mann, der so herzlich, wie ich, sagt er, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern wünschet; der die Wahrheit so aufrichtig sucht, und über Alles liebt und ehret; der die Tugend zum Glück unseres Gesellschaftsstandes für durchaus nothwendig hält, und oft wehmüthig darüber wird, dass man so wenig davon unter uns wahrnimmt; ein Mann, der sich mit dem Inhalte dieser Vorlesungen seit so vielen Jahren beschäftigt, und den Menschen zum vornehmsten Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht hat; ein Mann, der 22 Jahre in einer der grössten und volkreichsten Städte Europens (in Hamburg) als Lehrer einer Versammlung seiner Brüder, mehr als 4000 Predigten gehalten — (deswegen sind diese Vorlesungen auch fast Predigten geworden, und nicht bloss dadurch, dass der Vf. die Zuhörer mit: meine Brüder und Ihr anredet), — und die gewöhnliche Anthropologie, so wie die Glückseligkeitslehre, die man in unserem Gesellschaftsstande vorzutragen pflegt, genau untersucht und von allen Seiten geprüfet hat — ein solcher Mann wird wohl nicht in den Verdacht gerathen, dass er als ein Unwissender, der die Menschen nicht kennt, über einen so wichtigen Gegenstand, als der ist, den diese Vorlesungen betreffen, zu schreiben unternommen habe, oder dass er gar unreine, und seinen Mitbrüdern, nachtheilige Absichten durch sein Werk zu erreichen suche." — Gewiss nicht! Aber so gerne man auch die reine Absicht des ehrwürdigen Vfs. anerkennt, und so gern man ihm das Zeugniss giebt, dass er redlich nach Wahrheit geforscht habe: so freymüthig darf man wohl auch bekennen, dass sein Werk in wissenschaftlicher Rücksicht eine eigene Erscheinung ist, die freylich wohl „wenn Er nicht mehr seyn wird, ein Zeugniss seyn mag, was seine Gedanken über sich selbst und seine Mitmenschen gewesen sind," die aber weiter schwerlich einen Einfluss haben dürfte. Es ist zu fürchten, dass es den Lesern seines Buchs eben so gehen möge, wie es seinen Freunden ging, mit welchen er darüber redete, und unter welchen oft solche waren, die im Rufe der Gelehrsamkeit standen. Vielen, nämlich, kam das, was Er darüber sagte, als sehr sonderbar vor." Anders aber möchte es mit den Lesern seyn als mit den Freunden im Folgenden. „Diese gestanden bey ihrer Verwunderung, dass sie nie zuvor über diese Dinge nachgedacht hätten; anderen machte, was sie hörten Vergnügen, aber sie bezeugten doch keine Lust, darüber nachzudenken." Möchte man dabey nicht mit *Lessing* klagen, dass die gothische Tugend: Höflichkeit, unseren Umgang so schaal und falsch gemacht. Aber, wenn sie, diese Tugend, hier auch nicht herrschen soll, so würde doch das, was wir etwa sagen könnten, bey dem Vf. zu spät kommen; und dass für das Publicum dieser L. Z. keine wissenschaftliche Kritik des Werks nöthig sey — das, scheint uns, wird nicht geleugnet werden, wenn wir kurz darlegen, was Hr *W.* will.

Die Geschichte *der Menschheit* ist ihm einerley mit der Geschichte *des* Menschen die er genau von der Geschichte *der* Menschen unterschieden wissen will. Unter der Menschheit versteht er „die ursprünglichen und unveränderten Triebe, Fähigkeiten und Anlagen, welche die Natur dem Menschen verlieh, nebst der einfachen und ungekünstelten Anwendung derselben." Daher soll die Geschichte *des* Menschen" erzählen, wie der Mensch erzeuget und geboren wird; sie begleitet ihn durch alle seine Lebensalter bis an sein Ende; — sie stellt seine Triebe, Fähigkeiten, Anlagen dar, wie sie sich ohne Gesellschaftszustand, ohne Unterricht und ohne Kunst zu entwickeln anfangen, wie sie zu der, ihnen von der Natur bestimmten Vollkommenheit gelangen, abnehmen, aufhören; — kurz, sie zeiget, wie er von Natur ist, und was er nach ihr seyn sollte." Also der physische Mensch bloss als sol-

cher, abgesehen von aller Cultur und Vernünftigkeit, ist Gegenstand einer solchen Geschichte. Und den Zustand eines solchen Thier-Menschen hält Hr. *W.* für unsere natürliche Bestimmung. Alles, was unser Geschlecht im Ablaufe der Jahrtausende durch Wollen und That, durch Einsicht und Irren, durch Versuchen und Gelingen, unter Freude und Weinen, errungen; alles das hat uns nur von unserer Bestimmung entfernt, und entfernt uns immer mehr. Was denkende Menschen sonst für das Höchste und Heiligste halten, das ist ein Product des Wahns, der Künsteley. Selbst die Vernunft ist etwas Unnatürliches, und die Vorzüge, die der Mensch durch Einsicht und Gedanken zu haben glaubt, sind nur eben so viele Beweise, was die Erziehung vermag, das Vorurtheil, der Stolz; nichts als Einbildung. Wir Alle werden als Wilde geboren, und sollten es bleiben, und würden es bleiben, wenn uns nicht die leidige Erziehung in dem leidigen Gesellschaftsstande sogleich aus dieser herrlichen Wildheit herausrifs und zähmte. (Sollte es möglich seyn, fragt man, dass dem Vf. niemals eingefallen wäre, zu fragen: wie wohl die Ersten gezähmt seyn mögen, als es noch gar keinen Gesellschaftszustand gab? Wer wohl an ihnen die Kunst geübt haben mag, sie zu dem Vorurtheil zu erziehen, das uns nun sogleich eingeprägt wird? Allerdings hat er sich die Frage vorgelegt. Was S. 133 f. darüber gesagt wird, ist freylich so viel als nichts, beweiset es aber doch, und S. 445 heisst es: „wie allgemeine Anlagen zu Krankheiten, zum Seiltanzen, zur Taschenspielerkunst, zur Kochkunst, zum Weinverfälschen u. s. w. in dem Menschen vorhanden sind: so kann man auch sagen, dass er Anlagen habe, sich auf mancherley Weise zu verkünsteln, sich zähmen zu lassen, andere zu zähmen, und so der Natur untreu zu werden; — „es war ein Werk der Zeit und eine — Folge — der näheren Verbindung unter den Menschen." Aber — wir wollten nur referiren!)

Ein Geschichtschreiber *des* (uns nun bekannten) Menschen, muss nicht nur kein Vaterland haben, keiner politischen oder religiösen Secte angehören, sondern „eine unerschütterliche Wahrheitsliebe, ein sorgfältiger Beobachtungsgeist, eine kluge Scharfsicht, eine herzliche, auf Kenntnisse und Grundsätze gegründete Ehrlichkeit, eine anständige Freymüthigkeit die Wahrheit zu sagen, müssen die Hauptzüge seines Charakters ausmachen, um gegen die Macht der Vorurtheile des Gesellschaftsmenschen, und den thörichten Wahn und Stolz desselben gesichert zu seyn." Der Vf. bescheidet sich gern, dass er nicht alle diese Eigenschaften besitze; aber er ist sich des besten Willens bewusst, und der Mühe, die er sich gegeben hat, um sich von den Vorurtheilen der Erziehung u. s. w. zu reinigen.

Die beste Quelle für eine solche Geschichte der Menschheit würde seyn, wenn man ein Dutzend Kinder etwa in einen Park einsperrte, und sie da, nach Art des Wildes mit einander aufwachsen liesse. Ein Tagebuch von einigen vorurtheilsfreyen, civilisirten Menschen über diese ächten Wilden geführt, würde die herrlichste Geschichte der Menschheit seyn. Da nun aber von dem Vorurtheil der civilisirten Menschen nicht zu erwarten ist, dass sie ihre Kinder zu einem so heilsamen Versuche, (durch welchen der weise Freund der Wahrheit zu einer zuverlässigen Kenntniss seiner selbst und dessen gelangen würde, wozu die gütige Natur uns bildete), hergeben werden: so bleibt nichts übrig, als dass sich ein solcher Geschichtschreiber an die Naturgeschichte der Thiere, unsere eigene Kindheit, und den Zustand der Verwilderten, wie der sogenannten Wilden wende: das sind die wichtigsten Urkunden für die Geschichte des Menschen. Eine, aus diesen Quellen geschöpfte Geschichte der Menschheit „wird für die äusserst Wenigen, die sie lernen und darauf achten, wahre Philosophie, und der sicherste Unterricht zur Lebensweisheit, weil sie uns die Kenntniss unserer selbst verschafft; weil sie uns zeigt, was der Mensch eigentlich ist, wie er zu allen Zeiten und in allen Gegenden der Erde beschaffen gewesen, und wie er eigentlich seyn sollte."

Das Buch zerfällt in drey Abtheilungen. Die *erste* betrachtet *den Menschen im Allgemeinen.* Der Mensch wird mit den Thieren, zu welchen er gehört, verglichen. Sie haben Sinne, wie Er; Wahrnehmungsvermögen, Bewusstseyn, Gedächtniss, Einbildungskraft, Vernunftfähigkeit. Dann über Naturtriebe und Sprache, bey Menschen und Thieren; über Erzeugung des Menschen, sein Leben bis zum Tod. — Die *zweyte* Abtheilung betrachtet den *Naturmenschen.* Aus Erzählungen von Verwilderten und wilden Horden werden Bemerkungen gemacht über ihr ganzes Seyn und Wesen. Der *dritte* Abschnitt handelt von *den Wilden*, die schon aus dem Naturstande heraus (die Bewohner der Südseeinseln u. s. w.), die schon Fischer, Jäger, Hirten sind; Beschreibung derselben. — Die erste Abtheilung hat 7, die zweyte 3, die dritte 11 Vorlesungen. Dann sind noch drey Schlussvorlesungen angehängt, in welchen der Stand der Natur und der Wildheit mit dem, den man cultivirt nennt (nicht zum Vortheil von diesem) verglichen, die Einwendungen neuerer Schriftsteller gegen den Stand der Natur und der Wildheit geprüft, und die Fragen untersucht werden: ob es möglich sey, dass das menschliche Geschlecht zur natürlichen Wildheit zurückkehre? (die Möglichkeit wird zugegeben; die Wahrscheinlichkeit geleugnet, auf keinen Fall wird uns Hoffnung gemacht, diese Rückkehr zu erleben!) und wie die Kenntniss des Zustandes der Wildheit von dem civilisirten Menschen benutzt werden könne? — Endlich folgen noch fast hundert Seiten mit *Anmerkungen und Zusätzen.*

H+d.

Neue Auflagen.

Schnepfenthal in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen* für Schullehrer zum Vorschreiben, und für Kinder zum Lernen, herausgegeben von *Joh. Heinr. Christ. Beutler*, Adjunctus der Superintendentur Ichtershausen, und Pfarrer zu Zelle im Gothaischen. 5te verm. Aufl. 1807. 48 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hinrichs: *Reise in die beiden Louisianen unter die wilden Völkerschaften am Missouri, durch die vereinigten Staaten und die Provinzen am Ohio, in den Jahren* 1801, 1802 und 1803. Nebst einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der verschiedenen Völker jener Gegenden. Nach dem Französischen des Hrn. *Perrin du Lac*, von *K. L. M Müller.* 1807. Erster Theil. IV und 206 S. Zweyter Theil. 122 S. Mit Kupfern (oder vielmehr nur Einem Kupfer, welches eine Abbildung des Mammuths darstellt, wie er im Musäum zu Philadelphia sich befindet,) und Karte (vom Missouri), gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese Reisebeschreibung, welche vor kurzem zu Lyon unter dem Titel: *Voyage dans les deux Louisianes et chés les nations sauvages du Missouri, par les Etats-unis, l'Ohio et les provinces, qui le bordent* erschien, verdiente allerdings eine Übersetzung, da sie mancherley Nachrichten über eine Gegend der Erde enthält, die noch unter die am wenigsten bekannten der neuen Welt gerechnet werden kann, wenn sie gleich vielleicht eine der schönsten und herrlichsten der Erde ist. Zwar haben wir seit dem Zeitpunct, dass *Louisiana* von Spanien an Frankreich, und von diesem wieder an die vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgetreten ist, viele Reisen und Beschreibungen von diesem Lande von Frankreich aus erhalten; aber das gegenwärtige Buch wird dadurch nicht überflüssig gemacht, und es ist immer ein Gewinn für die Erdbeschreibung, insonderheit bey weniger bekannten Ländern, wenn Reisende mit Treue und Wahrheitsliebe ihre, oft theils nur zufällig, theils mühsam, und unter vielen Gefahren gesammelten Notizen zur grösseren Kunde des Publicums bringen. Der Vf., welcher selbst Augenzeuge von Allem war, was er erzählt, liefert unter anderen über die wilden Völkerstämme am Missouri Nachrichten, welche die Neugier auf gleiche Weise reizen und befriedigen. Seine Darstellung ist gefällig, leicht und unterhaltend. Von der Übersetzung läfst sich sagen, dass sie treu und sorgfältig gearbeitet ist.

Der Vf. reiste den 14ten Aug. 1801 von Bordeaux auf einem amerikanischen Handelsfahrzeuge ab, langte nach einer Fahrt von einem Monat auf der Bank von Terre-Neuve an, wo er den Stockfischfang mit ansah (den er im Vorbeygehen beschreibt), und stieg in der Bay von Neu-York an's Land. Nach einer Schilderung der Merkwürdigkeiten der Stadt nimmt er Gelegenheit, etwas über das gelbe Fieber zu sagen. Er ist geneigt, diese so verheerende Krankheit der Unreinigkeit einiger Theile der amerikanischen Seestädte zuzuschreiben, vorzüglich der Bauart ihrer Warfs, d. i. der in den Flüssen mit Pfählen umgebenen Stellen, deren Zwischenräume mit Steinen oder Holzstücken ausgefüllt sind. Diese nehmen allen Unrath auf, ohne dass er von der Fluth wieder ausgespült werden kann. Die ausserordentliche Hitze im August und September verdirbt vollends die daselbst aufgehäuften Substanzen und entwickelt mephitische Dünste, die dann Faulfieber und pestilenzialische Krankheiten erzeugen. Die Regierung fängt indessen an, diess ebenfalls einzusehen. Sie hat die Form der Warfs zu verändern befohlen. Von Neu-York begab sich unser Vf. über Newark, Neu-Jersey, Trenton nach Philadelphia, wovon er eine Schilderung giebt, und von da nach Baltimore und der neuen Bundesstadt. „Der Plan dieser dereinstigen Hauptstadt, bemerkt er, würde herrlich seyn, wenn er ausführbar wäre; allein Alles läfst vermuthen, dass diess unter mehreren Jahrhunderten nicht der Fall seyn wird." Die Speculanten, welche hier gebauet und Ländereyen um sehr hohe Preise angekauft haben, finden sich noch sehr getäuscht. Von dem Charakter der Amerikaner in den Provinzen an der See giebt uns der Vf. eben kein erbauliches Gemählde: er schildert sie besonders als betrügerisch, misstrauisch, habsüchtig und im höchsten Grade egoistisch. Von dem anderen Geschlecht behauptet er hingegen, dass sich die Amerikaner mehr als irgend ein anderes Volk rühmen können, gute Weiber zu haben. Bey den Mädchen ist indessen die Tendenz bemerkenswerth, so lange als möglich unverheyrathet zu bleiben, um die Welt und ihre Freuden zu geniessen: denn ihr Zustand in der Ehe ist sehr sklavisch. Von Philadelphia ging die Reise nach Lancaster, und nachher den Ohio hinunter in den Missisippi. Mehrere Kapitel sind der Schilderung der wilden Völker, die das obere Louisiana bewohnen, besonders der Chawanons, gewidmet. Die Gegend um die Hauptstadt dieses Theils Saint Louis ist so fruchtbar, dass sie leicht zum Korn- und Fruchtmagazin für das untere Louisiana und andere Länder hätte werden können; allein die spanische Regierung hat sich des Landmanns nie angenommen, und die Bewohner der Städte beschäftigen sich bloss mit dem Pelzhandel. Als eigentliche

Münze muſs hier die Rehhaut angeſehn werden. Die Vereinigung des Miſſouri mit dem Miſſiſippi iſt ſehr intereſſant in dieſer Schilderung zu leſen. Die Nationen am erſten Fluſs, zu deren Beſchreibung der Vf. nun kommt, bilden alle zuſammen eine Maſſe von 5000 Jägern, welche im Ganzen ungefähr 1800 Pakete (à 100 Pfund) Rehhäute, und 360 feines Pelzwerk jährlich liefern. Den Handel in Rehhäuten (das Stück zu 40 Sous gerechnet,) kann man zu 360,000 Livres tournois, und den mit Pelzwerk überhaupt zu 600000 im Durchſchnitt jährlich angeben. Das obere Louiſiana erzeugt alle Gewächſe, welche Frankreich hervorbringt, und auſserdem noch beſondere. Am meiſten verdient der Ahornbaum die Aufmerkſamkeit, aus dem ein Zucker bereitet wird. Die Indiåner bedienen ſich bey ihren Krankheiten bloſs des Saftes der Gewächſe und Pflanzen, und dennoch giebts keine Wunde, die ſie nicht durch die Kraft von dieſer, keinen Biſs eines Inſekts, den ſie nicht durch Kräfte von jener zu heilen wüſsten. Der Pharmaceutiker könnte hier viel Neues lernen, und nichts könnte für die Fortſchritte der Botanik und zugleich für die Medicin und Chemie wichtiger ſeyn, als wenn ſich einige Männer von Kenntniſs und Liebe zur Wiſſenſchaft in dieſe Gegenden begäben, und eine Sammlung der Gewächſe derſelben veranſtalteten; deren heilſame oder wunderbare Eigenſchaften ſie ſogleich an Ort und Stelle erforſchen könnten. So iſt es z. B. allgemein bekannnt, daſs die Krankheiten, welche den Namen von der ſchönſten Göttin des Alterthums erhielten, und welche uns die Völker jener Himmelsſtriche, gleichſam aus Rache für die ihnen zugefügten Übel, mittheilten, dort recht einheimiſch und allgemein ſind. Allein dieſelben verheerenden Krankheiten, welche eine lange Reihe von Jahren hintereinander faſt alle davon ergriffenen Europäer in's Grab brachten, die noch jetzt die Klippe für viele der geſchickteſten Ärzte ſind, und kaum der angeſtrengteſten Sorgfalt und Mühe weichen, bedürfen unter jenen Nationen nur der allergewöhnlichſten Mittel. „Sie lachen, ſagt der Vf., über die Verzweifelung, der ſich die Europäer überlaſſen, die oft im beunruhigendſten Zuſtande zu ihnen kommen, und mittelſt einiger Kleinigkeiten heilen ſie dieſelben in wenig Tagen." Von groſsem Nutzen könnte auch die Einführung aller der vielen Pflanzen ſeyn, die unter den Wilden zum Färben gebraucht werden, ein ausnehmend ſchönes Colorit geben, und in Europa noch durchaus unbekannt ſind. Eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient hier auch eine Pflanze, deren ſich die Eingebornen zur Auslöſchung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen. Sie können mit Hülfe derſelben Dinge verrichten, die jeden in Erſtaunen ſetzen, und das, was der Vf. als Augenzeuge davon erzählt, kann dazu dienen, uns begreiflich zu machen, wie es möglich geweſen, daſs unſere Voråltern als unſchuldig anerkannt, oft aus ihren ſogenannten Feuerproben hervorgingen. Die Indianer können ſogar mittelſt dieſer Wurzel kochendes Bärenfett trinken, und das Fleiſch in den Keſſeln mit den Händen umrühren, wenn es am heftigſten ſiedet, ohne daſs ſie dadurch die geringſte Unbequemlichkeit leiden, oder nur das kleinſte Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben. Auch giebt es hier eine Pflanze, welche das Waſſer gerinnen macht, und es in wenig Augenblicken in einen feſten Körper verwandelt; einige Tropfen ihres ausgepreſsten Saftes ſind hinreichend, dieſe auſserordentliche Wirkung hervorzubringen. Die einzigen gefährlichen Gewürme, welche das obere Louiſiana erzeugt, ſind die Klapper- und Kupferſchlangen, deren natürliche Feinde die Schweine ſind. Unter der groſsen Menge vierfüſsiger Thiere, welche die Wälder bevölkern, hat keins von der Natur einen ſolchen Grad von Wildheit erhalten, daſs es dem Menſchen furchtbar würde. Der ſchwarze Bär liefert, wenn er jung iſt, ein geſundes und wohlſchmeckendes Fleiſch, und im Alter viel und ſehr guten Schmalz. Auch der Jagar hat keinen gefährlichen Charakter. Der wilde Ochſe (*bufalo*) war ſonſt hier ſo häufig, daſs die Jäger ihm bloſs die Zunge ausſchnitten, und den Körper den Vögeln zur Speiſe überlieſsen. Auſserdem findet man hier noch alles europäiſche Wildpret und ein zahlreiches Geflügel. Unter der Erde ſind die vielen Ueberreſte von Mammuths merkwürdig. Nun kommt eine ausführliche Beſchreibung der Meinungen, Sitten und Gebräuche der wilden Völkerſchaften am oberen Miſſouri in eilf ganzen Kapiteln, die keines Auszugs fähig iſt. Aus dem oberen Louiſiana ſchiffte unſer Vf. auf dem Miſſiſſippi herab, um Neu-Orleans zu erreichen, wo er nach einer Reiſe von anderthalb Monaten anlangte. Keins von allen Ländern der neuen Welt iſt ſo langſam bevölkert worden, als die Gegend an den Mündungen des Miſſiſippi, weil die Lage gar nicht vortheilhaft für eine Anſiedelung iſt. Die vielen Ueberſchwemmungen, die Ungeſundheit des Klimas .... alles rechtfertigt den Plan der amerikaniſchen Regierung, die Stadt weiter hinauf an den Fluſs zu verlegen. Die ſpaniſchen Einwohner beſchreibt der Vf. als unreinlich, arm und träge, die Kreolen als ausſchweifend in jeder Hinſicht. Intereſſant für den Statiſtiker iſt die Überſicht des Handels und der Einkünfte von Louiſiana unter den Spaniern. Vor dem amerikaniſchen Freyheitskriege wurde dieſs Land mit den zu ſeinen Bedürfniſſen nothwendigen Producten, welche es nicht ſelbſt erzeugt, von Frankreich verſorgt; allein nachher kamen die Staaten von Amerika in den Beſitz dieſes Handels. Als Reſultat der Forſchungen unſeres Vfs. ergiebt ſichs, daſs der König von Spanien aus dieſer Kolonie nicht mehr zog als 953432 Livres, und dafür jährlich 1,887567 dahin ſchicken muſste. Dieſes Miſsverhältniſs wird indeſſen wohl einzig und allein in der Schwäche und Unklugheit der ſpaniſchen Regierung ſeinen Grund gehabt haben, und die vereinigten Staaten werden ſchon bald genug Nutzen aus dieſer weitläuftigen Beſitzung zu ziehen verſtehen. Die Sklaverey herrſcht im ganzen Umfange der beiden Louiſianen. Die gegenwärtige Regierung hat zwar die Einfuhr neuer

Schwarzen verboten, aber unserem Vf. scheinen die Sklaven in den südlichen Gegenden fast nothwendig zu seyn: denn nur die Neger, glaubt er, können die beschwerlichsten Arbeiten des Landbaues in diesem heissen Klima aushalten; kein Weisser sey dazu im Stande, wenn er auch noch so sehr geschont werde. Aber daraus folgt doch noch keinesweges die Nothwendigkeit der Sklaverey. Könnte man sich nicht höchstens damit begnügen, Kolonien von freyen Negern anzulegen, wenn die Weissen ganz untauglich seyn sollten, hier das Land zu bebauen? Schon nach Principien der Staatsökonomie wäre viel dafür zu sagen. Aber Rec. giebt den letzten Punct auch nicht einmal zu. So lange man sich Sklaven verschaffen kann, werden freylich die Eingebornen aus Trägheit und Bequemlichkeitsliebe nicht unterlassen, ihnen alle mühselige Arbeiten aufzubürden; allein sobald man sie nicht mehr bekommen kann, werden auch schon die Weissen sich allmählich an den Feldbau gewöhnen. Sie sind ja im Lande geboren, müssen also wohl sich in dessen Klima zu schicken wissen. Die Mulatten werden auch hier als die gefährlichsten Menschen geschildert: sie vereinigen die Laster der Weissen und Schwarzen in sich, und hassen die letzteren eben so sehr, als sie die ersteren verabscheuen. Den Beschluss macht eine Darstellung der Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und derjenigen, welche es seiner Marine hätte bringen können. Der Anhang enthält zuerst eine Betrachtung über dieses Land in politischer Hinsicht. Der Vf. begreift nicht, wie Spanien im Besitz der beiden Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an, sich hat entschliessen können, das eine an die vereinigten Staaten abzutreten, ohne dazu durch die Nothwendigkeit gezwungen zu seyn. Zugleich legt er die Gründe dar, die es wünschenswerth machten, dass Frankreich hier eine grosse Kolonie anlege, und zeigt die Vortheile, die diese dem Mutterlande und ganz Europa gebracht haben würde. Endlich werden die Ursachen erwogen, welche den französischen Staatschef zum Verkauf von Louisiana haben bewegen können. Es war, nach unseres Vfs. Meinung, das einzige Mittel, um zu verhindern, dass die Engländer diess schöne vielversprechende Land während des von Neuem ausgebrochenen Krieges, in Besitz nehmen konnten. Die zum Handel so vortheilhafte Lage zwischen dem amerikanischen Bundesstaate und den reichen spanischen Besitzungen würde das londner Kabinet bewogen haben, alles mögliche aufzubieten, um diesen Plan durchzusetzen, und bey der Schwäche Spaniens und der damaligen Ohnmacht der französischen Marine, würde er auch leicht gelungen seyn. Canada wäre dergestalt mit dem Meerbusen von Mexiko in Verbindung gesetzt worden. Interessant ist auch das angehängte Leben des Amerikaners, *Georg August Bowles*, eines gebornen Maryländers. Zu Abenteuern des kriegerischen Lebens recht eigentlich geschaffen, trat er schon als Knabe im Jahre 1775 in englische Dienste, gerade als der Krieg zwischen England und den vereinigten Staaten ausbrach. Aber erzogen auf der Grenze wilder Völkersch[aften], mitten in tiefen Waldungen gewohnt, s[ich] ohne Zwang allen seinen Neigungen zu überlasse[n], konnte er sich an die militärische Zucht nicht g[e]wöhnen, und wegen Insubordination verlor er [als] Officier seinen Posten. Er begab sich nun [zu] der Nation der *Creeck's*, von der er mit Freun[d]schaft aufgenommen ward. Er heirathete die Toc[h]ter eines Anführers der Wilden, that sich unter i[h]nen hervor, und erhielt sogar von denselben d[en] Zunamen des vielgeliebten Kriegers. Als Oberhau[pt] derselben fügte er nachher den Spaniern so v[iel] Schaden zu, dass diese einen Preis auf sein[en] Kopf setzten. Auf eine hinterlistige Weise bek[a]men sie ihn nach der Hand in ihre Gewalt, und n[un] wurde er als Staatsgefangener nach Madrid gebracl[ht]. Vergebens suchte man ihn hier durch das Anerbiet[en] eines grosen Vermögens und eines glänzenden P[o]stens in der Armee zu verführen, um ihn zu bew[e]gen, nicht wieder zu seinen Indianern zurückzuke[h]ren. Als gar nichts bey ihm fruchten wollte, wur[de] er nach den Philippinen eingeschifft. Im Jahre 17[..] erhielt endlich der Gouverneur von Manilla Befeh[l] ihn wieder nach Europa zurückzusenden. Als [er] aber auf der Insel de l'Ascension angekommen wa[r,] täuschte er die Wachsamkeit seiner Wächter, und e[nt]floh nach Sierra Leone, von wo er auf einem eng[li]schen Schiff nach London absegelte. Von *Pitt* u[nd] *Portland* unterstützt und überhäuft mit Wohlthat[en] durch die brittische Regierung, welche ihm alle H[ül]fe zusicherte, die er für seine Nation begehrte, r[ei]ste er endlich nach Amerika wieder ab, und v[on] dieser Zeit an ist er von neuem an der Spitze d[er] Creecks unaufhörlich bemüht gewesen, Spanien all[es] nur mögliche Übel anzuthun. Noch im Jahr 18[..] beunruhigte dieser militärische Sonderling sehr [die] Spanier in Louisiana und Florida. Als Zugabe [zu] dem Werke befindet sich zuletzt noch *eine Beschr[ei]bung des Zuckerrohrs*, welche aus *Dallas Geschic[hte] der Maronen-Neger auf Jamaika* entlehnt ist.

F. M.

BERLIN, in der Vossischen Buchhandlung: *G[e]mälde des griechischen Archipelagus*, von *Fri[ed]rich Murhard*. Erster Band. 1807. VI u. [...] S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Unbescheidenen Kritikern werden Alle (we[lche] sie Belehrung, Unterhaltung und Vergnügen in d[ie]sem Werkchen gefunden haben) zurufen: zei[gt] erst, ehe ihr euch ein absprechendes Urtheil [an]masst, ob ihr etwas Besseres zu liefern im Stan[de] seyd. So lange ihr diess uns nicht beweisen ha[bt,] müsst ihr erlauben, dass wir euch in die Katego[rie] *der Verläumder* bringen." Mit diesem kräftig[en] selbstvertrauensvollem Satze schliesst Hr. *Fried[r.] Murhard* seine Vorrede. Hoffentlich wird er sol[che] Lobpreiser finden, wie er sie verlangt, und m[öge] ihr Weihrauch ihm gefallen; trotz der geharnisch[ten] Vorrede erklärt Rec.: dass der Vf. die erregten [Er]wartungen keinesweges erfülle.

Einen eigenen wunderbaren Zauber hat schon der Name Griechenland, die Wiege aller Cultur unseres Welttheiles liegt freundlich vor uns da, wir gedenken der herrlichen Vergangenheit, suchen freudig auch unter den entarteten Nachkommen noch Spuren der ehemaligen Grösse, und hoffen, wo wir Heldensinn antreffen, oder frohe Gewandtheit des Geistes, Lebhaftigkeit und Sinn für das Schöne, bey einst erleichtertem Druck, eine Wiedergeburt, eine herrlichere Ordnung der Dinge in jenen Gegenden. Leicht wird es daher Jedem, der jene Länder besuchte, seiner Erzählung aufmerksame Hörer zu gewinnen, und wer nicht selbst Griechenland besuchte, nur aus der Menge einzelner Schriften das Interessante, Charakteristische auszuwählen versteht und mit Ordnung, klar und lebendig darstellt, wird bey seinen Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme finden.

Hätte es Hrn. *Murhard* gefallen, uns einfach seine Beobachtungen mitzutheilen, hätte er das, was ihm entgangen war, aus Anderen nachgeholt: so würden wir mit grossem Verlangen den folgenden Bänden entgegen sehen: so aber wird uns der Genuss verleidet. Nimmt man alle die flachen Bemerkungen über die Vergänglichkeit der irdischen Freuden, über die Trüglichkeit der Hoffnungen und Erwartungen hinweg, die Hr. *Murhard* eben so gut in Cassel als in Griechenland anstellen konnte, eben so die langen Beschreibungen von Gegenden, die ermüdenden Ausrufungen, Tiraden und drgl., so wäre das Buch wenigstens um zwey Drittheile kleiner, aber auch interessanter und belehrender geworden. Jetzt wird man zu lange bey unbedeutenden Nebensachen aufgehalten, dahingegen oft das Wichtige zu schnell abgefertigt ist, wodurch jene traurigen Betrachtungen, weil nichts dafür entschädigt, noch langweiliger werden, zumal da des Neuen sich so sehr viel nicht findet. Welchen Lesern möchten wohl noch jetzt Schilderungen, die an die *Asiatische Banise* erinneren, Vergnügen machen, oder Verse wie diese:

Eos unter der Dämmerung mit Rosenfingern emporsteigt,

oder:

Trächtig ist hier der Ölbaum, leicht erkennst du den Boden.

man vrgl. p. 31 u. 104, wo sich Stanzen finden, die nach *Buttlers* Gesetz gemacht scheinen:

Make
The one verse for the others sake,
For one of sense and one of rhyme
I think sufficient of one time.

Folgende Örter und Inseln lernen wir hier genauer kennen, Selymbria, Galipoli, Lampsaki, Nagara, Abydos, Tenedos, Imbeos, Thasus, Sylo, so dass noch vieles nachzuholen ist, ehe dem Titel des Buches Genüge gethan ist.

Hr. *Murhard* ist schon mehrere male darauf aufmerksam gemacht worden, und Rec. muss aufs Neue daran erinnern, dass sein Styl durchaus Tadel verdiene. Geschrobene Wendungen, Schwulst, gesuchte, geschnörkelte Redensarten, schrecken allenthalben zurück, und es ist widerlich, so alltägliche Sachen so pretiös einherstolziren zu sehen. Möge er bedenken was Göthe sagt:

Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's Noth da Worten nachzujagen?
Ja eure Reden, die so lieblich sind,
Worinnen sich der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der durch die dürren Blätter säuselt.

V. I. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Industriecomptoir: *Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung zum Unterricht in der Geographie.* Zweyter Band. 1806. Enthält 24 colorirte Landschaften in 4 Heften eingetheilt. Zu jeder Landschaft gehört ein Blatt Erklärung deutsch und französisch. Alles klein Querfolio. (4 Thlr.)

Es ist nicht zu läugnen, dass diese Hefte, deren erster Band in der J. A. L. Z. 1805. No. 248 angezeigt worden, mancherley Gegenstände enthalten, welche die stets neugierige Jugend anziehen und unterhalten können; doch zweifeln wir sehr, ob für den Unterricht dadurch etwas gewonnen werde, denn die Kupfer sind grösstentheils mittelmässig gearbeitet, roh illuminirt, und die Erklärungen nicht, wie der angekündigte Zweck es erfodert, deutlich.

Der Fall des Missisippiflusses, die grosse chinesische Mauer, das Nordcap, das Schloss der Sieben Thürme und andere weit entfernte Merkwürdigkeiten, mögen vielleicht richtig dargestellt seyn; Rec. hat nie Gelegenheit gehabt, durch eigene Anschauung sich vom Gegentheil zu überzeugen: allein, die ihm besser bekannten Gegenstände verdienen wenigstens nicht wegen besonders treuer Darstellung gerühmt zu werden. So z. B. erblickt man hier auf dem Gipfel des Vesuvs, (2ter Band 3tes Heft) zunächst am Feuerschlund, schönen grünen Rasen, und die Ansicht der Teufelsbrücke ist beynahe eben so fröhlich, als die Ansicht der Wasserfälle zu Tivoli; bey welchen letzteren auch noch der Fehler begangen worden, dass die Erklärung vornehmlich von dem Hauptfall des Teverone, unter dem Sibyllentempel spricht, der Kupferstich aber die sogenannten Cascatellen darstellt.

— y. — H.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Bohn: Dr. *Anton Friedrich Büsching's neue Erdbeschreibung. Europa. Schweden.* Sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgeb. von Dr. *Friedr. Rühs.* 1807. VIII und 318 S. 8. (20 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Schweden nach Dr. *Anton Friedrich Büsching's Erdbeschreibung* aufs neue bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Friedrich Rühs.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 17 AUGUST 1807.

JURISPRUDENZ.

Haag, in der Staatsdruckerey: *Stukken door de commissie tot het ontwerpen van een algemeen burgerlyk en lyfstraffelyk Wetboek, overgegeeven aan het Staatsbewind der Bataafsche Republiek; bevattende de ontwerpen van eene inleiding van het recht in het algemeen, het lyfstraffelyk wet boek en van wetten omtrent het bewys.* (Stücke, welche die zum Entwurfe eines allgemeinen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuchs niedergesetzte Commission dem Staatsdirectorium der batavischen Republik überreicht hat, und welche den Entwurf einer Einleitung in das Recht im Allgemeinen, das peinliche Gesetzbuch und die Gesetze über den Beweis enthalten). 1804. 8.

In einer Zeit, in welcher die Reformen in den Legislationen so sehr an der Tagesordnung sind, wie in der gegenwärtigen, lenkt sich mit vorzüglichem Interesse der Blick des Forschers auf das Land, welches eine Zeitlang die Wiege der classischen Gelehrsamkeit war, und wo noch bis jetzt die Jurisprudenz in enger Verbindung mit ihren Schwestern, Philosophie und Literatur, sich auf dem höheren wissenschaftlichen Standpuncte erhalten hat, auf welchem sie in Deutschland trotz der Bemühungen eines *Hugo*, eines *Hufeland*, eines *Savigny*, wenige Verehrer mehr findet; auf das Vaterland der *Noodte*, der *Voete*, der *Bynkershoeke*, der *Grotius*. — Bey dem eigenthümlichen gelehrten Charakter, den die Behandlung der Jurisprudenz in Holland angenommen hatte, bey der einmal festgewurzelten Meinung, dass nur der gute Philolog guter Jurist seyn, und keine Kenntniss der alten Literatur ohne Kenntniss der alten Gesetzgebung Statt finden könne, musste man erwarten, dass der Vorschlag zu einer neuen Legislation eifrige Anfechtung finden, und drang er durch, doch nur die möglichste Popularisation des bisher in seiner ganzen schönen Reine bestehenden römischen Rechts zur Folge haben werde. Und so war es denn auch. Mit Unmuth schritten die Gelehrten, denen die Redaction des neuen Gesetzbuchs aufgetragen war, an ihr Werk. Sie glaubten, — und schien ihnen nicht die Erfahrung benachbarter Staaten beyzufallen? — dass dieses Werk die Vernachlässigung der gelehrten Ausbildung des Juristen herbeyführen werde. Die Bedächtigkeit, mit welcher die Commission an die Arbeit ging, — denn bereits das pentarchische Directorium setzte dieselbe im J. 1798 nieder, und erst im J. 1804 erschien der vorliegende erste Versuch; — die Trefflichkeit der Männer, die sich bey der Arbeit die Hände boten — den Namen des würdigen *Heinr. Constantin Cras*, Prof. am Athenäum zu Amsterdam, hat *Savigny's* classisches Werk kürzlich den deutschen Gelehrten ins Andenken zurückgerufen, das er seitdem selbst durch seine *Memoria D. A. Walraven oratione funebri celebrata* (Amsterd. 1804. 8.) erneuert hat — berechtigten zu den grössten Erwartungen. Sind diese gleich nicht völlig erreicht, so scheint doch der neuen Legislation der Ruhm nicht versagt werden zu können, dass sie sich dem bisher bestehenden Rechte, so viel dieses möglich war, angeschmiegt, und so die Revolution des Privatrechts so wenig wie möglich fühlbar gemacht hat. Rec. hat hier den ersten Versuch, gewissermassen das Probestück, vor sich liegen, und bemerkt nur, dass nach den ihm gewordenen Nachrichten das Werk seinen Fortgang haben, und nicht etwa durch die Einführung des Codex seines Adoptiv-Mutterstaats überflüssig gemacht werden wird.

Wie der Titel angiebt, enthält die gegenwärtige Schrift 3 Abschnitte von ganz verschiedenem Inhalte, deren jeder besonders paginirt ist. Erst dann, wenn alle fernere Abschnitte des Gesetzvorschlages sanctionirt seyn werden, wird eine zweckmässige Zusammenstellung derselben Statt finden. Diese wird nach dem Plane der Justinianeischen Institutionen geschehen, so dass der erste Theil das Personen-Recht, der zweyte das Sachen-Recht, der dritte das Actionen-Recht im weiteren Sinne, der vierte das peinliche Gesetzbuch in sich fassen soll. Der hier vorangeschickte Bericht an das Staatsbewind zeigt, dass diese Behörde von der Commission die Beschleunigung des Concepts der peinlichen Gesetze gefodert habe. Diese Anfoderung hat das frühere Erscheinen desselben, sammt den ihm als vorläufige Zugaben beygefügten beiden Abschnitten, deren einer allgemeine Rechtsgrundsätze, der andere die Grundsätze über den Beweis befasst, zur Folge gehabt. Die *Einleitung in das gesammte Recht* (*van recht in het algemeen*) enthält 11 Hauptstücke: I) Vom Rechte und der Gerechtigkeit. II) Von der Zurechnung, Imputation. III) Von den Erklärungen der Absicht und des Willens im Allgemeinen. IV) Von der Auslegung solcher Willens-Erklärungen. V) Von den Gesetzen. VI) Vom Herkommen, von Gewohnheit und Gebrauch. VII) Von besonderen Rechten, Vorrechten oder Octroys. VIII) Von der Anwendung der Gesetze. IX) Von der Auslegung derselben. X) Vom Streiten der Gesetze unter-

einander. XI) Vom Schweigen der Gesetze. — In dieser ganzen Einleitung vermisst man zu sehr den Charakter eines *Gesetzbuchs*. Sie scheint nur für den *Lernenden* berechnet zu seyn. Sie geht von einer Definition des Rechts im subjectiven Sinne aus, welche so lautet: das Recht jemandes ist dessen gesetzmäßsige Befugniss, etwas zu besitzen, zu thun oder zu lassen. Übersieht man jenen Fehler, betrachtet man die Einleitung nur wie ein gesetzliches Compendium, so enthält freylich auch dieses, als solches, mehrere wesentliche Mängel, allein auch viel vortreffliches. Schön ist z. B. im Ganzen der Abschnitt *über die Zurechnung*. Diese — im juristischen Sinne — ist das Urtheil, wodurch jemand für die freye Ursache einer vollkommenen Rechten oder Pflichten gemäßsen oder denselben widerstreitenden Handlung, erklärt wird. Sehr genau sind die Bestimmungen über die Grade der Imputativität. Kindern unter 14 Jahren wird nach Art. 45 gar keine Handlung zugerechnet. Aus dem Zusammenhange, in welchem diese Bestimmung mit dem Folgenden steht, scheint es, als ob nicht einmal Umstände der Art, wovon es C. C. C. Art. 164 heisst: *also dass die Bosheit das Alter erfüllen möcht*, zu berücksichtigen seyen. Denn auch noch in dem Alter vom 15—20 Jahre soll sorgfältig untersucht werden, ob die zur Imputation nöthige Reifheit wirklich im Handelnden existire. — Eine merkwürdige Rücksicht wird auf diejenigen genommen, deren Seelenkräfte nur in Absicht auf einen bestimmten Gegenstand verrückt, in allem übrigen aber völlig gesund sind. Bey ihnen fällt alle Imputation weg, sobald sie Handlungen, die auf jene Gegenstände Bezug haben, vornehmen; alle andere Handlungen dagegen werden ihnen zugerechnet. Wie schwierig möchte aber hier gewöhnlich die Grenzbestimmung der Seelenverwirrung und der Gesundheit der Gemüthskräfte seyn? — Die Grundsätze, welche über die Zurechnung des Irrthums aufgestellt werden, sind meist römisch, nur wird sehr weise keinem Stande und keinem Alter oder Geschlecht eine leichtere Verzeihung des Rechtsirrthums zugesichert, als den anderen Staatsbürgern; sondern es soll auf die Beschaffenheit und die Umstände des Individuums allein gesehen werden. Schwankend ist, wenn beym *error facti* bestimmt wird, das *Notorische* zu wissen, werde bey jedem *praesumirt*, wenigstens aber angenommen, dass er nicht ohne seine Schuld in Unwissenheit darüber geblieben sey. Nothwendig hätte einer solchen Bestimmung eine genauere Bezeichnung des Begriffs des Notorischen vorhergehen müssen, als in den Worten: *was allgemein bekannt*, geschehen ist. — Noch bedenklicher ist aber offenbar die Regel im 136 Art., wo es heisst: die Zurechnung guter Handlungen spreche vor dem Civil-Richter frey von *culpa* — *dat de toerekening van goede daden vryspreekt van pligtverzuim.*

Das 6 Hauptstück vom Herkommen und dem Gewohnheits-Rechte musste in den Artikeln, welche von dem Verhältnisse der neuen allgemeinen Gesetzgebung zu dem Herkommen und dem Gewohnheits-Rechte handeln, um so viel interessanter seyn, als die vereinigten Niederlande bisher, wie man aus *de Groot's* berühmter *Introductio* weiss, eine ungeheuere Menge der letzteren hatten. Von nun an sollen alle dem gegenwärtigen Gesetzbuche widerstreitende Gewohnheits-Rechte vernichtet seyn, und obgleich noch immer Gewohnheitsrechte sollen entstehen und Gesetzes-Kraft haben können, so sollen doch geschriebene Gesetze nie durch blosses Gewohnheits-Recht aufgehoben werden. Ungern vermisst Rec. hier eine Feststellung der Grenzen der Usual-Interpretation. — Was der *von Privilegien* handelnde Abschnitt von der *sub-* und *obreptio* verordnet, ist freylich den bisherigen Rechten sehr gemäss; allein Rec. kann nicht bergen, dass es ihm ein Fehler der Gesetzgebung scheint, wenn sie den Richter zum Controlleur der Gesetze macht. Er sollte doch nur die von der legislativen Gewalt ausgehenden Gesetze anwenden, sich aber kein Urtheil über ihre verbindende Kraft anmassen, wenn es einmal gewiss ist, dass sie vom Gesetzgeber herrühren. — Trefflich ist die Verordnung, dass auch unbedingt ertheilte Privilegien des allgemeinen Bestens wegen freylich widerrufen werden können, der bisher Privilegirte aber alsdann entschädigt werden soll. Die letztere Einschränkung ist nicht nur gerecht, sondern auch höchst weise, indem der Gesetzgeber dadurch bey der Verleihung von Privilegien vorsichtig gemacht wird. — An Grundstücken haftende Privilegien sollen mit dem Aufhören jener auch wegfallen. Nicht aber auch durch die Dereliction des Grundstücks? — Das *peinliche Gesetzbuch* zerfällt in vier Bücher, deren erstes von Verbrechen und Strafen im Allgemeinen; das zweyte von Verbrechen gegen den Staat und dessen Glieder im Allgemeinen; das dritte von Verbrechen gegen Privatpersonen; das vierte von Verbrechen gemischter Art handelt. Im ersten Buch sind zuvörderst die Grade der Strafbarkeit einer That in Rücksicht auf die Rechte, welche dadurch gekränkt werden, auf die Person, gegen welche die That gerichtet ist, die Umstände, unter denen sie geschehen ist, auf die Grösse des bösen Vorsatzes, oder des Verschuldens des Verbrechers und dessen persönliche Eigenschaften und Verhältnisse, sowie auf die Wirkung seiner That und die dabey gehegte Absicht sehr gut auseinandergesetzt. Vorzüglich empfehlen sich die im dritten Kapitel über Strafen im Allgemeinen aufgestellten Bestimmungen durch ihre Einfachheit und Präcision. Strafe ist der Nachtheil, welchen die Gesetze an Verbrechen zum Zwecke der Sicherung des Staats geknüpft haben. Alle sonstigen nützlichen Zwecke derselben sollen stets dem Hauptzwecke der Sicherung der Gesellschaft untergeordnet seyn, und damit die Strafe wirklich diesen Hauptzweck erreiche, soll sie unfehlbar und so schnell wie möglich dem Verbrechen folgen und die Schuldigen ohne Ansehn der Person treffen. Die Lebensstrafen, welche angewandt werden dürfen, sind *das Kreuz* (der Verurtheilte wird rücklings auf ein Kreuz gebunden, und ihm in dieser Lage mit dem Beile der Kopf abgehauen), *den Strang* (Aufhenken des Verbrechers am Galgen, oder Erwürgen der Verbrecherin am Würge- oder Strangulir-Pfahl), *das Beil* (Enthauptung des knieenden

Verbrechers mit dem Beile auf einem Block), *das Schwerdt*. — Der Leichnam soll der Regel nach den Verwandten zur Beerdigung überlassen werden. Nur in besonderen Fällen soll er an dazu bestimmten Plätzen — Galgevelden — zur Schau ausgestellt, und dabey die Ursache der Hinrichtung auf einer Tafel angegeben werden. — Die sogenannten *körperlichen Schavotstrafen* sind nicht abgeschafft; und man hat nach Rec. Meinung sehr wohl gethan, sie beyzubehalten. Denn dasjenige sinnliche Übel ist unstreitig in der Sanction eines Gesetzes am zweckmäfsigsten gewählt, was bey seiner Zufügung am unbezweifeltsten als ein Übel erscheint. Man braucht nur die Meinung des grofsen Haufens über die einem Verbrecher zugefügte Strafe zu hören, und man findet, dafs bald der Heldenmuth eines Hingerichteten gepriesen, bald hinzugesetzt wird, er habe wenig Schmerzen, oder deren gar nicht gehabt. Man wird von einem zu öffentlicher Arbeit oder zu ewigem Gefängnisse Verurtheilten sagen hören, er brauche doch nun für nichts weiter zu sorgen. Dagegen hält jeder die öffentliche Geifselung nur für ein Übel; indem er das Leiden des Verbrechers sieht, sein Wehklagen hört. Je roher der Pöbel ist, je unzweydeutiger mufs ihm die gesetzlich nothwendige Folge seiner Verbrechen als Übel erscheinen. — Das batavische Gesetzbuch setzt wieder mehrere Grade der Schavot-Strafe fest, je nachdem die Geifselung mit Brandmarken oder mit der Anlegung des Stranges um den Hals verbunden ist oder nicht. Nie soll aber auf Geifselung und Todesstrafe zugleich erkannt werden. —

Einigen Tadel verdient es, dafs die Strafen der einzelnen Verbrechen gewöhnlich *nur* der Art nach angegeben sind, und es der Beurtheilung des Richters für den vorkommenden Fall überlassen ist, die Quantität derselben zu bestimmen. Oft sind auch mehrere der Art nach verschiedene Strafen alternativ angeordnet, und der Richter soll unter ihnen wählen. Dieses kürzt freylich dem Gesetzgeber seine Mühe ab. Er begnügt sich, den Richter auf Principien zu verweisen. Allein ist denn jeder Richter im Stande, sich nach so allgemein gegebenen Grundsätzen zu richten? Gar bald wird eine Praxis entstehen, welche die schärfere unter den alternativ angedroheten Strafen auf immer ausschliefst. — Gegen Personen, welche einen gefährlichen bösen Sinn zeigen, sollen nach Art. 32 gleichwie gegen Unsinnige, pafsliche Sicherheits-Mittel angewandt werden.

In dem Kapitel von der Schätzung und Anwendung der Strafen, auch ihrem Verhältnisse zu den Verbrechen ist wiederum vieles enthalten, was dem Gesetzgeber zum Princip dienen sollte, aber vom Richter, als solchem, nicht angewandt werden kann. Offenbar unrichtig ist der Satz gestellt, wo es heifst, die Strafe dürfe kein gröfseres Übel für die Gesellschaft enthalten, als das Verbrechen selbst, welches bestraft wird, derselben gewöhnlich zufüge; gleichwohl dürfe bey groben Verbrechen, denen durch keine sanfteren Mittel Einhalt gethan werden könne, die Strafe der Gesellschaft ein eben so grofses, ja zuweilen ein gröfseres Übel zufügen, als das Verbrechen enthalte. Die letzte Einschränkung der Regel hätte wegbleiben müssen. Das Strafgesetz soll den Staat vor Übeln sichern, soll mithin nie solche Übel *für den Staat* zur Folge haben, die den abzuwendenden Übeln gleich sind, oder sie gar übersteigen. — Die Strafe dessen, der einen Anderen zur gesetzwidrigen That befehligt, oder beauftragt, oder verleitet hat, ist richtig folgendermafsen bestimmt. Den Gebietenden, auf dessen Gebot ein Anderer, welcher ihm gehorchen mufs, das Verbrechen verübt hat, trifft die volle Strafe des begangenen Verbrechens, selbst wenn der letzte mehr that, als das Gebot enthielt. Die Strafe dessen, der einen Anderen zum Verbrechen *zwingt*, steigt nach Mafsgabe der Gröfse des Zwanges noch über die Strafe, welche sonst dem begangenen Verbrechen gedroht ist. Derjenige, der zu einem Verbrechen Auftrag giebt, wird nur für das Verbrechen bestraft, wozu er beauftragt, nicht für dasjenige, welches der Mandatar über die Grenzen des Mandats hinaus verübte. Bey dem Verführer wird unterschieden, ob er einen Vortheil aus dem Verbrechen suchte, oder nicht. In jenem Falle trifft den Verführer die volle Strafe des begangenen Verbrechens, in diesem eine nach den Umständen abzumessende geringere. Ist aber in allen diesen Fällen das Gebot, der Auftrag, die Verführung, der Rath noch ohne Wirkung geblieben, so wird nach den Grundsätzen über den Conat verfahren, d. i. es wird eine Strafe zugefügt, die zu der Strafe des intendirten Verbrechens in dem Verhältnisse steht, wie der Conat zu dem Verbrechen selbst.

Im 6 Kapitel des ersten Buchs wird von den Fällen geredet, wo die Untersuchung oder die Bestrafung eines Verbrechens nicht mehr eintreten kann, Tod, Sinnlosigkeit des Verbrechers, absolvirender Richterspruch; wenn das Gericht den Anklage-Procefs wider den Beschuldigten ganz abgeschlagen hat; wenn dasselbe den Beschuldigten nach dem Verhöre ohne weiteres der Untersuchung entläfst; wenn das Gericht im Endurtheile den Beschuldigten ganz freyspricht. In den letztern beiden Fällen soll nie wegen desselbigen Verbrechens die Anklage gegen ihn gestattet seyn. — Offenbar ist hier die Gesetzgebung mangelhaft. Es hätte hier von der Nichtigkeit der Criminal-Erkenntnisse und ihrer Wirkung auf die Absolution des Verbrechers gehandelt werden müssen. Wie wenn das Urtheil auf unrichtigen Gründen beruhete? Soll auch da der Verbrecher ohne Strafe bleiben, weil er geschickt genug war, seine Richter zu betrügen; oder glücklich genug, einen ungeschickten Ankläger zu haben? — *Die Verjährung* eines Verbrechens wird überall nach dem Ablaufe von 20 Jahren nach der Begehung des Verbrechens angenommen, während welcher keine Anklage wider den Verbrecher geschehen ist. Über den Fall, da eine Anklage geschehen, aber liegen geblieben ist, sagt das Gesetz nichts. Nur soll dem Verbrecher die Verjährung nicht zu Statten kommen, der in der Verjährungszeit fortfährt, neue Verbrechen zu begehen, wegen welcher er binnen 20 Jahren belangt wird. Abolition

und Begnadigung kann die höchste Macht allein ertheilen; nur Nachlass von höchstens dem dritten Theile einer bereits zuerkannten, und auch zum Theile schon ausgestandenen Gefängnisstrafe kann der Richter für sich bewilligen.

Das zweyte und *dritte Buch* enthalten den *besonderen Theil* der peinlichen Rechtsbestimmungen. — *Zweytes Buch.* Von den Verbrechen gegen den Staat und dessen Glieder im Allgemeinen. Verbrechen gegen die äussere Sicherheit des Staats, Staats-Verrätherey, Staats-Schändung. Die erstere ist das Verbrechen, wodurch die Existenz und die Unabhängigkeit des Staats in Rücksicht auf andere Nationen mit einer feindlichen Absicht benachtheilt oder gefährdet wird. Diese feindliche Absicht soll das Hauptmerkmal der Staats-Verrätherey seyn; wird aber bey sehr vielen in dem Gesetze bezeichneten Fällen bis zum Beweise des Gegentheils vermuthet. Oft ist das letztere hart, z. B. bey dem Verderben einer Urkunde, eines Tractats, welche doch in den Händen des redlichsten Archivars leicht einmal verunglücken kann. — Wer eine ihm bekannt gewordene Staats-Verrätherey nicht anzeigt, ist strafbar nach Maassgabe 1) des Nachtheils, von welchem der Verschweigende vorhersehen konnte, dass es für den Staat aus der wirklichen Vollführung des Verbrechens zu besorgen sey; 2) der Zeit, welche noch vor der Ausführung verstreichen musste; 3) der Beziehung, in welcher der Verschweigende selbst zum Staate stand. Die Strafe des Staats-Verräthers ist der Tod. Staats-Schändung, Staats-Verletzung (*Staats-Schennis*). Durch sie wird die Sicherheit des Staats ohne feindselige Absicht verletzt oder gefährdet. Unbegreiflich ist es Rec., wie hieher auch die auf fremden Meeren begangenen Seeräubereyen gerechnet werden können. Gewiss hätte man von diesem und manchem anderen Verbrechen unter einer besonderen Rubrik handeln müssen. Daher kommt es denn auch, dass die einzelnen Arten des Verbrechens der Staats-Verletzung mit den verschiedensten Strafen bedrohet werden müssen. — *Verbrechen gegen die innere Sicherheit des Staats:* Verletzung der Regierungsform, *Vis publica* (*openlyk gewed*), d. i. die Anwendung gewaltthätiger Mittel, wodurch die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet, oder das Ansehen der öffentlichen Beamten gestört wird; Gottesläugnung und Gotteslästerung. Die letzteren beiden Verbrechen gehören hieher, insofern dadurch die Banden der bürgerlichen Gesellschaft geschwächt werden. Die Strafe ist Gefängniss oder ewige Verbannung.

Münz-Verbrechen. Im Gesetze selbst werden vier Verbrechen, die hieher gehören, unterschieden. Das Falschmünzen, d. i. das Verfertigen von Münzen, die den gesetzlichen inneren Werth nicht haben. Die Strafe ist die schwerste Leibesstrafe auf dem Schaffot, verbunden mit Gefängniss *und* lebenswieriger Verbannung. Münzbeamte, die dieses Verbrechen begehen, werden mit dem Strange gestraft. Eben diese Strafe drohet der *Verfälschung der Münzen*. Das *unerlaubte Münzen* wird gelinder, und noch gelinder, nämlich nur mit Verbannung, wird der *Missbrauch der Münzen*, d. i. das eigenmächtige Einschmelzen, Zerbrechen, oder gegen ein bestimmtes Gesetz Ausführen der Münzen aus dem Lande, bestraft. — Das Verbrechen der Verfälschung oder des Nachmachens von Staats-Papieren die Geldes Werth haben, wird nach ähnlichen Principien bestraft.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Mannheim*, b. Löffler: *Bemerkungen über die Berufung in Strafsachen und Stimmeneinheit bey Strafurtheilen* von *C. L. Baurittel*, kurbadischem Stadtdirector zu Heidelberg. 1806. 44 S. 8. (6 gr.) Der Vortrag dieser lesenswerthen Schrift empfiehlt sich durch Kürze und Bestimmtheit sowohl, als durch gute Anordnung. In Rücksicht ihres ersten Gegenstandes, der Appellationen in Strafsachen, ist sie ein würdiger Nachtrag zu der *Weberschen* Schrift über die Appellation in Criminalsachen. Sie hat den Zweck, die Zulässigkeit der Appellationen in Strafsachen gegen den Einwurf sicher zu stellen, der ihnen von Seiten des Überflüssigen gemacht worden ist, und zeigt demnach, dass die Appellationen nicht überflüssig sind, wenn gleich 1) ein anderes Collegium entscheide, als das die Untersuchung geführt habe, 2) bey Strafurtheilen Einstimmigkeit der Richter nothwendig gemacht werde und 3) nach gesetzlichen Vorschriften der Recurs ausdrücklich erlaubt und die Einsendung der Strafurtheile zur Bestätigung eingeführt sey. Denn aus keinem dieser Verhältnisse erlange der Angeschuldigte das, was ihm die Appellation gewähre, weil das urtheilsprechende Collegium irren, auch bey Stimmeneinigkeit Irrthum zum Grunde liegen könne, und der Recurs den Weg zu den Instanzen abschneide, bey welchen der Angeschuldigte noch vor seiner Ergreifung sein Heil versuchen könne. — Bey Widerlegung des zweyten Grundes hat der Vf. Gelegenheit genommen, sich über die *von Sonnenfelsische* Theorie von der Stimmeneinheit bey Strafurtheilen zu erklären. Er verwirft sie mit der Bescheidenheit, welche sich gegen jenen ehrwürdigen Veteran geziemt, und stellt ihr vorzüglich das entgegen, dass die Wahrheit nicht auf Meinungen, sondern auf Gründen beruhe, und wenn die Stimmen der Gerichtsbeysitzer als *Wahrheitsgründe* anzusehen wären, nicht die Zahl, sondern das innere Gewicht derselben in Betrachtung kommen müsse, die Wahrheit des Beschlusses so wenig aus der Einstimmigkeit erwiesen, als aus der Stimmenverschiedenheit zweifelhaft werden könne. Wenn der Gesetzgeber Mehrere über die Wahrheit erkennen lasse, so wolle er dadurch nur Einseitigkeit verhüten, und die Mehrheit der Stimmen bekomme den Ausschlag, nicht weil in ihr die Mehrzahl der Beweggründe beruhe, sondern weil, wenn auch von einem und dem anderen, doch nicht von der Mehrheit ein Missgriff der Urtheilskraft zu vermuthen sey. Ein anderer Einwurf des Vfs. ist der, dass wenn zu dem *absolvo* oder *condemno* Stimmeneinigkeit erfodert werde, diese ebenfalls zu dem *non liquet* erfodert werden müsse, und dann das Auskunftsmittel wegfalle, was *Sonnenfels* auf den Fall, dass die Mitglieder des Gerichts nicht einig werden könnten, annimmt: dem Staate bleibe auf jeden Fall nichts weiter übrig, als den Angeklagten so lange sitzen zu lassen, bis sich die Stimmenden vereinigt haben würden. Auch bleibe es endlich bey der Stimmeneinigkeit immer noch zweifelhaft, ob nicht, wenn das Collegium aus mehreren Mitgliedern zusammengesetzt wäre, dieses oder jenes den für schuldig erkannten wohl gar für unschuldig, oder doch wenigstens die ganze Sache für zweifelhaft erkannt hätte. — Alle diese Einwürfe, die wir hier nur nackt hinzustellen im Stande gewesen sind, erhalten durch ihre Ausführung noch mehr Stärke und Rec. muss daher die Leser auf die Schrift selbst verweisen.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1807.

JURISPRUDENZ.

Haag, in der Staatsdruckerey: *Stukken door de commissie tot het ontwerpen van een allgemeen burgerlyk en lyfstraffelyk Wetboek, overgegeven aan het Staatsbewind der Bataafsche Republiek;* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

III *Buch.* 1 *Kap. Verbrechen gegen das Leben. Mord.* Consequent ist es, dass auch derjenige als Mörder mit der ordentlichen Strafe belegt wird, der alles gethan hat, was dazu dienen könne, einem anderen das Leben zu nehmen, selbst wenn durch Zufall, wenigstens wider seinen, des Mörders, Willen, der Tod nicht wirklich erfolgt wäre. *Kindermord.* Jede absichtliche That oder Unterlassung, wodurch das Kind umkommen soll, wird als Kindermord betrachtet, und mit dem Tode bestraft. Ist der Tod des Kindes nicht erfolgt, so trifft die Verbrecherin nur körperliche Schavotstrafe. *Abtreibung der Leibesfrucht.* Hiebey soll es nicht weiter auf den Unterschied, ob die Frucht bereits belebt gewesen, oder nicht, ankommen. Jede absichtliche Abtreibung ist mit Gefängnifs oder Verbannung zu bestrafen. — *Todschlag* ist eine freylich absichtliche, aber auch nach dem Entschlusse sofort vorgenommene und vollführte Lebensberaubung. Die Strafe ist der Tod; aber immer eine gelindere Todesart, als womit der Mord bestraft wird. Nicht genug in dem Begriffe vom Todschlage unterschieden ist dasjenige, was von der blofsen *Tödtung — Manslag* — der nicht absichtlichen, aber doch zuzurechnenden Lebensberaubung bestimmt ist. — Trefflich sind die Grundsätze über das Duell und dessen Bestrafung. Es kommt dabey alles auf den Ausgang des Duells, auf den Urheber des Streites, und auf die Ausfoderung an. Die höchste Strafe, die denjenigen trifft, welcher zugleich der Beleidiger und der Herausfodernde ist, und seinen Gegner getödtet hat, ist das Beil. Der Beleidigte und Fodernde, der erschienen ist, und seinen Gegner getödtet hat, wird mit dem Schwerdte bestraft. Eben so der Beleidiger, der auf die Herausfoderung des Beleidigten kommt, und diesen tödtet. Der Beleidigte und Gefoderte, der seinen Gegner tödtet, wird mit Ehrlosigkeit, Gefängnifs und Verbannung gestraft, u. s. w. Selbst dasjenige Duell, welches nicht einmal eine Wunde zur Folge hat, wird mit Ehrlosigkeit geahndet. — Höchst unvollkommen ist dasjenige, was in der fünften Abtheilung des nämlichen Kapitels, welche von der nicht strafbaren Tödtung handelt, von der Nothwehr gesagt wird. Die Quantität der Rechtsverletzung, welche man durch die Nothwehr entfernen will, hätte durchaus näher bestimmt werden müssen, als durch die Regel, die Gefahr müsse beträchtlich (*aanmerkelyk*) seyn, geschehen ist. Freylich wird dem Richter aufgegeben, bey der Beurtheilung der Nothwehrfälle auf die Art der Gefahr, den persönlichen Zustand des Anfallenden, und im Allgemeinen auf alle stattgehabten Umstände zu merken; aber dadurch ist die Sache für den *unerfahrnen* Richter noch nicht genug detaillirt. — Die Vermuthung, einen gesetzwidrigen Angriff thun zu wollen, hat derjenige wider sich, der sich des Nachts wider Willen des Anderen in dessen Hause finden läfst, und sich sofort wegzubegeben weigert. Wirklich *ist* ein gesetzwidriger Angreifer derjenige, der einbricht, nothzüchtigt, Brand anlegt, und kann daher ohne Strafe vom Bedroheten oder Verletzten getödtet werden. — Unter den besonderen Fällen der Straflosigkeit der Tödtung werden noch angeführt, wenn ein Ehemann einen anderen Mann im Ehebruch mit seinem Weibe, oder in der Begehung solcher Handlungen mit derselben trifft, welche den eigentlichen Ehebruch zur nächsten Folge haben. Gleichwohl soll blofse Jalousie hier Niemanden entschuldigen. Die Grenzlinie möchte hier wohl zuweilen etwas schwer zu finden seyn. — Der Ehemann, Vater, Vormund, der den Nothzüchtiger oder den Entführer seines Weibes, seiner Tochter, seines Mündels, oder denjenigen, der jenem behülflich ist, (etwa auch den Postillion, der den Entführer mit der Entführten fortbringt?) tödtet, ist straflos.

Buch III. Kap. 2. Verbrechen gegen den Körper. Verwundung. Hier noch eine Verordnung gegen die alte, bis jetzt noch nicht völlig erstickte Sitte des holländischen Pöbels, Gelegenheit zu suchen, Gewandheit im Messerkampfe (Schneiden) an den Tag zu legen. Es wird namentlich verboten, das Zeichen, dafs man es mit jedem Anwesenden im Messerkampfe aufnehmen wolle, durch das Aufhängen oder Hinstellen eines Messers zu geben. Man kann dieses Verbrechen nicht nationell nennen. Es ist Barbarey der Matrosen und Packträger, die sich in jeder grossen Handels-Stadt wieder finden wird. — *Kap. 3. Verbrechen gegen die Keuschheit. Vom Ehebruch.* Dieses Verbrechen soll vollbracht seyn, wenn die äusserlichen Handlungen begangen sind, welche die Natur zur Vereinigung beider Geschlechter erfodert, ohne dafs gleichwohl dasjenige erfolgt wäre, was zur Be-

schwängerung nöthig ist. Die *immissio seminis* ist mithin so wenig zur Anwendung des Strafgesetzes, als der privatrechtlichen Folgen weiter erfoderlich; und Rec. kann dieser Änderung des bisher in Holland gangbaren Unterschiedes seinen Beyfall nicht versagen. — *Vom Weiberraube und von der Entführung.* Es wird hier zwischen dem Weiberraube und der blossen Entführung (*Schaking*), d. i. der Entführung mit Einwilligung der Entführten, distinguirt. Die letztere wird mit Gefängniss, Ehrlosigkeit u. s. w. bestraft. Vollbrachter Weiberraub, wobey der Zweck der Wollustbefriedigung erreicht ist, soll mindestens mit dem Schwerdte, wenn dieser Zweck nicht erreicht ist, mit Leibesstrafe auf dem Schavot bestraft werden. — Die *Nothzucht.* Bey ihr soll auf den grösseren oder geringeren Nachtheil, der aus der Art und den Umständen des Verbrechens erwachsen ist, sodann auf die Verhältnisse der Personen, durch welche und an welchen das Verbrechen begangen ist, gesehen werden. Die ordentliche Strafe ist körperliche Schavotstrafe, jedoch kann sie bis zu der Enthauptung mit dem Beile steigen. Der Nothzüchtiger einer öffentlichen Hure wird mit Verbannung gestraft. — *Sodomie* wird mit der lebenswierigen Einsperrung in ein Gefängniss bestraft, wo der Verbrecher fast von allem Zutritt menschlicher Wesen abgesondert ist. Diese Art von Bestrafung macht in den holländischen Gefängnissen und Zuchthäusern eine eigene Einrichtung nothwendig, den sogenannten stillen Platz — *stille plaats* —. Dieses ist ein Hof, um welchen herum die Gefängnisse abgesondert angelegt sind. Das Getöse der Strassen dringt nur schwach an diesen Ort hin. Die Verbrecher sehen Niemanden, als den Gefängnisswärter und den Regenten, d. i. den Deputirten des Justizhofes, dem die Gefängniss-Polizey besonders aufgetragen ist. Greise von 80 bis 90 Jahren, die selbst durch ihre Tracht, welche sie aus ihrer Freyheit in diese Abgeschiedenheit mit hinüber genommen, und conservirt haben, an längst verflossene Zeiten erinnern, vegetiren hier bey übrigens gesunder Luft und Kost fort, und haben den Stand, die Lebensart, die Freyheit, aus welcher sie hieher versetzt sind, samt der Sünde, welche noch an ihnen gestraft wird, vergessen. Vor 8 Jahren ward auf dem *Stille-Plaats* des Raspelhauses zu Amsterdam auch ein junger Bürger aus Dortdrecht wegen Gotteslästerung eingesperrt. Er überlebte den Verlust seiner Freyheit nicht lange. Im vierten Kapitel des dritten Buchs wird unter den Verbrechen gegen die Freyheit auch der unerlaubte Zwang zum Kriegsdienste angeführt. Selbst wenn das Verbrechen vermittelst Betrugs geschehen ist, soll es mit Gefängniss und Verbannung gestraft werden. Gleichwohl ist es eine ganz bekannte Sache, dass die Marine-Administration bis jetzt den sogenannten Seelenverkäufereyen nachsieht und dieselben dadurch gewissermassen autorisirt. *Injurien* werden nach Maassgabe ihrer Bösartigkeit, oder der Personen, denen sie zugefügt worden, mehr oder weniger strenge mit Ehrlosigkeit, oder Gefängniss oder Verbannung gestraft. Die relativ-öffentlichen Strafen der Injurien, Ehrenerklärung, Abbitte, Widerruf, sind nicht genannt. — Die schwere Strafe der *Brandstiftung,* welche *durchgehends* der Tod seyn soll, liess eine besonders genaue Bestimmung des Thatbestandes des Verbrechens erwarten. Allein das Gesetz begnügt sich damit, dass es festsetzt, bey der Brandstiftung solle, ihrer Abscheulichkeit wegen, der Wille für die That genommen und das Verbrechen als vollendet angesehen werden, wenn der Thäter alles gethan, was zur Bewirkung des Brandes dienen könne, selbst wenn derselbe, etwa aus Zufall, nicht erfolgt wäre. — Sehr merkwürdig ist es, dass der Gesichtspunct der Gefahr für Leben und Eigenthum der Menschen, welchen, wo nicht die Carolina, doch wenigstens ihre Ausleger bey der Beurtheilung der Frage: ob eine Brandstiftung oder eine blosse Beeinträchtigung des Eigenthums Statt gefunden habe, annehmen, in dem vor uns liegenden Criminal-Codex ganz verworfen zu seyn scheint. Hier wird selbst das Anzünden der Früchte auf dem Felde, von Heuschobern, vom Ackergeräth, mit der Strafe des Stranges bedrohet, insofern jene Gegenstände der *publica fides* anvertrauet sind. Rec. hält die Beyseitesetzung jenes der Brandstiftung so charakteristisch eigenen Merkmals für einen grossen Fehler. Dieser wird im *Art.* 15 der 1 Abth. vorzüglich auffallend, wo es heisst: Solche Brandstiftungen jedoch, wobey die allgemeine Gefahr sowohl als der besondere Nachtheil gering ist, werden nicht mit dem Tode, sondern nur körperlich auf dem Schavot gestraft. Ist es hier möglich, die Grenzlinie zu ziehen? Wenn eine auf freyem Felde angezündete Egge den Tod des Brenners zur Folge haben soll, welche Brandstiftung soll denn noch für eine geringe angenommen werden? — Die Schreiber und Besteller von *Brandbriefen,* d. i. von schriftlichen Drohungen, Brand stiften zu wollen, sollen mit Geisselung und Brandmarken bestraft werden. Kaum glaublich, und doch durch die Erfahrung bestätigt ist es, dass in den grösseren holländischen Städten, trotz der musterhaftesten Polizey, sich noch mancher sicherheitliebende Bürger durch dergleichen Drohungen zu grossen Opfern verleiten lässt. — *Einbruch.* Dieser wird als ein eigenes für sich bestehendes Verbrechen betrachtet. Er kann bey beweglichen und unbeweglichen Sachen Statt haben, und ist im Allgemeinen das gewaltthätige Eröffnen fremden Eigenthums aus strafbarer Absicht. Dieser Begriff wird nachher noch erweitert. Auch derjenige ist des Einbruchs schuldig, der durch Schornsteine in die Häuser steigt, oder sonst in dieselben einschlüpft und sich darin verschliessen lässt; oder der verschlossene Sachen mit Nachschlüsseln, Dieterichen u. s. w. öffnet. *Einbruch mit Gewalt,* in Häuser und sonstige Gebäude, so wie in bewegliche verschlossene, der *publica fides* überlassene, Güter, wird mit dem Strange; gewaltthätiges Erbrechen von Behältern im Hause mit schwerer Leibesstrafe; eben so endlich auch der durch List vollführte *quasi* Einbruch bestraft. Rec. würde für manchen Liebhaber bey Lesung dieser Abtheilung besorgt geworden seyn, wenn nicht noch im Art. 44 dem Richter verstattet

wäre, im Falle einer sehr wenig verbrecherischen Absicht, bis auf blosse Gefängniss-Strafe oder Verbannung herabzusteigen. Ob aber durch diese letztere Bestimmung nicht weiter den Herren freye Hand gelassen wird, die, sobald die Sache für einen armen Sünder nur einigermassen bedenklich wird, gleich alles aufbieten, nicht dem Verletzten, nicht dem Gesetze, sondern *dem armen Schelm* zu helfen, das ist eine andere Frage. — *Raub* soll nicht immer mit dem Tode gestraft werden. — Beym *Diebstahle* wird zwischen einem grossen und kleinen Diebstahle der Summe nach nicht unterschieden, welches Rec. eben so wenig billigen kann, als wenn auch über die erhöhete Strafbarkeit des Diebes wegen Wiederhohlung seines Verbrechens, nachdem er desshalb bereits ein oder mehrere male bestraft ist, nichts bestimmt ist. — *Beschädigung der Dämme und Deiche.* — Derjenige, der einen See- oder Strom-Deich so beschädigt, dass daraus ein wirklicher Durchbruch und eine Überschwemmung folgt, oder, nach der Beschaffenheit der That, *folgen kann*, soll mit dem Strange bestraft werden, *aus welcher Absicht auch die That geschehen ist.*

Das *vierte Buch* enthält die Gesetze über Verbrechen gemischter Art. *Verbrechen der öffentlichen Beamten. Meineyd. Falsum. Verbrecherischer Banqueroute*, d. i. ein solcher, der durch Betrug oder höchst imputabeles Verschulden des Banqueroutiers veranlasst ist. Dieses Verbrechen wird nach Maassgabe der Grösse der Untreue, und der dabey gehegten Absicht, nach Massgabe der Art und der Umstände des Verschuldens, endlich nach Massgabe des dem Vermögen überhaupt, oder einzelnen Gläubigern dadurch zugefügten Nachtheils, geschätzt. Die Strafe kann von wirklicher körperlicher Schavotstrafe verbunden mit Ehrlosigkeit bis auf blosses Gefängniss oder Verbannung herabsteigen.

Das *dritte* in dem vorliegenden Bande enthaltene Stück ist der *Entwurf der Gesetze über den Beweis.* Er scheint den Gesetzgebern am wenigsten gelungen zu seyn. Die neueren Schriften, welche in Deutschland zur Aufklärung dieser Materie, und zur Verbreitung einer neuen Legislation darüber erschienen sind, von *Tevenar*, *Schneider*, *Weber* u. a., haben sich keinen Weg in die Museen der holländischen Rechtsgelehrten bahnen können; vielleicht nur desswegen, weil sie deutsch geschrieben sind. Man findet in diesem Entwurfe nur die Grundsätze, welche die Praxis des gemeinen Rechts bisher befolgt, ziemlich roh, und zwar sowohl über den Beweis in Criminalsachen als in Civilsachen dargestellt. *Erstes Kapitel. Vom Beweise im Allgemeinen.* Im Art. 33 vermisst man die so nöthige genaue Bestimmung des *Notorischen*, welches nicht erst bewiesen werden soll. — Nach Art. 36 soll derjenige, der etwas leugnet, nichts zu beweisen haben, es wäre denn, nach Art. 37, dass sein Leugnen sich auf factische Umstände gründete, oder für die Behauptung des Gegners eine gesetzliche Vermuthung stritte. Die Frage: Wer muss beweisen? ist so schnell genug abgethan. Und doch sollten die Gesetze fast über keinen Theil des gerichtlichen Verfahrens bestimmter seyn, als über diesen. Mangel an Bestimmtheit der Grundsätze macht nicht nur, dass die Processe gerade wegen des Streites über die Beweislast sehr in die Länge gezogen werden, sondern öffnet auch der Chikane die Thür. Die Partey, die mit der besten Sache einem unerfahrnen Advocaten in die Hände fällt, wird immer in Gefahr seyn, die Beweislast übernehmen zu müssen, da in zehen Fällen gewiss neunmal der bejahendste Satz verneinend vorgestellt werden kann. — Im Art. 48 wird der Richter angewiesen, sich nicht bloss an das von den Parteyen zur Führung des Beweises vorgebrachte zu halten, sondern auch den Beweis des einen oder des anderen zweifelhaften Punctes noch besonders zu fodern. Vom Beweistermin ist hier nicht die Rede. *Drittes Kapitel. Vom Beweise durch Zeugen.* Art. 19. Ein Zeugniss zum Vortheile eines nahen Verwandten in bürgerlichen Sachen enthält dann Beweiskraft, wenn der letztere allenfalls selbst zum Eyd gelassen werden könnte. Diese Regel ist bey der Gewissens-Vertretung durch Beweis immer sehr anwendbar; möchte aber doch wohl zu vielen Zwischendebatten im Processe führen. Art. 24. In Criminalsachen wird derjenige, gegen den die Missethat gerichtet gewesen, so angesehen, als habe er kein Interesse bey der gerichtlichen Untersuchung. Wie vielen Ausnahmen möchte diese Regel nicht unterworfen seyn! — Sehr gefährlich für die Möglichkeit das beste Recht zu beweisen, ist die Uneingeschränktheit der Vorschrift, dass alle Verwandten *in linea recta*, Ehegatten, Geschwister, Vormünder, Aufseher, Pupillen, in Sachen, welche Personen betreffen, mit denen sie in den angegebenen Verhältnissen stehen, von der Pflicht Zeugniss abzulegen, frey seyn sollen. — Art. 67. Sollte ein Zeuge nach Ablegung seines Zeugnisses durch den Tod verhindert werden, den *Eyd*, womit er es bekräftigen *wollen*, abzuleisten, so wird er als beeydigt angesehen. — *Viertes Kapitel. Vom Beweise durch Urkunden. Abtheil.* 1. Von den schriftlichen *Beweis-Stücken und ihrer Beweiskraft*. Zu den öffentlichen Urkunden (*openbare bewys-stukken*) werden Art. 6 auch gerechnet 1) *die Angaben* über Local-Untersuchungen, Besichtigungen, Vergleichung von Schriftzügen, welche von Sachverständigen und dazu unter öffentlicher Autorität beauftragten Personen schriftlich eingebracht worden; 2) Bücher und Anzeichnungen der Mäckler und solcher öffentlichen Personen, die ihnen gleichgeschätzt werden, in Ansehung der Sachen, welche ihre Geschäfte betreffen; 3) alle Untersuchungen und Erklärungen von Sachkundigen, insofern sie unter öffentlicher Autorität agiren. — Wie aber, wenn die Sachkundigen oder die öffentlichen autorisirten Arbitri verschiedener Meinung sind? wenn von beiden Seiten dergleichen Besichtigungen oder Untersuchungen gefodert sind, und die Resultate streiten? Soll dann etwa nur die Erklärung des Obmanns als eine öffentliche Urkunde gelten? — Die Beweiskraft der Handelsbücher und ähnlicher Privat-Urkunden für den Concipienten ist

kurz, aber deutlich bestimmt. *Abtheilung* 2. *Von der Vorlegung der Urkunde.* Hier wird von der Editions-Pflicht gehandelt. Auffallend ist was Art. 72 verordnet wird, dass jeder Dritte, der übrigens die Pflicht hat, Zeugnisse abzulegen, auch genöthigt werden kann, die schriftlichen Beweismittel vorzulegen, die sich in seinem Besitze befinden. Zu welchen Härten gegen diesen Dritten kann dadurch Gelegenheit gegeben seyn! — *Fünftes Kapitel. Vom Beweise durch Eyd.* Art. 45 und 46 wird verordnet, dass derjenige, dem ein Eyd zugeschoben ist, jedoch statt der Acceptation oder Relation desselben den Beweis selbst übernimmt, (Gewissensvertretung mit Beweis), wenn er den übernommenen Beweis verfehlt, so angesehen werden soll, als sey gegen ihn bewiesen. Welches von unserer Theorie der Gewissensvertretung abweicht. *Sechstes Kapitel. Von gemeinen Vermuthungen und Indicien.*

* * rn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Düsseldorf*, b. Schreiner: *Berichtigung der Lehre: von der Verbindlichkeit des Mobiliar-Erben zur Zahlung der Schulden, welche zum Ankauf liegender Güter unter der aussergerichtlichen Verpfändung derselben gemacht worden sind.* Von *Carl Hamacher*, Privatdocent der Rechtswissenschaft zu Düsseldorf. 1805. 8. II und 32 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. bestreitet die bisherige Meinung, dass der Mobiliar-Erbe die, vom Erblasser, unter aussergerichtlicher Verpfändung der im Erbe enthaltenen Immobilien, contrahirten Schulden überhaupt, insbesondere aber die, von demselben, zum Ankauf liegender Güter, ebenfalls unter aussergerichtlicher Verpfändung derselben, gemachten Schulden abzutragen verbunden sey. Unstreitig hat Hr. *Hamacher* in diesem Streite die Wahrheit auf seiner Seite, wenn er behauptet, dass jene Verbindlichkeit dem Immobiliar-Erben oblieget. Der Titel der Abhandlung ist daher nicht passend, und durch den Zusatz, welcher die Zweckbestimmung der aussergerichtlich versicherten Schuld — den *Ankauf der Immobilien* — enthält, enger geworden, als der Inhalt des Schriftchens zulässt. — Ein unter gerichtlicher Verpfändung eines Erbguthes aufgenommenes Capital, sagt der Vf., wird als eine unbewegliche Sache angesehen, und fällt dem mobiliar-Erben zur Last, *bloss aus dem Grunde:* weil das Pfandrecht ein dingliches Recht ist, das mit der verpfändeten Sache auf jeden Besitzer derselben, mithin auch auf den Immobiliar-Erben von ihr übergeht. Ist aber *diess* der Grund von der Verbindlichkeit des Immobiliar-Erbens im nurgedachten Falle, und hat das positive Recht mit dem aussergerichtlichen Pfandrechte eben dieselben Wirkungen verknüpft, als mit dem gerichtlichen (vom Vorzug des ersteren vor letzterem in Bezug auf die Rangordnung der Gläubiger abgesehen): so muss auch nach der Regel: wo der Grund des Gesetzes eintritt, da muss auch dessen Vorschrift beobachtet werden — im Falle einer aussergerichtlichen Verpfändung eines Erbguthes, für ein aufgenommenes Capital, die Schuld ebenfalls für unbeweglich erkannt, und vom Immobiliar-Erben der verpfändeten Sache getilgt werden. (§. 3.) — Die gemeinhin angenommene Meinung, dass der Mobiliar-Erbe diese Schulden abführen müsse, kann auch darum nicht bestehen, weil sie das aus der Verpfändung entsprungene Recht des Gläubigers geradezu untergräbt und vernichtet. Nach der Natur des Pfandrechtes kann sich derselbe allemal an den Inhaber des Pfandes halten, und dieses Recht kann der Tod des Schuldners nicht im geringsten aufheben oder abändern (§. 4). Diesen Grund kann Rec. nicht so, wie jenen, §. 3 vorgetragenen, für zutreffend halten. Denn, wenn sich darthun liesse, dass nach positivem Recht die Tilgung einer mit einem aussergerichtlichen Pfand auf Erbegüthern versicherte Schuld nicht auf den Erben der letzteren, sondern auf den Immobiliar-Erben falle, so könnte sich der Gläubiger, der hier nach dem Gesetze unter der Ausnahme von den gewöhnlichen Gerechtsamen an Pfändern stünde, keineswegs über Unrecht beklagen. Wohl aber ist dieses im §. 4 angegebene Moment des Vfs. als ein Bestärkungsgrund seiner Meinungen anzusehen, welcher aus der Einheit des Systems (die Ausnahmen und Vermehrung der Erkenntnissprincipien ohne zureichenden Grund nicht gestattet) mit Recht abgeleitet werden kann. — Die Einwendung, fährt der Vf. fort, dass das Pfandrecht sich nach dem Hauptrecht richtet, und darnach in Gemässheit der gemeinen Meinung zu entscheiden sey, kann nicht Statt finden; denn dieser Grundsatz gilt nur als Entscheidungsnorm in Bezug auf den *Gläubiger*, aber nicht in Bezug auf den Schuldner, und — wenn er demohngeachtet zur Anwendung kommen sollte, so würde daraus, was man doch schlechterdings nicht zugiebt, folgen, dass eine Passivschuld, welche durch gerichtliche Verpfändung des Immobiliar-Vermögens vom Erblasser versichert worden ist, auch nicht für unbeweglich gehalten werden dürfe. (§. 5) — Überdem aber legt die *l. 7. Cod. qui potiores in pig.*, gesetzt auch man könnte noch daran zweifeln, dass eine aussergerichtliche Pfandschuld, die auf einer unbeweglichen Sache haftet, im Allgemeinen zu den unbeweglichen Sachen zu rechnen sey, der aussergerichtlichen Verpfändung eines Erbguthes, wegen der zum Ankauf desselben gemachten Schuld noch ausdrücklich selbst den Vorzug vor einer einfachen gerichtlichen älteren Hypothek bey. Wollte man nun auch, was doch grundlos wäre, das (§. 3 berührte) Vorzugsrecht in der Rangordnung der Gläubiger bey einer gerichtlichen Verpfändung, als den Grund der Verbindlichkeit des Immobiliar-Erben zur Tilgung der Pfandschuld ansehen; so könnte doch gewiss die in der angezogenen *l.* 7 privilegirte Hypothek keine geringere Wirkung haben, als die ihr nachgesetzte gerichtliche Verpfändung sie hat! (§. 6.) — Die bisherige gleichförmige Praxis nach der gemeinen Meinung giebt keinen Rechtsgrund für dieselbe wider die gegentheilige ab; denn die Praxis qualificirt sich zu keinem Gewohnheitsrecht, wenn sie auf Irrtum ruht (§. 10). — Übrigens verbindet der Vf. mit dieser Theorie, die dieser gemässe Auslegung des bey ihm geltenden Landrechts, insbesondere des 74 Kap. desselben (§. 7 folg.)

Ohne Zweifel ist dieses Schriftchen Gewinn für die Wissenschaft, und was Rec. in Hinsicht des Styls und blosser Nebengedanken tadeln könnte, benimmt jenem Werthe nichts. Der Vf. schreibt *gereides* und *ungereides* — statt: *bewegliches* und *unbewegliches* Vermögen S. 3 und sonst. Desgleichen: *bis hierhin* — statt: *bishero*. S. 10. Ebendaselbst und sonst: *seye* — st. *sey*. Druckfehler sind es wohl, wenn es heisst: *Erb* st. Erbe. S. 11. Den *Mobiliar-Erb* st. *Mobiliar-Erben* S. 13. Mit *dem* darauf *haftenden Laste* st. *der* darauf haftenden Last. S. 17. Einiger *Orten* statt: Orte S. 10. Not. 1. Dann in dem Allegat aus dem Danz. Pr. Recht §. 153 statt: 253. S. 6. Not. 2. Verunglückt sind die Perioden S. 4. Z. 12 f. S. 15. Z. 4. U. S. 20. Z. 1—6 von unten. Ganz unbekannt ist Rec. mit der Kunst: die dunkeln Gefühle von Billigkeit zu *klaren Anschauungen* zu bringen, welche der Verfass. S. 7. Not. 5. empfiehlt.

p — ζ — r.

Neue Auflagen.

St. Gallen, b. Huber und Comp.: *Trauungs-Reden.* Ein Beytrag zur Beförderung ehelicher Glückseligkeit. Von *G. Grob*, Präsident des Erziehungs-Raths des Cantons St. Gallen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. VI und 288 S. 8. (20 Gr.)

Potsdam, b. Horvath: *Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch für Kinder von 6 bis 12 Jahren.* Zwanzigste verbesserte und mit einem Anhange von 5 Kupferplatten vermehrte Aufl. 1807. XII u. 376 S. 8. (Ohne Kupf. 12 gr.; mit 5 schwarzen Kupfertafeln 18 gr.; illuminirt 1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST, 1807.

HOMILETIK.

Magdeburg, b. Keil: *Amtsvorträge bey feyerlichen Gelegenheiten* gehalten von *Joh. Christoph Greiling*, Pred. zu Neu-Gattersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben. 1805. 223 S. 8. (16 gr.)

Von dem Vf. der *neuen praktischen Materialien zu Kanzelvorträgen* und anderen geschätzten Schriften liess sich mit Grund erwarten, dass von ihm ausgearbeitete religiöse Vorträge zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Fache gerechnet werden dürften; und diese Erwartung wird durch obige Sammlung gerechtfertigt. Sie enthält theils homiletische, theils liturgische Arbeiten: nämlich Neujahrstagspredigten, Confirmationsreden, Erndtepredigten, eine Traurede, kleine Taufreden und Busstagspredigten. Es sind also Casualreden, deren Ausarbeitung ihre eigenen Schwierigkeiten hat, welche von dem Vf. so glücklich beseitiget wurden, dass mehrere von jenen, besonders den liturgischen, als musterhaft zum Gebrauch für gebildete Christen empfohlen werden können. Auf zweyerley Vorzüge seiner Arbeiten scheint der Vf. selbst besonders Ansprüche zu machen: auf den Geist der Gebete und die Vermeidung jener schläfrigen und eintönigen Trockenheit, die sich bisweilen in gründlichen und regelrechten Predigten findet. Jene sollen keine langweiligen Promemorien seyn, und nicht die Stimmung eines gewissen Individuums, sondern die Stimmung der religiösen Menschheit, gleichsam das Gefühl der Gattung, ausdrücken. Wirklich gehören auch die in dieser Sammlung befindlichen zu den gelungensten; der Geist feuriger, über das Irdische erhebender, Andacht lebt in ihnen. Wie konnte aber der Vf., dessen kritisches Gefühl sich in seinen Schriften so scharf ausspricht, in einem Gebete, S. 39, einen doppelten Fluch über diejenigen aussprechen, die den Bund der Tugend brechen würden? Was er in der Vorrede über die Mittel sagt, die oben gerügte Trockenheit der religiösen Vorträge zu vermeiden, verdient volle Beherzigung der Prediger, und ist von ihm glücklich angewendet. Seine Vorträge sind belebend und ergreifend; die Einstimmung der Gemeine mit Gesang ist, besonders in der 3 Erndtepredigt, wo der Vf. das Lied: Ich singe dir mit Herz und Mund u. s. w. als Hauptlied bis zum 12 Vers singen, und in der Predigt, welche ein Commentar über die übrigen Verse ist; fortfahren liess, mit Eindruck benutzt. So empfiehlt denn also Rec. diese Predigten als eine gehaltvolle Lectüre gebildeten Lesern, und die liturgischen Anreden Predigern zum Gebrauch vor gebildeten Versammlungen. Diess führt ihn aber auf einen neuen Standpunct der Kritik, aus welchem er, schon um der blinden Nachahmer eines beliebten Vfs. willen, sich über die Zweckmässigkeit dieser Vorträge in Hinsicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung erklären zu müssen glaubt. Sie sind nämlich, die Trau- und Taufreden ausgenommen, sämtlich vor der *ländlichen* Gemeine des Vfs. gehalten. Rec. nahm sie daher mit besonderer Erwartung in die Hand, da der Vf. erst kürzlich in seiner scharfsinnigen *Theorie der Popularität* uns einen Versuch wissenschaftlicher Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes lieferte. Von wem liesse sich eine Annäherung zum Ideal der Popularität mehr erwarten, als von dem Manne, der ihr Wesen so genau kennt? Rec. fand sich in dieser Erwartung getäuscht. Er, der die Stufe der Bildung mehrerer Landgemeinen aus beobachtender Erfahrung kennt, getraut sich nicht, eine solche zu finden, für welche er diese Vorträge durchaus populär nennen zu dürfen glaubt, und muss es also bezweifeln, dass der Vf. die seinige auf die dazu erfoderliche Stufe der Bildung hob. Wenn der Vf. in der Vorrede sagt, dass er nach einer *edeln* Popularität strebte, so scheint er wohl jene im Sinne gehabt zu haben, welche er in seiner *Theorie der Popularität* S. 97 als die *höhere* von der kunstlosen, gemeinen unterscheidet. Jene hat nach dem Vf. zu ihrem Gegenstand Resultate der Wissenschaft, z. B. der Moral, Religionsphilosophie, mithin *höhere Begriffe*, wodurch der gemeine Verstand weiter gebracht wird, aber angesehen aus dem praktischen Gesichtspuncte. Sie bezieht sich auf ein *feiner gebildetes* Publicum: die niedere Popularität hingegen hält sich entfernt von wissenschaftlichen Eingebungen, hält sich so viel möglich bloss an die Aussprüche des gesunden Verstandes. Jene höhere muss Eigenschaft auch der gebildetsten religiösen Vorträge seyn, auch der Universitätsprediger muss sie, wie der Vf. dort richtig bemerkt, sich eigen machen. Allein da der Vf. sogleich fortfährt: „dieser wird aber nicht so ängstlich, wie der Landprediger, jede Abstraction vermeiden, jeden Begriff versinnlichen" — so giebt er durch diesen Gegensatz zu erkennen, dass die höhere Popularität von letzterem auch nicht angewendet werden könne. Dabey kann und soll aber der Landprediger immerhin ein Mann seyn, der über seinen Gegenstand reiflicher nachgedacht hat, als jeder Andere, der eine höhere, edlere Ansicht desselben hat, und dabey seine nicht gemeinen Gedanken licht-

voll, leicht, anschaulich und praktisch vorzutragen weiss. Es giebt ja, wie der Vf., S. 100 der *Theorie* sagt, mannichfaltige Grade der Popularität. „Auf je einer niedrigeren Stufe der Bildung eine Menschenclasse in formeller und materieller Hinsicht steht, desto grösser ist das Bedürfniss, dass das Allgemeine verindividualisirt, das Geistige verkörpert, das Vernünftige versinnlicht werde." Sollte nun aber unser Landvolk nicht noch auf einer solchen niedrigen Stufe stehen? Sollten folglich solche höhere Ideen, wie man sie in folgenden Stellen findet, in einer solchen nicht concreten Darstellung, in einem solchen Periodenbau, demselben lichtvoll, leicht, anschaulich vorgetragen seyn? S. 80 in einer Confirmationsrede spricht der Vf. zu *Kindern:* „des Menschen oberste, köstlichste Kraft ist sein Wille, des Menschen höchster Werth liegt in der Güte seines Willens. Was eure Sinne empfinden, was eure Einbildungskraft bildet und dichtet, was euer Gedächtniss fasst, was euer Verstand erkennt, das alles sind Schätze, welche die genannten Kräfte eurer Seele dem höchsten Gebieter in uns, dem vollstreckenden Willen darbringen, dass er sie anwende und brauche zu edeln Zwecken in guten Handlungen. So dienen alle übrigen Kräfte dem königlichen Willen, der uns zu Personen erhebt, und unsere Erkenntnisse sind Mittel für die Thätigkeit des Willens, zum Zwecke einer thätigen, strebenden Tugend. S. 113 in einer Erndtepredigt: „Unser Wille ist frey, selbstthätig erheben wir uns als vernünftige und sittliche Wesen über alle Natur. Der Mensch ist ihr Herr, und ihre Kraft dient nur, wie die mächtige Stärke der Thiere dem Menschen, und an die Grösse des Menschen, der zur Tugend hinanstrebt, zur Gottheit im Handeln sich erhebt, reicht die Natur nicht. Wir fühlen uns als sittliche Wesen unendlich über alle Natur erhaben. Sie hat einen Werth in Beziehung auf den Menschen. Aber der Mensch hat eine Würde in dem Urtheile Gottes. Ein anderes Gesetz, als die Gesetze der Natur vorschreiben, ein Gesetz der Freyheit, wie Jacobus spricht, ist die Regel, die vernünftige Wesen in ihren Handlungen sich selbst vorschreiben, und (denen sie) freywillig sich unterwerfen. Dennoch könnte unser sittlicher Werth grösser, unsere Tugend lauterer, unsere That vollkommener seyn. Ein allerhöchstes Muster sittlicher Güte leuchtet uns vor, und diesem gleichen wir nicht. Es bemächtigt sich unser das Bewusstseyn unseres geringen sittlichen Werths, wenn wir uns mit dem Gesetze unserer Pflicht vergleichen, und das ist die sittliche Demuth u. s. w." Hat das der Vf. seiner Gemeine wirklich so vorgesagt? — Er urtheilt in seiner *Theorie der Popularität* hart darüber, wenn man in Predigten vom Unbedingten, Unendlichen im Endlichen, Anstreben des Unendlichen u. s. w. redet; er behauptet, dass nicht bloss wissenschaftliche Begriffe vom populären Vortrage auszuschliessen seyen, sondern dass es auch versinnlichende Anschauungen gebe, die von der Phantasie des Volks zu entfernt liegen; und, an einem anderen Orte, dass es lächerlich sey, etwa vor Bauern solcher Bilder sich zu bedienen, die von Künsten (und überhaupt von Dingen, Instituten u. s. w.) entlehnt sind, die den Geistesarmen unbekannt sind. Der Vf. beurtheile nun nach seinen Grundsätzen folgende und andere Ausdrücke, Stellen und Bilder: Bildung des Verstandes und Herzens, Besonnenheit des Geistes, Bewusstseyn eurer selbst, Vollkommenheit im Denken, Triebfeder, Reich des Guten, Thätigkeiten des Geistes, Saitenspiel der dankbaren Liebe u. s. w." „So lange es noch ein Gestern und Heute, oder eine Zeit und Veränderung in derselben giebt, so lange eine Ewigkeit vorhanden ist, bleibt auch die Religion, die zu aller Zeit die vernünftigen Wesen zum Unsichtbaren, zur Tugend, zum Streben nach dem Unendlichen, zur Heiligkeit emporhebt." „Die Sterne traten ihren Reihentanz an." „Auf Adlersschwingen erhebst du dich, theures Vaterland." „Wenn eure Thätigkeit auch manchen Schweisstropfen kostet, so ist dieser Schweiss, in welchem ihr euer Brod esset, der Orden eures gemeinnützigen Verdienstes." — In Ansehung der Confirmationsreden findet Rec. auch bey diesem denkenden Vf. zu bemerken, dass die Wichtigkeit der Handlung übertrieben wird. „Die Tugend eures Lebens, die Seligkeit eures unsterblichen Geistes, die Ehre, die Wohlfahrt dieser Gemeine, die Religiosität künftiger Zeiten beruht auf der rechten Feyer dieser Stunde" — Wie lässt sich das behaupten? In der Traurede, vor einem gebildeten Kreise gehalten, verfällt der Vf. offenbar in den Fehler des Gezierten, Gekünstelten. Sie enthält eine poetische Schilderung der Gefühle der Anwesenden und des Glücks ehelicher Liebe: es fehlt hier nicht an übertreibenden Zügen, und überdiess sagt der Vf. noch, S. 148, vergessend der Würde des Religionslehrers: „Wie konnte es mir in den Sinn kommen, in diesem Kreise der edelsten Liebe ——— eine Empfindung anregen zu wollen, die sie nicht schon hätten, oder über das, was jetzt in ihren Herzen vorgeht, nur Ein erträgliches Wort vorzubringen!" Da wäre es also am besten — zu schweigen! Trefflich sind die folgenden kleinen Taufreden; nur schien uns in der letzten die weitläuftige Schilderung der Einweihung in die eleusinischen Geheimnisse nicht am rechten Orte zu seyn.

V. Pf.

Weimar, b. den Gebr. Gädike: *Beyträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflicht und Menschenleben*, mit immerwährender Hinsicht auf den herrschenden Geist unseres Zeitalters von *M. Friedrich August Ludwig Nietzsche*, Hauptpfarrern und Superintendenten zu Eilenburg. 1804. XVIII u. 524 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Es verdient wohl eine Rüge, dass der Titel verschweigt, dass man hier nichts Anderes, als eine Sammlung von Predigten bekommt; um so mehr, weil der Inhalt derselben ihm nicht genau entspricht. Denn von diesen zwanzig Predigten handeln höchstens nur zwey von der Erziehung und nur eine von der Unterthanenpflicht, der Anhang aber, der aus Casualreden besteht, hat gar keine Beziehung zum

Titel. — Die Predigten verdienen allen Beyfall. Sie zeichnen sich aus durch wahre Popularität, die sich in Gedanken und im Ausdruck eben so sehr über das Gemeine, Unedle und Schlaffe erhebt, als sie sich von weit hergeholten Folgerungen und schwülstigen Phrasen entfernt hält. Die Hauptgedanken ziehen nicht an durch Neuheit oder Ungewöhnlichkeit; die Entwickelung derselben überrascht nicht durch unerwartete Erörterungen und Anwendungen: aber sie sind alle reichhaltig an religiösem und moralischem Inhalte, und werden durch eine leichte, natürliche Folge und Verbindung der Gedanken dem Gemüthe des Zuhörers fasslich und eindringlich vorgestellt. Was aber den Reden des Vfs. den grössten Werth giebt, ist sein Bestreben, immer auf die Verbreitung einer wahrhaft christlichen Denk- und Handlungs-Weise hinzuwirken. Der Vortrag ist klar, nur oft zu wortreich. Die besseren dieser Predigten sind nach dem Urtheil des Recensenten die *dritte* mit dem Hauptgedanken: Wie sehr das Christenthum der Aufklärung geneigt und günstig sey; — die *sechste* mit der Betrachtung: Was wir alle zu thun haben, wenn wir unter den jetzt lebenden Menschen eine so auffallende Verschiedenheit in ihren Religionsmeinungen bemerken;" — die *dreyzehnte* über das Thema: Wie nöthig uns allen der frohe Glaube an die Rechtschaffenheit unserer Nebenmenschen ist;" — und die *neunzehnte* über das Sprichwort, Jugend hat nicht Tugend." Aus der vierten Predigt über das Thema: Christus und seine Lehre muss in jeder christlichen Gemeinde überall die Hauptsache seyn — möchte vielen Predigern die Behauptung des Vfs. beherzigungswerth seyn, dass jede fremdartige, sonst nützliche Belehrung aus den religiösen Vorträgen entfernt bleiben und nur das, was sich unmittelbar und ganz vorzüglich auf die Religion bezieht, der Inhalt derselben seyn solle. — Als Beyspiele von der leichten Manier des Vfs. in der Entwickelung des Hauptgedankens mögen hier die Eintheilungen der 3 und der 19 Predigt stehen. In jener wird der oben angeführte Hauptgedanke daraus erwiesen, dass das Christenthum 1) überhaupt schon die Aufklärung auf keine Weise hindere und verbiete; 2) durch seinen ganzen Inhalt den Trieb nach Aufklärung erwecke und stärke; 3) uns sogar Aufklärung zur heiligsten Pflicht mache; 4) auch von jeher Aufklärung befördert habe und noch befördere. — In dieser wird das erwähnte Sprichwort dadurch widerlegt, 1) weil man in seiner Jugend wirklich Tugend haben könne; 2) weil man in seiner Jugend auch Tugend haben müsse; 3) weil man auch in seiner Jugend Tugend zu haben pflege. Dagegen scheinen dem Rec. die 8 und die 9 Predigt schon durch die Wahl und den Ausdruck ihrer Hauptsätze die schlechteren dieser Sammlung zu seyn. Jener heisst: „Alles in der Welt müssen wir uns mit tausenderley Unannehmlichkeiten und Beschwerden erkaufen." Dieser: „Jeder Mensch hat in der Welt weit mehr Freude und Glück zu geniessen, als Elend zu erdulden." Beide haben, abgesehen davon, dass sie, wie sie da stehen, keine religiöse Betrachtung ausdrücken, den Fehler, dass sie bey aller ihrer Trivialität keinesweges in ihrer Allgemeinheit wahr sind. Der Vf. bemüht sich vergebens, sie zu erweisen. — Selten stösst man übrigens auf ein widriges Bild, wie S. 248: „Ohne Liebe ist unsere Abendmahlsfeyer, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Communion der Teufel und eine solche elende Ceremonie, über die die Hölle allemal in das schrecklichste Hohngelächter ausbrechen muss." Oder auf eine unbestimmte und daher unrichtige Behauptung wie S. 253: „Wir müssen gestehen, dass fast alle andere Tugenden, ausser der Menschenliebe, etwas Unangenehmes, etwas Erniedrigendes, etwas Beschwerliches und Kränkendes mit sich führen." Oder auf eine leere und unschickliche Phrase wie S. 344: „Und hast du dann, du barmherziger Gott, noch einen Segen, so segne auch mich;" — als wenn sich Gott erschöpfen könnte an Segen, so wie sich der Vf. an Bitten um denselben erschöpft haben mochte. — Diese Bemerkungen hindern aber nicht, dass nicht diese Predigten vorzüglich allen Landpredigern als Beyspiele der Popularität sehr zu empfehlen wären.

u.

Duisburg und Essen, b. Bädecker und Comp.: *Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtäglichen evangelischen Perikopen*, von *B. C. L. Natorp*, luther. Pred. zu Essen. 1806. VIII u. 380 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wie man aus einem zweyten Titel sieht: *Entwürfe zu Predigten* u. s. w. *Erster Band*, so sollen noch mehrere Bände Predigtentwürfe als Beylage zu der von dem Vf. herausgegebenen westphälischen Quartalschrift für Religionslehrer folgen und die Vorrede erklärt sich näher darüber, dass Hr. Pred. *Degen* zu Lingen gegen Ostern 1807 Entwürfe zu Predigten über freye Texte, Hr. Dr. *Reche* zu Mülheim am Rhein dergleichen über vaterländische Sprichwörter liefern wird, worauf denn vom Hn. *Natorp* noch ein Jahrgang über die epistolischen Perikopen oder lieber zu Katechismus-Predigten (wahrscheinlich beides) kommen sollen. Soviel auch gegen dieses Unternehmen zu sagen wäre, so will es doch Rec. nicht tadeln, da solche Arbeiten immer ihr Publicum finden, dem sie nützlich werden, da alles auf ihren Werth ankömmt und die genannten Männer sich schon Verdienste im homiletischen Fache erworben haben. Nur dringt sich dem Rec. der Wunsch auf, dass die Verfertiger solcher Predigt-Dispositionen sich den Zweck, den sie damit erreichen wollen, genau bestimmen möchten. Ein Erbauungsbuch darf man nicht daraus machen wollen; auch sollen sie nicht dazu dienen, damit unwissende Prediger sie, ohne viel von dem ihrigen hinzu zu thun, auf die Kanzel bringen können. Aber sie können dem, der über ähnliche Materien predigen will, einen Reichthum von Materialien an die Hand geben, oder auch Muster seyn, an denen man sich im homiletischen Auseinandersetzen und Zusammenfügen übet. Diese beiden Zwecke müsste man zu vereinigen suchen. Wenn aber danach der vorliegende Band beurtheilt werden soll, so

wird man diesen Aufsätzen höchstens in der ersten Rücksicht einigen Werth zugestehen können. In der zweyten sind wenigstens manche dieser Entwürfe sehr tadelhaft.

So viel Entwürfe man auch schon über die evangelischen Perikopen hat, so findet man hier doch noch Themata, die entweder neu oder doch auf eine neue Weise daraus hergeleitet sind, z. B. am 1 Sonntage nach Epiph.: *Wir müssen in unseren Kindern eine lebhafte Begeisterung für den Beruf, dem sie sich gewidmet haben, zu erwecken suchen;* am 2 Sonnt. nach Epiph., *über die dem weiblichen Geschlecht eigene Anlage auf Kleinigkeiten zu merken;* am Sonnt. Reminiſc. *über die Ärgerlichkeit.* In den Dispositionen ist sehr vieles, was zur Ausführung des Themas gehört, zusammengedrängt. Aber bald sind sie zu weitläuftig, als dass sie in einer einzelnen Predigt gehörig ausgeführt werden könnten. In einzelnen Stellen ist der Ausdruck ganz so, wie er sich für die Kanzel schickt. Bald ist das, was abgehandelt werden soll, nur mit einem Worte angedeutet. Die Logik wird gegen manche Eintheilungen viel einzuwenden haben. Was sagt sie z. B. von der über das Evang. am 3 Sonnt. nach Ostern, wenn es heisst: der Gedanke an das, was kommen soll, ist wichtig 1) im Glück und Unglück, 2) in einem sorgenfreyen und bequemen, wie im mühseligen und kummervollen Leben, 3) wenn wir Tugenden üben und Sünden und Thorheiten huldigen, 4) wenn unser bürgerliches Leben und die Schicksale der Völker zu unserer Zufriedenheit gereichen, und wenn sie uns Betrübniss und Kummer verursachen, 5) wenn wir für die Sache der Religion hoffen oder fürchten? Hätten diese Theile nicht auf viel wenigere zurückgeführt werden können und müssen? Wie ists, wenn Jesus auf seiner Reise nach Jerusalem als Muster vorgestellt werden soll, aber doch auch zugleich an sein Verhalten in Gethsemane und auf Golgatha gedacht wird? S. 116. Einige Ausführungsarten, wenn sie auch logisch richtig sind, wird man doch aus anderen Gründen tadelnswerth finden. Wenn z. B. über das Evangelium am Sonnt. Misericord. Dom. die Vergleichung Christi mit einem guten Hirten im 1 Theil als wahr, und im zweyten als lehrreich dargestellt wird, so ist das schon im Entwurfe langweilig, was wird es erst auf der Kanzel seyn? Wenn am Sonntage Lätare über die stillen Abende, die Jesus zu Bethanien mit seinen Jüngern zugebracht hat, geredet werden soll und dabey folgende 4 Fragen beantwortet werden; warum begab sich Jesus in die Einsamkeit und Stille? 2) warum ging er desshalb gerade nach Bethanien? 3) warum ging er gerade in den Abendstunden dahin? 4) warum mit seinen Jüngern?: so möchte man wohl nicht wünschen, dass so etwas nachgeahmt würde. Denn alle historischen Materien möchten zwar so abgehandelt werden können, aber man würde auch leicht ins Lächerliche fallen können. Genug, die Form dieser Entwürfe ist nur selten musterhaft; aber man wird einige nicht ganz gewöhnliche, aber doch nützliche Materialien für die Kanzel darin finden. Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Apologetik. *Hamburg*, b. Perthes: *Die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion in der Kürze dargestellt.* 1803. VIII u. 87 S. 8. (8 gr.) Diese Schrift kann kaum bey Vorlesungen über die Wahrheit der christlichen Religion zum Grunde gelegt werden, denn sie ist auch dazu zu unvollständig. Die Lehren der natürlichen Religion setzt der Vf. als wahr voraus, lässt auch die Begriffe einer Offenbarung, einer geoffenbarten Religion unerörtert, sagt nichts über die Möglichkeit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und erklärt sich gar nicht darüber, was es heisst, das Christenthum ist göttlich. Die Beweise sind die gewöhnlichen. Zuerst wird die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte scheinbar dargethan; (aber zu kurz und unvollständig. Was kann doch damit bey Gegnern der christlichen Religion gewonnen seyn?). Dann wird aus dem Charakter Jesu, den Wundern, Weissagungen und der Beschaffenheit der Religion Jesu der Beweis selbst geführt. Rec. weiss sehr wohl, dass strenge Demonstration hier nicht gefodert werden darf, aber das Gesagte reicht auch nicht hin, einen vernünftigen Glauben an das Eigenthümliche der christlichen Religion zu begründen. Wenn man den nicht durch eigenes Nachforschen oder durch das Studium anderer grösserer Schriften erhalten hat, möchte man ihn durch diese schwerlich bekommen und nur die, welche gerade eben so, wie der Vf., die Göttlichkeit des Christenthums beweisen, können sich freuen, hier den Beweis kurz zusammengedrängt zu finden.

Der Vf. will (Vorr. S. V), wenn seine Arbeit im Ganzen für nützlich erklärt wird, künftig aus dem grösseren Werke, von welchem diese kleine Schrift ein Auszug ist, einzelne Theile bekannt machen, in denen besonders gewisse eigenthümliche Ansichten vorkommen. Wenn nun der Vf. wirklich von einigen hieher gehörigen Sachen besondere Ansichten hat, so wird diese Mittheilung gewiss erwünscht seyn. In diesem Auszug aber ist davon gar keine Spur, und die eigenthümlichen Ansichten, die der Vf. haben mag, scheinen das Ganze des Beweises für die Wahrheit der christlichen Religion, der nach des Rec. Meinung auf ganz andere Art geführt werden muss, wenig zu betreffen.

Der Anhang zu dieser Schrift S. 63—87 erläutert einige Schriftstellen, die in der Abhandlung selbst angeführt waren. Sie haben aber nur sehr entfernten Zusammenhang mit dem Hauptthema, und die Erläuterungen sind auf der einen Seite zu unvollständig, auf der anderen auch wieder zu weitläuftig, um hier zweckmässig heissen zu können. Rec. kann darin auch nicht immer dem Vf. beypflichten. Die Engel am leergefundenen Grabe Christi hält der Vf. für unbekannte Freunde Jesu. Rec. erklärt solche Erscheinungen für wunderbare d. i. unerklärliche Wirkungen auf die Phantasie derer, die sie hatten. Marc. 9, 39 steht nicht, dass ein Lästerer der Wahrheit keine Wunder thun könne, sondern nur, dass der, der im Namen Jesu Wunder zu thun glaubt oder vorgiebt, ihn doch so bald nicht lästern könne. Das Letzte ist doch gewiss nicht mit dem Ersten einerley. Mit *neuen Sprachen* reden heisst dem Vf. ganz neue Grundsätze und Gesinnungen annehmen; doch aber erklärt er den Apgesch. 2 erzählten Vorfall daraus, dass jeder der damals versammelten Anhänger Jesu in seiner Muttersprache geredet habe, und 1 Cor. 14 kann gewiss das Reden in fremden Sprachen nicht die Annahme neuer Gesinnungen bedeuten.

Df.

NEUE AUFLAGEN.

Pirna, b. Friese: *Praktische Anweisung zum Flachs-Bau bis zur Weberey und Beweis der Möglichkeit auf allen Boden feinen Flachs dem holländischen gleich zu bauen.* Mit Entdeckung der Fehler, die dieses verhindern. Nebst einem Anhang ökonomisch-physikalischer Grundsätze bey der Zubereitung des Ackers. Geprüft und mit einigen Anmerkungen versehen vom Herrn Commissionsrath *Riem.* Mit 3 Kpf. 2te unveränderte Aufl. 1807. IV u. 136 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zeitz, b. Webel: *Maria Belmonte*, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von *Carl Streckfuss*. 1807. 144 S. 8. (12 Gr.)

Das Trauerspiel wird damit eröffnet, dass der Fürst von Benevent vom Throne herab erzählt, wie sein Vater, dem er so eben in der Regierung gefolgt ist, auf dem Sterbebette ihm verkündigt habe, er müsse sich mit Isabellen, der Tochter des Fürsten von Kapua vermählen, und zwar aus dem Grunde, weil dadurch allein die alte Feindschaft zwischen den beiden Fürstenhäusern könne getilgt werden — die Prinzessin Isabelle sey bereits, dem heimlich geschlossenen Vertrage gemäss, angelangt, er könne aber seine Hand ihr nicht geben, weil er früher der Gräfin Belmonte Lieb' und Treue geschworen habe, welche er unverbrüchlich halten wolle. Auf einen Wink tritt nun die Gräfin, fürstlich geschmückt, aus einem Seitenzimmer in den Saal, und Fernando, nachdem er ihre Schönheit und Tugend gepriesen, steigt herab, führt sie mit den Worten:

> Mit mir
> Erhebe dich auf meinen Thron und schmücke
> Mit Blumen mir die düstre Einsamkeit

auf den Thron, erklärt sie förmlich für seine Verlobte, und verkündigt, dass noch heute die Vermählung soll gefeyert werden. — Antonio, der Befehlshaber der Truppen, unterhält sich hierauf mit Pedro, dem Rathe des Fürsten, über die schlimmen Folgen, welche die Zurücksendung Isabellens für das Reich haben werde, und über die Möglichkeit, Fernando's raschen Entschluss rückgängig zu machen. *Jener* will der Gräfin Belmonte das grosse Unheil vorstellen, das sie, wenn sie sich mit dem Fürsten vermählte, nothwendig dem Vaterlande zuziehen würde, und er ist überzeugt, sie werde hierauf ihren Ansprüchen gern entsagen. *Dieser* zweifelt nicht an ihrer Bereitwilligkeit, ihre Liebe dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, behauptet aber, dass eben diese grossmüthige Selbstverläugnung Fernando's hohe Leidenschaft noch mehr entflammen würde, und hält es demnach für gerathner, ihm die Treue der Gräfin verdächtig zu machen, welches sich leicht thun liesse, wofern Antonio sie dazu vermöchte, dass sie, ohne irgend einen Grund anzuführen, dem Fürsten unbedingt erklärte, sie könne nicht seine Gemahlin werden, und müsse Hof und Stadt auf immer verlassen. Antonio missbilligt diesen Plan anfangs als unredlich, überlässt es jedoch dem Pedro, ihn auf seine Gefahr auszuführen. — Nun folgt ein Monolog der Gräfin Maria Belmonte, worin sie schwermüthige Ahndungen äussert über den Ausgang ihrer Liebe; darauf erhält sie einen Besuch von Isabellen, welche ihren Hass gegen sie auszuschütten kommt, und, um ihr die Grösse des Uebels, das sie ihr zugefügt, fühlbar zu machen, bekennt, dass sie den Fürsten leidenschaftlich liebe. Maria wird heftig erschüttert von ihren Vorwürfen, beklagt das Unglück der Nebenbuhlerin, und erklärt sogar, sie wolle um ihrentwillen ihrer Liebe entsagen. Als die Prinzessin über diese Äusserung als über etwas Unmögliches Befremden zeigt, setzt Maria „der wilden Leidenschaft" „das sanfte Feuer der Liebe" entgegen, von welcher sie unter anderen sagt:

> Die eigne Welt ist ihrem Trieb zu enge,
> Das eigne Glück will sie zu Sternen Höhen
> Allmächtig tragen, an die reiche Brust
> Drückt sie das All — der Bruder, Mensch, der Wurm,
> Das rohe Element, der Baum, die Pflanze,
> Der Weltengeist in seiner Allmacht, nichts
> Ist ihr zu gross, und nichts zu klein. Beglücken
> Will sie, weil sie beglückt ist u. s. w.

Isabelle, an Mariens Edelmuth halb glaubend, verlässt sie nun, nachdem sie ihr kläglich die Worte hingeworfen, dass wenn ein Krieg ausbräche, so solle sie diesen nicht ihr zuschreiben. Jetzt erscheint der Fürst. Die Traurigkeit seiner Geliebten setzt ihn in Erstaunen, er forscht vergebens nach dem Grund, und endlich lässt er sich von ihr bewegen, die Vermählung um einen Tag aufzuschieben. Maria spricht nun in einem Selbstgespräch ihren festen Entschluss aus, auf die Verbindung mit Fernando ewig zu verzichten, und hierauf kommt Antonio, der sie nun in ihrem Vorsatz bestärkt, sie jedoch nicht zu einer schleunigen Flucht überreden kann. — Im *zweyten* Aufzug macht Pedro, nach seinem Plane, dem Fürsten Maria's Treue verdächtig, was ihm zum Theil gelingt; sein Verdacht wird bestärkt durch Maria's geheimnissvolles Benehmen, als sie, trotz seinem Flehen, fest darauf besteht, ihn zu verlassen.

Nach dieser Scene ist der Fürst ausser sich, will nichts von Isabellen hören, wünscht in seiner Wuth, dass der Krieg ausbrechen möge, und befiehlt, dass Maria nicht die Stadt verlassen solle. Pedro ist über den schlechten Erfolg seines Plans untröstlich, und schliesst den Act mit den Worten:

> Nun will ich frey, was ich gethan, gestehn
> Und sollt' ich auch vor Schmerz und Schaam vergehn.

Aber er thut nicht nach diesen Worten, denn sonst

wäre diefs Stück fchon mit dem dritten Acte beendigt gewefen. In diefem fchüttet Maria ihre Klagen über die Leiden ihres Geliebten aus; fie hat noch eine Unterredung mit Ifabellen, und will verzweifeln, als fie von diefer hört, dafs der Fürft ihr verkündet habe, fie folle nach Kapua zurückkehren. Die verfchmähte Prinzeffin ift fehr aufgebracht, und fagt mit höhnifchem Triumph:

Ja, jedes Leid fchmilzt bey des Zornes Gluth
In fchauerliche Luft. Der Rache Freuden
Sind füfs, fie winken mir, ich will fie pflücken,
Dafs Graun euch alle mächtig faffen foll.

Auf Maria's Bitten, dafs fie doch alles Elend erwägen möge, welches fie durch ihren Hafs beiden Ländern bereitet, und auf ihre Vorftellung, dafs fie ja felber fich elend machen würde, erwiedert fie:

Und bin ichs, doch nicht länger, als ich will,
Blickt her, dies fichert mich und meine Freyheit,

und damit zieht fie „ein Fläfchchen Gift aus den Bufen," Maria entreifst ihr diefes Fläfchchen, und ruft frohlockend: Wohl, ich habe dich. Antonio will es ihr wiederum entreifsen, fie widerfetzt fich ihm, und fagt:

Wähnt ihr, ich will mich morden? Nein, o nein!
Gemüther, wie das meine, dulden viel
Eh *der* Gedanke fie ergreift. Doch tröftend
Soll ftets dies Gift auf meinem Bufen liegen,
Es foll mir fagen, dafs mein Wille nur
Mich dulden heifse.

Ifabelle fügt hinzu:

Wohl, behaltet es,
Behaltet es zu meinem Angedenken —
Vergiftet habt ihr meine Tage — ich
Vielleicht die euren. — Könnten wir nicht beide
Mit unferm Herzen ein Welt beglücken? —
Doch dies ift nun vorbey — Ich fluche mir,
Ich fluche dir, und ihm, den ich geliebt.

Indem kommt plötzlich der Fürft, „er mufste Maria noch einmal fehen, — er mufste. Denn es treibt ihn wild zu dem, wovor fein Wille fchaudernd flieht." Nach diefem Eingang vertheilt er an alle drey bitterböfe Sarcasmen, von welchen Antonio fagt:

Wie fich aus dem Schnee
Der rings des Ätna hohen Gipfel deckt,
Die Feuerfäule glühend roth erhebt,
So blitzt des Herzens peinlich wilde Gluth
Aus diefen kalten Worten hell hervor!

Ifabella dagegen erwiedert feinen Spott mit wüthenden Ausrufungen und — geht ab. Dann endigt ein heftiger Abfchied des Fürften von der verzweifelnden Maria den dritten Act. Im *vierten* tritt der Gefandte von Kapua auf, er fodert die Vermählung des Fürften mit der Ifabella, und da Fernando diefe Foderung nicht erfüllen will, fo erfolgt eine gegenfeitige Kriegserklärung. Der Fürft ruft, als er allein ift, aus:

Wohl, Kampf und Blut, das ifts, wornach ich lechze
u. f. w.

Auf fein Geheifs kommt Antonio, gegen welchen er, wegen feines Einverftändniffes mit Maria, heftige Reden ausftöfst, und deffen endliche Entdeckung von Mariens feftem Entfchlufs, zum Wohl des Landes ihrer Liebe zu entfagen, er anfangs nicht glauben will; um fich völlig von der Wahrheit zu überzeugen, läfst er Pedro rufen, diefer gefteht, dafs er aus Eifer für das Vaterland die Gräfin bey ihm angefchwärzt habe, der Fürft, ergrimmt über diefes Geftändnifs, ruft:

Nicht weiter,
Wenn dir das Leben lieb ift — Wache! — Schnell
Aus meinen Augen — führt ihn weg — im tiefften
Gefängnifs, wo der Molch, die Schlange hauft,
Da lebe du hinfort, ihr gleich an Gift —

Antonio bittet vergebens um Pedros Begnadigung; der Fürft will gleich zur Gräfin hin, Antonio verfichert, fie fey weit weggereift, um fich auf immer von ihm zu trennen, er ftellt ihm vor, dafs zur Rettung des Landes er feiner Pflicht nach Ifabellen feine Hand geben müffe, und fpricht:

Der Pflicht
Entkeimt die Ruh, unmerklich nach und nach,
Doch unverwelklich blüht fie dann — die Saat
Der Schmerzen trägt der Freuden goldne Frucht,
Wenn ausgefät in einem reinen Herzen,
Ihr des Bewufstfeyns milde Sonne lacht.

Aber alle diefe fchönen Worte wirken nicht, mit Ungeftüm dringt der Fürft in Antonio, ihm Mariens Aufenthalt zu entdecken, da diefer das Geheimnifs aber nicht verrathen will, fo drohet er, er wolle zu Ifabellen, die (man begreift nicht die Möglichkeit) noch in diefer Stadt fey, hineilen, fie befchimpfen, und dann fchleunig nach Kapua fchicken, und mit dem Gefandten wolle er auf gleiche Weife verfahren, damit „des Feindes Rache noch höher angefacht werde." Dann, fetzt er hinzu, „fuch ich durch die Welt, bis ich Marien finde — laffe hier die Stadt, das Land, dem Feind zum Raub." Einer folchen Drohung vermag Antonio nicht zu widerftehn, er erklärt, dafs Maria fich auf feinem Gute aufhalte. Wohl mir, ruft nun der Fürft,

Das können wir
In wenigen Minuten fchon erreichen.
Sie mufs zurück — ich frage nicht — ich will
Zum Glück fie zwingen — Eh' der Abend graut
Führ' ich fie zum Altare u. f. w.

Im *fünften* Act frohlockt Fernando, dafs er feine Maria wieder gefunden habe, es folle nun auch nichts fie wieder ihm entreifsen. Maria ftraubt fich lang und zagend gegen feine ftürmifche Leidenfchaft. Fernando verfpricht, „er wolle fanft feyn, fie nimmermehr mit feiner heftigen Leidenfchaft erfchrecken," wenn fie ihm geloben werde, „nimmermehr von feiner Seite zu weichen, bis einft der Tod fie trennt." Die letzten Worte feyerlichft wiederholend, fchwört ihm Maria den verlangten Schwur; und fodert dagegen von ihm, „er folle ihr geloben, dafs, wenn die ernfte Stunde nahe, ihm das Gefetz fey, was fie vollbringen werde." Nach einigem Befremden über diefe geheimnifsvolle Foderung thut er das Gelübde, und „nach einer kleinen Paufe" fagt nun Maria „fehr heiter:"

„Jetzt ist mir wohl,
Jetzt bin ich ruhig, jetzo leb ich neu,
Jetzt darf ich dich an meinen Busen drücken u. s. w."

Fernando verwundert sich über diese plötzliche Heiterkeit, und noch mehr, als sie sagt, sie müsse auf einen Augenblick fort, wolle aber schnell wieder bey ihm seyn. Während ihrer Abwesenheit wird dem Fürsten, und besonders dem Antonio, sehr unheimlich zu Muthe; zuletzt sagt jener, als er glaubt ihre Tritte gehört zu haben, sie aber noch nicht kommt:

Ich bin so wild, so heftig,
Ich werde in mir selbst mich noch zerstören.
Jetzt zuckt es wieder mir an allen Nerven,
Da sie's nicht ist, wie ich geglaubt. Was thu' ich
Um diesen Sturm zu stillen, Ruhe mir
Ins Herz zurückzurufen? Pedro ist
Gefangen, und von meinem Zorn bedroht,
Er möge frey seyn.

Endlich kommt Maria zurück, und zwar mit Isabellen, die sich ihr zu folgen sträubt, aber folgen muss, denn „sie wird fortgezogen mit übermenschlicher Gewalt." Alle sind vor Erstaunen ausser sich; Maria aber spricht, um sie zu beruhigen, die Worte:

Ruhig, seht mich an!
Strahlt nicht Verklärungsglanz aus meinen Blicken?
So ehret mich, die Bürgerin fremder Welt,
In deren Brust kein irdscher Trieb sich regt.

Sie erinnert Fernando dann an sein Gelübde, und ruft:

Die Stunde naht — Schnell wird sie kommen schnell —
Ich fühl es schon — so stärke du mich, Gott,
In meiner Todesnoth.

Fernando will den Arzt rufen lassen; Maria aber gebietet allen, zu bleiben, erklärt nun, sie habe ihr Leben geopfert, weil für ihn, so lange sie lebte, in dieser Welt keine Ruhe war," der Fürst und Isabelle sinken zu ihren Füssen, sie legt beider Hände in einander, und nachdem sie noch manches ermahnende Wort gesprochen und auch den Antonio an das Gift erinnert hat, das er ihr habe entreissen wollen, und an jene Worte: „Gemüther, wie das meine, dulden viel, eh *der* Gedanke sie ergreift" — verschwindet sie endlich. Antonio erinnert hierauf den Fürsten an Mariens Willen, diesem zu gehorchen ist er bereit, und reicht nun Isabellen als Gattin die Hand, und — der Vorhang fällt. — Diess ist die treue Darlegung des Inhaltes und der Composition dieses Trauerspiels, aus welcher klar genug erhellt, dass es sich durch nichts, als durch eine gewaltsame Anstrengung und durch ein peinliches und peinigendes Streben nach hochtragischer Würde auszeichnet. Die angeführten Stellen aller Art charakterisiren diese fruchtlose Anspornung noch insbesondere. Es wäre eine überflüssige Mühe, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, wie alle Theile willkührlich zu der besonderen Absicht des Vfs. zusammen gezwungen sind, und wie sie, statt ein Ganzes hervorzubringen, ohne allen Halt und inneren wahren Zusammenhang geist- und leblos neben einander dastehn. Das Urtheil, welches der Rec. bey Gelegenheit der vom Hn. *Streckfuss* nach Gozzi bearbeiteten Mährchen 1806. No. 118 fällte, erhält demnach hier seine vollkommene Bestätigung, und er wiederhohlt hiermit den dort gegebenen Rath.

c. f. r. z.

Halle, b. Renger: *Frauenspiegel* von *C. A. Tiedge.* 1807. 191 S. 8. (18 Gr.)

Kunst und Poesie haben keinen Theil an diesem Frauenspiegel, in welchem, ein paar Portraits etwa ausgenommen, nur Schattenrisse von weiblichen Thorheiten und Narrheiten sich zeigen; die Tugenden sind bloss als Zugabe zu betrachten, ihre sehr geringe Anzahl verschwindet gänzlich vor der Menge von Fehlern. Der passendste Titel für die Schrift wäre vielleicht: Register der weiblichen Eitelkeiten, in Reime gebracht u. s. w.; der Vf. ladet selbst einmal zum Besuch seines „Bildersaals bunter Eitelkeiten" ein. Die Behandlung neigt, wie schon der Gegenstand erwarten lässt, zum Epigrammatischen hin; die eintönigen dreyfüssigen, ohne alles Gesetz nach Bequemlichkeit durch einander gereimten Trochäen sind demnach nicht mit Glück gewählt; über der singsangartigen Weise der Verse, die immer das Ende nicht finden können, muss die geduldigste Aufmerksamkeit ermatten; der pikanten Einfälle, wie z. B. dieser ist:

— ihr letztes Ja
Legte Clelia
Auf den Altar nieder
Vor dem schwarzen Mann
Und den Ehetagen,
Um dafür fortan
Immer Nein zu sagen.

wo jedoch die beiden unterstrichenen Verse völlig überflüssig und störend sind, nicht zu erwähnen, dass es dem Gedanken am Reiz der Neuheit fehlt: — solcher artigen Einfälle giebt es zu wenige, um den ermüdeten Leser wieder anzufrischen. Auch ist der Witz zuweilen nicht glücklich ausgefallen, wie in folgender Stelle, wo von einer Schönen die Rede ist, die dem Reize eines modischen Bandes nicht widerstehen kann, und das Geld, welches sie sonst an Hülfsbedürftige austheilt, dafür hingiebt. Da heisst es denn:

O das böse Band!
Diess allein entführet
Sie den bessern Pfad!
Kurz, es stranguliret
Eine schöne That.

Und wie werden oft für die gewöhnlichsten Alltagsgedanken eine Reihe von bunten Bildern in Requisition gesetzt! Z. B. S. 44. wo zu lesen ist:

Vor dir liegt das Leben
Wo die Freude tanzt,
Und die Scherze schweben.
Doch mit Dorngeweben
Ist es auch bepflanzt,
Und die Wandrer ritzen
Sich am Dorngesträuch,
Liebe macht es reich
An beblümten Sitzen u. s. w.

Da für diesen Frauenspiegel der Stoff fast ganz allein aus dem buntfarbigen Scheinleben der weibli-

chen Welt, wie es sich in der Gesellschaft zur Schau giebt, genommen ist — von vollendeten Charakterbildern, die etwa an die griechischen Göttergestalten einer Juno, Venus, Diana oder Minerva erinnerten, findet sich selbst in den Schilderungen edlerer Weiblichkeit nirgends eine Spur — so kommt der Reichthum an Fehlern und Mängeln, die bis zum Überflufs hier aufgestellt werden, gar nicht unerwartet, und man wundert sich weiter nicht, wenn man eine Schaar von etwa funfzig Ungereimtheiten vorüberziehen sieht. Diese Schaar weiblicher Eitelkeiten ist in vier Abtheilungen geordnet, doch ohne genaue Sonderung, die man auch hier, wo nichts genau zu nehmen ist, weiter nicht fodern wird. Jede Abtheilung verkündigt ihren Inhalt durch eine Blume; die erste nennt sich *die schöne Gegend*, und enthält die meist thörigten Jungfrauen, die zweyte hat zur Losung: *das gelobte Land*, und führt die Bräute, die jungen Ehefrauen, und die jungen Wittwen auf, von denen die Meisten den armen Männern das Leben sauer machen. Die dritte betitelt sich *die Rückreise*, und giebt die Frauen in den sogenannten besten Jahren zur Schau; sie zeigen sich besonders als Meisterinnen im Afterreden, Kartenspielen, Sittenrichterey und dergleichen. Die vierte Abtheilung endlich hat sich ein Sprichwort zur Bezeichnung gewählt, und nennt sich: *das Ende vom Liede*, wodurch zugleich auf das Ende — des Gedichts sinnreich angespielt wird. Hier geben sich denn schliesslich die alten Frauen zum Besten, und es erscheint die alte Coquette, die Dichterin, die Atheistin u. s. w. Um unser Urtheil zu bestätigen, und zu zeigen, in welcher Mannichfaltigkeit und Ordnung der Vf. seine kleinen Schattenbilder im Spiegel vorbeyführt, mag der Inhalt des ersten Abschnittes hier stehen: 1) Die geistlose Schöne. 2) Die Häfsliche, die sich schminket. 3) Die Kranke, die mit Ohnmachten coquettirt. 4) Die Putzdame, die sich von der Zofe tyrannisiren läfst. 5) Die Schöne, welche zur Erhebung ihrer Reize eine häfsliche Freundin zur Seite hat. 6) Die Nachäfferin. 7) Die in ihrer Melancholie sich glücklich Fühlende. 8) Die Amazone. 9) Die leichtgekleidete Tänzerin, die „in den Tod tanzt." 10) Die Coquette, die sich nach dem Rathe der Zofe Mienen wählt. 11) Die Charakterlose. 12) Die Wohlthätige, die ein schönes Band um eine schöne That bringt. 13) Die kindliche fromme Seele in der Einsamkeit. 14) Die naturgetreue Schweizerin. 15) Die humane wohlthätige Fürstin. — Übrigens zweifeln wir nicht, dafs Mancher in diesem Buche eine gute Unterhaltung finden werde, und dafs es sogar, wenn sonst der Herr seinen Segen giebt, einigen zur Besserung gereichen könne.

H. D. F.

EISENBERG, b. Schöne u. Comp: *Das Harfenmädchen.* Schauspiel in fünf Aufzügen, von *Ernst Bornschein.* Zweyte durchgehends verbesserte Auflage. 1804. 164 S. 8. (18 Gr.)

Nach Vorausfendung einer inbrünstigen Zueignungsschrift an einen gewissen Schauspieler Lembert, beschwert sich Hr. *Bornschein* in der nun folgenden ersten Vorrede über Hrn. *Cramer* in Meinungen, dafs er ihm den schon 1798 erfundenen und bekanntgemachten Titel seines Schauspiels entwendet, und sein *schönes* Eigenthum (das schöne Wort, Harfenmädchen) in ein schlechtes Buch verpflanzt habe. Also Hr. *Bornschein* über Hrn. *Cramer!* Scheint es doch fast, als ob es nicht mehr wahr seyn sollte, dafs eine Krähe der anderen nicht die Augen aushacke. Nach der zweyten Vorrede hat das Stück, namentlich in Erfurt, grofsen Beyfall erhalten. Wir gönnen ihm diesen von ganzem Herzen, können aber den unsrigen nicht damit verbinden. Es gebricht diesem Schauspiel gar zu sehr an Originalität, und nicht blofs Rudionna, sondern das ganze Stück, erinnert auf eine nicht angenehme Weise an *Schillers Räuber.* Das Gräfslichgrofse seines Vorbildes hat Hr. *Bornschein*, indem er es zu erreichen strebte, herabgedrückt, und so viel sich auch seine Räuber bemühen, ihre liebenswürdige Gräfslichkeit an den Tag zu legen, so können sie es doch nicht verbergen, dafs es ihnen kein rechter Ernst damit ist. Was in Schiller Ausbrüche ungezügelter Kraft, sprühende Funken seines Genie's sind, das ist hier schriftstellerisches Machwerk, schnarrende Striche der Schreibefeder. Schillers bombastische Sprache ist ihm indessen doch bisweilen gut gelungen. So sagt S. 18 Kusko: „Wir sind am Ende. Wo Worte nicht mehr fruchten, soll das Schwerdt sprechen. Mit glühenden Worten will ich dir dein Unrecht und deinen Meineyd ins Gewissen schreyen, ich will dich zu Schanden machen vor dem Geringsten deiner Bande, ich will dich aus dem Syrenenschlummer (?) wecken, der deine Seele umstrickt, und das Erwachen soll fürchterlich seyn. (Eine Pistole in die Scene schiefsend). Hollah, he, ho!" Zum Erbarmen rührend ist der Schlufs. „Rudionnia kniet vor seinem Vater nieder, so wie Kusko vor dem seinigen, beide segnen sie (wer, wen?). Hulda und Wilhelmine umarmen sich. Graf Welmer spricht: Und so lafst uns die grofse Reise antreten, wenn der Tod uns auf seinen schwarzen Flügeln hinüber trägt in das Land, wo Reue und Verzeihung sich brüderlich umarmen! Nach diesen Worten entsteht eine Hauptumarmung. Landow, Kusko, Hulda, Rudionna, Welmer, Wilhelmine — alle umarmen sich und rufen: Vater! Bruder! Schwester!

R.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *Tändeleyen und Scherze fur unsere Kinder*, von *J. A. Lohr.* Erstes Bändchen, mit acht Kupfern. 146 S. 4. [Ohne Jahrzahl.] (4 Rthlr.) Man findet hier 19 Geschichten zur Unterhaltung der Kinder, die sie mit vielem Interesse lesen werden. Auch die colorirten Kupfer sind gut gerathen, und der äufsere Einband ist ganz dazu eingerichtet, die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zu ziehen. Begüterte Eltern werden daher mit diesem Buche ihren Kindern ein sehr angenehmes Weihnachtsgeschenk machen können.

O. M. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST 1807.

ALTERTHÜMER.

Erlangen, in der Waltherschen Kunst- und Buchhandlung: *Handbuch der römischen Alterthümer.* Zur vollständigen Kenntnifs der Sitten und Gewohnheiten der Römer und zum leichtern Verständnifs der lateinischen Classiker entworfen von *Alexander Adam*, Rector auf der hohen Schule zu Edinburgh. Aus dem Englischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt und mit Zusätzen bereichert von *M. Joh. Leonh. Meyer.* Zwey Bände mit Kupfern. I B. XX u. 554 S. II B. 446 S. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1805. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Diese Ausgabe des bekannten und allgemein gebrauchten *Adamschen* Handbuchs, die sich auf dem Titel als eine durchaus verbesserte und vermehrte ankündigt, ist im Grunde ein Abdruck der vorigen mit wenigen unbedeutenden Abänderungen, wie auch der Herausg. selbst gesteht, und die gleiche Bogenzahl im Vergleich mit der vorigen Ausgabe zur Gnüge beweiset. Auch ist die Ordnung der Materien, die nichts weniger als die Deutlichkeit und das leichtere Verständnifs der einzelnen Gegenstände befördert, und nirgends die so nöthige Rücksicht auf die verschiedenen Epochen im römischen Staate nimmt, ganz dieselbe geblieben, wie in der vorigen Ausgabe. Die völlige Umarbeitung der gesamten Materialien nach einem besseren Plane, wie ihn bereits der Herausg. in seinem Auszuge aus dem *Adamschen* Handbuche befolgt hatte, erfoderte freylich viel Musse, woran es aber dem Vf., wie er in der Vorrede klagt, fehlte. Aber auch ohne dieser umfassendern Arbeit sich zu unterziehen, hätten Zusätze und Berichtigungen mit Benutzung der neueren Aufklärungen dieses und des anderen Gegenstandes gemacht werden können. So vermifst man das Kap. von dem Finanzwesen der Römer ganz, das *Hegewisch* in seinem *historischen Versuch über die römischen Finanzen* 1806, auf eine sehr interessante und lehrreiche Art bearbeitet hat. Es ist daher um so mehr zu wünschen, dafs der Vf., wenn eine dritte Ausgabe Bedürfnifs werden wird, nicht blofs mit Zuziehung der vielen trefflichen Bearbeitungen einzelner Gegenstände aus den römischen Antiquitäten, die seit der Herausgabe des Adamschen Handbuchs von *Reitemeier*, *Hegewisch*, *Böttiger* und so vielen anderen erschienen sind, das Fehlende hinzufügen, sondern dafs es ihm auch gefallen möge, die einzelnen Theile der Antiquitäten, die eine philosophische Behandlung zulassen, recht in Bezug auf den Verfall und das Wachsthum der Cultur, auf den Geist des Volks und auf das rein Menschliche bearbeiten, und so das Einzelne zu einem seelenvollen Charaktergemählde des Römervolks sammeln und vereinigen möge. — Eine Art von Bearbeitung, die, wiewohl sie in dieser Wissenschaft allein erbauend ist für Kopf und Herz, leider noch zu sehr Idee geblieben ist. *Meierotto* verzeichnete zu derselben die ersten Grundzüge in der Vorrede seines Buchs *über die Sitten und Gewohnheiten der Römer*, und sein treffliches Buch selbst enthält die ersten Vorarbeiten und Materialien zu dieser Bearbeitung, und beweist zugleich, wie auch trockene Materien, (indem er von der Art, wie sich der römische Pöbel nährt, handelt,) auf diese Art interessant werden können. W.

Leipzig, b. Wichmann: *Die Alterthümer Griechenlands und Roms in Bildern.* Für die Jugend und ihre Lehrer herausgegeben von *M. C. J. E. Rost* und *A. Wichmann.* No. 1 mit Kupfern. 1805. 16 S. 4. (mit color. Kpfn. 2 Thlr. mit schwarzen 18 gr.)

Ein dem vorher angezeigten, in Rücksicht seines Zwecks, verwandtes Werk. Es soll ebenfalls die Kenntnifs des griechischen und römischen Alterthums, da wo es besonders auf anschauliche Darstellung der Gegenstände ankommt, erleichtern und befördern. Bey der Seltenheit nämlich und Kostbarkeit von Kupferwerken überhaupt, die eine anschauliche Erkenntnifs der Merkwürdigkeiten des Alterthums befördern, und da überdiefs ein encyklopädisches Werk dieser Art, das das Alterthum nach allen seinen Theilen vor das Auge führt, ganz fehlt, glaubten die Herausgeber dieses Werks einem Mangel abzuhelfen, indem sie auf eine wohlfeile Art in 12 nach einander folgenden Heften von wenigen Blättern das Wichtigste aus dem römischen und griechischen Alterthume in bildlichen Darstellungen nach den bewährtesten Autoritäten und mit vorausgeschickten Erläuterungen lieferten, und so Jünglingen und Lehrern, die nicht Gelegenheit haben, gröfsere Werke zu brauchen, ein nützliches Hülfsmittel verschafften. In dem gegenwärtigen Hefte befinden sich Abbildungen von Masken. Tab. I komische Masken. Tab. II tragische, bacchische und satyrische Masken. Ferner auf der dritten Kupfertafel sind Zeichnungen von Personen des Lustspiels. Tab IV von Fufsbekleidungen. Tab. V. von Schreibmaterialien. Die Zeichnungen, die eine ganz gefällige Form haben, sind aus dem Museo Florentino, Lipperts Dactyliothek, aus Caylus, Winkel-

mann, u. a. genommen, was auch überall angegeben ist. Die vorangeschickten Erläuterungen der Gegenstände sind für diesen Zweck passend, und ziemlich vollständig, enthalten auch überall die nöthigen Nachweisungen auf die Stellen der Classiker, wobey jedoch die Bemerkung der neueren Hülfsmittel, die eine weitere Belehrung verschaffen, wohl nicht ganz vernachlässigt werden dürfte. Sonach wäre denn wohl nicht zu leugnen, dass die Herausg. ein sehr verdienstliches Unternehmen hiermit begonnen haben, indem sie durch eine Reihe von getreuen, nach bewährten Autoritäten gelieferten, Zeichnungen das griechische und römische Alterthum von allen Seiten näher vor das Auge zu führen, und eine allseitige Kunde desselben, so weit sie auf Anschauung beruht, zu erleichtern und allgemeiner zu machen, bemüht sind, zumal da Montfaucons Werk nicht bis auf die Zeit der Herculanischen Entdeckungen herab reicht, und ausserdem kein encyklopädisches Werk dieser Art, das befriedigend und leicht zu haben wäre, vorhanden ist. Allein wir zweifeln, dass ein Werk von so umfassender Art, da die Herausg. doch unstreitig, nach ihren eigenen Äusserungen in der Vorrede, nicht minder den artistischen Theil des Alterthums, als die eigentlichen Antiquitäten, mit in ihren Plan aufgenommen haben, in 12 solchen Heften von 4 bis 5 Kupfern zu einiger Befriedigung wird ausgeführt werden, ja, dass überhaupt eine Arbeit der Art, ohne dass sie von der einen Seite unvollkommen bleibt, oder von der anderen der Preis derselben zu sehr erhöhet wird, ausführbar ist. Ohnfehlbar wäre zu rathen, Sachen, wie die Schreibmaterialien der Alten, ganz wegzulassen, und mit Übergehung alles dessen, was schon in den bekannten Antiquitäten-Büchern leidlich dargestellt ist, mehr Aufmerksamkeit dem, was bis jetzt noch nicht gehörig vorgestellt, und den Werken der schönen Kunst des Alterthums zu schenken, wohin jedoch die Überbleibsel der Baukunst, traurende Reste alter Griechen- und Römer-Grösse, aus *Gouffiers Voyage pittoresque* und anderen Werken, zu rechnen wären. W.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Römisches Bergrecht in allen Perioden des Bergbaues dieses Volks.* Ein Versuch nebst einer Vermuthung über die Bergwerksmünzen desselben, von *M. Christian Gottlob Flade*, drittem Lehrer am Gymnasio zu Freyberg. 1805. XVI. u. 142 S. 8. (12 gr.)

Wenn man auch mit dieser und jener Zusammenstellung und einer und der anderen Ansicht, die der Vf. gegeben hat, nicht übereinstimmen kann: so bleibt ihm doch der Ruhm, zuerst die verschiedenen Stellen aus den Alten über diesen Gegenstand am fleissigsten verbunden und am zweckmässigsten benutzt zu haben, um eine ungetrübte und richtige Kenntniss des Bergrechts der Römer zu liefern. Bekanntlich sind sowohl in dem 17. als besonders im 18. Jahrh. mehrere Schriften über das Bergrecht, welche auch der Vf. anführt, geschrieben worden; allein da man nicht aus den Quellen schöpfte, nur immer die neuesten Hülfsmittel benutzte, und das Bergrecht der Alten mit dem der Neueren in Verbindung zu bringen suchte: so ist dieser Theil des Bergrechts bis jetzt immer noch nicht befriedigend bearbeitet worden. Der Vf. schickt daher vor seiner eigentlichen Untersuchung einige Bemerkungen über die erste Kenntniss der Römer von Metallen, Benutzungen derselben als Geld, Veränderungen mit denselben, und eine Übersicht der Orte, wo Bergbau getrieben wurde, voraus; und alsdann führt er seinen Gegenstand sehr zweckmässig so aus, dass er 1) und besonders über den Punct, eine genauere Untersuchung anstellt, ob der Bergbau bey den Römern in der unumschränkten Benutzung des Grundeigenthums begriffen war, und wo; welche Frage er wiederum nach den 3 Perioden beantwortet a) vom Anfange des römischen Staats bis zum zweyten punischen Krieg; b) von da bis zum Kaiser Tiber; und c) von hier endlich bis auf das Ende des abendländischen Kaiserthums. 2) handelt er von den verschiedenen Arten von Bergwerken in Absicht des Besitzers, und von der bestimmten Verfassung in denselben vom Kaiser Tiber bis zum Ende des abendländischen Kaiserthums; 3) von den Arbeitern in den Bergwerken; 4) von denen, die dem Bergbau vorstanden. Endlich noch einige Vermuthungen über die Bergmünzen. W.

1) Rom, b. d. Vf.: *Monumenti di fabriche antiche estratti dai disegni dei più celebri autori*, da *Gio. Battista Cipriani Sanese.* Tomo I. 1796. Tomo II. 1799. 4. (Jeder Theil 2 Zecchini).

2) Ebendaselbst: *Vedute principali e più interessanti di Roma*, incise da *Gio. Batt. Cipriani.* 1799. 65 Blätter. 4. (1 Zecchino)

3) Ebendaselbst: *Scelta di Ornati antichi e moderni*, disegnati ed incisi da *Gio. Batt. Cipriani.* 1801. 28 Blätter. 4. (1 Thlr. 8 gr.)

4) Ebendaselbst: *I cinque Ordini dell' Architettura* di *Andrea Palladio*, illustrati e ridotti a metodo facile da *Gio. Batt. Cipriani.* 1801. XXVI Kupfertafeln und 24 S. 4. (2 Thlr.)

Die oben verzeichneten Werke sind bisher in Deutschland weniger bekannt geworden, als sie es verdienen; Künstlern und Kunstliebhabern wird daher eine nähere Anzeige derselben nicht unwillkommen seyn.

No. 1. Der Zweck dieses nützlichen Werkes, dessen Vf. und Herausgeber, *Cipriani*, zugleich Architekt und Kupferstecher ist, geht dahin, die vorzüglichsten architektonischen Zeichnungen und Risse von den noch vorhandenen Werken der alten Baukunst, welche in mehreren kostbaren und zum Theil seltenen Werken z. B. im *Labacco*, *Palladio*, *Desgodez*, *Serlio*, *le Roi*, *Stuart* und anderen zerstreut sind, und daher gerade von denen, welche derselben zu ihrem Studium am nöthigsten bedürfen, von jungen Baukünstlern, nur selten benutzt werden können, verjüngt und mit genauer Angabe aller Ausmessungen in einem Werke von bequemer Grösse und mässigem Preise zusammen zu tragen, und dadurch sowohl Künstlern als Liebhabern die Anschaffung dieser zum Studium der schö-

nen Baukunst unentbehrlichen Hülfsmittel zu erleichtern. Der Vf. giebt sein Werk seit 1794 in unbestimmten Perioden heftweise heraus, und jedes Heft enthält auf der nöthigen Anzahl von Blättern den Grundriss, den Aufriss, die einzelnen Theile und die Verzierungen irgend eines alten Gebäudes, mit genauer Bemerkung der Verhältnisse nach römischem Maasse. Jedem Gebäude ist auf einem Blatte eine ganz kurze Beschreibung beygefügt. Zehn solcher Hefte machen einen Band aus, deren jeder etwa 80 Platten enthält. Die Manier des Stichs ist den Gegenständen angemessen, bestimmt, kräftig und elegant. In der Wahl und Folge der Gegenstände hat sich der Künstler an keine bestimmte Ordnung gebunden, wie aus folgender näheren Angabe des Inhalts erhellet.

Der erste Band enthält 10 Monumente der altrömischen Architektur, nämlich 1) den sogenannten Tempel der Sonne und des Mondes im Garten der Olivetanermönche, dem Coliseo gegenüber, auf 5 Platten; 2) den Triumphbogen des Trajan in Ancona, auf 7 Platten; 3) den sogenannten Tempel des Saturn, jetzt *Chiesa di S. Adriano* auf dem *Campo vaccino*, auf 4 Platten; 4) das Pantheon, jetzt *la Rotonda* oder *Chiesa di S. Maria ai Martiri* genannt, nach *Desgodez* auf 16 Platten; 5) den Tempel des *Mars ultor* auf dem *Forum Nervae*, auf 9 Platten; 6) den sogenannten Tempel des Jupiter Stator auf dem *Campo vaccino*, nach *Labacco*, *Desgodez* und *Palladio*, auf 9 Platten; 7) den Tempel der *Fortuna virilis*, jetzt *Chiesa di S. Maria egiziaca*, nach *Degodez* auf 5 Platten; 8) den Tempel der *Vesta* in Tivoli auf 5 Platten; 9) den Tempel *della Pietà* nahe am Theater des Marcellus, nach *Labacco* auf 6 Platten; 10) den sogenannten Tempel der *Vesta* am Ufer der Tiber, jetzt Kirche der *Madonna del Sole* nach *Desgodez* auf 8 Platten. Als Anhang folgen der Grund- und Aufriss des Tempels der *Fortuna* in *Palestrina* oder dem alten *Praeneste*, auf 2 Platten.

Der zweyte Band enthält gleichfalls einige Gebäude des alten Rom, nämlich 1) den Porticus der Octavia nach *Desgodez* auf 6 Platten; 2) den sogenannten Tempel des Bacchus, gegenwärtig die Kirche der heil. Costanze, deren Grabmal er war, nach *Desgodez* auf 6 Platten; 3) die Tempel des Friedens, des Antonin und der Faustina, und der Concordia, auf 8 Platten. Diesen folgen 4) 25 malerische Ansichten von architektonischen Monumenten Griechenlands nach *le Roy*; 5) der dorische Tempel zu Thoricion nach dem *le Roy*, und die Säulen des Apollotempels auf Delos, auf 3 Platten; 6) der Tempel des Theseus und das Parthenon oder den Tempel der Minerva auf der Burg von Athen, auf 7 Platten; 7) die Tempel der Minerva Polias und der Pandrosa, nebst den Propyläen in Athen, auf 9 Platten; 8) die sogenannte Laterne des Demosthenes, die Überreste eines dorischen Porticus in Athen, und der Tempel zu Pola in Dalmatien, auf 9 Platten; 9) die Ruinen eines Gebäudes corinthischer Ordnung auf dem Basar oder Marktplatz; der Thurm der Winde, der sogenannte Bogen des Theseus in Athen, und der dorische Tempel zu Corinth, auf 4 Platten; 10) ein Triangel zur Theilung einer Linie in gleiche Theile, und eine Tafel, welche die Reduction des Pariser Fusses auf römische Palmen enthält, auf 2 Platten.

Von dem *dritten* Theile dieses Werks hat Rec. nur erst einige Hefte in Händen, welche den *Triumphbogen des Titus*, das *Amphitheater des Flavius*, und die *Basilica des Antoninus Pius* enthalten. Wir werden zu seiner Zeit die Fortsetzung dieses Werks anzeigen.

No. 2 enthält eine Sammlung von Prospecten und architektonischen Grundrissen von den vorzüglichsten älteren und neueren Gebäuden Roms, nebst einem Prospecte dieser Stadt nach Hackert, welcher am Abhange des Monte Mario von der Villa Madama genommen ist. Diese Ansichten sind treuer und sauberer gestochen, als andere Sammlungen dieser Art, deren es verschiedene von Rom giebt, gewöhnlich zu seyn pflegen, und sind desshalb Reisenden, welche für wenige Kosten eine Suite von Abbildungen der interessantesten Gebäude Roms zur Erinnerung zu besitzen wünschen, vorzüglich zu empfehlen.

No. 3 enthält auf 28 Platten eine gutgewählte Sammlung von architektonischen Verzierungen, grösstentheils von Gliedern und Einfassungen, nach antiken Mustern; nur einige Blätter enthalten Ornamente von der Erfindung moderner Künstler.

Der Vf. von No. 4 fand in den gewöhnlichen Tafeln, auf welchen die 5 Ordnungen nach dem System des Palladio dargestellt sind, mehrere Dunkelheiten, Widersprüche und Verwickelungen, und erkannte vornehmlich in diesen, so wie gegentheils in der Klarheit, womit die 5 Ordnungen beym Vignola behandelt sind, den Grund, warum gewöhnlich diese und nicht jene den Anfängern des architektonischen Studiums in die Hände gegeben werden. Er bemühte sich desshalb, die 5 Ordnungen des Palladio in ein besser geregeltes und leichteres System zu bringen, und sie dadurch für das Studium junger Künstler zweckmässiger zu machen. Diese seine verbesserte Darstellung der 5 architektonischen Ordnungen des Palladio ist auf 25 Platten enthalten, denen einige Bogen Text mit den nöthigen Erklärungen und einer genauen Angabe der Verhältnisse einer jeden und ihrer verschiedenen Modificationen beygefügt sind. Rs.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Tulpen.* Von *Friedr. Kind.* Zweytes Bändchen. 1807. 328 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Für Mannichfaltigkeit hat der Vf., dem Titel gemäss, dieses Mahl wiederum und noch mehr gesorgt, als beym 1 Bd. (s. Jahrg. 1806. No. 173.). Der verschiedenen Gegenstände sind nicht weniger als acht, und in einer bunten Reihe wechseln Mährchen und Drama, Anekdote und Romanze, Charakterschilderung und Briefe, Heroide und Erzählung mit einander ab. Seinem Hange zum umständlichen Beschreiben und üppigen Ausmahlen des Einzelnen auf Kosten des Ganzen hat Hr. K. in diesem zweyten Bändchen seltener sich hingegeben, als im ersten, bey dessen Anzeige wir auf diese unglückliche Manier aufmerksam machten. Wenn wir damals unter den vier Erzählungen nur Einer unsern Beyfall geben konnten, so müssen wir dagegen jetzt an der doppelt grossen Anzahl von Dichtungen aller Art rühmen, dass sie fast alle wohl gelungen sind.

und es gebührt demnach diesen neuen Tulpen der Vorzug vor den alten. Das vollkommenste Stück in dieser Sammlung, das in der That meisterhaft genannt zu werden verdient, ist unstreitig: *die Todtenglocke*, eine in Briefen abgefasste, wahrhaft rührende Geschichte aus der Zeit des westphälischen Friedens. Jede Person spricht ihren besonderen Charakter aufs treueste und schlichteste aus, so dass man sie lebend vor sich zu sehen glaubt; zugleich ist die Schilderung der Lage jedes Einzelnen nicht nur, sondern auch des Zustandes der unglücklichen, von der Pest heimgesuchten Stadt höchst anschaulich, ohne ins Kleinliche zu gehen oder dem Gefühle wehe zu thun: wozu viel beyträgt, dass der fast ausschliesslich mit seinen Comtoirangelegenheiten beschäftigte Buchhalter Schnellwage die grausigen Scenen *ex officio* an seinen Principal berichtet. Acht tragisch ist der Schluss, und ungemein glücklich wird er in dem chronikmäsigen einfach treuherzigen Auffsatze erzählt, den von der schrecklichen Begebenheit der Glöckner für sich niedergeschrieben hat. Der Styl der älteren deutschen Zeit ist ohne alle pedantische Nachahmung so wiedergegeben, dass die Briefe dadurch einen eigenthümlichen Reiz erhalten, der besonders in der anspruchslosen Naivetät seinen Grund hat. Rec. kann sich der Bemerkung nicht enthalten, dass diese alterthümliche Art der Darstellung eines, wie es scheint, auf wahre Geschichte gegründeten Stoffes, dem Vf. vorzüglich gelingt; wenigstens ist im ersten Theile dieses Werkes die ganz in gleichem Styl bearbeitete Geschichte: *Wiligard*, ohne Vergleich ebenfalls das Vollkommenste. — Demnächst möchte der *Abendstern* eine Stelle verdienen. Es ist ein persisches Mährchen, zur Verherrlichung des schönen Geschlechtes fein und zart erfunden, und mit lieblicher Anmuth erzählt. Besonders ist, was die Form betrifft, zu loben, dass der Vf. der Versuchung widerstanden hat, seine in Menschengestalt erscheinenden Engel von den himmlischen Dingen etwas schildern zu lassen, und dass er sich zu sagen begnügt: „sie erzählten von Dingen, die in der Regel kein Sterblicher wissen kann," oder „er bestürmte sie mit Schilderungen himmlischer Dinge." — Die Kriegsanekdote: *der alte Husar*, die einen originellen Zug von Frömmigkeit enthält, wird Jedermann mit Vergnügen lesen. — Die kurze Charakteristik der *Aspasia, genannt Milto*, der Geliebten des jüngeren Cyrus, ist interessant. — *Das Morgenstündchen: Dramatische Bagatelle in einem Aufzuge: Die beiden Zufälle: die Verirrung des Schornsteinfegers in den Kamin, und die Namensgleichheit der schönen Maske und der jungen Nähterin*, sind zwar artig erfunden, aber sie reichen bey weitem nicht hin, um alle Theile zu einem poetischen Spiele zu verknüpfen. Man vermisst noch einen glücklichen Zufall, welcher den gewöhnlichen Gang des Stücks verhindert und den gar zu häufig vorkommenden Prüfungs- und Wohlthätigkeitsscenen einen neuen Reiz gegeben hätte. — *Das Johannisfest.* Auch in dieser Erzählung spielt die Wohlthätigkeit die Hauptrolle: Ein armes verwaisetes Bauermädchen wird als Johannisbraut aufgeputzt, und einer reichen Engländerin vorgestellt, die sie denn zu sich und mit nach England nimmt. Was lässt sich über dergleichen Scenen weiter sagen? — *Die Bluttröpfchens-Nelke*, eine Romanze, die mehr geschmackvoll und correct, als wahrhaft schön zu nennen ist. Man kann keinen eigentlichen Fehler nachweisen, und doch macht das Gedicht eine sehr schwache Wirkung; der Grund davon ist wohl, dass das Geschichtliche überwiegt und das Poetische: die Nelke und des Bruders Traum und Verweilen bey der Nelke, am Schlusse gleichsam nur eingestreuet wird. — Was dieser Romanze zu wenig, ist dem Gedichte: *die Einsiedler an der Twerza*, zu viel geschehen. Der herrliche Stoff, vermuthlich aus einer russischen Volkssage entlehnt, wird durch die mehr rhetorische als poetische Form der sogenannten Heroide so vielfältig bearbeitet, so von allen Seiten herumgewendet, dass die Phantasie bald fast ganz müssig bleibt, und bloss Umstand und Gefühl in Anspruch genommen werden. Das Mährchenhafte, das Wunderbare wird nur im Anfang etwas angeregt, und geht dann ganz verloren, da doch die Geschichte auf dem Wunderbaren beruht, und hierin wie in ihrem Elemente leben sollte. Da die Begebenheiten nicht als bekannt vorausgesetzt werden können, so tritt überdiess der grosse, nicht zu vermeidende Uebelstand ein, dass die Hauptpuncte wiederholt werden müssen; und dieses geschieht hier, weil es der Stoff so mit sich bringt, mehr als einmal. Die Entführung der Xenia wird zuerst von ihr selbst, dann von Gregor und endlich von Theophan erzählt; die Mannichfaltigkeit der Empfindungen, die sie nach einander dabey äussern, ist nur ein geringer Ersatz für die den Haupteindruck zu sehr schwächende Wiederholung. Diesem Gegenstande wäre nach unserer Meinung keine Form angemessener gewesen, als die der Romanze, und er hätte müssen mehr episch als lyrisch behandelt werden. Hin und wieder finden sich in dieser Heroide recht kräftige und anziehende Stellen, und die Verknüpfung der öfters doppelten Reime in den langen Perioden meist fünffüssiger Jamben ist nicht selten eben so künstlich als glücklich. Allein das Rhetorische herrscht dennoch vor, und der umständlichen Schilderungen trifft man nicht wenige, deren Wirkung überdiess durch ganz undichterische Bestimmungen und Einzelnheiten noch gestört wird, wie z. B. in folgender Stelle:

Und kaum, dass wir, von bangem Graun' erfüllt,
Der schwarzen Höle weitgesprengte Bogen,
Wo rother Dampf an fast erstorb'nem Feuer
Manch Riesenhaupt, manch drohend Ungeheuer
Aus *Tuffstein* und *Basaltgewölk* umhüllt u. s. w.

Wie sehr das rhetorische Pathos sich vordrängt, und nur zu oft den reinen Erguss der Gefühle hemmt, so dass die Briefform, von welcher die Heroide doch ein nur erhöhtes Kunstbild ist, gänzlich verschwindet — hievon mag gleich der Anfang des Gedichts den Beweis liefern. Er lautet so:

Xenia an Gregor.

Wirst du den düstern Blick nicht feindlich wenden,
Wenn deine Hand beym Dämmerlicht
Der Felsenhütte diesen Brief erbricht,
Und Züge deine Augen blenden,
Sonst oft ersehnt, doch jetzt willkommen nicht?
Wirst du diess Blatt nicht zitternd von dir legen,
Und starren Aug's, mit furchtgelähmten Knie'n,
Aus deiner Eichen heiligem Dunkel fliehn,
Dem Wandrer gleich, der auf den Heimathswegen
Im Schatten schlief, wenn ihn die Natter sticht?

C. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1807.

SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Reclam: *Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poësie; nebst anderen Bemerkungen, Sprache und Literatur betreffend* 1806. I Band. XXIV u. 424 S. II Band. 453 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Es muss uns Deutschen sehr erfreulich seyn, in einer Zeit, wo wir, in politischer Hinsicht, fast aufhörten, ein Vaterland zu haben, Männer auftreten zu sehen, welche durch Nationalcharakter und Nationalbildung die Hoffnung erregen, dass wir *im Geist* immer Deutsche bleiben werden, sey auch unsere äusserliche Verfassung, welche sie wolle. Ein solcher ächtvaterländischer Mann ist der ungenannte Vfr. des vorliegenden ungemein lehrreichen Buches, dessen Endzweck ist, „den Deutschen auf sein Eigenthum aufmerksam zu machen, und so den Funken des Selbstgefühls, der etwa noch in ihm glimmt, gegen die Anfeindungen so mancher Schriftsteller, welche ihn gern vollends erträten, zu verwahren." Ungewöhnlicher Scharfsinn, tiefer Blick in das Innere der Sprachen älterer und neuerer Zeit, Dichtersinn und Dichtergefühl sprechen sich überall in den lichtvollesten Darstellungen aus. Nicht den Werth der Sprache des Nachbarvolkes herabzusetzen, sondern auf die Mittel aufmerksam zu machen, durch welche die Schätze unseres Sprachreichthums ans Licht gefördert worden; den inneren Gehalt dieses letzteren durch Würdigung seiner einzelnen Bestandtheile prüfend zu begründen, und durch die Beyspiele ihrer glücklichen Benutzung zur Anschauung zu bringen: das war der Hauptgegenstand seiner Aufgabe. Um aber bey diesem patriotischen Geschäfte, „dem Vorwurfe der Parteylichkeit zu entgehen, hat er selbst überall die Meinungen der Franzosen über ihre Sprache angeführt, und, wo er diese tadeln musste, seinen Tadel durch ihr gleichstimmiges Urtheil unterstützt."

Unter dem *fast zu speciellen* Titel einer vergleichenden Untersuchung über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache, umfasst dieses verdienstvolle Buch die richtigste, gehaltreichste, unbefangenste Prüfung des gesamten Sprachschatzes beider Nationen, nicht allein in lexikalischer Beziehung, sondern auch in Rücksicht auf Grammatik, Syntaxis, Wohlklang u. s. w. Mit Beyspielen, vorzüglich zu den grammatischen Formen, ist der Vf. nicht karg gewesen, weil oft eine Form nur unter anderen und wieder anderen Umgebungen, in der ganzen Fülle ihrer Kraft gefasst wird. Diese Beyspiele sind grösstentheils aus *Klopstock's*, *Göthe's* und *Voss's* Werken genommen, „weil der Vf. überzeugt ist, dass unsere — insonderheit poëtische Sprache unter allen Dichtern, die bisher sie zu veredeln strebten, keinem so viel zu verdanken hat, als diesen." Die Mängel der Form — worunter Rec. auch den Mangel eines die Übersicht erleichternden Registers zählt — „Anhäufung der Noten, die nicht selten den Text verschwemmen; Wiederholungen in Gedanken, Worten und Wendungen; Ungleichheit der Schreibart, die oft für den Ernst des Gegenstandes zu spielend wird," hat der Vf. schon selbst durch die fragmentarische Entstehung dieser Schrift zu entschuldigen gesucht. Man vermisst aber die Vollkommenheit der Form um so mehr, da das Werk seinem Inhalte nach classischen Werth und classische Brauchbarkeit hat. Möge der Vf. einmal Musse gewinnen, sein vortreffliches Werk auch von dieser Seite vortrefflich zu machen.

Das ganze Buch zerfällt in zwey Haupttheile ungleicher Länge, von denen der erste (Bd. I. S. 1-262) den lexikalischen sowohl, als grammatischen Sprachschatz der Deutschen und der Franzosen vergleichend mustert; der zweyte (Bd. I. S. 263 u. Bd. II) die Frage untersucht: welche von beiden Sprachen für die Poësie geeigneter sey. Rec. hält es für seine Pflicht, das lesende Publicum auf die interessanten Resultate durch eine ausführlichere Anzeige aufmerksam zu machen.

Zuvörderst wird in Hinsicht des Wortreichthums die gegen *Villers* gerichtete Behauptung des Vfs., unsere Sprache sey ungleich wortreicher als die französische, gerechtfertigt durch das aus der Minerva von Archenholz geschöpfte Resultat einer von *Reinhold* und *Georg Forster* angestellten Zählung, welche in der französischen Sprache 28000 Worte, in der deutschen 80.000 Worte fand. Hr. *Wolke* aber zählt 100.000 deutsche Worte. S. 1—8. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er der Meinung ist, dass Hr. *Villers* seit 1800, wo er über diesen Gegenstand sich vernehmen liess, die Überzeugung seines Gegners zu der seinigen gemacht haben dürfte; denn da noch nie einer seiner Landsleute tiefer in das Heiligthum deutscher Kunst eingedrungen ist, als er — so hat ihm das Wesentliche dieser vom Vf. so scharf aufgefassten und bündig dargestellten Eigenheiten beider Sprachen unmöglich entgehen können. — Unter die grammatischen Vorzüge unserer Sprache rechnet der Vf. vor allen Dingen die Biegungsfälle unserer Sach- und Bey-Wörter. Die französische Sprache kennt, ausser in

dem Artikel, der durch Verschmelzung mit dem Vorwort seine Gestalt verändert, keine Biegungsfälle, weder in den Fürwörtern noch in den Sach-, Bey- und Neben-Wörtern. Nur das männliche und weibliche Geschlecht — ein drittes haben sie nicht — unterscheiden sie durch ein dem weiblichen Geschlecht angehängtes *e*, und in einigen Für- und Bey-Wörtern durch veränderte Form: *celui*, *celle*, *beau*, *belle*. Die Mehrheit von der Einheit wird bloss durch ein angehängtes *s* unterschieden, welches vor einem Mitlauter gar nicht, vor einem Selbstlauter fast nur in der höheren Rede vernommen wird. S. 11. — Aber nicht als stehende Regel kann Rec. zugeben: „Unsere Bey- und Wechsel-Wörter hätten, ohne Artikel, im zweyten Casus der Einheit eine doppelte Form, z. B. *stehendes* und *stehenden Fusses*.“ Jenes ist ältere Form, die man bey Luther, Lohenstein, Opitz antrifft; die zweyte Form hat einer falschen Analogie, und späterhin der Gewohnheit, ihr Daseyn zu verdanken, wiewohl man sie schon hin und wieder bey älteren Schriftstellern antrifft. Z. B. *Deutsch. Plut. f.* 6. *strengen lauffs*. Man thut nun freylich wohl, keine der Sprache einmal angehörige Form untergehen zu lassen, und desshalb gebrauche man eine jede vorhandene, so weit man es kann, ohne das Ohr zu beleidigen; aber: ein Mann *grossen* Wuchses, er kömmt *schwankenden* Trittes, *gelehrigen* Ohrs, *spurlosen* Fusses, möchte wohl keinem Feinhörenden wohlklingen. Die gegebene Regel scheint also nicht durchgängig zu gelten. — Mit welcher Feinheit und Genauigkeit, und mit wie strenger Wahrheitsliebe der geistvolle Grammatiker die Vortheile der geprüften Sprachen gegen einander abwog, erhellet aus seiner Untersuchung über die *einfachen und zusammengesetzten Zeiten der Handlungswörter* S. 12 — 21. In den einfachen Zeiten ist die französische Sprache weit reicher als die unsrige. Wir kennen deren nur *fünf*: die Gegenwart und die Vergangenheit in der anzeigenden und verbindenden Weise, und den Befehl. Die französische Sprache hat in der anzeigenden Weise *vier* einfache Zeiten; für die verbindende *drey*; und den Befehl.' Also drey Zeiten mehr als wir. In den zusammengesetzten Zeiten fehlt uns für die anzeigende Weise *eine* Form der Vergangenheit, welche der Franzose durch *j'eus mangé* bezeichnet. Die französische Sprache hat noch zwey andere Zeiten, die uns fehlen, eine für die nächste Zukunft: *je vais manger*, und eine für die nächste Vergangenheit: *je viens de manger*. Ferner fehlt uns wieder das vermehrte Wechselwort der Vergangenheit; *ayant vu*; und in dem Hülfsworte *seyn* sogar das einfache *étant*: ein höchst bedeutender Mangel, der uns oft da zur Weitschweifigkeit zwingt, wo dem Franzosen zwey Wörter genügen: *ayant appris cela*, *il monte a cheval*. Eben so wenig haben wir für das Gerundium der Franzosen: *en entrant*, *en mangeant*, wann es nicht Nebenwortsgehalt hat, sondern zeitwörtlich wirkt etwas Entsprechendes: *quel fut mon étonnement*, *en voyant mon frère, que je croyois parti, traverser la rue!* — Unbestimmt und schwankend drückt sich der Vf. aus: „wir dürfen unsere thätlichen Wechselwörter nicht mit anderen Zeitwörtern verbinden.“ Was thun wir anders, wenn wir sagen: *keuchend läuft er heran* od. drgl. Offenbar ist hier nicht gesagt, was gesagt werden sollte, und was sich wohl errathen lässt: wir können unsere thätlichen Wechselwörter mit der unbestimmten Weise eines anderen Zeitworts nicht so zusammenfügen, dass beide gleichsam in einen Begriff verschmelzen, und vereinigt in Verhältniss mit einem dritten Zeitworte gesetzt werden können, z. B. *Phoebus volentem proelia me loqui, victas et urbes, increpuit lyra*. Doch auch so ist die Regel zu allgemein; denn was hindert den Schriftsteller im höheren Styl zu sagen: *stündlich reisen wollend, besinnet er sich stündlich*. Bey den *Steigerungen* ist klar, wie sehr wir vor unseren Nachbarn im Vortheil stehen. „Wir haben deren *zwey*, und zwar sowohl für Beywörter als für Nebenwörter: *lauter*, *am lautesten*; auch für das thätliche und leidentliche Wechselwort: der *geliebtere*, *der tönendere*. Die Franzosen müssen (wenige Steigerungen von einfacher Form ausgenommen, z. B. *pire*, *mieux*) in allen übrigen Fällen durch *plus* und *le plus* umschreiben S. 22. In Rücksicht auf *Verkleinerungsformeln* (S. 23-25) sind die Franz. wiederum sehr beschränkt: *fillette*, *animalcule*, *arbrisseau etc.* In unserer Sprache nehmen fast alle Wörter von sinnlicher Bedeutung die verkleinernde Form an, und viele haben zugleich doppelte Endung: *Mütterchen*, *Mütterlein*. Dass die erste dieser Formen „mehr Ernst habe, die zweyte mehr Naives,“ mag in vielen Fällen wahr seyn. Noch haben wir für unsere Zeitwörter die Verkleinerung *eln*, *lächeln*, *liebeln*, gewöhnlich mit dem Nebenbegriff der Verachtung, *witzeln*, *klügeln*; wogegen die Franzosen ihre Zeitwörter in *iller* — *rimailler*, *petiller* — aufstellen können, die aber nur in geringer Anzahl da sind. — Ein bedeutender Vortheil unserer Sprache ist, dass wir den Infinitiv aller unserer Zeitwörter als ein Sachwort gebrauchen dürfen S. 25-27. Diess erhöht die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. „Das Nennwort macht die Handlung zur Sache. Das Zeitwort führt sie uns mit allen Vortheilen der sachwörtlichen Form wirklich als Handlung zu. Auch haben wir zu vielen Zeitwörtern kein Sachwort; und hier vertritt das sachwörtliche Zeitwort die Stelle desselben z. B. das *Misslingen*.“ Die Franzosen sind hier sehr arm. „Sie haben fast nur: *le manger*, *le boire*, *le parler*, *le lever*. Wörter, wie *le savoir*, *le rire*, *le bien-être* sind zu wirklichen Sachwörtern geworden, wie unser *Leben*, *Vermögen*.“ — Unsere *sachwörtlichen Beywörter* haben (S. 27—31) einen grösseren Umfang der Bedeutung, als die unserer Nachbaren. Die Franzosen haben einige Beywörter die sie als Benennungen gebrauchen können. Diese bezeichnen sowohl *Personen* (*l'avare*, *l'innocent*), als auch *Sachen*, und zwar Abgezogenheiten (*le beau*, *le sublime*, *le vrai*); aber die Anzahl dieser Beywörter ist sehr geringe. Wir sind hier viel reicher, und gebrauchen unsere Beywörter in sachwörtlicher Gestalt, nicht bloss um die Gattung anzudeuten (der *Fröhliche*, der *Muthige*), sondern auch, viel häufiger als die Franzosen, zur Bezeichnung bestimmter Einzelwesen (der *Fröhliche* lief voran); so auch die geschlechtlosen Abgezogen-

heiten: das *Unermesſliche*, das *Ungeheure* z. B.

Und hier hing auch der Becher an ſpitzen Korallen;
Sonſt wär' er ins *Bodenloſe* gefallen.

Eben ſo iſt die Zahl der *ſachwörtlichen, (leidentlichen* und *thätlichen) Wechſelwörter* (S. 32—35) bey den Franzoſen, gegen die unſrigen gehalten, ſehr unbeträchtlich. „*Wir* können jenen Wortarten faſt durchgängig dieſe Form geben. Sie iſt elliptiſch; man denkt ſich ein Nennwort hinzu, das entweder früher ausgeſprochen iſt, oder gänzlich fehlt:

Sauſende Lüft' empfangen *den Streich;* die ſaturniſche Juno
Wendet *den kommenden* ab.

So die Abgezogenheiten: das *Täuſchende*, das *Glänzende*. Das *Weitzerſtreute* ſammelt ſein Gemüth, und ſein Gefühl belebt das *Unbelebte*. Dieſe nachdrücklichen, auch in der römiſchen Sprache einheimiſchen Wendungen, muſs ihre Tochter, die franzöſiſche Sprache, die überhaupt den Ellipſen abhold iſt, faſt gänzlich entbehren."

Wir müſſen uns leider! beſchränken, durch einzelne Beyſpiele auf die tiefdringende Feinheit der Sprachbemerkungen unſeres Vfs. aufmerkſam gemacht zu haben, ohne auch nur die Mehrheit derſelben im Auszuge mittheilen zu können. Über die Ableitungen und Zuſammenſetzungen beider Sprachen, über deren Sachwörter, Beywörter, Partikeln, Zeitwörter, zuſammengeſetzte Zeitwörter, trennbare Zuſammenſetzungen u. ſ. w. findet ſich noch vieles mitgetheilt, was ſich mehr zum Studium eignet, als zur flüchtigen Anſicht. Aus den angeſtellten Unterſuchungen ergiebt ſich, daſs die franzöſiſche Sprache, obgleich viel reicher an Stammwörtern, welche ſie aus der altgalliſchen, römiſchen und griechiſchen Sprache entlehnt hat (S. 46-55), dennoch im überwiegenden Nachtheil gegen die unſrige ſteht, in Rückſicht auf die Menge regelmäſsiger Ableitungen, denen Zug und Charakter des Stammworts feſt eingedrückt iſt (S. 65—77), und in Rückſicht auf die Zahl der Zuſammenſetzungen, deren unſere Sprache einen täglich anwachſenden Reichthum hat, indem ſie Sachwort mit Sachwort zuſammenſetzt: z. B. *Handkuſs;* Sachwort mit Beywort: *roſenroth;* und Wechſelwort: *bluttriefend, blutbefleckt;* und Zeitwort: *luſtwandelnd:* ferner Nebenwort und Sachwort: *Wohlthat;* Nebenwort und Zeitwort: *emporblicken;* Nebenwort und Wechſelwort: *herabgeſtiegen* u. ſ. w. Die Zahl unſerer verſchiedenartigen Zuſammenſetzungen giebt der Vf auf 34 an. Auch drey Wörter werden zuſammengeſetzt: *Sommermondnacht, Goldbergwerk, fiſchdurchwimmelt.*

Daſs die franzöſiſche Sprache und Literatur ſo überall verbreitet iſt, auf welchen Umſtand ſich der Franzoſe nicht wenig zu Gute thut, ſieht mit Recht der Vf. als keinen entſcheidenden Beweis ihrer Vortrefflichkeit an. Daſs, wenn im eroberten Lande die Sprache der Eroberer ſich ausbreitet, „weniger ihr Gehalt dabey wirkſam ſey, als politiſche Umſtände, erhellt ſchon aus dem Beyſpiel der lateiniſchen Sprache, die der griechiſchen den Rang abgewann, ob ſie gleich weder durch ſich ſelbſt, noch durch ihre Literatur mit dieſer den Vergleich aushält. War aber einmal die Sprache der Franzoſen verbreitet, ſo muſste auch ihre Literatur, ohne daſs ihre überwiegende Vortrefflichkeit dabey obwaltete, ihr Loos theilen." Es läſst ſich zwar nicht leugnen, daſs wir für viele franzöſiſche Begriffe keine Benennungen haben; aber die Franzoſen haben deren noch weniger für urſprünglich deutſche Begriffe. Der Unterſchied iſt der: der Deutſche, der ſich gröſstentheils nach dem Franzoſen bildete, hat das Bedürfniſs gefühlt, franzöſiſche Eigenthümlichkeiten auszudrücken; dagegen der letztere, der um deutſche Sprache und Literatur, um deutſche Sitten und Einrichtungen ſich nicht bekümmert, keine Veranlaſſung gefunden hat, deutſche Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. — Die franzöſiſche Sprache beſitzt Zeichen für viele Begriffe, die unmittelbar aus den *geiſtigen Eigenheiten* der Nation hervorgegangen. Für dieſe kann es freylich in der Sprache eines Volkes von ganz anderem Charakter keinen Ausdruck geben, wäre ſie auch im Weſentlichen reicher. So bedeutet *arrogançe* ein Gemiſch von Trotz, Anmaſsung und Selbſtgefälligkeit, wofür wir keine Bezeichnung haben; und ſo übertrifft uns die franzöſiſche Sprache an allen Wörtern, welche ein Erzeugniſs des Witzes ſind, weil die Gabe, Lächerlichkeiten zu finden, hervorſtechender Charakterzug bey den Franzoſen iſt. Hat nun die Sprache eines Volks durch einen Zuſammenfluſs günſtiger Umſtände bey einem anderen Eingang gefunden, ſo werden dem letzteren die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der erſteren eben dadurch zum Theil eingeprägt, und mit einem fremdartig modificirten Geiſte findet es nun den Umfang der angeerbten Mutterſprache zu beengt. Dieſs iſt bey uns Deutſchen, den Franzoſen gegenüber, der Fall. Wäre es umgekehrt, hätte bey den Franzoſen die deutſche Sprache, und mittelſt derſelben der deutſche Charakter eben ſo tief Wurzel gefaſst, als bey uns die franzöſiſche Bildung und Sprache: ſo würden ſie wenigſtens eben ſo oft, vielleicht noch öfter, auf ſittliche Nebenbegriffe ſtoſsen, für welche es ihrer Sprache an Zeichen gebräche. S. 237—241. Über die plumpe und gewaltſame Sprachbereicherung unſerer Väter durch eine barbariſche Miſchung dreyer Sprachen, der deutſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen, äuſsert der Vf. ſeine herzliche Unzufriedenheit. Die Menge der Wörter kömmt wohl nicht allein in Betracht, ſondern auch ihre Beſchaffenheit. Hätten wir fortgefahren, wie zur Zeit vor unſerer Cultur, die Sprache als ein Werkzeug des Bedürfniſſes, nicht höherer Geiſtesbildung, zu betrachten und zu handhaben, hätten wir dem gemäſs die mit Baſtardendungen aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, als wirkliches Eigenthum gelten zu laſſen: ſo könnten wir freylich Bezeichnungen haben, wie Sand am Meere. Doch, meinen wir, lieber etwas dürftiger, als auf dieſe Weiſe mit Bettelgut bereichert, oder auch, durch ein entgegengeſetztes gleich irriges Verfahren, mit Campiſchem Ephemeridendeutſch!

Der zweyte Haupttheil beginnt die im zweyten Bande fortgeſetzte Unterſuchung der Frage: *welche von beiden Sprachen, die deutſche und die franzöſi-*

sche, für die Poësie geeigneter sey. S. 263. Die Eigenschaften und Mittel, wodurch eine Sprache vorzüglich für die höhere Poësie sich eignet, sind: 1) *mahlerischer Ausdruck*, 2) *Wohlklang*, 3) *Wortversetzung*, 4) *Reichthum grammatischer Formen*. *Mahlerisch* ist eine Sprache a) durch *Wortklang*, wenn die Elemente der Wörter durch ihren Laut den Inhalt derselben versinnlichen. Ein beträchtlicher Theil unserer Wurzeln besteht aus solchen nachahmenden Worten, z. B. *rasseln*, *röcheln*, *sausen*. In einer abgeleiteten Sprache, der bey der Umbildung von dem ursprünglichen Charakter ihres Stammes so manches abgewischt worden, müssen sich diese Naturtöne mehr oder weniger verlieren. (S. 263—65). b) Duch *Bewegung*, sofern durch kurze und durch lange Sylben, und die Art und Weise ihrer Verbindung, Eile und Langsamkeit — physische und moralische — einzelner Begriffe und ganzer Gedanken ausgedrückt wird. Hier muss die Sprache siegen, die das bestimmte Tonmass hat, also wiederum die deutsche. (S. 266.) c) Durch den *Inhalt* mahlerisch wird ein Wort, wenn es den bezeichneten Begriff *anschaulich*, d. i. scharf umrissen, rein und lebendig vor Verstand und Phantasie bringt. Diese Anschaulichkeit entsteht *erstlich* durch Regelmässigkeit in der Wortbildung. Unsere Sprache, deren Wurzeln schon durch den Laut mehr oder weniger auf ihre Bedeutung hinweisen, bildet aus diesen Wurzeln regelmässige Ableitungen und Zusammensetzungen, welche durch ihre, nach bestimmten Analogien gemodelte, Form, die auf das Urwort zurückweiset, dem Verstand und der Phantasie ihren Gehalt sogleich unzweydeutig entgegen tragen. Nicht so in der französischen Sprache, die mehr ein Werk des Eigensinns, als der ordnenden Besonnenheit scheinet (S. 267—72). — *Zweytens: durch sinnliche Merkmahle*, die dem Inhalte des Worts gleichsam Körper geben, wie in den Wörtern *Gewühl*, *Gedräng*, an welcherley Wörtern die französische Sprache wiederum sehr arm ist. (S. 273—75). — *Drittens: durch langen Gebrauch, der den Wörtern eine feste Bedeutung giebt.* Hier hat die französische Sprache den Vorzug, besonders was die Bezeichnung unsinnlicher Gegenstände betrifft. Doch kann nicht geleugnet werden, dass dieser Vorzug sehr zweydeutig ist. Der Franzose hat eine abgeschlossene Sprache, und meistens für einen Begriff nur ein Zeichen. So muss denn das unaufhörlich Wiederkehrende einen hohen Grad von Bedeutsamkeit gewinnen; aber eben diese Ständigkeit der Sprache beschränkt dem Schriftsteller seinen Spielraum, und ist selbst der Erweiterung der Begriffe nachtheilig. (S. 275—79). — *Viertens:* durch Nebenbegriffe. — Sehr treffend zeigt auch der Vf., wie *Kürze des Ausdrucks* die Anschaulichkeit erhöht, indem sie die Begriffe zusammendrängt, und gleichsam in einem Ruck unserer Vorstellung zuführt. Auch hier stehen unserer Sprache weit mehr Mittel zu Gebote, als der französischen. „Wenn *Jean Paul* sagt: Nicht das Schwerdt des Schicksals, sondern die Nacht, aus der es schlägt, erschreckt. Daher ist nicht sein *Hereinbrechen*, wie im Wallenstein; sondern sein *Hereindrohen*, wie in der *Braut von Messina*, ächt tragisch:" — so könnte mit gleicher Kürze der Franzose diesen Gedanken nicht ausdrücken. (S. 319). Hieher gehört auch das, was der Vf. S. 304 bemerkt (dort, wie uns dünkt, an einer unpasslichen Stelle): dass wir uns folgende Ellipse erlauben dürfen: Die Zeisige haben *das Ohr mir taub gezwitschert*, wo der Mittelbegriff *machen*, ausgelassen ist. So, die Gottheit *wegwitzeln*, sich *todt arbeiten*. Hier müsste überall der Franzose den ausgelassenen Mittelbegriff auf irgend eine Art wiederherstellen: *il se tue à forçe de travàiller.* — Auch Redefiguren gehören zum Mahlerischen der Sprache, zumal die Metapher S. 346. „Diese ist ein kurzes Gleichniss, das an die Stelle des Verglichenen den Gegenstand der Vergleichung setzt, sie erregt also eine doppelte Vorstellung, einmal des ausgesprochenen und dann des verschwiegenen Gegenstandes. Die französische Sprache, die überall leises Trittes einhergeht, vermeidet weit sorgfältiger, als die deutsche, jeden kühneren Ausdruck, jede *gewagte* Figur der Rede. — Sie ist mehr eine Freundin des abgezogenen, als des sinnlichen; daher sie auch abgezogene Begriffe weit seltener verkörpert, als die Sprachen anderer, mit mehr Sinn für belebende Darstellung begabter, Völker." — — — Die französischen Kunstrichter haben sogar, neben anderen willkührlichen Regeln, welche sie: *les règles éternelles et immuables du bon goût* nennen, auch diese festgesetzt: der dramatische Dichter dürfe sich kein Gleichniss erlauben, weil es gegen die Natur der Leidenschaft sey, mitten im Wirbel der Gefühle Ähnlichkeiten aufzuhaschen; als ob es nicht tief in der Natur läge, die unmittelbaren Anschauungen und Empfindungen der Seele durch die aushelfende Vermittelung des Sinnlichen auszudrücken. (S. 376). Dass diese Scheu vor bildlicher Sprache, dieser Mangel an körnigem Ausdruck, nebst anderen grammatischen Beschränkungen, dem *Übersetzer* bedeutende Hindernisse in den Weg lege, dass also auch in Hinsicht auf die Fähigkeit, fremde, insonderheit alterthümliche Geisteswerke in die Landessprache zu übertragen, die deutsche Sprache einen entschiedenen Vorzug habe, erörtert der Vf. in einer den Fortgang der ganzen Untersuchung unterbrechenden Episode. Er vergisst von S. 381 an bis zu Ende des ersten Bandes seinen Hauptgegenstand, um bey einer Erörterung zu verweilen, welche durch die Entscheidung der zu beantwortenden Hauptfrage wenigstens zum Theil überflüssig werden musste.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Riga, b. Hartmann: *Predigten über freye Texte.* Von *August Albanus*, der Weltweisheit Doctor, zweytem Wochenprediger der deutschen Stadtgemeinde, wie auch Inspector und Rector der Domschule zu Riga. Zweyter Band. (Vom ersten Trinitatis-Sonntage, bis zum Sonntage nach Weihnachten.) 1804. VI und 528 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1807.

SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Reclam: *Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

2) Mit dem Anfange des zweyten Bandes werden wir auf den Hauptgegenstand zurückgeführt, und auf das *zweyte* Erfodernifs aufmerksam gemacht, wodurch sich eine Sprache für den poetischen Gebrauch eignet, *Wohlklang*. „Hier berühren wir eine Saite, die für den Deutschen häfslich klingt; die französische Sprache ist 1) *vieltöniger* und 2) *wohlklingender* als die deutsche. Vieltöniger, weil sie der Stammwörter mehr und weniger Ableitungen hat, als ihre deutsche Schwester; weil ihre Ableitsylben nicht so stät und unwandelbar sind; und weil sie nicht zusammensetzen darf. Wohlklingender durch 5 Dinge a) *durch eine gleichmäfsige Vertheilung der Selbstlauter und Mitlauter*, b) *durch tönende Selbstlauter*. Diese sind *a*, *o*, *ö*, *ä* (gedehnt noch tönender, als abgebrochen) und das lange *e*, und kommen in der französischen Sprache ungleich häufiger vor, als in der unsrigen; *u*, *i*, *ü* und das sinkende *e* haben weniger Klang; das letztere dann zumal, wann es mit Einem oder mehreren angehängten Mitlautern das Wort beschliefst: ein Fall, der sich leider in unserer Sprache unzähligemal wiederholt; c) *durch gute Zusammenstellung der Mitlauter*, die an sich gut tönen, und ohne Gaumenzwang mit einander verbunden werden können. Auch hier wird die deutsche Sprache im Ganzen von der französischen übertroffen; d) *durch Übereinstimmung des Klanges mit dem Inhalt*. Dafs wir hier den Vorzug haben, ist im 1 Bande bewiesen. e) *durch ein genaues Zeit- und Tonmafs*, worin wiederum unsere Sprache den Vorrang behauptet. — Von S. 28 an und S. 104 bis 131 folgen herrliche Worte über Versbau und Ausdruck des Verses durch Klang und Bewegung, welche — zum Ärgernifs unserer stumpfsinnigen und unwissenden Kunst-Schwätzer, die den Mitausdruck schöngewählter Worte und schöngeordneter Füfse blofs auf eine Künsteley des Technikers, oder, wenn es hoch kommt, auf das Spiel des blinden Zufalls zurückführen möchten — jeder mit Vergnügen lesen und beherzigen wird, der frey von dem Einflusse eines verderblichen Zeitgeschmackes, noch nicht auf die Stimme der Natur zu horchen verlernt hat. Sehr treffend wird der Vers mit der Musik verglichen, und gezeigt, wie in beiden durch eine kindische Nachahmung der Töne das, was seiner Natur nach trefflich ist, entedelt werden kann. — Der Abschnitt über den Hexameter enthält die bekannten Resultate aus Klopstocks und Vofs's tiefgreifenden Untersuchungen mit eigenen Bemerkungen vermehrt und lichtvoll dargestellt. S. 48 hätte *von Brinckmann* — dem der Vf. S. 60 vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren läfst — unter den Dichtern genannt werden sollen, welche die Cäsur zu beobachten wissen. Dem Trochäus, welchem der Vf. nicht so abhold ist, wie *A. W. Schlegel*, wird mit Recht untersagt, in der vierten Region den Gedanken zu schliessen. Belustigend ist, was S. 57—67 über verunglückte und ungeschlachte Verskritiken gesagt wird. Aber S. 64 ein Versehen zu berichtigen, sind wir der Ehre unseres Institutes schuldig. „Ein höchst lächerliches Beyspiel dreister Unwissenheit führte *vor Kurzem* (so schrieb der „Vf. 1806) die *Jenaische* L. Z. an. Ein Kunstrichter „hatte Vofsens kraftvollen Vers:

Dir nicht, Mutter der Göttin, noch Dardanus, Ahn des Geschlechtes
Freveler!

„so verbalhornt:

Nein, Treuloser, dir ist nicht Mutter die Göttin, nicht Dardanus Ahnherr
Deines Geschlechts! —

„mit der naiven Bemerkung, dafs diese Veränderung „beiden Versen wohlthun möchte (!!)." — Da unser Institut dieses „Beyspiel dreister Unwissenheit" nicht aufgestellt hat: so müssen wir es einer anderen Literaturzeitung zuwälzen, welche den, vermuthlich durch einen Druckfehler entstandenen, Siebenfüfsler schon durch eine sinnreiche Conjectur in einen Sechsfüfsler umschaffen wird. — Der Auffatz über das Tonmafs der französischen Sprache S. 68—104 ist zu gehaltreich, als dafs er hier im Auszuge mitgetheilt werden könnte.

3) *Wortversetzung*. „Diese ist eins der vorzüglichsten Mittel, Lebhaftigkeit in den Ausdruck zu bringen; denn mit Hülfe derselben hebt die Leidenschaft diejenigen Begriffe, die ihr die wichtigsten sind, hervor, indem sie den Zeichen derselben in der Wortreihe eine Stelle anweiset, die sie in der ruhigen Rede nicht einzunehmen pflegen. Unter den neueren Sprachen ist die französische in diesem Punct am beschränktesten." S. 132—145. Nur wenige Fälle, wo sie sich Umstellungen erlauben darf. Sie stellt z. B. die zweyte Endung vor das bestimmende Nennwort mit oder ohne Beywort:

J'entens; de vos douleurs la cause m'est connue —
et des fleuves françois les eaux ensanglantées.

Einen Vortheil indefs hat die Sprache, den wir ihr

beneiden müssen; sie kann fast überall das Beywort — auch das thätliche Wechselwort, wenn es ohne Anhang ist, aber nicht das leidentliche, das immer *nach* der Benennung steht — nach Willkühr *vor* das Sachwort, oder *hinter* dasselbe setzen; indess wir, wenn es umgeendet werden soll, genöthigt sind, es fast ohne Ausnahme voranzustellen. Doch haben auch unsere Dichter Mittel gefunden, den Starrsinn der Sprache zu beugen. Sie lassen es mit oder ohne Artikel, gleichsam als Beysatz, der Benennung folgen; welche Wendung, die Voss häufiger gebraucht, als irgend ein Dichter vor ihm, selbst der gemeinen Sprechart nicht ganz fremd ist: z. B. ich habe die beiden *Pferde* gesehen, *das braune* und *das weiße*." S. 146—150. „Einen anderen Vortheil des Periodenbaues gewähren den Franzosen ihre *Wechselwörter*, die geschmeidiger und geistiger Natur sind, als die unfrigen. Mit ihrer Hülfe knüpft der Dichter leicht und zwanglos ein Glied nach dem andern an das vorherrschende Zeitwort." S. 151. — Von 175—195 polemisirt nun der Vf. gegen Adelung, welcher den Wortstellungen, die in *unserer* Sprache erlaubt seyn sollen, allzu enge Grenzen angewiesen, und behauptet mit grossem Rechte, dass die poetische Sprachrichtigkeit eine andere sey als die Adelungische, d. h. prosaische. Gleich den Römern sollen wir durch kühne Wortversetzung lebendigere Formen gewinnen für den Ausdruck der Leidenschaft, welche das wichtigere, das sie interessirende heraushebt und an die Spitze stellt, und das Unwesentliche jenem nachfolgen lässet. Die sich selbst darbietende Frage, ob man den Dichter in Rücksicht der Inversionen durch feststehende Regeln beschränken könne, wird sehr richtig mit *Nein!* beantwortet. Höchstens lasse sich für einzelne, ganz einfache Fälle etwas bestimmen. Dem Feingefühle des rasch und frey sich bewegenden Dichters müsse es überlassen bleiben, *ob* und *wie* er in einem gegebenen Falle umstellen dürfe; denn es gebe Fälle, die ein unverwöhnter Sinn leicht billige, gegen andere sträube er sich, und bemerke sogleich ihre Unzulässigkeit. Die feine Grenzlinie des noch Erlaubten, wiewohl Ungewöhnlichen, und des *an sich* schlechthin Verbotenen ist in einzelnen Beyspielen treffend angedeutet. S. 196—204.

4) *Grammatische Formen.* Zwar besitzt die französische Sprache eine ihr ausschliesslich zugehörige Feinheit und Zierlichkeit, die sich zum Theil auf ihren flüchtigen Klang, theils auf ihre leicht fassliche Wortfolge gründet. Diese Zierlichkeit kann unsere Sprache so wenig, und vielleicht weniger noch als andere Sprachen erreichen. Hier ist zwischen beiden Nebenbuhlerinnen der Abstand gross, und wo auf *diesem* Felde die Französin mit aller Gewandtheit, die ihr zu Gebote steht, in leichtem Tanzschritte sich bewegt, da muss freylich die Deutsche erröthend zurücktreten, S. 208. In allen übrigen Puncten aber ist der Vortheil auf Seiten der deutschen Sprache, welche fast allen Wendungen der französischen — die Eigenheiten der Wortstellung abgerechnet — Schritt vor Schritt nachtreten kann. Die wenigen Formen der Franzosen, welche unserer Muttersprache versagt sind, sind entweder unbedeutend, oder lassen sich durch ähnliche ersetzen; da umgekehrt der Franzose, wenn er ein ächt deutsches Originalwerk nachbilden will, auf so viele widerstrebende Formen des Ausdrucks stösst, auf so viele Eigenthümlichkeiten in Wendungen, Wortstellung und Periodenbau, die der Natur und Weise seiner Sprache durchaus entgegengesetzt sind, dass er fast bey jeder Zeile aufgehalten wird, und aller Orten sich drehen und wenden muss, um den Charakter des Urbildes nur nicht ganz sich entwischen zu lassen, S. 269 und 206. Der Vf. belegt, was hier behauptet wird, mit einer Menge von Beyspielen aus den namhaften Schriftstellern der beiden Nationen, denen er oft, des Contrastes wegen, und um das Verhältniss zwischen beiden Sprachen möglichst anschaulich zu machen, wörtliche Übersetzungen beyfügt. Diese Beyspiele sind mit so viel Kunst und so feinem Sinne gewählt, dass sie schon für sich dem Leser ein seltenes Vergnügen gewähren werden. Aber eben darum wird einem Rec. ein Auszug unmöglich gemacht; denn was soll man ausheben, wenn alles vortrefflich ist?

Der Vf. beschliesst sein Buch mit folgenden nachdrücklichen Worten: „Es ergiebt sich unwidersprechlich aus dem Gesagten, dass der französischen Sprache die grossen Vorzüge des Wortreichthums, der mahlerischen Kraft, der Kürze und Gedrängtheit des Ausdruckes, der Freyheit im Gebrauch der Figuren, der leidenschaftlichen Stellung der Wörter, der Gewandtheit im Periodenbau, der Fülle grammatischer Redeformen u. s. w. nur kärglich zugemessen wurden; dass sie in Ansehung so vieler Eigenschaften, worauf es nach dem Urtheile der Kenner der Sprachen vorzüglich ankömmt, neben der deutschen, wie neben dem Riesen ein Zwerg, da steht, dass sie zu dieser sich etwa verhält, wie ein niedliches Miniaturbildchen zu den gewaltigen Darstellungen eines Michael Angelo" S. 438. „Ist es demnach (S. 168) nicht Versündigung an uns selbst und unserer Sprache, wenn wir uns in der Art und Weise, unsere Sprache auszubilden, noch fernerhin an die Franzosen anschliessen, und nur das für Regel gelten lassen, was bey ihnen Regel ist, „weil unsere früheren Dichter in der berühmten *Adelungschen Goldperiode* durch Zeit und Umstände veranlasst wurden, die Franzosen vorzüglich zu ihren Mustern zu wählen? Als diese Männer, welche zuerst den Samen der jetzt aufgegangenen Segensaernte ausstreuten, zuerst auftraten, um uns eine Literatur zu geben, hatte die französische Sprache, und mit ihr die Liebe zu französischen Geisteswerken überall in Deutschland gewurzelt. Die Landessprache ward verachtet; bey den höheren Classen galt es für Schimpf, deutsch zu sprechen. Unsere Fürsten gaben den entwürdigenden Ton zuerst an, unbekümmert um die unheilbare Wunde, welche sie dem deutschen Gemeinsinn schlugen. Sie umringten sich mit Franzosen, und hatten es kein Hehl, dass sie ihr Vaterland, und das Volk, dem sie angehörten, recht herzlich verachteten. Und wir die Zurückgesetzten dachten klein ge-

nug, in den angegebenen Ton mit einzufallen. Späterhin merkten unsere Dichter, dafs wir auf falschem Wege wären, und nahmen eine andere Richtung. *Wieland*, *Goethe*, *Bürger*, *Schiller*, *Klopstock*, *Voss* entrissen die Sprache der Herrschaft der Franzosen, und erweiterten ihren Spielraum." Was der begeisterte Vorfahr schuf und ordnete, das möge hinfort dem Enkel zwar nicht unwandelbares Gesetz, aber ein Leitstern werden, der seinem Streben zum Vollkommneren eine bestimmte Richtung gebe.

Es ist noch übrig des Vfs. Urtheil über die Virtuosen unserer Sprache mitzutheilen. „Am wenigsten dürfte die französische Sprache für *Goethe's* Darstellung zusagende Farben finden, *Goethe's*, dessen Töne Nachhalle sind aus jenem jugendlichen Zeitalter der Welt, wo die spielende Phantasie, hold und lieblich und harmlos, wie ein unschuldiges Kind, um den Menschen liebkosend scherzte; *Goethe's*, der den Wohllaut seines Geistes, und den Zauber seiner Einbildungskraft in unsere Sprache ergossen, und sie mit ächtgriechischem Sinn zu einem Werkzeuge Apollo's ausgebildet hat. Da ist keine Härte, kein Zwang, kein blendender Flitterstaat! da lahmt kein müssiges Glied, da tritt keines vorlaut aus den Reihen; die Verhaltnisse ordnen sich von selbst, alles scheint aus Einem Guss, alles ganz, wie es da ist, in voller Rüstung aus dem Haupte seines Urhebers hervorgesprungen zu seyn! Überall umschwebt leichtflatternd und geistig der Ausdruck den Gedanken, und schmiegt sich wollüstig an ihn, wie das coïsche Gewand an die Glieder des badenden Mädchens. *Goethe's* poetische Sprache wird für unsere dramatischen Dichter das werden, was bey den Griechen der Canon des Polycletes für die Bildhauer war, ein Massstab der Verhältnisse, ein Ideal der Vortrefflichkeit, dem sich zu nähern, nicht es zu *erreichen*, ihr höchstes Verdienst seyn wird; denn wer vermöchte es, ohne selbst *Goethe* zu seyn, den Unerreichbaren ganz zu erreichen. Bd. I. S. 379. Auch *Klopstock's* Verdienste hat unser Vf. (leider muss man hinzufügen, gegen den Geist heutiger Tage!) nach der Wahrheit gewürdiget. Bd. I. S. 302—308. „Nie hat auf die Sprache einer Nation ein Mann so mächtig gewirkt, als auf die unsrige Klopstock. Er hat sie völlig umgeschaffen. Man erinnere sich, welche rohe, spröde, widerstrebende, und dann doch wiederum durch falsche Bildung schlaff und träge gewordene Masse sie war, als Klopstock zu schreiben anfing. Die Gottschedische Schule, eine demüthige Nachtreterin der Franzosen, hatte sie zu hellem Wasser verdünnt, und die folgenden Schriftsteller schlossen sich je enger und enger an die Franzosen an. Klopstock sah bald diesen Missgriff ein, und hatte zuerst den Muth sie der französischen Herrschaft zu entreissen. Er bestrebte sich, die Anlagen zu Kraft und Fülle, die er in ihr wahrnahm, auszubilden, vertiefte sich in Untersuchungen über ihr Wesen und ihre Eigenheiten, angestammte Formen und Analogien, und verfolgte sie, so weit es geschehen konnte, bis hinauf zu ihren Quellen. Was er als Grammatiker untersuchend ausgemittelt hatte, das stellte er als Schriftsteller ausübend in seinen Werken auf. Alle Fehler zugestanden, die man, zum Theil nicht mit Unrecht, Klopstocken vorwirft, so sind und bleiben doch seine Werke eine Fundgrube von überwiegenden Schönheiten, welche eine gerechtere und weniger charakterlose Nachwelt nach Verdienst anerkennen wird." Auch *Voss'n*, urtheilt der Vf., werde erst die Nachwelt nach voller Gerechtigkeit zu würdigen verstehn. S. 308. „Er hat, auch als Prosaist, in der Schule der Alten gelernt. Sein Styl ist kraftvoll, straff von Gedanken und Ausdruck, blühend, wo es der Inhalt fodert; dabey wohlklingend und abgeglättet bis auf den Nagel. Da er auch hier aus dem Gemeinen auslenkt, da er ganz von der Bahn abweicht, auf der sorglos der Tross unserer Federmänner fortschlendert: so haben seine Formen (nicht das Werk eitler Neuerungssucht, sondern des geschärftesten Feingefühls, und der gründlichsten Einsicht) für den Ungeübten allerdings etwas fremdes. Daher nennen unsere Recensenten seine Prosa steif, geziert, kostbar, unbehülflich. Baggesen nennt sie rund, weich und wollüstig." Bey dieser Verehrung für die Kernmänner unserer Nation wird es nicht befremden, wenn der Vf. so oft gegen Adelung Partey nimmt, dem er vorwirft, seine Grundsätze über Sprache fast nur aus den neueren *abgeleiteten*, vorzüglich aus der französischen (die er für gebildeter und vollkommener hält als die beiden alten) sich abgezogen zu haben, da doch offenbar eine Ursprache, wie die unsrige, nach eigenen Gesetzen beurtheilt seyn will. Bd. I. S. 73—87. Bd. II. S. 25 und anderswo. — Eine solche Parteylichkeit *für* das Wahre, Gute, Schöne, *gegen* das Schlechte und Verkehrte — eine Parteylichkeit, welche Solon nicht mit Ehrlosigkeit würde bestraft haben (Plut. c. 20) — wie sticht sie ab gegen das Verfahren unserer modernen *parteylosen* und herzlosen Kritiker, die allenthalben Persönlichkeit wittern, wo nicht die Pille des Tadels übersilbert, oder das Lob durch ein nachklappendes *aber* zurückgenommen wird; die weder sich noch ihren Zeitgenossen getreu sind; die am Ende Gott selbst ungetreu werden, aus Furcht der Teufel möchte sie der — *Parteylichkeit* beschuldigen!

D. A. E.

Ansbach, b. Gassert: *Gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der im gemeinen Leben vorkommenden fremden Ausdrücke.* Ein tägliches Hülfsbuch für Beamte, Kaufleute, Buchhändler, Künstler, Handwerker und Geschäftsmänner aus allen Classen. Von Dr. *Eucharius Ferd. Christian Oertel*, Lehrer am königl. Gymnasium zu Anspach. *Zweyte verbesserte Ausgabe.* I Band. A—L. 1806. II Band. M—Z. Zusammen 808 gespaltene Seiten. (4 Thlr.)

Diese verbesserte Ausgabe unterscheidet sich dadurch von der ersten (1804. No. 287 von uns beurtheilten) dass die Nachträge der ersten am gehörigen Orte eingeschaltet, und Nachbesserungen von S. 804—808 angehängt sind; sonst sind einige Druckfehler unverändert geblieben, und einige Erklärungen, die einer

Berichtigung bedurften, find eben fo wenig verbeſſert, als die Mängel ergänzt. Da das Buch felbst, auch in der ersten Ausgabe, viele unläugbare Vorzüge vor anderen diefer Art hat, fo ist es zu verwundern, dafs der Titel nicht etwas geändert worden ist. Hr. O. hat nämlich auch viele deutfche Wörter mit eingereihet und erklärt. Weil aber der Titel nur *fremde* Wörter angiebt, fo fucht wohl niemand hier die deutfchen Wörter *Abdecker*, *abkappen*, *abprotzen*, *Eifenfeil* u. f. w. Es wäre aber wirklich eine Empfehlung des Buches, und es gereichte dem Vf. zur Ehre, wenn er angezeigt hätte, dafs er auch wenig bekannte deutfche Wörter mit aufgenommen und erklärt hat. Auch ist es etwas fonderbar, dafs die Gelehrten von der Benutzung diefes Buches ganz ausgefchloffen werden, da doch die griechifchen Wörter gewifs um ihrentwillen beygefetzt, zum Theil auch ihre Stammwörter angegeben werden. Überhaupt ist der Vf. fowohl feiner ganzen Anordnung, als auch feiner Schreibart treu geblieben. Da er dennoch in feiner kurzen Vorrede erklärt, dafs er von feinen Rec. freundfchaftliche Vorfchläge zur Verbefferung feines Werks erwarte, mit dem Zufatz: *welches nur durch wiederholte Auflagen vollkommen werden kann:* fo geben wir ihm zu bedenken, ob nicht durch einen Nachtrag oder Ergänzungsband fürs erste ein erheblicher Beytrag zur Vollkommenheit gemacht werden könnte. Da jetzt fo viele fremde franzöfifche, fpanifche, polnifche, ruffifche, türkifche und fogar perfifche Wörter in den Zeitungen vorkommen: fo wäre in der That ein Nachtrag, der zugleich manches berichtigen könnte, fehr erwünfcht. Um zu beiden etwas beyzutragen, will der Rec. zuerst einige Wörter namhaft machen, welche vermifst werden. Dahin gehören *Abelmofch*, *aberriren*, *abgregiren*, *abhorrefciren*, *Acajou* oder *Anacardien*-Baum, *Acatalepfie*, *Ad liquidandum*, *Ad liquidum*, *Aerolithen*, *Akeley*, *Althea*, *Anacamptic*, *Angurie*, *Angustura*-Rinde, *Anthere*, *Apatit*, *Argutien*, *Beatismus*, *Bec*, *Beletage* (welches auch unter *Etage* fehlt), *Bivium*, *Blide*, *Blut-Vicarie*, *Brocardicum*, *Carex*, *Carica*, *Cartilago*, *Celtiber*, *Ceramicus*, *Charme*, *Chorus* (ein Wifpel), *Codex bombycinus*, *niloticus* und *palimpfestus*, *Colobium*, *Crainte*, welches bey *Craintif* vergeffen ist, *Cranium*, *Craquelin*, *Cul de fac*, *Deliquium*, *Dyadic*, *Gaftaldus*, *Graffito*, *Japetus*, *Icterus*, *Interlinearis*, *Intermedius*, *Laferpitium*, *Latrocinium*, *Lazzi*, *Libet*, *Libitum*, *Lieue*, *Liguftrum*, *Limaille*, *Limande*, *Limes*, *Lipopfychie*, *Lipothymie*, *Lithogeognofie*, *Lithoftratum*, *Litre*, *Lingam*, *Litura*, *Locution*, *Log*, *Logotheta*, *Ludus literarius*, *Lugger*, *Lumbricus*, *Luminare*, *Lytrum*, *Manfus*, *Metreta*, *Minerval*, *Onager*, *Onirocritic*, *Onomantie*, *Onomatopoeia*, *Ophiolatrie*, *Palaeographie*, *Palaeotypus*, *Paragium*, *Portenarius*, *precaria fcil. penfio*, *Proditio*, *Terminus decretorius*, *praeclufivus*, die Redensart *in terminis* bleiben, *Xenodochium*, *Xerophagie*, *Xylographie*, *Zythopepta* oder *Zythopoeus*, Broihansbrauer u. f. w. Zur Berichtigung mag folgendes dienen: *Aquagium* ist blofs durch Waffer-Ableitungsrecht erklärt; aber die erste Bedeutung eines Waffergrabens follte nicht übergangen feyn. Bey *Actus* ist vergeffen, dafs es auch einen Aufzug in einem Drama bedeutet. Bey *Beneficium* wäre der Unterfchied des *beneficii cum* und *fine cura* zu bemerken, welches Gelegenheit gäbe, das fehlende Wort *Curatus* zu erklären. Die *goldene Bulle* foll blofs ein goldenes Siegel-Futteral (Wachsfiegel in Goldblech gegoffen) feyn, aber das Siegel ist in Goldblech eingefchlagen, und diefes ist inwendig mit Wachs ausgefüllt. *Dominica in albis* foll der nächste Sonntag nach Ostern defshalb heifsen, weil die Neugetauften wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern erfchienen, nachdem fie vorher weifse Kleider angehabt hatten. Nicht doch! fie erfchienen nur zum letzten Male in ihren weifsen Kleidern. Bey *Drama* wäre noch das *Duodrama* und *Monodrama*, und bey *Fiera* der Ausdruck *Fierant*, ein Mefsfahrer, zu bemerken, *Ifchiadik* ist richtig durch Hüftweh überfetzt; wenn aber dabey steht Lendenweh, fo ist diefs eigentlich *Lumbago*, welches Wort fehlt. Bey *Lapis* ist der *Bononienfis*, *calaminaris*, *judaicus*, *lazuli*, *fpongites* unberührt geblieben. Eben fo bey *Tetanus* ist der *acutus* und *traumaticus*, dem der *chronicus* entgegengefetzt ist, nicht erwähnt, und der Unterfchied des *holotetani*, *emprofthotoni* und *opifthotoni* ebenfalls überfehen. Dafs *Niesbrauch* und *Nutzniessung* zwey närrifche Wörter feyn, und eigentlich bedeuten follen der Gebrauch zu niefen (nach der Schreibart des Vfs.) mag Hr. O. bey den Rechtsgelehrten verantworten. Wenn er wenig bekannte deutfche Wörter mit aufnehmen wollte, fo wären die Wörter *Bauergrofchen*, *Glum*, *Handfeste*, *Körbund*, *Körgarbe*, *Körherr*, *Kolter*, *Mundungen*, *Strother* u. f. w. auch wohl einer Erklärung werth gewefen. In der Erklärung der Abkürzungen verdienen noch folgende einen Platz: *A. B.* für *Aurea Bulla*, *An.* für *Anonymus*, *A. SS. Acta Sanctorum*, *del. dele* auch *delineavit*, *F. C. Formula Concordiae*, *Fe. Fec.* für *fecit*, *I. N. S. T. in nomine S. Trinitatis*, *I. P. O. Inftrumentum Pacis Osnabrugenf.*, *SS.* für *fcriptores*, *SSc.* für *facrofanctus*, *tt.* für *titulo*. Gz.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, b. Peterfen: *Barbarina Cimorofa.* Oder *Freyheitsdrang und Gewiffensquaal.* Ein Spiegel menfchlicher Leidenfchaften. Aus den hinterlaffenen Memoires des Herzogs von Arkos. Herausgegeben vom Vf. der doppelten Urfelinernonne Kajetan **** 1803. *I Theil* 264 S. *II Theil* 224 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Das Buch erregt durch die Abwechfelung fonderbarer Begebenheiten und durch die Heftigkeit der Leidenfchaften, die in demfelben ihr Spiel treiben, Intereffe für fich. Nur follte die Darstellung hie und da überlegter gemacht, und mehr Fleifs auf die Sprache verwendet feyn. Dann würden Stellen, wie z. B. Th. 1. S. 65. geändert worden feyn. „Er machte in der Folge mit ihr, woraus fich *am Ende* ein Liebesverständnifs entfpann. Er heirathete fie *endlich*, und als er fie ins mütterliche Haus brachte, erkannte *diefe* ihre Tochter.“ Oder Th. 1. S. 128. „Fliehen — fliehen mufs ich, fliehen von der heiligen Stätte, die deine edlen Reste verwahrt, fliehen vom betrogenen Königshaufe, fliehen aus den Netzen des Weibes, *das mich mit ihrer Liebe an ihren Meineid kuppelt*, fliehen vor mir felbst, in irgend einen Winkel von Magellaniens Wüste, in irgend eine Kluft des öden Feuerlandes, oder in die Steppen der freudenlofen Tartarey, *wo der Tag vor meiner Schande zurucktritt* (?) — oder hin zum *eifernen Würfelfpiel* am kaukafifchen Gebirge, dafs ein *Türkenftahl* meinen Schädel fpalte, und *Denkkraft des Gegenwärtigen von der Erinnerung meiner abfcheulichen Vergangenheit abfchneide.*“ Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Die Schlacht bey Austerlitz.* Von einem *Militär*, Augenzeugen des zweyten Decembers (?) 1805. Aus dem Französischen. Mit einer Karte. 1806. Ohne die Zueignung 114 S. gr. 8. (16 Gr.)

Das schon im Frühjahr 1806 (in Dresden bey Walther) in französischer Sprache herausgekommene Original: *La Bataille d'Austerlitz. Par un militaire témoin de la journée du 2 Decembre 1806. Hambourg*, ist nicht nur bey weitem das Beste, was bis jetzt über jene berühmte, entscheidende Schlacht erschienen ist, sondern es verdient auch, als Muster einer ruhigen, klaren, möglichst gedrängten, und doch vollständigen Darstellung einer Kriegsbegebenheit, noch besonders erwähnt zu werden. Der Styl ist fliesend, wenn gleich einige Härten den deutschen Verfasser verrathen, der von seinen Gründen, warum er französich schrieb, in der Zueignung an die österreichische Armee Rechenschaft giebt. Er wollte nicht von Deutschen allein, sondern von Europens Kriegern gehört seyn; er musste daher diejenige Sprache wählen, in welcher er der grösseren Anzahl verständlich werden konnte, und man wird ihm Dank dafür wissen, wenn man erwägt, dass dadurch allein die drey Armeen, die an der grosen Begebenheit Theil nahmen, in den Stand gesetzt werden konnten, seine Angaben zu prüfen, und jede Unrichtigkeit, die er sich würde haben zu Schulden kommen lassen, nachzuweisen. Dass dieses bey aller Verschiedenheit der öffentlich bekannt gemachten Relationen, von keinem Theile geschehen ist, bürgt für die Treue der Erzählung.

Der Vf. beginnt diese mit der Vereinigung des austro-russischen Heeres, am 18 Nov. bey Wischau, unter Kutusows Commando, einer gedrängten Schilderung der gegenseitigen Lage und Stellung beider Armeen, und der, aus diesen, für jede derselben entstandenen Verhältnisse. Er folgt dann, ohne die gewöhnliche ängstliche Aufzählung aller Cantonirungsorte, den Aliirten in ihre Stellung bey Ollmütz, wo am 25 Nov. das Corps des Grosfürsten Constantin zu ihnen stösst, und aus welcher sie wieder gegen Brünn zum Angriff vorgehn.

Mit gleicher Unparteylichkeit werden sowohl der Muth, mit welchem beide Heere fochten, als auch die Ursachen des Erfolgs ins Licht gestellt, und die Missgriffe der Feldherren gerügt. Manches fällt hier dem General-Quartiermeister zur Last, dem es, bey entschiedener Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, an jener festen Willenskraft gebrach, welche im Kriege allein der sichere militairische Überblick gewährt. Mangel an Nachrichten vom Feinde, an einem auf mehr als eine Möglichkeit berechneten Plane, vor der Schlacht, und während derselben an gehöriger Verbindung zwischen den verschiedenen Corps und an Entschlossenheit bey nicht vorhergesehenen Fällen auf der einen Seite; dagegen auf der anderen die grose Geschicklichkeit, durch Hinhalten des Gefechts mit wenig vorgeschobenen Truppen erst die Absichten des Gegners sich entwickeln zu lassen, dann die Fehler desselben schnell zu benutzen, indem man stets grose Massen bereit hat, um sie auf den entscheidenden Punct zu werfen, und durch diese im Moment beschlossene richtige Contrelection die Anstrengungen des Feindes zu vereiteln, bewirkten die Niederlage der Alliirten. — Rec. kennt kein militairisches Werk, in welchem dieses alles durch eine verständige Stellung der äusserst einfach erzählten Begebenheiten dem Leser so anschaulich gemacht würde, als in dem gegenwärtigen. Es endigt mit dem am 24 December geschlossenen Waffenstillstande, von welchem der jetzt nicht mehr unbekannte Vf. in Begleitung des französischen Generals Savary dem russischen Kaiser die Nachricht überbrachte.

Es sind bereits verschiedene Übersetzungen dieses Buches erschienen, das allerdings eine bessere, als die vorliegende, verdient. Zwar meint der Vf. derselben in der Nachschrift, „sich für einen Laien noch so ziemlich gut aus der *Affaire* gezogen zu haben;" aber das üble Vorurtheil, welches schon der Titel erregt, findet sich im Buche selbst nur zu sehr bestätigt. Dass dem Übersetzer „als Mann des Friedens, die Militärsprache nicht geläufig war," und dass er, „wie im Fluge arbeiten musste," sind freylich ungünstige Umstände; aber er hätte doch Französich verstehen, und mit der deutschen Sprache nicht so gar unbeholfen umgehen sollen. Wo dachte er nur hin, als er (S. 5) zwanzig österreichische Bataillons aus sechs Bataillons Recruten zusammensetzen liess? Im Original steht: *composé* (nämlich die Infanterie) *des sixièmes bataillons*, und S. 29 ist diess noch näher bestimmt. — *Deboucher* heisst nicht: sich den Weg bahnen, sondern: aus einem eingeengten Raume hervorgehen. Warum behielt er, der „den Purismus in einem solchen Werke lächerlich" nennt, der wiederholt von *plaziren*, *avanziren*, *forziren*, *Kontenanze* u. s. w. spricht, nicht lieber das bekannte: *debouchiren* bey? — Wer versteht Stellen, wie (S. 79):

„Zwey Regimenter, das Fanagorsky Grenadier und Rhiasky Musketier, kamen zur Verstärkung," oder: „Wir haben die dritte Colonne in Sokolnitz gelassen, welches die Tête der letzteren *paſſirt war..!*" — *Auf* den Flügel (des Feindes) maneuvriren, *der Queue Face* machen, (ſtatt gegen den, die) an *die* Spitze ankommen (ſt. der), S. 37. 73. 77 iſt eben ſo undeutſch, als (S. 71. 86), das Vorrücken einer Abtheilung *vorwärts dem Poſten* bey Poſorſitz, dieſs letzte aber ein deſto unverzeihlicherer Fehler, da im Original deutlich jedesmal ſteht: *de la poſte*, und dieſes *Poſthaus* auch in der vorausgeſchickten Beſchreibung der Stellung ausdrücklich erwähnt war. — Wenn man (S. 95) von einer Cavallerie lieſt, die von den Kartätſchen*feuer* mit Wunden wie beſäet iſt (*criblée de mitraille*), ſo geräth man in Verſuchung zu glauben, ſie ſey verſengt worden; und lächeln muſs man über die (S. 112) *ganz wohlbehalten* in Ungarn angekommene Armee des Erzherzogs Carl. „*Avec ſon armée toute conſervée*," heiſst es im Original, weil ſie den gefährlichen Rückzug aus Italien gemacht hatte, und das einzige Heer war, das durch die Geſchicklichkeit ſeines Anführers dem öſterreichiſchen Kaiſer erhalten wurde.

Nach dieſen Beyſpielen, die auf jeder Blattſeite einen Zuwachs erhalten könnten, wird es wohl nicht weiter nöthig ſeyn zu beweiſen, daſs es dem Überſetzer nicht um den Sinn, ſondern nur um Übertragung der Worte zu thun war.

Auf der Karte, die dem, dem Original beygefügten, Müllerſchen Blatt von der Gegend von Ollmütz und Brünn nachgeſtochen iſt, fehlt unter anderen, für ihren Zweck bedeutenden, Orten, auch das wichtige Dorf Aujezd, welches auf jener unterhalb Tellnitz, nahe an dem mittelſten Teich, ſehr deutlich in die Augen fällt. K. f.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Göttingen, b. Dieterich: *The Theatre: or a Selection of eaſy Plays, to facilitate the ſtudy of the English language;* by *J. H. Emmert*, Prof. at Tubingen. Vol. II. 1806. 366 S. 8. (20 Gr.)

Man hat von Hn. *Emmert* ein ähnliches Theater in franzöſiſcher Sprache. Der erſte Band des engliſchen muſs ſchon vor geraumer Zeit herausgekommen ſeyn; Rec. erinnert ſich, ihn durchgeſehen zu haben. Der zweyte Band enthält folgende Stücke: *Filial piety; The fathers reconciled by their children; The little gleaner; The bookſeller; The veteran dismiſſed with honour; Vanity puniſhed; The greyhound and the ring; The parental ſtep-mother*, und *The death of Julius Caeſar.* Das erſte iſt der längſt von der Bühne verwieſene *Deſerteur aus Kindesliebe* von *Stephanie* dem jüng., das letzte enthält die vordere Hälfte des *Shakſpeareſchen Julius Caeſar.* Die übrigen ſieben ſind aus Kinderſchriften, theils aus dem bekannten *Kinderfreunde*, theils auch aus dem verdeutſchten Theater der *Frau von Genlis* entlehnt. Hr. *Emmert* hätte die Mühe ſparen können, dieſe kleinen Stücke aufs Neue ins Engliſche zu überſetzen; ſie ſind den Bewohnern Albions längſt in ihrer Sprache bekannt. Rec. kennt unter anderen eine Ausgabe der Schauſpiele der Frau *von Genlis* in drey Bänden, unter dem Titel: *The Theatre of Education by the Countess de Genlis. Lond.* 1783. Ohne beiderley Überſetzungen vergleichen zu dürfen, ſieht man auf den erſten Blick, daſs Hr. *Emmert* jene nicht abgeſchrieben, auch nicht aus dem Original, ſondern aus ſeiner Mutterſprache, dem Deutſchen, überſetzt hat. Nicht eben, als wenn ſeine Arbeit durchaus von Germanismen wimmelte. Er ſchreibt das Engliſche ziemlich flieſsend, und man verſteht meiſtens, was er ſagen will. Im Ganzen aber iſt dem Leſer doch nicht zu Muthe, als wenn er unter Engländern wäre. Es bleibt immer ſein Landsmann, mit dem er ſich in einer fremden Sprache zu unterhalten affectirt.

Der deutſche Dialog iſt wortreicher, hat mehr Füll- und Flickwörter, als der engliſche. Man will bemerkt haben, daſs, wo der Deutſche ſechs Wörter braucht, der Franzoſe ſich mit vier, der Engländer mit drey Wörtern begnügt. Der Deutſche fürchtet miſsverſtanden zu werden, wenn er nicht eine überflüſſige Deutlichkeit beobachtet. Er ſchweigt *ſtill*, gleich als beſorgte er, man möchte glauben, daſs er beym Schweigen *laut* würde. Er geht *aus* ſeinem Hauſe *hinaus*; als wenn er darin bleiben könnte, wenn er hinaus gegangen iſt. Wann er ſchon *demungeachtet* oder *nichtsdeſtoweniger* geſagt hat, ſo ſetzt er noch *doch* oder *aber* hinterher. Wo zwey Deutſche gehen, da gehen ſie *zuſammen mit einander*. — Die guten Germanen werden von den Fremden oft darüber ausgehöhnt; aber ſie beſſern ſich nicht.

An dieſem Überfluſſe bewährt ſich auch Hn. *Emmert's* Deutſchheit. Fünfmal unter ſieben würde ein Engländer nicht verſtehen, was er mit allen ſeinen *now, yet, even, only, already, likewiſe*, ſagen will. Z. B. S. 278: *We must be good friends with one another.* Ein Britte würde ſagen: *Let us be friends.* S. 125: *Before I was even born.* Hier muſs *even* wegfallen, oder vor *before* ſtehen. S. 248: *Your ſentiments one towards the other*, anſtatt: *to each other.* S. 288: *He does not know us even yet.*

Zuweilen läſst er aber ein nöthiges Wörtchen weg. S. 153: *I look upon you as father*, wo es durchaus *as a father*, oder *as my father* heiſsen muſs. S. 154: *I ſhall ſend an hundred guineas to houſe*, anſtatt: *into your lodgings.*

Der Genius der engliſchen Sprache wird häufig, doch meiſtens nur an zarten Theilen verletzt. Selten kommen ſo ſtarke Fehler vor, wie S. 41, wo eine Frau zu ihrem Manne ſagt: *My good man*, ſtatt *husband:* oder S. 83: *I am only a child; how can I decide amongſt big people?* oder S. 164 *I would go to court and fall before the king.* S. 250 muſs es, ſtatt: *From this misfortune you will be better enabled to bear a greater*, heiſsen: *By this misf.* S. 255: *To give every one his own;* richtiger: *his due.*

Einige Stellen geben keinen Sinn. S. 103: *One must needs be poor, that comes here gleaning, with so much trouble, what is to make a a little bread.* (Das zweymalige a mag wohl ein Druckfehler seyn.) S. 137: *Has not the most indifferent talents fortunate hits sometimes, when every licence is taken, and the author knows no restraint?* S. 287: *He will constantly insult us, but not, on my side, very patient.* S. 288: *It appears to me he scorns in the light of brothers.* S. 306: *There will not be an individual round about you, but will interest himself in your prosperity, if his solicitude be worth the acquisition.* Und was ist eine *Parental step-mother* in dem Titel des einen Stücks?

Oh.

Leipzig, b. Fleischer d. jüng.: *Nouvelle Grammaire des Dames*, oder: *Gründliche Methode die französische Sprache richtig sprechen und schreiben zu lernen.* Von *G. F. le Mang*, Lehrer der franz. Sprache zu Leipzig. 1807. VIII u. 386 S. 8. (16 Gr.)

Hr. *le Mang* ist ein schamloser Buchmacher, der, unter einem neuen Titel und der Aegide eines frischen Verlegers, seine alten Sächelchen flugs wieder zu Markte bringt, und sich und seine Methode dabey mit vollen Backen lobt, als wäre er allein im Besitze der rechten. Die Aussprache wird, nach ihm, in dieser *Nouvelle Grammaire*, *gründlich* gelehrt, seine Belehrung über die Wortfolge ist *vortrefflich*, seine Briefe, Lebensregeln und Erzählungen sind *angenehm*, tragen zur *Bildung des Verstandes und Herzens* bey, haben *schöne Stellen* und *feine Ausdrücke*, und was des Gewasches mehr ist. In unseren Blattern (f. No. 35 und 37 des laufenden Jahrganges) ist diese Prahlerey dem Vf. nach Verdienst, und kaum stark genug, vorgehalten worden. Es würde hinreichen, dahin zu verweisen, um das Publicum und die Buchhändler zu warnen. Aber Rec. fühlt sein Innerstes empört beym Anblick einer Anekdote, die unter den aus allerley Büchern zusammen gelesenen französischen Erzählungen S. 308 steht. Hier wird unserem höchst gesitteten *Lessing* ein Betragen Schuld gegeben, das nur von einem eingefleischten Trunkenbolde gelten kann. Ein *le Mang* entblödet sich nicht Folgendes drucken zu lassen: *Lessing, excellent poëte allemand, s'enivroit fréquemment. Un jour que l'excès de la boisson ne lui permettoit pas de se soutenir sur ses pieds, il chancela et tomba au milieu d'une rue. On rivit de l'avanture; mais lui, sans se déconcerter, apostropha ainsi les railleurs: „Le vin est plus fort que l'eau, ses ennemis même en conviennent. L'eau renverse les maisons, elle fait tomber les chênes; pourquoi donc s'étonner que le vin m'ait jeté par terre?“* — O Lessing! — Doch bleib ruhen! In einer Stadt, wo dich jeder Stein kannte; wo, diese Verläumdung zu widerlegen, noch Tausend aufstehen könnten, die dir Dürstenden vor dreyssig Jahren und darüber keinen Trunk geboten hätten; in dieser Stadt müssen, von einem unwissenden Fremdling geführt, die kichernden Mädchen exponiren, dass Du Dich, wie ein unreines Thier, wie *Klotz*, auf der Gasse gewälzt habest! Du machtest ein schwaches Lied auf die *Stärke des Weins*, (f. *Lessings Schriften*, Berlin 1771. Bd. I. S. 341), und wirst nun so dafür bestraft!

Cch.

Schneeberg, in der neuen Verlagshandlung: *Teutsch-französisches Taschenlexikon der meisten und besonderen im gemeinen Leben vorkommenden Wörter und Redensarten* zur Erleichterung im französisch Sprechen ausgearbeitet von *J. G. Haas.* Ohne Jahrzahl 666 S. 12. (1 Rthlr.)

Was man an den, in Deutschland seit etwa zehn Jahren und darüber erschienenen Taschen-Wörterbüchern besonders zu tadeln gefunden hat, ist der kleine, den Augen schädliche Druck. Leute von schwachem Gesicht konnten sich ihrer, zumal bey Kerzenlicht, nur mit Mühe bedienen. Dadurch ging ein vorzüglicher Theil ihrer Brauchbarkeit verloren, welche in der geschwinden und leichten Auffindung eines vergessenen oder nicht schnell genug gegenwärtigen Ausdrucks besteht. Dieser Unbequemlichkeit ist durch das vorliegende Taschen-Lexikon abgeholfen. Die Buchstaben sind gross, und der Druck ist ziemlich, doch nicht durchaus correct. Aber gegen die Vollständigkeit und Genauigkeit, gegen die Wahl und Richtigkeit der erklärten Wörter und Redensarten, ist desto mehr einzuwenden. Der Vf. hat viel zu flüchtig gearbeitet. So ist z. B. die Präposit. *nach* ganz vergessen. Von den mit derselben zusammengesetzten Verben und Substantiven, als *Nachdruck*, *nacheifern*, *Nachfolge*, *Nachfrage* u. s. w. findet man einige; doch auch hier ist oft nur eine Redensart, und meistens mit grosser Einseitigkeit, nicht das Wort selbst erklärt. Wie *Nachfrage* auf Französisch heisst, erfährt man nicht. Statt aller anderen Bedeutungen steht bloss die kahle Redensart: *Ich danke für die gütige Nachfrage.* Diess soll auf Französisch heissen: *A votre service, je me porte bien.* Als wenn jede Nachfrage bloss die Gesundheit des Gefragten beträfe! *Ebenbild* heisst hier *Image de dieu.* Er ist seines Vaters Ebenbild, müsste also so übersetzt werden: *Il est l'image du dieu de son père.* — *Anheben*, *commencer*. wie eine Geschwängerte, *elle se sent enceinte*, *ella* (*elle*) *a conçu.* Ist diess eine Redensart? Weiss ein Deutscher, was diess heissen soll? — *Gecklich* soll seyn *couleur de la livrée de Jean Saucisse.* — Bey *Gestreng* steht nichts weiter, als: *Nur gnädig, gestrenger Herr;* übersetzt durch: *Votre seignerie* (*seigneurie*) *me pardonnera.* Ganz verfehlt! — *Nach dem Herz* (Herzen) *greifen*, giebt Hr. *Haas* so: *Cela me veut étouffer.* Hier ist nicht einmal ein Infinitiv durch einen Infinitiv ausgewechselt. — *Gregorius gehen*, auf Französisch: *les écoliers, ont leur fête.* Wie viele Fehler kommen hier zusammen! — Das Wort *Vater* findet sich gar nicht, so wenig wie *Mutter.* Doch trifft man von dem letzten einige Zusammensetzungen und Redensarten, als: *Mutter der Erze, der Wein*

liegt auf der Mutter, Mutterkorn, mutternacket; vom ersten aber auch keine Spur. Statt *Krätze* schreibt Hr. *Haas Grätze* (S. 40), statt *erzürnen*, *erzörnen*. Er hätte Platz genug gehabt, viele gute Redensarten anzubringen; er hat aber lieber niedrige Phrasen und gemeine Provincialismen aufnehmen wollen. Als da sind: *Es wird Lärm im Brodsack, wenn dich doch die schwere Noth, das ist ein Perdums, Gefetz, quatschern* u. s. w.

Cch.

KURZE ANZEIGEN.

Kriegswissenschaften. *Dresden*, b. Arnold: *Militärische Laufbahn des kurf. sächs. Generals der Infanterie, Chef und General-Commandeurs der Leibgrenadiergarde, auch Ritter des königl. preuss. grossen rothen Adler-Ordens, Anton Franz Herrmann von Lindt.* Mit beygefügten urkundlichen Belegen. 1806. 22 S. 4. (6 gr.) Eine biographische Skizze, welche nach den Quellen, die dem Vf. offen gestanden zu haben scheinen, vollständiger hätte ausfallen sollen, und dann gewiss weit interessanter gewesen wäre. Gener. v. L. ward um 29 Apr. 1730 zu Frankfurt am M. (wo sein Vater ein Weinhändler war) geboren, bezog 1742 zu Strassburg die Universität, trat 1746 in kurf. Kriegsdienste, wo er zuerst beym Ingenieur-Corps als Unterofficier angestellt ward, 1750 dabey zum Lieutenant avancirte, und sich ein Jahr darauf zu einem Infanter. Regimente versetzen liess. Während des 7jährigen Krieges befand er sich grösstentheils bey dem Corps des k. k. Gen. Feldmarsch. Lieuten. Graf. v. Hadick, auf dessen besondere Empfehlung er, obgleich einer der jüngsten Capitäns in der Armee, 1758 zum Major ernannt ward. 1768 avancirte er zum Obristl. und schlug die ihm kais. Seits angetragene Reichs-Gener.-Quartiermeisterstelle aus Patriotismus aus. 1777 ward er als Obrister in den Adelstand erhoben, 1784 avancirte er zum Gen. Maj. und Gen. Inspecteur d. Infant., und 1790 zum Generallieuten. Im J. 1793 führte er das kurf. Reichscontingent an d. Rhein, erhielt am 17 Nov. wegen seines rühmlichen Verhaltens im Gefecht bey Bisingen, den preuss. gross. rothen Adler-Orden, und behielt das Commando über das sächs. Corps bis ins folgende Jahr, wo er sich seiner geschwächten Gesundheit halber zurückbegab, im September des Jahres darauf aber wieder dahin geschickt ward, erhaltenen Befehls zufolge, das Corps zurückführte, und 1796 das Quintuplum wieder hinausbrachte. Nach erfolgter Zurückziehung des kursächsischen Reichscontingents behielt er das Commando über den zur Sicherstellung der Landesgrenzen bestimmten Theil der Armee bis 1801, wo er zum Chef und General-Commandanten der Leib-Grenadiergarde ernannt ward, welches er bis an seinen Tod blieb, der am 4 May 1805 erfolgte.

Die urkundlichen Belege bestehen in einigen Schreiben, welche der Graf von Hadick, Graf von Anhalt, Herzog Albrecht zu Sachsen, König Friedrich Wilhelm II. von Preussen, Feldmarschall von Möllendorf, General von Kalkstein, und Erzherzog Karl, bey verschiedenen Gelegenheiten an den G. v. *Lindt* erlassen haben. Die Stellen aus einigen auf denselben bey gewissen Veranlassungen verfertigten Gedichten, sprechen wohl das aus, was der Vf. damit belegen wollte, hätten aber ihrer Unbedeutenheit wegen füglich wegbleiben können. Da ferner bey mehrern Gelegenheiten *L's.* Antheil an dem glücklichen Erfolge kriegerischer Unternehmungen bloss im Allgemeinen erwähnt worden ist, ohne besonders darauf einzugehen: so hätte die, obwohl an sich sehr heilsame Verfügung, dass er die Locken der Unterofficiers und gemeinen Solbey der kursächs. Armee abschaffte, keiner ausführlichern Erwähnung bedurft. Zuletzt folgen noch in kurzen Sätzen einige Lobpreisungen der Verdienste des G. *v. L.* Der Styl ist an sich nicht übel, doch eben nicht schön, und etwas zu sehr im Zeitungstone. S. 19 befindet sich eine kleine Unrichtigkeit. Bey Kyrn, wo sich Rec. selbst mit befand, ist eigentlich nicht, wie es dort heisst, ein Gefecht vorgefallen, sondern das Grenadier-Badaillon Brandenstein, und die beiden Musquetier-Bataillons Kurfürst und Anton, welche am 2. Juni 1796 die Oestreichischen Truppen in diesem Städtchen und dem dazu gehörigen Schlosse ablöseten, wurden bloss bey ihrem Einmarsch von einer französischen Batterie, welche Schloss und Stadt dominirte, und sowohl die Brücke als einen Theil des Weges, wo jene Truppen herkamen, bestrich, tüchtig beschossen, ohne selbst einen Schuss thun zu können, ausser dass die vor der Stadt auf einem Berge postirte sächsische Batterie die französische zum Schweigen brachte. Der ganze Verlust bestand in zwey Todten von gedachtem Grenadier-Bataillon, und zwey Verwundeten vom Bataillon Kurfürst. Auch am folgenden Tage, wo die sächsischen Truppen das Schloss und Städtchen wieder verliessen, wurden sie zwar von den Franzosen mit kleinem Gewehr beschossen, und ihr Nachzug etwas beunruhiget; allein ein eigentliches Gefecht fiel wieder nicht vor, und es ward weder jemand getödtet noch verwundet.

W.

Ausländische Sprachkunde. *Halle*, bey Hemmerde und Schwetschke: *Deutsche Aufsätze zum Übersetzen ins Französische für höhere Schulclassen.* Von *Johann Christ. Wiedemann*, Rector der lateinischen Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. Zweyte vermehrte und verbess. Auflage. 1807. 306 S. 8. (18 Gr.) Hr. *Wiedemann* hat sichs bequem gemacht. Er nahm allerley Aufsätze, Fabeln, Erzählungen, kleine Abhandlungen aus der Natur- und Welt-Geschichte, Anekdoten, wie sie ihm in französischer Sprache vorkamen, und übersetzte sie ins Deutsche, entwarf über jedes Stück ein phraseologisches Vocabular, und das Buch war fertig. Wir würden ihm diese Verfahrungsart hingehen lassen, wenn er nur nicht allzubekannte Stücke, die unsere jungen Leute aus ihren ersten französischen Lesebüchern, z. B. dem Gedikeschen, beynahe auswendig gelernt haben, aufgenommen hätte. Auch ist seine Fertigkeit als Übersetzer dadurch nicht bewährt; er kennt die Kraft der deutschen Sprache nicht. Verschiedene Sachen, die ursprünglich deutsch geschrieben, und bloss ins Französische übersetzt waren, hat er wieder ins Deutsche gebracht. Unter vielen macht Rec. nur auf die bekannte Lessingsche Fabel: der Rabe und der Fuchs, aufmerksam. *Lessing* sagt: Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren; Hr. *Wiedemann:* Er fliegt in die Höhe auf eine Eiche, und macht Anstalt (!), seine Beute zu essen. *Lessing:* der rüstige Adler; *Wiedemann:* der geschwinde und hurtige Adler. *Less.:* die erflehte Gabe; *Wiedem.:* das Geschenk, welches ich durch mein Bitten erhalten habe. *Less.:* grossmüthig dumm; *Wiedem.:* auf eine grossmüthige Art dumm. — Das angehängte Verzeichniss der Redensarten ist auch nicht genau. Z. B.: *J'ai contribué à massacrer six voyageurs*, ich bin dabey gewesen wie sechs Reisende geplündert wurden. — Bloss dabey gewesen? Bloss geplündert?

Cch.

Berlin, b. Hayn: *Recueil de Pieces Dramatiques, à l'usage de la Jeunesse.* Premiere partie. 1805. VIII u. 164 S. 8. (12 Gr.) Kleine Kinder-Schauspiele, aus dem deutschen Original eines Hn. *Lossius* übersetzt, deren Erfindung dem Verf. nicht viele Schwierigkeiten gemacht haben kann. Die Übersetzung ist nicht rein; es waltet darin zwar kein merkbarer Fehler gegen die niedere Grammatik, aber desto mehr von dem, was *Voltaire le style refugié* zu nennen pflegte. Man kann freylich alles verstehen; ein wirklicher Franzose aus Frankreich aber würde manches ganz anders ausgedrückt haben. Z. B. S. 132: „*Mad. Noé: Toujours chez Dupuis! Je voudrois bien savoir ce que tu fais chez cette fille évaporée? Tu es le fils d'un écclésiastique, il ne convient pas que tu coures tant. Tu es aussi un bon Fréderic!*" Oder S. 138: „*Lui que je ne puis oublier, soit que je veille ou que je sommeille.*" Diess erinnert an den Irländer, der aus Liebe zu seinem Mädchen nicht schlafen konnte, weil er zu viel von ihr träumte.

Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 AUGUST 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Amsterdam u. Leipzig, b. Rohloff und Comp. *Die Leidenschaften.* Eine Reihe dramatischer Gemählde nach dem Englischen von *Joanna Baillie.* Von *Carl Friedrich Cramer.* I Theil. 418 S. II Th. 400 S. III Th. 656 S. 1806. 8. (5 Thlr.)

Wer bey Schauspielen psychologische und moralische Zwecke vor Augen hat, der ist immer in Gefahr, den höchsten Zweck, den freyen Genuss der Schönheit, zu verfehlen, weil hier der Geist oder vielmehr der blosse Verstand zu sehr mit Bemerken und Vergleichen beschäftigt ist, als dass er sich dem Eindrucke des Ganzen und seiner eigenen Lust daran völlig hingeben könnte. Diess gilt sowohl vom Vf. als vom Zuschauer. Vorliegende Schauspiele sind nach solchen Grundsätzen verfertigt, wie besonders aus der 115 S. langen Vorrede der Verfasserin zu ersehen ist. Wir finden hier die *Liebe*, den *Hass* und den *Ehrgeiz* in mehreren dramatischen Darstellungen psychologisch behandelt; der *Liebe* und dem *Hasse* sind jedem ein Trauerspiel und ein Lustspiel, dem *Ehrgeize* aber zwey Trauerspiele und ein Lustspiel gewidmet. Nicht das Wohlgefallen am Schönen, sondern ein pathologisches Interesse der Zuschauer hat der Verfasserin dabey vorzüglich zum Richtziel gedient; daher sind die Trauerspiele in den Hauptstellen in Verzerrungen und Grausamkeiten ausgeartet, und folgende Handlungen und Vorschriften darin befindlich: *Er zieht einen Dolch und sticht ihn in die Wand. Der Mörder wird mit blutbespritzten Händen und Kleidern hereingebracht; er rennt mit dem Kopf gegen die Mauer. Im Vordergrunde der Bühne schlägt man sich Mann vor Mann, der Hintergrund ist mit Verwundeten und Todten bedeckt; weiterhin verdunkeln Geschosse und ein Pfeilregen die Luft; die entferntere Schlacht ist in dicke Staubwolken verhüllt.* Eine Parthie schlägt die andere, diese wieder jene, und jene wieder diese zurück, und dergleichen mehr. Die Sprache ist solchen Zeichen und Gebehrden gemäss. So heisst es z. B.: Lass dich nicht solch Misstrauen *grillen!* Ha, mich deucht, du lächelst wieder; ganz versteh ich ihn, des *Greisens* Sinn. So *greint* der böse Feind. Auch die Lustspiele haben von solchen heftigen und sonderbaren Äusserungen etwas abbekommen, die der Übersetzer durch recht grelle Ausdrücke, statt sie zu mildern, noch mehr begünstigt. So spricht eine Gräfin: halt dein *naseweises* Maul. Von einem Gemählde heisst es: das ähnlichste Tableau! Wie *hingespien!* Der Erschrockene gebehrdet sich also, dass von ihm gesagt wird: *von seinem Stuhl auffahrend, und die Tasse fallen lassend;* und gleich darauf: *mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, und Alles herunter fegend.* Mit dergleichen gewaltsamen Mitteln ist es aber nicht gethan, wenn es, wie es doch der Vorsatz der Vfn. war, auf eine allmähliche, psychologische Entwickelung einer Leidenschaft ankommt. Am wenigsten ist es damit in den Trauerspielen gelungen. Die *Liebe* lernen wir hier nicht nach ihrer gradweisen Äusserung, nicht nach ihrer ganzen Tiefe, wie in Romeo und Julie, auch nicht an sinnlichen Zeichen, sondern mehr aus der Wirkung, aus dem Hintergrunde, nämlich dadurch kennen, dass ein General um seiner gefassten Zuneigung willen eine Schlacht versäumt. Diese Wirkung kann wohl den Verstand in Staunen setzen, und auf eine heftige Liebe schliessen lassen, aber nicht selbst in der gehörigen Verbindung vor den Sinnen und vor der Phantasie erscheinen, und ist daher völlig undramatisch. Eben so wird der *Hass* auch nicht entwickelt und in seinen Abstufungen dargestellt; sondern wir sehen nur, wie einer den anderen meidet und fliehet, und plötzlich, da er hört, dass dieser seine Schwester liebe, in die sinnloseste Wuth ausbricht, und gleich zum Morde schreitet. Der *Ehrgeiz* in den zwey Trauerspielen tritt mehr hervor, überhäuft sich aber bald mit so vielen Grausamkeiten, dass der Eindruck davon die Grenzen des Schönen bey weitem überschreitet. Man sieht, dass es der Verfasserin zur erhabenen und grossen Ansicht der Dinge und zur heroischen Darstellung an Tiefblick und Kraft fehlt, und dass sie diess durch äusseren Reiz und sinnliche Stärke, durch schmerzhafte Gebehrden und gewaltsam hervorgepresste Kraftausdrücke zu ersetzen sucht. Daher legt sie ihren Personen so oft eine gezierte Sprache in den Mund. Statt: was bildest du dir ein? — hören wir hier sagen: *was bildet denn dein Geist sich für Wahn?* Und um auszudrücken: wer wollte denn am hellen Morgen noch schlafen? lässt sie den Weckenden also sprechen:

He! du Faulpelz!
Wer wollte denn, ey! wenn aus feuchter Flut
Der Morgennebel steigend sich erhebt,
Die frühe Sonne durch die wolligen
Dunstwolken bricht, und wie ein launisch Kind,
Das weint zugleich und lacht, die Gegend hebt;
(Kein übles Bild, nur hier zur Unzeit angebracht)
Wenn Lerchen singen, Hähne krähen, froh
Der wackre Waidmann mit dem Hifthorn sich
Die Schulter gürtet, auf ins Feld zu ziehn,
Und aus dem Lager das Gewild zu treiben; —
Wer wollte denn, wem in den Adern Blut
Der Jugend rinnt, so lässig hingestreckt,

Ein todter Klotz daliegen, unbekümmert
Des Reichthums, den Natur ihm beut?

Solche Umschreibungen, die oft nur dienen, die Aufmerksamkeit vom Mangel des Wesentlichen abzuziehen, und des Dichters Blöfsen zu bedecken, sind zwar auch in unseren deutschen Dramen jetzt sehr an der Tagesordnung; doch können sie *diesen* Trauerspielen die fehlende tragische Würde auch nicht einmal zum Schein ersetzen, so dafs dieselben in jeder Hinsicht einer Übertragung ins Deutsche unwerth waren. — Aber nicht also verhält es sich mit den Lustspielen. Es findet sich hier viel Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen, und hie und da eine Charakterzeichnung, die das Komische sowohl in seiner eigenen Entwickelung als in der Zusammenstellung so natürlich und so untrüglich herbeyführt, dafs es der Beyhülfe des Witzes sehr gut entbehren konnte. Gehörig bearbeitet und für unsere Empfindungsweise verdeutscht, würden sie auch auf unseren Theatern vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlen. Dann müfste aber hie und da manches, das zu redselig ist, verkürzt, und manche brittische Kühnheit und Derbheit gegen das Übrige mehr geebnet werden. — Am meisten zu verwundern ist es, wie die Dichterin den *Hafs*, einen an sich so ernsthaften Gegenstand, hat ins Komische verwandeln können; aber darin offenbart sich das angeborne Talent, etwas leicht von der lächerlichen Seite aufzufassen. Wir sehen hier zwey ganz verschiedene, übrigens gut gesinnte Personen, die sich aus Hafs gegen einander bey einer Parlementswahl den Rang ablaufen wollen, und dadurch in mancherley Thorheiten und Lächerlichkeiten gerathen. Der eine freut sich, wenn er vom anderen etwas Ungünstiges oder Schlechtes hört, darüber so sehr, dafs er oft das Wichtigere darüber vergifst und anderen gern die Fehler vergiebt, die sie mit solchen Nachrichten zu verdecken suchen. Der einfältigste Bediente ist hier im Stande, seinem Herrn die ärgsten Dinge weifs zu machen. Und der Hafs des einen, der sich durch die vermeintliche Schuld des anderen zuletzt ins Gefängnifs gebracht sieht, geht endlich so weit, dafs er im Unglück über den schlechten Streich des anderen einen wahrhaften Sieg feyert. Triumphirend geht er im Gefängnifs auf und nieder, und freut sich, dafs der andere vor der Welt nun entlarvt werde. Er irrt darin aber so sehr, dafs er diesem sogar seine Rettung verdanken mufs, wobey das Betragen beider immer noch Gelegenheit zum Lachen giebt. Denn das Stück schliefst mit keiner rührenden Versöhnungsscene, sondern nur mit einer behutsamen Annäherung beider, und mit der Erkenntnifs ihrer lächerlichen Feindschaft.

Noch bleiben an diesen übersetzten Dramen mancherley Sonderbarkeiten zu bemerken. Die auffallendste ist die übertriebene Freyheit, Personen, die eben abgetreten sind, unmittelbar darauf an einem ganz anderen Orte und in einer solchen Situation erscheinen zu lassen, die einen bedeutenden Zwischenraum der Zeit voraussetzt. So erblicken wir einen Liebhaber, der eben mit den Worten abging: Sie werden mich alle noch rasend machen! gleich darauf an der Seite seiner Geliebten in einer zärtlichen Tändeley, und diese sagt unter anderen zu ihm: Ich hätte das ganze Muster hier schon fertig, wenn Sie nicht so lange über meinem Stuhl gehangen hätten. In einer anderen Scene verfügt sich ein Herr zur Ruhe und wünscht gute Nacht, und unmittelbar darauf, ohne allen Vorgang, sitzt er beym Frühstück, und man fragt ihn, wie er geschlafen habe. — Nicht minder merkwürdig sind die Jamben in den Trauerspielen, weil sie öfters nicht nur durch solche Wortstellungen erzwungen werden, als:

Da kommt der Umgang! Schliefsen
An ihn uns an wir!

sondern auch durch Trennungen und Zusammenziehungen folgender Art sich geltend zu machen suchen:

Er dacht ihr seine Wallfahrt zu verheim-
lichen . . . .
Lafs Er mich!
Und scher'r sich seiner Wege! Meinetwegen —

Dazu kommen noch manche andere Nachläfsigkeiten des Übersetzers, ja sogar völlig undeutsche Redensarten, z. B. Wenn in meinem Vermögen etwas ist, das Sie *stöfset*, ich will's alles wegschenken. Oder: Er kam mir anfangs als ein viel angenehmerer Mann vor, *wie ich ihn* doch am Ende *zu seyn finde*. — Ich schwöre Ihnen, und ich will's vor aller Welt *bekannt seyn*. — Ich schmeichle *mich*. — Ich hoffe nur, dafs Sie uns nicht so bald wieder verlassen werden, als Sie in Ihrem Briefe es uns *fürchten haben lassen*; u. dgl. Wenn der Übersetzer manches mit Vorsatz so gegeben hat, so möchte diefs wohl nicht nach Grundsätzen geschehen seyn, die in der deutschen Sprache sich so bald Eingang und Beyfall versprechen dürfen.

So wandert nun wieder ein Buch von 3 dicken Bänden in die Lesewelt, wovon kaum der dritte Theil empfehlenswerth ist. Ein paar gute Lustspiele herausgewählt, und mit Entfernung brittischer Derbheiten dichterisch und deutsch bearbeitet, würde einen mäfsigen Band recht angenehmer und geschmackvoller Lectüre gegeben, und die deutsche Bühne vielleicht mit einiger Unterhaltung mehr bereichert haben.

T. Z.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Niobe.* Eine Tragödie vom Vf. des Lacrimas. 1807. 53 S. 8. (16 gr.)

So hoch der Gegenstand dieses nach antiker Form gearbeiteten Trauerspiels gestellt ist, so erhaben die symbolische Ansicht, die durch das Ganze geht, und so umfassend und tief die mystisch philosophischen Deutungen sind, womit das Werk sich schliefst: so wird man gleichwohl von aller dieser Gröfse und Erhabenheit wenig getroffen, und garnicht durchdrungen oder ergriffen. Diese geringe Wirkung bey so viel Aufwand von Kraft erklärt sich wohl am natürlichsten eben aus der grofsen Anstrengung, die bis zur Überspannung geht; man fühlt gleichsam die Mühe, die der Autor anwendet, um seinen Gegenstand auf der ungewöhnlichen Höhe zu erhalten, und dieses macht jeden freudigen Genufs unmöglich. Über-

das Beſtreben, alles bedeutend und groſsartig erſcheinen zu laſſen, geht das ächt Poetiſche, das Lebendige, das zum Menſchen Sprechende, faſt gänzlich verloren, und der Geſamteindruck des Gedichts iſt mehr philoſophiſch-didaktiſcher, als dramatiſch-tragiſcher Natur. Am fühlbarſten iſt die faſt durchgängige Ungemüthlichkeit in der Hauptſcene der Kindertödtung; man kann ſagen, daſs hier an nicht wenigen Stellen der Natur und Wahrheit Hohn geſprochen wird, ſo verkünſtelt, geſucht und erzwungen ſind nicht ſelten die Gedanken oder der Ausdruck. Auch der vorhergehenden ſo wichtigen Scene, wo Niobe ihren Wahn, daſs ſie eine Göttin ſey, ausſpricht und die Thebanerinnen zur Verehrung ihrer Göttlichkeit bewegt, fehlt nicht wenig, um für dieſen auſserordentlichen Wahn und für dieſe gleich ſeltſame Bereitwilligkeit Glauben zu erwecken, und es iſt dem Dichter nicht gelungen, in der Niobe einen weiblichen Prometheus aufzuſtellen. — Auf die Sprache iſt, wie ſich erwarten läſst, die überſpannte Feyerlichkeit übergegangen; in manchen Verſen drängen ſich Bilder auf Bilder von der ungewöhnlichſten und geſuchteſten Art, und häufig liegen die einfachſten Gedanken unter einem Schwalle von Worttheorie wie erſchüttert, des peinlichen Zwanges nicht zu gedenken, mit dem ſich die Worte oft den griechiſchen Sylbenmaſsen fügen müſſen. Aus der Darlegung des Ganges und der weſentlichen Momente dieſer Tragödie wird ſich ergeben, ob dieſes Urtheil gegründet ſey oder nicht. — Die Scene iſt vor dem Tempel des Apollo und der Diana. Zuerſt tritt Pythia auf. Nachdem ſie in einem kurzen Monologe die höhere Weisheit geprieſen, welche dem Phöbus ſie nunmehr zu verdanken habe, und nach der Verſicherung, daſs ſie „ſchon die Zeit fühle, wo anderen Tempeln das neu entſprungene Licht zueilt," verkündigt ſie ihren Entſchluſs, „ſich ſchleunigſt zu Thebens Weibern zu begeben, um die vom Feſte des Dionyſos noch trunkenen von ihrem Unternehmen, wenn es möglich iſt, abzuwenden, bevor die Gottheit ſelbſt zu des Tempels Schutze nahet." Hierauf erſcheinen Niobe mit ihren 14 Kindern und die thebaniſchen Frauen. Dieſe ſingen das Lob der Niobe, der glückſeligen, mächtigen, kinderreichen Mutter; da heiſst es unter andern:

> Strahlend blühſt du hoch in der Flur auf des Dufts,
> Der dir von Goldhaar — blühenden Stämmen erwallt,
> Freud'voll im Schoſs dir wurzelnd, und ſendeſt dein Bild
> Neu in die ausſtrömenden Goldquellen hin u. ſ. w.

dann preiſen ſie den Bakchos, „des zweygeſchlecht'gen Wachsthum-Förderers,

> „der uns durchhaucht mit Zeugungsglut die Glieder ſüſs."

Eiferſüchtig auf dieſe Lobpreiſung, erinnert ſie Niobe, daſs dieſer Gott doch nicht vermöge, ſie vor dem Verluſte der Erzeugten zu ſchützen, und als die Frauen bemerken, ſie habe ihnen ja einſt ein unvergängliches Loos angekündigt, und nun Niobe zu verſtehen giebt, daſs ſie ſelbſt es ſey, welche Unvergänglichkeit ihnen zu geben vermöge, ſo faſſen ſie anfangs den Sinn ihrer Rede nicht, und fragen, ob ſie auf die Diana deute. Sie verneint es, und die thebaniſchen Jungfrauen, die inzwiſchen ſich hinzugeſellt, ſtimmen nun einen Preisgeſang auf dieſe Göttin an. Die Frauen, ihnen dieſen gleichſam verweiſend, erheben hierauf das Glück *ihres* Standes. Sie meinen aber, daſs Niobe dennoch die Diana im Sinne habe und zwar als die „Schützerin der Geburten:" Niobe läſst ſich in Offenbarungen vernehmen, und die Frauen, wie in Verzweiflung darüber, flehen ſie um Rath an in der Noth; und ſie erklärt nun ausdrücklich, nur bey ihr ſelbſt könnten ſie Hülfe finden, „wenn ſie die Gottheit, die ſie in ſich trage, ehren wollten." Jetzt tritt Pythia wieder auf, und warnet Niobe, ihrem Irrwahne nicht zu folgen, aber weder ſie, noch die bethörten Frauen, hören auf die Warnung. Niobe erklärt, ſie erkenne nur Eine Gottheit an, die Erde, die aus ſich ſelbſt alles hervorgebracht habe. Ihre eigene Göttlichkeit beurkundet ſie beſonders durch ihre Kinder

> Die zweymal ſieben, vormals Niobe genannt,
> Die mich erfreun, die ſind und bleiben ſtets ich ſelbſt.

und die Kinder bekennen nun rühmend, wie die Kraft der mächtigen Mutter in ihnen lebe. Unter anderen ſagen die Söhne:

> Auch im Ringplatz, wo ſchön glänzend des Leibes Flut
> Trunken ſich ſonnet und ſtill,
> Bis der Brandung nah'nd des Feindes, kühn ſie ſich bäumt,
> Spannt die entſprungene Kraft meine Bruſt.
> So an dem wonnigen Tag
> Schäumſt du in des Leib's Goldbecher, und bringſt
> Mir, bey der Nacht Gelispel, ſüſse Begier
> Zum Kuſs der Kypris.

Endlich nimmt Niobe, um ihr Recht göttlicher Verehrung ſichtbar zu bekräftigen, von dem Tempel, „der ſeit lange ihr gehört," Beſitz, ihre Kinder einladend, ihr zu folgen, und den Frauen gebietend, vor dem Säulengange zu verweilen. Jetzt erſcheinen Apoll und Phöbe; die Frauen erſchrecken über den Anblick, und fangen an in ihrem Glauben an Niobe zu wanken; ſie wollen jedoch abwarten, was ſich begeben werde; die Jungfrauen, die der Diana treu geblieben ſind, ſchauen dem ganzen Vorgange ruhig zu, überzeugt, daſs die Götter, was ſie auch thun, nur Gutes bewirken. Plötzlich werden ein Sohn und eine Tochter der Niobe von den Pfeilen getroffen. Das Wehgeſchrey der Kinder ruft die Mutter aus dem Tempel. Als ſie ſchon ſechs Kinder hat fallen ſehen, ſagt ſie:

> Es wogt, wie mit dem Klageton der Nachtigall,
> Der mir Verbliebnen ſeufzendes Mittrauern her;
> Ihr ſchmerzgebeugtes Wandeln lockt mir Thränen ab,
> Und dennoch macht es ſelig mich im Innerſten,
> Wie ſüſs ſie da ſtehn, und wie jeder Augenkreis
> Durch all' die Trauerwolken funkelt her nach mir.
> O welcher der Olympiſchen hat ſolch' ein Gut?
> So reich iſt keiner, keiner gleich der Niobe!
> Verloren hab' ich mehr ſchon, wie ſie all' zuſamt,
> Beſitzen thu' ich mehr noch, wie ſie all' zuſamt u. ſ. w.

Erſt nachdem ſie noch vier Kinder verloren hat, da ruft ſie die Erde um Hülfe an, und gleich darauf tröſtet ſie die noch Lebenden alſo:

> O meine Sproſſen *bleibet ruhig, weinet nicht*,
> Verharret ſtill, hemmt eure Thränen, denn ihr wiſst,

Ich laſſe ſie in euren Augen nicht; ich bin
Schon jetzt bedacht, ſie euch zu trocknen, *und gewiſs*
Erſetz ich, kann ichs, was ihr ſo beweinet, euch.
O habt Geduld nur, alles bring' ich wieder ein∫t.

Als Niobe endlich auch das letzte Kind verloren, erfolgt die Verwandlung in einen Felſen. Nach einigen Betrachtungen der beiden Halbchöre tritt Leto auf, und zu ihrer Jugendfreundin, der Verſteinten, von der es heiſst:

Sie blickt mit ruh'ger Wehmuth nach den Leibern hin,
Noch grablos liegend, wie ſie hingeſtreckt der Pfeil.

ſagt ſie: die Fülle der irdiſchen Geburten habe ihren Sinn befangen, und ſie zu dem „Beſchluſſe verleitet, das endlos in dem Erdenreiche machen zu wollen, was entbunden nur aus ihm, wahrhaft unendlich iſt." Sie aber (Leto) habe ihren Blick zu Uranos gewandt; vom Kronion, um ihren Durſt zu löſchen, in ſein hehres Bette aufgenommen, und von ihm mit eines Doppelfunkens ſtillem Keim befruchtet, habe ſich ihr der Blick erſchloſſen auf das, was ihr im *Innern* lebend ward, und nicht bloſs die Auſsenglieder ſeyen ihr erzittert. Endlich nach langen Nöthen blühten aus vor ihrem Blicke zwey Blumen, die ſie ſtets mit neuer Wonne betrachtet

Sie leuchten beide, doch die eine ruhet noch
Im Arm der Nacht, und nacht-umhülltes Leben nur
Erwecket ſie, ſowohl im Saamen, welcher in
Der Scholle liegt, ſo daſs er keimend gähret auf,
Als in der Frau; die Nahrung reifend für den Sproſs
Und Hülf ihr leiſtend bey dem Kreiſsen der Geburt.
Auf ſie haſt du, verkennend was ſie dir auch lieh,
Geſchmäht, wie auf die andre, die in Flammen ſteht
Und Licht zugleich; mit jenen ſengend ab den Tod,
Und dieſes aus der Aſche ſaugend hin nach ſich.
Denn wechſelnd gährt der Erde aus, der Helioſquell
Und tritt belebend wieder in ihr ſtarres Nichts u. ſ. w.

Nach dieſer Art von Parentation geht Leto ab, und es erſcheint zum Beſchluſs Pallas, die auch eine und zwar noch höhere Offenbarungsrede an die Niobe richtet: Von mir, ſpricht ſie,

Stammt alles Leben, das im todten Stoff ſich regt;
Auch jenes, was mit Wonne hat dein Herz berührt —
Geboren werden, wachſen und gebären iſt
Nur mir, der Ungebornen, Ungewachſnen, Nicht-
gebärenden, in immer ſchönerem Lichte nah'n,
Bis zu dem Einzug in den Schooſs, der eins mit mir u. ſ. w.

H. D. F.

Gotha, b. Steudel und Keil: *Ephemeron für Lectüre und Theater.* Von *Heinrich Bertuch.* Erſte Lieferung. 1807. 343 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Kunſtproducte, die in ſich kein Leben und Daſeyn haben, ſind auch nicht der Vergänglichkeit fähig; was nicht iſt, kann nicht aufhören zu ſeyn. Daher iſt für dieſes Buch ſelbſt der beſcheidene Titel: *Ephemeron* eine Anmaſsung, weil er auf irgend eine Dauer Anſpruch macht, die demſelben, ohne Leben, auf keine Weiſe zukommt. Nur inſofern es auf dem Papier exiſtirt, muſs es hier erwähnt werden. Es liefert ein Zauberſpiel, eine Poſſe, vertraute Briefe und Rhapſodien, d. h. kleine Poeſien. Im erſten ſehen wir Zigeuner, die bloſs ſchlafen und tanzen, und eine Menge Verwandlungen, Schlangen, Drachen, brennende Inſchriften, gedeckte Tiſche u. ſ. w., die, ganz proſaiſch, zu weiter nichts dienen, als einen Böſewicht zum Geſtändniſs zu bringen. Es hat wunderbar ſeyn ſollen, und iſt wunderlich geworden. Sein Ideal, das Donauweibchen, läſst es weit hinter ſich zurück. — Die Poſſe aber thut wirklich einige Athemzüge, wodurch ſie manchen mit Leben und Geſundheit täuſchen kann. Es ſind einige Scenen aus der gemeinſten Wirklichkeit, die einen Pächter mit ſeinen zwey Söhnen, wie ſie in einem Wirthshauſe ihre Streiche ſpielen, wahrhaft und wirklich zur Schau ſtellen. Aber es iſt bey weitem zu flach und armſelig, um eine *Poſſe* heiſsen zu können, welcher Titel überhaupt viel anmaſsender iſt, als man obenhin zu glauben pflegt, denn er verſpricht geradezu die Spitze des Komiſchen, das Kühnſte, das Gewagteſte in dieſer Gattung, und will die Ausſchweifung eines Genie's ſeyn, die mit der vollen Kraft des göttlichen Übermuths uns in eine idealiſirte Welt von Lächerlichkeiten verſetzt, welche Erwartung eine Poſſe nur ſelten befriedigt. — Von den vertrauten Briefen und von den Poeſien iſt vollends gar nichts zu ſagen.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Glogau,* b. Günter: *Moderomane,* oder *komiſche und abentheuerliche Erzählungen.* Von *Ernſt Nachersberg.* 1804. 252 S. 8. (16 gr.) Einige bedenkliche, dabey auch neue und unerhört witzige Aeuſserungen über Recenſionen und Recenſenten, die Schreiber dieſes in dem angezeigten Buche zu leſen das Entſetzen hatte, haben ihn vermocht, ſich alles Urtheils über daſſelbe zu enthalten, und nur den komiſchen und abentheuerlichen Vf. ein paar Zeilen aus ſeinen Erzählungen vorlegen zu laſſen. „Die, welche auf der Streu ſchliefen, heiſst es S. 115, wurden von dem unbeſchreiblichen Lärm und häufigen Fuſstritten geweckt. Wüthend packten ſie die, von welchen ſie unſanft aus dem Schlafe getreten wurden, bey den Beinen an, riſſen ſie nieder, und gaben ihnen durch derbe Fauſtſchläge ihr Wohlwollen zu erkennen. Natürlich *erwiderten* dieſe eine ſo gütige Behandlung beſtmöglichſt, und ſchrieen dabey immer fort: „O, Jemine! der Teufel!" „Ich will dir den Teufel geſegnen, du Schlingel!" erhielten ſie von ihren Gegnern zur Antwort, und obendrein noch eine verſtärkte Doſis wohlapplicirter Puffe. Und ſo vereinigte ſich endlich alles zu einem Haupttreffen. Wüthende Schläge knallten. Man entriſs den Schemeln ihre Beine, um ſich nachdrücklicher verſtändigen zu können." Möchte es doch dem Vf. gefallen, den Beklemmungen ſeiner Laune und ſeines Witzes noch oft auf dieſe Weiſe Luft zu machen, und die ſchmachtende Leſewelt recht bald mit einem neuen Bändchen ſolcher komiſchen und abentheuerlichen Erzählungen zu erquicken!

Slg.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlſtab: *Der Eidſchwur.* Von *Gottlieb Bertrand,* Vf. des Mazarino. II Theile. 1804. 291 u. 350 S. 8. (2 Thlr.) Das Helldunkel, in welchem die Begebenheiten dieſes Romans fortgehen, iſt dem Auge des Leſers nicht unbehaglich. Er ahndet den Ausgang zwar, aber wie und wo ſich die verſchiedenen zuſammengeleiteten Bäche und Ströme vereinigen werden, das ſiehet er nicht. Am angenehmſten iſt der Vf. und gleichſam in ſeinem Elemente, wenn der Gang der Handlung etwas lebhaft wird. Weniger gelingt ihm die Darſtellung des Weichen, Sanften, Zärtlichen. Auf Sprache und Ausdruck hätte der Vf. mehr Fleiſs verwenden ſollen; beides iſt nicht ſelten gemein, und erhebt ſich nicht genug zu der Welt, in der das Stück ſpielt. Indeſſen alles abgerechnet gehört dieſer Roman immer noch zu den beſſeren, und wird Leſer finden, wie er ſie verdient.

Am.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Amsterdam, b. Rohloff und Comp.: *Individualitäten von Carl Friedrich Cramer und seinen Freunden.* 1806. *Erstes Heft.* 176 S. *Zweytes Heft.* 224 S. *Drittes Heft.* 260 S. 8. (2 Thlr.)

Herr *Cramer* hat, so lange es ihm möglich war, dafür gesorgt, dass wenigstens die Norddeutschen — ob er je in Süddeutschland gelesen worden, bezweifeln wir — mit seiner Individualität bekannt würden. Wir wissen alle, dass mit ihm ohne List und Gefährde zu handeln ist. Er entblösst immer mehr von sich, als wir zu sehen begehren. Auch seinen, sich stets gleich bleibenden *Klopstock*, der ihn, wie wir hier erfahren, gar für einen Religionsverächter und heimlichen Feind seines *Messias* hielt, hat er längst bey lebendigem Leibe secirt. Schon wollte Niemand mehr etwas von ihm in Verlag nehmen, als ihn, „tief *penseroso*, in seinem Lehnstuhle sitzend, über die Zukunft sinnend, und das Wasser, wie Hagar, in der Wüste darin" ein Brief von unbekannter Hand aus Amsterdam überrascht. Ihn hat *Wilibald*, ein Dortmunder, geschrieben, der, zur Errichtung eines Kunst- und Industrie-Comptoirs in Amsterdam, *Cramer's* Hülfe braucht, welcher ihn „mit seinen rhapsodischen, kühnen, aber alles Edle und Schöne mit der innigsten Wärme umfassenden Schriften," unter allen Autoren am meisten interessirt. *Cramer* auf, und nach Amsterdam. Waser Gestalt er dort zur Aufklärung der Holländer schreitet; sie zur Aufnahme des Hexameters und Verwerfung des „liederlichen" Alexandriners vergeblich zu verführen trachtet; um eine Signora Pucitta in unendlichen Verdruss und Lebensgefahr geräth; nach Paris zurückkehrt, und ausfindet, dass der böse Mirabeau mit dem Vornamen *Gabriel*, zu deutsch: *Starkgott* geheissen; dass der Vorname der Duchastelet *Gabriele* (Starkgöttin, *mirabile dictu*) gewesen: diess alles, und eine Wolke von ähnlichen Abenteuern und Ausbrütungen, muss man in den *Individualitäten* selbst suchen, oder gar nicht wissen wollen. Sein Leben ist das eines irrenden Ritters; er kämpft beständig mit Windmühlen und Schatten. Es ist ihm um den Kampf, nicht um den Sieg zu thun. Dem Publicum ist er aus guten Ursachen herzlich gram; er nennt es nur das *Ungeheuer*. Mit *Schillern* bindet er ein Paarmal an; aber er bricht ihm nichts. Mit einem Hn. *Stöber*, der, wie *Cramer*, die *Tempelherrn* von *Raynouard* zu übersetzen gesucht hat, geht er sehr glimpflich um. Auch verdeutscht er die Schauspiele der *Baillie*, von ihm *Frau Shakspear* genannt. Von seiner Popularität hat er windschiefe Begriffe. Er lässt von sich durch Jemand anders, aber in seinem eigenen Styl, sagen: „Mir ist *Cramers* grosse Liebe zur Klarheit. und sein Respect gegen *Ungelehrte*, *Weiber* und *Säuglinge* bekannt. *Um richtig zu denken*, sagt er, *fein zu empfinden*, kurz *aufgeklärt zu seyn*, braucht man eben nicht eilf Sprachen, nicht einmal Lateinisch und Griechisch, zu verstehen; es ist bisweilen an einer genug. Auf *manches deutschen Mädchens*, das Französisch nicht einmal weiss, und *manches Kaufmannes* Verstehen, giebt er mehr, als auf aller Professoren in seinem Vaterlande ihrs; da ihm ganze deutsche Universitäten bekannt, auf denen kein *Pater conscriptus*, Nationalschätze, wie *Er's* Oden, noch las." — Wie schlau dieses aller Regel Trotzbietende *Er's!* Die Professoren sollen es nicht einmal erfahren, wie der Mann geheissen, dessen Oden sie nicht gelesen haben. Wir wollen ihnen den Gefallen auch nicht thun. Sie mögen in ihrer Ignoranz bleiben. Die deutschen Mädchen sollen mit Fingern auf sie weisen.

Schliesslich ist anzuzeigen, dass man die *drey* Hefte *Individualitäten* auch unter dem Titel: *Menschliches Leben, zwey und zwanzigstes Stück*, erhalten kann. Kauft, deutsche Mädchen! Kauft, Kaufleute!

Cht.

Winterthur, b. Steiner: *Erzählungen des Greisen am Kamine.* Von *Leonard Meister.* 1805. VI u. 182 S. 8. (18 Gr.)

Diese Erzählungen, neun an der Zahl, sind erdichtet. In allen herrscht ein ernster Ton. Wenigstens ist keine derselben zum Lachen und zur eigentlichen Belustigung gemacht, obwohl da und dort Witz und Laune hervorsticht, wodurch manches Lesers zufällig gerunzelte Stirn entfaltet werden kann. Liebeshändel gaben den Grundstoff zu allen, die letzte ausgenommen, welche ganz politisch ist, und ohne Verwickelung einen *Bettler* (nicht im ganz eigentlichen Sinne des Wortes) einführt, der über das Glück, die Würde und den bedenklichen Einfluss der Unbegüterten, unter witzigen und gelehrten Anspielungen, auf solche Weise räsonnirt, dass man in der ganzen Erzählung eine eigene, durch besondere Umstände der neusten Zeiten herbeygeführte Tendenz zu suchen hat. Mit dieser Vermuthung stimmt das, was, der Vorrede zu Folge, diese Erzählungen veranlasst hat. Nämlich wie der Decamerone des Boccaz (so germanisirt der Vf. den Namen Boccaccio,) aus Erzählungen entstan-

den ist, mit denen sich einige Florenzer in der Einsamkeit auf dem Lande, wohin sie sich wegen der in der Stadt würhenden Pestseuche geflüchtet hatten, unterhielten: so entstunden die des Vfs. während des durchgängig verbreiteten Revolutionsfiebers. Um nichts mehr von Aristokraten und Demokraten, und den traurigen Symptomen ihres Wechselfiebers zu sehen, um nicht von der Seuche auch selbst ergriffen zu werden, rettete er sich in sein abgelegenes Bergthal. Da schrieb er seine Erzahlungen. Übrigens gesteht er, dass zwischen den seinigen und denen des Boccaccio „beynahe nicht die geringste Vergleichung Statt habe". Aber da der Titel etwas zweydeutig ist, so könnte man, nach jener Vergleichung, glauben, ein Greis erzähle diese Mährchen einer mit ihm am Kamine versammelten Gesellschaft, wie die hundert Mährchen des Boccaccio zehn Personen in den Mund gelegt werden. Der Greis (man sieht nicht, warum gerade ein Greis, ein Mann, der die Liebe nur noch gleichsam symbolisch kennt,) erzählt nicht mündlich, sondern er schreibt seine Erzählungen am Kamine, und übergiebt sie der Welt. Doch von dieser Nebensache zum Wesentlichen zurück. Die Erzählungen sind nicht ohne Verdienst; zwar nicht durchaus originell, aber doch unterhaltend, und besonders durch Witz und lebhafte Kürze des Vortrags angenehm. Eine ausführliche Darlegung und Beurtheilung gestattet unser Plan nicht. An sich aber liessen sich manche Unwahrscheinlichkeiten in Anspruch nehmen, manche zu poetische und einige zu tief herabsinkende Stellen mit einer Kritik begleiten, so wie auch manche verwerfliche, wenigstens von dem Hochdeutschen abweichende, Wortfügungen u. Redensarten. Nur dieses sey uns erlaubt zu rügen, dass so häufig in den einzelnen Sätzen von der durch unsere classischen Prosaisten bestimmten, und offenbar natürlichen Ordnung der Wörter abgewichen wird. Z. B. S. 23: *Warum nicht unter sein Dach willst du eingehen?* — S. 26: *Zu späte kömmt der Vorschlag; bereits mein ganzes Herz besitzt Rosine.* S. 94: *Ein böses Maul hat die Wirthin; sagen wird sie, wo der Baum fällt, da liegt er.* S. 126: *Vorwerfen mag man mir jedes Verbrechen, aber auch Treulosigkeit!* Nothwendig musste hier *jedes Verbrechen* den Anfang machen. Vor anderen gefiel dem Rec. die Erzählung mit der Überschrift: *Der moderne irrende Ritter.* Schöne und artige Stellen finden sich in jeder. In der, *die moderne Hetäre* betitelt, will Windbold nicht für den Vater eines noch ungebornen Kindes gelten: „er zittert bey dem Gedanken, wie fürchterlich gewisse Recensenten, besonders seine Gattin und ihre Anverwandten, über den Autor herfallen werden; wofern das Werk nicht anonym, sondern unter Windbolds Namen ans Licht treten sollte." Neu ist die Allegorie nicht: ähnlich ist die Grabschrift, die *Rousseau* sich machte; noch ähnlicher Stellen in anderen witzigen Schriften: aber die Allegorie ist doch gut durchgeführt. Zu einem moralisch guten Zwecke wird das Ende dieser Erzählung geleitet. Eine rührende Scene findet sich S. 125, wo die durch Lüge und Verläumdung gekränkte Unschuld sich sehr natürlich äussert. Es ist also für den Geschmack verschiedener Leser gesorgt. Der Druck mit scharfen lateinischen Lettern, und das feine Schreibpapier ist für gute Augen einladend.

W. Amb.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Beyträge zur Anstands- und Sittenlehre in einer kritisch-philosophischen Bearbeitung der Chesterfieldischen Erziehungsmaximen*, zunächst für die studirende Jugend meines Vaterlandes. 1805. IX u. 236 S. 8. (16 Gr.)

Der unter der Vorrede sich nennende Bearbeiter, Hr. „*Ildephons Schatt*, weiland Bened. in Banz, dermalen Professor am bayrisch-fränkischen General-Schullehrer-Seminar," fasste einen sehr guten Gedanken, Chesterfield's Lehren und Ermahnungen durch Zusätze zu verbessern, und in eine Art von System zu bringen. Denn die Briefe des Lords wurden bisher noch immer gelesen, und besonders jungen Leuten vom Stande empfohlen. Hr. *Schatt* hat hier zu seiner Absicht einen Auszug aus denselben in einer „kritischen Übersetzung," wie er sich ausdrückt, bearbeitet. Das Original hat den Titel: *Lord Chesterfield's Maxims or a new Plan of Education, on the Principles of Virtue and Politeness, in which the exceptionable Parts of that noble Lords Letters to his Son are carefully rejected; and such only are preserved, as cannot fail to form the Man of Honnour, the Man of Virtue, and the accomplished Gentleman. London etc.* 1777. Diesen englischen Auszug hat Hr. *Schatt* etwas besser geordnet und zweckmässig abgekürzt. Es haben schon andere Deutsche auf ähnliche Weise Chesterfield's Briefe benutzt: aber Hn. *Schatt's* Arbeit unterscheidet sich doch hinlänglich, und kann von eigenem Nutzen seyn. Ausser dem, was wir schon angedeutet haben, lässt er, wie er sich selbst in der Vorrede erklärt, den Lord das sagen, was er wirklich gesagt hat weil irrige, von der reinen und ächten Sittenlehre abweichende Meinungen studirenden Jünglingen nicht geheim gehalten werden können, aber auch ohne Kritik nicht mitgetheilt werden dürfen. Es sollen also die hin und wieder beygefügten kurzen Noten, und besonders die, verschiedenen Kapiteln angehängten Zusätze, statt nach Chesterfield's Maximen die Aussenseite der jungen Leute abzuglätten, vielmehr Verstand und Herz derselben veredeln. Die Maximen des berühmten Engländers lassen wir hier, als allgemein bekannt, bey Seite, und zeigen nur kurz die Zusätze an. Hr. *Schatt* hat sie theils selbst ausgearbeitet, theils aus bewährten Schriften gezogen. — Eine *politisch gute Gesellschaft* bestimmt Chesterfield mehr verneinend und relativ. Hr. *Schatt* setzt also nach vorläufigen Untersuchungen, wie und was sich von dieser Seite bestimmen lässt, eine kategorische und absolute Aussage hinzu: *jeder Mensch von jedem Stande: Verdienst* u. s. w. *sey als ein Wesen, das seine moralische Natur achtet, Mitglied einer moralischen Gesellschaft.* Aber, wenn hier ein kurzes unausgeführtes Urtheil Statt findet, so scheint durch

verwechselte Bedeutung des Wortes *Gesellschaft* der Standpunct der Frage geändert, und nicht sowohl etwas berichtiget, als etwas eigenes gesagt, das eigentlich zum Zwecke nicht dient. — In dem zweyten Zusatz wird gegen den Eudämonismus der Chesterfieldischen Moral gesprochen, und das absolute und reine Sittengesetz empfohlen. — Hierauf etwas über den *Tanz*, welchen Hr. *Schatt*, ohne tief einzugehen, für moralisch unschädlich erklärt. — *Wohlgezogenheit im sittlichen Verstande* dünkt uns ein obwohl guter, doch entbehrlicher Zusatz zu seyn, weil darin zu allgemein moralisirt und meistens das gesagt wird, was schon anderwärts vorkommt. — Die Unsitte des *Lügens* wird hauptsächlich durch Darlegung der Pflichten gegen andere bestritten. Aber sollten nicht eben so reine, übrigens aber wirksamere Motive daraus hergeleitet werden, dass der Mensch durch Lügen seinen Verstand, mithin einen Theil seines Wesens und seiner Würde, verleugnet; und dass das Bewusstseyn eines vorsätzlichen Widerspruchs mit sich selbst bey einem nicht ganz abgestumpften Gefühl, peinliche Empfindungen, zu denen der Mensch nicht bestimmt ist, verursachen muss. — S. 139 folgt die Bemerkung von Chesterfield: „Rath gefällt selten, am wenigsten dem, der desselben am meisten bedarf." Zur Bestätigung derselben erzählt Hr. *S.* eine Geschichte, die nicht viel Interesse erweckt, von einem jungen Menschen, der auf Schulen anfänglich gute Hoffnung machte, aber bald, mit Vernachlässigung seiner Studien, Romane zu lesen anfing, am Ende Soldat wurde, und seine Thorheit bereute. Diese Erzählung könnte zur Bestätigung vieler anderen Sprüche mit gleichem Rechte angewendet werden. Hieher wird sie gezogen, weil der junge N. den *Rath* seiner Lehrer und Freunde verschmähet habe. — Dann etwas über den *Geschmack*, dessen Wesen, als entgegengesetzt einer deutlichen und räsonnirten Beurtheilung, Hr. *Schatt* gar nicht anerkennen will. — Bey dem Artikel *Freyheit* wird gründlich und mit Wärme gegen den Sklavenhandel der Engländer gesprochen; — bey *Religion* besonders gegen Intoleranz und Druck der Hierarchie. — Hierauf von der *Tugend* und dem Bewegungsgrunde sie zu üben, welcher in ihr selbst, nicht in den Willen der Gottheit liege. — Der letzte Zusatz *von der Ungültigkeit erzwungener Versprechen* ist kurz. Es wird da besonders in Beziehung auf solche Versprechen, die durch die Gewalt des Stärkeren erzwungene Nothlüge in Schutz genommen. Dadurch widerspricht sich der Vf., welcher sie S. 134, ob wohl nicht unter diesem Namen, durchaus, und mit Recht, verwarf.

Albut.

Halleln, b. Laurent: *Der Halleiner Bothe: Erstes Bändchen* (in vier Heften.) 1805. u. 1806. 414 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Hauptzweck dieser Zeitschrift soll seyn, Bekanntmachung alles Nützlichen, Angenehmen und Wissenswerthen, besonders im Umfange des Herzogthums Salzburg. Diess letztere *besonders* ist aber nicht hinlänglich in Obacht genommen worden, und dieser Bothe trägt unter anderen auch mehrere Gellertsche Fabeln. Die kurze Erzählung der Hauptschicksale des Fürstenthums Eichstädt, so wie die historisch-geographisch-statistischen Nachrichten über das Fürstenthum Berchtesgaden, lassen sich angenehm lesen. Vom Dürrenberge, dem berühmten Salzberge bey Hallein, erhalten wir folgende Nachrichten. Er hat in der Länge 850 Bergklaftern, oder 6941 Werkschuh, in der Breite 400 und in der senkrechten Tiefe 222 Bergklaftern. Er hat 17 Eingänge, worunter 8 Hauptstollen. Sinkwerke, (Wehren, Sulzenstücke oder Salzstuben) zählt man 34, worunter der grösste, der Staber genannt, wenn es angefüllt ist, 700,000 Eymer Wasser hält. Alle Jahre werden im Durchschnitte gegen 1,500,000 Eymer Sulze, oder mit Salz gesättigtes Wasser, in die vier Pfannhäuser nach Hallein in Röhren geleitet, wovon gegen 300,000 Centner Salz gesotten werden. Das Salz hat mehrere Farben, als roth, weiss, blau, gelb, grau auch etwas grün. In diesem Bergwerke arbeiten täglich gegen 300 Menschen, meistens Bauern aus der Nähe, doch jeder nicht länger als vier Stunden, die Menge des Brennholzes, das unter den sehr grosen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkschuhe lang und breit ist, und mehr als 200 Centner Sole enthält, verbrannt wird, beläuft sich jährlich auf mehr als 32,000 Klaftern. Sehenswerth ist die vorm Holzrechen-Thor angebrachte Sägemaschine, mit welcher sowohl die zur Bekleidung der kegelförmigen Salztonnen erforderlichen Stäbe, als die runden Bodenstücke verfertiget werden. Der grosse Holzrechen an der Salza, zum Auffangen des Flösholzes, kostet über 200,000 Gulden. — Statt *Charraden* und *Chyrurgen* schreibt man besser *Charaden* und *Chirurgen*.

Js.

Ohne Druckort: *Glossen über einige Gegenden und Städte des nördlichen Deutschlandes.* 1806. 164 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein leichtes Product, voll guter Laune, mit üppigem Gernwitz und kargem Unterricht verschwistert. Der Vf. gab sich in der hannöverischen Stadt Winsen für einen *Literator* aus; der wachthabende Unterofficier verstand *Visitator*. Da mochten beide wohl Unrecht haben. Die Reise des Glossirers geht, wahrscheinlich aus einer kleinen sächsischen Landstadt, über Potsdam, dessen Leere er nicht übel beschreibt, und durch verdriessliche Nürnberger, trostlose Frankfurther, rebellische Bassen, *in effigie* gefangene Irländer, auszufüllen räth, nach Berlin. Fast alles, was er hier anzumerken findet, schränkt sich auf ein galantes Zusammentreffen mit einigen überjährigen Lustdamen, die er selbst „alte Scharliteln" nennt, ein. So geht es, über Perleberg und Lenzen, durchs Meklenburgische, wo die treffliche Bewirthung im Posthause zu Lübtheene gepriesen wird! Rec. hat ganz das Gegentheil gefunden. In Hamburg sind ihm die menschenwogende Börse, der von dem Rathhause liegende

schwere Vogel, und die vielen Trinkgelder anstöfsig. Dagegen befriedigt ihn der Glanz der Börsenhalle, und „der überschwengliche Reichthum lachender, schnellkräftiger Fülle, und die junonische Busenform der Hamburgerinnen jedes Standes und Alters." Er bedauert die armen Sachsinnen über die Kargheit der *alma mater* in dieser Rücksicht. In Lübeck interessirt ihn der Mohr im Isleiberschen Gasthofe am meisten. In Travemünde versucht er das Wasser der Ostsee, und findet den Anblick des eingeschlossenen Meers unter seiner Erwartung. Von da geht es, über Lüneburg und Braunschweig, nach Leipzig, und endlich „nach dem armen, aber theuern Altare der Hausgötter" zurück. Ein galantes Abenteuer mit einer Harfenistin endiget ziemlich ungalant. Zuletzt vergleicht der Vf. das schmucke Leipzig einem geadelten Wechsler, das rufsige Hamburg der Esse des Goldmachers, Lübeck einer wohlbeleibten Kramerin, Braunschweig und Lüneburg einem polnischen Judenpaare. Er mag wohl *Thümmels Reisen ins südliche Frankreich* fleisig gelesen haben; hat aber Glätte und Seichtigkeit, Schalkheit und Schalwitz verwechselt.

Cht.

Berlin, im Taubstummeninstitute: *Mythologische Vorlesungen für Damen.* Herausgegeben von *Ernst Adolph Eschke.* 1806. XX u. 186 S. 8. (20 Gr.)

Dieses Büchlein legt einen Beweis ab, wie weit selbst ein verdienstvoller Mann sich verirren kann, wenn er sich in eine Sphäre hineinbegiebt, der er nicht gewachsen ist. Nach S. 17—21, wo der Vf. unsere bisherigen Mythologien und ihre Mängel würdiget, wird man berechtigt, einen vollständigen Abrifs der alten, griechischen und römischen Mythologie zu erwarten; allein die vier Vorlesungen enthalten nur einzelnes aus der alten mythischen Heroëngeschichte. Von den Hauptgöttern des Olymps, der Meere, der Unterwelt, von den Gottheiten und Genien der Gewässer, Stürme, Berge und Wälder u. f. w. kömmt nur gelegentlich etwas vor, ohne Kritik, nach blofser Laune aus den verschiedensten Zeitaltern zusammengerafft. So werden S. 70 Apollo und Helios verwechselt, S. 87 Hades und Tartaros; so werden in der Geschichte des Odysseus und seiner Söhne S. 152—154 die Erzählungen eines Homer mit denen eines Hyginus ohne weiteres zusammen gethan. Neue Ansichten hat Rec. weder gesucht noch gefunden. Der Vf. hat, so viel ihm gut deuchte, aus dem *Benjamin Hederich* genommen; anderes *wörtlich* aus der Rec. der *Myth. Briefe* abgeschrieben, (man vrgl. p. 36. 52. 82. 89. mit gedachter Rec. J. A. L. Z. May 1804); überhaupt fremde Reflexionen unter die seinigen gemischt, die denn oft gar wunderlich gegen den Styl des Vfs. abstechen; besonders, da der Vf. nie seine Vorgänger nennt, also kein äusserer Fingerzeig da ist, wann er seine eigene Rolle mit der eines Fremden vertauscht. Der Sonderbarkeit wegen stehe hier Folgendes aus S. 88: „Tantalus soll beynahe vor Durst umgekommen seyn, ob er gleich bis an das Kinn im Wasser gewesen ist. Man darf nur den Namen verändern, und jeder reiche Filz ist dieser Tantalus. Er sitzt mit aufgesperrtem Maule über seinem Golde, und untersteht sich *eben so wenig* es anzurühren, *als einen Kirchenraub zu begehen.*" Wem fällt hier nicht Horazens *erste Satyre* ein, v. 68? Aber, wie hat Hr. *Eschke* den armen Horaz interpretirt? — Die Sprache des Vfs. wird läppisch, wo sie naiv, burlesk, wo sie witzig seyn will; nur wenige Stellen sind, die wir launig nennen würden, wenn sie nicht mit handgreiflichen Plattheiten untermischt wären. Des Vfs. Absicht scheint gewesen zu seyn, Blumauer's und Demoustier's Manier in Eins zu verschmelzen, und diefs ist ihm verunglückt. Perseus wird mit *Rinaldo Rinaldini* zusammengepaart; *Menelaos* und *Helena* mit *Meinau und Eulalia*, und selbst der *dumme Peter* wird mit in die Vergleichung hineingezogen. Bey dem Eye der Leda S. 74. fallen dem Vf. Oster-Eyer und Eyerkuchen ein; bey dem Haupte der Medusa S. 35. *Gall's Schädellehre.* S. 32: „Polydektes und Diktys liefsen den jungen Perseus im Tempel der Minerva vortrefflich erziehen und unterrichten; doch kann ich nicht bestimmen, ob es nach *Olivier's* und *Pestalozzi's* subjectiven neuen Unterrichtsmanieren geschah." Soll diefs Satyre oder Spafs seyn? Aber wie haben die „liebenswürdigen Zuhörerinnen" die unermesslich lange und abgeschmackte Rede der Minerva an den Paris, ruhig aushören können? S. 67: Wenn du mir den Preis der Schönheit zuerkennest, so will ich dich nicht blofs zu einem Musensohn, sondern zu einem wahren Musenfresser machen. — — Deine Werke wird die Welt nach Jahrtausenden noch lesen und bewundern: sie sollen nicht blofs in der *allgem. deutsch. Bibliothek*, sondern auch in allen *Allg. Lit. Zeitungen*, nicht blofs im *Freymüthigen* und in der *Abendzeitung*, sondern auch in der *Zeit. für die eleg. Welt*, und in der *Aurora* bis in den Himmel erhoben werden. *Göthe* und *Wieland*, *Fichte* und *Nicolai*, *Schlegel* und *Kotzebue* sollen dich vergöttern etc. etc. etc. — — Merkwürdig sind die Anfangsworte der Dedication an Dem. M. in Berlin: „Ja, ja! *sträuben Sie* sich, wie Sie wollen — diefs Buch wird Ihnen *doch* dedicirt!" — Das arme Mädchen! Sie hätte das böse Buch so gerne von sich gewiesen!

D. A. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Contes Moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des écoles.* Par *Salomon Ponge*, maitre de langue à la maison des Orphelins de Schindler. Premier Cahier. Nouvelle Edition, revue corrigée et augmentée. 1806. 46 S. 8. (8 Gr.)

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Deutsches A, B, C*, oder *Lese- und Denkübungen beym ersten Unterrichte der Kinder in Stadt- und Landschulen*, von *J. C. Meyer*, Lehrer an der Kieler Stadt-Schule. Zweyte verbesserte und wohlfeilere Ausgabe. 1807. 98 S. 8. (4 Gr.)

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Fasslicher Unterricht, jedes deutsche Wort recht zu schreiben*, nebst einer doppelten Regel für den richtigen Gebrauch des Dativs u. Accusativs, od. *mir* u. *mich*, *Ihnen* und *Sie*. 4te unveränderte Aufl. 1807. 32 S. 8. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 AUGUST, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, b. Quien: *Voyage aux Salines de Saltzbourg et de Reichenhall et dans une partie du Tyrol et de la Haute-Baviere. Par le Chev. D. B., conseiller intime d'etat de S. M. le Roi de Baviere.* 1807. 180 S. 8. (1 Thlr.)

Der vor dem Krieg an den kön. preuss. Hof beglaubigte k. bayrische Minister, Chev. *de Bray*, führt den Leser, mit so viel Anmuth als Lehre, durch eine der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands. Niemand wird sein Buch aus den Händen legen, ohne Begierde die Gegenden selbst, aber in solcher Gesellschaft, zu besuchen. Uns ist nur erlaubt, wenige Züge beyzubringen, um das Interesse des Ganzen zu zeigen. Sechs Stunden in gerader Linie erstrecken sich die Salzwerke von Hallein bis Reichenhall. Ihr höchster Punct ist alldort, in Berchtoldsgaden wie ein Mittelpunct, Ausfluss der höheren Lager zu Reichenhall. Die Beschreibung ist mahlerisch und genau. Die der Menschen im Gebirg, der Schattirungen ihres Charakters nach ihrer Lebensart, ist noch allgemeiner anziehend; es ist überhaupt ein schöner, froher Menschenstamm. Welchen Vortheil die Verbindung der Nationen dem kleinsten Völkchen gewährt, ist an den Werdenfelsern zu sehen, deren Violinen, ihre Hauptkunst, Absatz bis nach Russland finden. Und was Genügsamkeit macht, lehre der tirolische Hirtenknabe, wenn er mit einem Sommerverdienst von fünf, sechs Gulden fröhlich aus der Fremde nach Hause eilt. Hier hat jedes Dorf seine Kunst; und es ist kein Beyspiel, dass der beauftraget war, die Arbeit von vielen im Auslande zu verkaufen, um den Gewinn betrogen hätte. Das Tirol ist überhaupt sehr gut geschildert; auch die Abstufung der Sittlichkeit vom ernsten arbeitvollen deutschen (der doch Frohsinn und Offenheit genug hat) zum welschen Tiroler, und auf die Confinen, in deren kleinem Bezirk mehr Processe sind, als in ganz Welschtirol. Schöne Schilderung der Gegend um Bozen; meist wie ein lieblicher grosser Garten, worin zerstreut die Häuser liegen. Beym Kloster Ettal wird die bewundernswerthe Juno erwähnt, welche, lang daselbst als Madonna verehrt, jetzt anderen Cultus zu München geniesst. Das Observatorium der Augustiner unfern Weilheim auf den Peissenberg ist ein Ehrendenkmal der Väter. Wer wird nicht gern die angenehme lehrreiche Unterhaltung, auch naturhistorisch denkwürdig, selbst vollständig geniessen!

Ths.

Nürnberg, in der Steinischen Buchhandlung: *Allgemeines Post- und Reise-Handbuch durch Deutschland, Frankreich, Holland, Helvetien, Italien und andere angrenzende Länder.* Nebst einem alphabetischen Ortsverzeichnisse, vermittelst dessen alle Poststrassen und Gasthöfe der vorzüglichsten Orte sogleich zu finden sind. Mit einer tabellarischen Übersicht aller europäischen Münzen und einer Postkarte versehen. 1805. 340 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Die Einrichtung dieses Handbuchs, bey welchem, wie auch der Vf. in der Vorrede selbst bemerkt, das *Diezische* zum Grunde liegt, ist folgende. Bis zur Seite 101 werden 1300 Reise-Routen von nachstehenden Standpuncten angegeben, nämlich von 1—94 von Augsburg; bis 163 von Berlin; bis 189 von Dresden; bis 214 von Erfurt; bis 336 von Frankfurt a. Mayn; bis 386 von Hamburg; bis 423 von Cassel; bis 500 von Kölln; bis 553 von Leipzig; bis 579 von Mainz; bis 612 von Mannheim; bis 668 von München; bis 679 von Münster; bis 755 von Nürnberg; bis 898 von Prag; bis 804 von Regensburg; bis 942 von Stuttgard; bis 975 von Ulm; bis 1090 von Wien. Als Anhang werden von 1090—1300 Reise-Routen von Dänemark, England, Frankreich, Holland, Italien, Pohlen, Russland, der Schweiz, Spanien und Ungarn angegeben. Die Entfernungen von einem Orte zum anderen sind in deutschen Meilen angegeben, und wo doppelte Routen bestehen, sind diese immmer unter der nämlichen Numer angeführt. Bis hieher hat dieses Post-Buch nichts Eigenthümliches, ja man kann sagen, es steht in Rücksicht zweckmässiger Kürze hinter anderen, indem zwar viele Wiederholungen durch Hinweisungen auf vorhergehende und folgende Numern vermieden worden sind, sehr viele aber doch noch immer Statt haben. Sehr vortheilhaft zeichnet sich aber dasselbe durch das von S. 197 bis 324 angehängte alphabetische Verzeichniss der im Post- und Reise-Handbuche vorkommenden Städte und Ortschaften aus. Hier findet man alle grossen und mittelmässigen, und selbst eine Menge kleiner Städte und Flecken angeführt, und dabey wird immer auf alle Reise-Routen im Post-Buche selbst hingewiesen. Dieses wird dadurch erst recht brauchbar, indem man nun in der Geschwindigkeit alle Neben-Strassen von kleinen Orten finden kann. Bey einem solchen Register hätten noch manche Routen wegbleiben können. Bey Durchgehung der Routen selbst hat Rec. nur wenige wesentliche Fehler in Ansehung der Meilenangaben

gefunden; wohl aber fehlen hie und da mehrere bekannte und sehr besuchte Poststrassen, z. B. jene von Frankfurt über Cassel nach Leipzig, auf welcher doch ein directer Postwagen eingerichtet ist. So ist die Strasse von Frankfurt über Hanau nach Nürnberg nur in einer Note angeführt, da doch auf dieser Route, und nicht über Seligenstadt, wöchentlich zwey Postwagen gehen, und auch viele Extra-Posten diesen Weg wählen. Bey den Routen von Frankfurt nach Würzburg und Bamberg ist diese Strasse gar nicht angegeben. So fehlt bey der Route von Erfurt nach Berlin die Strasse über Leipzig, und in der Strasse über Halle ist die Entfernung von Naumburg auf Merseburg irrig mit 6 Meilen angesetzt, da sie doch nur 3 Meilen beträgt. Die Summe muss daher auch nicht 35½, sondern 32½ heissen. Der nämliche Fehler findet sich auch in der Route von Berlin nach Frankfurt, wo denn wieder die falsche Summe mit 63 statt 60 Meilen steht. Die eigentliche ordinäre Post-Strasse von Erfurt über Hersfeld nach Frankfurt fehlt. Eben so fehlt in der Route von Nürnberg nach Leipzig und Dresden die Poststrasse über Erlangen und Streitberg nach Bayreuth, welche doch der Leipziger Wagen befährt. Dergleichen fehlende Strassen könnte Rec. noch manche anführen. Im alphabetischen Register sind hie und da die vornehmsten Gasthöfe angegeben; manche fehlen, und die beygefügten statistischen Nachrichten sind höchst dürftig. Angehängt sind dem Werke noch aus *Reichard's* Werke 12 Reiseplane von Basel, Bern, Genf und Zürich aus. Ferner findet man einige Notizen von Extra-Posten, Courier-Pferden und Postwagen in Braunschweig, Hannover, Hessen, Österreich, Böhmen, Ungarn, Preussen, im Reiche und Sachsen. Warum nicht auch von Frankreich? Hierauf werden die Wagen-Geleise von 40 Städten und Ländern bemerkt, und die Meilen-Masse nach Graden angeführt, nicht immer richtig. Eine Übersicht und Berechnung der vorzüglichsten geprägten Münzen in Europa, beschliesst das Werkchen. Die beygefügte Post-Karte von Deutschland ist ein Nachstich der Diezischen Post-Karte, nur dass gegen Osten beynahe 1½ Zoll fehlen, und dieselbe gegen Norden zu gedrückt ist. Sie steht aber weit hinter jener, wo alle Strassen der reitenden, fahrenden und Extra Post genau und sehr ins Auge fallend, unterschieden sind, welche auf dieser Karte zum Theil fehlen, zum Theil nicht genau genug ausgedrückt worden sind. S. i.

DARMSTADT, b. Heyer: *Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt und des Amtes Gernsheim im grossherzoglich hessischen Fürstenthum Starkenburg.* Mit Urkunden von K. *Dahl*, Pfarrer zu Gernsheim. 1807. 152 S. Text und 104 S. Urkundenbuch. 8. Nebst 4 Tabellen in 4. (1 Rthlr.)

Das Amt Gernsheim machte bekanntlich einen Bestandtheil des Kurfürstenthums Mainz aus, und kam durch den letzten Deputationsrecess nebst den Bergsträsser Ämtern an das neue grossherzogliche Haus Hessen, von welchem es bey der darauf erfolgten Landes-Organisation zum Fürstenthum Starkenburg geschlagen wurde. Hr. Pfarrer *Dahl* verwandte seine Nebenstunden sehr nützlich zur Beschreibung eines Amtes, von welchem man bisher nur wenig wusste, und das doch interessant genug ist, um eine besondere Beschreibung zu verdienen. Stadt und Amt Gernsheim waren schon in den frühesten Zeiten eine Zubehörde der berühmten Abtey Lorsch, mit der es an Kurmainz fiel. In der bekannten Fehde zwischen Diether von Isenburg und Adolph von Nassau, musste letzterer solche 1465, um die Kriegskosten zu bezahlen, an Philipp von Katzenelnbogen nebst dem Rheinzolle verpfänden. Kurmainz löste es 1521 wieder ein. Da Gernsheim zugleich eine kleine Festung war, so hatten Stadt und Amt im dreyssigjährigen Kriege und auch nachher vieles zu leiden; besonders wurde es von 1632—1635 gänzlich verwüstet. Im letzten französischen Kriege hat es ebenfalls viel ausstehen müssen. Ackerbau ist eine der ersten Nahrungsquellen; aber er leidet gar sehr durch die vielen Bestandgüter. Von 4970 Morgen *Acker*feld der ganzen Stadt Gernsheim Gemarkung gehören nur 1601 Morgen den Bürgern, und von 6906 Morgen *Acker* und *Wiesen* des ganzen Amtes nur 1991 Morgen den Bürgern und Bauern. Der Kleebau hebt sich mit jedem Tage, und der Kartoffelbau, seit ungefähr 1750 eingeführt, ist überaus wichtig. Man erndtete 1806 über 12000 Malter Kernfrüchte, und bloss in der Gernsheimer Markung 25000 Malter Kartoffeln. Der Morgen Acker in guter Lage kostet dermalen 4—500 Gulden. Viele Wiesen hatte Gernsheim auf der linken Rheinseite. Der Verlust derselben ist drückend für den grossen und schönen Rindviehstand. Weingärten waren ehmals da, nun aber keine mehr. Desto grösser und einträglicher ist die Obst- und Baumzucht. Die Fischerey im Rheine ist ergiebig, Holz hat das Amt kaum hinreichend. Die Stadt besitzt einen Wald von 3000 Morgen. Bey Gernsheim war ehemals eine Goldfischerey und Goldwäsche, und noch unter dem Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph (reg. von 1763-1773) wurden Ducaten mit der Umschrift *Aurum Rheni* geschlagen. (Diese Ducaten sind selten, und wurden schon sehr theuer bezahlt.) Ausser dem Rhein sind noch viele fischreiche Bäche und Teiche vorhanden. Hierauf folgt eine Beschreibung der kirchlichen und politischen Verfassung, endlich eine statistische Topographie. Das Amt enthält ausser der Stadt noch drey Dörfer, und überhaupt auf etwa ¾ Quadratmeilen 395 Wohnhäuser und 2757 Einwohner, worunter 205 Evangelische, 51 Juden und die übrigen Katholiken sind. Von denselben befinden sich 2106 Seelen in der Stadt. Die ganze Stadt-Gemarkung beträgt 10053 Morgen Acker, Wiesen, Gärten, Weide und Waldungen. Hievon waren vormals 8452 Morgen *in ordinario* steuerfrey, nun ist alle Steuerfreyheit aufgehoben. Von den Dörfern findet man gleiche Angaben, woraus erhellt, dass die Bauern fast gar kein Eigenthum haben, sondern theils Erb- theils Zeitbeständer des Landesherrn und mehrerer adelichen Familien sind, deren Steuerfreyheit nun eben-

falls aufgehoben ist. Die Rheininseln werden hierauf ganz richtig beschrieben, und im letzten § findet man eine Anzeige von den besten Landkarten, auf welchen das Amt vorgestellt ist. Im Urkundenbuche werden verschiedene bisher noch nicht gedruckte Urkunden, z. B. Markt-Privilegien, Stiftungsbriefe, Weisthümer u. s. w. geliefert. Die Beschreibung selbst ist hie und da freylich etwas weitläuftig, und hätte wohl abgekürzt werden können. Indessen muss man bedenken, dass dergleichen Beschreibungen mehr für den Inländer geschrieben sind, dem oft manche Dinge zu wissen angenehm ist.

S. L.

Leipzig, b. Hartknoch: *Bergreisen.* Von *Christ. Aug. Fischer.* I Theil. 1804. XVI u. 212 S. II Theil. 1805. 218 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

In der Einleitung wird sehr gut von der Eintheilung der Pyrenäen gesprochen, deren Beschreibung der erste Theil gewidmet ist. Das erste Kapitel enthält die Reise von Bordeaux über Langon, Mont-Marsan u. s. w. nach Bayonne. Der Vf. beschreibt hier zuerst die Parens (Einwohner dortiger Gegend, Bauern). Der gröste Theil dieser Menschen ist in Allem, was Cultur heisst, noch sehr weit hinter den anderen Franzosen zurück, dafür aber gutherzig und ehrlich. Ob sie daher die Benennung *Hottentotten von Frankreich* verdienen, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. Der Vf. scheint zu dieser Benennung vielen Grund in ihrer sonderbaren Kleidung zu finden; allein es giebt ja weit näher Menschen, die noch weit auffallender sich kleiden; wie z. B. die Vierländer und Altenländer bey Hamburg. Auch hat Rec. beynah im Durchschnitt die Hütten jener Gegend reinlicher als die Hütten der mehresten hannöverischen Haidebauern, oder die holsteinischen Geestkathen gefunden. Zweytes Kapitel. Etwas von dem spanisch-französischen Kriege in der Gegend von St. Jean de Luz, bis St. Jean Pied de Port. Gut und richtig! Eben so hat das dritte Kapitel für den, der in jener Gegend gewesen ist, doppeltes Interesse. Rec. hat in Deutschland ein ähnliches, fast noch gefährlicheres Stück Arbeit, das Holzflössen auf der Bode oder Bude in dem furchtbaren Thale der Rosstrappe am Harze gesehen. Das vierte Kapitel beschreibt das schöne Thal von Ossau und seine Bewohner und deren Charakter. Die Beschreibung der bey der jährlichen Grenzberichtigung üblichen Feyerlichkeit ist sehr unterhaltend. Was der Vf. von dem Orkan sagt, hat seine Richtigkeit; nur möchte der Ausdruck, dass bey seinem Anfange der helle Mittag völlig in Nacht verwandelt wird, etwas übertrieben seyn. Das fünfte Kapitel beschreibt die Bearner, die Basquen, und dann deren Ursprung, die Sprache, den Charakter, die Sitten, Gebräuche und Kleidung dieser Nation. Der Vf. giebt aber bey Beurtheilung der Bearner einen neuen Beweis, wie leicht er bey Charakterschilderung eines ganzen Volkes zu Werke gehet. Die im neunten Kapitel mitgetheilte Beschreibung des Campaner-Thals, der Grotte de Medoux, und die darüber mitgetheilten Bemerkungen sind sehr gut vorgetragen; vorzüglich ist dem Vf. die Schilderung des Weges nach Grip gelungen; sie gehört zu den besten Parthien des Werkes. Eilftes Kapitel von der Taubenjagd. Warum nennt der Vf. die *Columba Oenas* Lin., nicht bey ihrem deutschen Namen, Feldtaube? Das siebenzehnte Kapitel gehört zu den besten. Man sieht diesem Kapitel sowohl, als dem folgenden, bald an, dass der Vf. den Stoff dazu von irgend einem sachkundigen Schriftsteller entlehnt hat. Auch führt er seine Quelle (den Bürger *Ramond*) an. Allein er sollte nur nicht so oft mit einer Art von Hautesse den Leser bemerkbar machen wollen, dass er nicht eine *blosse Übersetzung* geliefert habe. *Ramond* erzählt, nach des Rec. Meinung, besser als der Vf. je erzählen wird; Vielen möchte daher eine wörtliche Übersetzung lieber gewesen seyn, als ein willkührliches Auslassen oder Zusetzen. An dem neunzehnten und zwanzigsten Kapitel hat Ramond ebenfalls den grössten Antheil. Die drey letzten Kapitel enthalten oryktognostische, physikalische, und drgl. Bemerkungen.

Im Ganzen kann das Publicum mit dieser Reisebeschreibung (auf deren zweyten Theil wir zu anderer Zeit zurückkommen werden,) mehr, als mit der Reise durch einen Theil des südlichen Frankreichs von eben diesem Vf. zufrieden seyn. So grobe Fehler, wie dort, finden sich hier nicht, obwohl Ton und Styl hier eben so, als dort, höchst mittelmässig sind. Dass der Vf. nicht selbst an Ort und Stelle beobachtet hat, siehet man auf jeder Seite. Rec. kann daher dem, der etwas Gründliches von den Pyrenäen wissen will, dieses Buch mit gutem Gewissen nicht empfehlen; ein solcher wird besser thun, die Werke selbst zu lesen, die der Vf. benutzt hat. Wer aber etwas Oberflächliches bloss zur Unterhaltung lesen will, dem wird das Büchelchen eine ganz angenehme Lectüre gewähren. Druck und Papier sind ziemlich gut; die vor dem Buche befindliche Karte ist vorzüglich nett und sauber.

J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Frankfurt* a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland* von *Carl Friedrich Hüllmann*, Professor zu Frankfurt a. d. Oder. — Ein Nachtrag zu des Verfassers deutscher Finanzgeschichte des Mittelalters. — 1806. 76 S. 8. (9 Gr.) Der Vf., aus mehreren neuen Werken als einer der schätzbarsten Forscher der älteren vaterländischen Geschichte bekannt, behandelt in diesem kurzen Werke seinen Gegenstand mit gleicher Gründlichkeit, als er die ältere deutsche Finanzgeschichte und die Entwickelung der landständischen Verfassung in den deutschen Staaten dargestellt hat. In dem ersten Abschnitte wird die Geschichte des Begriffes der Regalien abgehandelt, welcher im Mittelalter nicht immer derselbe blieb. In der ursprünglichen engeren Bedeutung waren Regalien oder Fiscalien in Deutschland königliche Nutzungen, den Fürsten und mehreren Städten durch Schenkungen oder Belehnungen abgetreten, oder durch Privilegien vergünstiget. Alle diese Regalien hatten sich die Könige zuerst entweder in grundherrlicher Eigenschaft auf ihren Domainen-Ländereyen, oder in landesherrlicher Eigenschaft auf Privatgrundstücken angemasst. Nur ein einziges (das Münzrecht) stammt aus der römischen Verfassung

her. Nachmals waren dieselben von jenen entweder grundherrlich bey Veräusserung der Domainengüter als Zubehörungen mit verliehen, oder landesherrlich den Magnaten und mehreren Städten deren Ausübung gestattet. Hiedurch bildete sich ein weiterer Begriff der Regalien, und es wurden unter denselben alle den Fürsten und Städten von den Königen vergünstigte Rechte, ohne Unterschied der lucrativen und nicht lucrativen, verstanden. In der Folge aber, nach Ausbildung der deutschen Nation, und nach Entwickelung der landständischen Verfassung, entstanden neue Regierungsrechte, und die Theilnahme der Landstände an der Regierung in den einzelnen Staaten wurde constitutionell. Dadurch wurde die Benennung Regalien wieder auf den ursprünglichen Begriff eingeschränkt, und unter denselben nur die wirklichen fiscalischen Nutzungen verstanden, diejenigen Rechte des Staates aber, welche die Landstände mit den Fürsten theilten, oder welche den letzteren nicht ausschliesslich von den Königen allein, oder endlich nicht in dem Umfange bewilliget waren, nicht mehr mit dem Namen von Regalien belegt. Die Folge von diesem ist, dass nach der heutigen Bedeutung nur nutzbare oder Finanzregalien in den deutschen Staaten existiren. In dem zweyten Abschnitte hat der Vf. die Geschichte der einzelnen Zweige jener Finanzregalien dargestellt, und dieselben in vier Classen abgetheilt: 1) Staatsnutzungen aus dem altdeutschen Nationalsystem der Grundherrlichkeit entstanden. 2) Eine Staatsnutzung aus der römischen Verfassung beybehalten. 3) Staatsnutzungen durch die Verbindung der beiden Würden eines deutschen Königs und römischen Kaisers veranlasst. 4) Staatsnutzungen neuerlich in den Territorien entstanden, und fälschlich Regalien genannt. Zu der ersten Classe ist gerechnet a) Jagd. Diese war ursprünglich frey, und stand allen Gutsbesitzern zu, deren Grundstücke an eine Waldung stiessen; bloss in den Gebüschen, die von dem Gebiete einer Grundherrschaft umgeben waren, wurde von derselben eine privative oder Gehägejagd ausgeübt. Die fränkisch deutschen Kaiser fingen zuerst an, ihre Waldungen in Ansehung der Jagd zu schliessen, und den Wildbann einzuführen. Karl der Grosse dehnte diesen Kameralgrundsatz auf die meisten fiscalischen Forsten aus, ohne dass die Grundnachbarn sich zu widersetzen wagten. Aber sein Sohn musste in der Ausführung dieser Massregeln Einschränkungen treffen. Indessen wurde doch in den königlichen Waldungen der eingeführte Wildbann und das Forstwesen beybehalten. In der Folge verschenkten die Könige die Forsten, entweder mit dem Waldbanne, oder unter dem Vorbehalte desselben. Sie verliehen auch oft den letzteren allein. Die Privatgutsbesitzer ahmten das Beyspiel der Könige in ihren Waldungen nach, wogegen diese fruchtlose Verbote erliessen. Nachher ertheilten die Könige besondere Privilegien zur Einführung des Forstwesens und Wildbannes in den Privathölzern, vorzüglich an die Stifter, wovon S. 29. 30 viele Beyspiele angeführt sind. Diese Privilegien wurden aber, der Regel nach, mit Bewilligung der angrenzenden Gutsherrn, und nach vorgängiger Rücksprache mit denselben, ausgefertiget. Das Jagdregal ist demnach auf das Recht des Wildbanns gegründet, und könnte ein königliches Recht genannt werden, weil es entweder zugleich mit den Waldungen von den Königen erlangt ward, oder zur Ausübung desselben in Allodialgehölzen ein königliches Privilegium erfoderlich war. Die weltlichen sowohl, als die geistlichen Reichsfürsten gaben ebenfalls an ihre Vasallen häufig Waldungen lehnweise weg, mehrentheils mit Vorbehalte der Jagd, wenigstens der des Hochwildes, wodurch der Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd, so wie die Gewohnheit entstand, das von den Reichsfassen an den landfässigen Adel abgetretene Recht der niederen Jagd ein Regal zu nennen. b) Fischerey und Benutzung grösserer Gewässer, als Fähren — Goldwäschen. Mit diesen hatte es ganz dieselbe Beschaffenheit wie mit der Jagd. Sie waren früher den Eigenthümern der an Flüsse und Wässer angrenzenden Grundstücke frey, und wurden auf eben die Art, wie die Jagden in den Wäldern, zu Regalien. c) Mühlenrecht. Jeder Grundherr durfte nach der ältest. Verfassung an d. Gewässern, die sein Gebiet berührten, Mühlen anlegen. Als aber die Könige die Grenznachbarn von der Fischerey ausschlossen, legten sie sich auch ein Alleinrecht bey, Mühlen zu unterhalten. In der Folge veräusserten sie diese an die Magnaten mit den Gewässern zugleich. Auch erwarben sich die letzteren, wenn sie neue Mühlen anlegen wollten, das Mühlenrecht durch eigene Privilegien. Dadurch erhielt dieses die Eigenschaft eines königlichen Rechtes, weil es vermittelst des Lehn- und Privilegien-Wesens von den Königen an die Reichsstände, und von diesen an die landsässigen Vasallen und Städte überging. d) Zoll und Marktrecht. Auch dieses übten ursprünglich die Privaten als Grundherrn auf ihren Gütern aus. Als nachher die königlichen Pfalzen wegen der öfteren Gegenwart des Hoflagers, und wegen des Zuflusses der Magnaten und vornehmen Fremden die bedeutendsten Handelsplätze wurden, so führten die Könige daselbst Reise- und Marktzölle ein. Dadurch bildete sich allmählich die Vorstellung, dass Zölle und Marktrechte ausschliesslich königliche Rechte seyen. Die fränkischen Könige untersagten jede eigenmächtige Anlagen von Zöllen. Nur Beudenzölle blieben den Grundherren erlaubt. In der Folge erhielten aber diese, wenn sie auf ihren allmählich zu Handelsplätzen gewordenen Villen den Verkehr benutzen und Zölle heben wollten, königliche Privilegien, welche jedoch nur auf einen bestimmten Ort eingeschränkt blieben. Daher dann die eigenmächtigen Zollanlegungen der Fürsten in ihren Territorien stets reichsverfassungswidrig gewesen sind. e) Judengefälle. Die Juden nährten sich von den ältesten Zeiten an beynahe ausschliesslich vom Handel, und hatten sich bloss in Handelsplätzen niedergelassen, unter denen die königlichen Pfalzen die vorzüglicheren waren. Sie mussten ausser den Zoll- und Markt-Gefällen allda, auch für den Aufenthalt Abgaben an die königliche Kammer bezahlen, und wurden als Kameralunterthanen betrachtet. Hiedurch entstand die Meinung, dass die Abgaben derselben eine königliche Nutzung sey, weil sie zufällig zuerst auf dem königlichen Territorio erhoben wurde. Als auf mehreren der wichtigsten königlichen Domainen-Ämter, Stifter und Abteyen angelegt wurden, erhielten diese nach und nach die Zoll- und Markt-Rechte daselbst, wie auch die Gefälle von den Juden. Nachher fingen auch die weltlichen Fürsten, so wie die Reichsstädte an, Juden aufzunehmen, und von ihnen die Judengefälle zu erheben, worüber die Könige ihnen die Privilegien nie zu verweigern wagten, um nur die Idee zu erhalten, dass die Erhebung jener Gefälle eigentlich ein landesherrliches Recht der Könige sey.

In die zweyte Classe setzt der Vf. nur eine einzige Staatsnutzung — das Münzrecht. Dieses wurde, vom ersten Anfange der fränkischen Monarchie an, als ein fiscalisches Recht der Regenten betrachtet, und als solches aus der römischen Verfassung beybehalten. Den Privatpersonen war bloss erlaubt, ihr Metall in grösseren Stücken ausprägen zu lassen. Das Schlagen der Scheidemünze behielten sich die Könige zur Verhütung der Missbräuche vor. In der Folge erhielten zuerst die geistlichen, und nachmals auch die weltlichen Reichsstände das Münzrecht durch Privilegien mehrentheils mit den Zoll- und Markt-Rechten zugleich.

In die dritte Classe gehören Salinen und Bergwerke. Erst gegen das Ende des 11 Jahrhund. fing der Fiscus an, auf diese, vorher der Grundherrschaft eigenthümlich zugestandenen, Nutzungen Anspruch zu machen. Die ehemaligen römischen Kaiser hatten sich derselben in den eroberten Ländern angemasst, und Heinrich IV ahmte deren Beyspiel, durch die Insinuationen seiner Staatsbeamten angereizt, nach. Um den Verlegenheiten auszuweichen, erwarben sich die Prälaten und weltlichen Grossen die königliche Erlaubniss zur Benutzung der Salzquellen und Metalle auf ihren Privatländereyen, wodurch diese Benutzung den Namen eines königlichen Rechtes erhalten hat. In den wendischen Provinzen des deutschen Reiches ist jener Regalitätsgrundsatz nie anerkannt worden, und die Grundherrn daselbst haben sich nie um Salinen und Bergwerks-Privilegien beworben. Übrigens haben auch die Könige die angemassten Berg- und Salz-Werke nie selbst benutzt, sondern, weil solche erst eingerichtet werden mussten, an Privatpersonen, mehrentheils auf Erbzins, verliehen. Die weltlichen und geistlichen Fürsten sind diesem Beyspiele gefolgt. Daher kommt es, dass in mehreren Gegenden Deutschlands Privatpersonen in den Besitz der Salinen und Bergwerke gekommen sind.

In die vierte und letzte Classe hat endlich der Vf. alle diejenigen ausschliesslichen Nutzungen gesetzt, welche in neueren Zeiten die Fürsten über mineralische Producte, oder manche Zweige des Kunstfleisses und Gewerbes, durch Finanzkünstler bewogen, sich zugeeignet haben, und welche, da sie nicht aus den älteren Schenkungen und Privilegien der Könige herrühren, uneigentlich und fälschlich Regalien genannt werden. Unter diese gehört vorzüglich das Postwesen. Leider muss Rec. die traurigen Bemerkungen des Vfs. über die Entstehung dieser sogenannten Regalien, und über den damit in neueren Zeiten getriebenen Missbrauch, als völlig wahr anerkennen.

Bl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Die Feldzüge von 1806 und 1807.* In einer historisch-politisch-militärischen Darstellung. Nebst den Actenstücken. I Theil. 1807. 116 u. 222 S. 8. *) (1 Thlr.)

Die Erwartungen, zu welchen der vielversprechende Titel zu berechtigen scheint, wurden durch die Entdeckung, dass die angekündigten, [auf 222 Seiten mit kleinem Druck gelieferten] Actenstücke weiter nichts, als die, wörtlich und mit allen Namenverstümmelungen, aus dem Telegraphen abgedruckten Bulletins vom 8 October 1806 bis zum 29 März 1807 enthalten, die Erzählung selbst aber nur 7 weitläufig gedruckte Bogen einnimmt, bey Rec. sehr niedergeschlagen. Er fand jedoch beym Durchlesen mehr, als er vermuthet hatte.

Der vorliegende erste Theil liefert in einer *Einleitung* und 2 *Abschnitten* die *erste Abtheilung* der Geschichte des *Feldzuges von* 1806. Er beginnt mit einer gedrängten Übersicht der öffentlich bekannt gewordenen Verhandlungen des preussischen Cabinets seit dem Tode Friedrichs II, welche freylich, so wie der Vf. diese Gegenstände gestellt hat, hier als eine Reihe politischer Missgriffe erscheinen. Aus ihnen wird das Sinken des Ansehens der preussischen Regierung, und des Vertrauens, welches sie bis dahin eingeflösst hatte, abgeleitet, indem der Vf. ein für allemal, doch ohne hinlänglich begründendes Raisonnement, von dem Grundsatze ausgeht, dass Preussen zu allen Zeiten fest an der Coalition hätte halten müssen. Man darf daher, selbst wenn das, was er anführt, an sich als factisch wahr angenommen wird, doch billig fragen, ob nicht vielleicht noch vieles geschehen seyn kann, wovon er nicht unterrichtet war, und wodurch sowohl manches Einzelne, als auch vorzüglich das Ganze, in einem anderen Lichte erscheinen würde? Überhaupt sind die Blicke des Vfs. unaufhörlich gegen Westen gerichtet; sie auch einmal nach Osten zu wenden, fällt ihm nicht ein.

Die von Frankreich der Bildung eines nordischen Vereins unter Preussens Aegide entgegengesetzten Hindernisse haben, seiner Meinung nach, den Krieg von 1806 veranlasst, und er untersucht nun (*Abschn. I*) die Ursachen, welche den Ausbruch desselben bewirkt haben sollen. Auch hier sieht man, dass er weder an den Quellen sass, noch den Gang der Dinge selbst in der Nähe beobachten konnte; aber seine Resultate sind mit Scharfsinn aus dem allgemein Bekannten abgezogen, und können nur durch die Enthüllung mancher, bis jetzt vielleicht verborgen gebliebenen Triebfedern widerlegt werden. — Recht gut sind (S. 26. 27. ff.) die Gründe entwickelt, auf welche sich die täuschende Hoffnung eines glücklichen Erfolgs unter den vorwaltenden Umständen stützte. Eben so treffend werden die unzureichenden Vorbereitungen zu der grossen Unternehmung geschildert; und wo von den Mängeln der Armee die Rede ist, wird man nicht durch den, jetzt zur Tagesordnung gewordenen, leidenschaftlichen Ton abgeschreckt. Doch sollte man nie vergessen, dass der grösste Theil dieser Mängel bey jedem Kriegsheere eintreten muss, das beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch keinen allgemeinen, mit Nachdruck geführten, Krieg erlebt hat. Auch die (S. 35) vorgeschlagenen Mittel würden dem Übel nicht ganz abhelfen; der Fehler lag wohl hauptsächlich darin, dass man die bestehenden Mängel nicht sehen wollte, als man den Krieg beschloss, und die Operationen nicht darauf berechnete, nachdem man ins Feld gerückt war. — Wenn der Vf. (S. 52) Erfurt eine zur Vestung vortrefflich gelegene Stadt nennt, so scheint er bloss ihre geographische Lage, nicht aber auch die topographische vor Augen gehabt zu haben; aber mit Recht tadelt er (S. 103) die zu schnelle Übergabe dieses Orts. In der Aufzählung der begangenen Fehler ist er umständlicher, als in der Erzählung der Begebenheiten, bey welcher er, sobald die Armeen im Marsch sind, dem *Bericht eines Augenzeugen* beynahe Schritt vor Schritt folgt. Ein oder zweymal sind Stellen aus diesem Werke angeführt; aber der Vf. hätte nicht verschweigen sollen, dass er es noch weit mehr benutzt hat. — Dieses ist besonders der Fall im *zweyten Abschnitte*, wo er, bis zum Aufbruch der Reste der preussischen Armee von Magdeburg, hauptsächlich nur diesen Leitfaden gehabt, nur aus dieser Quelle geschöpft zu haben scheint. In Magdeburg aber verläfst er seinen Führer, um an der Hand des Hn. *v. Voss*, der *vertrauten Briefe*, des *Telegraphen* und vielleicht einiger Journale den Kaiser Napoleon nach Potsdam und Berlin zu begleiten. Mit dem Einzuge des Siegers in die Königsstadt und einigen Bemerkungen über das Betragen ihrer Einwohner, schliesst sich der erste Theil.

Von den eigenen Resultaten des Vfs., der die

*) Wir sind so glücklich gewesen, von diesem Werke zwey, hier verbundene, Recensionen zu erhalten, deren Verfasser beide, Officiere von hohem Range, an den beschriebenen Feldzügen, jedoch unter zwey verschiedenen Königen, Theil genommen haben.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

meiste Zeit seine Vorgänger fast nur zu epitomiren pflegt, hebt Rec. hier nur das Eine heraus, wo (S. 92) bey Gelegenheit der Sendung des Hn. v. Montesquiou behauptet wird, dass unter Friedrichs II Regierung kein General gewagt haben würde, einen solchen Brief nur eine Viertelstunde zurückzubehalten. „Fast alle aus der preussischen Armee hervorgegangenen Schriften sind anderer Meinung, und stützen sich darauf, dass Hr. v. M. bey seiner Gefangennehmung die Fassung verloren hatte, und sich gefährlicher Nebenabsichten verdächtig machte. Aber wenn man auch dieses einräumt, so wurde doch die Ächtheit der von ihm mitgebrachten Briefe allgemein anerkannt, und unmöglich konnten seine Entdeckungen dem hohenlohischen Heere schaden, da man sich seiner Person versichert hatte. Es bleibt daher stets eine höchst eigenmächtige Handlung, dass ein Feldherr in einer Angelegenheit, die nicht etwa nur *sein* Corps, nicht bloss die *Armee*, sondern die das *Ganze*, den *Staat* selbst anging, dem Könige vorzugreifen, und sich das Recht anzumassen wagte, der unmittelbaren Correspondenz zweyer, an der Spitze ihrer Heere gegenwärtigen Monarchen ein Hinderniss in den Weg zu legen."

Man wird aus dieser Anzeige, die Rec. desswegen, weil das Werk in seiner Gattung sich vortheilhaft auszeichnet, so umständlich den Lesern dieser Blätter schuldig zu seyn glaubte, ungefähr urtheilen können, was man davon zu erwarten hat. Hat es einer Buchhändler-Speculation seine Entstehung zu danken, so tritt hier der seltene Fall ein, dass die Ausführung geschickten Händen anvertraut worden ist. Für die Wahrheit jedes Factums kann der Vf. nicht bürgen, weil er nicht als Augenzeuge erzählt, sondern aus den einzigen bis jetzt vorhandenen, und vom Rec. nachgewiesenen Quellen schöpfte, deren Verschweigung ihm jedoch eben so sehr, als der zu viel verheissende Titel, zum Vorwurf gereicht. Die Darstellung ist nicht politisch, noch viel weniger militärisch zu nennen; aber wenn das Werk dadurch für Eine Classe von Lesern verliert, so gewinnt es desto mehr für einen weit grösseren Theil des gebildeten Publicums, dem weniger an der Beschreibung von kriegerischen Stellungen und Bewegungen, als an einer lichtvollen Entwickelung der Erfolge aus den vorbereitenden Ursachen gelegen ist. Der Vf. liefert diese mit Unparteylichkeit, Wahrheitsliebe und Besonnenheit überall, wo seine, zur Zeit noch so wenig vollständigen Materialien ihn gehörig unterstützen, und wo sie ihn verlassen zu haben scheinen, ist er in seinen Combinationen gemässigt und bescheiden. Er hat die bloss militärischen Berichte abgekürzt und zusammengedrängt; aber doch genug davon beybehalten, um auf die Begebenheiten des Krieges selbst das hinreichende Licht zu werfen, und er versteht die nicht gemeine Kunst glücklich zu gruppiren, so, dass dem Leser die Übersicht des Ganzen leicht wird. Auch seine Sprache ist rein und sein Vortrag fliessend, ob man ihm gleich die Eil, mit welcher das Buch geschrieben seyn mag, ansieht. Bey einer etwas strengeren Feile würden Nachlässigkeiten, wie z. B. (S. 33) *Corps d'esprit* statt: *Esprit de corps;* (S. 49) 30 Patronen *per Mann;* oder (S. 108) „schickte zu dem *angegebenen Zwecke* ... Detachements ab, die die *angegebenen Zwecke* ... schlecht erfüllten," leicht zu vermeiden gewesen seyn.

Druck und Papier sind, so weit die Erzählung geht, gut, bey den Bülletins schlechter. Hier schliesst unter anderen S. 105 mit der Sylbe: *Re*, und erst S. 113 folgt die Ergänzung: *gimentern*. **Kf.**

Noch ist keine vollkommene Geschichte des Feldzugs von 1806 erschienen. Wir haben die grossen Resultate mit Erstaunen gesehen; aber wie das alles zugegangen ist, eine treue Erzählung der besonderen Begebenheiten, ein Tagebuch der preussischen Armee, durch welches wir im Stande wären, *selbst* zu urtheilen, uns in die verschiedenen Verhältnisse zu versetzen und lehrreiche Schlüsse zu ziehen — fehlt. Zwar sind eine Menge Brochüren erschienen, in welchen die Vff. erzählen, wie sie es in der Stelle des Königs von Preussen gemacht haben würden, alle Bewegungen der preussischen und sächsischen Armee als völlig planlos verwerfen, hingegen *die* der französischen Armee als Meisterstücke der Kriegskunst preissen, — oder Werke, die aus einer Zusammensetzung aller Zeitungs-Nachrichten von 1806 entstanden sind, und denen man den Titel der Geschichte eines Krieges gegeben hat; allein alles diess ist für die Geschichte und für Militärs, die sich theoretisch ausbilden wollen, ganz überflüssig; diese Schöpfungen der Eitelkeit oder gewinnsüchtiger Buchhändler können nur den Unerfahrnen oder Leidenschaftlichen genügen, aber nie dazu dienen, über die Handlungen der Generale und ihren Werth oder Unwerth zu urtheilen. Es ist eben so leicht als ungerecht, einem General den Stab zu brechen, wenn man seine und die feindlichen Operationen lange nachher gezeichnet vor sich liegen hat, und es ist eben so sonderbar, als doch *höchst wahr*, dass die meisten Menschen bey der Beurtheilung einer Operation von deren Details sie gründlich unterrichtet sind, annehmen, dass der commandirende General *allwissend* war.

„Welcher ungeheuerer Fehler" heisst es: „nach dieser oder jener feindlichen Bewegung nicht diess oder das zu thun!" — Ob der commandirende General diese oder jene feindliche Bewegung wusste — ja ob er sie nach der *schärfsten Berechnung von Zeit und Raum wissen konnte*, danach wird nicht gefragt — und so ist der *unglückliche* General allemal in der Meinung verloren, und der Glückliche hat Recht. Das ist die Ursach, warum der Soldat stets über das Urtheil der grossen Menge erhaben seyn sollte; das ist die Ursach, warum die grossen Männer aller Zeiten es nie der Mühe werth gehalten haben, dem grossen Publicum mehr von ihren militärischen Thaten wissen zu lassen, als es gerade braucht — nämlich die glücklichen Begebenheiten — und nur der ruhigern unparteyischen Nachwelt ist es aufgespart, die Verhältnisse zu entfalten, und danach zu urtheilen. —

Wenn aber das Streben des menschlichen Geistes

nicht verstattet, die Geschichte unserer Tage zu übersehen, ohne dabey zu schliessen und zu richten: so fodert auf der anderen Seite die Gerechtigkeit, mit unserem Urtheil nicht eher *hervorzutreten*, als bis wir, genau unterrichtet von allen Details, *uns selbst in die Lage des Mannes versetzen können*, den wir richten wollen.

Das vorliegende Werk ist keine Geschichte des Feldzuges von 1806, dem Publicum vorgelegt, um es über die Begebenheiten zu unterrichten; es ist ein Raisonnement über die preussische Politik vom Tode Friedrichs des Grossen bis zur Ankunft des französischen Kaisers in Berlin, ein Urtheil über die preussische Armee und ihre Führer nebst ihren Bewegungen — in der Campagne 1806 bis zu ihrer Ankunft bey Magdeburg. Obgleich es uns scheint, dass es für ein solches Werk jetzt noch zu früh ist, da wir noch keine gründliche Geschichte des Feldzugs von 1806 haben: so zeichnet sich doch dieses vor allen anderen, die seit dieser Periode erschienen sind, durch Styl und Form aus, und es ist unendlich zu beklagen, dass ein, mit so viel schriftstellerischen Talenten begabter Verfasser die Data zu seinen Urtheilen aus anderen Werken zu nehmen genöthigt war, die zum Theil Unrichtigkeiten enthalten, zum Theil selbst nicht mehr reine Geschichtsdarstellungen, sondern raisonnirende Erzählungen sind. Der Vf. hat also bey vielen Gelegenheiten seine Ansicht auf andere Ansichten (nicht auf Thatsachen) gegründet; wie kann aus einer solchen Amalgamation der Ideen ein reines Urtheil zu erwarten seyn? In Hinsicht des militairischen Theils hat der Vf. aus dem *Bericht eines Augenzeugen* geschöpft. Wir haben in unserer *A. L. Z.* No. 113 und 114 Gelegenheit gehabt, das Publicum auf den Werth dieses Werks, aber auch zugleich auf die leidenschaftlichen Ansichten des Vfs., die so manche Unrichtigkeiten erzeugen, aufmerksam zu machen. — Leider haben gerade die leidenschaftlichsten Stellen, welche dort von uns zum Theil widerlegt sind, dem Vf. des vorliegenden Werks als Basis zu einem neuen Urtheil gedient, und da der *Bericht eines Augenzeugen* die Tendenz hat, die preussische Armee als eine lache, gänzlich aufgelöste, pflichtvergessene Armee darzustellen, so müssen freylich alle auf diese Urtheile sich wieder gründenden Urtheile damit enden, dass die preussische Armee gar keine Armee, sondern eine Rotte zusammengelaufenen Gesindels ohne Führer, ohne Officiers von Ehre und Kenntnissen war, die beym ersten Anblick des Feindes davon liefen, und ihre Verbündeten, die Sachsen, im Stich liessen. Doch das vorliegende Werk verdient eine nähere Beleuchtung. — Es ist in eine Einleitung und zwey Abschnitte getheilt, die officiellen Actenstücke in drey Abtheilungen. *Einleitung. Übersicht der Begebenheiten von Friedrichs des Grossen Tode, bis zur Aufhebung der deutschen Staatsverfassung im August 1806, in Hinsicht auf Preussen, mit Bemerkungen über dessen Politik.* Die grossen politischen Begebenheiten sind kurz angeführt. Das Resultat dieser Einleitung ist: Friedrich II that alles, um sich Achtung und Gewicht in Europa zu verschaffen. Die ersten Schritte Friedrich Wilhelms II waren im Geist seines grossen Vorfahren; allein er liess bald nach, setzte sich durch den basler Frieden und die polnische Campagne herab, und nahm die Politik an, sich in die Händel mit Frankreich nicht mehr zu mischen. Während der Regierung Friedrich Wilhelms III wurde das Neutralitäts-System noch vervollkommnet, die Gelegenheit 1799 mit Würde aufzutreten verabsäumt, die nachtheiligen Entschädigungen nach dem lüneviller Frieden angenommen, bey denen sich Frankreich so unverhältnissmäsig vergrösserte, und durch Unentschlossenheit der rechte Augenblick zum Beytritt der Coalition 1805 versäumt. Den 1ten August 1806 wurde die Reichsverfassung für aufgehoben erklärt, und der rheinische Bund errichtet, ohne dass mit Preussen Verabredungen Statt gehabt hatten, ja seine nächsten Blutsverwandten, Fürst von Oranien, Fürst von Taxis mediatisirt. Nach diesem für Preussen so demüthigenden Verfahren wurde die Errichtung eines nordischen Bundes beschlossen, in den sich jedoch Sachsen und Hessen nicht ohne Zustimmung Frankreichs einlassen wollten, welches, obgleich es Preussen zuerst auf die Idee eines nordischen Bundes gebracht hatte, nun seine Einwilligung versagte. *I Abschnitt. Vorbereitungen zum Kriege; nähere Ursachen desselben. Stärke der beiderseitigen Truppen, Tagesbefehl in Würzburg, Proclamation an die Armee.* Das Resultat dieses Abschnitts ist: dass das Betragen Preussens von 1805 der Kaiser von Frankreich nicht vergessen konnte, und es eben nicht mehr nöthig hielt, es zu schonen, als der russische Kaiser den Frieden durch Hrn. von Oubril suchte; dass das preussische Cabinet mit allen Mächten in Uneinigkeit, von ihnen gehasst und verachtet, vom Minister Luchesini die Nachricht erhielt, dass dem Friedens-Tractat von Paris zwischen Russland und Frankreich geheime Artikel zum grossen Nachtheil Preussens angehängt seyen, worauf, — obgleich es ungegründet gewesen, — die Armee mobil gemacht wurde. Man wollte nun die Idee des nordischen Bundes durchsetzen. Die französische Armee in Deutschland war 150—160,000 Mann stark, und konnte leicht um 100,000 Mann vermehrt werden. Der preussische Staat konnte 150—160,000 Mann ins Feld stellen. — Nun folgen einige sehr richtige Bemerkungen über den inneren Zustand der preussischen Armee. — Es schien, dass man von beiden Seiten Zeit gewinnen wollte. Frankreich benutzte sie, im Stillen alle Vorbereitungen zum Krieg zu machen, und die Gemüther durch die Zeitungen darauf vorzubereiten. Hier folgen nun die verschiedenen Artikel aus den pariser Zeitungen, und der Tadel über das Betragen des Hrn. v. Knobelsdorf. Tadel über das lange Zögern der preussischen Armee, da sie die Offensive schon hätte früher ergreifen können. Tadel der Anstalten zum Krieg. Plan zu grösserer Geschwindigkeit. Betrachtung der französischen Anstalten, *Ordre du jour* in Würzburg, Proclamation an die Armee. — *II. Abschnitt. Gefecht bey Schleitz. Treffen bey Saalfeld. Die Schlacht von Jena. Kapitulation von Erfurt. Gefecht bey Nordhausen am* 16

October. Treffen bey Halle mit der preussischen Reserve Armee. Rückzug nach Magdeburg. Übergang der französischen Armee über die Elbe. Einzug in Potsdam. Kapitulation von Spandau. Feyerlicher Einzug des Kaisers in Berlin. — Die bekannten Begebenheiten dieses Abschnitts sind von mancher treffenden Bemerkung begleitet; allein es kommen Unrichtigkeiten, und zum Theil so sonderbare Ansichten vor, dass wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen können. S. 83 heisst es: „Sächsische Ingenieurs, welche die Gegend „kannten, machten den Fürsten von Hohenlohe und „seinen Generalstab auf verschiedene Puncte der Stellung aufmerksam, welche hinlänglich besetzt und mit „Artillerie versehen, es der französischen Armee beynah „unmöglich gemacht haben würden, sich gegen die „Preussen zu entwickeln, und sie in ihrer Stellung anzugreifen, aber man verlachte diesen guten Rath," u. s. w. Diese Nachricht ist in mehreren Zeitschriften aufgenommen worden; ja der Ingenieur-Lieutenant *Lehmann* ist als der Rathende, und das Rauhthal als der Punct, über welchen er gerathen, genannt worden; indess ist diese Geschichte nicht allein völlig unwahr, sondern auch von Grund aus ohne alle Veranlassung erdichtet, so dass der Lieutenant Lehmann ihr selbst öffentlich widersprechen wollte, woran — wenn es nicht geschehen — vielleicht sein Marsch Ursach war. S. 89: „An und für sich war es „eine Raserey, und eigentlich eine Handlung der Verzweiflung, jetzt, nach den, seit ein paar Tagen gemachten traurigen Erfahrungen, bey der dadurch in die Armee gebrachten Muthlosigkeit, (aus welcher Quelle hat denn der Vf., dass die Armee muthlos war?) „mit einer Armee, die seit mehreren Tagen an den nothwendigsten Bedürfnissen, an Brod, Fourage (ein grosser „Theil der Cavallerie musste die Pferde mit kümmerlich auf dem Felde zusammengelesenen Grase füttern,) „an Bier und an Brantwein bitteren Mangel litt, welcher der Krieg zudem ganz neu war, einer überlegenen „Armee alter geübter französischer Krieger, von dem „ersten Feldherrn seiner Zeit angeführt, eine Hauptschlacht liefern zu wollen, und darin alles auf einmal „aufs Spiel zu setzen, und das zur Zeit der denkwürdigen, gerade *zu dieser Zeit* — von der feindlichen Armee ein Jahr zuvor über ein österreich. Heer erfochtenen Siege." In der That ist diese Stelle so höchst sonderbar, dass man glauben muss, der Vf. hat die Verhältnisse beider Armeen vor der Schlacht nicht gehörig studirt. Wenn wir schon gerade der entgegengesetzten Meinung seyn müssen, und glauben, dass eine Hauptschlacht das einzige Mittel war, um die günstige Lage des preussisch. Heeres wieder herzustellen: so ist es uns unbegreiflich, wie der Vf. es anfangen wollte, um einer Schlacht auszuweichen, oder wie er glauben kann — selbst wenn es durch ein unaufhörliches Rennen möglich gewesen wäre, glücklich bis hinter die Oder zu kommen — dass eine solche schimpfliche Retraite nach zwey unbedeutenden Affairen die Armee hätte nähren, elektrisiren und fanatisiren können. Noch sonderbarer ist es aber, dass der Vf. als einen zweyten wichtigen Grund, um keine Schlacht zu liefern, anführt: dass der October ein unglücklicher Monat für die Deutschen sey!!! S. 97: „Die „Sachsen schlugen sich am letzten, und zeigten — besonders was die Reuterey betrifft — mehr Muth als „der grösste Theil der preussischen Regimenter, deren so berühmte Cavallerie sich mit wenig Ausnahme an diesem Tag mit *Unehre* bedeckte." Der Vf. hat in seinem Werke, in Hinsicht der Geschichte, nichts erwähnt, was nicht schon gedruckt wäre. Es ist allgemein bekannt, dass die preussische Cavallerie am 14ten October nichts im Grossen gethan hat. In dem *Bericht eines Augenzeugen* heisst es: dass sich beym Reinigen eines Feldes von Tirailleurs mehrere Schwadronen Cavallerie sehr unbehülflich und schüchtern benommen, allein dass sie sich *mit Unehre* bedeckte, geht aus keiner Relation hervor, und ist als etwas Neues vom Vf. durchaus nicht motivirt. Um ein solches hartes, einen grossen Theil einer Nation beschimpfendes Urtheil zu fällen, gehört wohl eine etwas genauere Kenntniss der Begebenheiten dazu, als der Vf. zu haben scheint. Von der Schlacht bey Auerstädt oder Hassenhausen (nicht Aschenhausen) hat der Vf. *keine einzige richtige Idee.* Er glaubt, dass eine Flanquen-Bedrohung vom Marschall Bernadotte die preussische Armee vermocht habe, vom Kampfe abzulassen, dass die Reserve nicht zum Schlagen kam, weil man im *Hauptquartier* des Königs (der König war in der Schlacht, und hatte folglich kein Hauptquartier,) von dem unglücklichen Gange der Sachen bey Jena, benachrichtigt war, u. s. w. S. 99, welches gerade ein Grund gewesen wäre, um mit den Reserven die Schlacht zu erneuern, und das *Äusserste* zu wagen. — Wer mit der Kürze des Tacitus schreiben und die Menschen so scharf beurtheilen will, als der Vf., muss die Verhältnisse reiflicher durchdacht haben. Die Behauptung, dass die Lage von Erfurt es verstattete, sie zu einer der ersten Festungen des preussischen Staats zu machen, möchte wohl von Niemanden unterstützt werden, der etwas von der Ingenieur-Wissenschaft versteht. — Von dem, was der General von Kleist in Magdeburg gethan oder nicht gethan hat, ist der Vf. abermals sehr schlecht unterrichtet, aber das hindert ihn nicht zu urtheilen, S. 110.

Nach dem hier angeführten können wir den Wunsch nicht bergen, dass der Vf. (der kein Militair zu seyn scheint,) wenn er dieses Werk in demselben Geiste fortsetzt, und nur Raisonnements über die schon bekannte Geschichte anstellt, zuvor gründlicher nachdenken, und sich besser von dem, was wahr oder falsch ist, unterrichten möge; sonst haben wir über die Campagne von 1807 nur ein höchst unbedeutendes Werk zu erwarten, da über die militairischen Begebenheiten in Preussen so wenig bekannt ist, und aus mancherley Ursachen für jetzt wohl schwerlich etwas *Gründliches* bekannt werden wird.

Übrigens scheint uns billiger, dass, um das Publicum vor Täuschung zu bewahren, das vorliegende Werk den Titel führte: „Die bereits in allen Zeitungen bekannt gemachten Bulletins und andere Actenstücke des Feldzugs 1806, nebst etwas Raisonnement „über diesen Feldzug, nach den bekannten Datis."

ff.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Unger: *Corinna oder Italien.* Aus dem Französischen der *Frau von Staël,* übersetzt und herausgegeben von *Friedrich Schlegel.* Erster Theil. 1807. 282 S. 8. (1 Thlr.)

2) Hamburg, b. Vollmer: *Corinne oder Italien,* von der *Frau v. Stael Holstein.* Frey nach dem französischen Original bearbeitet von *Heinrich Müller.* (ohne Jahrzahl) 240 S. 8. (16 gr.)

Über den Zweck einer Übersetzung, irgend ein Original in seiner Eigenthümlichkeit, nur in einem anderen Stoff gleichsam nachgebildet, wiederzugeben, kann nicht mehr gestritten werden. Denn Arbeiten dieser Art, die zum leichteren Verständnifs der Urschrift, oder zu Nutz und Frommen eines leselustigen Publicums unternommen werden, weisen der Kritik einen ganz anderen Gesichtspunct an, und verzichten selbst auf alle höheren Berücksichtigungen. Welches aber der wahre Weg sey, zu jenem anerkannten Ziel zu gelangen, oder ob ihrer mehrere neben einander bestehen können, ist noch eine weite Frage, die auch hier nicht ganz gelöst werden soll. So viel scheint indess ausgemacht, dass bey Kunstwerken, in welchen die Originalität des Geistes die Form bis in ihre äussersten Spitzen durchdringt, dem Übersetzer die möglichste Annäherung an jedes Detail zu empfehlen ist. Die Corinna ist allerdings ein Werk, das sich über die einseitige Manier und die sehr bedingte ästhetische Bildung seiner Nation erhebt, und mit Glück einer schönen Allgemeinheit zustrebt. Denn wie in Schlegels Florentin Engländer, Deutsche und Italiäner in dem Helden des Romans Spuren ihrer vaterländischen Weise wahrzunehmen glauben: so dürfte es ihnen eben auch mit dem neuesten Werk der Frau von Stael ergehn. Daher wählte der Übersetzer gewiss den richtigen Weg, wenn er sich in die Regeln einer strengeren Observanz fügte, ohne Rücksicht auf die Foderungen, welche die meisten Leser an einen Roman aus dem Französischen zu thun pflegen. Die vor uns liegende Verdeutschung der Corinna ist daher, wenn wir auf das Ziel des Übersetzers und den Sinn, in dem er arbeitete, sehen, dem Vorzüglichsten dieser Art, Schleiermachers Platon und Tiecks Donquixote, gleich zu stellen. Von einer Überseztung aber, die diesen höchsten Foderungen Genüge leistet, glauben wir die Erfüllung aller niedrigern vorauszusetzen zu dürfen, und zum Tadel berechtigt zu seyn, wenn wir uns hierin getäuscht finden. Alles, was unter diese niedrigern Foderungen begriffen ist, Nachbildung der einzelnen Perioden, ja einzelner Worte, und überhaupt Fleifs und Treue in jeder scheinbaren Kleinigkeit, ist in dieser Übersetzung der Corinna auf die unverzeihlichste Art über der Erfüllung jener höheren vergessen und vernachlässigt worden. So wie jenes erstere Lob nur mit dem ganzen Buch belegt werden kann, so fodert der letztere Tadel einzelne Stellen zum Beweis, deren einige hier stehen mögen. Gleich die Periode, mit der das erste Buch angeht, weicht ohne Grund von der Urschrift ab, und in den Worten „*Oswald reiste von Edimburg nach Italien*" ist überdiess das Tempus offenbar das falsche, indem dadurch alles, seiner Ankunft in Italien Vorangehende, als bereits abgethan erscheint. S. 4 des Originals sind die Worte: *Les indifférens jouissaient de ce caractère, et le trouvaient plein de grâce et de charmes; mais quand on l'aimait, on sentait qu'il s'occupait du bonheur des autres comme un homme, qui n'en espérait pas pour lui-même; et l'on était presque affligé de ce bonheur, qu'il donnait sans qu'on pût le lui rendre* vergessen. S. 8 der Überf. geben die Worte: *Stolz und Ängstlichkeit erlaubten ihm beide fast nie seinen Freunden mitzutheilen, was er empfand,* einen in diesem Zusammenhang unrichtigen Sinn, *même à ses amis* hat das Original. S. 11 ist der Ausdruck *Besatzung* (*équipage*) statt *Mannschaft* oder *Bemannung* unrichtig vom Schiffsvolk gebraucht. S. 17 ist in den Worten: *man hatte ihm verschiedentlich Vorschüsse angetragen,* das näher bestimmende und Erfeuils feinen Sinn für gesellschaftliche Verhältnisse heraushebende: *on s'était empressé de lui offrir etc.* vergessen. S. 20 sind die Worte: *depuis que j'ai eu le malheur de perdre mon oncle* übersetzt: *seitdem ich meinen Onkel verloren,* wobey ein ungemein glücklicher Zug der etwas chevalleresken Gutmüthigkeit des Grafen verloren geht. S. 24 fehlt die Stelle: *si grand s'il avait couté plus d'efforts* und S. 25 die: *autant qu'il le pouvait.* S. 28 (S. 22 des Originals) durfte das Verbindungswort: *cependant* auf keine Weise fehlen. S. 33 macht die Übersetzung der Worte: *ils se hâtaient de porter avec leurs bras quelques secours: Sie trugen das Wasser mit den Händen herbey,* beynahe lachen. Ebendaselbst ist der Sinn der Worte: *des galériens employés à sauver la ville* in der Überf.: *sie trugen zur Rettung bey* gar nicht verstanden. S. 35 muss es nicht *was dieser Fremde,* sondern: *was diese Fremdlinge machen wollten,* heissen. Ebendaselbst ist der Satz: *Sobald die Einwohner indess die glücklichen Folgen von Oswalds Thätigkeit sahen, da sie endlich die Flamme gelöscht und ihre Häuser erhal-*

ten sahen, ging ihr Erstaunen in Entzücken über, ein Muster grammatischer Incorrectheit. S. 36 sind die Worte: *il était obligé d'avoir recours à la colère, pour écarter etc.* ganz unrichtig: *bis er sich endlich erzürnt von ihnen losmachte*, übersetzt. Hier ist von einem freywillig und nur zum Schein angenommenen, nicht von einem wahren und unwillkührlichen Zorn die Rede. Noch unrichtiger ist S. 37, wo die Weiber von Ancona den Oswald um die Verbrennung der Juden so rührend wie um einen *acte de clémence* bitten, diess durch *Gnade* übersetzt. S. 39 heisst es von demselben, wo er die Wahnsinnigen zu retten eilt: *il marchait à grands pas vers l'hôpital;* in der Übersetzung: *unterdessen näherte er sich dem Hospital.* Wie kraftlos und wie wenig abgewogen die einzelnen Ausdrücke! S. 31 d. O. kommen diese nicht übersetzten Worte vor: *L'accent et la physionomie de Lord Nelvil l'avaient entièrement subjugué*, und S. 32 hat das Original die Worte: *qui luttait contre son bienfaiteur* mehr. S. 44 heisst Oswalds Vater: *son meilleur ami*, das Adjectivum hätte im Deutschen nicht weggelassen werden sollen. Besonders nachlässig ist der Periodenbau zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Kapitels im ersten Buch. Noch vermissen wir vorzüglich ungern in *Corinnens Gesang auf dem Capitol* (S. 83 d. Übers. S. 60 d. O.) die zwar, dem Gedanken nach, schon in den mosaischen Büchern vorkommenden, aber hier vorzüglich schön ausgesprochenen, und auf den Tasso angewandten Worte: *Mais la veille du jour choisi pour le couronner, la mort l'a réclamé pour sa terrible fête: le ciel est jaloux de la terre, et rappelle ses favoris des rives trompeuses du temps.*

Alle diese Verstösse, deren Verzeichniss leicht um ein Beträchtliches vermehrt werden könnte, scheinen uns nicht sowohl aus Unkunde der französischen Sprache, als vielmehr aus Flüchtigkeit und aus Mangel an Fleiss entstanden zu seyn. Der schwankende und formlose Nationalcharakter der Franzosen gab sehr natürlich auch den Lauten, in denen er sich ausspricht, den Worten dieser Sprache, eben die Unbestimmtheit und unangenehme Vieldeutigkeit, welche sonst auch noch auf die geistige Armuth eines Volks zu deuten pflegt. Hieraus enspringt auch die grösste Schwierigkeit für den Übersetzer, der bey der Übertragung in unsere fester gebildete und reichere Sprache jedes Wort mit einer Sorgfalt erwägen muss, welche die Verdeutschungen aus anderen Sprachen keinesweges in diesem Grade fodern. Wir wünschen, dass diess in den folgenden Bänden der *deutschen Corinna* berücksichtigt, und jeder Tadel, der diese Arbeit noch treffen kann, so zum Schweigen gebracht werden möge. — Wir bemerken noch, dass in diesem Bande nur die fünf ersten Bücher übersetzt sind, das Ganze also aus vier Bänden bestehen wird. —

Hn. Müllers Ankündigung einer *freyen Bearbeitung* der Corinna (No. 2) verfehlte bey uns ihres Zweckes, zu frappiren, keineswegs. Denn unserer Meinung nach wird zur *Bearbeitung* der Kunstproducte originaler Geister ein Genius erfodert, der nicht nur über das einzelne zu bearbeitende Werk erhaben ist, sondern zugleich auf der Höhe der Literatur und der Zeit steht, deren Wechselwirkungen seine Existenz und die Art derselben bestimmten. Aber Hr. *Müller* thut sich offenbar selbst Unrecht durch den anmassenden Titel, von dem das Innere seines Buchs durchaus nichts weiss. Denn die schönsten Stellen eines Romans, wo diese nicht unmittelbar in die Fabel eingreifen, ohne weiteres wegstreichen, oder sie, ohne eine Ahndung zu haben von dem Werth ihrer Form, in einem mageren Auszug geben, ein so willkührliches und dabey geistloses Verfahren verdient doch wohl den hochfahrenden Titel *einer Bearbeitung* nicht? *Welchen* Titel es aber verdient, wenn ein Verdeutscher der Corinna *den Gesang auf dem Capitol* ganz und gar auslässt, wenn er die gediegensten Ideen, die bey der Anschauung römischer Kunstwerke ausgestellt werden, nach Gutdünken verstümmelt oder mit Stillschweigen überhüpft, wie denn Hr. *Müller* im vierten, fünften, sechsten und siebenten Buch fast auf jeder Seite thut, mögen wir nicht weiter untersuchen. Der Bearbeiter wusste wahrscheinlich, wodurch er *seinem* Publicum gefallen würde; ob es aber überhaupt erlaubt sey, die Corinna für ein *solches* Publicum zuzubereiten, zweifeln wir. Uns fällt hiebey Suetons Erzählung von dem *präparirten* Löwen des Nero ein, welchen dieser vor allem Volk überwand. — Eine grössere Anmassung aber ist es, wenn ein Mensch, der sich auf jeder Seite der französischen Sprache eben so unkundig, wie der deutschen zeigt, ein classisches Werk jener in diese übertragen will, ein Mensch, dem überdiess selbst die nothdürftigsten historischen Kenntnisse, ja die alltäglichsten Begriffe abgehen. Gerne wollten wir schweigen von der überall beybehaltenen französischen Schreibart der Eigennamen, wie *Corinne*, *Cornelie*, *la porte du peuple*, *Michel-Ange;* wollten Namen wie *Perpolese* S. 45, *Machiarel* S. 209, *Cesaretti* S. 209 und Anm., selbst in diesem sonst erträglich correct gedruckten Buch, gern für blosse Druckfehler gelten lassen: wenn nicht S. 33 die berühmte Säule des Antonin zu einer *Säule Antonius* gemacht worden wäre; (ein Irrthum, den Hr. *Müller* freylich mit S. 49 der von *Schlegel* herausgegebenen Übersetzung theilt,) wenn nicht S. 134 folgende interessante Periode vorkäme: *Um auf die appeninische Landstrasse (la voie Appienne) zukommen, geht man durch das Thor St. Sebastian, das sonst Cagene* (Capene) *hiess*, und wir eben diese *appeninische Strasse* nicht auf den nächsten Seiten noch viermal zu passiren hätten; wenn nicht die Worte: *allons plutôt voir la pyramide de Cestius. Les protestans, qui meurent ici, sont tous ensevilis autour de cette pyramide*, S. 142 übersetzt wären wie folgt: „Lassen Sie uns lieber *die Statue* des Cestius sehen. Die Protestanten, die hier starben, sind alle in der Nähe *dieser* Pyramide begraben", wo der wackere Übersetzer die Statuen und Pyramiden so ziemlich für synonym zu halten scheint; wenn nicht S. 144 aus dem *Chevalier Bernin* ein *Ritter Bernis* gemacht wäre u. s. w. Aber wollten wir die Er-

bärmlichkeit dieses Machwerks in mehreren Details durchführen, so wäre im Ernst zu fürchten, dass Rec. verhältnissmäsig mehr Zeit und Mühe auf diese *Kritik einer Sudeley*, als der Autor auf seine *Bearbeitung der Corinna*, verwandt hätte.

Da sich Hr. *Müller* durch diese Anzeige schwerlich von Vollendung seines Unternehmens abbringen lassen wird, so bemerken wir noch, dass auf dem Titel der Zusatz: *Erster Band*, ganz vergessen ist. Denn wirklich sind in dieser Dollmetschung bis jetzt nur die sieben ersten Bücher fertig. Diese Auslassung, mit der der Jahrszahl zusammengenommen, wird den Rec. gewiss entschuldigen, dass er höherer Foderungen gar nicht gedacht hat, und dafür rechnet er auf Hrn. *Müller's* Dank. P.

Weissenfels u. Leipzig, in der Böseschen Buchhandlung: *Philaleth über Natur - Welt - und Menschenleben.* Ein nützliches Allerley aber (?) alles (?) *belehrend*, *unterhaltend* und *neu* (?) für gebildete (?) Leser aus *allen* (?) Ständen. Von Dr. G. *W. Becker*. IV und 396 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Wie der Sammler dieses Allerley seine Waare anzupreisen wisse, sagt nicht nur der marktschreyerische Titel, sondern auch die in demselben Tone abgefasste Vorrede dieser Schrift. „Ich habe diese Schrift mit *ganz besonderem Interesse* ausgearbeitet, und glaube dazu Ursachen *haben zu dürfen* (?). *Es* ist ein Beytrag zu einer *unterhaltenden* Lectüre, zu einer *belehrenden* Lectüre. *Jeder* der darin enthaltenen Aufsätze ist *neu* nach seinem Inhalt *selbst*, oder nach der Form, die ich ihm zu geben suchte. Meine Absicht ging *noch* darauf hin, *jedem* gebildeten *Manne* und *Weibe* eine *belehrende* und *unterhaltende* Lectüre in *jedem* der einzelnen Aufsätze zu geben. *Dass diess nicht leicht auszuführen sey*, giebt gewiss jeder Unbefangene zu. Indessen ich selbst gebe mir das Zeugniss, für die Erreichung dieses Zwecks gethan zu haben, was ich *konnte*." — Wenn Hr. B., wie wir ihm gerne glauben wollen, für die Belehrung und Unterhaltung gebildeter Leser nicht mehr thun konnte, als er hier gethan hat, so müssen wir ihm rathen, diese Art von Schriftstellerey andern zu überlassen, die mehr Beruf dazu haben. Denn unter den 38 Aufsätzen dieser Sammlung findet sich auch nicht ein einziger, der wahrhaft belehrend oder unterhaltend genannt werden könnte. Um ein so hart scheinendes Urtheil zu begründen, will Rec. nur den Inhalt der ersten 7 Aufsätze kurz angeben. 1) Über das Gallsche *System* (?) als Grundlage der Physiognomik; enthält einige gegründete Erinnerungen gegen Galls Schädellehre, die aber von anderen Gegnern Galls schon weit klärer entwickelt und besser vorgetragen worden sind. Der Vortrag des Vfs. ist verworren, dabey äusserst nachlässig und nicht einmal frey von grammatikalischen Fehlern. So heisst es z. B. S. 2: Eine Wissenschaft, die uns in den Stand setzt, durch ein paar Fingergriffe über die Geistesfähigkeiten *seiner* Nebenmenschen zu urtheilen, in ihnen den Spitzbuben oder ehrlichen Mann — erkennen zu können, und dabey *noch die Gelegenheit zu haben*, sich recht augenscheinlich von seinen eigenen vortrefflichen Anlagen überzeugen zu können, — dass das Gegentheil Statt finde, erlaubt keinem der Egoismus zu glauben, wem sollte *das* (?) nicht wünschenswerth und willkommen seyn." 2) Notizen über Spanien *nur* (?) mit Bezug auf die *neuesten* (?) Nachrichten *von einem Franzosen*. Wer dieser Franzose sey, und ob er etwa schon frühere Nachrichten über Spanien gegeben habe, erfährt man nicht, so wie der Vf. überhaupt seine Quelle entweder gar nicht oder höchst unbestimmt angiebt. Von welchem Gehalt übrigens diese Notizen sind, lässt sich aus ein paar Stellen leicht beurtheilen. „Die Inquisition" (heisst es S. 14) ist kein Schatten mehr von dem was sie war — Büchercensur und politische Ausspäherey scheint jetzt das Hauptgeschäft dieses ehemals so furchtbaren Tribunals zu seyn. Seit 1680 ist kein *Auto da Fé* gehalten worden. Übrigens mache ja kein Protestant dem Spanier *darüber* grosse Vorwürfe — (dass seit 1680 kein *Auto da Fé* gehalten worden?) S. 16 die Hospitäler sind in Spanien ausgezeichnet gut. Das grosse Madrider konnte im Jahr 1801 14000 (?) Kranke aufnehmen, und sollte dem Plane des Kriegsministers zufolge für 30000 (!) eingerichtet werden. Die Einkünfte von den Stiergefechten begründen seine Unterhaltung dem grössten Theil nach. — (Auch noch im J. 1801?) Die Pflege und *Unterhaltung* (?) und Reinlichkeit soll nicht weiter getrieben werden können. Reconvalescenten bekommen zur Vesper (?) ein Glas Malaga erster Sorte. Chokolade wird *bis zum Überfluss* (?) gereicht. S. 17. *Man weiss in Spanien nichts von Dinees und Soupees. Eine Nachmittagskollation, die sehr solenn ist, macht die ganze* (?) *Freude aus.* Die Damen sitzen auf der einen, die Herren auf der anderen Seite. Die Unterhaltung ist sehr unbedeutend. *Jeder Gast bekommt einen silbernen Teller. Die Bedienten sind im grössten Staate.* Man wartet nun mit Chokolade, Zuckerbrot u. s. w. auf, *davon aber nicht sehr zugelangt wird*, u. s. w. (Wie viele in Spanien möchten wohl eine solche Nachmittagskollation geben können, und wenn sie die ganze Freude der Spanier überhaupt ausmacht, wie sehr wäre dann diese Nation zu bedauern?) 3) Hofdank und Hofundank. Eine Parallele. (Eine schlechte Handlung von *Potemkin* und eine rühmliche vom Grafen *von Brühl*, wobey es jedoch sonderbar ist, dass die letztere, ihre Wahrheit vorausgesetzt, wie der Vf. behauptet, *gar nicht bekannt* geworden seyn soll.) 4) Kindliche Liebe. (Eine höchst abenteuerliche Erzählung aus den Zeiten der Waldenser, vermuthlich aus einem schlechten französischen Almanach oder Roman entlehnt) S. 26 *Avervoes* statt *Averroes* ist wohl ein Druckfehler. 5) Grausamkeiten der Neger gegen Europäer, und Grausamkeiten der Europäer gegen die Neger. (Gräuelscenen, wie man sie schon aus politischen Zeitungen zur Genüge kennt, die Rec. wohl empörend, aber, zumal wie sie hier erzählt sind, weder belehrend noch unterhaltend findet. S. 34 ist Stegmanns für Stedmanns Reise nach Surinam

doch wohl nur Druckfehler.) 6) *Joseph der zweyte*, ein Gegenstück zu *Leopold von Braunschweig*, eine, wie der Vf. hinzusetzt, *ungedruckte*, *nur* (soll wohl *mir* heissen) von einem Augenzeugen mitgetheilte Anekdote. Solche Zusätze, wie dieser, und die bey No. 2, 3 u. f. sollen ohne Zweifel die auf dem Titel angemaſste *Neuheit* jedes Aufsatzes documentiren, worauf jedoch in Ansehung der Form sich der Vf. noch gegründetere Ansprüche erworben zu haben glauben wird durch Schilderungen wie folgende S. 42: *Temperament*, Mangel an Regentenklugheit, *nicht gezähmter, geregelter, langsam, bedachtsam und mit Ordnung zu Werk gehender Eifer für Völkerglück und Völkeraufklärung*, übel verstandene Nachahmung eines Friedrichs II, *Sucht, überall gegen die Menschen mit dem Mauerbrecher umzugehen*, *statt mit der Politik sich zu benehmen*, liessen Josephs schönste Plane scheitern, seine Absichten verkennen, *als Opfer seiner Wünsche und seiner Bestrebungen fallen* (die Plane, Absichten oder ihn selbst? — das letztere, wird der Vf. vermuthlich gedacht haben, werde der geneigte Leser schon selbst suppliren). 7) Kleinigkeiten und doch wichtig für die Haushaltung und den Wohlstand. Unbedeutende, meist schon allgemein bekannte ökonomische Vorschläge zur Benutzung des Moses, der Bärte des Schilfrohrs, der wilden Kastanien, der Knochen, Schnecken (bey diesen heisst es: man *wiegt* sie mit einem *Wiegemesser* und kocht sie u. s. w.) der Butterblumenblätter, die zu Brey *gewiegt* und mit Zucker, Essig und Baumöl bereitet, einen ungemein schmackhaften Salat geben sollen. Doch wir brechen hier ab, mit der Überzeugung, daſs das *Ohe jam satis* für die meisten Leser dieser Blätter schon früher ausgesprochen werden konnte. C — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Ellwangen*, b. Ritter: *Herzenserleichterung eines Obstbaum-Pflanzers.* Den Freunden der Obstcultur zur Beherzigung vorgelegt von *Carl Vollrath Neidhart.* 1806. 32 S. 8. Mit Vergnügen zeigen wir diese Flugschrift an, die auf den wenigen Blättern mehr Interessantes enthält, als manche andere in so vielen Alphabeten. Wenn gleich die Ideen des Vfs. noch keine ausgemachte Wahrheiten sind: so zeugen sie doch von seinem Beobachtungsgeiste und Scharfsinne, und dienen, uns aus dem Schlafe, worin wir über die Sache versunken waren, zu wecken, und werden so mittelbar gewiss zur Vervollkommnung der Wissenschaft selbst beytragen.

Die eigentliche Verbesserung des Obstbaues in Deutschland rechnet er — obwohl nicht ganz richtig, denn wirklich wurde unser Franzobst schon früher eingeführt — von der Zeit her, da wir die edleren Pflänzlinge von den Carthäusern bey Paris zu verschreiben anfingen; aber mit den französischen Stämmen haben wir auch die Fehler der französischen Obstgärtner beybehalten. Einer davon sey der, daſs man dem Unterfetzlinge keinen Einfluſs auf die Frucht des aufgesetzten Reises zugestehen wolle; da doch bey ihm, dem Vf., die weisse Calvilla mit der rothen copulirt, eine rothe Seite erhalten; die grüne Winterbergamotte auf die Jungfernbirn veredelt, ihre dunkelgrüne Farbe verloren habe u. d. m. (Rec. sieht den Untersetzling wie den Boden an, auf dem die Pflanze wächst; und gesteht ihm insofern — so wie dem Sandboden auf den Geschmack der Kartoffel — *aber auch nur insofern* allerdings Einfluſs auf die Frucht des Untersetzlings zu).

Es sey unverzeihlich, daſs man in Deutschland die Sammlung der Obstkerne zum Auspflänzen so sehr vernachlässige, da man sich daraus doch in kurzer Zeit die besten Obstbäume erziehen könne. Indessen seyen die Kerne, die eine Frucht liefere, doch auch nicht alle gleich gut; er, der Vf., finde sie von dreyerley Güte, nämlich schlechte oder kranke, mittelmäsige oder unvollendete, gute oder vollendete. Nur die letzte Sorte bringe die Mutterfrucht in ihrer völligen Ächtheit wieder hervor; allein diese Beobachtung gebe für die unter den Pomologen so lange streitig gewesene Frage „ob die edlen Obstarten durch den Saamen ihres Gleichen wieder hervorbringen" die Entscheidung. (Vortrefflich, wenn auch dem Zweifler gegen die Beweiskraft der angeführten Erfahrungen noch Einwendungen übrig bleiben. Der Vf. will nämlich gefunden haben, daſs *Stämme aus Saamen von 1789*, worin der Frühling der Obstblüthe günstig gewesen, *den Früchten der Mutterstämme gleiche; Stämme aus Saamen von 1790*, worin das Frühjahr der Obstblüthe ungünstig gewesen, *viel schlechtere Früchte getragen haben.* Eine Bemerkung, die Rec. wenigstens im Allgemeinen nicht für richtig anerkennen kann; indem so, wie wir bey dem Saamen des Getreides und anderer Pflanzen sehen, auch die schlechtesten Jahre unter vielen schlechten Saamen noch immer auch vielen vollendeten hervorbringen.) Schade übrigens, daſs der Vf. sich über die Kennzeichen des vollendeten Saamens nicht noch näher erklärt!

Es sey Vorurtheil, sagt Hr. *N.* weiter, wenn man sich von dem gröſseren Pflänzlinge desto eher Früchte verspreche; indem dergleichen Stämme am ersten ausgehen. Auch sollten wir statt der Baumschulen vielmehr Kernschulen oder Erziehungsplätze für gute Stämme aus vollendetem Saamen zu haben suchen. Überhaupt müsse man auch nicht Alles veredeln wollen: manchem Obstbauer sey ja eine Holzbirn nützlicher, als eine sogenannte edle. (Sehr wahr!) Gegen das Versetzen der Stämme eifert der Vf. an mehreren Stellen: er habe einmal den Versuch gemacht, von 300 Kernstämmen 100 Stück nach 3 Jahren zu versetzen. 3 Jahre nachher habe er 40 versetzte und eben soviel unversetzte aufgenommen, der Länge nach zerschnitten, und nun unter jenen 27, unter diesen aber nur 5 Stück schadhaft gefunden. Von den versetzten Stämmen misrathe auch die Obsterndte viel öfter, als von den Kernstämmen (!!!). Beym Pflanzen von Obstbäumen müsse man vorher immer auch erst wissen, ob sie in diesem Klima fortkommen werden: so gedeihen z. B. in des Vfs. Gegend Zwergobstbäume auf Quittenstämmen nie; die gelbe Reinette werde ein vortrefflicher tragbarer Baum; die graue bleibe ein Krüppel.

Man hätte wünschen sollen, daſs der Vf., der über den Obstbau so gut beobachtet und urtheilt, auch durch das beste Gedeihen seines Obstgartens belohnt worden wäre: aber eine Abtheilung durchziehender französischer Soldaten hat ihm denselben am 5 October v. J. vernichtet. a.

Prag, b. Widtmann: *Unterricht für den ausübenden böhmischen Landwirth über die Verbesserung der Landwirthschaft.* Von *Joseph Wersack.* 1806. VIII u. 240 S. 8. (20 gr.) Volksbücher, die nicht bloss zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung des gemeinen Mannes dienen sollen, dürfen nicht sowohl den Zweck haben, ihn mit den Sachen selbst bekannt zu machen — denn aus Büchern lassen sich diese schwerlich so gut begreifen, daſs sie darnach ausgeübt werden könnten — als vielmehr den, ihm das Verständniss darüber zu öffnen, und zu zeigen, warum er gerade so, oder anders dabey verfahren muss, als er es aus seiner Praxis gewöhnt ist. Diess ist jedoch nicht der Gesichtspunct, den der Vf. des Unterrichts f. d. a. b. L. genommen hat; sondern er will den Feldbau, die Viehzucht, den Wiesen- den Grünzeugs- Obst- Handlungspflanzen- und Waldbau *selbst* lehren. Aber auch diesem Vorhaben bleibt er nicht getreu; sondern trägt vielmehr nur Eins und das Andere davon, oft unrichtig und unvollständig genug, vor; über alles aber, was weiter dahin gehört, läſst er seinen Leser gänzlich unbelehrt. Wir erwähnen des Buchs also hier auch nur als eines von den vielen unnützen. Warum es eben für den böhmischen Landwirth bestimmt seyn soll, da es von den oben genannten Theilen der Landwirthschaft das Allgemeine enthält, läſst sich nicht absehen. a.

Monatsregister

vom

August 1807.

Verzeichniss der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des August.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

1) Zeitz u. Naumburg, b. Webel: *Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft.* Eine Nachbildung der Offenbarung Johannis von *Christ. Schreiber.* Nebst einer Vorrede des Herrn Professors *Augusti* in Jena. 1802. XVIII u. 130 S. 8. (12 Gr.)

2) Kopenhagen, b. Proft: *Die Offenbarung Johannis.* Metrisch übersetzt von Dr. *Friedrich Münter.* Zweyte, verbesserte Auflage. 1806. 130 S. 8. (12 Gr.)

Dass die Apokalypse ein Gedicht sey, kann nur der in Zweifel ziehen, der, das Wesen der Poesie verkennend, nur das dafür gelten lässt, was in Versen gegeben ist. Nach diesem Massstabe wäre zwar die vor uns liegende deutsche sechsfüssige Apokalypse ein Gedicht, nicht aber das Original, worin selbst die scharfsichtigste Kritik nicht einmal eine:

Πασα δοσις ἀγαθη και παν δωρημα τελειον,

welcher zufällige Hexameter (Jakob. I, 17) nicht unentdeckt geblieben ist, aufzufinden vermochte. Aber dann würde, sehr wenige Fälle ausgenommen, von einer orientalischen Dichtkunst überall nicht die Rede seyn; oder man müsste erst die Metriker *Anton*, *Greve* u. a. in Requisition setzen, um von ihnen die hebräischen Metra mit mehr Beyfall, als bisher ihren Bemühungen geschenkt worden, abzirkeln zu lassen. Aber so lange *Ezechiel* und *Daniel* unter die Dichter gerechnet werden, so lange wird auch der Vf. der mit dem Schmuck dieser beiden Seher gezierten prophetischen Bilder-Kammer, wie *Herder* die Apokalypse sinnreich und bezeichnend nannte, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen. Bey dieser poetischen Natur der Apokalypse aber ist es zu verwundern, dass wir so wenige Versuche, sie in gebundener Rede zu übersetzen, haben, und dass unter den vorhandenen keine ist, die auf unbedingten Beyfall Anspruch machen kann. Die in gereimten Jamben verfertigte französische Übersetzung des Abt von Villeloin, *Michael de Marolles* (Paris 1677. 4), ist nach der *Vulgata*, weitschweifig und schleppend, und tief unter der Würde und Kraft des Originals. Dasselbe gilt auch von der zwar fliessenden, aber zu paraphrastischen italiänischen Übersetzung von dem Bologneser *Flaminio Scarselli* (Mailand 1755. 8. *Ed.* 3. 1756), so wie von der in wohlklingenden lateinischen Hexametern abgefassten Übersetzung des Jesuiten *Jean de Bussières* (Dessen *Miscell. poet. P. I. Lugdun.* 1675. S. 1—204). *Lavater's* Werk: *Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannis.* Zürich 1780. 8. enthält treffliche Stellen, kann aber nur als eine sehr freye Paraphrase der Apokalypse betrachtet werden, da es den Inhalt derselben bis auf 24 Gesänge erweitert hat. Hr. Dr. *Münter* hat unter den Deutschen den ersten Versuch einer poetischen Übersetzung dieses originellen Productes geliefert. Die erste Auflage seiner metrischen Übersetzung erschien schon 1784, scheint aber nicht sehr bekannt geworden zu seyn; daher es auch Hrn. *Schreiber* gar wohl zu verzeihen ist, dass er, bey der Herausgabe seiner Nachbildung, diese frühere, der seinigen verwandte, Arbeit nicht kannte. Hr. *Münter* hat bey der zweyten Auflage diese Nachbildung benutzt, und ihr besonders manchen passenden Ausdruck und besser klingenden Vers zu verdanken. Hr. *Schreiber* hat sich selbst dadurch einiges Unrecht gethan, dass er eine *Nachbildung* ankündigte. Er hätte nur einige Verse, die er, als historische Erläuterung, wegliess (wie z. B. Kap. I, 1—8), noch aufnehmen und sich dem Original etwas mehr anschmiegen dürfen, um den Titel Nachbildung mit Übersetzung vertauschen zu können. Wenigstens würde man ihn unrichtig beurtheilen, wenn man ihn mit *Lavater* und anderen frühern Paraphrasten, die sich die grössten Licenzen erlaubten, in Eine Classe setzen wollte.

Sollen wir unser Urtheil über beide Arbeiten im Allgemeinen fällen, so müssen wir vor allen Dingen die Wahl des Hexameters missbilligen. Keine Versart ist dem orientalischen Ohr so zuwider, als der griechische Sechsfüssler, und er wird um so unausstehlicher, je rascher er in Daktylen daherbraust. Bekanntlich kann man in den orientalischen Dialekten eher alles, als einen gesunden Hexameter oder Pentameter bilden. Die hellenistische Sprache der Apokalypse aber, wenn sie auch Ursprache ist, kann für nichts anderes, als ein orientalisches Jargon gehalten, mithin auch in keine Versart übertragen werden, die im ganzen Orient so wenig einheimisch ist. Der Jambus ist vielleicht noch das einzige dem orientalischen Geschmack zusagende Metrum, und desshalb ist er auch von den meisten Übersetzern hebräischer und arabischer Dichter gewählt worden. Doch ist auch hierbey grosse Vorsicht nöthig, um den Übersetzungen nicht eine Eintönigkeit beyzubringen, die den Originalen fremd ist. Der Koran nimmt sich in Jamben noch so leidlich aus, obgleich auch hierbey die Abwechselung des Tons vermisst wird; aber in Hexa-

metern oder Distichen würde er ein wahres Monstrum werden.

Am besten würde man wohl bey einer ächten Übersetzung der Apokalypse mit gebundener und ungebundener Rede abwechseln. Die Einleitungen und Übergänge von einer Vision zur anderen, die Expositionen der Ekstasen und die Paränesen müssen, was sie sind, Prosa bleiben. Aber selbst in der gebundenen Rede müssten die Metra abwechseln, je nachdem das Pathos steigt oder fällt. Anders redet Jehovah, der König des Himmels und der Richter der Erde; anders der Engel als himmlischer Herold; anders der vom Geist ergriffene Seher; anders tönet das grosse Hallelujah in den unermesslichen Räumen des Himmels und der rauschende Triumphgesang über Michael's Sieg über den Drachen; anders das über Babel ausgerufene Wehe. Kurz, es ist hier solche Mannichfaltigkeit, dass der Übersetzer, der alles nach Einer Form modelt dem Original einen schlechten Dienst erweiset. Welch ein Unterschied sogleich, um diese einzige Probe zu geben, in Kap. I. 7. 8:

Siehe, da kommt er mit den Wolken!	Ἰδου, ἐρχεται μετα των νεφελων,
Und ihn erblicket jedes Auge,	Και ὀψεται αὐτον πας ὀφθαλμος.
Selbst die, so Ihn durchbohrten.	Και οἰτινες αὐτον ἐξεκεντησαν.
Um ihn zerschlagen sich die Brust	Και κοψονται ἐπ᾽ αὐτον
Des Landes Stämme alle.	Πασαι αἱ φυλαι της γης.
Ja, so geschieht's!	Ναι, ἀμην.
„Ich bin das A und O,	Ἐγω εἰμι το Α και το Ω,
Der Anfang und das Ende;	Ἀρχη και τελος,
(So spricht der Herr)	(Λεγει ὁ Κυριος)
Der Gegenwärtige,	Ὁ ὠν,
Und der Vergangene,	Και ὁ ἠν,
Und der Zukünftige,	Και ὁ ἐρχομενος,
Der Allbeherrscher!“	Ὁ παντοκρατωρ.

Nach Hrn. *M.* Übersetzung, die noch dazu die Kürze und Emphasis des Originals keinesweges erreicht, wie jedem die Vergleichung zeigt, lautet diess so:

Sieh'! Er kommt in den Wolken! Es wird Ihn jegliches Auge
Sehen, es werden Ihn schauen, die ihm die Seite durchstachen!
Weinen werden, von ihm gestraft, der Erde Geschlechte!
Ja, so geschieht's! Ich bin der Beginner, und bin der Vollender!
Also redet Jehovah, der Herr, der Weltenbeherrscher!

Solches Einerley stört, bey Hn. *M.* wie bey Hn. *Sch.* den Eindruck des Mannichfaltigen, den das Original so schön hervorbringt.

Betrachtet man beide Arbeiten als Übersetzungen, so gebührt Hn. *Münter* der Vorzug grösserer Treue. Doch ist sie nicht so gross, dass nicht hier etwas erweitert, und dort etwas abgekürzt wäre, wodurch denn das orientalische Colorit nicht selten verwischt wird. Schon die obige Probe zeigt diess, eben so folgende (Kap. 2. 1—8), die überdiess eine der treuesten zu seyn scheint:

Schreibe der Kirche zu Ephesus *Bischof:* Es spricht, der die sieben
Stern' an der Rechten hat; *und wandelt zwischen den Leuchtern:*
Deine Werke kenn' ich', und deine Geduld und dein *Leiden;*
Weiss, dass du die Frevler nicht duldest, und dass du geprüft und erkannt hast,
Die mit Trug sich rühmen Apostel zu seyn: denn vieles
Hast du bestanden und *treu* für meinen Namen erduldet:
Eins gleichwohl gebricht dir: dass du die frühere Liebe
Hast verloren. Gedenk von wannen du fielest, und kehre
Wieder zu ihr zurück! sonst komm' ich und stosse dir eilend,
So du nicht wendest zurück, von seiner Stätte die Leuchter!
Aber ich rühme dich dess, dass du hassest der Nikolaiten
Lehren, die auch ich hasse! Wer hören kann, der vernehme,
Was der Geist den Gemeinen verkündet: dem Siegenden reich' ich
Von dem Baume des Lebens *im Paradiese* zu essen!

In den durch den Druck ausgezeichneten Stellen hat uns der Übersetzer keine Genüge geleistet. Rhythmik und Prosodie ist oft verletzt; der böse Siebenfüssler ist nicht das Einzige, was in dieser Rücksicht zu tadeln wäre. Über die Auslegung selbst wäre auch Manches zu erinnern, da wir den Sinn in vielen Stellen anders fassen zu müssen glauben, als hier geschehen ist. Aber wir können uns auch aus dem Grunde nicht auf exegetische Erörterungen einlassen, da der Vf. seiner Übersetzung keine Anmerkungen beyzufügen für gut gefunden hat. Diese schienen ihm (S. 11) nach Eichhorn's, Lange's, Oedmann's und Hallenberg's Commentaren völlig überflüssig. Nur darin, bemerkt der Vf., weiche seine Ansicht der Apokalypse von der Eichhornschen ab, dass er sie für kein *Drama*, sondern für eine Reihe, einen Kranz von Visionen halte. Hr. *Schreiber* hat zwar einige Anmerkungen; wir können aber, da sie, bey manchem Brauchbaren, nichts Neues enthalten, nichts daraus ausheben. Das einzige müssen wir erinnern, dass Hr. M. ἐκκλησιας ἀγγελον immer durch *Bischof* übersetzt hat, eine neologische Erklärung, die den christlichen Sprachgebrauch eben so sehr als die Dogmengeschichte gegen sich hat. Hr. *Sch.* hat es, auch nicht viel besser, bald durch *Verehrer*, bald durch *Führer* gegeben.

Dagegen kann aus dem Gesichtspuncte poetischer Gemählde Hn. *Sch.* Nachbildung auf grösseren Beyfall Anspruch machen. Seine Sprache ist edel, seine Diction leicht und fliessend und sein Versbau grösstentheils untadelhaft. In Ansehung des letzteren steht Hr. *Münter* offenbar zurück. Wir theilen das vierte Kap. nach beiden Bearbeitungen zur Vergleichung mit.

Schreiber.

Aber schwing' dich, o Seele, hinauf zu dem heiligen Throne,
Wo der Erhabene wohnt im Glanze des ewigen Lichtes!
Lieblicher Wahnsinn umspielt mir das Haupt und holdes Entzücken
Glüht empor in der Brust. Ich hör', ich höre die Stimme,
Die, wie Schall der Trommete, mich weckt aus süsser Betäubung.
Sing', o Harfe, den Völkern der Welt die Gebilde der Zukunft,
Die der Begeisterung Zauber mir wob aus magischem Dufte.
Hoch in der Mitte des Himmels erhebt auf glänzendem Throne
Sich der unnennbare Geist, mit blitzenden Strahlen umgossen.
Um ihn wölbet sich her der schimmernde Bogen des Friedens;
Könige harren, das Haupt von Diademen umfunkelt,
Und im Gewande des Lichts, am Throne seiner Befehle.
Rollender Donner entbrausst der Hand des Allwaltenden, zischend
Kreuzt sich der Blitz, es erhebet die Stimm' der erwachende Sturmwind.
Aber der Ausfluss der Gottheit, die Kräfte zu schaffen und wirken,
Brennen, wie feurige Glut, am goldenstrahlenden Throne.
Glatt ist der Boden und hell, wie silberkrystallene Fluten.
Siehe! die ganze Natur, von des Ewigen Händen geschaffen,
Steht allsehend vor ihm, zu vernehmen seine Gebote,
Und gehorchend dem leisesten Wink, auf Flügeln der Eile
Schnell zu verkünden und rastlos zu preisen den Namen Jehovah's:
„Heilig ist er, der Herr, der allmächtige Schöpfer des Weltalls,
Der da ist, und der war, und in Ewigkeiten noch seyn wird.
Alles athmet ihm Dank, von hoher Verehrung durchdrungen;
Selbst die Ersten des Himmels, sie fallen am Throne darnieder,

Ihn anbetend, der lebt durch alle Räume der Zeiten.
Kronen und Diademen, die ihren Häuptern entstrahlen,
Legen sie vor ihm dahin und singen mit preisenden Lippen:
„Würdig bist du, o Herr, unendlichen Ruhm zu empfangen!
Preis dir und Ehre, du hast es gestaltet, das Weltall; du *wolltest* —
Und der chaotischen Nacht entwand sich jauchzend die Schöpfung."

Münter.

Hierauf schaut' ich, und sah ein Thor geöffnet im Himmel.
Und mir gebot von neuem die Stimme, die gleich wie Drommeten
Mir ertönt: Komm her und schau, was künftig geschehn soll!
Plötzlich ward ich entzückt. Ein Thron stand hoch in dem Himmel;
Einer sass auf dem Thron, und des Sitzenden Glanz war wie Feuer-
Funkelnd Gestein zu schauen: doch schwebte der Bogen des Friedens
Mit smaragdenem Schimmer umher um die Stralen des Throns.
Vier und zwanzig Sessel umgaben den Thron im Kreise;
Und auf jeglichem sass der himmlischen Ältesten Einer,
Angethan mit weissem Gewand, mit goldener Krone
Auf dem Haupt. Gewitter entflogen und Donner dem Throne.
Sieben Fackeln entbrannten vor ihm, die Geister Jehova's.
Strahlend wogt' an dem Fusse des Throns ein Meer von Krystallen.
Vier Lebendige trugen den Thron, rings um sich erhebend;
Überall mit Augen besäet im Rücken und Antlitz.
Löwengestaltet das erste; dem Stier war ähnlich das zweyte;
Und des dritten Gesicht war gleich dem Antlitz des Menschen:
Aber das vierte Lebendige glich dem schwebenden Adler.
Jegliches hatte sechs Fittige, rings mit Augen besäet.
Nimmer haben sie Rast, und singen die Tag' und die Nächte:
Heilig, heilig, heilig ist Gott Jehova, der Welten
Herrscher, der ist, und war und der seyn wird! Also ertönen
Dem auf dem Throne, der ewig lebet, der Wundergestalten
Feyernde Stimmen in Lobgesängen und Dank und Anbetung!
Alsdann fallen die vier und zwanzig Ältesten nieder
Vor dem Thronenden, welcher in Ewigkeit lebt, auf ihr Antlitz:
Werfen dahin die Kronen vor ihm und sprechen: Jehova,
Du bist werth, Anbetung und Preis und Dank zu empfangen,
Du hast Alles erschaffen: du wolltest, da wurden die Welten!

Dasselbe Verhältniss findet durch das Ganze Statt. Hr. *Sch.* gefällt sich im Ausmahlen einzelner Parthieen und läfst dagegen eine Menge individueller Züge, z. B. Zahlen (worauf in der Apokalypse viel ankommt), Namen, Lokalverhältnisse u. s. w. aus. Dadurch gelang es ihm zwar, seinem Gemählde eine gefälligere Aussenseite zu geben; aber im Innern vermisst man die Individualität des Orients, die bey Hn. *Münter*, da er dem Buchstaben treuer blieb, mehr sichtbar ist, und es noch weit mehr seyn würde, wenn er sich, wie schon oben erinnert wurde, nicht den hexametrischen Zwang auferlegt hätte. Dass seine Verse nicht frey von Härten sind, gesteht er selbst ein. Er hat hierüber und zu seiner Entschuldigung S. 11 und 12 folgendes bemerkt: „Vielleicht dürfte meine Übersetzung manchem Kunstrichter, dessen Ohr an die Weichheit und Harmonie des griechischen, und diesem von neueren Dichtern, besonders von *Voss*, nachgebildeten deutschen Hexameters gewöhnt ist, hart und zuweilen rauh scheinen, und ich gestehe selbst, dass ich sie von diesem Fehler nicht völlig frey weiss. Allein es sey mir erlaubt, zu meiner Entschuldigung anzuführen, dass es bey einer beynahe wörtlichen Übersetzung des Gedichtes fast unmöglich war, diesen Fehler zu vermeiden; um so mehr, da die Pflicht des Übersetzers es mit sich bringt, nicht allein die Reihe der Ideen, sondern auch den ganzen Ton, der im Originale herrscht, so sehr sich dieses irgend thun läfst, auszudrücken, welches bey der Kürze der Darstellung, dem schnellen Fluge der Erscheinungen, und ihrem majestätisch-schrecklichen Inhalt, schwerlich ohne Härten der Sprache und des Versbaues geschehen konnte." Wenn wir auch diese Entschuldigung wollten gelten lassen, so wird doch dadurch die keineswegs glückliche Aufgabe, die Apokalypse in Hexametern darzustellen, gerechtfertiget seyn.

Hr. *M.* hat seiner Übersetzung eine Abhandlung: *Über die älteste christliche Poesie* (S. 17—54) vorausgeschickt, die für Rec. ein vorzügliches Interesse hatte, und die vertraute Bekanntschaft des Vfs. mit dem christlichen Alterthum aufs neue beurkundet. Rec. erinnert sich nicht, diesen wichtigen Gegenstand in der Kürze so gut erörtert gefunden zu haben, als in dieser gehaltreichen Abhandlung, der man ein noch grösseres Detail wünschen möchte. Auch dürfte es vielen nicht angenehm seyn, dass sie schon bey Arius aufhört. Der Anhang S. 101 ff. giebt literärische Nachrichten über einige poetische Bearbeitungen der Apokalypse und wird vorzüglich durch die mitgetheilten ausführlichen Probestücke lehrreich.

Beide Schriftsteller sind nicht abgeneigt, den *Apostel Johannes* für den Vf. der Apokalypse zu halten. „Obgleich, bemerkt Hr. *M.* S. 8, die Frage, *wer* der Vf. sey, bey der neueren Ansicht dieses Buchs minder wichtig erscheint, so vereiniget sich doch, meines Bedünkens, Alles für den Apostel Johannes." Nach Hr. *Sch.* Urtheil „wird es nie mit Gewissheit ausgemacht werden, wer Vf. dieses Buchs sey; doch hat die gewöhnliche Meinung, dass es der Apostel Johannes sey, viel Wahrscheinlichkeit für sich" (S. 9. 10). Der Vorredner zu No. 1 sucht die Wahrscheinlichkeitsgründe für diese Autorschaft noch um einen Schritt weiter zu bringen. Er zeigt, dass sich in der ganzen Schrift eine ganz besondere Anhänglichkeit an das Judenthum zeige, und er folgert hieraus nicht nur „dass die Apokalypse *vor* der Zerstörung Jerusalems geschrieben seyn müsse," sondern auch, „dass sie den Apostel Johannes zum Vf. habe." Wir müssen die dafür angeführten Gründe der eigenen Prüfung der Leser überlassen.

Noch müssen wir die Nachricht beyfügen, dass wir bald eine Übersetzung der Apokalypse zu erwarten haben, worauf die Aufmerksamkeit des Publicums mit Recht gespannt seyn kann. *Herder* lieferte in seinem: *Maran Atha* (Riga 1779. 8) nicht nur eine bessere Ansicht dieses alten Dichterwerks, sondern auch eine musterhafte Übersetzung einzelner Stellen, bey welcher aber, der eingeschalteten Bemerkungen wegen, der Totaleindruck verloren geht. Unter seinem literärischen Nachlass befindet sich aber eine neue, verbesserte Übersetzung dieses von ihm so hochgeachteten Buchs, welche die Sammlung seiner sämtlichen Werke zieren wird, und wovon zu seiner Zeit eine umständlichere Relation in diesen Blättern geliefert werden soll. m. cr.

ERLANGEN, b. Palm: *Untersuchungen die wahre Ansicht der Bergpredigt betreffend.* Dr. Von *Joh. Wilhelm Rau.* 1800. 186 S. 8. (14 Gr.)

Untersuchungen, ganz in dem ruhigen, würdevollen Ton des ächten Wahrheitsforschers, und die ihren Gegenstand vollständig umfassen. Die Besonnenheit und

Gründlichkeit, womit der Vf. zu Werke geht, leuchtet sogleich aus der Anlage des Ganzen hervor: *Erste Untersuchung:* Beweis, dass die Reden Matth. V-VII und Luk. VI, 20-49 identisch sind, nebst Beantwortung der vier Haupteinwendungen dagegen. Lukas liefere nur einen kürzeren Auszug; zwischen V. 42 und 43 fehle z. B. die Warnung vor falschen Lehrern, Matth. VII, 15. 16. Dagegen finde sich bey Matthäus eine Lücke in der Zeitfolge; zwischen IV, 23 u. V, 1, müsse wenigstens noch die allgemeine Apostelwahl, wie bey Luk. VI, 12-16, vorausgegangen seyn. *Zweyte Untersuchung.* Üb. den Ursprung der Bergpredigt in ihrer jetzigen Gestalt. Auch bey Matthäus sey sie abgekürzt; daher stehen jetzt einige Sätze isolirt, z. B. VI, 16-18. 22 und 23. VII, 1-3. 7-11. 12. Aber in Jesu Munde habe sie ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht, sey nicht von Matthäus oder einem anderen Sammler aus mehreren ganz verschiedenen Reden oder einzelnen Gnomen zusammengesetzt. Nur etwa zwey Stellen möchten anders wohin gehören, s. unten. — *Dritte Untersuchung.* Jesus habe die Bergpredigt an seine *sämtlichen Anhänger* gerichtet. Beweis aus Luk. VI, 20, in Übereinstimmung mit Matth. IV, 25. Bestätigung a) durch den Inhalt — (Matth. V, 13, *könne* aus einer anderen Gelegenheitsrede Jesu's hier eingehoben seyn, und von Luk. VI, 39. 40 lasse sich diess mit Grotius noch bestimmter behaupten), b) durch die Einkleidung, indem immer *eben dieselben Personen* angeredet werden. — *Vierte Untersuchung.* Über den Zweck der Bergpredigt. Sie habe weder eine Darstellung des Wesentlichen der ganzen christlichen Lehre, noch eine Einweihungsrede für die Apostel seyn sollen. Vielmehr sey a) der *allgemeine* Zweck Jesu gewesen: *Seine Anhänger noch fester mit sich zu verbinden, und für seine gute Sache noch mehr zu gewinnen;* b) der *besondere: Vor den Pharisäern und ihrer Sittenlehre zu warnen.*

Sicher ist durch diese klaren und gründlichen Untersuchungen der streitige Gegenstand seiner Entscheidung um einen guten Schritt näher gebracht, das Übergewicht der Gründe für die Resultate, welche hier der Vf. findet, merklich sichtbarer gemacht. Nur das letzte Resultat möchten wir etwas anders bilden, um die Veranlassung und den Zweck Jesu bey *dieser* Rede, das Charakteristische, wodurch sie sich vor Anderen seiner öffentlichen Reden auszeichnet, mehr hervorzuheben. Je mehr nämlich Jesus jetzt Aufsehen erregte, desto verschiedener mochten und mussten auch die Urtheile und Fragen unter den verschiedenen Volksparteyen über ihn seyn: Was er denn eigentlich wolle? u. s. w. Eine vollständigere Aufklärung hierüber von seiner Seite war desshalb — und vornehmlich in Galiläa, welches aus mehreren Ursachen wohl den meisten revolutionären Gährungsstoff in sich enthielt — höchst nothwendig. Jetzt nun, bey einer so zahlreichen Volksversammlung, benutzte Jesus die Gelegenheit, alle und jede, Freunde u. Feinde, von seinem eigentlichen Zweck zu belehren, wie und auf welchem Wege er das Glück des Volks suche; was er dazu von demselben fodere; wie es keineswegs auf eine thätige Bestürmung der bestehenden Landesverfassung abgesehen sey; mit welchem Rechte er aber gleichwohl der herrschenden, sittenverderbenden Partey der Pharisäer entgegen wirken müsse, jedoch nur durch seine bessere *Lehre.* Hiernach enthielte also die Bergpredigt eine *Declaration seiner wahren Absichten,* für jederman; und zugleich eine *Instruction für das Gesinnetseyn und das Betragen aller Seinigen,* und besonders derer, die etwa in ihren Kreisen für ihn sprechen und weiter wirken wollten.

Noch etwas über ein paar einzelne Stellen. S. 73 meint der Vf., dass die Stelle Matth. V, 13. „desswegen immer dunkel bleibe, weil man keine ganz vollkommen gleiche finde." Hier kann Rec. nicht beystimmen. Ἁλας ist in den anderen Stellen des A. und N. T. das *Symbol der Freundschaft, der Einigung* und *Bundestreue,* nach der bekannten noch herrschenden Sitte des *Salzbundes* unter den Beduinen, wo sie den Sinn des gemeinschaftlichen Salzessens durch ihr: *Salam,* welches sie dabey einander zurufen, deutlich ausdrücken, (s. *Schulz* Leitungen V, 246-249. *Michaelis orient. Bibl.* X, S. 80). Hieraus erklärt sich das: ברית מלח 4 Mos. XVIII, 19. 2 Chron. XIII, 5; ferner: Mark. IX. 49. 50. Salz wurde nämlich beym Opfer gebraucht als Symbol des neuen Freundschaftsbundes zwischen Gott und dem Opfernden. Und so kommt Jesus V. 50 darauf zurück, wovon er V. 34-39 ausgegangen war, den Jüngern mehr Eintracht und freundschaftliches Verhalten unter sich und gegen andere einzuschärfen. Bey Luk. XIV, 26. 34 ist nach unserer Ansicht der Hauptgedanke: Ein wahrer Freund Jesu müsse Verwandtenliebe, Stammesinteresse, alle Privatverhältnisse vergessen und aufopfern können, um ein Freund aller Menschen zu werden; ohne diese durch nichts anderes zu ersetzende Gesinnung einer unbeschränkten Freundschaft und Menschenliebe sey durchaus keiner tauglich für seinen Zweck. Hiemit ganz analog, sagt Jesus Matth. V, 13-16: Ihr, alle meine Freunde und Anhänger, sollt das Mittel werden, Friede und Volkseintracht im ganzen Lande herzustellen (durch Hintansetzung und Ausrottung alles Parteyhasses, zunächst zwischen Galiläern, Juden, Samaritern). Hiezu ist ein freundschaftliches Betragen von eurer Seite das Beste (καλον τ. ἁλας Mark. IX, 50); sonst ist alles unersetzlich verloren; das Gegentheil, Lieblosigkeit, macht euch durchaus verwerflich. Habt also Wohlwollen in eurem Herzen (εχετε εν ἑαυτοις ἁλας als Einigungsmittel. Markus l. c.)! Hierin müsset ihr den Anderen zuvorkommen, mit einem guten Beyspiel ihnen vorleuchten! Wenn diese dann euer so gutes liebenswürdiges Betragen (καλα εργα) sehen, wie ihr zum freundschaftlichen Vernehmen überall die erste Hand bietet: so werden sie diess mit Dank gegen den himmlischen Vater (der es so vermittelte, euch hiezu leitete), erkennen und annehmen. — Auch Kol. IV, 5. 6 steht ἁλας mit der χαρις zusammen. In ihrem Umgange sollten die Christen mit jener gefälligen Freundlichkeit sich äussern, woraus man ihre wohlwollende Gesinnung sogleich abnehmen, (gleichsam wie das Gewürz an einer Speise herausschmecken) könne. — Alle die von *Wetstein* u. a. aus Griechen u. Römern angeführten Stellen für andere Bedeutungen des ἁλας können hier für den hebräisch - hellenistischen Sprachgebrauch nichts beweisen. S. 127 macht der Vf. gegen die Erklärung des ἁγιον (Matth. VII, 6) durch: *Opferfleisch,* die treffende Einwendung: „Sollte denn ein Hund geheiligtes Fleisch verschmähen, wenn es geniessbar ist, und sollte er wohl gar um sich beissen, wenn man es ihm vorwirft?"

Sh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller: *Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts.* (*Versuch über die letzten Gründe der positiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniss zur Philosophie*) von *J. H. Zirkler.* 1807. Erster Theil. X u. 64 S. Zweyten Theils erste Abtheilung. XLVI u. 208 S. Zweyten Theils zweyte Abtheilung. 116 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Die Kategorie der über die Rechtswissenschaft Licht verbreitenden Schriften ist durch diese vermehrt. Sie enthält zum Theil tiefstudirte neue Ansichten des Wahren, und wo ihr denkender Vf. nicht glücklich erfand, da liefert sie doch mitunter Resultate des Scharfsinnes, durch welchen sich bereits gefundene Wahrheiten immer mehr bewähren, theils auch interessante Vorarbeiten für den nach Berichtigung strebenden Forscher. Ihre Tendenz ist, „*die Frage zu lösen, wie Jurisprudenz als Wissenschaft und freye Kunst möglich sey;*“ „*Constructionsregeln für die Interpretation des positiv Gegebenen zu begründen;*“ und „*aus diesen ganze Lehren und einzelne Bruchstücke unseres gemeinen Rechts praktisch zu entwickeln.*“ In den Ansichten eines unserer verdienstvollesten Gelehrten, des Hn. Oberappellationsraths *L. H. v. Almendingen*, fand der Vf., wie er in der Vorrede bemerkt, ein vollendetes Gegenbild, woran sich die seinigen reiben könnten: diess ist der Grund, warum wir auch hierauf zugleich unsere Prüfung richten.

Erster Theil 1) Wahre Philosophie besteht in der Behauptung der Unabhängigkeit der Vernunft von allen Gesetzen, die sie sich nicht selbst gegeben hat: jeder denkende Kopf, besonders also der Rechtsgelehrte, übt sie und muss sie üben, von dem Vorurtheile, die Lehrsätze dieses oder jenes Rechtsphilosophen, als die stehende Schrift des Naturrechts, anzunehmen, entfernt; ohne *Freygeisterey*, welche die Grenzen liberaler Denkungsart, der Negative des Folgerechten, willkührlich überschreitet und in eine in sich selbst verflatternde Zügellosigkeit ausartet; ohne *Steifigkeit* oder leidige Consequenz, welche alles liberale Denken unterdrückt; und ohne *Methodensucht* oder Formenkrämerey. Die Foderung, dass das Gesetz uns vordenke und vorspreche, ist ungereimt — kein Gesetzbuch, auch das vollkommenste nicht, wird alle Zweydeutigkeiten heben — Vernunft und Gesetz widersprechen sich der Sache nach so gewiss nicht, als ihre Harmonie durch ewige Gesetze vorausbestimmt ist — darum *kann* die Jurisprudenz der Philosophie nicht entbehren, und diese ist keineswegs eine unterthänige Dienerin der Gesetze. — 2) Unsere positiven Gesetze enthalten viele Sätze, welche schon natürlichen Rechtens sind; diese werden schon *a priori* erkannt, und können nur *a priori* erkannt werden; von ihnen ist hier keine Rede. Dahingegen giebt es auch viele rein positive Sätze, welche absolut durch ein Gegebenseyn bedingt sind; diese machen uns Schwierigkeit. Es ist nämlich nicht nothwendig, dass sie an diesem Ort, unter diesen Personen und Umständen gerade so bestimmt sind, wie an einem anderen Ort, unter anderen Personen und Umständen; es ist genug, wenn *nur etwas einerley, dieses oder jenes* — festgesetzt wird; dazu bedarf die Vernunft der Willkühr des Gesetzgebers als ihres Organs, um den ursprünglich indifferenten Rechtsbegriff zu brechen, und ihn unter einer zeitlichen Gestalt in einer *eigenen* Ordnung der Dinge herzustellen; dabey ist aber doch die Willkühr des Gesetzgebers durch Vernunftbedürfniss in so weit gebunden, dass er wenigstens keine *zweckwidrige* Position (Gesetz) sanctionire, sondern durch sein, ein Vernunftpostulat erfüllendes, auf eine Ursache und einen dieser entsprechenden Endzweck bezogenes, Gesetz *dem* nur Seyn gebe, dessen Wesen von Ewigkeit ist. Darum ist denn alles *rein positive Recht* etwas schlechthin *Eigenes*, und steht mit Philosophie nicht so im Verhältnisse, dass Sätze des ersteren aus letzterer gefolgert werden dürften, sondern nur so, dass diese jenes beseelen soll, ohne es zu verfälschen — mit anderen Worten, alles positive Recht ist durch Lernen *und* Schaffen, durch Einigung historischer Rechtskenntniss und Rechtsphilosophie, bedingt. 3) Wie ist nun diese Einigung praktisch möglich? So wie *es* kein Lernen oder Empfangen von aussen giebt, dem nicht ein Schaffen oder Produciren von innen correspondirte: so giebt es auch kein Produciren, welches, wenn es mehr als ein gegenstandloses Sehnen seyn soll, nicht durch Empfangen in der Zeit bedingt wäre. Dieses Produciren soll zum Gegenstande einer möglichen Erkenntniss gedeihen; es soll den vollen Begriff des Rechts, welcher sich in der vernünftigen Ursache und dem vernünftigen Endzwecke des positiven Gesetzes auflöst, herstellen. Mit Gesetzen, welche gegen alle Vernunft sind, ist freylich nichts anzufangen, der Rechtsgelehrte kann sich bey deren Anwendung nur als Executor betrachten, da er doch nicht widersprechen darf, wo der Gesetzgeber gesprochen hat; ingleichen kann das Productionsvermögen des Rechtsgelehrten factisch auch

nicht in voller Kraft wirken bey solchen Gesetzen, deren Raison von ihm nicht erkannt wird, d. h. denen allgemeine Grundsätze dergestalt entgegenstehen, dass es unbestimmbar ist, in wie weit sie Gesetz seyn können; die Sphäre solcher Gesetze kann der Rechtsgelehrte nur negativ, durch Einschränkung auf den geringsten Punct des Widerstreits mit höheren Wahrheiten, bestimmen. Nur ausser diesen Fällen und wo auch das Gesetz nicht schon die vollständigen Bedingungen des Rechts enthält, äussert sich die wahre Tendenz der Production in Auffindung der zum vollen Rechtsbegriffe des Gegebenen fehlenden Glieder mit unmittelbarer Gewissheit. *Sie muss ihren Anfang nehmen von dem an Sich Rechten, vom Urrechte*, (dessen unbedingte Realität sich darin bewährt, dass es alles das, worin es als dem Medium vorgestellt wird, entweder zu Recht oder zu offenbarem Unrecht macht,) *oder von einem damit harmonirenden in confesso beruhenden Satze:* hieraus muss das Product construirt werden; seine Zweckmässigkeit, an und für sich allein betrachtet, giebt demselben noch nicht den Charakter der Wahrheit, sondern den einer blossen Möglichkeit; jener entsteht *erst dadurch, dass das gefundene Resultat sich dem vorhin bekannten anschliesst, und daraus, als seinem Vorbilde, analogisch rechtfertigen lässt.* — Hievon giebt der Vf. Beyspiele an der *Kantischen* Deduction des äusseren Meinen und an der des Eides. Aller dem Rechtsgelehrten erlaubte Gebrauch des Naturrechts besteht also in der auf diese Weise bescheidenen Erfindung der in dem positiven Gesetze zur Vollständigkeit eines Rechtsbegriffs fehlenden Glieder (Rechtsanalogie als regulatives Princip des die Legislation supplirenden Richteramts); er muss, in jeder Materie *sich an die gewissen Sätze haltend*, mit einer Freyheit philosophiren, als wäre er über das *corpus juris* Meister, und sich in dieses vertiefen, als müsste er Alles daraus lernen. 4) Die gemeine Vorstellung der *applicatio juris ad factum*, als einer Anerkennung der Identität der Merkmale des sich ereignenden Falles mit den in einem Gesetze unterstellten, beruht auf Irrthum: der gesetzliche Fall kommt in der Rechtspflege niemals vor, oder fällt, wenn er ja vorkommen sollte, nur *per accidens* in die Sphäre des Richteramts, in so ferne wir dasselbe der Execution entgegensetzen: jeder Fall, der einen vernünftigen Streit vor dem Richter veranlassen soll, muss mehr oder weniger enthalten, als im Gesetze gegeben ist. Setzen wir das Gegentheil, so muss der Richter entweder so sprechen, wie das Gesetz ihm vorgesprochen hat — und dann ist er ein blinder Executor — oder er darf gar nicht sprechen, wo nämlich das Gesetz nicht gesprochen hat. Beides ist irrige Extremität, wozu sich *von Almendingen* durch eine unglückliche Consequenz (im Geiste der *Feuerbachschen* Strafrechtstheorie) hat verleiten lassen. *Jus* und *factum* vereinigen sich in der nämlichen Urquelle, worin sich das natürliche und positive Recht vereinigen, in Vernunft und Freyheit, und zu dem positiven Kriterium der Übereinstimmung eines einzelnen Falles mit einem einzelnen Gesetze muss sich die negative Überzeugung gesellen, dass das also ausgesprochene Rechtsurtheil allen anderen Gesetzen harmonisch sey; die Handlung des Urtheilens und Entscheidens besteht mithin nicht in einer *successiven* Vergleichung zweyer Gegebenen, *sondern* in einem gleichzeitigen Setzen und Entgegensetzen; und in dieser Unzertrennlichkeit beider Glieder und in dem darauf gerichteten productiven Vermögen liegt das Wesen der Function des Richters und Auslegers: so gewiss jeder wahre Richterspruch eine Eigenheit ist, so gewiss muss er in der Seele des Richters *idealiter* so entstehen, als ob er ohne Gesetz von selbst entstanden wäre. — Diess sind die Hauptansichten, welche der Vf. im ersten Theile niedergelegt und erläutert hat. Sie sind sowohl für den Gesetzgeber, als für den Richter, und jeden anderen Rechtsbeflissenen *lehrreich*, und die unter No. 3 gegebenen Maximen sind *Führerinnen zur Wahrheit:* wer sollte sie nicht benutzen? Dass sich aber der Richter und Rechtsbeflissene darin beschliessen dürften, ist falsch. Der Gesetzgeber freylich thut genug, wenn er nur nichts Unvernünftiges zur Sanction erhebt (denn diess verstösst gegen die Natur der Sache, und ist keiner Anwendung, vom Zwange des Despotism abstrahirt, fähig) und je zweckmässigere Gesetze er sanctionirt, desto höher ist sein Verdienst um sein Volk. Der Richter und Rechtsgelehrte hingegen haben praktisch genommen gar kein Verdienst, wenn sie nicht bestimmt den Willen des Gesetzgebers treffen; ob sie sich weiter oder näher davon entfernen, ist gleichgefährlich und gleichverwerflich. Analogie, aus einem *in confesso* beruhenden Satze hervorgehend, ist noch nicht auf Nothwendigkeit gegründetes Supplement, und ein anderes darf doch wenigstens eine möglichst sichere Interpretation keineswegs zulassen. Nothwendig aber ist nur ein solches, an dessen Stelle kein anderes treten könnte, ohne die positive Gesetzgebung mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, d. h. ohne diesem oder jenem anderen Theile der positiven Gesetzgebung seine ursprünglich beabsichtigte Zweckmässigkeit zu benehmen oder zu beschränken. Dass das Urrecht in allen Dispositionen des positiven Rechts als Medien *treffend* erkannt werden könne, und eine jede entweder zu Recht oder zu offenbarem Unrecht mache, ist eine Behauptung, die hier nach dem wahren Begriffe des Urrechts dahin gestellt bleiben mag; in *eigentlich praktischer* Sphäre aber verstanden, nämlich dass das Urrecht *alle Abweichungen* von jedem Rechtssatze, der sich durch dasselbe als Recht bewährt, zu Unrecht mache, ist sie offenbar ungegründet. Der Vf. sagt nun freylich selbst, der Rechtsbegriff habe seine Breite innerhalb der nach Graden unbestimmbaren Zweckmässigkeit bis an die Grenze des Zweckwidrigen; allein eben mit dieser Breite des Rechtsbegriffs die Maxime der Entwickelung aus dem Urrechte combinirt, ist der Interpretation nichts weniger als verträglich. Soviel ist ausser Zweifel, dass das Urrecht wenigstens nicht in einem Satze und zugleich in einem demselben *contrairen* Satze, z. B. zweyer positiven Legislationen treffend vorgestellt werden könnte, oder, was dasselbe ist, hiernach eines

von beiden zu deducirenden Sätzen offenbares Unrecht seyn müsste. Wer die Frage: *wann das lucrum extra rem* zu ersetzen sey, nach römischen Gesetzen beantwortet, spricht zum Theil, und zwar für zahllose Fälle, das reine Contrarium von dem aus, was die französischen Rechte hierüber verordnen. Beide Gesetzgebungen hierin nach dem Urrechte, d. h. nach dem nämlichen höchsten Princip (die Verschiedenheit der Staatsverfassung, der Personen, der Orte, der Klimaten u. dergl. wird wohl dabey nicht zur Aushülfe dienen sollen) zu entwickeln ist unmöglich, hiernach würde eine von beiden Unrecht sanctionirt haben; doch aber wird Niemand behaupten, dass eine von beiden zweckwidrige Bestimmungen gemacht habe. Beyspiele der Art liefern bedeutende Rechtslehren in Menge. Überhaupt aber ist jene Combination des Vfs. auch in *der* Sphäre, worin man sich die Breite des Rechtsbegriffs *nur als contradictorisch* erscheinend denkt, mit einem auf eine möglichst sichere Rechtspflege berechneten Interpretationssysteme nicht vereinbarlich. Denn, wenn positive contradictorische Gesetze zusammen mit dem Urrechte vereinbarlich sind, so ist es auch nothwendigerweise eben so in Ansehung fehlender Glieder der Gesetze, die der Rechtsgelehrte etwa erfinden soll; dabey aber ist das Contradictorische grenzenlos, so, dass kein Rechtsgelehrter darin so leicht mit dem anderen übereinstimmt, auch in vielen Fällen mit sich selbst kaum einig werden wird. Je tiefer wir in das Studium des positiven Rechtsdetails eingehen: desto mehr drängt sich diese traurige Wahrheit uns auf. Aus diesem allen rechtfertigt sich die Foderung, dass das Gesetz dem Richter vorsprechen, möglichst vorsprechen solle, unwiderleglich. Diese Frage wirkte immer auf die Interpretationssysteme unserer Rechtsgelehrten *präjudiciell*. Der Vf. erklärt sich dagegen, und schon vor ihm haben sich wichtige Männer öffentlich dagegen und dafür erklärt. Unter jene gehört der französische Staatsrath *Portalis* (auf dessen Vorträge sich der Vf. selbst in einer der folgenden Abhandlungen nachdrücklich bezieht), unter diese einst der Grosskanzler *von Carmer*. Letzterer rechnete die gesetzgebende Vollständigkeitsmaxime unter die heiligen Pflichten der Legislation, ersterer nennt sie *„puerile."* Er legt der Analogie ebenfalls den Charakter des Supplementes des positiven Rechts bey, doch aber soll sie schlechterdings nicht den Charakter eines bindenden Gesetzes haben, nicht *réglementaire* seyn. Sicher wird auch der Vf. diese Einschränkung in Schutz nehmen: aber wir fragen: wenn Gesetz darum bindet, weil es Recht ist, warum soll Analogie, die doch als solche auch Recht ist, nicht in rein identischen Verhältnisse bindend seyn? Die Negative verräth Misstrauen auf das Recht selbst, welches durch Analogie im einzelnen Falle begründet wird, und durch einen analogen Spruch für streitende Theile zu formalisiren ist. Erwägt man endlich, dass Gesetze und Rechte über Wohl und Wehe der Bürger entscheiden; und einmal so erklärt, nach vier, fünf Jahren von einem anderen an des vorigen Stelle getretenen Rechtsgelehrten wieder anders, wenn gleichwohl besser, erklärt, nur Unordnung und Unheil erzeugen: so können wir die Idee der *harmonia quasi praestabilita* in der Philosophie verehren, aber nicht so in der *praktischen* Jurisprudenz und Gesetzgebung; beide müssen auf Menschen, wie sie wirklich sind, und deren wahren Vortheil berechnet seyn, sie können nicht, wie der Vf. will, die Sicherheit und Gleichförmigkeit der Justiz als eine Frucht der Wissenschaft, die sich nur stufenweise entwickelt, von der Zeit und den Bestrebungen vieler trefflichen Köpfe erwarten. Auf die Ansichten der römischen Classiker, die das Vorliegende betreffen, durfte sich der Vf. nicht berufen: die römische Interpretation hatte durch ihre constitutionelle Publicität dieselbe Sicherheit, wie jetzt für uns ein im *Corpus juris* deutlichst geschriebener Rechtssatz, und diese Publicität rechtfertigte jeden nicht durch Widerspruch der Magistrate oder Tribunen verworfenen Interpretationsversuch des einzelnen Classikers (*Fr.* 2. §. 5. *Dig. I.* 2 und *Cod. IX.* 41. *Const.* 11 *in f.* auch *Fr.* 18. *Dig. L.* 4) In Bezug auf unsere heutige Interpretation und richterliche Suplemente des positiven Rechts läfst sich demnach *Fr.* 13. *Dig. I.* 3, welches der Vf. in einer anderen Abhandlung dafür anführt, nicht brauchen; und eben so wenig liegt in dem *„jus quod natura omnia animalia docuit*, wie er S. 60 dieses ersten Theils meint, dunkel die Idee eines unverlierbaren und durchdringenden Principiums aller Rechtsbegriffe — nicht einmal auf die Consensualcontracte wurde dieses gezogen. *Fr.* 5. *Dig. I.* 1. — Wenn denn übrigens in einer gesetzlichen Entscheidung bezeichnete Personen, Sachen und Facta unter vielfachen Divergenzen sich geben können, so sind diese darum noch nicht so vielfache divergirende *Relevanzen*, worauf es doch allein in *rechtlicher* Beziehung nach unserer, wie nach des Vfs. Meinung, und nach der eines Vernünftigen ankommen kann. Es lassen sich aus der schon sehr vollständigen, wiewohl nicht in der reinsten Ordnung uns zugekommenen Legislation der Römer Tausende von Facten entscheiden, bis einmal ein einziges daraus nicht entschieden werden kann (*Fr.* 147. *Dig. L.* 17 und *Fr.* 27. *Dig. I.* 3 sind Sprüche der Weisheit). Der Richter reflectirt, *was* zu den Relevanzen des Factums gehört, und *was nicht* dazu gehört, was es zu diesem, und was es zu einem anderen Factum macht, unter immer (nothwendig) gleichzeitiger Vergleichung mit dem Gesetze. Findet er die *Relevanzen* (diess bezeichnet man durch Merkmale) beider übereinstimmend, dann entscheidet er aus oder nach dem Gesetze. Bedarf es hierzu nur einer gebildeteren Urtheilskraft, desto besser (kein Vernunftpostulat fodert doch wohl das Gegentheil!): will diess der Vf. blinde Execution nennen, so wird die von ihm selbst erwartete dereinstige vollkommene Gleichförmigkeit und Sicherheit der Justiz nichts anderes seyn. Findet der Richter eine solche Übereinstimmung nicht, so muss auch für einen solchen Fall das Recht ausgesprochen werden, aber ausser den Grenzen, wie oben bestimmt, nothwendiger Supplemente, nicht von ihm,

sondern, wie Justinian und die ältere preussische Legislation verordneten, von der Gesetzgebung selbst. Nur diese letztere Alternative tritt in peinlichen Fällen nicht ein, alles Andere eben so, zumal nach der alleinwahren Ansicht, dass der Rechtsgrund der Strafzufügung auf der nach einem Postulate zu fodernden Einwilligung des Verbrechers in die Strafe beruht. Die gemeine Vorstellung der *applicatio juris ad factum* gründet sich also auf reine Wahrheit, und dass von *Almendingen* hiernach aus den Prämissen einer richtigen Strafrechtstheorie consequent fortgeschlossen hat, giebt seiner Imputationslehre den höchsten Werth, und macht ihn der gelehrten und menschenfreundlichen Nachwelt unvergesslich.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

1) **Jurisprudenz.** *Hannover*, b. Hahn: *Über die confessio qualificata im Civil-Process mit einer Anwendung auf die exceptio non rite adimpleti contractus.* Von Dr. *Heinr. Ernst Bornemann.* 1806. 54 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendas.: *Beweis, dass der Unterschied zwischen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jungsten Reichs-Abschiede ganz fremd ist und nur zu grossen Irrthumern geführt hat.* Von Dr. *H. E. Bornemann.* 1807. 32 S. 8. (3 gr.)

Hr. *B.* greift verjährte Meinungen freymüthig an, mit Recht das *jurare in verba magistri* verschmähend. Er geht aber etwas hoch einher, und mag wohl auf seine Entdeckungen mehr Werth setzen, als sie verdienen. Was No. 1) die *confessio qualificata* betrifft: so hat er freylich Recht, wenn er alle bisherigen Theorieen von derselben für unbefriedigend erklärt. Nur fragt sich, ob die seinige besser ist. Er pflichtet im Wesentlichen den von *Sibeth* aufgestellten Grundsätzen bey, und hat auch darin Recht, dass diese billig mehr hätten beachtet werden sollen, als bisher geschehen ist. Daran mag aber Sibeths wunderliche Terminologie hauptsächlich Schuld seyn. Dessen *Nurseyn* der Klage (Vollständigkeit des Vortrags des Klägers) ist ein Hauptpunct, auf den der Vf. das Eigenthümliche der *confessio qualificata* gründet. Ihm ist sie ein Eingeständniss des Beklagten mit der Limitation, dass ein *bestimmter* zum *facto der* Klage *rechtlich*, jedoch *nicht wesentlich* gehörender Umstand vom Kläger ausgelassen sey. Von der den Praktikern so geläufigen und in der Praxis doch so unzulänglichen Absonderung der *capitum connexorum* und *separatorum* will er, aus guten Gründen, nichts wissen. In Beziehung auf den §. 37 des J. R. A. findet er in *der* Litiscontestation: das *factum* sey nicht, so wie es sich eigentlich verhalte, vorgetragen, das Wesentliche der *conf. qualif.* Da aber der R. A. zugleich verlangt, dass angegeben werde, worin sich das *factum* anders verhalte: so wird dadurch der Begriff dieser Confession noch näher bestimmt. Diesem nach nimmt Hr. *B.* an, dass jeder zum *facto* der Klage rechtlich gehörende, nicht wesentliche Thatumstand der Klage, welcher an der Foderung des Klägers etwas modificirt, als *conf. qualif.* vorgebracht werden könne. Aber er setzt sogleich hinzu: „*es ist also nur möglich, den Charakter der conf. qualif. im Allgemeinen zu bestimmen, und davon die Anwendung in jedem besonderen Fall zu machen.*" Damit bekennt er denn ehrlich, dass wir im Ganzen — für die praktische Anwendung — nicht viel weiter sind, als vorher. Der Ausdruck: *conf. qualif.* ist willkührlich, und, wie auch Hr. B. bemerkt, überflüssig. Das *factum*, worauf Jemand eine Klage gründet, muss nothwendig ganz dasselbe *factum* seyn, wie es mit allen Haupt- und Neben-Umständen vorgekommen ist, wenn aus und nach ihm ein richtiges Rechtsverhältniss unter den Parteyen gefolgert und bestimmt werden soll. Nur daraus kann also auch ein Kläger in einem bestimmten Falle seine Ansprüche ableiten. Wird ihm ein diese Ansprüche *wesentlich* begründender Thatumstand abgeleugnet: so ist eine *litiscontestatio negativa* vorhanden, und keine *conf. qualif.* Gesteht aber der Beklagte das *factum* nur mit hinzugefügten Umständen, die mit demselben zugleich Statt gefunden haben sollen, gesteht er also nicht anders, als mit dieser Limitation: so haben wir freylich in der Regel eine *conf. qualif.*; es kann aber doch auch seyn, dass die hinzugefügten Umstände *nur* eine Einrede begründen. Da kömmt es denn darauf an, dass der concrete Fall Richtern in die Hände gerathe, die mit ihrer Rechtskenntniss scharfe Beurtheilungskraft verbinden. Sonst hilft doch alles nichts, und das ist gerade der Jammer, dass die vielerley Theorien und die neuen Terminologieen die, denen es an der *secunda Petri* fehlt, nur noch mehr verwirren und plagen, so dass sie sich endlich einer Autorität blindlings ergeben, der sie immer und ohne weiteres folgen — ihrem Autor die etwanigen Missgriffe guten Muthes ins Gewissen schiebend. Richtige Grundsätze von der Beweislast (denn diese giebt der ganzen Lehre von der *conf. qualif.* doch allein praktisches Interesse) werden in kritischen Fällen sicherere Führer seyn, als die ganze Theorie einer Distinction, die genau genommen wenig praktischen Werth hat. Eben so verhält sichs mit dem Unterschied zwischen der *exceptio non impleti contractus* und *non rite impleti contractus*; den Hr. *B.* gänzlich verwirft, und worin Rec. demselben völlig beypflichtet.

In No. 2 beweiset Hr. *B.*, dass im J. R. A. von heilbaren Nullitäten kein Wort steht. Es ist da nur von unheilbaren *Mängeln* die Rede, und man hat den Verfassern dieses Reichsgesetzes unverdiente Vorwürfe gemacht, dass sie das Ding, das nicht ist, hätten heilen wollen. Sie sprechen nur von Nullitäten, welche *insanabilem defectum* aus der Person des Richters oder der Partey, oder aus den *substantialibus* des *processus* nach sich führen. Der Gegensatz ist also nicht *sanabilis nullitas*, sondern *sanabilis defectus.* Nun liesse sich zwar auch darüber wieder streiten, was unheilbarer und was heilbarer Mangel sey. Dem Streit aber, meint Hr. *B.*, lasse sich ohne Mühe vorbeugen, wenn man nur bey den Worten des Gesetzes stehen bleibe und den unheilbaren Mangel auf keine anderen Gegenstände, als die in demselben genannt sind, erstrecke. Thut man aber das: so kann man allenfalls auch mit den heilbaren und unheilbaren Nichtigkeiten auskommen, obgleich Rec. nicht leugnen will, dass bey jenen, streng genommen, eine *contradictio in adjecto* allerdings zu finden ist. Was der Vf. über die von dem scharfsinnigen *Gönner* versuchte Ehrenrettung der Urheber des J. R. A. mittelst einer angenommenen Verzichtbarkeit und Unverzichtbarkeit (Heilbarkeit und Unheilbarkeit) der Nullitäten sagt, ist vollkommen richtig. Wenn indessen gleich in den §§. 121 und 122 jenes Reichsgesetzes heilbare und unheilbare Nichtigkeiten einander nicht entgegengesetzt werden: so ist doch dieser Unterschied, so sonderbar er auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach scheinen mag, unserer Gesetzgebung keineswegs fremd. Nichtig nennen die Rechtsgelehrten alles, was mit den Gesetzen im Widerspruch steht; ein Urtheil aber nur alsdann, wenn es, als solches, nicht bestehen kann, sondern *cassirt* werden muss. Da wo ein Irrthum in der Anwendung der Gesetze auf den streitigen Fall vorgegangen ist, wird das Urtheil nur unbillig genannt — es kann *reformirt* werden. Hier kann sehr oft Zweifel entstehen, dort muss, selbst um der richterlichen Ehre willen, alles ganz klar seyn, und klar lässt sich eine Nullität nur dann erkennen, wenn man die *merita causae* nicht mit einmischt, sondern sich bloss an die Person des Richters, der Parteyen, und das Wesentliche des Processes hält. Den Nichtigkeiten im Urtheil — in der Materie des Erkenntnisses selbst — braucht nicht gerade durch Cassation, es kann ihnen auch durch Reformation abgeholfen werden. So spricht schon die Cammer-Gerichts-Ordnung von „einer *öffentlichen Nullität, welche in anderer Instanz nicht rectificirt werden möchte*;" und so war es ganz recht, dass der jüngste Reichsabschied die eigentliche Nullitätsklage auf den *insanabilem defectum* in der Person des Richters, oder der Partey, oder den *substantialibus processus* beschränkte. Diese Bemerkung bestärkt die Ausführung des Vfs., welcher jede andere Nullität von der eigentlichen Nichtigkeitsklage ausschliesst. Was von der Disposition der gemeinen Rechte im §. 122 des J. R. A. gesagt ist, bezielt weder die Gründe noch Gegenstände der zur Nichtigkeitsklage berechtigenden Nullitäten, sondern bloss die Verjährungszeit derselben.

v. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER 1807.

JURISPRUDENZ.

GIESSEN und WETZLAR, b. Tasché u. Müller: *Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts* (*Versuch über die letzen Gründe der positiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniss zur Philosophie*) von *J. H. Zirkler*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyten Theiles erste Abtheilung. Vorbericht. Die Regeln „*ubi eadem ratio, ibi eadem dispositio*" und „*cessante ratione cessat lex,*" sind richtig und ausnahmslos. Man muss aber wissen, was ächte *ratio* ist. Sie darf so wenig mit unserer subjectiven Gabe, wohl oder übel zu raisonniren, als mit der Absicht des Gesetzgebers, vermischt werden. Das Gesetz ist seiner historischen Entstehung nach eine dem Causalitätsgesetze unterworfene Zeitbegebenheit, und das, was es als *prius* voraussetzt, *worauf* es nach einer Regel folgt, ist die *Ursache*; es muss sich aber auch zugleich auf ein Künftiges beziehen, welches durch die Vorstellung des Gesetzgebers wirklich werden soll, diess ist der *Endzweck* des Gesetzes. Ursache nnd Endzweck sind Ideen, die uns nach ihrem *an Sich* ewig fremd bleiben, weil wir nie zu einem absolut Ersten oder Letzten gelangen, sondern nur Beziehungen auf dieselbe ausdrücken; das, worauf sich Ursache und Endzweck zugleich gesetzt und entgegengesetzt beziehen, worin sie beide zusammentreffen, ist der *Grund*, die *Wesenheit* des Gesetzes, seine *ratio*, welche nicht in der Willkühr des Gesetzgebers, sondern in jener höheren Nothwendigkeit liegt, die wir im Raisonnement durch das „*Ergo*" aussprechen, und nicht lügen kann. Der Endzweck des Gesetzes ist im Zweifel als Absicht des Gesetzgebers anzunehmen, und sollte diese nach sicheren Erkenntnisgründen davon abweichen (S. 38 des ersten Theils: beschränkt diess nicht den Satz, dass die *ratio* nicht lügen kann?): so muss doch immer die geringste Abweichung angenommen werden, welche nie exorbitant seyn darf. Man kann also 1) „aus dem Wegfallen der angenommenen oder gegebenen *Ursache* des Gesetzes nicht schliessen, dass das Gesetz keine Anwendung habe," indem sich die Ursache dem Begriffe des Gesetzes nur als Negative, damit das, was der Gesetzgeber will, auch etwas sey, verbindet, und genug ist, dass dieselbe nur anfänglich damit verbunden sey: fällt sie in der Folge weg, so cessirt das Gesetz bloss deswegen nicht, sondern bildet nun als Vorwurf der praktischen Vernunft, über alle Zeitbedingungen erhaben, eine innere Welt, die durch Vorstellung Ursache des Vorgestellten ist.. (Ein Beyspiel giebt der Vf. an dem Satze: *impubes non potest testari.*) Man kann 2) „eben so wenig aus dem Eintreten der angenommenen oder gegebenen *Ursache* des Gesetzes auf die Anwendung desselben schliessen (ebenfalls stellt der Vf. hier das Irrige der Extension des quasi-pupillarischen Testamentes beyspielsweise dar). Aber auch 3) „der Zweckbegriff ist keine selbstständige Quelle der Auslegung und Anwendung des Gesetzes, weil aus ihm, an und für sich betrachtet, sich nicht absehen lässt, in wie weit er in das Werk gerichtet werden kann, ohne anderen Zwecken von gleicher oder gar heiligerer Wichtigkeit Abbruch zu thun; und in dem endlichen Verstande Willkühr und Gegenstand immer verschieden bleiben. Wir müssen uns also die *causa legis* vorstellen, um unsere Schlüsse aus dem *finis legis* zu berichtigen, und umgekehrt jene nie anders als in Beziehung auf das vorstellen, was an dem Gesetze Vorwurf der praktischen Vernunft ist. — Die beiden ersteren Sätze des Vfs. sind vollkommen wahr, und er hat unter 1) eine zwar nicht von ihm angeführte, aber diese wichtige Wahrheit ausdrücklich bestätigende, Stelle des römischen Gesetzbuchs richtig erläutert, das *Fr.* 85. §. 1. *Dig. L.* 17, und die unter beiden Numern von ihm angeführten Beyspiele sind gut gewählt, und das Folgenreiche an ihnen bewiesen. In Betreff der Numer 3) beziehen wir uns auf das, was wir oben zur Numer 3) des ersten Theils bemerkten. — Bey der Interpretation kommt es übrigens, wie der Vf. fortfährt, sehr darauf an, von welcher Art die zu interpretirenden Gesetze sind. Es giebt ein Absolutes, welches durch sich selbst Ursache und an sich selbst Zweck ist, Urrecht. Hierauf bezogen sind die positiven Gesetze entweder *Verordnungen* oder *Entscheidungen*, je nachdem sie entweder das an sich Rechte, Urrecht, *a posteriori* darstellen, oder *a priori*. In Betreff jener, der Verordnungen, sind der Gang und die Grenzen der Interpretation im ersten Theile angegeben; in Betreff dieser, der Entscheidungen, kommt es mehr auf die Ideen der Gesetzverfasser an, als auf ihre Erkenntnisse, und wir *müssen* öfters Verbrecher der Gesetze seyn, um sie im Geiste und in der Wahrheit anzuwenden. — Der Vf. deutet hier auf die Kunst, Gesetze der letzteren Art zu umgehen: wir können hier von dieser Art von Gesetzen, und in wiefern urrechtliche Wahrheiten eigentlich nicht der positiven Sanction bedürfen, und einer abweichenden positiven Sanction nicht zu unterwerfen sind, nichts sagen, indem der Vf. sich über das, was Urrecht ist, noch nicht bestimmt und vollständig erklärt hat: wir

können unsere Ideen hierüber erst nach vollständigem Abdrucke der siebenten Abhandlung mittheilen. — Der Vf. untersucht nun noch die Frage, zu welcher der hier distinguirten Arten von Gesetzen die peinlichen Gesetze zu zählen seyen? Die meisten, antwortet er, sind auf die Idee eines ursprünglichen Zusammenhanges von Verbrechen und Strafe gebaut, der auch ihrer Auslegung und Anwendung Mass und Ziel setzen muss. Dem zu Folge versucht er die Strafrechtstheorie von *Feuerbach* und die Imputationstheorie von *Almendingen* zu widerlegen. Er meint a) das Gesetz sagte dem Dieb nur darum eine Strafe an, weil er sie verdiente, könnte aber nicht ihm die Strafe drohen, damit er sie als Übertreter verwirkte, *um erst nach dem Gesetze von Rechtswegen also gestraft werden zu können*: b) Diese Strafrechts- und insonders Imputations Theorie stellte ein *jus* ohne *factum*, einen Zweckbegriff ohne Sachbegriff auf, weil sich die *facta*, welche die Criminallegislation im Voraus finden, aufstellen und verpönen sollte, doch in der That niemals so ereigneten; man könnte nicht, wie diese Theorieen, aus der Welt eine *tabulam rasam* machen, Facta kämen ungerufen, sie gestalteten sich nicht nach menschlichem Sinne, sondern nach dem Eigensinne einer ewigen Macht: c) Beide Theorieen widerstritten dem Begriffe einer Rechtsfrage und eines Processes; nach ihnen wäre der Satz des Widerspruchs das einzige Princip der Rechtspflege, wozu nur ein klarer Kopf, aber keineswegs Raisonnement gehörte: d) Die Vorstellungsart *Feuerbach's* führte auf das von den Philosophen längst in das Reich der Träume verwiesene Sophisma zurück, als ob es vom Wesen abgesonderte Formen gäbe, die *wir* auf die Dinge übertrügen. — Der Vf. hat hier für die *Grolmansche* Strafrechtstheorie in reinphilosophischer Hinsicht, und umgekehrt *gegen* die *Feuerbachsche*, man möchte sagen, die letzten Scheingründe vorgebracht. Jene läfst sich nun freylich dadurch eben so wenig retten, als diese widerlegen. Rechtsverletzung und Ersatz können und müssen in einem ursprünglichen Zusammenhange gedacht werden, nicht so Verbrechen und Strafe, weil nach dieser Ansicht kein vernünftig- rechtlicher Zweck der Strafe denkbar wäre: denn worin sollte dieser nun bestehen? In Vergeltung oder Rache wird ihn wohl Niemand suchen, und in einer Prävention des Verletzers eben so wenig, indem die Begehung einer Rechtsverletzung keine vernünftig rechtliche Gewissheit giebt, dass der Rechtsverletzer mehrere Rechtsverletzungen begehen werde. Diess trifft das sinnliche Übel, welches dem Rechtsverletzer etwa zugefügt werden sollte, im Grunde immer und ohne Unterschied, man nenne es Strafe oder Züchtigung. Uebrigens ist der Staat gegen seine einzelnen Glieder kein Zuchtmeister. Hiedurch wird nun die Ansicht von *Feuerbach* und *Almendingen*, welche der Vf. nach a) unbegreiflich findet, nicht nur begreiflich, sondern nothwendig. Zu b) und c) beziehen wir uns auf die Prüfung des ersten Theils. Zu d) fragen wir nur den Vf., ob, wenn die Anwendung dieses Grundsatzes auf Gesetzgebung denkbar wäre, die von ihm selbst auch ohne Bezug auf Eigenthümlichkeit der Staatsverfassung, des Orts u. d. gl. vertheidigte Breite des Rechtsbegriffs nicht dahinfallen würde. S. 22 seiner Darstellung der rechtlichen Imputation sagt *von Almendingen*: „Die Lehre von der rechtlichen Zurechnung gehöre ausschliesend ins Gebiet der Philosophie, und die positive Gesetzgebung könne über die Frage: ob eine That ihrem Urheber zuzurechnen sey, so wenig etwas verordnen, als sie dem Auge gebieten könne, in der Finsternifs Licht wahrzunehmen." Wie aber der Vf. diess dahin auslegen mag, dass *v. Almendingen* selbst, seinen sonstigen Ansichten entgegen, eine ursprüngliche Verbindung von Verbrechen und Strafe anerkenne, ist uns unbegreiflich. Wenn wir sagten: „der Gesetzgeber könne nicht verordnen, dass ein Furiosus fähig sey, Verbrechen zu begehen, so hätten wir unserer obigen Behauptung eben so wenig, wie *v. Almendingen*, widersprochen; wir hätten nur, wie dieser, in einem Beyspiele erklärt, dass die positive Gesetzgebung nicht überall nach Willkühr gegen Philosophie des Rechts disponiren könne. Schliesslich bemerken wir dem Vf., dass doch auch sowohl nach der Behauptung von *Portalis* an der von ihm (*Abh. I.* S. 10) angeführten Stelle, als nach dem Vortrage von *Faure* (Mitglied des Tribunats) „*lorsqu'il s'agit d'un procès criminel, l'accusé doit être renvoyé au le silence de la loi.*"

Abhandlung. I. II. III. IV. *Ist die Philosophie des Rechts in Bezug auf das Historische desselben eine Wissenschaft der Form oder Logik? — Alle Rechtssätze sind synthetische Erkenntnisse. — Gemeinfassliche Darstellung der philosophischen Interpretation, als der ächtjuridischen Auslegung der Gesetze. — Ein Fragment über etwas, das Hobbes gesagt hat, und den Unterschied von Seyn und Wesen.* — — Diese vier Abhandlungen schliessen an den Prämissen des ersten Theiles und des Vorberichtes fort. Form ist entweder substantiell oder accidentell, je nachdem man entweder die darunter versteht, welche ein Ding zu dem *macht*, was es ist; oder die, welche das Ding nur *zeigt*, wie es ist. Logik ist gemeine Logik oder höhere Logik; jene geht lediglich auf das Folgerechte, wobey es nur auf das „*probetur minor*" ankömmt; diese hingegen besteht nach *Leibnitz* in der Kunst des Findens und der Gabe des Abwägens von Sätzen und Gegensätzen. Da der Rechtsgelehrte jeden Satz, den er als Urtheil Rechtens aufstellt, von Vorne muss entstehen lassen, nämlich in Übereinstimmung mit dem Urrechte und allen möglichen Lehrsätzen: so ist unter Rechtsphilosophie als Wissenschaft der Form nur die substantielle, und unter ihr als Logik nur die höhere zu verstehen. *Thomas Hobbes* sagt: *Legislator quid per verba legis intelligi voluerit, ex eo cognoscitur, quod legislator, id est persona civitatis, semper intelligendus est velle, id quod aequum est*; Recht ist nicht der Ruf der physischen Person, welche das Gesetz ausspricht, es ist der Wiederhall, worin die Vernunft diesem Rufe antwortet, der Wille des Gesetzgebers darf nicht als *Factum* behandelt werden. Der Ausleger eines vollkommenen Gesetzes muss dem Gesetzgeber fa-

gen lassen, was er sagen *sollte*, weil er es hat sagen *wollen*; der Ausleger eines unvollkommenen Gesetzes muss ein Gleiches thun, weil sonst die Sache in den Stand kommt, als hätte der Gesetzgeber gar nichts gesagt. Die richterlichen Urtheile über Fälle sind nicht analytische, sondern synthetische Erkenntnisse, d. h. sie sind nicht blosse Erläuterungen der Gesetze in Bezug auf die Fälle, ohne zum Inhalte jener etwas hinzuzuthun; sondern sie müssen die gegebenen Gesetze erweitern, vergrössern und bereichern, weil jeder Fall als individuell seine eigene Construction von dem *judicium practicum* des Richters erheischt. Unter mehreren Gründen, welche den Gesetzgeber zum Gesetze bestimmt haben können, muss der Interprete denjenigen ausheben, welcher sich am meisten mit den Grundsätzen und Endzwecken des Rechts verträgt. (Indem wir uns hier an das von dem Vf. selbst im ersten Theil Gesagte „dass nämlich kein Empfangen von Aussen existirt, dem nicht ein Schaffen von Innen, und zwar bis zu gleichmässiger Befriedigung correspondirte" erinnern: halten wir dafür, dass keine vernünftige *historische* Interpretation gedacht werden könne, welche *so* seelenlos sey, wie sie der Vf. schildert. Sie wird von der seinigen nur in Betreff der Erweiterung oder Bereicherung der Gesetze in Gemässheit unserer obigen Prüfung des ersten Theils, und in Betreff des *zu* starken Gewichts, welches er zumal auf höhere Zweckmässigkeit der Gründe legt, nach *Julians Fr.* 20. 21. *Dig. I.* 3. abweichen. Über den Grad der Zweckmässigkeit, sagt er selbst im ersten Theile S. 37 sehr richtig, können Menschen nie definitiv einig werden.) Die unmittelbar praktischen Beyträge, welche der Vf. der dritten Abhandlung vollständig einverleibt hat, erläutern römische Gesetze vom *Kaufcontracte*. Die Seele des Kaufs und Verkaufs ist die *conventio*, das Einigwerden durch Bieten und Wiederbieten; Geld und Waare sind ihr Körper. Das *pretium* muss *verum* seyn. Hierbey ist der Conventionalwerth vom Gemeinwerth zu unterscheiden. Auf beide wird die *veritas pretii* in den Gesetzen bezogen. Jenen, den Conventionalwerth, bestimmen Entbehrlichkeit oder Bedürfniss, welche Geld und Waare in der Wechselbeziehung der Contrahenten haben. So gewiss jeder der allein competente Richter über das ist, was er brauchen und was er entbehren kann: so gewiss muss das, worüber die Contrahenten einig werden, mit der Unverbrüchlichkeit einer *res judicata* für das gelten, worüber sie einig werden konnten und sollten. Diesen, den Gemeinwerth, bestimmt der Nutzen der Sache im Allgemeinen. Es ist mithin nicht erfoderlich, dass der Conventionalwerth dem Gemeinwerth nahe komme, und eben so ist es in Betreff der auf jenen oder diesen bezogenen *veritas pretii*. Die *Const.* 2. *Cod. IV.* 44. ist in Bezug auf Gemeinwerth, wie es ihr Wortverstand und die Absicht der Gesetzgebung für Läsionen über die Hälfte einen festen Massstab des Werths an die Stelle des schwankenden conventionellen zu setzen, mit sich bringt, zum Vortheile, wie des Verkäufers, so auch des Käufers, aber nicht zum Vortheile anderer Contrahenten auszulegen. Der Käufer muss diese Wohlthat geniessen. Denn bey einem Geschäfte, das seiner Natur nach den beiderseitigen Vortheil bezweckt, wäre es eine Aufhebung des Gleichgewichts der gegenseitigen Verhältnisse, wenn nicht beiden Theilen unter völlig gleichen Umständen (Verkauf aus Noth ist selten, und ist von den Gesetzgebern offenbar gar nicht in Betracht gezogen worden, *Const.* 15, *eod.*) dieselbe Rechtswohlthat zu Statten kommen sollte. Da diese Rechtswohlthat aber ganz gegen den kategorischen Imperativ der Verträge, „thue die Augen oder den Beutel auf," läuft, auch der dem allgemeinen Verkehr als letzter Zweck zu Grunde liegenden Idee der Gleichheit die Idee der Freyheit, auf deren Kosten die Gleichheit nicht befördert werden darf, zur Seite steht so kommt das besagte Remedium anderen über die Hälfte verletzten Contrahenten nicht zu Statten. Es fällt dann auch hinweg, wenn die Sache dem Meistbietenden bey einer Subhastation zugeschlagen worden ist. Diess behauptet der Vf. gegen *Höpfner* u. a., und erhebt es über allen Zweifel, indem man nach förmlichem Rechte annehmen muss, die Sache sey *zu der Zeit* so gut verkauft worden, als es möglich gewesen, und nach der Natur der Subhastation nicht der Gemeinwerth, sondern nur der *Conventionalwerth* in Betracht kommen kann. Es fällt ferner hinweg, wenn Jemand mit Wissen und Willen einen gegen den Gemeinwerth unverhältnissmässigen Preis verabredet hat; endlich auch, wenn der Handel ein Risiko zum Gegenstande gehabt hat. Hierunter ist auch der Fall zu subsumiren, wenn Käufer und Verkäufer die Bestimmung des Preises einem Dritten überlassen haben. Dadurch glaubt jeder Theil seinen individuellen Zwecken gemäss, zu gewinnen; er wagt es, die *veritas pretii nach diesen* durch den Dritten bestimmen zu lassen. Bestimmt also derselbe nur nicht offenbar *dolose*, so schliesst immerhin das Risiko dieser Überlassung die Statthaftigkeit der *Const.* 2. *cit.* aus. Die *Fr.* 76—78. *Dig. XVII.* 2, welche man für die gegentheilige Meinung anführt, sprechen von Sachverständigen und anderen, welche keine Bestimmung *individueller, nach empirischen Vortheilen einander entgegengesetzter* Zwecke überlassen ist. — Diese ganze Ausführung des Vfs. ist die sinnreichste und beste, welche wir über das vorliegende wichtige Rechtskapitel bis jetzt gelesen haben; nur dieses, dass der über Läsion Klage Führende selbst beweisen solle, er habe nicht wohlbedächtlich so contrahirt, bezweifeln wir; die *praesumtio veritatis pretii* aus dem Consense scheint uns durch die so starke Läsion als gänzlich aufgehoben, von den Gesetzgebern betrachtet.

Abhandlung V. *Etwas zur Vertheidigung der Kantischen Deduction der Verträge, nebst einer Kritik der gemeinen und Garvischen Theorie*. Hier sind nur die Verhältnisse angezeigt, worin der letzte Grund der Vertragsverbindlichkeit *nicht* zu setzen sey. Wir empfehlen diese schätzbare Abhandlung vorläufig, übergehen aber das Nähere davon jetzt um so mehr, als

sich der Vf. selbst die positive Ausführung für einen folgenden Band vorbehalten hat. Nur eine Stelle heben wir aus; wo nämlich der Vf. die Frage erklärt, warum wohl der Käufer nach vollkommen verbindlich gewordenem Kaufe den Zufall trage. Er sucht die *ratio* hievon in dem Zusammenhange mit der Pflicht des Verkäufers zur *custodia*. Wäre die Gefahr auf Seiten des Verkäufers, so dürfte dieser lange nicht zu dem hohen Grad von Fleiſse in Erhaltung der Sache verbunden seyn, als er wirklich ist: dahingegen ist es dem Geiste dieses Contractes weit angemessener, den Verkäufer zur *custodia* verbindlich zu machen, und ihn von allem Antheile an dem Casus freyzusprechen. Der Rechtsgrund, warum der Käufer den Zufall trägt, entwickelt sich also aus einem Gesetze, welches *zu dessen eigenem Besten* die Erhaltung der Sache bezweckt. — Diese Ansicht ist trefflich; aber gerade darum können wir nicht umhin, an derselben zu bewähren, wie unrichtig wir fahren würden, wenn wir reinanalogisch nur daran fortschlössen, um etwa die damit freylich in der innigsten Verbindung stehende Frage zu beantworten „ob der Verkäufer erst von der Zeit an, da er die Gefahr der Sache nicht mehr trägt, zur *custodia* verbunden sey, und in keinem Falle früher.“ Das *judicium practicum* würde uns zur Affirmative unbedenklich bestimmen, indeſs nach *Gajus* und *Ulpian* die Negative entschieden allein richtig ist: *Fr.* 2. *Fr.* 1. §. 1. *Dig. XVIII.* 6. —

Abhandlung VI. *Noch eine Erläuterung des von dem Verfasser versuchten genetischen Begriffs der Jurisprudenz an zwey Lehren vom stillschweigenden Pfandrechte.* Die in dieser Abhandlung enthaltenen Erläuterungen betreffen folgende Gegenstände: 1) dem Vermiether eines Schiffes steht nicht, wie dem Vermiether eines unbeweglichen Gebäudes, an den *invectis et illatis a conductore* eine stillschweigend vertragsmäſsige Hypotheke zu. Beide Geschäfte können zwar der Gattung nach als dieselben angesehen werden; dagegen sind sie in der wichtigen, eigentlich allein relevanten Modification, nämlich der subjectiven Intention des Vermiethers, gänzlich von einander verschieden. Das Hypothekenrecht des Gebäude-Vermiethers gründet sich auf seine *voluntas praesumta*; ein Hausbewohner kommt mit Kindern und Kegeln, mit Kisten und Kasten angezogen und man kann ihn, wenn er die Miethe schuldig bleibt, leicht fest halten (dieſs setzt *Fr.* 4 und 5. *Dig. XX.* 2. auſser Zweifel — noch mehr *Cod. IV.* 65. *Const.* 5). Sicherheit ist also zunächst die Sorge des interessirten Theiles, und diese Sorge muſs sich wenigstens annehmen lassen, wenn die *provisio legis* Anwendung haben soll. Hierin nun gerade macht die Beweglichkeit des Schiffes den Unterschied, indem sie sich mit der Vorstellung der Sicherheit daran nicht verträgt. Der Vermiether eines Schiffes, der den Miethsmann damit ohne Caution in die See gehen läſst, ist offenbar unbesorgt um seine Sicherheit. 2) Bey Verpachtung eines Grundes, wo Fossilien gewonnen werden, hat der Verpachter dasselbe Pfandrecht auf die noch vorhandene Ausbeute, wie der Verpachter eines *praedii rustici* an den Früchten. — Ein *praedium rusticum* ist dasjenige, worauf *fructus naturales* gezogen werden, und, wobey ihre Perception der Endzweck der Anschaffung ist (der Vf. fetzt die Ausnahme hinzu, wenn sie nicht als Nebensache eines *praedii urbani* zu betrachten sind — dieſs ist richtig bey Gärten an Häusern in der Stadt, welche eigentlich nur zum Vergnügen oder zur Gesundheit dienen sollen; sonst aber ist diese Ausnahme, so wie umgekehrt die andere von ihm gemachte Ausnahme „*praedia urbana* gehörten als Nebensachen von *praediis rusticis* betrachtet zur rechtlichen Kategorie dieser letzteren, nach dem Geiste des dem *Fr.* 4. *Dig. XX.* 2 als bestimmter und neuer vorzuziehenden *Fr.* 198. *Dig. L.* 16 unrichtig). Der Pachter eines *praedii rustici* wendet Mühe und Kosten an das gepachtete Gut, anders als der Miethsmann eines *praedii urbani*; und der Verpachter ist nach *Fr.* 61. §. 8. *Dig. XLVII.* 2 wie ein beschränkter Eigenthümer der Früchte des Gutes anzusehen; *darum* fanden es die Gesetze sehr natürlich, die Sicherheit des Verpachters auf diese Früchte nach seiner präsumtiven Intention zu gründen: dieſs tritt nun auch alles eben so in Betreff eines Grundstückes, wo Fossilien gewonnen werden, ein. — Diesen beiden Behauptungen des Vf. geben wir unseren vollen Beyfall. — 3) a) Das *pignus insulae ex edicto D. Marci*, welches dem Gläubiger zusteht, der zur Wiederherstellung eines Gebäudes Geld geliehen hat, ist eine *privilegirte* Hypothek: b) die Reparatur, muſs aber einer Renovation so nahe kommen, daſs es gleichviel gewesen wäre, das Hauſs ganz niederzureiſsen. Denn von solchen Reparaturen, welche nur die zeitige Unterhaltung des Hauses bezwecken und immer wiederkehren, kann man nicht sagen „*salvam faciunt totius pignoris substantiam*, wie *Ulpian* im *Fr.* 6. *pr. Dig. XX.* 4, voraussetzt: c) der Gläubiger muſs *diese* Verwendung des Geldes der Auszahlung des Darlehns als *Modification* beygefügt haben, so, daſs kein entscheidender Grund vorhanden ist, sie für eine bloſs enunciative Proposition zu halten; im Mangel eines solchen Gegengrundes *muſs* denn zu Gunsten des Gläubigers dessen Vorstellung, daſs das Creditum in des Schuldners eigenthümlichem Hause unverloren fortdaure, und hierauf jene Modification von ihm und dem Schuldner bezogen sey, angenommen werden; dieser *provisio hominis* entspricht nun die *provisio legis*: d) unter diesen Voraussetzungen steht auch demjenigen, welcher zur Erbauung eines neuen Hauses auf einem Platze, wo vorher keines gestanden hat, oder zum Ankauf einer unbeweglichen Sache creditirt hat, eine privilegirte Hypothek zu; e) wer zum Ankauf beweglicher Sachen creditirt, kann vernünftigerweise keine Vorstellung von Sicherheit daran, oder einem dadurch in dem Vermögen des Schuldners beharrenden Werthe, haben, und auf eine stillschweigende Hypothek keinen Anspruch machen.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller: *Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts (Versuch über die letzten Gründe der positiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniss zur Philosophie)* von *J. H. Zirkler*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. ist bey der zuletzt erwähnten Ausführung theils der gemeinen Meinung treu geblieben, theils davon abgewichen; ersteres unter a) letzteres unter d). Seine Beweise sind *ad* a): das Vorzugsrecht, wovon in *Fr.* 1. *Dig. XX.* 2 und *Fr.* 24. *Dig. XLII.* 5 auch *Fr.* 52. §. 10. *Dig. XVII.* 2 die Rede sey, werde eigentlich erst in *Fr.* 5 und 6. *Dig. XX.* 4 genau bestimmt, und zu einem älteren Hypotheken vorgehenden Pfandrechte erhoben; — *ad* d): das Privilegium, welches *Fr.* 26 und 34. *Dig. XLII.* 5 dem, der zum Ankauf oder zur Erbauung eines Schiffes Geld leihe, gäben, sey keineswegs ein blos persönliches Vorrecht vor simpeln Chirographaren, sondern ein wahres Pfandrecht, wie das im *Fr.* 1. *Dig. XLII.* 3 ebenfalls durch „*privilegium exigendi*" bezeichnete, und zumal ein solches, welches nach dem angezogenen *Fr.* 34 unmittelbar den Rang nach dem Fiscus habe. So wenig nun hiergegen *Fr.* 5. §. 17. *Dig. XIV.* 4. *Cod. VIII.* 14. *Const.* 17 und VIII. 18. *Const.* 7, worauf man sich gemeinhin berufe, etwas bewiesen, indem hierin nur der Umstand, dass eine Sache von eines dritten Gelde schlechtweg angeschafft worden, als zur stillschweigenden Hypothek nicht genügend erörtert sey: so bezeichne im Gegentheile die *Nov.* 97. *Cap.* 3 die Privilegien des *Fr.* 26 und 34. *cit.* ausdrücklich mit dem Namen „*Hypotheken.*" — Wir sind in beiden Puncten anderer Meinung: α) Im *Fr.* 5. *Dig. XX.* 4 wird das Darlehen für nothwendige Reparaturen eines Schiffes zur bevorzugten wahren hypothekarischen Foderung *nur unter der Voraussetzung* qualificirt, wenn das Schiff schon vorher einem Dritten verhypothecirt war, „*si navis fuit obligata* (diess *kann* nicht von der durch die Intention des jetzigen Darleihers diesem zu bewirkenden Hypothek verstanden werden)" *hier nur* kann man sagen „*posterioris creditoris pecunia salvam fecit totius pignoris causam.*" Sollen also die Fragmente 26 und 34, da sie ohne diese Voraussetzung dem Darleiher ein *privilegium* zusichern, nicht mit dem *Fr.* 5 in Widerspruch gesetzt werden: so kann dieses *privilegium* nicht „bevorzugte Hypothek," „sondern das simple Vorzugsrecht vor den Chirographaren" heissen. β) Diess verträgt sich mit dem unmittelbaren Range nach dem Fiscus sehr wohl, da dieser ebenfalls in Rücksicht der ihm von einem dritten cedirten simpeln Foderungen in der vierten Classe den ersten Rang einnimmt (*Fr.* 6. *Dig. XLIX.* 14. *Paullus rec. sent. lib.* 5. *tit.* 12. §. 10); überhaupt aber γ) der Ausdruck „*privilegium*" von den Classikern nirgends und am wenigsten im Pandektentitel „*de rebus auct. jud. possid.*" als wahre Hypothek oder gar bevorzugte Hypothek gebraucht wird; die wahren Hypothekargläubiger wurden nicht als solche *in bona* mittirt, sondern verfolgten ihre Hypotheken ausser aller Gemeinschaft mit anderen Creditoren (*Cod. VII.* 72. *Const.* 10), dagegen hatten die in jenem Titel mit einem *privilegium* bedachten Pupillen zur Zeit der Classiker noch keine Hypothek *Fr.* 1. §. 14. *Dig. XXVII.* 8. *Fr.* 19. *seq. Dig. XLII.* 5; sondern erhielten diese Begünstigung in Betreff der Güter ihrer Tutoren erst unter Constantin, *Cod. V.* 37. *Const.* 20. Dass δ) *Justinian* in der Nov. 97 *Cap.* 3 die Darlehen, wovon die oftangef. *Fr.* 26 und 34 handeln, nicht wahre Hypotheken, sondern nur im Vergleiche gegen simple Chirographarfoderungen uneigentliche Hypotheken, nämlich *Hypotheken ex privilegiis a legibus datis* nannte, ergiebt sich offenbar aus seiner, drey Jahre später (541) erlassenen Nov., 136. *Cap.* 3, wo er zur Begründung einer wahren Hypothek für Darlehn zur Anschaffung *beweglicher oder unbeweglicher* Güter eine ausdrückliche Bestellung derselben erfodert. Übrigens ist es uns nicht wohl begreiflich, warum der Vf., da er doch in seinen bisherigen Erklärungen des stillschweigenden Conventionalpfandrechts mit Recht so viel Gewicht auf die vom Gläubiger vernünftig intendirte Sicherheit, aber freylich nicht bey Schiffen und anderen beweglichen Sachen, legte, hier eben insofern doch auf Gesetze bauen konnte, welche gerade von Schiffen sprechen; ingleichen, warum er nicht die im *Fr.* 34 niedergelegte Gleichstellung des schlechthinigen *Verkaufes* eines Schiffes mit dem schlechthinigen Darlehn zur nothwendigen Reparatur in Rücksicht des dem Creditor in beiden Fällen zustehenden *privilegii* schärfer ins Auge fasste; denn wer eine, gleichwohl unbewegliche, Sache schlechthin verkauft, hat doch gewiss nicht den entferntesten Anspruch auf ein Hypothekenrecht! Die praktischen Sätze unserer Interpretation ergeben sich von selbst. 4) Der *conductor s. redemtor operis*, welcher zur nothwendigen Reparatur eines Gebäudes Materialien oder etwa Zimmerlohn creditirt, hat keine stillschweigende Conventionalhypothek, das *pignus insulae* des *Fr.* 1. *Dig. XX.* 2 haben Rechts-

lehrer und die Praxis irrig auf ihn extendirt. Kein Gesetz läfst diese Extension ahnen, das angeführte Fragment macht gerade das Gegentheil höchst wahrscheinlich. Denn selbst die Vorschüsse, die ihm von einem Dritten eben dazu gegeben werden, sind nur dann hypothekarisch, wenn sie ihm, vermöge Auftrags des Bauherrn, subministrirt worden; welches dann mit dem Hauptfalle identisch ist. Von einem eigenen Sicherheitsrechte des Redemtors hingegen herrscht nicht nur tiefes Stillschweigen, ungeachtet einer sehr nahen Veranlassung, desselben zu erwähnen; sondern es ist auch nicht bemerkt, dafs der Darleiher *ex jure cesso* auch ohne Mandat des Bauherrn profitiren könne. Aber eben die unter 3) (sehr richtig) entwickelte *ratio* tritt in vorliegendem Falle nicht ein: die Verwendung der Materialien zum Bauen ist ihre *natürliche, sich von selbst verstehende* Bestimmung; in der Natur des Verkaufs von Materialien zum Bauen liegt es ganz und gar nicht, dafs der Credit nur in Erwartung einer besonderen Sicherheit gegeben werde, und eben so wenig läfst sich behaupten, dafs der besondere Ausdruck ihrer Bestimmung dem Falle den Charakter eines specifischen Unterschieds, einer auf Sicherheit bezogenen Modification, aufpräge. — Eben so verhält sichs mit dem Handwerkslohne. — Sind der Zimmermann, der Maurer für ihre Zahlung besorgt: so lassen sie sich tagweise bezahlen, oder sie bringen ihre Zahlung zur Sprache, während das Werk in der Arbeit ist, wo sie den Bauherrn schon zwingen können, Mittel zu schaffen. Es kann seyn, und es ist bey dem eigentlichen Redemtor sogar wahrscheinlich, dafs die Sorglosigkeit für ihre Zahlung sich darauf gründet, dafs das Haus immer ein Object bleibt, woran man sich bezahlt machen kann. Allein dieses ist doch eine blofse *Reservatio mentalis*, welche nicht in den Vertrag entrirt, und der, als einem blofsen Billigkeitsgrunde, die Form fehlt, sie im Forum geltend zu machen. — Wir halten diese gründliche Bearbeitung ohne allen Zweifel für geeignet, die Praxis eines Besseren zu belehren.

Mehrere wichtige Bearbeitungen sind in diesem zweyten Theile beyläufig nur in Grundzügen angedeutet; wir sehen diesen, so wie dem Schlusse der siebenten Abhandlung (Darstellung des Urrechts) entgegen, und empfehlen dem Vf. dabey, die Nothwendigkeit eines möglichst vollständigen Quellenstudiums, mit reiner Rechtsgeschichte verbunden, nie aus dem Auge zu verlieren. L. v. S.

Leipzig, b. Hartknoch: *Materialien, die willkührliche Entlassung der Patrimonial-Gerichts-Verwalter in Kursachsen betreffend.* 1805. 118 S. 8. (12 Gr.)

Diese Materialien beziehen sich auf Beantwortung der Frage: Können die Patrimonial-Gerichtsverwalter in Kursachsen willkührlich entlassen werden oder nicht? Sie bestehen 1) in einem Extract aus der Präliminar Schrift Dresden, 9 Febr. 1805. 2) In der *in extenso* abgedruckten unterthänigsten Schrift der Stände von der Ritterschaft, die Entlassung der Gerichtsverwalter betreffend. Dresden, 20 März 1805. 3) In den dazu gehörigen Beylagen: a) Den vortrefflich gearbeiteten *Rationibus decidendi* in Sachen Lehmanns c. Christian Ernst Grafen und Herrn von Schönburg. b) Dem *status causae* in Sachen J. G. Lindaus c. G. Ge. Just. von Meusbach und Consorten, und den dazu gehörigen ebenfalls interessanten *rat. decidendi.* c) Einem von Hn. v. Helldorf an die allgemeine Ritterschaft erlassenen Schreiben. Dresden, 24 Jan. 1805. d) Einem Regierungs-Rescript. Dresden, 25 Aug. 1804. An die Helldorfischen Gerichte zu Storkwitz; und e) einem dergleichen. Dresden, 4 April 1803. An die Holleuferschen Gerichte zu Storkwitz. 4) In dem kurfürstlichen Decret an die Ritterschaft, das Anbringen derselben bey jetzigem Landtage, wegen der von der Landesregierung und dem Appellations-Gericht, in Ansehung der Entlassung der Gerichtsverwalter, angenommenen Grundsätze betreffend. Dresden 13 April 1805. Und endlich 5) in einigen Aphorismen, über das Recht der Patrimonial-Gerichtsherrschaften in Kursachsen, ihre Gerichtsverwalter willkührlich zu entlassen. — Diesen Materialien zufolge stellten seit mehreren Jahren die höchsten Justizcollegien in Kursachsen den Satz auf: dafs die Gerichtsverwalter keinesweges willkührlich zu entlassen, und mit blofsen Mandatarien zu vergleichen seyen, dafs sie vielmehr ein öffentliches Amt bekleideten, und eben so, wie öffentliche Staatsbeamte, betrachtet werden müfsten, die, nur nach vorgängiger Untersuchung, ihres Amtes, aus zureichenden Gründen, durch Urtel und Recht, verlustig werden könnten. Wie wenig erwünscht diese Maxime den Besitzern der mit Patrimonial-Gerichten versehenen Güter seyn mufste, ist leicht zu erachten. — Hr. von Helldorf, der seinen Gerichtsverwalter gern los seyn wollte, und doch nicht los werden konnte, klagte an die allgemeine Ritterschaft laut darüber, dafs jene, weder durch Gesetze, noch durch die bisherige Observanz bestärkte Meinung leider! immer mehr und mehr zum gröfsten Nachtheil der kursächsischen Vasallen überhand nähme (S. 87 f.) — Mittelst der obenerwähnten Präliminarschrift wurde die Frage: Ob ein Gerichtsherr seinen Justitiar, ohne vorhergehende richterliche Untersuchung, entlassen könne oder nicht? — bey der (im J. 1805 gehaltenen) Versammlung der kursächsischen Stände zur Sprache gebracht, indem die von der Ritterschaft, als Besitzer der mit Patrimonial-Gerichten versehenen Güter, vorläufig baten: „dafs in Ansehung der zuweilen nöthigen Entlassung der zur Verwaltung jener Gerichte zu adhibirenden Personen, es bey der vormals und von jeher bestandenen Verfassung unverändert gelassen, und den Justizcollegien, die Gerichtsherrn an Entlassung ihrer Gerichtshalter, wie neuerlich hin und wieder geschehen, zu hindern, ferner nicht gestattet werden möchte" — und sich die Einreichung einer besonderen Schrift über diesen Gegenstand ausdrücklich vorbehielten (S. 1. f.). Diesem Vorbehalte nach übergaben denn auch sämtliche anwesende Stände von der Ritterschaft in der Schrift, „die Entlassung der Gerichtsverwalter betref-

fend," die Begründung jenes Gesuchs, mittelst deren sie (S. 11) die obenerwähnten Erkenntnisse und Rescripte der höchsten Justizcollegien Kursachsens, als rechtswidrige Eingriffe in ihr Recht, darstellten (S. 22). Auf diesen Vortrag erfolgte das Decret, in welchem die bestrittene Frage zu Gunsten der Gerichtsherrn, jedoch nur *interimistisch* — bis zu Eingang der von erwähnten Justizcollegien erfoderten Berichte über die näheren Ursachen und Gründe ihrer Meinung und der darauf gefassten hauptsächlichen Resolution — entschieden worden ist.

Da die endliche Entscheidung der bestrittenen Rechtsfrage ausblieb: so lieferte der Vf. dem Publicum diese Materialien, um dadurch den Leser zum eigenen Urtheilen hinzuleiten. Das *Pro* und *Contra* der Streitfrage beruhet auf folgenden Hauptpuncten: I) Unparteyische Justizpflege ist Zweck des Staats. Da nun öfterer Wechsel der Beamten eine gereifte Erfahrung im Amte unmöglich macht, und willkührliche Absetzung vom Amte den edeln und unumgänglich nöthigen Abscheu vor Liebedienerey und Schmarotzerey aus dem Herzen des Beamten verdrängen, und es dahin bringen muss, dass kein Mann von Wissenschaft und Talent ein Amt annehmen würde; da mithin willkührliche Entsetzung vom Amte jenem Staatszwecke widerspricht: so muss sie eben darum für Unrecht gehalten werden. Alle Zeiten und Völker haben diese Principien des allgemeinen Staatsrechts anerkannt, die Römer, die Deutschen — besonders aber war diess der Fall in Kursachsen; Behauptungen die an Ort und Stelle mit Wahrheitsliebe, Scharfsinn und ächter Gelehrsamkeit weiter ausgeführt, und selbst mit Präjudizien v. J. 1638 und 1676, 1790. 1798 belegt werden. — Was aber nach Principien des allgemeinen Staatsrechts überhaupt gilt, muss auch in Kursachsen gelten, und die Patrimonial-Gerichtsherrn können, da sie *causam* vom Landesherrn haben, nicht mehr Rechte haben, als dieser selbst hat, und von jeher übte. Sie haben mithin auch kein Recht, ihre Gerichtsverwalter willkührlich zu entlassen, und kein positives Gesetz giebt ihnen solches. Meinungen der Juristen vermögen nichts, da sie ihre eigene Inconsequenz schlägt, ihnen eben so viele Meinungen von Rechtsgelehrten entgegenstehen, und sie das allgemeine Staatsrecht wider sich haben. Der Dienstanstellung des Gerichtsverwalters liegt nicht, wie viele Juristen wahnen, ein Mandat zum Grunde; die Praxis selbst bestärket diese Negative durch die Grundsätze: 1) dass die Registratur des Gerichtsverwalters für den Gerichtsherrn gilt, 2) dass jener in des letzteren und der Unterthanen Sachen, die Abfassung des Erkenntnisses ausgenommen, Richter seyn kann, und 3) mit dem Tode des Gerichtsherrn, gültig zu expediren, nicht aufhört. — Daher ist es auch unwidersprechlich gewiss, dass die Aufkündigungs-Clausel in den Bestallungsurkunden entweder den Sinn nicht haben könne, den ihr die Gerichtsherrn beylegen, oder dass sie null und nichtig ist, weil sie dem Staatszweck widerstreitet (S. 32 ff. S. 65 ff.). II) Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist ein *munus publicum*. Der Gerichtsverwalter handelt im Namen und anstatt des Gerichtsherrn. Die vom Richteramte handelnden Gesetze betrachten das dem Gerichtsverwalter übertragene Amt niemals als ein *munus publicum*, sondern immer als einen Auftrag des Gerichtsherrn (*contractum mandati*). Ist diess aber der Fall, dann ist das weithergeholte Argument aus dem allgemeinen Staatsrecht völlig überflüssig, nicht der Gerichtsverwalter, sondern der Gerichtsherr ist *persona publica*, und jener kann, wie es die Natur des Mandats-Contractes mit sich bringt, beliebig von diesem abgedankt werden. Dafür streiten der *usus fori* und die *opinio DD* (S. 4 f. 87 f.)

Diess sind die Hauptgründe, zur Beantwortung jener Streitfrage. Auf welcher Seite das Übergewicht sey, leuchtet von selbst ein. Angenommen, dass in irgend einem Staate die Frage, ob Staatsdiener willkührlich entlassen werden dürfen oder nicht, — durch die positive Gesetzgebung weder ausdrücklich, noch durch den Geist derselben entschieden; dass ferner der *usus fori* nicht nur bestritten ist, sondern auch samt den *opinionibus DD.* auf unverkennbarem Irrthume beruhet, und mithin zu Recht nicht bestehen kann: so kann die Entscheidung der Frage durchaus nicht anders, als nach Principien des allgemeinen Staatsrechts erfolgen. Treten nun, wie nach vorliegender Schrift allerdings der Fall ist, jene Voraussetzungen in Kursachsen ein: so tritt auch die durch jene begründete Nothwendigkeit der Anwendung des allgemeinen Staatsrechts zur Entscheidung der aufgeworfenen Streitfrage ein. Mit jenem aber steht die Möglichkeit eines *contractus mandati* zwischen Gerichtsherrn und Gerichtsverwalter in einem Widerspruche, der schlechterdings nie gehoben werden kann.

In den, als Zugabe (S. 108 ff.) dieser Schrift angehängten, Aphorismen finden sich mehrere Reflexionen, welche die Behauptung, dass die kursächsische Verfassung den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts gemäss sey, annoch in Bezug auf einige andere Puncte, erläutern, durchführen und bestärken. Diess ist ihr Verdienst; um die Hauptsache, das Argument aus dem allgemeinen Staatsrecht, haben sie keines.

p — ζ — r.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Schöne: *Zwey Schauspiele.* Nach dem Italiänischen. Von *Carl Friedrich Trost*, kön. preuss. Kriegsrathe u. s. w. 1805. 224 S. 8. (16 gr.)

Diese zwey Schauspiele, wovon das erste in Jamben, das zweyte in Prosa geschrieben ist, sind durch Lebhaftigkeit, Herzlichkeit und eine wohlklingende Sprache anziehend, übrigens im Werthe sehr verschieden. Das erste: *der Patriot von Schina*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, mehr ein Product des Herzens als der Phantasie, vereinigt italiänisches Feuer mit deutscher Gutmüthigkeit, aber jenes mit einem solchen Treiben und Jagen, und dieses mit so grosser Nachgiebigkeit, dass es die Aufmerksamkeit, die Achtung und das Interesse für die Personen zuletzt schwächt und vermindert. Bey dem raschen Gange und Wechsel der Scenen fehlt ein festes Augenmerk,

eine Hauptaction und ein Ruhepunct, zu dem das Einzelne in einem gehörigen Verhältnisse der Steigerung hinstrebte. Durch das stete Eilen der Personen und durch die immer neuen Gefahren, die am Ende nur Vorspiegelungen sind, aufgeregt und hingehalten, ermüdet die gespannte Aufmerksamkeit zuletzt, und löst sich entweder in Unwillen und Unglauben, oder in Scherz und Lächeln über ihre eigene Spannung auf. Letzteres ist *besonders* hier der Fall und wird durch die Gutmüthigkeit der Geliebten, und ihren öfteren Ausruf: *wo ist mein Xi-ven?* noch vermehrt. Alles beruht auf der Gewissheit, wo der Thronerbe sey, und da sich diess nur geschichtlich und nicht durch Handlungen entwickelt, so sieht man, dass sich der Stoff mehr zur Erzählung als zum Drama eignete. Die Hauptsache geht hinter der Bühne vor, und wir werden nur davon benachrichtiget. Der *Patriot* bewährt sich dadurch, dass er, statt sich selbst des Throns zu bemächtigen, dem wahren Erben dazu verhilft, und alle zufrieden und glücklich macht. Diess Stück hat also mehr geschichtliches, als persönliches Interesse. Wem diess genügt, der wird sich sehr wohl dabey befinden, und die natürliche, herzliche Sprache, und der Wohlklang der Verse wird sein Vergnügen noch erhöhen.

Ganz anders verhält es sich mit dem zweyten Schauspiel: *Termidora*, Prinzessin von Ägypten. Hier ist dieselbe Herzlichkeit, dieselbe Lebhaftigkeit, aber die Aufmerksamkeit wird bey dem schnellen Wechsel der Scenen weder verwirrt noch ermüdet, sondern auf einen festen Punct concentrirt, an bestimmte Personen gefesselt, und durch alle äusseren Verhältnisse ruhig hindurch dem Ziele näher geführt. Die Geschichte ist sehr sinnreich verwickelt, aber die Umstände stellen sich nur desshalb so verworren um den Menschen her, um das *Herz* desto grösser, desto schöner handeln zu lassen. *Dieses* ist das Augenmerk des Zuschauers, *nicht* das Aussenwerk der Geschichte, dessen herrliches Gebäude zuletzt nur dazu dient, um alles zu einem ruhigen Überblick zusammen zu fassen. Überall leuchtet *Ida*, die vermeinte Schäferin, hervor. So sehr sie den Prinzen liebt, dessen Hand sein Vater an die Erbin des Reichs versprechen musste, so kann sie doch von ihm nicht Herabwürdigung, Verschmähung des Throns, Ungehorsam gegen seinen Vater u. s. w. fodern, um so weniger, da seine Hand ihrer eigenen Freundin bestimmt ist. Seine Liebe macht ihn zum Rebellen gegen seinen Vater. Sein Vater muss ihn strafen, so sehr er ihn liebt. *Sie* muss ihn bitten, sie zu vergessen, und thut diess auf eine so liebenswürdige Weise, dass er, von ihren Gründen überzeugt, sagen muss: *O! wenn du willst, dass ich dich nicht lieben soll, so höre auf, dich der Liebe so würdig zu zeigen.* Dieser edle Kampf, in welchem die Liebe an sich selbst immer wieder zur schönsten Verbrecherin wird, entzückt um so mehr, je mehr er durch die Umstände gerechtfertigt wird. Wir sehen keinen Ausgang, und hoffen ihn doch; wir erwarten ihn, aber wir wünschen ihn nicht sehnlichst herbey. Alle sind schuldlos, alle sind von gleich edlen Gefühlen beseelt — unsere Liebe wird durch keinen Hass gestört. Welche Zartheit liegt nicht in den Worten, womit der Freund des Königs seinen Dienern zur Pflicht macht, ihm, dem erzürnten Könige, ungehorsam zu seyn, indem er sagt: wer ihm den Sohn erhält, der hat den König selbst gerettet. Nur *einen* retten — heisst beide tödten. Auch der Vater muss, durch Ida's Worte und Verhalten entzückt, die Liebe seines Sohnes billigen, und mit Recht sagt er zu ihm: höre *sie*, und wenn bisher die Blicke dieser Augen für dich Befehle waren, so nimm jetzt vernünftigen Rath an von diesem vortrefflichen Munde. So sonderbar diese Verhältnisse scheinen, so finden sich doch auf allen Seiten vollwichtige Gründe, um das Verfahren keines einzigen für übertrieben zu halten. Nur in der einen Scene, wo Ida, um ihren Geliebten zum Gehorsam und zur Rettung seines eigenen Lebens zu bewegen, sich zu erstechen droht, deucht es uns zu theatralisch, d. h. zu spielend mit dem Effect, wenn Ida zum *zweytenmale* den Dolch anlegt. — Die Auflösung dieses wirklich poetischen (die menschliche Natur schön entwickelnden) Drama's geht dahin, dass Ida als Termidora selbst, welcher die Hand des Prinzen versprochen war, erkannt wird. Stoff und Behandlung athmen spanischen Geist, und sind vielleicht auch spanischen Ursprungs.

T. Z.

LEIPZIG u. RONNEBURG, b. Schumann: *Handwörterbuch der schönen zeichnenden Künste; oder Sammlung allegorischer Vorstellungen für Mahler, Zeichner, Kupferstecher, Formschneider, Medailleurs, Bildhauer und Dilettanten, auch für Humanitätsschulen u. s. w. Nebst einer Einl. zur hist. Übersicht der schönen zeichnenden Künste,* von *Karl Paul Moritz.* 1807. VIII und 332 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Bey näherer Betrachtung dieses Werks findet sich, dass es aus zwey Abtheilungen besteht. Die sogenannte Einleitung zur historischen Übersicht der schönen zeichnenden Künste erstreckt sich von S. 1—118; den übrigen Raum füllt ein alphabetisches Verzeichniss allegorischer Vorstellungen: beide nicht einmal mittelmässig, ohne Einsicht in die abzuhandelnde Sache, ohne Geschmack, blosse Fingerarbeit. Hierüber beweisende Stellen anzuführen, wäre um so mehr überflüssig, weil fast eine jede Seite des Buchs dergleichen enthält. Indess giebt es doch einige ganz vorzüglich merkwürdige Belege von des Vfs. Unkunde. Er hat nämlich S. 49 den Titian angeführt, als habe derselbe sich wirklich in Spanien aufgehalten und gearbeitet; ja S. 52 wird sogar behauptet, Marcus Antonius Raimondi hätte des Guido Reni Arbeiten durch Kupferblätter bekannt gemacht, da doch jeder Anfänger in der Kunstgeschichte schon weiss, oder wenigstens wissen sollte, dass Guido Reni mehr als 40 Jahre nach dem Tode des Raimondi geboren ist. — In dem Verzeichniss allegorischer Vorstellungen hat der Vf. nach seiner klaren Einsicht in diesem Fach, auch das Klempner- oder Blechschmiede-Handwerk, die Lakirkunst u. dgl. untergebracht. S. 242—245 erhalten die Liebhaber der Allegorie gründliche Anweisung, Nagel zu schmieden, sowie S. 246 und 247 zum Strassenpflastern und S. 263—266, die Dächer mit Schiefer zu decken u. s. w. — Unzählige Druckfehler entstellen besonders die Namen der in der Einleitung zur Kunstgeschichte angeführten Künstler.

—y—H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Johann Friedrich Niemanns*, kön. preuss. Medicinal-Raths zu Halberstadt, *Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzney-Vorräthe, sowie der chirurgischen Apparate, welche medicinische Policey-Aufsicht fodern, in Bezug auf die preussische Medicinal-Verfassung.* 1807. 168 S. 8. (12 gr.)

Auch bey den besten Apothekerordnungen bleiben genaue Visitationen der Apotheken für die Gesundheit der Staatsbürger und für die Sicherheit des ärztlichen Heilverfahrens unumgänglich nöthig, sey es auch, dass dadurch nicht alle Unrichtigkeiten und Betrügereyen bey Anschaffung und Dispensirung der Arzneymittel verhütet werden. Was bis jetzt über solche Visitationen in Schriften gesagt worden, ist nur fragmentarisch. Vollständiger sind die Vorschriften des Vfs. und daher sollte sich jeder Physikus es zur Pflicht machen, vor der Revision einer Apotheke diese Schrift, besonders das, was über die Kennzeichen der Güte und Verfälschung der Arzneymittel vorgetragen wird, mit Aufmerksamkeit zu lesen. — Sehr gut sind die Vorschläge des Vfs., welche die Lage einer Officin betreffen. Rec. setzt noch hinzu: Eine Apotheke sollte nicht in einer Gegend der Stadt seyn, wo mehrere Handwerker zu viel Geräusch zu verursachen pflegen. Das Laboratorium sollte nicht in der Nähe eines Speisegewölbes oder einer Küche angelegt seyn. Der Vf. bestimmt nicht nur einen Schrank zur Aufbewahrung der directen Gifte, sondern er will auch, dass die den Giften ähnlich heftig wirkenden Arzneymittel ebenfalls von den übrigen getrennt, und unter gewissen Umständen selbst unter Verschluss genommen würden. — Gute Schriften über Naturgeschichte, Chemie und Pharmacie sollten allerdings in Officinen nicht vermisst werden. Die Zahl der von dem Vf. angeführten Bücher aber ist zu gering. — Der Vf. wünscht, dass die Revisionen der Apotheken nicht immer unerwartet geschehen. Allein, werden sie nicht geringeren Nutzen leisten, wenn die Apotheker mehrere Tage vorher die Ankunft der Visitatoren erfahren sollten? — Ist es gut, wenn dem die Apotheke visitirenden Physikus ein Pharmaceute von Profession zur Seite gegeben wird, der entweder Mitglied eines Medicinal-Collegiums oder ein sonst geschickter und rechtschaffener Apotheker ist: so wäre es auch zweckmäsig, wenn die Revision chirurgischer Apparate von dem Physikus und einem erfahrenen und geschickten Chirurgus gemeinschaftlich verrichtet würde. Auch sollte dabey beobachtet werden, ob die Wundärzte sich neuere gute chirurgische Schriften anschaffen, oder nicht.

— ea —

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Adolph Friedrich Nolde*, Prof. der Medicin zu Rostock, *über die Verhältnisse des Apothekers und die darauf sich beziehenden Pflichten der Staatenregierer.* 1805. 189 S. 8. (16 gr.)

Ein lesenswürdiger Beytrag zur Staats-Arzneykunde, besonders wichtig für die mecklenburg-schwerinischen Lande, wo man, wie der Vf. sagt, von dem Werth einer zweckmäsigen Medicinalordnung und einer damit in Verbindung stehenden medicinischen Policey sich höheren Ortes nicht überzeugen zu können scheint. 1) *Über Verhältnisse des Apothekers zum Arzte.* Einer sollte dem anderen die Hand bieten; als Freunde und Collegen sollten sie gegenseitig dem Staate nützen und zum Heil der Kranken gemeinschaftlich wirken. Leider! aber berufen sich noch immer manche Ärzte, die gern den Stand eines Apothekers herabwürdigen, bey der despotischen Strenge, die sie gegen jeden Apotheker zeigen, auf Medicinalordnungen, die demselben pünktlichen Gehorsam gegen Ärzte vorschreiben, auf strenge Gesetze, die eigentlich nur für unwissende und gewissenlose Apotheker gegeben sind. Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, dass es auch viele, besonders in manchen neueren pharmaceutischen Instituten unterrichtete Apotheker giebt, die, voll Stolz, die Vorschriften der Ärzte lieblos beurtheilen und sie sogar gern, nach dem Beyspiele eines *Meyers*, hofmeistern wollen. Wird der Staat den Apothekern gewisse Vorzüge und Rechte einräumen, die sie etwas erheben, den Stand derselben unter anderen dadurch ehren, dass die einsichtsvolleren unter ihnen zu Assessoren medicinischer Collegien gewählt werden; wird in Medicinalordnungen in einem humaneren Ton von ihren Pflichten gesprochen; wird der Staat vorzüglich für mehr wissenschaftliche und moralische Ausbildung derselben sorgen: so wird gewiss das Band zwischen ihnen und den Heilkünstlern fester geknüpft werden. 2) *Von dem Verhältnisse des Apothekers zu dem Kranken.* Allerdings muss letzterem besonders daran gelegen seyn, dass er die von einem geschickten Arzte ihm verordneten Mittel unverfälscht, gut und wirksam erhält. Würde der Apotheker aber, vorzüglich, wenn er sich an einen kleinen Orte aufhält, wo es viele Arme giebt, nicht zum Fleiss und zur Pünktlichkeit in seinen Geschäften mehr

aufgemuntert werden, wenn ihm eine gewisse Besoldung vom Staate bestimmt würde? Wenn kleine Fehler und Versehen von seiner Seite vorfallen, so sollte sie der Kranke, wie der Arzt, mit Schonung übersehen. Fehler von Bedeutung aber, die aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit entsprungen sind, verdienen geahndet zu werden; nur sollte in einer solchen Sache der Arzt allein nicht Schiedsrichter seyn. 3) *Vom Verhältnisse des Apothekers zum Staate.* Das Erste, was diesem zu thun obliegt, ist die Sorge für die Anstellung geschickter und rechtschaffener Apotheker. Jeder Unwissende sollte, wenn er auch sein Privilegium noch so theuer bezahlen wollte, von dem wichtigen Posten eines Apothekers ausgeschlossen werden. Nur Kenner aber können nach einer strengen Prüfung über den Werth eines Apothekers entscheiden; kein anderer, der nicht selbst Meister in der Chemie und Pharmacie ist, sollte hiebey ein Wort zu sagen haben. (Sollten nicht auch Droguisten einer Prüfung unterworfen werden?) In jedem Lande sollte eine verhältnissmäsige Anzahl chemisch-pharmaceutischer Schulen errichtet werden; diese aber sollten billig immer unter der weisen Leitung einer öffentlichen Autorität stehen. Von dem *collegio medico* sollte dafür gesorgt werden, dass die Apotheker bey den Visitationen ihrer Officinen so wenig, als möglich, den Chikanen der Ärzte ausgesetzt sind. Ist von dem Physikus oder einem anderen Ärzte etwas Verdächtiges oder Fehlerhaftes bemerkt worden: so sollte dieses zunächst dem Inhaber der Apotheke selbst mitgetheilt, dann dem medicinischen Collegio angezeigt werden. Der Vorschlag des Vfs., jede Apotheke von einem anderen geschickten Apotheker unter Aufsicht eines fremden Physici oder eines Mitgliedes eines *collegii medici* untersuchen zu lassen, verdient alle Aufmerksamkeit. Rec. wünschte, dass der Vf. auch gezeigt hätte, wie nöthig es sey, bey Apothekenvisitationen unter anderen auf die Gesundheit der Apotheker, seiner Gehülfen und Lehrlinge Rücksicht zu nehmen, zumal, wenn in einer Officin manche ekelhafte Gewohnheiten herrschend sind, z. B. das Kauen der Korkstöpsel, das Anhauchen der Pillen, das Ausstreichen der Gefäfse mit den Fingern. Eine Apothekerordnung muss mit vieler Sachkenntniss, genauer Erwägung aller Localverhältnisse und mit unbestechlicher Gerechtigkeitsliebe abgefasst werden, weder zu wenig, noch zu viel, von den Apothekern fodern. Mit Freymüthigkeit untersucht der Vf. die wichtigsten Puncte, die den Inhalt der Apothekerordnungen ausmachen, tadelt aber bey dieser Gelegenheit verschiedene übertriebene Behauptungen, zu welchen sich Hr. *Meyer* in seiner bekannten Schrift hat verleiten lassen. In Rücksicht des Verhältnisses der Lehrlinge zu ihren Principalen findet er mehrere davon sehr mangelhaft. Wie diese für einen zweckmäsigen Unterricht zu sorgen, jenen die nöthigen chemischen und pharmaceutischen Kenntnisse beyzubringen haben, davon ist gewöhnlich hier gar nicht die Rede. — Die gerechte Foderung der Medicinal-Ordnungen, dass sich jeder Apotheker des Curirens enthalten soll, scheint der Vf. zu weit auszudehnen. Er will, dass auch solche, die wirklich Medicin studirt haben und ehedem selbst praktische Ärzte waren, sobald sie eine Apotheke übernommen hätten, keine Kranken behandeln sollen. — Auf das Local einer Apotheke, welches so beschaffen seyn muss, dass die in derselben aufzubewahrenden Arzneyen nicht verderben, ist in den meisten Medicinalordnungen zu wenig Rücksicht genommen worden. — Am besten wäre es, wenn der Staat selbst an jedem Orte, wo eine Apotheke bestehen kann, den Platz dazu hergäbe. — Die Einführung eines Recept-Buches in Apotheken billigt der Vf. eben so wenig, als Hr. *Meyer*. — Am Ende der Schrift zeigt er, wie nachtheilig es sey, wenn der Staat die Zahl der Apotheken zu sehr anwachsen läfst, und erklärt sich aus guten Gründen gegen die projectirte Anlegung einer dritten Apotheke in Rostock. — es —

Braunschweig, in d. Schulbuchhandlung: *Lehrbuch der Kenntniss des menschlichen Körpers und der Gesundheitslehre* von *J. Stuve*, Zweyte vom Dr. *C. R. W. Wiedemann* verbesserte und vermehrte Auflage. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 1805. 218 S. 8. (14 Gr.)

Wenn Deutlichkeit und Kürze die vorzüglichsten Eigenschaften eines guten Lehrbuches sind, so muss das vorliegende unter die besten gerechnet werden. Denn die schwere Aufgabe: das Wichtigste von dem Bau des Menschenkörpers, von der Bestimmung der einzelnen Theile und von der gesundheitsgemäfsen Anwendung ihrer Thätigkeiten gedrängt und fasslich vorzutragen, ist hier wirklich so gut gelöset, als es der Umfang des Gegenstandes nur immer erlauben mochte. Der schnelle Absatz der ersten Auflage, und des verdienten *Hildebrand* und *Wiedemann* Bemühungen um diese Schrift sprechen ohnehin für ihre Brauchbarkeit, und es ist daher wohl zu vermuthen dass der zweyten Auflage noch mehrere folgen werden. In dieser Rücksicht glaubt Rec. einige Bemerkungen mittheilen zu müssen. Bey der Beschreibung des Keilbeins hätte auch angeführt werden können, dass es zur Bildung der Augenhöhlen beyträgt, auf welche auch, sowohl bey der Beschreibung der übrigen Knochen, welche sie bilden helfen, als bey der Beschreibung der Gesichtsorgane, zu wenig Rücksicht genommen worden ist. Die Wangenbeine sind bey der Aufzählung der Knochen ganz übergangen worden. Die Aufzählung der einzelnen Muskeln wäre allerdings zu weitläuftig gewesen; allein im Allgemeinen hätte doch wohl etwas von der Art, wie durch sie die Glieder ausgestreckt und gebeugt oder sonst bewegt werden, und von ihrer Lage gesagt werden sollen. In einem für Laien in der Zergliederungskunst bestimmten Buche kann es doch zu Misverstand Anlass geben, wenn es S. 49 heifst: „die Nervenästchen liegen auf der Haut entblöst," oder S. 140: „die Zeugungsglieder oder Geschlechtstheile liegen zunächst an den Nieren." Da das Buch eigentlich für Lehrer an Schulen bestimmt ist, so würde diesen vielleicht eine Hinweisung auf die reichhaltigsten Quellen, aus welchen Belehrung durch umständliche

re Beschreibungen, oder gute Abbildungen geschöpft werden könnte, willkommen gewesen seyn.

C. T.

Berlin, b. Lange: *Über die Nervenübel*, ein Taschenbuch für das schöne Geschlecht, nebst einem Anhange für das männliche, über Hypochondrie, Gicht und verwandte Übel, vom D. *A. F. Wolff*, königl. preuss. Medic.-Rathe u. s. w. 1804. VIII u. 172 S. med. 8. (16 Gr.)

Der Vf. wollte zunächst seinen hysterischen Patientinnen, und dann allen gebildeten Kranken dieser Art, eine deutliche Belehrung über diese Übel geben, und glaubt, ohnerachtet der Menge ähnlicher Schriften, bey der ihm eigenen Ansicht der Sache, kein überflüssiges Buch zu schreiben. Er betrachtet nämlich diese Krankheiten aus dem Gesichtspuncte der bey Laien meist verschrienen Erregungstheorie, und zeigt, wie viel dieselbe von dem Arzte zur Untersuchung der Natur, des Sitzes und des Grades der Krankheiten verlange, um seine Leserinnen von dem gründlichen Verfahren der Aerzte, die streng nach ihr handeln, zu belehren.

So ungenügend nun auch die kurze Belehrung, die der Vf. seinen Leserinnen über die Entstehung der Krankheiten überhaupt, und der Krämpfe insbesondere, nach der Erregungstheorie giebt, sowohl für letztere als für den Arzt ist; soviel sich gegen den Satz sagen läfst, dass dergleichen Übel blofs auf directer oder indirecter Schwäche beruhen, und Sthenie bey Körpern dieser Art gar nicht Statt finden könne; so wenig der Vf. darauf aufmerksam macht, dass in so sehr vielen, vielleicht der Hälfte der Fälle von Krampfübeln, der Grund derselben in einem *örtlichen Übel* liegt, welches die heilsame Wirkung aller erregenden Mittel zu nichte macht und oft gar nicht, oft wenigstens nicht allein hier Statt finden kann: so müssen wir doch gestehen, dass sein Buch vielerley nützliche Belehrungen enthält, und besonders in Rücksicht der negativen Belehrung, was Kranke dieser Art nicht thun sollen, sich vortheilhaft auszeichnet, so wie die Manier des Vortrags dem Geschmack der Leserinnen angepasst ist. Wenn aber Schriften dieser Art auch einigen Nutzen haben, und vielleicht die Kranken vor der Wahl schlechter Ärzte zuweilen zu verwahren im Stande sind: so haben sie doch immer den grofsen Nachtheil, dass die Halbwisserey, welche daraus erwächst, die Kranken, zumal die so unfolgsamen, verdrüfslichen und schüchternen Krampfpatienten, superklug und misstrauisch gegen ihren Arzt macht, der so schon mit dem Gewand der Geduld angethan seyn muss, wenn er mit Kranken dieser Art fertig werden will, und dass so das Wirken des besten Arztes ungemein erschwert wird.

Der Gang dieser Schrift ist übrigens folgender: Die krampfhaften Beschwerden werden vom niedrigsten bis zum höchsten Grade, und nach der Art, wie sie sich in jedem einzelnen Organe zeigen, kurz geschildert; dann auf wenigen Blättern die Entstehung der Krankheiten aus Störung der Harmonie der einzelnen Organe erklärt; (was Krampf an sich sey, wird gar nicht gesagt, nur dass Krämpfe Folgen erhöhter Erregbarkeit seyen), angegeben: hierauf werden die Veranlassungen zu Krämpfen in den gewöhnlichen Fehlern der physischen und moralischen weiblichen Erziehung aufgesucht, und diese mit starken, aber sehr richtigen, Farben geschildert. Als Bedingnisse zur Genesung stellt der Vf. auf, dass die Organe nur gestört in ihrer Wirksamkeit, nicht aber zerstört seyn dürfen, und dass die Kranken Muth und Kraft haben, durch Entfernung der äusseren schädlichen Einflüsse selbst dazu mitzuwirken. Nachdem der Vf. seine Kranken in zwey Classen getheilt hat, in solche, welche nur bey jeder etwas starken und regelwidrigen Einwirkung von aussen sogleich Zufälle von Übelseyn empfinden, und in solche, welche fast nie davon frey sind: so ertheilt er für beide die gehörigen Vorschriften in Beziehung auf ihre ganze Lebensweise, und empfiehlt erstern unter anderen vorzüglich den Gebrauch lauer, in der Temperatur allmählich immer mehr und mehr, und wo möglich, bis 18 Grad endlich herabgesetzter Bäder. Diese Vorschriften sind für beide Classen eben so ausführlich als zweckmäfsig aufgestellt, und beruhen auf dem Hauptgrundsatze, die grofse Empfänglichkeit dieser Kranken, nur ganz allmählich durch nach und nach vorsichtig vermehrte Reize zu vermindern, und ihre Energie zu erhöhen. — Kürzlich gedenkt endlich der Vf. der Fälle, wo Nervenübel mit örtlichen organischen Übeln, entweder als Folgen oder als Ursachen von ersteren, verbunden sind, z. B. Ausdehnungen des Herzens, oder Verhärtungen der Gebärmutter u. s. w., und verweist diese an ihren Arzt. — Um die künftige Generation vor Übeln dieser Art zu bewahren, wendet sich nun der Vf. zu dem Verhalten in der Schwangerschaft, setzt die Bedingungen aus einander, unter welchen eine Mutter selbst stillen oder eine Amme annehmen soll, verwirft mit Recht das Aufziehen ohne Brust, und verfolgt die Regeln der Erziehung in physischer und moralischer Hinsicht. Der Anhang ist der Hypochondrie gewidmet, welche der Vf. für eine dem Wesen nach mit der Hysterie übereinstimmende Krankheit hält, welche von Überreizung gewisser Organe herrühre. Gicht, Nierenstein, Hämorrhoiden und Asthma betrachtet er ebenfalls als Übel von derselben Natur, erklärt deren Entstehung nach dynamischen Grundsätzen, und trägt die Verhaltungs-Regeln bey dieser Krankheit vor. In Rücksicht der Gicht rühmt er noch ein Mittel, was nach seinen Erfahrungen bestimmt die Anfälle sogleich unterdrückt, ohne Schaden zu thun; es ist diess nichts anderes, als eine mit spanischem Wein bereitete Tinctur aus dem Kraute und der Wurzel der *gratiola*, welche sonst unter dem Namen *Eau medicinale du S. Husson etc.* aus Paris als ein Universalmittel nach Pohlen kam; der Zufall entdeckte seine Wirksamkeit gegen Podagra, und der Vf., der aus *Alyon cours de chymie* die Bereitung dieses Mittels kennen lernte, fand dieselbe fast allgemein bestätigt; sie soll in einer kleinen Gabe, zu einem Theelöffel gegeben, in wenigen Stunden die Schmerzen schon lindern, und in 24 bis 24 Stunden

ganz austilgen, ohne Erbrechen oder Laxiren zu bewirken. N. W.

Zürich, b. Gefsner: *Sammlung medicinischer Abhandlungen vermischten Inhaltes.* Aus fremden Sprachen übersetzt. Herausgegeben von Dr. *J. J. Römer.* 1805. 18 Bog. 8. (22 Gr.)

Es sind der Abhandlungen sieben, nicht alle rein medicinischen, sondern mehrere auch naturhistorischen Inhaltes. 1) *Über das elastische Harz*, von *Vincentio de Cervantes* a. d. Spanischen. Diefs Harz wird von verschiedenen, sowohl im nördlichen als südlichen Amerika und in Westindien einheimischen Pflanzen gewonnen, namentlich der *Iatropha elastica* (*Pao Syinga, Jeve, Caoutchon*) in mehreren Arten, der *Cecropia peltata* (*Coylotapelo, Sarumba, Ambayba*), der *Ficus nymphaeifolia* (*Amcoztie, Texcalamatle, Texcamatl, Higueron*) und noch mehreren Bäumen, die noch nicht genau genug bestimmt sind, z. B. der *Mapa* oder *Amapa* und der *Pao comprido*. S. 11 wird auch der botanische Charakter der *Castilia elastica*, wie der Vf. den Hauptbaum benennt, angegeben. Die alten Mexicaner nennten ihn *Holgua houitl*, die jetzigen *Arbo del Ule*. Im flüssigen Zustande ist das Harz eine milchichte Substanz, ein Saft, welcher durch Einschnitte in den Baum gewonnen wird. Aus Versuchen schliefst der Vf., es sey eine Substanz von eigener Art, welche am meisten Ähnlichkeit mit dem thierischen Leim habe. Interessant ist die Notiz, dafs das elastische Harz stark gebraucht werde, um Zeuge wasserdicht zu machen. 2) *Über das fossile Caoutchou* oder *elastische Erdharz* aus Drebyshire *von Faujas St. Fond.* In einer Tiefe von 450 Fuss unter der oberen Ebene eines kalkartigen Gebirges, zwischen Lagern von Thonschiefer, liegt diefs Harz gewöhnlich in Nestern zwischen den in die Spalten eingedrungenen Lagen eingeschlossen, welches von zweyerley Art ist, elastisches oder compressibles und solides, hartes oder brüchiges. Von jenem beschreibt der Vf. fünf Varietäten, von diesem drey. Der Vf. scheint geneigt zu seyn, die Entstehung dieses Caoutchou von Vegetabilien herzuleiten, was doch sehr unwahrscheinlich ist. Er führt S. 65 auch die Pflanzen auf, welche den Caoutchou liefern. 3) *Untersuchungen über die Natur einiger thierischer Bestandtheile, welche durch Krankheit verändert worden, besonders solcher, welche der Milch ähnlich sind*, von Dr. *Franz Marabelli.* Rec. glaubt, diese Abhandlung schon an einem oder gar mehreren andern Orten gelesen zu haben. Aus derselben geht hervor, dafs die Materie, welche man oft im Unterleibe verstorbener Wöchnerinnnen fand, keine Milch ist, sondern eine eiterartige Flüssigkeit, ja dem Eiter selbst gleichförmig. S. 86. 4) *Ant. Manzoni Beobachtungen zur näheren Kenntniss der Fehler der Urinwege, nebst einigen anderen Krankengeschichten.* Mehrere Krankengeschichten beweisen, dafs nicht nur Ausdehnungen, sondern auch Verhärtungen an der Urinblase, den Vorsteherdrüsen u. s. w. häufig an langdauernden Urinbeschwerden Schuld seyen, welche noch am ersten durch den Bauchstich erträglich gemacht werden können. Es ist auffallend, dafs in der Gegend des Vfs. dergleichen Urinbeschwerden so häufig sind, welches wir aus den vielen und mancherley Krankheitsgeschichten schliessen, die jedoch für die Praxis nicht alle gleich ergiebig sind. S. 25 findet sich eine Beobachtung, dafs eine junge Frau, nach einer Verwundung in der Schaamgegend, Urinunterdrückung und endlich Verhaltung bekam, welche so weit ging, dafs in 22 Monaten nicht ein Tropfen Urin von ihr kam. Dennoch roch es im Zimmer und ihren Kleidern stets nach Urin. Endlich hielt das Übel den Gang, dafs sie, wöchentlich einmal, gegen 3 bis 6 Pfund wäfsrichten, dem Geruch und Geschmack nach natürlichen, Urin wegbrach. Bevor die Krankheit diesen Ausweg gefunden hatte, schwoll ihr Körper wassersüchtig an. Nachher verfiel sie in eine Art von Wahnsinn, wogegen allein der Mohnsaft in grofsen Dosen einige Erleichterung verschaffte. Sie starb endlich im 33 Jahre dieser Harnunterdrückung, nachdem sie während dieser Zeit mehr als 200 Pfund Opium, manchen Tag 200 Grane, verbraucht hatte. Und die Section zeigte lauter Unbedeutenheiten!! — 5) *And. Duncans Inauguralschr. von der Soymidarinde.* Eine Art der *Swietenia*, welche in Deutschland kein grofses Glück gemacht hat, obschon sie der China in vielen Stücken gleich ist. 6) *Beobachtungen, Leichenöffnungen und Versuche über den Biss wüthender Thiere*, von *Rossi*. Der Vf. hält alle specifischen Mittel für unwirksam, spricht inzwischen von einer neuen Methode gegen diefs erschreckliche Übel, ohne sie jedoch genau anzugeben. Durch die Section will er den Magensaft immer im Überflusse, grünlicht und sauer, die Nerven locker und unzusammenhängend gefunden haben. Der Übersetzer macht hiezu folgende Anmerkung: Er habe zu Wien unter *Stoll* vier Gebissene beobachtet. Ein italiänischer Geistlicher hatte die Kur übernommen, weil er ein Arcanum gegen die Wuth zu besitzen vorgab. Alle vier starben demohnerachtet. Bey einigen brach die Wuth erst nach einigen Monaten aus. Keiner bellte wie ein Hund, sondern schrie nur kläglich, wie Kinder, wenn sie in Krämpfen liegen. Manche hatten gute Zwischenzeiten, und fühlten die Anfälle vorher. Allen erschien das Wasser im Glas zum Trinken in einer blauen Flamme, die ihnen Abscheu verursache. Bey allen ging die stille Wuth voraus. 7) *Beschreibung des Fiebers, welches im J. 1802 zu Beaurepaire herrschte*, von *Villars*, Arzt zu Grenoble. Es war ein gallicht, doppelt dreytägiges Fieber (Typhus?). Man gab dagegen Brechmittel, Abführungen, China. Manchmal war Ruhr dabey, wogegen die Ärzte Rhabarber mit Diascordium anwandten. F. j.

FORTSETZUNGEN.

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabriel Christian Benjamin Busch*, Consistorialassessor, Diacon. ord. und Mitglied des geistlichen Ministerii zu Arnstadt. 1805. 3ter Th. 1ste Abth. 235 S. 2te Abth. 262 S. 1807. 4ter Th. 1ste Abth. 292 S. 4te ganz umgearbeitete und sehr verm. Aufl. (zusammen 2 Thlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Ästhetik für gebildete Leser* von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ordentlichen (m) Prof. des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg u. s. w. 1807. Erster Theil. VIII und 266 S. Zweyter Theil 414 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die Ästhetik *für gebildete Leser?* Wozu der Zusatz? Wer wird eine Ästhetik für ungebildete Leser schreiben? Oder sollen die Gebildeten etwa den Gelehrten gegenüber stehen? Desto schlimmer, wenn die Gelehrten nicht mehr gebildet sind! Für solche, die keine gelehrte Kenntnisse besitzen, passt die Terminologie auch nicht. Oder soll etwa mit dem Zusatze die Form, die Weitläuftigkeit, der Umstand gerechtfertigt werden, dass manchmal etwas beygebracht ist, welches nicht gerade nöthig gewesen wäre, wenn der Vf. nicht auf ein *gemischtes* Publicum Rücksicht genommen hätte? Das ist wahrscheinlich; aber eine solche Rücksicht verdient selten Lob, weil Keinem leicht genug gethan wird. Sey dem, wie ihm wolle: so unerquicklich der, übrigens zierlich in Kupfer gestochene, Titel ist, so unerbaulich ist die Vorrede. Die eben so neue als interessante Bemerkung, dass alle Veränderungen und neuen Gestalten der philosophischen Systeme von der Revolutionirung der Metaphysik ausgegangen seyen, und dass die Ästhetik (leider!) gewöhnlich das Colorit des herrschenden philosophischen Systems getragen habe, übergeht Rec. Aber Hr. *Pölitz* verlangt, dass man ihm nicht des Synkretismus oder des Eklekticismus beschuldigen soll; er kennt nichts Traurigeres in der Philosophie als sie; denn beide seyen weder warm noch kalt. Er hingegen nennt sich einen *neutralen* Denker, der die älteren, neuen und neuesten philosophischen Systeme mit Fleiss und Unparteylichkeit gelesen und geprüft hat. Gewiss, das ist alles Lobes werth, und ein solches Bekenntniss wird ihm eine Menge Gemüther gewinnen. Aber weiss Hr. *Pölitz* es denn nicht, dass der *Neutrale* sich hübsch ruhig verhalten soll? Dass die Neutralität aufhört, wenn er sich in Bewegung setzt und angreift? dass im Reiche Gottes wider uns ist, der nicht mit uns ist? und dass es ein Widerspruch ist, neutral bleiben, und doch *seine* Ansicht aussprechen zu wollen, wie er ausdrücklich erklärt? Wenn Hr. *Pölitz* sich darum den Synkretisten und Eklektikern entgegensetzt, weil man in seinem Buche „die Spuren des eigenen Nachdenkens und einer vieljährigen Bekanntschaft mit der Ästhetik, als Wissenschaft, nicht verkennen werde:" so möchte man doch fragen: glaubt denn Hr. *P.*, dass der Eklektiker seine Eklexis ohne alle Spur vom Nachdenken betreibt? Und was die Bekanntschaft mit der Ästhetik, *als Wissenschaft*, betrifft, so war die wohl nur an der Elbe zu machen! — Hr. *Pölitz* wünscht darauf zweyerley: „nach den von ihm aufgestellten Principien geprüft und widerlegt zu werden; und, dass diess mit *Liberalität* geschehen möchte" Rec. bedauert, dass er nicht recht weiss, was das letzte heissen soll, sonst würde er gern willfahren. Da aber „der liberale Ton nur eine Erwiederung der Art seyn soll, mit welcher Er die in dieser Schrift aufgeführten Denker behandelte:" so glaubt Rec. zu begreifen, was Hr. *P.* meint. Nämlich: Hr. *P.* sagt uns, wenn er von Anderen spricht, was diese Anderen gesagt haben, und versichert, dass er sich nicht damit aussöhnen könne; oder er lobt stark, und setzt einigen Tadel hinzu; oder er macht einen kleinen Einwurf; oder er tadelt stark, und läst dann einiges Lob folgen, um zu zeigen, dass er gerecht sey, und über dem Verwerflichen das Gute nicht verkenne. Von Allem könnten Beyspiele gegeben werden: Wir geben sie nur von dem letzten Verfahren. Nachdem gezeigt ist, dass *Schelling* das *Fichtesche* Denken, „kraft dessen der denkende Geist nur auf seiner eigenen reinen Ichheit ruhen sollte," in ein absolutes Denken verwandelt; dass „das Anschauen der sich selbst bewusstlos zerspaltenden Gottheit, in seiner Schule, den Namen *Religion* bekommen habe, und die Religion als die Indifferenz der Wissenschaft und Kunst aufgestellt sey;" dass „das Ich in der Wissenschaft das Allgemeine, in der Kunst aber das Einzelne construire" u. s. w., wird gesagt: „so weitgreifend und zum Mysticismus unaufhaltbar hinführend auch die Verirrungen dieser ästhetischen Schule sind: so war es doch *verdienstlich*, dass durch sie das eklektische Princip der Natürlichkeit und Sentimentalität völlig verdrängt, und die neue wissenschaftliche Begründung der Ästhetik angeregt, so wie auch die durch *Kants* Schule herabgewürdigte Phantasie wieder zu Ehren gebracht wurde, *wenn gleich* (man muss soviel als möglich auf beiden Schultern tragen!) das System der Ästhetik nach anderen Principien aufgeführt werden muss, als die aus dem Identitätssystem hervorgehen." Von *Friedrich Schlegel* wird bemerkt: „Bey vielem Lehrreichen und Gehaltvollen seiner Schriften, fände sich viel Einseitiges, Halbwahres und Verfehltes; im *Alarcos* aber und in der *Lucinde* habe er seine entschiedene Unfähigkeit für die Darstellung ästhetischer Ideen bewiesen." — Wollte Rec. nun nach dem Muster dieses liberalen Tons über die vorliegende Schrift urtheilen: so würde er etwa sagen müssen: Wiewohl Hr. *Pölitz* in diesem Werke seine entschiedene Unfähigkeit bewiesen hat, die Ästhetik weiter zu bringen, sie zu begründen, oder neue Ansichten zu eröffnen: so kann man ihm doch das Verdienst nicht absprechen, dass er über seinen Gegenstand nachgedacht, was Andere

vor ihm gesagt, auf seine Weise geprüft, über die meisten Objecte, die ins Gebiet der Ästhetik gerechnet worden sind, etwas gesagt, und sehr zweckmäsig seine Leser mit der Literatur des Gegenstandes bekannt gemacht hat. Oder: die Schrift des Hn. P. zeugt von Fleifs und einer guten Belesenheit; sie beweiset, dafs er ihren Gegenstand überdacht; Manchem kann man seinen vollen Beyfall nicht versagen; die Schriften der Vorgänger sind benutzt; die Sprache ist leicht und fliesend: aber dem Ganzen fehlt es an Gehalt, Gerundetheit, und Einem Lebensprincip, welches alle Theile durchdränge, und man würde sich irren, wenn man glaubte, die Ästhetik habe durch dieses Werk irgend einen bedeutenden Fortschritt gemacht Oder nach dem Distichon

Neues verkündet das Buch, und Gutes zugleich. O, vortrefflich,
Wäre das Neue nur gut, oder das Gute nur neu!

Nachdem so der eine Wunsch des Hn. P. erfüllt ist, möchte Rec. auch gern dem zweyten genug thun: nämlich ihn nach seinen eigenen Principien zu prüfen. Aber auch diefs ist schwierig. Wahrscheinlich heifst es: man soll die Principien selbst *nicht* prüfen, sondern auf ihren Werth beruhen lassen, und untersuchen, ob das, welches etwa aus ihnen gefolgert, oder auf sie gegründet wird, wirklich aus ihnen folge, und durch sie begründet werde. Also man soll die innere Consequenz prüfen und den Zusammenhang, gleichviel ob das Gebäude über einem Abgrunde, auf dem Sande, oder auf einem Felsen errichtet ist. Es ist klar, dafs auf diese Weise alles Einzelne das gröfste Lob verdienen und doch das Ganze durchaus tadelswerth seyn könnte. Da indefs Rec. der Meinung ist, dafs jede Ansicht, die sich consequent durchführen läfst, wohl hoch oder tief liegen könne, aber durchaus auf dem Wege zur Wahrheit liegen mufs: so hätte er nichts dagegen einzuwenden, und er würde recht gern so gegen Hn. P. verfahren, wenn dieser ihm nur die Sache etwas leichter gemacht hätte. Es würde eben so langweilig seyn, als es die Grenze überschreiten dürfte, die diese Blätter uns setzen, wenn wir Hn. *Pölitz* durch das ganze Buch folgen wollten; und wozu könnte es dienen? Es sey uns daher erlaubt, die Einleitung etwas genauer darzulegen, den Anfang des ersten Theils, wo die Principien doch wohl aufgestellt seyn sollten, und alsdann den weiteren Gang, mit einigen Bemerkungen, anzudeuten.

Ein guter Anfang ist immer von Werth für das ganze Buch. Dieses beginnt also: „Das *Wahre*, das *Schöne* und das *Gute* gehen aus dem inneren Heiligthume des Menschen hervor. Sie entfalten sich nicht am Strale einer irdischen Sonne; der Mensch trägt und bewahrt sie (wiewohl sie hervorgehen) in den edelsten Vermögen und Kräften seines Geistes.“ Dieser Geist wird durch seine Thätigkeit erkannt; er besitzt drey ursprüngliche Vermögen, die einander gleich geordnet und gesetzmäsig sind, in Wechselwirkung und harmonischen Zusammenhang stehen: das Vorstellungsvermögen, dessen letzter Zweck die Erforschung des Wahren; das Begehrungsvermögen, dessen letzter Zweck die Realisirung des Guten, und das Gefühlsvermögen, dessen letzter Zweck die vollendete Harmonie zwischen den subjectiven Gefühlen ist. (Da nun das Dritte, welches im innern Heiligthume des Menschen wohnt, das Schöne ist, und dieses dem Gefühlsvermögen eben so zu entsprechen scheint, wie das Wahre und das Gute den beiden anderen: so möchte man offenbar glauben, das Schöne sey die vollendete Harmonie zwischen subjectiven (!) Gefühlen. Davon wird aber nichts weiter gesagt.) Die *geistigen* Gefühle (es giebt auch physische) sind entweder intellectuelle, oder moralische, oder *ästhetische*. „Die ästhetischen Gefühle sind auf die Form *gerichtet*, unter welcher ein Gegenstand in der Anschauung erscheint, und kündigen sich durch die Eindrücke an (erst werden sie also *gerichtet*, ehe sie sich ankündigen), die im Gefühlsvermögen vermittelst der angeschauten Form bewirkt werden, entweder als Lust oder als Unlust. Form und Stoff werden unterschieden: durch jene wird der wahrgenommene Gegenstand zur Totalität in der Anschauung; jede Form ist die Versinnlichung eines Stoffes; diese Versinnlichung aber wird die Darstellung genannt. (Folglich wäre Form und Darstellung einerley.) Die Function der Darstellung wird der Phantasie beygelegt; diese umgiebt Begriffe und Ideen, um sie dem Gefühls- und Begehrungsvermögen näher zu bringen, mit einer sinnlichen Hülle für die Anschauung, die nun auf einmal eine doppelte, eine innere oder äufsere, geworden ist. Sie ist *productiv* wenn sie *idealisirt*, d. h. Ideen der Vernunft durch Versinnlichung der Gefühle oder der Bestrebung näher bringt. Sollen die Ideale, d. h. die Versinnlichungen der Vernunftideen, das Gefühl rühren und erschüttern: so müssen sie (die Ideale) unter einer *ästhetischen*, d. h. *schönen* Form erscheinen, *denn* nur diese vermag ein reines Wohlgefallen an der Darstellung zu bewirken. (Also scheinen die Ideale, die versinnlichten Ideen, schon vor der Form vorher zu seyn; zweytens ist offenbar ästhetisch und schön einerley; drittens ist hier ein *Denn* zum Vorschein gekommen, ohne Weiteres.) In ästhetischer, (d. h sonach in schöner) Hinsicht ist die Phantasie also die Darstellung (sonach die Form) ästhetischer (sonach schöner) Ideen. (Also giebt es auch schöne Ideen vor der Versinnlichung vorher.) Nachdem diefs gelehrt ist, wird gesagt: das Ideal des Schönen, oder das ästhetische Ideal, biete die Form für alle ästhetische (sonach für alle schöne) Vollendung, oder für alle Vollkommenheit in den Werken der Kunst (also wäre die schöne Vollendung — Vollkommenheit in den Werken d. K.). So wie sich aber *alle Ideen* der Vernunft *zuletzt* in der Idee des Absoluten endigen (wo mögen sie denn wohl anfangen?), so verlieren sich auch die *Ideale* (also die *versinnlichten* Ideen) in dieser höchsten Idee. Dabey wird bemerkt, dafs die Idee des Absoluten negativ ausgedrückt die Idee des Unendlichen, diese aber von dem *existirenden* unendlichen Geiste, von Gott, *wesentlich* verschieden sey; ferner, dafs nicht die Realisirung des Absoluten, sondern nur die Annäherung an die Ideale (die sich aber ins Absolute verlieren), in den Kreis menschlicher Thätigkeit gezogen werden könne; wer jenes versuche, der müsse, *inwiefern* er das Transcendente, das Absolute, in den Kreis der Anschauung (der sonach mit dem Kreise menschlicher Thätigkeit zusammen zu fallen scheint) zu ziehen suche, unaufhaltbar in die gefährlichste Art von Schwärmerey, in die Tiefe des Mysticismus versinken; denn die Anschauung sey jedesmal empirisch, und eine intellectuelle Anschauung in welcher das Producirende und das Product Eins und dasselbe wäre, gebe es nicht.“ — Rec. hält für

nöthig, ausdrücklich zu erklären, dass er sich genau an Hn. *P's.* Worten hält.

Das Ideal des Schönen, wird darauf gelehrt, gehöre vor das Forum der Ästhetik. Aber ein Ideal könne nicht definirt, nicht demonstrirt werden, am wenigsten das Ideal der Schönheit; das Ideal sey ein Bild der Phantasie, eine Totalität; wer ein Bild auflösen könne? es sey ursprüngliche Einheit — Totalität, (Totalität und Einheit scheinen also wiederum Eins zu seyn.) Folgenden Satz wollen wir den Lesern ganz geben: „Unmittelbar wirkt das *Ideal der Schönheit* auf das Gefühlsvermögen, *d. h.* die ästhetische Form, die, als Form, eine freye Annäherung an das Ideal der Schönheit versinnlichen soll; bewirkt, vermittelst der Anschauung, ausser dem gleichzeitigen Reiz auf die Sinne, eine Rührung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, mit welcher die Anregung eines freyen Spiels der Phantasie (bey dem Erkennen der productiven Kraft der Phantasie in der ästhetischen Form) unzertrennlich verbunden ist. Diese Rührung des Gefühls, und dieses mit demselben identische (!) freye Spiel der Phantasie ist der *subjective Genuss* des Schönen; der in der That unerschöpflich ist, inwiefern durch die dargestellte Form das Gefühl des Grenzenlosen und Unendlichen in uns erregt wird." Aber wozu soll das Weitere abgeschrieben werden! erläutert wird es noch durch *Schillers Ideale*, die den Ohren wohl thun, das Gefühl bewegen, die Phantasie frey spielen lassen, und in uns ein reines Gefühl der Lust (!?) nähren. — Das Schöne, heisst es ferner, ist ganz subjectiv, in wiefern das Vermögen, durch eine ästhetische (also schöne) Form gerührt und in ein freyes Spiel der Phantasie versetzt zu werden, blofs in uns enthalten ist. Wem diess gut scheint, der höre den nächsten Satz: „Wenn wir von einer objectiven Schönheit, oder von der Schönheit der Form reden: so tragen wir nur unseren, bey der Anschauung der Form im Bewusstseyn wahrgenommenen subjectiven Zustand auf die Form über." Aber gehört denn die Form, die wir ja doch wahrnehmen sollen, bey der Anschauung im Bewusstseyn nicht auch dazu? Ist nicht vorher gesagt, eine ästhetische, eine schöne Form rühre uns? — Aus diesem Satze werden dann die Momente der Schönheit der Form aufgestellt. Zu den dreyen: dem Reiz auf den Sinn, der Rührung des Gefühles, dem freyen Spiele der Phantasie (welches freye Spiel der Phantasie nachher so erklärt wird: „es würden durch vorschwebende Bilder ähnliche u. verwandte Bilder in ihr aufgeregt und mit jenen verbunden:" folglich ist die Phantasie ganz unthätig dabey), kommt hier noch ein viertes Moment, und das ist folgendes: *Schön* ist die Form, vermittelst deren *der Stoff idealisirt* erscheint. Nun wissen wir aus dem Vorigen, dass es Idealisiren ist, wenn die Phantasie Ideen der Vernunft versinnlicht; der Stoff also, der versinnlicht wird, sind Ideen, wie auch nachher ausdrücklich gesagt wird. Hier aber heisst es weiter: Alle Kunst *muss idealisiren*, oder *was gleichbedeutend* ist, der Künstler muss nach Idealen arbeiten, *d. h.* er muss dem Stoffe (also der Idee) in der Darstellung mehr Vollkommenheit geben, als er in der Wirklichkeit hat. Sollte man nicht glauben, Hr. *P.* vergäſse sich von Zeile zu Zeile? Alles, was gesagt ist, steht in den sechs ersten Paragraphen, und es steht noch Vieles darin, das hier übergangen wird, weil aus dem Gesagten wohl genug erhellt, wie schwer es seyn muss, Hn. *P's.* Principien aufzufinden. — Im 7 §. wird über das *Schöne in der Natur* gesprochen, und gezeigt, dass es ganz von dem Schönen in der Kunst verschieden sey. (In einer Anmerkung wird gesagt, die Ästhetiker der neuesten Schulen hätten das Idealische gegen das Natürlichkeitsprincip so sehr in Misskredit gebracht, dass man sich desselben kaum bedienen dürfe, ohne von der Menge — welches Unglück! — zu ihrer Fahne gezählt zu werden. Dem Dinge wird wieder die beste Seite abgewonnen: „Die *besonnenen* Forscher (wie Hr. *P.*) lenken auf den (goldenen) Mittelweg, wo die Wahrheit liegt, oft schon in dem Zeitalter des Kampfes der Systeme ein, und späterhin, wenn die *Ephemeren des Tages* — eine vornehme Miene steht niemals übel! — verschwunden sind, kehrt der allgemeine Verstand wieder zur Mitte zurück.) „Darauf stellt der 8 §., wie auch Hr. *Bouterweck* gethan hat, die Kunst als ein Bedürfniss des menschlichen Geistes auf; sie setze eine Freyheit voraus, deren Äusserung durch Genie, Phantasie und Gefühl geleitet werde, und mit technischer Fertigkeit in der genauesten Verbindung stehe. Der Begriff der Kunst wird dahin bestimmt, dass sie sey „die vollendete Darstellung des Idealisch-Schönen (es giebt also wenigstens zweyerley Schönheiten) in der ästhetischen Form für die Anschauung;" und es wird noch einmal eingeschärft, dass die Kunst nicht das Absolute darstelle, sondern nur Formen, die aus dem innersten Heiligthume des Menschen stammen. Nachdem alsdann in drey §§. der Unterschied der Kunst gezeigt ist vom Handwerke (Stiefel, Torten, Stutzperücken seyen keine Kunstwerke), von körperlicher Fertigkeit, von der Wissenschaft (wobey von einer *ästhetischen Manie* geredet, die aus *Verbildung* und *Überbildung* entsteht, und dem Zeitalter angerathen wird, den ästhetischen Mysticismus — etwa durch eine Inquisition? — genau zu beobachten), wird auch der Unterschied zwischen *Natur* und *Kunst* gezeigt. Im 14 §. wird gelehrt, dass der wahre Künstler (ein *Schiller*, ein *Matthison*, ein *Correggio*) geboren werden müsse; er müsse Phantasie, Gefühl und *Genie* haben. Hr. *P.* scheint also auch ein Genie *ohne* Phantasie und Gefühl anzunehmen; er setzt das Wesen des *Genies* in die Erfindungskraft, in die *Producirung neuer Formen*, wiewohl vorher bekanntlich der Phantasie das Geschäft der Versinnlichung oder Darstellung aufgetragen, und ihr das Prädicat productiv gegeben war. Überhaupt aber wird dieser Naturanlage, Genie, ein weiter, und darum unbestimmter, Wirkungskreis in der Thätigkeit der edelsten Seelenkräfte angewiesen. Es wird ihm, dem Genie, aber die *Disciplin* als Aufseher und Hofmeister mitgegeben, um es am Gängelbande zu leiten, dass es sich weder in der Auswahl des Stoffs, noch in der Producirung der Form von dem Ideale der Schönheit verirre. Diese Disciplin ist also offenbar das Höchste, und das Genie ist ihr Zögling, ist ihr untergeordnet, wiewohl nachher Hn. *P's.* Ästhetik so bescheiden ist, dem Genie keine Regeln geben zu wollen.

Die Ästhetik wird nun §. 17 also erklärt: „sie sey die Wissenschaft von der ursprünglich (*a priori*) gesetzmässigen Wirksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen." Weil aber dieses nur den ersten, reinen und allgemeinen Theil der Ästhetik, nur die

Metaphysik des Schönen, ausmachen soll, welche nichts anders ist, als „wissenschaftliche Darstellung der ursprünglich gesetzmässigen Wirksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen;" und Hr. P. auch noch einen zweyten, angewandten und speciellen Theil — eine Theorie der schönen Künste — geben wollte: so war nöthig, das Gesagte noch genauer zu bestimmen: „Die Ästhetik ist die Wissenschaft von der empirischen Ankündigung der ursprünglich gesetzmässigen Wirksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen, oder in dem, durch das Ideal des Schönen abgeschlossenen, Gebiete der schönen Künste." Durch diese nähere Bestimmung ist es möglich geworden, den zweyten Theil zu beschreiben, als die „wissenschaftliche Darstellung der empirischen Ankündigung und Wirksamkeit des menschlichen Geistes u. s. w."

Der erste Theil oder die Metaphysik des Schönen, der, wie eben gesagt ist, die ursprünglich gesetzmässige Wirksamkeit des menschlichen Geistes wissenschaftlich darstellen soll, beginnt damit, dass erklärt wird, nur die Form gehöre in die Ästhetik, nicht der Stoff, oder doch nur insofern, als er ästhetisch seyn müsse. Der Stoff, die Idee, sey alsdann *ästhetisch*, wenn er der *Idealisirung* (Rec. erinnert an das Vorige) fähig ist. „Das Gebiet der ästhetischen Ideen aber umschliesst die ganze Sphäre, die in der Mitte zwischen bloss materiellen Wirkungen und reiner Geistigkeit liegt." — Ideen, die zwischen Materie und Geist liegen! — In der Form soll Stoff *und* Form unauflöslich verbunden seyn. Ein ästhetischer Stoff verunglückt in einer unpassenden Form: z. B. ein Grabgesang in lauter Trochäen. (Aber warum ginge das nicht? „Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute vom bemoosten Kirchenthurm herab" singt *Hölty*.) Die ästhetische Darstellung ist dem höchsten Gesetze der Form, welches das höchste ästhetische Gesetz ist, angemessen, und dieses höchste Gesetz der Form verlangt „die innigste und unauflöslichste Harmonie zwischen Correctheit und Schönheit in der Form." Correctheit und Schönheit sind aber nicht durch einander, sondern sie sind mit einander, und *identisch* und unauflöslich *verbunden*. Die Schönheit ist zwar die eigentliche ästhetische Vollkommenheit der Form, aber vollendet wird *die Form* erst *durch die* innigste und unauflöslichste *Form* der Correctheit und Schönheit.

Aber Rec. ist müde, weiter zu folgen, und fürchtet, die Leser zu ermüden. Er glaubt genug gesagt zu haben, um den Charakter dieser Schrift, Unbestimmtheit, Unklarheit und Verworrenheit darzuthun. Was sich bis hieher gefunden, das findet sich auch in der Folge. Es soll damit nicht geleugnet werden, dass nicht Einzelnes trefflich und wahr sey: aber wie wäre es auch möglich, jetzt über Ästhetik zu schreiben, ohne etwas Treffliches und Wahres zu sagen, und hätte man auch nur den zwanzigsten Theil der Bücher gelesen, die hier aufgeführt sind? — Der ganze erste Theil beschäftigt sich damit, dass er zuerst die untergeordneten Eigenschaften der Correctheit der Form, und dann die untergeordneten der Schönheit der Form aufzählt, und jeder dieser Eigenschaften, die sich aber zum Theil ausschliessen, wird ein §. gewidmet. Die Eigenschaften der Correctheit der Form sind: Deutlichkeit, Klarheit, Richtigkeit und Reinheit, Angemessenheit, Ordnung, Natürlichkeit, Präcision, Treue, Vollständigkeit, Einheit. Die Eigenschaften der Schönheit der Form aber: freyeste Versinnlichung, Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit, Farbengebung, Contrast, das Interessante, das Nüanciren, Anmuth und Grazie, das Naive, das Neue, das Unerwartete und Wunderbare, Simplicität, Einheit, Kraft, das Kühne, das Edle und die Würde, das Grosse und Erhabene, das Rührende, das Pathetische, das Romantische, das Bildliche, das Launichte und Humoristische, das Scherzhafte, das Lächerliche und Komische, das Satyrische. Was will man mehr! — Zum Princip für die Eintheilung der Künste hat Hr. *P.* die Formen von Raum und Zeit genommen. Demnach giebt es Künste, die in der Zeit erscheinen: Dichtkunst, Redekunst, Tonkunst; zweytens Künste, die im Raume erscheinen: Mahlerey, Plastik, Gartenkunst, Baukunst; endlich Künste, die in beiden zugleich erscheinen: Mimik, Tanzkunst, Schauspielkunst.

Von diesen einzelnen Künsten nun handelt der zweyte Theil des Breiteren; man wird schon aus der Seitenzahl vermuthen, dass es ausführlich genug geschehen seyn mag. In der That dürfte auch nicht leicht etwas übergangen seyn. Bey der Dichtkunst z. B. werden nicht nur die Hauptformen, die lyrische, didaktische, epische, dramatische, nach alter Weise aufgeführt, und innerhalb der Sphäre jeder einzelnen Form die Unterarten säuberlich und fein in eigenen §§. unterschieden (z. B. in der lyrischen Poesie: das Lied (a) das geistliche, b) das profane Lied), die Cantate, die Elegie, die Heroide, die Ode, die Hymne, die Dithyrambe, das Sonnett, Endreime (*bouts rimés*), das Madrigal, das Rondeau und Triolet, die Rhapsodie): sondern es wird auch noch, nach fremdem Beyspiele, eine Ergänzungsclasse angenommen, in welcher nicht nur von Idyllen die Rede ist, sondern auch von Charaden und Logogryphen. Von Allem wird so viel möglich ein ausführliches Beyspiel, welches zuweilen mehrere Seiten ausfüllt, gegeben; und es ist dem Rec. nicht uninteressant gewesen, die Wahl dieser Beyspiele zu bemerken. Denn da Hr. *P.* seine Theorie an ihnen erläutern und rechtfertigen will: so wird er sie aus den Dichtern genommen haben, die ihm die Ersten sind, und er wird das aus ihnen genommen haben, welches er für das Vollendetste hält. In der Lyrik erscheinen Hr. *Kuhn* mit einem Abendständchen, Hr. *Stampeel* mit einem Trinkliede, und Hr. *Schneider* mit der Blumensprache, als Muster des Liedes. Zu der Elegie — deren „Charakter auf der Darstellung eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls bestehen soll, doch so, dass das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt" — müssen *Heydenreich* und *Schiller* die Beyspiele liefern, und zwar dieser die Ideale. Bey der Ode ist freylich *Klopstock* angeführt, aber mit seinem Erlöser, und neben ihm steht *Kosegarten*. Beym *Epos* — Hr. *P.* schreibt *der* Epos — wird die *Epopöe*, oder das *Heldengedicht*, als die Hauptform aufgeführt, und gesagt, „ihr Charakter beruhe auf der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des Kampfes der menschlichen Freyheit mit der Macht des Schicksals." Bey der *Romanze* wird *Heydenreichs* Stern der Liebe als Beyspiel aufgeführt, und ein gemeines Ding von *Löwen*, das entweihete Nonnenkloster, als komische Romanze. Die Braut von Korinth wird *A. W. Schlegeln* zugeschrieben. — *Romane* giebt es lyrische, didaktische, epische. Darnach werden die Schriftsteller charakterisirt, z. B. „*Wieland*, epische Form; *Goethe*, lyrische Form (sollte Hr. *P.* den Wilhelm Meister nicht kennen? er hat nur an den Werther gedacht); *Schiller* wird nicht charakterisirt: hinter seinem Namen steht — der Geisterseher.

Endlich will Rec. den Hn. *P.*, falls er diese Anzeige lesen sollte, noch bitten: doch ja nicht zu glauben, dass Rec., als solcher, ein Anhänger der Ästhetik sey, die ihm (Hn. *P.*) so gefährlich dünkt, und die er aus der neuesten philosophischen Schule herleitet. Sollte der Ton dieser Anzeige nicht liberal genug seyn, so glaube Hr *P.* ja nicht, dass Rec. seine Angriffe auf diese Schule habe abschlagen und erwiedern wollen. Er hat sich desswegen enthalten, von seiner Ansicht etwas einzumischen; und wenn es scheinen könnte, als nehme er die Partey der angefeindeten Ästhetiker, so kommt das nur daher, dass er zeigen wollte, wie schlecht einem Neutralen der Angriff gelinge.

Bx.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1807.

STATISTIK.

Paris, b. Testu: *Almanac Impérial pour l'an MDCCCVI.* presenté a S. M. l'Empereur et Roi, par *Testu.* 846 S. in 8.

Der nämliche für 1807. 868 S. in 8.

Im 110ten Stück dieser A. L. Z. von 1804 gaben wir von der Einrichtung des in jedem Betrachte so wichtigen Staats-Handbuchs von Frankreich für das Jahr XII $\frac{(1803)}{(1804)}$ der Republik Nachricht. Seit der Zeit haben sich mit demselben, so wie mit dem Staate selbst, sehr wesentliche und wichtige Veränderungen ergeben, und wir wollen nun die Leser mit den beiden oben genannten Jahrgängen näher bekannt machen. Bey dem Kalender selbst ist seit 1806 ein besonderer vergleichender Kalender des Gregorianischen mit dem verbesserten, russischen und jüdischen hinzugekommen. Sehr grosse Veränderungen sind mit dem ersten Kapitel *Naissances et Alliances des Princes et Princesses de l'Europe etc.* vorgenommen worden. Hier erscheint zum erstenmale die ganze noch lebende Familie des Kaisers mit den Vornamen und dem Tage der Geburt, unter der Aufschrift: *Empire françois.* Dieses ist getheilt 1806 in *France, Italie, Lucques et Piombino, Guastalla, Etrurie, Rome, Naples.* Im J. 1807 aber stehen sie in folgender Ordnung: *France, Italie, Naples, Etrurie, Rome, Lucques et Piombino, Hollande.* Dann folgen in 1806 die Souverains von Europa in alphabetischer Ordnung, und von Deutschland die Kurfürsten, wo bey Hannover auf Preussen verwiesen wird; in 1807 folgt auf *Empire françois* vor den übrigen Souverains *Confédération du Rhin,* und zwar in folgender Ordnung: *Prince Primat, Bavière, Wurtemberg, Saxe, Bade, Clèves et Berg, Hesse-Darmstadt, Würtzbourg, Nassau-Usingen et Weilbourg, Hohenzollern-Hechingen et Sigmaringen, Salm-Salm et Salm-Kyrbourg, Isenbourg-Birstein, Aremberg, la Leyen, Saxe-Weimar, Gotha, Meiningen, Hildbourghausen.* Coburg und Lichtenstein fehlen. In dem 1807ten werden Hannover und Hessen-Cassel nicht mehr angeführt. In beiden Jahrgängen sind Sicilien, (die alte Fürstin von Neapel und Sicilien) Sardinien und die Sieben-Inselrepublik gar nicht bemerkt; Ragusa ist zwar angedeutet, aber der Chef der Regierung wird nicht genannt. Hinter Suisse (wo bloss der Landamman bemerkt ist) steht ausser der sonst beobachteten alphabetischen Ordnung *Duc de Neufchâtel,* dagegen ist Wallis besonders angeführt. Im *Almanac* des J. XII sind von den Regenten nur kurze genealogische Nachrichten abgedruckt, und die Minister und vornehmsten Staatsbeamten gleich nach denselben bemerkt. In den *Almanac's* von 1806 und 1807 sind die genealogischen Nachrichten weit vollständiger, und den Ministers u. s. w. ist eine besondere Section gewidmet. Dagegen fehlt in beiden der Anhang: *Titres qu'on donne aux chefs des différens Gouvernemens.* Das zweyte Kapitel hat eine ganz andere Form erhalten, und die im J. XII zusammen angeführten Autoritäten sind nun in mehrere Kapitel getheilt, von denen wir die Überschriften hersetzen. Kap. II. *Titulaires des grandes Dignités de l'Empire. Ministres et grands Officiers.* Kap. III. *Maisons de l'Empereur de l'Impératrice, de Madame Mère de l'Empereur. Maisons des Princes et Princesses, Maison militaire.* In fünf Sectionen. Kap. IV. *Le Senat, Conseil d'Etat, Corps législatif, Tribunat, Haute-Cour Impériale, Cour de Cassation, Comptabilité.* Sieben Sectionen. Kap. V. *Legion d'honneur, Ordre de la Couronne de fer. Ordres Etrangers.* In 1807 findet man zuerst ein Verzeichniss der *Etrangers decorès du grand Cordon* und zwar von Baden, Bayern, Spanien, Portugall, Holland, Italien, Preussen und Wirtemberg, zusammen 37. Von fremden *Grands Officiers* sind nur bemerkt 2 von Bayern, 1 von Italien und 3 von Holland. Vom Orden der eisernen Krone bemerkt man: 1) *Grands Dignitaires* 11 Italiäner; 2) Franzosen *Grands Dignitaires* 10, und zwar den Vice-König, die Könige von Neapel und Holland, den Grosherzog von Berg, den Prinz Borghese, und 5 französische Marschälle; 25 Commandeurs, darunter 3 Marschälle, 19 französische Divisions-Generale, 2 Brigade-Generale und den General Dallemagne, dessen Grad nicht bemerkt ist. Von fremden Orden sind nur jene angeführt, mit welchen Franzosen geziert sind, und zwar von Baden, Bayern, Spanien, Portugall, Preussen und Wirtemberg. Bey allen diesen Kapiteln kommen vollständige Nachrichten aus der Constitution und den kaiserlichen Decreten vor, welche diesen Almanach sehr schätzbar machen. Das Kap. VI hat die Überschrift: *Secretairie d'Etat et Départements Ministeriels,* und hier findet man in eilf Sectionen 1) das Staatssecretariat, 2) *Dép. du grand juge,* 3) *des rélations extérieures,* 4) *de l'Intérieur,* 5) *des finances,* 6) *du trésor public,* 7) *de la Guerre,* 8) *de l'administration de la guerre,* 9) *de la marine et des Colonies,* 10) *de la police générale,* 11) *des*

Cultes. Die beiden letzten ſind in der miniſteriellen Geſtalt erſt ſeit 1806 eingerückt. Überhaupt iſt dieſes Kapitel gänzlich abgeändert, und eine neue Ordnung beliebt worden. Kap. VII. Organiſation des Cultes. *Culte Catholique* wie in an XII, nur daſs die Organiſation der Erzbiſthümer Turin und Genua, ſowie der Kirchen von Parma, Piacenza und Guaſtalla hinzugekommen ſind. *Cultes Proteſtans:* die Anordnungen ſind zwar vollſtändiger als im Jahre XII angegeben, doch findet man hier die ganze Organiſation noch nicht. Kap. VIII. *Organiſation militaire;* ebenfalls ſehr verändert gegen an XII und reichhaltiger. In 1807 waren in Frankreich 4 *Lieutenants de Sa Maj.* 13 Reichs-Marſchälle und 4 Senatoren mit dieſem Titel, 7 *Inſpecteurs et Colonels généraux*, 135 Diviſions-259 Brigade-Generale, 131 *Adjudans Commandans.* Alle Diviſions- und Brigade-Generale haben den Orden der Ehren-Legion in verſchiedenen Graden; von den *Adjudans* aber haben 20 denſelben noch nicht. In der zweyten Section findet man die Militär-Diviſionen mit ihren Commandanten, auch von den feſten Plätzen die Commandanten u. ſ. w. Die 3 und 4 Section zählt die *Inſpecteurs généraux et chefs des corps*, ſo wie die *Commiſſaires des guerres* auf, und iſt gegen an XII ſehr verändert. Beſonders findet man hier zuerſt ein vollſtändiges Verzeichniſs der *Gens d'armerie imperiale.* Die franzöſiſche Armee beſtand 1806 und 1807 (ohne die übrigen *Branchen*) aus 93 Regimentern Linien- und 27 Regimentern leichter Infanterie, ferner aus 78 Reg. Cavallerie, und zwar 2 *Carabiniers*, 12 *Cuiraſſiers*, 30 *Dragons*, 24 *Chaſſeurs* und 10 Reg. Huſaren. Kap. IX enthält die Organiſation der Marine und der Colonien. Frankreich hatte 1807 einen *Grand-Admiral*, 7 See-Präfecte, 9 Vice-Admirale, worunter einer den Orden der Ehren-Legion noch nicht hat, 135 Contre-Admirals, worunter auch einer den Orden nicht hat, 141 Fregatten-Capitains, 24 ohne den Orden, 197 Schiffs-Lieutenants, worunter nur 54 mit dem Orden der Ehren-legion. Kap. X. *Organiſation adminiſtrative.* Dieſes Kap. hat einige Veränderungen wegen des Zuwachſes von Genua und der Abänderungen in 3 piemonteſiſchen Departements, ſodann wegen Parma, Piacenza und Guaſtalla erhalten. Die Volksmenge der einzelnen Departements war 1806 die nämliche, wie im J. 12, und dieſe, ſo viel Rec. weiſs, nach der Zählung von 1796. Im J. 1807 iſt nun eine andere Menſchenzahl angegeben, man weiſs aber nicht, von welchem Jahre. Doch ſieht man, daſs alle Departements einen mehr oder minder groſsen Zuwachs haben. Neu iſt in 1806 und 1807 die *Section III Gouvernements generaux* und zwar 1) von Paris, 2) von den piemonteſiſchen Departements, wo aber der General-Gouverneur nicht genannt iſt und 3) von Parma, Piacenza und Guaſtalla. Neu iſt in 1807 das Kap. XI. *Louveterie* (Wolfs-Jagdweſen). Kap. XII (1807) *Ordre judiciaire* hat in 1806 und 1807 mehrere Veränderungen gegen an XII erhalten. Die *tribunaux d'appell, criminels et Speciaux* ſind verſchwunden, und wieder *Cours d'appell etc.* geworden. Die *tribunaux de première inſtance* und *de paix* ſind geblieben. Parma und Piacenza haben 3 Tribunäle, 2 in den Hauptſtädten und eins zu Fiorenzola, welche vom Appellations-Gerichte zu Genua reſſortiren. Kap. XIII. *Organiſation financière*, wo alle adminiſtrative Stellen, Regien und Anſtalten vorkommen, welche vom Miniſter der Finanzen und des Staats-Schatzes abhängen. Bis an XII waren die hier gegebenen Notizen gröſstentheils unter dem Abſchnitte des Miniſteriums eingerückt; jetzt ſtehen ſie mit Recht beſonders, auch in einer beſſeren Ordnung. Kap. XIV. *Sciences, belles lettres, agriculture et inſtitution publique.* Die Einrichtung iſt wie im J. XII, nur daſs hier groſse Veränderungen ſich zugetragen haben. Mehrere Lyceen und beſondere Schulen ſind indeſſen eingerichtet worden. Das Inſtitut *national* im J. 12 heiſst jetzt ganz einfach Inſtitut. Der *Almanac* für das Departement der Seine oder Paris hat ganz die Einrichtung, wie im J. 12. Endlich folgt wie gewöhnlich ein alphabetiſches Verzeichniſs der Städte Frankreichs mit der Bevölkerung, welche in 1807 ſorgfältiger auch von neuerer Zeit angegeben iſt. Hierauf folgt in 1807 (was in 1806 den Beſchluſs machte) ein weitläuftiges *Extrait du Cérémoniel du Palais* und zwar *des préſentations* und *deuils de Cour.* Eine Vergleichung der alten und neuen Maſse, Gewichte und Münzen mit den alten franzöſiſchen und auswärtigen macht den Beſchluſs. Angehängt iſt ein ſehr kurzes Regiſter über das Ganze, wobey Rec. den Wunſch wiederholt, welchen ein anderer Rec. bey der Anzeige des Almanac für das Jahr XII bereits ausgedrückt hat.

S. i.

1) Schwerin, in der Hofbuchdruckerey: *Herzoglich-mecklenburg-ſchweriniſcher Staatskalender.* (Für das Jahr 1806. *Erſter Theil.* XXXII u 209 S. *Zweyter Theil.* XXXII u. 226 S. 8. Mit einer Karte und zwey Tabellen.

2) Neu-Strelitz, b. Spalding: *Herzoglich-mecklenburg-ſtrelitziſcher Staatskalender auf das Jahr* 1806. 142 u 64 S. 8.

No. 1 fährt unter der ſorgſamen Pflege ſeines, bald das dreyſsigjährige Redactions-Jubiläum feyernden, Herausgebers, des Regierungs-Raths *Rudloff* in Schwerin, fort, unter den deutſchen Staatskalendern den ausgezeichnetſten Rang zu behaupten. Er iſt auch für das J. 1806 in ſeiner bekannten Ordnung und Vollſtändigkeit erſchienen, obgleich, dem Wunſche mehrerer Leſer gemäſs, der zweyte Theil mit deutſcher Schrift gedruckt iſt. Der Zeitkalender, aus welchem der griechiſche und der neufränkiſche ausgelaſſen iſt, hat durch die Beyfügung der Anniverſarien merkwürdiger Begebenheiten aus der vaterländiſchen Geſchichte ein ſo anziehendes, als belehrendes Intereſſe erhalten. Daſs dabey die Dauer des Trinitatis Termins gegen bekannte Verfaſſung und vormalige Vorgänge auf 14 Tage angegeben worden, hält Rec. um ſo mehr für einen Druckfehler, als die des Antonii-Termins richtig zu 8 Tagen beſtimmt iſt. Der *erſte Theil* enthält den Perſonal-Etat oder das Verzeichniſs

der Staatsbedienten nach einer zweckmäfsigen Ordnung. Noch interessanter dürfte er aber seyn, wenn damit ein Addresskalender verbunden, d. h. ein jeder öffentliche Beamte, mindestens da, wo er zuerst vorkommt, mit den seine vollständige Addresse bildenden, übrigen Ämtern, Prädicaten und anderen Verhältnissen aufgeführt würde, welches auch in anderen Beziehungen z. B. zur Übersicht, welche herzogliche Diener zugleich Mitglieder der Ritterschaft sind, welche Neben-Bedienungen sie bey ihrer Haupt-Würde bekleiden u. dgl. mehr, interessant seyn würde. No. 2 hat diesen Vortheil, und denselben mit vieler Raum-Ökonomie benutzt. Einige Gegenstände sind, wenn Rec. nicht irrt, durchaus nicht am rechten Ort aufgeführt, z. B. das herzogl. Münzkabinet (S. 58) gehört schwerlich zum Special-Ressort der Regierung, sondern S. 45 bey der Kunstkammer; die mecklenburgische landwirthschaftliche Gesellschaft (S. 178) gehört wohl nicht in den Umkreis der ritter- und landschaftlichen Competenz, sondern in den Etat der Aufklärung, z. B. S. 131 neben der naturforschenden Gesellschaft, wogegen die drey Jungfrauen Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz (S. 150—155) richtig ihren Platz unter den, von Ritter und Landschaft ressortirenden, Gegenständen einnehmen dürften. Eine andere Unvollständigkeit ist der Mangel der Aufführung der Vornamen verschiedener Diener, z. B. S. 40. 41. 56. 104—107 u. a. m.; S. 174 würde Rec. bey dem Erbmarschallamt des Herzogthums Mecklenburg mindestens bemerkt haben, dass die minderjährigen Hnn. *v. Lützow* auf Eikhoff dasselbe besitzen, aber keiner von ihnen damit zur Zeit belehnt sey. Sehr häufig ist der blofs zufällige Titel der öffentlichen Beamten als relevirende Würde aufgeführt, z. B. S. 42, wo es nicht geheimer Rath und Hofmarschall, sondern Hofmarschall, geheimer Rath N. N., so wie S. 55 nicht Kammerherr N. N Chef des Hofstaats, sondern vielmehr: Chef des Hofstaats, Kammerherr N. N. heissen muss, hieher gehört auch Artillerie-Hauptmann (S. 45) Kammerdiener (S. 51) u. a. m., so wie auch das, hinter einem zufälligen Titel gesetzte, Comma, z. B. 8. 128. 129. 131. 132. 150. 175. 176 woraus, richtig gelesen, folgern dürfte, dafs bey der ökonomischen Gesellschaft, bey den Klöstern, bey dem engeren Ausschufs ein Leibarzt, Major, Kammerherr u. dgl. angestellt sey; an anderen Stellen z. B. S. 51. 153. 154 u. a. ist diefs vermieden. Bey sämtlichen Gerichten Mecklenburgs, schwerinischen Antheils, waren im J. 1805. 213 — im J. 1806 noch mehrere — Advocaten, also mit Inbegriff der 55 Sachwalde im strelitzischen und ratzeburgischen, 268 Advocaten und 263 Notarien angestellt; auf jede Quadratmeile also fast 1½ Advocat, auf jedes Tausend Einwohner beynahe 1 Advocat, fast jeder tausendste Mecklenburger ist also ein Advocat! eine Übervölkerung, welche um so gröfser ist, je geringer Mecklenburgs Population im Verhaltnifs seines Flächeninhalts erscheint. Diefs Resultat ruft die Aufmerksamkeit der mecklenburgischen Staatsgewalt laut an; man vergleiche hiemit die Anzahl der Mitglieder dieser, an sich so höchst ehrwürdigen, Classe von Staatsbedienten in anderen Staaten! Der zweyte Theil enthält *mecklenburg-schwerinische Staats-Notizen*, nämlich, nach vorausgeschicktem europäischem Regenten-Verzeichnisse, die Verzeichnisse der Post-Routen, der herzoglichen Domainen, der ritterschaftlichen und anderen Privat-Güter, topographische und Gewerbs-Notizen über die mecklenburgischen Städte, die mecklenburg-schwerinische Topographie und Bevölkerung nach der kirchlichen Eintheilung mit zwey Listen und einer schönen Karte des Herzogthums Mecklenburg, die, auch in diesem Jahre vom Universitäts-Bibliothekar D. *Koppe* in Rostock ausgearbeitete, mecklenburgische Literatur des Jahrs 1805 und endlich die mecklenburg-schwerinischen Annalen von eben diesem Jahre. Dieser Theil enthält schätzbare Materialien zur Geschichte, Staatskunde und Geographie Mecklenburgs, und wird in dieser Hinsicht jedem sehr willkommen seyn.

No. 2 hat zwar im J. 1805 seinen bisherigen Redacteur, den Kammerherrn und geh. Legat. R. *Grafen von der Schulenburg* — der ihn, seitdem der Reichskammerg.-Assessor *von Kamptz* im J. 1799 aus den meckl. strelitzischen Diensten trat, herausgab — verloren; allein sein Nachfolger in der Herausgabe, der Hofrath *Adolf Albert August Horn* in Neustrelitz, hat diesem Kalender seine bisherigen Vorzüge sehr gut erhalten. Er steht dem schwerinischen, mit dem er beynahe die nämliche innere Ordnung hat, nur in Rücksicht auf die typographische Schönheit und die statistischen und historischen Nachrichten nach, und hat übrigens vielleicht manche Vorzüge vor demselben, z. B. die Annäherung an einen Addrefs-Kalender, die nähere Angabe der Dienst-Verhältnisse, Wohnörter u. dgl. bey manchen Dienern, z. B. bey den S. 6 sq. befindlichen 29 Kammerherrn, woraus man ersieht, dafs nur 4 in wirklichen Kammerherrndiensten sind, welches aus dem mecklenburg-schwerinischen Staatskalender in Ansehung der dortigen 58 Kammerherrn nicht zu unterscheiden ist, das S. 18 befindliche Verzeichnifs der blofs charakterisirten Personen. Die in No. 2 erst unter der schulenburgischen Redaction geschehene und noch jetzt beybehaltene Aufführung des geheimen Ministerii hinter dem Hofstaat scheint uns aus dem Grunde sehr unrichtig, weil dieses Collegium auch für den Hofstaat und dessen einzelne Stäbe die vorgesetzte Behörde ist. Die Landes-Gerichte sind hier der Finanzkammer vorgesetzt; die Justiz-Kanzley in Neu-Strelitz besteht seit dem J. 1805 zum ersten male aus blofs bürgerlichen Mitgliedern und im Consistorium zu Neu-Strelitz erblickt man die, nach Lebens- und Dienstjahren ältesten, deutschen Staatsdiener vom Civil-Territorial-Etat vereinigt, nämlich den geh. Rath *Seip* und den Superintendenten *Masch*, beide der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt und beide seit dem J. 1752 in herzoglichen Diensten. Nach dem Personal-Etat kommt ein vollständiges Verzeichnifs der Domainen, ritterschaftl.- und Privat-Güter, der Postcourse, einige statistische Notizen und endlich die m. strelitzischen Annalen des J. 1805. Als Anhang auf 64 besonderen Seiten ist das vom *Grafen von der Schulenburg* angefertigte, vollständige europäische Regenten-Verzeichnifs beygefügt. Kl.—St.St.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Blüthenblätter.* Von dem Verfasser der *Heliodora.* Mit einem Kupfer von Jury. 1807. 395 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

In diesem Buche sind sieben Erzählungen enthalten, von welchen die beiden ersten die Schilderung weiblicher Würde im Unglück zum Gegenstande haben Sie sind in ihrer Art recht gut gelungen. An der ersten, *Klara Flmenau,* ist die Einfachheit zu loben, womit die standhafte Beharrlichkeit einer Unglücklichen im treuen Gehorsam gegen die Stimme ihres innersten Gefühls geschildert wird; da ist kein Prunken mit Grundsätzen und edelmüthigen Empfindungen, keine Überspannung des Gefühls weder in der Freude noch im Leiden; sondern die ächte Moralität, *die unverrückte Befolgung des individuellen inneren Berufs,* wird anspruchlos dargestellt. Gleiches Lob verdient die zweyte Geschichte: *Eugenie,* in welcher die wundervolle Ergebung einer edlen Frau in das vielfache Elend einer unglücklichen Ehe mit rührender und zugleich erhebender Wahrheit geschildert wird; keine empfindsame Klage, keine beängstigende Wehmuth zerreisst und beengt das Mitgefühl, das vielmehr dem Schauspiele der erhabenen Dulderin sich gerne hingiebt. Der Schluss beider Erzählungen ist heiter, und löset alle Misslaute befriedigend auf; das Ende der zweyten ist besonders wohlthuend, und die wiederholte Überlieferung des Knaben glücklich erdacht. — Von den fünf anderen Stücken läst sich nicht so viel Gutes rühmen; ja zwey davon sind gänzlich missIungen, nämlich die beiden Mährchen: *Lilas und Viole,* und — *das Bildniss.* Sie sind nichts weniger als Mährchen; die Erfindung hat der berechnende Verstand, nicht die schaffende Phantasie gemacht, ganz so wie man es in den französischen Mährchen findet, welchen sie nachgeahmt zu seyn scheinen. Das erstere ist überdiess nur halb zur Reife gekommen, und hat weder Hand noch Fuss. — Die *Freyer* sind eine von den gewöhnlichen Prüfungsgeschichten, nicht ungewöhnlich vorgetragen. — *Lienhard,* eine Scene aus den Unglückstagen der Schweiz, — und — *Bettina,* sind zwey romanhafte Liebesgeschichten, und zwar von der Art, dass man sie weder eigentlich loben noch tadeln kann.

C. f. r. z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Landung der Engländer auf der nordwestlichen Küste Deutschlands.* Von dem Verfasser der Schrift: *Was hat Europa zu furchten oder zu hoffen?* Geschrieben im März 1807. 56 S. in 8. Der Vf. geht von dem Satze aus, dass England zur Unterstützung seiner Alliirten und Wiedereroberung Hannovers eine Landung unternehmen werde. Man würde aber, meint der Vf., sehr irren, wenn man glaubte, Hannover müsse in Hannover wieder erobert werden. Wollten die Engländer auf der Nordwestseite Deutschlands eine Landung unternehmen, so könnten dieselben keinen anderen Plan haben, als entweder durch einen kraftvollen, aber wohlberechneten Angriff einer vielleicht noch verwundbaren Seite Frankreichs die Aufmerksamkeit und Streitkräfte des französischen Kaisers zu theilen, und so mittelbar ihren bedrängten Alliirten Luft zu machen, oder durch eine nachdrückliche Diversion im Rücken der grossen französischen Armee derselben unmittelbar zu Hülfe zu eilen. Liege das erste im Plane des englischen Cabinets, so könne nur Holland das grosse Object der gelandeten englischen Armee seyn. Ein Angriff auf dieses Königreich würde um so nothwendiger seyn, als im entgegengesetzten Falle die gelandete Armee, wenn sie nicht zahlreicher wäre, als die bisherigen englischen Landungs-Armeen, sich beynahe gar nicht von der Nordsee entfernen dürfe. Dieses führt nun der Vf. sehr richtig aus. Aber dieser Expedition gegen Holland, wenn sie auch Anfangs gelänge, stellen sich unübersteigliche Hindernisse entgegen, welche sehr vollständig aufgezählt werden. Der Erfolg einer Expedition gegen Holland würde seyn, dass das englische Heer würde gezwungen werden, mit Verlust seiner Alliirten und Bagage sich eiligst zurückzuziehen; wenn es nicht allenfalls Lust hätte, sich *pour l'honneur militaire* im eroberten Lande ersaufen zu lassen. Nur eine Landung an den Nordküsten Deutschlands, und eine schnelle Bemeisterung der ganzen Elbe und aller daran liegenden Festungen, könnte die französischen Heere in Verlegenheit setzen, indem dieser Fluss die Communications-Linie zwischen der französischen Armee und dem Mutterlande sey, und die gelandete englische Armee sich hier am leichtesten mit einer zu Stralsund gelandeten russisch-schwedisch-preussischen starken Armee in Verbindung setzen könnte, um sodann auf die Oder und im Rücken der französischen Armee zu operiren, zugleich aber auch im unglücklichsten Falle den Rückzug nach Stralsund und zur Ostsee zu sichern. Aber die Landungs-Armee müsste stark genug seyn, um eine Observations-Armee gegen die Weser detaschiren, und da nicht nur die holländische Armee, sondern auch eine aus der Conscription von 1808 gewiss zu Hülfe eilende französische Reserve-Armee beobachten und im Zaum halten zu können. Eine solche Armee müsse ferner alle schwere Artillerie u. s. w. mit sich bringen, um sich schnell der Festungen an der Elbe zu bemächtigen. Inzwischen müsste die grosse russische Armee an der Weichsel die französische Armee daselbst unaufhörlich beschäftigen, sich durchaus in keine Hauptschlacht einlassen, sondern den Krieg wie die Parther gegen die Römer führen. Aber auch diesem Plane stellen sich viele Schwierigkeiten entgegen, wohin der Vf. die Misslichkeit des Eintreffens der Flotten zur rechten Zeit für die Subsistenz der Armee, die französischen Reserven und Besatzungen in allen Plätzen, und selbst die National-Garden, dann das Genie *Napoleons* rechnet, welcher „seine und seiner Feinde Kräfte so genau zu erwägen, die Grade des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen so richtig zu berechnen, alle möglichen Ereignisse vorherzusehen, gegen alle eintretenden Unfälle Gegenanstalten auf der Stelle zu treffen, und dem Zufalle gleichsam alle seine Macht zu entreissen verstehe.“ Man wird sich erinnern, dass, als die Anstalten zu einer Expedition ernstlich wurden, der Kaiser eine starke Armee auf beiden Seiten der Elbe zusammenziehen liess. Endlich, fährt der Vf. fort, müsse im Falle einer Landung durchaus die grosse Frage entschieden werden, ob Oesterreich bey seinem angenommenen Neutralitäts-System verharren, und zu wem es sich schlagen werde, wenn es bey der grossen Krisis von Europa kein gleichgültiger Zuschauer mehr bleiben könne oder wolle. So lange, meint der Vf., Frankreich den nordischen Riesen mit einem die Existenz des türkisch. Reichs schützenden Erfolge zu bekämpfen vermöge, werde Österreich unerschütterlich seinem bisher verfolgten Neutralitäts-System anhängen. Sollte es aber das Ansehen gewinnen, als ob Russland, begünstigt durch die vielen und wichtigen Vortheile seiner Lage, die französischen Armeen von seinen Grenzen zurückdrängen, und mithin die Gefahr für die Pforte immer drohender würde: so scheine allerdings dem Interesse Österreichs angemessen, seine Neutralität aufzugeben, sich schleunigst mit Frankreich zu verbinden, und dessen Plan gegen Russland auf das kräftigste zu unterstützen. Dieser Satz wird nun vom Vf. scharfsinnig ausgeführt, und von allen den Gründen unterstützt, welche französische Schriftsteller dafür bereits angeführt haben. Wenn aber nun, heisst es ferner, dieser Fall wirklich einträte, „wer werde dann wohl noch an eine englische Landung denken können?“ —. Merkwürdig ist der Schluss, wo der Vf. sagt: „es lasse sich von der Weisheit der englischen Minister voraussetzen, dass sie gewiss mit der grössten Reife und Bedächtlichkeit eine Unternehmung prüfen würden, welche, wenn sie nicht gelingen sollte, den Stempel der grössten Alltäglichkeit tragen, und sie selbst sehr tief in den Augen der brittischen Nation herabsetzen würde.“ Wie lang die brittischen Minister geprüft haben, um dem Vorwurfe der Alltäglichkeit zu entgehen, und worauf sich nach so langer Prüfung am Ende die Landung reducirt habe, ist aus allen Zeitungen bekannt.

S. i.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 SEPTEMBER 1807.

GESCHICHTE.

St. Petersburg: *Zur Münzkunde Rufslands.* — Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wiffenfchaften. 1805. 200 S. 8.

Ein befonderes, unmittelbar hinter dem Titel befindliches, Blatt, enthält folgende Erklärung: „Die „kaiferliche Akademie der Wiffenfchaften, welcher „diefer Auffatz im verfloffenen Februar vorgelegt „wurde, hat für gut gefunden, ihn drucken zu laffen, weil der Vf. wünfcht, die etwa darüber erfcheinenden Bemerkungen bey feinen ferneren Arbeiten „in diefem Fache benutzen zu können." — Als Vf. giebt fich in dem Eingange S. 16 der Collegien-Affeffor *Krug* zu St. Petersburg, Mitauffeher der kaiferlichen Münzfammlung, dadurch zu erkennen, dafs er denen, die Bemerkungen über den Auffatz mittheilen wollen, diefe Addreffe aufgiebt.

Je mehr hiftorifche Schriftfteller jetzt, vom Eigennutz getrieben, den unreifen Stoff der laufenden Weltbegebenheiten ergreifen, und fich in der leichtfinnigen Darftellung derfelben zum Panegyriften-Tone erniedrigen: defto angenehmer werden Freunde der foliden Behandlung der Gefchichte durch Werke, wie das gegenwärtige, überrafcht, wo ächt-deutfcher Fleifs, vertraute Bekanntfchaft mit den hiftorifchen Quellen, eindringender Forfchungsgeift, verbunden mit Befcheidenheit, auf jeder Seite fichtbar find. Vorzüglich erregt der Vf. frohe Hoffnungen für die nordifche Gefchichte. Ein *Schlözer* dürfte freylich diefem Theile der hiftorifchen Literatur nie wieder werden; wenn jedoch unfer Vf. in feinen jetzigen Verhältniffen bleibt, und fein Eifer nicht erkaltet, würde er einft am meiften geeignet feyn, die Stelle jenes grofsen Gefchichtforfchers einigermafsen auszufüllen. Zu bedauern ift blofs, dafs er in dem vorliegenden Werke nicht für die Bequemlichkeit der Lefer geforgt hat. Ohne Abtheilungen und Überfchriften, ohne Inhaltsverzeichnifs und Regifter, find lauter einzelne Unterfuchungen an einander gereiht, die unter fich in lofem, oder gar keinem Zufammenhange ftehen. Auch der Titel entfpricht dem Inhalte faft gar nicht. Von einer ruffifchen, und zwar unbedeutenden, Münze, ift blofs auf den letzten fieben Seiten die Rede. Wir wollen den wefentlichen Inhalt jeder Abhandlung anzeigen: zufolge diefer Hauptmaterien glauben wir dem Buche folgenden Titel, als den einzigen angemeffenen, geben zu dürfen: „Kritifche Abhandlungen über vermifchte Gegenftände der ruffifchen und oft-römifchen Gefchichte im 9 und 10 Jahrhunderte, nebft Unterfuchungen über die oft-römifchen Münzen und Gewichte, in Beziehung auf deren Gebrauch in Rufsland."

I. S. 17—29. Ausführung, dafs die Ruffen in dem angegebenen Zeitraume nicht fo uncultivirt waren, als man gewöhnlich annimmt, und als fie nachher während der mongolifchen Herrfchaft erfcheinen. — II. S. 29—31. Von dem vermeintlichen Tribut der Kiewer Slaven an die Chazaren. Dafs die Slaven ein Schwert fchickten, legt der Vf. finnreich als Trotz und Satyre aus, indem er die Worte, die in den meiften *codd.* dabey ftehen: „vom Rauchfange" (von jedem Rauchfange ein Schwert) für untergefchoben erklärt. — III. S. 32—47. Communication zwifchen den Varjagern und Griechen durch Rufsland, und Ausführung, dafs jene fchon vor 859 die Nowogroder Slaven tributair gemacht haben. — IV. S. 48—55. Über die oft-römifche oder byzantifche Goldmünze, die bekannten Byzantier, Bifanden, *folidos aureos*, die mit Beybehaltung des Namens, häufig auch des Gepräges, in mehreren europäifchen Ländern nachgeahmt wurden. Von Rufsland ift diefs jedoch blofs bis zur Wahrfcheinlichkeit zu bringen. — V. S. 55 bis 61. Verkehr zwifchen den Ruffen und Griechen. — VI. S. 61—83: Befchaffenheit der Schiffe der Normannen und Ruffen. — VII. S. 83—103. Von den Pavoloki oder griechifchen Seidenzeugen, von denen gewiffe Stücke von beftimmter Länge, Breite und Güte, als Geld gebraucht wurden, eins nämlich 10 Solidos vorftellte. (Schlözer handelt eben davon, *Neftor*. Th. 3. S. 293. 294.) — VIII. S. 103—112. Luxus in prächtigen Segeln von Seidenzeugen, feiner Leinewand, überhaupt köftlichen Stoffen. So glücklich als neu ift die Ableitung des Namens Pavoloka von dem, im römifchen Zeitalter vorkommenden, morgenländifchen Zeuge Babylonica. — IX. S. 112—126. Von Hermelinen, Zobeln und anderem Pelzwerke, als Tribut nordifcher Völker, als Handelswaare und Gefchenke, vorkommend. — X. S. 126—138. Von der, in ruffifchen Urkunden und Annalen vorkommenden, Werthbeftimmung nach Zolota oder Zlata, Zolotnik oder Zlatnik, und dabey nochmals und ausführlicher von der byzantifchen Goldmünze. Der Vf. hat viele Exemplare derfelben aus verfchiedenen Jahrhunderten unterfucht, und das Gewicht derjenigen, die gut erhalten waren, zwifchen 69 und 71 Gran Medicinalgewicht gefunden; mehrere feit Valentinian I von 70. Das letztere, als das mittlere, darf man als das gewöhnliche im 9 und

10 Jahrhunderte annehmen. Gerade 70 Gran schwer ist auch das russische Gewicht des Zolotnik, deren 96 ein russisches Pfund ausmachen. Mit Hülfe dieser Prämissen, und durch Vergleichung mehrerer Stellen aus Urkunden und Annalen, mittelt der Vf. Folgendes aus, gelehrt und scharfsinnig, nur etwas verworren: Der häufige Verkehr zwischen den Russen und Griechen brachte die griechischen Solidos in Russland sehr in Umlauf; der Name der *Münze* ward beybehalten, mit der Veränderung in Zolotnik oder Zlatnik; dann ging dieser auch, theils in derselben Form, theils mit der Modification Zolota oder Zlata, auf das *Gewicht* über, das ein solches Goldstück hatte. So erhielt in Russland das Gewicht des Zolotnik den Namen von einer umlaufenden gleichnamigen griechischen Münze, da umgekehrt in mehreren Ländern gewisse Münzen die Namen von ihrem Gewichte erhalten haben. Ein anderes, noch interessanteres Resultat, ist die Bestimmung der so verschieden angegebenen Schwere der griechischen Litra. Es wird auf dieselbe rückwärts geschlossen aus der Schwere eines russischen Zolotnik (als Gewichts). Da nämlich von den griechischen Solidis 72 Stück eine Litra wogen (S. 48), so war diess griechische Pfund gleich 72 heutigen russischen Zolotnik (als Gewicht), also gleich drey Viertheilen des heutigen russischen Pfundes. — XI. S. 138—153. Griechisches Probegewicht für die Goldmünze, und russisches nach dem Muster desselben. — XII. S. 153—165. Von den griechischen Silbermünzen, den oft vorkommenden Miliaresien, deren 12 auf einen Solidus gingen. — XIII. S. 166—176. Plünderungen der Normannen; Beyspiele von Summen, die sie in verschiedenen Gegenden Europens erpressten. — XIV. S. 176—180. Sold der griechischen Miethtruppen. — XV. S. 180—194. Feldkriegskasse der griechischen Kaiser, jährliche Geschenke derselben an die Hofleute, Opfergelder derselben in der Sophienkirche, Kosten der Ausrüstung einer griechischen Flotte, Umlauf des Silbers unter den Russen in Barren, und Umsatz vermittelst der Wage. — XVI. S. 194—200. Über die älteste russische Münze Szliag.

Schon die Gelehrsamkeit des Vfs., seine Kenntniss der historischen Kritik, in die er gründlich genug eingedrungen ist, um zu wissen, wie viele Rücksichten oft vereinigt werden müssen, würde uns überzeugen, dass seine Auffoderung, ihm Bemerkungen mitzutheilen, keine Affectation sey, wenn auch die Erklärung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und sein bescheidener Ton durch das ganze Werk, der Ton des wahrhaften Gelehrten, diess nicht verbürgten. Die Auffoderung ist zwar auf schriftliche, unter seiner Addresse eingesandte Bemerkungen beschränkt; wir dürfen aber glauben, dass ihm auch öffentliche und gedruckte nicht unwillkommen seyn, und dass ihm die unsrigen, bey der Verbreitung unserer A. L. Z., nicht unbekannt bleiben werden.

I. S. 21—23. Der Vf. will beweisen, dass Russland nicht bloss zu Sviatoslaws Zeiten, sondern schon lange vor demselben, wohlhabend, cultivirt und militärisch mächtig gewesen sey, und führt zur Unterstützung dieser Behauptung die Nachrichten an: dass die Serven im Stande waren, bey einem ihrer Einfälle in das römische Gebiet Mann für Mann den Gepiden für die Überfahrt über die Donau einen goldenen Stater zu bezahlen, und den übermächtigen Avaren eine Zeitlang die Spitze zu bieten. Beide Nachrichten können aber nicht als Belege zu jenem Satze gelten; denn der Schauplatz, auf dem diese Slaven auftreten, ist ja weder Russland noch eine benachbarte Gegend; sondern Procopius setzt denselben ausdrücklich neben Illyrien, und eben dieses Local folgt auch aus dem Umstande, dass die Slaven, von denen jenes erzählt wird, als eine, neben den Gepiden und Avaren wohnende, Völkerschaft angeführt werden. Von den zahlreichen Stämmen des Slavenvolkes haben sich die hier erwähnten nicht die Donau hinab, (wo ihnen die Bulgaren im Wege standen), sondern an den rechten Nebenflüssen derselben in dieser Gegend hinauf, nach Kroatien, Krain u. s. w. gezogen; aus *ihrer* Wohlhabenheit und Macht kann für den Zustand der, in das ferne Russland verdrängten Stämme, nichts gefolgert werden. — II. S. 48. Das Wort Litra ist nicht von den Griechen verderbt aus dem lateinischen Libra, sondern umgekehrt Libra von den Römern aus dem griechischen Litra. Hesychius, für jenes als Gewährsmann angeführt, sagt nichts von Verderben, noch von Original und Copie, sondern bloss, dass die Römer statt des griechischen T ein B setzen. Litra ist ein dorisches Wort, das aus Grossgriechenland zu den Römern kam, und von diesen auf die bewusste Weise verändert wurde. III. S. 59. Die Patzinaken sollen Zwischenhandel zwischen den Griechen und Russen getrieben, und den letzteren allerley kostbare Stoffe, Pfeffer, Saffian zugeführt haben. Das sagt aber Constant. Porphyrog. nicht, den der Vf. als Quelle anführt. Die Worte dieses Schriftstellers, auf die sich unser Vf. beruft, *de administr. imp. c. VI*, sind folgende: „Eine andere patzinakische Völkerschaft wohnt in der Nähe von Cherson, welche mit den Chersoniten Handel treibt, und sowohl diesen, als den (griechischen) Regenten, Dienste nach Russland, Chazarien, Zichien und anderen Ländern dieser Gegend, leistet, gegen einen vertragsmäsigen, durch die Chersoniten ausgezahlten Sold, bestehend in folgenden Sachen u. s. w.“ Von Handel ist also eigentlich in dieser Stelle gar nicht die Rede, am wenigsten von Zwischenhandel der Patzinaken; es erhellt bloss daraus, dass diese Nomaden häufig fremde Dienste nehmen, und, wenn das folgende Kapitel hinzugenommen wird, dass die Chersoniten, vermuthlich, weil sie der Sprache ihrer rohen Nachbarn mächtig waren, den griechischen Commissarien, welche Miethtruppen anwerben sollten, als Führer und Dolmetscher dienten, und dass sie den, in griechischen und morgenländischen Waaren bedungenen Sold, gegen Provision, in die Heimath der Patzinaken spedirten. Dass unter jenen Diensten militärische zu verstehen sind, wird deutlich genug im 4 und 8 Kap. gesagt. — IV. S. 91. Der Vf. fragt

„ob die kostbarsten und theuersten Pavoloki nicht in Griechenland verfertigt, sondern aus Asien oder Ägypten eingeführt waren, und daher der Seltenheit wegen nicht wieder ausgeführt werden durften?" Ein griechisches Fabricat mussten sie seyn, da gewinnsüchtige und verwegene venetianische und amalfitanische Kaufleute Mittel ausfindig machten, sie im Schleichhandel herauszubringen. (*Luitprandi legatio, cet.*) Wären sie in Ägypten oder Syrien zu kaufen gewesen, wohin die genannten Italiäner unmittelbaren und Activhandel trieben, so würden sich diese nicht der Gefahr grosser Strafe ausgesetzt haben. — V. S. 107, 108: „Da Babylon von den Abendländern *Baldach* genannt wurde, so gaben sie diesen Stoffen (den Babylonicis oder Pavoloki) den Namen Baldakinus, aus welchem auch unser Baldachin entstanden ist." Nicht Babylon, sondern die Stadt Bagdad, ist unter Baldach zu verstehn, welches unter anderen aus dem bekannten Werke des *Mar. Sanuto* erhellt; die vermeintliche Identität von *Babylonica* und Baldachin (die der Vf. aus *du Cange* und *Charpentier* angenommen zu haben scheint), fiele demnach weg —. VI. S. 153, 154: „Ein Gesetz der Kaiser Arcadius und Honorius sagt: wenn Jemand Gold statt des Silbers zahlen will, so ist diess erlaubt; doch in dem Verhältnisse, dass für jedes Pfund Silber fünf Goldstücke in den Schatz geliefert werden." Hierauf gründet nun der Vf. den Satz: „5 Zolotnik Gold wurden also einer Libra, oder 72 Zolotnik Silbers, gleichgeschätzt, und diess giebt das Verhältniss des Goldes zum Silber wie $1:14\frac{2}{5}$." Bey dieser Schlussfolge scheint uns der gelehrte Vf. einen wesentlichen Umstand übersehen zu haben. Man muss doch voraussetzen, dass in seinem eben angeführten Satze unter Zolotnik *beide Mal* das gleichnamige *Gewicht* zu verstehen sey; denn als Münze kann hier der Ausdruck nicht angenommen werden, weil die Ost Römer keine Silber-Solidos hatten; und das erste mal, bey dem Golde, die Münze zu verstehen, das zweyte mal, bey dem Silber, das Gewicht, geht auch nicht an, weil so die verglichenen Gegenstände nicht homogen wären. Der Vf. muss demnach sagen wollen: „5 Zolotnik Gold, als Gewicht, waren gleich 72 Zolotnik Silber, als Gewicht." Aber theils ist diess nicht der Sinn jenes Gesetzes der genannten Kaiser, theils kann der Vf., wie er doch offenbar thut, nicht das damalige *Münzverhältniss* des Goldes zum Silber im griechischen Reiche daraus folgern. Das Gesetz redet bey dem Golde von *gemünztem* Metall, von *Solidis*, bey dem Silber hingegen von *ungemünztem*, von *Pfunden Silbers*, also von Massen oder Barren, nicht aber von Miliaresien. Wir glauben unter dem, im Gesetz angedeuteten, Verhältnisse, nicht das *Münzverhältniss*, sondern das damalige *Handelsverhältniss*, oder noch genauer den, in der Goldmünze bestimmten, *Marktpreis des Silbers*, als einer **Waare**, verstehn zu müssen. Das Münzverhältniss zwischen Gold und Silber war im griechischen Kaiserthume nicht das, von unserem Vf. gefolgerte; das Silbergeld stand nämlich damals höher. Eine Quantität Silber-*Barren* musste natürlich wohlfeiler seyn, als eine gleich schwere Quantität Silber-*Münze*, wegen des Arbeitslohns oder Schlagschatzes; da nämlich das Silbergeld noch nicht durch Alliage verschlechtert war. Die Geschichte des Münzverhältnisses zwischen Gold und Silber lässt sich von den republikanisch-römischen Zeiten bis zur Entdeckung von Amerika ziemlich genau verfolgen; als Resultat ergiebt sich, dass im Verhältnisse mit der Vermehrung der Silberbergwerke, also der umlaufenden Silbermünzen, das Silber immer gegen das Gold gefallen ist. Drey Perioden können angenommen werden: a) Wie *Eins zu Zehn*, im römischen Staate; Livius (38, 11): „*pro argenteis decem aureus unus.*" Dieses Verhältniss dauerte in den ersten Jahrhunderten fort. b) Wie *Eins zu Zwölf*; das Verhältniss in ganz Europa während des Mittelalters, und zwar überall in den germanischen Staaten von dem griechisch-römischen angenommen, da in diesem die Normal-Goldmünze einheimisch, und Constantinopel der grösste europäische Handelsplatz war. In der Angabe bey unserem Vf. (S. 154), dass seit Valentinian I ein Goldstück oder Solidus an Werthe gleich war 12 Silberstücken oder Miliaresien, liegt unverkennbar das Münzverhältniss der von uns angenommenen zweyten Periode. Eben dasselbe galt in den fränkischen Staaten, und dann in den mittlern Jahrhunderten in Deutschland: *Dipl. de a. 1163 ap. Guden. cod. dipl. T. II. p. 16*: „*denarius aureus, vel duodecim argentei.*" c) Wie *Eins zu Vierzehn*: Das neuere Verhältniss in Europa seit der grossen Vermehrung des Vorraths an Silber aus den amerikanischen Bergwerken; mit geringen Abweichungen bey jedem neueren Münzfusse zum Grunde gelegt, z. B. nach dem Graumannschen ist es wie $1:13\frac{11}{13}$. — VII. S. 177: „Man musste 7 Litras Gold, oder 504 Solidos, bezahlen, um in die Garde der Chazaren oder Varjager aufgenommen zu werden, und 12 Solidos Sold zu erhalten." Daraus schliesst der Vf. S. 180, dass die Varjager, welche in Constantinopel Dienste nahmen, nicht arm seyn konnten; doch vermuthet er, S. 178, dass jene Summe ein blosses Depositum gewesen sey, das man bey dem Abschiede zurück erhalten habe. Unglaublich ist es aber, dass der Norrmann, der durch Armuth genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen, und als Seeräuber, oder in fremden Kriegsdiensten, seinen Unterhalt zu suchen, eine Summe von 504 Solidis habe aufbringen können. Der Vf. muss diess gefühlt haben; er hat sich aber selbst die Verlegenheit zugezogen, in der er sich hierüber zu befinden scheint. In der Stelle, aus der die Nachricht genommen ist: *Constant. Porphyrog. de cerim. a. B. l. II. c. 49*, steht gar nichts von Pfunden *Goldes*, sondern es heisst bloss: „Wer unter die Farjanen oder Chazaren aufgenommen seyn, und 12 Solidos Gehalt geniessen will, zahlt 7 Litras." Den Beysatz *Gold* hat der Vf. willkührlich hinzugefügt. Es können ja auch Litrae *Silbers* gemeint seyn, und diess ist wahrscheinlicher. Dass Zahlungen auch in Pfunden Silbers bestimmt wurden, ergiebt sich aus anderen Stellen in demselben Werke des gelehrten Kaisers, z. B. *L. II. c. 44. Edit. Reiske, p. 385*, auch aus jenem von Arcadius und Honorius gegebenen Gesetze. Nach dem obigen Marktpreise des Silbers galten 7 Li-

trae 35 Solidos; soviel konnte der Normann allenfalls eher schaffen, als 504. Bloss deponirte Summe oder Caution scheint die Zahlung auch nicht gewesen zu seyn, sondern eine, auch in unseren Staaten vorkommende, unter dem Namen Chargen-jura bekannte, Leistung; denn sie wird in demselben und dem folgenden Kapitel bey vielen öffentlichen Stellen erwähnt, so dass dieser Theil des Werkes als das griechische Chargengebühren-Reglement betrachtet werden kann. Durch unsere Annahme, dass überall in demselben unter den Litris bloss Pfunde *Silbers* zu verstehen sind, verbunden mit der Voraussetzung, dass *monatliche* Zahlungstermine zum Grunde gelegt sind, wird auch das Verhältniss der Chargen-Gebühren zu dem Solde begreiflich: 7 Litrae (Silber) von einem Solde von 12 Goldstücken (monatlich), also 35 Solidi von einem jährlichen Tractament von 144 Sol. Diess ist ungefähr das Verhältniss, das im preussischen Staate in Ansehung aller Beamten Statt findet, deren Gehalt auf eine Domainenkasse angewiesen ist, nämlich der vierteljährige Betrag des Gehalts. Bey Voraussetzung monatlicher Zahlungstermine wäre der S. 52 von dem Vf. angeführte Sold eines in griechischen *Seediensten* stehenden, Russen etwas geringer gewesen, als der, eines *Gardisten*, nämlich bloss 10 Sol. Beyläufig kann Rec. nicht unbemerkt lassen, dass ihm die, von Constant. Porphyrog. in derselben Stelle beobachtete Schreibart Farjanen, richtiger zu seyn scheint, als Varinger oder Varjager; denn so haben sich gewiss die in fremde Länder gewanderten, Normannen, selbst genannt, unter anderen in Constantinopel; es ist das Ulfilanisch-gothische Wort *farjan*, wandern. VIII. S. 194 ff.: Das Wort Schilling kömmt nicht bey Ulfilas vor, wie der Vf. meint. Er hält die nordische Münze Schljag für einerley mit den Schillingen, und für eine Silbermünze; kömmt dann sogar auf die Sterlinge, und nimmt die, von *du Cange* vorgetragene, irrige Ableitung des Namens dieser Münze an. Wir halten die schwedischen Slant für eine Nachahmung der russisch-farjanischen Schljag, und schliessen in Ansehung der Sache und des Namens von der, noch bekannten, Copie, auf das unbekannt gewordene Original. Ist diese Vermuthung richtig, so waren die Schljag eine Kupfermünze, und ihr Name war Germanisch, soviel als Schlägling, von dem Umstande des Schlagens oder Prägens, im Gegensatze zugewogener Kupfermassen. Auch in Polen ist die Münze nachgeahmt, und Szeleg genannt worden; ebenfalls eine Kupfermünze.

N. N.

Winterthur, b. Steiner: *Heinrich Bosshard* (s), *eines schweizerischen Landmanns, Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben.* Herausgegeben von *Joh. Georg Müller. Mit Bosshards Bildnisse.* 1804. X u. 214 S. 8. (18 gr.)

Rec. hoffte, da er an dem Beyfalle des Publicums an dieser Autobiographie nicht zweifelte, dass der für diesen Fall in der Vorrede so gut wie versprochene zweyte Theil derselben in einigen Jahren nachfolgen würde, und gedachte dann beide Theile zugleich anzuzeigen. Da nun aber seit der Erscheinung des ersten Theils drey Jahre verflossen sind, ohne dass eine Fortsetzung erschienen ist, so werde wenigstens, was Hr. *M.* hier dem Publicum mittheilt, in Kürze angezeigt. Die Jugendgeschichte dieses nun bald sechzigjährigen Landmanns aus dem Canton Zürich ist sehr anziehend erzählt; weiterhin befriedigt seine Lebensgeschichte weniger; man bemerkt Lücken; man wird auf die Vermuthung geführt, dass das eine und andere unterdrückt sey; der vorn herein so treffliche Erzählungston behauptet sich nicht. Gleichwohl wird nicht leicht jemand diese Bogen lesen, ohne die Kraft des Geistes zu bewundern, mit der dieser Naturmensch unter den ungünstigsten Umständen sich zu verschiedenen, wenn auch nie genug geordneten, Kenntnissen und zu einer für seinen Stand wirklich nicht gemeinen Verstandes-Bildung durcharbeitete. Warum es aber gleichwohl mit diesem Manne in ökonomischer Hinsicht nie recht fort wollte, warum er den gerechten Wünschen und Erwartungen der ihm wohlwollendsten Gönner und Freunde bey so vielem, was an ihn gewandt ward, doch nicht genügend entsprach, warum er von gewissen Seiten sich so wenig ausbildete, da er doch von anderen Seiten so viel Gewinn aus guten Schriften und eigenen Übungen im Denken zog, wer könnte uns diess besser als *Heinrich Bosshard* erklären, und wie nützlich zunächst ihm selbst, und dann auch seinen Lesern würde diess Hinabsteigen in die Tiefen seines Gemüthes seyn; wie reichlich würde er auch, wenn er bis zum Sommer 1807 endlich über sich selbst Betrachtungen anstellen wollte, um sich selbst begreiflich zu werden, und anderen über sich selbst hellere Auskunft zu geben, in der Meinung achtungswürdiger Menschen dadurch gewinnen, gesetzt, dass einige Schatten auf gewisse Theile seines Lebens fielen!

S3.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Des Erzspitzbuben Johann Friedrich Exners wohlverdientes Ende.* Den Rechtschaffenen zur Beruhigung und allen Schurken zur Warnung. 1805. 24 S. 8. (2 gr.) Exner, ein Wollspinner aus Sulzbach in der Oberpfalz, war einer von denen, die der König von Preussen nach den Bergwerken zu Nertschinsk in Sibirien bringen liess. Er entkam auf dem Wege darin, schlich sich wieder in Schlesien ein, wo er sich vorher schon durch seine Greuelthaten bekannt gemacht hatte, und wurde in der Harpersdorfer Feldmühle von dem Müllermeister Meschter bey einem nächtlichen Überfall erstochen. Der deklamatorische Ton, in dem diese Begebenheit erzählt wird, weist dem Büchlein sein Publicum an. Uns würde es angenehmer gewesen seyn, wenn wir etwas aus der früheren Geschichte dieses Bösewichts erfahren hätten, um den Gang seiner moralischen Verderbtheit näher beobachten zu können.

IV. 4.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Amsterdam, im Kunst und Industrie Comptoir: *Parthenäis* oder *die Alpenreise*. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen von *Jens Baggesen*, (Als Taschenbuch für Damen auf 1807.) 222 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Dieses unterhaltende Kunstproduct, das nach seiner ersten Beschaffenheit in diesen Blattern No. 151 d. J. ist gewürdigt worden, kommt hier in seiner neuen Erscheinung als ein umgearbeitetes und ansehnlich vermehrtes Werk aufs neue in Betrachtung, indem es uns bey dem willkommenen Rückblick auf den vorigen Genuss zu einer vergleichenden Prüfung auffodert, und uns den Dichter selbst in seinen Änderungen und Beschlüssen als handelnd und werdend darstellt. Man wird neugierig seyn, zu sehen, ob dieses Handeln und Werden ein wirkliches Fortschreiten und Wachsen, oder ein blosses Anderswerden, eine augenblickliche Gestaltung oder wohl gar ein unstätes Irren und Zurückschreiten sey, mit anderen Worten, ob der Dichter in diesem Werke seine Fehler erkennt, und aufs neue schaffend und ändernd, sich selbst geändert und gebessert habe. Indess muss man auch billig bedenken, dass ein schon fertig stehendes Gebäude sich nicht so leicht zerschlagen, und zu einem neuen umbauen lässt; nur Änderungen, die zum Ganzen passen, sind daran möglich. Es ist daher zuvörderst mit Recht zu loben, dass der Dichter das Werk in seinen Grundpfeilern nicht erschüttert, und das Ganze in seinen Hauptbestandtheilen nicht verändert hat. Die Materialien der kühnen Zusammensetzung waren einmal zu fremdartig, als dass sie sich bey einer Umarbeitung völlig mit einander hätten verschmelzen und ausgleichen lassen. *Idylle*, wo im ruhigen Genuss des Daseyns die äusseren Umgebungen zur inneren Stimmung werden, und *Epos*, wo das Leben im Streit und der Mensch mit Menschen handelnd erscheint, beide können sich schwerlich jemals ganz vereinigen, ohne dass beide von ihrem eigenthümlichen Reiz etwas verlieren. Je wichtiger eine Geschichte wird, desto ungeduldiger verweilt der Zuhörer bey einer Beschreibung oder Schilderung. Wird aber die äussere Natur in der Handlung mitwirkend, dann erhebt sich auch von selbst der Ton der Erzählung über die idyllische Ruhe. Am ersten kann noch das Epos der Idylle nachgeben, indem es sich mit einer geringfügigen (wenn auch poetisch-merkwürdigen) Handlung dem friedlichen Sinne jener anschliesst. Diess würde auch in diesem Gedichte der Fall seyn, wenn der Dichter einen an sich geringfügigen Gegenstand, die Reise dreyer Jungfrauen in der Begleitung eines Jünglings nach einem hohen Berge, nicht über die Natur hinaus hätte wichtig machen wollen, und darüber Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, wodurch der Ernst in der Behandlung öfters ans Possierliche streift, und zuweilen gar den Anschein einer halbversteckten, das wahre Epos heimlich belächelnden, Parodie bekommt. Mehr leicht, mehr scherzhaft oder rein-naiv behandelt, würde der Gegenstand in gediegener Lauterkeit und unbescholtener Anmuth besser als ein Ganzes gewirkt haben; so kann man oft im Genusse des Einzelnen nur sagen: es ist geistreich, es ist witzig, es ist unterhaltend! Bey den Hauptschönheiten dieses Gedichts, den Naturbeschreibungen, die so herrlich gelungen sind, dass sie auch bey dem mit der Schweiz unbekannten Leser Vorstellung und Empfindung zugleich erwecken, verweilt man zwar immer mit Vergnügen, aber man ist nicht selten in Gefahr, das Schicksal der Wandernden und ihre Herzensangelegenheiten und also das Epos selbst darüber zu vergessen. Da die durchherrschende Fremdartigkeit der einzelnen Theile sich auch, wie zu erwarten, im wechselnden Ton der Erzählung, ja selbst in einzelnen Ausdrücken zurückspiegelt: so fragt sich zunächst, ob der Dichter darin seine Fehler bemerkt, und hier, wo es noch am thunlichsten war, die Ungleichheiten geebnet habe. Und mit Vergnügen bemerken wir hier überall die bessernde Hand. Manches, das zu derb, und wohl gar platt war, spricht jetzt feiner und gelinder, und im Einklange mit dem Übrigen an; manches Gesuchte und Gezierte hat dem Bequemeren und Leichteren Platz gemacht, und manches hat mehr Bestimmtheit und Klarheit erhalten. Der fuhrobwaltende *Postgott*, Mercur, ist schicklicher in *Kaufgott* verwandelt. Die Jungfrauen fanden vorher in dem Zusammenseyn mit dem Jünglinge *nichts Widriges*, jetzt deutlicher: *nichts wider den Anstand*. Der *ohranspitzende* Nordfrank begnügt sich jetzt, blos der *sorgsamlauschende* zu heissen. In den *Bären* und *Bärinnen* erkennen wir nun die *Berner* und *Berninnen*. Wohlklingender statt: *Sie, die Geneckete*, beginnt hier ein Vers von der Myris mit: *Jen' Unschuldige*. Schöner winkt jetzt ein *purpurner* Kirschbaum, als vorher ein *rubinener*. Würdevoller prangt

Staubbachs Nebelgestirn in des Vollmonds farbigem Bogen

als vorher hingleitend *in dem farbigen Bogen des Vollmonds*. Natürlicher ist: *Der blühende Rasen* für: *Der blühende Standpunct*. Getreuer dem gewählten bildlichen Ausdrucke steht jetzt: Die Schranken des Daseyns lassen nur *Strahlen* (vorher *Blicke*) des Göttlichen zu, nicht *Tage* der Götter. Bey der Scene des Haaraufwickelns (unwürdig eines solchen Sprachaufwandes) sagte vorher ein witzelnder Ausdruck: Nordfrank, dessen Manuscript hierzu verbraucht wurde, habe sich gefreut: *so durch die Grazien selbst zum Druck sich befördert zu sehen*. Besser und poetischer lesen wir jetzt: *Schon im Entwurf sein Gedicht zu sehn den Grazien dienstbar*. — Doch vergebens erwartet man, dass der Vf. durch eine solche Anwendung der Feile auch die übrigen, wenigstens die meisten Unebenheiten dieser Art werde weggeschafft haben. Mitten in der ernsten Beschreibung eines schönen Morgens nehmen sich die *Aurorag ardinen* noch immer possierlich aus. Das *ringsbetute* Köpfchen, erst neu hinzugekommen, ist nicht minder anstösig. Der *schlafentamtete* Nordfrank schläft noch immer *wie ein Dachs;* und Myris würde *ein Gedicht, das dergleichen enthielte, aus dem Fenster werfen*. So steht oft neben den hochtrabendsten Worten die einfachste Prosa, und an Härten und an schwerfälliger Sylbenhäufung fehlt es auch nicht. Dahin rechnen wir: *gletscherentstürzender Flut* (vorher *jenes entgletscherten Bachs*), Schlund des dröhnenden *Felsbetts*, und Verse wie dieser:

Ringsumdonnert, im Hurnigelsturm schneestrudelnder Wirbel.

Oft hat Metrum und Rhythmus, aber nicht immer ohne Nachtheil für den Inhalt, gewonnen; für Trochäen sind häufig Spondeen gesetzt, und manche Sylben richtiger gewürdigt; z. B. für *Jungfraugewinkte* lesen wir jetzt *Himmelgewinkte*, besser für den Vers, aber undeutlicher für den Inhalt. Auch manche Sprachfehler sind berichtigt, z. B. kaum *fortgleitet* durch: kaum *glitt fort;* von Wonne *zur* Wonne durch: von Wonne *zu* Wonne, von Stufe zu Stufe; aber noch viele sind geblieben, die man dem Dänen zu Gute halten muss, z. B. *geborgt* für *geborgen* (gerettet, wohlbehalten); Besiegung der feindlichen *Nöthe;* bey jedem *vereinzelten* Zug im grossen Gemählde für: bey jedem *besonderen* oder *einzelnen* Zug, und drgl. mehr, so dass also dieses Gedicht eben so wenig auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache, als auf Gleichheit des Tons, Anspruch machen kann.

Hie und da, doch bey weitem nicht in dem gehörigen Masse, ist dieser Ungleichheit und diesem Missverhältnisse des Einzelnen in der Verbindung des Ganzen durch Änderungen, *Umstellungen* und *Zusätze*, abgeholfen, wie eine genaue Vergleichung der einzelnen Gesänge zeigen wird. Weggestrichen ist sehr wenig, aber desto mehr, besonders gegen das Ende, hinzugekommen. — Im *ersten* Gesange verdient der Zusatz von der *Jungfrau*, dem Berge, wohin die Wanderung geht:

Venus Uranias Sitz, seitdem, geflüchtet aus Hellas,
Griechische Götter bewohnen den Kranz teutonischer Felshöhn

als Vorbereitung auf die befremdende Einmischung der griechischen Götter alles Lob. Das Einwirken des Hermes, von dem man am wenigsten einsieht, warum er sich so sehr um drey wandernde Jungfrauen bekümmert, wenn auch das Geld des Alten einigen Reiz für ihn hatte, wird im *zweyten* Gesange durch ein paar Gründe mehr unterstützt. Indem er die Abfahrt verhindert, heisst es noch besonders von ihm:

Selten den Dichtern geneigt, und feind besonders dem Nordfrank.
Aller Dämonen des Himmels ist er der weltlichste Dämon.
Vortheilsinnendes, sichren Gewinn berechnendes Streben
Schützt er allein, abhold dem erhabneren Fluge der Menschheit.
Zeus Eilbote, beständig im Flug *vom* einen zum andern,
Kennt er nicht Rast noch Ruh, und, geplagt selbst, plagt er gefühllos.

Auch die Reise selbst in Gesellschaft des Jünglings sucht der Dichter dadurch noch mehr zu begründen, dass er den Vater der Mädchen deutlicher den Wunsch äussern läst, ihn zum Eydam zu bekommen. Doch geht diess Motiviren bis ins Kleinliche, wenn dem Zureden des Vaters zur Reise noch als Grund beygefügt wird: nachdem ein göttlicher Traum ihm solches ans Herz *noch näher* (!) gelegt. — Im dritten Gesange wird nach der Unterredung der versammelten Götter ein Loblied der Musen, womit sie den Donnerer für die Nachsicht gegen den *himmelstürmenden* (!) Nordfrank preisen, unnöthig zugegeben. Auch erhält Homer die Auffoderung, die Entstehung der Alpen zu singen. Diess war unseres Erachtens weit schicklicher in der alten Ausgabe vom begeisterten Nordfrank selbst im neunten Gesange geschehen, da er vom Eiger die ganze Schweiz überschaut, und durch seine kraftvolle Beschreibung schon die Phantasie eines jeden Lesers zu einer solchen Dichtung (wo die emporkämpfenden Titanen zu Bergkolossen erstarren) entzündet und aufregt. Hier vernehmen wir die Dichtung nur als etwas Geschichtliches, das von einer entfernten Sache erzählt wird, und noch dazu als förmliche Episode. — Im *vierten* Gesange, wo Hermes als Fliege, und Eros als Schmetterling sich zu den Schlafenden begeben, um in dem Herzen Nordfranks Liebe zur Myris anzufachen, wundert es uns, die Fliege so ganz müssig und überflüssig, und nicht *dazu* wenigstens angewandt zu sehen, dass sie den schlummernden Norfrank am Morgen früher aufweckt, damit er die Mädchen desto gewisser noch schlafend finde. So ist die Verwandlung Mercurs und seiner Reise durch die Luft ganz zwecklos. — Aber eine bessere Eintheilung hat der Vf. getroffen, indem er diesen vierten Gesang, der mit jener Morgenscene und dem Aufbrechen zur Reise beginnt, durch die Gefahren auf der See bis zur glücklichen Landung fortgehen läst, so dass der fünfte Gesang der früheren Ausgabe hier gleich mit eingeschlossen ist, und die Wasserfahrt nun keine Unterbrechung leidet. Der ganze sechste Gesang macht demnach jetzt den *fünften* aus. Dafür ist aber der siebente Gesang der alten Ausgabe wie-

der getheilt, und die erstere Hälfte füllt den *sechsten* Gesang der neuen Bearbeitung, wodurch die Zahl wieder ins Gleiche kommt. Der Dichter gewinnt dadurch die besondere Aufmerksamkeit für das Schicksal der beiden Liebenden, die wir im Anfange des *siebenten* Gesanges durch den Schwindel in Gefahr gerathen, und am Ende durch einen Bergsturz gerettet sehen, so dass dieser Abschnitt nun für sich die Benennung vom *Schwindel* führen kann, welche Dichtung in diesem Buche unter allen die originellste und schönste ist. Der Anfang des achten Gesangs in der älteren Ausgabe fällt dadurch an den siebenten in der neuen zurück. Andere bedeutende Aenderungen und Einschaltungen haben wir hier weiter nicht bemerkt, ausser eine kleine hinzugefügte Aeusserung, die der Dichter zur Rechtfertigung des gebirgskundigen, nicht aufs Gerathewohl führenden Nordfrank für nöthig befunden. Er schliesst damit den sechsten Gesang, nachdem der Führer bey der gefährlichen Stelle die beiden älteren Mädchen schon glücklich hinübergetragen, also:

> *Hat' er doch stets* vom ersten Beginn der klimmenden Wallfahrt
> *Jen' entsetzliche Stelle mit Grund gefurchtet;* und nie war
> *Wegen derselben* (!) sein Herz ganz angstlos. Aber wie jetzo
> Schon mit der Schroffe vertraut, und erprobt sein sicherer Fuss war
> Eilt' im Triumf er entgegen dem Lohn der siegenden Kühnheit
> Ueber den Sturz, den er kaum mehr ansah, tanzend mit Leichtsinn.
> Also schwebte dahin zu der einsam harrenden Myris
> Wonnebeflügelt, ein Gott, der jetzt schon selige Jüngling.

Der *achte* Gesang beschäftigt sich besonders mit dem Aufsteigen zur Jungfrau; in der alten Ausgabe nahm diess nur die Mitte des achten ein. Der *neunte* enthält das Ende des achten und den Anfang des neunten, und hat, wieder mit mehr Einheit, das Heruntersteigen und Einkehren der Wandernden, das Einbrechen der Nacht und die Entfernung Nordfranks von den Jungfrauen zum passenden Inhalt. Ein Zusatz findet sich hier, der das Entzücken über die Nacht ausdrückt, dem es aber bey überströmendem Gefühl an Klarheit fehlt.

> Jene, die Holden zugleich, und der Holden seliger Führer
> Fühlten nicht mehr die Beschränkung der Zeit. Entfesselte Geister
> Schwebten sie jetzt auf den Flügeln der Nacht, in der Stille des Aethers
> Rings umweht von dem Odem der Ewigkeit. Leuchtende Wellen
> Wogten auf leuchtenden Wellen heran, entsteigend der Tiefe
> Zahllos, mehrend die Fülle des nachtdurchblitzenden Lichtmeers;
> Bis hoch über dem Flug des Hinaufblicks, Sonnen an Sonnen,
> Schlugen zusammen des Sternozeans hellfunkelnde Wogen.
> Schauder ergriffen die staunenden tief anbetenden Seelen,
> Heilige, himmlische, göttlichen Hauchs, wie jetzt in der Alpnacht
> Stiegen empor, durchleuchtend das All, des Ewigen Tage.

Zwey Gesänge sind ganz neu hinzugekommen, nämlich der *zehnte* und *eilfte*, die nur weniges aus dem neunten gelegentlich in sich mit einschliessen. Auf diese Weise ist das Gedicht durch eine andere Eintheilung und durch Zusätze von neun Gesängen zu *zwölfen* angewachsen. Der *zehnte* schildert eine nächtliche Zusammenkunft Nordfranks mit der Myris, und darauf (zum Theil aus dem neunten Gesange) das Erklimmen des Eigers. Sehnsucht treibt den nächtlichen Wanderer nach der Hütte seiner Myris zurück. Myris, besorgt um ihren Geliebten, tritt zur nämlichen Zeit aus der Hütte,

> Einsam zu wagen den nächtlichen Gang, an jenen, der einsam
> Hoch dort wandelte, *denkend* an sie (das wusste sie,) *denkend*.
> *Dacht'* es; und schwebte dahin u. s. w.
> So nun machten zur selbigen Zeit die nämliche Runde
> Beide Liebende dort auf der mondumflimmerten Sennalp,
> Er rechtshin, sie links, im weiteren Kreise die Hüttchen
> Er und im engeren sie, umwandelend, nicht sich begegnend.

in der dritten *Kehr*, heisst es weiter,

> sey's irgend ein Zauber,
> Blindentziehender Kraft, sey's Zufall oder auch Fügung,
> Lenkt er im Umgehen ein, und sie zur selbigen Zeit aus,

und da treffen sie sich. Er erblickt sie zuerst, wie sie knieend für ihn betet, und sinkt nun auch gleich für sie mit denselben Worten betend *auf die Knie, an der Knieenden Seite.*

Alles dieses mit den nachfolgenden Herzensergiessungen dünkt uns weder der Einfachheit einer Idylle, noch der Würde des Epos angemessen, besonders, da gar keine äusseren Umstände oder Schwierigkeiten eine solche nächtliche Zusammenkunft nöthig oder wichtig machen. Die vorige zarte und jungfräuliche Behandlung dieser Liebe gab dem Verhältnisse der Liebenden einen eigenthümlichen Reiz, der nun in den reichlich ausströmenden Worten fast ganz verschwimmt. Angenehm - überraschend war vorher ihre Verbindung bey dem plötzlichen Erscheinen der Ältern, wo der anfängliche Traum des Vaters am Schlusse schnell in Erfüllung ging, und die letzte Scene als ein liebliches Bild in der Phantasie des Lesers zurückblieb. Diess ist jetzt alles anders. Im *elften* Gesange werden wir noch umständlich von der Nachreise der Ältern unterrichtet, welches als ein geschichtliches Nachholen nur die Aufmerksamkeit zerstreuet, und keinesweges als eine poetische Darstellung wirken kann. Dazu kommt noch, dass nach dem glücklichen Zusammentreffen aller Personen, der endlichen Verbindung so nahe, Nordfrank erst seine nächtliche Wanderung nach dem Eiger (die vorher in ihrem natürlichen Zusammenhange blieb) episodisch erzählen, und Myris dabey erst noch öfters ihre Liebe verrathen muss, ehe man beide einander zuführt. Diess letztere aber geschieht dann so feyerlich und mit so stattlichen Verwandlungen und festlichen Aufzügen, dass man am Ende eine förmliche Oper mit ihrem Pomp und Schlusschören zu sehen glaubt. Den Vf. muss wohl selbst auch eine kleine Ahnung von dem Ungebührlichen dieser Ausdehnung und dieser Umständlichkeit angewandelt haben, denn er lässt den erzählenden Nordfrank einmal sagen:

> Doch was gedenk' ich ermüdend des blindumtappenden, wilden,
> Aufwärtsstrebenden Gangs? Lang schien die Mühe mir, endlos;

Endlos lang auch schien den Hörenden, traun! die Erzählung.

Auch seine Zurückkunft zu den Jungfrauen beschreibt er diesen noch ausdrücklich, und schliesst damit also:

... mir herab entgegen stürzten die Schwestern,
Heil, Heil! rufend, Triumf! dass Triumf nachhallten, und Heil, Heil!
Alle Felsen umher. Doch, genaht der holden Umarmung,
Sank in Betäubung ich hin zu dem Fuss der ewig Geliebten.
So durch Marter der Höll' erkaufen die himmlische Wonne
Sterbliche! solches ist endliches Loos; so wollte das Schicksal:
Stets nur Thränen entblühn die duftendsten Blumen des Lebens!
Denn nichts gleicht der Entzückung, in welcher ich, plötzlich entblendet,
Plötzlich geweckt von dem nichtigen Traum, vor Wonne dahinsank! (als er nämlich den Vater, den er in der Ferne für seinen Nebenbuhler gehalten, erkannte.)
So nur stirbt, der unsträflich gelebt, den seligen Scheintod
Seiner Befreyung, so fährt im Triumf die Tugend gen Himmel.
Was jetzt meiner auch harrt, soll auch die letzte der Wonnen
Diese mir seyn, nicht murr' ich; ein Augenblick, wie mir der war,
Lohnet ein Leben voll Qual, und erkenntlich segn' ich mein Schicksal.

Hier hat unstreitig der Dichter seinem Gemählde, das sicher nicht dazu angelegt war, ein zu dunkles, pathetisch-ernstes Colorit gegeben; die Abstufungen der Farben sind zu grell, und das Ganze büfst darüber einen Theil seiner anfänglich anlockenden Freundlichkeit ein. Wie dagegen die Schlussparthieen zu blendend hervorgehoben sind, davon mögen folgende Stellen zum Beweise dienen: Andros von Bonal

Sprach's; und das Zeichen nunmehr angebend, stiess er ins Hifthorn,
Das um die Schulter ihm hing, mit Gewalt: laut tönt' es, und dreymal
Kehrte der Schall hohlmurmelnd sogleich, als weckte der Nachhall
Sämtliche Töne der Alpen, erklang im ätherischen Luftraum
Fern um die Sennt' ein beginnendes Chor vielfältiger Stimmen.
Pfeifengetriller, im Hall antwortender Hörner, und sanft drin
Wechselgesang ringsher von Jünglingen, Mädchen und Kindern
Wirbelte näher und näher, u. s. w.

Bald darauf winkt er zum zweytenmal, und es treten Hirten und Hirtinnen mit Kränzen herein. Endlich, da er die Hände der Liebenden vereiniget hat, heisst es:

Aber es gab noch das dritte der festlichen Zeichen der Vater:
Plötzlich begonnen die Hörner umher, und die trillernden Pfeifen,
Tanzmelodieen. Die Hirtin ergriff der Hirt, und die Gattin
Fasste der Gatt', und das Bräutchen der Bräutigam; aber die Kinder
Schwangen einander, das erste das best', in freudigem Umdrehn;
Und unschuldig wie sie, herzfroh der zärtlichen Freundschaft,
Und der Natur, der gemeinsamen Wonn', und der eigenen Freyheit,
Drehten sich Cynthia, selbst, und die lilienarmige Dafne,
Beide noch wunschlos; aber gewünscht von jeglichem Jüngling.
Ganz bis zum Ende des Tags, auf der weitumschauenden Sennalp,
Wechselten Tanz und Gesang, und des Mahls gesellige Labung.
Und so krönt' ein dreyfaches Fest, voll Wonnen der Unschuld,
Nordfranks siegende Treu', und der Grazien Wandrung zur Jungfrau.

Damit schliesst dieses zu sehr erweiterte, übrigens mit herrlichen Schönheiten ausgestattete Gedicht, von dessen veränderter Gestalt das Urtheil dahin ausfällt, dass es durch Verbesserungen einzelner Ausdrücke, durch kurze Einschaltungen, und gröfstentheils auch durch neue Anordnungen und Abtheilungen, aber nicht durch die Ausführlichkeit der langen Zusätze, gewonnen hat. Indess groses Unrecht würde es seyn, wenn jemand darüber die glänzenden Vorzüge dieses Products verkennen, und, durch Bedenklichkeiten geschreckt, sich undankbar von der Betrachtung und dem Genusse des Schönen wegwenden wollte. T. Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERA u. LEIPZIG, b. Heinsius: *Die Ruinen von Herculanum und Pompeji, nebst dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande des Vesuvs.* Von *Cajetan d'Ancora*, Mitglied der herkulanischen Akademie und Prof. der griechischen Sprache auf der königl. Universität zu Neapel, aus dem Italiänischen übersetzt, von *C. A. Behr*, Regierungssecretär zu Gera. Nebst zwey Karten. Ohne Jahrzahl. XVI u. 183 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nicht ohne Vergnügen hat Rec. diese Schrift durchgelesen. Denn der Gegenstand, den sie behandelt, ist von solcher Art, dass er jeden Liebhaber der Alterthumskunde interessiren muss; und obschon übrigens das Büchlein — zum Leitfaden für Reisende, welche Herkulanum und Pompeji besuchen, geschrieben — dem Sachkundigen keine volle Befriedigung gewähren mag, so enthält es doch viele schätzenswerthe und zum Theil wenig bekannte Nachrichten, wodurch denn auch das Unternehmen der Übersetzung desselben entschuldigt wird.

Der Inhalt des Ganzen ist in 4 Kapitel eingetheilt, von welchen das erste die Geschichte von Herkulanum abhandelt, das zweyte Nachrichten über die merkwürdigsten daselbst gemachten Entdeckungen enthält. Im 3 Kap. findet man historische Notizen über Pompeja, und im vierten Anzeige von den merkwürdigsten daselbst ausgegrabenen Alterthümern. Gute Nachrichten über den Vesuv nebst einem Verzeichniss der vornehmsten Ausbrüche desselben machen den Beschluss.

Auf irrige Angaben sind wir nirgends gestossen; wie wären auch dergleichen von einem Manne wie *Don Cajetano d'Ancora*, der an Ort und Stelle lebte und schrieb, and an Kenntnissen nicht arm ist, zu erwarten? Allein Leser von Geschmack würden ihm allenfalls den gröfsten Theil der gelehrten Mühe, die er sich um Ableitung der Namen von Herkulanum, Pompeja und vom Vesuv gegeben hat, gerne nachgesehen, und dafür etwas umständlicheren Bericht über die in den beiden verschütteten Städten entdeckten Kunstwerke gewünscht haben.

Von den beiden auf dem Titel bemerkten Karten stellt die erste den ganzen Meerbusen von Neapel nebst allen um denselben herliegenden Ortern dar; die zweyte, topographische Grundrisse der Ruinen von Herkulanum und Pompeja. — y — H.

FORTSETZUNGEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungs-Seelenkunde und andere physikalische Gegenstände.* Von *L. P. G. Happach.* 1805. Drittes Stück. 133 S. 1807. Viertes Stück. 268 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.) Siehe Recension der zwey ersten Stücke. 1805. No. 162.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Passau, b. Ambrosi: *Über den dermaligen Zustand der österreichischen Monarchie, besonders in Hinsicht des umlaufenden Geldes, des Papiergeldes, des auswärtigen Wechselcurses und der Staatsfinanzen* von K. S. P.. Erster Theil. 1804. XVI und 223 S. 8. (1 Thlr.)

Mit vielem Dank würde man ein Buch aufnehmen, das über die Gegenstände, welche der Titel dieses Werks nennt, eine befriedigende Auskunft gäbe, da die Kenntnisse, die man sich davon aus öffentlichen Verordnungen und Vorfällen, die zu jedermanns Kunde kamen, zu verschaffen im Stande war, so wenig befriedigend bleiben mussten. Auch würde sich gewiss ein für die Theorie und Praxis belehrendes Buch darüber schreiben lassen, wenn dessen Vf. mit den nöthigen historischen Daten ein geläutertes Urtheil, und mit der erfoderlichen Freyheit des Geistes und der Rede, eine richtige theoretische Einsicht verbände. Rec. hat aber weder das eine noch das andere in diesem Buche gefunden. Keine genauen historischen Data kommen vor, die nicht jedermann bekannt wären, und bey manchen guten, theoretischen, jedoch ziemlich allgemein schon jetzt verbreiteten Grundsätzen, zugleich auch höchst unvollkommene und irrige Vorstellungen. Der Vf. ist ein Privatmann, der von der Regierung nicht mit den nöthigen Nachrichten unterstützt ward, wie denn diess nicht anders bey der Ängstlichkeit und dem geheimnissvollen Wesen dieser Regierung zu erwarten war. Gleichwohl halten wir dafür, dass der Staat und der Staats-Credit dabey gewinnen müsse, wenn mit mehr Offenkundigkeit verfahren würde. So lange diess aber nicht geschehen ist, so lange werden auch die Abhandlungen der Privaten über diese Gegenstände sehr unvollkommen ausfallen müssen. Indess glaubt Rec., dass ein Österreicher über die Organisation der Schulden, wenn er auch keine Zahlen angeben könnte, ausser den allgemeinen, auf gut Glück angenommenen, dennoch aus den Verordnungen und öffentlich ergriffenen Massregeln leicht etwas befriedigenderes hätte geben können, als hier geleistet wird.

Ausser einer Einleitung wird S. 1—49 von dem europäischen Staatenverhältnisse, der politischen Lage Österreichs, der Bevölkerung dieses Landes und der desshalb aufzustellenden Heeresmacht gesprochen. Diess alles ist äusserst einseitig und unvollkommen. Seit Jahrhunderten, hebt der Vf. an, stand die österreichische Monarchie als der wichtigste Staat Europa's da. Das ist aber gar nicht und zu keiner Zeit der Fall gewesen. Der Vf. schrieb nach dem lüneviller Frieden, und er meint, dass das Unglück, welches Österreich betroffen habe, nur vorübergehend sey, wenn man auf die eigentlichen Quellen der Macht, Bevölkerung und Reichthum, sehe. Denn Frankreich möge zwar wohl 4—5 Millionen mehr Menschen haben, aber sein National-Reichthum sey gar zerrüttet, es habe einen grossen Aufwand zu machen, die Regierung stehe nicht fest, und Russland könne nie eine so wohl organisirte Heeresmacht als Österreich aufstellen; nur ganze Horden wilder, undisciplinirter Krieger; und es habe keine baaren Schätze! Diess heisst doch wahrhaft die politische Welt aus einem recht patriotisch-österreichischen Gesichtspunct ansehen. Es wird nicht nöthig seyn, mehreres anzuführen. Eine interessante Notiz kommt S. 30 in einer Note vor. Die Verordnung, dass Verheirathete von der Conscription im Österreichischen frey seyn sollten, veranlasse, dass junge Männer betagte Frauen heiratheten, um nach ihrem Tode sich durch die Ehen mit jungen Mädchen schadlos zu halten, welche dann oft eben so unfruchtbar, als die ersten würden. In einem kleinen Landstädtchen ohnweit Wien zählte der Vf. gegen vierzig solcher unfruchtbaren Ehen. — Wenn die grossen Privilegien des Adels, und die drückende Aristokratie in Ungarn, als eine Hauptursache mit Recht angeführt wird, dass diess Land nicht ist, was es billig seyn sollte, und wozu es die Natur bestimmte: so hätte billig auch nicht vergessen werden sollen, wie viel die drückenden Handelsmonopole der deutsch-österreichischen Lande, und die Beschränkung eines freyen Verkehrs, welche die Ungarn vorzüglich trifft, und unter den obwaltenden Umständen vielleicht treffen musste, zur Hervorbringung jenes Phänomens beytragen. Wie schwer es aber auch seyn mag, diesem Übel abzuhelfen: so wird es doch gewiss der Weisheit der Regierung, wenn sie die Ungarn an der rechten Seite fasst, und ihren Wünschen frey und offen entgegen kommt, nicht an Mitteln fehlen, glücklichere Verhältnisse herbeyzuführen. — Von S. 49—57 wird von den Grundsätzen des Nationalreichthums und deren Anwendung auf die österreichische Monarchie gehandelt. Hier ist Wahres und Falsches gemischt, Rec. kann unmöglich Satz vor Satz verfolgen. Das baare Circulations-Medium nennt der Vf. den reprä-

fentativen Reichthum, und die Handelsbilanz entscheide darüber, ob dieser zu- oder abnehme. Aber wie, wenn man nun ein unverhältnifsmässiges Papiergeld ausgiebt, wird dann baares Geld bleiben, die Handelsbilanz sey wie sie wolle? — Von S. 75 an wird vom umlaufenden Gelde und dem Papier gehandelt. Der Vf. meint. das baare Geld sey vorzüglich deshalb nöthig, um Krieg mit Glück zu führen. Der bekannte Satz Friedrichs II, dass der als Sieger aus dem Kampf scheiden werde, der den letzten Thaler in der Tasche habe, hat in unseren Tagen doch auch seine Bestätigung gefunden. — Im auswärtigen Zwischenhandel sind nur Gold und Silber die allgemein angenommenen vollständigen Tauschmittel (S. 78). Was heisst hier Zwischenhandel, und wird kein Papier im auswärtigen Verkehr gebraucht? Die bekannte Entstehung der Wiener Bankzettel von dem J. 1762 und 1785 kommt S. 81 vor, auch dass Österreich nach dem siebenjährigen Kriege eine Schuld von 150 Mill. Geld gehabt habe. Wie gross die Vermehrung jener Zettel in den neueren Zeiten, besonders durch die Emissionen von dem J. 1796 und 1800 geworden, giebt der Vf. nicht an, und niemand weiss es genau, als die höchsten Beamten, welche diess Geschäft besorgten. S. 87 heisst es: innerhalb der Grenzen der österreichischen Monarchie werde das Papiergeld nur durch Gesetze in seinem vollen Nominal-Werthe erhalten, und müsse es in allen öffentlichen und Privatzahlungen ohne Unterschied angenommen werden, im Auslande bestimme seinen Werth der Wechselcours. Freylich ist dem ungefahr so, jedoch nicht ganz. Alles ist auch im Inneren theuerer geworden, und trotz des Gesetzes hat Rec. nie Schwierigkeit gefunden, in jedem Augenblick im Inneren sein Geld gegen Papier nach dem Wechselcourse umzusetzen. Von S. 66—149 wird vom ausländischen Wechselcourse, dessen Einwirkung auf die Nationalwohlfahrt, von den Vortheilen und Nachtheilen des Papiergeldes gehandelt. Auch hier ist viel Bekanntes und Wahres mit vielem Irrigen vermischt, und fast nirgends eine scharfe Bestimmung der Begriffe, oder richtige Wahl der Worte. Aus dem Wechselcours mit Sicherheit über die Handelsbilanz zu schliessen, ist bey einem Staate, wie Österreich, das solche unselige Papiermenge, und wo die Regierung so viel an Zinse ins Ausland zu bezahlen hat, gewiss eben so verwegen, als aus den Zollregistern darüber zu urtheilen. Durch das Papier und den schlechten Wechselcours würden mehr österreichische Güter, als vordem, ins Ausland abgesetzt, und auch die Regierung gewinne, indem sie die Zinsen für die Staatsschuld dem Ausländer gleich dem Inländer in Papier bezahle, und der erste dadurch leide. Dabey wird in einer Note bemerkt, Österreich sey von jeher gewohnt gewesen, seine eingegangenen Verbindlichkeiten mit grösster Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, und die Klagen der Ausländer, dass sie soviel bey den zu erhebenden, in Papier ausgezahlten Zinsen für ihre Kapitalien verlören, möge die Regierung wohl vorzüglich veranlassen, alles aufzubieten, um diesen schlechten Wechselcours zu verbessern! Dagegen ist von dem Vf. nicht bemerkt, dass man sich das Arosiren erlaubte, und die versprochenermassen in Conventionsgeld zu bezahlenden Zinsen in Papier zu entrichten anfing, *zu einer Zeit, da dieses bereits wenigstens um ein Drittel oder Viertel, verglichen mit barem Gelde, verlor.* — Der schlechte Cours wirke als eine Auflage auf die Einfuhr fremder Güter. Auch *Smith* wird angeführt, um zu erhärten, dass der Überfluss an Geld allein keine Theurung veranlasst. Freylich thut diess das baare Geld nicht; welches nicht gezwungen im Lande gehalten wird; das unmässige Papier aber veranlasst die Theurung allerdings. — England würde, heisst es ferner, ohne sein Papier nicht seyn, was es ist; aber, guter Gott! welch ein Unterschied ist doch auch zwischen diesem und dem österreichischen Papier. Die Verbote der Ausfuhr der rohen Producte seyen treffliche Mittel zur Hülfe gegen die Theurung; das Steigen der Preise der ersten Bedürfnisse käme allein vom Wucher her; darum werden grosse Vorrathshäuser und den Getreidehandel mit dem Auslande zum Staatsmonopol zu erheben, empfohlen. „Man sollte fast folgern (S. 124), dass durch Schaffung einer noch grösseren Menge Papiergeldes der Wohlstand der österreichischen Monarchie befördert werden könnte!“ Auch das wird als ein Vortheil des Papiers gerechnet, dass die Regierung nun einen so schönen baaren Schatz habe sammeln können; dagegen erhält sie dann plotzlich durch ihre Einkünfte nur halb den Werth als ehemals. Soviel von den Vortheilen; dann von den Nachtheilen des Papiergeldes, die aber jeder, der nur oberflächlich mit der Sache bekannt ist, viel umfassender darstellen könnte. — Von S. 149—205 vom Staatskredit, den Schulden und dem Einkommen der österreichischen Monarchie. S. 149: Bey den verschiedenen europäischen Handlungs- und Agio-Banken befolgte man fast durchgängig den Grundsatz, dass eben so viel reines Silber und Gold in der Bank liegen musste, als die in Umlauf sich befindenden Noten betrugen. Welche Verirrung! Was stellen denn Agiobanken für Noten aus, und wenn haben Circulationsbanken so viel baares Geld gehabt, als der Werth der im Umlauf sich befindenden Noten betrug? So geht es aber immer fort. Nun heisst es gar, dass so eine gewaltige Bank, wie die Wiener, für ein so ungeheueres Land unmöglich viel baares Geld stets vorräthig haben könne, um immer die Noten zu realisiren, daher soll sie — in Getreide realisiren, zu mässigen Preisen! Bey solchen Vorschlägen kann auch bey dem gewissenhaftesten Rec. die Versuchung entstehen, das Buch zuzumachen. — S 172. Die englischen Staatspapiere ständen niedriger als die österreichischen; diess ist, soviel dem Rec. bewusst, auch da es der Vf. schrieb, nicht der Fall gewesen. Er hat ohne Zweifel den Stand der 3 Procent Stocks mit den 5 Procent tragenden österreichischen Staats-Obligationen verglichen. Aber zwischen einer Rente von 3 und 5 Procent ist ein Unterschied.

Jetzt stehen die englischen, 3 Procent tragenden, um vieles besser als die österreichischen, welche 4 Procent geben, jene über 60. diese nur über 40. Was über das Wucher-Patent bemerkt wird, ist ganz gut. Mit Hülfe des Tilgungsfonds würden die Schulden in 20—25 Jahren bezahlt seyn; wir wünschten eine Berechnung deshalb zu haben. Aber diese Zeit ist unserem Vf. zu lang. Mehr Papier noch ausgeben, die inländischen Schulden zu hohen Procenten aufgenommen damit abzahlen, und die grosen Hülfsquellen anstrengen, die dieser Monarchie zu Gebot stehen, das wäre die rechte Hülfe, meint er, und über diese Resourcen soll der zweyte Theil demnächst das Weitere mittheilen. Angehängt ist eine kürzere Berechnungsart eines Staatsschulden-Tilgungsfonds.

S.

ÖKONOMIE.

DARMSTADT u. GIESSEN. b. Heyer: *Untersuchungen über den Werth des Holzes, und über die Wichtigkeit der Holzersparung* von C. Kröncke. 1806. VIII u. 136 S. in 8. (16 Gr.)

In der Vorrede und Einleitung zeigt der Vf. die Veranlassung zu dieser Schrift, und die Ansicht, nach welcher sie genommen werden soll; nämlich: „aus den — über den Naturalertrag der Waldungen vorhandenen Erfahrungssätzen, und den Resultaten der darauf gegründeten allgemeinen Berechnungen, das Misverhältnis des sich ergebenden relativen Holzpreises, und die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Holzersparung bemerkbar zu machen." — Das 1ste Kapitel enthält Untersuchungen über den relativen Werth des Holzes. Der Vf. verstehet hierunter das, was eine gewisse Quantität, z. B. eine Klafter (Brenn-) Holz gelten müsste, wenn der Waldboden bey der Holzzucht eben so eintraglich seyn sollte, als bey der Feldwirthschaft; und das Resultat davon enthält die erste Tabelle, S. 16. Im 2 Kapitel sind die Vorschläge enthalten: wie die Holzersparung im Grosen zu bewirken seyn möchte. Diese bestehen 1) in Einführung holzersparender Ofen und Kochheerde, und 2) in Holzeinschrankungen bey dem Bauwesen. Das Resultat davon ist: dass damit sicher ein Viertel der gewöhnlichen Consumtion erhalten werden könne. Das 3 Kapitel handelt von der Wichtigkeit der Holzersparung. Der Vf. will behaupten, dass nach der Einführung der Holzersparnis von ein Viertel nunmehro ein Viertel der jetzigen Waldungen ausgerottet — und das Land urbar gemacht werden konne, und entwickelt die hieraus entstehenden Vortheile, als: 1) in dem Erlös für das abgetriebene ¼ Holz; 2) in dem Ertrage des gewonnenen ¼ als nunmehrigen Ackerlandes, und 3) in dem Lohne, der dabey verdient wird, für die zum Ackerbau erfoderliche Arbeit, u. s. w. zu ⅔ des rohen Ertrages gerechnet; mit Beyfügung eines Beyspiels auf die preussischen und altwirtembergischen Staaten. Dabey befinden sich zwey nützliche Tabellen, eine S. 70. welche den Bestand des Holzes auf 1 Morgen in Klaftern bey dem verschiedenen Alter und Boden des Waldes angiebt, um die Rechnung über die Ersparung des ¼ Holzes formiren zu können; und die andere S. 81. welche den mittleren Ertrag von 1 Morgen Waldung in Cubikschuhen zeigt, und hauptsächlich zum Beweise dienen soll: dass es nicht rathsam sey, das noch nicht haubare Holz bis zu seinem gehörigen Alter stehen zu lassen, und alsdann erst das ¼ Waldboden urbar zu machen. Das 4 Kapitel, enthält einige zur höheren Forstwissenschaft gehörige und aus den vorhergehenden Resultaten abgeleitete Folgerungen, u. s. w. 1) Eine Widerlegung des Satzes: dass die Aufsicht des Staats über die Privatwaldungen höchst schädlich sey, welcher Widerlegung hauptsächlich das von dem Vf. herausgerechnete Resultat: „dass der Preis des Holzes die Hohe nie erreichen könne, dass es gleich vortheilhaft sey, den Boden mit Holze oder mit Getreide zu bepflanzen," zum Grunde gelegt ist. Zu bemerken ist in diesem Abschnitte S. 95 das Resultat, das sich aus dem mittleren Holzbestande, als Kapital — und dem mittleren jahrlichen Ertrage als Zins davon, ergiebt; nämlich dass das im Holzbestande steckende Kapital sich zwischen 2, 4 und 2, 9 pro Cent verzinset. Sodann ziehet der Vf noch einige Folgerungen aus der ersten Tabelle S. 16 in Absicht auf die Viehweiden in den Waldungen, jedoch ohne ein weiter bestimmtes Resultat, als: dass sie mit gehörigen Einschränkungen, der Waldung nicht zum Nachtheile gereichen — im gegenseitigen Falle aber, schädlich werden; dass aber auch Fälle eintreten können, wo die in landwirthschaftlicher Hinsicht berechneten Vortheile derselben, die Nachtheile, welche sie in forstwirthschaftlicher Hinsicht verursachen, überwiegen, mithin in Rücksicht auf das Nationaleinkommen, nicht abzuschaffen sind. Weiter hin wird aus gedachter Tabelle, mit Zuziehung der Hartigschen Versuche über die Brennbarkeit der meisten deutschen Waldhölzer, die Frage beantwortet, welcher Boden am vortheilhaftesten zur Holzzucht verwendet werde; und welche Holzarten am besten im Grosen erzeugt werden, u. s. w. blos in Hinsicht auf das Brennholz, weil die dazu erfoderliche Menge die gröste ist. Das Resultat zeigt: Je schlechter der Boden ist, desto wohlfeiler kommt der Nation das darauf erzeugte Holz zu stehen, und hieraus ist noch eine nützliche Tabelle S. 120 berechnet, welche angiebt, in welchem Verhältnisse die Waldflächen, nach der Verschiedenheit des Bodens und der Holzart, zu einander stehen müssen, wenn die auf der einen wie auf der anderen Fläche jährlich zu fallenden Holzmassen, als Brennholz einerley Werth haben sollen. Der Vortheil zeigt sich hieraus für das Nadelholz, weil es mit schlechtem Boden vorlieb nimmt, und die Regel giebt, von dem damit bewachsenen Boden, nichts urbar zu machen, u. s. w. Angehängt ist diesem noch eine Berechnung über den Ertrag des Weiden-, Erd- und Kopf-Holzes, in Verhaltnis gegen das Buchenholz. Zuletzt folgen einige Bemerkungen über Hn. *Hartig's* angestellte Versuche über die Brennbarkeit der meisten deutschen Holzarten, und Zweifel über deren Zuverlässigkeit,

mit einigen Vorschlägen begleitet, wie sie anzustellen seyn möchten, wenn sie sicherere Resultate geben sollen.

Sämtliche in dieser Schrift aufgestellten Resultate gründen sich auf die erste Tabelle S. 16. Der Vf. sagt gleich anfangs ausdrücklich: dass seine Rechnungs-Argumente aus den Hartigschen Erfahrungstabellen über den successiven Waldbestand und Holzertrag, genommen sind, dass sich also die Resultate ändern, sowie etwa jene sich ändern. Dieses zu sagen, that er wohl, weil es hier mehr auf Formeln zur Rechnung als auf ohnfehlbare Resultate ankam. Aber in Rücksicht der Berechnung des Capital-Werthes und des Interesse-Gebens und Nehmens, hegt Rec. einige Zweifel. Er geht davon aus: dass allgemein die Forst-Wirthschaft in Bezug auf die Feld-Wirthschaft gehalten und betrachtet werden müsse; obgleich die wenigsten unserer jetzigen, sich vielleicht gelehrt dünkenden, Forst-Wirthe (anderswo sehr treffend Holzmänner genannt) noch darauf Rücksicht genommen haben; und billiget deshalb bis dahin, wo die *Perturbations*-Gleichungen aufgefunden sind, den von mehreren Kameralisten angenommenen Satz: „vorerst die Waldnutzung so zu verlangen, dass es gleich viel sey, den Boden zu Wald- oder zu Feld-Bau zu nutzen." Denn abgerechnet, dass der Staatswirth wirklich so rechnen muss, so bekömmt man damit wenigstens einen Anhaltepunct für die Rechnung. Nun rechnet der Vf. in der ersten Tabelle, in der 6 und 8 Spalte den Kapitalwerth zu 4 pro Cent.; das könnte wohl so seyn, wenn Geld ausgeliehen wird, und man könnte in den jetzigen Contributions-Zeiten wohl 6 pro Cent. setzen; aber hier, wo es Bezug auf Ackerland gilt, ist es offenbar zu hoch. Es gehören günstige Umstände dazu, wenn der Ertrag davon im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ pC. seyn soll. Man setze ihn also, um consequent zu verfahren, nach dem S. 96 berechneten Zins-Ertrage der Waldung von 2, 4 bis zu 2, 9 pC., auf $2\frac{1}{2}$ oder 3, und lasse, um bestehen zu können, die Factoren in der 10 Spalte nicht über 6 steigen, so werden die 9 und 11 Spalte ganz andere Resultate geben, und die Beyspielshalber für Preussen und Alt-Würtemberg herausgerechneten Vortheile um ein starkes herabbringen. So wie aber diese Resultate fallen, so fällt auch überhaupt der Grad der Wichtigkeit des Vorschlages: das ersparte $\frac{1}{4}$ Holz an seiner Fläche auszurotten, und zu Ackerland zu nehmen (ohne jedoch der Wichtigkeit der Holzersparung im mindesten zu nahe zu treten). Es müsste hiebey wohl vorerst Rücksicht auf die Bevölkerung zu nehmen seyn, weil nur eine beabsichtigte Vermehrung derselben für die Ausrottung stimmen könnte; wo diese Ursache aber wegfiel, was man auch annehmen muss, möchte das Hinaufrücken zu dem relativen Werthe des Holzes, wohl eher anzurathen und anwendbar seyn. Das richtige Verhältniss der damaligen Brennholz-Preise muss man zwar nach den Resultaten der vorliegenden Schrift verneinen. Aber da man bey der ganzen Sache, sowie überhaupt bey der Forstwissenschaft, nur von Erfahrungssätzen und concreten Beyspielen ausgehen kann: so muss man es auch für ein durch Erfahrung und Herkommen bestätigtes Factum nehmen, dass die Preise dermalen, den Handelsverkehr ausgenommen, so und nicht anders stehen können, da auch selbst der Vf. S. 19 es als Kategorie aufstellt: dass sie nicht erhöhet werden dürften. Dieses führet auf einen wichtigen Unterschied in den Holzpreisen, ob es nämlich zum nothwendigen Landesbedürfniss oder zum Handelsverkehr nach aussen, consumirt wird. Wenn für den ersten Fall der Seitherige Preis bleiben müsste: so könnte für letzteren der relative geltend gemacht werden. Man will aus angestellten Berechnungen wissen, dass ein Staat genüglich mit Holze versehen werden kann, in welchem die Waldungen $\frac{1}{4}$ seines ganzen Areals ausmachen. Sollte ein solcher Staat seine Waldung wohl besser und billiger benutzen können, als wenn ihm diese $\frac{1}{4}$ Waldfläche auch $\frac{1}{4}$ der Revenüe des Ganzen eintrüge, und — wenn das Wald-Areal mehr oder weniger ausmachte, und die Rücksicht auf die Bevölkerung beseitiget wäre, der Überschuss oder Defect nur als Handelssache genommen würde?

Man sieht aus allen diesen, was für interessante Resultate sich aus der Art Berechnungen herleiten lassen, und dass der Vf. dieser Schrift, worin auch mancher Wink für Forsttaxatoren enthalten ist, etwas Lobenswerthes unternahm, dass er die Folgen der Forstwirthschaft und des Waldertrags, von dieser Seite in Betrachtung nahm, und sie — wenn auch hier nur allgemein in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in Bezug auf die Landwirthschaft brachte; was Hr. von *Witzleben* schon vor mehreren Jahren zu beherzigen, empfohlen hat. Man wünscht ihm Zeit und Musse zu mehreren ähnlichen Abhandlungen.

rZ.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Nadir Amida, König von Persien.* Trauerspiel in sechs Acten, von *J. S. Siegfried.* 1807. 180 S. 8. (1 Thlr.) Allen denen, welchen die Poesie als ein Erholungsmittel dient, und die wohlklingenden Versen, einer anmuthigen Bildersprache, mahlerischen Beschreibungen, affectvollen Reden und schönen Sentenzen, ungefähr wie einem angenehmen Musikstücke nach gethaner Arbeit, mit Wohlbehagen zuhören, ist dieses Trauerspiel vor vielen anderen recht sehr zu empfehlen. Es geht zwar mancherley darin vor, das ganz tragisch aussieht, und es ist zuweilen, als ob Gefühl und Phantasie sollten zur Theilnahme angeregt werden; allein die Täuschung zerstört sich selbst bald, und man schaut oder vielmehr man hört — denn in der Regel wird bloss geschildert und beschrieben — den ganzen Verlauf der 6 langen Acte so ruhig und unbewegt mit an, dass man dabey füglich ein Nebengeschäft besorgen könnte. Nur einmal, am Schlusse des dritten Acts, wo Matala ihrem Vater ins Elend zu folgen beschliesst, spricht etwas zu uns, das uns sagt, hier sind belebte Worte. — Dieses Urtheil ist keineswegs so gemeint, als zweifelten wir, dass es dem Vf. mit seinem Werke wahrer Ernst gewesen sey. Wir sind völlig vom Gegentheil überzeugt; aber eben so sehr auch davon, dass, indem er die dramatische Poesie versuchte, er seine Talente verkannte.

Ha. Ha.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Winterthur, b. Steiner: *Kupfer-Sammlung, aus Johann Kaſpar Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten zur Beförderung der Menſchenkenntniſs und Menſchenliebe.* 1806. Drittes Heft von 40 Platten. gr. 4. (1 Thlr. 14 gr.)

2) Coburg u. Leipzig, b. Sinner: *Phyſiognomik, oder Kunſt, die Menſchen aus dem Geſicht zu beurtheilen,* von *Cöleſtin Stöhr*, ehemaligem Benedict. in Banz. 1804. I Th. 249. II. 312 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Anzeige der beiden erſten Hefte von No. 1 iſt 1807 No. 85. unſerer A. L. Z. gegeben worden. Rec. glaubte damals rügen zu müſſen, daſs die Steineriſche Verlagshandlung unterlaſſen hat, beſonders über die vielen darin vorkommenden Bildniſſe ohne Unterſchrift, die nöthigen Erklärungen beyzufügen; und dieſer Mangel wird bey dem gegenwärtigen dritten Hefte noch unangenehmer empfunden werden, indem daſſelbe mehrere ausdrucksvolle Portraite merkwürdiger und berühmter Perſonen enthält, die aber, weil die Namen nicht beygeſetzt ſind, und auch ſonſt keine Nachricht über ſie gegeben iſt, für die gröſsere Zahl der Liebhaber räthſelhaft bleiben müſſen. Die 7 letzten Kupfertafeln des Hefts ſtellen Köpfe verſchiedener Thiere meiſtens nach Blättern von Ridinger copirt dar, und ſind alſo, wiewohl keineswegs ſchlecht, doch von geringem Intereſſe. — y — H.

Der Vf. von No. 2, der ein wohlfeiles Werk über Phyſiognomik *für Jedermann* liefern wollte, iſt nicht nur von der *Gründlichkeit dieſer Wiſſenſchaft überhaupt* überzeugt (S. 179. II Th.), ſondern er traut auch *ſich* insbeſondere zu, in einem Zeitraum von 20 Jahren, bey ruhigem, *unbefangenem* Nachdenken und fortgeſetzten Selbſtbeobachtungen, *Etwas* beobachtet zu haben, und zu einer gründlichen Überzeugung gelangt zu ſeyn. Er verſichert II. S. 176 auf ſeine Ehre, daſs er ſich *wenig* oder *niemals* irre. Ihm iſt I. S. 200 kein Beyſpiel bekannt, daſs ihm derjenige, *der im Herzen ein Schurke war*, und ſich noch ſo freundlich, freundſchaftlich, ehrlich u. ſ. w. im Äuſseren zeigte, durch ſeine Verſtellung anders erſcheinen konnte. Er glaubt auch II. S. 23, daſs das, was man in ſeinem Buche findet, hinreichend ſey, dieſe Kunſt zu erlernen, und *mit gutem Erfolg auszuüben.*

Ein ſolcher Ton berechtiget zu hohen Erwartungen und Foderungen Es kommt nun darauf an, wie ſie erfüllt worden ſind. Der Vf. zeigt Beleſenheit in den älteren und neueren phyſiognomiſchen, auch überhaupt pſychologiſchen und anthropologiſchen Schriftſtellern; die Literatur iſt ziemlich vollſtändig, nur nicht gut geordnet, und man muſs, um den Vf. nicht einer Auslaſſungsſünde zu beſchuldigen, das ſcheinbar fehlende hin und wieder aufſuchen. Auch ſind die eigenthümlichen Namen durch Druckfehler oft bis zur Unkenntlichkeit verſtellt, z. B. *Tedens* für *Tetens*, *Scabiger* für *Scaliger*, *Gratavolus* für *Gratarolus*. Als eine Sammlung der unter gewiſſe Rubriken gebrachten, aus Lectüre geſammelten, *meiſt* fremden Gedanken, möchte das Werk des Vfs. immer *für manche* eine unterhaltende Lectüre ſeyn. Sie könnte auch allenfalls einen ganz Ungläubigen, welcher der Phyſiognomik allen Werth abſpräche, bekehren. Wer aber einen feſten methodiſchen Gang, eine ſtrenge und bündige Ordnung, überall feſte und bewährte phyſiognomiſche Grundſätze verlangt; wer das *daſs* und *warum a priori*, oder *a poſteriori*, dargethan wiſſen will; oder wer ſich gar, nach des Vfs. vorhin angeführter Verſicherung, einbildete, durch das *Buch für Jedermann* ein ganzer theoretiſcher und praktiſcher Phyſiognomiker zu werden, würde ſich gar ſehr täuſchen. Die Wiſſenſchaft ſelbſt hat durch dieſe Schrift weder an Stoff noch Form, etwas gewonnen. So lange die Sache bloſs im Allgemeinen bleibt, geht es ziemlich gut und leicht. Sobald es aber auf beſonders beſtimmte Grundſätze und allgemein gültige Regeln ankommt, ſcheitert der Vf., wie die *meiſten* ſeiner Führer, und verirrt ſich oft bis zum Lächerlichen. Obgleich der Vf. das Lachen ſich ernſtlich verbittet, und im voraus verſichert, daſs er ſich daran nicht kehren werde. Ja, durch die Zuverſichtlichkeit, mit welcher er ſo manche ſeiner Regeln ausſpricht, dürfte dieſes *Buch für Jedermann* mehr Schaden als Nutzen ſtiften, und die liebloſeſten Urtheile veranlaſſen. — Ein ſo ſtrenges Urtheil muſs belegt werden.

Das Buch zerfällt in zwey Theile. Der erſte ſoll das Fundament zur Ausübung der Kunſt, oder *die Theorie*, der zweyte die *praktiſche Phyſiognomik* ſelbſt enthalten. Obgleich Phyſiognomik im engeren Sinn ſich nur aufs Geſicht bezieht, und der Vf. in der Aufſchrift des Werkes ſelbſt nichts mehr verſpricht: ſo ſieht man doch gar bald, daſs er die Phyſiognomik hier als die Kunſt behandelt, aus dem *geſamten Äuſserlichen* eines Menſchen ſein *Inneres* zu erkennen. Selbſt der Puls kömmt in Betrachtung, und eben ſo Geſellſchaft und Umgang, Aufenthalt und Wohnung u. ſ. w. Ohne uns bey den Eintheilungen der Phyſiognomik in die *generelle*, *ſpecielle* und *individuelle*, *rememorative* und *prognoſtiſche*, *abſolute* und *hypothetiſche*, auf-

zuhalten, deren erstere uns zeigt, was der Mensch wirklich ist, die andere aber nur auf Anlagen, Fähigkeit, Capacität, Neigung, hinweist, (billig hätte auch des Unterschieds der *intellectuellen*, *moralischen* und *medicinischen* Physiognomik gedacht werden sollen) bemerken wir nur, dass nach S. 14 bloss die *absolute Physiognomik* der Gegenstand dieses Werkes seyn sollte, wiewohl der Vf. im Verlauf desselben sich auch nicht innerhalb dieser Grenzen gehalten hat. Der theoretische Theil beruht auf zwey Fragen: a) *Giebt es eine Physiognomik, und ist sie zuverlässig richtig?* b) *Wie lassen sich die Physiognomien der Menschen erklären, oder worauf fussen und gründen sie sich?* Schon hier vermissen wir die natürliche wissenschaftliche Ordnung. Erst alsdann, wenn man untersucht hat, worauf die Physiognomie, nach des Vfs. Ausdruck, sich gründe und fusse, (besser: *ob und wie das Äussere mit dem Inneren zusammenhange?* denn das Äussere kann eben so gut, wie Wirkung, als wie Ursache des *Inneren*, oder auch, als nothwendig von einem höheren gemeinsamen Grunde abhängig mit dem Inneren coexistirend, ein Zeichen des letzteren abgeben), erst alsdann lässt sich überzeugend darthun, dass es in der Physiognomik Etwas zuverlässiges gebe. Übrigens findet sich fast alles, was zur Beantwortung der ersten Frage gesagt wird, bey Lavater und anderen Schriftstellern, und war auch, wie der Vf. selbst sagt, bey weitem das leichteste. Was S. 23 bey der Berufung auf das *allgemeine physiognomische Gefühl* gesagt wird, „dass es in der Natur und Kunst eine Menge Züge, besonders von äussersten Enden leidenschaftlicher sowohl als leidenschaftsloser Zustände gebe, die, *an sich selbst, ohne alle Vergleichung mit gemachten Erfahrungen und Voraussetzungen*, auch dem ungeübtesten Beobachter verständlich sind" d. i. ihn anziehen oder zurückstossen, ist an sich richtig. Das leichte und sanfte Spiel der Gesichtsmuskeln bey einer reinen, ruhigen und sanften, aber doch muntern Seele, ist auch schon für sich angenehm und anziehend, *ohne noch die Bedeutung davon aus Erfahrung zu kennen*. Nur würde eine Erklärung darüber: wie das zugehe, verdienstlicher gewesen seyn. Was der Vf. S. 23 sagt: Es sey diess schlechterdings in *der Organisation unserer Augen und Ohren* gegründet, erklärt nichts. Unter den Beweissen für die Zuverlässigkeit der Physiognomik aus der Bibel mag sich der Vf. über seine Deutung des קצר—אפים und ארך אפים I. S. 40 und II. 112 bey den Sprachkundigen verantworten. Im dritten Abschnitt: worauf fussen und gründen sich die Physiognomien? geht alles durch einander. Wir erwarten da weiter nichts, als dass gezeigt werde, dass und wie das Äussere und Innere zusammenhange, eins durch das andere sich ausdrücke und ausspreche. Allein hier kommen schon specielle vergebliche Thatsachen, und darunter solche vor, die das Allgemeine zweifelhaft machen, und Misstrauen erregen. Wir wissen zwar nicht, heisst es S. 55, wie dicke Lippen und Dummheit zusammenhangen, und brauchen es auch nicht zu wissen. Genug, wir sehen sie nach der Erfahrung beysammen. Und das ist genug! Solch eine Stelle in einem Abschnitt, wo untersucht werden soll: wie erklären sich die Physiognomien? und solch eine Stelle, verglichen mit einer anderen II. S. 3 No. 2.! Über die Bedeutenheit der festen Theile scheint es anfangs, als ob der Vf. die Frage für unauflöslich halte, erklärt sie aber doch hernach im Allgemeinen ganz richtig. Nur hätte er wieder viel methodischer verfahren können, wenn er unterschieden hätte, wie ferne die festen Theile und ihre Gestalt, als Ursache oder als Wirkung des inneren Zustandes, oder beide als Wirkungen einer gemeinschaftlichen Ursache anzusehen sind. Denn was ist damit gesagt: weil die Knochen anfangs eine weiche Gallerte sind, so kann die Natur gleich vom Anfang sehr leicht die festen Theile so oder so formen, wie es die Anlage, Temperament und Umstände erfodern? Im vierten Abschnitt macht uns der Vf. mit einer Erscheinung bekannt, welcher zu ihrer Merkwürdigkeit nichts weiter fehlt, als — die Wahrheit. Er behauptet: jedem natürlichen Zeichen im Gesicht entspreche ein anderes an einem gewissen bestimmten Theile des Körpers ganz besonders. Einem an der Stirn entspreche ein anderes auf der Brust, dessen Lage sich sogar oft darnach richte, ob ersteres in der Mitten, oder oben oder unten, rechts oder links sich befinde. Ein Mahl auf der Wange bezeichne ein anderes am Schenkel. Eins an den Ohren beziehe sich auf eines an den Armen u. s. w. Die specielle Bestimmung des Ausdrucks einer jeden Leidenschaft im Gesicht (sowie auch durch andere Theile des Körpers) im 5. Abschnitt ist ganz gut; aber auch bey weitem das zuverlässigste und leichteste. Die besten Schriftsteller, besonders *Engels* vortreffliche Mimik, sind hier wohl benutzt. Doch mengt auch hier der Vf. manches ein, was nicht in diesen Abschnitt gehört. Was macht hier der geschwinde Puls im Zustand des Verliebtseyns? S. 88. Auch Aufmerksamkeit, Nachdenken, Ernst, sind ja nicht eben leidenschaftliche Zustände. Die Temperamentenlehre im 7 Abschnitt vergl. mit der Temperamententabelle S. 249, ist, obgleich Hr. *St.* die neuen Versuche einer besseren Eintheilung von Platner, Kant u. s. w. kennt, nach seiner eigenen Ansicht, ganz die alte, nach welcher alles auf der Mischung der 4 Elemente beruhet, von welcher dann, wie der Vf. meint, die mehrere oder mindere Reizbarkeit und Schnellkraft der Fibern, und die mehr oder weniger starke Gegenwirkung der Feuchtigkeiten abhängt. Unter den flüssigen Theilen ist das Blut, dessen Bestandtheile Salz, Öl, Wasser und Erde sind, die Hauptquelle des Temperaments, doch werden andere Ursachen nicht ausgeschlossen. Ein freyer ungehinderter schneller Umlauf des Bluts macht, nach dem Vf., zum Zorn geneigt. (Rec. ist gerade zu der Zeit, wenn das Blut hin und wieder stockt, am empfindlichsten und leicht zu erzürnen). Die *gewissen Zeichen* des cholerischen Temperaments sind dem Vf. schwarze Haare und Augenbraunen, schwarze und braune Augen, auch die Farbe der Haut fällt ins bräunliche. Auch, heisst es, *kann der Cholericus die Tuckmeiserey nicht bergen. Melancholici la-*

den, nach dem Vf. *nicht eher, als bis ein altes Haus einfällt.* — Ihr Ingenium und Judicium ist an sich nicht viel nutz. Doch giebt es unter ihnen, *wegen anhaltenden Fleifses, grofse Geister*, gründliche Köpfe, grofse Künstler, grofse Philosophen und Politiker. So sucht sich der Vf. mit dem bekannten Ausspruch des Stagiriten auszusöhnen. Man vergleiche damit, was S. 137 über den Eindruck eines schönen Kunstwerks auf den Melancholikus gesagt wird: Dieser ist dem Vf. *der wahre Kunstkenner, der Mann, welcher Schönheit empfindet, und Schönheit geniefst, wie sie genossen werden soll.* In der Betrachtung über das Geschlechtstemperament leitet der Vf. alles beym Manne aus der *gröfseren Wärme* und *Trockenheit*, beym Weibe aus der *minderen Wärme*, und *mehreren Feuchtigkeit* her. Nur Eine Anwendung davon zur Probe: Die *beynahe viereckige Gestalt des Kopfs beym Manne* (Gott bewahre uns vor einer solchen!) ist eine Folge der Trockenheit, welche die Theile hindert, die runde Gestalt anzunehmen, die man beym Weibe sieht. Dafs Nationaltemperament, Nationalcharakter und Nationalphysiognomie keine leere Einbildung sey, hätte der Vf. nicht so ausführlich zu zeigen nöthig gehabt, so wie auch gewifs jeder aufmerksame Beobachter mit dem übereinstimmen wird, was über katholische und akatholische Religionsphysiognomie und über Mönchsphysiognomie gesagt wird. In dem, was im folgenden Abschnitt auf die Einwendungen gegen Physiognomik geantwortet wird, zeichnet sich dasjenige vortheilhaft aus, was, bey Gelegenheit des von der möglichen, und oft so weit getriebenen Verstellung hergenommenen Einwurfs, über die Mittel, selbst die Verstellung zu entdecken, gesagt ist. Über die Physiognomie der Kinder und alter Leute manche treffende Bemerkung, aber auch so manches von der Art: *Wenn der Mann noch so dumm ist, aber die Frau ist klug, so sind die Kinder klug.* Den Nutzen der Physiognomik in Ansehung *des Richters* stellt man sich wohl zu grofs vor. Denn es darf ihm doch nie die Willkühr zugestanden werden, wir wollen nicht sagen, blofs nach der Physiognomie, jemanden zu verurtheilen oder loszusprechen, sondern auch nur, nach Verschiedenheit des Benehmens desjenigen, der einen Eyd ablegen soll, ihn entweder zum Schwur zuzulassen, oder nicht. In der angehängten Temperamententabelle charakterisirt der Vf. ein jedes nach folgenden 11 Rücksichten: Herrschendes Element, Farbe, Leidenschaften, Nerven, Säfte, Blut, Circulation, Eindrücke, Tonart, (die es liebt,) Instrumente und Ausdruck der Töne. So viel über den ersten, oder theoretischen Theil. Rec. hoffte durch den zweyten, der die praktische Physiognomik enthält, für manche Unannehmlichkeit der Lectüre des ersten doch noch entschädiget zu werden. Allein hier fand er noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit. Am meisten reizte seine Aufmerksamkeit die Überschrift des vierten Abschnitts: *Physiognomische Aphorismen.* Diese sind S. 32 kurze, leicht zu behaltende Sätze, wodurch *Wahrheiten* und *Regeln* der Physiognomik ausgedrückt werden, denen man bey Erlernung und *Ausübung* dieser Kunst *sicher* folgen kann. Sie dürfen nicht *schwankend* und *halb wahr*, sondern genau geprüft, und durch die Erfahrung, *als die einzige* Mutter der Gewifsheit, bestätiget gefunden werden. Und nun nach diesem Mafsstab des Vfs. soll er selbst scharf gemessen werden. Vorher noch eine Eintheilung. Die phys. Aph. sind entweder theoretisch, *phys. Axiomen*, oder praktisch, *praktische Aphorismen*. Als ein Beyspiel der ersten steht S. 37: man findet oft einen Menschen, dessen Gesicht und Ansehen uns fatal ist. Ein solcher wird nie unser Freund werden. Allein, wie oft gründet sich nicht der erste zurückstofsende Eindruck auf eine täuschende, nicht gleich entdeckte *Ähnlichkeit* der ganz unschuldigen Physiognomie eines Menschen mit einer uns aus anderen Gründen verhafsten oder widrigen Person, die wir oft erst lange nachher, von ohngefähr, als den wahren Grund des ersten Widerwillens entdecken, so wie umgekehrt, nach den bekannten Geständnissen eines des Cartes und Anderer, Ähnlichkeiten, selbst mit kleinen körperlichen Fehlern einer sonst geliebten und uns werthen Person, auch derjenigen, die uns sonst gleichgültig seyn würde, Antheil an unserer Zuneigung verschaffen. Und wenn S. 34 zu den praktischen physiog. Aphorismen alle die kurzen Sätze gerechnet werden, welche man sich aus der Erfahrung zusammengetragen hat, dafs mit einer solchen und solchen Physiognomie, mit solchen und solchen Zügen auch ein solcher oder solcher Charakter *meistens* verbunden sey (z. B. grofse Augen, schön gewölbte Stirn, und Habichtsnase bedeuten einen grofsen Geist und Verstand): wie reimt sich jenes *meistens* mit dem Charakter: *sicher*, praktischer Aphorismen? Aber nun die Stelle S. 43: Der ist sicherlich böse, der lacht, oder das Lachen zu verbergen sucht, wenn von Leiden eines Armen und Unglücklichen, oder den Fehlern eines Guten die Rede ist! Wie oft wird uns nicht durch einen Umstand in solchen Erzählungen, und die dadurch unwillkührlich veranlafsten Associationen ein Lachen abgenöthigt, das man, nur des Wohlstandes willen, zu verbergen sich zwingen mufs. Und eben so ist es mit dem letzten Abschnitte S. 44. Nicht *sicherer* und zuverlässiger — selbst nach der Art, wie sich der Vf. ausdrückt — sind die nun folgenden speciellen praktischen Aphorismen vom 5-27 Abschnitte. So heifst es gleich im 5ten vom Schädel, dem Haupt, dessen Form und Bewegung: Diejenigen, die den Kopf mehr vorwärts hängen, sind *meistens* tief nachdenkende Leute; diejenigen, die den Kopf auf die *rechte Seite* hängen, *sollen* weibisch, und diejenigen, welche ihn auf die *linke* hängen, zänkisch und zum Schlagen geneigt seyn. Ist das die Form praktischer Aphorismen? Wie erschrak Rec. bey der Angabe: wohlproportionirte reine Gesichter sind so lang als breit. Allein durch die Erklärungen der Breite und Länge verschwindet das Paradoxe. Von S. 49 bis zu Ende des Abschnitts: Auszug aus der Gallischen Schädellehre, aus welchem man aber durchaus keine richtige Vorstellung von dieser erhält. So redet z. B. Hr. *Stör* von *einem Organ einer grofsen*

Einbildungskraft, über dem Org. der Gutmüthigkeit; ganz gegen die ausdrückliche Erklarung Galls (welchen Rec. selbst gehört hat), dass für Einbildungskraft kein besonderes einzelnes Organ anzunehmen sey. Anderer Unrichtigkeiten nicht zu gedenken.

Der 6 Abschnitt, vom Gesicht überhaupt, ist blosse Rhapsodie fremder Gedanken, und darunter manches eben so unzuverlässige, wie im Vorigen. Ein hochrothes Kupfergesicht zeigt *meistens* einen dem Trunk ergebenen, und *sehr oft* ein nicht gutes Gemüth an. Sind das praktische Aphorismen nach des Vfs. eigenem Massstab? Eben so Abschn. VII. von der Stirn S. 72 der letzte. S. 74 der dritte, S. 75 der 2 Absatz. Was sollen S. 76 die *rauhen harten Stirnen*, *gleichsam die Lichtstrahlen verschlingend*, seyn, welche das Zeichen von Unverschämtheit und Grausamkeit? so wie nach S. 77 die sich zweigförmig ausdehnenden Linien auf der Stirn das Zeichen eines Projectenmachers, eines unentschlossenen und unbeständigen Menschen *seyn sollen*??. Über das Auge, im VII Abschnitt, findet sich weniges, was für eine sichere praktische Regel gelten könnte, und wo es nicht bey einem *Meistentheils*, oder gar einem *Sollen* sein Bewenden hätte. Man nehme gleich die erste Regel: Ein *schönes Auge*, (ganz nach der Erklärung des Vf. die er von Burke entlehnt) zeige auch eine gute, schöne Seele an. Was sind *Schwappaugen*? S. 91, mit welchen eine besondere Leichtigkeit, mehrere Sprachen zu erlernen, verbunden *seyn soll*? Und wie will es der Vf. S. 92 verantworten. dass glänzende Augen das *untrügliche* Kennzeichen eines Schelms, oder wenigstens des Raums zum Schelm im Herzen seyen? Oder: dass nach S. 95 grosse Augen *mehrentheils* Unkeuschheit und Faulheit zu erkennen geben? oder 96: wenn Augen im Ansehen hin und wieder rothe Däppchen oder Puncte haben, so seyen solche Menschen meist fromm, und subtilen Verstandes, besonders bey hellbraunen, *fast glänzenden Augen*, (die doch, nach S. 92, das untrügliche Zeichen eines Schelms seyn sollten). Die bekannte Stelle Heraclits αυη ψυχη σοφωτατη verwandelt der Vf., Gott weiss, durch welchen kritischen Missgriff, in αυγη ξηρη ψυχη σοφωτατη, und αυγη soll das Auge bedeuten: *Trockenes Auge, weiseste Seele*; womit S. 95. über trockene Augen seltsam constrastirt. Was über die Augenbraunen, Nase, Lippen, Mund und Zähne gesagt wird, ist meist von keinem besseren Gehalt. Je mehr Kinn, besonders Knochenkinn, desto mehr Mensch. Ein kleines Grübchen im Kinn zeigt nach S. 120 Gutes an; ists aber *zu tief*, (wie tief denn?) so bedeutet es eine hinterlistige Person, lügenhaft, dem Frauenzimmer ergeben, ohne Schaam. Und ein Weib mit einem Bart – soll — S. 121. Gut dass es beym *Sollen* bleibt! *Mässig grosse Ohren* deuten S. 123 auf gute Sitten, besonders, wenn sie *gleichsam viereckig* sind. Der Vf. gesteht S. 133, fast noch keinen gebrechlichen Menschen gesehen zu haben, welcher sich nicht zum Pickelhering hätte brauchen lassen. Und eben so lieblos ist der Schluss des XIV Abschnitts S. 138: Eine feuchte Hand ist S. 140 *gemeiniglich* ein Zeichen *verliebter Gemüthsart*, jedoch auch der Freygebigkeit. Wer rothe Haare hat, von dem glaube man *sicherlich*, dass er falsch, betrügerisch, wollüstig, arglistig, neidisch und hochmüthig sey, oder — wenigstens dazu incliniré. Welche hingegen ein braunes Haar haben, lieben die Ehre und guten Namen, sind friedfertig, haben Gemüthsgüte, und überhaupt gute Eigenschaften. Wer einen Freund sucht, wähle sich einen solchen, der ein zartes braunes, oder auch ein sogenanntes blondes Haar besitzt. Doch Rec. eilt zum Ende dieses ermüdenden Details, wo einem fast auf jeder Seite die Kalenderphilosophie einfällt: Ein Kind in diesem Monat etc. Sonst würde sich noch vieles über Mienen und Geberden, Sprache und Stimme, Gang, Kleidung, Gesellschaft und Umgang, Aufenthalt und Wohnung, Lachen und Lächeln auszeichnen lassen, als z. B. S. 200: Wenn man laut und leicht lacht, und während dem Lachen gemeiniglich hustet oder gähnt, so zeigt es von — Leichtglaubigkeit, — Neid — Unbeständigkeit; oder Mazarin's Bemerkung, dass, wenn beym Lachen ein Grübchen im Kinn sich zeige, solche Leute *gemeiniglich* dem Lügen ergeben wären. — Unter der Rubrik: *Physiogn. Syllogistik* im 25 Abschnitt, stösst der Vf. gleich im Anfang S. 204 mit einemmal alles über den Haufen, was er in den vorhergehenden speciellen Regeln über die Bedeutung einzelner Theile und Züge mit solcher Zuversichtlichkeit behauptet hatte. Wenn es z. E. im 7 Abschnitt heisst: glänzende Augen sind ein *untrügliches Kennzeichen* eines Schelms u. s. w., so heisst es dagegen nun S. 204: Nein. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen: dieser Mensch hat ein solches und solches Auge, also hat er auch diese und jene Eigenschaft, einen solchen oder solchen Charakter; und eben das sagt der Anfang des 27 Abschnitts S. 207 ff. Indessen sind die collectiven und complexen Zeichen des Vfs., wovon er hier Beyspiele giebt, oft nicht viel sicherer und zuverlässiger. Z. B. das Zeichen eines Unbedachtsamen, sich übereilenden Menschen S. 208, eines in Rücksicht des Geistes starken und tapferen Mannes S. 210, eines geschwätzigen Menschen S. 211. Zum Erbarmen und äusserst platt sind mitunter die physiognomischen und mimischen Charakterschilderungen, z. B. des Liederlichen, S. 224. So viel richtiges im 29 Abschn. über die Physiognomie des edlen und grossen Mannes gesagt ist, so möchten wir doch wissen, wie Hr. *St.* die dreiste Behauptung verantworten wolle: *Frauenzimmer hätten nie etwas Grosses im Auge*, welche sogleich durch einige der erhabensten Instanzen widerlegt werden kann. Im 30 Abschnitte: Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung stehen die Bilder nicht nur so bunt unter einander, wie in Momus Gukkasten von Wieland, (Spinoza, Solm, Eulenspiegel — Bayle mit seinen Zweifeln und Dr. Faust mit allen Teufeln — also auch hier: Robespierre, Danton, Mirabeau, Don Quixotte, Hölty und Gellert — Voltaire, Rousseau, Thersites und Semlin I,) sondern, wer eine Probe haben will, wie leicht sich der Vf. diese Arbeit gemacht habe, der lese, was S. 252 über Joseph II, S. 257 über Landgraf Ludwig den Eisernen, u. S. 258 über den unglücklichen Ludwig XVI gesagt wird. Julian den Abtrünnigen kennt der Vf. nur aus Gregorius von Nazianz, und sieht daher auch in seiner Physiognomie nichts als Grausamkeit und Gottlosigkeit. Kannte er denn keine besseren Quellen? Den Anhang einiger physiognomischen Anekdoten hätten wir dem Vf. sehr gerne geschenkt; so unbedeutend und trivial sind sie; wie gleich die erste. Die wichtigste würde die letzte seyn, wenn nicht der kritische Historiker erst noch manchen Umstand genauer erörtert wünschen müsste. Vor dem Werke selbst steht die Silhouette des Verfassers, deren er sich nicht zu schämen hatte.

EA9.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 14 SEPTEMBER, 1807.

CHEMIE.

Berlin, b. Frölich: *System der dualistischen Chemie des* Prof. *Jak. Jos. Winterl*, dargestellt von *Joh. Schuster*, M. D. 1807. Erster Band. 510 S. Zweyt. Band 320 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Dieses Werk ist allen denen sehr zu empfehlen, welche *Winterl's System der Chemie* wollen kennen lernen. Der Vf. hat die Seite aufgesucht, von welcher sich das Ganze auf die empfehlendste Weise darstellt; er hat eine bequeme und genaue Übersicht aller Behauptungen in diesem System geliefert, zwey mit Scharfsinn geschriebene Einleitungen hinzugefügt, und an vielen Orten auf neuere Versuche hingewiesen, wodurch die hier vorgetragenen Sätze bestätigt werden. Er verweiset dabey beständig auf seine Darstellung der vier Bestandtheile der anorganischen Natur. Eigene Versuche findet man hier nicht. Es wird geradezu behauptet, dass *Winterl's* System mit der sogenannten Naturphilosophie nichts gemein habe, dass *Winterl* durch blosse Erfahrung auf dieses System gekommen sey, und dass man darauf keine Rücksicht nehmen müsse, dass einige Naturphilosophen sich dieses Systems bedienen. Allerdings muss ein Schriftsteller bestimmt und fest entscheiden, welchen von beiden Wegen er gehe, den Weg der Erfahrung oder der Speculation: denn Mittelwege giebt es hier nicht, und das Schwanken von einem Wege zum anderen charakterisirt den inconsequenten Forscher. Der Vf. bezeichnet den Weg der Erfahrung, und folgt ihm; aber mit einiger Aufmerksamkeit würde er bald gefunden haben, dass man auf diesem Wege nicht zu der Grundlage von *Winterl's* System gelangen könne. Er wirft einen verachtenden Blick auf die bisherige Chemie, welche nur im strengsten Sinne Aggregat gewesen sey. Der Empiriker habe kaum noch untergeordnete Principien gesammelt, nie sich bis zu einem allgemeinen Nothwendigen erhoben; der Mangel eines Princips sey zugleich der Mangel eines Grundes der Eintheilung der chemischen Objecte und Erscheinungen gewesen, und kein chemisches Werk habe eine wissenschaftliche Eintheilung jener Objecte und Erscheinungen aufgestellt. *Winterl's* Chemie dringe bis zu jenem Princip vor, und erreiche zuerst den Rang einer systematischen Erkenntniss. Hiebey wäre doch nun die erste Frage gewesen, ob die Empirie, und also auch die Chemie sich zu einem nothwendigen Princip erheben könne. Denn woher soll jene Nothwendigkeit kommen? Etwa *a priori?* Aber diesen Weg hat der Vf. nicht betreten, und allerdings wird dann die Untersuchung ganz philosophisch; es kommt nicht darauf an, ob die Versuche damit übereinstimmen oder nicht, man wird und muss endlich auf Versuche kommen, wodurch eine solche Theorie bestätigt wird. Ob dieses überhaupt möglich sey, davon ist nicht die Rede; wir sehen hier nur auf die Erfodernisse einer solchen Theorie. Oder soll die Nothwendigkeit aus allen Erscheinungen gefolgert werden? Aber wo sind alle Erscheinungen? Und wer steht uns dafür, dass nicht andere entdeckt werden, welche unser System zerstören? Die Chemie ist und bleibt ein Aggregat von Erscheinungen; ein Princip, welches alle bekannten Erscheinungen umfasst, erstreckt sich darum noch nicht auf alle, auf die unbekannten, unbeachteten Erscheinungen, und es befriedigt bloss ein temporäres Bedürfniss. Man gelangt ferner auf dem Wege der Erfahrung nie zu den immateriellen, begeistenden Principien, von welchen *Winterl* redet, aus dem einfachen Grunde, weil sich das Immaterielle durch keine mögliche Erfahrung als ein solches darstellen lässt; man ist eben so wenig im Stande in der Erfahrung des Bandes gewahr zu werden, wodurch das Immaterielle mit der Materie verknüpft wird. Die Gründe von *W's.* Theorie sind also durchaus nicht zulässig. Sehr sinnreich stellt der Vf. die chemische Reaction an die Spitze der ganzen Chemie; ein Beweis, wie sehr er nach der gehörigen Bestimmtheit und Gründlichkeit strebt. Ein Unternehmen, welches Aufmerksamkeit und Beyfall verdient. Aber von dieser Betrachtung der Reaction zu den begeistenden Principien werden Sprünge gemacht, welche auf keine Weise zu erlauben sind. Es giebt ein Baseprincip, sagt der Vf., denn man kann die Basen auf verschiedene Grade der basischen Reaction, von dem höchsten auf einen solchen, dass sie kaum mehr reagiren, hinabsetzen, von dem nicht reagirenden in den reagirenden erheben, wobey doch immer das Materielle eines ist. Also muss es etwas Immaterielles geben, das die Ursache der basischen Reaction der Basen ist. Zuerst möchte Rec. wohl *Winterl* und seine Nachfolger um einen bestimmten Begriff von Princip bitten. Etwas Materielles soll es nicht seyn, vielleicht also ein logisches Wesen, oder sonst dergleichen? Auf alle Fälle ist hier die Nachforschung nach den Gründen der Basicität auf eine Weise abgeschnitten, welche den ächten Naturforscher unwillig machen muss. Die Classen von Basen und Säuren sind an sich nicht zu tadeln, die Körper einer jeden haben eine Ähnlichkeit in ihren Wirkungen; aber worin die-

ſe Ähnlichkeit beſtehe, und worauf ſie ſich gründe, muſs weiter erforſcht werden. Zu ſagen, ſie beruhe auf einem immateriellen Princip, welches aus einem Körper in den anderen übergehen könne, heiſst doch weiter nichts, als: dieſe Ähnlichkeit der Wirkungen können Körper erlangen, welche ſie nicht hatten. Es iſt von dem Übergange eines Zuſtandes die Rede, wenn wir uns verſtändlicher Ausdrücke bedienen wollen. Was dieſer Zuſtand ſey, wollen wir wiſſen, und die gemeine, verachtete Chemie hielt es für einen Gegenſtand ihrer Unterſuchungen, dieſes zu erforſchen. Solche philoſophiſch ſcheinende Ausdrücke, wie ſie *Winterl's* Syſtem uns, ſtatt aller Thatſachen, giebt, können nur dazu dienen, die Fortſchritte der wahren Naturkenntniſs zu hemmen. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob *W's* Syſtem viel oder gar alles erkläre. Mit ſolchen immateriellen Principien, zu denen man nie gelangen kann, läſst ſich machen, was man will, und ſie ſchmiegen ſich zu allem, was man erklären will. Rec. ſieht ſich genöthigt, die ganze *Winterlſche* Theorie der Chemie als inconſequent, und der wahren Naturkenntniſs ſchädlich, zu verwerfen, indem ſie von Erfahrung anfängt und doch zu etwas führen will, was in keiner Erfahrung gegeben iſt, indem ſie ferner die Unterſuchung da unterbricht, wo ſie anfangen ſoll, und bald in das Gebiet der Phantaſie führt. Aber auf keine Weiſe will Rec. von dem Studium der *Winterlſchen* Schriften, und dieſer Darſtellung, welche, als ſolche, ihren groſsen Werth hat, abhalten, oder die Theorie verſchreyen. Er empfiehlt vielmehr das Studium derſelben allen Chemiſten, beſonders ſolchen, welche ſchon dieſes Fach genau kennen, oder doch mit einem wahrhaft philoſophiſchen Geiſte Unterſuchungen anzuſtellen vermögen. Er wünſcht nichts mehr, als daſs alle die Verſuche, worauf ſich *Winterl* beruft, genau mögen wiederholt werden, und er zweifelt nicht, daſs wir dabey auf manche wichtige Entdeckungen kommen werden. Unter anderen iſt es wichtig zu unterſuchen, in welchen Zuſtand Erden und Säuren gerathen, wenn man dieſe von jenen durch bloſses Feuer trennt. Die Sprünge im Schlieſsen, welche *Winterl* bey der allgemeinen Theorie macht, kommen auch bey den einzelnen Verſuchen vor, und in manchen Fällen können *Winterl's* Verſuche ſchon richtig ſeyn, ohne daſs ſeine Folgerungen daraus flieſsen. Es iſt hier nicht der Ort, davon weitläuftiger zu handeln, da der Vf. nur die ſchon bekannten Behauptungen *Winterl's* aufnimmt, ohne ſie durch eigene Verſuche zu beſtätigen, und da eine Widerlegung derſelben eine ausführliche Erzählung ſolcher Verſuche nothwendig machen würde. LR.

Berlin, in der Realſchulbuchhandlung: *Journal für die Chemie und Phyſik.* I—III Band. 1806 u. 1807. Jeder Band aus 4 Heften. 8. (10 Thlr.)

Dieſes Journal iſt eine Fortſetzung des *neuen Journals der Chemie*, ſowie das ebengenannte eine Fortſetzung von *Scherers Journal* war. Da es zugleich die Stelle des vormaligen Crellſchen Journals vertritt, ſo iſt ſeine ununterbrochene Fortſetzung ein wahres Bedürfniſs für die deutſchen Chemiſten, und der Vf. wünſcht dem geſchickten und thätigen Redacteur, Hn. *Gehlen*, alle mögliche Unterſtützung. Nur wünſcht Rec. zugleich, daſs er ſich auf die eigentliche Chemie einſchränken, und daſs der Zuſatz, *Phyſik*, auf dem Titel, wie es wirklich in dieſen Bänden der Fall geweſen iſt, nur der Veränderung wegen, gemacht ſeyn möge. Wir haben ſchon ein vortreffliches Journal der Phyſik; der Redacteur würde ſich alſo zu ſehr verbreiten, und man muſs vielmehr wünſchen, daſs er die Mineralogie mit umfaſſe, da uns, nachdem Hoffs Journal aufgehört, eine deutſche Zeitſchrift für dieſe Wiſſenſchaft ganz fehlt. Wir können von der Menge der wichtigen Abhandlungen nur einige hier anzeigen, um nicht die Grenzen einer Recenſion zu überſchreiten. *Berzelius Analyſe des Adolfsberger Mineralwaſſers.* Er fand darin Stickgas, ſchwefelſaures Kali und Manganesoxyd; Stoffe, welche man bis jetzt nur ſelten in den Mineralwäſſern gefunden hat. *Winterl's Analyſe des ſchwarzoerker Mineralwaſſers* hat durchaus nicht die Einfachheit des Verfahrens, welche erfodert wird, um ſolche Sachen zu finden, als er angiebt. Merkwürdig ſind *Brugnatelli's chemiſch-galvaniſche Bemerkungen.* Er ſah wirklich Salzſäure in reinem Waſſer durch Gold, Platin, Eiſen und Manganesoxyd hervorgebracht, ohne alle Vermittelung organiſcher Subſtanzen. Nicht alle Metalle entwickeln in reinem Waſſer Salzſäure, und ſelbſt die genannten nicht in Salpeterſäure, eſſigſaurem Bley u. dgl. m. wohl aber in ſalpeterſaurem Queckſilber. Das am negativen Pol erzeugte Alkali ſey Natrum. Intereſſant ſind die Bemerkungen über die Veränderung der Metalldrähte durch den Galvanismus und die Entſtehung von mancherley Hydraten, obgleich über die Beſtandtheile dieſer Körper noch viele Zweifel übrig bleiben, und die wenigen Verſuche oft nichts entſcheiden. Zink- Kupfer- Eiſenfeile auch Queckſilber, mit reinem Waſſer anhaltend geſchüttelt, machten es alkaliſch. Doch ſind mit dieſer Abhandlung *Ritters* Bemerkungen im dritten Hefte zu vergleichen. *Cadet* liefert eine Tabelle über die Zerflieſsbarkeit der Salze, woraus erhellt, daſs die Geſchwindigkeit, womit die Salze das Waſſer aufnehmen, nicht mit der Menge des aufgenommenen Waſſers übereinſtimme. *Hacquets* Abhandlung über die Entſtehungsart der Flintenſteine iſt ſehr unbefriedigend. *Davy's* Vorſchlag, Foſſilien, die fixes Alkali enthalten, mit Boraxſäure zu zerlegen, verdient Aufmerkſamkeit, und Rec. hat ſich ſchon früher damit beſchäftigt. Ein Umſtand, den Davy nicht bemerkt hat, verurſacht indeſſen bey ſolchen Analyſen Schwierigkeiten. Die Boraxſäure geht nämlich im Feuer mit manchen Erden und Alkalien zugleich eine ſchwer- oder unauflösliche Verbindung ein, welche die Abſonderung derſelben verhindert. *Berthollet's* Bemerkungen gegen Prouſt treffen vorzüglich die Erinnerungen des letzteren, daſs ſich viele Verbindungen durchaus nur in einem beſtimmten Verhältniſſe der Beſtandtheile finden. B. führt dagegen Beyſpiele von Verbindungen, z. B. des Zinnes mit Sauerſtoff an, wo dieſes Verhältniſs ſehr

mannichfaltig und verschieden ist. Es läfst sich offenbar nicht läugnen, dafs solche mannichfaltige Verbindungen Statt finden, wie sie auch Proust bey den Auflösungen zugiebt, und der Umstand, dafs manche nur in gewissen Verhältnissen vorhanden sind, rührt von dem Übergange zur Festigkeit oder der Krystallisationsfähigkeit her, welche Berthollet sehr unbestimmt unter den Wirkungen der Cohäsion begreift. Der Umstand, warum sich einige Verbindungen nur bey gewissen Verhältnissen der Bestandtheile condensiren, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. *Klaproth's* Analyse des körnigen Eisenchromerzes aus Steyermark. Es findet sich im Geusengebirge unweit Kringlach an der Mürz, mit einem durch Chrom gefärbten Kalk, ist bräunlichschwarz, grobkörnig, glänzend, halbmetallisch, kleinmuschlich, hart, bräunlich im Strich. Das specifische Gewicht ist = 4, 5. Es enthält, ausser 55,5 Chromoxyd und 33 Eisenoxyd, noch etwas Alaunerde und Kieselerde. Derselbe hat den Zoisit von der Saualpe in Karnthen untersucht. Er kommt in einem Quarzlager vor, hat eine grünlich-graue Farbe, ist krystallisirt in längsgestreiften, sechsseitigen, ungleichwinklichen Säulen, halbdurchsichtig und hart. Er besteht aus 45 Theilen Kieselerde, 29 Alaunerde, 21 Kalk, 3 Eisenoxyd. Das Verhalten vor dem Löthrohre ist hier eben so wenig, wie bey vielen anderen Analysen von Klaproth und Charakteristiken von Karsten angegeben; ein Umstand, worauf beide Naturforscher in der Folge achten mögen. Rec. hält diesen Zoisit für Epidote. Die Analyse von Bucholz kommt mit der vorigen sehr überein. *Bucholz* hat den Hyalit von Frankfurt a. M. noch einmal untersucht, da der Urheber der bisher bekannten Analyse, *Link*, selbst dazu aufgefodert hatte, und ausser Kieselerde nur eine Spur von Thonerde gefunden. *Bernhardi* verbindet den sogenannten Siderit oder Lazulit mit dem Spinell, und *Trommsdorff* liefert eine chemische Untersuchung desselben. *Clement* und *Desormes* haben das Ultramarin untersucht, und darin Kieselerde, Thonerde, Natron und Schwefel, aber kein Eisen gefunden. Das sonderbare Verfahren durch Wachs, Pech und Leinöl das Ultramarin aus dem Lasurstein zu ziehen, erklären sie durch eine Verseifung (*savonnage*). Bey einer wiederholten Prüfung des arsenikfauren Bleyes von Johann Georgenstadt fand *Rose* allerdings Phosphorsäure, doch weniger als Laugier, und weit mehr Arseniksäure. *Prousts* vortreffliche Untersuchungen über einige Metalle, nämlich Zinn, Gold und Silber, erlauben keinen Auszug, verdienen aber die gröfste Aufmerksamkeit, da sie eine Menge neuer, oder vorher wenig beachteter Thatsachen enthalten. *Bucholz* bestätigt Hall's Angabe, dafs kohlensaurer Kalk der Schmelzung fähig sey, besonders wenn man ihn, in einen Tiegel fest eingestampft, einer starken Rothglühhitze aussetze. Rec. mufs hiebey erinnern, dafs das sogenannte Todbrennen des Kalkes, eine schon längst bekannte Erscheinung, bereits von *Bergmann* für einen Anfang von Schmelzung gehalten worden; doch hat er dieses Product nicht in Rücksicht auf Kohlensaure untersucht. *Oersteds* Versuche durch einige Stellen in Winterl's Schriften veranlafst. Es ist sehr zu billigen, dafs der Vf. manche von Winterl angegebene Versuche und Beobachtungen wiederholt und weiter verfolgt. Er bemerkte, dafs jede Säure, zu einer Auflösung von kohlensaurem Kali gegossen, nur dann Kohlensäure entwickelt, wenn ein fester Körper mit ihr in Berührung kommt. Winterl hatte nämlich, Andronia zu bereiten, gelehrt, dafs man Säure zu kohlensaurem Kali so behutsam setzen solle, dafs sich keine Kohlensäure entbinde. Oersted verbindet die obige Bemerkung mit einigen anderen, nach welchen man ebenfalls nur Luftblasen da sieht, wo feste Körper in Flüssigkeiten getaucht werden. Rec. setzt noch hinzu, dafs im Lichte aus gemeinem Wasser durch feste Körper, sogar durch Glasfäden, Sauerstoffgas entbunden wird. Aber dieses hat auf Winterls Theorie keinen Bezug; es zeigt, dafs wir das Physische bey chemischen Verbindungen nicht kennen. Oersted bemerkte in den obigen Fällen am häufigsten einen Niederschlag von einer weissen Erde, und es scheint ihm, als ob die Kieselerde in vielen Stücken mit der Andronia übereinkomme. Ein Beweis seiner vorurtheilsfreyen Denkungsart. Wir kennen die Eigenschaften der Erden überhaupt, und der Kieselerde besonders, noch lange nicht genau, und es ist daher wohl möglich, dafs manche der Andronia zugeschriebene Eigenschaften auch der Kieselerde zukommen. Es ist Unrecht, Winterls Versuche zu verschmähen; aber es ist nicht zu tadeln, wenn man seine abenteuerliche, auf nichts gegründete, Theorie verwirft. Doch darüber hat sich Rec. in anderen Recensionen dieser Zeitung geäussert. *Winterl's* Replik gegen eine Kritik seines Systems in der Hall. Allg. Lit. Z. steht doch hier wohl nicht als Antikritik an ihrem rechten Orte. Es ist dem Redacteur nicht zu rathen, dafs er solche polemische Schriften aufnehme. *Tremerey's* Abhandlung über doppelte Elektricitäten, und *Ritters* Bemerkungen über verschiedene physikalisch-chemische Gegenstände erlauben keinen Auszug; man kennt die Schriften des letzteren an der Fülle trefflicher Beobachtungen, grofser Erwartungen und grofser Worte, welches alles die Zeit erst durch Schlemmen scheiden mufs. *Northmore's* Versuche über die Condensation der Gasarten, um sie mit einander zu verbinden, sind merkwürdig, und zeigen, dafs besonders Stickgas in diesem Falle Verbindungen eingehe, um Salpetersäure zu bilden. An der Maschine selbst, an der Art, wie er die Versuche anstellte, läfst sich allerdings viel tadeln, wie auch der Herausgeber erinnert; es ist keine Rücksicht auf die Reinheit der Substanzen genommen, auch gehen die Versuche nicht von den einfachen Vermischungen zu den zusammengesetzten, wie hier durchaus nothwendig ist; indessen können sie doch zu ähnlichen Versuchen Anleitung geben. *Hattchets* Versuche über eine künstliche Substanz, welche die Eigenschaften des Gerbestoffs besitzt. Er erhielt diese Substanz, wenn er Holzkohle und andere kohlenartige Körper in Salpetersäure auflöste, und diese nachher abdampfte. Auch wenn ve-

getabilische Substanzen mit Schwefelsäure behandelt wurden, erhielt er solche. Das oxydirt salzsaure Gas erzeugt sie nicht. Unverkohlte Körper gaben sie ebenfalls, wenn Salpetersäure darüber abgezogen wurde. Doch sind diese auf verschiedene Weise erzeugten Substanzen etwas verschieden, und als Abänderungen des Gerbestoffs anzusehen, welcher, auch auf die gewöhnliche Weise bereitet, nicht immer gleich ist. Die drey Abhandlungen über diesen Gegenstand, enthalten eine Menge interessanter Bemerkungen zur Chemie der Pflanzenkörper. *Adrian von Stipriaan Luiscius* giebt eine neue Art an, verdorbenes Wasser zu reinigen. Die Stoffe, welche die Verunreinigung hervorbringen, müssen durch eine Oxydation zerstört werden, und hiezu fand er schwefelsaures Eisen im oxydirten Zustande am bequemsten. Wenn man zuviel davon zugesetzt hat, dient Kreide, um den Überfluss wegzuschaffen. Der Herausgeber stellt bey dieser Gelegenheit die neuesten Erfahrungen über die Conservation der Getränke auf Seereisen zusammen. *Mollwinde* über die Reduction der newtonischen sieben Hauptfarben auf eine geringere Anzahl, zeigt vortrefflich den Ungrund der Behauptungen der Herren Wünsch und Prinur, welche diese Reduction unternahmen.

LR.

MEDICIN.

Berlin, b. Schmidt: *Berliner Gesundheits-Almanach, zum Gebrauch für diejenigen, welche Verschönerung des Körpers, Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens wünschen*, von F. L. *Augustin*, der M. u. Ch. Doctor u. s. f. Mit einer Kupfertaf. 1805. VI u. 227 S. 12. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieses gebildeten Nichtärzten zu empfehlende Taschenbuch ist ein neuer Zeuge der gemeinnützigen Thätigkeit des Vfs. Es enthält folgende Aufsätze: I. *Was ist das Leben? Und welche Regeln für die Erhaltung der Gesundheit ergeben sich aus der richtigsten Ansicht desselben?* Mit mehreren neueren Physiologen erklärt der Vf. das Leben als eine eigenthümliche Mischungsveränderung, vorzüglich des Sauerstoffs und der verbrennlichen Stoffe. Wenige diätetische Regeln aber sind es, die er nach diesem Gesichtspuncte mittheilt. Ist auch das Licht, das die Naturphilosophie über die Gesundheitserhaltungs- und Lebensverlängerungs-Kunde verbreitet, noch so wohlthätig: so scheint es doch zu früh zu seyn, ehe der Stifter derselben die Principien, worauf sich die Medicin, als Wissenschaft gründet, genauer entwickelt hat, mehrere Anwendungen davon auf Diätetik Nichtärzten zu empfehlen. II. *Gefahr und Verhütungsmittel in epidemischen und ansteckenden Krankheiten.* Die vorzüglichste Abhandlung in dieser Sammlung. Die weitläuftige Auseinandersetzung der Meinungen aber über die Beschaffenheit der ansteckenden Kranhheitsstoffe, unter anderen der, leicht zur *Pathologia animata* zurückführenden, Hypothese, dass alle ansteckenden Gifte thierischen Ursprungs sind, hätte füglich weggelassen werden können. Zu dieser Abhandlung gehört eine Kupfertafel, worauf vorzüglich verschiedene bekannte Ventilatoren dargestellt sind. Möchte nur bald auch eine Maschine erfunden werden, wodurch eine grosse Menge salzsaurer Dämpfe an bewohnten Orten ausser den Hausern in der Atmosphäre schnell verbreitet, und so der Nutzen derselben weiter ausgedehnt würde! — In dem dritten Aufsatze *über die Einwirkung der Jahreszeiten auf den lebenden Menschen und Verhütung der davon abhangenden Krankheiten*, und im vierten *über Krankenpflege* findet man zwar auch nichts Neues, jedoch mehrere Wahrheiten, die nicht oft genug gesagt werden können. V. *Medicinischer Rathgeber für Künstler und Handwerker.* Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Abwendung der Gefahr bey verschiedenen Handwerken, theilt der Vf. besonders denen, welche Stoffe aus dem Mineralreiche zu verarbeiten pflegen, heilsame Vorschriften mit. Sollte er eine Fortsetzung dieses Aufsatzes liefern wollen, so wäre zu wünschen, dass es in einer besonderen, bloss Künstlern und Handwerkern gewidmeten, Schrift geschehen möge. VI. *Kinderpflege.* Wenige Worte zur Vertilgung einiger Vorurtheile über die Behandlung neugeborner Kinder. Rec. wünschte, dass der Vf. auch den jetzt herrschenden Missbrauch der Magnesia bey Kindern gerügt hatte. VII. *Schönheitsmittel.* Manches Beherzigungswerthe für das schöne Geschlecht. VIII. *Neue Aderlass- und Purgier-Tabellen.* So lange noch Kalender, worinnen mehrere abergläubische Possen, unter anderen Purgier- und Aderlass-Zeichen an bestimmten Tagen angegeben worden, von dem Staate geduldet werden, sollten wenigstens Lehrer in Schulen es sich zur Pflicht machen, das Abgeschmackte und Schädliche derselben ihren Schülern zu zeigen.

— ea —

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Anmerkungen über* (zu) *die* (der) *Schrift des Herrn Cadet de Vaux: Die Gallerte aus Knochen* u. s. w. Von Dr. *G. W. Ploucquet*, Professor der Medicin in Tübingen. 1804. 40 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. belehrt uns in diesen Blättern, dass die vor Kurzem so sehr gepriesene Erfindung des *Cadet de Vaux*, die Gallerte aus Knochen zu bereiten, nicht neu sey, sondern von ihm, dem Vf., schon im Jahre 1771 öffentlich bekannt gemacht worden sey. Er theilt uns, um dieses zu beweisen, Auszüge aus einer kleinen Schrift mit, die unter dem Titel: *Anweisung, wie man ohne Früchte (Cerealia) mit geringen Kosten sich dennoch ernähren könne*, von *G. W. Ploucquet*. Tübingen bey Fues 1771. erschien. Daraus ergiebt sich in der That, dass der Vf. der Erfinder ist. Gewiss wird Niemand dem würdigen Veteran die Vindication seines gemeinnützigen Vorschlags, der jetzt in Frankreich so grosses Aufsehen macht, verdenken. Übrigens ist diess ein neuer Beweis, dass die mit so vielem Pomp angekündigten französischen Erfindungen oft deutschen Ursprungs sind, aber nur dann ihr Glück machen, wenn sie vom Auslande wieder nach Deutschland gelangen. Auch die vor einiger Zeit so sehr gerühmte Milchmalerey, die *Cadet de Vaux* als etwas Neues preist, findet man schon in alten deutschen Kunstbüchern beschrieben.

F. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 SEPTEMBER 1807.

GESCHICHTE.

Unter dem angeblichen Druckort: Amsterdam u. Cölln: *Beytrag zur Geschichte des Kriegs in Preussen, Schlesien und Pohlen in den Jahren* 1806 *und* 1807. Von dem Verfasser d. Schrift: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* [von welchem es nach dem anderen Titelblatt den zweyten Theil ausmacht.] 1807. XII u. 278 S. gr. 8. (Gute Ausgabe 1 Thlr. 4 Gr., ordin. 20 Gr.)

In der Vorrede erklärt der Vf., dass seine Briefe „dem künftigen Geschichtschreiber nur Materialien, und weiter nichts, liefern, der schlechte Kerl in ihnen aber eine Geisel, brave Männer ein Denkmal finden sollen." Nach diesem gedoppelten Zweck muss daher auch das Werk beurtheilt werden, ob es gleich in historischer Hinsicht gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich mit dem Sammeln authentischer Materialien begnügt hätte, ohne der Geschichte vorzugreifen, der es allein zukömmt, die Kränze des Verdienstes auszutheilen, Feigheit hingegen und Treulosigkeit mit Schande zu brandmarken. Da er es aber einmal gethan hat; da er nicht blofs für die Nachwelt seine gesammelten Notizen in diesem Buche niederlegte, sondern sich gewissermasen zu ihrem Repräsentanten aufwirft, und in ihrem Namen das Urtheil spricht: so darf es ihn auch nicht befremden, wenn der ruhige Beurtheiler die Ächtheit seiner Angaben prüft, und um so vorsichtiger dabey zu Werke geht, je leidenschaftlicher der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden. Ungerecht wäre es übrigens, ihm diesen Ton zum Vorwurf zu machen, so lange er nicht die Schranken des Anstandes überschreitet. Denn welcher Patriot kann wohl kalt und unbefangen über Unglücksfälle seines Vaterlandes sprechen, bey welchen er so vieles leicht zu Vermeidende entdeckt! Wer kann die noch frischen, blutenden Wunden untersuchen, ohne dabey vor Schmerz zu zucken! Des Vfs. Zweck ist aber dadurch noch nicht erschöpft; er will heilen, was noch zu heilen, retten, was noch zu retten ist, und künftigen ähnlichen Unfällen vorbeugen. Ohne manche peinliche Operation ist dieses unmöglich, und es darf ihm nicht verdacht werden, wenn er darüber kräftig und ohne Schonung sich herausläfst. — Eher möchte sein Beruf zu dieser schweren Unternehmung in Frage gezogen werden können; aber auch abgesehen davon, dass bey so harten Drangsalen, als die, welche die preussische Monarchie betroffen haben, jeder Patriot diesen Ruf in seiner Brust fühlen muss, so bewährt unser Vf. seine Befugniss, darüber zu reden, hinlänglich durch die tiefen Blicke, welche er in die Verfassung und besonders in die Staatsverwaltung seines Vaterlandes thut.

In allem, was zu den verschiedenen Zweigen des weitläuftigen Finanzfaches gehört, scheint er vorzüglich zu Hause zu seyn, und er beleuchtet mit Sachkenntniss die wahren Vortheile Preussens auch in Hinsicht auf die Verhältnisse desselben mit den übrigen europäischen Staaten. Seine Meinungen, Ansichten und Vorschläge trägt er jedoch nicht immer in zusammenhängender Folge, sondern meistens rhapsodisch vor, untermischt mit Untersuchungen über bestehende Mängel, mit Berichten von den neuesten Vorgängen, Anekdoten u. s. w., je nachdem die Zeitbegebenheiten ihm dazu die Veranlassung darbieten. Aus diesem Grunde ist denn auch der Werth gegenwärtiger 24 Briefe sehr ungleich. So reich an Gehalt viele derselben sind, so dürftig fallen auch wieder andere aus; manche sogar, wie z. B. der 17. 21. 23 u. s. w., scheinen zum Theil oder ganz nur als Lückenbüsser da zu stehen, und die in einigen kritischen Blättern geäusserte Vermuthung, dass sie von verschiedenen Händen herrühren, zu begründen. Die Mehrzahl der Anekdoten hätte ganz wegbleiben können.

Der *erste Brief* beginnt mit den Massregeln, welche der König von Preussen auf seiner Reise nach Königsberg nahm. Der im 1sten Bande mitgetheilten ortelsburger Proclamation geschieht hier abermals Erwähnung: — so viel Rec. weiss, wird ihre Ächtheit noch immer bezweifelt. Mit Scharfsinn ist dagegen der französische Operationsplan beurtheilt, den man vor der Schlacht von Friedland, wo nicht für fehlerhaft, doch für übereilt zu halten geneigt war. Über die Gefechte am Bug und an der Narew, so wie über die Schlacht von Eylau, werden blofs die Berichte aus den französischen Bülletins, aus dem politischen Journal, und aus der Wiener Hofzeitung angeführt, in welchen beide Theile sich den Sieg zuschreiben; der Vf. bemerkt aber sehr richtig, dass bey Ostrolenka das Schicksal Preussens nicht entschieden wurde, und dass durch jene Schlacht beide Heere ihren Endzweck, vorzudringen, nicht erreichten. Es war Nachtheil genug für die Gegner, dass die Franzosen im Besitz ihrer errungenen Vortheile blieben. — Die Hoffnungen der Berliner nach diesen Begebenheiten führen den Vf. (*Brief* 2) zu einer bitteren Klage über das Sinken des Nationalgeistes. „Der moderne Patriotismus,

sagt er (S. 24), ist auf Eigennutz und Genufsliebe gegründet; er spricht sich nicht aus durch Opfer, sondern durch Wünsche nach der Wiedererlangung verlorner oder suspendirter Genüsse." Die nun folgende Schilderung Berlins scheint doch diese Residenz etwas zu hart zu treffen, wenigstens sollte sie nicht ausschliesend auf Einen Ort angewendet werden; sie pafst leider nur zu allgemein, und nicht nur auf die Bewohner grofser Städte, sondern auch auf das Landvolk. Auf der gegenwärtigen Stufe der europäischen Cultur dürfte der Unterschied wohl nur darin bestehen, dafs man in den Hauptstädten andere Arten des Genusses sucht, als in den Provinzen; und die Aufgabe der Regierungen wäre dann, den Egoismus der gröfseren Menge so für die bestehende Staatsform zu interessiren, dafs ihm jedes Opfer zur Erhaltung derselben gering scheinen müfste. — Im *dritten Briefe* spricht der Vf. von den Pfandbriefen, der Bank, und der Seehandlung. Er zeigt die Fehler, welche den Fall des Kredits der Bank zu Wege brachten, so, dafs sie, durch die zu grofsen Speculationen des Güterhandels in Südpreussen erschöpft, schon 1805 nicht mehr discontiren konnte, und weil sie seit ihrer Flucht nach Königsberg, keine Zinsen mehr entrichtete, ihre Obligationen auf 75 p. C. fallen sah, während die schlesischen Pfandbriefe, die ihre Interessen fort bezahlten, sich noch auf 94 p. C. erhielten. — Die vier folgenden Briefe handeln von den gegenseitigen Verhältnissen Frankreichs und Rufslands. Der Vf. bemüht sich zu erweisen, dafs diese beiden Staaten nur in einem unmittelbaren Handelsverkehr, in gemeinschaftlicher Beherrschung des mittelländischen Meeres, und in einer thätigen Verbindung gegen Englands See-Despotismus ihre wahren Vortheile suchen müssen. Er wägt zu dem Ende ihre Macht und Bevölkerung, ihre natürlichsten politischen Zwecke und die Producte, welche jedes Land erzeugt, oder die ihm mangeln, gegen einander ab, giebt alsdann eine kurze Übersicht des russisch französischen Handels seit Peters des Grofsen Zeit, und zeigt die Schwierigkeiten und die Fehlgriffe, welche das Aufkommen desselben gehindert haben. Diese ganze Untersuchung enthält die schätzbarsten Notizen; das Resultat aber, „dafs Frankreich, sobald jene Verhältnisse Platz gefunden hätten, völlig auf jeden Einflufs auf Deutschland Verzicht leisten würde," (S. 65) möchte billig zu bezweifeln seyn. Die Friedensprojecte, so wie die unverbürgten Anekdoten im *achten und neunten Briefe*, gehören zu den schwachen Stellen des Buches. Der *zehnte Brief* wiederholt die Klagen über den, alle Kraft und alle patriotische Tugend verschlingenden, Egoismus des Zeitalters, und enthält Blicke in eine düstere Zukunft, wo, nach des Vfs. Ansicht, „die immer zunehmende Verdorbenheit keine humane Regierung mehr vertragen, und nur durch die Zuchtruthe des Despotismus zu beherrschen seyn wird."

Eine Reihe von Briefen beschäftigt sich nun mit den Kriegsbegebenheiten in Schlesien. Die Unternehmung des Fürsten von Plefs soll theils durch die zu frühe Übergabe von Glogau, theils dadurch gescheitert seyn, dafs das Corps sich bey Strehlen, wo es einzeln aufgerieben wurde, und nicht bey Glaz, um von dort aus mit Nachdruck vorzugehen, versammelte. Über Glogau wird erst (S. 88 ff.) die mündliche Erzählung eines Militairs, und nachher (Bf. 22) die Correspondenz eines Artillerie-Officiers aus der Vestung mitgetheilt; bey Schweidnitz aber die Ansicht einer Civilperson dem Bericht eines militärischen Beobachters entgegengestellt. Dem letzten sind der Rapport des Commandanten an den König und einige königliche Ordres beygefügt. Über die Berichte selbst, deren Vff. nicht genannt werden konnten, wird das Publicum billig erst dann ein Urtheil fällen, wenn die Beschuldigten sich vertheidigt haben. Können sie dieses nicht, so tragen sie mit Recht den Unwillen der Nation. Aber der Vf. dieses Buches ist zu leidenschaftlicher Ankläger, um, wie er in der Vorrede zu verlangen scheint, seine Aussprüche als unbedingt gültig aufstellen zu können. Recht hat er übrigens, wenn er bemerkt, dafs man den wichtigen Posten eines Vestungs-Commandanten in den neuesten Zeiten zu wenig geachtet, ihn, als eine Art von Invalidenstelle, abgelebten Greisen anvertrauet habe; wenn er tadelt, dafs, indem das französische Militär bey seinen Übungen nur auf den Zweck sieht, die deutschen Armeen diesen über der Form gänzlich vernachläfsigen. Liefs sich aber wohl etwas anderes von so manchen im Frieden grau gewordenen Veteranen erwarten, die an der Spitze unserer Heere standen! — In den bittern Bemerkungen über den Adel, die der Vf. bey mehr als einer Gelegenheit anbringt, kann viel Wahres enthalten seyn; aber alles, was er darüber sagt, scheint weniger ausschliesend auf den Adel, als auf die reichen Grundeigenthümer im Allgemeinen zu passen. Auch die wohlhabenden Bauern gehören in diese Classe, und die Meinung des Vfs., (S. 178) „dafs die durch den Krieg erlittene Demüthigung ihnen nicht schaden könne," dürfte in wenigen Provinzen des nördlichen Deutschlands Widerspruch finden.

Ein Memoire des Generals Rüchel, die Bülletins, welche aus Glaz verbreitet wurden, die sogenannten officiellen Briefe aus Königsberg, Pillau, Danzig, Memel u. s. w., die schwedischen Berichte, welche alle hier mit kurzen, meistens treffenden Bemerkungen begleitet werden, enthalten Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit der Erfolg längst bestimmt hat. Bemerkenswerth bleiben sie aber wegen des Geistes, der darin herrscht. Es ist ein seltsames, dem deutschen Charakter wenig angemessenes, Phänomen, dafs man den Völkern Vertrauen einzuflöfsen hofft, indem man unaufhörlich ihre Leichtgläubigkeit täuscht. Endlich mufs es ihnen doch auffallen, dafs die officiellen Berichte von glänzenden Vortheilen immer nur Rückzüge, Capitulationen und nachtheilige Friedensschlüsse zur Folge haben. Von einem jener Bülletins, das unter dem Namen des Grafen von Götzen in sehr fehlerhaftem Französischen erschienen war, nimmt der Vf. (Bf. 23) Veranlassung zu einem eben so heftigen als ungerechten Ausfall gegen diese Sprache,

deren Erlernung allein schon den Deutschen zur Knechtschaft stempeln soll. Von gleichem Werthe sind die unbedeutenden Geschichtchen in eben diesem Briefe, von denen die Fine, nach welcher der Kaiser Napoleon den Obristen Kleist beym Ohrläppchen gefasst, und ihm etwas, das (wenn es anders kein Druckfehler ist) in dieser Verbindung gar keinen Sinn hat, gesagt haben soll, sich von selbst widerlegt. In der Wahl seiner Anekdoten ist der Vf. selten glücklich, am allerwenigsten wenn sie lustig seyn sollen, wie die (S. 179) von den Posener Juden. Wozu überhaupt in einem Buche, wie dieses, die Anekdoten, wenn sie nicht charakteristisch sind? Will er etwa dadurch den trüben Eindruck aufheitern, den das Ganze zurücklässt? Dann aber arbeitet er ja selbst seinem Zweck entgegen, zu bessern, indem er ohne Schonung die Schäden aufdeckt. Dass er sein Ziel nicht immer fest im Auge behält, ist eben der grösste Vorwurf den man seinem Buche machen kann.

Er schliesst es, indem er in dem *letzten Briefe* seine Ideen mittheilt, wie Preussen nach dem, damals (vor der Übergabe von Danzig) noch nicht so nahe vorauszusehenden, Frieden „seine ruinirten Provinzen wiederherstellen, sich neue Finanzquellen eröffnen, und die grössten Übel heilen könne." Die seit jenem Zeitpunct sehr geänderten Verhältnisse heben einen Theil der vorgeschlagenen Massregeln von selbst auf; aber Beherzigung verdient, nicht für Preussen allein, sondern auch für andere Staaten, was der Vf. über die Missbräuche der Advocaten und über die Organisation des Finanzwesens sagt. Bey diesem vorzüglich dringt er auf Vereinfachung der Formen und auf erweiterte Vollmacht der Behörden. Von den angeführten Beyspielen ist das erste zu lächerlich, um nicht für eine Erfindung gelten zu müssen; aber als Schema unnützer, normaler Weitläuftigkeiten verdient es seine Stelle. Mit Recht wird die Schädlichkeit eines Systems gerügt, das, indem es Alles, bis auf die geringfügigste Kleinigkeit, am Gängelbande leiten will, nicht nur den Gang der Maschine lähmt, sondern auch den mittleren Gliedern alle Selbstständigkeit raubt, so dass sie nun, sobald der Impuls von oben herab stockt, unfähig sich selbst zu helfen dastehn, und alle Gewalt den untersten Behörden überlassen müssen, denen nachher, selbst wo sich Kraft und Willen finden, doch die nöthige Autorität, das Bestreben der Einzelnen zu einem Ganzen zu verbinden, gebricht. Mehr, als man bisher es noch gerügt hat, trug dieses unselige, auch in den Armeen angenommene System, zu den Niederlagen der deutschen Heere bey. Einheit und Allgemeinheit in den Verfügungen für das Ganze fodert der Vf. (S. 270) mit Recht, aber er tadelt die Einmischung in jeden einzelnen Fall. Im Militär, wie bey der Staatsverwaltung, wird dadurch die Energie der besseren Köpfe erdrückt, die Verantwortlichkeit aufgehoben, und wer nur die Formen gehörig zu beobachten weiss, gilt für den geschicktesten Staatsdiener.

Die Administration der Accise hält der Vf. für die am besten organisirte in der preussischen Monarchie; schlägt aber, anstatt der bisherigen Verpachtungsmethode der Domainen, welche die Pächter auf Kosten des Staats bereichere, eine Zerstücklung der Güter und Verleihung derselben in Erbzins, gegen ein sofort zu entrichtendes Viertheil des Capitalwerths in Gelde, und eine jährliche Verzinsung von drey Viertheilen des Ertrags in Naturalien, vor, die mit dem System der sogenannten Mayerhöfe in einem Theile Niedersachsens einige Ähnlichkeit hat. Die Contribution soll gleichmässiger vertheilt, die Seehandlung mit der Bank vereinigt, der Fonds von beiden aber zur Unterstützung des Handels, und nicht der Gutsbesitzer, angewendet werden. Die Armee endlich will er zweckmässiger bekleidet und bewaffnet, aus Landeskindern durch Conscription zusammengesetzt, zu Officiersstellen bloss das Verdienst befördert wissen.

Eine genauere Prüfung dieser Vorschläge, die der Vf. in der ihm eigenen derben und absprechenden Manier vorträgt, gehört nicht für diese Blätter. Rec. begnügt sich, sie in gedrängter Übersicht angeführt zu haben, mit der Bemerkung, dass, so lange das Problem, wie die beste Verfassung für den Krieg zugleich auch die beste für den Frieden werden könne, nicht gelöst ist, manche derselben wohl nur fromme Wünsche bleiben dürften.

Kf.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Geschichte Frankenlandes*, von *Franz Anton Jäger*, der WW. Dr. und der Gottesgel. Licentiat, Weltpriester in Franken. *Erster Theil.* 1806. 382 S. 8. (1 Thlr.)

Was bisher über die Geschichte Frankenlandes geschrieben ist, besteht meistens in einzelnen Bruchstücken, welche in den älteren und neueren historischen Werken eines Friesen, Hofmann, Gropp, Eckard, Ustermann u. a. m. so zerstreut und so mangelhaft da liegen, dass sie die Freunde der fränkischen Geschichtskunde durchaus nicht befriedigen können. Den eigentlichen Gesichtspunct, wonach man hätte zeigen sollen, wie Frankenland nach und nach das wurde, was es wirklich ist, haben diese Männer ganz ausser Acht gelassen, und eben so wenig haben sie sich bemüht über die successive Ausbildung der Staats- und Justiz-Verfassung, über das Wachsthum der Gelehrsamkeit, Verfeinerung der Sitten u. s. w. einiges Licht zu verbreiten, und dadurch der Geschichte Franconiens ein grösseres Interesse zu verschaffen, als es durch ihre Biographieen der Bischöfe zu Bamberg und Würzburg geschehen konnte. Diese Gebrechen erweckten in dem Vf. den rühmlichen Entschluss, eine Geschichte Frankenlands zu entwerfen und darin auf den Zustand des Volks, seine Sitten, herrschende Neigungen und Gewohnheiten, Gesetze und Gerichtsverfassung, Künste und Wissenschaften und auf Religion und ihren Zustand das vorzüglichste Augenmerk zu richten. Und nach diesem Ideal wird der *erste Theil* des vor uns liegenden Werks zu prüfen seyn. Er ist in zwey Bücher — und jedes derselben in mehrere Kapitel eingetheilt. Das *erste* Buch handelt von dem ältesten Zustand Frankenlands bis zur Errichtung des

Bisthums Würzburg. In diesem Zeitraume läſst sich freylich von Franconien, als einem damals noch namenlosen Theil Germaniens, keine Special-Geschichte liefern, und der Vf. hat sehr wohl gethan, daſs er die hieher gehörigen Nachrichten von den ältesten Bewohnern, von ihren Kriegen mit den Römern und Thüringern, von ihrem Charakter, Staatsverfassung, Götzendienste u. dgl. m. in möglichster Kürze vorgetragen hat. Vor der römischen Besitznehmung werden zwar die Hermunduren als die ältesten Bewohner Frankenlands aufgeführt, deren Besitzungen sich von der Donau bis über die Saale hin erstreckten; gleichwohl zweifelt der Vf., daſs der zwischen den Katten und Hermunduren wegen der Salzquellen vorgefallene Streit, dessen Tacitus erwähnt, sich an der fränkischen Saale ereignet habe. Wir können diesem Zweifel nicht beytreten, weil es historisch richtig ist, daſs die Grenzen der Katten niemals die thüringer Saale erreicht haben, und mithin nicht diese, sondern die fränkische Saale, unter den salzreichen Grenzfluſs, von welchem Tacitus redet, verstanden werden kann. Was S. 16 von der Abfassung der salischen Gesetze gesagt wird, ist sehr unbefriedigend, indem der Leser weiter nichts als ihre Existenz kennen lernt. Der Vf. hätte doch wenigstens aus der Vorrede zu diesen Gesetzen über die Art und Weise ihrer Verfassung, und über den Ort, wo sie zusammengetragen worden, einige Nachrichten mittheilen, und die Spuren der alten deutschen Freyheit bemerklich machen sollen, nach welcher nur die Nation selbst oder ihre Abgeordnete auf öffentlicher Malstatt Gesetze geben konnten. Nach S. 18 soll die *Diesburg*, als die bekannte Residenz des Königs Klodio im *Werragau* gelegen haben. Unter diesem Namen ist aber in der mittleren Geographie kein Gau bekannt, und die Lage der Diesburg würde für viele Leser räthselhaft bleiben, wenn nicht neuere Geschichtsforscher bewiesen hätten, daſs dieses alte Schloſs, dessen geographische Lage lange zweifelhaft gewesen, im Gau Grabfeld zu suchen sey, und ohnweit Oberkatz in der Graffschaft Henneberg gelegen habe, wo sich der Name Diesburg bis auf den heutigen Tag erhalten. (Wenks heſſ. L. Gesch. Th. 2. S. 131). Das *zweyte Buch* begreifet in 12 Kapiteln den Zeitraum von *Errichtung des Bisthums Würzburg bis zu seiner Erhebung zum Herzogthume.* Die politischen und kirchlichen Ereignisse, welche Franconien in dieser Periode getroffen haben, sind aus der allgemeinen Geschichte Deutschlands bekannt, und werden in 8 Kap. auszugsweise in einem flieſsenden Style, vorgetragen. Neue historische Wahrheiten darf man also hier nicht erwarten, und wir glauben der Mühe überhoben zu seyn uns auf eine ausführliche Anzeige der erzählten Thatsachen einzulassen. Wir vermissen jedoch hier eine genaue Entwickelung des alten, und für die Geschichte Frankenlands sehr wichtigen *ducatus Franciae*, dessen die Geschichtschreiber des mittleren Alters sowohl, als neuere Geschichtsforscher, so eindrucksvoll erwähnen, daſs es dem Vf. gewiſs nicht an Stoff fehlen konnte, sich über das Verhältniſs und über die eigentliche Beschaffenheit der herzoglichen Würde ausführlicher zu verbreiten. Desto mehr interessirte ihn der Zustand des Bisthums Würzburg, und der Erwerb seiner Rechte und Güter. Im J. 941 erhielt es vom Kaiser Otto I das Recht, nach Absterben eines Bischofs jedesmal einen neuen zu wählen, und S. 233 ff. werden die königl. Schenkungen bemerkt, wodurch dieses Bisthum sich nach und nach zu einem bedeutenden Ansehen emporschwang. Das *neunte Kapitel* handelt von der physischen Lage Franconiens, von dessen Bergwerken und Salinen, von den Sitten und Charakter der Franconier, von Entstehung des Ritterstandes, von dem Zustande der Wissenschaften u. dgl. m. Das *zehnte* von der Staatsverfassung Franconiens, und dessen Eintheilung in Gäuen, von deren Grenzen S. 278 ff. ein Umriſs gegeben wird. Die Kenntniſs der mittleren Geographie hat aber dadurch nichts gewonnen, denn es fehlen überall die diplomatischen Quellen, aus welchen der Umfang eines jeden einzelnen Gaubezirks erwiesen werden muſs. Nach S. 288 sollen die Bischöfe zu Würzburg die Münzgerechtigkeit schon unter Kaiser Otto I ausgeübet haben, zu dessen Beweis eine Münze angeführt wird, auf dessen Hauptseite der heil. *Kilian*, und auf der anderen Seite ein Kreuz mit der Umschrift: *Otto Imperator*, zu sehen ist. Auch entdeckte der Vf. sehr richtig die ältesten Spuren der Landstände in einer Urkunde Bischof Heinrichs I zu Würzburg, worin ausdrücklich bemerkt wird, daſs die damalige Errichtung des Bisthums Bamberg, nach gepflogenem Rathe mit der Geistlichkeit, mit den Rittern und dem Volke erfolgt sey. Das *eilfte Kapitel* enthält Bemerkungen über die Justizverfassung mit Berücksichtigungen der Ordalien und der geistlichen Gerichte, und im *zwölften Kapitel* wird das Religionswesen und die Moralität der Geistlichkeit mit verschiedenen Beyspielen geschildert, die von ihrem Zustand ein trauriges Bild hinterlassen Von dem Reichthum der Kirche, und besonders der Stifter Würzburg, Bamberg u. Fulda, von den Zehenten von den bischöfl. Ministerialen, vom Unterschied der Stiftsherren, von den Mönchen, vom Verhältniſs des Bischoffs zu seiner Geistlichkeit, vom Einflusse der Kaiser und der Päbste auf die kirchlichen Angelegenheiten, lieset man am Schlusse dieses Bandes noch manche gute Bemerkungen, welche den Leser von der Verfassung damaliger Zeiten einen nothdürftigen Unterricht ertheilen. Was wir übrigens an diesem sonst gut geschriebenen Werke tadeln, ist vorzüglich dieses, daſs der Vf. mit der Angabe der historischen Quellen viel zu sparsam umgehet, und oft, bey Erzählung der wichtigsten Umstände, keine Beweise anführt, welche den Leser in Stand setzen, könnten, die vorgetragenen Thatsachen kritisch zu beurtheilen.

A. S.

Druckfehler.

No. 152. S. 7. Z. 38 v. ob. statt *die Liebesschwärmereyen* l. *Tristans Liebesschwärmereyen.* — Nr. 171 S. 158 Z. 12 v. u. st. *v.* l. *r.* — S. 159 Z. 3. v. u. st. *Phormeum* l. *Phormium.* — S. 160 Z. 32. v. u. statt *einwirkenden* l. *einwickelnden.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 SEPTEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *In Platonis qui vulgo fertur Minoem ejusdemque libros priores de legibus* ad V. Ill. *F. A. Wolfium* commentabatur *Aug. Boeckh*, Bad., sem. philolog. reg. Hal. sodalis. 1806. 198 S. 8. (21 gr.)

Unter den mancherley Arbeiten, zu welchen die Liebe des Platon, aus 300jährigem Schlummer endlich erwachend, in den letzten Jahren bald Geister bald Hände erregt hat, ist keine, die in so geringem Raume so viel lobenswerthes und treffliches enthielte, als diese *Boeckhsche*, die wir nicht über Gebühr zu erheben glauben, wenn wir sie dem Besten an die Seite stellen, was wir bisher zur Kritik des Platon geschrieben wissen, den *Heindorfischen* Anmerkungen und dem philologischen Theile der Übersetzung von *Schleiermacher*. Vertrautheit mit Sprache und Weise, wie des Alterthums überhaupt, so des behandelten Autors, des, wie wenige, reichen und tiefen, insonderheit; Kenntniss der zum Theil weit entlegenen Hülfsmittel, und in deren Gebrauch verständiges Urtheil zeigen sich fast überall in dieser gehaltreichen Schrift, und berechtigen, für die Zukunft nichts Gemeines zu erwarten und zu fodern von dem jugendlichen Vf., der nicht leicht ehrenvoller in die gelehrte Welt eintreten konnte, als *dergestalt* beweisend, was zu dieser Zeit nöthiger scheint als gewöhnlicher, Gründlichkeit und Fleiss.

In der ersten Abtheilung beschaftiget sich der Vf. mit der Unächtheit des Minos. Erkannt und erklärt haben diese schon *Wolf* und *Schleiermacher*: ihm bleibt das Verdienst genauer und vollständiger Beweisführung. Seine Gründe reiht er ungefahr an diesen Faden.

Der für platonisch gehaltene Dialog ist unplatonisch, weil er den wahrhaft platonischen theils zu unähnlich theils zu ähnlich ist. Unähnlich ist er durch die Namen- und Charakterlosigkeit der zweyten redenden Person (dass diese nicht ein Jüngling sey, wird gegen *Bentley Resp. ad Boyl. p.* 155. *Lenn.* nicht eben bündig erwiesen), durch die vom Inhalt hergenommene Überschrift (περὶ νόμου, nicht aber Μίνως ist die alte und rechte), durch die Abgebrochenheit zu Anfang und Ende, durch die Ungleichheit des Ganges, die Häufung unnützer Beyspiele, den Mangel an Richtigkeit und Folge der Gedanken, durch Unbeholfenheit endlich in Handhabung der Sprache, und durch weite, zu nichts führende Abschweifungen. — Die meisten dieser Vorwürfe sind hinlänglich belegt und ausser Zweifel gesetzt: einige könnten mit zu grosser Strenge gesucht scheinen. So ist es wohl nicht widersprechend, sondern höchstens ungenau, wenn 318 D. Rhadamanthys sowohl König genannt wird als Minos, 320 B. aber dem Minos untergeordnet wird: wie freygebig ist das Alterthum mit dem Namen König, und wie natürlich führt ihn der Königssohn und Königsbruder, der ein königliches Geschäft übt! Die Bestimmung von δόξα S. 12 dürfte zu enge seyn, wohl nur durch Schuld des Ausdrucks; die Folgerung aus dem Beywort ὀλοόφρων S. 15 wäre besser weggelassen, da eine ganz andere eben so viel etymologischen Grund hat. Mancher Einzelheit, dem z. B., was an 317 E. gerügt wird, würde durch leichte Änderung nachzuhelfen seyn, wenn nicht das Zusammentreffen vieler solcher Einzelnheiten dergleichen Nachhülfe unzulässig machte.

Die auffallende Ähnlichkeit auf der anderen Seite, zeigt Hr. B., könne nur aus Nachahmerey erklärt werden. So misslich es nun auch überall sey, Nachahmung nicht bloss zu ahnen oder allenfalls zu fühlen, sondern bestimmt und überzeugend im Ganzen und Einzelnen nachzuweisen: so gebe es doch hier der deutlichen Spuren genug, um auch die Richtung der minder deutlichen zu beurtheilen. Auf diese Weise finden sich, vor anderen Dialogen, benutzt und fast compilirt das Gastmahl, der Euthyphron, der Protagoras, der Staatsmann, der Gorgias, der Kratylos und der Philebos. Die Stellen sind einander gegenübergesetzt, und die geringe Geschicklichkeit des Nachahmers bemerklich gemacht.

Dem Platon also könne der Minos nicht gehören: aber doch gehöre er, wie die ächte Sprache und das alterthümliche Gepräge, auch eine beträchtliche Zahl unverwerflicher Autoritäten bezeuge, einem alten und attischen Verfasser. Um diesen aufzufinden, werden die sämtlichen übrigen Dialogen, die platonisch heissen, ohne es zu seyn, eingetheilt in solche, die benannte und individualisirte Interlocutoren haben, und in solche, die nicht. Jene, ergiebt sich, die Epinomis, der zweyte Alkibiades, der Axiochos, Eryxias, Kleitophon, Sisyphos, Demodokos, die Liebhaber und Theages, rühren von Verschiedenen her: diese hingegen, *über das Gesetz* (Minos), *über die Gewinnsucht* (Hipparchos), *über das Gerechte* und *über die Tugend*, unter einander durch einen wiederkehrenden Kreis von Beyspielen durch die Ähnlichkeit ganzer Stellen, und durch die gleichmäsige Benutzung gewöhnlich derselben platonischen Dialogen genau verbunden, sind Werke einer und derselben Fabrik, der nämlich des Schusters Simon, unter dessen verrufenen Schusterdialogen (σκυτικοὶ διάλογοι, 33 in Einem Bande) Diogenes Laertius II. §. 122. 123 sie gerade unter den angegebenen Titeln aufführt. Es bedarf kaum der Erinnerung, wie dieses mit Scharfsinn gezogene und begründete Resultat gar nicht unwichtig ist, we-

der für die Kenntniss der griechischen Literatur im Allgemeinen, noch im Besonderen für das Studium des Platon. Denn da das Verständniss des Platon an vielen Orten schwer und, in seiner Vollständigkeit, unmöglich wird eben durch unser Unvermögen, die mannichfachen, meist leise angedeuteten Beziehungen auf Leute, Schriften, Begebenheiten, die jetzt verschollen sind, zu verfolgen oder auch nur zu merken: so muss uns jede Gestalt, die sich aus der Masse der platonischen Umgebungen als eigenthümlich hervorsondert, willkommen seyn, wäre sie auch an sich selbst reizlos und werthlos. Reiz ist nun allerdings spärlich über unseren Meister ausgegossen: Werth aber, historischer nämlich, muss ihm zugestanden werden, als dem, der allein, wenn wir nicht irren, im Rathe der Schriftsteller *den* Stand vertritt, bey welchem Sokrates, wie er in der Apologie erzählt, mehr Weisheit fand, als bey den Staatsleuten und den Dichtern und Weissagern, den zahlreichen und ehrsamen Stand jener Weber, Zimmerer, Schmiede, Schuster und anderer Handwerker, an die wir in fast jedem platonischen Dialoge durch Vergleichungen und Anspielungen nur allzu oft erinnert werden. Wie ein athenischer Mann dieser Classe, ohne höhere Gaben, als womit wahrscheinlich die meisten der *Vielen* in Athen gesegnet waren, und ohne tiefere Bildung, als die beynah unwillkührlich aus den für alle zugänglichen Quellen geschöpft werden musste, im Stande gewesen sey, die Lehre und die Methode eines Sokrates, eines Platon anzusehen, aufzunehmen, was ihm fasslich war und wohlgefiel, festzuhalten, auf eigene Weise fortzubilden, und in wenigstens theilweise neuer Gestalt wiederum ausser sich darzustellen: davon geben diese Dialogen des Simon eine so anschauliche Vorstellung, als nur immer gewünscht werden könnte.

Von S. 50 folgen Emendationen zum Minos, theils aus Handschriften, theils aus Conjectur geschöpft: aus reicherem Vorrath nur einige. Und allerdings verstatten diese manchen Nachtrag. So ist 313 C. statt ἀλλ' ὅμοιον zu lesen ἀνόμοιον und 317 E. (τίς δὲ κρουμάτων ἐπὶ τὰ μέλη ἀγαθὸς νομεὺς, — καὶ εἴ τινες νόμοι ὀρθοί εἰσιν;) verlangt die Antwort (οἱ τοῦ αὐλητοῦ καὶ τοῦ κιθαριστοῦ) offenbar, dass für εἴ τινες gesetzt werde οἱ τίνος. Aus der προτέρα ἐνναετηρίς S. 61 kann in einem so ungenauen Schriftsteller, wie der Vf. dieser Dialogen überall ist, schwerlich viel gefolgert werden: die von *Davis* angenommnne Bedeutung des δι' ἐννάτου ἔτους hatten wir belegt gewünscht.

Reichere und in jedem Betracht schätzbare Beyträge liefert der übrige Theil der Boeckhschen Schrift zur Kritik und Erklärung der drey ersten Bücher der *Gesetze*. Vorauf geht eine Untersuchung über den Zweck dieses Werkes, der in die Darstellung des Staates in der bestmöglichen Wirklichkeit gesetzt wird, während die jugendlichere Republik den Staat in der Idee betrachte; über die Scene, die redenden Personen, die Zeit der Abfassung und der Herausgabe; bey dieser Gelegenheit über den opuntischen Philippos, den wahrscheinlichen Vf. der Epinomis, die, nach einem durch glückliche Vermuthung gewonnenen Zeugniss, schon Proklos nicht dem Platon selbst beylegte; sodann, auf 5 Seiten, der Versuch einer Übersicht der gesamten griechischen Literatur im Fach der Gesetzgebung. Die Kritiken und Sprachbemerkungen einzeln zu prüfen, ist dieses Ortes nicht: zusammen genommen erregen sie den lebhaftesten Wunsch, dass der Vf. bald vollenden möge, was er so glücklich angefangen.

Der Vortrag des Vfs. wird durch öftere Übung mehr Leichtigkeit gewinnen, und mehr Freyheit von dem Zwange der Phrasen und Floskeln. — Der Druck ist correct; eine Kleinigkeit wollen wir bemerken, weil sie uns auch schon sonst vorgekommen ist. Statt ϛ setzt man jetzt überall στ, aber mit offenbarem Unrecht, wann die Zahl bezeichnet werden soll. ιστ̀, wie wir S. 113 finden, bedeutet nicht 10+6, sondern 10+200+300.

Λκ.

HALLE, b. Renger: *Heraclidae Pontici Fragmenta de rebus publicis* edidit (,) e codicibus, ex antiquis auctoribus, et ex ingenio emendavit atque commentario perpetuo primus illustravit Dr. *Georg David Koeler*, Rect. Gymn. Detmoldensis. Addita est Versio germanica. 1804. XL u. 128 S. 8. (16 gr.)

Wenn man die unter dem Namen des Heraklides Ponticus vorhandenen Fragmente περὶ πολιτειῶν ohne Vorurtheil liest: so kann man sehr leicht auf den Gedanken kommen, dass sie weit eher von einem späteren Librarius aus einigen, nicht mehr vorhandenen, trüben historischen und geographischen Quellen, und aus zum Theil läppischen, durch abergläubische Menschen fortgepflanzten, Sagen zusammengesetzt oder auch von einem unwissenden Schüler aus dem verworrenen und unkritischen Vortrage eines Lehrers von beschränkten Einsichten noch unkritischer aufgefasst worden, als dass sie von einem Gelehrten herrühren sollten, welchen mehrere übereinstimmende Angaben alter Schriftsteller zu einem Zeitgenossen und Schüler des Platon und Aristoteles machen. Erinnert man sich indessen, dass dieser Heraklides, ungeachtet er einem Zeitalter der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Cultur angehört, und eine grosse Menge Schriften aus vielen Fächern des menschlichen Wissens hinterlassen haben soll, doch schon im Alterthum von Seiten seines Kopfs und Charakters in sehr nachtheiligem Rufe stand, und dass Cicero, obgleich er ihn sonst nicht ohne Achtung erwähnt, doch (*de natura Deor. I*, 13) von ihm sagt: *puerilibus fabulis refersit libros*, so kann man sich für hinlänglich berechtigt halten, anzunehmen, dass jene Fragmente, wenn auch nicht ganz in der Ordnung oder vielmehr Unordnung, worin wir sie jetzo lesen, vom Heraklides niedergeschrieben, doch wirklich in ihrer auffallenden materiellen Unvollkommenheit von ihm selbst herstammen, u. zwar aus mehreren seiner jetzt verlorenen Schriften von einem Unbekannten zusammen getragen worden sind. Diess ist denn auch das Resultat, wobey der neueste Herausg. S. XXXV der vorangeschickten gründlichen Einleitung stehen bleibt. Obgleich er S. XVIII ff. den Heraklides gegen die ihm zur Unehre gereichenden Erzählungen der Alten und gegen die darauf gebauten Vorwürfe neuerer Gelehrten (z. B. *Meiners* in der Gesch. der Wissensch. in Griechenl. und Rom, 1 B. S. 206 ff.) einigermassen zu vertheidigen sucht: so verkennt er doch keineswegs die Mängel des Inhalts und der Composition der vorhandenen Fragmente. Er nimmt an, dass einige derselben aus des Heraklides Büchern περὶ πολιτειῶν — wenn dieser anders

ein Werk unter diesem Titel, was noch gar nicht entschieden ist, wirklich geschrieben hat, — andere aber aus seinem Buche *de insulis*, aus dem *περὶ ὀνομάτων*, und aus noch anderen ausgehoben worden; dass der eigentliche Titel dieser Sammlung (die aber wohl ursprünglich grösser und vollständiger war,) ehedem *συναγώγη ἱςοριῶν* gewesen seyn möge, und dass vielleicht der attische Redner *Hero*, dem Suidas (*T. II*, 79, *ed. Küster*) eine *ἐπιτομὴ τῶν Ἡρακλείδου ἱστοριῶν* beylegt, die vorhandenen Abschnitte gesammelt habe. (Will man sich einmal Vermuthungen erlauben, so kann man ja das, was wir besitzen, für jene *ἐπιτομὴ τ. Ἡ. ἱς.* selbst, oder wenigstens für Fragmente derselben halten.) Wenn übrigens Hr. *K.*, ungeachtet er die Unvollkommenheit seines Schriftstellers eingestehen muss, doch den jetzigen Werth und Nutzen der Fragmente ziemlich hoch in Anschlag zu bringen scheint: so kann man diess ihm, als dem Bearbeiter derselben, eben nicht verdenken; auch läfst sich nicht läugnen, dass jede Schrift aus dem classischen Alterthum für den Literator und Philologen wichtig ist; obgleich, unserem Bedünken nach, der Gebrauch, der von diesen Fragmenten für alte Geographie und Geschichte, und in anderer Hinsicht gemacht werden kann, nur sehr unbedeutend ist. Die Bemühung des Herausgebers ist auf jeden Fall sehr verdienstlich, da die wenigen Ausgaben dieser Fragmente jetzt schon selten zu werden anfangen, und der Gronovsche *Thesaurus antiqq. graec.*, in dessen 6 Bande S. 2821 — 34 der Text mit der fehlerhaften lateinischen Übersetzung des ersten Editors *N. Cragius* abgedruckt ist, nicht leicht in Privatbibliotheken angetroffen wird. Überdem hat Hr. *K.* für die bisher ganz vernachlässigte Kritik des Textes und dadurch auch für Erklärung nicht wenig geleistet. Er wurde dabey von Hn. *Heyne* theils durch eigene kritische Observationen über einzelne Stellen, theils durch die verschiedenen Lesarten, welche ehemals *Perizonius* aus zwey Leidner Handschriften gesammelt, und die nachher *Ruhnkenius* an den göttingschen Gelehrten gesandt hatte, unterstützt. Diese Lesarten gaben jedoch nur wenig Ausbeute, da beide, wenn gleich von einander abweichende, Handschriften von Ungelehrten geschrieben sind, und da die Collation beider auch schon mit dem zehnten Fragment abbricht; woraus, wenn anders die Handschriften selbst wirklich nicht weiter reichen, Hr. *K.* schliessen möchte, dass gerade die 10 ersten Fragmente aus dem Werke *περὶ πολιτειῶν* excerpirt, die folgenden 32 Fragmente aber aus anderen Schriften des Heraklides gesammelt worden. Es wäre zu wünschen, dass ein Gelehrter in Holland in dieser Hinsicht über die Handschriften Auskunft gäbe!

Der *Text* ist nach dem ersten Abdrucke in *Cragius* Werk: *de republica Lacedaemoniorum*, von 1593, geliefert, jedoch sind mit Recht einige Verbesserungen aufgenommen. Dann folgt bis S. 93 der *Commentar*, der vorzüglich nur die Kritik des verdorbenen, lückenhaften, dunkeln, ja mitunter sinnlosen Textes betrifft; ein *Commentarius perpetuus*, nach dem gewöhnlichen Begriffe, ist es nicht, obgleich der Titel diesen ankündigt; ein solcher würde auch für einen Schriftsteller dieser Art am allerwenigsten erfoderlich seyn; Hr. *K.* sagt auch selbst S. XIII, dass die angehängte *deutsche Übersetzung* die Stelle einer fortlaufenden Erklärung vertreten solle. Wir wissen uns daher die Worte *commentario perpetuo ill.* auf dem Titel nicht recht zu erklären. — Bey seinen kritischen Vorschlägen und Urtheilen wird der Herausgeber wohl nicht durchgängig auf Beyfall rechnen dürfen; wenn gleich mehrere derselben seinen Scharfsinn beweisen, und einige auch für treffend gelten können. Rec. will einige ausheben, und seine Bemerkungen beyfügen. *Fragm. I* zieht Hr. *K.* in den Worten: *Πανδίων — διένειμε τὴν ἀρχὴν τοῖς υἱοῖς· καὶ διετέλουν οὗτοι στασιάζοντες* mit Cragius *οὗτοι* auf die Athener, weil auf diese im Folgenden *τούτους* geht. Allein da Hr. *K.* nach *στασιάζ.* eine Lücke, und zwar mit Recht, annimmt, so fällt dieser Grund weg: *οὗτοι* kann in diesem Context sicher nur auf *υἱοῖς* gehen. Dass von Streitigkeiten zwischen den Söhnen des Pandion sonst keine Data vorkommen, kann gar nichts entscheiden, zumal da auch sonst in diesen Fragmenten manche Angabe enthalten ist, wovon sich bey anderen alten Schriftstellern keine Bestätigung findet: Will man indess durchaus *διετέλουν στασιάζοντες* auf die Athener ziehen, so würden wir geradezu *οὗτοι* in *Ἀθηναῖοι* zu verwandeln anrathen. Ebendaselbst in der Stelle: *Ἱππομένης — λαβὼν ἐπὶ τῇ θυγατρὶ Λ. μοιχὸν, ἐκεῖνον μὲν ἀνεῖλεν, ὑποζεύξας μετὰ τῆς θυγατρὸς τῷ ἅρματι, τὴν τὲ ἵππῳ συνέκλεισεν, ἕως ἀπόληται* will Hr. *K.* die anstössigen Worte *μετὰ τῇ θυγ.* für eine Glosse der voraufgehenden *ἐπὶ τῇ θυγ.* halten; allein diess ist doch nicht recht wahrscheinlich; eher könnte man annehmen, dass nach *μετὰ τ. θ.* ein oder mehrere Wörter ausgelassen worden, oder dass der Vf. sich hier, so wie sonst vielfältig, seltsam und uncorrect ausgedrückt habe. Der Sinn kann immerhin der seyn, welchen die deutsche Übersetzung angiebt. S. 4 halten wir *Φωκίων* für *Ῥίνων* für eine gute Emendation, wenn wir es gleich billigen, dass sie nicht in den Text aufgenommen ist. Ebendaselbst: *Εἰσὶ δὲ καὶ ἐννέα ἄρχοντες, ὧν θεσμοθέται, καὶ οἱ δοκιμασθέντες ὀμνύουσι, δικαίως ἄρξειν.* Hier will Hr. *K.* (S. 30) anstatt *καὶ* lieber *ἕξ* (zu *θεσμοθ.* gezogen) lesen; allein so anstössig hier auch *καὶ* ist, so kann es sich doch wohl nicht gut anstatt *ἕξ* eingeschlichen haben, und das Zahlwort *ἕξ* scheint uns auch nicht gerade nothwendig. Wir würden das *καὶ* entweder bloss ausstreichen, da es aus dem vorigen *καὶ* durch Irrthum der Abschreiber entstanden seyn kann, oder wir würden es vorsetzen, und *ὧν καὶ θεσμοθ.* lesen „zu denen auch die Thesm. gehören.“ Bey dem zweyten Fragment bemerkt Hr. *K.* sehr richtig, dass die Worte: *Ὁ δὲ Ἀλκμὰν — — ποιητὴς ἀπέβη*, da sie den Zusammenhang zweyer sich gut an einander anschliessenden Perioden unterbrechen, sicher an einer unrechten Stelle stehen; er will sie weiter hin nach den Worten: *Λακεδαιμόνιοι τὸν Λέσβιον — — ἐκέλευε* (nicht *ἐκέλευσε*, wie im Commentar S. 33 steht) folgen lassen: Vielleicht steht aber auch dieser Satz *Λακεδ. — ἐκέλ.* an der unrechten Stelle; vielleicht gehören beide Perioden gar nicht zu den übrigen Notizen in diesem Fragmente, die ihnen so sehr heterogen sind; sie mögen aus einer fremden Schrift an den Rand geschrieben und nachher in den Text geflossen seyn. In eben

dem zweyten Fragment heisst es nach der gewöhnlichen Lesart: Λέγεται δὲ καὶ τὴν κρυπτὴν εἰσηγήσασθαι, καθ' ἣν ἔτι καὶ νῦν ἐξιόντες ἡμέρας κρύπτονται· τὰς δὲ νύκτας μεθ' ὅπλων κρύπτονται, καὶ ἀναιροῦσι τῶν Εἱλώτων cet. Für das offenbar unpassende zweyte κρύπτονται schlug schon Cragius ἔρχονται vor; Hr. K. aber hat die beiden Worte κρύπτ. καὶ als unächt eingeklammert; in dem Commentar S. 35 dagegen hält er für's Beste, nur καὶ wegzustreichen, und κρυπτόμενοι zu lesen. Hierin möchten wir aber nicht beystimmen; die einzig richtige Lesart scheint uns μεθ' ὅπλων προέρχονται καὶ ἀν.; aus προέρχ. konnte offenbar sehr leicht κρύπτονται werden, auch wenn der Abschreiber sich nicht mit dem Auge auf das voranstehende κρύπτ. verirrte. Bald darauf in der Periode: Πωλεῖν δὲ γῆν Λακεδαιμονίοις αἰσχρὸν νενόμισται· τῆς ἀρχαίας μοίρας νενεμῆσθαι οὐδ' ἔξεστι hat Hr. K. die Interpunction verbessert, indem sonst das Kolon schon nach αἰσχρὸν gesetzt war; im Commentar S. 36 bemerkt er, dass anstatt τῆς ἀ. μ. wohl besser τὰς gelesen werde, obgleich sich jenes vertheidigen läfst, und dass das *perf.* νενεμῆσθαι anstösig sey; es indessen ganz wegzulassen, wie in dem einen Leidner Codex, und eine Lücke anzunehmen, wozu Hr. K. sich hinzuneigen scheint, finden wir zu kühn; wir möchten lieber νενεμῆσθαι als einen durch das voraufgehende νενόμισται herbeygeführten Schreibfehler für νέμεσθαι oder διανέμεσθαι ansehen. *Fr. III* heisst es: Ποιοῦνται δὲ καὶ μάχας κατὰ νόμον πὺξ τε καὶ ξύλοις, καὶ ὅταν συμβάλλωνται, αὐλοῦσι τινες αὐτοῖς καὶ κιθαρίζουσιν. Hier will Hr. K. die Worte τινες αὐτοῖς, die in Einer Handschrift fehlen, wegstreichen; *sunt enim*, sagt er, *inutilia et putidiuscula;* allein diess scheint uns nicht so; die συμβαλλόμενοι können nicht zugleich auf der Flöte und Cither spielen; jene Worte sind also zur deutlicheren Bestimmung des Sinnes nothwendig. Übrigens ist die alte Lesart συμβάλωνται im Text wirklich abgedruckt, obgleich Hr. K. im Commentar sagt, dass er dafür das besser passende συμβάλλωνται aufgenommen habe. Überhaupt hat der Text vielfältig die besseren Lesarten nicht, welche zufolge des Commentars in ihm befindlich seyn sollen. S. z. B. *Fr. XXV* den Vers des Simonides, vgl. mit S. 73. und *Fr. XXVIII* τὸν Λύκον, vrgl. S. 76. — *Fr V* am Schluss. schlägt Hr. K. zu lesen vor: Βουλὴν δὲ ἐξ ἐσχάτων (für ἐπ' ἐσχάτων *postremo*) κατέστησεν, οἵ οὐκ ἔφησαν (oder ἔφασαν anstatt ἐφίεσαν) δαπανᾶν πλέον ἢ κατὰ τὰς προσόδους — *Senatum cooptabat ex infima plebe, qui negavit se plus esse profusurum, quam sibi ex facultatibus rediret.* Allein ein *senatus ex infima plebe*, von einem Monarchen selbst errichtet, ist doch nicht gut denkbar, und οὐκ ἔφησαν giebt, unserem Gefühle nach, in dieser Verbindung nur einen sehr nüchternen Sinn; dagegen: *qui non concedebant (scil civibus) plus prodigere, quam reditus ferret* — nach der Vulgata, scheint uns untadelich. Dafs die Änderung ἐξ ἐσχάτων wegen des folgenden *Plur.* οἱ οὐκ ἔφ. nöthig sey, wird Hr. K., da βουλὴ ein *Collectiv.* ist, nicht behaupten wollen *Fr. XVII* ist der gewöhnliche Text: Μολοττοὶ τῆς Ἀρτέμιδος συλήσαντες τὸ ἱερὸν, καὶ τοῦ ξοάνου, χρυσοῦν ἀφελόμενοι στέφανον, θυσίαν ἐτίθεσαν ἀντ' αὐτοῦ; das Wort θυσίαν aber ist dem Herausgeber, so wie auch Hn. *Heyne*, mit Recht verdächtig; Hr. K. schlägt statt dessen vor καυσίαν; allein καυσία war wohl nur ein Hut für Männer; Rec. möchte lieber θολίαν lesen. Bey Theokrit. *Idyll. XV*, 39 sagt eine ehrsame Bürgerfrau, die mit der Toilette beschäftigt ist, zu ihrer Magd: τὰν θολίαν κατὰ κόσμον ἀμφίθες und mehrere Ausleger verstehen daselbst mit Recht einen Sonnenhut oder eine Kappe; der Schol. σκιάδιον. Vrgl. *Winkelmann's* alte Denkmäler der Kunst, I. S. 121. — Die am Ende von *Fr. XVII* angeflickten Worte: Κεφαλῆνες δὲ ἀπὸ τοῦ Κεφάλου ἐκλήθησαν hätten wohl ohne Bedenken nach *Fr. XXXI*, welches ausdrücklich Κεφαλήνιων überschrieben ist, hinversetzt werden können, wohin sie auch schon von Hn. K. in der Einleitung S. XXXIV verwiesen werden. Und selbst die abgeschmackte Anekdote vom Κέφαλος, welche in den vorigen Ausgaben am Ende von *Fragm. XXXVI* steht, vom Hn. K. aber zu Anfang von *Fr. XXXVII* gesetzt worden, gehört wohl zu *Fr. XXXI* — Rec. muss hier abbrechen, um noch der angehängten *deutschen Übersetzung* zu erwähnen. Sie ist schon vor drey Jahren von Hn. *A. E. Volkhausen*, einem Schüler des Herausgebers, verfertiget, und von letzterem jetzt durchgesehen und verbessert. Im Ganzen verdient sie Lob; hin und wieder aber ist der Sinn verfehlt, und der gewählte Ausdruck etwas steif. *Fr. III* sind die Worte: Ὅμηρος λέγων τὰς πόλεις αὐτῶν εὐναιεταώσας gegeben: „wenn Homer von den kretensischen Städten spricht, sie wären gut bewohnt;“ wenigstens muss es doch *sagt* anst. *spricht* heissen. Gleich darauf, wo im Texte eine Stelle des Archilochus angeführt ist, ist diese nicht allein nicht übersetzt, sondern es ist dafür durch einen seltsamen Irrthum eine Stelle aus *Fr. XXII*, in welchem auch ein Vers des Archilochus angebracht ist, griechisch eingeschoben. *Fr. XI*, S. 107. sollte es nicht heissen: Cyrus *löfste den Staat von Kumä auf*, und führte eine monarch. Regierungsart ein: sondern, Cyr. hob die bisher bestandene Verfassung von Kumä auf ff. Noch unpassender sind ebendaselbst die letzten Worte: Προμηθεὺς δέ τις ἀνὴρ δραστήριος καὶ ἱκανὸς εἰπεῖν, χιλίοις παρέδωκε τὴν πολιτείαν übersetzt; „Prometheus, ein unternehmender und beredter Mann, *übergab die Staatsverwaltung tausend Staatsräthen;*“ es muss heissen: „Pr. — — *gab tausend Männern das Bürgerrecht*“ Der Missgriff des Übersetzers ist um so auffallender, da er zwey Zeilen vorher Φείδων — πλείοσι μετέδωκε τῆς πολιτείας ganz richtig übertragen hat: „Pr. — gab mehreren das Bürgerrecht.“ Hin und wieder sind auch einzelne Worte oder Perioden des Originals in der Übersetzung gar nicht ausgedrückt, z. B. *Fr. XIV, XVI* und *XXXVII extr.* und *Fr. XV* steht *kaufen* anstatt *verkaufen;* denn im Texte ist πωλοῦσι. Vielleicht aber sind Fehler dieser Art nur dem Setzer und Corrector zuzuschreiben, die sich einer überaus grofsen Nachlässigkeit schuldig gemacht haben. Denn auser den von dem Herausgeber angezeigten Druckfehlern haben wir noch eine grosse Menge anderer bemerkt. Wir führen nur an, dass S. 10 in *Fr. IX* nach Ἀρισταῖον δέ φασι μαθεῖν die Worte παρὰ νυμφῶν τὴν τῶν προβάτων καὶ βοῶν ἐπιστήμην ausgelassen sind.

RMD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Classici Romanorum scriptores.* Vol. I *). *Juvenalis et Persii satirae.* Pars II. *A. Persii Flacci satirae VI* ad optimorum exemplarium fidem recensitae atque prooemio et indice rerum instructae a *G. L. König*, (Rect. zu Eutin.) 1803. 57 S. 8. (Schreibp. 5 Gr., auf Druckp. 3 Gr.) Dazu: *Commentarii perpetui in class. Rom. scriptt.* Pars II. Commentarius in *A. Persii Fl. satt. VI* conscriptus a *G. L. König.* 152 S. 8. (Schreibp. 20 Gr., Druckp. 12 Gr.)

2) NÜRNBERG, b. Lechner: *Auli Persii Flacci satirae sex, uno libro comprehensae*, ad optt. edit. collatae, cum selecta lectt. varietate et perp. annot. Acc. index uberrimus cum interpretatione. 1803. 232 S. 8. (20 Gr.)

3) MÜNCHEN, b. Lentner: *Auli Flacci Persii satyrae;* edidit *Benno Ortmann*, (Profess. in München,) *cum paraphrasi teutonica et notis illustrantibus.* 1807. XIV u. 130 S. 8. (12 Gr.)

4) KIEL, in d. akadem. Buchhandl.: *Des Aulus Persius Flaccus sechs Satiren*, übersetzt von *Jo. Adolph Nasser*, Prof. in Kiel. 1807. 112 S. 8. (14 Gr.)

5) FRANKFURT a. d. Oder, in d. akadem. Buchhandl.: *Jo. Christ. Frid. Meister*, J. u. D. antecess. Viadr., *Commentatio in Auli Persii Flacci satyram quartam.* 1807. 95 S. 8. *acc. tab. aenea.* (10 Gr.)

Hr. *König*, Herausg. von Nr. 1., hat sich bereits im J. 1796 durch eine in Oldenburg erschienene Schulschrift: *De satyra Romana ejusque auctoribus praecipuis*, so wie durch einige kritische Beyträge zum *Mag. für Schullehrer* von *Ruperti* und *Schlichthorst*, als künftigen Herausgeber des *Persius* angekündigt. Sein Zögern selbst nährte die erfreuliche Hoffnung, durch ihn etwas hinlänglich Vorbereitetes und Eingreifendes (welches nicht einmal von *Casaubonus* verdienstlicher Arbeit gerühmt werden kann: man sehe sein eigenes Urtheil über diese. *ep.* 313. 314. 321. 384 und 386 in der Grävschen Sylloge) über diesen dunkeln, und im Grunde wenig bearbeiteten Dichter, zu erhalten. Desto unangenehmer sahen wir uns durch die Erscheinung der vor uns liegenden Ausgabe getäuscht, in der man weder eigene Ansichten und Ideen, noch glücklichen Sammlerfleiss, also nichts von den Documenten einer überdachten und mit Studium und Liebe ausgeführten Arbeit entdeckt. Hr. K. läfst uns im Dunkel, sowohl über den eigentlichen Zweck seines Unternehmens — den indess die Einverleibung in die Göttinger Suite von lateinischen Classikern einigermassen andeutet — als über die Hülfsmittel, nach denen er den Text, von dem der Titel eine neue Recension verkündigt, angeordnet hat. Denn das 28 Seiten lange *Prooemium* beschäftigt sich nur mit dem Leben des Persius u. seinem schriftstellerischen Charakter, der aber aus einem viel zu niedrigen und ganz unpoetischen Gesichtspunkt aufgefasst ist. Es ergiebt sich aber bald, dass Hr. K. sein Kritikergeschäft darauf beschränkt hat, einmal S. 5, V. 182 statt *Reizens* Conj. *nebulas*, das alte *violas* zurückzurufen, und nach *Rupertis* Vorgang alle Archaismen der Schreibart wieder einzuführen; ein unschuldiges Spiel, das man ihm gönnen könnte, wenn es nicht so gar zwecklos wäre. Im übrigen ist der 1789 unter *Reizens* Aufsicht in Leipzig abgedruckte Text treulich wiederholt. So glücklich auch dieser treffliche Mann dem Dichter durch häufige Veränderung der Interpunction zu Hülfe gekommen: so viel ist durchgängig an der Wahl seiner Lesarten zu tadeln. Aber *Reiz* wollte auch keine eigentliche Ausgabe, er wollte nur wohlfeile Exemplare für seine Zuhörer liefern, denen er damals den Persius erklärte. Darum liess er den Pithoeus-Casaubonschen Text abdrucken, berichtigte nur im Durchlesen hie nnd da die Interpunction, und setzte an Stellen, wo er sich in der Eil nicht anders zu helfen wusse, meist eigene Conjecturen. Z. B. 1, 59 *altas* f. *albas*, scharfsinnig, aber unnöthig, f. *Ovid Metam.* 2, 10; *patruus* f. *patrui*, ganz unglücklich; eben so 3, 110 *camino* f. *catino*; 5, 148 *fissilis* f. *sessilis*. Letzteres nach einem *Cod. Leidens. ap. Heins. Adverss. p.* 623. *ad Ovid. art. am.* 3, 244, und *ad Valer. Flacc.* I, 479, p. 94, a, *ed. Burm.* — Über die Ächtheit der casaubonschen Lesarten, wenn sie einen leichten Sinn gaben, hat *Reiz* keine weiteren Untersuchungen angestellt; aber sein Nachfolger hat nicht nur diese, sondern auch die eben bezeichneten Veränderungen auf Treu und Glauben recipirt, eine einzige, zu 6, 39 ausgenommen, wo *Reiz* mit *Bentley ad Hor. epist.* 1, 15, 37. *Tom.* 2, *p.* 53, *ed. Lips. vostrum* anst. *nostrum* liest,

*) Der erste Band dieser Autoren-Sammlung, welcher den *Juvenal ed. Ruperti* enthält, wird zugleich mit der grösseren Ausgabe dieses Gelehrten von einem anderen Recensenten zu anderer Zeit beurtheilt werden.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

und Hr. K. nicht begreifen kann, wo nur immer die neue Lesart, die ihm übrigens höchlich gefällt, hergekommen sey. Bentley hat sich aber übereilt mit dieser Emendation, *nostrum hoc maris expers*, *diess unser weibisches Wesen*, bezieht der redende Centurio nicht auf seine Persönlichkeit, sondern auf den Geist seines Zeitalters. So heissts 2, 62: *Quid juvat, hos nostros templis immittere mores, die verderbten Sitten meiner Zeit*. Vrgl. auch 1, 104, wo die Hndschr. des Senior *Roth* in Nürnberg erklärend *vobis* giebt. *Quid juvat. hos n. etc.*, liest Rec. nach einer von ihm verglichenen Dresdner Handschrift, und dem *Gesfriers franz. Übers.* gegenüber gedruckten Text, (wo es aber wohl Druckfehler ist) statt des unlateinischen: *Quid juvat hoc, nostros etc.* Im Commentar giebt der Herausgeber auch Proben seiner eigenen kritischen Muse. Nur ein paar Beyspiele. Die verwickelte Stelle 1. 8—11 soll deutlicher werden, wenn wir lesen: *Nam Romae quis non? — at qui fas dicere? — Qui fas? Tunc? quum ad canitiem et nostrum istud vivere triste adspexi, et nucibus facimus quaecunque relictis? Quum sapimus patruos? — Et nunc ignoscere nolo. — Quid faciam? etc.* Wer möchte die unversieglichen Fragezeichen verstehn? — wer das lahme: *Et nunc ignoscere nolo* ertragen? — Ebend. wird die erste Hälfte des 26 V. dem Interloquutor auf die lächerlichste Art zugesprochen, und Reiz des Gegentheils wegen scheel angesehn. — Den ersten V. der ersten Sat. hätte Hr. K. dem Zwischenredner entreissen, und dem Persius zurückgeben sollen, wenn er sich eine gründliche Einsicht in seines Dichters dialogische Stellen erworben hätte. Es ist doch billig, dass Persius erst ein paar Worte seiner Arbeit hören lasse, ehe der Interloquutor ihm ein Publicum absprechen kann! — Ebendas. 96. 97 soll gelesen werden: *Arma virumque nonne hoc rugosum et cortice pingui? — Ut ramale vetus de grandi subere coctum. — !* — Eben so trostlos sieht es mit des Herausg. kritischer *Gelehrsamkeit* aus, deren er sich mitunter doch befleissigt. Nur Eine Probe: im *Prol.* 14 liest er, mit *Reiz* und nach der alten Glosse, richtig: *nectar* anst. *melos*, und fügt bey, schon *Barth ad Calpurn. ecl.* 4. 151 erinnere (*monuit*), so sey zu lesen. Aber Barth citirt diesen Vers bloss nach dieser Lesart, ohne zu gedenken, dass hier eine Variante existire. Wäre nun Hr. K. in Barths Commentarien *wirklich* bewandert, so würde er uns aus diesen noch manche interessante Variante haben geben können; würde aber auch wissen, dass dieser Polyhistor alles aus seinem, nicht immer treuen, Gedächtnisse citirte, und dass er so freylich an unzähligen Stellen seine ganz eigenen Lesarten haben müsse. Keinesweges aber wäre es unnöthig gewesen, bey diesem streitigen Vers auf *Politian. miscell. c.* 44 (in *Gruters lampas crit. T.* 1, *p.* 57) zu verweisen, der *nectar* in einer sehr alten Handschr. gesehen hat: auf *Rutgers. varr. lectt.* 597: auf seines *Barth adverss. p.* 1204; und unter den Neueren auf *Dorv. ad Charit. p.* 515 *ed. Lips.*, und auf *Wakef. ad Lucret.* 1, 946. (*Tom.* 1, *p.* 162) und 4, 22. (*Tom.* 2, *p.* 201). Auch hätte billig bemerkt werden sollen, dass ein noch vorhandener Codex, der in der Sebaldschen Ausgabe (*Norimb.* 1763) verglichene Ebnersche zu Nürnberg, *nectar* giebt. Dasselbe fand *Lindenbrog* in einer nicht weiter bezeichneten Handschrift, deren Abweichungen sich in einem Ex. der Ausg. des *Pithoeus* (Heidelbg. 1590) auf der Pauliner Bibliothek in Leipzig befinden. Was aber soll man erst von einem Herausgeber denken, der im Text eine andere Lesart hat, als im Commentar? Und doch ist diess mitunter Hn. *König* begegnet, z. B. 1, 128. 3, 66.

Und nun diesen Commentar selbst? — Immer nach *Casaubonus* noch der beste, den wir besitzen. Und doch wie so durchaus nicht hinlänglich für den minder Geübten, und wieder so überflüssig für den Geübten! Vielleicht darf aber auch auf die ersteren bey einer Bearbeitung des Persius gar nicht Rücksicht genommen werden, da dieser durchaus nur dem geniess- und fruchtbar werden kann, der so viel zu dieser Lectüre *mitbringt*, als Hn. *Königs* Commentar *anbeut*. Besonders zweckwidrig und planlos finden wir die Auswahl der Citate, von denen noch dazu mindestens ein Viertel falsch nachgewiesen ist. So p. 5, l. 7. v. u. *Prop.* 3, 2, 2 statt richtiger 3, 2. ebendas. l. 1. v. u. *Juv.* 10, 6 statt 3, 118. *p.* 7. l. 8. v. u. *Stat. Sylv.* 1, 4, 15 statt 2, 7, 1 *sqq. p.* 8. l. 15 v. u. *Plin. ep.* 4, 18 statt 4, 28, und ebend. l. 14, v. u. 10, 25 statt 10, 28, 7. — Sonst ist das Buch doch ziemlich correct gedruckt. — Noch manche einzelne Unrichtigkeit in den Erklärungen zu rügen, wie zu 3, 100, wo das *calidum triental* von dem bekannten *warmen Trank* der Römer (man sehe *Lips. elect.* 1, 14. dens. *ad Tacit. Ann.* 13, 16, und *Rupert. ad Juv. T.* 2, *p.* 209) zu verstehen ist, verbeut der Raum. — Nur eine höchst glückliche, und einzig wahre Erklärung auszuheben, fodert die Billigkeit. Hr. *König* erklärt den dunkeln 37 Vers der vierten Sat. so: *gausape* ist ein künstlicher Bart, so wie man *comas adscititias* trug. (*Pers.* 6, 46. *Juv.* 6, 120. 13, 164 *sqq. Martial. XIV*, 24.) Zwar schoren die Römer der Zeit den Bart (*Lips. exc. ad Tac. Ann.* 14); doch finden wir auch, dass sie ihn bis ins 22 Jahr und drüber, erhielten (*Octav. Ferrar. elect.* 2, 12); ja es geschahen von den römischen Jünglingen Gelübde um diese Zierde an die *Fortuna barbata* (*Div. Augustin. de civ. D.* 4, 1), die sie, wenn sie ihnen zu Theil ward, mit der zierlichsten Sorgfalt hegten und pflegten (*Ovid. ars am.* 1, 518 *sqq. Martial.* 2, 36, 3 *sqq.*). Alsdann ist *maxillis* für *genis* gesetzt, wie *Martial.* 8, 47, und besonders diese künstliche Kinnbekleidung der unnatürlichen Entblössung des *gurgulio* kräftig und bestimmt entgegengesetzt.

Über No. 2 können wir uns desto kürzer fassen, weil diese Ausgabe, ihres vielversprechenden Titels ungeachtet, zu nicht viel Worten Anlass giebt. Die Variantensammlung ist keineswegs eine *selecta*, da sie bloss die Lesarten der Ebnerschen Hdschr. aus Sebalds Ausgabe wiederholt, nach welcher auch der Text abgedruckt ist. Der Commentar kann nur insofern ein fortlaufender heissen, als er nicht Stand hält,

wenn man ihn zu befragen kömmt. Er beschränkt sich durchgängig auf die Erklärung einzelner Worte, von denen er aber auch nur die leicht verständlichen erklärt. Z. B. Prol. 8. *χαῖρε est imperativus a verbo graeco χαίρειν laetari, gaudere: hic autem significat idem quod latinus imperativus salve.* — In einem mehr als 100 Seiten langen und doch unvollständigen Index sind inzwischen ganze Redensarten und Verse erklärt. Wenn wir aber die höchste Trivialität als Charakter des Commentars annehmen: so müssen wir grobe Unwissenheit als das Princip dieses Index bestimmen. So heisst es gleich zu Aufang von 6, 8: *Acervi tui finitor, nummorum acervatorum finitor.* So heisst es von 5, 99: *Actus vetitos tenet inscitia debilis, scelera cohibet stupiditas, quia versuti ad vitia proniores sunt stupidis*, und so geht es bis zu Ende.

No. 3. übertrifft indess an allseitiger Erbärmlichkeit jenes Machwerk um vieles. Vor allem ist zu bemerken, dass der barbarische Titel das einzige Lateinische im ganzen Buche ist. Eine deutsche, nicht minder barbarische, Vorrede bereitet genug auf das vor, was folgt. Nach einer „*kurzen Biographie*" und einer „*Litteratur über Persius*," die gerade eine Seite füllt, und nicht ohne Lachen gelesen werden kann, gelangt man zu der *Paraphrasis Teutonica*. Der Prolog hebt an:

Nicht befeuchtete ich die Lippen aus der Quelle,
Vom Pferdes-Hufe der Erde entlocket;
Nicht erinnere ich mich, auf dem zweyköpfigten Parnass
Geträumet zu haben, mich im Nu zum Dichter zu entzückten. —

Dieser metrisch abgetheilten Dolmetschung (die folgenden Satyren aspiriren nicht mehr auf poetische Form.) folgt: „*Gedankenreihe*," dann „*Parallelstellen über den Prolog.*" Stellen allerdings die Menge: aber ohne Zweck zusammengerafft und nichts weniger als *Parallelstellen*. Diese Sammlung von Versen aus römischen Dichtern kehrt auch nach jeder Satyre wieder. (Griechen werden nur nach lateinischen Versionen citirt.) Alles diess ist mit der ekelhaftesten Geschwätzigkeit, in der man einen exegesirenden Pfaffen zu hören glaubt, und im gemeinsten, nicht selten fehlerhaftesten, Styl vorgetragen. Als vollständige Probe dieses beyspiellos erbärmlichen Buchs stehe hier die erhabenste Stelle unseres Dichters. Sat. 3, 35—43. Hr. *Ortmann* lässt sich so vernehmen:

„*Groser Jupiter! Strafe sie, die Nichtswürdigen, dass sie den Werth der Tugend erkennen; aber über den Verlust — durch ihre Laster erzeugt — sich todt härmen.*

Virtutem videant intabescantque relicta.

Heulen sollen sie. wie Perill im glühenden Ofen; zittern, wie Damokles beym Anblick des blanken über seinen Scheitel hangenden Schwertes: rufen aus Gewissensfoltern: ach! ach! wir stürzen in den Abgrund! Dann bleiche der Schrecken ihre Gesichter (palleat intus infelix): marternde Träume unterbrechen den Schlaf! — wie Furien geissle sie ihr Lasterleben.

Wir sparen nach diesem interessanten Probestückchen dem Leser die reichlichen Parallelstellen dazu. Auf die Paraphrase folgt, um Hn. *Ortmanns* eigenen Ausdruck in der Vorr. S. IV zu gebrauchen: *ein Index der Eruditionen.* Da heisst es z. B.: *Antiopa*, eine hartklingende Tragödie des Pacuvius. — *Appula canis*, ein heissdurstiger Hund, Apulien hat ein sehr heisses Klima. — *Canicula*, ein unglücklicher Würfelwurf von Einheiten. — *Gurgulio*, die Gurgel u. s. f. — Ein Abdruck des Casaubonschen Textes, unter dem wieder des Herausg. erklärende Anmerkungen fortlaufen — die also ohne innere Nothwendigkeit an drey verschiedene Orte verstreut sind, schliesset ein Werk, das dem Blicke, welcher gegenwärtig durch mancherley Veranlassung in das Geburtsland dieses Persius gezogen wird, eines der ersten philologischen von dorther, wie ein böses Omen, entgegentritt.

No. 4 ist in der Übersetzungsliteratur *unseres Satyrikers* eine sehr erfreuliche Erscheinung. Missgeleitet durch ein berühmtes Beyspiel haben die beiden neuesten Verdeutscher des ganzen Persius, der sel. *Fülleborn* und der ebenfalls verstorbene *Schindler*, ihren Übersetzungen eine leider! nicht unbekannte jambische Unform gegeben, die der Willkühr jeder Art Thür und Thor öffnet. Wirklich ahndet man auch in den geschwätzigen und unendlich durchsichtigen Arbeiten dieser zwey Männer nichts von dem gedrungenen, körnigen Geist des Originals, das in einem späten Zeitalter, „*mit stoischem Sinn und im gediegensten Styl zur grossen, alten Weise der Nation zurückkehrte,*" (Athenaeum 3, 75) und die herrliche Erscheinung römischer Kraft reproducirte. Wie weit seit der Zeit, in welcher *Wielands* immer noch schätzbarer Horaz auftrat, die formelle Bildung unserer Poesie vorgerückt ist, darauf haben *Fülleborn* und *Schindler* nicht die mindeste Rücksicht genommen; ja sie haben nicht einmal gefühlt, dass aus einer solchen Auflösung des ursprünglichen Metrums, die beym Horaz noch eher entschuldigt werden könnte, ganz etwas anders hervorgehen musste, als der wortkargste und gedankenschwerste aller lat. Dichter. — Hr. *Nasser* ist nicht nur zu dem würdigen Gang des Hexameters, der ihm im Ganzen nicht misslingt, zurückgekehrt; er hat auch die ursprüngliche Zahl der Verse respectirt, und jedem des Textes die seinigen genau angeschlossen, wovon nur der choliambische Prolog zur ersten Satyre eine Ausnahme macht, der in eben so viel reinen Trimetern wiedergegeben ist. Freylich müssen wir gestehen, dass diess auch ziemlich alles ist, was wir von Hn. *Nassers* Arbeit zu rühmen wissen, und dass sie demnach eigentlich nur negativen Werth besitzt, indem sie mehr Protestation gegen falsche Methoden, als Wegweiserinn zur einzig wahren ist. Noch bedingter dürfte ihr Werth ausfallen, wenn wir sie aus dem höchstem Gesichtspunct auffassen, dem sich jede poetische Übersetzung unterwerfen muss, als ein selbstständiges Kunstproduct angesehen. Man bemerkt bald, dass der Vf. von ganz unrichtigen Ansichten ausgegangen ist, und dass sein einziges Bestreben war, uns den Sinn eines jeden *einzelnen Satzes* des Originals recht leicht anschaulich und fasslich zu machen, anstatt dass er uns eine treue Copie von den *Geisteseigenheiten* des Persius hätte geben sollen. Hätte er auch nur daran *gedacht*, diese Foderung zu erfüllen, so wäre er von selbst jenem Fehler der seichten Verständlichkeit und

wässerichten Klarheit entgangen. Denn das ist ja eben die anziehende Eigenheit des Persius, dass er mit unerschöpflicher Kraft gerade auf den Hauptpunct seiner Darstellungen zudringt, dass er, immer nur das *Ziel* im festen Auge habend, die Mittel, dahin zu gelangen, äusserst nachlässig behandelt, und die Einzelnheiten selten einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Daher seine sonderbaren und oft schlechtgehaltenen Metaphern; daher die grosse Dunkelheit im Einzelnen bey so viel Klarheit des Ganzen; daher auch die rauhe Grösse und die strenge, den Reiz jedes bloss schmückenden Beywerks verschmähende Erhabenheit seiner Dichtung. Da Hr. *Nasser* alles, was aus jedem anderen Gesichtspunkt als Bizarrerie erscheinen muss, in verständlichere Formen aufgelöst hat: so bleibt nicht viel mehr übrig, als ein etwas flaches Raisonnement über allgemeine Gegenstände der Moral, der ernsten Glut, mit der Persius dichtete, gänzlich entkleidet; und diese fleissige Arbeit sinkt durch sich selbst in die niedrige Sphäre des oberflächlichsten Wortcommentars zurück. In philologischer Rücksicht ist nichts geschehen. In der Erklärung ist Hr. *Nasser* fast immer bey *Königs* Meinung geblieben, — dessen Text auch, aber höchst unbequem am Ende der Übers. abgedruckt ist. Sieben Stellen, in denen er andere Lesarten oder Conj. von Gronov, Mitscherlich und auch zwey eigene, höchst unglückliche (*Sat.* 1, 50 *sq. Quid nunnam intus habet?* — man sehe über den Gebrauch des *non* st. *nonne Heus. ad Cic. off.* 3, 19. *Corte ad Sall. Jug.* 31, 17. *p.* 564. *a.* und *Heineke ad Juv. p.* 20. — *non hic est*. *si Ilias Accii Ebr. v.* — *non si quid den l. d. pr.* und *Sat.* 1, 124. *praegnanti* für *praegrandi*, welches wir nicht verstehen, wohl aber die *vulgata lect.*) sind kurz angegeben. — Der Druck ist sauber u. correct.

No. 5. Hr. *Meister* beschenkte uns schon im J. 1802 mit einem: *Versuch über Persius Sat.* 1. v. 92—106 (einen reichhaltigen Auszug gab *Beck* in den *Comm. soc. phil. Lips. T.* 2 *part.* 1. *p.* 103 *ff.*), den man unbedingt das Gelehrteste und Scharfsinnigste nennen kann, was noch über diesen Dichter geliefert ist. Dieselbe Fülle von Belesenheit, derselbe gewandte Geist ist auch in diesem zweyten Beytrag unverkennbar. Hr. *Meister* hat sich diessmal die schwere vierte Satyre zum Gegenstand seiner Forschung gewählt, und würde vielleicht etwas der Vollendung nahes geleistet haben, wenn er sein Werk unbefangen begonnen, und sich nicht durch eine vorgefasste Meinung den Weg selbst versperrt hätte. Er geht nämlich von dem Gesichtspunct einiger alten Ausleger, zu denen in neueren Zeiten der von Hn. *Meister* nicht genannte *Sélis* in seiner *Dissert. sur Perse. Par.* 1783. *p.* 10 *ff.* gekommen ist, *Persius habe in dieser Satyre den Nero durchziehen wollen*, wie von einem unumstösslichen Satze, ohne weitere Prüfung desselben, aus, und erklärt nun aus dieser Hypothese alle einzelnen Stellen der Satyre mit einem Scharfsinn und einem Aufwand philologischer Kenntnisse, die selbst dieser ganz faulen Sache für den Moment einen Anschein grosser Wahrscheinlichkeit geben. Aber freylich, wenn man wieder den Geist unseres Dichters im Allgemeinen, wenn man die äusseren Bedingungen seiner kurzen poetischen Laufbahn, und den inneren Zusammenhang dieser Satyre selbst erwägt, wird jener Trug bald zu nichte. Es ist bemerkt worden, wie Persius den *Hauptmoment* jeder Satyre durchaus nicht in Dunkel zu hüllen sucht; wie er vielmehr alle Stralen von Licht, zum Präjudiz der übrigen, auf diesen einzigen Punct zu concentriren strebt. So liegt auch hier der Gegenstand, *die allgemeine Neigung der Menschen, ihre eigenen Schwächen zu übersehen*, *ja sie mit der Rüge fremder zu bedecken*, deutlich, wie uns dünkt, am Tage, und diesem Sinne fügt sich alles natürlich an. Persius geht, wie in seinen übrigen Satyren, von einem speciellen Anlass aus, den er, wenn er nicht, wie in der zweyten, fünften und sechsten Satyre, von aussen gegeben ist, selbst erfindet, wie in der ersten, dritten und der vor uns liegenden. Dann zeigt er seinen Gegenstand von mehreren Seiten, und fasst am Ende noch einmal das Resultat des Ganzen zusammen. Denn Persius war — wie wir historisch wissen — früh in die strenge Disciplin der Stoiker eingeweiht. Wenn nun auch in späteren Zeiten sein eigenes liebevolles Gemüth und das poetische Princip in ihm diesen Schulzwang besiegte: so konnte ein strenger Sinn für sittliche Reinheit sich doch nicht ganz losreissen von einer Lehre, die in dieser Rücksicht ihm theuer bleiben musste; und so geschah es, dass bey ihm die Dichtung sich innig mit philosophischen Sätzen verwob, die ihm mehr Sache des Gefühls als des Verstandes waren, und aus früher Gewöhnung auch die didaktische, fast systematische, Form behielten. Eben sein philosophisches Glaubensbekenntniss, sowie die Bemerkung, dass seine Satyren immer eine allgemeine und ideale Ansicht ihrer Gegenstände behaupten, die sich nie bis zum Localen oder Temporellen herabstimmt, und endlich auch der Umstand, dass er bey seinem Vermögen und angeborenen Rang doch nie Staatsämter oder öffentliche Ehrenstellen bekleidet hat, deuten, sich durch einander bekräftigend, nicht nur auf ein eingezogenes Leben, sondern überhaupt auf ein Gemüth, das von seiner eigenen Höhe es verschmähte, sich in die Angelegenheiten der äusseren Welt zu mischen, die er ruhig um sich her ihr bewegtes Spiel treiben liess, das aber auch zu liebend war, um einzelne Wesen, Generationen oder Jahrhunderte zu hassen oder zu verachten, und nur im Allgemeinen Hass gegen das Laster in edlen Flammen glühte. Und wenn man uns einwendete, dass Persius in der ersten Satyre doch offenbar von dem Verfall der Poësie zu *seiner Zeit* handle: so würden wir dagegen zu bedenken geben, dass die Welt der Dichtung immer eine Idealwelt bleibe, und dass also dieser Einwurf unsere allgemeine Bemerkung nur bekräftige. Nach dieser Ansicht die ganze vierte Satyre durchzugehen, versparen wir für einen anderen schicklichen Ort, und kommen dagegen zu Hn. *Meisters* Arbeit zurück. — Es würde ebenfalls zu weitläuftig seyn, uns in das Einzelne einzulassen, weil wir sonst einen Auszug aus dem ganzen Büchlein geben müssten, dessen Werth durchaus nur aus dem Conspiriren aller Theile, nicht aus einzeln herausgerissenen Stücken, erkannt werden kann. Vielleicht hat das im Allgemeinen gesagte die Unhaltbarkeit der *Meisterschen* Hypothese einigermassen dargethan, und somit fiele denn auch alles Einzelne von selbst. Aber in der allzugrossen, fast immer Bewunderung, aber auch nicht selten Missfallen erregenden Spitzfindigkeit selbst (man sehe z. B. zu v. 25. S. 32—38 zu v. 47. S. 55—66, wozu sogar ein Kupfer gehört und zu v. 51. S. 89) mit der die Behauptung, consequent genug, von Vers zu Vers bis ans Ende durchgeführt ist, liegt ihre stärkste Widerlegung. Auch die vielen beygebrachten Stellen späterer Historiker, besonders des Sueton, denen vorzügliches Gewicht beygemessen zu werden scheint, und die allerdings mit seltenem Glück und Scharfsinn zusammengestellt und ausgewählt sind, würden nur dann etwas beweisen, wenn Persius sie hätte benutzt haben können, oder wenn es auf irgend eine Art wahrscheinlich zu machen wäre, dass diese Männer aus einem *Dichter*, und aus einem den Lychoron an Räthselhaftigkeit besiegenden — denn so erscheint Persius *in dieser Schrift* — ihre historische Darstellung genommen hätten.

Des Mangels in der Hauptsache ohngeachtet bleibt Hn. *M's.* Arbeit immer noch einer der bedeutendsten Beyträge für die Erklärung des Dichters, wäre es auch allein wegen der glücklichen Erläuterung zweyer der schwierigsten Stellen in ihm, des 21 f. (S. 28—31) und des 49 Verses (S. 67—87), die wir aber dem Leser nachzusehen überlassen müssen. — Die Sprache ist unleidlich weitschweifig, geschroben und schwerfällig.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Clerikal- und Mönchs-Geist im neunzehnten Jahrhundert, mit besonderer Rücksicht auf die Ehelosigkeit der Geistlichkeit im katholischen Deutschlande zur Beförderung der Sittlichkeit.* Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen von *A. F. R.* Mit dem Porträte des Hn. Domvicars Baur zu Würzburg. 1805. 446 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Beynahe Jahrhunderte scheinen verflossen zu seyn, seitdem diese Schrift erschien. So sehr haben sich, zumal nach dem Friedensschlusse von Tilsit, alle Verhältnisse, welche der Vf. dieser Schrift berücksichtigte, in zwey Jahren verändert. Damals war noch eine protestantische theologische Facultät auf der regenerirten würzburger Universitat, und ein *Paulus*, *Martini* und *Niethammer* lasen daselbst theologische Collegia, creirten auch, wenn sich Rec. nicht irrt, Hn. Prof. *Schnurrer* zu Tübingen zum Doctor der Theologie. Die kurbaierische Regierung, an die das Stift Würzburg am Tage der Säcularisirung der noch vorhandenen geistlichen deutschen Staaten (1802) übergegangen war, lag damals noch, wie schon aus vorliegender Schrift erhellt, in beständigem Kampfe mit dem Fürstbischofe und seinem Vicariate, an dessen Spitze der Weihbischof *Zirkel* steht, derselbe, der mit Prof. *Fr. Berg* im J. 1793 die vortrefflichen Predigten über die Pflichten der höheren und aufgeklärteren Stände bey den bürgerlichen Unruhen unserer Zeit auf Befehl des preiswürdigen *Franz Ludwig* vor dem damaligen Hofe gehalten, und zum Besten des dortigen Armeninstituts herausgegeben hat; und sowohl im Sinne der Regierung gegen die bischöfliche Hierarchie, als im Sinne des Ordinariats gegen die angeblichen Eingriffe der Regierung in die Gewalt des Bischofs wurden Schriften geschrieben, zu denen auch diese Betrachtungen gehören, die sich entscheidend für das System der Regierung erklärten, welche dem Vf. nur noch zu wenig that. Wo ist aber nun zu dieser Stunde die protestantische theologische Facultät der würzburger Akademie? Das damalige Personale davon hat sich zerstreut, und der itzige Landesregent, damals Kurfürst von Salzburg, jetzt Grosherzog von Würzburg und Mitglied des rheinischen Bundes, nach öffentlichen Blättern (August 1807) bald König von Franken, an den der nunmehrige König von Baiern, dem pressburger Frieden zufolge, das ganze Exstift überwies, hat die von seinem Vorgänger in der Regierung angeordnete protestantische theologische Section aufgehoben; ja, wenn man öffentlichen Nachrichten trauen darf, so hat das System der bischöflichen Curie unter dem neuen Regenten völlig obgesiegt. Die Schrift also, die wir hier anzuzeigen haben, hat gegenwärtig nur wie ein Buch aus einer älteren Periode eine historisch-literärische Wichtigkeit, kann aber vielleicht eben desswegen um so unparteyischer beurtheilt werden.

Nach S. 9 der Vorrede müsste man dem Vf. ein Alter von mehr als 80 Jahren beylegen; denn er spricht von 60jähriger Berufserfahrung; nach S. 76 schreibt er sich jedoch nur ein 60jähriges Alter zu. Man soll ihn wohl für einen katholischen Geistlichen nehmen; denn er sagt auf derselben Seite, es sey ihm nicht für seine eigene Person um die Erlaubniss zum Heirathen zu thun, indem er zu einer ehelichen Verbindung (in seinem Alter?) schlechterdings unbrauchbar sey. Ist es aber wahrscheinlich, dass ein katholischer Priester geschrieben habe, was S. 263 steht: „Kein Ehemann geniesse mit ein halb Dutzend Weibern so oft und viel die Lust des Fleisches, als die Geistlichen, wenn auch nur der zehnte Theil von demjenigen wahr sey, was man von den Geistlichen aller Art erzähle?" Der Vf. scheint selbst zu fühlen, dass er durch diese Stelle die Täuschung des Lesers zerstöre; denn in einer Note will er sie wieder durch die Versicherung herstellen, dass seine Berufs- und Standes-Pflichten ihm nicht erlauben (über das zarte Gewissen des Mannes!) sich hierüber ausführlicher zu erklären. (Sie erlauben ihm aber doch, durch die hässlichsten Nachreden den Stand, in welchem er selbst lebt, zu beschimpfen, und dadurch den Segen seiner eigenen Amtsführung zweckwidrig zu entkräften.) Doch der Vf. war vielleicht hier nur ungeschickt in der Zusammensetzung seiner Fiction, und er mag seine Gründe gehabt haben, sich etwas unkenntlich zu machen. Wir abstrahiren also ganz von seiner Person, und halten uns allein an sein Buch. Und hier sind wir darin mit ihm einverstanden, dass der gezwungene Cölibat der katholischen Geistlichkeit eine Schande der Menschheit sey, worüber man sich mit dem grössten Nachdrucke erklären dürfe, wenn es sich hoffen lasse, dadurch etwas zur Abschaffung dieses Gräuels beyzutragen. Wie kann aber der Vf. selbst S. 257 tyrannisch genug denken, sobald die Priester heirathen dürfen, und (NB.!) vom Staate so besoldet werden, dass sie heirathen können, sie alle, den einzigen Fall physischer Impotenz ausgenommen, bey Strafe der Ausstossung aus dem geistlichen Stande,

zur Heirath zwingen zu wollen? Wie kann er sich in seinem Reformationseifer bis zu der Rohheit vergessen, S. 262, zu verlangen, dass, wenn das Verbot der Priesterehe noch länger fortdauere, die Regenten allen Geistlichen ohne Rücksicht und Ausnahme ein so kleines Stück zum täglichen Brode vorschneiden, dass sie zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben haben? Solche zu der gerechtesten Indignation reizende Stellen können nur von der Leidenschaft eingegeben seyn. Der Vf. sagt zwar S. 425, er müsse es gerade heraus sagen, dass man ihm Unrecht thue, wenn man ihm vorwerfe, undelikat, grob, inhuman, brutal geschrieben zu haben, indem der von ihm bearbeitete Stoff keine andere Darstellung ertrage. Allein Rec., der mit den Hauptideen des Buchs übereinstimmt, muss doch auch dem Vf. gerade herausfagen, dass er diess leugne. Die undelikate Stelle S. 40 konnte ohne Schaden, ja mit Gewinn des Ganzen, unterdrückt werden, und Ausdrücke, wie: „vorgesetzte Bonzen," die „höhere Pfaffheit" u. dgl. m. waren zur Beförderung des Zwecks, den sich der Vf. vorsetzte, auch nicht gerade nothwendig. Sonst aber gesteht Rec. gern, viel Interessantes in dieser Schrift gefunden zu haben. Sehr helle wird es ihm, dass die kurbaiersche Regierung in dem Würzburgischen manches zu sehr anticipirt und sich eben desswegen, so wie Joseph II. bey seinen allzuraschen Reformen, in die Lage gesetzt habe, zum Nachtheile ihres Ansehens und des Glaubens an ihre Weisheit, gemachte Verfügungen zum Theil wieder zurücknehmen zu müssen. Auffallend ist in dieser Hinsicht, was S. 47, vgl. mit S. 289, erzählt wird. Durch ein Rescript vom 18 Dec. 1803 war den geistlichen Alumnen von dem Landescommissariate erlaubt worden, die Collegien der protestantischen Professoren *Paulus* und *Schelling* zu besuchen. Sie machten von dieser Erlaubniss Gebrauch, erhielten aber nicht nur desshalb von ihrem Vorsteher im Namen des bischöflichen Vicariats einen ernstlichen Verweis, sondern wurden sogar, falls sie sich unterstünden, bey *Paulus* theologische Encyklopädie und Methodologie, und bey *Schelling* Philosophie zu hören, für untauglich zur Seelsorge und für unfähig und unwürdig zu ferneren Weihungen erklärt. Seine fürstbischöfliche Gnaden, heisst es S. 51, könnten solchen Alumnen ihre Hände nicht auflegen. Die Alumnen supplicirten hierauf bey der Behörde, die ihnen die Erlaubniss *quaest.* ertheilt hatte, und baten, sie bey der ertheilten Concession gegen das Vicariat zu schützen. Allein die Regierung nahm auf die Vorstellung des geistlichen Gerichtshofes die von ihr gegebene Erlaubniss selbst wieder zurück, indem sie erklärte, dass hinfort nur diejenigen Cleriker, welche ihre katholischen Studien schon vollendet hätten, und von denen man (das Vicariat) überzeugt sey, dass ihre Grundsätze zu gehöriger Festigkeit gelangt wären, mithin von dieser Seite kein Nachtheil für sie zu besorgen stünde, Erlaubniss erhalten sollten, die bestrittenen Vorlesungen zu hören. (!) Hiebey wird S. 53 erzählt, der Fürstbischof (Georg Carl, Freyherr von Fechenbach, geb. am 20 Febr. 1749) habe den Hn. Dr. *Paulus* auf den 1 Januar 1804 zur Tafel eingeladen, seiner Freundschaft versichert, um die seinige gebeten, wenn sie auch in manchen Stücken ungleich denken sollten, und dabey nur bemerkt, als Bischof müsse er sich consequent bleiben. Der Vf. mag übrigens sagen, was er will, der Hirtenbrief der geistlichen Regierung zu Würzburg vom 2 May 1803, betreffend die Predigten der Seelsorger zu Stadt und auf dem Lande, enthält goldene Worte, die dem Rec. aus der Seele geschrieben sind. Auf der anderen Seite hat aber der Vf. auch Recht, wenn er S. 67 bemerkt, unter anderen Umständen habe das bischöfliche Vicariat die in dem Hirtenbriefe getadelten politischen Predigten sehr gelobt, z. B. wenn man einen Landsturm habe organisiren wollen, und nur itzt tadle es solche Predigten, wenn die wohlthätigen Absichten der Landesregierung dadurch befördert werden sollten. Auch erinnert er den Weihbischof glücklich an dessen eigene Predigt über die Wohlthat der eingeführten Milchpockenimpfung, die nach seinem Decrete auch tadelhaft wäre, was freylich Hr. Zirkel nicht zugeben wird, da es ohne Zweifel einem so geschickten Manne nicht schwer fällt, eine solche Predigt unter eine andere Kategorie zu bringen.

Soll Rec. über das Ganze dieser Schrift ein Urtheil fällen, so kann er nicht bergen, dass sie etwas zu weitläuftig ist, dass der Vf. seine Gedanken nicht genug geordnet hat, dass er sich in seinen Äusserungen oft zu wenig mässigt, dass seine Aphorismen über kirchliche Reformen zur Begründung einer Organisation des katholischen Kirchenwesens zwar manche einzelne vortreffliche Ideen, aber auch andere, die noch lange nicht so ausgemacht sind, als er glaubt, enthalten, wie wenn er z. B. die Religion der Moral unterordnet, wenn er sagt, die Moralität sey im Menschen schon vorhanden, aber die Religion müsse erst in den Menschen hineingetragen werden. Auch ist es anstössig, dass er S. 421 Religiosität und Bigotterie mit einander vermischt. Aber seine Schrift enthält auch sehr viel Wahres, sehr viel Treffendes, und von dem Cölibatgesetze der katholischen Geistlichkeit ist Rec. ein eben so geschworner und unversöhnlicher Feind als der Vf. Er betrachtet diese Schrift als ein Ferment, das in der chaotischen Masse von Ideen, die in dem Lesekreise des Vfs. einander bekämpfen mögen, auch sein Gutes bewirkt haben wird; und vielleicht trug gerade die Derbheit, mit der sich der Vf. oft ausdrückt, das ihrige dazu bey, sie daselbst in mehrere Hände zu bringen, und zu mehreren Läuterungen ihres Inhalts über verschiedene Volksclassen Gelegenheit zu geben. Reiner könnte und sollte die Schreibart seyn; man stösst auf ein *vollaufes* Leben; man liest: die Pfarreyen *begeben* statt vergeben, einem etwas stark *verheben* statt verweisen. *Assyl* st. Asyl ist vielleicht ein Druckfehler. S3.

LANDSHUT in Bayern: *Der Mönch hört mit dem Mönchthum auf; oder die Gelübde gehen mit den Klöstern ein.* Eine zeitangepasste Abhandlung von *A. B. C.* 1805. 124 S. gr. 8. (10 Gr.)

Wenn man Gefangene aus dem Kerker mit der Be-

schränkung entläfst, dafs fie zwar frey unter dem Himmel umherwandeln dürfen, aber Lebenslang ihre schweren Fesseln mit sich herumschleppen müssen: so werden die Erlöseten noch manchmal auch über ihre Freyheit seufzen, und der Anblick so vieler ganz freyen Menschen wird ihnen oft ihre Ketten schwerer machen, als sie ihnen im Kloster schienen. Rec. will mit diesem Gleichniss die säcularisirten katholischen Chorherrn und Mönche bezeichnen. Man nahm den ersteren ihre Präbenden, und vertrieb die letzteren aus ihren Zellen; aber das Cölibat und die Ordensgelübde sollen beobachtet werden, und die Mönche werden aus den Klöstern in die Welt getrieben, ohne Menschen seyn zu dürfen. Deswegen sind auch Hunderte der pensionirten und säcularisirten Individuen missvergnügt, und sichtbar ist Einer dieser Missvergnügten Verfasser der vorliegenden Schrift. Aber was nützt alles Schreiben und Schreyen, da eine aufgeklärte, jetzt souveraine Regierung, selbst im Regierungsblatte (1804. St 21. S. 513) die monastischen Gelübde bis zur kirchlichen Dispense verbindlich, ja ausser der Sphäre der weltlichen Macht liegend, erklärt hat, und da dieselbe sicher keinem katholischen Geistlichen das Heirathen, und keinem Mönch das freywillige Losreissen seiner Gelübde-Fesseln, ohne dass sie der heiligste Stuhl zu Rom löset, gestatten wird? — —

Der Vf. beginnt A) *vom rechtlichen Betrachte*, welcher sich im natürlichen und positiven Rechte concentrirt. I. *Die erste Beweisquelle ist mir die Natur der Gelübde.* Die Urkunde der abgelegten Gelübde gründet sich in den Abteyen auf die Localstabilität. Der akteyliche Religios gelobte die drey weltlichen Gelübde nur mit Benennung des Orts ihrer Vollstreckung, mit dem Vorbehalt einer gewissen Localeinrichtung, mit der Ansicherung des steten Verbleibens im frey erwählten Kloster. Der aus seiner wesentlich bedungenen Localität gerückte Mönch ist seiner Verbindlichkeit los. II. *Die zweyte Beweisquelle öffnen die Wesenstücke* (?) *von Seiten des Subjects.* Der Mönch muss bey Ablegung der Gelübde, nach allen bestehenden Gesetzen, ungehemmte Freyheit, vereint mit voller Unterscheidungskraft, haben. Die nicht freyen Gelübde sind nach dem *Concil. Trident.* ungültig. Hätte der Mönch die Aufhebung des Klosters vorhergesehen, so würde er die Gelübde nicht frey abgelegt haben; welche nach gebrochenem Bedingniss nicht mehr verbinden. Er bekannte sich nur zur Klosterregel, die für die immerwährende Existenz der Klöster geschrieben war. III. *Die dritte Beweisquelle findet sich in dem Wesen des Objects, oder Vertrags zwischen dem Kloster und dem Religiosen: Conventio dat legem contractui.* Man kann die Verbindlichkeit der Contracte nicht über ihre Übereinkunft ausdehnen. Der Staat garantirte stillschweigend die sichere Fortdauer des Klosters dem Gelübde ablegenden Mönche; die Bedingung: so lange der alte Zustand der Dinge unverrückt bleibt, gab den Gelübden nur einen temporellen Bestand, und da die Gelübde nie auf den Fall der Klösterzerstörung abgelegt, sondern ihre Dauer auf die Dauer der Professionsstätten bedingt waren, hören sie also von selbst mit den Klöstern auf. Der Vertrag mit dem Kloster war zweyseitig, und nach allen Rechten wird bey bilateralen gleichverbindenden Verträgen, auf den Fall des Abtretens von einer Seite vom Hauptpuncte, oder des Nimmerleistenkönnens des Substantialbetreffs, als *Conditionis sine qua non*, auch der andere Theil für sich und alsobald frey. IV. *Die vierte Beweisquelle ruht in der Art der Loszählung von den Klostergelübden.* Rom dispensirt nur uneigentlich von den Gelübden, und der Erfolg dieser, mit theuerem Gelde erkauften, Dispensen ist nicht die Auflösung der Verbindlichkeit, sondern nur publike Bekanntmachung der freyen Qualität der Mönche. Diese wird aber durch ihre gegenwärtige Lage nach Aufhebung der Klöster so laut verkündet, dass die päbstliche Erklärung, d. i. Dispense ganz unnöthig ist. Die Hauptgründe bey Dispensen von Gelübden sind Zwang, und Unfahigkeit. Der erste ist durch die gewaltige, wirklich zwangvolle Entsetzung der Mönche von ihrer Stätte, auf welche Entsetzung die Gelübde nicht abgelegt wurden, vorhanden, und die Mönche waren unfähig, sich über die Existenz ihrer Klöster hinaus, zu verbinden.

B. *Geschichtlicher Betracht. Die einzige geschichtliche Quelle ist mir das ehemalige Benehmen gegen Nimmermönche* (Exmönche). In den vorigen Jahrhunderten konnten freywillig, oder mussten die Mönche austreten, und die Ausgetretenen oder Entlassenen wurden, wie der Gelübde Entlassene, behandelt, und durften in den ersten Jahrhunderten sogar in den Ehestand treten. In der Mitte des 13ten Jahrhund. wurden die Ausgewanderten in ihre Klöster zurückberufen. Viele Individuen wurden dispensirt: — So grausam die Tempelherren gemisshandelt wurden, so sprach ihnen doch Niemand die wiedererhaltene Freyheit nach der gewaltsamen Auflösung ihres Ordens ab.

C. Beantwortung *verschiedener Bedenklichkeiten* gegen den aufgestellten Satz: Auflösung der gegenseitigen Zweifel aus der Natur der Gelübde, aus der Art der Loszählung von den Gelübden, und aus den Pensionen.

Die ganze Schrift beweiset wirklich gründlich, und, wie die vielen Citaten zeigen, mit einem Aufwande von gelehrter Belesenheit, was der unbekannte Vf. beweisen wollte. Aber die Sprache ist so barbarisch und holpericht, dass unsere Leser schwerlich den Inhalt der Schrift verstünden, wenn wir ihn mit des Verfassers eigenen Worten, welche Rec. oft nur mit Mühe in das Deutsche übersetzte, angeführt hätten. — Das Hauptresultat ist: Wie viel Missvergnügen, Unfug, und Skandale würden vermieden worden seyn, wenn der Staat, von Landeshoheitswegen, bey Aufhebung der Klöster, den Mönchen, jedem nach seiner freyen Wahl, entweder gleich den völligen Übertritt in den Weltpriesterstand, oder gleich den völligen Übertritt in den Laienstand gestattet hätte!

LMQ.

Ohne Angabe des Druckortes: *Unauflösbarkeit des heiligen Ehebandes:* alte christlich-evangelisch-apostolische Glaubenslehre erwiesen aus ächten Quellen der Religion, canonischem Rechte, Philosophie und Statistik und vertheidiget wider eine beygedruckte Gegenschrift vom königl. preufs. kathol. Kanzler Herrn *von Coninx*, mit Beseitigung darin eingestreuter Gegengründe, nach vorgängiger Digression auf die Schrift des Herrn *J. A. Mercy* über den religiösen Naturalismus. I Theil. 208 S. II Theil 211—471 S. 1803. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Das Thema zu dem Auffatze des Hn. *v. Coninx*, der zuerst im December-Hefte der preuff. Jahrbücher 1800 erschien, und hier von S. 1—49 wieder abgedruckt ist, gab das allgemeine preussische Landrecht im 2ten Theil Tit. I. §. 734 u. 735, wo es von dem Gefetze der Ehescheidung handelt: „Wird unter katholischen Ehegatten auf eine beständige Separation von Tisch und Bett erkannt, so hat dieses alle bürgerliche Wirkungen einer gänzlichen Ehescheidung. Wie fern aber ein geschiedener Ehegatte nach den Grundsätzen seiner Religion von dieser erfolgten Trennung zur Vollziehung einer anderen Gebrauch machen könne und dürfe, bleibt seinem Gewissen überlassen." — Indem der Vf. Hr. *v. C.* die traurigen Wirkungen der blossen Ehetrennung beleuchtet, erwähnt er, dass in dem einzigen Jahre 1769 der Gerichtshof *la Tournelle* des Parlaments zu Paris über 29 Processe wegen Vergiftungen und Meuchelmorde zwischen Ehegatten den Ausspruch that. Auch verdient das historische Resultat beherzigt zu werden, dass die Ehescheidung in den protestantischen Cantons der Schweiz, wo sie gilt, selten, hingegen in den katholischen Cantons desto häufiger sey. Er benutzt ferner, die Gegner zu entkräften, vorzüglich den Umstand, der unstudirten Katholiken wichtig seyn muss, dass die unirten Griechen das Decret des Conciliums zu Trident, von der Unauflösbarkeit der Ehe, nicht annahmen, und dass noch jetzt in der lateinisch-polnischen Kirche, die einen Theil der Staaten der preussischen Monarchie ausmacht, die Ehescheidung die Wirkung habe, eine neue Ehe schliessen zu dürfen. Man konnte erwarten, dass eine solche Darstellung der Sache bald einen Gegner finden würde, und er fand sich auch bald in dem Vf. der vor uns liegenden Schrift. Er scheint irgend ein Ordensgeistlicher zu seyn, dem es wehe that, zu sehen, dass man in der preussischen Monarchie längst den Anfang gemacht habe, die Grundsätze, die man in einem, zu Gunsten der deutsch. Kirche abzuschliessenden Concordate mit dem römisch. Hofe erwartete, anticipirt zu sehen. Er kämpft mit allen Waffen der Polemik, die seiner Kirche eigen sind, und man ist schon in Schriften dieser Art das Rauhe und Widerliche des Vortrags gewohnt, das sich auch hier in Menge findet; noch abgerechnet, eine Reihe von Behauptungen, welche eine strengere Kritik nicht im mindesten aushalten, und den Leser gleichsam nöthigen, Ovids bekannten Spruch: *causa patrocinio non bona pejor erit*, mit voller Zustimmung seines Herzens zu unterschreiben. Man weiss nicht, ob man den Vf. bisweilen mehr bedauern oder belachen soll: die offenbarsten Dinge, an denen nicht leicht ein gesunder Verstand mehr zweifelt, sind ihm bloss Hypothesen, er verstellt die Facta, zieht aus ihnen schiefe und falsche Folgerungen, und es scheint, dass etwas anderes noch als blosser Parteygeist ihm die Feder in die Hand gab. Wäre das Ganze in ein gefälligeres Gewand gekleidet, weniger mit Citaten überhäuft, und sorgfältiger, der Geschichte angemessener, bearbeitet; so würde es wahrscheinlich Leser finden. Allein, so wie es ist, dürften wohl wenige, selbst wenn ihnen an Aufhellung des Streitpunctes noch so viel liegen sollte, Geduld genug haben, die Lectüre der Schrift zu vollenden. Er will in drey Hauptstücken die Unauflösbarkeit der Ehe als eine uralte Glaubenslehre, als kein blosses Disciplinargesetz — als verträglich mit der Moral in jeder Rücksicht, darstellen. Im II Theil beeifert er sich darzuthun, dass die Unauflösbarkeit der Ehe mit dem Staate und dessen Wohl nicht in Collision komme, und beschliesst endlich sein ganzes Werk mit einem ziemlich weitläuftigen, hier gleichsam *appendicis loco* angehängten Auffatze, dass zwischen Staat und Vortrag unterscheidender christlicher Religions-Lehrpuncte im öffentlichen Schulunterrichte, keine Collision sey, denn Gott, Kirche, Staat, Eltern und Jugend fodern dieses. — Es wäre wohl dem Vf., der doch hoffentlich in der preussischen Monarchie lebt, oder dem wenigstens die neuesten Zeitereignisse nicht ganz fremd seyn sollten, wenn er über solche Materien absprechen will, anzurathen, bey den Juden, die ihre Kinder jetzt hie und da in christliche Lehrstunden schicken, und sich dabey wohl befinden, wenigstens über einige Puncte, wo ihm ein falscher Parteygeist zu weit treibt, Belehrung zu suchen. Dass man sich auf die geographischen Angaben des Vfs. gar nicht verlassen dürfe, sieht man schon daraus, dass er S. 113. I Th., den Ort Verberies, wo das bekannte Concilium war, als eine Stadt in Campanien angiebt, da sie doch in Isle de France ist. Mit der Geschichte nimmt er es eben so wenig genau. Er spricht z. B. von Valentinian, aber man weiss nicht, ob er vom I oder II rede — dass es vom letzteren sey, muss man erst aus dem Jahre seines Todes 392, schliessen. Nach ihm starb Constantin I im Jahr 307. S. 242. Bey solchen Angaben wird man ungewiss, ob S. 117. *Cujus* von Toulouse st. *Cujaz* ein Fehler des Vfs. oder des Setzers sey.

Mgz.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen* zum Gebrauch praktischer Ärzte. 24 Bd. 1 St. 1807. 160 S. 8. (10 gr.) S. Recension der vorhergehenden Bde. 1807. No. 55.

Eisenach, b. Wittekind: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte* von *Adolf Friedrich Höpfner*. 4 Th. 1805. IV u. 396 S. 8. (18 gr.) S. Recension der 3 ersten Theile. 1807. No. 45.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Dichtergarten.* Herausgegeben von *Rostorf.* Erster Gang. Violen. 1807. 362 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie anmaſst, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen und sie zum trägen Element herunterziehen: dann entsteht ein Bedürfniſs, das Dichten wiederum als eine freye Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden also die gröſsten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur in ihrem eigenen Dienste, und mit keinem anderen Zweck, als sich ihrer grenzenlos spielenden Willkühr bewuſst zu werden. Diese Richtung lieſs sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man ging den kühnsten und verlorensten Ahndungen nach; oft wurde mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daſs man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfesseln, während man die künstlichsten Gedichtformen und Sylbenmaſse aus anderen Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. Unstreitig ist hiedurch manches zur Entwickelung gekommen, und die Einflüsse davon dürften sich selbst in den Hervorbringungen solcher Dichter nachweisen lassen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigsten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühselige Gaukeley, sind gleichfalls nicht unterwegs geblieben. Andere Umstände schaffen andere Bedürfnisse: denn der Sinn der Menschen wechselt, wie Homer sagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wuſste, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes luftige Streben, das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht seyn. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt. Den letzten Gedanken spricht ein Gedicht von *Friedrich Schlegel* am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlem Wortgeklinge!
Unedle laſst in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daſs so Einz'ges ihm gelinge.

Laſst nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend mich eur Herz umwinden sehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.

Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht. Sie besteht in Beyträgen von *Sophie B.*, geb. *Tieck*, *Rostorf*, *Friedrich Schlegel*, und *Sylvester*.

Von *Sophie B.*, der Schwester des Dichters *Tieck*, welche, diesem an Geist und Talent auffallend verschwistert, eine schwermüthig ahndende und dennoch ton- und farbenreiche Phantasie mit weiblicher Zartheit umschleyert, finden wir hier ein Trauerspiel in drey Aufzügen, *Egidio und Isabella*. Der Stoff scheint aus einer spanischen Novelle entlehnt, und die Form ist dem gemäſs gewählt: es ist diejenige, welche das spanische Schauspiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Assonanz durch Calderon und seine Zeitgenossen hatte. Das Stück ist ganz in Reimen geschrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn und eilfsylbigen Versen, hauptsächlich in Octaven, mit einigen eingemischten Canzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch so künstlicher Sylbenmaſse ladet zu prächtigem Bilderschmuck ein; doch hat die Verfasserin nur einen bescheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bey ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen sich die Worte wie von selbst in diese Weisen, welche nur selten der Raschheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Ähnlichkeit der äuſseren Bedingungen, wodurch sie herbeygeführt werden, an

Calderons *Andacht zum Kreuz* erinnern, aber der Geist ist durchaus verschieden. In dem letztgenannten Stück herrscht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenschaftlichkeit, sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerissen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen, noch offen gelassenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verschoben. Hier verwandelt sich Isabella's Übermuth sogleich nach ihrem Falle, den sie doch nicht so verschuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bussübung, sie scheint sich in den hingegebensten Ergiessungen ihrer Reue nie ersättigen zu können. Wie sie in dem Hause ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erst nach ihrem Tode erkannt wird, diess hat viele Ähnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geschichte vom heil. Alexius, die *Moreto* in einem vortrefflichen Schauspiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, ist auch dem heftigen Curcio beym Calderon ganz entgegengesetzt: in jenem ist die Wonne des Vergebens als das eigenste väterliche Gefühl geschildert; er ist der Hirt, der das verlorne Lamm über alles achtet; durch den Verlust seiner Tochter ist die Kraft des Greises gebrochen, und sein ganzes Wesen löst sich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio sind dunklere Farben gemischt, wie es sich für den plötzlichen Fall von einer scheinbar-strengen Tugend zu einem verrätherischen Laster gehörte. Seine endliche Reue und sein Bekenntniss, nachdem er schon alles Gute abgeschworen, macht keinen tiefen Eindruck, und sieht mehr einer äusseren förmlichen Handlung ähnlich, als einer solchen, die aus dem innersten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Versuchung unterliegt, ist meisterhaft behandelt. Die Eingebungen des bösen Geistes sind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht: Egidio hört sie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es sind seine eigenen, halb unbewussten Gedanken, die er in seinen Reden nur bekämpft oder fortsetzt. Ein anderes ist es mit der ihm nachher vom bösen Geist verliehenen Gabe des Festbannens: diese Einführung der Zauberey hätte vielleicht entrathen werden können, da sie auf das Wesentliche der Verwickelung wenig Einfluss hat. Die Handlung bewegt sich übrigens rasch und leicht, und man könnte das Stück sogar theatralisch nennen, wenn nicht die darin herrschenden Vorstellungsarten unseren heutigen Zuschauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung des Ganzen ist sanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erschütterung über unentstellte Gesichtszüge herabfliessen.

Vier Sonette, ebenfalls von *Sophie B.*, *Klagen* überschrieben, entsprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter ist von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb', ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um sich mit dem brünstigsten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfangen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig strebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze schwebend,
Der scheidend will wie Liebesrosen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel sangen,
In süsser ahndungsvoller Lust erbebend.

Der Stolze sieht die Himmelsglut erbleichen,
Und regt im tiefen Schmerze sein Gefieder,
Sich selbst anfachend helle Todesflammen.

Als seiner heissen inn'gen Sehnsucht Zeichen
Ertönen noch die letzten süssen Lieder,
Und Asche, sinkt die goldne Pracht zusammen.

Der Herausgeber, den man schon aus der *Pilgrimschaft nach Eleusis* und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beygetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie sie nur einem mit sich einigen Gemüthe eigen ist, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu seinen Schutzgeistern erwählt hat. Mehrere sind religiösen Inhalts, aber auch die es nicht sind, athmen denselben Geist. So das *Frühlingslied* S. 9, welches nur die irdischen Lieblichkeiten der Natur zu preisen scheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweist; z. B. in dieser Strophe:

Süsse Klänge hold und leise
Schweben durch die blaue Luft;
Dieser Sänger seltne Weise
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehst du diese kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flimmen
Mit den klaren Wölkchen schwimmen?
Möchtest du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den sanften, und wie freywillig überfliessenden Wohlklang bezeichnen mag, den diese Lieder fast durchgängig haben. Die Legende von *Sanct Wendelin* ist ganz in dem schlichten Ton erzählt, den eine so einfältige ländliche Geschichte verlangt: es ist eine wahre Waldromanze, wobey man sich in eine jener schön und einsam gelegenen Wallfahrts-Kirchen versetzt. Die Legende eignet sich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: sie ist ja eine volksmässige Überlieferung. *Florio und Blanscheflur* ist eine süsse Klage und Gegenklage der Sehnsucht, der kindlich spielenden Zärtlichkeit und unschuldigen Inbrunst. Freylich wird, um sie ganz zu verstehen, vorausgesezt, dass man wisse, wie diese liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenschaft zu dämpfen; und diese Bekanntschaft mit der Geschichte in ihrer wahren Gestalt dürften nur wenige Leser besitzen.

Die Gedichte von *Sylvester* gefallen besonders durch jugendliche Frischheit; so z. B. das Trinklied S. 14, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Lasst uns fröhlich trinken,
Alles Leid versinken,
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erst gesund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geist'ge Güte
Schafft, dass er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Wiederscheine
Grüsst die Lieb uns bald;
Jeder schaut die Seine,
In dem goldnen Weine
Zeigt sich die Gestalt u. s. w.

Seine Sonette haben schöne Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Bestimmtheit wünschen. Die *Romanze* S. 84 von eben diesem Dichter erinnert durch die Weise und sogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

Den Söhnen bey dem Sterben
Vermacht' er Gut und Land,
Der Liebste sein musst' erben
Die Perle da zur Hand.

an Goethe's *König von Thule;* aber die Erfindung läst sich schwerlich rechtfertigen; denn wie kommt das Kleinod, das zuerst eine wirkliche und eigentliche Perle zu seyn schien, auf einmal zu der Zauberkraft, welche das Heil des Reichs an ihre Bewahrung bindet? Es liegt also etwas Verfehltes in dem Ausdruck des an sich wahren Gedankens, dass nur eine gemeinschaftliche Verehrung biedre Treue und Eintracht begründen kann.

In dem *Mährchen von Thule* von Sylvester vernimmt man gefällige Nachklänge von den sinn- und wunderreichen Mährchen im *Ofterdingen* von *Novalis*. Die aus der nordischen Fabel entlehnten Namen scheinen eine bestimmte Deutung zu versprechen, die es uns doch nicht gelingen wollte, der Dichtung abzugewinnen.

Friedrich Schlegel lernt man hier in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn ein in die Speculation versenkter und durch mannichfaltiges Wissen bereicherter Geist vom Nachdenken über das innerste Wesen der Poesie sich zu deren Ausübung wendet: so wird er anfänglich die künstlichsten Formen, als seinem Zweck am meisten entsprechend, vorziehn; und die Schwierigkeit diese Formen durchzuführen, zusammengenommen mit dem Tiefsinn der Gedanken, wird alsdann leicht Dunkelheiten verursachen. Hat sich ein solcher Geist aber erst mit den Geheimnissen der Einfachheit ganz vertraut gemacht, und begnügt er sich für die Ausführung des Ungemeinen mit den Mitteln, die schon oft dem Gewöhnlichen gedient haben: so entsteht ein eigner Reiz aus dem Gegensatze zwischen der Schlichtheit des Gewandes und der auserlesenen Bildung und Fülle des Gehalts. In *Friedrich Schlegels* früheren Gedichten ist zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten hingegen sind unmittelbar, ohne Anstrengung oder Bewusstseyn irgend eines Kunstbestrebens, aus dem Gemüth geflossen. So wie die Gesinnungen, sind die gewählten Weisen der meisten Stücke, ächt national. In den *Liedern* geht *Schlegel* ganz auf der Bahn eines *Opitz*, *Flemming*, und andrer unserer gediegenen und vollherzigen alten Dichter; in den *Sprüchen* (einer den Deutschen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) schliesst er sich an noch ältere, z. B. den Vf. des *Freygedank* und ähnliche an. Wir geben einige von diesen als Beyspiel.

Spruch.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht,
So vergesst der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Deutsche Sinnesart.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Lust getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt;
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freyheit unser Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust;
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht ziehn:
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht.
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen ist, wie man sieht, beybehalten, sie sind aber nicht achtsylbig oder jambisch, sondern trochäisch genommen; diese Sylbe mehr oder weniger verändert den Ton sehr wesentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyrische Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, dass bestimmte Veranlassungen sie hervorgerufen.

Unter den Liedern ist das *im Spessart* markig und naturkräftig:

Gegrüsst sey du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün u. s. w.

Welche Erinnerungen werden in diesem und in dem Liede *auf dem Feldberge* angeregt! Die letzten gehen der Überlieferung nach bis auf Ariovist zurück. Aber

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten
Schlang all die Oed' hinab.
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

wie der Dichter einen anderen Gesang rührend anhebt. Das *Lied im Walde* durchschauert uns mit den

begeisternden Anregungen der Wildnifs. Unter der Auffchrift: *Frankenberg bey Aachen*, ist eine finnvolle Sage von Karl dem Grofsen behandelt; follen wir fagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederstrophen, fonst ist die innige Kindlichkeit des Tones fowohl, als der Gegenstand, ganz den ächten Mustern diefer Dichtart gemäfs. Wird nicht irgend ein unerfahrner Kritiker einige unvollkommen gelaffene Reime, als:

In des Maien linden Tagen
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bey warmen Quellen
Die fanften Hügel grünend fchwellen,
Von dem Wunderringe
Der Kaifer Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Dafs er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath fehnte;
So weit fein Reich fich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo füfse Lieb' ihn bannte.

und das Übergehen aus jambifchen in trochäifche Zeilen tadeln, da fie doch die nachläffige Hingegebenheit der Sehnfucht ausdrücken follen? Es ist verdienstlich, die historifch geweiheten und allzufehr vergeffenen Örter unferes Vaterlandes aufs neue durch Gefang zu eh en. Die ahndungsvolle Romanze: *das verfunkene Schlofs*, fcheint ebenfalls auf eine örtliche Sage gegründet zu feyn:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.

Einst lag auf einer Infel
Mitten darin ein Schlofs,
Bis krachend mit Gewinfel
Es tief hinunter fchofs.

Die grofsen Umriffe verfchwimmen vielleicht hie und da etwas zu fehr in Dämmerung. Das *Gebet* S. 88, und *Friede* S. 102 find von wahrhaft religiöfem Ernst durchdrungen wie die geistlichen Gefänge unferer Väter.

Mahomets Flucht athmet hohen Unwillen in überströmender Fülle der Rede. Wem eine andere Auslegung zu kühn und stolz dünkt, der fehe darin nur was der Name ausfagt, welchem auch das gehaltne morgenländifche Colorit nirgends widerfpricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, ist fo vielen ernsthaften, ja zum Theil an fchmerzliche Vorstellungen mahnenden, Gedichten *Eulenfpiegels guter Rath* von *Friedrich Schlegel*, in Hans-Sachfifcher Weife, beygefügt. Es ist gewifs ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unsterblichen Eulenfpiegels Geiste gedacht (man erinnere fich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bey ihrem Gewerbe zu offenbaren) den Leuten, was fie fchon wirklich thun, ihre fämtlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreifen. Man ist dann wenigstens ficher, mit feinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Loos zu erleben.

W.

Leipzig, b. Steinacker: *Der Dichter und fein Vaterland*, ein Lustfpiel in drey Aufzügen, als Vorfchlag zu einer Todtenfeyer für alle Dichter, die gestorben find, und noch sterben werden, von *St. Schütze*. 1807. 171 S. 8. (16 Gr.)

Nicht eben das Vaterland, vielmehr die ganze Zeitgenoffenfchaft des Dichters Myrthengrün wird durch die Nachricht von feinem Tode zur Bewunderung und Vergötterung des vorher Verfchmähten bekehrt, Länder streiten fich um die Ehre feines Vaterlands, alle Bürger wetteifern, den Hinterlaffenen feiner Liebe zu befchenken, Beyträge zum köstlichsten Denkmal thürmen fich auf feinem Grabhügel empor, da erhebt er fich auf einmal felbst an feinem Grabe, um lebend das zu geniefsen, was dem Todten an Ehre und zeitlichen Gütern geweiht war. Eine gänfehütende Naturdichterin, welche als Tochter des Königs anerkannt wird, erklärt ihn für ihren Geliebten; der gerührte König steigt vom Thron, und überläfst ihn feinem poëtifchen Eidam. Auch die Kritiker, welche den Lebenden fchmähten, rühmen den Todten, und die Verwandten, welche den Bedürfenden nicht anerkannten, drängen fich zu dem vergötterten Erstandenen. — Stoff genug allerdings, und Gelegenheit zu einem reichen Ergufs von Witz und Laune! Denn herrfcht nicht feit langer Zeit befonders unter den Deutfchen die befcheidene Sitte, alles gering zu fchätzen, was ihnen nahe ist, aus Furcht vor der bekannten optifchen Illufion, welche nahe Gegenstände vergröfsert, und ihr Gutes erst dann hoch und grofs zu achten, wenn es entweder felbst fremd geworden, oder von Fremden agnofcirt ist? Daher tadeln in der Regel Kritiker immer alles, was fie in die Hand nehmen, und Buchhändler loben blofs die Werke, welche gehen, und tadeln, was nicht aus ihrer Nähe weicht. Rec. follte nach diefer Regel das Büchelchen auch tadeln, allein jede Regel gestattet ihre Ausnahmen. Diefes leichte Spiel einer muntern Laune wird gewifs jeden Lefer erfreuen, der ein folches Spiel für das zu nehmen Lust hat, was es feyn will.

D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Matzdorff: *Ifmael, der Hagar Sohn.* Oder: *Lebensfkizze Franz Euphonius eines Virtuofen*, von ihm felbst aufgezeichnet und herausgegeben von *E. A. Seidel.* Zweyte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1804. Zwey Theile. 232 und 142 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Alles, wodurch fich ein Roman als lesbar empfehlen läfst, findet man hier vereiniget. Die Karten des Schickfals find von Hn. *S's.* Phantafie gut gemifcht, um ein intereffantes Spiel daraus zu bilden, und infofern Überrafchung Trumpf ist, hat Hr. *S.* das Spiel gewonnen. Gleich der Anfang ist fo überrafchend, dafs man ihn glauben *mufs*, und diefer Glaubenszwang exercirt feine Rechte noch einigemal. Der Ton der Erzählung ist nicht ungefällig, nur diefe felbst follte bisweilen etwas rafcher vorwärts fchreiten. Die eingestreuten Bemerkungen find zwar gröfstentheils nur von der Oberfläche gefchöpft, beurkunden aber doch des Vfs. richtigen Blick in die menfchlichen Verhältniffe, und, was auch etwas werth ist, stehen an ihrem Platze. Auf Schönheit des Styls fcheint der Vf. keine Anfprüche zu machen, doch find Rec. auch nur wenig Nachläffigkeiten aufgestofsen, wie z. B. Th. 2. S. 21. „Sage das nicht! verfetzte er; *wir können nicht ableugnen — wenigstens nicht beweifen, dafs nicht* ein fo gewiffes Etwas fich von den Stammvätern auf die Ur-Urenkel fortpflanzt, was fich dann in gewiffen Verhältniffen entwickelt, und oft ein ganzes Schickfal bestimmt." Eine befondere Empfehlung wird das Buch für diejenigen haben, die fich einen anfchaulichen Begriff von dem *mufice vivere* machen wollen.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1807.

MATHEMATIK.

Frankfurt, a. M., b. Varrentrapp und Wenner: *Anfangsgründe der Mathematik.* Dritten Theils erste Abtheilung. Der Analysis erster Theil mit 3 Kupfertafeln von *Georg Gottlieb Schmidt*, Prof. der Mathematik zu Giessen. 1805. 242 S. 8. (1 Thlr. 2 gr.)

Der Vf., welcher sich, laut der Vorrede, sonst bey seinen Vorlesungen über die Analysis der Elemente von Lorenz bediente, las in der Folge nach seinen eigenen Heften, die er gewöhnlich vor der Stunde seinen Zuhörern zur Abschrift mittheilte, und aus diesen ist vorliegendes Lehrbuch erwachsen. Man wird in diesem Buche manches vermissen, was man in anderen Lehrbüchern zu finden gewohnt ist, dagegen aber auch manches vorgetragen finden, welches in anderen übergangen ist, oder was man erst neueren Bearbeitern dieser Wissenschaft zu danken hat. Auch in der Auswahl der Materien hat sich der Vf., wenn man auch hin und wieder ihm nicht beypflichten könnte, als einen denkenden Mann gezeigt, der seinen eigenen Weg geht, und nicht einer betretenen Bahn gedankenlos nachschleicht. Weil er sich auf die einem künftigen Geschäftsmanne vorzüglich wichtigen Lehren einzuschranken suchte, so musste er natürlich manche Entdeckung in der Analysis übergehen, die mehr durch den Scharfsinn ihrer Entdecker sich empfohlen, als in der Ausübung brauchbar können genannt werden. Dahin gehören denn auch die Methoden der allgemeinen Auflösung der Gleichungen vom dritten und vierten Grade, welche in manchen Lehrbüchern mehrere Blätter einnehmen. Selbst einer, welcher sich der Mathematik ausschliesslich zu widmen denkt, kann füglich im Anfange seines analytischen Studiums diese Theorien ohne Nachtheil übergehen, und sich nachher, wenn er das Anwendbarere gut gefasst hat, durch eigenen Fleiss leicht damit bekannt machen, da ihm doch so manches andere, was er zu lernen hat, der mündliche Vortrag eines geschickten Lehrers selten erleichtern kann. Mit eben dem Rechte hätte aber auch die Construction der Gleichungen von der Form $y = \alpha + \beta x + \gamma x^2 + \ldots$ durch parabolische Linien entweder ganz wegbleiben, oder kürzer gefasst werden können. Die Deutlichkeit scheint hier wenigstens nichts zu gewinnen, wenn man von dem Einfachen zum Zusammengesetzteren übergeht, sondern bloss der Raum für etwas Nützlicheres beschränkt zu werden. Diesen Einwurf hat der Vf. auch selbst erwartet, und begegnet ihm in der Vorrede mit folgenden Worten: „Meine Absicht war, einsichtsvolle und gründlich denkende Praktiker zu bilden; daher gehört alles in meinen Plan, was das gründliche Studium der Analysis befördert, und vor einem maschinenmässigen Rechnen bewahrt. Nichts ist dazu geschickter, als die geometrische Construction, welche überdiess den Vortheil gewährt, dass man durch sie den Vortrag über die allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen abkürzen kann, indem manche Sätze durch die Anschauung einer einzigen Figur oft deutlicher werden, als es durch eine lange Reihe von Worten nicht geschieht." Fast sollte man glauben, dass hier die geometrische Analysis mit der Construction algebraischer Gleichungen verwechselt worden wäre. Nur jene befördert ein gründliches Studium der Mathematik, und bewahrt vor einem maschinenmässigen Rechnen, nicht aber diese, welche ihrer Natur nach mechanisch ist, und oft mehr einer geschickten Hand, als eines guten Kopfes bedarf. Auch lassen sich die allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen von höheren Graden sehr deutlich und kurz analytisch darstellen, ohne dass man nöthig hätte, zu Zeichnungen seine Zuflucht zu nehmen, die zu diesem Behuf in der Analysis entweder nie oder höchstens in den Erläuterungen sollten gebraucht werden. Rec. glaubt nicht, dass in diesem Fall Autoritäten, selbst die eines Segners oder Kästners, entscheidend sind. Zweckmässiger würden vielleicht diese zehn Seiten auf die analytische Entwickelung der allgemeinen Eigenschaften der krummen Linien vom zweyten Grade aus der allgemeinen Gleichung für dieselben verwandt worden seyn, die man hier ungern vermisst.

Das ganze Buch zerfällt in zwölf Abschnitte. I. Von den Gleichungen überhaupt. Der allgemeine Satz, worauf die Auflösung aller Gleichungen beruhet, hätte wohl verdient mehr auseinandergesetzt und bestimmter vorgetragen zu werden. Hier heisst es: Auf den beiden Seiten einer Gleichung Gleiches addirt, subtrahirt, multiplicirt, dividirt, gleiche Wurzeln ausgezogen, zu gleichen Potenzen erhoben, bleibt alles gleich. Hier ist doch wohl Deutlichkeit und Bestimmtheit der Kürze aufgeopfert, welches auch in einem Compendium, worin man nach der möglichsten Kürze zu streben berechtigt ist, nicht Statt finden darf. Diess ist aber auch die einzige Stelle, welche Rec. anders ausgedrückt gewünscht hätte; alles übrige ist mit gehöriger Klarheit und selbst Vollständigkeit behandelt, die man nur in einem Handbuch zu erwarten berechtigt ist. So auch in II, wo von den einfachen bestimmten Gleichungen gehandelt wird. Die drey Methoden der Combination,

Subſtitution, Addition oder Subtraction, deren man ſich bedienen kann, um Gleichungen, worin mehrere unbekannte Gröſsen vorkommen, aufzulöſen, werden hier jede beſonders betrachtet, und durch ſchickliche Beyſpiele erläutert. III. Von den beſtimmten quadratiſchen Gleichungen. IV. Von den höheren beſtimmten Gleichungen, nebſt allgemeinen Betrachtungen über die Gleichungen überhaupt. Voran einige Aufgaben, welche die Reduction der Gleichungen betreffen: aus zwey höheren Gleichungen, welche x und y enthalten, eine zu machen, welche wenigſtens um einen Grad niedriger iſt, als eine der urſprünglichen Gleichungen; ferner, eine von den beiden unbekannten Gröſsen zu eliminiren; dann endlich, die Wurzelgröſsen aus einer Gleichung wegzuſchaffen. Jedes iſt nur an einem Beyſpiele gezeigt, aber, wie Rec. glaubt, deutlich für jeden, der nur überhaupt etwas begreifen kann. Dieſem folgt: die Zuſammenſetzung der höheren Gleichungen aus den einfachen oder Wurzel Gleichungen. Hier wird erſt gezeigt, wie die Coefficienten aus den Wurzeln der Gleichungen entſtehen, dann wie man die Anzahl der poſitiven, negativen und unmöglichen Wurzeln in einer Gleichung finden könne. Den allgemeinen Beweis, daſs ſich jede unmögliche Gröſse auf die Form $a \pm b\sqrt{-1}$ bringen läſst, findet der Vf. zu weitläuftig, und verweiſt auf Segner und Euler. Neue Anſichten konnte man hier wohl nicht erwarten; aber die ſchon von ſo vielen behandelte Materie iſt, wie man ſieht, von dem Vf. durchdacht vorgetragen worden. Dieſs gilt auch von den folgenden, worin das abgehandelt wird, was die Auflöſung höherer Gleichungen betrifft. V. Von den unbeſtimmten Gleichungen. Dieſen ſind einige unbeſtimmte Aufgaben aus der Geometrie beygefügt. VI. Von der Conſtruction der Gleichungen und der Entſtehung der algebraiſchen krummen Linien. Hierüber haben wir uns ſchon oben geäuſsert. VII. Nähere Betrachtung der Linien der zweyten Ordnung. Der Vf. geht hier von den Gleichungen für die Parabel, Ellipſe und Hyperbel aus, und betrachtet ſie als Definitionen dieſer krummen Linien. Man lernt hier nur die vornehmſten Eigenſchaften dieſer Linien kennen. Vielleicht hätte man noch Raum für manchen wichtigen Satz finden können, wenn die gar zu umſtändlichen Rechnungen nicht den Raum beengt hätten. Dieſe hält Rec. in einem Handbuche, welches öffentlich erklärt wird, und welches man keinen Anfänger zum eigenen Studium in die Hand zu geben pflegt, für entbehrlich. Hier kann die urſprüngliche Gleichung und das Reſultat genügen, und allenfalls eine kurze Anzeige der Weiſe, wie es erhalten wird. VIII. Von der Conſtruction der cubiſchen und biquadratiſchen Gleichungen vermittelſt der Kegelſchnitte vorzüglich des Kreiſes und der Parabel. IX. Von der Theilung der Winkel und den davon abhängigen Conſtructionen und Auflöſungen der Gleichungen. X. Einige Beyſpiele von krummen Linien höherer Ordnungen und von tranſcendenten krummen Linien. Die hier betrachteten algebraiſchen Linien ſind die Ciſſoide und Muſchellinie, die tranſcendenten die Spirale, die Cykloide, die Quadratrix. XI. Von den Functionen. Voran Begriff und Erklärung derſelben; dann folgt: allgemeiner Beweis des binomiſchen Lehrſatzes aus den erſten Elementen der Multiplication hergeleitet, gröſstentheils nach Schulz, aber abgekürzt. Die Worte S. 163: *wenn man die Ausdrücke zu beiden Seiten des Gleichheitzeichens wirklich multiplicirt und unter einerley Benennung bringt,* welche auch S. 165 vorkommen, ſollten vielleicht anders lauten, denn das Geſagte findet nicht Statt. Es muſs heiſsen: wenn man die Ausdrücke linker Hand des Gleichheitzeichens unter einerley Benennung bringt und gehörig reducirt. Die Abkürzung des Beweiſes beſteht in einem Schluſs, deſſen ſich der Vf. bedient, und der wenigſtens auf keine allgemeine Überzeugung wird Anſpruch machen können. Der Schluſs iſt, wie ihn der Rec. gefaſst hat, folgender: Wenn der binomiſche Lehrſatz von den einzelnen Factoren gilt, ſo gilt er auch von dem Producte; nun gilt er aber von dem Producte, folglich muſs er auch von den einzelnen Factoren gelten. Soll der Schluſs richtig ſeyn, ſo muſs vorher bewieſen werden können, daſs der binomiſche Lehrſatz nur dann von dem Producte gelten könne, wenn er von den einzelnen Factoren gilt, denn dieſs braucht man doch wohl nicht ohne Beweis anzunehmen. Es folgen nun einige Anwendungen dieſes Satzes, als, die Wurzel einer zweytheiligen Gröſse durch eine Reihe auszudrücken, und Functionen in Reihen aufzulöſen. S. 176 u. ff. iſt der bekannte Lehrſatz von Lagrange, daſs allgemein $f(x+i) = f(x) + pi + qi^2 + \ldots$ ſey, kurz aber deutlich erwieſen. Aus dieſem leitet der Vf. den Beweis des Polynomiums her, den Schulz aus den Elementen der Multiplication, aber nicht ohne groſse Weitläuftigkeit, hergeleitet hat; kürzer führte ihn bekanntlich Käſtner aus der Differenzialrechnung. Der Vf. glaubt, daſs der ſeinige jenem, auf die Differenzialrechnung gegründeten, an Kürze und Bündigkeit wenig nachſtehe. Rec. ſcheint, daſs das, was vermieden werden ſollte, die Differenzialrechnung, im Grunde nur verſteckt ſey; wenigſtens läſst ſich das hier gebrauchte Verfahren ſehr leicht mit dem Käſtnerſchen vergleichen. Daſs $dy = d.\,x^n = nx^{n-1}dx$ iſt, gründet ſich bey Käſtner darauf, daſs dx als eine Gröſse betrachtet wird, die kleiner iſt, als jede gegebene Gröſse, wogegen alſo alle Potenzen von dx wegfallen. Eben dieſes wird auch von i angenommen. Wenn man in $f(x) = \alpha + \beta x + \gamma x^2 + \ldots$ $x+i$ ſtatt x ſetzt, und nur die Glieder nimmt, worin i auf die erſte Potenz erhoben vorkommt, ſo iſt dieſs eben ſo viel, als wenn man die Reihe differenziirte, und man erhält eben daſſelbe. Nun iſt hier $n\,(fx)^n\,p = 1\,f(x)$. Bey Käſtner (Analyſis des Unendlichen S. 70 zweyte Ausgabe) iſt $m\,\omega\,dy = (1+y)\,d\omega$; wo ſich alſo p leicht mit $d.\,(1+y) = d.\,(1 + \alpha z + \beta z^2 + \ldots)$ ferner $(fx)^n$ mit ω, und p^1 mit $d\omega$ vergleichen läſst. Es folgen noch einige Aufgaben, nämlich den Sinus und Coſinus von x durch x und bekannte Coefficienten auszudrücken, und darauf die Lehre von der Umkehrung der Reihen. Der Vortrag der letzteren hat nicht ganz unſeren Beyfall; vorzüglich ſcheint uns die Vorſchrift zur Auflöſung der Aufgabe §. 245 nicht beſtimmt genug, und die Rechtfertigung derſelben nicht einleuchtend zu ſeyn; auch kommen hier einige Druckfehler vor, die ſonſt ſo

ziemlich sind vermieden worden. In der Reihe I muss das dritte Glied das Zeichen + haben. Das dritte Glied der Reihe 1, ist nicht $\frac{3y^7}{216}$, sondern $\frac{148}{6\cdot 480}y^7$ oder $\frac{37}{720}y^7$ wie man sogleich sieht, wenn man aus den drey ersten Gliedern der Reihe 0, das dritte Glied der Reihe 1, sucht. Das Beyspiel selbst scheint nicht glücklich gewählt zu seyn; das Nachdenken des Anfängers über die Methode, welches hier doch die Hauptsache seyn muss, wird durch eine verdriessliche Rechnung gestört. Wäre es überhaupt nicht zweckmäsiger gewesen, die Umkehrung der Reihen, welche doch jetzt nicht mehr so oft als sonst gebraucht wird, im Allgemeinen zu zeigen, und allenfalls auf ein leichtes Beyspiel anzuwenden? Der letzte Abschnitt XII enthält die Theorie der continuirlichen oder Kettenbrüche. — g.

Leipzig u. Breslau, b. Buchheister: *Praktisches Rechenbuch für Kaufleute und Geschäftsmänner.* Enthaltend einen gründlichen und leichtfasslichen Unterricht des Brauchbarsten und Wissenswerthesten der Rechenkunst; nebst verschiedenen, durch vieljährige Erfahrung gesammelten Bemerkungen, Aufschlüssen, und zweckmäsigen Aufsätzen, welche bisher in Werken dieser Art vergeblich gesucht worden sind. Zum Selbstunterricht und zum Lehrvortrage bearbeitet von *Friedr. Wilh. Martiny.* (Ohne Jahrzahl.) I Theil. 380 S. II Theil. 391 S. 8. (3 Rthlr.)

Nichts als ein Rechenbuch ganz gewöhnlichen Schlages, das sich unter der unabsehbaren Reihe seiner älteren Brüder verliert, und viele noch an Leerheit übertrifft. Dass der Vf. es recht gut meynte, auch für sich ein braver Rechner seyn kann, glaubt man gern; aber zum guten Lehrer fehlt ihm sehr viel, hauptsächlich eine deutliche Darstellungsgabe, und die Kunst, seinem Vortrag eine planmäsige Ordnung zu geben. Der *erste* Theil enthält die Anfangsgründe der Arithmetik nebst den verschiedenen Rechnungsarten, und schliesst mit den Decimalzahlen. Der *zweyte* Theil handelt die eigentliche Wechselrechnung, wie auch die Alligations-Regel ab. An Exempeln aller Art fehlt es nicht; aber die Erklärung ist ganz alltäglich, und besonders zum Selbstunterricht untauglich. Z. B. S. 1 wird zum Anfange gesagt, nachdem eine sehr unvollständige Erläuterung der Rechenkunst überhaupt und der Ziffern vorangegangen ist: „Führt aber eine von diesen Ziffern eine Benennung bey sich, stünde z. B. bey der 4 das Wort Thlr. (Reichsthaler), so ist die 4 alsdann keine Ziffer mehr, sondern eine Zahl u. s. w.“ S. 11. „Subtrahiren heisst abziehen. Ein solches Exempel kann nur aus zwey Reihen Ziffern bestehen, von welchen es denn gleich viel ist, ob die unterste von der obersten, oder umgekehrt, subtrahirt werden müsse. Nur muss man, wenn man sich zu einer solchen Ausarbeitung anschickt, vorsehen, dass man nicht eine grössere Summe von einer kleineren abziehen wolle.“ Welche Erklärung würde wohl der Vf. von einer negativen Grösse geben? Das Product zweyer Factoren heisst hier das Facit. Besonders schlecht ist die Definition der Brüche und der Rechnungsarten in gebrochenen Zahlen. Selbst in den mittelmäsigsten Rechenbüchern geht doch vor der Regeldetri eine kurze Erläuterung von den Proportionen voraus, wenn sie auch noch so mager ist. Hier aber hebt dieses wichtige Kapitel also an. „Multiplicationsaufgaben, das sind solche, deren Facit allein durch die Multiplication des hinteren mit dem mittleren Satze gefunden werden kann. Man theilt die Regeldetri (oder Lehre von drey Sätzen) noch gewöhnlich in Divisions- und Proportions-Exempel..“ Und wie jämmerlich ist nun die ganze folgende Behandlung der Regeldetri: Man glaubt sich in die Zeiten von Adam Riese und Simon Jacob von Coburg versetzt. Der Vf. scheint die Meinung zu haben, (wie sich aus seiner Vorrede schliessen läst,) eine analytische Erläuterung der Grundsätze der Arithmetik zur praktischen Anwendung überflüssig, und eben aus diesem irrigen Wahne fliest seine so seichte Lehrmethode. Bey der Kettenrechnung sagt er S. 264: „Ohne die Kette würde es um die Auflösung mancher Aufgaben, die unter gewissen Überschriften aller Rechenbücher vorzukommen pflegen, schlecht aussehen. Ich frage z. E. bey der Abhandlung von Brüchen, nach welcher Regel soll die Frage aufgelöst werden: wie viel sind 15 Silber Gr. aus 1 Livre Banco dem Bruche nach?“ Jeder Schüler, der nicht ganz mechanisch zu rechnen angefangen hat, wird dieses wichtige Problem ohne Kette sehr leicht solviren. Denn da 1 Livre Banco $= \frac{21}{16}$ Rthlr. $= \frac{21 \times 30}{16} = \frac{21 \times 15}{8} = \frac{315}{8}$ Silbergr., so sind 15 Silbergr. $= \frac{15 \times 8}{315} = \frac{8}{21}$ Livre. Wann werden doch die gemeinen Rechenmeister einsehen, dass ihre ganze Methode ohne Kenntniss der reinen Mathematik nichts, als bloser Dunst ist! Der *zweyte* Theil behandelt die Wechselrechnung mit gleicher Seichtigkeit. Überall stösst man auf lange Kettensätze, vollgepfropft mit ausländischen Coursen, die nie vorkommen, und das wirklich Schöne dieser Rechnung, welches dem Mathematiker und Kaufmann gleich nützlich ist, nämlich die so wichtigen Lehren von den combinatorischen Veränderungen bey Arbitragen, Anwendung der Logarithmen u. s. w. vermisst man gänzlich. Dabey verspricht der Vf. noch wichtige *Bemerkungen, Aufschlüsse* und *zweckmäsige Aufsätze, welche bisher in Werken dieser Art vergeblich gesucht worden sind.* Worinn bestehen diese? In nichts als Einrückung eines Hamburger und Triester Preis-Courants. In der Vorrede steht: „die kleinen ökonomischen Winke S. 55 u. s. w. stehen nicht umsonst da.“ Diese Winke betreffen kleine Kinderfragen aus der Regeldetri. Z. E.: „Wenn eine Person täglich für Frühstück, Mittagessen und Abendbrod 12 Silbergr. ausgiebt, wie viel beträgt diess auf 1 Jahr? u. m. dgl. *Sapienti sat.*

Papier und Druck harmoniren trefflich mit dem Inhalte. Jenes ist ganz gelbgrau und dieser grob und incorrect. W + A.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehrbuch der reinen Arithmetik und Geometrie;* besonders für den öffentl. mathematischen Unterricht auf Gelehrten- und Bürger-Schulen, dann aber auch zum Privatgebrauch überhaupt eingerichtet von *Joh. Gottl. Schmidt*, d. WW. Mag. und Mathem. an d. kurf. Landschule zu Pforta. Mit 8 Kupf. 1803. XII u. 381 S. II Band, welcher *die angewandte Arithmetik und bürgerliche Baukunst* enthält. Mit 4 Kupf. 1805 VI u. 238 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Wir können dieses neue Lehrbuch der Mathematik nur der Classe der mittelmäfsigen Werke dieser Art beyzählen. Der Vortrag ist, überhaupt genommen, zwar verständlich, aber nicht selten zu weitläuftig und unbestimmt. Man vermifst oft jene kernhafte Kürze, welche so vieles zur Aufklärung der mathematischen Begriffe und Operationen beyträgt, und dem denkenden Schüler dieses Studium so angenehm macht. Aufserdem enthält das Buch manche unzureichende Darstellung, und Rec. kann auch nicht mit der Auswahl einzelner Lehren und ihrer Zusammenstellung vollkommen zufrieden seyn. Hier einige Belege zur Rechtfertigung dieses Urtheils.

Der *erste* Band befafst die reine Arithmetik und die Geometrie. Von der Trigonometrie, welche man doch sehr füglich als einen Theil der Geometrie ansehen kann, und deren erste Anfangsgründe hier wenigstens *ganz kurz* hätten vorgetragen werden sollen, geschieht gar keine Meldung. Der Vf. hätte, zur gröfseren Vollständigkeit, der Arithmetik eine kurzgefafste Theorie der Reihen und Logarithmen anhängen sollen, etwa nach dem Muster der zweyten Ausgabe des *Snell*schen Lehrbuchs; und dann wäre das Wesentlichste der so nöthigen Trigonometrie, als Anhang zur Geometrie, nachgefolgt. Auch die Elemente der Algebra gehören zur niederen reinen Mathematik. Der Vf. verspricht sie sogar an mehreren Orten, z. B. §. 192. Warum wurden sie aber nicht sogleich dem ersten Theile beygefügt? Im *zweyten* Bande ist die *angewandte Arithmetik* mit der *bürgerlichen Baukunst* — gepaart. Dieses misfällt uns sehr. Warum wurde nicht die praktische Geometrie mit der praktischen Arithmetik verbunden? Der Vf. verband also hier, was zu trennen war, und trennte, was in Verbindung seyn sollte. — Der Vortrag des ersten Bandes ist oft unnöthiger Weise in die Länge gezogen. Unter mehreren §§ beweisen dieses in der *Einleitung* §. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 23, 28, 37, 41, 63; in der *Arithmetik* §. 1, 2, 49 — 57, 74, 267 und mehrere; in der *Geometrie* §. 364, 365, 366, 367, 368 nebst anderen. Eben diese Bemerkung gilt von der im zweyten Theile vorgetragenen *angewandten Arithmetik*, wo sich der Vf. auch einer gröfseren Kürze hätte befleifsigen sollen. Anstöfse gegen den richtigen deutschen Ausdruck findet man auch zuweilen; z. B. S. 7. §. 22: die Erfahrungen sind zweyerley; entweder *Observationen* (!) *experientiae* (?), oder Versuche. — S. 51. §. 45: 5 *plus* 3 *plus* 2 *aequal* 10. — S. 65. §. 69: 3 *ductum in* 2 *aequal* 6. — Die arithmetische Proportion wird S. 179, §. 226 schicklicher durch das Zeichen — als durch einen Punct bezeichnet. — S. 181. §. 229: die Proportion ist entweder eine *stetige* oder *ordinäre*. u. s. w. Überhaupt wünscht Rec. die lateinischen Wörter: *Vertex, Demonstration, extrahiren, dupliren, Duplum, Extraction, probiren, Triangel, Cirkel*, u. a. m. aus dem Vortrage verbannt, da sie sehr leicht durch gleichbedeutende deutsche Ausdrücke ersetzt werden können. Dafs es aber dem Vortrage auch bisweilen an der gehörigen Gründlichkeit und Vollständigkeit fehle, beweisen unter anderen folgende Bemerkungen. Der Vf. hat z. B. die Lehre von den Quadrat- und Cubik-Zahlen und der Ausziehung ihrer Wurzeln nur mechanisch vorgetragen, und den Beweis bis zum Erscheinen seiner Algebra verschoben. Aber in einem sogar für höhere Schulen bestimmten Leitfaden sollte ein solcher Beweis, der ohnediefs so fafslich vorgetragen werden kann, schlechterdings nicht fehlen. Daraus folgt, dafs auch die Ausziehung der Wurzeln *durch Näherung* sehr unvollständig und mangelhaft vorgetragen ist. — Bey der Aufgabe S. 229. §. 338 hätte gezeigt werden sollen, dafs es auf jeder Seite der angegebenen Linie einen Durchschnittspunct geben *müsse*. Der Zusatz §. 343 macht diesen Beweis nicht entbehrlich. — Der Lehrsatz §. 346 ist nicht mit der gehörigen Strenge bewiesen. Warum wählte hier der Vf. nicht die *Kästner*'sche Darstellung? — Die Paralleltheorie erstreckt sich von S. 243 — 257, und der Vf. trägt in dieser grofsen Seitenzahl die Sache nur mit einem sehr geringen Grade von Überzeugung vor. Da diese schwierige Lehre hiedurch nichts weniger als berichtiget worden ist, so wäre es weit schicklicher gewesen, eine der bekannten kürzeren und besseren Theorien auszuwählen. — Die Auflösung der Aufgabe des §. 405 ist mangelhaft, da nicht bewiesen wird, warum die Linien *gh* und *de* sich in ihrer Verlängerung nothwendig durchschneiden müssen, welches doch leicht gezeigt werden kann. — Der Beweis des Lehrsatzes in §. 518, dafs Prismen und Cylinder gleich sind, wenn sie gleiche Grundflächen und Höhen haben, wird aus einem Grundsatze abgeleitet, der, als solcher, offenbar nicht bestehen kann. Er heifst: *Zwey ausgedehnte Gröfsen, welche aus gleichen und ähnlichen ausgedehnten Gröfsen auf einerley Art* (durch Bewegung) *entstehen, sind gleich und ähnlich.* Wie unzureichend dieser Satz als Axiom sey, springt jedem Geometer aus der Schule Euklid's sogleich in die Augen. Eben so unzureichend ist der Satz §. 531, von der Gleichheit der Pyramiden, die einerley Grundfläche und Höhe haben, bewiesen, dessen Wahrheit ebenfalls aus der Bewegung hergeleitet wird.

Wir ersparen es uns hier, ähnliche Bemerkungen, wie die obigen, bey dem zweyten Bande, an der angewandten Arithmetik durchzuführen, und fügen nur noch hinzu, dafs es dem Vf. besser gelungen sey, die ersten Elemente der bürgerlichen Baukunst auf den wenigen Bogen, S. 150 — 258 vorzutragen. Wenn daher derseleb bey der Fortsetz. mehr Sorgfalt auf Kürze, Bestimmtheit und Strenge seines Vortrags verwendet: so bürgt uns sein mathematisches Talent dafür, dafs wir die folgenden Bände seines Lehrbuchs dem mathematischen Publicum bestens zu empfehlen im Stande seyn werden.

Δ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ulm, in der Stettin'schen Buchhandlung: *N. F. Canard's*, ältesten Prof. der Mathematik an der Centralschule des Mühlenbauwesens zu Paris, *Grundsätze der Staatswirthschaft*. Eine durch das National-Institut in der Sitzung vom 15 Nivose, Jahr IX (5 Januar 1801) gekrönte Preisschrift, und seitdem vom Verfasser selbst vermehrt und verbessert herausgegeben. Aus dem Französischen übersetzt. 1806. VIII und 238 S. mit 3 Tabellen. 8. (18 Gr.)

Zu den Hauptprincipien des staatswirthschaftlichen Systems der Physiokraten gehört bekanntlich der Satz: dass alle Abgaben, die in einem Staate erhoben werden, von welcher Natur sie auch seyn mögen, in letzter Instanz allein den reinen Ertrag des Bodens oder die Landrente treffen, folglich auch nur der Grund und Boden, als einzig productiv, besteuert werden dürfe. Die Wichtigkeit dieses Grundsatzes, der, wäre er unbestreitbar, eine gänzliche Reform der bisherigen Steuersysteme zur Folge haben müsste, und das grosse Auffsehen, was *Quesnay's* System besonders in Frankreich einst erregte, foderte das Pariser National-Institut auf, für den Preis vom 5 Jänner 1801 die Frage aufzuwerfen: *Ist es wahr, dass in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Gattung von Steuern das Grundeigenthum treffe?* Unter den Preisconcurenten befand sich auch der Vf., und seiner Abhandlung widerfuhr die Ehre, vom National-Institut gekrönt zu werden. Diese Auszeichnung bestimmte Hn. *Canard*, die Preisschrift vermehrt und mit Erläuterungen begleitet, dem Druck zu übergeben, und so entstand das vorliegende Werk. Da der Vf. bey der Untersuchung und Beantwortung der Preisfrage genöthigt war, auf die allgemeinen Grundsätze der Staatswirthschaft zurückzugehen, und die productiven Quellen des Nationalvermögens zu zergliedern: so hielt er es auch für zweckmäsig, diesem Werke den allgemeinen Titel zu geben, den es jetzt führt, der ihm indessen, seinem Ursprunge nach, eigentlich nicht zukommt.

Was nun die Beantwortung der vom National-Institute aufgestellten Frage selbst betrifft, so konnte sie nicht wohl anders als verneinend ausfallen, da Hr. *Canard* nicht blos ein Kenner und eifriger Vertheidiger der *Smith*'schen Theorie ist, sondern auch die meisten seiner Behauptungen auf die Principien dieser scharfsinnigen Theorie gegründet hat. In keiner Lehre aber weicht *Ad. Smith* so ganz von den Physiokraten ab, als in derjenigen, worauf bey Beantwortung der obigen Preisfrage alles ankommt, nämlich in der Lehre vom *reinen Ertrage*, so sehr sich auch *Garnier*, der französische Bearbeiter des berühmten *Smith*'schen Werkes über den Nationalreichthum, bemüht hat, *Ad. Smith's* System in dieser Hinsicht mit dem physiokratischen zu vereinigen, und des Engländers Gegenbemerkungen für solche zu erklären, die aus einem blossen Misverstande entsprungen sind. In der That ist auch keine Materie der Staatswirthschaft von *Smith* mit solcher Undeutlichkeit und auf eine, dem Scheine nach, so widersprechende Art behandelt worden, als gerade diese, und mit Recht wird ihm von seinem Hauptgegner, Lord *Lauderdale*, der Vorwurf gemacht, dass nichts besser das physiokratische System begründe, als die Worte, wodurch *Smith* es zu widerlegen suche. Verdienstlich ist daher die Arbeit neuerer Schriftsteller, besonders eines *Say* und *Jakob*, welche diese scheinbaren Widersprüche im *Smith*'schen Werke aufzuklären und durch deutliche Entwickelung der darin vorgetragenen Sätze die wahre Meinung des Engländers darzulegen bemüht waren.

Der Vf. theilt sein Werk in neun Abschnitte, wovon der erste von den Quellen des National-Einkommens, der zweyte vom Gelde, der dritte von der Bestimmung des Preises der Waaren, der vierte vom Umlaufe des Geldes und dem Credit, der fünfte von den Ursachen der Vermehrung und Verminderung des Nationalreichthums, der sechste von dem hierbey zu beobachtenden allgemeinen Gesichtspuncte, der siebente von den wechselseitigen Verhältnissen der Staaten untereinander, der achte von den Auflagen und der neunte endlich von den Staatsanleihen handelt.

Was uns gleich bey der ersten Ansicht dieses Werkes auffiel, war die mathematische Behandlungsart des Vfs. Man kann es freylich einem der ältesten Pariser Professoren der Mathematik nicht verargen, wenn er die Methode seiner Hauptwissenschaft auf eine Scienz anzuwenden sich bemüht, die für ihn nur Neben-Wissenschaft ist, und bey der man bisher eine solche Behandlungsart nicht gewohnt war; allein nach unseren Einsichten irrt der Vf. sehr, wenn er glaubt, auf diesem Wege seinen Sätzen eine grössere Klarheit und Deutlichkeit zu verleihen; auch möchten wohl unter den Lesern staatswirthschaftlicher Werke nur wenige anzutreffen seyn, die in der Buchstaben-Rechenkunst hinlänglich erfahren sind, um dem Ideengang des Vfs. überall zu folgen, also sein

Werk ganz zu verstehen. Überhaupt scheint uns die mathematische Einkleidung staatswirthschaftlicher Sätze zweckwidrig und untauglich zu seyn. Denn die Grössen, worauf es in der Staatswirthschaft ankommt, sind so unzähligen, mannichfaltigen Veränderungen und Zufällen unterworfen, dass man diese letzteren zwar wohl beurtheilen, aber unmöglich durch algebraische Formeln berechnen kann. Mit Recht zählt man gewöhnlich zu den National-Vorzügen guter französischer Schriftsteller die Gabe, selbst abstracten Gegenständen einen hohen Grad von Popularität zu ertheilen. Dieses Talent, das im National-Charakter der Franzosen seinen Grund hat, können wir an unserem Vf. nicht rühmen. Denn an vielen Stellen seines Werkes vermissen wir eben so sehr Präcision des Ausdrucks, als fassliche Darstellung der Begriffe; diess sind Mängel, woran die mathematische Behandlungsart zum Theil Schuld ist. — Bey dem allen verdient dieses Werk doch immer einen Platz unter den vorzüglichern staatswirthschaftlichen Schriften neuerer Zeit. Zeichnet sich gleich dasselbe nicht gerade durch einen Reichthum neuer Ideen aus, sondern enthält es vielmehr hauptsächlich nur eine Entwickelung der Lehren *Ad. Smith's:* so trägt doch die neue Ansicht, welche der Vf. hin und wieder mittheilt, oft dazu bey, die Ächtheit der *Smith*'schen Sätze in ein helleres Licht zu setzen, und hiermit allein ist schon gar viel gewonnen.

Das *erste* Kapitel enthält die Lehre von der Production im Allgemeinen. Die Arbeit wird nach *Smith* als das Princip des Werths der Dinge dargestellt; jede Arbeit aber, die fähig ist, eine Quelle des Einkommens zu bilden, oder dieselbe zu vergrössern, sie mag auf den Landbau, auf Manufacturen, oder auf den Handel gerichtet seyn, *productiv* genannt. Diese Bezeichnung der productiven Arbeit ist ohne Zweifel richtiger, als die *Smith*'sche, wornach nur diejenige Kraftäusserung als productiv gelten soll, welche den Gegenständen, worauf sie gewendet wird, einen neuen Werth zusetzt. So vollkommen wir indessen mit dem Vf. in Ansehung der Behauptung übereinstimmen, dass *jede* Art von Arbeit unter gegebenen Umständen *productiv* seyn, also den Reichthum vermehren könne: so auffallend war es uns doch, dass Hr. *Canard* diesen Satz aufstellt, ohne seine Ächtheit zu beweisen, gleichsam als wäre er ein Axiom, das keines Beweises bedürfte, da doch gerade diess der Satz ist, um den sich hauptsächlich der ganze Streit des *Smith*'schen Systems mit dem Systeme der Physiokraten dreht. — Im *zweyten* Kapitel wird nicht nur eine kurze Erklärung vom Gelde gegeben, sondern auch gezeigt, worauf der Werth desselben beruhe, und warum hauptsächlich Metall zum allgemeinen Tauschmittel gewählt worden sey. Dieser Gegenstand ist, seiner Wichtigkeit ungeachtet, sehr oberflächlich behandelt worden, und Rec. ist hier auf keine neue Idee gestossen. — Das *dritte* Kapitel begreift die interessante Lehre vom Preise der Waaren in sich. *Preis* ist nach dem Vf. *das Verhältniss des Werths einer Sache zu einer anderen Sache, deren Quantität durch die edlen Metalle bestimmt wird.* Rec. hat gegen diese Erklärung des Preises nichts einzuwenden, vorausgesetzt, dass man unter edlen Metallen *jedes* allgemeine Tauschmittel versteht, denn dass diess bey cultivirten Nationen gerade die edlen Metalle sind, ist nur zufällig. Bestimmter würde daher der Preis einer Sache durch *das Verhältniss* ausgedrückt werden können, *in welchem ihr Werth zu der Quantität von Dingen steht, die einen bekannten Werth haben.* Der Vf. wird in diesem Kapitel, theils weil er gar keinen Unterschied zwischen *Kosten* und *Marktpreis*, zwischen *natürlichen* und *künstlichen* Preis annimmt, theils weil er alles durch algebraische Gleichungen erklären will, oft sehr dunkel und unverständlich. Um den Lesern einen Begriff von des Vfs. mathematischer Behandlungsart staatswirthschaftlicher Gegenstände zu geben, wollen wir ihnen als Beyspiel die Art mittheilen, wie derselbe den Satz zu entwickeln sich bemüht, dass der Tauschwerth der Waaren durch die gegenseitigen Bedürfnisse des Käufers und Verkäufers bestimmt werde. „Ich betrachte, sagt Hr. *Canard*, Käufer und Verkäufer auf einem Markte vereinigt, der Preis, den jener anbietet, wird von demjenigen, den dieser verlangt, sehr verschieden seyn, und diese Verschiedenheit des höchsten und niedrigsten Preises wird nun eine Grösse bilden, um welche zwischen Käufer und Verkäufer ein beständiger Kampf seyn wird. Letzterer benutzt dabey die Concurrenz und das Bedürfniss des Ersteren, um den grössten Theil dieser Grösse bezahlt zu erhalten, und dieser, nämlich der Käufer, macht sich das Bedürfniss und die Concurrenz des Verkäufers zu Nutzen, um von dieser Grösse den möglich geringsten Theil zu bezahlen. Diess vorausgesetzt soll L jene Grösse und x der Theil derselben seyn, dem der Verkäufer den niedrigsten Preis beylegen will, L — x wird also der Theil seyn, den der Käufer wird vom Ganzen absondern wollen; B sey das Bedürfniss des Käufers, N seine Concurrenz, b das Bedürfniss des Verkäufers und n seine Concurrenz. Es ist daraus leicht zu sehen, dass der vom Käufer bezahlte Theil x der ganzen Grösse nach dem Verhältniss seines Bedürfnisses und seiner Concurrenz zunehmen werde. Dem zu Folge ist x aus B und N zusammengesetzt, oder nimmt zu, wie BN, aus dem nämlichen Grunde wird auch der andere Theil L — x wie bn zunehmen. Es ergiebt sich demnach das Verhältniss: $X : BN = L - x : bn$, woraus die Gleichung $bnx = BNx\ (L-x)$ hervorgeht. Aus dieser Gleichung zieht man $x = \frac{BN}{BN + bn}\ L$. Setzt man $bn = o$, so hat man $x = L$, d. h. wenn zwischen den Verkäufern die Concurrenz fehlt, oder wenn ihr Bedürfniss zu verkaufen so gering als möglich ist, so zahlen die Käufer die ganze Grösse. Setzt man aber $BN = o$, so hat man $x = o$, d. h. wenn die Concurrenz und das Bedürfniss der Käufer so gering als möglich sind, so zahlen sie an der Grösse gar nichts, es ist also die Grösse der Unterschied und das Verhältniss des höch-

ften und niedrigften Preifes, welcher zwifchen dem Alleinhandel der Verkäufer und dem Entgegengefetzten der Käufer Statt findet. Nimmt man von der Gröfse L den Theil $\frac{BN}{BN+bn}$ L, welchen der Käufer bezahlt, hinweg, fo bleibt übrig $\frac{bn}{BN+bn}$ L; und diefs ift der Theil, den der Käufer durch feinen Widerftand von der ganzen Gröfse abgezogen hat; man kann diefs den Gewinn des Käufers nennen. Wenn die Bemühung BN des Verkäufers vergeblich ift, d. h. wenn man das Bedürfnifs und die Concurrenz des Käufers $=0$ fetzt, fo hat man $P=S$, (P drückt hier den Preis der Waare, S den darauf gewandten natürlichen Arbeitslohn aus) und der Gewinn des Käufers ift $=L$. Ift hingegen die Bemühung bn des Käufers $=0$, fo hat man $B=S+L$ und der Käufer hat keinen Gewinn, er mufs die ganze Gröfse bezahlen. Soll nun eine Waare aus der Hand eines der erften Verkäufer gehen, nach dem Werthe beftimmt durch $S+\frac{BN}{BN+bn}$ L und foll der Käufer fie blofs darum erworben haben, um fie aufs künftlichfte zu verarbeiten, fo wird diefer eine zweyte Claffe von Verkäufern bilden. S' foll der natürliche Lohn diefer zweyten Arbeit, L' diefe zweyte Gröfse, B' das Bedürfnifs des zweyten Käufers, N' feine Concurrenz, b' das Bedürfnifs des zweyten Verkäufers, n' feine Concurrenz feyn, es wird daher $S'+\frac{B'N'}{B'N'+b'n'}$ L' den Werth diefer zweyten Arbeit beftimmen. Läuft die nämliche Waare unter den Händen einer dritten Claffe von Verkäufern fort, um daran noch eine dritte künftliche Verarbeitung vorzunehmen: fo wird fich ihr Werth beftimmen durch $S''+\frac{B''N''}{B''N''+b''n''}$ L und fo fort bis auf die Claffe der Verzehrer. Jede Bemühung der verfchiedenen Käufer und Verkäufer, um von der Gröfse die Theile $\frac{bn}{BN+bn}$ L + $\frac{b'n'}{B'N'+b'n'}$ L' + u. f. w. abzuziehen, hat immer den Widerftand der Claffe der Verzehrer zur Stütze, an der fie fich fefthält, fie weift diefer Claffe ihren Gewinn an, weil diefelbe von der ganzen Gröfse L, L'L'' u. f. w. nur die Theile $\frac{BN}{BN+bn}$ L + u. f. w. bezahlt, welche den Gewinn des Verkäufers ausmachen." Unfere Lefer werden aus dem hier mitgetheilten Beyfpiele das Schwerfällige im Vortrage des Vfs. erkennen, und mit uns darin übereinftimmen, dafs die ftaatswirthfchaftlichen Sätze, welche der Vf. hier fo gelehrt auseinander zu fetzen fich bemüht, auf eine weit einfachere, fafslichere und populärere Art hätten vorgetragen werden können.

Im 4 Kap. wird der Geld-Umlauf im Staate und die Natur des Papiergeldes entwickelt, zugleich auch gezeigt, auf welche Art der Credit die Stelle des baaren Geldes vertritt, folglich den zum Umlauf der Waaren im Lande erfoderlichen Bedarf deffelben vermindert. Mit Recht eifert der Vf. gegen alle Geld-Ausfuhr-Verbote, und fucht ihre Schädlichkeit durch Beyfpiele zu erläutern.

Das 5 Kapitel befchäftigt fich mit der Auseinanderfetzung der Urfachen, welche auf Vermehrung oder Verminderung des Nationalvermögens wirken. Das Nationalvermögen ift nach dem Vf. die Anhäufung überflüffiger Arbeitsproducte, welche nicht verzehrt worden, und aus welchen alle Quellen des Einkommens entfpringen, folglich das Refultat des noch über die Confumtion vorhandenen Vorraths oder Überfchuffes an Arbeitsproducten. Die Vortheile, welche mit dem Vermögen verbunden find, beftimmen die Staatsbürger, fich daffelbe durch Arbeit zu erwerben. Diefe Vortheile aber beftehen 1) in dem *finnlichen Luxus* d. h. in dem Genufs, welchen nicht die Befriedigung eines abfoluten Bedürfniffes, fondern die Herbeyfchaffung einer endlofen Menge angenehmer Empfindungen gewährt, und 2) in der *Befriedigung der Prahlfucht.* Alle die Verzierungen, wovon die Wohnungen der Reichen ftrotzen, die Vergoldungen und Bildhauerarbeiten, welche die Kunft blofs zum Vergnügen unferer Augen mit Gefchmack vertheilt zu haben fcheint, find nichts anders als magifche Figuren mit der Infchrift: *Staunt, wie reich ich bin!* — Hr. *C.* zeigt in diefem Abfchnitt zugleich fehr richtig, dafs die Thätigkeit der Menfchen allein nicht hinreicht, Vermögen zu erwerben, fondern dafs die Sparfamkeit hinzukommen mufs, wenn die durch Arbeit hervorgebrachten Genufsmittel wirkliches Vermögen werden follen. — Im 6 Kap. bemüht fich der Vf. eine kurze Überficht aller in den vorhergehenden Abfchnitten enthaltenen Sätze mitzutheilen, und das Ganze durch eine Vergleichung des Umlaufs der Arbeitsproducte mit der Circulation des Bluts im menfchlichen Körper zu erläutern. Diefe Vergleichung fcheint uns jedoch etwas gezwungen und nicht überall paffend. — Das 7 Kapitel ift das intereffantefte und, befonders in praktifcher Hinficht, wichtigfte. Es werden hier die Hauptfätze des widerfinnigen mercantilifchen Syftems aus einander gefetzt, und ihre Falfchheit auf eine bündige und überzeugende Art dargeftellt. Vorzüglich verdient das, was über das Streben der einzelnen Staaten, auf Koften der übrigen fich zu bereichern, und über die zur Erreichung diefes Zwecks fo häufig gewählten Mittel, gefagt wird, allgemeine Beherzigung. Es kann nicht genug wiederholt werden, wovon alle Kenner ächter ftaatswirthfchaftlicher Theorie innig überzeugt find, was aber noch immer fo vielen Praktikern gar nicht einleuchten will, dafs jede Störung der freyen Anwendung von Capital und Fleifs nachtheilig auf den Nationalreichthum wirkt, und dafs nur unter dem Schutze einer allgemeinen Gewerbs- und Handels-Freyheit jeder Staatsbürger feine Fonds und Productiv-Kräfte auf diejenigen Zweige des Einkommens wendet, welche ihm am vortheilhafteften find, eben dadurch aber der Nationalreichthum am kräftigften befördert

wird. — Im 8. Kapitel kommt der Vf. zur eigentlichen Beantwortung der Preisfrage selbst. Er theilt in dieser Hinsicht eine kurze Theorie der Auflagen mit, und zeigt sehr richtig, dass nicht die Erde an sich, wie die Physiokraten wähnen, sondern vielmehr die Arbeit alles producire, was einen Werth hat, dass nur das, was einen Werth hat, Gegenstand der Auflagen seyn könne, und also auch die in einem Lande bezahlt werdenden Abgaben nicht den Grundeigenthümer ausschliesslich treffen. Wenn Hr. *C.* aber die Behauptung wagt, dass jede durch die Länge der Zeit geheiligte Auflage *gut*, jede *neue* hingegen gefährlich sey: so können wir ihm unmöglich beypflichten, denn es würde daraus folgen, dass jede Veränderung der bisherigen Steuer-Verfassung eines Landes, wäre auch die alte noch so sehr mit den Grundsätzen ächter Staatswirthschaft im Widerspruch, die neue hingegen ihnen vollkommen angemessen, nachtheilig wirke, welches doch offenbar falsch ist.

Im *letzten* Kapitel handelt der Vf. von Anleihen, zu deren Eröffnung ein Staat um seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, besonders in Zeiten des Kriegs, genöthigt wird. Mit Recht wird der Eröffnung einer Staatsanleihe der Vorzug vor der Erhebung einer ausserordentlichen Kriegssteuer eingeräumt, und die Gründe dieser Behauptung werden auf eine eben so fassliche, als überzeugende, Art entwickelt. Wenn aber Staatsanleihen im Allgemeinen als heilsame Aderlässe geschildert werden, vermittelst deren der allzugrossen Anhäufung von Capitalien vorgebeugt werden, und wodurch der Staatskörper eine neue Kraft erhalten soll; so ist Hr. *C.* offenbar im Irrthum, und er begeht leider denselben Fehler, dessen sich nach ihm Lord *Lauderdale* schuldig machte, welcher aus Besorgniss, es möchten in England *zu viele* Capitalien gesammelt werden, die Errichtung des von *Pitt* vorgeschlagenen Schuldentilgungs-Fonds widerrathen zu müssen glaubte. Es würde dem Rec., der seine Ideen über diesen Punct bereits früher dem Publicum mitgetheilt hat, leicht seyn, den Vf. vollständig zu widerlegen, da der Raum dieser Blätter aber zu einer solchen weitläuftigen Erörterung zu beschränkt ist, so begnügt er sich damit, den Lesern diesen Irrthum nur angedeutet zu haben.

Schliesslich bemerken wir noch, dass die deutsche Übersetzung dieses Werks im Ganzen gut gerathen ist; nur bleibt uns in Hinsicht auf Correctheit des Styls manches zu wünschen übrig. So steht z. B. S. IV der Vorr. *Sigill* statt Siegel; S. 97 *durchgeloffen* st. durchgelaufen; S. 137 *anderst* st. anders, *Kösten* st. Kosten; S. 171 *ersindt* st. erfindet u. dgl. m.; auch hätten wir erwartet, dass der Übersetzer den Werth des Originals durch Zusätze und Erläuterungen, wozu dasselbe so reichen Stoff darbietet, zu erhöhen bemüht gewesen wäre, denn die von ihm beygefügten Noten sind nur wenig befriedigend. M—d.

ARCHITEKTONIK.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Taschenbuch über Baumaterialien und Grundsätze zur Anfertigung der Bauanschläge, auf mehrere Provinzen des königl. preuss. Staats anwendbar.* Für angehende Baumeister und Bauliebhaber von *Heinrich Karl Riedel*, d. J. kön. preuss. geh. Ober-Baurathe. Mit Kupf. 2 Aufl. 1806. 352 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn gleich der Vf. nur einzelne deutsche Provinzen vor Augen haben konnte, und also nur für diese die Preise der Materialien und die Berechnungsarten des Arbeitslohns genau anzuführen im Stande war: so fehlt es natürlich doch auch nicht an Bemerkungen, die das Allgemeine betreffen, und also für jeden Architekten wichtig sind, wohin die Bestimmung des Verhältnisses der Menge Kalkes zu einer gewissen Anzahl Mauer- oder Feldsteinen u. s. w. gehört. Bauanschläge wird freylich ein Architekt, der nicht in den Gegenden bauet, für die diess Buch bestimmt ist, hiernach nicht entwerfen können, und ihm wird daher das schon völlig genügen, was *Gilly* in seinem Handbuche der Landbaukunst hierüber gesagt hat. Allein abgesehen davon, dass *G's.* Werk ziemlich kostbar ist, wird auch in einer besonderen Abhandlung über Baumaterialien mehreres ausgeführt werden können, als in einem Lehrbuche, das sich über alle Theile der Baukunst verbreitet. Eine Vergleichung beider Werke können wir aus mehreren Gründen hier nicht anstellen; aber wir können mit Überzeugung jedem Architekten das *Riedelsche* Buch anempfehlen, ohne dadurch bey ihm die Besorgniss zu erregen, als ob er etwas zweymal kaufen müsse, wenn er das *Gillysche* Handbuch schon besitzt. Übrigens ist der Vf. bey dieser 2ten Auflage von dem Plane der ersten nicht abgewichen: in der Hauptsache findet sich zwischen beiden Auflagen kein Unterschied, wenn gleich hie und da etwas Neues hinzugekommen seyn mag. K. j. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. Ohne Druckort: *Reise in die Gegend von Goldau und Lauwerz nach dem Bergfalle.* Von *A. L. Grimm.* 1807. 19 S. 8. (2 Gr.) — Diese kleine Reisebeschreibung soll mehr dazu dienen, die Leser zum Mitleid gegen die unglücklichen Einwohner jener verschütteten Gegend zu bewegen, als neue Aufklärungen über diese Schreckens-Erscheinung zu verbreiten. „Alles ist hier, heisst es S. 8, viel grösser und furchtbarer. Was hier das Herz fühlt, nicht Worte, geschweige todte Federzüge, können es aussprechen. Selber muss man dastehen und staunen und trauren, alle Beschreibung reicht nur, um die Sache im kleinen darzustellen." Ausführlich ist die Geschichte der Magd aus ihrem eigenen Munde erzählt, die auf dem Kopfe stehend, rings vom Schutte eingepresst, mehrere Stunden unter der niedergestürzten Masse zubringen musste. Angehängt sind Berichtigungen einiger kleinen Irrthümer, die sich in die vorigen Erzählungen eingeschlichen haben. So ist z. B. der Thurm von Lauwerz nicht unbeschädigt eine Strecke fortgerückt worden, sondern steht noch unverrückt auf seiner alten Stelle; aber der Zeiger der Uhr zeigt noch die Minute des furchtbaren Ereignisses an. Die Zahl der Verunglückten ist, wie sie die Badische Wochenschrift angab, 472.

KR.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 SEPTEMBER, 1807.

PHYSIK.

Glogau, in d. n. Güntherischen Buchh.: *Retifs philosophisches System der gesammten Physik* oder *die Philosophie des Herrn Nikolas.* Aus dem Französischen übersetzt. III Th. 1804. 272 S. 8. (1 Thlr.)

Wir haben bey Beurtheilung der beiden ersten Bände (J. A. L. Z. 1805. No. 120) den Geist und Gehalt dieses Werkes dadurch zu charakterisiren gesucht, dass wir die unordentlich darin zerstreuten Ideen und Ansichten in näheren Zusammenhang brachten, und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einer Einheit auffassten. Daher dürfen wir uns bey der Erscheinung dieses letzten Theils mit der blossen Anzeige seiner Existenz begnügen, und dieses um so mehr, da derselbe, dem bekannten Gange des Vfs. getreu, in wahrhaft regressiver Bewegung zu den Gegenständen der beiden ersten zurücktendirt, und nur in einzelnen, gleichsam zufälligen, Nebenzügen, die sich alle auf willkührlich gewählte verschiedene Ansichten *desselben* Objects, bey unverändertem Augenpuncte und gleicher Beleuchtung zurückführen lassen, den oberflächlichen Schein des Fortschreitens zu erhalten gesucht. Am meisten ist dieses der Fall in den 12 Postscripten (3—14) womit dieser Theil beginnt (1 und 2 gehören noch zum zweyten Theile). Sinnreich, doch nicht neu, noch weniger genügend, sind des Vfs. Meinungen von der Art, wie die Sonnenstralen die Planeten berühren, und seine Polemik gegen *Büffons* Hypothese über den Wechsel des festen Landes und Meeres durch die Bewegung des letzteren von Osten nach Westen. Überhaupt ist er, wie leicht zu erachten, ein heftiger Gegner *Büffons*, dessen kosmogonische Ideen ihm kindisch, abgeschmackt, und beynahe als Wahnsinn erscheinen. *Büffons* Phantasie ging einen anderen Weg. Wir werden hier ferner unterhalten mit ausgedehnteren Analogien über die Schmarozerthiere der Erde, wozu jetzt noch Würmer im Inneren des Planeten, von wenigstens drey Erddurchmessern, sich hinzugesellen; — über das Alter der ungeheueren Riesen von 21 Lieus a 180,000 Jahren bis zu 25, 20 und 15 Fuss, in 20 Generationen, à 120 Jahren, ferner, eine Stufenleiter der Sinnlichkeit, des physischen und moralischen Guten und Übels. Auch erhalten wir hier ein *Namensverzeichniss* (!) der Planeten, welche man jenseits des Uranus *vermuthet*, aus den *Lettres du Tombeau*, — Pallas, Pan, Marsyas, Herkules, Neptun, Triton, Nereus, Thetis, Latona, Ino, Phokas und Proteus; und als Zugabe noch die sechs zwischen der Sonne und dem Merkur, die man nie sehen wird, Argus, Hierax, Io, Cybele, Pluto und Proserpina. Die absolute Analogie löst sich hier allenthalben, an ihren Grenzen, in Dunst auf. Einen Schritt zurück — und wir unterschreiben willig, was Hr. *R.* S. 59 von sich selbst sagt: „es muss von Zeit zu Zeit solche Menschen geben, die (ich darf es sagen) wie ich, sich in das Reich der Möglichkeiten schwingen; solche Menschen, welche die Trägen anfeuern, und dem Gelehrten etwas von seiner langsamen und abgemessenen geometrischen Steifigkeit benehmen, indem sie seine Einbildungskraft durch *Erstaunen* aufregen." — Man sieht, Hr. *R.* kennt seine Landsleute.

Der nächste Abschnitt hat die Darstellung der von anderen Schriftstellern ersonnenen *Weltsysteme* zum Gegenstand. Die Kosmo- und Geogenien der Chinesen, der Ägyptier, der Hindus, der Epikureer, der Phönizier und Hebräer, ferner die Systeme des Thales, Belus, Senekas, Buruets, Whistons, Woodwards, Fontenells, Delucs, Rays, Stenons und Morros, Huttons, Pallas, Saussürs, Dolomieus, Patrücs, Descartes und Leibnitzens, Maillets, Büffons, Linnées, Bourguets, Berniers, Lametheries, Laplaces, Mirabeaus und Düponts werden, mehr oder weniger vollständig, zum Theil mit seltener Klarheit und Deutlichkeit, dargestellt, und von dem Standpunct der Philosophie des Hn. *Nikolas* aus beurtheilt. Es gewährt ein seltenes Schauspiel, diese verschiedenen Lehrgebäude, wie geplagte Geister, vor einem, dessen Leib sterblich ist, wie es die übrigen waren, durch eine übermüthige Zauberformel in ihrer Nacktheit zum Gespötte hingebannt zu sehen, dass ihre Blösse, neben dieser körperlichen Wohlbeleibtheit, recht offenbar werde. — Sie wollen, wenn ihr Urtheil gesprochen ist, schnell von dannen eilen; aber der höfliche Franzose giebt ihnen wohlmeinend das Geleite, dass er sie sicher an dem Gebiete der Philosphie vorüberführe. — Hn. *R's.* Urtheile über mehrere hier vorkommende Hypothesen sind zum Theil sehr scharfsinnig, und treffen den rechten Punct, und eben so durchgreifend sind oft die Ähnlichkeiten und Beziehungen, die er zwischen jenen und seinen Grundsätzen auffindet. Einige der älteren aber hat er sich doch erst zu diesem Behuf zurichten müssen. Vorzüglichen Beyfall schenkt er den Lehrsätzen der Chinesen, der Ägyptier, der Hindus, und unter den neueren Maillets, Lametheries und Düponts. Mirabeau geräth doch hie und da selbst über das weite Gebiet der Philosophie des Hn. *Nikolas* hinaus. — Am ausführlichsten ist, ausser

Mirabeaus System, noch das von Lametherie, Laplace und Düpont behandelt. Bey Gelegenheit des ersteren giebt uns der Vf. einen gedrängten Überblick seiner eigenen Kosmogenie, mit besonderer Beziehung auf die Bildung der Erde und der Planeten: „Gott, die Quelle von Allem, ist eben das, was seine Werke sind, aber die *Art* des *Daseyns* ist bey diesem Urwesen nicht dieselbe, wie bey den Sonnen, der wirkenden Ursachen durch welche er die Natur hervorbringt." Auf gleiche Weise unterscheiden sich alle mittelbar aus Gott durch die höheren Wesen hervorgegangenen Geschöpfe von demselben nur durch die Art *ihres Daseyns*. Nun ist aber das Urwesen der Natur *Leben* und *Verstand*, mithin müssen alle durch sie und aus ihr erzeugten Wesen des Lebens und des Verstandes theilhaftig seyn. Wenn also die Sonne den Planeten, als Kometen, in der Form eines *Dunstes*, der mit feinen Schlacken der Sonne geschwängert ist, ausstöfst: so beginnt in ihm, sobald sich dieser Dunst, der ursprünglich die Dichtigkeit unseres jetzigen Wassers unter dem Aequator hat, mehr verdichtet, die ursprüngliche Krystallisation, nicht blofs chemisch, sondern organisch, — wie die Frucht im Schafhäutchen in dem Leibe der Mutter, oder die des eyerlegenden Thiers im Ey, krystallisirt. Zugleich wird das Wasser, im Krystallisiren, mit dem Stoffe der Schlacke verbunden, wo es statt des Leimes dient, und eben auf die Zusammensetzung der harten und weichen Körper ist das Wasser verwendet worden, das von der Erde verschwunden ist, — und seine stetig fortschreitende Abnahme beruht auf dem Festwerden desselben in Muscheln und thierischer Production, mittelst welcher es im Meere in Marmor, Kalkstein u. s. w. übergeht. Für die Entstehung der Metalladern, wozu freylich diese Theorie nicht hinreicht, hat der Vf. die hohe Kraft seiner Riesen, die sonst leicht der Erde sehr verderblich hätten werden können, zweckmäfsig, zum Besten der Nachwelt, zu verwenden gewufst.

Mit §. 464 geht die Philosophie des Hn. *Nikolas* auf das Gebiet der Moral und des geselligen Vereins der Menschen zum Staat über, und knüpft die Lösung aller Probleme an die Beantwortung der Frage: „Ist es möglich, dafs Gott mit dem Menschen rede? Kann der Mensch mit Gott reden?" an. Es wird nicht schwer seyn, zu errathen, welche Resultate aus der Anwendung der absoluten, *physischen* Analogie auf diese Sphäre der höheren, geistigen Einheit in Kirche und Staat, hervorgehen müssen. Alles weist uns hier auf jene Periode des forcirten Atheismus, der seine Verwandtschaft mit der Religion, die er so genialisch frevelnd mit Füfsen trat, durch die Leichtigkeit bewiesen hat, mit welcher er, seiner Aufgeklärtheit unbeschadet, als es für gut gefunden wurde, wieder in sie übergehen konnte. Absolute Gottesläugnung, Spott über den Glauben an Offenbarung, und Schmähung der christlichen Religion, als eines künstlich ersonnenen Betrugs, zu welchem sich eine verschworne Bande von Jahrhunderten zu Jahrhunderten die Hände bot, sind nur die negativen Theile des Unsinnes, den der Vf. hier vorbringt; der positive aber ist noch dazu langweilig und veraltet, und dürfte leicht wieder als *das* erkannt werden, was man lange genug in vielen Ländern und Reichen der Welt unter dem Namen Philosophie heimlich geliebt und öffentlich geschimpft hat, wie man gewisse Bücher beym Eintreten eines Fremden versteckte, um über sie reden zu können, über die man jetzt weder denkt noch spricht, weil man sie öffentlich liest. Mit einigem Behagen sieht man in dem folgenden §. das ganze philosophische System, zum Triumph seiner Consequenz, und zur reinesten Offenbarung seines höheren Ursprungs, aus dem Allgemeinen einer ganzen Bildungsepoche, mit Toilettenvorschlägen für Damen, und mit einem poetisirenden Commentar zu *Nevisans: Triginta haec habeat, quae vult formosa videri*, welches zugleich im Original beygefügt wird, schliefsen.

Die Übersetzung, die übrigens leicht und ungezwungen den Inhalt ihres Originals wiedergiebt, und gröfstentheils frey von Gallicismen ist, trägt doch an mehreren Stellen deutliche Spuren der Unbekanntschaft ihres Urhebers mit der eigentlichen, naturhistorischen Nomenclatur, und mit dem methodischen Theil der Naturwissenschaften überhaupt. Schon in den beiden ersten Theilen sind uns mehrere Belege hiezu aufgefallen, die wir aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen mufsten. Hier wollen wir nur, aus diesem dritten Theile, die *versteinerten Wassertropfen* (*Madrèpores*), und *Warzensteine* (Stalagmiten) anführen. *Stabilité* wird S. 161 unrichtig *Stillstand* der Meere übersetzt, wo es durch *Gleichgewicht* ausgedrückt werden sollte. *Empfindsamkeit* wird öfters unrichtig für *Sensibilität*, oder, wenn diese hier mehr *in concreto* genommen werden soll, für: *Empfindungsfähigkeit* gebraucht. *Ellypse* und andere Fehler der Rechtschreibung sind vielleicht Versehen des Setzers. * * s.

CHEMIE.

Berlin, b. Schüppel: *Chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen*, entworfen von Dr. *Dav. Ludw. Bourguet*. Fortgesetzt von Dr. *Jer. Benj. Richter*. 6 Band. 1805. 264 S. 8.

Ebendaselbst: *Anhang zum sechsten Bande*, enthält *Supplemente* A—Z. Mit fortlaufender Seitenzahl des vorigen Bandes. 423 S. 8. (beide 1 Thlr. 16 gr.)

Der 6 Band fängt mit dem Artikel *Verpuffung* an, und schliefst mit *Zwischenmittel*. Auch hier hat der Vf. allen Fleifs aufgewendet, seinem adoptirten Kinde eine sehr reichliche Aussteuer mitzutheilen; allein es wird dessen ungeachtet sein Glück nicht machen. Der einmal fehlerhaft und schief angelegte Plan des Hn. *B.* konnte nicht mehr abgeändert werden, und die vielen Zusätze, welche *Richter* nachlieferte, ergänzen zwar zum Theil das Fehlende, ohne jedoch in das Ganze Einheit zu bringen. Wir beziehen uns übrigens ganz auf unser über die vorigen Bände gefälltes Urtheil, (1805. No. 295) und wollen hier nur einige Bemerkungen über die Hauptartikel dieses Bandes hinzufügen.

Der Artikel *Verwandtschaft* hat uns am wenigsten befriediget; durch *Berthollets* neue Affinitätslehre kömmt der Vf. ins Gedränge; er sucht daher die Hauptsätze derselben mit der alten Ansicht zusammen zu schmelzen, um seine Stöchyometrie zu retten, welche Bemühung vergeblich ist. Bey dem Artikel Wärme hätten wir sehr gewünscht, dass der Vf. auf die neuen Versuche des scharfsinnigen *Rumford* Rücksicht genommen hätte. Bey der Erzeugung des Wassers vermissen wir den Versuch aus Oxygen- und Hydrogen-Gas durch blosse Compression Wasser hervorzubringen; auch hätte die Wasserzerlegung vermittelst des Galvanismus, und die neuere Ansicht dieses Processes nicht übergangen werden dürfen. Unrichtig ist es, wenn der Vf. auch dem reinsten Wasserstoffgas einen unangenehmen Geruch beylegt, denn das reine, vermittelst der Volta'schen Säule aus dem Wasser erhaltene, Hydrogengas ist völlig geruchlos, und hierin liegt eben der Beweis, dass sich nur auf diesem Wege ein reines Wasserstoffgas darstellen lässt. Bey dem Zinnober sind die von *Bucholz* gemachten Erfahrungen über die Bereitung des Zinnobers auf nassem Wege nicht angegeben worden. Der Vf. hält den Zinnober für eine Verbindung von Quecksilberoxyd und Schwefel. Bey dem Artikel Zucker hätten wohl die verschiedenen Versuche erzählt werden können, welche man angestellt hat, um aus deutschen Vegetabilien, vorzüglich aus Runkelrüben, Zucker zu bereiten, sowie die Hindernisse hätten bemerkt werden müssen, die sich der deutschen Zuckerfabrication im Grossen entgegen stellen.

Der Supplementband enthält in praktischer Hinsicht manche sehr interessante Zusätze. So finden wir eine leichte Methode, das blausaure, oder wie der Vf. es nennt blutsaure, Kali durch Glühen vom Eisenoxyd zu befreyen. Hn. *Bucholz* gelang indessen dieses Verfahren nicht nach Wunsch. Es scheint aber das Gelingen von der angewandten Temperatur abzuhängen. Als Nachtrag zum Art. Bley, ist das braune Bleyoxyd angeführt; unter Kampher findet man die künstliche Erzeugung dieser Substanz aus Terpentinöl und salzsaurem Gas, die *Trommsdorf* bekannt machte. *Richter* glaubt daraus schliessen zu müssen, dass der Kampher ein durch Säuren verdicktes Öl sey, glaubt aber, dass es sehr verschiedene Kampherarten gebe, worin die verdickende Säure eben so verschieden, als das dem Kampher zur Grundlage dienende Öl sey. Eine Meinung die nicht unwahrscheinlich ist, und Aufmerksamkeit verdient. Der Art. Cerium handelt diese neuentdeckte metallische Substanz ab, die *Klaproth* anfangs für eine Erde hielt, deren Metallität aber jetzt von *Hisinger* und *Erizelius* erwiesen ist. Bey dem Chromium findet man die Abscheidung des Chromoxyds aus dem Serpentinstein ausführlich beschrieben. Der Art. Erz hat in dem Zusatze eine kurze Beschreibung der Bearbeitung der verschiedenen Erze im Grossen erhalten, die aber sehr oberflächlich und mangelhaft ausgefallen ist. Der Vf. verweist bey diesem Artikel bloss auf das *Schlütersche* Werk, und führt *Lampadius* vortreffliches Handbuch der Hüttenkunde nicht einmal an. In dem Artikel Fettsäure sucht er Hn. *Rose* zu widerlegen, der behauptete, dass die vom Vf. producirte Fettsäure nichts anders als eine unreine Salzsäure gewesen sey; widerlegt aber Hn. *Rose* wirklich nicht. Bey dem Zusatz von Flussäther vermissen wir *Trommsdorffs* Untersuchung dieses Äthers. Zu dem Art. Gold fügt der Vf. hinzu, dass der Goldpurpur kein Gemische aus Goldoxyd und Zinnoxyd sey, sondern vielmehr aus metallischem Golde und vollkommenem Oxyde bestehe. Es sey daher auch nicht das Goldoxyd was die Gläser roth färbe, sondern das sehr fein zertheilte Gold ertheile dem Glase die rothe Farbe; sey die Hitze so stark, dass das Gold in Körnchen zusammenfliessen könne, so verschwinde die rothe Strahlenbrechung. Allein diese Behauptung hat nicht nur die Analogie gegen sich, sondern stimmt auch gar nicht damit überein, dass sich der Goldpurpur in Salzsäure auflösen lässt. Daher hat die gewöhnliche Annahme, dass der Goldpurpur aus unvollkommenem Goldoxyde und vollkommenem Zinnoxyde bestehe, weit mehr für sich. Zu bemerken ist auch noch, dass Golddrähte an den + Pol der Volta'schen Säule in reinem Wasser allmählich purpurfarbig anlaufen, eine Erscheinung, die durchaus nicht mit Richters Behauptung übereinstimmt. Bey dem Art. Harn vermissen wir als Zusatz die neuen Untersuchungen von *Fourcroy*, *Vauquelin* und *Proust* über diesen Gegenstand, auch ist der Harnmaterie kein besonderer Artikel gewidmet worden. Bey dem Kohlenoxydgas hätten doch auch *Berthollets* Versuche und Bemerkungen mit in Betracht gezogen werden müssen, die der Vf. aber gar nicht erwähnt. Unter dem Art. Metall sind die in der rohen Platin entdeckten Metalle kürzlich aufgeführt; das von den französischen Chemikern entdeckte ist allerdings benannt worden, *Tennant* nennt es Iridium. Warum der Vf. bey dem Molybdän *Bucholz's* Abhandlung nur citirt, und ihre Data nicht näher angiebt, ist schwer zu begreifen; freylich würde der Leser wieder einen auffallenden Beweis gefunden haben, wie wenig man sich auf die Versuche verlassen kann, die Hn. *Richters* stöchyometrischen Berechnungen zum Grunde liegen. Der Art. Nickel enthält sehr ausführlich die vom Vf. über diesen Gegenstand angestellten Versuche und Entdeckungen, und unter Nickolan beschreibt er ein sogenanntes neues eigenthümliches Metall, das aber höchst wahrscheinlich eine Nickelverbindung ist. Das Palladium scheint neueren Untersuchungen zu Folge doch nicht, wie *Chenevix* behauptete, eine Verbindung von Platina und Quecksilber, sondern eine eigenthümliche metallische Substanz zu seyn. Unter den Zusätzen zu dem Art. Schwefel vermissen wir *Westrumbs* richtige Entdeckungen, die er in seiner bekannten Schrift: *die Schwefelbäder zu Eilsen* u. s. w. mitgetheilt hat. Die Entzündung des geschwefelten Wasserstoffgases durch concentrirte Salpetersäure S. 415, hat *Trommsdorff* schon viele Jahre früher, als *Lichtenberg*, beobachtet. Die richtigen Versuche, welche *Chenevix* mit den süroxygenirten salzsauren Salzen angestellt hat, sind nicht nachgetragen worden, und so fehlen noch

manche Entdeckungen, die schon gemacht und bekannt waren, ehe der Vf. diesen Supplementband herausgab. An Druckfehlern mangelt es übrigens diesem Bande eben so wenig, wie den vorhergehenden.

C. E.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues Taschenbuch für Kinder zum Nutzen und Vergnügen auf 1805, in angenehmen Erzählungen und Geschichten*, zur Bildung und zum Sprachunterricht herausgegeben von *M. Fr. Herrmann*. Ohne Jahrzahl. XXXIV u. 197 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel: *Harry and Lucy. A tale for instruction and amusement of youth by Mr. R. L. Edgeworth. Heinrich und Lucie.* Eine belehrende und unterhaltende Geschichte für Kinder von *Mr. R. L. Edgeworth*. Herausgegeben von *M. Friedr. Herrmann*. Zwey Theile. Mit Kupfern. (Englisch und deutsch.)

Desgleichen unter dem Titel: *Henri et Lucy. Histoire instructive et amusante pour la jeunesse etc.* Französisch und deutsch.

Diese Schrift hat den Zweck, Kindern, welche nur eben zu lesen angefangen haben, eine Lectüre in die Hand zu geben, die, in einer ihren Fähigkeiten angemessenen Sprache und Darstellungsart, sie mit allen nützlichen Gegenständen bekannt mache, und ihnen über dieselben Belehrung ertheile. Sie ist besonders auf hohe Anschaulichkeit und stille Lebendigkeit der Begebenheiten berechnet, und daher viel Fleiss auf schlichte Deutlichkeit der Sprache verwendet. In letzter Hinsicht sagt der Vf., er habe elliptische Redensarten und metaphorische Ausdrücke vermieden; häufig die Substantiva, statt Fürwörter zu gebrauchen, wiederholt; die Eleganz überall der Deutlichkeit aufgeopfert, und sich überhaupt die äusserste Mühe gegeben, den Styl für Kinder verständlich zu machen. Sie verdiente eine deutsche Bearbeitung und durch Hn. *H.* ist ihr eine gute zu Theil geworden. Mit Vorbedacht liess der deutsche Herausgeber einige Stücke, die offenbar nur für die englische Jugend berechnet waren, in der Übersetzung sowohl, als in dem gegenüber gedruckten Originale weg, und gab so, indem er das Locale und Nationelle vertilgte, der Schrift ein allgemeines Interesse. Die Art und Weise, wie Hr. *H.* sein Original wiedergegeben — er hat den Ton, in welchem der Vf. erzählt, nachzubilden gesucht — ist ihm, wenn von einer freyen Bearbeitung die Rede ist, gelungen: wenn aber, was der Titel verspricht, das Buch auch beym Unterricht in der englischen und resp. französischen Sprache mit Nutzen gebraucht werden soll: so hätte sich wohl die Übersetzung noch genauer an das Original halten, (was auch an mehreren Stellen, ohne dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten, hätte geschehen können) und nicht einerley Übersetzung dem englischen und französischen Texte beygegeben werden sollen. Doch das hindert nicht, das Buch als eine sehr angenehme und nützliche Lectüre zu empfehlen.

S. S.

KURZE ANZEIGEN.

Chemie. *Leipzig*, b. Gräff: *Die Kunst, alle Arten der besten und neuesten, sowohl schwarzen, als buntfarbigen Tinten zu machen.* Auch unter dem Titel: *Geheimnisse, alle Arten Tinte zu machen, und mit Muscheln, Gold und Silber zu schreiben.* Vierte ganz veränderte und verbesserte Auflage. 1804. 8. 94 S. (5 gr.) Auch diese neue Auflage ist bey weitem nicht so fehlerfrey, als sie seyn könnte. Wir wollen hier nur einige Fehler, die uns aufgestossen sind, anzeigen, und einige Stellen, die einer Umänderung bedürfen, namhaft machen. Der Vf. theilt viele Recepte zu guten und selbst, wie er sagt, zu vortrefflichen Tinten mit; aber eine gute Tinte muss, neben anderen Eigenschaften, auch die besitzen, dass sie nicht schimmelt. Da nun der Vf. hie und da Mittel angiebt (und auch mehrere male z. B. S. 10, vgl. mit S. 25. 41 u. s. w. wiederholt,) welche das Schimmeln hintertreiben sollen: so können wohl die nach seinen Vorschriften bereiteten Tinten, weil sie eines solchen Mittels bedürfen, nicht ganz gut seyn, und ein künftiger Herausgeber dieses Werkchens wird also ein oder einige Recepte zu besseren Tinten beyfügen, und mehrere von denen, die hier stehen, wegstreichen müssen. S. 2 lesen wir die Worte: „wenn man die Tinte abgegossen hat, so kann man sie (um mehr Tinte zu erhalten,) nochmals mit blossem Wasser anfüllen," der Vf. hat sich aber hier nicht richtig ausgedrückt, und diese Stelle bedarf folglich einer Verbesserung. Eben so andere, z. B. S. 28, wo behauptet wird, dass der europäische Gallus nicht zum Schwarzfärben tauglich sey; S. 27, wo unter den Surrogaten der Galläpfel die Libidibibohne, die doch die Färber schon seit mehreren Jahren als einen guten adjectiven Stoff zur Bereitung schwarzer Farben kennen, und die Rec. selbst zuweilen mit Vortheile zur Verfertigung der Tinte gebraucht hat, mit aufzuführen vergessen worden ist, S. 55, wo Reissbley statt Wasserbley stehen muss u. s. w. Der Verleger hat daher bey einer neuen Auflage darauf Bedacht zu nehmen, dass sie von einem Gelehrten besorgt werde, der mit den hier behandelten Gegenständen besser bekannt ist, als der, welcher den vor uns liegenden Abdruck herausgegeben hat.

ex.

Leipzig, b. Fleischer: *Pharmaceutische Erfahrungen vorzüglich die Receptirkunst betreffend.* Zum Nutzen ausübender Apotheker, von einem deutschen Collegen. Mit einer Vorrede des Hn. Dr. und Hofrath *Mönchs* zu Marburg. 1804. 146 S. 8. (14 gr.) Dieses anspruchlose Schriftchen ist den Lehrlingen der Pharmacie mit Recht zu empfehlen. Denn wenn es auch eben nicht neue Wahrheiten enthält, wodurch die Kunst bereichert wird: so handelt es doch einen wichtigen Gegenstand derselben das Receptiren, ab, dessen schlecht besorgte Ausübung manchen Arzt um Credit bringen, und manchen Kranken das Leben kosten kann. Leider! aber lehrt ja die Erfahrung, dass oft in den Apotheken das Receptiren von leichtsinnigen Menschen nachlässig genug besorgt wird, und es ist dem ungenannten Vf. daher gar nicht zu verdenken, dass er junge Pharmaceuten auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam zu machen bemüht ist, und sie mit der Vorsicht, der Ordnung und den Handgriffen bekannt zu machen sucht, welche bey dem Receptiren angewendet werden müssen. Ausserdem theilt der Vf. auch über verschiedene arzneylich-chemische Präparate seine Bemerkungen mit, die wenigstens geprüft zu werden verdienen, wenn man ihnen nicht gleich beypflichten sollte.

F. F.

Erfurt, b. Hennings: *Systematisches Handbuch der gesamten Chemie*, von Dr. *Joh. Barth. Trommsdorff*, Prof. zu Erfurt. VIII Band. 1807. (1 Thlr. 4 gr.) Dieser Band enthält bloss Zusätze zu den vier ersten Theilen, welche durch die während der Herausgabe des ganzen Werkes gemachten Entdeckungen nöthig geworden sind. Auch hier ist die Vollständigkeit, womit alles zusammen getragen ist, sehr zu loben.

ER.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER 1807.

GESCHICHTE.

WIEN, b. Doll: *Österreichischischer Plutarch*, oder *Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates.* Von *Joseph Freyherrn von Hormayr.* Erstes bis fünftes Bändchen. 1807. Mit 20 Kupf. 782 S. in 8.

Wenn ein in den Diensten eines Hofes glücklich aufblühender Geschichtschreiber, nebst dem Leben der Landesregenten, die Biographie grofsentheils der Voraltern der mächtigsten Personen an dem Hof und in dem Staat, wo er lebt, ohne die gewöhnlichen Belege für die Ächtheit ihrer Geschlechtregister und mehrere andere Hauptfacta, unter seinem Namen und in der nämlichen Stadt herausgiebt: so möchte wohl Mancher einen lobrednerischen Ton befürchten. Allein der Freyherr *von Hormayr* hat durch diese gefahrvollen Klippen mit vieler Wissenschaft, Klugheit und Ehre glücklich durchgesteuert. Er hatte schon einen zu rühmlichen Namen als gründlicher Geschichtforscher mannichfaltig verdient, hat auch zu viele Weltkenntnifs, als dafs er jenen durch unerweisliche Angaben würde compromittiren, oder vor der Welt von dem ansehnlichen Rang eines ächten und freyen Geschichtschreibers zu dem eines Lobredners herabsteigen wollen. Wenn er die genaue Anführung der Quellen unterläfst, welche, mit Vermeidung alles pedantischen Anstrichs, ein so gelehrter Mann doch leicht auf die letzten paar Seiten jedes Bändchens concentriren konnte: so war er gewifs von der wichtigsten Pflicht ganz durchdrungen, die er dadurch sich auflegte. Wer seine Gewährsmänner nennt, steht für nichts, als dafs sie *das* wirklich sagen; wer sie nicht angiebt, steht dafür, dafs gesunde, historische Kritik seine Erzählung allzeit gründlich finden wird. Wenn sich in einer, den Hof oder diesen und jenen Grofsen betreffenden, Angabe früh oder später eine Unrichtigkeit findet: so erscheint von dem an so ein Werk in einem zweydeutigen, und wenn das mehr geschieht, in einem nachtheiligen Licht, verliert Interesse und Kredit. Dem Verfasser, welchem an seinem Namen liegt, und dem *ernsten* Leser (andere mag der Geschichtschreiber nicht) ist Anführung der Quellen allzeit am bequemsten. Wer hat sie alle? Und wer weifs die verborgenen? Wer aber die Fonds angiebt, auf denen seine Tratten ruhen, wird immer, wenn auch nicht den Ruhm des reichsten, doch des redlichen Kaufmanns verdienen.

Nach dieser Bemerkung, welche der Rec. nicht unterdrücken konnte (es liegt zu viel daran, dafs die deutsche Historiographie nicht nur den Ruhm der Gründlichkeit nicht verliere, sondern dafs man dieser Tugend sich auch nicht schäme), dürfen wir mit so besserem Gewissen bezeugen, dafs, wenn diese und jene Nachricht aus Familienpapieren von uns nicht gewürdiget werden kann, hingegen die *eigentliche Geschichte* von dem Verf. mit genauer Wahrheit erzählt worden ist. Es herrscht in seinem Werke ein guter und vaterländischer Geist. Nicht nur der österreichischen, sondern der deutschen Jugend ist es zu empfehlen. Es ist nicht zu leugnen, dafs in den grofsen Kämpfen, die Österreich bestanden hat, bey dem eher entfernenden Sittenton voriger Zeiten, und bey einer gewissen literärischen Überlegenheit anderer, den Charakteren verschiedener Kaiser und Grofsen gehörige Gerechtigkeit nicht widerfahren ist. Vieles ist überhaupt unbekannt geblieben. Von einem inländischen angestellten Schriftsteller ist ohne Unbilligkeit nicht zu fodern, dafs er die nachtheilige Seite auffallend ausmahle: Er liefere nur, mit Beweisen, das verkannte Gute und Edle, jenes Ehrenwerthe, das in Habsburg zu seyn pflegte, das Eigenthümliche, wodurch in so mancher Noth Hülfe geschafft wurde. Anderes haben andere zum Überflufs erwähnt.

Jedes Bändchen enthält vier Biographien, von Regenten zwey, eben so viele von Unterthanen: *Rudolph von Habsburg.* (Das Rheinau, wo Hartmann unterging, S. 42, scheint, nach Rymer's Acten, das elsassische, nicht das thurgauische.) *Albrecht I.* (Eine vortreffliche Bemerkung S. 64. bey Anlafs der ersten Schweizer, über die Ungereimtheit, grofse Thaten der Feinde leugnen zu wollen. Überhaupt die lobenswürdigste Unparteylichkeit.) Des westphälischen Friedens Mitstifter, der weise *Trautmannsdorf.* (Über seine Religionsänderung finden wir nichts.) *Wallenstein* (zu S. 86: Dafs Verdienste der Ausländer meist hervorleuchtend waren, ist sehr natürlich: Ohne solche wären sie nicht berufen worden, und sie wagten sich ohne angeborne Pflicht. Zu S. 120 eine Kleinigkeit: Nach der Schlacht bey Leipzig — Sept. 1631 — war nicht mehr auf Bethlen Gabor zu zählen; er starb im Nov. 1629. Vortreffliche Bemerkungen über Wallenstein S. 141: Von dem grofsen Geheimnifs (auch unserer Tage), das Heer in beständiger Spannung zu erhalten.) Im zweyten Buch: *Friedrich der Schöne;*

Albrecht der Lahme. Viele edle, erhebende, deutsche Fürsten ehrende Züge. Dafs S. 25 Leopolds Gemahlin *Ifabelle* genannt wird, ist wohl Druckfehler für *Catharine.* Der verdienstvolle Schöpfer der österreichischen Artillerie, Fürst *Wenzel von Lichtenftein.* Der grofse *Hungad.* Sehr gute Bemerkung S. 151, wie Überwundenen meist nur Einer gefehlt. Auch der Recenf., als ihm vor Jahren von 300,000 gesprochen wurde, welche einen Feldzug nothwendig sieghaft endigen würden, sagte, er bedaure blofs, dafs der 300,001*fte* fehle, der die übrigen führen sollte. Im dritten Buch, *Leopold der Biderbe*, jener bey Sempach ruhmvoll umgekommene *Ernft der Eiferne*, Vater Friedrichs III. (S. 8. Pius III. Druckfehler für Pius II. So S. 17 steht Grofsmuhme statt Grofsmutter. S. 46 f. sehr gute Betrachtungen über den Verlust der habsburgischen Stammgüter, und über des tirolischen Friederichs *nachahmungswerthefte* Weisheit.) *Der Cardinal von Dietrichftein.* Ferdinands II Hof ist überhaupt sehr merkwürdig, und, wie er selbst, immer noch entstellt oder nicht gehörig bekannt. — Eben so wünschen wir eine umständlichere Beschreibung von dem inneren Wesen des weisen, hausväterlichen, ersten Ferdinands, in diesem Plutarch. — Der grofse *Eugen.* Wie richtig S. 79: Savoyen seit 1560 Ideal der Politik eines Zwischenstaates. Übrigens die Lebensbeschreibung sehr gut. Wir wünschten nur immer weniger Universalhistorisches, inniger das Persönliche, recht viel Umständliches darüber. Bey den dem Vf. zugänglichen Quellen ist es auch beyzubringen: Sollten statt 20, in einem Jahr nur fünf Biographien kommen, sie würden ungleich anziehender, sie würden eine unentbehrliche Quelle werden. Viertes Heft: Kaiser *Albrecht II*, und, weil die Regenten *alle* vorkommen sollen, des unbedeutenden *Ladislafs* merkwürdige Zeit. Hierauf einer der vornehmsten österreichisch. Feldherren, Graf *Guido v. Starhemberg* und Friedrichs Gegner, *Dhaun.* (S. 1, ein Verschreiben: Dieser sächsische Wilhelm, der Kaiser Albrechts Tochter hatte, war nicht Kurfürst.) Fünftes Heft: Kaiser *Friedrich IV* (der Gewohnheit wegen würden wir ihn, ohne Abbruch Friedrichs des Schönen, dennoch den Dritten nennen, weil diese Zahl nur die vom Papst persönlich gekrönten andeutet); der verdienstvolle, genialische *Maximilian I.* S. 159: ein sehr merkwürdiger Auszug seines *Memorienbuchs.* Er wäre wohl würdig, von dem Verfasser einst ausführlicher beschrieben zu werden; wenige Fürsten waren so ideenreich, und er hat eine liebenswürdige Biederkeit, welche viele Theilnahme erregt. So freuen wir uns auch auf Maximilian II und Joseph den Ersten. Eine schwere Aufgabe wird Leopold I seyn, welcher eine Mischung von Tugenden und Schwächen hatte, die noch nicht unparteyisch gewürd'get sind. Das Factum S. 184, dafs die Venetianer e'nen Giftmischer gemiethet, welcher Papst, Kaiser, d e Könige von Frankreich und Spanien aus der Welt schaffen sollte, ist für die Schätzung derselben, damals grofsen Regierung, ja der Menschheit zu sonderbar, als dafs nicht billig die Quelle hätte genannt werden sollen. *Comenius. Denis.* Jenem S. 194 ein *verworfenes* Herz zuzuschreiben, ist etwas hart; er hafste, es ist wahr, den damaligen österreichischen Hof: aber man erwäge die Verfolgungen, und die Begriffe seiner Zeit, alle anderen Gefühle dem Religionsenthusiasmus (wenn man will, Sectengeist) aufzuopfern.

Wir wünschen recht sehr, dieses schätzbare Werk in zunehmender Vollkommenheit fortgesetzt zu sehen. Alle Länder, welche Selbstständigkeit erhalten, oder verlorne nicht vergessen lassen wollen, sollten solche Gallerien der Männer aufstellen, durch die sie Anspruch auf öffentliche Theilnahme und Ehrfurcht haben. Ths.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Italien in den Jahren* 1792 *bis* 1798. *Erfter Theil.* Mit Kupf. (Blofs mit einem Titelkupfer.) 1804. 260 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Es ist auf dem Titel nicht angezeigt, dafs dieses Buch eine Übersetzung aus dem Englischen ist. Die Verfasserin desselben, eine Engländerin, kam im Jahre 1792 über Nizza, Genua und Livorno nach Italien, wo sie sich, während der auf dem Titel bemerkten Jahre, abwechselnd in verschiedenen Städten aufgehalten hat, und beschreibt hier, in einer Reihe von funfzehn Briefen, die merkwürdigsten Vorfälle, welche sich in dieser Zeit in Italien ereigneten, und einige Städte jenes Landes. Die zwey ersten Briefe sind mit der Beschreibung einer Reise von Nizza über den Col de Trade nach Genf, von dort zurück über den Mont Cenis und Turin nach Nizza, und von da zu Wasser nach Genua und Livorno, angefüllt; die folgenden vom 3ten bis zum 7ten enthalten politische Nachrichten, und umfassen den Zeitraum von der Einnahme von Toulon bis zur Republikanisirung Roms; die übrigen vom 8ten bis 15ten geben Beschreibungen von Genua, Livorno, Pisa, Florenz und Siena, und schliessen mit der Ankunft vor Rom. Wahrscheinlich werden die Beschreibungen von Rom und Neapel einen zweyten Band füllen. Da die politischen Begebenheiten, die in diesen Briefen erzählt sind, längst und zuverlässiger aus den öffentlichen Blättern bekannt, und die Merkwürdigkeiten jener Städte schon zur Genüge von anderen Reisenden beschrieben sind, auch dieses Buch fast gar nichts von neuen eigenen Bemerkungen enthält, so hätte es füglich unübersetzt bleiben können. Die Vfrn. zeichnet sich durch nichts von gewöhnlichen Reisenden aus; sie hat, nach Weise der Fremden, die Merkwürdigkeiten Italiens mit dem *guida* in der Hand gesehen, und aus demselben die Nachrichten für ihr Tagebuch so treulich ausgeschrieben, dafs man in der trockenen Aufzählung längst bekannter Sachen fast nie eine Äufserung ihrer eigenen Ansicht findet; auch ihre politischen Reflexionen erheben sich nicht über das gewöhnliche Geschwätz politischer Dilettanten. Von ihrer nüchternen Beschreibung der Sehenswürdigkeiten mag nachstehende Stelle über Turin S. 9 zur Probe dienen: „*In dem königlichen Pallaft ift nichts Merkwürdiges, als eine Gallerie fehr fchöner auserlefenen* (r)

Gemählde von unterschiedlichen (verschiedenen) *grossen Meistern. Die Universität und ihre Bibliothek gehört mit unter die Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Auch das Museum der Universität ist sehenswerth in Ansehung seiner reichhaltigen Antiquitätensammlung, und die Mahler- und Bildhauer-Akademie verdient nicht weniger Aufmerksamkeit. Das Arsenal ist eins der schönsten und grössten Gebäude, und von vortrefflicher Einrichtung u. s. w.*, und so geht es noch eine Weile fort. Auf solche Art liessen sich leicht alle Städte in Europa beschreiben, ohne dass man deshalb eine Reise zu machen brauchte. S. 8 heisst es von dem Pallast des Prinzen von Piemont: „*welcher von aussen sehr schön, wiewohl nicht sehr geschmackvoll gebauet ist.*" Schön und geschmackvoll sind dieser Kennerin also zwey ganz verschiedene Dinge.

Die Übersetzung ist höchst nachlässig, und kann für ein Muster einer schlechten stümperhaften Übersetzung gelten; man sieht ihr überall die Flüchtigkeit an, mit der sie hingesudelt ist; undeutsche, verrenkte Perioden und missgegriffene Ausdrücke finden sich fast auf allen Seiten. Rs.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath und Kussler: *Lebensbeschreibungen berühmter Königinnen.* I Th. 1804. VII u. 367 S. 8 (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. schrieb diese Biographieen vorzüglich für den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts, und setzte sich dabey hauptsächlich zum Ziele, auch sein Scherflein zur Verdrängung schädlicher Romane beyzutragen. In diesem ersten Bande befinden sich *Semiramis* nach Diodor von Sicilien und Justin, *Cleopatra* nach Plinius dem ältern, Plutarch und Florus, *Zenobia* nach den *scriptoribus historiae Augustae* besonders nach Vopiscus, *Margaretha* nach Holberg und Mallet, *Elisabeth* Königin von England nach Hume und Rapin, *Maria* Königin von Schottland, nach den zwey zuletzt benannten Geschichtschreibern, und nach Buchanan bearbeitet. Manche Angaben sind auch aus Bayle benutzt. Die ganze Darstellung der Begebenheiten dieser Königinnen, sowie die Sprache, deren sich der Vf. dabey bedient, scheint zu beweisen, dass er in der Schriftstellerwelt kein Neuling ist. Man kann nicht geradezu sagen, dass er in Beurtheilung seiner Heldinnen parteyisch gewesen sey; aber er scheint an den Schicksalen einer oder der anderen hie und da ein für den Biographen zu warmes Interesse genommen zu haben. Die Charakterschilderungen am Ende einer jeden Biographie sind ihm, wie sich der Leser selbst überzeugen wird, fast alle sehr wohl gelungen; nur in wenigen Stellen scheint der Ausdruck zu gesucht und gekünstelt zu seyn, z. B. S. 306: Maria gab ihrem Gastmahle nicht eher eine bleibende Norm, als bis sie es zu einem Selbander mit dem Rizzio herabgebracht hatte. Der Umstand, dass Maria, nach S. 292, ihrem Stiefbruder Jacobo die Würde eines Grafen von Murray ertheilt habe, muss dahin berichtigt werden, dass sie ihn zum Grafen von Marr ernennte, welchen Titel die natürlichen Söhne der schottischen Könige schon vorher öfters geführt hatten, doch erhielt er in der Folge die Grafschaft Murray, von der er schon bey seines Vaters Leben den Namen geführt hatte, eigenthümlich. Das sagt Buchanan S. 592 *edit. Francof.* Mgz.

ZÜRICH, b. Gessner: *Künstler-Gallerie* oder *Biographien und Charakterschilderungen berühmter Mahler und Dichter, nebst ihren Bildnissen.* 1807. I Heft, 12 Bogen stark in 8. Enthaltend die Biographien und Bildnisse von 1 Albrecht Dürer. 2 Leonardo da Vinci. 3 Dante Alighieri. 4 John Milton. 5 Johann Winkelmann. 6 Anton Rafael Mengs. (20 Gr.)

Von solchen Männern möchte wohl ein jeder, der es ernstlich nimmt, die möglichst vollständigen Nachrichten über die Schicksale ihres Lebens, das Bestimmteste von ihren Werken, und ihrem Kunstcharakter erfahren: allein so weit scheint des Vfs. dermalige Absicht nicht gegangen, seine Arbeit nicht angelegt zu seyn. Er zieht vielmehr alles nahe zusammen, und hat also eher geistreiche Skizzen, als ausgeführte Gemählde; kein Werk zum strengen wissenschaftlichen Unterricht, sondern ein unterhaltendes Lesebuch geliefert. Nichtsdestoweniger findet man in der Biographie des Dante den Inhalt der *göttlichen Komödie* auf eine nicht weniger belehrende als unterhaltende Weise angegeben, und gleiches Lob verdient auch das Urtheil über Miltons verlornes Paradies. Die Biographie von Mengs scheint uns vorzüglich wohlgerathen, und der Charakter seiner Kunst befriedigend dargestellt. Wenn dieses hingegen bey Albrecht Dürer nicht ganz in gleichem Masse der Fall seyn dürfte, so ist solches der Ursache zuzuschreiben, weil die Gemählde dieses ausserordentlichen Mannes einander selbst nicht immer im Werthe ähnlich sind. Es giebt z. B. gemahlte Köpfe von Dürer, worin er das *non plus ultra* in der Kunst beynahe erreicht zu haben scheint; hingegen giebt es andere ebenfalls unstreitige Mahlereyen von ihm, welche fast unerträglich hart, trocken und unangenehm sind. Was unser Vf. über den Leonardo da Vinci sagt, billigen wir, jedoch mit Ausnahme des Vorwurfs: „einer grossen Ungleichheit der Phantasie," der diesem Künstler nach Heinrich Füssli gemacht wird. Auch wäre beyläufig zu bemerken gewesen, dass Leonardo unter den Neueren erst die Kunst der Anordnung der Figuren wieder emporgebracht. Über Winkelmanns Lehre und Verdienste hat der Vf. sich kurz auf die neuerlich hierüber erschienene Schrift bezogen; hingegen sind die Nachrichten von den Begebenheiten seines Lebens und von seiner Thätigkeit als Schriftsteller desto ausführlicher behandelt worden. — Die jeder Biographie vorgesetzten Bildnisse sind zwar nur flüchtig behandelte Umrisse, aber nach den besten Vorbildern verfertigt.

— y — H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(ZÜRICH): *Aufruf an die Schweizer, zu Rettung der Bewohner der Gestade des Wallensee's und des unteren Lint-Thales.* 1807. Mit einem Plan. 43 S. in 8.

Aus dem von Walenstatt genannten See ergiesst sich die Maag; derselben begegnet aus dem glarner Gebirg mit vielem Sand und Geschiebe die Lint, drängt sie zurück und erhöhet ihr eigenes Bette — seit 50 Jahren um 10 Fuss. Durch die natürliche Folge sind schon einige tausend Jucharte Land sauerer Sumpf geworden. Nicht genug, dass die Gutsbesitzer seit Menschengedenken für mehr als 200,000 Fr. brauchbare Erde verloren; die Menschen wandeln wie Schatten, und verpestende Dünste verbreiten die Fieber bis in die Landschaft von Zürich. Dieses Übel zu hemmen, diese Gegend des Gasters der Cultur, ihre Bewohner und Nachbaren der Lebenshoffnung wieder zu geben, muss die Lint eingedämmt, ihr Bette vertieft, sie muss in die Abgründe des Sees geführt werden, eine Unternehmung die 320,000 Schweiz. Fr. erfodert. Actien hiezu werden verkauft. Hiefür wurde dieser Aufruf erlassen. Wir haben den Trost, beyzufügen, dass sie mit einem Eifer genommen worden, welcher sich nicht nur über alle Berechnungen irgend eines Gewinnes erhob, sondern von der Schweiz in ihrer gegenwärtigen Lage, und nach dem was sie erlitten, kaum zu erwarten war. Ein königliches Werk wird von der Humanität einzelner Bürger und Landleute ausgeführt. Ein Beweis, dass Tugend noch lebt!

Merkwürdig wäre zu ergründen, wie dieses Land gestaltet war, als die *Castra Rhaetica* noch in der Gegend waren. Sand und Geschiebe sind vor den Römern, so wie jetzt, herbeygeführt worden: um 10 Fuss haben sie das Lintbett in 50 Jahren erhöht: Um wie viel seit Diviko! (In 1850 Jahren.) Beym Graben dürfte man auf alte Strassen treffen, deren Beobachtung lehrreich seyn würde. Sollten in dem verwünschten Mittelalter Vorbauungsmittel gewesen seyn, welche nach diesem vernachlässiget wurden?

Ths.

ZÜRICH, b. Gessner: *Auserlesene Schriften des Grafen Antoine Hamilton.* Übersetzt von *Friedrich Jakobs.* I Theil. 1807. 275 S. II Theil. 331 S. 8. (2 Thlr. 14 gr.)

Diese beiden ersten Theile von Hamiltons Schriften enthalten die Denkwürdigkeiten des Grafen von Grammont. Sie sind, wie die Vorrede bemerkt, schon öfters, aber noch nicht nach der correctesten und vollständigsten, von Horaz Walpole besorgten, und der neuesten von Auger (Paris 1805. 3 Bände 8) zum Grunde liegenden Ausgabe übersetzt worden. Dieser ist Hr. J. gefolgt und hat, ausser einigen interessanten Zügen aus Grammonts Leben und einigen Nachrichten von dem Vf. der Memoiren, historische Erläuterungen über die Personen hinzugefügt, von denen im Buche Erwähnung geschieht. Der Werth des, durch seine Frivolität zuweilen anstössigen, aber durch seine geistreiche Form stets anziehenden Werkes, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Schwierigkeiten, es im Deutschen wiederzugeben, sind nicht gering, und der Übersetzer macht die richtige Bemerkung, „dass die zarte Ironie, welche durch die ganze Erzählung spielt, und sich in tausend feinen Beziehungen, in unendlichen Gegensätzen, in flüchtig und glücklich gehaschten Wortspielen ausdrückt, keiner Sprache besser gelingt, als der französischen, und keiner vielleicht schwerer fällt, als der unsrigen." Diese Schwierigkeiten zu überwinden, ist dem Übertrager im Ganzen gelungen, so dass seine Arbeit leistet, was sich billigerweise fodern lässt. Der Sinn ist immer getroffen und klar wiedergegeben, es geht kein Gedanke, kein Einfall, kein Wortspiel verloren, man wird durch keinen Zwang in den Verbindungen der Urtheile, durch keine Härte in der Stellung der Worte beleidigt, kurz die Übersetzung liest sich recht angenehm. Was man etwa noch wünschen könnte, wäre, dass an verschiedenen Stellen das Bestreben, recht klar und deutlich zu werden, die oft epigrammatische Kürze des Originals, welche rasch fortspricht und häufig skizzenhaft mit blossen Andeutungen charakterisirt, etwas weniger unmerkbar gemacht hätte. Einiges trägt zu dieser Kürze der Gebrauch der Mittelwörter bey, und das Vermeiden der schleppenden Hülfswörter, sowie der uns Deutschen nur zu gewöhnlichen müssigen Ausfüllungen wie z. B. aber doch, nur immer u. s. w. Dieser Hülfsmittel hat sich der Übersetzer nicht genug bedient, und daher fühlt man sich hin und wieder aufgehalten durch einen leicht zu vermeidenden Überfluss an Worten und durch schleppende Redeformen. Einige Beyspiele mögen dieses bestätigen. S. 15 heisst es: ich wette, dass dir die Deinigen auch nicht viel mehr aufgehoben *haben werden.* S. 24 lesen wir: als ob statt der 400 Pistolen, die er weniger trug, 400 Pfund Bley auf seinen Rücken gewälzt *worden wären.* S. 73: sie hatte mit ihm die Abrede genommen, dass sie die Sache zum Schein ihren ersten Gang fortgehen *lassen wollten.* S. 270: da kannst du dich *nur immer* trollen u. s. w. — Auch stösst man zuweilen auf leicht abzuhelfende Nachlässigkeiten, wie S. 19, wo es heisst: diess hatte einen so guten Erfolg, dass, da man mich als Abbé bey Hofe vorstellen *wollte*, ich durchaus als Weltmann erscheinen *wollte.* S. 72: dass es ihm Ernst *war;* und da er überzeugt *war.* S. 258 würde der Ausdruck: *moquerie* statt durch *Hohn*, wohl besser durch *Ungereimtheit, Lächerlichkeit* gegeben werden, und S. 60 2 Theil ist das Ach! für *oh parbleu*! nicht stark genug.

Ha. Ha.

FORTSETZUNGEN.

Frankfurt a. M. b. Wilman's: *Der technolog. Jugendfreund* oder *unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniss derselben*, von *Bernhard Heinrich Blasche.* Dritter Theil. Mit vielen Kupfern. 1806. 262 S. 12. (1 Rthlr. 18 Gr.) S. Recens. des zweyten Theils 1807. No. 50.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 SEPTEMBER, 1807.

ÖKONOMIE.

Hannover, b. Hahn: *Über den Einfluss der Verkoppelungen in Nord-Deutschland auf den eintreffenden Holzmangel; über Privatwaldungen und die Abschätzung ihres Werths bey Veräusserungen derselben.* Von *J. v. Uslar*, kön. grossbritan. kurbraunsch. Oberförster im Herzogthum Lauenburg. 1806. 153 S. 8. (10 gr.)

Bey den Verkoppelungen im Lauenburgischen hatte man die Unterthanen wegen ihrer Berechtigungen in den Hölzern mit zwey Drittheilen des Forstgrundes, nämlich mit einem Drittheile für die Weide, und mit dem anderen für das Weichholz, abgefunden; und dabey war man, um Veränderung zu befördern, in der Nachgiebigkeit gegen sie sogar so weit gegangen, dass man sich das letzte Drittheil, worauf nun der herrschaftliche Wald eingeschränkt war, nicht einmal immer an guten Stellen oder in einer Flucht vorbehalten, sondern es oft auch an schlechten Stellen, und in kleinen zerstreuet umher liegenden Stücken genommen hatte. Bey der Abfindung der Unterthanen wegen ihres Beholzungsrechts mit Forstgrunde hatte man ihnen, um die privativ gewordenen herrschaftlichen Forsten von aller Abgabe von Holze an sie zu befreyen, nun zwar auch die Verbindlichkeit auferleget, sich selbst Holzkoppeln einzurichten, und ihren Bedarf darin zu ziehen; man hatte aber nicht Vorsicht genug gebraucht, sich der Erfüllung dieser Verbindlichkeit zu versichern. Viele hatten daher die Holzkoppeln gar nicht angelegt; die meisten übrigen hatten dieselben nicht so angelegt, wie sie es hätten thun sollen. Die Herrschaft, die die Unterthanen ohne Holz nicht lassen konnte, blieb also in der Nothwendigkeit, ihnen selbst aus den purificirten Forsten damit auszuhelfen. Dazu kam nun noch, dass von den zwey Drittheilen der Wälder, die an die Unterthanen abgetreten worden waren, das vorhandene Holz sogleich weggeschafft, auf dem letzten Drittheil, welches der Wald blieb, aber eine zweckmässige Forstcultur angefangen werden musste. Für den Augenblick hatte man also einen Überfluss an Holz; darauf aber fast nur junges Holz, wovon erst nach einer Reihe von Jahren Gebrauch gemacht werden konnte. Die Verkoppelungen verursachten also unter diesen Umständen sehr sichtbar einen Holzmangel für die Zukunft.

Der Vf. meint, man hätte vor dem Verkoppeln erst eine Untersuchung vornehmen müssen, 1) was man am Forstgrunde aufopfern könne, ohne einem richtigen Finanzsystem zu nahe zu treten, und ohne das Land in Holzmangel zu stürzen; und dann 2) wie man den Forstgrund der Lage und Form nach für die Zukunft zu wählen habe: nur erst auf das Resultat dieser Untersuchung hätte der Verkoppelungsplan gegründet werden dürfen. Da man hiernächst einmal wisse, dass die kleineren Landwirthe schlechte Holzwirthe seyen: so hätte man ihnen entweder gar keinen Forstgrund zur eigenen Forstbewirthschaftung anvertrauen, oder man hätte sich die Holzgräffschaft über ihre Holzkoppeln vorbehalten, und dieselbe auch gehörig führen müssen. Endlich hätte man für die Bewirthschaftung des purificirten herrschaftlichen Forstgrundes auch wohl noch manche zweckmässigere Anordnung machen können.

Von diesen Bemerkungen ist die eine, nach welcher die Holzkoppeln der Bauern unter nähere herrschaftliche Aufsicht genommen werden sollen, — sowie der Vf. umständlich erzählt, — bald nachher von der Staatsverwaltung selbst noch realisirt worden. Dass aber der Verkoppelungsplan überhaupt nur auf das Resultat einer Untersuchung des Holzbedarfs und der zweckmässigsten Lage und Form des purificirten Forstgrundes hätte gegründet werden sollen, ist vermuthlich mehr ein frommer Wunsch des Vfs., als ein aus der Überzeugung von der Ausführbarkeit hervorgegangener Vorschlag. Und wenn man gegen den Forstwirthschaftsplan, der nach der Verkoppelung für die privativ gewordenen Wälder festgesetzt worden ist, jetzt eins und das andere zu erinnern findet: so muss man sich bescheiden, dass, so klein auch die Reihe der seitdem verflossenen Jahre ist, wir doch schon viel besser und heller darüber sehen, als damals.

Am nachtheiligsten in seinen Folgen ist unstreitig, dass man den purificirten Forstgrund in einzelnen zerstreut umher liegenden Stücken angenommen hat: indem im Lauenburgischen, sowie in verschiedenen anderen Küstenländern, kein Baum gedeihen will, der nicht tief geschlossen steht. Der Vf. setzt die Sache durch auffallende Beobachtungen auch für uns ausser Zweifel, ob wir ihm gleich in Ansehung des Grundes, den er davon giebt, nicht beystimmen können. Als Massregeln, sich gegen den Schaden der dadurch entsteht zu sichern, empfiehlt er: 1) bey der Baumholzwirthschaft die Umtriebsperiode um 20 Jahre weiter hinaus zu setzen; 2) die Hauungen dunkler zu halten, als es sonst nöthig wäre, und 3) die Nachhauung später zu vollenden.

Da die purificirten Forsten fast nur aus jungem

Holze bestehn, so schlägt der Vf. vor, sich bis dahin, dass man wieder genug Baumholz haben könne, hie und da mit dem Schlagholzbetriebe zu helfen; diesen Vorschlag wirft er jedoch nur mit Schüchternheit hin — weil diese Betriebsart nun einmal nicht beliebt sey. — Uns befremdet auf der einen Seite diese Schüchternheit an einem Manne, der sonst immer nur seine Überzeugungen zu sagen gewohnt ist; auf der anderen können wir uns aber auch nicht erklären, warum er den Grund verschweigt, der allein für den Schlagbetrieb bestimmen kann und muss, nämlich die Beschaffenheit des Bodens, wobey das Baumholz nicht gedeihen kann; es sey solche Untiefe, Nässe oder irgend ein anderer Fehler. Wo das Baumholz gedeihet, da kann die Schlagholzwirthschaft zwar als Nothbehelf Auskunft geben; aber wirklich nützlich wird sie nie seyn.

In dem, was der Vf. über die Privatwaldungen sagt, macht er zuerst den Staatsverwaltungen darüber Vorwürfe, dass sie den besonders durch den zeitherigen Güterhandel veranlassten Verwüstungen der Wälder keinen Einhalt thun; und dann zeigt er den Verkäufern der Güter, was ihnen durch die Nichtbeachtung des wahren Werths der Wälder bey dem Verkaufe für ein Schaden zuwächst. Dass der Staat bey der Bewirthschaftung der Privatwaldungen eine Stimme mit habe, wird fast etwas zu gelehrt dargethan. Nach unserem vorigen Staats-Rechte litt es ja schon keinen Zweifel mehr; nach der neueren Staatspolitik ist es aber wirklich sehr zweifelhaft, und auch der Vf. hat hier nichts gesagt, um diese zu bestreiten. Vielleicht haben nun also die Staaten, die die Privatpersonen in ihrer Forstwirthschaft nicht einschränken wollen, den Grundsatz schon angenommen, dass das Holz, wenn es nur erst auf seinen wahren Werth gekommen, von selbst wieder häufig und wohlfeil werden werde. Auch sahen die Güterverkäufer wohl von selbst ein, dass sie ihre Wälder zum Theil unter dem Werthe wegschlugen, und dass sie ihr Holz, wenn sie es wirthschaftlich benutzen wollten, theuerer ausbringen konnten; aber sie handelten wie Grosshändler für den Augenblick. Der kleinere gegenwärtige Gewinn war ihnen nach der Lage der Umstände in diesem Augenblicke wichtiger, als der weit grössere in der Ferne.

Indessen nimmt der Vf. hievon doch Gelegenheit, sich über die Abschätzung des Werths der Wälder bey den Veräusserungen derselben weiter zu erklären. Seine Lehren haben aber weder den Reiz der Neuheit, noch das Verdienst der Vollständigkeit; und wir sehen daher nicht ab, zu welchem Ende er uns diese Fragmente hier gegeben hat, da sich zumal gegen einige auch noch gegründete Einwendungen machen lassen. So ist z. B. S. 102 der Grundsatz, der der Berechnung des Kaufpreises des Holzes von den 200 Morgen Waldung unterliegt, genau genommen nicht richtig. Wenn S. 94 für Holz, das erst binnen 130 Jahren verkauft werden kann, der gegenwärtige Preis ohne eine Versicherungsprämie für den Käufer angesetzt wird: so ist diess doch auch etwas zu gewagt. Den zukünftigen kann man freylich jetzt noch nicht wissen; aber der Verkäufer muss so, wie nun die Sachen in der Welt stehen, mehr das Sinken als Steigen desselben fürchten.

S. 136—150 lässt sich der Vf. ungemein angelegen seyn, den Vorzug des Safthiebs bey dem Schlagholzbetriebe geltend zu machen. In allen ihm bekannten Schlagholzrevieren, deren Hauptbestand hartes Holz, die seit mehreren Umtriebsperioden im Winter abgeholzt worden, behauptet er eine Menge abgestorbener Mutterstämme ohne Ersatz gleicher Gattung, und nur eine geringe Wachsthumszunahme des Holzes gefunden zu haben. Rec., der zwey Reviere vor sich hat, wovon eins seit langer Zeit allezeit im Safte, und das andere immer im Winter gehauen worden ist, kann den schlechteren Zustand des letzteren durchaus nicht finden; und ist auch nach Beobachtungen, die er an Weiden- und an Gartenbäumen gemacht hat, der Meinung, dass es fast gleichgültig sey, ob im Winter oder im Frühjahre gehauen werde. Wenn der Vf. S. 142 behauptet, dass der Grad der Kälte, der Wasser in einem festverschlossenen Gefässe in Eis verwandle, nicht vermögend sey, den Saft derjenigen Bäume, die in den kalten Himmelsstrichen wild wachsen, erstarren zu machen: so ist Rec. Erfahrung gleichfalls anders; denn er hat jährlich wahrgenommen, dass auch schon bey ordinairer Kälte der Saft in den hierländischen Eichen und Buchen erstarret, und dass das Hauen derselben seinen Holzhauern noch einmal so schwer geworden ist als bey gelinderer Witterung. Dass die Vegetation im Winter gänzlich stille stehe, will Rec. dabey jedoch nicht behaupten; wohl aber, dass sie nur da fortgehe, wo der Frost nicht hindringe, oder nur dann, wenn die Winterwitterung gelinde sey.

Schliesslich kann Rec. nicht unbemerkt lassen, dass ihm der Vf. hie und da selbst in den Fehler verfallen zu seyn scheint, den er an anderen mit folgenden Worten tadelt: „um die Aufmerksamkeit zu fesseln, muss man so gelehrt schreiben, dass man sich so wenig selbst versteht als anderen verständlich ist: kurz man muss die Sprache der neuesten Naturphilosophie zu führen und zu handhaben wissen." Auch wünschten wir, dass der Vf., der sonst sehr richtig und gut schreibt, sich des unrichtigen Gebrauchs des „*seine*" noch entäussern möchte, S. 22 *Eolus* (*Aeolus*) *seine* geöffneten Schläuche u. s. w., Medicus *seine* Beobachtung, *seine* Behauptung u. s. w.

Denen, die das Buch nicht selbst lesen, möchte es übrigens angenehm seyn, daraus hier die Beobachtung zu finden, dass in des Vfs. Forstrevieren die grössere Waldmaus (*mus silvaticus*) vorzüglich es ist, die den jungen Haynbuchen Schaden thut, indem sie sie schält, ja selbst die Splintlagen abnagt. *a.*

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Beyträge zur Aufnahme der Landwirthschaft in Schwedisch-Pommern, in Rücksicht auf leichte Felder*, grösstentheils nach eigenen Erfahrungen, von *Ernst Christoph von Buggenhagen auf Buggenhagen* und

Clotzow, königlich schwedischem Landrathe u. f. w. 1803. XIX u. 342 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der Vorerinnerung zu Folge ist das, was in dieser Schrift den Feldbau betrifft, eine im Jahr 1793 der Berl. Akad. d. Wissenschaften vorgelegte Beantwortung der Frage: *Über die Anwendbarkeit der Meklenburger Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg*; also eine Preisbewerbungsschrift. Um seine pommerschen Landsleute von dem Nutzen dieser Koppelwirthschaft auf dasigem leichtem Acker zu überzeugen, gab der Vf. jener Abhandlung das jetzige Gewand; und er glaubt den besten Beweis dieser Anwendbarkeit in den Annotationen zu finden, die er in der Verwaltung seines Gutes, nach meklenburgischer Methode in Koppelschlägen, seit 1764 gesammlet hat. Die Holsteinsche Landwirthschaft, oder der Gebrauch der umwechselnden Weide und Saatländer, verliert sich ganz im Alterthum. Der Oberlanddrost von der Lühe verband diese Wirthschaft mit der mecklenburgischen, nur mit dem Unterschiede, dass diese letztere keine eingefriedeten Felder hatte, und dass die Brache beybehalten wurde, obschon beide Wirthschaften den Grundsatz haben, den Getreidebau mit der Viehweide abwechseln zu lassen. So hat dem von der Lühe Meklenburg den Flor der jetzigen Landwirththschaft zu danken, es ist eine Kornkammer vieler Reiche geworden. Schon vor 1716 hatte er sie auf seinen Gütern eingeführt, aber gleichwohl verging ein halbes Jahrhundert, ehe sie allgemein wurde; diess geschah erst nach dem 7jährigen Kriege. In Schwedisch-Pommern ist diese meklenburger Koppelwirthschaft erst seit 40 Jahren eingeführt, doch herrscht noch bey weitem auf dem grösten Theil der dasigen Landgüter, besonders die leichtes Feld haben, die Dreyfelderwirthschaft. Ohnerachtet des Vorzugs nun, den Schwedisch-Pommern vor vielen anderen Provinzen durch die Befreyung von den Fesseln der Communion, der Servituten, und der Huth und Trift geniesst, wo es immer leichter ist ein Ackersystem mit einem besseren zu vertauschen: so bleibt doch unserem Vf. das Verdienst, in seinem Lande den Weg gebahnt, und seinen Landsleuten durch eine entgegengesetzte Ackercultur gezeigt zu haben, wie auch im leichten Felde die mehresten Producte zu gewinnen sind. Die gegenwärtige Schrift hat der Vf. in 2 Abtheilungen gebracht. Die *erste: Vom Getreidebau insbesondere. 1 Abschnitt: Von der Verschiedenheit des Bodens.* Er nennt hier *leichten Boden*, dessen Haupttheil aus Sand bestehet, und der nach Verhältniss mehr oder weniger mit schwarzer Erde gemischt ist. — 2 *Abschnitt: Von den verschiedenen Getreidearten und anderen ökonomischen Gewächsen, nebst der ihnen erfoderlichen Zubereitung des Ackers.* Der Roggen, sagt unser Vf., verlangt Abwechselung, eine gehörige Dichtigkeit des Ackers, gute Düngung, aber er verträgt nicht gern ein fortwährendes Umrühren des Ackers. Auf Gerstenacker ist daher ohne Brache auf keinen sicheren Roggenertrag zu rechnen, und auch hier verlangt er die erste Saat. Erbsen, Leinsaamen, Klee, Kartoffeln, Toback, und alle Gewächse, die man in die Brache bringt, sind ihm nachtheilig. Aber auf Roggen- und Haber-Acker giebt der Roggen, auch ohne Düngung, nach Massgabe seiner Ruhe, einen sicheren Ertrag; kommt Düngung zu Hülfe, so ist er desto grösser. Durch Schafpferch kommt man der Roggensaat auf leichtem Boden am meisten zu Hülfe; dann braucht der Haberacker nur eine 5 oder 6jährige Ruhe, wenn man ihm den Schafpferch in gehöriger Menge giebt. Wir übergehen die übrigen Getreidearten und andere Gewächse, wie sie sich nach der Behandlung unseres Vfs. zum leichten Acker qualificiren, und verweisen unsere Leser auf die Schrift selbst. 3 *Abschnitt. Von der richtigen Eintheilung des Ackers.* Hier wird erklärt, wie die Brache sich von der zur Koppelwirthschaft gehörigen Ruhe der Äcker unterscheidet, vieles Rühren des Ackers sey der erfoderlichen Fruchtbarkeit entgegen, Quecken, Hederich, alle Arten Unkraut werden dadurch befördert, hingegen durch längere Ruhe wird alles Unkraut getilgt. Der Vf. erzählt nun die Eintheilung seiner Felder in Schläge, giebt eine Berechnung ihres Ertrags von mehreren Jahren, zeigt die gemachten Fehler an, was alles keinen Auszug hier erlaubt; nur das müssen wir bemerken, dass, nach einem 16jährigen Durchschnitt, der Ertrag der Koppelwirthschaft in Verbindung des Kleebaues das 6te Korn gewesen, da hingegen die Dreyfelderwirthschaft in dem nämlichen Zeitraum nur das 4te Korn Ertrag gegeben hätte. Allgemeine Regeln lassen sich überhaupt bey keinem Ackersystem geben, denn jedes Gut hat sein besonderes Locale. Menge des Heuwuchses und Nebenweide entscheiden hier besonders. Doch hat die Koppelwirthschaft den Vorzug, dass sie dem Local eines jeden Gutes angemessen werden kann. 4 *Abschnitt. Vom Mergeln der Felder.* Der Vf. theilt hier die Versuche des Majors von Schlagenteufel zu Pöglitz mit, die sich auf 15jährige Erfahrung gründen. Dass der Mergel den Acker auszehre, wird widerlegt. Nur dann hört nach einigen fruchtbaren Jahren der Acker auf, fruchtbar zu bleiben, wenn man die Düngung nach den ersten guten Erndten unterlässt. Doch passt nicht jede Mergelart auf alle Felder. In den gemergelten Äckern erhielt der Major neunfältigen Ertrag und darüber. 5 *Abschnitt: Von den Wiesen und Viehweiden.* 6 *Abschnitt: Von der Stallfütterung.* Der Vf. sah bey seinem Locale nur bey dem Zugvieh die Vortheile der Stallfütterung ein. 7 *Abschnitt: Betrachtung über die vom Herrn A. Karbe vorgeschlagene Einführung der englischen Wirthschaft.* Der Vf. ist mit den meisten in dieser, allen denkenden Landwirthen gewiss bekannten Schrift, enthaltenen Grundsätzen übereinstimmend, nur nicht in Abschaffung der Brache, die *Karbe* verlangt, worüber er hier seine eigenen Erfahrungen entgegensetzt. Eben so widerlegt er auch die Behauptung, dass von einer gegebenen Menge Stroh eben so viel Mist gewonnen werde, wenn es verfüttert, als wenn es gestreuet wird. Wir übergehen noch einige andere Widerlegungen, die unser

Vf. gegen K. aufstellt, und die sich alle auf seine Grundsätze und Erfahrungen gründen, dass die Abschaffung der Brache bey Einführung der Wechselwirthschaft im nördlichen Deutschlande auf leichtem Boden allemal Nachtheil bringt. Übrigens wird keinen unserer Leser es gereuen, die erste Abtheilung dieser Schrift selbst zu lesen, da sie noch manche interessante ökonomische Erfahrungen enthält, die keines Auszugs fähig waren. Die 2 *Abtheilung* handelt von einer Materie, die man nach dem Titel dieser Schrift nicht darin erwartet; nämlich: *Von dem Anbau der hier im Freyen ausdauernden einheimischen und ausländischen Holzarten.* Schon 1794 hat der Vf. diese Abhandlung in *Weigels Magazin für Freunde der Naturlehre* mitgetheilt. Hier erscheint sie von neuem, aber mit mehreren Erfahrungen und mit mancher Berichtigung ehemaliger Irrthümer bereichert. In Ansehung der noch nicht allgemein entschiedenen Frage, ob ein Forst-Terrain rein abgeholzt, oder nur ausgehauen werden müsse, tritt der Vf. der Meinung bey, dass das Abholzen zwar beym Schlagholz seine Anwendbarkeit finde, aber bey allen harten Hölzern sich durchaus nicht mit der Natur vertrage. Wenige Landgüter sind in dem Besitz beträchtlicher Waldungen, dagegen sind die Klagen über Holzmangel desto allgemeiner. Eine Kenntniss von dem Anbau der verschiedenen Holzarten ist daher dem Landwirth nothwendig, und so erklärt sich die Erscheinung dieses forstwissenschaftlichen Aufsatzes in dieser Schrift. — Im *ersten Abschnitt* zeigt der Vf. nach *Burgsdorfs* Eintheilung die einheimischen Holzarten an, beschreibt ihre Cultur, ihren Nutzen, die Dauer ihres Wuchses, und fügt manche Beobachtung bey, die man in den Forstbüchern vermisst. Bey der Kiefer, bey welcher er sich vorzüglich lange verweilt, gedenkt er der Kienraupe, wo er denn mit Grund die Vermehrung dieser Raupe und den unersetzlichen Schaden, den sie unseren Wäldern zufügt, bloss der Ausrottung der Thierarten zuschreibt, die man aus unsinnigem Luxus vertilget. Denn durch die Ausrottung der Habichte und Adler, weil diese dem Wildpret nachstellen, werden zu gleicher Zeit die Weiher- und Eulen-Arten vertilget, deren Füsse von den unteren Forstbedienten für Habichtsfüsse abgeliefert und bezahlt werden. Durch solche Tilgung mancher Thiergattung aber wird das Verhältniss aufgehoben, wodurch eine Thiergattung der anderen das Gleichgewicht hält. Auch die Krähe, die als ein fleischfressendes Thier alle Raupen tilgt, wurde durch hohe Unwissenheit auszurotten anbefohlen, indem man selbige mit der Saatkrähe verwechselte. Und der gute Mann, der den Schaden bey Scheffeln und Metzen berechnete, den die Sperlinge an den Getreidekörnern thun, würde das Gesetz zur Ausrottung derselben nicht bewirkt haben, wenn er Naturkenntnisse gehabt hätte. — *Zweyter Abschnitt: Von der Cultur der hier im Freyen ausdauernden fremden Holzarten.* Auch hier folgt der Vf. *Burgsdorfs* Ordnung, mit Anzeige seiner eigenen Erfahrungen, die nicht selten von jenem abweichen. Manche dieser Arten, die man in den Häusern bisher durchwinterte, hat er glücklich im Freyen ausgewintert, viele aber in diesem Verzeichniss erfodern doch ein Winterbehältniss. Die bisherigen Lobeserhebungen der *Robinia pseudoacacia* erklärt er aus eigener Erfahrung für Rodomontaden, die ihren Grund in Unwissenheit oder in Handelsspeculationen hätten. Αλκ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Barth: *Patriotischer Aufruf zur stärkeren Betriebsamkeit (zum stärkeren Betriebe) des Torfwesens*, ein sicheres Mittel (,) die Waldungen zu schonen (,) und den Ackerbau mehr zu begünstigen; (.) Von *Constantin Selma Contius*, notar. publ.. 1806. 42 S. 8. (4 Gr.) Ein Aufruf, gut gemeint; aber auch weiter nichts! Die mitgetheilten Belehrungen sind aus anderen Schriften, und — da der Vf. gar keine praktische Kenntniss vom Torfwesen zu haben scheint — weder immer richtig aufgefasst, noch so wieder gegeben. In einer Gegend, worin man mit dem Torfwesen noch ganz unbekannt ist, mögen sie aber gleichwohl dazu beytragen, nützliche Ideen von der Sache zu verbreiten. Übrigens führen wir aus der kleinen Schrift nur noch an, dass der Vf. den Torf in Sachsen für kein Regale angesehen wissen will; obgleich der Sachsenspiegel *jeden Schatz, der tiefer, als der Pflug geht, unter der Erde verborgen ist, der königl. Gewalt zuerkennt.* a.

Quedlinburg, b. Ernst: *Compendiöses Wirthschaftsbuch für Frauenzimmer*, worin gründlicher vollständiger und deutlicher Unterricht zu Besorgung des Kellers und der Vorrathskammer, imgleichen zur Verrichtung der gewöhnlichen weiblichen Geschäfte und zur zweckmässigen Anwendung verschiedener häuslicher Gesundheitsmittel und einiger Schönheitsmittel ertheilt wird. 1806. II u. 197 S. 8. (12 gr.) Ist ein zweyter Theil zu dem bey eben diesem Verleger herausgekommenen und von uns zu seiner Zeit rühmlich angezeigten Kochbuche, der aber zur Beförderung des Absatzes allein unter obigem Titel ausgegeben wird. Der Inhalt ist in dem Titel genugsam angedeutet. Unserer Meinung nach wären aber von den Gesundheitsmitteln einige besser herausgeblieben, und dafür lieber Vorschriften zur Krankenwartung aufgenommen worden. Das, was gesagt ist, ist gut gesagt, und verträgt selbst eine wissenschaftliche Prüfung. Der Vortrag ist ernsthaft, aber doch gefällig; die Sprache ist rein und richtig. a.

Schöne Künste. *Dresden: Sendschreiben über das Pochmannische Gemählde Diana und Endymion und dessen zarte Beurtheilung in der Abendzeitung.* 1806. 31 S. 8. (3 gr.) Zwey Ölgemählde auf der vorjährigen Dresdner Kunstausstellung, das eine vom Hn. *v. Kügelchen*, Apollo und Hyacinthus, das andere Diana und Endymion darstellend, von Hn. *Pochmann*, wurden damals in der *Abendzeitung* recensirt: jenes erstere, wie kaum zu leugnen seyn dürfte, mit Gunst, das letztere aber erfuhr vermuthlich schärferen Tadel, als billig seyn mochte. Der Vf. des vorliegenden Sendschreibens, welcher sich R. unterzeichnet hat, trat nun auf, um die Sache des Hn. *Pochmann* zu rechtfertigen, und man wünschte die Rechtfertigung ebenfalls in der *Abendzeitung* erscheinen zu lassen. Allein der Redacteur machte beschwerliche Bedingungen; zwey andere gelesene Zeitungen wiesen dieselbe, eine in B. mit ungeschliffener Manier, die andere, ohne Zweifel in L., mit höflichen Entschuldigungen zurück. Endlich hat eben der für Hn. *Pochmann* so thätige und überall abgewiesene Freund, der sich M. U unterschreibt, die erwähnte von Hn. *R.* in Form eines Briefs abgefasste Rechtfertigung, mit historischem Vorbericht versehen, als Flug- und Streitschrift doch ins Publicum treten lassen; auch, damit unparteyische Leser die Sache desto besser beurtheilen könnten, die beiden Recensionen aus der *Abendzeitung* beygefügt.

Dieser ganze Streit war wohl kaum so viel Mühe und Papier werth, als der Vf. dieses Sendschreibens, der Herausg., und nun auch wir darauf verwendet haben. Aus allem zusammengenommen erhellet indessen deutlich, dass der Rec. in der *Abendzeitung* ein unberufener, der Kunst nicht kundiger, Schreiber war. —y—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1807.

HOMILETIK.

MAGDEBURG, b. Keil: *Kabinetspredigten. Ein Stoff, Geist und Herz edel zu nähren für gebildete Christenthumsfreunde.* Von G. (eorg) C. (hristian) B. (enedict) *Ackermann.* Hofprediger zu Ludwigsluft in Meklenburg. 1807. XII und 403 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Es sind 18 ganze Predigten, und 17 gröfsere oder kleinere Bruchstücke aus Predigten, welche der Vf. unter diesem, wie es uns dünkt, nicht ganz glücklich gewählten Titel ans Licht stellt. Denn einmal sind diese Predigten zwar *zunächst* vor dem Hofe, aber doch nicht *ausschliesslich* für die fürstliche Familie gehalten, wie man aus dem Titel schliessen muss; zweytens erwartet man bey diesem Titel leicht zu viel. Der Gedanke, dass Cabinetspredigten auch *Cabinetsstücke* sind, liegt gar zu nahe. Doch, wir wollen über den Titel nicht kritteln, wenn die Predigten selbst nur den Gehalt haben, den man in unseren Tagen mit Recht von solchen Religionsvorträgen fodern kann, die durch den Druck bekannt gemacht werden, folglich mit eben dem Beyfall gelesen werden sollen, mit dem sie etwa angehört worden sind.

Der Vf. gesteht in der Vorrede S. V: „er halte nicht dafür, es schon ergriffen zu haben, oder vollkommen zu seyn; aber dem strebe er nach, dass er mehr und mehr es werde," und erklärt sich demnach bereit, gegründete Zurechtweisungen anzunehmen, und sich dadurch mit bey seinen künftigen Arbeiten leiten zu lassen. Dieses Geständniss und dieser Wille ist um so lobenswerther, da die Kritik wirklich noch zu vieles an diesen Predigten auszusetzen findet, um den Vf. unseren vorzüglichen deutschen Kanzelrednern an die Seite zu setzen. Selbst diejenigen Predigten, welche der Vf. in der Vorrede als solche auszeichnet, bey welchen er das *ihm* vorschwebende Ideal erreichte, oder ihm doch am nächsten kam, kann Rec. nicht für Musterpredigten halten, wenn es gleich bey ihnen mehr, als bey anderen, dem Redner gelungen seyn mag, „die Erwärmung, Begeisterung, Erhebung, die er im Reden fühlte, denen mitzutheilen, welche ihn reden hörten." Denn dieses: „Andere in die ähnliche Stimmung zu setzen, in welcher man sich selbst befindet," kann schlechterdings nicht als ein allgemeines Kriterium einer vorzüglich guten Rede gelten.

Was Rec. nach dem Ideale, das *er* sich von einer vorzüglich guten Predigt gemacht hat, an diesen Vorträgen vermisst, ist hauptsächlich dieses: *Erstlich: Ausgesuchte und genau bestimmte Themata.* Wenn man das Thema der 5ten, 6ten, 7ten, 12ten und 15ten Predigt.: *Die grosse Unwürdigkeit, sich seiner Religion zu schämen; die Pflicht der Selbstschätzung; die Vorzüge des stillen Umgangs mit sich selbst; Jesu Vorbereitung zur Ausführung seines Werkes. Über die Versuchungsgeschichte; über die Zweifel an die Unsterblichkeit,* ausnimmt: so gehören die übrigen, z. B. 1 Pred.: *Einige wichtige Erwägungen in Beziehung auf die Flüchtigkeit der Zeit;* 2 Pred.: *Vom wahren Gottesdienste;* 3 Pred.: *Vom Geiste der Liebe des Christenthums;* 4 Pred.: *Empfehlung des Gebets;* 8 Pred.: *Über die Wahl des Besten;* 9 Pred.: *Warnung vor Leidenschaft;* 10 Pred.: *Über Petri Verleugnung;* 11 Pred.: *Gedanke an den Tod* u. s. w., zu denjenigen Gegenständen, über welche fast jeder Prediger, auch der allermittelmäsigste, seine Zuhörer zu erbauen sucht, und auf welche ein jeder bey den Texten, worüber die Predigten gehalten sind, am ersten verfällt. Zudem ist das Thema, wie das bey solchen Alltagsgegenständen gemeiniglich der Fall ist, sehr häufig zu vage und unbestimmt ausgedrückt. Z. B. bey der 3ten Pred.; in der besonders von der *Menschenliebe* die Rede ist; bey der 9ten, die eigentlich vor der *Herrschaft* der Leidenschaft, oder vor der *Verleitung durch dieselbe* warnt; bey der 11ten, bey deren Thema, so wie es dasteht, man wahrlich nichts bestimmtes denken kann. Das Thema der 14 Pred.: *Einige Beweise der Unsterblichkeit fürs Herz,* ist durch diese vage Unbestimmtheit sogar ganz schief ausgedrückt worden. Denn *Beweise* giebt es nur für den *Verstand,* wohl aber nimmt das *Herz,* die sinnliche Empfindung, an einigen Beweisen, die den Verstand überzeugen, einen wärmeren und lebhafteren Antheil, und sonach hätte der Satz ausgedrückt werden sollen: *Einige Beweise für die Unsterblichkeit, an denen das Herz einen besonderen Antheil nimmt;* oder, *welche vornehmlich das Herz rühren.* — Doch auch das alltäglichste Thema, sobald es nur in seinen Hauptmomenten richtig gefasst ist, gewinnt unter der Hand eines Meisters in der Kunst durch die Neuheit und Ausgesuchtheit der Ausführung, durch die unerwarteten Wendungen und Gedanken das wieder, was ihm von der anderen Seite abgeht. Aber auch diese *neue, über das Gewöhnliche sich erhebende, durch die Wahl der Gedanken sich auszeichnende Ausführung* hat Rec. bey mehreren dieser Reden vermisst. Der bey weitem gröfste Theil derselben ist von der Beschaffenheit, dass man sie, einige Dichterfloskeln abgerechnet, allenthalben halten könnte, so sehr bleibt der Vf. gewöhnlich nur beym Allgemeinen, Bekannten und zuerst sich

Darbietenden stehen. Liessen sich denn nirgends Seiten auffinden, welche das Auditorium, das der Vf. vor sich hatte, ganz individuell angingen? Liess sich nirgends der Gegenstand localisiren? Dadurch würde er schon an Neuheit gewonnen haben. Gab es z. B. in der ersten Predigt bey Aufzählung der Beweise der Güte Gottes in dem verflossenen Jahre, ausser den dort angegebenen ganz allgemeinen und gewöhnlichen, nicht einen oder den anderen, der besonders die fürstliche Familie, oder die übrigen Zuhörer anging? War keiner unter ihnen, dem eine besonders namhafte Freude zu Theil geworden, oder dem irgend ein sogenanntes Leiden vorübergegangen war? In der 16 Pred. konnte es doch, wie uns dünkt, nicht schwer werden, auf den einen oder den anderen zur Vollendung Vorangegangenen speciell hinzuwinken, und dadurch dem Vortrage ein grösseres Interesse für die Zuhörer zu geben. Über das Gebet, über die Wirkungen der Leidenschaft, über die Verleugnung Petri, über die Erndte, ist nichts gesagt, was nicht schon hundertmal auf die selbige Weise gesagt wäre. Dagegen finden sich manche unhaltbare, besonders aus einer unrichtigen Exegese fliessende, Gedanken und Wendungen, z. B. die Freude in dem Herrn S. 93, mit Beziehung auf Phil. 4, 4; die Behauptung S. 47, es sey bey den Juden ein eigenes Gebot gewesen, Feinden weder Gutes noch Glück zu gönnen ewiglich; da 5 B. Mos. 23, 6 ausdrücklich nur von den Ammonitern und Moabitern die Rede war. Eben so historisch unrichtig ist S. 170 ff. die Geschichte der Verleugnung Petri aufgestellt. Die S. 67, 68 gegebene Erklärung der Erhörung des Gebets hält schwerlich die Prüfung aus; überhaupt fehlt in dieser Pred. eine kurze und gedrängte Definition des *Gebets*, auch ists keine *Erlaubniss*, sondern ein natürlicher Herzensdrang. Unter den in der 15ten Pred. angegebenen Ursachen, warum die Unsterblichkeit bezweifelt oder gar geleugnet wird, ist eine der, nach Rec. Erfahrung, sehr häufig vorkommenden, gar nicht erwähnt, die aus dem bösen Gewissen nämlich entspringende Furcht vor einer künftigen Vergeltung. Der sonst gut bearbeiteten Versuchungsgeschichte in der 12ten Pred. fehlt die bestimmte Anwendung.

Ein *dritter* Hauptmangel mehrerer dieser Predigten ist *die fehlerhafte und logisch unrichtige Disposition*. Rec. ist zwar kein Freund der einförmigen, chrienartigen Dispositionen, welche die alten Homileten foderten und befolgten; allein die Natur der Sache verlangt doch, dass der Hauptsatz in den Untersätzen gehörig, ordentlich, möglichst vollständig und logisch entwickelt werde. Wenn nun der Vf. in der *ersten* Pred.: *Einige wichtige Erwägungen in Beziehung auf die Flüchtigkeit unserer Zeit* vortragen will, und folgende aushebt: 1) So kurz und flüchtig unsere Zeit ist, so voll ist sie von den Wohlthaten und Beweisen der Güte Gottes. 2) Nur das bleibt uns von unserer Zeit, was wir auf edlere Art davon verlebten, und mit guten Thaten bezeichneten. 3) Der wahre Zweck der uns hier verliehenen Zeit ist, für eine andere Welt zu reisen: — so steht, genau genommen, kein einziger dieser Sätze mit der *Flüchtigkeit* der Zeit, als dem Hauptgedanken, in einer logischen Verbindung. Der erste Satz scheints zwar, ists aber auch nicht; denn die Fülle der göttlichen Wohlthaten steht mehr der *Kürze*, als der Flüchtigkeit der Zeit entgegen. Hätte der Vf., wie es auch in der Abhandlung selbst geschehen ist, nicht die *Flüchtigkeit*, sondern überhaupt die *verflossene Zeit des letzten Jahres*, zum Hauptgedanken gemacht, so würde alles in einer besseren Verbindung stehen. Die Untersätze würden dann so gefasst worden seyn: 1) So kurz die Zeit des verflossenen Jahres war, so u. s. w. 2) Nur das bleibt uns von der verflossenen Zeit u. s. w. 3) Der wahre Zweck auch des verflossenen Jahres war u. s. w. — In der *fünften* Pred. will der Vf. im 2ten Theile zeigen: *Wie unwürdig es sey, sich seiner Religion zu schämen*, und statt dessen stellt er die *Ursachen* auf, woraus jener Fehler entsteht. Warum also nicht gleich den Satz des zweyten Theils so gefasst: Die unwürdigen Ursachen u. s. w.? Die Abtheilungen der 14ten Pred. lauten so: 1) Jesus siegt über das Grab; 2) Jesus kehrt ins Leben zurück; 3) Jesus lebt. — Auch noch in einigen der übrigen Predigten finden sich ähnliche Dispositionsfehler, die der Vf. selbst sehr leicht entdecken wird, z. B. in der 4ten, 11ten, 13ten u. s. w.

Zuletzt ist *der Styl* dieser Predigten sehr oft *zu schwülstig*, *zu dichterisch*, *zu sehr mit Bildern überladen*, um für einen guten Kanzelstyl gelten zu können. Da der Vf. vor einem grösstentheils gebildeten Auditorum redete, „so durfte er allerdings (Vorr. S. V) um so freyer seine Gedanken und Empfindungen, der jedesmaligen Stimmung gemäss, in dem ihm eigenthümlichen und natürlichen Ausdruck aussprechen:" — aber auf das Populäre hätte er nichts destо weniger streng sehen müssen. Es ist eine völlig ungegründete Meinung, dass man nicht populär, und doch dabey mit Würde, edel und selbst in einem gewissen Sinne erhaben reden könne. Um *ornate* im Sinne der Alten zu reden, bedarf es keiner Dichterphrasen, wie: „das (Gewirkte) bleibt und *verflechtet sich mit als Eintrag* in den Zustand der Menschenwelt," S. 12; oder: Jener edle Mann, *dessen Fackel noch aus seinem Grabe flammt;*" S. 224, und Bilder, wie folgendes S. 15; „Ich gehe durch dieses Leben wie durch einen Wald; durch die dichten Zweige fallen dennoch einige Strahlen eines schönen Sonnenlandes der Unsterblichkeit; je weiter ich fortgehe, desto heller werden sie mir" u. s. w., oder S. 152: Sie, die Leidenschaften, sind die Luftströme, die das Schiff schneller treiben, als blosser Ruderschlag es vermöchte." Selbst an sich gute Schilderungen, z. B. der Gewalt des Todes, S. 186, verlieren durch solche üppige Auswüchse an ihrer wahren Schönheit; eben so wie gesuchte und ungewöhnliche Ausdrücke, z. B. *Preislob*, *Verlockung*, *Strebung*, *anbilden*, *hiesiges Leben*, *hiesige Zeit*, *hiesiges Daseyn*, *Stufungen*, *Umgebungen des Lebens*, *auf das Grab hinabweinen*, *mein bethränter Blick* u. s. w. gemeiniglich den Eindruck stören, den die Stelle sonst vielleicht hervorbringen würde, das Unpopuläre gar nicht einmal in Anschlag gebracht —

Wie Manches Rec. indessen an diesen Predigten noch vermisst, um sie für so gelungen zu halten, als sie ihrem Vf. vorgekommen zu seyn scheinen: so sollen sie doch dadurch keineswegs für des Drucks durchaus unwürdig erklärt, oder dem Vf. alle Rednertalente abgesprochen werden. Rec. hat mehrere Stellen dieser Predigten, vorzüglich unter den angehängten Fragmenten, mit wahrem Interesse gelesen, und die rednerische Darstellungsgabe des Vfs. mit Vergnügen anerkannt. Eben darum aber, weil ihm der Vf. künftig noch etwas Gutes liefern zu können schien, indem er wahrscheinlich noch in dem Alter ist, wo man guten Rath benutzen kann, hielt er es für nöthig, ihn auf die Mängel seiner Arbeiten, etwas weitläuftiger, als vielleicht sonst geschehen wäre, aufmerksam zu machen, und rechnet dafür auf seine innere Dankbarkeit. —

Eup.

Nördlingen, b. Becks Wittwe: *Predigten nebst einer Abhandlung über die Predigt als Vorbericht*, von *Adam Theodor Albert Franz Lehmus*, Diakonus an der evangelischen Kirche zu Dinkelsbühl. 1806. LXII u. 377 S. kl. 8. (1 Thlr.)

So manche Erscheinungen des Zeitgeistes heischen es dringend, dass der bisher herrschende Geschmack im Predigen nach seiner Zweckmäfsigkeit streng gewürdigt werde. Das Bedürfniss der Religion — die Trübsale der Zeit regen es mit auf — wird aufs neue gefühlt; erwärmende, tröstende, auf das Überirrdische hinweisende Vorträge werden ersehnt; die Periode des religiösen Indifferentismus scheint abzulaufen: es ist von höchster Wichtigkeit, die Suchenden auf die rechte Bahn zu leiten. Einst predigte man nur Glaubenslehren und gab öfters dogmatische, polemische, exegesirende, antiquarische Untersuchungen für Religion. Dem hohen Zwecke der letzteren wollte man nun besser entsprechen, aber man fasste ihn einseitig auf, man predigte nur Moral, und gab öfters trockene Entwickelungen der Pflichtbegriffe, Darstellung der physischen Folgen des Bösen, psychologische, anthropologische, diätetische und pädagogische Abhandlungen für Religion; ja selbst das Gemeinnützliche stellte man an die Stelle des Heiligen und predigte über Ackerbau, Landwirthschaft und Rindviehseuche. Es ist Zeit, einzulenken, den gesamten Menschen mit seinen geistigen Bedürfnissen in das Auge zu fassen, die innige Verbindung des Sittlichen und Religiösen wieder herzustellen, Licht und Wärme zu vereinen, und zu verhüten, dass auf die Periode kalter Demonstration ein Zeitpunct unglücklicher Schwärmerey folge, grober Mysticismus die Gemüther ergreife, und jene, deren warmes Gefühl von ihrer Phantasie betrogen wird, in den Armen des Katholicismus ihr Heil zu finden glauben. So manche literarische und politische Erscheinungen lassen befürchten, es möchte das Zeitalter aus dem Zustande beklagter Irreligiosität in den der religiösen Schwärmerey übergehen. Noch vor kurzem behauptete man heftig, Sittlichkeit sey des Menschen höchster Zweck, und wollte die Religion nicht einmal als Beförderungsmittel derselben gelten lassen; nun wird gesagt: das Sittliche nicht, sondern das Heilige ist höchster Zweck; die Religion ist nicht da, um die Menschen zu bessern und zu veredeln, sondern die Menschheit bessert und veredelt sich, um sich der Religion immer mehr zu nähern. Der Religionslehrer nehme keinen Theil an solchen schneidenden Entgegensetzungen; er erleuchte und erwärme, er vermeide frostige Trockenheit und hüte sich vor Erhitzung der Phantasie, er nehme den ganzen geistigen Menschen in Anspruch. Diese Tendenz des Religionslehrers ist in den vorliegenden Predigten rühmlich sichtbar: dass die Predigt es weder mit dem Verstande noch mit dem Herzen, sondern — wie der Vf. sich ausdrückt — mit dem Gemüthe zu thun habe, das Denken und Fühlen verbindet, sucht die vorstehende Abhandlung zu beweisen. Sie entwickelt nun darin keine neue Idee, denn auch die Foderungen, die wir in obigen Bemerkungen darlegten, befinden sich in jeder richtigen Homiletik; allein der Mangel ihrer Befolgung erfodert es, aufs neue auf sie hinzudeuten. Dem Anscheine nach sagt der Vf. manches Neue, denn auch er hat sich die Sprache der neuesten philosophischen Schule eigen gemacht: allein man entkleide seine Definitionen und Behauptungen von ihrem terminologischen Gewande, so wird man meist das schon Bekannte finden, das aber eben itzt neue kräftige Einprägung fodert, und sie in dieser neuen Sprache bey denen, die mit solcher Zunge angeredet seyn wollen, bewirken wird. Ein paar Bemerkungen, z. B. „Belehrungen über sittliche Begriffe und Gegenstände, über einzelne Pflichten und Fehler, möchten, als zur Fassung der Andachtsrede vorbereitend, noch immer nothwendig seyn, gehörten aber nicht in die Predigt, sondern müssten auf die den kirchlichen Zusammenkünften gewidmeten Wochentage verlegt werden" und: „der Andachtsredner habe nichts mit Erklärungen zu schaffen" — sind zwar neuer, aber seitdem wir *Thiess Anleitung* besitzen, doch nicht unerhört. Über sie mögen sich inzwischen homiletische Journale mit dem Vf. zurecht finden; wir wollen diese Erklärungen so ernstlich nicht nehmen, da der Vf. selbst schnurgerade gegen sie fündigt, indem er uns doch Predigten über Dankbarkeit und Versöhnlichkeit gab, und in einer anderen den Begriff der Versöhnung durch Jesum zu erklären sucht. Seine Predigten verdienen übrigens sehr rühmliche Erwähnung, und wir glauben, einst musterhafte Arbeiten von ihm erwarten zu dürfen, wenn er seine Talente fortbilden, seine Phantasie mehr zügeln, seine Sprache und seinen Geschmack mehr reinigen, und vor der Gefahr eines groben Mysticismus sich bewahren will. Es sind nicht gemeine Gegenstände, welche in diesen Predigten mit Ernst und Wärme behandelt werden. Manche derselben kann man in Hinsicht der höheren Ansichten, der reichen Umsicht, der lebendigen Darstellung, der ergreifenden Wärme, vortrefflich nennen. Der Charakter aller ist sittlich-religiös; sie bezwecken jenen Verein der Moral und Religion, den wir für so nöthig erachten. Der Vf. fühlt tiefe Ehrfurcht gegen Jesum, und weiss das Heilige seiner Lehre und seines Charakters beredt darzustellen. Überhaupt spricht sich das tiefe, warme Gefühl des Vfs. in seinen Arbeiten so lebhaft aus, dass man ihnen die segnendste

Einwirkung zusichern darf. Da die Zeitphilosophie stets Einfluss auf die Darstellung der Religionslehren behauptete, so wird es nicht befremden, hier von einem Stand der Unschuld, Entzweyung und Versöhnung zu lesen, und Spuren der neuesten Philosopheme besonders in der Charfreytagspredigt, über die Versöhnung der Menschen durch Jesum, zu finden. Nur das Gewand, nur die Form der Lehre ist neu, ihr Gehalt ist alte Wahrheit. Zu den vorzüglichsten Predigten dieser Sammlung zählen wir folgende: *Vom Glauben an ein Besserwerden der Menschen. Einige Anweisungen, an dem Heil des Menschengeschlechts den herzlichsten Antheil zu nehmen. Das Abendmahl, ein Fest des Andenkens an das Wichtigste und Höchste der Menschheit. Über die Dankbarkeit gegen Gott. Über die Versöhnlichkeit. Dass Erzieher nur da weise und vernünftig verfahren, wo sie den Kindern Veranlassung geben, sich selber zu erziehen. Über das Schicksal der Menschen nach dem Tode.* Letztere Predigt legt manche nicht gemeine Ideen freymüthig vor.

So aufrichtig, wie unseren Beyfall, wollen wir dem Vf. auch einige nöthige Rügen mittheilen. Seine Arbeiten sind in Ansehung eines Haupterfodernisses, der lichtvollen Entwickelung, Anreihung und Beweiskraft der Ideen sich sehr ungleich. Jede verräth, dass er über seinen Gegenstand nachdachte, aber bey manchem mag er selbst noch nicht zur hellen Ansicht gelangt seyn. Denn man vermisst in mancher Predigt durchaus das Bündige, Fortschreitende, Überzeugende in der Darstellung; sie enthält manche nicht gemeine Bemerkungen, aber es wird schwer, ihre Verbindung zu fassen; man findet biblische Stellen, und erkennt nicht deutlich, warum sie hier stehen. Vielleicht wollte auch der Vf. bisweilen zu ängstlich den Gang seiner Disposition verbergen. Hiezu kommt der höchst fehlerhafte grammatische Bau seiner Sprache, die theils durch gezwungene Vorsetzung der Zeitwörter, theils durch unausstehliche Participalconstructionen sehr schwerfällig und undeutlich ist. Die Participalconstruction läuft öfters da noch fort, wo der frühere Vordersatz nach vielen Zwischensätzen schon lange vergessen ist, und wo nach mehreren geschlossenen Perioden nothwendig eine neue beginnen sollte. Wimmelt das Buch nicht von Druckfehlern, so ist die Sprache auch in anderer Hinsicht sehr mangelhaft: das Nennwort steht öfters in der Einheit, das Zeitwort in der Mehrzahl; Interpunction, Abtheilung der Perioden und Absätze sind höchst fehlerhaft; Belege finden sich auf den meisten Blättern. Auch hat sich der Vf. künftig vor gemeinen Ausdrücken, die öfters mit den gebrauchten poetischen sehr contrastiren, vor überladenden Beywörtern, z. B. *alles überlebendes, ewiges Wesen*, vor Übertreibungen, verfehlten Bildern, und besonders den schwülstigen und poetischen Floskeln zu hüten, die manche, dem Stoffe nach, schöne Arbeit entstellen. Z. B. S. 58: „Schon senkt sich von der Veste des Himmels herunter der dunkle Teppich des Abends, dem schwindenden Tage *nachschielend*, und bald, bald hören wir die Nacht ihr schauerliches Sterbelied *krächzen*, es verrinnt der bleiche Schatten des Jahres, und das Jahr ist auf immer verschwunden." Wie geschmacklos! und in diesem Tone geht es so fort. Wenn der Vf. S. 135 sagt: „So blicken wir ruhig über das Gewölbe der Verwesung, in dem dunkeln Keller derselben keimt der Unsterblichkeit Pflanze," — so kann man hier und bey vielen anderen Stellen fragen: Was heisst das? Eben so kann man in Ansehung der mystischen Strophen fragen, die der Vf. aus *Tieks Sabbath*, (s. *Musenalmanach für* 1802 von *Schlegel*,) seiner Osterpredigt vorsetzt. Und was soll man sich bey den Schlusszeilen der Strophen, die der Abendmahlspredigt vorgesetzt sind, denken: „Erkennt der Liebe unendliche Fülle, und *preiset die Nahrung von Leib und Blut?*" Der Vf. hat in diese Predigt einige treffliche Stellen aus *Schillers* Gedichten eingewebt, und verdient desswegen keinen Tadel; aber ein starker psychologischer Missgriff ist es, in dieser Predigt auch eine Stelle aus einem Theaterstücke, das die Phantasie so stark ergreift, nämlich die Schlussstrophen aus *Schillers Jungfrau von Orleans*, benutzt zu haben. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest: S. 135: „So nimmt der Sterbende endlich im Abendmahl den letzten Labebecher, offen sehend den Himmel, wo Jesus thronet zur Rechten Gottes, voll Glaubens die Erde segnend:

Wie wird mir? leichte Wolken heben mich, u. s. w.

Welche Reminiscenzen bey der heil. Abendmahlsfeyer für den, der jene Tragödie vorstellen sah, und vor dessen Phantasie nun die Jungfrau v. Orleans schwebt! Sobald fand also Hr. *Scherer*, der seine allgemeine Liturgie mit einer Stelle aus *Goethe's Faust* eröffnet, überlegte Nachahmer? Solche Versuche werden der Religiosität des Zeitalters wahrlich nicht aufhelfen! V. Pf.

1) Winterthur, b. Steiner: *Passionspredigten.* Von *Joh. Georg Schulthess*, weiland Diakon an der St. Petri-Kirche, in Zürich. Nach seinem Absterben herausgegeben von einigen Freunden. 1805. 176 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Homilien über die Offenbarung Johannis.* Von demselben. 1805. 1 Alph. 8. (1 Thlr.)

Diese zwey Sammlungen sind dem übrigen asketischen Nachlasse des Vfs. an guten Eigenschaften wenigstens gleich, und haben von den Fehlern derselben weniger an sich, als andere seiner Amtsvorträge. Eine feine Menschenkenntniss leuchtet aus einzelnen Stellen hervor. Mit nie ermüdendem Fleisse ist alles gearbeitet; und die Homilien über die Apokalypse sind doch nur weniger besuchte Wochenpredigten gewesen. Hie und da sticht wohl der Vf. bald diesen, bald jenen, an den ihn gerade ein Theil seines Textes erinnerte. Wer aber weiss, dass Schulthess ein *Epigrammatist* war, der rechnet ihm diess so hoch nicht an; leicht wurden Stellen seiner Predigten unter der Arbeit zum stachlichten Sinngedichte; und sollte er diese Stellen aufopfern? Darüber urtheile ein aus Epigrammatisten bestehendes Gericht. Rec. der sich zwar dieselbe Art Erbsünde, womit der Selige behaftet war, nicht vorzuwerfen hat, aber sich doch auch noch nicht von aller Erbsünde ganz gereinigt hat, greift hier in seinen Busen, und hütet sich wohl einen Stein auf sein Grab zu werfen. Er und wir sind übel genug daran, dass er nun keine Epigramme mehr machen, und uns aus seiner Brieftasche keine mehr vorlesen kann. Sg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 SEPTEMBER, 1807.

ALTERTHÜMER.

Hamburg, b. Perthes: *Caroli Friderici Heinrichii*, Prof. Kilon., *Commentatio academica qua, hermaphroditorum, artis antiquae operibus illustrium, origines et caussae explicantur.* 1805. 44 S. 4. (12 Gr.)

Eine durch Neuheit und Wichtigkeit des Inhalts, durch Belesenheit und Schreibart ausgezeichnete Schrift, welche Rec., ungeachtet seiner in der Hauptsache sehr abweichenden Ansichten und Überzeugungen, mit vielfachem Genuss des Belehrenden und Schönen und mit lebhaft geweckten Interesse für die weitere Aufklärung des so lange übersehenen oder nur leicht berührten und zu flach behandelten Gegenstandes gelesen hat. Man betrachtete bisher, nach Winkelmanns und des Gr. Caylus Vorgange, die unter dem Namen *Hermaphroditen* bekannten, in Statuen, auf Gemmen, erhobenen Werken, Wand- und Vasen-Gemählden in beträchtlicher Anzahl noch vorhandenen Zwittergebilde als bloss idealische Geschöpfe, in denen die alten Artisten, vielleicht durch den Anblick schöner Castraten und den herrschenden Hang zur Knabenliebe veranlasst, Ideale von hoher menschlicher Schönheit, aus Mannheit und Weiblichkeit gemischt, aufstellen wollten. Eine freylich eben so widersinnige und sich selbst zerstörende, als für den Geschmack und die Urtheilskraft der Alten, unrühmliche Ansicht, gegen welche man, zur Ehrenrettung der Künstler, bloss Quintilians (I. O. 5. 12. §. 21) ausdrückliches Zeugniss vom Gegentheil, und dessen gediegenes Urtheil über die Schönheit der verschnittenen Weibmänner, anführen durfte. Der gelehrte Vf. dieser Schrift widerspricht jener Ansicht vorzüglich aus dem Grunde, weil sich in den Briefen des Alciphron (3, 37), und in dem neuerdings zu Theophrasts 27 (sonst 16) Charakterschilderung περὶ δεισιδαιμονίας aus einer vaticanischen Handschrift nachgetragenen Supplemente, desgleichen aus dem Vitruvius (2, 8) eine unter dem Namen Ἑρμαφρόδιτος verehrte Gottheit nachweisen lasse, welche alles Muthmassen von blosser Idealität jener Zwittergebilde zu widerlegen scheine. Von den angeführten drey Zeugnissen muss man indessen das letzte aus Vitruv geradehin abrechnen, weil es einzig auf einer, wie es scheint, nicht sehr ernstlich gemeinten gelehrten Muthmassung des Hn. *Schneider* beruhet, der die Worte *Veneris et Mercurii* für willkührliche, unrichtige Übersetzung aus dem griechischen Namen Ἑρμαφροδίτου hielt. Schätzbar und einem künftigen Herausgeber des Theophrast zur Benutzung zu empfehlen sind insonderheit die über die genannte Stelle desselben, wo der Abergläubige am vierten und siebenten Tage jedes Monats *die Hermaphroditen bekränzt*, besonders über den Grund der Heiligung dieser Tage, hier (S. 9 f.) beygebrachten neuen Erläuterungen. Ob aber der Name Ἑρμαφρόδιτος in den angeführten Stellen, vermöge der ähnlichen Wortbildungen *Hermathene*, *Hermeracles* u. s. w., nicht bloss einen auf eine Herme einzeln, oder mit dem Kopfe des Mercur zusammen, gestellten Kopf der Venus bedeuten könnte? Gegen diese bloss analogisch anzunehmende Möglichkeit, sowie gegen die oben gedachte gangbare Meinung von den Hermaphroditen der alten Kunst, stellt Hr. *H.* (§. 2) eine, wie er glaubt, auf weit festeren Gründen ruhende Behauptung auf, deren Begründung und Anwendung auf die Hermaphroditen der Kunst den Hauptinhalt vorliegender Schrift ausmacht: dass nämlich die Gottheit des Hermaphroditus keine andere, als die zu Amathus in Cypern verehrte *bärtige Aphrodite* und mit derselben als völlig identisch anzusehen sey. Gegen Hn. *Voss*, der (*Mythol. B. II. 35 und 36*) die Idee von Zwittergestalt der Gottheiten für neu, und der späteren orphischen Mystik angehörend, erklärt, und sogar das Daseyn jener angeblichen cyprischen Bartgöttin bestritten und geleugnet hatte, räumt Hr. *H.* (§. 3. S. 18 ff.) zwar ein, jene Idee sey nicht Glaube der gemeinen und öffentlichen griechischen Religion gewesen; dass sie aber schon früh, vielleicht noch vor Homer und Hesiod, vom Auslande her in die ältesten Mysterien der Griechen eingedrungen seyn *könne*, sucht er zuvörderst aus dem hohen Alterthum dieses Glaubens bey ausländischen Völkern wahrscheinlich zu machen, sodann auch, was insonderheit die Venus betrifft, aus den sonderbaren, alte Mystik und morgenländische Religionsideen verrathenden, Eigenthümlichkeiten einiger uralter auf Cypern und zu Athen einst vorhandener Bildnisse dieser Göttin, welche hier aus den Nachrichten der Alten gemustert werden. Über die aus Pausanias (I, 19) bekannte merkwürdige Inschrift der alten Venus ἐν Κήποις zu Athen: *Venus Urania Parcarum natu maxima*, giebt Hr. *H.*, ausser der bereits von Hn. *Voss* beygebrachten, eine neue sehr treffende Erläuterung aus dem von beiden Gesnern sehr unrichtig gedeuteten Halbverse der orphischen Hymne (54, 5) an Venus: Καὶ κρατέεις τρισσῶν Μοιρῶν. (Es war allem Ansehen nach eine Venus, als ζείδωρος, wie sie Empedokles nannte, als *Lebensverleiherin*, gedacht, und desshalb mit der Anspinnerin des Lebensfadens identisirt.) Die Glaubwürdigkeit

der Angabe von der bärtigen Venus zu Amathus, wovon hier die Zeugnisse der Alten aufs neue zusammengestellt werden, gründet Hr. *H.* vorzüglich auf die von Macrobius (Sat. 3, 8) angeführten Aussagen des Aristophanes und Philochorus, ingleichen des von Hesychius (in 'Αφρόδιτος) angeführten Geschichtschreibers von Amathus: Schriftsteller, welche in Hinsicht ihres Alters, ihres Ansehens und Inhalts nicht, wie Hr. *Voss* sich erlaubte, mit unzuverlässigen späteren Grammatikern verwechselt werden dürfen. Hiezu kömmt noch eine bärtige Venus bey den Pamphyliern, welche Hr. *H.* aus dem Joannes Lydus *de Mensibus* bescheinigt. So sehr hier Rec., was die Existenz des alten Bildes betrifft, dem Vf. beypflichten muss: so glaubt er doch, dass Bart und männliche Geschlechtstheile an demselben, welche letztere ohnehin nur Servius erwähnt, eben so wenig einen Glauben an ein wirkliches Doppelgeschlecht der Venus voraussetzen, als z. B. die bärtige Fortuna zu Rom, der vierohrige und vierhändige Apollo zu Lacedämon, der vierköpfige Hermes, und der dreyköpfige Hermes des Patroklides zu Athen Glauben oder Lehren von solcher Gestaltung dieser Gottheiten vermuthen lassen. Der Bildner wollte die Venus als Princip und Symbol der Zeugung darstellen; bloss den Begriff von ihrem Geschäft, von animalischer Zeugung und aus sich selbst schaffender Kraft, deutete er symbolisch durch die vereinten Zeichen der Mannheit und Weiblichkeit an. Was hier die Allegorie der Kunst durch ihre Zeichen aussprach, das besagte späterhin die Mystik durch symbolisch-allegorische Sprache, durch ihr διφυὲς und ἀρσενόθηλυ; es war mystisches Feyerkleid für die gemeinen Begriffe der Religionsphilosophie *Zeugung und selbstständige Schöpferkraft*, und man dachte dabey weniger an das physische Geschlecht der Gottheiten, als an die Wirkungsart der ihnen untergelegten Naturkräfte und Naturkörper, denen man bald nur halbes, mittelbares, untergeordnetes und abhängiges, bald volles und selbstständiges Hervorbringen und Zeugen zuschrieb. Dass diese Ideen und diese Sprache unter den Griechen erst seit Verbreitung der pythagorisch-platonischen Lehrmeinungen und deren Verschmelzung mit ägyptischer Theologie aufgekommen seyen, urtheilte lange vor Hn. *Voss* einer der gelehrtesten, umsichtigsten und unbefangensten Forscher, *Jablonsky Panth. Aeg. P. I. p.* 63. Die Identität dieser mannweiblichen Aphrodite mit dem Hermaphroditos glaubt nun Hr. H. (§. 4) aus der Glosse des Hesychius 'Αφρόδιτος κ. τ. λ. erweisen zu können. Wie aber, wenn diese gerade gegen ihn wäre? Für Rec. wenigstens ist es klar, dass Hesychius zwey Bedeutungen des Wortes 'Αφρόδιτος angeben will, die eine bey Theophrast als synonymisch mit 'Ερμαφρόδιτος, die andere da es Eigennahme der amathusischen Manngöttin sey; er muss folglich unter dem *Hermaphroditos* entweder den von Ovid besungenen Gott, oder den Priap des Mnaseas verstehen, und in der oben angeführten neu entdeckten Stelle des Theophrast, wenn anders diese Glosse, wie Hr *H.* (S. 9) meint, sich darauf bezieht, nicht 'Ερμαφροδίτους, sondern 'Αφροδίτους gelesen haben. Hr. *H.* folgert gleichwohl aus dieser Glosse, dass Alciphrons und Theophrasts Hermaphroditen nichts anders, als jene männliche Aphrodite seyen. Ihm ist nun jene alte Venus ἐν Κήποις zu Athen ein Hermaphrodit, und die amathusische Manngöttin das Original, von dem die Künstler die erste Idee der Hermaphroditen hernahmen, welche nur als feinere, von späterer griechischer Kunst verschönerte, und in mehreren Abarten und veränderten Formen fortgepflanzte Nachbildungen jener mystischen Venus anzusehen seyn sollen. Dass man mit diesen Hermaphroditen manche uns unbekannte und schwer zu errathende Vorstellungen aus einer alten mystischen Religion der cyprischen Manngöttin verknüpft haben möge, schliesst Hr. *H.* aus der in einem Scholion zu Lucians 23 Göttergespräch aufbehaltenen geheimnissvollen Idee des Mnaseas von Patara, welche den Hermaphrodit sogar mit dem Priap identisirte. Wir glauben, Mnaseas hatte dabey, ohne die mindeste Rücksicht auf die Manngöttin, bloss gewisse Kunstvorstellungen des Priap im Sinne, nämlich die unterhalb mit einem aufgerichteten Phallus versehenen Hermen mit dem Kopfe des Priap, dergleichen man z. B. auf einer Gemme bey Gorlaeus *Dactyl. P. II*, *n.* 191, bey Boissard *Topogr. T. VI*, *p.* 36 *u.* 73, und in Gruteri *Corp. Inscr. T. I*, *bey p.* 95 findet; auch solche Priape konnten 'Ερμαφρόδιτοι heissen, *Hermen mit dem Zeichen der Brunst.* Im *fünften* Abschnitt theilt nun der Vf. die noch vorhandenen alten Zwittergebilde in drey Classen ein, nämlich in ächte Bildnisse der mannweiblichen Venus, an denen man ausser den Geschlechtstheilen nichts männliches wahrnimmt, in gewisse, wie er glaubt, von jenen abgeartete Vorstellungen des (vermeynten) verweiblichten mystischen Bacchus, und in eine Art unächter, erst späterhin so genannter, Hermaphroditen, welche eigentlich nur schöne Castraten vorstellen, und in ihren Gebehrdungen und Umgebungen nur ein Bild von schlaffer Weichlichkeit und den Wollüsten des verdorbenen Zeitalters darbieten. Wir übergehen hier den weiterhin noch zu berührenden Inhalt des 6 und letzten Abschnitts, um sofort über das Resultat dieser Schrift unsere Meinung und berichtigendes Urtheil hinzuzufügen.

Befremdend war für Rec. die bey dieser Untersuchung bemerkte Beseitigung und Zurücksetzung der in Ovids Metamorphosen (4, 285 ff.) aufbehaltenen Fabel vom Hermaphroditus und dessen Zusammenwachsen mit der Nymphe Salmacis, von welcher nach unserer Einsicht eine Untersuchung über die Hermaphroditen der Kunst nothwendig ausgehen muss. Kaum dass Hr. *H.* noch am Schlusse der Schrift dieser Fabel gedenkt, welche er zwar mit Recht für das Werk eines späteren Dichters, aber (nach S. 6 vergl. S. 35) ohne Grund für jünger als den um Olymp. 102 berühmten Bildhauer Polykles, der den ersten Hermaphroditen verfertigt zu haben scheint, und für nichts mehr, als einen dichterischen Commentar üb. die Hermaphroditengebilde ansieht. Die Kunst arbeitete unstreitig weit mehr nach der Fabel, als nach allegorischer Mystik; wie sollte sie eine ihr in den Gefilden der Dichterfabel aufblühende

und so nahe liegende schöne Zwittergottheit übersehen oder vernachlässiget, und dagegen nach einer misgestalteten und wenig bekannten, aus dem Zeitalter der rohen Kunst erhaltenen, uralten Bartgöttinn, bloss für eine Winkelmystik, und zur theologischen Gemüthsfreude der Religionsphilosophen, eine neue Venus geschaffen haben, der das Wesentlichste vom Weibe fehlt? Haben wir eine Zwittergottheit in der Fabel, wie kann es noch zweifelhaft scheinen, dass die Hermaphroditen der Kunst dieselbige vorstellen, dass einzig nach ihr die unter den Menschen vorkommenden, missgeborenen Zwitter (ἀνδρόγυνοι) späterhin ἑρμαφρόδιτοι genannt worden sind, so wie man z. B. den hinkenden einen *Vulcan* nannte, und dass, wenn Theophrast, wie Hr. *H.* will, unter dem Ἑρμαφρόδιτος die amathusische Manngöttin verstanden hat, sie wenigstens diesen Namen eben von jenem Zwittergotte erborgt haben müsse? Die Angabe des Servius, dass die Bartgöttin unter der — es versteht sich, in der Stein- oder Holzmasse vom Künstler ausgebildeten — weiblichen Bekleidung auch das Zeichen der Mannheit, wie die Hermaphroditen, gehabt habe, sagt etwas Widersinniges und Unbegreifliches. Einleuchtend ist es vielmehr, dass diese Venus, wie sich ihr Äusseres dem Auge darstellen musste, mehr auf den Eindruck einer durch Mannheit und Mannskraft erhöheten Weiblichkeit berechnet war, die Hermaphroditen aber das Gegentheil, die gekürzte, verweiblichte und entwürdigte Mannheit, dem Auge darbieten. Ihre Gestalt nähert sich daher weit mehr jenem Weibmanne der Fabel, als dem Mannweibe zu Amathus. Auch ist die Fabel vom Hermaphrodit und der Salmacis in der That etwas mehr, als ein bloss zur Unterhaltung der Phantasie über die neugeschaffenen Zwittergebilde ersonnenes Mährchen; sie ist, wie sich schon aus der Bildung nnd Bedeutung der Namen ergiebt, eine so sinnvolle, schöne Allegorie, dass sie schwerlich durch jene Gebilde veranlasst seyn kann, vielmehr umgekehrt die Idee zu denselben aus der Fabel empfangen seyn muss. *Hermaphroditos*, ein schöner Sohn des *Hermes*, d. h. des Redetalents, des vernünftigen Menschenverkehrs, des gesellschaftlichen Menschenlebens, und der *Aphrodite*, oder des Genius des Schönen, Reizenden und Gefälligen, selbst seinem Namen nach aus beiden Gottheiten gemischt, bedeutet unstreitig das Schöne der Beredsamkeit, *die schöne Prose*, und in ausgedehnterm Sinne die schöne Seite der menschlichen Cultur, das durch Kunst, Eleganz und Artigkeit verschönerte Menschenleben, *Verfeinerung und Geschmack.* Dieser männlich schöne Jüngling, mit der Nymphe eines angeblich *verweichlichenden* und *entnervenden* Quells in einen Zwitter zusammengewachsen, was kann er anders seyn, als Sinnbild der *Verweichlichung* und *Entartung* im physischen, moralischen und ästhetischen Sinne, der Genius der überspannten Cultur und Erschlaffung der Kraft, der weichen Sinnlichkeit, Üppigkeit, Lüsternheit und Gemächlichkeit, der Schwelgerey im Schönen und Angenehmen, der Überfeinerung und des verzärtelten Geschmacks? Eben das sagt zum Theil ein anderer, einzig von Hygin (*Fab.* 272) aufbehaltener Name desselben, *Atlantius*; er bedeutet einen *feigen Schwächling* oder *Zärtling*. (S. den *Hesychius in den Art.* Ἄτλας, Ἀτλατεῖ, Ἀταλὰ *und* Ἀταλοῖς.) Auch in dem Namen *Salmakis*, aus dem Morgenländischen erklärt, liegt, nach dem Hebräischen *jâl mâch*, der Begriff *üppig* und *geschwächt*, und nach dem griechischen σάλμα (bey Hesych.), *Sesamwürze*, und ἀκὶς *Spitze*, ist Σαλμακὶς der Quell *Spitzwürze* oder *Zuckerspitz*, der allegorische Quell der Ziererey und Witzeley, aus dem die übersüssen, starkgewürzten und spitzigen Redekünstler, die Gorgias und die Seneca's, schöpften. Vermöge dieser letzten Bedeutsamkeit von *Salmacis* ist folglich die Fabel eine ganz in dem Sinne und Geiste der schönen Parallele, welche Quintilian (5, 12, §. 18 ff.) zwischen dem Reiz der geschminkten Rede und der Schönheit verschnittener Weibmänner zieht, gedachte Allegorie. Anlass und Stoff dazu konnten nicht Bildnisse der männlichen Venus darbieten; wohl aber scheint sie durch den *Gorgias*, den ersten Afterredner dieses Schlags, poëtischen Verkünstler der Prose und Geschmackverderber, der über 100 Jahr vor dem Bildhauer Polykles blühete, und durch dessen zahlreiche Nachahmer und Nachfolger, veranlasst und in ihrem Zeitalter gedichtet zu seyn. Dem zufolge ist die von Hn. *H.* selbst (S. 43) aus dem *Joannes Lydus* zuerst nachgewiesene, aber von ihm verschmähete, wahrscheinlich alten Schriftstellern nachgeschriebene Erklärung der Bedeutsamkeit dieses allegorischen Hermaphroditus, wenn auch nicht vollständig und erschöpfend, doch für einen Theil des Begriffs sehr richtig; und mit ihr stimmt folgende von Boccaccio (*Geneal. Deor.* 3, 21) aus einer Handschrift des *Alberich de imagg. deor.* (denn der gedruckte Text in *van Staverns Mythogr. Lat. c. 6. p.* 907, hat hier, wie auch Muncker *n.* 6 bemerkte, eine Lücke) angeführte Stelle beynahe überein: *Hermaphroditum, ex Merc. et Ven. genitum, lascivientem praeter opportunitatem esse sermonem, qui cum virilis esse debeat, nimia verborum mollitie videtur effeminatus.* Mit obigen Begriffen von der Bedeutsamkeit dieses allegorischen Wesens ist es leicht einzusehen, warum man in den öffentlichen Bädern, diesen Sitzen der weichen Behaglichkeit, Bildnisse des Hermaphroditus, des Genius der Weichlichkeit, aufstellete, warum Alciphrons jüngst verwittwete Buhlerin, auf neue Eroberungen ausgehend, diesem Genius der Sinnlichkeit und Lüsternheit, der süssen Rede und gefälligen Artigkeit, und in dessen Person zugleich der einst verliebten und mit ihm glücklich zusammengewachsenen Nymphe Salmacis, für ihre und ihrer Kleinen Versorgung ein gewöhnlich *zu Abwehrung des Hungers* dargebrachtes Weihgeschenk, die Iresione, widmet, und dass der Sophist hier vielleicht eben so poëtisch und allegorisch rede, als unsere Schönschreiber, wenn sie jemand *an den Altären der Grazien opfern* lassen. Wiewohl Alciphrons Hermaphroditus auch Priap seyn könnte, der hier einer verwittweten Buhlerin durch den gleich erfolgten sehr priapischen Auftritt zum zweyten Manne verhülfe. Man sieht ferner, dass es

an Theophrasts Abergläubigem ein charakteristischer
Zug von höchst phantastischer, willkührlicher Andäch-
teley sey, wenn er diesem, bloss in den Dichtern und
der Bildnerey lebenden, Genius der weichen Ruhe
und Gemächlichkeit die Ferientage heiligen möchte.
Warum sollte nun der offenbar nicht mannweibliche,
sondern weibmännische Zwittergenius, den uns die
alte Kunst aufstellt, etwas anderes, als jener Herma-
phrodit der Fabel seyn, da bey der, vermöge sei-
ner Flügel, nothwendig vorauszusetzenden allegori-
schen Bedeutsamkeit desselben, aus seinem halbmänn-
lichen verweibten Körper, seinen Handlungen, Ge-
bährdungen und Attributen alle oben angedeuteten Be-
griffe, wenn gleich Einer derselben in einzelnen Bil-
dern der vorherrschende ist, sich von selbst aufdrin-
gen? Ein geflügelter Hermaphrodit, folglich Genius
und allegorisch, bey Caylus (*Samml. Hetrur. Alterth.
Tab.* 42, *n.* 3), hingestreckt und zurückgelehnt, an
allen Gliedern des Körpers, zu Bezeichnung der in
ihm wohnenden *vis inertiae*, mit Bandfesseln umwun-
den, mit der rechten Hand, welche thätig seyn soll-
te, den schlaffen Körper stützend, mit der schwächern
Linken eine Schüssel (nach Artemidor das Bild des
Lebens) haltend, in welche ihm ohne sein Wissen
und Bemühen von oben herab ein Apfel hineinfällt,
rückwärts blickend und in der Vergangenheit wüh-
lend, weil er nie vorwärts strebt, ist der in allen die-
sen Eigenthümlichkeiten sich selbst vornehmlich und
lebhaft aussprechende Genius schlaffer Weichlichkeit
und träger Ruhe. Ohngefähr dasselbe bedeutet der
von Winkelmann (*Gesch. d. K.* S. 269 d. Wien. A.)
angeführte Hermaphrodit in der *Villa Albani*, wel-
cher die rechte Hand über den Kopf legt, und diese
Gebehrde mit dem an Sarkophagen und Begräbniss-
urnen abgebildeten *Genius der sorgenfreyen Ruhe* (Ge-
nius securitatis) gemein hat. Den verwöhnten weibi-
schen Lüstling, dem nur der Genuss des Weibes Le-
ben und Munterkeit giebt, erkennt man in einem an-
deren geflügelten Hermaphroditen (*bey Caylus a. a.
O. Tab.* 38), dem ein Weib eine Schaale, das Sinn-
bild des Lebensgenusses, darreicht, von welcher ein
vorher angebundener, das Band noch am Fusse
schleppender Vogel, als Sinnbild der Munterkeit und
freyen Regsamheit, emporfliegt. Weichlichkeit und
Schlaffheit bedeuten unstreitig auch die schlafenden,
und die auf einer Löwenhaut (auf den Spolien eines
vorhergegangenen Zeitalters der Kraft und Anstren-
gung) ruhenden Hermaphroditen. Den Genius der
bis zur Gleichgültigkeit gegen die Leerheit des öffent-
lichen Cultus gediehenen Cultur, der Verfeinerung des
religiösen Sinns und des weichen Modegeschmacks an
sinnbildernden, und mit philosophischen Religionside-
en verknüpften Mysterien sehen wir vielleicht, an der

von dem Vf. (S. 38) beschriebenen Blumenbachischen
Vase, in dem geflügelten Hermaphroditen, der eine
Mysterienlade hebt, und in der Linken das mystische
Tympanum hält. Inzwischen kann er auch der *ästhe-
tische* Hermaphrodit, der Genius der Sophistik, des
Geschmacks am Geschmückten und Gezierten, und
seine Attribute können allegorisch seyn. Die Myste-
rienlade bedeutet alsdann theils die Kunstgeheimnisse
des Redners, welche auch Cicero und Quintilian (5,
14. §. 60 S. das. Gesn.) *mysteria* und *sacra* nennen,
theils die bilderreiche, die einfache Idee und den
nackten Gedanken beschattende und verbergende Ma-
nier der Sophisten, vorzüglich den häufigen Gebrauch
der Allegorie, welcher selbst den vorzüglichsten
Schriftstellern dieser weicheren und geschmückteren
Gattung, z. B. dem geschmackvollen Quintilian, ei-
gen ist, und nach dem Ausspruch des Demetrius Pha-
lereus (*de elocut.* 101) die eigenthümliche Hülle der
Mysterien ausmacht. Das Tympanum würde folglich
auf die Bemühung der Sophisten um Schall, Klang,
Numerus und ohrfüllendes, oft hohles Wortgetön zu
deuten seyn), wie in Quintilians (5. 12. §. 21) tadeln-
dem Ausspruche: *non arma, sed tympana eloquentiae
damus.* Den Genius der Überverfeinerung und Zie-
rerey, oder der Sophistik, von Scharfsinn und Sinn-
reicher Kunst, oder vielmehr von Spitzfindeley und
Künsteley geleitet, zeigt uns eine Hamiltonsche Vase
(bey Hn. *H.* S. 38 ff.), wo ein Hermaphrodit auf ei-
nem Wagen stehet, der von einem Luchse und von
einem Greife gezogen wird; jener ist Sinnbild des
Scharfsinns und der Spitzfindigkeit, dieser, sonst At-
tribut des dichtenden und orakelnden Apoll, bedeu-
tet Kunsttalent und mühsame, studirte und einhüllen-
de Kunst. Übrigens mögen manche Vorstellungen von
Hermaphroditen nur Spiele der Künstlerlaune und
Scherze über das Äussere derselben seyn, oder auf
die mit den gleichnamigen verschnittenen Weibmän-
nern gepflogenen Wollüste Bezug haben. Von der
letzteren Gattung ist unseres Erachtens der dresdener
Hermaphrodit (S. 37); zu der ersten rechnen wir den
bey Borioni, welchen Hr. *H.* (S. 39) unter den herma-
phroditischen Vorstellungen vom Bacchus aufführt.
Während der eine brünstige Satyr im Begriff stehet,
den schlafenden Hermaphroditen als Weib zu behan-
deln, entdeckt der andere unter dem aufgehobenen
Kleide die Mannheit, und winket sofort einem hinten
stehenden lüsternen Weibsbilde herbey; das Ganze
ist offenbar eine Posse über die Zweydeutigkeit des
Geschlechts, und in seiner Art nicht anders anzuse-
hen, als die muthwilligen Scherze der Epigrammati-
sten über das Geschlecht des Hermaphrodit, und über
die Ruthe des Priap.

Fw.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Riga, b. Hartmann: *Versuch über die Natur der Blau-
säure*, als Gelegenheitsschrift bey dem Antritt der ordentlichen
Professur der theoretischen und angewandten Chemie zu Dor-
pat, dargestellt von Dr. *David Hieronymus Grindel.* 1804.
61 S. 8. Man würde sich sehr irren, wenn man in die-
ser kleinen Schrift neue Aufschlüsse über die chemische Natur
der Blausäure suchen wollte. Denn sie enthält nichts weiter
als eine ziemlich vollständige Literatur über diesen Gegen-
stand, leider! aber ohne allen kritischen Geist zusammenge-
stellt. Zum Schluss zieht der Vf. Folgerungen aus den bishe-
rigen Versuchen über die Blausäure, die auch bereits von an-
deren schon gezogen worden sind. Hätte der Vf. uns anstatt
derselben eigene neue Versuche mitgetheilt, die uns einen
Schritt weiter in der Kenntniss dieser räthselhaften Substanz
gebracht hätten, so würde er auf den Dank des chemischen
Publicums rechnen dürfen.

F F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 SEPTEMBER 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt u. Leipzig: *Historisch-statistisches Archiv für Süd-Deutschland.* Mit Kupfern und Karten. 1807. 456 S. in 8. (2 Rthlr.)

Der Gedanke des Vfs., welchen jeder Leser erkennen wird, obschon er, aus begreiflichen Gründen, sich nich genannt hat, in eine periodische Schrift Urkunden und statistische Erläuterungen der Zeitgeschichte, mit darstellenden Denkmalen der vergangenen Jahrhunderte zu verbinden, ist allerdings löblich; wir wünschen, dass ihm gelinge, das Publicum so zu fesseln, wie diese nützliche Sammlung es allerdings verdient, um eine Reihe von Bänden zu liefern, durch deren jeden die alte und neue Geschichtskunde allemal reichlich gewinnen wird.

Statistische Auffätze machen den Anfang, und beziehen sich auf das Herzogthum Salzburg, die Fürstenthümer Berchtoldsgaden und Eichstädt, jenen salzburgischen Antheil an Passau, die Lande des deutschen Ordens, und die ständische Verfassung in Tirol, Vorarlberg und Schwäbisch-Österreich, S. 1—137. Alles dieses ist mit Ordnung und Bestimmtheit dargelegt, und es ist nichts zu unserer Kenntnis gekommen, was den Resultaten widerspräche. Salzburg und Berchtoldsgaden sind nie verständiger verwaltet worden, als von ihren letzten Fürsten; es war durchaus eine Tendenz zum Besserwerden, und überhaupt glückliche Unterthanen. Heilsam wirkte zu Eichstädt in ihrem augenblicklichen Seyn die Regierung des Grosherzogs Ferdinand: Bey 332,380 Gulden Einkünften war die Schuldenlast 496,000 Gulden, deren 60,000 zu acht Procenten verzinset wurden. Durch vortheilhafte Anleihen, Einziehung der Rückstände, einige Verpachtungen und Versteigerungen, und Reduction verschiedener Ausgaben, war das Land in Jahresfrist (1803—4) *selbstständig* (al pari der Einnahme und Ausgabe?) und lieferte noch 10,000 fl. reinen Ertrag. So muss auch im Passauischen die Auflösung der Oberbehörden (mit Verweisung an die Landesstellen von Salzburg) und Vereinigung mehr als Eines Pflegegerichtes vortheilhaft gewirkt haben. Dass (nicht in geistlichen Staaten allein) die Maschine allzu verwickelt und ein viel zu zahlreiches Dienstpersonale war, ist nicht zu leugnen. Dieses wirkte nachtheilig auf den Geschäftsgang, und verhinderte selbst gute Besoldungen: viele waren sehr ärmlich; dennoch foderte der Titel, anständig zu leben; und dennoch reizte die vermeinte Leichtigkeit eine allzu grosse Menge, sich dem Civildienste zu widmen. Welches Seminarium für Missvergnügte hiedurch gesammelt, wie viele für ihr Lebenlang unbrauchbar oder elend geworden; und wie der Staat hierunter gelitten, ist Keinem unbekannt, welcher in den letzten Decennien den Gang solcher Dinge beobachten konnte. Was aber nun durch die Reductionen werden mag! Viele mag die Industrie, viele die Landwirthschaft revindiciren: Andere werden unbebauten Erdstrichen (deren so viele sind) zu Statten kommen: Auch wird man in übertriebener Beförderung einer Bevölkerung, die sich nicht nähren kann, in Provinzen, die keine Auswege haben, vorsichtiger werden. Allein, zurück.

Den statistischen Auffätzen folgt eine Reihe sogenannter Beylagen älterer historischer Urkunden, in Beziehung auf die Verfassung und Sitten der Länder. Das Verhältniss zwar zu der vorhergehenden Statistik möchte wohl nicht von *jedem* Stück sehr in die Augen fallend seyn; *alle* aber verdienen des Geschichtforschers, die meisten auch den Dank des lesenden Vaterlandfreundes. Die acht ersten betreffen die ursprünglichen Freyheiten und Rechte der tirolischen Lande, und sind wahrhaft merkwürdig. Vier folgende gehören in die Geschichte der ausgestorbenen Grafen *von Montfort:* Und allerdings kann die vorarlenbergische dieser Aufschlüsse nicht entbehren. Wir hätten sehr gewünscht, wenn es diesem gelehrten Verfasser, und glücklichen Besitzer so vieler Geschichtsquellen irgend möglich wäre, etwa in dem zweyten Theil, eine klare Auseinandersetzung und eine genealogische Übersicht der mancherley Zweige dieses grossen Geschlechtes, und der Individuen eines jeden zu erhalten. Ohne dergleichen Darstellung, die wir nirgend noch mit einiger Authenticität gefunden, ist auch dem Aufmerksamsten fast unmöglich, viele merkwürdige Männer nicht zu verwechseln. Es folgen einige Kaufbriefe um Nellenburg und Hohenberg. Wir haben sittenmahlende Züge darin gefunden und sie mit Begierde gelesen. Da wir aber die Dauer dieses Archivs ernstlich wünschen, so würden wir doch, um sie mehreren geniessbar zu machen, einige Erleichterung in Orthographie, Interpunction und einige kurze Noten vorschlagen. So wird einem braven Voralberger die Sprache der Voraltern und ihre Lebensweise begreiflich, ohne dass er Diplomatiker sey. Endlich finden wir neun Urkunden, welche die Verhältnisse Tirols zu dem Engadein und dem X Gerichten-Bunde angehen. (S. 138—225).

Den Band schliessen sehr merkwürdige Abhand-

lungen, gemischten historisch-statistischen Inhaltes, über das tirolische Strassenwesen und den Transito-Handel, die Landtage, den Seidenhandel, das Salzwesen, mit Beyträgen zur Sittengeschichte. (S. 226-429). Die Geschichte der Strassen, von den Römern bis auf uns, ist ungemein interessant; namentlich der Aufsatz des verdienten Canzlers *Burglechner* (dessen Tiroler Geschichte dem schweizerischen Tschudi zu vergleichen ist,) über die sieben Pässe des südlichen Theils. Bey S. 257 möchten wir bemerken, dass das Leinwandgewerbe von St. Gallen sehr viel älter ist, als das Unglück der Stadt Costanz von 1548. Die Costanzer bemühten sich siebenzig Jahre zuvor um die Erlaubniss, das Zeichen der *damals* besseren St. Galler Fabrik zu brauchen. S. 265 wird recht einleuchtend, was die Erhöhung der Zölle für eine schlechte Speculation ist. Ehe dieselbe in Mailand vorgenommen wurde, trug die Strasse von Chiavenna jährlich 50.000, nachher kaum 10 000 Colli: Der mailandische Staat wurde umgangen. (Wäre er zu gross hiefür gewesen, so würde um so mehr durchgeschwärzt worden seyn. Machte eine seltene Unbestechlichkeit einer sehr grossen Anzahl von Zollbedienten auch dieses unmöglich, so fiel, so verlor sich der Handel.) Eben so ging es den Venetianern mit ihrem allzuhohen Zoll in Verona. S. 266. Des Freyherrn von Sternbach Mappe der Strassen Italiens durch Friul, Pusterthal, Kärnthen; hier excerpirt. Dem Vf. ist eine Karte des Alpgebirges zugänglich, auf welcher wir in allem 72 Alpenpässe gezählt haben. Ein Verzeichniss derselben wäre für die ganze Geschichte belehrend, und ein Staatsgeheimniss lässt sich um so weniger denken, da das ganze Gebirg in die Kreuz und Queere durchstreift ist, und Gotthard, Bernhard, Cimplon, vor menschlicher Kühnheit und Kraft ihre Häupter gebeugt haben.

In dem Artikel von den Landtagen ist ein Auszug der urkundlichen Aufzeichnung derselben aus dem ständischen Archiv, der manche sonst nicht bekannte Particularität enthält, und demnach sehr schätzbar ist. Er läuft vom tiroler Bunde 1323 bis 1573, und wird fortgesetzt. Wir begreifen, dass auswärtige, nicht unmittelbar damit verbundene Sachen, aus dem Gedächtniss, und, wie dieses in Chronologie selbsterlebter Dinge oft am meisten trügt, nicht immer genau verzeichnet worden sind: Sonst müssten hin und wieder gegen die Gleichzeitigkeit sich Zweifel erheben. So z. B. S. 285: Im J. 1461 (aber das Factum gehört in 1454) habe Erzherzog Sigmund Schaffhausen an das Reich überlassen (umgekehrt: von des Reichs Handen wieder an sein Haus bringen) wollen. Hiemit wird nun der Krieg 1460 in eine Verbindung gesetzt, welche er nicht hatte, und von Verheerungen gesprochen, welche gar nie geschehen sind. Alles, Gedächtnissfehler und Gerüchte; was hingegen die Landtage selbst betrifft, ist authentisch. Sollte S. 328 kein Druckfehler seyn, dass auf dem Landtage zu Botzen 1536 dem König Ferdinand für den Kaiser *fünf und dreyssig Tausend* Mann bewilligt worden wären? Eben so vermuthen wir S. 336, dass Dr. *Baumgartner* an die *königl.* (nicht *kaiserl.*) Majestät wird geschickt worden seyn. Um aus einer späteren Abhandlung noch eines ähnlichen Zweifels zu erwähnen, so betrifft selbiger die S. 381 vorkommende Vergebung eines Zehnten von dem Salzwerk zu Taurn, durch Friederich von Wangen, Bischof zu Trident, von 1252. Diese Zahl (so gut sie hier in die Folge passt) muss verschrieben seyn, da niemand besser als der Vf. weiss, dass jener Friedrich 1220 nicht mehr lebte, und im angegebenen Jahr ein weit anderer Mann zu Trident regiert hat.

Die Abhandlung über den Seidenhandel ist schon durch die schnelle Aufnahme von Roveredo merkwürdig. Diese Prätur ist im achtzehnten Jahrh. von 2770 auf 18,000, Sacco von 450 auf 2500 Seelen durch die Seidencultur gestiegen. Es sind 20 Handlungen, deren die meisten jährlich für 200.000 Gulden Geschäfte machen; 7800 Personen finden hiebey Nebenverdienst. Ein Capital von jährlich wohl 320.000 Gulden ist im Umlauf. (Man füge bey, dass Eifer für gelehrte Forschungen zu Roveredo durch den Handelsgeist nicht erstickt worden; bedeutende Gelehrte haben dort gelebt; es ist auch überhaupt eine feine Bildung und ein angenehmer Ton.) Über das Salzwesen sind mehrere Urkunden beygebracht, welche dessen älteste Manipulation zeigen. Der reine Ertrag der jährlich erzeugten 300.000 Centner übersteige doch nicht 50.000 Gulden. Aber wie viele Menschen werden genährt! Unter den Sittenzügen ist eine Acte des Dortmunder Vehmgerichts wider Stadt und Rath Feldkirch besonderer Erwähnung am würdigsten. Doch ist auch lehrreich, was vom Haushalte der Fürsten im XV Jahrh. beygebracht ist. Ganz am Ende, wie *in fugam vacui*, finden wir eine Erläuterung der rheinischen Bundesacte, einer Urkunde, deren *Merkwürdigkeit* wohl einen anderen Platz als den letzten verdiente. Man kann aber sagen, dass nach erworbener Kenntniss der Theile die Betrachtung des umfassenden Bundes mehr Theilnahme erregt, auch dass sie chronologisch so ziemlich das Neueste war. Zwey sehr wohl gerathene und (wir haben einiges geprüft) genaue Karten von der Graffschaft Nellenburg und verschiedenen vormals für das Reich oder für Österreich collectabeln Herrschaften aus derselben Gegend beschliessen das Werk, welchem wir eine baldige und lange Fortsetzung aufs wärmste wünschen.

Ths.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der kursächsischen Staaten*, von D. *Christ. Ernst Weisse*, Oberhofgerichtsassessor und Prof. zu Leipzig. 1806. 4 Band. VIII u. 384 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Auch in der Bearbeitung des vorliegenden 4 Theils ist sich der Vf. gleich geblieben. Wir müssen es daher überall bey unseren früher abgegebenen Urtheilen (1804. No. 74. 1806. No. 144) bewenden lassen, indem wir nur etwa für diesen Theil besonders hinzufügen möchten, dass wir uns von der Lectüre desselben noch weniger angezogen fanden, als bey der der vorhergehenden Bände, wovon weder an den vorgetragenen Gegenständen, noch an uns die Schuld allein

liegen dürfte. Aber einen Punct aus jenen Bemerkungen scheint uns nothwendig hier zu wiederholen, und die hier sich ergebende Bestätigung desselben, von der zweifelhaften Unparteylichkeit des Vfs. in der Beurtheilung der Rechte seines Fürsten gegen Insassen oder Benachbarte, und den daraus herfliessenden Streitigkeiten, nicht zu vergessen. Freylich konnten viele hier abgehandelte Irrungen und Ansprüche, wenn auch nicht in der Wirklichkeit doch in der Meinung praktische Wichtigkeit behaupten, (besonders vor des deutschen Reiches Zertrümmerung und dem Beytritt zu der rheinischen Bundesacte — eine Schlichtung, die wenig Augenblicke vorher noch Niemand ahnden konnte); von einigen ist das Andenken noch so neu, andere sind in ihren Folgen noch so einwirkend, dass eine Anerkennung des Unrechts von Seiten des obsiegenden Fürsten, auch nach gänzlicher Beylegung (vornehmlich in des Vfs. Lage) mehr als bedenklich scheinen musste. Und nun gar bey den noch dauernden schien die Collision des Staatsdieners, der sich vielleicht für eine Seite schon entschieden hatte, und des Geschichtschreibers mehr als bey den für uns unmittelbar ganz einflusslosen Begebenheiten entfernter Jahrhunderte unvermeidlich zu seyn. Aber bey vielen, für immer beygelegt, konnte doch wohl der Geschichtschreiber völlige Unparteylichkeit üben, unbekümmert welchen Einfluss sein Urtheil haben würde; ihm, der nur nach Erforschung und Darstellung der Wahrheit strebt, müsste es angenehm seyn, wenn seine Anerkennung derselben auf die Geschäfte Einfluss erhielte und dadurch der aus falscher Ansicht entstandene Nachtheil, gleichviel zu wessen Vortheil, nicht noch vermehrt würde. Das aber, was bloss der Geschichte noch angehört, muss rücksichtslos von ihr entschieden werden. Diess ist in diesem Werke nicht immer der Fall. Man findet oft (der Ausdruck der alten Sprache sey uns noch erlaubt!) nur die Ansichten und Darstellungen eines sächsischen Publicisten (z. B. S. 63. 90). Wir sind weit entfernt, diese Ansichten der Sachen, diese Parteynehmung dem Vf. besonders verargen zu wollen, wir wissen, wie verschieden die Urtheile hier noch sind; aber unsere Pflicht erfodert es, die Abweichung von dem unsrigen anzuzeigen. Wie leise ist nicht die Schattenseite der Geschichte des Kurfürsten August angedeutet (S. 185), da doch die Masregeln dieses Fürsten und seine Mittel die vorgesetzten Zwecke zu erreichen oft in harte Despotie ausarteten, wovon ein Beyspiel bey *Leutinger* (Opp. 746) nachgelesen werden kann (die Benutzung aussersächsischer Quellen hat der Vf. über die Ausbeute, welche über viele Vorfälle ungedruckte innere gaben, mit Unrecht, zu wenig versucht; wie kurz ist nicht über die Erwerbung eines Theils der hennebergschen Lande hinweggeeilt (S. 141), und bey den Anwartschaften von Quedlinburg (115), Braunschweig (278, dass Sachsen sich 1634 geregt habe, behauptet Spittler) unbemerkt gelassen, wie dadurch (Rec. kann aus ungedruckten Quellen hinzusetzen, auch durch die auf Anhalt (68)), die frühen erworbenen Rechte Anderer gekränkt wurden! Überhaupt dürfte die für die Erweiterung und Ausrundung der sächsischen Grenzen, für die Ausbildung der landesherrlichen Macht so wichtige Regierung des Kurfürsten August einer weit vollständigeren Darstellung fähig seyn, wenn man dabey nur mehr das Einzelne auffassen, dem nachforschen und daraus mehr die Schattirungen der blendenden grossen Resultate seines Leben hernehmen wollte. Nothwendig wäre es dabey, den Zustand seiner Nachbarn selbst, mit denen er in Berührung kam, zu untersuchen, daraus zu sehen, welchen Einfluss dieser auf ihre Handelsweise haben musste; es würde sich dann oft finden, dass bey so mancher Verhandlung weiter nichts als eine kleine Beharrlichkeit nöthig war, um sie zu dem bestimmten Ziele zu führen. Man darf nur bey den Streitigkeiten mit den Grafen in Sachsen einen Blick auf ihren Zustand werfen, um die verschiedenen Resultate weniger auffallend zu finden. Die Grafen zu Mansfeld waren in so viele Linien getheilt, und so mit Schulden beladen, dass sie den sächsischen Landeshoheitsanfoderungen nicht widerstreben konnten. Derselbe Fall war, wenn auch nicht in demselben Grade, im Hause Stollberg, und daher musste auch dieses den Vergleich von 1568 eingehen. Wo hätten die Kräfte zum Widerstand herkommen sollen, besonders bey den Linien und Individuen, die nur sächsische Lehn besassen, und täglich neue, alles verschlingende Inmissionen ihrer Gläubiger, oder, in ihrem Namen, des Kurfürsten selbst, besorgen mussten! Um ein, vielleicht längst sich freygetragenes Amt wieder zurückzuerhalten, gab man weniger nutzbare landeshoheitliche Rechte auf. Und Kurfürst August verstand die grosse Kunst, nicht alles auf einmal zu verlangen. Nicht die ganze Landeshoheit, nur einzelne Theile waren es, die zuerst angesprochen wurden; seine Nachkommen mochten fortfahren. Das Haus Schwarzburg dagegen, begüterter und nicht von so vielen Schulden gedrückt, hatte Mittel sich zu widersetzen und die kostbaren gericht- und aussergerichtlichen Kosten aufzubringen, und endlich durch Geldzahlungen zu retten, was zu retten war. (Wenn doch die Fürsten Deutschlands hätten lernen wollen, was für Unglück das unbesonnene und thörichte Schuldenmachen über sie hereinwälzte, welche Vortheile kluge Sparsamkeit ihnen zuführte, wenn sie doch endlich die Stimme der Geschichte hörten, um nicht durch Fortgehen auf diesem Wege, da ihnen nun auch die Unmittelbarkeit genommen ist, alle Spur ihrer ehemaligen Würde und ihres alten Glanzes zu verlieren, um auch im mediaten Zustande wenigstens den ehemaligen Zeiten gemäss leben zu können!) S. 28 (um noch von einzelnen Puncten zu reden) der Zug des Kurfürsten Moritz ist nicht genau genug dargestellt; von den Streitigkeiten unter den Verbündeten selbst, die so leicht der guten Sache hätten nachtheilig werden können, wie jeder nur für sich sorgte (wie Nürnberg dem Kurfürsten allein 100000 Gulden geben musste, von welchen Markgraf Albrecht seinen Theil verlangte) hat Rec. nichts gefunden. S. 149. Die hennebergische Erwerbung und Erbschaftsstreitigkeit ist nicht vollständig;

S. 244. Die Streitigkeiten über die Landeshoheit in der Graffschaft Hohnstein sind unrichtig erzählt. Der Vf. vermischt die *eigentliche*, seit 1412 im Stollbergschen alleinigen Besitz befindliche Graffschaft Hohnstein (zur Zeit jener Streitigkeiten gewöhnlich das *Amt* Hohnstein genannt, wie nun auch wohl, dem gröfsten Theil nach, *Amt* Neustadt) mit den Landen der Grafen zu Hohnstein, den Herrschaften Lohra und Klettenberg, welche damals uneigentlich Graffschaft Hohnstein genannt wurden, um aus der dadurch entstehenden Verwirrung der Begriffe Nutzen in den Streitigkeiten über den Besitz dieser Herrschaften zu ziehen. Über diese Herrschaften und mit ihren Besitzern, den Grafen zu Hohnstein, oder nachmals den Herzogen zu Braunschweig-Wolfenbüttel als Inhabern (seit 1593), und Sachsen konnte kein Streit obwalten, weil Sachsen alle seine Rechte auf Lohra und Walkenried, wenn diese die Landeshoheit in sich begriffen hätten, an Halberstadt 1573 abgetreten hatte. Er schwebte blofs wegen der stollbergschen Graffschaft Hohnstein, und durch das Aussterben der gedachten Grafen konnten sie also nicht vergröfsert werden, es sey denn, dafs sie für Braunschweig, bey seinen damaligen Vergröfserungs- und Arrondirungs-Planen, einen höheren Werth erhielten. Der Streit entstand ebenfalls durch die stollbergschen Schulden, indem Sachsen und Braunschweig Gläubiger immittiren wollten, und ohne diese Finanzverhältnisse der Besitzer würde gar kein Streit entstanden und diese unmittelbar geblieben seyn; denn die Rechte des Besitzes sprachen für sie zu laut. Die sächsischen Gründe reducirten sich darauf, dafs Hohnstein eine der 13 Graffschaften sey, welche zur Landgraffschaft Thüringen, und dafs mehrere dazu gerechnete Ortschaften in die Ämter Heringen und Kelbra gehörten. Diese beiden Ämter standen aber dem Hause Stollberg nicht ausschliefslich zu, und eine Abreifsung einzelner Parcellen war also gar nicht anzunehmen. Braunschweig aber hatte noch kurz vorher allen Ansprüchen auf die Landsässigkeit der Grafen wegen Hohnstein entsagt; nur dafs auch kein Dritter diese Rechte übe; wie nachher das abgeändert, ist bekannt. Herzog Heinrich Julius setzte sich indess 1598 als Cessionarius stollbergischer Gläubiger in den Besitz der Graffschaft (des Amtes) Hohnstein, und erst 1639 erhielten die Grafen dieselbe von der jetzigen Linie zurück. Daher kommt es, dafs bey diesen Landeshoheitsstreitigkeiten von den wahren Besitzern selbst so wenig die Rede ist. Rec. ist hier weitläuftig geworden; aber er glaubte sich diefs erlauben zu dürfen, weil in den Begebenheiten der kleinen Reichslande die Dunkelheit gewöhnlich sehr grofs ist, Irrthümer sich leichter dabey fortpflanzen, und doch auch ohne eine genaue Darstellung der einzelnen Landeshoheitsstreitigkeiten, diese nunmehr blofs geschichtliche, aber immer sehr interessante und fruchtbare Lehre, nie den bedürfenden Grad von Richtigkeit und Genauigkeit erhalten wird. — Die Erwerbung der querfurtschen Lehne ist hier bey Gelegenheit der Abtretung der an Magdeburg gefallenen Stammherrschaft durch den prager Frieden (so weit geht dieser Theil) S. 325, und die Anlegung der friesländischen Post (f. Jahrg. 1806. dief. Bl. No. 144. S. 539 und 541) ebenfalls nachgeholt. Angehängt ist I) ein Auszug aus der Kapitulation mit dem Stift Merseburg vom 13 Februar 1583; II) eine Nachricht von dem ersten Entwurf der Appellat. Ordnung; III) der Landtagsrevers vom 13 März 1635.

H. St. F.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Posen* und *Leipzig*, b. Kühn: *Amöne, die Braut eines Verbrechers.* Ein Roman in zwey Theilen von *Karl Stein*. Mit 1 Kupfer von Rosmäsler. 1804. 184 u. 190 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Wer gern unter Räubern lebt, und ein Vergnügen daran findet, sich von allerley in ihr Geschäft einschlagenden Abenteuern unterhalten zu lassen, findet hier seine Rechnung. Denn auch dieser Gasthof für Leslustige hat zum Aushängeschild einen tüchtigen Räuberhauptmann nebst Zubehör. Die Zubereitung der hier gereichten Kost ist ganz nach Art solcher Gasthäuser; die Tafel wird fleifsig servirt mit Wassersuppe, Mehlbrey und Kartoffeln. Hier ist ein Löffel solcher Wassersuppe: *Amöne.* Ich träumte von dir. Nun ist mein Traum erfüllt; aber was willst du, Lieber? *Gustav.* Erinnere dich mit Freundlichkeit, was du mir einst gelobtest. *Amöne.* (Drückte seine Hand, denn sie verstand ihn.) Nun? *Gustav.* Habe ich mein Wort gehalten? *Amöne.* Ja, mein Theurer, ich danke dir. *Gustav.* Ich habe dich, du Holde, vom Schicksal errungen. Vergönne mir nun, meinen Anspruch geltend zu machen, und mein höchstes Glück zu beschleunigen. *Amöne.* Ich bin dein Weib, sobald du willst. *Gustav.* So eile ich zu einem Diener Gottes, der segnend unsere Hände zum ewigen Bunde in einander lege. — Sie küfste ihn zur Antwort, denn es war auch ihr Wunsch."

— nd.

Rom, b. Fulgoni: *Dei diritti del principato su gli anticho edifizi pubblici*; dall' Avocato Don *Carlo Fea*. 1806. 24 S. in 8. So klein diese Schrift, und obwohl mehr gerichtlich als literärisch ihre Bestimmung ist, so sehr verdient sie den theilnehmenden Beyfall eines jeden für das Alterthum fühlenden Menschen. Das einzige, und vollständig erhaltene Denkmal römischer Baukunst und Gröfse, das *Pantheon*, von unwürdigen Nebengebäuden, und nicht ohne Gefahr, entstellt, sollte, nach der Vorsorge mehrerer Päpste, endlich seiner Würde gemäfs, frey da stehen. Ein baufälliges Bäckerhaus hat nothwendig abgetragen werden müssen. Jetzt kämpft der verdienstvolle *Fea*, dafs dieses nicht, wie man unternommen hat, hergestellt werde. Die Regierung fühlt, wie es scheint, die Unschicklichkeit: es geschieht auch den Besitzern kein Unrecht; seit Jahrhunderten sind sie gewarnt, und noch 1784 ist wider sie gesprochen worden. Sollte man zu ängstlich, zugleich für eine Entschädigung zu arm seyn! Sollte keiner der Grofsen, welche aus Eitelkeit oder Gefühl die ewige Roma mit Ehrfurcht nennen, sollte keine Gesellschaft, welche mit Rührung und Entzücken diesen Tempel gesehen, dem Bäcker sein höchst zweifelhaftes Recht abkaufen wollen! Das ganze gebildete Europa wird begierig vernehmen, wie die Sache ausging, ob Agrippa's Werk an Pius VII, oder an welchen Grofsen und Edlen es Retter gefunden?

Ths.

JENA,
gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf
1807.

Monatsregister

vom

September 1807.

Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des September.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1807.

VIERTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1807.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1807.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Johann Gottfried von Herder's sämtliche Werke. Zur Religion und Theologie.* Dritter Theil. 1806. 430 S. Fünfter Theil. 1806. 456 S. Sechster Theil. 1806. 251 S. und 134 S. Zusätze. Siebenter Theil. 1807. 494 S. Achter Theil. 1807. 311 S. 8.

Alle diese Theile gehören, sowie die ersten beiden, welche 1806 No. 1 u. 2 beurtheilt worden sind, der biblischen Literatur an. Der *dritte* endiget den Geist der hebräischen Poesie, Wort für Wort nach der ersten Ausg., bloss am Ende mit einem kleinen Zusatz über den Inhalt, den der dritte Band haben sollte, zu dem aber *Herder* auch nicht ein Blatt Vorarbeit hinterlassen hat. Er sollte den Geist der prophetischen Poesie, von ihrem ersten Bruchstück an bis auf ihr letztes armseliges Blatt im dritten Buch Esra, enthalten: und wenn man in dieser Ausgabe sich wieder ins Gedächtniss zurückgerufen hat, wie viel Prüfenswerthes der Vf. über den Einfluss, den Moses, seine Thaten, seine Gesetze auf die hebräische Poesie gehabt haben, gesagt, und wie glücklich er die Beschaffenheit derselben im heroischen Zeitalter und die Richtung, die ihr David gegeben, entwickelt hat: so bedauert man, dass derselbe auch dieses Werk nicht vollenden konnte. Möge nun ein anderer unserer Schriftsteller, wie schon dazu Hoffnung gemacht worden, die vollständige Übersicht der prophetischen Poesie geben, die unserer Literatur noch abgeht! Denn giebt sie die deutsche Nation nicht, bey der neben den dazu nöthigen Kenntnissen noch die meiste freye Ansicht herrscht, welche Nation sollte sie geben?

Es würde zweckwidrig seyn, über den Inhalt, die Vorzüge und die Eigenthümlichkeiten eines bereits seit bald einem Vierteljahrhundert bekannten und viel gebrauchten Buchs ins Einzelne zu gehen, die feinen und sinnreichen einzelnen Combinationen auszuheben, ihren Werth und ihre Richtigkeit zu würdigen, manche derselben aus der Analogie, wie es wohl möglich wäre, zu erläutern und zu befestigen, und andere, die zu weit getrieben, und zu spitzfindig oder zu künstlich scheinen, mit einer Kritik zu begleiten: zu letzterer würde sich ohnehin der Rec. ungern entschliessen, da der Herausgeber dieses Theils der *Herderischen* Werke einen so ängstlichen Vertheidiger seines Schriftstellers macht, als ob durch eine nicht durchgängige Billigung seiner Meinungen dem Ruhm des Verstorbenen etwas entzogen würde, und er eben darum das, was andere neben *Herder* im biblischen Fache unter dem Beyfall ihrer Zeitgenossen ausgeführt haben, gern seinem Schriftsteller zueignen, und es als ihm abgeborgt, darstellen möchte.

Im *fünften* und *sechsten* Theil ist *die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift,* mit einigen früheren Entwürfen, die der sel. Vf. für diese Arbeit gemacht hatte, am Ende, enthalten. Es ist bekanntlich ein Commentar über die Genesis bis zur noachischen Flut, unter der Voraussetzung, dass diese Capitel die eigentliche Quelle vieler ägyptischen und morgenländischen Begriffe gewesen wären. Man kann dem Vorredner zugeben, was er S. XI über dieses Herderische Werk sagt: „das Leben der Darstellung in seinen Naturgemählden, die dichterische Begeisterung, die wie ein Feuerstrom das ganze Werk durchläuft, und mit wunderbarem Zauber jeden gefühlvollen Leser in die heiligen Tage der Urwelt hinführt, die reine Ehrfurcht und der Adel der Empfindung für die Hoheit der Offenbarung, der tiefe Blick, womit der Vf. in den ersten Geschichten des Menschengeschlechts die Grundzüge seiner Natur und seiner Schicksale entdeckt, die unverzagte Freymüthigkeit, womit er gegen eingewurzelte Vorurtheile seiner (und unserer!) Zeit, welche einst die Nachwelt dafür erkennen wird, als ächter Zeuge der Wahrheit auftritt, und der Reichthum von Gelehrsamkeit, der, nicht aus prahlenden Citaten dem gemeinen Leser, sondern aus der Behandlung des Ganzen und mancher einzelner Anspielungen dem Kenner einleuchtet — alles diess machte dieses Werk zur damaligen Zeit zum Einzigen seiner Art" — man kann sogar hinzusetzen:" und sey auch jetzt noch das Einzige in seiner Art:" und doch dem Ganzen seinen Beyfall versagen. Es folgt daraus nur Originalität des Werks, aber lange noch nicht seine Haltbarkeit: und doch gehört zur Vortrefflichkeit eines Werks Originalität mit Haltbarkeit verbunden. Die Deutung der Urkunde selbst (z. B. ein dämmernder Morgen als Schöpfungsbild) lässt sich nicht durchsetzen; die Deduction vieler ägyptischer und morgenländischer Religionsbegriffe aus dem Schöpfungsbilde ist zwar scharfsinnig, oft witzig; aber auch dieses allein: sie ist der Geschichte entgegen. Als der sel. Vf. die älteste Urkunde schrieb, war er mit sich selbst noch nicht in Ansehung der Kritik, mit welcher die alte Geschichte bearbeitet werden muss, im Reinen. Aber dennoch ist sie voll Feuerfunken des Genies, reich an Saamenkörnern zu neuen Ideen und Aufschlüssen über die älteste Welt, über die Kindheit und früheste Bildung unseres Ge-

schlechts, die der Vf. nachher in späteren Schriften zum Theil besser ausgeführt hat. Daneben ist der Ton des Ganzen zu auffahrend und wegwerfend, und daher selbst für den Leser anstößig, der weder einen Freund noch sich selbst dabey zu vertheidigen hat. Und hätte ohne ihn die unverzagteste Freymüthigkeit nicht auch bestehen können? „Ich behaupte (sagt *Herder* in einem früheren Entwurf B. VI. S. 33 der Zusätze), „dass nie ein physisches System, die Naturlehre mag sich verändern und erweitern, wie sie will, der Schlüssel zu Moses seyn wird. Das ganze Stück (1 B. Mose 1) ist offenbar nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, was ganz auf den sinnlichen Anschein, auf die Meinungen des Nationalglaubens, sogar auf durchaus falsche Meinungen, auf Irrthümer der Vorstellungsarten des Volks, auf Blendwerke der Einbildungskraft und der Nationalgefühle bauete". — Gebt dieser Stelle Freymüthigkeit ab? und wer könnte an ihr Anstoss nehmen? *Herder* sebst hat in der folgenden Zeit den zermalmenden Tritt in der ältesten Urkunde in seinen Schriften verlassen, und ihn dadurch selbst gemissbilliget: wer möchte nun noch Gründe zu seiner Beschönigung aufsuchen? Es ist zu bedauern, dass *Herder* in seinen späteren Jahren die ganze Schrift nicht umgearbeitet und dabey bis ans Ende fortgeführt hat: wie würde sich seine späte *kritische* Belesenheit gegen die frühere, von aller historischen Kritik verlassene, ausgenommen; wie würde seine tödtende Feuerrede in die Sprache der Lieblichkeit und erhabenen Einfalt herabgesunken seyn!

Der Commentar über die Apokalypse im *siebenten* Theil gehört zu den vorzüglichsten Schriften des sel. *Herder's* im Fache der biblischen Literatur. Er brachte zur Auslegung mit, was einem Ausleger der Apokalypse vor allem Noth ist: Schwung der Einbildungskraft und vertraute Bekanntschaft mit der hebräischen Prophetensprache. Er hat es selbst in späteren Jahren erkannt, dass er vom 13ten Kapitel an vom rechten Weg, den er in seinen ersten Entwürfen befolgt hatte, abgekommen sey (wir wären begierig zu erfahren, durch welche Umstände? oder durch welchen Schriftsteller?). Hätte er seine erste Idee durchgeführt, und vom 13ten Kapitel an nicht Jerusalem, sondern Rom gefunden — er würde dann gewiss auch entdeckt haben, dass der Untergang Jerusalems und Roms zu höheren Zwecken in dem Dichtungswerke stehe, und er würde nie in den Fall gekommen seyn, den Einwurf zu hören: „er habe dem Buch seine Nutzbarkeit für unsere Zeit benommen, da er es auf eine längst erlebte Begebenheit gedeutet." Die Einwendung war zwar ungegründet: denn *Herder* liess ja am Ende des Buchs das höhere Reich Christi stehen; war diess nicht genug zur Rechtfertigung (wenn es überhaupt einer bedurfte, da ja die Schriften des N. T. nicht für unsere Zeiten geschrieben worden, und wir nur zufällig von ihrem Daseyn Nutzen ziehen,)? Dabey würde der Recens. in der Rechtfertigung stehen geblieben seyn. Denn wenn *Herder* nun weiter behauptet: „auch in den ersten Theilen die Apokalypse für unsere Zeiten gedeutet zu haben," so kann er nur sagen wollen: die Worte litten auch auf unsere Zeiten noch *Anwendung*; es lasse sich auch jetzt noch Trost aus ihnen nehmen, insofern sie allgemeine Wahrheiten enthalten, und sie nur auf das Hauptthema, die Zerstörung Jerusalems, angewendet werden: aber wer möchte solche Anwendungen eine *Deutung* nennen? Solche engherzige Einwürfe müsse man *Herder's Maran Atha* nie mehr entgegensetzen: Jeder brauche ihn, wozu er auch in seinen mangelhaften Parthien vortrefflich dienen kann, zur Entwickelung der Genesis der Bilder, und ihrer Deutung aus der alten Prophetensprache.

Noch finden sich im *siebenten* Theil Salomon's Lieder der Liebe; immer noch das Beste, was über das hohe Lied vorhanden ist, wenn gleich über einzelne Stellen noch manche Wünsche übrig bleiben; im *achten* Theil: Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle; und Briefe zweyer Brüder Jesu in unserem Canon, zwey Schriften (von 1775), die dem, was der sel. Vf. in der folgenden Zeit über das N. T. geschrieben hat, bey weitem nicht gleich kommen. Eine Kritik derselben, die ins Einzelne ginge, würde nun, nachdem schon durch den sparsamen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, über ihren Werth deutlich genug geurtheilt worden, viel zu spät kommen.

ܩܛܠܘ

1) Paris, b. d. Wittwe Nyon, u. in d. Stereotypendruckerey b. Nicolle: *Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'Empire Français.* 1806. XII *et* 144 P. *in* 8.

2) Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Katechismus zum Gebrauch für alle Kirchen des französischen Reichs.* Aus dem Französischen übersetzt von *M. A. Friedrich Marx*, Pfarrer in Liebertwolkwitz und Grospösna bey Leipzig. 1807. XVI und 199 S. 8. (16 Gr.)

3) Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comtoir, u. Leipzig, in Commission bey Kummer: *Katechismus zum Gebrauche in allen Kirchen des französischen Kaiserreichs.* 1807. 184 S. 8. (10 Gr.)

Habent et sua fata libelli, dachte Rec., als er in dem Ostermesscatalogus *vier* Übersetzungen eines Buchs angekündigt sahe, von welchem, wenn es vor 20 Jahren erschienen wäre, schwerlich ein einziger Buchhändler in dem ganzen damaligen heiligen römischen Reiche deutscher Nation Notiz genommen hätte, geschweige denn auf den Einfall gekommen wäre, es übersetzen zu lassen. Denn welchen Absatz hätte er sich von einem Buche, besonders einem Katechismus, versprechen dürfen, der, nach dem eigenen Zeugniss des Cardinals Caprara (*pref. p.* III) *ex illustris potissimum Meldensis Episcopi Jacobi Benigni Bossuet et aliarum ecclesiarum cathechismis depromptus* ist, oder von dem der Erzbischof von Paris, der Cardinal de Belloy, schreibt: „*nous y avons retrouvé presque en entier l'ouvrage de l'illustre Evèque de Meaux,*" (*pref. p. VIII*) folglich, einige durch Zeit und Umstände nöthig gewordene Abänderungen abgerechnet, eine längst be-

kannte Schrift war? Da sie aber im Jahre 1806 erschien, zu einer Zeit, wo von einigen, besonders transrhenanischen, Schriftstellern so viel von einer Vereinigung aller christlichen Religionsparteyen gesprochen wurde: so konnte es allerdings auch Manche, welche das Original nicht kaufen, oder nicht lesen können, interessiren, zu wissen, was denn in diesem *französischen* Katechismus enthalten sey. Für diese ist also durch die 4 Übersetzungen, von denen uns bis jetzt aber nur die beiden oben angeführten zugekommen sind, überreichlich gesorgt. — Die Einrichtung des Katechismus ist folgende. Nach der Approbation des Card. Caprara, dem kaiserl. Befehl zur Einführung des Katechismus, dem Privilegium für die auf dem Titel genannten Buchdrucker vom Minister Portalis, und der Verordnung des Erzbischofs von Paris, des Card. de Belloy, über die Einführung des Katechismus in seinen Sprengel, folgen im Original *Gebetsformeln* für den Morgen und den Abend, wie man sie gewöhnlich in katholischen Gebetbüchern findet, und ein *kurzer Abriss der biblischen Geschichte* in 8 Abschnitten, von denen 6 der Geschichte des A. T. und die beiden letzten der Geschichte des N. T. gewidmet sind, deren Hauptinhalt durch einige Fragen wiederholt wird. Wir setzen den Schluss des 8 Abschnitts hieher, der denn auch zugleich als Probe der Übersetzungen dienen kann.

	Leipziger Übersetzung.	*Amsterdammer Übersetzung.*
Les hérésies prédites par Jésus Christ et par les apôtres s'élèvent; tous les mystères de la foi sont attaqués les uns après les autres: la foi ne fait que s'affermir et s'éclaircir davantage. Par la saine doctrine et par l'administration des sacremens l'église produit toujours des saints, qui demeurent inconnus au monde: cependant chaque siècle est illustré par quelque exemple d'une sainteté éclatante. Au milieu des tentations et des périls les Chrétiens attendent la resurrection générale, et le jours où Jésus-Christ reviendra dans sa Majesté juger les vivans et les morts.	Ketzereyen, durch Jesum und die Apostel vorhergesagt, erheben sich; alle Geheimnisse des Glaubens werden eins nach dem anderen angefochten; der *christliche Glaube wird dadurch nur immer klärer und befestigter.* Durch die *göttliche* Lehre und *durch die heiligen Sakramente* bringt die Kirche immer *Fromme und Heilige* hervor, die *unbekannt der Welt leben*; jedes Zeitalter aber ist auch durch einige Beyspiele einer *ausserordentlichen* Heiligkeit *ausgezeichnet* worden. Mitten in Anfechtungen und Gefahren erwarten die Christen die allgemeine Auferstehung, und den Tag, *wo* Jesus Christus in seiner Majestät wiederkommen wird, zu richten die Todten und Lebendigen.	Die von Jesus und von seinen Aposteln vorhergesagten Ketzereyen erheben sich; alle Geheimnisse des Glaubens werden eins nach dem anderen angegriffen; der Glaube wird *aber dadurch immermehr befestigt und gereinigt.* Durch die reine Lehre und *durch die Bedienung* der Sacramente *erwirbt sich* die Kirche beständig Heilige, welche der Welt unbekannt bleiben. Jedes Jahrhundert zeichnet sich jedoch *ganz besonders* aus durch irgend ein Beyspiel von *glänzender* Heiligkeit. Mitten unter Versuchungen und Gefahren hoffen die Christen auf *eine* allgemeine Auferstehung, und auf den Tag, an welchem Jesus Christus wiederkommen wird in seiner Majestät, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Nun folgt der Katechismus selbst, der in drey Theile und einen Anhang zerfällt. Der erste handelt in 19 Lectionen *die Glaubenslehre* ab; der zweyte *die Moral* in 19 Lectionen; der dritte erklärt *die gottesdienstlichen Gebräuche* (*culte divin*) in 25 Lectionen; und der Anhang zum dritten Theil enthält in 15 Lectionen *die vornehmsten von der Kirche angeordneten gottesdienstlichen Verrichtungen.* Da man hier grösstentheils den *Bossuetschen* Katechismus wieder findet, so würde ein Urtheil über Materie und Form über 100 Jahre zu spät kommen. Nur das sey uns zu sagen vergönnt, auch wir haben, um die Worte des Hrn. Erzbischofs von Paris zu den unsrigen zu machen, darin „*la doctrine catholique exposée dans son intégrité*" gefunden. Über den Abschnitt, der diesem Katechismus eigenthümlich ist, drückt sich der Herr Erzbischof (*Pref. p. VIII*) folgendergestalt aus: „*Les devoirs des sujets envers les Princes, qui les gouvernent y sont expliqués avec plus d'étendue qu'ils ne l'ont été jusqu'à ce jour, parceque les circonstances du temps où nous vivons ne ressemblent point à celles des temps qui ont précédé; et que les Chretiens n'ont jamais craint, quand les circonstances ont paru l'exiger, de declarer leur sentimens envers les Puissances établies de Dieu pour régir le monde. Mais les principes qui y sont enseignés sont de tous les siècles; parceque la Religion ne change pas de principes. En publiant aujourd'hui des obligations qu'elle nous imposé envers l'Empereur, nous ne faisons que ce que firent les premiers Chrétiens; nous nous servons des mêmes expressions dont ils se servirent.* — Theils um derjenigen unserer Leser willen, welche das Buch selbst nicht haben, theils auch, um noch eine Probe von den beiden Übersetzungen zu geben, schreiben wir diese Lection, die siebente des zweyten Theils, hier ab.

	Leipz. Übers.	Amst. Übers.
D. Quels sont les devoirs des chrètiens à l'egard des princes, qui les gouvernent, et quels sont en particulier nos devoirs envers Napoléon premier, notre empereur?	Welches sind die *christlichen* Pflichten gegen die Fürsten, die *uns* regieren, und welches sind besonders unsere Pflichten gegen Napoleon den ersten, unseren Kaiser?	Welche sind die Pflichten die Christen *in Ansehung* der Fürsten, von welchen sie regiert werden, und welche Pflichten *müssen wir* insbesondere gegen Napoleon den Ersten, unseren Kaiser *erfüllen?*
R. Les chretiens doivent aux princes, qui les gouvernent, et nous devons en particulier à Napoléon 1er, notre empereur, l'amour, le respect, l'obéissance, la fidélite, le service militaire, les tributs ordonnés pour la conservation et la défense de l'empire et de son trône; nous lui devons encore des prières ferventes pour son salut et pour la prospérité spirituelle et temporelle de l'État.	Die Christen sind den Fürsten, die sie regieren, und wir besonders sind Napoleon dem ersten, unserem Kaiser, schuldig Liebe, Ehrerbietung, Gehorsam, Treue, Militärdienste, *Abgaben, aufgelegt* zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs und seines Throns; wir sind ihm ferner schuldig inbrünstige Gebete für sein Wohl und für das geistliche und zeitliche Wohl des Staats.	Die Christen sind den Fürsten, von welchen sie regiert werden, und wir besonders Napoleon dem Ersten, unserem Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsdienste, und die zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs und seines Thrones eingeführten Auflagen schuldig; wir sind noch ausserdem verbunden, für sein Wohl und für die *geistige* und zeitliche Wohlfahrt (*des Staats*) mit Inbrunst zu beten.
D. Pourquoi sommes-nous tenus de tous ces devoirs envers notre empereur?	Warum sind wir zu alle diesem gegen unseren Kaiser verpflichtet?	Warum sind wir verbunden, alle diese Pflichten gegen unseren Kaiser zu beobachten?

R. C'est, premierement, parceque Dieu, qui crée les empires et les distribue selon sa volonté, en comblant notre empereur de dons, soit dans la paix, soit dans la guerre, l'a établi notre souverain, l'a rendu le ministre de sa puissance et son image sur la terre. Honorer et servir notre empereur est donc honorer et servir Dieu même. Secondement, parceque notre Seigneur Jésus-Christ, tant par sa doctrine que par ses exemples, nous a enseigné lui-même ce que nous devons à notre souverain: il est né en obeissant à l'edit de César Auguste; il a payé l'impôt prescrit; et de même qu'il a ordonné de rendre à Dieu ce qui appartient à Dieu, il a aussi ordonné de rendre à César ce qui appartient à César.

D. N'y-a-t-il pas des motifs particuliers qui doivent plus fortement nous attacher à Napoléon premier, notre empereur?

R. Oui: car il est celui que Dieu a suscité dans les circonstances difficiles pour rétablir le culte public de la religion sainte de nos pères, et pour en être le protecteur. Il a ramené et conservé l'ordre public par sa sagesse profonde et active; il défend l'Etat par son bras puissant; il est devenu l'oint du Seigneur par la consécration qu'il a reçue du souverain pontife, chef de l'église universelle.

D. Que doit-on penser de ceux qui manqueroient à leur devoir envers notre empereur?

R. Selon l'apôtre saint Paul ils resisteroient à l'ordre établi de Dieu même, et se rendroient dignes de la damnation éternelle.

D. Les devoirs dont nous sommes tenus envers notre empereur nous lieront-ils également envers ses successeurs legitimes dans l'ordre établi par les constitutions de l'empire?

R. Oui, sans doute; car nous lisons dans la sainte Ecriture que Dieu, Seigneur du ciel et de la terre, par une disposition de sa volonté suprême et par sa providence, donne les empires, non seulement à une personne en particulier, mais aussi à sa famille.

Leipz. Übers.

Erstlich, weil Gott, der die Reiche schafft und austheilt nach seinem Willen, *unseren Kaiser mit Gaben im Frieden und Kriege überschüttet*, ihn uns zu unserem Oberherrn gegeben, ihn zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht hat. Unsern *Souverain* verehren und ihm dienen, heisst also Gott selbst verehren und dienen. Zweytens, weil unser Herr Jesus Christus, sowohl durch seine Lehre, als durch sein Beyspiel, uns selbst angewiesen hat, was wir unserem Souverain *zu thun* schuldig sind: er wurde geboren *gehorsam dem Edicte des Kaisers Augustus;**) er hat die vorgeschriebene Abgabe entrichtet; und *er hat auch befohlen* zu geben Gotte was Gottes ist, *und* dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Giebt es nicht noch besondere Beweggründe zu einer noch stärkeren Anhänglichkeit an Napoleon dem ersten, unsern Kaiser?

Ja; denn er ist der, welchen Gott in schweren Zeiten erweckt hat, den öffentlichen *Gottesdienst* der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen, und desselben Beschützer zu seyn. Er hat die öffentliche Ordnung durch seine tiefe und wirksame Weisheit wieder herbeygeführt und erhalten. Er vertheidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; *er ist gesalbt worden vom Herrn* durch die Weihe, welche er von dem *Oberpriester*, dem Haupte der allgemeinen Kirche, erhalten hat.

Was muss man *also* von denen halten, welche ihre Schuldigkeit gegen unseren Kaiser nicht beobachten?

Nach *dem Ausspruche* des heil. Apostel Paulus widerstreben sie Gottes Ordnung und machen sich der ewigen Verdammung schuldig.

Verbinden uns die Pflichten, die wir unserm Kaiser schuldig sind, auch gegen seine rechtmässigen Nachfolger, nach der durch die Constitutionen des Reichs festgesetzten Ordnung?

Ja, ohne Zweifel; denn wir lesen in der heil. Schrift, dass Gott, der Herr Himmels und der Erde, *nach seinem* höchsten Willen und nach seiner Vorsehung Reiche nicht bloss einer einzelnen Person, sondern auch *seiner* Familie giebt.

Amst. Übers.

Erstlich, weil Gott, welcher die Reiche gründet, und sie nach seinem Willen austheilet, unserem Kaiser grosse Gaben, sowohl im Frieden, als im Kriege verliehen, ihn zu unserem Herrscher, zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht hat. Unseren Kaiser ehren und ihm dienen, ist folglich so viel, als Gott selbst ehren und ihm dienen. Zweytens, weil unser Herr Jesus Christus selbst, sowohl durch seine Lehre, als auch durch sein Beyspiel, uns unterwiesen hat in dem, was wir unserem Beherrscher schuldig sind: er ward geboren, *als man dem Gebot des Kaisers Augustus Folge leistete;* er hat die verordnete Abgabe bezahlt, und sowie er befohlen hat, Gott zu geben, was Gott gehört: so hat er auch befohlen, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gehört.

Giebt es nicht besondere Beweggründe, welche uns verpflichten, Napoleon dem Ersten, unserem Kaiser noch mehr ergeben zu seyn?

Ja: denn er ist derjenige, welchen Gott unter den *allertraurigsten* Umständen erweckt hat, um die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen, und der Beschützer derselben zu seyn. Er hat *uns* die öffentliche Ordnung *wiedergegeben, und dieselbe* durch seine tiefe und thätige Weisheit erhalten; er vertheidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; er ist der Gesalbte des Herrn geworden, *dadurch dass er* vom *Oberpriester*, dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche, eingeweihet worden ist.

Was muss man von denen denken, welche ihre Pflicht gegen *den Kaiser* aus den Augen setzen *könnten?*

Nach dem heil. Apostel Paulus würden sie der von Gott selbst eingeführten Ordnung widerstreben, und sich der ewigen Verdammung schuldig machen.

Sind wir auch verbunden, die Pflichten, welche wir unserem Kaiser schuldig sind, *gegen seine, nach der in der Reichsverfassung festgestellten Ordnung, rechtmässigen Nachfolger zu erfüllen?*

Ja, ohne allen Zweifel, denn wir lesen in der heil. Schrift, dass Gott der Herr Himmels und der Erde, durch *eine Anordnung* seines allerhöchsten Willens und durch seine Fürsehung, nicht allein einer Person *ausschliessungsweise*, sondern auch *der zu ihr gehörigen* Familie die Reiche schenkt.

Rec. findet diese Lection überaus zweckmässig und den Zeitumständen angemessen, wundert sich aber eben deswegen, dass die auf die Zeitumstände eine so kluge Rücksicht nehmenden Vff. des Katechismus nicht auch *den Pflichten des Militärs* irgend eine besondere Lection gewidmet haben. In einem Staate, wo jeder der militärischen Conscription unterworfen ist, sollte doch billig auch schon die Jugend davon unterrichtet werden, wie sich der Soldat gegen Feind und Freund zu verhalten habe.

Um noch ein paar Worte über die beiden Übersetzungen zu sagen, so sind die gegebenen Proben hinreichend, ihr Eigenthümliches zu bezeichnen. Das im Druck hier Ausgezeichnete beweiset wenigstens die Eile, mit der sie verfertigt sind, und vielleicht gefertigt werden mussten, um den Nebenbuhlern zuvor zu kommen. Hr. *Marx* entschuldigt sich in der Vorrede noch obendrein mit den Schrecknissen des Octobermonats 1806, und mit den bangen Besorgnissen, unter denen seine Übersetzung gemacht wurde. Die Amsterdammer ist auf besserem Papier gedruckt.

Eug.

*) Hr. *Marx* findet nöthig in der Vorrede zu erinnern, man solle diese Übersetzung für keinen Druckfehler halten, und vermuthet im Original einen Druckfehler. Auch der Amsterdammer Übersetzer hat sich aus den Worten des Originals nicht finden können, und übersetzt daher was gar nicht im Original steht. Die Herren haben nicht bedacht, dass nach dem angenommenen Lehrbegriff der kathol. Kirche Zeit und Stunde der Geburt Jesu nicht etwa nach dem Laufe der Natur erfolgte, sondern *von seinem eigenen Willen* abhing. *Wollte* Jesus also gerade da geboren werden, als seine Mutter auf Augusts Befehl nach Bethlehem musste, so bewies er sich dadurch dem kaiserl. Befehle gehorsam. — Nach diesem angenommenen Lehrbegriff heisst es auch weiter unten im Katechismus (S. 127 des Orig.) „*notre Seigneur voulut naitre pendant la nuit;* und wird gefragt: *Pourquoi voulut-il naitre pendant la nuit?*“

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Handbuch des Landwirthschaftsrechts* von Dr. *Theod. Hagemann*, Oberappellationsrath in Celle. XLIV u. 795 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Wozu ein neues Landwirthschaftsrecht, und noch dazu ein solches, das, nach des Verfassers eigenem Geständnifs, keine der behandelten Materien erschöpft? So ward Rec. von einem Freunde gefragt, der diefs Werk auf seinem Tische fand und durchblätterte. Was hat denn, fuhr er fort, die Landwirthschaft und das landwirthschaftliche Gewerbe, was hat der Landwirth, als solcher, so ganz Eigenthümliches, um darauf ein besonderes Recht zu bauen? Sinds nicht überall blofs allgemeine, wohlbekannte gemeinrechtliche Grundsätze, angewandt auf diese Personen und diese Sachen? Und was haben uns endlich von *Rohr* und *Leyser* bis zu *Gabke* die Landwirthschaftrechts-Bücher viel genützt? — Vielleicht könnte man das alles, und wohl noch mehr, mit vollem Rechte von manchem anderen Buche sagen, das dennoch dem Publicum sehr willkommen war. Man mufs nur den rechten Gesichtspunct bey der Beurtheilung von Werken dieser Art nicht aus dem Auge verlieren. Sie *sollen* keine neuen Entdeckungen und Theorien enthalten, die ohnehin öfters dem Kopfe des Finders oder Urhebers mehr Ehre machen, als sie für den Leser praktischen Werth haben. Dennoch überraschen nicht selten auch in solchen Werken Männer von *dem* Scharfsinn und richtigen Blick, wie beides Hr. *H.* längst bewährt hat, durch die Neuheit einzelner Ansichten und Bemerkungen. Der Hauptzweck aber mufs immer seyn — vollständige und bequeme Zusammenstellung der Rechtsgrundsätze, die auf bestimmte Personen und Gegenstände sich beziehen, vorzüglich zum Gebrauche derjenigen, welche keine Zeit oder keine Fähigkeit, oder auch keine Gelegenheit haben, Alles mühsam selbst zusammen zu suchen. Indem hierin der juristische Geschäftsmann für gewöhnliche Fälle eine erwünschte Bequemlichkeit findet, kann auch der nur nicht ganz ungebildete Laie manchen wesentlichen Vortheil daraus ziehen, wobey er überdiefs nicht, wie es wohl bey populären Schriften aus der Heilkunde möglich ist, in Gefahr gerathen kann, durch Misverständnifs zu lebensgefährlichen Misgriffen verleitet zu werden.

Hr. *H.* hat sein Werk für *Landwirthe* zunächst mit bestimmt, wie denn zur Entstehung desselben das zuerst in Celle errichtete, und bekanntlich vor einigen Jahren nach Mögelin verlegte Thaersche ökonomische Institut die erste Veranlassung gegeben hat. An die Hülfswissenschaften der Landwirthschaftskunde, die auf dieser Anstalt gelehrt wurden, wollte Hr. *H.* die ökonomische Jurisprudenz anreihen, und die Grundsätze derselben den angehenden Ökonomen in einzelnen Stunden vortragen. Dieser Plan wurde durch Hn. *Thaers* Ortsveränderung vereitelt, und die dazu gesammelten Materialien haben in der Folge die erste Grundlage zu dem vorliegenden Werke gegeben, dessen Hauptzweck also darin besteht, diejenigen Rechtsmaterien, welche einem Ökonomen zu wissen nöthig und nützlich sind, in einem leicht übersehbaren Zusammenhang deutlich und vollständig, jedoch ohne ermüdende Ausführlichkeit, darzustellen. Und dieses ist, nach des Rec. Überzeugung, dem Vf. im Wesentlichen vollkommen gelungen. Wer in einer Materie sich weiter umsehen will, dem giebt die mit grofser Kenntnifs und zweckmäfsiger Auswahl angeführte Literatur die beste Anleitung, und auch hiedurch wird sich diefs Handbuch jedem praktischen Rechtsgelehrten vorzüglich empfehlen. Hr. *H.* hat sich übrigens mit Recht bey solchen Materien, die zwar um des Subjects oder Objects willen hieher gehören, an sich aber ganz nach gemeinem Rechte zu beurtheilen sind, die engsten Grenzen gesetzt, dabey jedoch dasjenige wieder vorzüglich herausgehoben, was dem nicht rechtsgelehrten Ökonomen besonders nützlich seyn kann. So hat er z. E. demselben von der rechtlichen Beschaffenheit der Land- und Bauer-Güter nur eine allgemeine, leicht fafsliche Kenntnifs zu verschaffen gesucht. Erfodern es die Umstände, dafs er tiefer in diese, zum Theil verwickelte, und für den Laien immer sehr schwierige Lehre, eindringe: so mag er sich bey den ihm nachgewiesenen Schriften, oder besser, bey einem Rechtsgelehrten Raths erholen. Nicht weniger wäre es zweckwidrig gewesen, die Lehre von den Verträgen, insofern sie ökonomische Gegenstände bezielen, mit aller Ausführlichkeit zu behandeln. Statt dessen giebt der Vf. allgemeine Begriffe, und was dem ehrlichen Landwirthe zunächst am meisten frommen kann, *Vorsichtsregeln*. Aus der hauptsächlichen Bestimmung des Buchs ergiebt sich auch die Zweckmäfsigkeit der vorausgeschickten allgemeinen Einleitung, und mancher Vorbereitung bey einzelnen Materien, so wie mancher erklärenden Note, wo uns anderen Rechtsgelehrten bald zu weit ausgeholt, bald zu viel Bekanntes voraus- oder nachgeschickt zu seyn scheinen dürfte.—Die *Einleitung* entwickelt aus den Verhältnissen

der Menschen im Staate, ihren Rechten und Pflichten den Begriff der Rechtsgelehrsamkeit. Darauf beschreibt sie kurz und deutlich — Naturrecht und positive Rechte; Staatsrecht und Privatrecht; Personen-Sachen- und Process-Recht; Land-Stadt- und Dorf-Recht: handelt von der Verschiedenheit der Entscheidungsquellen, dem allgemeinen und besonderen Rechte, und den Nebentheilen der Rechtsgelehrsamkeit. Ausser den speciellen Rechtswissenschaften und Nebentheilen der Jurisprudenz lassen sich, meint der Vf., gegen die Entscheidung einiger neueren Referenten, nach den verschiedenen Bedürfnissen noch mehrere andere Materien, in Rücksicht auf alle dieselben betreffenden, in den Haupttheilen der Rechtswissenschaft zerstreut vorkommenden Rechtsgrundsätze mit Nutzen besonders darstellen und behandeln. So entsteht auch das *Landwirthschafts-* und *Ökonomie-Recht*, oder die *ökonomische Jurisprudenz*, welche, allgemein genommen, in dem Inbegriffe der Rechte und Verbindlichkeiten oder Rechtswahrheiten besteht, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss auf die Landwirthschafts-Führung haben. Ob zu den *Quellen* dieser ökonomischen Jurisprudenz, allgemein genommen, Recesse und Verträge, Zinsbücher, Erbregister u. drgl., wie §. 8 geschieht, zu rechnen seyen, dürfte mit Recht bezweifelt werden.

Der Vf. handelt zuvörderst in dem ersten oder *allgemeinen Theile* von den *persönlichen Rechten und Verhältnissen der verschiedenen Classen der Landbewohner*. In dem zweyten oder *besonderen Theile* aber beschäftigt er sich mit den *landwirthschaftlichen Rechten* und *Verbindlichkeiten in näherer Beziehung auf Güterbesitz, Wirthschaft, Ackerbau* und *Viehzucht*. Die strengste Absonderung des Personen- und Sachen-Rechts darf man hier nicht erwarten; auch hat der Vf., wie er sich hierüber in der Vorrede äussert, die *Methode* und *Anordnungsart* der Materien für kein wesentliches Stück dieses Buches gehalten, und man kann sich diese seine Ansicht gefallen lassen, da es ihm dennoch gelungen ist, die Materien so zweckmässig anzuordnen, dass man dieselben in einem natürlichen Zusammenhange mit Leichtigkeit übersehen kann.

Durch die Lehre von den *Dörfern* und *Dorfsfluren* wird die Schilderung der Landbewohner und ihrer persönlichen Rechte und Verhältnisse vorbereitet. Vielleicht wäre hier überhaupt von den Wohnungen auf dem Lande, also auch von Höfen, Weilern u. s. w. zu handeln gewesen. Bey dem juristischen Begriffe eines Dorfes ist wohl das Hauptgewerbe, der Landbau, das Auszeichnende. Rec. kann aber den §. 12 gemachten Zusatz: „der Landbau, *welcher besonders in Ackerbau und Viehzucht besteht*." nicht billigen. Wie viele Dörfer treiben nicht den Weinbau als Hauptgewerbe! — Unter den Personen, welche auf dem Lande leben, trifft man freylich viele an, die eben so gut in den Städten zu finden sind, als Geistliche, Ärzte, Wundärzte u. s. w. Insofern sie aber in ihrer besonderen Beziehung als Landbewohner dargestellt werden, gehören sie allerdings hieher. Zuerst wird von den in öffentlichen Ämtern auf dem Lande lebenden Personen, und zwar von den landesherrlichen Beamten und adelichen Gerichtshaltern gehandelt. Was von den Verhältnissen dieser zu ihren Gerichtsherren behauptet wird, dürfte zum Theil wohl in Zweifel gezogen werden, obgleich zu wünschen wäre, dass diess Verhältniss gerade so, wie es der Vf. schildert, durch ausdrückliche Gesetze überall bestimmt würde. — Auf die Beamten folgen die Amts- und Gerichts-Unterbediente: Gohgräfen, Hausvögte, Schulzen, Bauermeister, Untervögte, Gerichtsdiener, Schliesser, Gefangenwärter, Torfmeister, Feuergeschworne, Nachtwächter; sodann die Gemeindevorsteher und Gemeindegeschwornen. Zu bemerken wäre gewesen, dass in mehreren deutschen Ländern auch die Dörfer eine Municipal-Verfassung haben. S. 35 ist zwar darauf hingedeutet. Die Sache ist aber in Süd-Deutschland so selten nicht, als man in Nord-Deutschland glauben mag. — Hiernächst wird von den Ärzten, Wundärzten und Hebammen auf dem Lande gehandelt. Rec. zweifelt, dass es Sache der *Gerichtsobrigkeit* ist, vermöge der ihr obliegenden Policeyaufsicht, für geschickte Ärzte, Wundärzte und Hebammen zu sorgen. Der Vf. sagt diess zwar, legt aber doch die Ansetzung, Prüfung und Bestimmung des Geschäftskreises der Landärzte und Wundärzte der Oberlandes-Policey bey. Rec. glaubt, dass einer Gerichtsobrigkeit nicht verwehrt werden kann, einen mit den gesetzmässigen Eigenschaften versehenen Landarzt oder Wundarzt anzusetzen, dass sie ihm aber keinen Geschäftskreis anweisen kann, der in das Medicinal-Regiment eingreift. — Die auf dem Lande wohnenden Forst- und Jagd-Bedienten schliessen die Reihe der Personen, welche in weltlichen Ämtern auf dem Lande stehen. Von ihnen geht der Vf. zu den Geistlichen über, wobey dann zugleich von einigen Verhältnissen gehandelt wird, die, streng genommen, nicht unter diese Rubrik gehören, wie die Inhaltsanzeige ergeben wird. 1) Von den Predigern, Eingepfarrten, Pfarrkindern, Kirchspielsverwandten, dem Pfarrecht, Consistorial- und Patronat-Pfarren. (Nicht alle Pfarren, die das Consistorium vergiebt, sind Consistorial-Pfarren im Sinne des Vfs. Auch der Landesherr kann Patronat Pfarren haben, und man hat neuerlich in den secularisirten Ländern gesehen, wie wichtig dieser Unterschied ist.) Von den Amtsgeschäften, Pflichten, Rechten und Einkünften der Prediger. Von der Strafe der Störer gottesdienstlicher Handlungen. Von der Freyheit der Prediger von öffentlichen und Gemeindelasten, und ihrem Gerichtsstand. 2) Von den Schulmeistern, Küstern, Organisten, Klöcknern und Todtengräbern. Hier wird auch des Schulunterrichts und Schulzwanges gedacht. 3) Von den Kirchenvorstehern, Juraten und Altaristen, wie auch von den Kirchencommissarien. — Die Personen, welche ohne öffentliches Amt auf dem Lande leben, sind in folgender Ordnung aufgeführt: 1) Der Adel. 2) Die Handwerker auf dem Lande. 3) Die Bauern. 4) Die Hausgenossen der Landbewohner, als: Die Altentheiler oder Auszugsleute, die Dienstboten, die Häuslinge und Miethsleute. 5) Die Hirten. 6) Die Fuhrleute.

7) Die Gastwirthe und Krüger. Endlich wird noch 8) von den verschiedenen Privilegien der Landbewohner gehandelt.

Am wichtigsten und ausführlichsten ist der zweyte oder *besondere Theil*, der hauptsächlich das *landwirthschaftliche Sachenrecht* enthält, und fünf Sechstheile des ganzen Werks einnimmt. Er zerfällt in 4 Bücher. 1) Von den verschiedenen Arten der Landgüter, deren Theilen und damit verknüpften Rechten und Verbindlichkeiten überhaupt. 2) Von den die Viehzucht betreffenden und damit in Verbindung stehenden Rechten und Verbindlichkeiten. 3) Von den wichtigsten bey der Landwirthschaft vorkommenden Contractsverbindlichkeiten. 4) Von einigen besonderen mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Rechten, dem Baurechte nämlich und dem Rechnungsrechte. Hier besonders übertrifft der Vf. seine Vorgänger alle an zweckmäfsiger Reichhaltigkeit. Den Blick stets aufs Praktische gerichtet, vermeidet er sorgfältig theoretisch-gelehrte Discussionen, ohne deswegen die wichtigeren Controversen mit Stillschweigen zu übergehen. In Beziehung auf diese besonders ist es natürlich, dass Rec. nicht immer mit dem Vf. einerley Meinung seyn kann. Es würde aber eine eigene Abhandlung erfodern, wenn Rec. seine verschiedenen Ansichten *mit Gründen* darlegen wollte, und die blosse Aufzählung derselben würde wenig Nutzen gewähren. Rec. beschränkt sich daher auf einige einzelne Bemerkungen. Die Lehre von den Domainen- und Cammergütern ist nach dem Zwecke des Werks mit Recht kurz abgefertiget. Es wäre jedoch zu wünschen gewesen, dass der Vf. auf die Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs in den deutschen Staaten, wodurch die Begriffe in dieser Materie hauptsächlich verwirrt werden, mehr Rücksicht genommen hätte. Es ist diess besonders in jetzigen Zeiten wichtig, wo man nur zu geneigt zu seyn scheint, der neu eingeführten Souverainität jede Art von Willkühr, folglich auch willkührliche Verfügung über das Staats- oder über das Familienvermögen der Regenten zu gestatten. — Auf das sechste Capitel: *von den Gemeindegütern, deren Benutzung, Aufhebung und Theilung*, muss Rec. besonders aufmerksam machen. Nirgends wird man diese so wichtige Materie in so gedrängter Kürze so vollständig und gründlich behandelt finden. Vorzüglich verdient dasjenige bemerkt zu werden, was von der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten in 7 §§. vorgetragen ist. — Der Abschnitt *von den zu den Landgütern gehörenden Theilen und Gerechtigkeiten* ist gleichfalls mit ausgezeichneter Sorgfalt bearbeitet. Es ist aber hier nur von den Bestandtheilen und Gerechtigkeiten der Landgüter im allgemeinen, mit Ausschluss vorzüglicher Gerechtsame, die Rede. — Die im §. 127 aufgestellten Grundsätze in Beziehung auf *vernachlässigte* oder *verlassene* Äcker scheinen noch einer weiteren Erörterung und Berichtigung zu bedürfen. — Dass die Weinberge unter den weniger wichtigen Gärten versteckt sind, könnte auffallen, wenn das vorliegende Werk nicht aus einem Lande käme, wo nur seltner der *deutsche* Wein an die Wichtigkeit des Weinbaues am Rhein, und in Franken und Schwaben erinnern mag. — Sehr zweckmäfsig zusammengestellt ist die Lehre von den Planken, Zäunen, Hecken und Gräben. In Rücksicht auf die Hecken würde Rec., beym Mangel eines Heckenrechts, die Entfernung einer Hecke von der nachbarlichen Grenze nicht gerade auf 2 bis 3 Fuss bestimmen, sondern diese Bestimmung nach Beschaffenheit der zu einer Hecke zu nehmenden Gewächse von dem Gutachten der Kunstverständigen abhängig machen. — Bey der Lehre von den Deichen und Uferbefestigungen vermisst man eine ausführliche Abhandlung der letzteren, die in der Praxis doch öfterer vorkommen, als die ersteren. — Von den Rechten und Verbindlichkeiten der verschiedenen Arten der Landgüter wird in 2 Abtheilungen gehandelt, nämlich 1) von den Rechten und Verbindlichkeiten der Rittergüter und 2) der Bauergüter. Von den *Verbindlichkeiten* der Rittergüter ist, der Natur der Sache nach, hier wenig zu finden. Von den besonderen Rechten ist ihnen *bisher* in der That *allgemein eigenthümlich* nur die Steuerfreyheit. Das Forst- und Jagd-Recht findet man auch bey anderen Landgütern, sowie bey Gemeinheiten häufig genug. Eben diess gilt von der Fischerey- und von der Mühlen-Gerechtigkeit. Vielleicht wären diese und noch einige andere Gegenstände schicklicher unter die allgemeinere Rubrik *landwirthschaftlicher Berechtigungen* zu bringen gewesen. — Die Brantweinbrennerey würde Rec. nicht, wie der Vf., als einen Zweig der Landwirthschaft ansehen. Indessen ist so viel allerdings richtig, dass diess Gewerbe eben so gut auf dem Lande, als in der Stadt getrieben werden kann. Überhaupt aber ist der Ausdruck: Stadtwirthschaft, im Gegensatz von der Landwirthschaft, uneigentlich und unbestimmt. — Bey der Krug- Wirthshaus- und Höckerey-Gerechtigkeit scheint man besonders das Recht, dergleichen Gewerbe gegen eine Abgabe zu verstatten, von dem daneben immer noch Statt findenden Recht der Policeyaufsicht, bey diesem aber wieder die verschiedenen Befugnisse der hohen und niederen Policey, unterscheiden zu müssen. Nur wenn diess gehörig geschieht, wird man im Stande seyn, die Streitigkeiten, die hierüber öfters zwischen Policey- und Finanz-Behörden, Städten und Gutsbesitzern entstehen, gründlich zu beurtheilen. — Bey der Lehre von den Rechten und Verbindlichkeiten der Bauergüter ist mehr von diesen, als von jenen die Frage: zuerst von der Dienstpflicht, und zwar sowohl von den Territorial- als von den gutsherrlichen- und Gemeinde-Diensten; sodann von der Zins- und Zehend-Pflicht: vollständig und gründlich. Endlich wird von den Eigenthums- erblichen Benutzungs- und sonstigen Rechten und Verbindlichkeiten der Bauern an ihren Gütern gehandelt, besonders von den meyerrechtlichen Verhältnissen, der Erbfolge, Interimswirthschaft u. s. w. —

In dem zweyten Buche, welches sich auf die Viehzucht beziehet, ist besonders die Abhandlung vom Weiderechte zu bemerken.

In dem 3 Buche, welches von den wichtigsten bey der Landwirthschaft vorkommenden Contracts-Verbindlichkeiten handelt, ist ganz besonders für den gleich im Eingang dieser Anzeige bemerklich gemachten Hauptzweck des vorliegenden Werkes gearbeitet, und Rec. hält sich überzeugt, dass dieser Theil desselben dem gebildeten Landwirthe ganz besonders von vorzüglichem Nutzen seyn wird; und hieher gehört auch das in der Vorrede enthaltene Anerbieten des Vfs., eine Sammlung angemessener *Muster* über landwirthschaftliche Contracte, Verträge und damit verwandte Gegenstände, vorzüglich in Hinsicht auf zweckmäsige *rechtliche Formen* und *Cautelen*, zu liefern, wenn solche gewünscht werden sollte. Es wird schwer seyn, hierüber die Stimmen des landwirthschaftlichen Publicums zu sammeln. Gehörte Rec. zu demselben, so würde er seine Stimme *dafür* geben.

In dem 4 und letzten Buche wird vielleicht mancher Leser dem Rechnungsrechte eine grösere Ausführlichkeit in besonderer Beziehung auf landwirthschaftliche Rechnungen wünschen. — Die hier gegebene kurze Inhaltsanzeige wird übrigens das Urtheil des Rec. von der vorzüglichen Brauchbarkeit dieses Werkes rechtfertigen, und sofern dasselbe besonders auch dazu beytragen kann, durch Verbreitung richtiger und einfacher Rechtsgrundsätze, der unter den Landwirthen nicht seltenen Processsucht vorzubeugen, darf ihm selbst in politischer Hinsicht ein nicht unbedeutender Werth beygelegt werden. Ms.

Heidelberg, in d. Pfählerschen Buchhandlung: *Strafrechts - Katechismus* vorzüglich zum Gebrauche in Sonntags-Schulen verfasst von *C. L. Baurittel*, grossherzogl. badisch. Stadtdirector zu Heidelberg. 1807. 128 S. 8. (12 Gr.)

Das jugendliche Gemüth, welches noch keinen festen Charakter hat, mit einem so schlechtartigen Stoffe, als ein Verzeichniss der Verbrechen darreicht, anfüllen, heisst es der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, dass dieser Stoff Boden gewinne und einen bleibenden schlechten Charakter herbeyführe. So wie auch die Pädagogen von jeher mehr das Vorhalten der Beyspiele der Tugend, als das der Laster wünschten. Denn indem man der Jugend eben durch eine Belehrung über Verbrechen und Strafen zu verstehen giebt, dass es Leute gebe, welche die Verbrechen begehen, und eine so überwiegende Lust daran finden, dass man sie nur durch die Drohung so harter Strafen davon abzuhalten hofft, erwacht der jugendliche Nachahmungstrieb. Man glaube ja nicht, dass die Furcht vor den Strafen das beygebrachte Gift hinlänglich tödte, denn der Leichtsinn der Jugend bringt es mit sich, dass sie für die Zukunft, in welcher doch stets die Vollziehung der Strafen liegt, wenig empfänglich ist. Den heranwachsenden Staatsbürger von den Handlungen, die verboten und die erlaubt sind, zu belehren, ist allerdings erfoderlich: aber damit ist noch nicht gesagt, dass es mit Ausmahlen des Details geschehen müsse, und nicht auch *en gros* geschehen könne. Wer z. B. weiss, dass man respectiren müsse, was ein Anderer das Seine nennen könne, wird durch sein Gefühl schon belehrt seyn, dass er weder morden, noch stehlen, noch Ehebruch treiben dürfe. Diess sind einige der Gründe, nach welchen Rec., so sehr er auch die aus vorliegender Schrift hervorleuchtende Absicht, zur Verhütung der Verbrechen beyzutragen, lobt, doch dafür halten muss, dass dieser Katechismus eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, und nicht politisch rathsam sey.

Die Gesichtspuncte bey den darin aufgeführten Fragen und Antworten sind meistens auf die Begriffe der Verbrechen, ihre Strafen, die Quellen von jenen und die Gründe zu letzteren, so wie einige Lebensmaximen gerichtet; und, mit ihnen auf der einen Seite, und schöpfend aus der in den grossherzoglich badenschen Landen geltenden, das Arbiträre in den Bestrafungen sehr mindernden Criminalgesetzgebung auf der anderen Seite, handelt der Vf., nach vorausgeschickter *Einleitung* über Verbrechen und Strafen überhaupt, in 25 Hauptstücken von der *Gotteslästerung*, vom *Meineyd* und dem *Gelübdebruch*, von Verbreitung schädlichen Aberglaubens, insbesondere von der *Schatzgräberey*, von *Schmähungen* und *Verläumdungen*, von dem Verbrechen der *Falschmünzerey*, von *Verfälschungen* und Grenz-Markstein-Verrückungen, von der *Treulosigkeit der Anwälde*, der *Erpressung*, *Rechtsfeilschaft* und *Geschenknahme für Amtsverrichtungen*, von den *Fleischesverbrechen* überhaupt, von der *Blutschande*, von dem Verbrechen der *Entführung*, von *eigentlicher und uneigentlicher Nothzucht*, vom *Ehebruch* und der *zweyfachen Ehe*, von der *gemeinen Unzucht*, *Verkuppelung* und *Hurenwirthschaft*, vom *Verrath* und *Hochverrath*, vom *Mordbrande*, vom *Raube*, von *Aufruhrstiftung*, von der *Selbstrache* und rachsüchtigen Beschädigung, von *Verwundungen*, vom *Todschlage*, von dem *Diebstahl*, von Jaunern und kleinen Dieben, von besonders verpönten Diebstählen, von der *Untreue der Verrechner*, von der *Wilderey*, von Unterschleifen aller Art (*Defraudationen*). Den Beschluss macht ein Hauptstück über Begnadigung. S. 6. §. 6 wird auf die Frage: „wie heissen die Übertretungen des peinlichen Gesetzes?" zur Antwort ertheilt: „Verbrechen, wenn diese Übertretung wohlbedacht, und mit Vorsatz geschieht," ungeachtet doch jeder, gleich dem Vf. selbst S. 80, darin einig ist, dass auch Nachlässigkeit zum Verbrecher machen könne. Gegen S. 15 §. 1 erinnert Rec., dass ein Eyd nicht immer eine gerichtliche Versicherung sey; und S. 48 hätte nicht mit Verwandschaft die Schwägerschaft vermischt werden sollen. Schon diese Beyspiele zeigen, wie sehr auch bey dieser Schrift, nach dem gewöhnlichen Schicksale ihrer Schwestern, der Popularisirung der Jurisprudenz die Genauigkeit aufgeopfert sey. Dass übrigens an einer so positiven Doctrin, als die Aufzählung der Verbrechen mit ihren Taxen ist, keine grosse katechetische Kunst angebracht werden konnte, leuchtet von selbst ein. Einen schicklicheren Gegenstand dazu würde das Civilrecht darbieten, indem hier die schon in der Jugend starken Gefühle für das Mein und Dein aufgefasst und entwickelt werden können, und die natürliche Logik eines Jeden Grundsätze liefert, an welche man sich hält, bis positive Legislation uns abzuweichen nöthigt.

=

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1807.

MEDICIN.

Göttingen, b. Dieterich: *Joh. Fr. Blumenbach's Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers.* Mit Kupfern. Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. 1807. XXI u. 496 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Es ist nur eine Stimme darüber, dass sich der würdige Vf. durch diess Werk, dessen erste Ausgabe 1786 erschien, um die Anatomie sehr verdient gemacht, und besonders mehr Liebe zum Studium der Zootomie erweckt hat. So viele interessante Seiten der Osteologie hatte Niemand vor ihm gezeigt, und auf eine so lehrreiche und angenehme Art hatte kein Anatom einen so trocken scheinenden Gegenstand abgehandelt. Rec. gesteht mit Dank, diesem Buch unendlich viel schuldig zu seyn, und er hat von vielen Ärzten und Anatomen ein ähnliches Geständniss gehört.

Die gegenwärtige Ausgabe übertrifft die vorige (XXVIII und 480 S.) an Seitenzahl nur sehr wenig; doch ist vieles darin verändert und zugesetzt, sowie auf der anderen Seite manches weggelassen ist, weil es der Vf. in seinem Handbuch der vergleichenden Anatomie weitläuftiger auseinandergesetzt hat. Die Ordnung ist ganz dieselbe; nur dass einige Paragraphen der ersten Abschnitte eine passendere Stelle erhalten haben. Bey der Literatur sind die Osteologieen der itzt lebenden Schriftsteller nicht genannt, weil, wie der Vf. sagt, was sie wichtiges und nutzbares für die Osteologie geliefert haben, in zu frischem Andenken ist: allein bey dem Anfänger kann man es doch nicht als bekannt voraussetzen, und dem Mann vom Fach war das Übrige gewiss auch bekannt, so dass für ihn die ganze chronologische Übersicht wegfallen konnte. Im Werke selbst sind fast bey jedem Gegenstande die neueren Schriften und Beobachtungen erwähnt; doch vermisst man z. B. bey dem Abschnitt von der Beinhaut, *Renard's* reichhaltige Schrift, und der Abschnitt von den Zähnen leidet manche Zusätze aus neueren Schriftstellern. Dass der aus dem Blut abgeschiedene Knochensaft durch die Häute der Schlagadern ausgeschwitzt werde (S. 21) kann man dem Vf. schwerlich zugestehen, da ein solches Ausschwitzen nirgends im lebenden Körper Statt finden dürfte. Was er von der Bildsamkeit der Knochen sagt, ist sehr interessant dargestellt, doch hätte wohl eine kleine aber wichtige Schrift: *Quae et qualis est musculorum vis formam ossium mutandi, auct. Jacob Sonnerberg* (*Lund* 1801. 4.) hier berücksichtigt zu werden verdient; unser Vf. spricht zu sehr im Allgemeinen. An sehr vielen Stellen sind interessante Fälle bemerkt, die dem Vf. nach Erscheinung der ersten Ausgabe zu Gesicht gekommen sind, z. B. von dem Schädel einer hundertjährigen Person, an welchem sich alle Nähte erhalten haben; von einem Schädel, an welchem sich eine sehr starke *crista ossea* an der inneren Seite des Stirnbeins befindet, die er mit dem *processus falciformis osseus* der Schnabelthiere vergleicht u. s. w. Auf der anderen Seite spricht er nicht mehr von dem Mangel der Zwickelbeinchen bey Thieren u. s. w. Kurz diese neue Auflage wird jedem Anatomen viele genussreiche Stunden gewähren. Die Vignette und die Kupfer sind geblieben.

I. K.

Leipzig, b. Jakobäer: *Lucina.* Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. Herausgegeben von Dr. *Elias v. Siebold.* Bd. IV. St. I. II. 1807. zusammen 342 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Siehe wohl zu, dass du nicht fallest! möchte man dieser Lucina zurufen, welche bisher rasch genug fortgeschritten ist, aber doch anfängt hie und da den Zweck: *Vervollkommnung der Entbindungskunde*, zu wenig zu berücksichtigen. Die drey ersten Numern des ersten Stückes werden in der That wenig oder nichts zur Vervollkommnung der Entbindungskunde beytragen. I) *Was hat sich die Geburtshülfe von der bisherigen naturphilosophischen Bearbeitung der Medicin überhaupt und ihrer einzelnen Theile insbesondere zu versprechen?* Von S. in **; ist gehaltloser Bombast auf 11 Seiten. II) *Bemerkungen zu Dr. Anna's Äusserungen über Einleitung in die Entbindungskunde von Nolde;* enthält auf 19 Seiten ziemlich gewöhnliche Dinge, die einem jeden Lehrer der Entbindungskunde (für Schüler war ja Anna's Rüge nicht berechnet) bey jenen Äusserungen wohl von selbst einleuchten möchten. III) *Entwurf eines Systems der Geburtshülfe als reine Wissenschaft dargestellt* von Dr. F. Hand. Auf 24 Seiten unnütze Bemühungen, einen Zweig der Heilkunde als System darzustellen, der seine Blätter von zehn anderen Zweigen desselben Stammes borgen muss. Der Zweck des Lehrvortrages der Entbindungskunde ist und bleibt, den Lernenden zu einem guten (nicht bloss mechanischen) Geburtshelfer im weitesten Sinne des Wortes zu bilden. Wie viel würde aber daran fehlen, wenn man aus dem sogenannten System alles ausschliessen wollte, was sonst schon einmal in der Pathologie und Therapie berührt wird!! Eben der Zustand der Schwangerschaft und

der Vorgang der Geburt erfodert bey vielen Krankheiten ganz eigene Rücksichten, wovon es einem Lehrer, der nicht Geburtshelfer ist, gar nicht einmal zu reden einfallen wird; bey während der Geburt eintretenden Convulsionen z. B. hat der Geburtshelfer ganz anders zu handeln, als der Arzt, welcher sie in nichtschwangeren Personen heilen soll. Beym Gebärmuttervorfalle muss ausser der Schwangerschaft ein Mutterkranz beygebracht, während der Schwangerschaft aber dieser weggenommen werden. Insofern muss von dergleichen Dingen im Vortrage über die Entbindungskunde die Rede seyn. Rec. fürchtet aber, dass man vor lauter Systemsucht manches Nöthige der Art übergehen werde. Kaiser- und Schamfugen-Schnitte dürfen nicht, wie hier, aus der Entbindungskunde verwiesen werden, weil Operationen mechanische Geschicklichkeit erfodern; sonst müsste man ja jede Zangenanlegung u. s. w. auch in die Chirurgie verweisen. IV) *Über Umbeugung der Gebärmutter* (nach vorn) *nach der Geburt, als einem wichtigen und der allgemeinen Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand den die Moellersche Probeschrift* (*de pronatione uteri post partum*, Marburg 1803) *zuerst erwogen hat.* Möllers Beobachtung wird hier erzählt und mit Anmerkungen begleitet, welche in einem pretiös-barbarischen Style gesetzt sind, und am Ende darauf hinauslaufen, dass man Löfflers Gebärmutterhalter in diesem Falle nicht anwenden sollte. Übrigens ist *Möller* nicht der erste, welcher Anteversion erwogen hat. V) *Drey merkwürdige Geburtsfälle* von D. C. F. E. Der erste betrift eine Wendung, wo der Vf. bey vorliegendem Arme wegen *strictura uteri* nicht wenden konnte, sondern nachdem er einen Fuss in den Muttermund gebracht hatte, von dem Versuche abstehen musste, und wo bey gegebenen *antispasmodicis* die Natur selbst das Werk vollendete. 2) Der Vf. hatte die Zange an den Kopf eines bey krampfhaften Wehen nicht fortrückenden Kindes gelegt, da er den weiblichen Arm eben mit Mühe eingebracht hatte, zog sich der Kopf zurück, die Zange fiel heraus und nun stellte sich Arm und Brust zur Geburt. *Si fabula vera!* möchte man auszurufen in Versuchung seyn. Auch der Herausgeber wirft einen Zweifel darüber auf. 3) Der Vf. entband eine unter Anstrengungen zur Geburt (wie er glaubt am Nervenschlagflusse) gestorbene Frau von einem 22½ Pfund schweren todten Kinde. Der Vf. ist Physicus zu Sp—g. Ob dort das Civil-Gewicht leichter ist als an anderen Orten, ob die Wage genau war? Wer weiss? — VI) Professor *Stein* theilt aus dem Nachlasse seines Onkels Actenstücke *über zwey von Osiander erwähnte Kaiserschnitte* mit, wodurch für die Kunst nichts gewonnen ist. VII) *Über die wahre Beurtheilung des Zustandes der Schwangerschaft, Geburt, und des Wochenbettes, als Versuch einer Einleitung in die Diätetik, Pathologie und Therapie der Krankheiten der Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen vom Herausgeber.* Für diessmal giebt der Vf. nach aufgestelltem Grundsatze, dass die Schwangerschaft eigentlich ein vollkommen gesunder Zustand sey, nur die verschiedenen Ursachen an, welche mehr oder weniger Beschwerden und Übelbefinden in der Schwangerschaft herbeyführen. Ein klein wenig popularisirt, würde der übrigens gute Aufsatz in einem Damenjournale mehr an seinem Orte seyn als hier, wo Entbindungskunde zu vervollkommnen der Hauptzweck ist. VIII) Dr. *Rau* von Schlitz bey Fulda *über eine vermeintliche Schwangerschaft.* Durchaus nichts zur Vervollkommnung der Entbindungskunde; denn dass eine Frau sich schwanger glaubt, dass der Geburtshelfer oberflächlich — nicht einmal innerlich — untersucht und sich auch täuscht, dass die Frau nachher selbst ausserlich fühlbare Bewegung am Unterleibe hat, und doch am Ende alles wieder zu Nichts wird, das ist ja keinem irgend belesenen oder erfahrenen Arzte etwas Neues. IX) *Geschichte* (jämmerliche) *einer Enthirnung* vom Prof. *Schmidtmüller* in Landshut. Wir wollen keineswegs mit dem Vf. darüber streiten, ob die Enthirnung hier — nach allem was vorhergegangen — unerläfslich war; vielmehr sind wir diess zu bejahen geneigt; aber ob der Frau und dem armen Kinde überhaupt nicht hätte anders geholfen werden mögen? — Das ist eine andere Frage. Überhaupt scheint des Vfs. Diagnose auf sehr schwachem Grunde gestanden zu haben. Denn S. 139 sagt er: der Muttermund sey kurz nach dem Wassersprunge so vollkommen erweitert und der Kopf anscheinend in guter Stellung und schon so weit im eigentlichen Becken gewesen, dass nur noch von einigen kräftigen Wehen er das ganze Geschäft auf die beste Weise geendet zu sehen gehofft habe. „Nach anderthalb Stunden“ heisst es weiter unten, „besuchte ich sie wieder und fand noch alles unverändert im alten Stande“ — und nun S. 140: „Ich fand — den ganzen Kopf fast in der *Conjugata* steckend, freylich in seinem langen Durchmesser, die Stirnbeine sassen fest auf den Schaambeinbogen (was mag der Vf. unter dieser Benennung verstehen??) und das Hinterhauptbein hing am *Promontorio* des Kreuzbeins.“ Weiter unten: „Ich meinte die *Conjugata* kaum von 3 Zollen und das *Promontorium* nicht wie gewöhnlich wulstig rund, sondern vielmehr gablicht (*bifurcatum*):“ S. 141: „Die Circumferenz der Apertur des Beckens kleiner als ich sie je sah.“ Wie in aller Welt reimt sich alles dieses mit S. 139?? Offenbar hatte der Vf. damals durchaus nicht gehörig untersucht, wenn sich wirklich alles so verhielt, wie es nachher zur Entschuldigung der Enthirnung erzählt wird, und das war unverzeihlicher Fehler, den Rec. keiner Hebamme, geschweige denn einem Professor ungerügt hingehen lässt. Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, dass, wenn der Vf. gleich nach der ersten Untersuchung die Hülfe versucht hätte, welche er nun erst S. 142 nach häufigen und drängend vorhanden gewesenen Wehen versuchte, diese Hülfe auch würde besseren Erfolg gehabt haben? — Aber nun legte der Vf. kaum zwey Stunden nach dem Wassersprunge schon die Zange an, machte kräftige Züge, nahm sie wieder ab, legte sie in der Folge wieder an, liess sich von einem kräftigen, handfesten Schüler ablösen, bis auch diesem

der Schweiſs an jeder Stelle des Körpers ablief (alles wörtlich S. 146) und es wurde doch nichts ausgerichtet. Ob die Natur bey längerer Geduld, ohne durch Kunst gestört zu seyn, nicht gelinder und besser verfahren wäre? — genug am Ende ward perforirt und excerebrirt! —

Zweytes Stück. I. *Meine Gedanken, die Tödtlichkeit der Wendung betreffend, durch Beobachtungen erläutert* von *F. J. B.* in Mdst. Ziemlich verworrene Sätze, woraus man am Ende ersieht, daſs die Kinder bey der Wendung nicht am Druck des Nabelstranges und dadurch gehinderten Blutumlaufe (wie ein seitenlanges Verzeichniſs von unnöthigen Citaten aus den bekanntesten Hand- und Lehrbüchern es belegt) sondern aus Mangel an Sauerstoffgas (vielmehr Sauerstoff) sterben; weshalb denn der Vf. will, daſs man 1) bey zögernder Geburt, (wo man den Nabelstrang nicht gegen Druck schützen kann) 2) bey Zerreiſsungen des Nabelstranges (zugegeben) und bey zu frühem Lostrennen des Mutterkuchens, den Nabelstrang, ehe das Kind mit den Füſsen voran völlig geboren ist, unterbinden solle; damit wenigstens das Blut, was einmal in dem Körper des Kindes sey, auch darin bleibe. Aber da wo der Nabelstrang gedrückt wird, leistet ja schon der Druck das, was man durch die Unterbindung erhalten würde, und bey zu frühem Lostrennen des Mutterkuchens läſst sich doch wohl nur sehr selten bestimmen, ob denn auch der ganze Mutterkuchen schon getrennt sey; und sollte, wo dieser auch nur halb noch anhängt, nicht der halbe Zusammenhang noch besser seyn, als gänzliche Hemmung des Blutlaufs durch Unterbinden? denn das Kind kann ja durch den mütterlichen Theil des Kuchens kein Blut und keinen Sauerstoff verlieren! Der Vf. führt freylich sechs Fälle auf, wo er bey Wendungen den Nabelstrang unterband, und, ungeachtet die Geburt sich bey den meisten nachher noch bedeutend verzögerte, lebende Kinder erhielt. War dieſs glückliches Ungefähr, oder heilsamer Erfolg des Unterbindens? Wahr ist es, daſs alle bey der Wendung sterbenden Kinder bleich, und anscheinend blutleer zur Welt kommen. II) Dr. *Henschel* erzählt *die Entbindungsgeschichte eines todten, 46 Wochen getragenen Kindes, welches Verdacht einer Bauchschwangerschaft erregte.* Es wurde am Ende durch einen Scheideriſs, mit dem Steiſse voran, hervorgezogen; höchst wahrscheinlich war noch ein Stratom zugleich in der Beckenhöhle vorhanden, an welches der Mutterhals in der Folge so fest wuchs, daſs der während der Schwangerschaft immer als ungeschwängert fühlbar gewesene Mutterhals nun ganz verschwunden war. Merkwürdig ist es, daſs hier zu der Zeit, wo das Kind reif war und abstarb, durchaus keine wehenartige Empfindungen, kein Abfluſs irgend einer Art aus der Gebärmutter sich zeigten. III) *Beschreibung und Abbildung miſsgebildeter Zwillinge und ihrer Placenta nebst einigen Bemerkungen,* vom Prof. *Schmidtmüller.* Die allgemeinen Bedeckungen hingen bey beiden Kindern sackförmig über dem Körper, so daſs Arme und Beine dadurch in gezwungener Stellung gehalten, auch Gesichts-, Geschlechts-Theile und After sehr dadurch verhüllt und versteckt wurden. Sonst eben nichts Merkwürdiges. Die Zeichnungen sind schlecht. IV) *Ein aus den Papieren des verstorbenen Stein mitgetheilter Fall,* von mehrmals wiederholter krampfhafter Zusammenziehung des Muttermundes, nachdem derselbe schon ganz verstrichen und nicht mehr zu erreichen gewesen war. Der Fall wurde dem verstorbenen *Stein* von einer glaubwürdigen Hebamme erzählt. V) *Beyträge zur praktischen Geburtshülfe* von Dr. *Schneider* in Fulda. 1) Ein *monstrum acephalum* lag mit dem Gesichte vor. Merkwürdig, ja fast unglaublich ist es, daſs nicht allein das Gehirn, sondern auch nach S. 275 das ganze Rückenmark fehlte. „Weder vom groſsen, kleineren Gehirn, Gehirnhäuten, noch Nerven- und Rücken-Mark, war bis zu Ende des Canals aller Wirbelbeine eine Spur zu entdecken!“ Verhielt sich dieſs wirklich so, dann wäre es sehr interessant gewesen, die Eingeweide der Brust und des Unterleibes zu untersuchen, um zu sehen, welchen Einfluſs dieser Mangel auf die Bildung dieser Eingeweide gehabt habe. 2) *Geschichte eines doppelten, zwey Tage von einander bey einer Person erfolgten Abortus, von verschiedenem Alter.* Offenbar war der zweyte Körper, der zwey Tage nach dem wirklichen Ey abging, nichts als eine Mola, wie auch der Herausgeb. richtig bemerkt. VI) *Auszug aus den Listen der Entbindungs-Lehranstalt zu Marburg vom Jahre* 1806; mitgetheilt vom Prof. *Stein.* Die Zahl der Geburten war 99 oder eigentlich 100, denn eins war eine Zwillingsgeburt. Auffallend ist Rec. die groſse Zahl der Zangengeburten und zwar namentlich nur einmal wegen Enge des Beckens, vierzehnmal aber theils wegen schwacher, theils wegen wilder Wehen, letzteres sollen doch wohl krampfhafte Wehen seyn, und da möchten doch bey gehöriger Geduld wohl *antispasmodica* äuſserlich und innerlich gebraucht, allein hinreichend gewesen seyn. B. J.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer* von Dr. *Joh. Christ. Ebermaier,* prakt. Arzte und Geburtshelfer zu Rheda in Westphalen. *Erster* und *zweyter Band.* Auch mit dem Nebentitel: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *G. W. Consbruch,* königl. preuſs. Hofrathe und Dr. *J. G. Ebermaier. Achter Theil. Erster Band.* 1805. *Zweyter Band.* 1807. 816 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Inwiefern die Compilation — denn einen anderen Titel verdient die vor uns liegende Schrift nicht — der in verschiedenen Werken zerstreueten hebärztlichen theoretischen Meinungen, praktischen Handgriffe, Erfahrungs-Resultate und Erfindungen, zu einem wissenschaftlichen Ganzen geordnet, in einer logischen Folgereihe dargestellt, und mit Klarheit und Präcision bearbeitet worden ist, insofern kann eine solche Schrift allerdings einigen Anspruch auf Nützlichkeit und Brauchbarkeit machen. Erwägt man aber dabey, daſs dergleichen Bücher allem ernsthaften Studium der

Wissenschaften entgegen, mehrentheils von Resultaten eigenen Nachdenkens eben so weit entfernt sind, als sie junge Gelehrte davon zu entfernen pflegen; bedenkt man zugleich, dass die bereits vorhandene Anzahl solcher Schriften, wie deren innere Construction den an dieselben zu machenden Foderungen entspricht: so hätte des Vfs. Buch allerdings entbehrt werden können.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen mögen noch einige besondere Bemerkungen hier Platz finden. Zu den, S. 71 angeführten, Veranlassungen zu missgestalteten Becken gehört auch das, unter den Landleuten besonders übliche, Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe. — Sollte der Zweck des monatlichen Blutflusses kein anderer seyn, als die Vollblütigkeit des weiblichen Körpers von Zeit zu Zeit zu heben? wie S. 100 behauptet wird. — Bey der regelwidrigen Schwangerschaft fehlt S. 134 die von *Josephi* und auch von anderen Geburtshelfern beobachtete Harnblasenschwangerschaft. — Die Authenticität der S. 135 angezogenen Beobachtungen von wirklicher Überfruchtung bezweifelt Rec. noch sehr. — Die Eintheilung der Schwangerschaft in wahre und scheinbare widerspricht jeder, und auch der vom Vf. angegebenen, Definition dieses Zustandes. — Nach jedem fruchtbaren Beyschlafe entsteht eine Entzündung der inneren Oberfläche der Gebärmutterhöhle, nach und durch welche die *membrana decidua Hunteri*, gleichsam wie eine Entzündungshaut gebildet, deren Entstehung S. 140 einer ausschwitzenden Lymphe allein zugeschrieben wird. Die S. 199 angeführte Behauptung, dass die Lebensäusserungen der Frucht, insofern sie als Gegenwirkungen auf äussere Einflüsse zu betrachten sind, nur durch Wärme, Blut, und Fruchtwasser hervorgebracht würden, widerlegt die Wahrnehmung der freywilligen Bewegungen des Kindes auf absichtlich auf seinen Körper angebrachte Eindrücke. — Mit dem Zeigefinger allein, welcher kürzer als der Mittelfinger ist, kann man nie so sicher und so vollkommen untersuchen, als wenn man beide Finger geschlossen dazu gebraucht. — Das öftere Einschmieren der Geburtstheile mit Öl oder Fett, in der vierten Periode der Geburt, welches der Vf. S. 311 anräth, ist unnütz und unreinlich. — Die Anwendung der, S. 322 nach jeder Geburt angerathenen, Leibbinde möchte Rec. doch nicht so unbedingt empfehlen. — Um den *vernix caseosa* vom kindlichen Körper loszuweichen, ist es am besten, den Dotter von einem frischen Ey und etwas Salz zu dem ersten Bade zu nehmen. — Auch selbst das unschädliche Lycopodiumpulver würde Rec. nicht zum Einstreuen empfehlen. Das beste Reinigungs- und Heilmittel für wunde Stellen am kindlichen Körper bleibt immer das frische Wasser.

A. H.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Jena*, in der Crökerschen Buchh.: *Tabellarische Übersicht der praktischen Entbindungskunst in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen des Kindes, und die wichtigsten Manual- und Instrumental-Operationen.* Zur bequemen Übersicht für junge Geburtshelfer, und zum Leitfaden bey meinen praktischen Übungen am Phantom, entworfen von Dr. *Fr. Heinrich Martens*, Prof. der Heilkunde zu Jena. 1805. XIII Tabellen in Querfolio (16 Gr.) Was der Inhalt dieser tabellarischen Übersicht begreift, lehrt der Titel deutlich. Bey der Eintheilung der Kindes-Lagen ist der nun verstorbene Vf. *Maygriers*, von ihm übersetzter, Schrift, zum Theil auch seiner und anderer Geburtshelfer, Erfahrung gefolgt. Daher muss sich Rec. sehr wundern, unter den, auf der zweyten Tabelle angegebenen, zur Geburt sich stellenden Kopflagen auch noch die 4 Ohrlagen zu finden, da sowohl die Construction und Verbindung des kindlichen Halses mit dem Kopfe und Rücken, als auch die Erfahrung, die Unmöglichkeit einer solchen Geburtslage des Kindeskopfes längst erwiesen hat. Bey der Untersuchung des Kopfes fehlt die Angabe der Fontanellen und der Nähte. — Rec. würde die, durch zweckmässige Lage, Unterstützung mit den Händen und Arzney beförderte Geburt, auch zu den durch manuale Hülfe beendigten Geburten rechnen. Auf der fünften Tabelle fehlt bey den Eyhäuten die wurstförmig lang herabhängende Blase. Die eingeschlossene Nachgeburt nach No. a. Tab. V ist nicht so selten, als der Vf. glaubt. Ganz zweckwidrig und unnöthig ist der, auf der VI Tafel, bey regelmässigen Kopfgeburten empfohlene Handgriff, mit zwey Fingern den Fruchthältermund über den Kopf nach oben und hinten ausser einer Wehe zu schieben, obgleich *Stein*, *Shemel* u. a. m. ihn dringend anrathen. Auf der VII Tafel kommen einige gute Handgriffe bey Scheitel- und Gesichtsgeburten vor, welche man, in den häufigsten Fällen, wie auch Hr. *M.* richtig bemerkt, der Natur überlassen darf. Missverhältnisse des Kopfes zum Becken können nicht als eine Anzeige zur Wendung angesehen werden. Bey den Momenten, welche eine künstliche Lösung der Nachgeburt erfodern, fehlen auf der XI Tafel bedeutende Blutergiessungen, und ein zum Theil gelöster Mutterkuchen.

A. H.

Breslau, b. Korn: *Kann und darf die Nachgeburt unbedingt zurückgelassen werden?* Ein abgedrungener Beytrag zu den Verhandlungen über die Lösung und Nichtlösung der Nachgeburt. Von Dr. *Henschel*. 1805. 72 S. 8. 6 Gr.) Nach einer leichten Niederkunft mit einem todten Kinde stellt sich bey einer Erstgebärenden (?) bald ein starker Blutfluss ein. Zwey herbeygerufene Geburtshelfer versuchen den Blutfluss durch Wegnahme der Nachgeburt zu stillen. Aber weder dieses noch jenes gelingt. Nun wird der Vf. — 13 Stunden nach der Entbindung — gerufen. Eine vorsichtig angestellte Untersuchung belehrt ihn, dass die Nachgeburt auf der linken Seite, an dem unteren Abschnitte des Fruchthälters, festsitzt; bereits mit 4 Finger war derselbe im Stande, in demselben einzugehen. Allein die Wöchnerin erklärt, sie wolle sich nicht wieder anrühren lassen, und verlangt treibende Mittel. Darauf verlässt der Vf. die Kranke; sieht sie nicht wieder, und am siebenten Tage stirbt sie. Das ist der Verlauf der Geschichte. Die Vorwürfe, welche man dem Vf. hie und da gemacht, dass er durch seine Bemühungen, den Mutterkuchen herauszunehmen, den Tod der Entbundenen verursacht habe, sind die Veranlassung zu dieser öffentlichen Rechtfertigung geworden. Aber nicht über das, was Hr. *H.* gethan, wohl aber über dasjenige, was derselbe zu thun unterlassen hat, sind demselben, nach Rec. Ermessen, um so gerechtere Vorwürfe zu machen, da derselbe, einer der geschicktesten und geübtesten Geburtshelfer in Breslau, wohl wissen muss, wie nothwendig im vorerwähnten Falle die Wegnahme der wahrscheinlich zum Theil eingeschlossenen Nachgeburt war. Nur allein die unzeitige Nachgiebigkeit des Vfs. in einem Falle, der das bestimmteste Verfahren erfoderte, wo nur die, wenn gleich schmerzhafte, doch nothwendige, angezeigte Operation allein die Kranke retten konnte, dürfte als mittelbare Todesveranlassung, insofern also als Vorwurf für den Vf., angesehen werden können.

A. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 OCTOBER 1807.

PHILOSOPHIE.

Carlsruhe, in Macklots Buchhandlung: *Handbuch für Denker*, von *Carl Friedrich Schilling von Canstadt*, grossherzogl. badischem geheimen Rathe. Erster Theil. 1807. XVI u. 831 S. gr. 8.

Überzeugt, dass die Philosophie die Wissenschaft des Menschen überhaupt, und nicht ein Monopol der Gelehrten seyn soll; überzeugt, dass die Resultate philosophischer Forschung sich der Prüfung der gesunden Vernunft des Menschen überhaupt unterwerfen müssen, weil es für eigene Cultur nichts nütze, zu glauben, was Andere zu wissen vorgeben: wagt der Vf. dieses Handbuchs, wie Er in der Vorrede erklärt, bloss aus Anhänglichkeit an die Sache der Menschheit, sein System seinen Zeitgenossen vorzulegen. In der That: es wird diesen Zeitgenossen nicht anders als erfreulich seyn könnnen, dass ein Mann, wie Hr. *von Schilling*, ein deutscher Edelmann, in den späteren Jahren des Lebens (er sagt: das Alter nahe sich ihm) mit einem solchen Werke, dem er den grössten Theil des Lebens, das Manche seines Standes heillosem Getreibe zu opfern pflegen, gewidmet haben muss, erscheint, und auf eine solche Art erscheint. Er tritt nämlich auf mit einer seltenen Freudigkeit der Seele; es lebt in ihm ein tiefer Sinn für Alles Wahre und Gute; er zeigt einen heiligen Eifer für das, welches dem Menschen das Wichtigste ist, ein unermüdliches Streben nach höherer Einsicht, und eine kindliche Freude über die erlangte Gewissheit. Sein eifriges Forschen mag schon daraus beurtheilt werden, dass diesem, mehr als 800 Seiten starken, Bande noch fünf andere folgen sollen, die vielleicht nicht viel hinter diesem zurückbleiben werden, und dass Hr. *von Schilling* das ganze Werk gewiss ohne alle Rücksicht auf äusseren Vortheil dem Publicum, d. h. seinen Lesern übergiebt, ja, wenn uns nicht Alles trügt, vielleicht nicht ohne grosse Aufopferung. „Mein Lohn sey nur die Beförderung der Erkenntniss der Wahrheit, ruhigere Blicke in die Ferne, die ich dadurch mitzutheilen hoffe, und frischbelebter Eifer für Moralität und Tugend." Er ist sich seines bewiesenen Fleisses, der Redlichkeit seines Forschens also bewusst, dass er dreymal wiederhohlen konnte: Er sey durchaus seinen eigenen Weg gegangen; er habe nicht compilirt, habe sich auf keine Autorität verlassen; sondern Alles, das er gebe, sey von ihm selbst gedacht, sey Resultat unermüdeter Untersuchungen; unbefangen habe er allein nach Wahrheit geforscht, nicht um vorgefasste Meinungen zu begründen, nicht um einen fremden Zweck, nein, unbesorgt um die Resultate nur dem Gange der Vernunft folgend. Hoffnungsvoll blickt er in die Zukunft, und erwartet die allgemeinere Verbreitung der Wahrheit; dabey zeigt er eine Bescheidenheit, die vielen Philosophen und Nicht-Philosophen sehr zu empfehlen ist „Ist das Resultat meiner Untersuchungen von einigem Werth, so bin ich doch weit entfernt, mir hierauf etwas einzubilden, oder auf einen besseren Stoff meiner Seele zu schliessen, welcher Gedanke insgeheim jedem Stolz zum Grunde liegt; diess würde meinem System gerade entgegen seyn. Der Zweig, an dem die Frucht reift, hat es einzig und allein seiner Lage zu danken, dass die Natur im Hervorbringen sich seiner eher als der Wurzeln bedient. Würde man den politischen Baum umkehren, so würden die Wurzeln mit der Zeit dieselben Früchte tragen, und die Zweige müssten dann die Bedürfnisse dazu herbeyschaffen."

Wegen dieser Eigenschaften des Hn. *v. Sch.* ist dem Vf. dieser Anzeige die Bekanntschaft, die er durch dieses Buch mit ihm gemacht hat, sehr angenehm. Wenn nun aber Hr. *v. Sch.* sagt: „habe ich falsch gesehen: so ist Jeder berechtigt, dem Wahrheit am Herzen liegt, der Welt den Irrthum aufzudecken; ja es ist sogar Pflicht für Jeden, und wird immer Gewinn für mich selbst seyn, wenn es durch vollwichtige Gründe geschieht:" so ist allerdings lobenswerth, dass er sich, zur Ausmittelung der Wahrheit, dem Tadel aussetzen will: allein in diesen Blättern wird weder er noch ein Anderer eine genauere Prüfung und Beurtheilung seines — Systems erwarten. Er erklärt selbst, dass er nicht für Philosophen, sondern für Denker seines Schlags, für die zahlreiche Menschenclasse, die zwischen den Gelehrten und Ungebildeten in der Mitte steht, geschrieben habe. Es ist möglich, dass diese Classe eines solchen Buchs bedarf; wenigstens wird sie vielen Stoff darin finden, der des ernsthaftesten Denkens würdig ist; aber hier kann es, wie es dem Rec. scheint, doch nur angezeigt werden; auf eine genauere Prüfung können nur solche Werke Anspruch machen, durch welche die Wissenschaft weiter gekommen ist, oder doch weiter gekommen seyn soll. Hr. *v. Sch.* ist freylich der Meinung, dass er manches Neue gebe; das will Rec. auch gar nicht leugnen; aber die Wissenschaft gewinnt nicht bey allem Neuen. Wir wollen daher den Lesern die — Ordnung des Buchs einigermassen (vollständig würde zu weitläuftig seyn) referiren, und

von der Behandlungsart eine Probe geben, damit sie wissen, was darin zu finden sey, und wie.

Das Ganze dieses Systems theilt sich in fünf Abtheilungen: Dinge, Verhältnisse, Veränderung, Wille, Wahrnehmung. In diesem ersten Bande haben wir nur die erste Abtheilung: *Dinge.* Von der zweyten, also von den Verhältnissen, sagt Hr. *v. Sch.*, sie werde 2 Bände erfodern; wieviel jede der übrigen bedürfen wird, erfahren wir noch nicht; wir haben auf Einen gerechnet.

Dieser Theil beginnt mit der allgemeinen Überschrift: *Dinge;* einfache, zusammengesetzte, und einfach und zusammengesetzte Dinge, isolirte Dinge, aussersinnliches als Ding, Dinge an sich, Stoff, Urstoff, Naturstoff, Materie, Substanz, Monade. Dieses macht den ersten Abschnitt, der freylich nicht benannt ist, und aus folgenden Paragraphen mit besonderen Überschriften besteht: Wesenheit der Dinge; Möglichkeit d. D.; Wirklichkeit d. D.; Mannichfaltigkeit d. D.; Nothwendigkeit d. D.; Selbstständigkeit d. D.; Eigenschaften, Verhältnisse, Entstehen, Verhältnisse, Veränderung u. s. w. der Dinge. — Der zweyte Abschnitt hat die Allgemeine Überschrift: *Gott;* Urwesen; höchstes Gut. Die einzelnen Paragraphen handeln dann von der Wesenheit, Möglichkeit, Mannichfaltigkeit, Verschiedenheit, Wirklichkeit Gottes, vom Seyn, Daseyn, Zustand G. Ferner von den Eigenschaften Gottes, von seiner Güte, Heiligkeit, Moralität, Anziehung u. s. w. Dann ist von der Annäherung zu Gott die Rede, von der Wesenheit, Möglichkeit, Mannichfaltigkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit dieser Annäherung, von den Gesetzen, der Beförderung und Behinderung derselben u. s. w. Darauf wieder von der Seligkeit Gottes, von der Thätigkeit und vom Mäfsigseyn Gottes, von der Regierung Gottes, von seiner Allmacht, Ewigkeit, Vergeltung. Nach diesem vom Gottesdienst, vom Willen Gottes, von seinen Gesetzen, von den Pflichten gegen ihn, von der Liebe Gottes, von seiner Selbstliebe; darauf von der Anbetung, von der Wahrnehmung Gottes; vom Glauben an Gott, von der Atheisterey; von den Vorstellungen von Gott u. s. w. — Der dritte Abschnitt ist überschrieben: *Geistige Wesen*, Wesen, Geist, Seele. Darin wird gehandelt von der Wesenheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Mannichfaltigkeit, Nothwendigkeit der Wesen und ihrer Eigenschaften. *Mensch*, *Thiere*, *Pflanzen*, erhalten eigene Abschnitte; darauf auch die *Körper*, von deren Wesenheit, Möglichkeit u. s. w. gesprochen wird. Der letzte Abschnitt führt die Überschrift: *Natur*, Wirklichkeit als Ding, Welt, Sinnenwelt, Körperwelt, Weltkörper, Erde, Erdball, Schöpfung als Ding. Dann wird über die Wesenheit u. s. w. der Natur geredet. Über Manches wird auf die folgenden Theile verwiesen: z. B. über Entstehung und Dauer der Natur auf den dritten, der bekanntlich von den Veränderungen handelt; über Betrachtung, Vorstellung, Studium, Grund, Zweckmässigkeit und Ordnung der Natur auf den fünften, der der Wahrnehmung gewidmet ist; über Gesetz, Zweck, Plan der Natur aber auf den vierten, der vom Willen reden wird. — Was wir abgeschrieben, folgt nach einander; aber es steht vieles dazwischen. Als Probe der Schreib- und Behandlungs-Art geben wir die Rubrik: *Nothwendigkeit Gottes*, S. 119, weil sie uns zuerst in die Augen fällt und kurz ist. — „Gott ist nothwendig als Ursache der Wirklichkeit, die ohne Ursache ausser ihr nicht wirklich seyn könnte. Er ist an sich nothwendig, als nicht Folge irgend einer Ursache. Nothwendig als Bedingung für die Möglichkeit alles Wirklichen, für die Möglichkeit des Sinnlichen, und Aussersinnlichen, für die Möglichkeit eines Zwecks; ohne ihn findet der Gedanke daran nicht einmal Statt. — Aber Gott ist nicht nothwendig als Folge von irgend Etwas, so wie die Wirklichkeit und das, was in ihr ist und geschieht. Nachdem die Natur wirklich ist, ist Gott nothwendig als ihre Ursache. Das höchste Gute ist nothwendig, als Bedingung zur Möglichkeit von irgend einem Guten als Mittel in der Zeit, ohne solches würde es keinen Werth und nichts Wirkliches geben." **Bx.**

SCHÖNE KÜNSTE.

Rödelheim, *Gedichte* von *L. M. Büschenthal.* Erstes Bändchen. 1806. 157 S. 8. (16 gr.)

Der Dichter hat einen doppelten Weg, auf die Veredlung seines Zeitalters hinzuarbeiten. Entweder er zeigt uns die Welt und den Weltgenuss aus dem Spiegel seines geläuterten und veredelten Gemüthes, oder er führt uns vor die inneren, unabsehbaren, geheimnissreichen Tiefen des Geistes, und durchdringt uns mit theils geahndeter, theils empfundener Seligkeit des geistigen Lebens. Auf dem ersteren Wege hat ein allgeliebter und verehrter Freund schon seiner Zeitgenossen auf uns gewirkt; auf dem letzteren ging *Schiller*, und erweckte manchen Wahrheitsfreund, dem es Ernst ist um das Eine was Noth thut, zu mehr oder minder glücklicher Nachahmung.

Auch der Vf. vorliegender Gedichte scheint durch jenen unsterblichen Sänger zu eigenen poetischen Versuchen aufgeregt zu seyn; das beweiset die fast durchgängig moralische Tendenz derselben; doch vermissen wir in nicht wenigen derselben jene Gedankenfülle und jene sittliche Energie, welche den grossen Vorgänger des Hn. B. charakterisiren. Sogar in der an Schiller selbst gerichteten *Beantwortung seiner Resignation* ist nicht ein warmergossener philosophischer Zweifel eines Wahrheitsfreundes durch eine gleich warmergossene philosophische Lösung eines anderen Wahrheitsfreundes widerlegt, sondern nur etwas sehr Unhaltbares, das weder stich- noch hiebfest ist, dem Zweifler zu Gemüthe geführt worden. — Auch scheinen die grösseren Gedichte nicht rein genug aus einer klaren, einfachen Grundidee entsprungen, oder doch nicht auf die natürlichste und einzig nothwendige Weise aus derselben herausentwickelt zu seyn. Daher machen sie auch keinen reinen und einfachen Eindruck. Man fühlt sich während des Lesens nicht nach Einem Puncte hin- und angezogen, fühlt sich nicht von einem deutlichen Ideengange leicht und angenehm fortgezogen; sondern die Seele schwebt

in einem flatternden, halbzerstreuten Zustande. So ging es dem Rec. z. B. bey dem *poetischen Genius*. Frey von diesen Gebrechen ist die *Hymne an Gott*, welche, auch in dieser Bedeutung des Wortes, *andächtig* gedichtet ist. Die *Abendwehmuth* hat das gewöhnliche unserer modernen Abendempfindungen, den Mond, Zypressen, dürres Laub und andere Abendingredienzen. Die *Versöhnung*, an Laura, zeichnet sich vortheilhaft aus; auch die *Sommernacht* und mehrere andere. Die *Sehnsucht* ist hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben; was soll der erste Vers zu den übrigen, oder die übrigen zum ersten? In dem Gedichte *auf Schillers Tod* ist der Gedanke, dass der Verklärte nun jenseit seine poetischen Ideale realisirt sehe, nur etwas zu sehr ausgesponnen. Überhaupt spielen Tod, Himmel und Ewigkeit eine allzuwichtige Rolle in diesen Gedichten. Ist denn das nun wohl für die Poesie ein so vorzüglich passender Gegenstand? Die Ewigkeit ist für die Phantasie, was die Nacht für das Auge. Auch ist schon häufiger und mit Grund angemerkt worden, dass jene unendliche Sehnsucht nach dem Höheren ausser uns und jenseit dieser Erde, nichts weiter ist als Unzufriedenheit mit dem, was wir sind und haben, und diese ist wohl alles in der Welt eher, als interessant und reizend. Wenn jener erhabene Dichter irgend auch einen solchen sehnsüchtigen Ton anstimmt, so beweiset er durch die Art und Weise, *wie* er es thut, dass einem solchen Genius alles wohl stehe, und dass er, was er auch berührt, in Gold verwandele. Auch wollen wir es gern *natürlich* und begreiflich finden, dass dieser schöne und vielfarbige Himmelsbogen über dem Horizonte unseres Vaterlandes seinen Widerschein habe; nur sollte dieser Widerschein nicht von neuem reflectirt werden, sonst würde sich am Ende die Schillersche Muse bis zur Gesangbuchspoesie herabwässern, sowie im Gegentheil der Klopstockische Genius durch eine ascendirende Gattung von Nachahmern hinaufpotenzirt ward, bis er den *Donatoa* schuf, der vor Kurzem nicht unschicklich eine vom tollen Hunde gebissene Messiade genannt wurde.

Zum Motto hat Hr. *B.* Schillers Worte gewählt: *mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.* Wir wünschen dass seine Gedichte weder gar zu vielen, noch gar zu wenigen gefallen mögen.

D. A. E.

BREMEN, b. Müller: *Sammlung deutscher poetischer Meisterstücke des achtzehnten und des angefangenen neunzehnten Jahrhunderts.* Erster Theil. Erstes und zweytes Bändchen. Von *W. C. Müller*, Dr. der Philos., zweytem Lehrer am Lyceum und Director einer Privaterziehungs-Anstalt. Zweyte verb. Ausg. 1807. 460 S. 8.

Nach einem zweyten Titel werden im *ersten* Bändchen auserlesene Fabeln, Erzählungen und Idyllen, und im *zweyten* komische Erzählungen (!), Romanzen, Balladen und Volkslieder zur Gedächtnissübung und Declamation angekündigt. In der Vorrede bestimmt der Herausgeber seine Sammlung zur Bildung der Jugend, und sagt, dass er willens sey, aus den besten deutschen Dichtern eine Beyspielsammlung in fünf Theilen zu veranstalten, und dann einen sechsten Theil theoretischen Inhalts folgen zu lassen. Unter *Meisterstücke* will er nur das *Bessere* einer jeden Dichtungsart verstanden wissen, und verlangt nun eine genaue Angabe dessen, was in seinem Buche dieses Titels unwürdig möchte befunden werden. Allein diess zu entscheiden, dazu würde auch eine Erwägung *der* Producte gehören, die der Vf. *nicht* aufgenommen hat, und da würde die Musterung und das Bestimmen, was besser, vorzüglicher und minder gut zu nennen sey, gar kein Ende haben, wobey auch noch in Betrachtung käme, ob dieses oder jenes gerade der Jugend zu empfehlen wäre. So viel hat es nun mit solchen Sammlungen nicht auf sich, ob man es gleich, um die Sache wichtig zu machen, vorzugeben pflegt. Es ist schon genug, wenn man davon sagen kann, dass sie im gewöhnlichen Sinne fast lauter gute und brauchbare Sachen enthalten; und ein solches Zeugniss muss man auch dieser Sammlung geben. Dennoch fürchten wir, dass manche Käufer damit unzufrieden seyn werden, weil *sehr viel* Brauchbares darin für sie gleichwohl *entbehrlich* ist. Nämlich, um die reine Wahrheit zu sagen, so verhält es sich mit dem Ankauf solcher Schriften also. Lehrer auf Schulen (deren Anzahl gewiss nicht gering ist) kommen jährlich ein paarmal in Verlegenheit, was sie zur Declamation auf dem Schulactus für Stücke auswählen sollen; und da sie nicht viel Zeit und Geld haben, so greifen sie gewöhnlich zu solchen Sammlungen, wie diese, um sich daraus so schnell, als möglich, Raths zu erholen. Allein, welchen Verdruss sieht man sich über ihr Gesicht verbreiten, wenn sie immer wieder auf die allbekannten Sachen stossen, die sie auf ihrer Schule schon zehnmal haben declamiren lassen, als da sind: *Phylax, der so manche Nacht; In der Väter Halle ruhte; Johann, der muntre Seifensieder; Lenore fuhr um's Morgenroth*, und — fast sämtliche Gedichte von *Schiller*. Ach! hören wir sie seufzen, wenn man doch endlich einmal aufhören wollte, solches immer wieder und wieder zu sammeln, was wir schon so oft besitzen, und uns dafür lieber von Jahr zu Jahr eine kleine Blumenlese anstellte, die man immer mit der Zeit in einem kleinen Bändchen kaufen, und sich damit aus der Noth helfen könnte. Und diesen Wunsch finden wir in der That so gerecht, dass wir nicht begreifen, wie die Sammler gegen jene, bey denen sie schon so viel Absatz gefunden, so undankbar seyn können, ihn nicht endlich zu befriedigen. Freylich möchten dann die Sammlungen nicht so schnell von Statten gehn, mehr Zeit, Geduld und Aufmerksamkeit erfodern, und bey weitem nicht so ergiebig und einträglich seyn, aber — eine Liebe ist der anderen werth!

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1) *Dilingen*, b. Brönner: *Von den bisherigen Versuchen eine allgemeine Schriftsprache einzuführen.* Eine Rede, mit welcher *Professor Schmid* Vorlesungen über einen neuen Versuch einer allgemeinen Schriftsprache eröffnet am königl. baiersch. Lyceum zu Dilingen, den 19ten May 1807. 52 S. 8.

2) Ebendas.: *Vollständiges wissenschaftliches Gedankenverzeichniss* zum Behufe einer allgemeinen Schriftsprache. Von *Professor Schmid.* Mit 1 Kupfertaf. 1807. XIX u. 115 S. 8.

3) Ebendas.: *Wissenschaftliches Gedankenverzeichniss in einem vollständigen Auszuge.* Von *Ebendemselben* 1807. 1 Bog. in 8. in 30 Columnen.

4) Ebendas.: *Synopsis Cogitationum-Clatoris scientifici.* Ab *Eodem* 1807. 31 Colum.

Lauter Vorarbeiten zu einer allgemeinen Schriftsprache, wovon eine besondere Abhandlung unter der Aufschrift: *Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre* den Beschluss machen wird. In Nr. 1) beginnt der Vf. mit der Entwickelung des Begriffs und der Wichtigkeit einer allgemeinen Schriftsprache, und schliesst nach der Beurtheilung mehrerer Versuche, eine allgemeine Schriftsprache einzuführen, mit der Anpreisung des seinigen, zu dessen Vollendung er die Sprachkundigen aller Völker mit dem Motto aus Quintilian auffodert: *Turpiter desperatur, quod fieri potest.* Er ist versichert, dass nach der von ihm versuchten Methode, oder nach keiner, Pasigraphie möglich sey, und dass man nach seiner Behandlung der Sprachen in kurzer Zeit dieselben aus einem Gesichtspuncte ansehen werde, aus dem sie, so viel er wisse, noch niemals gezeigt seyen. Seine allgemeine Schriftsprache soll sich von allen bisher versuchten dadurch auszeichnen, dass sie *allgemein*, in allen Sprachen *brauchbar* ist. Wir möchten wissen, wie etwas allgemeine Schriftsprache heissen könne, dem diese Eigenschaft fehlt. Dem Vf. ist es um keine Künsteley zu thun, alle Willkühr will er verbannen; er macht auf Wissenschaftlichkeit Anspruch, und behauptet, dass die Grundsätze einer wissenschaftlichen Sprachlehre noch niemals mit der Bestimmtheit, in diesem Zusammenhange und in dieser Anwendung seyen vorgetragen worden, als es von ihm geschehe. Vergleicht man nun mit diesen Versicherungen das wissenschaftliche Gedankenverzeichniss selbst, dessen Vollendung er für das erste Erfodernis einer wissenschaftlichen Behandlung der Sprachen hält: so ist Horazens *Parturiunt montes*, so sehr sich auch der Vf. gegen diese Beschuldigung eines *Promissoris magno hiatu* verwahren mag, das Erste, was sich jedem unbefangenen Leser aufdringt. Dieses wissenschaftliche Gedankenverzeichniss No. 2—4 hat der Vf. zugleich vollständig und in einem Auszuge, zugleich in deutscher Sprache und in einem barbarischen Latein, geliefert. Mangel an gesunder Philosophie und Unkunde der Sprachen leuchtet aus allen auf gleiche Weise hervor: Die wissenschaftliche Basis fehlt, überall herrscht unphilosophische Künsteley und sinnlose Willkühr. Das Gedankenverzeichniss beruht auf folgenden Grundsätzen: 1) Die Gegenstände unseres Denkens folgen in einer *fünffachen Steigerung* (Potenzierung) auf einander. Diese Gegenstände sind: *Materie, Pflanze, Thier, Mensch, Geist.* Sie haben alle das *Seyn* mit einander gemein, in der Art desselben gehen sie wesentlich von einander ab, so dass immer einer über den anderen um eine Stufe erhaben ist. 2) Der Inhalt unseres gesamten Denkens bezieht sich auf *Seyn*, *Thun*, *Werden.* Alles, was wir denken, denken wir als etwas *Bestehendes, Unverändertes*; oder als etwas, das sich *ändert*, etwas *thut*, *macht*; oder als die *Anlage* zu einem von diesen Beiden; kurz — als *Seyn*, *Thun* oder *Werden.* An das Gegebene reihet sich in der natürlichsten Ordnung der *Gegensatz.* 3) Unsere Gedanken nehmen in dem Ausdrucke eine *dreyfache Form* an, nämlich die des *Adverbs*, des *Substantivs* und des *Verbums.* Das Gedankenverzeichniss hat zwey Theile: der *erste* enthält das Allgemeinste, das *Seyn, Thun, Werden*; der *zweyte* das Besondere von *Materie* bis zu *Gott*; ein Nachtrag enthält die Fürwörter, und eine Anleitung zum Lesen und Schreiben macht den Beschluss. Die Schrift ist so viel möglich erleichtert: sie enthält nicht mehr als 250 Zeichen, alle ganz einfach, und so eingerichtet, dass man sie dictiren und nach einer leicht fasslichen Ordnung finden kann. Die Charaktere theilen sich in Zeichen und Schlüssel: alle Zeichen sind spitzige, alle Schlüssel runde Figuren. C *Seyn*, ɔ *Thun*, S *Werden*, sind die vorzüglichsten Schlüssel; die Steigerungen werden gleich den Potenzen in der Mathematik bezeichnet. 2 unter das Zeichen gesetzt, deutet den Gegensatz an, über der Linie drückt es die Verneinung aus. 20 leicht zu fassende Grundzeichen wachsen durch zwölferley Modificationen zu 240 Zeichen an, einige andere werden noch eingeschaltet. Unter diese Zeichen sind alle Gegenstände des Denkens samt ihrem Gegensatze nach der vom Vf. angegebenen philosophischen Dreyeinigkeit des Inhalts und der Form unserer Gedanken, in fünffacher Steigerung, auf folgende Weise geordnet. I. Materie. A. Ihre Theile 1. Erde. 2. Wasser. 3. Luft. 4. Feuer. B. Ihr Wirken. C. Ihr Leiden. D. Körperkräfte. E. Aussere Bedingungen. 1. Zeit. 2. Raum. F. Unser Verfahren. 1. Bewegen. 2. Handieren. 3. Verarbeiten. 4. Zählen. 5. Messen. 6. Wägen. II. Pflanzen. A. Ihre Theile. 1. Die äusseren. 2. Die inneren. B. Ihr Wirken. C. Ihre Krankheiten. D. Unser Verfahren. III. Thiere. A. Ihre Theile. 1. Die äusseren. 2. Die inneren. B. Ihr Thun. C. Ihr Leiden. D. Mittel dagegen. E. Unser Verfahren. IV. Der Mensch. A. Nach seinem Stande und Alter. B. Sein Thun. C. Seine Begriffe. D. Umgang. E. Bedürfnisse. 1. Der Nahrung. 2. Vertheidigung. 3. Wohnung. 4. Kleidung. F. Spiele, Künste, Wissenschaften. V. Geisterreich. Nimmt man schon in dieser kurzen Übersicht ein sehr unphilosophisches Verfahren wahr, so zeigt sich die Willkühr, mit welcher die Begriffe bezeichnet werden, noch mehr in der fünffachen Steigerung, welche meistens in nichts anderem als in der Coordination verwandter Begriffe besteht. Der Vf. meint, auf Wissenschaftlichkeit habe ein Gedankenverzeichniss immer gerechten Anspruch, wenn es in der Hauptsache nach allgemein anwendbaren Grundsätzen geordnet sey, das Zufällige aber nach allen seinen wichtigern Theilen aufgenommen und so gereihet habe, dass es sich leicht an das Nothwendige anschliesse. Es könne daher dem gegenwärtigen Verzeichnisse zu keinem Vorwurfe gereichen, dass es nicht über einen jeden einzelnen Gegenstand die Nothwendigkeit der Stelle, welche er hier einnehme, nachweisen könne. Es ist unbegreiflich, warum der Vf., wenn doch einmal die Beziehung der Begriffe von einer willkührlichen Anordnung abhängig gemacht werden sollte, nicht lieber die aufgezählten Begriffe numerirte, als dass er das Schreiben und Lesen derselben durch selbsterfundene Zeichen erschwerte, welche nach der vom Vf. beliebten Anwendung nichts mehr und nichts weniger als unbekannte Zahlenchiffern sind. Die grammaticalische Beziehung der Ideen, welche jeder Andere als die Hauptsache betrachten würde, ist am Ende des, nichts weniger als vollständigen, Gedankenverzeichnisses, sehr kurz und äusserst unbefriedigend abgefertigt. Die Kupfertafel enthält drey Proben von des Vfs. pasigraphischer Schreibart, nämlich: 1) das Vater unser, 2) dasselbe mit Abänderungen, und 3) einige Verse aus dem ersten Buche der Aeneide: *Vix e conspectu Siculae telluris cet.*

F — G.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Lexikon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller.* Ausgearbeitet von *Joh. Ge. Meusel.* 5ter Bd. 1805. 549 S. (3 Rthlr.) 6ter Bd. 1806 486 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) S. Recens. der 4 ersten Bde. 1804. No. 234.

Hannover, b. Hahn: *Vermischte landwirthschaftliche Schriften aus den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft*, drey ersten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweise in Ansehung der eigenen Arbeiten verbessert, herausgegeben von *Albrecht Thaer*, 3r Bd., welcher zugleich ein ausführliches Inhalts-Verzeichniss aller 3 Bde. enthält. 1806. IV u. 449 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) S. Recens. des 1 Bds. 1806. No. 195.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Schwickert: *Des Titus Kalpurnius von Sicilien eilf erlesene Idyllen;* übersetzt, erklärt und beurtheilt von Dr. *C. Ch. G. Wifs.* 1805. VIII u. 102 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Altona, b. Hammerich: *Des Titus Kalpurnius von Sicilien eilf erlesene Idyllen*, nach der Beckischen Recognition des Textes überfetzt und mit diesem zugleich herausgegeben von *G. E. Klaufen*, Prof. und Rector am Christianeum in Altona. 1807. VIII u. 131 S. (20 Gr.)

In drey Jahren drey Überfetzungen des Calpurnius! Ein rühmlicher Eifer, aus welchem fich wohl mit Recht dürfte fchliefsen laffen, dafs eine deutfche Bearbeitung auch diefes alten Bukolikers für uns Bedürfnifs geworden fey. Die Adelungifche Überfetzung ift von uns bereits angezeigt und gewürdiget worden (1807. No. 34). Rec. ftimmt, feinem früheren Urtheile getreu, Hn. *Klaufen* unbedingt bey, dafs jene Adelungifche Überfetzung den ftrengen Foderungen, welche gegenwärtig die Kritik an Arbeiten diefer Art mache, auch nicht einigermafsen Genüge leifte. Auch bedarf es nur eines oberflächlichen Blickes, kaum einmal einer fo forgfältigen Vergleichung mit dem Vorgänger, als fich Hr. *Wifs* in der Vorrede erbittet, um zu urtheilen, dafs beide vorliegenden Überfetzungen die frühere bedeutend übertreffen. Wem aber von den beiden neuen Mitwerbern der Preis zukomme, möchte fchwerer zu entfcheiden feyn. Ihr gegenfeitiges Verhältnifs zu einander hat dem Rec., feiner auffallenden *Verfchiedenheit* wegen, keine Freude gemacht.

Das Ideal einer Überfetzung verlangt, dafs fie, ohne fremdartigen Beyfatz, das Original möglichft treu in einer fremden Sprache darftelle. Wenn folglich zwey Männer oder mehrere, nach der abfoluten Idee einer Überfetzung, fämtlich mit Gefchick und Erfolg arbeiteten: fo müfsten wir einigermafsen wenigftens das Wunder der fiebzig Dollmetfcher vor unferen Augen fich zutragen fehen. Die Überfetzer müfsten nicht blofs im Allgemeinen zufammentreffen, fondern auch im Einzelnen, in Redensarten, Wendungen und Worten. Es mufs zwar zugegeben werden, dafs auch nicht einmal *Ein* Überfetzer und zwar der vorzüglichfte, eine *rein* objective Überfetzung, welche gleichfam durch Prädeftination fchon in der Anlage einer bildfamen Sprache zugleich mitgegeben, und von Menfchen nur *zur Erfcheinung* verholfen, nur aus dem *Seyn* ins *Dafeyn* gerufen fchiene, jemals realifiren könne, weil noch nie ein Virtuofe den gefamten Schatz der eigenen Sprache zu allen Zeiten bis zur Vollkommenheit in feiner Gewalt hatte, und — auch abgefehen hievon — weil kein Individuum feiner Perfönlichkeit fo gänzlich fich entäufsern kann, um ein Original, wie der Bach die Sonne, vollkommen wahr und klar in fich aufzufaffen und aus fich zurückzuftrahlen. Noch bey weitem mehr mufs man folglich zugeben, dafs mehrere Überfetzungen deffelbigen Werkes, auch wenn fie von Meifterhänden ihr Dafeyn empfingen, an vielen Stellen, zumal in Kleinigkeiten, von einander abweichen müffen. Trotz allem diefem aber ift der Unterfchied zwifchen beiden vorliegenden Überfetzungen bedeutender, als es die Natur der Sache mit fich bringt, und wenn Hr. *Klaufen* (Vorr. S. V) die Bemerkung macht, dafs feine Überfetzung nur *felten* mit der des Hn. *Wifs* zufammentreffe: fo macht er entweder *feiner* Arbeit oder der des Hn. *Wifs*, oder *beiden* ein fchlechtes Compliment.

So wenig aber auch diefe Arbeiten mit einander gemein haben, fo haben doch ihre Vff. gemeinfchaftliche Vorzüge und Fehler. Beide find Männer von Talent und Gelehrfamkeit, denen Rec. mit Vergnügen feine Achtung bezeugt; beide ringen, von fehr richtigen Grundfätzen geleitet, nach Vollendung; aber beiden gebricht es bis jetzt noch an Kraft und Gefchicklichkeit, um ihren Werken das Gepräge der Meifterfchaft aufzudrücken, welchem Ziel indefs eine beharrlich fortgefetzte Anftrengung um vieles näher führen wird. Das Eigenthümliche diefer Überfetzungen wollen wir nun auf das kürzefte darzuftellen fuchen, vornehmlich das berückfichtigend, worauf — nach unferem Dafürhalten — bey einer neuen Umarbeitung die Aufmerkfamkeit der Verfaffer gelenkt werden mufs.

Der Hexameterbau läfst in beiden Überfetzungen noch Wünfche übrig. Der Vers des Hn. *Wifs* ift rauh, ungefchmeidig, oft eintönig und durch den Schlag ftets wiederkehrender Bewegungen ermüdend. Man höre z. B.:

Wehrft du gegen | den Mangel | des Winters | mit Eckern | zu kämpfen.

Die weibliche Cäfur im fiebenten Halbtacte kehrt zu häufig wieder, und wahrfcheinlich hat fie Hr. *Wifs*, durch eine falfche Anficht irre geleitet, abfichtlich zugelaffen. S. 12 bemerkt er, dafs bey Calpurnius der Wortfinn oft hinter dem Verfe nachhinke. Hier find offenbar die Glieder und Gelenke des Verfes ver-

wechselt. Es braucht aber wohl nur eines Fingerzeigs, um die Verschiedenheit folgender Verse:

Et quam multa suos || suspendat | ad ubera natos
Diesem allein, wo grünliche Wellen || die schimmernde Quelle

bemerklich zu machen, und wie wenig der erste zu dem letzteren berechtige. Auch in der Prosodie verräth Hr. *W.* entweder Unkunde oder sehr laxe Grundsätze. Er verkürzt nicht bloss gewaltsam die Länge in: *mĕine, dĕine, ĕine, ŏhne,* sondern er gebraucht sogar: *ăber, bĕste, etwa, unter, schöne, gegen* u. s. w. als Pyrrhichien. Auch scandirt er *Weinlĕsĕ, Maūsdŏrn, ŭmhĕrĭrrĕnd* u. s. w. So hat er sich denn manchmal seine Kunst sehr leicht gemacht, z. B. II, 10:

Mobilior ventis, o femina! sic tua Phyllis?
Unsteter noch o Weib! als die Winde. So deine Phyllis?

Hr. *Kl.* hat natürlichen Sinn für Eurythmie und Wohlklang; er weiss den ermüdenden Fall gleichförmiger Wortfüsse geschickt zu vermeiden; er ist vertraut mit den Regeln der Prosodie; er sorgt im Ganzen für richtige Tonstellung; es kommen in seiner Übersetzung viele Verse vor, die musterhaft zu nennen sind. Seltener als bey Hn. *W.*, fanden wir die weibliche Hephthemimeris. Dagegen aber dürfen wir die häufigen cäsurlosen Verse nicht ungerügt lassen:

Idas Wolltriftseigener, Astakus Gartenbesitzer
Rinder dahin und bey ihrem Wettsang hält u. s. w.

Auch von Versen wie:

Zagenden Bürgern sie kund | that unheilbringende Waffen

möchte Rec. die Vertheidigung nicht übernehmen. Den heiteren bukolischen Abschnitt hat Hr. *Klausen* zu selten, zu oft die schwere spondeïsche Bewegung, die besonders, wenn die Spondeen unrein sind, eine missfällige Wirkung hervorbringt, z. B. VIII, 74:

Echo nachhallt, dich beklagen, unsere Triften.

Auch liebt Hr. *Kl.* zu sehr den Trochäus im zweyten und vierten Tact, z. B. II, 3: *Jünglinge beide noch.* Voller schon *Jünglinge beid' annoch.* IX, 12:

Ängstlich der tiefere Ton ihr s c h w a n k t e, stark etc.

Wie viel schöner wäre eine Bewegung, wie *zitterte!* Oft lag die Heilung sehr nahe, I, 70:

Stumm nicht e i t l e s Lictorgebund —

Man lese *eiteles*, und der Vers wird sogar schön seyn.

In der Wortstellung suchte Hr. *Wiss*, „nach *Vossischen* Grundsätzen," dem Originale treu nachzukommen. Ein löbliches Unternehmen, wenn nur Hr. *W.* nicht zu oft an Nebendingen gehaftet wäre! Seine Perioden sind nicht selten starr und fremdartig; doch bedarf es dann nur gewöhnlich einer kleinen Nachhülfe, um sie dem Genius des Originals und zugleich unserer Sprache angemessen zu machen. Hr. *Klausen* hält sich besonders in längeren Perioden nicht so genau an sein Original; er stellt oft Verse in der Übersetzung um, zertheilt einen längeren Satz, und bindet kleinere in Eins zusammen. Auch die Wortstellung wird, wo sie nicht bedeutungsvoll ist, unberücksichtigt gelassen. So ist er geschmeidiger, lesbarer wie sein Vorgänger; aber wir haben in ihm doch mehr die Geschmeidigkeit und Zierlichkeit des Originals wieder gefunden, als seine Kraft und Lebendigkeit. — In der Verschmelzung der logischen und musikalischen Periode, müssen wir noch *beiden* Übersetzern zur Pflicht machen, der ersteren wo möglich nie mehr oder weniger Tacte der letzteren zuzugestehen, als das Original ihr einräumet. Ein hier begangener Fehler zieht gewöhnlich mehrere nach sich, wie folgendes Beyspiel zeigen wird. III, 1:

Numquid in hac, Lycida, vidisti, forte juvencam
Valle meam? solet illa tuis occurrere tauris,
Et jam paene duas, dum quaeritur, eximit horas.

Hrn. *Klausens* Übersetzung:

Hast du, Lycidas, wohl zufällig hier in der Thaltrift
Meine Färse gesehn? gewöhnlich geht sie nach deinen
Farren, und nun läfst bald zwey Stunden lang sie sich suchen

ist durchaus verfehlt. Durch die Hinzufügung des unnöthigen Begriffs *zufällig* ist der Übersetzer mit der ersten Periode um einen ganzen Tact zu weit in den folgenden Vers hineingerathen; er musste nun mit diesem wieder in den dritten eingreifen, und behielt dann nur 5 Tacte nach, um den dritten Vers des Originals kümmerlich auszudrücken. Die Übersetzung des Hn. *Wiss*:

Hast du, Lycidas, nicht meine Färse gesehen in diesem
Thale vielleicht? sie pflegt nach deinen Stieren zu laufen,
Und schon haben wir fast zwey Stunden, sie suchend, verloren

wie mangelhaft sie auch ist, hat, was den gerügten Punct betrifft, diessmal vor jener einen bedeutenden Vorzug.

In der Diction finden wir bey Hn. *Wiss* dieselbige Treue, wie in der Wortstellung. Er hat aber das *Verbum verbo reddere* in einem zu sklavischen Sinne genommen. Daher *famem solari* IV, 33 den Hunger *vertrösten; doctus Jollas* IV, 59 der *gelehrte J.; damnati ligones* IV, 117, *verdammte* Karste; *jacet spatiosus in umbra*, er liegt *geräumig*. Manches verträgt keine wörtliche Übersetzung; ja oft ist der Übersetzer dem Buchstaben absichtlich ungetreu, um in einem höheren Sinne getreu zu seyn. Wenn Hr. *Wiss* III, 91 *Lycidas habet ultima rerum*, durch: *der Ding' hat Lycidas letztes* übersetzt, so ist weder dem Genius der Muttersprache, noch der römischen gehuldigt. Und folgende Stelle V, 34:

Fülle was fliess' in der Erndt', und wieder werde gepresset
Morgens, was die Gemelke zur Abendstunde gegeben,

möchte wohl ohne Zuziehung des Originals kaum Jemanden verständlich seyn. Hn. *Klausens* Übersetzung hat hier unverkennbare Vorzüge. Sie ist durchaus verständlich, wiewohl sie nicht immer calpurnisch ist, sondern oft Züge verwischt, oft hinzufügt, oft unbestimmt und schwankend im Ausdruck ist. Von solchen uneigentlichen Ausdrücken wollen wir nur folgende mittheilen, I, 3. *flistern* vom Moste ist unschicklich, es muss *brausen* heissen. V. 10 *reissende* Sonne l. glühende. I, 17 *aufhebst*, steht uneigentlich st. bewahrest. IV, 12 *sylvestre, forstlich.* Besser hat *Wiss ländlich.* V, 90 *summatim* nicht *von oben*, sondern *auf der Oberfläche, leichthin.* II, 89 *admirari* ist hier nicht *stutzen.* V, 98 kaum *beschlossen* sie so; besser: *kaum war solches beendet.* III, 69 *tremuere, schlottert* passt auch nicht. Man vergl. noch I, 4. III, 28, 38. VIII.

57. II, 13. 68 *erblöcken*, 97 *erlechzen*; und folgende misrathene Perioden I, 69. VIII. 27.

Folgende Stelle, die beiden Überſetzern vorzüglich gelungen, möge eine Probe ſeyn von ihrer verſchiedenen Behandlungsweiſe VIII, 35:

Omniparens aether, et, rerum cauſa, liquores,
Corporis et genetrix, tellus, vitalis et aër,
Accipite hos calamos, atque haec noſtro Meliboeo
Mittite, ſi ſentire datur poſt fata quietis.
Nam ſi ſublimes animae coeleſtia templa
Sidereasque colunt ſedes, mundoque fruuntur:
Tu noſtros adverte modos, quos ipſe benigno
Pectore foviſti, quos tu, Meliboee, probaſti.
Longa tibi, cunctisque diu ſpectata ſenectus,
Felicesque anni, noſtrique noviſſimus aevi
Circulus, innocuae clauſerunt tempora vitae.
Nec minus hinc nobis gemitus lacrimaeque fuere,
Quam ſi florentes mors invida pelleret annos.
Nec tenuit tales communis cauſa querelas:
Heu! Meliboee, jaces letali frigore ſegnis
Lege hominum, coelo dignus, canente ſenecta,
Concilioque Deûm.

Hn. *Wiſs* Überſetzung lautet:

Allerzeugender Aether, der Ding' Urquelle, Gewäſſer,
Erde, Mutter der Körper, und ihr, belebende *Lüfte!*
Dieſe Töne vernehmt, überbringts Meliböus, dem Theuern,
Sie, wenn Seligen nach dem Tode zu fühlen vergönnt iſt,
Wenn erhabne Geiſter des Himmels Paläſte bewohnen,
Wenn der Sterne Gezelt, und *jener* Welt ſich erfreuen:
Merk auf meinen Geſang, den du mit gütigem Herzen
Selber gepflegt, den du, Meliböus, ſelber geliebt haſt.
Hohes und lange von Allen mit Ehrfurcht beachtetes Alter,
Glücklicher Jahr' und *unſerer Tage neueſter* (?) Kreislauf,
Habeh die Zeit des ſchuldlos vollendeten Lebens beſchloſſen;
Minder nicht waren die Thänen *darob*, nicht minder die Seufzer,
Als wenn blühende Jahre der Tod beneidend verſcheuchte.
Nimmer vermag das *gemeine Wohl* (?) die Klage zu hemmen;
Ach! Meliböus, du liegſt erſtarrt von tödtlicher Kälte
Nach der Menſchen Geſetz, des Himmels, der Götter Verſammlung
Würdig im grauenden Alter.

Hr. *Klauſen* überſetzt:

Allerzeugender Äther, und Stoff der Ding', o Gewäſſer,
Du auch, Mutter des Körpers, o Erd', und belebende Luft, du,
Höret dies Lied, und bringts Meliböus, unſerem Freunde,
Iſt Entſchlafenen, noch *im Tode* zu fühlen vergönnet.
Wenn erhabene Seelen des Äthers Hallen bewohnen
Und der Sterne Gebiet, und im Himmel weilen, ſo merke
Du auf unſere Weiſen, die du mit freundlichem Herzen
Selber gehegt, die du, Meliböus, ſelber gebilligt.
Hohes und allen lang' als Muſter leuchtendes Alter,
Glückliche Jahr' und der äuſerſte Umkreis menſchlicher Tage
Hemmten den Fortlauf dir des ſchuldlos gleitenden Lebens.
Leichter auch war *darob* nicht unſere Trauer, als hätte
Dich der neidiſche Tod gedrängt in blühender Jugend.
Allergreifendes Leid brach aus in Klagen, wie dieſe:
Ach! Meliböus, du liegſt von Todteskälte nun ſtarrend
Nach der Sterblichen Loos; im Greiſenalter des Himmels
Werth und des Göttervereins.

Statt alles Urtheils will Rec. ſeine eigene Überſetzung hinzufügen:

Allerzeugender Äther, und Welturquell, ihr Gewäſſer,
Du auch, der Leiber Gebährerin Erd', und Odem des Lebens,
Hört auf dieſen Geſang, und unſerem Freund Meliböus
Bringet ihn, wenn noch Sinn den vom Schickſal ruhenden beywohnt.
Denn wenn erhabene Seelen, entrückt zu den Hallen des Himmels,
Sternenſitze bewohnen, im Vollgenuſſe des Weltalls:
Neige dich unſerem Liede daher, das du ſelber mit freundlich
Nährender Milde gepflegt, das Du, Meliböus, gebilligt.
Ein weitdaurendes, lange von Allen betrachtetes Äther,
Und glückſeliger Jahr' Umlauf bis an unſeres Lebens
Äuſserſten Kreis, hat dein unſchuldiges Leben begrenzet.
Doch nicht weniger ward uns Klag' und thränende Wehmuth,
Als wenn neidiſch der Tod friſchblühende Jahre getroffen.
Und unhemmbar brach das gemeinſame Trauergefühl aus:
Ach! Meliböus, du liegſt von Todeskälte betäubet,
Nach der Sterblichen Loos, im greiſenden Alter des Himmels
Werth und des Göttervereins.

Die Überſetzung des Hn. *Klauſens* hat den lateiniſchen Text zur Seite, der gröſstentheils nach der *Beck*'ſchen Ausgabe, und äuſserſt correct abgedruckt iſt. Die *Wiſs*'ſche Überſetzung hat keinen lateiniſchen Text, aber ſtatt deſſen eine *vorzüglich gehaltreiche* Einleitung, die ſich über das Leben des Dichters verbreitet, und den Werth ſowohl wie den Unwerth der calpurniſchen Gedichte, von Seiten der Materie, der Form und des Verſes würdiget. Keiner, der mit Kalpurn vertraut zu werden wünſcht, darf dieſe Abhandlung ungeleſen laſſen; Keiner wird ſie ohne Belehrung aus der Hand legen. Auch iſt zu loben, daſs hier der Vf. allen oratoriſchen Wortaufwand verſchmähte; er hat auf 12 Seiten, in denen jede Zeile von Bedeutung iſt, ſo viel geſagt, als ein Anderer, dem es um das Büchermachen zu thun geweſen wäre, kaum in ſo viel Bogen ausgeführt hätte. Hinter der Überſetzung ſind eben ſo gehaltreiche Anmerkungen gegeben, von denen vieles auszuheben wäre; doch lieber werden es die Freunde des Alterthums in dem Buche ſelbſt leſen, dem Rec. viele Käufer wünſcht.

D. A. E.

Frankfurt a. M., b. Andrä: *Anthologie aus den Werken der vorzüglichſten römiſchen Dichter*, geſammelt und herausgegeben von *C. H. Haenle*, Subconrector des Gymnaſ. zu Idſtein. 1803. XVI und 311 S. 8. (20 Gr.)

Um dem Mangel der Geſchmacksbildung bey der Jugend abzuhelfen, und ſeinen gefundenen Weg ſeinen Amtsbrüdern vorzuzeichnen, giebt Hr. *H.* in dieſem Buche eine Ausleſe von latein. Gedichten aus den Gattungen der Idyllen, beſchreibender, erzählender Gedichte, Elegien, lyriſcher Stücke, Sinngedichte, Satyren und Charaktere, aus Virgil, Ovid, Tibull, Horaz, Martial, Plautus. Jeder Gattung ſetzt er eine Charakteriſirung derſelben vor; aber eine weitausgeholte, ausſchweifende, oberflächliche, die aber dennoch der Jugendlehrer vorleſen, erklären und erweitern ſoll. Dann folgt ein deutſches Muſtergedicht der Gattung, mit äſthetiſchen (!) Anmerkungen begleitet, um deſto leichter einen anſchaulichen Begriff von einer Dichtungsart zu geben, und auf die latein. Muſter deſto begieriger zu machen. (Gute Überſetzungen, nicht der ausgehobenen, ſondern ähnlicher Stücke, müſsten das viel eher wirken.) Die latein. Originale kommen nun an die Reihe, bald mit vorgeſetzten Einleitungen, die aber nicht die rechte Anſicht des Stückes geben, bald ohne dieſelben, mit untergeſetzten Sprach- und äſthetiſchen Bemerkungen, in welchen Parallelſtellen aus deutſchen Dichtern eingeſtreuet ſind, bey den erſten Stücken auch mit mythologiſchen Noten. Zwiſchen das alles iſt eine Abhandlung (von ähnlicher Beſchaffenheit, wie die Charakteriſirungen der Dichtungsarten,) über die Fragen: *Wie kamen die Menſchen auf Poeſie?* und *wie unterſcheidet ſie ſich von Proſa?* ſtückweiſe eingeſchaltet. (Die erſte Frage kam bey dem Zwecke des Vfs.

gar nicht in Betracht; und die andere hätte jeder Andere an die Spitze des Buchs gestellt.) Endlich am Schlusse sind Virgils, Horazens und Ovids Lebensbeschreibungen, ohne dass es der Zweck des Buches erfoderte, angehängt. Man sieht also, diese Anthologie soll ein erleichterndes Lesebuch für die Jugend, und ein Leitfaden für den Lehrer zur Bildung des Geschmacks seyn. Es setzt wahrlich viel Selbstvertrauen und Anmasung voraus, mit solcher Waare, die jeder angehende Schulmann sollte besser liefern können, als Zurechtweiser und Belehrer der ganzen Schullehrerzunft (denn der Vf. macht keine Ausnahmen) aufzutreten. Die Auswahl der Stücke könnte man hingehen lassen; aber wer kann es dem Vf. verzeihen, dass er sich nicht mit Hülfe der besten Ausleger bemüht hat, sich von den einzelnen Stücken eine richtige Ansicht zu verschaffen, und ihren Geist richtig aufzufassen? Wer kann es billigen, wenn er Horazens *erste Ode des ersten Buchs* zu einer *philosophischen*, und die *dritte* desselben Buchs zu einer *heroischen* macht? Wer kann es ihm verzeihen, dass er solche Oden um den Anfang oder das Ende kürzt, damit sie sich unter eine seiner 4 Arten lyrischer Gedichte fügen? dass er ganze Strophen, Verse und einzelne Worte auslässt? „weil dabey zu viel Erklärungen nöthig gewesen, worüber der Genuss verloren geht, und das Schöne nicht gefühlt werden konnte; und weil die Anspielungen auf Mythologie und Antiquitäten für uns ihre Schönheiten verloren haben;" oder dass er gar Strophen und Verse willkührlich versetzt? Welch ein Widerspruch mit sich selbst liegt in diesem Verfahren! Hr. *H.* machts zur nothwendigen Bedingung der Geschmacks-Bildung, die Alten im Zusammenhange zu lesen; und er zerreisst ihn gewaltsam. Er setzt auf den Rhythmus bey Dichtern und Prosaikern so hohen Werth, und fühlt nicht, dass er ihn durch seine Verstümmelungen vernichtet. Aber von der Schönheit des Ganzen, von der Schönheit der Anlage und der Ausführung, verräth der Vf. keine Idee. Was den gewählten Text der Stücke in einzelnen Lesearten anlangt, so hat es dem Vf. nicht beliebt, sich hierüber zu erklären. Allein Ein Beyspiel kann hier entscheidend seyn. In Ovid (*Met. VIII.* 664) in der Geschichte des Philemon und Baucis hat Hr. *H.* das *sincerae bacca Minervae* willkührlich, mit einem groben prosodischen Schnitzer, in *bĕnignae bacca Minervae* geändert. Beyläufig hier die scharfsinnige Vermuthung: „ob wohl Ovid nicht den Stoff zu dieser Erzählung von Juden, oder aus den jüd. heil. Schriften genommen? Man lese die Mythos von Sodom und Gomorrha, von Lot und der Salzsäule." — Ferner wie behandelt der Vf. seine deutschen und lat. Muster, um den Geschmack der Jugend zu bilden? Er setzt Anmerkungen darunter, die dürftige, oft schiefe Urtheile und Exclamationen: „wie schön! wie passend! wie malerisch! u. s. w." enthalten. Das sollen vielleicht bloss Winke seyn, u. das *Warum* soll die mündliche Interpretation entwickeln. Aber wenn der Vf. nur an Einem Stücke ein Modell einer vollständigen Entwickelung der Schönheiten gegeben hätte! Überhaupt aber verfehlt Hr. *H.* gewöhnlich das Schwerste, die Hauptworte und Gedanken, worauf es ankömmt, zu erklären; er lehrt viel Falsches und Abgeschmacktes; schiebt den Dichtern Gedanken unter, an die sie gar nicht gedacht haben; modernisirt sie auch wohl. Darstellung des Zusamenhanges der einzelnen Gedanken unter sich und ihrer Beziehung auf den Hauptgedanken, der in einem Stücke herrscht, darf man gar nicht suchen. ce.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *P. Virgilii Maronis Georgica*, inde ab Augusti tempore contra naturam interpolata, ducentis, quibus adhuc laborant, locis ex monachii Traghemensis exemplari sanitati restituere tentat editio haec problematica. Libri primi specimen. M. O. R. I. A. A. V. Q. A. N. A. B. L. E. G. D. D. M. H. M. *Jo. Andr. Dunker*. 1806. 29 S. 8. (4 gr.) Wie Virgilius, heisst es auf den zwey Seiten Vorbericht, geschrieben habe, damit er die Römer von Krieg und Parteyung zur Humanität zurückführte: so müsse, wer in diesen eisernen Zeiten Europas die Georgica in ihrer Reinheit herzustellen suche, seinen Versuch eigentlich nicht den Aristarchen zur Prüfung vorlegen, sondern den Kriegesgewaltigen und vornehmlich jenem theokratischen Androgogen (*sic*), dem grössten seit Moses, zur Ausbildung und Nachahmung: was dem Menschengeschlechte mehr frommen würde, als die Wiederherstellung aller möglichen Colosseen, ja der sieben Weltwunder selbst. Auf welchem Wege aber in das unvergleichliche Gedicht so viele Monstrositäten gerathen, wer könne das wissen? Gewiss sey, dass berühmte Grammatiker und Erklärer diese Monstrositäten als Schönheiten gehegt und gepflegt haben, und dadurch schuld sind an der Verblendung und dem anderthalbtausendjährigen Schlafe der neueren Dichter und Übersetzer. Indess, jede nicht vollkommene Stelle in den Georg. sey ohne allen Zweifel unächt, und müsse zur Vollkommenheit befördert werden; denn in *dem* Zustande — *vel dicam squalore* — die Georg. der Nachwelt zu überliefern, in der wir sie überkommen haben, das werde den Kritikern die Schaam verwehren. Mittlerweile seyen die Lesarten und Versetzungen, die allein aus dem *exemplar Traghem.* entnommen sind (*ex meo, nulla quidem externa vetustatis nota commendabili apographo*), mit einem Fragezeichen, die aus anderen Codd. oder Ausgaben mit einem Ausrufungszeichen bezeichnet. Es sind deren, eins in das andere gerechnet, vierhundert, wovon wir die in den ersten hundert Versen anzeigen wollen, des Urtheils uns willig begebend über ein Problem, das uns so ganz problematisch ist, dass wir nicht einmal, ob es Ernst meine oder Scherz, zu entscheiden wagen.

V. 3 also finden wir *equino* statt *habendo*: denn wer da leugne, dass die Rinder zu dem *pecus* gehören, der möge wohl mit dem Maevius Böcke melken; wer es aber zugebe, der werde einsehen, dass die Aufzählung 1° *boves*, 2° *habendum pecus*, 3° *apes* nicht nur *inconcinna*, sondern auch *parum honesta* sey. V. 4 sind die *sparsamen* Bienen zu *kleinen* Bienen geworden: dabey wird Beschwerde geführt über die Giganten. (*Superbum Gigantum genus, ut ne Diis quidem secundum sit, instinctum, quo nascitur, divinum nexumque suum coelestem, qua vi, qua possunt arte, ex animis delere seque nonnisi paucos in annos ludis terrestribus natum existimare, proinde sacra miscere profanis sociorumque rem publicam et libertatem quaestui habere, mox vero ipsum sibi exitiale, Diisque heroibusque ludum fieri, et denique rupibus et montium jugis submitti et submittendum esse, verum usus in sua, qua praesepibus inhiant, umbra, fucos literarios ne nondum quidem satis edocuisse videtur.*) V. 9 ist *invitis* (d. h. *coactis adeoque pedibus calcatis, verius et pulchrius*) gesetzt statt *inventis*; 16 *pecus* statt *nemus*; 20 *Ditis referens* statt *a radice ferens*; 22 *jacto* statt *ullo*; 56 *Tarsus* statt *Tmolus*; 58 *duri* statt *nudi*, und umgekehrt 63 *nudum* statt *durum*; 59 *primas* statt *palmas*; 72 *putrescere* statt *durescere*; 77 *ussit* statt *urit*; 79 *hic tamen et farri* statt *sed tamen alternis*; 82 *revirescunt* statt *requiescunt*; 84 *sentes* und *agris* statt *steriles* und *agros*; 89 *fibris* statt *plures*; 90 *novus* st. *novas*; 91 *segetem* st. *magis*; 92 *tenuent* st. *tenues*; 95 *dentatasque* st. *vimineasque*; 97 *sustulit* st. *suscitat*.

In eben diesen Versen ist Vers 10 und 11 nach Vers 23 gestellt; V. 47—49 nach V. 72. Δμ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1807.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Lechner: *Dithmari*, episcopi Merseburgensis, *Chronicon*. Ad fidem codicis, qui in tabulario regio Dresdae servatur, denuo recensuit, *J. F. Ursini*, *J. F. A. Kinderlingii*, et *A. C. Wedekindi*, passim et suas, adjecit notas *Joan Augustin. Wagner*, Conrector Gymnasii Merseburg. 1807. XIV et 305 S. 4. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Jeder uneigennützige Beförderer der historischen Kritik, der sich die eben so schwierige als verdienstliche Bearbeitung eines Original-Chronisten des Mittelalters vornimmt, wird von der Nothwendigkeit eines grosen Apparats, besonders vieler *Codicum*, überzeugt seyn, Von den Classikern des Alterthums hat Jeder seine Manier; durch anhaltendes Studium kann sich der Herausgeber dieselbe abstrahiren, so dass er in vielen zweifelhaften Fällen behaupten darf, wie sein Autor geschrieben haben müsse. Aber den Geistlichen des Mittelalters ist gar kein Styl eigen; fast nirgends sind daher in verderbten Stellen Verbesserungen anzubringen, von denen man sagen könnte, sie seyen im Charakter des Schriftstellers. Der Vortrag der deutschen Geschichtschreiber insbesondere ist eine widerliche Mischung von mancherley Deutsch und Lateinisch. Da nämlich noch keine Mundart zur deutschen Schriftsprache ausgebildet war, so durfte man sich aller Provinzialismen bedienen; jeder Schriftsteller gebraucht daher die Redensarten und Wendungen seiner vaterländischen Provinz, in lateinische Vocabeln eingekleidet. Das eingemischte mehrfache Latein besteht in entlehnten Phrasen, theils aus gewissen Dichtern und Prosaisten, welche die Lieblingslectüre des Verfassers waren, theils aus den gelesensten Kirchenvätern. Bey einer aus so heterogenen Theilen bestehenden Composition des Styls, können dem Kritiker, der einen Text geben will, selten Fälle vorkommen, wo er es wagen dürfte, Verbesserungen nach einem gewissen Tact zu bestimmen; meistentheils wird er entweder nach historischen Gründen, oder nach solchen entscheiden müssen, die von den deutschen Dialekten hergenommen sind, und bey verunstalteten Stellen Ausdrücke setzen, die der Verfassung, Denkart und Culturstufe des Mittelalters, oder der Sprachweise der vaterländischen Provinz des Schriftstellers, am meisten angemessen sind. Um nun bey solchen Stellen entweder den ursprünglichen Ausdruck selbst, oder wenigstens eine Lesart zu finden, die, nur wenig abweichend, auf die Spur führt, können der Handschriften nicht genug verglichen werden. Ausgaben, mit noch so vieler Sorgfalt und Umsicht, und mit Zuziehung mehrerer *Codd.* veranstaltet, werden doch bey Entdeckung neuer, noch nicht verglichener, *Codd.*, mancher Verbesserung fähig befunden werden. Rec. hat z. B. vor Kurzem zwey *Codd.* von *Eginharti vita C. M.*, Eigenthum einer Bibliothek, in der man solche nicht suchen dürfte, blos in wenigen Kapiteln mit der neuesten Ausgabe von *Bredow* verglichen, und unter mehreren abweichenden Lesarten einige gefunden, die gewiss Aufmerksamkeit verdienen.

Um die Erklärung *Dithmars* von Merseburg hat sich der fleissige, sachkundige *Ursinus* schon durch die Anmerkungen verdient gemacht, die seiner, im Jahre 1790 erschienenen Übersetzung dieses Chronisten beygefügt sind. Aufgemuntert durch die Wünsche verschiedener Freunde der vaterländischen Geschichte, entschloss er sich, auch das Original zu bearbeiten. Der Tod hat ihn verhindert, die Frucht des gelehrten Fleisses dem Publicum selbst zu übergeben; seinem Freunde *Wagner* verdanken wir die Vollendung einer Arbeit, deren Werth für sich selbst spricht, ohne unseres Lobes zu bedürfen. In der Voraussetzung, dass jeder Historiker, der die deutsche Geschichte aus den Quellen studirt, für die Periode, wo *Dithmar* gleichzeitig ist, die vorliegende Ausgabe desselben gebrauchen werde, fassen wir unser, das Ganze der Arbeit betreffendes, Urtheil, in den Worten zusammen: Kein historischer Schriftsteller des Mittelalters ist in Ansehung des Textes so kritisch bearbeitet, in Ansehung der erläuternden Anmerkungen so reichlich ausgestattet, wie der *Ursinus-Wagnersche Dithmar*.

Wir setzen in die Besonnenheit unserer Leser zu viel Vertrauen, als dass wir befürchteten, es werde dem Verdienste der genannten Männer Abbruch thun, wenn wir uns über einiges missbilligend äussern. Bey Herausgebung des *Dithmar*schen Textes ist man am wenigsten im Stande, die oben erwähnte Foderung zu erfüllen. Von *Codd.* ist eigentlich nur ein einziger, der dresdner, vorhanden, nach dem die ältesten Ausgaben von *R. Reineccius* unmittelbar, und von *Mader* mittelbar, veranstaltet sind. Aller Mühe ungeachtet, hat *Ursinus* keinen weiter auftreiben können. Wo der wichtige niederländische Codex hingekommen ist, den *Leibnitz* von dem gelehrten Jesuiten Papebroch aus Antwerpen zum Gebrauche erhielt, und im ersten Bande seiner Collection benutzt

hat, kann Niemand mehr nachweisen. Alle bedeutenden Hülfsmittel zur Bearbeitung des *Dithmarschen* Werks beschränken sich auf den dresdner Codex, die Ausgabe von *Leibnitz*, die von *Dithmar* in den beiden ersten Büchern benutzten Annalen *Wittichinds* von Corvey, und die Compilation des *Annalista Saxo*, der unseren Chronisten ausgeschrieben hat. Solche Dürftigkeit des Apparats nöthigt unläugbar zur gröfsten Behutsamkeit, Strenge, Unparteylichkeit bey Entwerfung des Textes. Aber diefs ist es, was bey unseren Herausgebern zuweilen vermifst wird. Dem einzigen Codex, den sie unmittelbar gebrauchten, geben sie willkührlich den Vorzug vor dem, von *Leibnitz* bekannt gemachten, niederländischen; aus Vorliebe für den einheimischen erklären sie denselben nicht blofs für älter (*p.* 208, *not.* 91), sondern auch für denjenigen, von welchem der niederländische abgeschrieben sey (*p.* 62, *not.* 27). Die Stellen, die in jenem fehlen, in diesem vorkommen, soll ein Mönch zu Corvey eingeschaltet haben, (*p.* 208, *not.* 91), vermuthlich weil verschiedene darunter von diesem Kloster handeln. Wir können aber nicht umhin, zu glauben, dafs diese Stellen authentisch sind; Denn nicht nur hat auch der *Annal. Saxo* einige, z. B. *p.* 13, *not.* 62. — *p.* 245 *et* 246, *not.* 92 — sondern *Dithmar* erwähnt noch in mehreren, auch im dresdner Codex befindlichen, Stellen, diese wichtige Abtey, nämlich *p.* 29. 105. 120. 208. Er konnte von der Geschichte derselben, von den Localsagen, genau unterrichtet seyn, da sein gleichnamiger Oheim Abt daselbst gewesen (*p.* 120, *conf. not.* 96), und sein Bruder Brun in der dortigen Klosterschule erzogen worden war (*p.* 105). Nach einer nicht oberflächlichen Prüfung und Vergleichung der *Ursinus-Wagnerschen* und der *Leibnitz*ischen Ausgabe, müssen wir ferner gestehn, dafs wir den niederländischen Codex durchaus nicht für eine Copie des dresdner halten können. 1) Der dresdner hat mehrere ältere und neuere Glossen und Interlinear-Bemerkungen, als: *p.* 37, *not.* 75, — *p.* 205, *not.* 74, — *p.* 208, *not.* 88, — die in dem niederländischen integrirende Theile des Textes sind. Dafs aber diese Stellen nicht aus dem dresdner genommen, und von dem Schreiber des niederländischen dem Texte einverleibt worden sind, geht daraus hervor, dafs sie nicht alle, selbst die ältesten Glossen nicht alle, in dem letzteren vorkommen, z. B. nicht die, *p.* 11, *not.* 53, *p.* 44, *not.* 22, *p.* 141, *not.* 3. Der niederländische Codex mufs demnach von einem anderen, als dem dresdner, copirt worden seyn. 2) Der Name Friedrich ist, nach *p.* 11, *not.* 51, in dem dresdner mit der Abbreviatur Fr. geschrieben; am Rande hat eine antike Hand hinzugefügt: „*ithericus*;“ — in dem niederländischen steht weder *Fr.* noch *Fritherícus*, sondern *Friedericus* (*Ursinus* hat falsch abgeschrieben *Fridricus*): ebenfalls ein Beleg, dafs der Schreiber des letzteren ein anderes, als das dresdner, Exemplar vor sich hatte. 3) Der dresdner Codex hat Schreibfehler, von welchen der niederländische frey ist, z. B. *p.* 225: *posuit*, statt *poscit*, und (*not.* 74) *picarum*, statt *piratarum*. 4) Der niederländische hat einzelne Wörter, ganze Sätze, die zum Theil auch im *Annalista Saxo* stehn, aber in dem dresdner sowohl im Texte, als am Rande, fehlen, und in deren Betreff daselbst keine Spur von etwanigen Verstümmelungen zu entdecken ist, z. B. *p.* 13, *not.* 62; — *p.* 22, *not.* 1; — *p.* 112, *not.* 39; *p.* 162, *not.* 27. — Vorausgesetzt demnach, dafs der Codex, welchen *Leibnitz* bekannt gemacht hat, keine Copie des dresdner ist, scheint uns der letztere in Oberdeutschland geschrieben zu seyn, aus einigen Lesarten zu schliefsen, die eine, dem Schreiber eigene, aus Mangel an diplomatischer Genauigkeit von demselben hier und da untergelegte, härtere Mundart verrathen. Z. B. Alle competenten Biographen, Annalisten und Chronisten der mittleren Jahrhunderte schreiben *Obotriti*, *Obetriti*, *Abodriti*, *Abdriti*, immer mit dem b, als: *Eginhart* (*vita C. M. c.* 14), *Wittichind* (*ap. Meibom. p.* 639), *Adam. Brem.* (*hist. eccl. l. II. c. XI*) *Annalista Saxo* (*ad a.* 929) *Helmold* (*l. I. c.* 2 *et* 18). Eben so steht im niederländischen Codex, und nur so kann in *Dithmars* Original gestanden haben. Der Abschreiber des dresdner hat, wenn er auf sein Original aufmerksam gewesen ist, auch so geschrieben, z. B. S. 59 und 250. Einige mal aber hat er aus diplomatischer Nachlässigkeit das, ihm geläufigere, härtere p statt des b gesetzt, und *Apodritae* geschrieben, nämlich S. 8 und 76. Auch die Schreibart *Fritherica*, S. 118, ist eine Bestätigung dieser Vermuthung. Wir glauben noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen. Allerdings hat der dresdner Codex einige bessere Lesarten, dagegen aber bey weitem mehr unverkennbar schlechtere, wovon sogleich Beyspiele folgen sollen; es sind überdiefs mehrere Stellen darin ausgelassen, deren Unächtheit damit nicht bewiesen ist, dafs sie hier fehlen; der grofsen Verstümmelungen nicht zu gedenken, bey denen man seine Zuflucht zu *Leibnitzens Ditmarus restitutus* hat nehmen müssen, besonders S. 1. (81—86) 118—126. Diese Umstände bestimmen uns, dem niederländischen im Ganzen den Vorzug einzuräumen. Nicht mit Unrecht äufsert sich *Leibnitz*, ein Mann, dem man hierin das Urtheil nicht absprechen wird, in der Vorrede so über den dresdner Codex: „*certe Dresdensem non mutilum tantum, sed etiam, ubi integer est, non emendatissimum esse, res ipsa evincit.*“ Selbst unser Herausgeber kann, in der Vorrede, seine Unzufriedenheit mit dem Concipienten nicht verbergen: „*scriba, latinae linguae non satis peritus, qui verba dictando praeeuntis non semper recte reddidit; scripsit enim aliquoties pro egregius — egreius, pro scelus — Zelus.* Selbst *Ursinus*, am meisten eingenommen für den in einer vaterländischen Sammlung befindlichen Codex, wirft dem Copisten *Oscitanz* vor (p. 141, not. 2), Namenverwechselungen (p. 20. not. 85), barbarische Schreiberey (p. 163. not. 34), Sorglosigkeit (p. 128. not. 41).

Sollte es nun unseren Lesern glaublich seyn, dafs von den beiden bekannt gewordenen Codd. der, von *Leibnitz* gebrauchte im Ganzen den Vorzug verdiene: so werden sie mit uns bedauern, dafs die Her-

ausgeber, aus Achtung für die Schätze der vaterländischen Provinz, mehrere schlechte Lesarten aufgenommen, und die besseren, von *Leibnitz* und dem *Annal. S.* angebotenen, verschmäht haben, wodurch in einer übrigens so schätzbaren Ausgabe Flecken entstanden sind. Namentlich *p.* 8 *ob pulcritudinem et rem cujusdam virginis*, statt *amorem; — p.* 20, *Liudgerdae*, statt *Hateburgae*, (vgl. p. 5), — *p.* 20, *filium* statt *fratrem*, welcher letzteren Lesart *Ursinus* selbst den Vorzug not. 88 zugesteht; — *p.* 29, *corporaliter sibi occurrentem illum nocte eadem videns* statt *apparentem; — p.* 117. *militibus infideliter repugnantibus*, statt *viriliter*, wie auch *Annal. Saxo* hat, und wovon *Ursinus* wieder not. 78 bekennt: „*quod melius est;*" — *p.* 141, *Induntuscos*, statt, wie im *Annal. S.* steht, *Tuscos; — p.* 225, *ad hanc* (*pecuniam*) *impetrandam inducias posuit* st. *poscit*, not. 74 wieder mit dem Zusatze: „*sine dubio rectius;*" — *p.* 245, *potestas inter filios dividitur* st. *regnum*, welches letztere Wort einige Zeilen vorher in demselben Zusammenhange gebraucht wird. — Dass die Herausgeger bloss eine getreue Copie des dresdner Codex haben geben wollen, können wir nicht annehmen; sie wussten zu gut, dass unser Zeitalter mehr, als blosse Abdrücke, dass es kritische Ausgaben verlangt. Sie wären dann auch nicht von aller Inconsequenz frey zu sprechen, da sie bloss die meisten Zusätze des niederländischen ausgelassen, einige aber in ihren Text aufgenommen haben, wiewohl in Haken eingeschlossen, z. B. p. 22, not. 1; — da sie ferner bloss die meisten abweichenden Lesarten des niederländischen verworfen, einige aber angenommen haben, z. B. p. 20 Eresburg statt Mersebung; — da sie endlich bloss die meisten Schreibefehler ihres Codex unverändert gelassen, z. B. *p.* 163, *navam hanc*, *p.* 225, *posuit etc.* einige aber verbessert haben, z. B. *p.* 225, *picarum*, *Thurtil.* In der Voraussetzung, dass die Herausgeber einen kritisch berichtigten Text haben liefern wollen, wie sie ihn denn grossentheils wirklich geliefert haben, hätten sie manche Ausdrücke, die im niederländischen Codex in veränderter Gestalt vorkommen, einer genaueren Prüfung unterwerfen, und in erfoderlichen Fällen ungezwungene Conjecturen wagen sollen. Nur Ein Beyspiel hievon. Nachdem S. 5 erzählt worden, dass der Bischof Arn von Würzburg, der gegen das Ende des neunten Jahrhunderts diese Stelle bekleidete, bey feyerlichen Umgängen mit den Reliquien des Märtyrers Kilian 70 Wunder verrichtet habe, heisst es weiter: „*et magister coquorum hoc videns, suos sic hortatur discipulos.*" In seiner Verdeutschung *Dithmars* sagt *Ursinus* (S. 12) ohne Bedenken: „da der *Küchenmeister* jene Wunder sah, vermahnte er seine *Leute.*" Auch hier haben sich beide Herausgeber nicht an das „*coquorum*" gestossen; selbst die im niederländischen Codex befindliche Lesart *eorum* hat sie nicht aufmerksam gemacht. Wenn uns ein gewisser allgemeiner Eindruck von der Haushof-Verfassung der Magnaten im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, und den gangbaren, dieselbe betreffenden Ausdrücken, nicht trügt: so ist *coquorum* ein Schreibfehler, denn wenn auch die Prälaten unter ihren Ministerialen Köche hatten, so war doch im neunten Jahrhundert das System der Oberhofwürden, zu denen das Trugsat- und Küchenmeister-Amt gehörte, noch so unbekannt, dass in den aus diesem Jahrhundert stammenden Volkssagen nichts davon vorkommen kann. *Discipuli* eines Küchenmeisters (falsch übersetzt durch *Leute*) sind vollends diesem Zeitalter fremd. Wenn uns *coquorum* verwerflich scheint, so können wir freylich auch *eorum* nicht als die richtige Lesart annehmen, denn es ist kein Subject vorhanden, worauf es bezogen werden kann. Wir glauben daher in *Dithmars* Original habe *puerorum* gestanden. Ein *magister puerorum* (*Scholasticus*) war in allen Stiftern, da seit Karl dem Grossen die Stiftsschulen allgemein wurden. Dazu passen auch die *discipuli* vollkommen.

So viel vom Texte. In den Noten hat *Dithmar* durch die Vereinigung von vier, mit der Geschichte des Mittelalters und deren Hülfswissenschaften bekannten Männern, eine reiche Aussteuer erhalten. Die meisten erläuternden Bemerkungen sind von *Ursinus*, mehrere von *Kinderling*, einige von *Wedekind*, (dem Verfasser der chronologischen Übersicht der neuesten Geschichte, eines Werks, dessen Werth wir höher anschlagen, als mancher glauben dürfte, und um dessen Fortsetzung wir den Vf. bey dieser Gelegenheit bitten), einige endlich von *Wagner*. Man hat auch die chronologischen Anmerkungen des *Alphonse de Vignoles*, vormaligen französischen Predigers im Brandenburgischen, aufgenommen, von denen die meisten schon *Leibnitz* mitgetheilt hat am Ende des ersten Theils seiner Collection: *variae lectiones et emendationes Ditmari, conf. ejusd. introduct. N. XXIX;* — die übrigen sind aus einem Mst. der wittenberger Bibliothek genommen. Die meisten Dunkelheiten unseres Chronisten sind mit historischer Gelehrsamkeit und Belesenheit glücklich aufgehellt. Dass wir in Ansehung mancher geographischen Bestimmungen anderer Meinung sind, kann bey der geringen Cultur der Geographie des Mittelalters nicht befremden. *Huxer* z. B. ist nicht *Hakersdorf* (S. 289), sondern offenbar *Höxter;* es wird (S. 208) mit Eresburg und Meppen zusammengestellt, und als Besitzung der Abtey Corvey angeführt.

N. N.

TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Anweisung zum praktischen Mühlenbau*, für Müller und Zimmerleute ausgearbeitet von *Heinr. Ernst*, praktischem Mühlenbaumeister. I Th. 163 S. u. 16 Kpf. 1802. II Th. 71 S. u. 17 Kpf. 1804. III Th. 46 S. u. 15 Kpf. 1805. 8. (5 Thlr. 6 gr.)

Da der Mühlenbau noch immer ein Gegenstand ist, bey welchem der geschickte Praktiker, von erprobten Erfahrungsmaximen bey seinen Arbeiten geleitet, dem blossen Theoretiker übertrifft: so ist die öffentliche Bekanntmachung solcher Maximen um so schätzbarer, wenn sie von einem Manne herrührt, der, wie

Hr. E., die Theorie mit der Praxis zu verbinden weiss. In dem ersten Theile stellt derselbe die praktischen Regeln auf, wie überhaupt *das gesamte Radwerk* bey Mühlen verfertiget werden solle, und macht sie Zimmerleuten und Müllern verständlich. Die Anweisung beginnt mit einer allgemeinen Übersicht des verschiedenen bisher üblichen Radwerks, nämlich der unterschlächtigen, oberschlächtigen und horizontalen Räder, von welchen erstere in die Staber- Panster- Strauber- Sack-Räder - und Schiffmühlen-Räder zerfallen. (Rec. vermisst dabey noch die *Fluderräder*, deren Schaufeln ohne Radring, nur an die Arme des Gründels befestigt sind, und gewöhnlich bey Sägmühlen gebraucht werden, die ohne Geschirr oder vorgelegtes Werk gehen, weil ihre Kurbe unmittelbar in dem Gründel selbst befestigt ist. Ferner vermisst er unter den Sackrädern dasjenige, welches von den Werkmeistern das *griechische Rad* genannt wird, bey welchem das Wasser in den horizontalen Halbmesser des Rades einfällt). — Hierauf folgen die Regeln selbst, nach welchen die Räder am füglichsten aufgesetzt werden können. Der Vf. zeigt desswegen die Construction des *Radstuhls* mit und ohne Theilscheibe: wie durch denselben die Radfelgen aufgerissen, gehörig gefügt, und der Radring selbst gefertigt werden könne. Er giebt dabey in Rücksicht der hier vorkommenden sogenannten Viertelmasse mechanische Regeln, nach welchen die zum Grunde liegenden Chorden des Kreises durch Stiche gefunden werden, in welche man den Halbmesser abtheilt. Diese Regeln wendet er zunächst auf die Aufreissung und Fertigung der Pansterräder von gegebenen Vierteln, und auf Sackräder an, wobey insbesondere noch das Verfahren die den Umständen angemessene Dokung, oder Schiefstand der Schaufeln, und die Wölbung des Kropfs zu finden, gezeigt wird. Von diesen gehet er auf das Straubezeug über, und schliesst diese Regeln mit den oberschlächtigen Rädern, von welchen er besonders die schicklichste Dokung zu finden lehrt, für Fälle wo das Rad durch das Gewicht des Wassers allein, oder auch durch sein Gewicht und Stoss in Bewegung gesetzt wird. Sodann macht er im 6 Kap. den Übergang auf die Stirnräder und Drehlinge. Er erwägt zuvörderst die Eintheilung der Stirnräder, und zeigt die Fertigung des Radcirkels für eine gegebene Anzahl Kämme des Rades; die Fügung seiner Felgen; die Aufsetzung der Kämme auf seine Stirne; giebt die Gründe der Schrift und ein praktisches Verfahren, den Kämmen ihre schicklichste Figur nach obwaltenden Umständen zu geben, und Räder nach ungeraden Zahlen einzutheilen. Bey den Drehlingen, auf welche jene Regeln angewandt werden, unterscheidet er den Fall, ob solche zu Druck oder Hube gehen; er erwägt dann die Kammräder und Getriebe; bemerkt einiges über Schwungräder und Schwungkolben, und schliesst den ersten Theil mit einer Anweisung für Bauanschläge der Räder für Mahlmühlen.

Nach diesen vorangeschickten Anweisungen kommt der Vf. im 2ten Theil seinem Vorsatz näher. Er zeigt einleitungsweise das einfachste Nivellement eines Mühlgrabens, so wie die allereinfachste Messung der Wassermenge, die er in einer Secunde gegebenen Orts ausbeutet; und geht von diesem auf die Erörterung aller und jeder Umstände über, welche der Anlage einer Stabermühle vorangehen müssen, in Rücksicht auf die Wahl ihres Orts, die Grösse ihres Rades, ihres Stirnrades und Drehlings für eine gegebene Grösse der Mühlsteine. Es werden die hier vorkommenden Überschläge auf die von den vorzüglichen Mühlen solcher Art abgenommenen Erfahrungsmaximen gegründet; die auf dieselben sich beziehenden Rechnungen auf einfache Proportional-Sätze gebracht, welche, wenn sie auch nicht immer die grösste Schärfe gewähren, doch als Überschläge für diese Absicht genüglich sind; am Ende wird der vollständige Bau und Einrichtung einer Stabermühle mit Einem Rad und mit vier Rädern beygefügt. — Diesem folgt ausser einer gründlichen Beschreibung des Baues der Grundwerke und der Wehre, die Aufstellung der vorzüglichsten Erfahrungsmaximen über das statische und mechanische Moment einer Panstermühle, auf welche sich die nachher aufgestellten Überschläge anderer gründen, und der vollständige Bau einer Panstermühle von vier Mahlgängen, mit ihren zugehörigen Ziehzeugen; es folgen Erfahrungen über die Stabermühlen und deren Anwendung; über die Behandlung und Beurtheilung des Holzes zum Mühlenbau; bis sich dieser Theil mit einer Vorrichtung das Holz auszulohen endet.

Auch in dem 3ten Theil, welcher mit *den oberschlächtigen Mühlen* anfängt, verfolgt der Vf. seinen praktischen Gang, indem er die vorzüglichsten Erfahrungsmaximen von solchen Mühlen aufstellt, und diese auf andere Fälle sehr fasslich anzuwenden lehrt; er betrachtet nach diesen die Schiff-, Wind-, Trett- und Hand-Mühlen; und stellt von sämtlichen die erprobtesten Beobachtungen auf. Die Anwendungen davon auf andere Fälle werden immer, wie bey den vorhin angeführten Mühlen, auf die einfachste Art ohne weitläuftige Rechnungen gemacht, und in einer Sprache und einem durch Exempel erläuterten Vortrag dargestellt, dass alles für Praktiker verständlich ist. Der Vf. kennt übrigens die neuesten und besten Schriften über sein Fach, und beurtheilt hin und wieder die Resultate unserer vorzüglichsten Analytiker mit Bescheidenheit, nach dem Masstabe der einzig sicheren Erfahrung. Es ist daher recht sehr zu wünschen, dass nicht nur Praktiker, sondern auch Theoretiker diese Anweisung zum Mühlenbau sich eigen machen, und der Vf. selbst in bessere Umstände versetzt werde, um sich in der Folge um andere gehende Gewerke dasselbe Verdienst erwerben zu können, das er sich bereits um Mahlmühlen erworben hat.

M. F. T.

Berichtigungen. No. 169. S. 143. Z. 23 von oben statt *Schwefel-Siederey* l. *Salpeter-Siederey*. S. 144. Z. 24 v. ob. statt *Stennialschlägerey*, *Stennialhammerwerk* l. *Stanniolschlägerey*, *Stanniolhammerwerk*. — No. 182. S. 241. Z. 10. v. unt. statt im *redlichen* l. im *endlichen* Kreise. — No. 217. S. 521. Z. 9 soll so gelesen werden: *geschrieben wissen, die philologischen* u. s. w.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER 1807.

STATISTIK.

1) Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Georg Hassels*, Prof. der Statistik und Erdkunde, *statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums nach seinen neuesten politischen Beziehungen*. 1807. VIII u. 296 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Wien u. Triest, b. Geistinger: *General-Statistik des österreichischen Kaiserthums*. Ein Versuch von *J. C. Bisinger*, Prof. der Statistik an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. Erster Theil. C u. 300 S. 8. (2 Thlr.)

3) Wien, *Statistische Übersicht des österreichischen Erb-Kaiser-Staats*. Nach seinem Zustande in der ersten Hälfte des Jahres 1807, dargestellt von *Joseph Marx Freyherrn v. Liechtenstern*. Mit einer Karte dieser Monarchie. 1807. Fol. 2 Bogen.

Seitdem Österreich nicht mehr bedurfte, aus Furcht, Besorgnisse zu erwecken, seine wahre innere Kraft zu verbergen, sondern im Gegentheil sein politisches Interesse es foderte, seine Macht öffentlich werden zu lassen, um Ehrfurcht zu gebieten, seit dieser Zeit etwa haben treffliche österreichische Gelehrte über einzelne Theile der Monarchie statistische Aufschlüsse gegeben, und nicht wenigen sieht man an, dass sie von der Regierung selbst unterstützt wurden. Nur über das Ganze der Monarchie hatte man bis jetzt von inländischen Schriftstellern wenig, von Ausländern im Grunde doch nichts ganz vollständiges. Die Kriege, welche diese Monarchie so lange zu bestehen hatte, die Veränderungen, herbeygeführt durch mehrere Friedensschlüsse und Verträge, schienen ein grosses Hinderniss, die statistischen Umrisse des Ganzen auszuzeichnen. Endlich gab der pressburger Friede und die Auflösung des deutschen Reichsverbands Österreich eine bleibende Gestalt, und nun war der Zeitpunct, wo man das Recht hatte, ein wahres und vollständiges Ganzes zu erwarten, ja zu fodern. Aller Augen sind jetzt auf die Rolle gerichtet, welche Österreich in diesen verhängnissvollen Tagen auf dem grossen Welttheater spielen wird. Niemand kann hiebey gleichgültig seyn, Jedermann hat Interesse, die Kräfte zu kennen, welche diesem Staate zu Gebot stehen, seine Unabhängigkeit, wichtiger als jemals für ganz Europa, zu behaupten.

Die Masse aller Kräfte, den Reichthum der ganzen Monarchie zu beschreiben und davon belegte Übersichten zu geben, ist der Zweck der genannten drey Schriften. Wir wollen sehen, wie sie ihn erreichten. Von dem Vf. von No. 1 kennen wir bereits aus No. 64 unserer A. L. Z. von 1806 die *Specialstatistik der österreichischen Monarchie*. Grösstentheils nach dem dort zergliederten Plane ist nun der vor uns liegende Abriss ausgearbeitet. In der Einführung, wie der Vf. die Einleitung nennt, giebt derselbe eine statistische Ansicht des Anwachses des österreichischen Kaiserthums und die neuere statistische Literatur. Der erste Abschnitt handelt von der Grundmacht des Staats (nämlich Länderbestand, Einwohner, Cultur des Bodens, Producte, Gewerbe und wissenschaftliche Cultur); der zweyte ist der Beschreibung der Staatsverfassung gewidmet; im dritten wird von der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen, im vierten endlich von den auswärtigen Verhältnissen gehandelt. Der Vf. von No. 2 hat sich streng, wie er selbst sagt, nach der *Schlözerschen* Theorie der Statistik gerichtet. Das Ganze zerfällt also in 3 Theile. Im ersten wird die Grundmacht, im zweyten das Staatsrecht, und im dritten die Staatsverwaltung beschrieben. Wir haben jetzt nur noch den ersten Theil. Dieser enthält von S. XVII — C die Literatur der Statistik. Die Darstellung der Grundmacht hat folgende Abschnitte: 1) Land, 2) Einwohner, 3) Producte, a) der Natur, b) der Kunst, 4) Handel. No 3 ist in Tabellenform und hat folgende Eintheilung: A) *Land*, nämlich Grösse und physische Beschaffenheit; B) *Einwohner*, und zwar ihre Zahl, Unterschied, physische und moralische Beschaffenheit, Nahrungszweige (erste Erzeugung, Veredlung, Umsatz); C) *Landesverfassung*, wo von der Staatsgeschichte, Staatsform, Staatsregierung, von den Finanzen, der Kriegsmacht und Staatsverwaltung gehandelt wird.

Man sieht hieraus, dass die drey Verfasser im Plane selbst nicht wesentlich von einander abweichen. Aber auf eine verschiedene Art ist dieser Plan von denselben ausgeführt worden. Schon in der oben angeführten Recension des *Hasselschen* Umrisses haben wir bemerkt, dass dem Vf. die statistische Ansicht des Anwachses des österreichischen Kaiserthums gelungen sey. Diese hat der Vf. hier noch weit deutlicher, ausführlicher und bestimmter dargestellt, und verschiedene in jenem eingeschlichene Fehler verbessert. Was den Flächeninhalt selbst betrifft, so kommen wir darauf in der Folge zurück. In No. 2 findet man, was wirklich zu bedauern, von einer solchen Ansicht durchaus nichts. Was unter der Aufschrift: Staatsgeschichte in No. 3 vom Ursprunge und den Erwerbungen Öster-

reichs gesagt wird, ist durchaus nicht befriedigend, indem theils der Flächeninhalt, theils die Cessionen nicht angegeben werden. Im Plane von No. 3 lag nicht eine Literatur der Statistik zu geben. Diese findet man in No. 1 von S. 22—28 wo Nachricht gegeben wird 1) von allgemeinen Werken, 2) von vorzüglichen Werken über einzelne Provinzen, 3) von Reisebeschreibungen, 4) von Journalen, 5) von neueren Landkarten. Hr. H. hat zwar diesen Abschnitt weiter ausgeführt als in seinem Umrisse, man vermisst von wichtigen Werken keins, es ist sehr lobenswürdig, dass derselbe bey jedem einzelnen Abschnitte und §. die Quellenbücher wieder anzeigt, und nur die Anzeige von Landkarten (es werden nur 4 angeführt) ist dürftig; im Ganzen kann jedoch dieser Abschnitt nicht mit der Literatur verglichen werden, welche in No. 2 auf 84 Seiten gegeben wird. Hr. B. macht uns mit allen Staatskalendern und sogenannten geistlichen (Dioecesan- und Ordens-) Katalogen, den allgemeinen Schriftstellern und Zeitschriften, sowohl älteren als neueren, über die ganze Monarchie, und mit den besonderen über jede einzelne Provinz, so wie mit Schriften über einzelne Zweige der Statistik, so weit der erste Theil reicht, bekannt. Der Vf. hat hiebey *Meusels* Literatur zum Grunde gelegt, kannte aber die Ausgabe von 1806 noch nicht, die so viele Zusätze gegen die vorhergehende Ausgabe hat. Man vermisst nun zwar mehrere Schriften, die man bey *Meusel* findet, allein der Vf. wollte auch bloss die Literatur mit besonderer Rücksicht auf die im Werke selbst vorkommenden Gegenstände geben, und es ist überhaupt zu erwarten, dass im 2 und 3 Theile noch mehrere Schriften angeführt werden.

Den Flächeninhalt der ganzen Monarchie giebt Hr. B. auf $10880\frac{37}{100}$ □ Meilen an, ohne einen Gewährsmann zu nennen, ohne die Varianten anzuführen, bloss in einer allgemeinen Übersicht der einzelnen Lande. Hr. H. ist hier weit ausführlicher; er zeigt nicht nur die Quellen, sondern auch die Varianten an, und, wo es nur immer bekannt ist, findet man auch den Flächeninhalt einzelner Kreise bemerkt. Er nimmt den Flächeninhalt zu 110.828300 österreichische Joche oder $11601\frac{65}{100}$ □ Meilen an. Wodurch diese grosse Angabe entstanden sey, findet man in der Einleitung, nämlich in der statistischen Aussicht des Anwachses der Monarchie. Die Summe trifft aber mit den einzelnen Angaben S. 32 u. f., man mag rechnen wie man will, nicht zusammen. Der Fhr. *v. L.* nimmt überhaupt $10936\frac{86}{100}$ □ Meilen an. Diese Angabe gründet sich auf die neuesten Berechnungen des Fhn. *v. L.*, welcher zugleich die Quellen bey jeder Provinz genau anführt. In jedem Falle hat diese Angabe mehr für sich, als die *Bisingersche*, welche mit nichts belegt ist, und die *Hasselsche*, welche mit den einzelnen belegten Summen nicht zutrifft. In Beschreibung des Bodens und der Gebirge haben die drey Vff. aus den nämlichen, auch angegebenen Quellen geschöpft. Hr. B. ist jedoch reichhaltiger, bestimmter und klarer. Bey Hn. H. fehlt gerade der höchste Berg, der Grosglokner. Von den Waldungen hat Hr. H. hier schon einen eigenen §., bey Hn. B. findet man hievon etwas mehr im Abschnitt III. §. 41; Fhr. *v. L.* sagt bloss, dass die Waldungen über $\frac{7}{18}$ der nutzbaren Fläche enthalten. Hr. H. nimmt etwa $\frac{1}{3}$ von der nutzbringenden Fläche oder 32,097.460 Joche, Hr. B. um 24.000000 Joche oder über $\frac{1}{3}$ der nutzbringenden Oberfläche an. Nach Fhn. *v. L.* beträgt die ganze nutzbare Oberfläche, theils nach Messungen, theils nach Schätzungen, die derselbe nach den einzelnen Provinzen in einem besonderen Abschnitte mit vieler Sorgfalt anführt, überhaupt 74,351010 Joche zu 1600 □ Klaftern. Derselbe nimmt also für die Waldungen ungefähr 29 Millionen Joche an. Wie Hr. H. 32.097640 Joche und noch dazu als etwa $\frac{1}{3}$ des gesamten nutzbaren Landes annehmen konnte, ist hier nicht ersichtlich. Erst S. 89 findet man, dass derselbe die fruchttragende Oberfläche zu 86,874986 Jochen berechnet. Hn. B's Angabe ist die gewöhnliche, er setzt die nutzbringende Fläche auf 70 Millionen Joche. Die Angabe des Fhn. *v. L.* scheint nach den vorhandenen *datis* den Vorzug zu verdienen. S. 46 beschreibt Hr. H. richtig die Flüsse, Kanäle, Landseen und Mineralwasser. Von den Flüssen und Landseen handelt Hr. B. im Abschn. 1. §. 6.; von den mineralischen Bädern und Gesundbrunnen aber erst Abschn. 3. §. 61, und von den Kanälen Abschn. 4. §. 84. Fhr. *v. L.* setzt alles unter der Aufschrift: Gewässer. Hr. B. behandelt diese Gegenstände am weitläuftigsten und lehrreichsten. Bey den Kanälen führt Hr. H. auch den Theresien und Karlstädter Kanal (beide noch im Werden) und den Wörthkanal bey Klagenfurt an, deren Fhr. *v. L.* und Hr. B. nicht gedenken. Von den Morästen sagt Hr. H. nichts, Fhr. *v. L.* wenig, Hr. B. etwas mehr. Über das Klima theilt Fhr. *v. L.* treffliche, zum Theil neue, Bemerkungen mit. Was Hr. H. und Hr. B. hierüber anführen, ist bekannt. Bey Bestimmung der Volksmenge setzt Hr. B. dieselbe ganz kurz nach den einzelnen Provinzen hin, ohne die Varianten anzuführen, ohne das Jahr zu nennen, ohne zu sagen, worauf sich die angenommene Zahl von 22,318585 Köpfen gründe. Hr. H. nimmt $23\frac{1}{2}$ Mill. Seelen an, und bemerkt bey den einzelnen Provinzen die Zählungsjahre. Umständlicher und lehrreicher ist Fhr. *v. L.* Er führt von jeder Provinz die Zahl der Menschen nach den Conscriptions-Listen von 2 und 3 Jahren an, und bestimmt darauf die wahrscheinliche Seelenzahl zu Anfang von 1807 auf 24,900.400. Hierunter sind weder die Abwesenden noch die Fremden begriffen, deren Zahl sich, wie Fhr. *v. L.* meint, gegenseitig beynah im Ganzen ausgleichen würde. Derselbe bemerkt ferner, „dass die Verschiedenheit mehrerer Angaben mit früheren, theils im verschiedenen Länderbestande, theils in veränderten sonstigen Verhältnissen, grösstentheils aber auch in späteren *richtigeren Zählungen* und erst bekannt gewordenen genaueren Bestimmungen ihren Grund habe." Fhr. *v. L.* giebt nun in verschiedenen Rubriken die Verhältnisse der Menschenzahl sowohl zum ganzen als nutzbaren Flächenraum jeder Provinz an, so wie auch die Verschiedenheit der Wohnplätze. Auf eine □ Meile kamen 2276 Seelen, und für jeden Menschen 2 Joch 1577 □ Klaftern, beynah also 3 Joche fruchtbringende Oberfla-

che. Vorhanden sind 796 Städte, 2012 Märkte und 65372 Dörfer. Er betrachtet ferner die Einwohner in Rücksicht der Religion, der Abstammung, der bürgerlichen Verhältnisse, der physischen und moralischen Beschaffenheit. Nach Hn. *H.* kommen nur 2025 Seelen auf eine □ Meile, und eine Vergleichung mit der nutzbringenden Fläche findet man hier nicht. Hr. *H.* nimmt für 1806 überhaupt 906 Städte, 2025 Märkte, 64662 Dörfer, 17092 Weiler und 3,640046 Häuser an. Der Vf. hat zwar vor dem Abschnitte einige Quellen angegeben; aber bey bestimmten Zahlen und Jahren sollte jeder Statistiker immer seinen Gewährsmann nennen. Hr. *B.* nimmt ebenfalls ohne Beleg 822 Städte, 1920 Märkte, 66273 Dörfer und Weiler, und mehr als 3,406171 Häuser an, bemerkt auch im Ganzen sowohl als Einzelnen die Verhältnisse der Volksmenge zur Oberfläche überhaupt, nicht aber zur nutzbringenden. Die Verhältnisse der Einwohner, welche Fhr. *v. L.* nur kurz, wie es der Plan der Tabelle gebietet, aber doch sehr bestimmt unter den oben bemerkten Rubriken beschrieben hat, setzt Hr. *H.* von S. 60–85 sehr klar aus mehreren daselbst angeführten Quellen, aus einander. Seine Eintheilungen und Unterabtheilungen sind richtig und mit möglichster Kürze lichtvoll abgefasst, und es wird weiter ausgeführt, was Fhn. *v. L.* zum Theil nur andeutet. Hr. *B.* ist weitläuftiger, und wenn man hier die zur schnellen Übersicht dienende Ordnung von Hn. *H.* vermisst: so findet man dagegen viele gute und richtige philosophische Bemerkungen, die den Mann verrathen, dem es nicht genügt, bloss Zahlen zu finden, sondern der auch über ihren Werth und ihre Folgen nachgedacht hat.

Die Cultur des Bodens, Producte und Gewerbe begreift Fhr. *v. L.* unter der Aufschrift: *Nahrungszweige*, und theilt diese in: Erste Erzeugung, Veredlung und Umsatz. Unter der Rubrik: Erste Erzeugung, sagt derselbe: „Nimmt man auf die Culturart der nutzbringenden Oberfläche insbesondere Rücksicht: so ergiebt sich auch noch jetzt aus der Zusammenstellung aller einzelnen Daten, dass von jener ungefähr $\frac{3}{8}$ Pflugland, $\frac{7}{54}$ Wiesen, $\frac{5}{54}$ Hutweiden, über $\frac{7}{17}$ Waldungen, $\frac{1}{53}$ Weingärten, und $\frac{2}{54}$ Obst- und Küchengarten sind. Der gesammte Nutzungs-Ertrag muss zu mehr als 760 Millionen Gulden angenommen werden, obschon er nach dem Steuer Ertrage die Summe von 231,800,000 Gulden nicht übersteigen dürfte." (Jede Quadratmeile der ganzen Oberfläche gäbe also im Durchschnitte beynah 70000 Gulden Ertrag, und jedes Joch nutzbringender Fläche 10 Guld.) Fhr. *v L.* geht hierauf alle einzelnen Nahrungszweige durch, wobey zu bedauern ist, dass keine Zahlen beygesetzt werden, die doch, wenigstens bey vielen Zweigen, vorhanden sind. Nur die Zahl der Schätzung der Zug- und Mast-Ochsen auf 3 Millionen, und der Pferde auf $1\frac{1}{2}$ Million, ist bemerkt. Den Ertrag des Geldwerths aller mineralischen Erzeugnisse schätzt man beyläufig auf 47 Millionen Gulden; gewisser sey hingegen, setzt der Vf. hinzu, dass der Werth der jährlich erzeugten Metalle allein zwischen 12 und 13 Millionen betrage, und dass die Krone fast einen gleichen reinen Gewinn von allen eigenen und Privat-Bergwerken beziehe. Von der Veredlung der inländischen sowohl als ausländischen Producte sagt Fhr. *v. L.* nur wenig, und alles bloss im Allgemeinen. Nur zuletzt meint derselbe, man könne die Erzeugung der Kunstwaaren aller Art ganz gewiss über 380 Millionen Gulden annehmen, wovon der Werth des rohen Materials sich auf ungefähr 25 pr. C. belaufen möchte. Vom Umsatze oder Handel sind die Bemerkungen ebenfalls nur allgemein. Die Ausfuhr aller inländischen Producte der Natur und Kunst schlägt derselbe auf 24 Millionen Gulden, die Einfuhr der rohen und verarbeiteten Stoffe auf 27 M. an, wovon jedoch für 2 bis $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden wieder ausgeführt würden. Hr. *H.* handelt im III Abschnitt über die Cultur des Bodens, Producte und Gewerbe, sehr umständlich. Er untersucht mit Scharfsinn die aus den besten Quellen angeführten Data, und versucht aus den Urbarialkatastern, mit Vergleichung der aus mehreren statistischen Schriften zusammengebrachten Notizen, den Capital-Werth gesamter Grundstücke zu berechnen. Er bringt so ein Capital von 7,846,797,740 Gulden heraus, wobey zu bemerken; dass er die fruchttragende Oberfläche zu 86,874,486 Jochen, also beynah 12 Millionen Joche mehr als Fhr. *v. L.*, annimmt. Der Ertrag wäre also nach Hn. *H's.* Berechnung zu 5 pr. C. 385,339,887 Gulden, und zu 8 pr. C., wie man den reinen Gewinn wenigstens annehmen müsse, 627,743,800 Gulden. Derselbe weicht also auch hier um wenigstens 100 Millionen von Fhn. *v. L.* ab, wenn man auch seine Angabe, dass 8 pr. C. *wenigstens* genommen werden müssten, gelten lassen will. Dass Hn. *H's.* Berechnung scharfsinnig sey, wird Niemand leugnen, aber wozu denn endlich diese mühsame Berechnung bey so heterogenen Theilen der Monarchie nützen solle, sieht Rec. nicht ein, besonders da hier bloss Muthmassungen über den Grundwerth des Landes in allgemeinen Durchschnitten zum Grunde gelegt werden können. Über die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft sagt Hr *H.* sehr viel Gutes, und was allerdings hier wichtig ist, er unterlässt nie, Zahlen beyzusetzen, wo sie nur immer zu finden sind. Von den Natur-Producten gilt das nämliche, doch sind hier Zahlen seltener. Von S. 104—152 drängt Hr. *H.* alles zusammen, was man vom Kunstfleisse in den besten einheimischen und ausländischen Schriften findet. Nach einer allgemeinen Einleitung durchgeht derselbe alle Zweige des Kunstfleisses im Ganzen, und beschreibt solche nachher durch die Provinzen fast immer mit Zahlen. Über den Handel trägt Hr. *H.* alles zusammen, was die vorzüglichsten Schriftsteller hierüber gesagt haben. Er stimmt jedoch denen bey, welche die Handelsbilanz für Österreich vortheilhaft annehmen. Allein wenn man den Wechselcours, dessen tiefer Stand freylich auch in vielen anderen Umständen seinen Grund mit hat, mit anderen Ursachen vom Fallen des Handels vergleicht: so wird man die Angabe des Fhn. *v. L.*, der 1800 selbst annahm, dass Österreich im Handel ungefähr eine Million Gulden gewinne, und nun, wie oben gesagt, behauptet, dass es die Bilanz mit ungefähr einer Million, gegen sich

habe, sehr gegründet finden. Der Raum erlaubt nicht, diese Wahrheit hier näher auseinander zu setzen. Die Lage des Staats hat sich seit 1805 und 1806 in commercieller Hinsicht sehr verändert. Von Münzen, Mass und Gewicht findet man S. 172-177 alles hieher Gehörige richtig bemerkt. In einem besonderen Abschnitte handelt Hr. *H.* von S. 178—196 von der wissenschaftlichen Cultur. Seine Darstellung ist sehr gut aus den besten Quellen gezogen. Bey Fhn. *v. L.* findet man hievon nur wenig, theils im Abschnitte: Staatsregierung im Wohlfahrtsfache, theils in jenem über die moralische Beschaffenheit der Einwohner. Bey Hn. *B.* wird davon nur wenig gesagt im Abschn. II. §. 28. Es ist aber zu vermuthen, dass derselbe im zweyten Theile über diesen Gegenstand mehr sagen werde. Hr. *H.* schätzt die Zahl aller in Österreich lebenden Schriftsteller auf 900, Fhr. *v. L.* aber behauptet, dass nach einer neueren Zählung deren 1922 seyen.

Im dritten Abschnitt handelt Hr. *B.* von den Producten. Voran geht eine lesenswürdige, sehr freymüthige Abhandlung über den Zustand der Landes-Industrie im Ganzen; dann über die Producte selbst nach den drey Reichen. Man findet aber hier nicht ein trockenes Verzeichniss der Quantität der gewonnenen Producte, sondern dabey die trefflichsten und lehrreichsten Bemerkungen über den Zustand der Production selbst. Freymüthig macht der Vf. auf die bestehenden Mängel aufmerksam, ohne dabey das Gute unangezeigt zu lassen, wo er es findet. Dieses ist das Eigenthümliche des *Bisinger*ischen Werkes; auch ist hier der Vf. nicht so sparsam mit Zahlen, wie in den vorigen Abschnitten. Aus dem Ganzen geht der ungeheure innere Reichthum der Monarchie hervor, der jedoch nicht in allen Provinzen gleich, am besten aber in den deutschen Erblanden genutzt wird. Von den Producten der Natur geht Hr. *B.* zu jenen der Kunst über. Er führt alle einzelnen Zweige des Manufactur- und Fabrik-Wesens an, beschreibt aus den besten Quellen den Zustand gesammter Fabriken und Manufacturen, und behandelt das Ganze mit Wahrheit und Freymüthigkeit. Besonders anziehend ist der §. 78, wo ein allgemeiner Blick auf den Zustand des Kunstfleisses in der Monarchie geworfen wird, und der §. 79, wo die Hindernisse angezeigt werden, welche dem österreichischen Kunstfleisse im Wege stehen. Da mehrere darunter ganz neue Ansichten geben: so kann Rec. nicht unterlassen, kurz dieselben anzuführen. Die vorzüglichsten Hindernisse sind nach des Vfs. Meinung folgende: 1) die nicht seltenen Missgriffe bey der Wahl des Locale der Fabriken; 2) herrsche bey den Gewerben noch ein grosser Mangel an wissenschaftlicher Bearbeitung der Künste des Lebens; 3) sey der Fabrikant nur zu oft auch Kaufmann; 4) vernachlässige man zu sehr die Vortheile, welche aus der Vertheilung der Arbeit entspringen; 5) der seltene Gebrauch der Maschinen; 6) die Verschwendung bey Fabrik-Gebäuden; 7) das Vorurtheil, als ob nur in England und Frankreich geschmackvoll gearbeitet werde; 8) die Erlaubniss der Ausfuhr noch ganz roher, oder nur zum Theil verarbeiteter Producte; 9) der so sehr herrschende Wucher; 10) die häufigen Waaren-Einschwärzungen und die unverhältnissmässige grosse Zahl der arbeitsscheuen, vom Gewinn im Handel, grösstentheils vom Wucher und Betrug sich bereichernden, nicht einzeln für sich, sondern als geschlossene Gesellschaft abgesondert wirkenden, und daher einen Staat im Staate bildenden Juden. Rec. stimmt hierin dem Vf. vollkommen bey, und hat sich darüber schon anderswo umständlich erklärt. Die Juden und ihre Gönner wollen das freylich nicht zugeben; man gehe aber nur in Fabrik-Städte, wo Juden und keine sind, und stelle Vergleiche an, um sich von dieser noch nicht genug anerkannten Wahrheit zu überzeugen. Die erste Sorgfalt einer weisen Regierung muss seyn, die Juden des Handels zu entwöhnen, und sie auf Handwerke, Künste, Gewerbe und vorzüglich Ackerbau hinzuleiten. Nur dann kann man Hoffnung haben, sie zu nützlichen Menschen und Bürgern zu machen. So lange sie den Kleinhandel, besonders den herumziehenden oder Hausirhandel treiben dürfen, und sich zu nichts anderem bequemen wollen, so lange ist dieses zum Müssiggange verwöhnte, arbeitsscheue, auf nichts als Geld und Geld raffinirende Volk der bürgerlichen Gesellschaft schädlich, und bürgerlicher Vortheile weder fähig noch würdig. — Als Beförderung der Industrie führt der Vf. an, dass es gut wäre, wenn alle Fabrikate gehörig geprüft, und die fehlerhaften ausser Umlauf gesetzt würden, und wenn jede Fabrik der Landesstelle jährlich einen Ausweis über die beschäftigten Personen, über den bezogenen rohen Stoff, über den Ausweg für die Fabrikate einreichte, und dabey, was als Hinderniss oder Beförderungsmittel der Fabrik angesehen werden müsse, anzeigte. Dann wäre die Regierung im Stande, nach allgemeinen Ansichten und Grundsätzen die Hindernisse zu beseitigen, und die Mittel zur Beförderung zu ergreifen. Endlich, setzt der Vf. hinzu, werde eine richtige und ausgebreitete Kenntniss der mannichfaltigen Gaben, womit die Natur die Monarchie so reichlich gesegnet habe, viel zur Erleichterung und Aufnahme des Kunstfleisses beytragen. „Viele Materialien, die für Fabriken, Manufacturen und Handel sehr vortheilhaft wären, verfaulen bey uns unbeachtet, oder werden ganz verkannt, zu elendem Gebrauche verwendet." Über den Handel, dessen Beschaffenheit Hindernisse und Beförderungsmittel, sagt Hr. *B.* im 4ten Abschnitte sehr viel Wahres, nur werden hier fast durchgehends Zahlen vermisst. Über die Bilanz sagt derselbe: Ob Österreich im Ganzen bey seinem Handel gewinne oder verliere, lasse sich bey den nur selten richtigen Commerz- und Zolltafeln nicht wohl bestimmen. Indessen scheine es doch keine leere Vermuthung zu seyn, dass die Monarchie bey dem durch das Uebermass der Wiener Stadt-Banco-Zettel herbeygeführten nachtheiligen Course, und den der inländischen Industrie so schädlichen Waaren-Einschwärzungen gegen Fremde in Ansehung der Geldbilanz verliere. Der Vf. beschliesst diesen Theil mit einer Beschreibung der Masse, Gewichte und Münzen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1807.

STATISTIK.

1) Nürnber u. Leipzig, b. Campe: *Georg Hassels statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums nach seinen neuesten politischen Beziehungen etc.*

2) Wien u. Triest, b. Geistinger: *General-Statistik des österreichischen Kaiserthums. Von J. C. Bisinger etc.*

3) Wien: *Statistische Übersicht des österreichischen Erb-Kaiser-Staats. Von Jos. Marx Freyherrn von Liechtenstern etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im zweyten Hauptabschnitte findet man bey Hn. *H.* die Staatsgrundgesetze, und zwar die allgemeinen und besonderen, den Charakter der Staatsform, den Monarchen und dessen Haus, die Reichsstände, Titel, Wappen, Hofstaat und Ritterorden beschrieben. Besonders ausführlich ist die Abhandlung von den Reichs- oder Land-Ständen nach den Provinzen. Der Fhr. *v. L.* behandelt die nämlichen Gegenstände in gedrängter Kürze unter der Aufschrift: Staatsform. Die Staatsregierung theilt Fhr. *v. L.* in die im Wohlfahrts- und in die im Sicherheits-Fache. Unter ersterem versteht derselbe die religiösen, die Unterrichts- und die Anstalten für das physische Wohl; vom zweyten giebt er bloss an, dass im Sicherheitsfache alle Anstalten getroffen seyen, ohne dieselben speciell zu nennen. Erst in der letzten Rubrik (Staatsverwaltung) werden sämtliche Behörden umständlicher angeführt. Hr. *H.* ist hier viel ausführlicher. Nach einer allgemeinen Übersicht der Staatsverwaltung beschreibt derselbe sehr genau die höchsten Reichscollegien, die Justizbehörden sowohl im Allgemeinen als Besonderen, und die Policeyverwaltung, wobey fast immer der Wirkungskreis einer jeden Stelle angezeigt wird. Von den Finanzen giebt Fhr. *v. L.* Nachricht, woher alle Einkünfte der Monarchie fliessen, ohne jedoch die Summe der einzelnen Rubriken zu benennen. Am Schlusse sagt derselbe: Der Betrag sämtlicher ordentlicher Staatseinkünfte beläuft sich auf 110 Millionen Gulden, wovon die sämtlichen Staatserfodernisse sowohl für die Hofhaltung und den ganzen Civiletat (bey 11 Millionen), dann für den Militäretat (bey 40 Millionen), so wie die Zinsen von bedeutenden, aber durch ungeheuere Ressourcen zu ihrer Tilgung reichlich gedeckten Staatsschulden die von neuen Schriftstellern auf mehr als 900 Millionen geschätzt sind, bestritten werden. Hr. *H.* giebt die Einkünfte nur zu 104 Millionen an, und behauptet, der Schuldbestand betrage 1200 Millionen, und zur Deckung des Deficit in den Finanzen müsse der Staat die Kriegs- und Vermögens-Steuern fortwähren lassen. Auch giebt er von den einzelnen Provinzen sowohl, als von den verschiedenen Zweigen der Einkünfte, die muthmasslichen Zahlen an, und räsonnirt überhaupt mehr vom Zustande der Finanzen, als Fhr. *v. L.*; gesteht aber selbst, dass es unmöglich sey, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und dass man sich begnügen müsse, die Angaben älterer Statistiker anzuführen, um dadurch die seinige unterstützen zu können.

Unter der Rubrik Kriegsmacht giebt Fhr. *v. L.* ein genaues Detail des Bestands. Österreich unterhält eine Landmacht von 340,000 Mann, wovon 271800 Mann Infanterie, 50800 Cavallerie, 14300 Artillerie, die übrigen aber unter verschiedene Corps eingetheilt sind. Nach angegebenem Bestande der Regimenter u. s. w. bemerkt der Vf., in Kriegszeiten werde dieser Stand der Armee noch bedeutend durch regelmässige, und nur für die Kriegsdauer dienende Truppen vermehrt, und zum Schutze der Küstenländer sey eine Flotille von 23 grösseren und 20 kleineren Kriegsfahrzeugen bestimmt. Zuletzt werden alle festen Plätze genannt. Hr. *H.* weicht in der Beschreibung der Militärverfassung in Ansehung des Bestandes der Armee nur wenig von Fhn. *v. L.* ab; er geht aber weit mehr ins Detail, giebt von allen Arten Truppen, so wie von Feld-Kriegs-Commissariat, General-Quartiermeister-Stab, Fuhrwesen-Corps und Invalidenhäusern den Bestand näher und genauer an. Zugleich führt derselbe den Bestand der Armee seit Ferdinand II an, zeigt, wie das Heer aufgebracht, wie es unterhalten und verpflegt werde, welche Belohnungen Statt finden, handelt von der Feldausrüstung, den Militäranstalten, der Militärverwaltung, und mit einigen Worten auch von der Marine. Mit unverkennbarem Fleisse hat Hr. *H.* in diesem Abschnitte alles zusammengedrängt, was bisher in so mannichfaltigen Schriften und Blättern zur Kenntniss des Publicums gekommen ist. Im vierten und letzten Hauptabschnitte spricht Hr. *H.* von den auswärtigen Verhältnissen, und zwar zuerst von den politischen. Der Vf. liefert hier eine sehr schöne Abhandlung, welche aber durchaus keines Auszugs fähig ist, und selbst nachgelesen werden muss. Das Ganze wird mit der Anzeige der noch geltenden wichtigsten Friedensschlüsse und Verträge beschlossen. Von dem nämlichen Gegenstande findet man in No. 3 nur einige Winke.

Aus dieser genauen und getreuen Zergliederung dreyer zur nämlichen Zeit gedruckter Werke, ergiebt sich von selbst das richtige Urtheil. Alle drey haben mit unverkennbarem Fleisse die vorhandenen Quellen genützt, und der Fhr. *v. L.* hat verschiedene neue Data vorgelegt, die um so schätzbarer sind, als sie keine gemeine Quelle verrathen. Wem bloss daran

gelegen ist, einen schnellen und richtigen Überblick von dem Zustande der Monarchie zu erhalten, dernehme die vortrefflichen Tabellen des Fhn. v. L. zur Hand. Er enthält zugleich eine nach dem Entwurfe des Vfs. von *F. W. v. Streit* bearbeitete und gezeichnete, und von *A. Mayer* schön gestochene, sehr richtige Landkarte der Monarchie. Wer aber seine Kenntnisse erweitern, wer die Verhältnisse der Monarchie in Zahlen gerne kennen, wer auch von vorigen Zeiten unterrichtet seyn möchte, dem wird die *Hasselsche* Schrift volles Genüge leisten, und bey einigen gewagten oder unrichtigen Zahlen kann man leicht aus den Tabellen des Fhn. *v. L.* seine Kenntnisse berichtigen. Das Werk von Hn. *B.* unterscheidet sich wesentlich und vortheilhaft von beiden vorigen. Zwar findet man darin nicht so viel Zahlen, auch wenig historische Statistik, und es ist noch nicht vollendet; aber der erste Theil zeichnet sich durch scharfsinnigen und richtigen Blick aus. Man erkennt den österreichischen Patrioten, der freymüthig und bescheiden die Mängel aufdeckt, und zeigt, wo und wie geholfen werden könne. Nach der Vorrede zu urtheilen, ist die Schrift zu Vorlesungen in der theresianischen Ritterakademie bestimmt, und dazu auch ganz geeignet. Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle aus der Vorrede hieher setzen, die beherzigt zu werden verdient „Mit Offenheit verbundene Statistik, sagt der Vf., ist der sicherste Barometer der bürgerlichen Freyheit, und also die unverdächtigste und urkundliche Lodbrede auf eine weise Regierung." S. i.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Correspondance de deux ecclésiastiques catholiques, sur la question: est-il temps d'abroger la loi du célibat des prêtres?* 1807. 261 S. 8.

BERLIN u. WIEN: *Ist es Zeit, das Cölibat abzuschaffen. Auflösung dieser Frage in dem (einem) Briefwechsel zweyer katholischen Geistlichen.* Nach der französischen Handschrift übersetzt. Auch unter dem Titel: *Vortheile der Aufhebung des Gesetzes des Cölibats, oder Briefwechsel zweyer katholischen Geistlichen über diesen Gegenstand,* als Taschenbuch für das Jahr 1807. 1806. 312 S. 12. (1 Fl.)

Eine Menge von Schriften und Flugblättern hat die neuere Zeit über diesen, für die Menschheit, Sittlichkeit und Staatenwohl hochwichtigen Gegenstand hervorgebracht. Unter diesen zeichnet sich aber dieser Briefwechsel durch überall sichtbare Spuren gründlicher Gelehrsamkeit, einer unparteyischen Nachforschung, eines gemäſsigten und ruhigen Sinnes, und vornehmlich des ächten Geistes katholischer Rechtglaubigkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit ihres Verfassers vorzüglich aus. Die beyläufige Schilderung, die er selbst von seinen persönlichen Verhältnissen giebt, läſst uns unmöglich einen Mann verkennen, welcher bey seinem vieljährigen Aufenthalte, als ausgewanderter französischer Geistlicher, in einem ächt protestantischen Lande, seiner Kirche und der Geistlichkeit seines Vaterlandes Ehre gemacht, und sich durch Reinheit und Unbescholtenheit der Sitten, durch uneigennützigen Eifer für das Wohl seiner kleinen katholischen Gemeinde, sowie durch Geistesbildung und Humanität des Betragens allgemeine Achtung und Zutrauen unter seinen protestantischen Mitbürgern erworben hat.

Die *zwölf* ersten Briefe untersuchen die Frage rein historisch. Der Vf. zeigt zuerst den Ursprung und die Fortschritte der Meinungen über die Priesterehe, geht dann auf die katholischen Vorschriften (*canones*) und auf diejenigen Texte der Kirchenväter über, welche in dieser Frage am meisten entscheiden, und führt endlich die positiven und negativen, geistlichen und weltlichen Gesetze, wozu dieselbe Veranlassung gegeben hat, der Reihe nach an. Um besser in den Geist dieser verschiedenen Autoritäten einzudringen, läſst er sich auf einige Erörterungen über den legalen und moralischen Charakter ihrer Urheber ein, und untersucht, auf welchen Beweggründen diese Entscheidungen beruhen, und von welchem Gewichte diese Gründe für die Zeit seyn können, worin wir leben. — Als ein guter Katholik, setzt er voraus, daſs die christliche Religion die jungfräuliche Keuschheit zu einer Tugend mache, sie als ein Mittel der Vervollkommnung empfehle, und sogar auf ihre Ausübung eine besondere Belohnung in diesem und jenem Leben setze. Aber als Geistlicher der gallikanischen Kirche, im Gegensatz der Ultramontaner, welche die päbstlichen Gesetze an und für sich als unbedingt und allgemein verbindlich gelten lassen, fand derselbe weder in den Aussprüchen Jesu und in den Schriften der Apostel, noch in der Tradition, in den Meinungen der heiligen Väter und in den Schlüssen der Concilien irgend einen gründlichen Beweis, daſs die Ehelosigkeit der Priester ein Glaubensartikel, oder ein zum göttlichen Recht gehöriges festes und unabänderliches Gesetz sey, welches gar keine Ausnahme gestatte, und zum Wesen der Kirchenzucht und des Priesterthums gehöre. Selbst die eigenen Worte der Kirchenversammlung zu Trident kündigen über diesen Punct nur ein *kirchliches*, folglich ein der Verbesserung unterworfenes, Gesetz an. Mithin kommt es jetzt nur auf die Frage an: ob die ehemals beyfallswürdigen Gründe für die Anordnung des Cölibats noch jetzt vorhanden sind, ob der ehelose Stand der Priester *der Kirche* und *dem Staate* nützlich oder schädlich, und ob derselbe in *physischer, moralischer* und *religiöser* Hinsicht *für die Priester selbst* vortheilhaft oder nachtheilig sey? Mehrere Päbste, vornehmlich *Gregor VII* (wiewohl dieser vielleicht eben so sehr ein Schwärmer, als ein Ehrgeiziger war), suchten durch strenge Aufrechthaltung des Cölibats die Geistlichkeit von allen Banden loszumachen, durch welche sie noch an den weltlichen Mächten hängen konnte. Ferner besorgte man, daſs verheirathete Priester, weit entfernt zur Vermehrung der Kirchengüter behülflich zu seyn, dieselben verschwenden, und sie zum Heirathsgute ihrer Frauen und zur Versorgung ihrer Kinder anwenden würden. Ausserdem zählt man noch folgende Vortheile auf, welche der ehelose Stand der Priester gewähren soll: gänzliche Losslassung von allen irdischen Dingen; uneingeschränkte Freyheit, seine Amtspflichten zu erfüllen; ungetheilte Anwendung der Zeit zu den priesterlichen Obliegenheiten;

die Leichtigkeit mit Wenigem zu leben und Befreyung von dem Wunsche, für seine Hinterlassenen Vermögen zu sammeln; genauere Absonderung von den Pfarrkindern in Ansehung aller Interessen des alltäglichen Lebens; Befreyung von gewissen gesellschaftlichen Pflichten; die vollkommnere Reinigkeit, welche der ehelose Stand voraussetzt und leichtere Entziehung oder Ertragung der Gefahr. Allein theils haben sich, z. B. durch Einziehung der Kirchengüter, viele von den Umständen verändert, welche sonst das Cölibat anräthlich machten, theils sind dieselben mit bedeutenden Nachtheilen verbunden. Nicht allen ist die Gabe der Enthaltsamkeit verliehen. Wenige Laien mögen an diese Enthaltsamkeit glauben, da sie so viele unselige Beyspiele vom Gegentheile vor sich haben. In der ehelichen Verbindung findet der Priester ein *leichteres* Mittel der Heiligung. Die unnatürlichen Anstrengungen einer hartnäckigen Unterdrückung dieses Naturbedürfnisses bringen häufig unnatürliche Folgen, außerordentliche Krankheiten und selbst Zerrüttung des Verstandes hervor. Die eheliche Zärtlichkeit ist aber auch für jeden veredelten Menschen weit mehr, als blosse Stillung eines animalischen Triebes; sie ist eine durch die Verbindung der Sinne vorbereitete Vereinigung der Seelen, welche zum moralischen Glück und zur wahren Zufriedenheit eines Seelsorgers ungemein viel beytragen kann. Der Mensch ist für die Gesellschaft geboren; hier ist er in seiner ganzen Vollkommenheit, hier entwickelt er die Fähigkeiten seines Geistes, erweitert den Kreis seiner Thätigkeit, und findet die heilsamste Erheiterung und Ruhe von seiner Arbeit. Soll der Geistliche das mit Zeitverlust, Kosten und durch Vernachlässigung der Aufsicht über seine Heerde, in der Ferne erkaufen, was die anderen Classen von Bürgern in der Nähe finden? Und der Staat — je mehr Kräfte derselbe durch so viele Ursachen der Entvölkerung verliert, desto dringender ist seine Pflicht, einige derselben wegzuräumen, und eine neue Ausbeute an Menschen dadurch zu veranstalten, dass man eine Classe von Bürgern zum Ehestande zulässt, welche durch reine Sitten, durch regelmässige Lebensart und durch andere Mittel zur Glückseligkeit, jenen unvermeidlichen Verlust in gewisser Art ersetzen könnte. Wie wirksam würde das Beyspiel und die Aufmunterung eines solchen Paares in der ganzen Gemeinde seyn! Wie viel würden die Familienbande und die daraus entspringenden Verhältnisse im Ganzen dazu beytragen, den Gemeingeist des geistlichen Standes, seine Treue für den Staat zu verstärken! Endlich würde die Aufhebung des Cölibats der katholischen Kirche manches würdige Glied erhalten, und (diess hofft wenigstens der Vf.) vielleicht selbst den Zeitpunct der Wiedervereinigung der Protestanten und Katholiken beschleunigen.

Es ist die Sache der Menschheit, der Tugend und der Religion, für welche der würdige Vf. mit Gründlichkeit und warmem Eifer das Wort führt. Die jetzige Zeit, welche so viel Neues und Grosses unerwartet herbeygeführt hat, wird vielleicht auch hier dasjenige kräftig und wohlthätig entscheiden und vollenden, was Jahrhunderte langsam vorbereitet haben; denn es ist das Zeitalter *Napoleons*. Endlich einmal werden die Oberhäupter der Kirche und die Beherrscher der Staaten die Stimme der leidenden Menschheit nicht unerhört lassen, und das, was an sich recht und für Alle gut ist, nicht fernerhin kleinlichen Rücksichten einer kurzsichtigen und beschränkten Politik aufopfern. e.

(Ohne Angabe des Druckorts): *Lazarus, der Arme.* 1806. 246 S. 8. (12 gr.)

Weggesehen von dem etwas sonderbaren und gesuchten Titel dieses Buches, verdient dasselbe nicht mit dem Haufen alltäglicher Bücher verloren zu gehen. Es enthält, wenn gleich nicht viel Neues und Originelles, doch manches Gedachte und Beherzigungswerthe, in einem, wenn gleich nicht ausgezeichneten, auch nicht immer präcisen, doch fliessenden und nicht unangenehmen Vortrage. „Der arme, kranke, hungrige, vor der Thür eines reichen Schwelgers unter den Hunden liegende *Lazarus* soll des Vfs. Zeitgenossen nicht nur auf die vornehmsten Ursachen des menschlichen Elends und Kummers, sondern auch zugleich auf die wirksamsten Gegenmittel aufmerksamer machen — soll ein lauter, allgemeiner Aufruf an die Menschheit seyn, sich aus dem tiefen Verderben, in welchem sie versunken ist, mit mehr Entschlossenheit und Thatkraft herauszuarbeiten, und zu höherer Glückseligkeit empor zu heben." Menschenwohl und Menschenelend sind allerdings die wichtigsten Gegenstände für unser Nachdenken, und wenn auch ein noch so widriges Verhängniss über die Menschen waltet, das ihres Fortstrebens zu spotten, und sie gleichsam mit Gewalt wieder zurückzuwerfen scheint: so bleibt es doch immer Pflicht des Einzelnen, nach allen seinen Kräften in dem ihm angewiesenen Kreise Menschenwohl zu befördern, und Menschenelend zu mindern.

Wenn der Vf. sagt: „kein einziger Mensch solle nach dem Plane seines Lebens, von der ewigen Güte entworfen, elend, sondern ein jeder möglichst glückselig seyn, und andere glückselig machen; dieses *göttlichschöne Ziel*, welches in die seligste Unendlichkeit hinaufreiche, *glänze aus allen Ansichten eines Menschen hervor:*" — so möchte mancher, beym Anblick der Tausenden auf den Schlachtfeldern Gefallenen, oder anderen unsäglichem Elende, ohne ihre Schuld, dahingegebenen, den Ausdruck *glänzen* etwas zu grell finden. Doch, unser Vf. kennt auch das menschliche Elend, sucht dessen Quellen auf, und giebt Mittel an, es zu lindern. Eine Hauptquelle des Elendes findet er in dem *Verfalle der ächten christlichen Religion*, wobey er zugleich seine Abneigung gegen die freyeren und liberalen Ansichten der christlichen Dogmen zu erkennen giebt. Mit Wärme verbreitet er sich dagegen über den vom Evangelium gebotenen *Geist der Liebe*. Andere Quellen des Menschenelendes sind, nach unserem Vf., *schlechte* (d. h. den religiösen und sittlichen Geist ertödtende) *Bücher*, der immer mehr um sich greifende *Luxus, vernachlässigte Kinder-Erziehung* (ein mit reinem Sinn und Wärme verfasster Abschnitt!) *unweises Benehmen gegen das Gesinde, fehlerhafter Schulunterricht;* (wogelegentlich mit Nachdruck gegen die schlechte Behandlung der Schullehrer, ihre ärmliche Besoldung

u. f. w. geredet wird. Wie wahr ist unter anderen die Schilderung so mancher Schulhäuser, S. 122 fg. „Manche Schulwohnungen in den Dörfern sind Hirtenhäuser oder Bettlerhütten, uud manche Schulstuben Kerker, von dicken, stinkenden Dünsten verpestet, vom Rauch schwarz gefärbt, von kleinen, alten, blinden Fenstern umdüstert, u. s. w." Dann heisst es: „reisst diese alten Gefängnisse und Zuchthäuser nieder, baut weniger Lust- Tanz- und Schiess-Häuser, und mehr schöne, lichte, freundliche, räumlichere Schulwohnungen!" S. 127 fg. wird die ernste Frage an die *Prediger* gerichtet: „warum wirkt ihr nicht mehr zur Verminderung des menschlichen Elends? Warum stiften eure Religionsvorträge und eure Amtsgeschäfte überhaupt so wenig Nutzen?" Der Vf. redet sodann mit Nachdruck von der Würde und dem Segen des evangelischen Lehramtes, wenn es das ist, was es, seiner Bestimmung nach, seyn sollte. Man sieht, das, wovon er redet, liegt ihm am Herzen, und er arbeitet allem eitlen Miethlingswesen entgegen. Über das Verhalten des Predigers — manches wahre Wort! Über den *Cölibat des katholischen Klerus* heisst es unter anderen: „Ist es denn nicht möglich, dass dieser schneidende Zwang, der mit der Natur des Menschen, der menschlichen Gesellschaft, des Christenthums im Widerspruche steht, aufgehoben werden kann? nicht möglich, dass diese trübe Quelle geheimer Seufzer, stummer Sünden, verstopft wird? Furchtbar rächt sich die Natur an ihren Beleidigern, schrecklich arten ihre edlen Triebe aus, wenn sie mit Gewalt unterdrückt werden. Menschen sind keine Engel! — Man hat Klöster aufgehoben; warum nicht auch den ehelosen Stand der Geistlichen?" — „Was sind indessen, heisst es S. 199, alle Bemühungen der weisesten, der eifrigsten Lehrer in Kirchen und Schulen, Menschenelend zu vermindern, Menschenwohl zu befördern, wenn sie nicht *von der Obrigkeit unterstützt werden?* Sie stehen zu verlassen da, sind zu ohnmächtig, den reissenden Strom des Verderbens aufzuhalten. Auch *im Staate* liegt ein Grund, warum die Diener der Religion nicht mehr Gutes stiften." Wer sollte dem Vf., der hierauf das Bild eines guten Regenten entwirft, nicht beystimmen? Wie aber, wenn der böse Geist der Zeit auch die besten Anstalten zertrümmert? und anhaltende Stürme des Missgeschicks die Früchte eines langen Zeitraums zerstören? — Wenn der Vf. S. 209 sagt: „Die Jugend ist die aufblühende Knospe der Menschheit. Wenn diese verdorben wird, wie kann sie Früchte tragen?" so sagen wir mit gerührter Seele *Amen!* dazu. Allen Waisenhaus-Directoren, die gerne sparen möchten, empfehlen wir aus Erfahrung folgende wahre Stelle (S. 209): „Es ist besser, wenn arme, verwaisete Kinder in einem zweckmässig eingerichteten Hause zusammen erzogen, als unter fremde Menschen vertheilt werden. Die Anstalt selbst gewinnt zwar durch eine solche Vertheilung, aber die armen Kleinen verlieren; denn sie kommen gemeiniglich in schlechte, unbarmherzige Hände, die sie verwahrlosen; unter Menschen, die nur das Geld, nicht aber das Kind lieben, nicht das Geringste von einer guten Erziehung verstehen, nicht einmal für das wahre Wohl ihrer eigenen Kinder sorgen." Das Ungeheuer, *Krieg*, hat der Vf. kurz, aber wahr gezeichnet. Was er über die *Eidesleistungen* sagt, ist zwar nicht neu, aber doch beherzigungswerth, sowie wir überhaupt diese Schrift als ein nützliches Lesebuch aus Überzeugung empfehlen können. Wi.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Rom* und *Paris*, (*Passau* in Baiern): *Vom beständigen Cölibate. Eine vollständige, historisch-moralische Abhandlung eines alten Theologen, mit seinen und neuern Anmerkungen den Zeitumständen gemäss durchflochten. Nebst einer Addresse an Dalberg.* 1805. 92 S. 8. (12 Gr.)

2) *Germanien*, (*Ulm* b. Wohler): *Die ersten Mittel, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen: I. Aufhebung des geistlichen Cölibats,* und *II. Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache.* 1806. 80 S. 8. (3 Gr.)

Unter den neuesten gegen das Cölibat erschienenen Schriften zeichnet sich No. 1 dadurch aus, dass sie an den damaligen Kurerzkanzler, Freyherrn von *Dalberg*, addressirt ist, auf welchen nun alle ehelustigen Priester als auf einen Erlöser ihre Augen und Wünsche *ex Voto* richten. Die Herausgeber (denn es wird durchaus in der vielfachen Zahl gesprochen,) sagen ihm in der Zueignungsschrift auf 12 Seiten in einer *sehr derben* Sprache (welche man vielleicht der Hitze der Supplikanten vergeben muss,) dass sie von ihm die Cölibatsaufhebung erwarten. „O Dalberg! — heisst es am Ende — wenn diese Gründe nicht überzeugen, wenn die gemachten alltäglichen Erfahrungen nicht die Schändlichkeit des Cölibatgesetzes darthun; dann giebt es keine Wahrheit mehr in der Welt! Wenn auch in diesem Puncte das Ungeheuer der römischen Politik in unseren Tagen noch durchgreift, — dann kann man der Menschheit nur eine Thräne weihen!" Im Eingange der Schrift selbst wird nach Voraussetzung allgemeiner Begriffe behauptet, dass das Cölibat nur Sache der Convenienz eigennütziger und selbstsüchtiger Menschen sey. Dann wird das Urtheil eines alten, nicht genannten Theologen (es ist *Mosheim*) über das Cölibat angeführt, dem eine lange historische Deduction folgt, in welcher S. 7—38 mit vielen Beweisen von Belesenheit und vielen Citationen, die Vorstellungen des N. T. vom Stande der Unverehelichten, und die Urtheile alter und neuer Weisen angeführt und erläutert werden. Dann S. 39—66 eine Geschichte des Schicksals des Ehestandes unter den Christen der ersten Jahrhunderte. Von S. 66 an werden die Ursachen vom Eheverbote für die Priester (wodurch Rom das Heer der Klerisey, und ihre Finanzen, in einer beständigen Unabhängigkeit von der weltlichen Macht erhält) kurz und kräftig widerlegt. Pabst *Hildebrand* oder *Gregor VII* wird S. 58—64 eben so schimpflich, als S. 83—85 *Luther* ehrenvoll erwähnt. Den Schluss macht eine *Ode an die Grossen Germaniens.* — Diese Schrift (die in Baiern, nach der bekannten Liberalität der Regierung, nicht nur nicht verboten, sondern öffentlich verkauft wird,) ist immer, so sehr man der Sprache mehr Feile wünschen muss, ein neues lobwürdiges Bestreben, das hässliche Cölibatgesetz zu unterminiren, und die Grossen, welche *Macht* haben es aufzuheben, auch zu dem *Wollen* zu verleiten.

Der Vf. von No. 2 ist ohne Zweifel ein katholischer Geistlicher, welcher das Bedürfniss der Verbesserung seiner Kirche fühlt, und hiezu die auf dem Titel angegebenen Mittel als die ersten und nöthigsten vorschlägt. Schrecklich, aber wahr ist das Gemählde, welches hier von jenem Gräuel der Verwüstung entworfen wird, den das Cölibatgebot im Reiche der Moralität anrichtet. Der katholische Geistliche hat Niemanden, der an seiner Lage innigen herzlichen Antheil nimmt; die Zärtlichkeit einer liebenden Gattin und guter Kinder ist ihm versagt; die kleinliche wirthschaftliche Aufsicht muss von ihm, zum Nachtheil seiner Berufsgeschäfte, entweder selbst besorgt, oder, immer zum Nachtheil seines guten Rufes, einer Wirthschafterin überlassen werden. Der Vf. widerlegt die Scheingründe, mit denen man das Cölibat dem Ehestande vorzusetzen sucht, und behauptet mit Recht, dass der ehelose Stand vielmehr *zweckwidrig* sey, da er den Anordnungen des Schöpfers in der Natur des Menschen entgegensteht. Das Zweckwidrige der römischen Liturgie sieht und fühlt jeder, der einem katholischen Gottesdienste beywohnt, und eine Taufe mit den Teufelsbeschwörungen oder andere kirchliche Ceremonien sieht. Der Vf. eifert wider den jüdischen Ceremoniendienst, und jeder vernünftige Katholik, (Rec. gehört selbst zu dieser Kirche) die römischen Curialisten ausgenommen, wird mit dem Vf. die Aufhebung des Cölibats und die Verbesserung der Liturgie wünschen.

LMO.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt, b. Mohr: *Der rheinische Bund. Fünftes bis neuntes Heft* (Vom siebenten fängt der dritte Band an); herausgegeben in Gesellschaft — — von *P. A. Winkopp.* 1807. 8.

Bey fortwährendem Abgang näherer authentischer Bestimmungen durch einen Bundestag bleibt zur Zeit nichts übrig, als die vorkommenden Acten, jede für sich und nach dem Augenblick, als Proben des herrschenden Geistes und der Tendenz der verschiedenen Höfe, in Betrachtung zu ziehen. Das *fünfte* Heft beginnt mit K. Bayrischen und G. H. Hessischen Ausschreiben ausserordentlicher Steuren. S. 161. Sie betragen in Bayern *einen Viertelsgulden* des Vermögenswerthes. Ueber die Hebungsart war, wo Stände sind, mit Verordneten der Landschaft Rücksprache genommen, und dem Rechnungscomité ein Mitglied der landschaftlichen Rechnungscommission beygeordnet: Alles, mit einem Wort, rechtlich und billig, wie es einer aufgeklärten Regierung ziemt, und nicht nach den sultanischen Grundsätzen eines Privatschriftstellers, dessen Buch sie mit Unrecht in einigen Verdacht von Antrieb oder Einverständniss bringen würde. Im Hessischen betrug die Steuer einen *halben Procent* vom Capitalvermögen, von dem erlaubt wurde, Passiva in Abzug zu bringen. Steuerfreyheiten waren zuvor abgeschafft.

Von Bayern ferner S. 218 eine musterhafte Verordnung, die der K. Souveränität unterworfene Ritterschaft und Hintersassen betreffend. Mit vielen auszeichnenden Rücksichten, vieler Schonung wird diese Ritterschaft übrigens in die Classe des landsässichen Adels versetzt; ihre Familienverträge erfodern die königliche Bestätigung. Eine Subjection, welche in alten Jahrhunderten ein verderbliches Unglück gewesen wäre, ist unter Maximilian und seinen würdigen Bundesfreunden ein wohl erträglicher und in einigen Rücksichten vortheilhafter Uebergang. Alte Auszeichnungen verliert niemand gern; immer musste der Verlust der Unmittelbarkeit empfindlich seyn, aber die Regierungen haben Mittel, die Brücke zu vergolden, und für das unhaltbar gewordene sicherere Glück zu gewähren. Acten der Abtretung von *Kostheim*, gegen über Mainz, S. 246. Urkunde des Beytrittes des GH. von Würtzburg, dessen Contingent auf 2000 Mann bestimmt ist, S. 291. Wiederum ein Wort vom Unterhalte des gesammten reichscammergerichtlichen Personals, wozu den bedeutendsten Beytrag in der letzten Zeit Bayern lieferte, S. 296. Der Fürst Primas heilt mit Einem Wort eine jahrhundertjährige Ungerechtigkeit des Sectengeistes; die Reformirten zu Frankfurt werden den übrigen Einwohnern gleichgestellt; S. 304 Um eine Erkenntlichkeit von 3000 Gulden entsagte die lutherische Geistlichkeit den Stolgebühren. – Statistische Nachricht von der Bevölkerung von *Eichstädt* S. 306: in der Stadt hat sie sich (bey Entfernung eines Hofs und Abtrennung eines Theils des Landes natürlich) um 1200 Menschen vermindert, beträgt jedoch, in der Stadt und in den vier Landgerichten zusammen, 42000 Seelen. Im übrigen ist dieses Ländchen Neuburg einverleibt. Bey solchen Einverleibungen ist Cassagewinn, und sie vereinfachen den Gang der Expeditionen: ob Deutschland im Ganzen durch diese Verminderung einzelner Mittelpuncte von Verbrauch und Cultur nicht beträchtlich verlieren wird, ist aus dem Anblick vieler einst blühender Residenzen und Hauptorte zu beurtheilen. Es wäre schonend, einem weiland selbstständigen Ländchen nicht alle Vorzüge mit einem mal zu nehmen. Sollte das Plus einiger Besoldungen nicht durch das Fortwähren des Lebens, im Landbau, im Fleiss, vergütet werden? Sollte derjenige Staat nicht der schönste und reichste werden, welcher *allenthalben* lebt, und nicht an wenige begünstigte Orte alles zieht? Unsere Bemerkungen verurtheilen nicht das einzelne Factum, wodurch sie veranlasst worden, und dessen Beurtheilung Localbetrachtungen erfodert: sie sind unsere Ueberzeugung vom allgemeinen. Statistische Darstellung des GH. Hessischen Fürstenthums *Starkenburg*. Schöne Bevölkerung von mehr als 4000 Menschen für jede Quadratmeile. Da sind auch nicht alles verschlingende Städte: Darmstadt, ohne das Militär, hat nicht über 11, 320, Bensheim, die zweyte Stadt, nur 3000 Einwohner; dafür, welch ein Land! Die Grafschaft *Castell* in Franken, über deren Volksmenge zwischen 5000 und 15000 gezweifelt wurde, hat 9442 und *eine halbe Seele* (ohne dass jedoch bestimmt wäre ob die halbe Seele nach den oberen oder unteren Kräften an diese Grafschaft hörig ist). Ausser einigen Actenstücken, die wir übergehen, enthält dieses Heft eine betrachtungswürdige Ausführung des Hrn. GR. *Gärtner* von Neuwied über die neuen Verhältnisse der Fürsten von Wied, beider Linien, zu dem Hause Nassau. S. 190-218. Sie ist so klar und ordentlich, als bündig: Es ist offenbar, und war vorzusehen, dass der Diensteifer oder die irrigen Begriffe mancher Hoheitscommissarien die Souveränitätsrechte über mediatisirte Reichsstände übermässig ausdehnten; es lässt sich von der Souveräne eigenem Billigkeitsgefühl hoffen, dass Vorstellungen wie diese nicht nur Moderation, sondern auch auf dem Bundestag ein deutliches und si-

chernde Gesetz veranlassen werden. Nur dann werden fünf Sechstheile reichsständischer Familien den Verlust ihrer kostbarsten Rechte verschmerzen. Die Abhandlung des Hrn. Cabinetsrathes *Stephan* zu Braunfels S. 253 - 290 ist von eben dem Verdienst. Vortreffliche Vorarbeiten, von dem Bundestag die verschiedenen Ansichten darzustellen, so dass, welcher auch der Beschluss wäre, Mitwelt und Nachwelt vollständige Acten zur Beurtheilung vor sich habe. Die Natur des Rheinbundes ist vortreflich bestimmt; aus derselben erhellt unwidersprechlich, wie viel Mediatisirte nur aufzuopfern haben.

Im *sechsten* Heft ist die K. Bayrische Bestimmung der Verhältnisse für die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, S. 372. Alle Erinnerung der alten Reichsverfassung in Namen, Wappen, Styl, ist getilgt. Da man über das Gemüth nicht eben so verfügen kann, so versteht sich, dass jede weise Regierung das Alte hauptsächlich durch fühlbare Vortheile des neuen Zustandes aus dem Andenken wird löschen wollen: eine, nicht nur für die Gesetzgebung, sondern vorzüglich für die Verwaltung, wo so viel auf Manier ankömmt, nicht leichte Aufgabe; wohl zu beachten bey der Auswahl und Instruction der mit Submittirten in Berührung kommenden Beamten. Eine vortreffliche Idee findet sich von Kurbaden ausgeführt S. 461: Vor der Bekanntmachung eines allgemeinen Gesetzes wird gesammte, dem Grossherzog zugefallene Ritterschaft nach Karlsruh berufen, um alle *Individualitäten* genauer kennen zu lernen. Hierauf kömmt vor, wie die Ortenauische Ritterschaft, welche alles andere bisher überlebt hatte, dieser edlen Regierung endlich übergeben wird, S. 474. Eben so schön leuchtet auch hier des Fürsten Primas Vorsorge für wirkliche Repräsentirung der Bürgerschaft von Frankfurt hervor S. 463. Es wird in der Geschichte sehr bemerkt werden, wie in dieser unerhörten Krisis jeder Fürst in seinem Betragen gegen Submittirte gezeigt hat, *was in ihm* war; das Andenken wird nicht ohne *reelle* Wirkung bleiben. In eben diesem Heft ist eine K. Bayrische Verordnung, welche die bisherigen geistlichen Fürsten in die Kategorie der Mediatisirten setzt S. 473. Ueberhaupt lehren auch andere Stücke, wie der Gerichtsstand und andere Verhältnisse der ehemaligen R. Stände und Ritter hin und wieder neu geordnet und aus einander gesetzt werden S. 465. 467. Souveränität von *Lichtenstein* (Vaduz und Schellenberg an der bündnerschen Grenze; 5000 Menschen); S. 408. Ausser der höchstlehrreichen Fortsetzung der obgedachten Gärtner'schen Abhandlung S. 321 - 371 enthält dieses Heft Ideen über das *Bundesgericht* (S. 399), ein Institut, ohne welches weder Sicherheit noch Credit, weder eine feste noch eine beliebte Herrschaft möglich ist. „Das „allein (S. 401) ist uns Bürge für alles, was wir gu„tes von der neuen Verfassung zu erwarten haben, „das einzige was uns gegen innere Unruhe schützen, „und jedem Nachbar den Verein achtungswürdig, „die Nation aber zufrieden und glücklich machen „wird." Der Gedanke, zu demselben die ausser Activität gesetzten R. Cammergerichtlichen Personen zu verwenden, beseitiget die augenblickliche Verlegenheit für ihren Unterhalt. Sonst könnten wir einen unbedingten Beyfall ihm nicht schenken: die brauchbarsten Männer werden einer um den andern in Dienste der Souverains gezogen; das Bundesgericht, dessen erste Jahre besonders musterhaft seyn müssen, erfodert Beysitzer von einem hellen, umfassenden, unbefangenen Geist und grosser Thätigkeit, deren Blick und Manier durch keinen Einfluss von Routine (Schlendrian), auf einen verwickelten schwerfälligen Gang beschränkt werde. Endlich empfehlen wir die Gedanken des Hrn. GR. *Medicus* von Weilburg über die neue Einrichtung des Zunftwesens S. 392, als auf die Natur der Sache und auf Menschenkenntniss gegründet. Der beym vierten Heft erwähnte Aufsatz des Hrn. Medicus veranlasste Betrachtungen S. 413 — 460, welche ihres Verstandes, ihrer Humanität und auch des Vortrages wegen eines der vorzüglichsten Stücke dieser Zeitschrift sind. Der, uns nicht bekannte, Verfasser ruft das Vaterland mit Recht zu Hoffnungen, doch nicht überspannten, auf. Indem er die Gefühle derjenigen, welche so viel eingebüsst, wohl begreift, macht er auf das Unhaltbare der vorigen Verfassung aufmerksam. Wer etwas mit der inneren Geschichte nur der letzten zwanzig Jahre zu thun hatte, wie könnte der läugnen, dass „der Schwa„che keinen Schutz in den Gesetzen, für jahrhundertalte Rechte keine Sicherheit mehr fand" (die R. Ritterschaft hatte es lang erfahren), „dass der gemeine Mann täglich sehen musste, wie man, den Gesetzen zum Trotz, alles treiben konnte, wenn man die Macht hatte es durchzusetzen." „Was hätte aus dem deutschen Volk nothwendig werden müssen, wenn dieser Zustand noch ein Menschenalter so fortgedauert hätte!" Allerdings; „in der durch Alter ehrwürdigen gothischen Burg waren mehrere zum Tragen und Zusammenhalten des Ganzen höchstnöthige Scheidwände durchbrochen; die Bewohner der vielen kleinen Zimmerchen ohne wohlverwahrte Thüren und Fenster, wussten ihre wenige Habe nicht mehr zu sichern; das beständig unter der Asche glimmende Feuer hatte schon die morschen Balken ergriffen, als das Haupt der grossen Familie ausrief, „Kinder, ich kann den Umsturz „nicht mehr hindern; rette sich jeder so gut er „kann." „In dem neuen Bau sind der engen Stübchen weniger; ihre Bewohner haben sich müssen in die grossen Hallen und Säle mit aufnehmen lassen. Da können sie natürlich nicht mehr so befehlen und anordnen, wie sonst in dem kleinen Zimmerchen"; dass aber nach der Uranlage des neuen Verbandes gleichwohl für sie gesorgt worden, wird hierauf aus der Beleuchtung des Geistes der Urkunde gezeigt. Dass das neue Gebäude nicht eine römische oder deutsche, sondern eine gallische Inschrift hat (*Confédération du Rhin pour assurer la paix interieure et exterieure de l'Allemagne*, S. 417) mag freylich nicht gefallen, ist schmerzlich. Es ist aber so; durch wen, kann man fragen, ist es gekommen, wenn nicht durch unsere Väter und uns? Der Ursachen und Folgen natürlichen Zusammenhang zu ändern, ist nicht möglich; aber, belehrt, können und sollen wir uns selbst ändern, und hievon im Rheinbunde das erste Beyspiel aufstellen.

Das *siebente* Heft beginnt mit einer Vorstellung der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung der Stadt Frankfurt, welche mit vieler Deutlichkeit und Ordnung beschrieben ist. Nur so viel ist verändert, als theils mit dem Reichsverband fallen mulste, theils auf Zeitperioden berechnet war, die nicht mehr sind. Der Senat hatte die höchste Gewalt und repräsentirte das Volk, über dessen Eigenthum er ohne die bürgerlichen Collegia nichts vermochte. Diese Collegia waren Ausschüsse, deren gemeinsamer Auftrag war, über das Wohl der Stadt zu wachen. Der Senatoren sassen auf drey Bänken 43, aus der Bürgerschaft vom Senat gewählt. Von der ersten Bank waren gewöhnlich der Schultheiss und ältere Bürgermeister; sie war die Schöffenbank. Die zweyte ergänzte sich aus den Häusern Limburg und Frauenstein, aus Rechtsgelehrten, Grofshändlern und anderen angesehenen Bürgern. Die dritte bestand aus Handwerkern und Gewerbsleuten. Bey den Sitzungen waren die Rechte gleich. Es waren 16 Aemter über Finanzgegenstände, sechs obere, zwölf untere Gerichte. Nun wird der Schultheifs von dem Fürsten ernannt; zum Bürgermeister und anderen Aemtern drey vom Senat vorgeschlagen. Die Schöffenbank ist aufgehoben (der Senat hat mit dem Justizwesen, ihrer ersten Bestimmung, nichts mehr zu thun); es sind der Senatoren jetzt 14. Die dritte Bank, über Innungs- und Gewerbesachen, hat einen Director, 12 Rathsherren. Die geheime Rathsdeputation über Staatssachen und auswärtige Geschäfte hört auf, weil diese Sorge der Fürst auf sich genommen. Alle Obergerichte sind in das Schöffenappellationsgericht zusammengezogen; die niederen Instanzen sind Stadt- und Land-Gericht. Wer die Wachsamkeit, Mühe, Kunst und Kraft bedenkt, womit eine Stadt ihre Selbstständigkeit in rauhen Zeiten erwarb, und auch gegen die neuere Politik lang behauptete, indefs jeder Bürger einen freyern höhern Sinn, als gewöhnlich unterthane Leute, erhielt, und Fleifs, Flor und Handel oft bewundernswürdig stieg, wird eine Stadtverfassung, so vieler Tugenden Mutter und Uebung, nie ohne Rührung untergehen sehen. Aber wenn das Gebot unwiderstehlicher Nothwendigkeit es durchaus will, so ist viel Trost, einen Fürsten zu bekommen, der das Althergebrachte mit schonender Hand nicht wegreifst, sondern bessert, und besonders bedacht ist, den Muth, das Selbstbewufstseyn, nicht zu schwächen, weder die alten Vorsteher, noch die Bürger herabzuwürdigen, und sie dadurch desto besser an sich zu gewöhnen, dafs er nicht verschmäht, auch sich zu gewöhnen an sie. Wer sie der grausamen Hand eines Plusmachers oder eines theoretischen Phantasten hingiebt, wird sich selbst so viel als ihr schaden, und früh den Grund legen zu eigenem Verfall. Hierauf, S. 31-48, wird erzählt, wie der Fürst von Thurn und Taxis von Bayern, Baden, Würzburg, seither auch anderen Mitgliedern des Rheinbundes das Erbtronlehen der Landpostmeisterey erhielt. In der That, wenn jeder Stand seine eigene Post halten wollte, so würde eine solche Verwirrung entstehen, dafs in Folge der allgemeinen Stimme des commercirenden Europa sie sie alle verlieren, und dieser, seiner Natur nach, zum gemeinen Wesen gehörige Artikel einzig der Disposition des Bundestages anheim gegeben werden würde. In der folgenden Abhandlung (S. 49-64) wird mit gröfster Deutlichkeit bewiesen, dafs nach dem Texte des Bundes A. 27, die Domänen der Mediatisirten der *ordentlichen* Steuer nicht unterworfen sind. Bey S. 52 müssen wir bemerken, dafs die ehemalige Uebung von Kurmainz eben die ist, welche hier bezweckt wird: ordentlicher Schätzung waren die Domänen nicht unterworfen; Beyträge wurden vom Hofcammerzahlamt nach dem Willen des über sein Gut verfügenden Fürsten geleistet. Eben weil Fürsten aus mehr als einem Grund solche Dispositionen gut finden mögen, werden die Domänen der Mediatisirten im Bunde nicht *ihren*, mit welchen sie schalten mögen, sondern den Gütern der Prinzen vom Hause assimilirt, über die meistens Verträge sind. *Ausserordentliche* Steuern wurden auch zu Mainz von den Domänen mitgetragen. Es ist gleichwol einige genauere Bestimmung durch den Bundestag wünschbar: wir halten die Denkungsart jetztregierender Bundesfürsten für die edelste; für die Nachfolger kann keiner bürgen. Deren einer könnte mit den zwey oder drey Prinzen vom Hause sich über allerley vereinigen, wodurch diese nicht litten, aber die assimilirten Domänen in sehr ergiebiges Mitleid gezogen würden. Steuerfreyheiten, auch der privilegirtesten, werden durchgehends aufgehoben, und um so eher würden sie es, wenn der Streich zugleich die Mediatisirten beträfe: daher besser seyn würde, deutlich zu sagen, dafs diese zu ordinärer Steuer *nichts* oder *wie wenig* sie zu geben hätten.

Der sehr gute Auffatz *von Beruhigung der Landsassen* (wir möchten es auf alle Classen ausdehnen) *in Souveränitätslanden* S. 65-81 hat uns mit traurigen Gefühlen erfüllt. Es giebt also Schriftsteller, die den vollendeten Despotismus als Charakter der neuen Verfassung angeben (S. 67 f.); selbst biederen Männern scheint der Umsturz aller alten Freyheiten und Rechte Befugnifs des Souveräns (S. 69): diese, so leicht mifsbrauchte, Ungebundenheit der Macht wird ihm und seinen Behörden (wenn sie etwa zu schüchtern wären!) vordocirt. Man reizt zu Versuchen: den Allvermögenden wird in die Ohren geschrien, dafs sie es sind. Der Nation wird so recht laut gesagt, wohin sie gediehen. Es bleibt hierüber nichts zu sagen, als dafs gewisse ewige Wahrheiten ihre sie nie verlassende Nemesis haben, dafs Phalaris den glühenden Ochsen zuerst am Verfertiger versuchte, und Linguet nicht gern in der Bastille safs, deren Lobrede er gemacht. Im übrigen schlägt unser Verfasser sehr wohl Compromifsgerichte vor (S. 80); wir fügen bey, dafs von diesen an das Bundesgericht Appellation offen seyn müfste. Am 12. Jänner 1807 ist die Organisation des Verwaltungsrathes in *Augsburg* (zwey Bürgermeister, sieben ordentliche, zur Zeit noch drey überzählige Räthe mit artigen Besoldungen) definitiv geordnet worden (S. 81-89). Aus der GH. Hessischen Zeitung erscheint ein denkwürdiger Bericht von dem, im Ganzen guten Gang des *Recrutenzuges*, der sich fügenden Renitenz einiger (übel belehrten) Gemeinden und von den, durch falsche Gerüchte (sehr wahr) veranlafsten Desertionen. Wir wünschen den väterlichen Ermahnungen die vollkommenste Wirkung. Was ist für die Herstellung deutscher Nation mehr zu wünschen, als dafs sie *militärischen Geist* fasse (ohne welchen kein Perga-

ment einer Nation etwas sichert, und *mit* welchem eine Nation vor Trotz und Hohn sicher ist)? Wo soll dieser sich besser ausbilden, als im Heer des grössten aller Feldherrn? Dieses zu hindern ist am Vaterland selbst Verrätherey. Ueber die Vertheilung des *Truppencontingentes* von 4000 M. unter acht Souveräns des rhn. Bundes werden S. 93-97 Bemerkungen gemacht, welche zeigen, wie weit man in dem Lieblingsgeschäfte unserer Staatsleute, den Bevölkerungstabellen, doch noch zurück ist. Es möchte in der Volksmenge dieser kleinen Länder zwischen der Angabe und Wahrheit ein Unterschied von mehr als 140000 Menschen seyn. Im übrigen hoffen wir, dass *für Städte keine Befreyung* Statt finden werde. Wenn das Militär gehoben werden soll, so muss einerseits *die knechtische Behandlung, die es vor Fremden zum Gespötte macht, abgeschafft*, andererseits aber der gebildetere Mittelstand beygezogen werden. Diese Mischung trägt sehr viel bey, demselben einen Anstrich, ja wahrhafte Cultur zu geben. Wir haben unter den Franzosen oft bemerkt, wie gut es wirkte, wenn des Landmanns Natursohn mit Cameraden von Erziehung beysammen diente. Besonders wichtig ist S. 97-106 die nähere Entwicklung der oben angezeigten Ideen über das *Bundesgericht*. Vor der Hand würde in Wetzlar aus den Trümmern des R. C. Gerichtes ein ähnliches, unter zwey Bundesrichtern, in zwey Senaten, aus vierzehen Assessoren, bestehendes vors erste hergestellt; wie nachmals zu wählen, zu unterhalten, wird weiter gezeigt. Unter mancherley Ideen ist diese wegen Leichtigkeit der Ausführung empfehlenswerth. Der Recensent ist aus Abgang persönlicher Kenntniss nicht im Stande zu entscheiden, ob unter den wirklich noch unangestellten C. G. Assessoren *vierzehen* sind, welche das Alter, die Geistesgewandheit, so die ganz neue Ordnung erfodert, und das zur Würde des neuen Tribunals nöthige persönliche Ansehen besitzen; er wünscht nicht, einen ausgeschlossen zu sehen, der diese Eigenschaften vereinige, aber dass zufällige Kommlichkeit hier nicht entscheide: es kömmt zu viel darauf an, dass das deutsche Nationalgericht gleich anfangs in dem ehrwürdigsten Glanz erscheine. Bey dem grossen Lob des R. C. G. S. 99, welches jeder Deutsche mit Rührung unterschreiben wird, ist auch die Rückseite der Medaille nicht zu vergessen. Woher die vielen Beschwerden, bey Visitationen und in allen über die R. Verfassung frey geschriebenen Büchern? waren die zahllosen unausgemachten Händel alle *an sich* unentscheidbar? Was für ein Styl war üblich? Es wäre nicht zu wünschen, dass die alten Mängel hinübergenommen würden. Sollten vierzehn Richter auch allem genug seyn? Zögerung unter den jetzigen Umständen wäre nicht viel besser als Weigerung der Justiz. Im übrigen ist sehr zu wünschen, dass mehrere Vorschläge erscheinen und genau geprüft werden, um die Ideen ganz reif an den Bundestag zu bringen. *GH. Badisches Edict* über die Verhältnisse der Mediatisirten. Carlsruhe, 20 März 1807. Beweis, dass im Nassauischen bereits vor der Souverainität gesetzlich *in dubio contra fiscum* entschieden wurde, S. 121. Man wird überhaupt in den Landesgesetzen vieler deutscher Staaten schöne liberale Grundsätze entdecken, wenn die ungeheuren Sammlungen, wie bey gegenwärtiger Epoche wohl geschehen sollte, revidirt, und das Brauchbare aus dem barbarischen Geschäftsstyl in die Muttersprache übersetzt wird. Ein Wort zu seiner Zeit von dem Braunfelsischen Secretär Hrn. *Doerr* (S. 124), über die Pflicht rheinischer Souveräns, die Behandlung der submittirten Stände nicht so ganz ihren Commissarien und nachgesetzten Stellen preis zu geben, sondern *selbst*, persönlich, mit angestammtem Fürstensinn und humaner Schonung der gefallenen Grösse, an Bestimmung dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Welcher einigermassen fein fühlende Mensch wird es nicht wünschen? Und es ist ein Compliment, welchem das Benehmen des Souveräns hoffentlich Ehre machen wird. Es wird auch wohl gezeigt, dass der Protector durch das bekannte Schreiben an den Fürst Primas dem Recht nicht habe entsagen wollen, Submittirte gegen bundswidrige Anmassungen zu schützen. Es ist in der That schwer zu glauben, dass der grossen Rolle,

Parcere subjectis et debellare superbos

Kaiser Napoleon jemals auszuweichen gedenke. S. 133 wird ein Rescript an Vasallen, *im Lande zu wohnen*, mit Recht für die Aeusserung eines *Wunsches* genommen, indem aus mehreren solchen Verordnungen verschiedener Fürsten eine unbeschreibliche Verlegenheit entstehen müsste. Selbst *halbe Seelen*, dergleichen wir oben gesehen, würden zur Erfüllung nicht hinreichen. Wie wenn man die bisher häufige Aenderung der Vertheilungen dazu nimmt! Beytritt der Fürsten von *Schwarzburg* S. 135: Das Contingent. 650. Dabey eine sehr gute kurze Statistik des Landes. Des Fürsten Primas rühmliche Sorgfalt für die Gläubiger und in Gehalt stehenden Diener des vormaligen *Kur- und Oberrheinischen Kreises*. Interessante Classification der nach der Bundesacte den *Submittirten* bleibenden Rechte S. 145. Beytritt von *Waldek*; Contingent 400. Unentschieden ist allerdings, ob die Landstände künftig auch noch Theilnehmer oder doch Rathgeber seyn werden. Die Gesetzgebung hat den wesentlichen Punct von gesetzmässiger Theilnahme des Volks, (ohne den zwar eine Herrschaft, nicht aber eine Verfassung seyn kann, und jene auf so lang das Eisen übermächtig ist, und nicht auf jene Dauer, deren Grund im allgemeinen Willen liegt) noch zur Zeit nicht beachtet. Im übrigen habe Waldek nicht 34, sondern 20 Quadratmeilen, vierzig, nicht zwey und siebzigtausend Seelen (ausser Pyrmont, von 2 QM. 4500 M.). Schreiben Sr. Hoheit des Fürsten Primas über den Unterhalt der *R. C. gerichtlichen* Personen (das Datum fehlt); väterlich, haushälterisch, aber vollkommen billig; mit Versprechen jährlicher öffentlicher Rechnung. Wohl allen, deren Schiffchen im verwüstenden Sturm an die Küste geworfen ward, wo diess schützende Gestirn den Einfluss seiner Obhut übt! S. 174. f. Probe eines Despotismus welcher sich vor allem Recht hinter die Macht seiner Willkühr verschliesst. „Der Deutsche wird sich so leicht nicht an blinden „Gehorsam gewöhnen (S. 174). Das Gefühl des freyen „Mannes wird in der Masse reger, in der es eingeengt werden soll; der Mensch erkennt seine Würde „am fühlbarsten, wenn er ihre Einbusse gewahr wird."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1807.

GESCHICHTE.

Frankfurt, bey Mohr: *Der rheinische Bund. Fünftes bis neuntes Heft.* (Vom siebenten fängt der dritte Band an); herausgegeben in Gesellschaft — — von *P. A. Winkopp* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die fortgesetzte Vergleichung der Verfassung *Frankfurts*, wie sie war und ist im *Achten Hefte* (S. 177-201), bestätiget unser obiges Urtheil, über die gütige Weisheit, welche nichts nahm, nichts aufhob, als was von selbst aufhörte, und in allem die Stadt und die Geschäfte, keine Eitelkeit, keinen Privatvortheil, im Auge hatte. Da zu weitläufig wäre, das Umständliche auszuziehen so verweisen wir auf die wohlgeschriebene Abhandlung: Hrn. Geh. Legat. Raths *von Reiss* in Regensburg (sofort nach Erscheinung der Bundesacte nach der damals allgemeinen Stimme und Erwartung abgefasste) Gedanken über die neuen *Verhältnisse der Mediatisirten*, S. 201-235. Nicht bloss an des Kaisers Stelle (das muss man zugeben) traten die Souveräns; nach dem Sinn der Institution bedurfte diese eine den Kaisern längst entzogene Macht; aber *gesetzlich* sollte sie seyn: gegen willkührliche Gewalt will *der Protector die Schwachen schirmen* (203). (Warnung für die, so sich an ihnen vergreifen!) Es ist also sehr wünschbar, dass, wo in der Acte etwas zu allgemein, zu unbestimmt, oder, nach dem Sinn verschiedener Sprachen zweydeutig wäre, von dem Bundestag authentisch bestimmt werde. Es wird gezeigt, wie schlichter Sprachgebrauch und Gewohnheit an die alten Rechtsausdrücke hierin vorangehen, und die authentische Interpretation erleichtern. Der Vorschlag S. 205, die Mediatisirten zu den Ersten der Landstände zu machen, würde nach der *Form* zu modificiren seyn, welche in jedem Lande das repräsentirende Corps bekommen dürfte. An Recht würde es nicht fehlen: die Natur und gar mancherley Bedürfnisse empfehlen solche Anstalten. Nur dürften die Mediatisirten sich nicht beygehen lassen, weder ein stetes Oppositionscorps zu machen, noch hier von anderen durch eigenthümliche Vorzüge sich zu unterscheiden. In der vollen Kraft einer neuen Verfassung würde man dem zu begegnen wissen. Dass Oestreich in burgauer Insassenlanden die Aushebung von Recruten den Herrschaften überliess (215), ist nachahmenswürdig: die Eigenschaften (Alter, Grösse) waren vorgeschrieben, und jeder kennt am besten den Hausstand seines Ländchens. S. 221 wird Rückgabe der Güter gewünscht, welche vormals Oestreich unter dem Titel *du droit d'epaves* einzog. Die Anwendung dieses Rechts auf jenen Gegenstand war, unseres Erachtens, ganz unstatthaft, und um so ungerechter, da, wie alle, so auch diese Prätension, wenn sie ja reell gewesen wäre, durch den Frieden abgethan war. Wir sahen damals ungern, den Entschädigten das Zugetheilte, oft ihr ganzes oder hauptsächlichstes Gut, durch eine veraltete Formel schmälern, und wundern uns nicht, dass dieses Heimfallsrecht vom Kaiser Napoleon *monstrueux* genannt worden ist. Das ganze Entschädigungswerk wurde dadurch eludirt. Uebrigens ist *droit d'epaves* fehlerhaft, und hat einen ganz anderen Sinn; es sollte geschrieben seyn *droit des pffes* (Pfaffenrecht; aus Deutschland her). Bey Anlass der Steuerfreyheit (S. 228) wiederholen wir, dass allem Streit und Trug vorzubeugen, eine andere Bestimmung als der Prinzen vom Hause oder der Privilegirtesten gefunden werden sollte; Hr. *von Reiss* ist auch dieser Meinung. Dass Mediatisirte nicht sollten in auswärtige (nur nicht feindliche) Dienste treten, ist zwecklos, nachdem sie keine unabhängige Würde, wie Souveräns, zu behaupten haben, und bey so mancher Schmälerung jedes ehrenhafte Mittel; ihr Glück zu bauen, ihnen billig offen bleibt. S. 236. GH. Baden: über die *Religiösen* aufgehobener Klöster, 22 Mai 1807. Wir haben uns gewundert, dass sie §. 3 „*gesetzmässig erworbenes* Eigen„thum nur *lebenslänglich zu ihrer Nothdurft* sollen be„nutzen", jedoch §. 4. „im Tode darüber disponiren „können." Von einer so weisen Regierung fürchten wir keinen Missbrauch, aber was verpflichtete den ex-religiösen Erben eines reichen Vetters das Zugefallene eben nur *nach Nothdurft* zu benutzen? Und wenn ein gelehrter Benedictiner mit Herausgabe diplomatischer Sammlungen oder anderer wissenschaftlicher Werke einige tausend Thaler vor sich brächte, warum ihn darüber nicht ganz frey, auch schenkungsweise an einen jungen Freund, verfügen lassen? S. 238. Statistische Uebersicht des *Oberfürstenthums Hessen*: 90⅔ Quadratmeilen; für jede 2489 Seelen. Das stollbergische Königstein (um nur zu zeigen, was unser Tabellenwerk bedeutet) wurde zu 4300 S. gerechnet; es finden sich 6340 (fast jede dritte Seele hatten die Zähler übersehen): hingegen bey Wittgenstein sah man wie im Rausch drey für zwey: 20,000 statt 13,664. S. 246. von Wetzlar noch immer traurige Nachrichten; bey allem Eifer des vortrefflichen Fürsten, welcher diese gerechte Sache aufs wärmste besorgt, bey den würdigen Erklärungen von Sachsen, Würzburg, Kaunitz-Rittberg, war man doch nur

bis 15 Aug. gedeckt, und abermals auf Palliative reducirt. Wir wiederholen die Meinung, dass die ganze Summe des Bedarfs, nach Abzug aller noch vorhandenen Quellen, dem Bund und anderen altdeutschen Mächten öffentlich vorgelegt, und von jeder die Erklärung begehrt werden sollte, auf wie viel man von ihr rechnen könne; diese Summe würde halbjährig bezahlt, und, so wie ein Mitgeniesser abgeht, aufs nächste Quartal *pro rata* vermindert. Es giebt wol kein kürzeres Mittel, um einmal aus dieser Sache zu kommen; Menschlichkeit und Ehre sprechen dafür. Indess siehe S. 253 ein weises und billiges Provisorium des Fürsten Primas. S. 257, ein sehr musterhaftes grossherzoglich Badisches Edict über die *Kirchenverfassung*, in den geläutertsten Begriffen, gerecht, schonend, klug, nachahmungswürdigst. S. 286. Sendschreiben, in Ausdrücken und ganz nach der biederen alten Art *Friedrich Carl's von Moser*, an die Herren *Zintel* und (ungern finden wir auch diesen Namen!) *von Brauer*. Hierüber haben wir nicht viel zu sagen. Es ist an das allgemeine Rechtgefuhl in jeder Brust, es ist an die Humanität, welche uns von Bestien unterscheidet, remittirt. Freylich ist schauderlich, 59 Jahre nach dem *Esprit des loix*, 1849 nach *Cicero de officiis*, mitten in der Christenheit, vor den Augen der gesitteten Welt, allem was die Edelsten und Einfaltigsten in sich fühlen, so offenbar Hohn sprechen zu hören. Aber wie lange ists, dass Linguet wider das Brod schrieb? Und wie viele haben die Evidenz bezweifelt? So kann ja auch irgend ein Professor der von Aristophanes beschriebenen Wissenschaft, aus schlecht gut, und weiss aus schwarz zu machen, einmal wieder seine Künste zeigen; er soll uns weder die Erfahrung der Jahrhunderte aus dem Gedächtniss, noch den Blick auf die schönsten Staaten Osteuropens und Asiens aus den Augen escamotiren. Lange haben wir geschwiegen, in Hoffnung des Aufschlusses, dass das Buch prüfender Spott war; zum Ernst schweigen, hiesse das Heiligste verrathen. S. 295: Uebersicht alles in den *GH. Hessischen* Landen bisher Verfügten. Ohne Zweifel um darüber Urtheile zu hören; diese werden grösstentheils höchst beyfällig seyn: doch bey N. 11. würden wir das Verbot, ohne souveräne Dispensation in fremde Dienste zu gehen, auf *Mediatisirte* nicht ausgedehnt haben. Nicht alle Souveräns werden in Ewigkeit ohne ihre Launen, ihren Eigensinn, seyn: von *dem* also soll abhängen, ob der gewesene Reichsfürst auch über seine oder seines Sohnes Person dahin disponiren könne, dem gütigen Ruf eines verwandten oder freundschaftlichen Königs oder Kaisers in seine Dienste zu folgen! Der Souverän hat seinen Kopf darauf gesetzt, er soll nicht; der unglückliche Reichsmitstand soll nun einmal seine Jugendkraft in Müssiggang und Mangel ruhmlos verschlummern. Der Souverain will's. Er unterwirft sich, gehorcht, läſst sein Geschlecht bey Hause, kann nur selbst nicht sich unterthan sehen wo er Herr war — so plötzlich — und es existirt vielleicht Privatgroll: aber nein, er klebt an dem Schollen. Ist das Souveränitätsrecht? Wir nähmen es nicht so. Aufgefallen ist auch N. 17, dass der Souverän sich die Gewalt benimmt, Ausländer, wenn auch besser, ehrwürdiger, vernünftiger als die im Land sich eben findenden, zu einem Pfarrdienst oder einer Schule zu befördern. Was wären die grössten glänzendsten Städte, wenn das immer so hätte seyn müssen? Wie? Keine Erneurung, nie! und warum? Kann man sich nicht offene Hände behalten? Wir vermuthen einen Druckfehler. S. 300. Ueber die Frage wegen *Entschädigung der R. C. Gerichts-Advocaten* und Procuratoren, ob sie rechtsbegründet und auch auf solche Fonds anzuweisen, welche zu Bestreitung der fixirten Gehalte bestimmt waren. Eigentlich Beweis, dass, wenn die Nation die Mitglieder und Agenten ihres obersten Gerichtshofs zum Hungertod bestimmt haben sollte, dieser bey den Procuratoren anfangen müsste. Ein überhaupt so unedler als unnöthiger Streit. Immer war noch von augenblicklicher vorübergehender Aushülfe die Rede; niemand zweifelt an der Nothwendigkeit eines, auf das Absterben aller dieser würdigen Männer hinreichenden Auskunftsmittels; niemand hat ernstlich gedacht, eine Classe zu drücken; das Aergerniss von Animositäten im Augenblick des Scheidens wäre lieber vermieden geblieben.

Das *neunte* Heft beginnt mit betrachtungswürdigen *Bemerkungen* über verschiedene Puncte des Rheinbundes, S. 337-390. Die Mängel, durch welche die alte R. Verfassung ihre Auflösung herbeygeführt, und *verdient* hat, werden berührt (und hätten leicht viel weiter detaillirt werden können). Von der ersten Acte der neuen hätte man, da sie nur mit Fürsten es zu thun hat, gleichwol auch für die Unterthanen ein Trostwort gewünscht (wodurch solch ein Staatsrecht, wie Hrn. *Zintel's*, im Keim erstickt worden wäre. Man hat aber die Fürsten damit ehren wollen, dass *ihr* erstes Werk *dieses* nothwendigste seyn, und *sie* die Begründung der neuen Macht auf die Gemüther vor all anderm suchen werden). Deutschlands Friede (dass es nicht weiter durch die damals bestehenden Verhältnisse in Kriege wider Frankreich verwickelt würde), die Isolirung von diesen Verhältnissen, war der erste, ein pur politischer, Zweck, wobey von der neuen Einrichtung nur das Unentbehrlichste, nicht das von selbst sich Verstehende, erwähnt ward; die Ausbildung blieb ruhiger Ueberlegung ausgesetzt. Wie nöthig diese ist, um vielen Missverstand zu heben, und um das Gebäude zu vollenden, zeigt sich auf allen Seiten. Der Bundestag ist der vornehmlich integrirende Theil; er ist des Gewölbes Schlussstein; er der Vater und Herr, ohne den der ganze Zweck verfehlt ist, indem, nach Verschiedenheit der Zeiten, Einzelne wiederum verschiedenen Mächten sich anschliessen, wiederum das Vaterland zerreissen, abermals die Grenze beunruhigen könnten; ohne ihn sind Aufruhren, Familienfehden, Auflösungen, denkbar; man spricht vom Rheinbund, und hat sein Haupt, mit allvereinigendem Willen, noch nicht gesehen. Die Begriffe, welche nach dem Zweck und Sinne der Bundesacte die beschränkte, aber schöne, hohe und, wenn man Herz hat, wohlthuende Souveränität constituiren, werden von S. 359 aus einander gesetzt. „Was der

„Eine und Andere gewollt haben, merkt man, aber „darauf kömmt es an, was *alle* gewollt, und was *der* „*Protector* gestattet hat." Wie sollte der Staat Gefahr laufen, wenn der Mediatisirte — die Hammerwerke fortreibt, und den Mastpfennig bezieht wie seit Jahrhunderten! Unter den vernünftigsten Vorstellungen wird den Souveräns und Mediatisirten *Ausgleichung* empfohlen (die aber vom Bundestage ratificirt werden, und in allen Bundesstaaten, wo möglich, die gleiche seyn müste. Jenes, um sie vor künftiger Willkür zu schützen: dieses, weil die Tendenz überhaupt seyn sollte, aus den vielen Staaten Ein Vaterland zu bilden.) Dass aber, wenn man sich nicht ausgleicht, hierin wenigstens nicht die nachgesetzten Stellen der Souveräns richten können, wird klar gezeigt. Bey diesem Anlass werden die sclavischen Grundsätze gerügt, wodurch hin und wieder öffentliche Lehrer den Sinn aufkeimender Geschäftsmänner verdrehen: solche Leute leben mit ihren Träumen; die Folgen haben sie nicht gesehen, und von Geschichte und Welt wissen sie nichts. Darauf haben Journale zu achten, dass man sie nicht ungebrandmarkt ihr Wesen treiben lasse. S. 391-436. Die Friedensschlüsse von Tilsit, mit einer historischen Einleitung, und statistischen Erläuterungen, so bündig man sie von dem Herausgeber gewohnt ist. S. 437. K. Wirtembergische Resolution; verschiedene Bestimmungen in Betreff meistens des Cärimoniells der Mediatisirten. S. 439 abermals eine Classification der Souveränitätsrechte. S. 445 frohe Acte der Wiedereinsetzung des Herzogs von Coburg. S. 447. Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reuss und Waldeck im Rheinbund. Contingent von Anhalt 500, Lippe 650, Reuss 400; die übrigen hatten wir schon. S. 449, dass *Waldeck* nie ein hessencasselsches, sondern ein Gesammt-Lehen des hessischen Hauses war.

Wir machen auf die Abhandlung S. 451 über das zu erwartende Fundamentalstatut jeden Deutschen aufmerksam. Ruhe und Sicherheit ist unstreitig der Zweck; unstreitig ein mächtiger Protector nothwendig. (Dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft; und nur eine charakteristische Mässigung, eine gewisse Gleichheit und Friedensliebe, die zwischen monarchischen Regierungen selten ist, nächst der geographischen und politischen Lage, erhielt sie bis auf den Zeitpunct, wo sie eines solchen Hauptes durchaus bedurft hätte. Machte nicht Holland gleiche Erfahrungen?) Die Bestimmung der Fragen, wie es mit dem Protectorat in Zukunft seyn soll, und welche Rechte ihm zuzugestehen wären, wird nun von dem Protector, dem Stifter und Haupte der neuen Verfassung selbst, abhängen. Gemeiniglich pflegen die Zeiten solche Dinge zu machen: es ist eben so wenig zu rathen, dass die Masse mit ihrem Bildner in Discussion trete, als möglich, in die Zukunft eingreifende, auf die unbekannten Ereignisse passende, Vorkehren zu treffen. Da es dahin gediehen, dass wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches dem Chef der grossen Völkerföderation so viel Interesse für unsere Erhaltung hat nehmen lassen, dass er unser *Protector* seyn will. Wer unter uns vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört? Allerdings (das darf man auch jetzt sagen) kann, was *dem Einzigen* gestattet wird, nicht jeder Nachfolger fodern: wenn das Werk consolidirt ist, so wird es der durchgreifenden Intervention auch nicht mehr bedürfen. Aber der heutige Zeitpunct scheint nicht der zu seyn, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. *Er ist;* das sey vor der Hand genug. In Ansehung des Primates, wie über alle Puncte, ist erlaubt, Dafürhalten, Wünsche, wie sie wohl jedem Deutschen in der Seele liegen, zu äussern; z. B. dass der Fürst Primas lang lebe, sein Nachfolger aber *ihm gleich* seyn möge. Ueber Krieg und Frieden mögen Formen verabredet werden, aber der Gebrauch wird von dem grossen Feldherrn abhängen. Es müsste bey den grössten Bestimmungen eine fast unmögliche Abstraction von Dem, auf dessen Daseyn oder völligen Ersatz nicht ewig zu rechnen ist, auf Regenten, wie sie im Durchschnitte sind, gemacht werden. Wir wären der Meinung, im Fundamentalstatut, jetzt bloss die Form und Befugnisse des Bundestages in Bezug auf *innere* Verhältnisse festzusetzen. Das Fremde, Höhere, hat *Er* übernommen: was unter uns täglich vorgeht, inneres gutes Verhältniss, gemeinsame Anstalten, offenes Recht für jeden gegen jeden, ist uns gelassen. S. 460 ist die Idee eines bey dem Protector anzustellenden Bundesreferendars vorgetragen; sie verdient Ausbildung. Dem Protector müsste lieb seyn, einen der deutschen Sachen wohl kundigen und von dem Zusammenhang der Dinge unterrichteten Mann, auf den sich zu verlassen sey, bey Handen zu haben: aus drey vom Tage vorgeschlagenen würde er ihn wählen; der Fürst Primas und Präses, auch wer sonst im Bund es gut findet, würde, jener ordentlich, andere in Fällen, ihm schreiben. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten S. 461 f. sind wir, meines Dafürhaltens, jetzt nicht in dem Fall, viel zu reguliren. Es existirt eine, unserer Hand entwachsene, Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut. Aber wünschbar wäre für die Zukunft, in Krieg, Frieden und Bündnissen nie anders als in Gesammtheit einer Nation zu erscheinen. Der Einzelne verliert seine Wichtigkeit nicht; nach Masse derselben wirkt seine Stimme und zieht andere nach sich: und wie reichlich wird es ihm als Mitglied der Nation ersetzt! Unsere Augen haben es gesehen, wir haben es gefühlt und empfunden, was aus einem Gemeinwesen von lauter Köpfen (oder vielmehr Zungen) entsteht, und dass die Abneigung von Aufopferungen das Mittel zu gänzlichem Verderben ist. S. 463 über allgemeine Uebereinkünfte, *wodurch Ein Vaterland würde*, versteht sich, dass wir einverstanden sind: aber — ein höherer; neuer Geist muss über unsere Fürsten und in ihre Cabinette kommen; selbst, persönlich, müssen *sie* einschreiten, die meisten Räthe, Hofmacher und Plusmacher sind solcher Ansichten unfähig. Wenn das nicht geschieht, wenn wir über nichts uns vereinigen, und um nicht aufzuhören

jeder alles zu seyn, lieber alle nichts seyn wollen, wie kann der Protector Achtung fassen? S. 464 vom Religionswesen. Es ist zu wünschen, dass, gleichwie in protestantischen Ländern für die katholische Religion gesorgt worden, so, nach dem vorleuchtenden Beyspiel des Protectors, den protestantischen Confessionen gleiches in katholischen gesichert werde. Im übrigen halten wir das Badische Edict für das trefflichste Muster. Zu S. 464: Die wohlgemeinten Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes der Juden erfodern eine länger fortgesetzte Bildung, welche die Sache jeder Landesregierung seyn muss. Nach Massgabe des Fortgangs würden die bezweckten Vortheile jedem einzeln zugewendet, ohne dass vor der Hand eine allgemeine Vorschrift rathsam seyn dürfte. S. 465 über die Verhältnisse des Bundes zu einzelnen Fürsten. Wir glauben, dass der Weg der Klage durch festzusetzende Wege jedem frey stehen soll, dass Notorietät hinreicht, auffallende Unordnungen zur Sprache zu bringen, dass aber in Ermangelung von beiden der Bund um das Innere jedes Landes sich nicht bekümmert. Ueber Staatsgrundgesetze für *alle* Bundesländer würde man auf dem Tag sich vereinigen; über die Angelegenheiten einzelner (und andere dem gemeinen Wesen wichtige Gegenstände) wünscht der Verfasser S. 468 f. mit Recht, dass in jedem Land ein repräsentirendes Corps *gehört* werde. Dieser Grundsatz ist so gemäss der allgemeinen Stimme, so analog den besten und grössten Verfassungen, auch der französischen, dass zur Zufriedenheit, inneren Festigkeit und zu nothwendigem Credit seine Annahme durchaus nöthig ist. *Landeigenthum* gebe die meisten, aber nicht alle Repräsentanten; in vielen Ländern wird seinem Gewicht von Fleiss und *Handel* die Wage gehalten; Deliberationen, die das Wohl des Staats betreffen, soll der *Grosse* nicht fremd seyn; und, wo alles die sinnlichen Interessen beachtet, soll nicht auch vom *Gelehrtenstand* jemand für die moralischen sprechen? So, hinauf von der Hütte zum Thron, zum Bundestag, zum Protector, Ein Wille zu vervollkommenden Fortschritten; auf der anderen Seite bey Willkür, unreifes, unausführbares Gebot, Murren, Klagen, Verschwörungen, Aufruhre, Anarchie, Sclaverey, wer wollte nicht lieber *hören*! Wir übergehen, recht sehr empfehlend, die in dieser Abhandlung weiter vorgebrachten Ideen; die Ausführbarkeit von den meisten zeigt vor den Augen der Welt Frankreich selbst; viele, unter Napoleon wohl nicht nöthige, wenig wirksame Institute bestehen, weil sie für alle Zeiten sind, eben wie unsere Souveräns für kein Misstrauen halten dürfen, wenn wir in den neuen Bau für die Zukunft erhaltende Anstalten aufzunehmen suchen.

S. 474. Untersuchung der Frage ob die Aufnahme des *Code Napoléon* in den Bundesländern rathsam sey. Diese Frage wird verneint; aus Gründen welche nicht alle gleich statthaft sind: „ungern würde der Deutsche sich nach fremden Gesetzen richten „lassen.“ War Justinianus ein Deutscher? „Nicht allen Deutschen sey die Sprache geläufig.“ Wohl aber das Latein, und das Kauderwelsch unserer Canzleysprache? Wahr ist aber, 1) dass bey einer alten, weitverbreiteten Nation, welche schon tausend Jahre unter noch vorhandenen Gesetzen lebt, die jährlich in hundert Staaten, von jedem auf seine Weise, modificirt wurden, alles so genau und mannichfaltig zusammenhängend ausgemarkt worden, dass, ohne die grösste Verwirrung, ein fremdes Gesetzbuch zwar aus Gefälligkeit angenommen, aber wohl unmöglich in Vollzug gesetzt werden kann; 2) dass gleichwohl der *Code Napoléon* durch die Einfachheit, Bestimmtheit und Kürze des Vortrags unleugbare Vorzüge hat, welche wir dem deutschen Volk in seinem Gesetzbuch wohl wünschten. Wer unter uns hat die Gesetze seines Landes gelesen, verstanden, behalten? In einer gewissen Monarchie sind seit 27 Jahren gegen sechzig Bände herausgekommen: wer will sich durcharbeiten? und weiss er nun was gilt, und auf wie lang? Wir wollen die Verdienste des preussischen Gesetzbuchs wahrlich nicht mindern; reicht es aber hin, die wirklichen preussischen Gesetze zu kennen? Wir wünschten eine Commission von Wenigen (wo nicht einen Auftrag an Einen), welcher das gemeine, das in den mehreren deutschen Ländern geltende Recht in die Ordnung und mit derselben *Präcision* des *Code Napoléon* sammelte, und von dem Bundestage prüfen und annehmen liesse; dass in jedem Land in Verhältniss zu diesem Buch in derselben Manier und Kürze die Abweichungen der Provinz von jemand gesammelt, von der Regierung in Folge so einer allgemeinen Uebersicht möglichst vermindert, sodann älteren Compilationen das Ansehen genommen, und solcher Massen das Auffinden und Vergleichen uns und unseren Nachbaren, welche Verhältnisse mit uns haben, erleichtert würde. Das wäre ein deutscher *Code Napoléon*, da er doch unter des Kaisers Protectorat erschiene.

Wir haben die Freude, nach S. 480 noch anzuführen, dass der Fürst Primas mit einem Sustentationsplan für das R. C. G. bereits hervorgetreten und dieser, wie zu erwarten, sofort von dem rechtlichen GH. von Wurzburg, ohne Zweifel seither von mehreren Fürsten, mit zutraulicher Achtung aufgenommen worden. Eben so angenehm war die Durchlesung der schönen Zusicherung, die der Herzog von Sachsen Hildburghausen seinen Landständen über ihre Erhaltung ertheilt. Verschiedene statistische Nachrichten, und aus dem Grossherzogthum Hessen die Anordnung obervormundschaftlicher Behörde für die mediatisirten Familien, machen den Beschluss dieses Stücks.

Ths.

FORTSETZUNGEN.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek*, worin von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre, und die Land- und Stadt-Wirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden, von *Joh. Beckmann*, Kön. Kurfürstl. Hofrath u. ordentl. Prof. der ökonom. Wissensch. 22n Bdes 4s St. 1804. in fortlauf. Seitenzahl 608 S. 8. (5 gl.) S. Recens. der 3 ersten Stücke 1805. N. 111.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1807.

PÄDAGOGIK.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungslehre*, von *Jean Paul*. In zwey Bändchen. 1807. I B. XX u. 320 S. II B. 443 S. 8. (3 Thlr.)

2) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung*, von *Caroline Rudolphi*. 1807. I Th. VIII u. 320 S. II Th. 405 S. 8. (Jeder mit einem sauberen Titelkupfer von Madonnen, eine die *della sedia* nach Raph. gest. von Karcher, die andere nach Bart. S. Marc. gest. von Lips.) (3 Thlr.)

Ein glückliches Gestirn leuchtet der Erziehung, wenn für sie männliche Genialität und weibliches Gemüth zu gleicher Zeit wirken. Man lese nur die obigen Bücher. Sie behandeln das wichtige Geschäfte der Menschheit, und beide behandeln sie es mit frommem Ernste: uns ziemt es, zu zeigen, was die Erziehungslehre durch beide gewonnen, indem wir auch ihre Mängel nicht übersehen. Denn schon die Namen der Vff. verheissen uns grosen Gewinn, und fodern unparteyische Würdigung. Wir suchen dieses dadurch zu leisten, dass wir erstens den Charakter eines jeglichen Werks für sich vorlegen, dass wir alsdann den Geist und die Lehren von beiden neben einander stellen und beurtheilen, und dass wir zuletzt das Resultat ziehen. Dieses bedarf, wie es auch diese Bücher verdienen, einer ausführlicheren Darlegung.

Jean Paul Richter steht schon durch seine *Vorschule der Ästhetik* in der Reihe der wissenschaftlichen Schriftsteller, und er hat dort gezeigt, dass er die üppige Fülle seines Witzes, wie seine Wärme und seinen Humor, für einen Lehrzweck zu beherrschen und zu benutzen weiss. Hier thut er dieses noch mehr. In der Vorrede versichert er, dass dieses Werk, wie es der Gegenstand erfodere, als sein ernsthaftestes angesehen werden möge, dem nur selten ein komischer Anhang mitzugeben war. Er hält Wort. Wir haben daher sein Buch nur von dieser Seite zu beurtheilen, und den sehr komischen Anhang, den er mit dem Druckfehler-Verzeichniss den beiden Bänden nachsendet, übergehen wir ganz. Nur einigemale hat uns sein humoristischer Witz gestört, am meisten bey der herrlichen, jungfräulichen Beschreibung der Jungfrau (II. §. 87); wo alles, auch das Gewand, so rein gehalten ist, stört doch der Humor, wie S. 49, gleich einem Flecken. Doch nur so viel gehört in Absicht der ästhetischen Form vor unser Urtheil, und mehr nicht. Rec. bekennt sich übrigens gerne zu dem Theile des Publicums, das sich überhaupt der Originalität dieses Schriftstellers erfreut.

Es war zu erwarten, dass dieser Geist, der so tief und zugleich so liebend in die Herzen schaut, dieser warme und zugleich scherzende Seelenmahler, von seinem reichen Genius einmal zur Kinderwelt geführt würde, um vor ihr zu weilen und für sie zu reden. Alle seine vorhergehenden Werke weissagen dieses, denn sie sind voll der trefflichsten Winke für den Pädagogen. Die *Levana* ist nun die Eingebung dieses seines Genius. Originelle Ansichten, überraschende Folgerungen, glückliche Bilder, hohe Lehren — alles musikalisch durcheinander spielend mit hinreissender Begeisterung — das ist auch hier, und hier vorzüglich das Seinige. Aber ursprünglich ist vieles, — wir könnten es beynahe von allem beweisen — das Eigenthum anderer Schriftsteller; man kennt auch ohnehin Hn. *P.* vielseitige Lectüre. Dennoch ist wieder alles und beynahe ganz das Seinige, und das zur Freude derjenigen, die ihre Lehren hier nur vergeistigt wiederfinden. Lasst uns ein edles Geständniss hören. S. 9. Vorr. sagt er: „Der Leser nehm' es gelinde auf, wenn er einiges Gedruckte hier im Wiederdrucke findet; das Gedruckte ist als Bindungsmittel und Bast des Ungedruckten unentbehrlich. — Auch gewinnen bekannte Erziehungsregeln neu, wenn neue Erfahrung sie wieder bewährt; der Vf. war aber im Falle, dreymal an fremden Kindern jedes Alters und Talents sie zu machen; und jetzt geniesst er von seinen eigenen das pädagogische Dreykinderrecht, und jede fremde Erfahrung in diesem Buche ist vorher die seinige geworden. — Ja, ich wünschte, man trüge sogar altdeutsche Muster von Zeit zu Zeit ins Neudeutsche und mithin in die Bibliotheken über." So ist wirklich hier alles neu geworden, aus eigenem Geiste gefunden, gedacht, gesprochen. Obgleich der Vf. bekennt, dass er nicht alles gelesen, was über Erziehung geschrieben worden, das wir auch dem Viellesenden gerne glauben: so vermissen wir doch kaum etwas von Bedeutung, das irgend in einer Schrift vorkommen mag. „Rousseaus Emile — sagt er weiter — nenne ich zuerst und zuletzt." Zuerst — ja, so ziemt es dem gerechten Manne: zuletzt — das ist mehr bescheiden als gerecht. „Kein vorhergehendes Werk ist dem seinigen zu vergleichen; die nachfolgenden Ab- und Zuschreiber erscheinen ihm ähnlicher." Das ist unrichtig. Gewiss ist vorher, selbst von manchem der alten strengen Humanisten, des leichtlehrenden Comenius zu geschweigen, und ohne gerade bis auf Platon zurückzugehen, für den Geist

der Erziehung vieles Vortreffliche gesagt worden; und eben so gewiss ist es, dass eben dieser Geist, der zum Idealen erhebt, z. B. in unserem Vf. ein viel höherer ist, als er im Rousseauschen Naturmenschen dasteht. Hätte sich dieser nicht bis jetzt veredelt, so gäbe es nur über die Erziehung einige Hausbücher voll Gemeinheiten mit ausführlichen Registern, und in dem ersten besten ehrlichen Tagelöhner sähen wir einen Emile; auch würde dann keine *Levana* so dankbar die Rousseauschen Lehren verherrlichen. Was hin und wieder der Vf. selbst gegen R. erinnert, und was er ausdrücklich sagt: „Nach Deutschland wurden Rousseaus geflügelte Samenkörner verweht und eingeackert:" widerspricht auch jener Überschätzung. Ob wir darin Recht haben, überlassen wir dem unparteyischen Urtheile desjenigen, der R. Emile und *J. P's. Levana*, und in dieser etwa nur im zweyten Bruchstück die 2 ersten Kap., besonders das von dem Idealmenschen, neben einander liefet.

Dass der Vf. kein System giebt, war von seinem Geiste, der sich frey bewegt und überall in das Leben selbst schaut, zu erwarten, und gerade dieses musste uns erwünscht seyn. Denn Recht hat er: „über die Erziehung schreiben heisst beynahe über alles auf einmal schreiben;" desto besser, wenn ein freyer Kopf aus seiner reichen Fülle darüber schreibt. Auch sehr Recht, dass er sich, wie er sagt, „zu seinem philosophischen Nachtheile, von den neueren übersinnigen Arbeitern am Erziehungs-Philanthropin unterscheidet;" — desto mehr Gewinn für eine Mutter, „die ein gegebenes Kind zu entwickeln hat," und für uns, die wir des hohlen Systematisirens genug haben. Dafür finden wir hier Leben, wahres und höheres Leben, und Geist. Bruchstücke sind es zwar, die uns hier vorliegen, 9 Bruchstücke mit zwanglos geordneten Kapiteln; aber man durchgehe sie einmal und noch einmal, und wie durch einen Zauber steht da ein ganzes und herrliches Gebäude. Einige Nebenflügel nehmen wir auch mit Dank an; über Prinzen- und Prinzessinnen-Erziehung; auch ist es schön, überall Aussichten eröffnet zu finden in das weite Menschenleben. Minder zufrieden sind wir mit der Kargheit des Künstlers, welche uns „die *heilende* d. i. die Gegenerziehung" versagt, aus Liebe für die idealische d. i. „die *entfaltende*." Denn wir suchen bey dem Schönen auch das Nützliche. Aber gehen wir nur hinein, da finden wir auch für die Vorfälle, wie sie alle Tage kommen, gut gesorgt, und er giebt mehr drinnen, als er draussen verspricht. Gerade diese Genialität hat aber auch gerade in diesem Gegenstande ihr Gefährliches. Zwar sind es nicht Sprünge, aber manche Flüge sind es, wozu Gefühl oder Witz unseren Lehrer zuweilen hinreisst, und wo seine Lehren müssen berichtigt werden. Das müssen sie, denn die kleinste Unrichtigkeit, die aus einem solchen Munde kommt, wird gefährlich; wir werden daher unten die Hauptstellen anführen.

So ist denn dieses Buch weniger ein Buch zum ersten Lernen oder zum Durchlesen, als zum Studiren für den gebildeten Leser, d. h. auch für jede vernünftige Mutter. Sowie wir darin lesen, umwehet uns warme Luft in milder Frühlingssonne und Blüthenstaub; bald tief bewegt, bald froh erweckt, werden wir in sein Eden hinein gezogen, wo unsere Blicke Blumen um uns her aufblühen lassen, aus denen wie in raphaelischen Arabesken Genien erwachsen; und siehe, das sind unsere Kinder, und sie segnen mit uns die *Levana*. Der schöpferische Geist, welcher diese Erziehungsgöttin für unsere Zeit geschaffen, nennt es mit prosaischer Wahrheit seinen grössten Lohn, wenn nach zwanzig Jahren ein Leser von eben so vielen Jahren ihm Dank sagte, dass das Buch, das er liefet, von seinen Eltern gelesen worden: aber auch wir schon, und so auch die, welche von ihren Ideen hier manche wieder finden, drücken ihm mit herzlichem Danke die Hand.

Nach der Göttin eines Canova betrachten wir das Gemählde einer Angelika. Die Natur hat freylich das Weib nicht zum Schaffen, und genau genommen auch nicht zum öffentlichen Reden bestimmt: dafür aber zum Entwickeln und Ausbilden, auch wohl zur vertraulichen Mittheilung dessen, was es im reinen Sinne erschaut. Wissenschaft und Begrifferklärung erfodern die ganze Strenge des männlichen Geistes, und wo die wirkliche Seele in jene hinüberstrebt, thut sie sich Gewalt an, und verliert ihr Herrliches. Daher wird die Schriftstellerin, die in den Kreis der Männer eintritt, meist empfangen mit — männlicher Grossmuth, mit Galanterie, statt der Kritik. Allein wer darf die Menschheit in klösterliche Abtheilungen verweisen? Es treten zuweilen höhere Naturen herauf, begünstigt von dem Himmel durch ihre äusserliche Lage, und so erhält auch wohl ein Weib den Beruf zum öffentlichen Reden, und die Männer erhalten die Pflicht, sie durch gerechte Beurtheilung zu achten. Unser *J. P.*, der zarte Kenner und Verehrer des weiblichen Herzens, spricht selbst einen Segen aus. Er bemerkt zwar den Mangel an Selbstgesprächen und Selbstverdoppelung in der weiblichen Natur, weshalb sie mehr Poesie und Philosophie als Poeten und Philosophen sind; er bemerkt, dass die Einheit und Innigkeit der weiblichen Natur nicht leiden dürfe; und so sagt er weiter, dass das Talent zu unterdrücken, d. i. zu entseelen sey, sowie das zusammengesetzte zu tödten, aber nicht die einfache Kraft. Aber dann erkennt er es auch an, dass eine Frau Genialität haben dürfe; „wenn ein Jean Jaques für die Erziehung schreibt: so kann eine geistvolle Jeanette Jaqueline sich nicht des Geschäftes geistvoller Männer schämen; vielmehr musste das so seltene Übermass des weiblichen Talents mehr Beruf zur Erziehung geben, als einen Freybrief davon." — „Wenn sie aber, so fährt er fort, sich der Thaten schämen, und doch der Ideen rühmen, so rächt sich ihre Bestimmung gerecht und strenge an ihnen; sie werden zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit von beiden verwundet — und eine Dichterin wird unglücklicher als eine Malerin: — vereinigen sie aber die weibliche Bestimmung mit der genialen, so kömmt ein hohes seltenes Glück heraus."

Sowie wir in dem Weibe hauptsächlich die Mutter preisen, welche nämlich durch stillen Einfluss bildet, d. h. die Natur selbst in ihr, und deren Edelstes nur in ihrem Kinde vor der Welt erscheint, sowie wir darum ihr Erziehungstalent segnen: so erkennen wir in der Vereinigung der *Mütterlichkeit* mit der *Jungfräulichkeit* die weibliche Genialität und Gröfse. In jener gehört sie nämlich ganz mit ihrer vollesten Liebe dem Einzelnen an, und in dieser nicht der Welt sondern der Gottheit: in beiden Gott und dem Menschen zugleich, liebend und entwickelnd das Göttliche in dem Kinde. Die wirkliche Mutter vollendet dieses in der heiligen Stille des häuslichen Heerdes, der sie zurückhält: so dass statt ihrer die Kinder in die Welt auftreten, um sie etwa einmal in den öffentlichen Tempel selbst zu ziehen: wäre sie aber blofs Jungfrau, so mag sie wohl als Priesterin oder Heilbringerin sich sehen lassen; reden würde sie von Dingen der Erde nur gemüthlos und ohne liebenden Blick, denn sie versteht nicht den Menschen. Gab ihr aber Gott dabey ein mütterliches Herz, das einen Erziehungskreis um sich her schuf: so mag sie wohl als Seherin hervortreten, und am Altare der Menschheit das Göttliche verkünden. Ohne sie bliebe den Männern manches Tiefere verschlossen. Sie schaut in das Gemüth, und ihre Worte bestehen nicht aus Formeln, wie man in Systemen lieset, sondern es spricht uns darin das Leben selbst an, das innere und heiligere Leben. Wohin der in die Ferne und Weite spähende Blick des Mannes nicht trifft, was er in dem entstellenden Nebel der bürgerlichen Welt nicht findet, was er in dem weltlichen Treiben, auch der Wissenschaft, selbst noch verliert — was soll ihn dahin ziehen, und ihm da das Auge erheitern, wäre es nicht jene stillgrosse Kraft, die bestimmt ist, uns zunächst zum Himmel zu ziehen, die Liebe der frommen Mutter, des Weibes heiliger Sinn? Besonders wird sie verdienen über Erziehung gehört zu werden; und wie die Erziehungslehre auf der einen Seite durch die freye Behandlung eines Mannes wie *J. P.* gewinnen muss, so werden wir auf der anderen Seite einer *Caroline Rudolphi* Dank schuldig seyn für ihre Belehrungen, die sie aus der Tiefe ihres Gemüthes und aus dem Schatze ihrer Erfahrungen mittheilt. Sie kennt das Geschäfte, wovon sie spricht, sehr glücklich, sie weiss schön zu reden; und weibliche Erziehungsgemälde zu zeichnen, dazu hat sie einen höheren Beruf. Denn ein Weib, das seine Thaten rühmen, spricht auch rühmlich seine Ideen aus. „Die Verfasserin (Vorr. S. 4) hat es nicht für überflüssig geachtet, diesen kurzen Auszug von Beobachtungen und Erfahrungen aus ihrem ganz pädagogischen Leben ihrer Mitwelt als ein kleines Opfer darzubringen. Euch jungen Müttern, die ihr für manchen besonderen Fall Rath suchet, sind diese Briefe vorzüglich gewidmet. — Dass man diese Sache wirklich so lieben und treiben könne, wie diese Selma that (in deren Namen sie diese Briefe schreibt), dafür stellt die Vfn. einer jeden einen sicheren Bürgen. Er wohnt tief im Heiligthum des weiblichen Herzens, und heisst *Mutterliebe*."

Wir hören gerne ihr Bekenntniss (I. S. 90): „Zwar schreiben und lehren die Männer viel über weibliche Erziehung; aber das berechtigt *uns nicht*, über die Grenzen zu gehen. Ihr Gebiet ist nicht so enge abgesteckt als das unsrige." Aber dafür giebt es ihr Gemüth auch ein, wenn sie z. B. dort, eine poetische Gabe an der kleinen Ida vermuthend, an deren Mutter schreibt: „Ich könnte ja nichts als dieser lieblichen Phantasie friedliche Bilder zuführen, und dieses tiefe Gefühl mit warmer Liebe nähren und pflegen. So ist nun geworden, was du siehst. Und das so gewordene stehet keiner weiblichen Tugend hindernd entgegen, wie die angebildete Künstlerin nothwendig thun muss. Das Bewufstseyn der Naturgabe erhält das Gemüth des Weibes in schöner Demuth, eben weil es eine Gabe ist. Das an sich Gerissene, mit Anstrengung und Studium Angeeignete macht stolz und übermüthig, wenigstens im Weibe. Und die Leidenschaft, das Errungene zu erhalten und zu vermehren, nimmt Besitz vom ganzen Gemüth, und macht leicht Ekel an den tausend kleinen Dingen, die mit einander die schöne Häuslichkeit ausmachen. — Wenn ein noch so glänzender Preis darauf stünde, wenn mir ein Kranz aus Sternen geflochten, und mein Name hineingeschoben werden sollte, ich wüste — die Lehre über Erziehung — in kein System zu bringen, ihr keine wissenschaftliche Form zu geben, also auch nicht in bestimmten Stunden darin zu unterrichten. Diess mag wohl von dem ganz unsystematischen Geschlechtscharakter herrühren."

Beweise von der Mütterlichkeit der Vfn. giebt überall der Geist ihres Buches in manchen Stellen, wovon wir uns noch einige anzuführen vorbehalten; ihr Heilighalten der Natur und Individualität gehört besonders hieher. Die Versicherung der Vorr., dass diese Gemälde zwar nach dem Leben entworfen, aber in den Lichtern, Umrissen und Anordnungen über das Alltagsleben gehoben seyen, stimmte mit unserem Wunsche zusammen; und in dem Buche selbst erscheint dieses Idealisiren, und in demselben die jungfräuliche Priesterin. Hier entstand nun auch in ihr selbst die Besorgniss, dass sie sich von der wirklichen Mutter entfernen könnte; das beweisen alle die Stellen, wo sie gegen Sentimentalität und Affectation spricht, und sich selbst über Ziererey erhebt. Aber nicht ganz entgeht sie hier einseitigen Ansichten. Aus Liebe zur verschönerten Natur übersieht sie zuweilen die wirkliche; sie geht einigemale von Begriffen aus, wozu wohl lehrende Männer verleitet haben; einiges ist das Wort einer mehr von aufsen gegebenen Bildung, und einmal könnte sogar ihr Wort die Mutter niederschlagen, und ihr die Liebe absprechen, weil ihr Glücksumstände fehlen. Von allem diesem werden wir noch unten reden müssen. Wollte Rec. nicht den Tadel über diese einzelnen Puncte scharf aussprechen, so müste er Zweck und Güte des Ganzen, und die Würde unserer Lehrerin verkennen. Denn das Ganze belebt reiner und hoher Geist, der für die vielen Gegenstände des täglichen Lebens, worin sich die Mutter befindet, Belehrungen ertheilt. In welchem

Fall nur eine Mutter kommen mag, was z. B. Gehorsam und Gefälligkeit, was Eigenthum und Wohlthätigkeit der Kinder, was Lob und Tadel, was Bestrafung, was auch Verbesserung der verdorbenen, was selbst Veredlung des ganzen Hauses betrifft, in allem wird sie guten Rath und schöne Beyspiele in diesen Briefen finden; dabey rührende Züge aus der Kinderwelt, poetische Blüthen des unschuldigen Alters, Vorzeichen von mancherley Anlagen; auch wird sie nicht leicht die nöthigen Beobachtungen der verschiedenen Perioden und die bestimmteren Regeln für manche delicatere Verhältnisse vermissen. Selbst der romanhafte Ausgang des Ganzen, wo sich alles mit glücklichen Heirathen endigt, wird ihr in einer solchen Lehre darum lieb seyn, weil durch die Brautliebe und den Übergang in den Ehestand sich erst die Erziehung vollendet. Die Vfn. sucht alles, so viel möglich, in bestimmten Fällen auschaulich zu zeigen, und wohl anerkennend, wie wichtig besonders in der weiblichen Erziehung Kleinigkeiten sind, läfst sie sich auch auf diese ein, aber mit umfassendem Blick auf das Eine und Grofse, und so auch mit edler Sprache. Es ist Anfangs störend, dafs Kinder zum zweytenmale, und zum drittenmale wieder Kinder auftreten, aber man sieht doch immer wieder so ziemlich andere Kinder, und jedes in seiner Individualität, und so gewinnt die Belehrung an Vielseitigkeit. Es ist eine Reihe von Gemälden, zur Einheit geordnet; die Zeichnung ist rein und sicher, das Colorit hell und zart, der Ton ernst und sanft; das Geschäfte der weiblichen Erziehung konnte nicht schöner gemahlt werden, als in diesem Werke von weiblicher Hand. Sie schliesst mit dem Hochgefühle: „Ja Emma, es entzückt mich der Gedanke: — Wer auch nur in einer Seele das Göttliche hervorgerufen und zu Leben und That entzündet hat, dessen Verschwinden aus den blühenden Auen des Lebens ist kein wirkliches Sterben, und was er der Erde läfst, ist mehr als sie ihm geben oder vergelten konnte." — So spricht die Jungfrau in frommer Begeisterung aus, was die Mutter als ihr Heiligstes in tiefer Brust verschweigt: aber sie spricht es hier als die Lehrerin der künftigen Mutter. Wir freuen uns in diesem Buche der Blüthen dieses Gefühls, wie in einem heiteren Blumengarten. Wer ihn einmal kennt, wird gerne darin weilen; und auch der wissenschaftliche Erzieher wird sich dankbar des Schönen erfreuen, das seinen Lehren Leben verleiht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Breslau*, b. Barth d. j.: *Rathschläge für Ältern und Hauslehrer, betreffend die Erziehung eines Kindes bis zum zwölften Jahre.* 1804. II u. 173 S. (16 gr.) Wenn gleich das Meiste von dem, was der uns unbekannte Vf., der ein Schulmann in Schlesien zu seyn scheint, in der anzuzeigenden Schrift sagt, nicht neu ist: so ist es doch wahr, und von der Art, dafs es für manche Ältern und Erzieher nicht oft genug wiederholt werden kann. Der Vf., welcher sich über die physische, moralische und intellectuelle Erziehung zugleich verbreitet, geht von dem Grundsatze aus, dafs man auf den Charakter der Freyheit und Selbstständigkeit des Zöglings vorzüglich Rücksicht nehmen müsse, und widersetzt sich mit Nachdruck jedem Vorschlage, nach welchem man das Kind eher zum Bürger, als zum Menschen zu erziehen sucht. Rec., in der Hauptsache mit dem Vf. einverstanden, kann sich nicht überzeugen, dafs es nöthig gewesen sey, Montesquieu's Foderung, dafs in einer Republik der Geist der Freyheit, in einer Monarchie die Ehre, und in einer despotischen Verfassung die Furcht das Princip der Erziehung seyn müsse, so ernsthaft zu behandeln, wie es hier geschehen ist. Gewifs irrt der Vf., wenn er glaubt, dafs der gröfsere Theil der neuen Pädagogen dieser Foderung des französischen Staatsmannes allzusehr gehuldigt habe. Man hat wohl verlangt, dafs man bey der früheren Erziehung und Bildung des Kindes auch auf seine wahrscheinliche künftige Bestimmung Rücksicht nehmen müsse, und wenn man nur darüber die eigentliche Erziehung zum Menschen nicht versäumt: so thut man sicher daran nicht unrecht, und nichts anderes, als was der Vf. weiterhin selbst fodert. — Vorzüglich gut ist, was über die moralische Erziehung, und über die erste intellectuelle Bildung gesagt wird; und wenn auch der praktische Erzieher nicht selten finden sollte, dafs es nicht immer in seiner Gewalt stehe, die Vorschläge des Vfs. zu realisiren: so ist es doch gut für ihn, wenn er sich oft das Ideal vorhält, dem er sich nähern soll, gesetzt auch, dafs er es nicht ganz erreichen könnte. — Zu manchen der physischen Erziehung betreffenden Vorschlägen, z. B. dafs man Kindern durchaus kein Fleisch, keinen Wein u. dgl. geben solle, möchte wohl der Browninner, der einer mehr reizenden und stärkenden Behandlungsart aus medicinischen Gründen das Wort redet, den Kopf schütteln. Übrigens mufs es Rec. bey aller Gerechtigkeit, die er dem Vf. gern widerfahren läfst, dennoch rügen, dafs in der ganzen Schrife auf das Pestalozzische System durchaus keine Rücksicht genommen, und selbst bey Vorschlägen, die — wenn auch nicht von Pestalozzi entlehnt — doch von diesem sehr dringend empfohlen worden sind, seiner nicht gedacht worden ist. —m—

Halberstadt u. *Heiligenstadt*, b. Dölle: *Schulreden* von *B. A. Marks.* 1806. 102 S. 8. (16 gr.) Diese, durch zufällige, äussere Veranlassungen entstandenen, auf einen bestimmten Kreis von Freunden berechneten Reden machen auf das Interesse des gröfseren Publicums eigentlich nicht einmal Anspruch. Sie zeichnen sich aus durch Simplicität und Herzlichkeit. Sie lehren uns ihren Vf. als einen achtungswürdigen, edlen Mann kennen, der von regem Eifer beseelt, sein Vorhaben Gutes zu wirken auf die rechte Weise zu realisiren versteht, und Sinn hat für die Pflicht und den Beruf eines Lehrers der Jugend. Insonderheit dringt er überall auf eine harmonische Ausbildung des gesamten Menschen, welche man nie genug empfehlen kann; denn woraus anders entstehen alle, sowohl moralische als physische Verkrüppelungen, als aus Mangel an Berücksichtigung eben dieser hier angedeuteten Pflicht, den Menschen in seiner Totalität u. Einheit zu bilden, nicht den Staatsbürger auf Kosten geistiger Bedürfnisse, nicht den Geist auf Kosten der Kraft und Gesundheit, nicht den Körper auf Kosten des Geschmacks und der Humanität? — Die erste und dritte Rede enthalten Worte herzlicher Erinnerung an früh verblühte Jünglinge. Die zweyte Rede ward nach der Vorlesung der Schulgesetze vor den versammelten fünf Classen der Domschule gehalten. Den Schlufs macht die vom Vf. kurz vor seiner Versetzung nach Heiligenstadt gehaltene Abschiedsrede, die gewifs keiner ohne innige Theilnahme lesen wird. D. A. E.

Berlin, b. Schöne: *Eine gute Erziehung befördert das Wohl der gemeinen Bürger- und Soldaten-Söhne.* 1804. 112 S. 8. (8 gr.) Schon der Titel, der eine fast allgemein erkannte Wahrheit ziemlich untitelmäsig ausdrückt, läfst vermuthen, dafs man hier nichts Neues zu suchen habe. Der Vf. zeigt sich übrigens in seinen Urtheilen über Erziehung und Volksunterricht als einen denkenden Mann, wenn wir auch nicht behaupten können, dafs alle seine vorgetragenen Meinungen evident erwiesen sind. Insbesondere gilt diefs von seinen Behauptungen über die Grenzen der Aufklärung, wobey es vorzüglich auf scharfe Begriffbestimmungen ankommt, die man aber hier vermifst. Das bemerkt man wohl, dafs der Vf. ins praktische Leben geblickt hat; daher fehlt es dieser Schrift auch nicht an einzelnen beherzigungswerthen Bemerkungen. Z—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1807.

PÄDAGOGIK.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Levana* oder *Erziehungslehre* von *Jean Paul etc.* 1. 2. Bd.

2) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung* von *Caroline Rudolphi etc.* 1. 2. Bd.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir stellen nun die Hauptpuncte dieser beiden Schriften neben einander.

1. *Über die Erziehung selbst.* — *Jean Paul* erklärt sich ausdrücklich über das Zuviel und Zuwenig, was man ihr zuschreibt. Eine vollendete Kunst und Einstimmung in derselben würde alle Zukunft in unsere Gewalt bringen. Eigentlich sollte man zuerst eine Erziehungslehre für geniale Wesen geben, weil diese die Weltgeschichte regieren. „Ihr könnt wenigstens doch im einweihenden ersten Jahrzehend des Lebens die gelagerte Löwenkraft mit allen zarten Gewohnheiten des schönen Herzens, mit allen Banden der Liebe umgeben und überstricken. — Es ist rührend und erhaben, dass der Erzieher künftige Sonnen als Wandelsternchen an seinem Laufband führt. — Man soll nicht den erwachsenen Menschen für einen wachsenden verbrauchen, und zu blossem Erziehen wieder zum Erziehen ist das Leben nicht geschaffen." — „In Familien erzieht gewöhnlich neben der Volksmenge eine pädagogische Menge Volks, wenigstens z. B. Tanten, Grossväter, Grossmütter, Vater, Mutter, Gevatter, Hausfreunde, jährliche Dienerschaft, und an der Spitze winkt der Informator mit dem Zeigefinger, so dass sich ein Kind unter den Vielherren wirklich einem Sklaven viel ähnlicher, als man denkt, ausprägt." (Diese Folgerung ist etwas zu stark.) „Auch hat man heimliche Uneinigkeit im Erziehungsplane; gewöhnlichen Eltern schwebt statt des Urbildes ein ganzes Bildercabinet von Idealen vor. — Die meisten Culturmenschen sind daher jetzt ein Feuerwerk, das unter einem Regen abbrennt, unverbunden mit zerrissenen Gestalten glänzend, halbe Namenszüge malend. — Aber Regel ist Einheit und Einheit ist Gottheit. Das überzart nachfühlende Mädchen, und der roh auflebende Knabe, beide bändigt und besänftigt die Einheit der Regel. — Der Zeitgeist, dessen Zögling der Erzieher selbst ist, entscheidet so wie der Volksgeist, und so kann zwar die Erziehung fortdauern, aber dennoch können die Menschen bleiben, was sie waren. — Darum aber auch ist Verbesserung der Erziehung durch Schriften nothwendig. — Was für die Zeit erzogen wird, ist schlechter als die Zeit. Erhebung über den Zeitgeist gehört ebenfalls zum Ziele der Erziehung. Jedem erscheint freylich seine Zeit moralisch schlechter, so wie die intellectuelle besser als sie ist; denn in der Wissenschaft ist das Neue ein Fortschritt, in der Moral ist das Neue ein Widerspruch mit unseren inneren Idealen, und mit den historischen Idolen stets ein Rückschritt; — doch entsteht ja aus dem Uebel immer wieder Gutes. Indessen spricht doch der Geist der Ewigkeit über die jetzige Zeit sehr harte Worte — Leidenschaftlichkeit und Siechthum drückt sie, und der Sinn für das Ausserweltliche ist verloren. — Kräftigen und Kraft lassen, sey das erste und letzte Wort der Erziehung. Und gegen die eindringende Zeit ist das Kind mit einem Gegengewichte dreyer Kräfte auszurüsten, wider die Entkräftungen des *Willens*, der *Liebe*, der *Religion*. — Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frey oder ruhig zu machen strebt. Am hellesten schaut jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blüthezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter — wenn nur noch Jeder sich es recht klar bewusst wäre, was er damals hätte werden wollen. Aber in einem Anthropolithen (versteinerten Menschen) kommt er an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegbrechen, dass sich die übrigen selbst befreyen können, das ist oder sey die Erziehung; — nur aber muss er vorher errathen werden." Die *Levana* giebt uns aber dazu keine Winke als etwa folgendes: „Der Idealmensch Fenelons, so voll Liebe und voll Stärke, der Idealmensch Karls II, so voll Stärke und voll Liebe, könnten gleichwohl sich nie gegen einander ohne Geisterselbstmord auswechseln oder seelenwandern. Folglich hat die Erziehung seine Individualität auszuforschen und hochzuachten. — Aber der Erzieher lässt wohl sich selber so viele hingehen, als er braucht, um fremde auszutilgen und seine einzupflanzen. Zum Glück glückt es nur nicht immer; — bloss die Mittelmässigkeit verdrängt fremde durch eigene; — das kommt nicht bloss von Eigenliebe, sondern von Vermengung des Ideals mit dem Idealen. Dieselbe moralische Genialität kann hier als Sokrates, dort als Luther, hier als Phocion, dort als Johannes Mensch werden. — Sogar ein Genie würde durch das Ausgleichen oder Auswechseln der Individualitäten Gewalt leiden: wird aber einer Mittelnatur die Urkraft gebrochen, was kann da kommen und bleiben, als ewiges Irren in sich selber umher."

C. R. geht von denselben Grundsätzen über die

Wichtigkeit und die Grenzen der Erziehung aus; aber sie sagt sie weniger mit Worten als mit der Handlung in ihrem Buche, und zwar mit besonderer Anwendung auf das weibliche Geschlecht. Doch erklärt sie sich auch ausdrücklich für die Heilighaltung der Individualität, um das Ideal in einem jeden zu entwickeln; sie spricht stark gegen das gewöhnliche Abformen durch Gouvernanten (II. 134); und sie giebt überall Winke, wie z. B.: „Es ist also nothwendig, dafs jede Mutter den Originalcharakter ihrer Kinder studire, und es seiner besonderen Natur gemäfs behandle — nie das sanftere dem lebhafteren, oder umgekehrt, das feurigthätige dem stillempfänglichen zum Muster vorhalte, vielmehr soll sich seine individuelle Natur nach allen ihren Eigenthümlichkeiten frey, leicht und kräftig entfalten. Es darf im Mädchen der herrische Mannssinn nicht aufkommen, wenn es auch Anlage dazu hätte. Sein Wesen soll sich zu weiser Biegsamkeit formen. Das ist bey stark ausgeprägten Naturen eine schwere Aufgabe der Erfahrung, und gelingt nur, wenn man früh genug daran arbeitet. Nicht minder schwer ist die, die Kraft einer allzuweichen, überzarten Natur zu erhöhen. Da giebt es der Missgriffe ohne Zahl. Nicht selten wird durch Missverstand des Erziehers der Eigensinn auf die Schwäche gepfropft, wo man Selbstständigkeit zu impfen gedachte; oder es wird auch aus übergrosser Freude an der Zartheit eine völlig willenlose Schwäche. — Aus einer gemeinen Natur bildet eine recht alltägliche Erziehung und strenge Zucht gerade die brauchbarsten Menschen." An diese Grundsätze schliessen sich eine Menge schöner Bemerkungen für Mütter; ja, hier ist eigentlich das weibliche Verdienst unserer Schriftstellerin, dieses alles im Einzelnen und Kleinen aufzuzeigen; sie deutet auch auf manche Vorzeichen schon bey den ersten Äusserungen des Kindes hin, um sein Eigenthümliches kennen zu lernen.

2) *Das Geschäft der Eltern, besonders der Mutter.*

Die *Levana*: „Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, zur Gattin blofs mittelbar; so ist der Mann umgekehrt mehr zum Gatten gemacht als zum Vater. — Schöngebildete Völker waren nach *Herder*, die Erzieher der Menschheit; so sey eure Schönheit (ihr Mütter) nicht nur die Einkleidung, sondern auch das Organ der Lehre und Bildung. — Aber, besonders ihr in den freyeren und höheren Ständen, denen das Geschick das Lasttragen der Haushaltung erspart, die es mit einem heiteren grünen Erziehungsgarten für eure Kinder umgiebt, wie könnt ihr lieber die Langeweile der Einsamkeit und Geselligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geliebtester Wesen, das Verdienst schönster und längster Wirkung? Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat. — Zwar was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt, aber zweymal werdet ihr nicht vergessen. Glaubt ihr eine unsichtbare Welt — so wifst ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner rein und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinsehen, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt seyn, Weiber, und recht lange, und bis in den Tod; nun so seyd Mütter eurer Kinder! — Die Mutter bildet mit dem Kinde zugleich ihr heiligeres Ich. — Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und bis zum Ende dauern kann; die Tochter bildet der Muttergeist. — Dabey übersehe man nicht die vortreffliche Beichte der Sünden, die manche auch der besseren Mütter begeht. — Aber die mütterliche Bestimmung kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie mufs das Mittel, nicht der Zweck derselben seyn." — Sehr gerecht nimmt sich die *Levana* auch der gedrückten Mütter, besonders im Mittelstande an, von denen man nur zu viel fodert. Auch unterläfst sie nicht, die Väter zu ihren Pflichten anzuweisen, die Begünstigung mancher hierzu, besonders des Landedelmanns und Landpredigers zu zeigen, und dafs im Mittelstande von den Männern mehr zu fodern sey, als von den gedrückten Frauen.

Erz. Gemälde: „In dem Vater sehe das Kind den Repräsentanten des Wahren; in der Mutter den Inbegriff des Schönen und Guten; an beide soll es unbedingt glauben, so lange bis es selbst die Frucht vom Baum des Erkenntnisses brechen kann. — Willst du, o Mutter, in deines Kindes Seele einzig herrschen, und ununterbrochen fortleben, so sey unzertrennlich von ihm, und lafs deine Gegenwart es beständig umgeben. — Und wo ist ein schöneres Leben für das weibliche Herz, als unter Kindern? — Spreche mir Keins mehr von den Opfern, die ich wissend oder unwissend bringe. — Es giebt für ein reines weibliches Herz keine schönere Bedeutung, als ein Kind, das wir zu erziehen haben — und keinen höheren Triumph des Mutterherzens, als ihre Tochter in Lilienreinheit aufblühen sehen." — Auch dieses sehen wir in den Handlungen, welche das Gemälde aufstellt, selbst; nur ist es mehr das, was von den Müttern in den freyeren und höheren Ständen gefodert werden kann.

3) *Weibliche Erziehungsanstalten.*

Die *Levana* erklärt sich stark dagegen: „Mütter, Väter und selber Jünglinge sind für sie die bessere Gesellschaft. Mädchen hingegen mit gleichjährigen Mädchen verbunden, z. B. in Pensionen, stehen mit einander in einem Tauschhandel weniger ihrer Vorzüge, als ihrer Schwächen u. s. w. Schon ungleichjährige Schwestern schaden einander, wie vielmehr gleichjährige Gespielinnen; man höre nur in einer weiblichen Erziehungsanstalt die gegenseitigen Neckereyen, wenn eben ein Jüngling darin vor oder hinter das Sprachgitter gekommen war. Im Vaterhause würde aus einem solchen Besuche weniger gemacht, weil er öfter, ernster und zwischen weniger Nebenbuhlerinnen abge-

legt würde. Und was liefse sich noch sagen über diese willkührlichen Interimsklöster! Das höchste was ein Mädchen in einer Pension wiederfinden könnte, wäre eine Mutter; doch würde der Vater fehlen. Die Mädchen sollten, wie die Priesterinnen des Alterthums, nur in heiligen Orten erzogen werden; und nicht einmal das Rohe, Unsittliche, Gewaltthätige hören, geschweige sehen. Je reiner das Goldgefäss, desto leichter wird es verbogen; der höhere weibliche Werth ist leichter einzubüfsen, als der männliche. — Etwas besseres noch als weibliche Erziehungs- sind weibliche Unterrichts-Anstalten."

Das *Erziehungs-Gemälde* beweiset dagegen an sich schon die Möglichkeit einer guten weiblichen Erziehungsanstalt, ohne die Nachtheile, die sie haben kann, unbemerkt zu lassen. „Weiber, die unter lauter Weibern aufwachsen, wie in Klöstern und weiblichen Pensionsanstalten, werden von einem weiblichen Kleinigkeitsgeiste bald ganz beherrscht. — Wenn vielerley Kinder in späterer Jugend und verschiedenartiger Roheit zusammen sind, das ist nachtheilig; dagegen eine kleine Anzahl, die frühe nach ganz einerley Grundsätzen behandelt und von einem Geiste geleitet werden, sich nicht schädlich sind, man müsste denn bösartige Naturen annehmen. — Die Schulen haben ausser diesem noch den Nachtheil, dass die jungen Mädchen in den Gassen der Stadt durch das, was sie da sehen und hören, täglich ein unmerkliches Etwas von dem weiblichen Zartsinn einbüfsen." — Der Scharfblick der Erzieherin kann hier das scharfe Urtheil jenes Verehrers der Weiblichkeit mildern, und besonders durch die Feinheiten, womit sie jene Übel abzuwenden weiss, berichtigen. Die Hauptbedenklichkeit bleibt uns noch, dass es auch in den besseren Anstalten sehr schwer ist, theils die Eigenthümlichkeit eines jeden Mädchens zu erhalten, theils es zur Häuslichkeit zu gewöhnen. Leichter ist es gewiss, die Sittlichkeit der Mädchen im Allgemeinen da zu schützen, weil diese, nach dem Ausdruck der *Levana:* „Sitte, nicht Grundsatz ist, woher ihre grössere Verletzbarkeit kommt;" und weshalb, setzen wir hinzu, sie gerade dort am besten gesichert werden kann. — Und noch ein Punct, der hierher gehört. Die Vfn. der *Erz. Gem.* schreibt vortrefflich gegen die Einführung der Mädchen in öffentliche Gesellschaften und auf Bälle, indem sie zeigt, wie sie dadurch zu leicht in Zerstörungssucht gerathen, die Sicherheit und Richtigkeit ihrer Urtheile verlieren, und für die Eitelkeit, die sie gewinnen, allen Frohsinn dahingeben. So spricht sie auch sehr wahr von den Gefahren des Umgangs der weiblichen Jugend mit der männlichen. Aber sie spricht zu allgemein; damit man ihr desto eher folge, hätte sie die Bedingungen mehr angeben sollen, unter welchen es zu erlauben oder gut zu halten wäre. Es ist ein weiser Rath, den sie giebt, dass das Mädchen nur im Schosse der Familie das männliche Geschlecht solle kennen lernen: aber die Mütter wünschten hier mehr zu hören, und wir glauben, dass hierin ein starker Vorwurf gegen weibliche Pensionsanstalten liege, der sich aber doch durch die Wirklichkeit einer sehr geschickten Leitung widerlegen läfst. Der Rath der *Levana* mag die besorgte Erzieherin hiebey zugleich beruhigen: „Mischt die Geschlechter (— es ist die Rede von der Stufenzeit vom 12—15 Jahre), um sie aufzuheben; denn 2 Knaben werden 12 Mädchen, oder 2 Mädchen 12 Knaben recht gut gegen alle Winke, Reden und Unschicklichkeiten gerade durch die vorlaufende Morgenröthe des erwachenden Triebes, durch die Schamröthe, beschirmen und beschränken;" und ihre wohl zu beschränkende Bemerkung, Mädchen zusammen, oder Knaben zusammen, würden sich weit eher schaden; freylich die letzteren mehr, weil sie offener, zutraulicher, kecker sind. Zur gegenseitigen Beschränkung mag auch das schöne Gemälde der Jungfrau in der *Levana* dienen.

4) *Perioden.*

Die *Levana* nimmt mit Recht an, dass das Gesetz der Stätigkeit immer vom Gesetze des Ab- und Aufsprungs beseelt werde; dass dem Körper nie die Begleitung des Geistes fehle, und dass der Erzieher oft da irre gemacht werde. Diese Sprünge, gleichsam die Schüsse und Knoten-Absätze, drängten sich dicht am Embryo am meisten. Dann nimmt sie auch die ersten drey Jahre als den ersten Abschnitt an, legt ihm aber zu wenig bey, indem sie in ihm nur die sprachlose Periode sieht, wo die Zöglinge noch ganz den Redekünsten der Weiber anheimfallen, wo die Geschlechter noch ungetheilt seyen, und wo man das Licht nur selber solle wachsen lassen; etwas richtiger ist, dass die Kinder jetzt nur Wärme bedürfen, d. i. Freudigkeit. „Die Früchte der ersten drey Jahre — ein höheres *triennium* als das akademische — könnt ihr nicht unter dem Säen erndten; und ihr werdet oft gar nicht begreifen, warum nach so vielem Thun noch so viel zu thun verbleibe; aber nach einigen Jahren wird euch der hervorkeimende Reichthum überraschen und belohnen." — Ferner nimmt die *Levana* in dem ersten Jahrzehend die längste und kräftigste Einwirkung einzelner Menschen an. „Vater, Mutter, Geschwister und ein paar Zu-Menschen sind seine fortbildende Welt und Form. — Die zwey wirkenden Kräfte sind hier der Kinderglaube und die Erregbarkeit. Auf jenem — *fides implicita* der älteren Theologen — beruht der Glaube an Menschen, und beruht die gelehrte Welt samt der sittlichen; dort glaubt man mehr dir, hier mehr an dich."

In den *Erz. Gem.* finden wir dagegen einige Unbestimmtheiten in Absicht des kindlichen Alters. Sehr wahr heisst es: „Des Knaben Herz wird zu weich, und seine Phantasie zu weiblich, wenn er zu lange in dem weichen Klima der mütterlichen Pflege athmet; selbst der beständige Umgang mit dem zarten Schwesterchen stimmt ihn zu weich." Gleichwohl bleibt Woldemar da bis in sein 9tes Jahr; und auf der anderen Seite sind doch seine Gespräche manchmal zu altklug, z. B. I. 118 und zu sentimental; auch die Art, wie er und sein Erzieher einander entgegen kommen, so wie der Übergang ihres Verhältnisses zur Herzensfreundschaft, ist nicht der männlichen Natur angemessen. Auch ist das frühe Reisen des Knaben nicht in der

Ordnung; dagegen J. P. „Man kann nicht genug für das Reisen sagen, nur nicht für das frühe. Der Mann reise, nicht der Jüngling." Minder übersieht die Vfn. die Entwickelungszeiten der weiblichen Natur, und nur einigemale stört uns in den katechetischen Gesprächen, worin sich übrigens viel Geschicklichkeit verräth, Altklugheit oder Zierlichkeit der Mädchen. Fein und wichtig ist die Bemerkung, dass es für die lebhaften Mädchen ein gewisses Knabenalter giebt, das erst vorüber seyn muss, ehe die Weiblichkeit Platz gewinnen kann.

5) *Physische Erziehung.*

In beiden Büchern finden wir diese ausführlich und dabey angenehm behandelt; eine eigene Kunst der Darstellung, wodurch das Breite und Gemeine vermieden wird. Es sind die vorzüglichsten Grundsätze der verbesserten Diätetik, worin beide, wie sichs erwarten lässt, so ziemlich übereinstimmen, Aber Laune des Witzes ist es doch von dem Vf. der *Lev.*, den geistigen Einfluss der Schwangeren und Säugerin gänzlich abzusprechen. Seine Gründe sind so, dass man mit denselben auch die physische Gleichgültigkeit der Speisen, Leidenschaften und vieles anderen bey den einzelnen Personen beweisen könnte, und dass es am Ende gar keine Erziehung gäbe, als durch Belohnung. Und die Erfahrung ist nicht für ihn, wenigstens seit der Griechen Zeit. Aber auch die *Levana* selbst nicht, denn diese behauptet sehr nachdrücklich die Entstehung der geistigen und körperlichen Individualität durch die Zeugung, und spricht auch einmal: „wie Schwangere verschonet die schwangeren Kinderseelen mit Missgestalten und Missgetön."

6) *Bildung zum Gefühl und zur Liebe.*

„Die Freudigkeit, so sagt die *Levana*, dieses Gefühl des ganzen freygemachten Wesens und Lebens, öffnet das Kind dem eindringenden All, und lässet alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehn, und der Welt und sich entgegen spielen. Der Heiterkeit ist nur der *Mensch* fähig; sie ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz. Thätigkeit, nicht Genüsse, erhalten sie den Kindern, aber kleine Genüsse stärken die Thätigkeit. Man soll nicht dem Herzen die schöne innige Lebensfülle rauben durch Zergliederung. Nicht das Gefühl, sondern den Gegenstand desselben lerne das Mädchen prüfen, auflösen, erhellen; und nicht die Gefühle, sondern die Phantasie bestreitet. Wer die Liebe die eigentliche positive Sittenlehre nennte, würde wenigstens von Einem grossen Menschen nicht verdammt, von Jesus Christus, dem Schöpfer der ersten Liebesreligion. Sie ist eine angeborne, aber verschieden ausgetheilte, Kraft und Blutwärme des Herzens; sie ist beym Kinde wie beym Thiere gleichsam schon als Trieb lebendig, und dieses Centralfeuer durchbricht in der Gestalt des Mitleids oft seine Erdrinde, aber nicht immer. Die Überfülle der Kraft geht, wie immer, in Liebe über (?). Folglich habt ihr nicht sowohl die Blüthenknospe der Liebe einzuimpfen, als das Moos und das Gestrüppe des Ichs wegzunehmen, das ihr die Sonne verdeckt. Bringe nur deinem Kinde das fremde Leben und Ich lebendig genug vor das seinige, so wird es lieben. Das Kind lerne alles thierische Leben heilig halten, kurz man gebe ihm das Herz eines Hindus, statt des Herzens eines kartesischen Philosophen. Es sollte ein lange gepflegtes Hausthier nie vor Kinderaugen, oder wenigstens nur mit allen Zeichen des Mitleids, geschlachtet werden. Das kleine Thier werde vom Vergrösserungsglase an das Auge und Herz gerückt. Dadurch wird man ein Hausfreund des Blatt-Insassen. Wie würdest du einen Schmetterling pflegen, der so gross wäre als ein Adler! und bist du nicht auch klein? so sprecht! Auf jede Weise werde das Kind dem Thiere gebracht. Z. B. durch Darstellung, als eines Anagrammes des Menschen; wie etwa der arme Hund ein alter haariger Mann sey, den Mund geschwärzt und lang gereckt, die Ohren hinauf gezerrt u. s. w." Dass diese Mittel nicht unbedingt gelten, fällt von selbst in die Augen, einige sind mehr witzig als wahr. Vorzüglich diese letzteren Vorstellungen von den Thieren wirken etwas ganz anderes in den Kindern, als hier beabsichtigt wird, nämlich phantastische Bilder; und sie wirken auch der Natur-Absicht zuwider. Denn diese will nicht, dass der Mensch sich in das Thier umgestalten soll, sondern vielmehr in der Thierwelt das Verabscheuungswürdige menschlicher Verirrungen abgespiegelt sehe. Die äsopische Fabel wirkt so herrlich auf die Einbildungskraft und das Herz der Jugend, weil sie mehr eine Schaubühne zum Lachen, als zum Weinen eröffnet. Ja, das Kind soll sich seiner Erhabenheit und seiner Überlegenheit über die Thiere freuen. Da kann sogar das Tödten eines Thieres der nur etwas grelle Ausdruck der Humanität seyn, nämlich in dem dunkeln Gefühle, dass alles dem Zwecke des vernünftigen Wesens unterworfen sey; wenigstens ist das Aufstecken des Schmetterlings mit keiner Empfindung des Kindes begleitet, wie wir sie uns erst durch Reflexion machen. So ist auch der Fisch- und Vogel-Fang etwas sehr unschuldiges. Denn nicht durch das Innere wird das Kind angesprochen, sondern durch das, was in die Augen fällt. Daher bleibt es oft ungerührt bey einem Todeskampfe, und jammert laut bey einem Blutströpfchen. Grausamkeit lässt sich doch immer verhüten, sie ist Schwäche, nicht Kraft. Auch will es nicht die Natur, dass wir sollen Hindus erziehen; dann hätten wir weder einen Leibnitz gehabt, der das Insect wieder auf das Blatt zurücksetzte (wie der Vf. anführt), noch einen kräftigen Vaillant, der dort aus Dankbarkeit den Wasservogel nicht schoss, oder gar einen herzvollen Haller, der durch seine vielen Thiertödtungen der Menschheit opferte. Unser herzvoller J. P. opfert ihr hier auf einem umgekehrten Wege, allein er ist hierin zu weiblich. Richtiger sagt sein Gefühl: „Belebt und beseelt alles; und sogar die Lilie, die das Kind unnütz aus dem organischen Daseyn ausreisst, malt sie ihm als die Tochter einer schlanken Mutter vor, die im Beete steht, und das kleine, weisse Kind mit Saft und Thau aufzieht." So auch die übrigen Mittel, die er für die Liebe angiebt; es kann keine herrlicheren geben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER 1807.

PÄDAGOGIK.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Levana* oder *Erziehungslehre* von *Jean Paul etc.* 1. 2. Bd.

2) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung* von *Caroline Rudolphi etc.* 1. 2. Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vfn. der *Erz. Gem.* spricht auch mit schönem Gefühle: „Das Mädchen lerne frühe jedes Leben als heilige Himmelsgabe lieben; wir sollen nur in uns selbst ihm eine fromme Scheu zeigen, irgend ein Leben ohne Noth zu zerstören." Auch hier lehrt sie alles mehr in der Handlung, wahrhaft weiblich; doch möchten wir selbst hier noch ein überspanntes weibliches Gefühl erkennen, z. B. in der Art, wie Ida mit ihrem zarten Sinne für Reinlichkeit und Thierleben, sich zur Küche fügt, und das Abschlachten ihrer Hühner vertragen lernt. Wir sehen in diesen Gemälden die schöne Pflanzenwelt für die Kinder und von den Kindern belebt und beseelt; und der obige Evangelist der Liebe würde sich hier des Lebens seiner Liebe erfreuen. Indessen bey aller ihrer eignen Warnung gegen Affectation des Gefühls, hat sie es doch nicht überall so ganz vermieden, etwas davon äusserlich dem Kinde aufzutragen. — Beide Schriftsteller sprechen nachdrücklich gegen Furchtsamkeit und für den Muth; besonders zeigen sie die Nothwendigkeit, das Kind, auch das Mädchen, gegen alles Erschrecken zu verwahren. Nur ist die Veranstaltung in der *Levana*, wie von einem Knaben das Erschrecken durch Erschrecken abgehalten werden soll, wohl mehr Scherz als Ernst. Denn J. P. Natürlichkeit können solche künstliche Situationen, noch dazu misslicher als im Emile, unmöglich gefallen. — Die Vfn. der *Erz. Gem.* behauptet zu viel, wenn sie in der Furchtsamkeit eine der höchsten negativen Tugenden annimmt, die als ein Eigenthum der unbefangenen kindlichen Unwissenheit respectirt werden sollte. Das gilt nur von den Fällen, wovon sie redet, aber gewiss nicht allgemein. Rousseau ist vielmehr nicht darüber zu tadeln, dass er den Menschen ein von Natur furchtsames Geschöpf nennt; ein Kind ohne alle Furcht würde keine Phantasie, keine Anlage zur Vorsicht und Scheu, und selbst zur Gewissenhaftigkeit verrathen — eine schreckliche Unnatur. Auch ist das Urtheil: „der Mann braucht Muth, und dieser erwächst besonders aus dem Ehrtriebe — bey dem weiblichen Geschlechte soll dagegen der Wunsch, geliebt zu werden, mehr wirken; nicht ganz richtig, das Selbstgefühl ist hier wohl mit dem Ehrgefühl verwechselt.

7) *Bildung des Gehorsams.*

Die *Levana* ist hier der Rousseauischen Meinung entgegen, dass der elterliche Wille immer den Schein des Schicksals annehmen solle. Denn Rousseau hält doch nur Annäherung dazu möglich; aber dann ist man überall vom Ziele gleich weit entfernt, und es kommt hier auf gänzliche Vernichtung einer Form an. Gerade umgekehrt soll das Kind alles für frey ansehen. Nun so erscheine denn der freye Wille dem Kinde eben so folgerecht und unaufhaltsam! Dann erschaut es eine höhere Nothwendigkeit als die stockblinde. Und zuletzt, wie soll im Kinde der Glauben an Menschen, dieses herrliche Bundeszeichen menschlicher und höherer Einheit, zum Leben kommen, ohne Gegenstand, ohne elterliche Worte, denen es zu vertrauen hat? Habt nur keine Freude am Ge- und Verbieten, sondern am kindlichen Freyhandeln. Verbietet seltener durch That als durch Worte, lasst z. B. das Kind selber das Messer auf Worte weglegen, dann erst folgt es dem Zuge eigener Kraft. Nicht das Gehorchen des Kindes meint man ja, sondern eigentlich dessen Antrieb dazu, die Liebe, den Glauben, die dankende Verehrung der Besten, nämlich der Eltern. Man begehre von den Kindern Gefälligkeiten, da sie lieber Werke der Liebe thun, als Werke der Noth, lieber beschenken, als belohnen; aber man begehre sie mit dem sanftesten Tone, besonders nach einer Strafe. Die Achtung des Eigenthums werde dem Kinde ohne Schonung angemuthet. Aber ihm gehört der Vater, und diesem alles andere; übrigens gebe er als Erblehen nur das Kleine dem Kleinen. (Dieser treffliche pädag. Gedanke gehört der *Levana* ganz eigen). Des Vaters Verbot wirkt besser; man verbiete anfangs mit leiser Stimme, und nur Einmal; später gebe man mit sanfter Stimme auch Gründe. Es giebt eine schlimme Lage, wenn nämlich u. s. w. „Doch wir müssen mit Gewalt abbrechen, bewundernd des Vfs. Popularität, womit er auch das Kleinste richtig trifft. So lese man besonders auch seine herrlichen Bemerkungen über die Strafen, wie über die Spiele der Kinder, über die Freudigkeit, über die Wahrhaftigkeit etc.

So wie Er zu einem männlichen Gehorsam bildet, so bildet die Vfn. der *Erz. Gem.* mehr zu einem weiblichen; und so sind beide hier völlig einstimmig, auch selbst wenn sie will, dass man lieber

durch die That als durch Worte verbieten soll. „Einige Eltern, sagt sie, recht als wollten sie die böse Lust in ihren Kindern erwecken, umgeben sie mit solchen Dingen, die die Kinder nicht haben sollen, und pflanzen einen ganzen Wald von verbotenen Bäumen um sie. Wollt ihr Begierden, wollt ihr Trotz, wollt ihr Bitterkeit in eurer Kinder Seelen pflanzen, so zeigt ihnen nur vieles, was sie nicht haben dürfen. — Der früheste Ungehorsam entsteht gemeinlich aus der Lüsternheit nach dem, was die Erwachsenen vor den Augen der Kinder geniessen und ihnen versagen. Man muss sie für das erste thun lassen, was sie am liebsten thun, und ihnen ja nicht zu früh die Lehre einprägen wollen, es sey schöner, für Andre arbeiten als für sich selbst. Alles hat seine Zeit, auch das erste Wort über Grossmuth und Vergessenheit seiner selbst." — *J. P.* sagt ebenfalls: „Der Mädchen-Wille ist weniger zu stählen als zu biegen und zu glätten — sie sollen jede Empfindung nur ruhig und mild ausdrücken." Doch ist dieses letztere nicht so strenge zu nehmen, denn er sagt auch wahr und gut: „Giebt es etwas so Schönes und Poetisches im Leben als das Lachen und Scherzen einer Jungfrau? Lachende Heiterkeit wirft auf alle Lebens-Bahnen Tages-Licht" Wenn er nun weiter sagt: „Krieg gegen jede gegenstandlose Stimmung sind Übungen; auch im Kleinsten gehe der Tochter nichts willkührliches straflos hin; zu allem diesen gehört ein Vater"; so sehen wir die Vfn. der *Erz. Gem.* diese Übungen wirklich anstellen, und wir bewundern die Menge der feinen Winke, welche sie den Müttern giebt, und den männlichen Ernst, womit sie bey ihrem leisen Tact besser verfährt als — ein schwacher Vater; Und sehr recht sagt sie: „Manchmal zeigen sich bey Mädchen seltsame Launen, und unerklärbare Äusserungen, auf welche man sich aber nicht weiter einlassen soll." Auch hat sie sehr recht: „Nach Krankheit entsteht leicht Eigensinn des Kindes, dieser wird aber auch leicht curirt. Mit dem Gesundheitsgefühle erwacht auch die ganze liebevolle Lieblichkeit des Kindes wieder." Zur völligen Beruhigung dient dabey, wenn wir noch die Lehre *J. P.* hinzunehmen, und dem kranken Kinde nicht zu viel nachgeben, denn, sagt er, „noch kein krankes Kind starb an guter Erziehung."

8. *Bildung des Sinnes.*

Die Entwickelung der Sinne ist dem Vf. der *Levana* sehr wohl bekannt: „Das Erdenleben fängt wie der Zeichner mit dem Auge an. Das Ohr ging ihm zwar voraus, als der erste Sinn des Lebenden, wie der letzte des Sterbenden, aber noch ins Reich des Gefühls gehörig. — Das erste Tönen fällt mit einem dunkeln Chaos in die eingewindelte Seele, als das erste Leuchten. So hebt denn der Lebensmorgen mit zwey Sinnen der Ferne im losgelassenen Gefangenen an, wie der tägliche Morgen mit Licht und Gesang oder Getöse. Indess bleibt Licht der erste Schmelz der Erde, das erste Wort des Lebens. Der Schall, der ins fortschlummernde Ohr eingreift, kann nur ein starker seyn; diesen erregt aber niemand neben der Gebärerin als ihre Geburt selber, und so fängt die Tonwelt mit einem Miston an, aber die Schauwelt mit Glanz und Reiz." Aber diese letzte Behauptung ist mehr das Spielen der Antithese, als Wahrheit, und sie wird sogleich durch das obige vom Chaos widerlegt; denn erst dann, wenn sich dieses in Einzelnes gestaltet, hört das Kind die Stimme, nämlich die liebliche, tiefer ins Leben ziehende Mutterstimme. Im Folgenden sieht der Vf. die Sache mehr malerisch, als der wirklichen Natur gemäss. „Alles erste bleibt ewig im Kinde, die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vorgrund seines Lebens aus. Allein diese ersten Eindrücke sind dem Kinde noch etwas ganz anderes, als dem, der über das Kind schreibt; dieses kommt erst viel später zur Auffassung des Ganzen. Aus jener Verwirrung drücken sich eigentlich nur die grellesten Puncte in die zarte Seele, und diese erscheinen wohl zuweilen im Vorgrunde des Lebens." Richtiger mag der kühne Gedanke seyn: „Darum ist es wahrscheinlich, dass die erste Musik vielleicht als unsterbliches Echo im Kinde den geheimen Generalbass, in den Gehirnkammern eines künftigen Tonkünstlers das melodische Thema bilde, welches die späteren Sätze nur harmonisch umspielen. — Dem Lebensneuling könnte man wahrscheinlich mit der Trompete das Herz, mit Schrey und Misstönen das Ohr zerreissen. In der Erziehungsmusik ist das beste Instrument die Stimme. Im Gesang fällt Mensch und Ton und Herz in Eins zusammen." (Wichtig sind die Winke des Vfs. über die physische Wirkung der Musik. Pythagoras soll die Töne für das Element der Geister erklärt haben: die Chladnischen Entdeckungen und die tiefere neue Naturkunde können uns wieder auf so etwas hinführen.) Wenn er aber in der Musik ein Seelenheilmittel vermuthet gegen manche Kinderkrankheiten, so geben wir zu bedenken, dass sie in jenem Alter hauptsächlich noch als Nervenreiz wirkt. Auch möchten wir nicht, wie er will, das Kind etwa durch eine Flötenuhr aufwecken; warum überhaupt aufwecken, schon das verstimmt das Kind, und noch mehr das Getöne; und warum wacht das Kind nicht lieber vom Wachtelschlage auf? Montaigne wird seinem Sohne durch dergleichen nicht viel Gutes gethan haben. — Ferner meint der Vf. „Kinder brauchen nur Zeichnungen, nicht Gemälde; Farben gleichen den Reichthümern des Spielzeugs (die vorher mit Recht verworfen worden), und erschöpfen die Schöpfungskraft." Er widerspricht sich. An einem andern Orte behauptet er, die Bilderbücher sollten alles in Handlung vorstellen, um die Phantasie genugsam zu reizen; er weiss auch, dass der Farbenreiz der frühere ist. Wer liebt denn mehr das Farbenspiel als die Kinder? Man sehe und höre sie nur vor einem Schattenspiele an der Wand; je greller da die Farben, desto lieber, und desto mehr spielt da ihre Schöpfungskraft.

Die *Erz. Gem.* haben dieses noch unrichtiger. Dem kleinen Kinde sollen Kindergruppen von Gyps ver-

gestellt werden. Aber das Kind fasst noch gar nicht solche Gestalten auf, am wenigsten ruhende und farblose. „Umgieb deine Ida so viel du kannst mit schönen Gegenständen aller Art — du malest so schöne Blumen, verziere die Wände damit, und vertausche sie oft mit andern." Der Vf. der ästhetischen Briefe verleitete einst in einem gewissen Enthusiasmus zu solchen Regeln, und so haben sie einige Lehrer weiter geformt, ohne die Natur des Kindes beobachtet zu haben. Das eigentliche Schöne ist so wenig noch für Kinder, als die Ästhetik für Knaben, und die Philosophie für unbärtige Jünglinge; sie werden nur unwahr, wenn man ihnen vor der Zeit so etwas aufnöthigen will, und das Schöne wird durch sie und somit ihre Seele selbst entweiht. Auch ist nicht viel von gemalten Tapeten zu besorgen, denn das Einerley wird von dem Kinde nicht mehr gesehen, es sey nun eine Kindergruppe von Albano, oder ein Simson, der dem Löwen den Rachen aufreisst. Das letztere möchte wohl dem sechsjährigen einige Blicke und eine Frage abgewinnen, aber es wird sich allenfalls sehr leicht davon ablenken lassen. Besser das Negative der Regel, da die Vfn. sagt: „Dulde nichts Geschmackloses." Hier stimmt der Vf. der *Levana* und besonders auch der Vf. von Meisters Lehrjahren mit ein, welcher jeden Eindruck will verbannt wissen, den man nachmals austilgen müsste.

Zu beherzigen ist übrigens, was der Vf. der Vorschule der Ästhetik in der *Levana* erinnert: „Nur für den Sinn der Kunstschönheit, welcher eben der Schule bedarf, wird selten eine gebaut. Zuerst bilde man den Sinn für die äusseren Schönheiten und vor allem erzieht das deutsche Auge, das so weit dem deutschen Ohre nachbleibt. (Dieses meint er doch wohl nur im Künstlerischen, ausserdem ist es umgekehrt). Bedeckt jenes gegen jedes Zerrbild der Miene der Zeichenfeder und — der Gasse möchte man beyfügen. Für die Erziehung des Ohres giebt es Lehrer, Muster und Eifer genug. Man lasse nur die Gefühle sich nicht zu früh ausdrücken. Die Dichtkunst — Reime und Wohlklang ausgenommen — erfodert, als Brautschmuck der Psyche, eine Volljährige und eine Braut. Vor dem drey- bis vierzehnten Jahre sind dem Kinde die poetischen Blumen getrocknete Arzneypflanzen. Fängt an mit Raphael und Gluck, allein nicht mit Sophokles." Es ist hier nämlich von eigentlichen Poesieen die Rede, aber es liesse sich noch manches gegen dieses Aufschieben der Poesie einwenden. Poetisiren die Kinder nicht frühe so schön? und hat das nicht die *Levana* selbst an einem anderen Orte so schön bemerkt und empfohlen? „Der Erzieher führe dem Deutschen deutsche Dichter ein. Welche Gewalt der eigenen Sprache würde sich zubilden, wenn man schon vor der Mannbarkeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophanesse tractiren, in Klopstockische und Vossische Klang-Oden, in einen Goethischen Antiken-Tempel, in ein Schillersches Sprachgewölbe führte! Denn eben die eigene Sprache muss in Mustern anreden, wenn sie ergreifen soll u. s. w." — Für das kleine Kind sorgt hierin die Vfn. der *Erz. Gem.* dadurch am besten, dass sie der Mutter empfiehlt, ihm recht viel zu singen, besonders im Garten.

9) *Bildung zur Reinlichkeit und Keuschheit.*

Mit dem tiefsten Blicke in die weibliche Natur zeigt die *Levana* in der Sorgfalt des Weibes für seinen Körper eine von der Mütterlichkeit unzertrennliche Äusserung, womit denn auch die Keuschheit und eben so die Reinlichkeit in dem engsten Verein steht; ja selbst die Liebe zum Putze, indem das Kleid gleichsam das dritte Seelenorgan des Weibes sey. „Gegen weibliche Eitelkeit habe man eben so viel als gegen männlichen Stolz, nämlich so wenig. Freylich giebt es eine vergiftende Eitelkeit und Gefallsucht, die nämlich, welche das *innerliche* Reich zu einem *äusseren* herabsetzt." — Doch man lese dort selbst diese wichtigen Belehrungen. Weniger können wir der Art beystimmen, wie das fragende Kind über die Entstehung des Menschen belehrt werden soll; uns scheint es vielmehr immer noch das beste, dass man die unzeitigen Fragen ablenke. Denn in der jugendlichen Phantasie lässt sich nicht so auf Heilighaltung des Bezeichneten rechnen, wenn man das Zeichen, d. i. was man dem Kinde davon sagt, auch noch so heilig zu machen sucht; auch wird der Anblick der Thiere nicht so glücklich gewendet werden können, als der Vf. glaubt. Er spricht hier mehr nach Begriffen, als nach der Sache.

Dass die Vfn. der *Erz. Gem.* hierin weiblicher spricht, ist zu erwarten. Ihr ist mit Recht zuwider „alles frühzeitige Orientiren, samt allen Präservativcuren;" sie hält alles entfernt, was den Sinn und die Phantasie verunreinigen könne, und bey dieser Reinheit und heiligen Unschuld werden ihr Belehrungen über die Zwecke der Natur, sowie es gerade das Alter fodert, nicht schwer. „O ihr Mütter, wüsstet ihr es ganz, wie selig eine Kindheit ist, durchaus in lauterer Unschuld durchlebt, weder im Wachen noch im Traume von üppigen Vorstellungen gestört — o ihr selber wäret gewiss in eurer Töchter Gegenwart unsträflich, und umgäbet sie wie allgegenwärtig u. s. w." Sie warnt gegen die Romanenlectüre auch aus dem Grunde, weil solche das wahre Paradiess der Liebe verschliesst; in dieser, in dem Morgenroth der ersten Liebe, erkennt sie aber den höchsten Lichtpunct im Leben — „und so ein Morgen, frisch und rein gelebt, heiligt den ganzen Lebenstag." Auch sie findet und behandelt die Reinlichkeit als unzertrennlich von der weiblichen Seelenreinheit. Aber hier ist einer der Hauptpuncte, wo sich ihre Jungfräulichkeit von der Mütterlichkeit trennt, und wo sie folglich einseitig und unrichtig lehrt. Sie wirft die Frage auf, ob man auch allzureinlich seyn könne (I. 56), und beantwortet sie mit Nein. Ob sie gleich dieses dadurch beschränken will, dass man es nicht auf eine missverstandene pedantische Weise seyn solle, so setzt sie doch wieder hinzu: „diese Frage kommt mir vor wie die, ob man wohl zu gut seyn könne;" das macht das ganze Urtheil unrichtig. Das ist offenbar eine Verwechselung des Innerlichen jeder Tugend mit ihrer Äusserung; es gilt nur vom Reinlichkeits-

sinne. In den Äusserungen beschränken sich die Tugenden, und wo man dieses nicht beobachtet, werden sie einzeln zur Pedanterie: nur im Inneren kann keine gross genug seyn. Nicht eine einzelne Tugend soll man vergöttern, denn göttlich ist nur die Tugend, d. i. die Harmonie aller. Sonst könnte man der Vfn. gegenüber einen Brutus oder Cato behaupten lassen, man könne nicht strenge genug seyn; jener würde so eine Härte bis zur Unnatur rechtfertigen, und dieser nicht nur dort den Frauen die Kutschen absprechen, sondern auch hier die ganze Eleganz des Luxus. Und gerade diese wird doch zur jetzigen Reinlichkeit erfodert; sowie Reichthum und holländische Lebensweise. Er würde sogar den Schmuz der Armuth verlangen. Die edle Vestalin will gewiss kein edles Weib bekümmern durch irgend ein hartes Wort: giebt es aber ein härteres, als das ihm die Tugend selbst abspricht? Sie hat es gewiss nicht so gemeint.

10) *Bildung zum Witz.*

Ganz besonders hierüber gebührte unserem *J. P.* sein Wort, und auch in der *Levana* preist der Witz sich selber. Er sammelte eine Bonmots-Anthologie seiner Schüler, und erlaubte diesen sogar Einfälle „auf — nicht gegen — ihn selber.“ Er giebt vortreffliche Regeln, lobt aber an einem anderen Orte zu stark die Pestalozzische Methode. Rec. möchte in dem Augenblicke einer von jenen Schülern seyn, und sagen: der Witz, der jene Methode und sich selbst lobt, ist ein Einfall auf — nicht gegen — sich selbst. Er wird übrigens gewiss der Vfn. der *Erz. Gem.* beystimmen, wo sie die Gefahren des Witzes bey Mädchen so schön vorlegt. Da Rec. nur das hier anführen wollte, was bey der Vergleichung beider eine Beurtheilung zu erfodern schien, übrigens aber auf alles Vortreffliche, dem er unbedingt beystimmt (bis auf einzelne Kleinigkeiten) in den Büchern selbst nur hindeuten wollte: so konnte er die Rubriken nur fragmentarisch geben, und nicht nach der Anordnung der Bücher selbst, in welchen ohnehin alles in einander greift; und so reisst er sich von dem los, was besonders die *Levana* über die Bildung zur Reflexion, zum Welt- und Thatsinn, über Erinnerung und Gedächtniss u. s. w. sagt, und was in den *Erz. Gem.* erscheint; er redet noch von einem Hauptgegenstande.

11) *Über den Unterricht;* oder, nach der *Levana, über den geistigen Bildungstrieb.*

Etwas zu beschränkend setzt die *Levana* die Erziehung in die moralische Entwickelung und den Unterricht in die intellectuelle; den letzteren könnte man wohl einem fremden Kinde geben, die erstere aber nur einem eigenen, weil jener abbrechen, diese fortwähren muss. Und so verengt sie auch das Gebiet der Erziehungslehre durch Ausschliessung der Unterrichtslehre, sich selbst ungetreu, da sie ja, und mit Recht, die Grundsätze der letzteren auch vorträgt. Auf diese müssen wir hier noch weiter gehen. „Den *geistigen Bildungstrieb*, sagt sie, den wir gewöhnlich Erkenntnissvermögen nennen, heisst Malen Sehen nennen, und verleitet nur zum materialen Eingiessen der Kenntnisse. Er ist unterschieden von dem reinen *Willen*. Dieser letztere ist eben so unabhängig von Gegenständen, als jener abhängig; auch hat der Bildungstrieb keine entgegengesetzte Macht, wie sie der Wille hat, gegen sich; und Nichts-wissen ist nicht so schlimm als Nichts-thun, sowie Irrthum weniger das Gegenstück als das Seitenstück der Wahrheit ist; er schafft die neue Idee aus der alten, welches im Genie als schöpferisch, im Mittelmenschen aber nur als besonnen und nothwendig erscheint. Er entwickelt sich, 1) in der Sprache, 2) in der Aufmerksamkeit, 3) in der Ein- und Vorbildungskraft, 4) in dem Witz, 5) in der Reflexion, 6) in der Erinnerung — und dieses ist beynahe die theoretische Stufen-Ordnung“ (wogegen sich indessen vieles aus vorliegendem Buche selbst einwenden liesse). Hiernach zwey Lehrclassen, wovon ihm die eine organische Stoffe zuführt, z. B. die Mathematik, die andere nur todte, z. B. die Naturgeschichte; die alte Eintheilung in Sprach- und Sach-Kenntnisse ist zwar richtig, aber in den einzelnen Gegenständen nicht anwendbar. „Denn z. B. Sprache rechnete man zu den Sprach-, hingegen Natur-Völkergeschichte zu den Sachkenntnissen, anstatt es umzukehren. Sprache-Lernen ist etwas Höheres, als Sprach*en*-Lernen; und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bindungsmitteln ertheilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, (?) welche noch richtiger die Sprach-Mutter hiesse.“ (Was wird aber aus der Bildung ohne Vater?) Auch wird bald nachher doch gesagt: „dass das Reflectiren auf die Worte als Sachen, diese logische Übung und Zurücklenkung des Geistes auf sich selbst, dem unreifen Alter durch die Grammatik einer fremden Sprache leichter werde. So sey auch das grammatische Analysiren der alten Schulen nur im Gegenstand von Pestalozzi's Schau-Reihen verschieden. Folglich bleibt eine fremde Sprache, besonders die lateinische, unter den früheren Übungen der Denkkraft die gesundeste.“ — „Durch Benennung des Gegenstandes, selbst auch der Empfindung und Handlung, wird das Äussere wie eine Insel erobert, man nenne also alles dieses dem Kinde, zur Noth auch mit einem ausländischen Worte. Die Sprache ist der feinste Linientheiler der Unendlichkeit, das Scheidewasser des Chaos. — Man fürchte keine Unverständlichkeit, sogar ganzer Sätze, Mienen-Accent und der ahnende Drang zu verstehen hellen sogleich die eine Hälfte auf, das andere der Zusammenhang und die Zeit. Und ein Wort enthält oft einen ganzen Satz; man spreche immer einige Jahre voraus.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Bremen, b. Seyffert: *Der angenehme und nützliche Gesellschafter;* ein Lesebuch für alle Stände. Herausgegeben von *Rudolph Christoph Gittermann*, Doct. der Philosophie und Prediger zu Resterhafe in Ostfriesland. Zweyte Auflage. 1804. XVI und 320 S. 8. (18 Gr.)

Bremen, b. Müller: *Ludwig Hünerkochs theoretische und praktische Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache* für Stadt- und Landschulen und zum Selbstunterricht; mit einem kleinen Wörterbuche. Dritte vermehrte und verbess. Auflage. 1807. 766 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1807.

PÄDAGOGIK.

1) Braunschweig, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungskunst* von *Jean Paul* etc. 1. 2. Bd.

2) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung* von *Caroline Rudolphi etc.* 1. 2. Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

„Noch mehr (so fährt die *Levana* fort), dient das Schreiben zum Ideenschaffen, da nämlich, wie unsere Metaphern lehren, unser Vorstellen mehr ein inneres Sehen, als ein inneres Hören ist.“ (Aber wie war es bey den Griechen?) „Lasst mithin den Knaben noch früher eigene Gedanken aufschreiben, als eure nachschreiben. — Gift jeder Darstellung ist eine ohne lebendigen Gegenstand und Drang. — Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.“ (Es darf nicht missverstanden werden; das Innere wird durch Objectivirung und Fixirung allerdings entwickelt; aber wird mehr gesprochen, und vollends mehr geschrieben, als Gehalt und Leben in der Seele ist, und als jetzt gerade in dem jungen Menschen hervordringen will, so giebt es eine geisttödtende Äusserlichkeit. Daher bedarf es noch anderer Regeln über Sprachbildung und Schrift.) — „Die Aufmerksamkeit ist nicht nach *Bonnet* die Mutter des Genies, sondern dessen Tochter, denn sie ist als Trieb ursprünglich da. Doch ist ein Unterschied zu machen zwischen allgemein menschlicher und zwischen genialer Aufmerksamkeit. Letztere kann nur erkannt, geschont und gepflegt werden, obwohl nicht erschaffen. Sie ist instinktartig, und wartet nur auf ihren Gegenstand. Die Verwechselung dieser beiden Arten wirkt nachtheilig; denn die allgemein menschliche ist: weniger zu wecken, als zu theilen und zu verdichten. Man bringe nur das Kind ins geistige Erschaffen hinein, so folgt die Fertigkeit des erkennenden Aufmerkens dann von selber.“ (So viele Tiefblicke in den §§ über die Aufmerksamkeit vorkommen, so vermisst Rec. doch gerade den tieferen, den er am meisten von einem *J. P.* erwartet hätte, welcher in der Liebe das positive Gute, und im Innersten des Menschen die höchste Einheit schaut; er belehrt uns nämlich nicht über den Zusammenhang jenes ersten intellectuellen Guten mit dem moralischen. „Wesentlicher Unterschied des Mathematikers von dem Philosophen; jener kann nichts beweisen sondern nur zeigen: Bey diesem aber giebt es keine solche Überzeugung durch die Wahrhaftigkeit der Methode, sondern stets nur eine durch die Einsicht der Idee. Daher gebührt der Pestalozzischen Lehrweise ihr Lob, weil sie den Erziehungs-Vorzug des Mathematisirens vor dem Philosophen anerkennt. Denn alles andere vermag nicht so vom Frühesten an, und nicht so belohnend den geistigen Bildungstrieb zu reizen.“ Gerade unserem neblichen — mehr phantasirendem als phantastischem Zeitalter, ist das scharfe Augenmass der Mathematik so nöthig, der feste Halt an's Feste. — Die Einwürfe gegen den Schweizer, dass seine Schule keine Propheten - Dichter- und Philosophen-Schule sey, sind bloss Lobsprüche auf ihn. „Es wird nämlich dadurch die *Vorbildungskraft* entfaltet, d. i. jene Kraft, welche von der nur stückweise auffassenden Einbildungskraft, so wie von der erzeugenden Phantasie, verschieden ist, indem sie lange Reihen in ihrem Wachsen schwebend vorhält und anzuschauen giebt, und so dem Philosophen wie dem Mathematiker in ihren Erfindungen beysteht. Diese ist aber eines unbegrenzten Wachsthums fähig; was müsste ein *Newton* in Buchsee geworden seyn!“ (Vermuthlich ein sehr guter Kopfrechner.) —

Das Kap. über classische Cultur enthält eigene Ansichten, die mit denen, welche mit den Realien zum Nachtheile des Studiums der Griechen und Römer die Gymnasien überladen, zu nahe zusammentreffen, als dass sie nicht hier weiter vorgelegt werden müssten. Die Alten, als die hohen Lehrer, werden hier für die hohen Schulen aufgehoben. *Jean Paul* beruft sich auf seinen früheren Auffatz in der *unsichtbaren Loge*, über welchen ihm keine Widerlegung vorgekommen, und er im Zweifel gelassen worden, ob derselbe einer ganz unwürdig gewesen, oder nur unfähig. Er spricht hier kurz, aber sinnvoll. Dennoch möchte ihm hier etwas ähnliches begegnet seyn, wie das, was er *Voss* schuld giebt. „Dieser scheine nämlich, sagt er, in seiner neuerlichen Empfehlung des Raths der alten Alten mit mehr Schärfe des Gemüths als des Gesichts die drey Einheiten — *Sprache* der Alten — Geist ihrer *Geschichte* oder *Materie* — Geist ihrer *Form* oder *Poesie* — wechselnd vermischt oder wechselnd vereinzelt, vorgezeigt zu haben, um täuschend zu siegen.“ *Voss* würde wohl hierauf so antworten, dass er siegend nicht täuschte. Wir können den Vf. mit sich selbst — ob widerlegen? wenigstens in Widerspruch setzen. Er hat nämlich eben so vortrefflich das Gedeihen des Geistes in dem Bildungstriebe, der durch die Sprache emporwächst, aufgezeigt. Die Materie wird dort durch die Form, oder vielmehr beides durch den in die Sprache hingeleiteten Trieb erobert. Wie will er denn hier die Poesie

als Form der Alten von ihrer Materie oder Geschichte, und beides von der Sprache so scharf sondern, als ob nicht erst beides durch das Sprachstudium gewonnen würde, und dagegen nur in beidem das Studium der Sprache der classischen Menschheit erwüchse? Er spricht vortrefflich: „Die Festungswerke um die Stadt Gottes sind von den Alten angelegt für jedes Zeitalter, durch die Geschichte des ihrigen. Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der grossen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme. Die Namen Sokrates, Cato, Epaminondas u. s. w. sind Pyramiden der Willenskraft; Rom, Athen, Sparta sind drey Krönungsstädte des Riesen Geryons, und auf die Jugend der Menschheit hefte, als auf das Urgebirge der Menschheit, die spätere das Auge. Die Alten nicht kennen, heisst eine Ephemere seyn, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehn." Gerade dieses spricht zugleich für das Studium jener Sprachen. Denn wer den Sokrates recht kennen will, muss den Xenophon und Platon lesen; und wer diese recht lesen will, d. i. wer überhaupt den Geist der Alten schauen will, muss sie griechisch lesen. Rec. weiss es aus eigener (und fremder) Erfahrung, dass ihm z. B. Epaminondas nicht so würde das Herz erhoben haben, wenn er nicht, obgleich noch Schulknabe, den Nepos gelesen, und bey den Schlachten von Mantinea und Leuctra und dem Tode des Helden, Anfangs der Sprache wegen, verweilt hätte. Nur in der Sprache, und zwar in ihrem Genius, erscheint der Geist der Alten, und die geniale Menschheit. Oben lasen wir: „Bedenkt, dass die Kinder ihre Sprache so gut, wie wir die griechische oder irgend eine fremde, früher verstehen als reden lernen." Nun denn, muss da nicht der Schulknabe schon in der classischen Etymologie und Wortfügung die hinaufziehende Welt der Alten wenigstens ahnen? Warum also nicht auch hier seine Regel befolgen, und einige Jahre voraus sprechen? — Seine fromme Begeisterung wollte freylich diese starken Worte gegen ein verfrühetes Studium sprechen, damit es nicht entheiligt werde. Mit voller Seele stimmen wir ihm darin bey: „Nur werde dieser Antikentempel nicht als eine Trödelbude abgebrauchter Gebräuche und Phrasen gelichtet, und die heiligen Reliquien, anstatt angebetet, nur verarbeitet." Allein hiergegen giebt es Vorschriften, damit das classische Studium auf Schulen mit dem Jünglinge bildend heranwachse. — Seine Meinung, dass die Mädchen Geometrie lernen sollen, und zwar so frühe als möglich, übergehen wir. Aber beherzigenswerth ist, was er über die Lebens- und Arbeits-Gymnastik des weiblichen Geschlechtes sagt. „Diese besteht nicht in sogenannter Frauenzimmer-Arbeit. Nähen, Stricken, Spinnen, ist Erholung und Arbeitslohn. Der nervenschwächende, prickelnde, Fingerspitzen-Reiz des Strickens, und das Sitzleben haben schon ihre körperlichen Nachtheile; aber aus dem letzteren erfolgen auch Geistesübel. Statt der einseitigen Dreyfinger Arbeiten treibe das Mädchen die vielseitigen Geschäfte des Hauswesens. Dass die älteren Töchter die jüngeren Kinder erziehen, ist vielleicht die geistigste Erwerbschule der Klarheit, Geduld und Umsicht, in welche man seine Tochter nur schicken kann; nur bleibt sie dem jüngsten Kinde verschlossen."

Die Vfn. der *Erz. Gemälde* bewährt sich auch in der Lehrgeschicklichkeit, nur können wir ihr nicht in allem beystimmen. Mit Recht erkennt sie die Nothwendigkeit eines männlichen Lehrers bey den Mädchen an, besonders was den wissenschaftlichen Unterricht betrifft: Aber sie scheint diesen doch zu wissenschaftlich zu betreiben. Wir müssen noch einiges ausdrücklich anführen. Dort ist die Regel, dass man dem Kinde zuerst die allgemeinen Benennungen geben solle, und nachmals die besonderen, z. B. Vogel, Blume; später: Haushuhn, Nelke. Das hiesse aus der Kinderseele ein Register zum Linneischen Systeme machen, und sie zu einem widernatürlichen Sprung der Abstraction treiben, statt in der lebendigen Natur sie lebend und liebend erwachsen zu lassen. Nein die Vfn. giebt gewiss keinem Kinde früher ein *Myosotis* als ein Vergissmeinnicht; ihrem poetischen Sinn hat gewiss nie jene Regel trockener Begriffelehrer zugesagt. Eine andere Meinung fällt auf Rousseau's Rechnung, dass es keinen besseren Schreibmeister gäbe, als das Verlangen, sich entfernten Lieben mitzutheilen; damit ist gewiss noch kein Lehrer weit gekommen. Noch eine Regel mag nur immer auf die Rechnung mancher Männer fallen: man sey sorgfältig, dass das Kind alles rein ausspreche, und lasse sich ja nicht verführen, so angenehm es auch seyn mag, der Mundart des Kindes nachzusprechen. Diese unsanfte Lehre gab einst ein sehr sanfter Erziehungs-Lehrer, *Wedag*. (Handb. über die frühere sittl. Erz. zunächst zum Gebrauch für Mütter, in Briefen. 1795. S. 65. Das Buch enthält vieles Gute, und wir wollen auch die früheren Lehrer nicht vergessen. Pestalozzis Regel ist übrigens ganz anderer Art.) Aber dabey ist nicht bedacht, wie alsdann die Gemüthlichkeit der Mutter und des Kindes würde verloren gehen, die in dem völlig freyen Spiele mit dem Sprechen liegt, in der wahren Muttersprache; man kann umgekehrt nicht lange genug die Reflexion auf das Wort entfernt halten.

Auch sie hat den guten Gedanken, dass jeder wohlgeleiteten älteren Tochter die Theilnahme an der Erziehung der jüngeren Geschwister anvertraut werden solle; sie will das erst in dem letzten Acte ihrer eigenen Erziehung, d. i. gegen das 15 und 16 Jahr hin; wir hielten es für besser, dass sie, so wie zu mehrerem, allmählich dazu angeführt würde, und zwar von frühem an, zuerst bey der Pflege und Unterhaltung des Kindes.

Es wundert uns, dass bey der Sorgfalt und Umsicht, womit die beiden Schriftsteller die bildenden Beschäftigungen der Mädchen angegeben haben, sie beide nicht die den Mädchen so wohlthätige Blumengärtnerey empfehlen.

12) *Bildung zur Religion.*

In dem Tiefsten und Heiligsten wird auch nicht

mehr die Verschiedenheit des Geschlechts vernommen. Beide Schriftsteller sprechen davon mit wahrem Gefühle und mit religiöser Einsicht, folglich im Einklange und mit Liebe. Wenn *J. P.* glaubt, man müsse nicht *mit* sondern *vor* dem Kinde beten: so wird er nicht der *C. R.* widersprechen, welche mit Rührung das kindliche Gebet, welches das selbst überlassene Kind spricht, mit anhört. — Diese schönsten Stellen der *Levana* nämlich, die vom Glauben, besonders Kinderglauben, und von der Religion, und eben so mehrere der schönsten in den *Erz. Gem.* über denselben Gegenstand muss man dort lesen. Es ist eine Erquickung für unsere Zeiten.

Die *Levana* schliesst mit einer schauerlich schönen Dichtung von dem jüngsten Tage, wo mit dem kindlichen Paradiese die Welt untergeht; also mit einem hochpoetischen Preise der Kindheit.

Die *Erz. Gem.* schliessen mit einer frommen Anstalt zur Erziehung armer Waisen, und lassen uns zugleich die angenehme Erwartung solcher Gemälde für ärmere Eltern. Die Vfn. hat einmal den guten Grundsatz aufgestellt: wenn man ein armes Kind mit einem begünstigten erzöge, so müsse man auch sein künftiges Schicksal seiner Bildung gemäss festsetzen; allein diesem war sie nicht ganz getreu, da der Unterricht und die Tagesordnung bey jenen Waisen über ihren Stand hinausgeht. Die Gewöhnung für das Leben, welche die mittleren und niederen Stände bedürfen, wird eigentlich nur in den Leiden und Freuden der Familie unter allen den Störungen und Zerstreuungen gewonnen. Das ist die wahre Bildung für das Mädchen, um sich in alles zu finden, mit Leichtigkeit und Freundlichkeit. Diese frohe Gewandheit ist der Segen der Hausmutter für Kind und Mann. Wir preisen sie an einer Luise, an einer Dorothea und selbst am Hofe an einer Agnes von Lilien. Unsere *C. R.* sieht gerne das wirkliche Leben, auch das gemeine, verschönert: wir wünschen von ihrem liebenden Gemüthe, dass sie auch den gedrückten Müttern — und ach, ihrer sind wohl die meisten — die Möglichkeit dazu zeige. Ihre wohlthätige Bemerkung: „Am Krankenbette wird das ächt weibliche Gemüth erkannt, denn nirgends kann es sich schöner zeigen," bürgt uns dafür, dass sie in allen bedrängten Lebensverhältnissen die innere Schönheit des Weibes aufzeigen und entwickeln kann.

Nun zum Resultat. Die Genialität *J. P.* verbindet sich mit einer gewissen Weichheit, wodurch sich seinem Gemüthe das Weibliche und Kindliche aufschliesst. Seine *Levana* enthält daher Geist und Leben. Er spricht aus, er winkt an, er erregt Ideen; seine Phantasie bildert, sein Witz spielt, beides meist glücklich und immer angenehm, aber manchmal zu irriger Behauptung. So belehrt er hauptsächlich den selbstdenkenden, in die Sache schon eingeweihten, Leser, der zu berichtigen weiss; er belehrt in allen einzelnen Theilen der Pädagogik und in dem Ganzen. Die geistreiche Gemüthlichkeit der *C. R.* lehrt durch das Geschäfte selbst, und durch ihre männliche Tendenz war sie nicht bloss zum umfassenderen Erziehungsgeschäfte, sondern auch zum Lehrer desselben berufen. Ihre Gemälde zeigen vollendete Bildung, und ziehen an durch die fleissige und schöne Ausführung. Sie lässt handeln und spricht, sie macht feine Bemerkungen, sie giebt das Ideale realisirt zu schauen; sie hat vieles gelernt, sie benutzt dieses mit Besonnenheit, und sie trifft so meist das Rechte; nur zuweilen verliert sich das Leben in äusserlicher Bildung. Sie belehrt hauptsächlich die begünstigten Mütter, welche zugleich Vorschriften mit eigenem Gemüthe anzuwenden wissen; aber in lieblicher Unterhaltung zeigt sie auch jedem Leser den Geist der Erziehung in schönen Gestalten. Bey der *Levana* fühlen wir den Naturgeist selbst, in den *Erz. Gem.* erscheint uns eine blühende aber zierlich geordnete Natur. Wer sich gerne pedantisch an Vorschriften halten mag, könnte durch dieses letztere zur steifen Erziehung verleitet werden, freylich gegen den Sinn der Vfn. Eben so könnte, wer das Genialische anbetet, den ernsten Willen der *Levana* verfehlen, und ihrer freundlichen Führung unwürdig werden. Beide Bücher haben einzelne Mängel, jedes nach seiner Art; diese erklären sich nämlich daraus, wenn dort das Feuer über die Besonnenheit hinausgeht, und hier wenn die Besonnenheit vom mütterlichen Gefühle sich entfernend zu männlich wird; beide berichtigen einander, doch so dass die *Erz. Gem.* durch den Geist der *Levana* mehr gehoben werden. Beide Bücher zusammen geben ein vollkommenes Studium, und zugleich das angenehmste. Wohlthun wird es dabey auch mancher Mutter, das, was sie, durch reine Natur geleitet, gethan, hier als das Rechte vorgezeichnet zu finden. Es ist erfreulich, beide Vff. gerade da zusammenstimmen zu hören, wenn gleich in zwey verschiedenen Tönen, wo beide durch alles Beste, was sie vorfanden, gebildet und über den Zeitgeist sich erhebend, rein aus ihrem Geiste sprechen. Diess ist ein grosser Beweis für die Vollständigkeit und Höhe, deren sich jetzt die Erziehungslehre rühmen kann. Sie rühmt sich deren jetzt froher, da diese zwey Sterne erster Grösse ihr leuchten.

S + z.

KURZE ANZEIGEN.

PAEDAGOGIK. *Leipzig*, b. Kleefeld: *Kurzer Unterricht für Taube und Taubstumme* von D. *Karl Friedrich Struve*, Amts- und Land-Physikus zu Borna. 1804. IV u. 59 S. 8. (5 Gr.) In dieser Schrift ist mit der bündigsten Kürze viel Gutes und Nützliches vorgetragen. Sie zerfällt in drey Abschnitte. Der I und. II handelt *von der Gefühlsprache* und *von der Tonsprache*, welche mehr bey Tauben als Taubstummen anwendbar sind. Der Vf. empfiehlt S. 9 und 11 die Stabmethode, worüber man mehrere Belehrungen in den am Sch. ass S. 58—59 angeführten Büchern nachsuchen kann. Rec. giebt jedoch, nach langer Erfahrung, einem thönernen Pfeiffenrohre von einem *zinnenen Stäbchen* den Vorzug. In dem III Abschn.

von der Sprache durch das Gesicht sind, viele richtige Bemerkungen. Nur ist es ein Irrthum, wenn S. 22. von der *Ammannschen Maschine* gesprochen wird, an welcher Ober- und Unter-Kinnlade, Zunge und Lippen beweglich waren, und jede Bewegung der Sprachglieder bey Aussprache eines Buchstabens gezeigt werden konnte. Nicht *Ammann*, sondern der Prediger *Niederhof* liess sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Mathematiker und Mechaniker Muth in Frankfurt am Mayn eine solche Redemaschine verfertigen. Man findet die Nachricht davon in der Schrift: *Über Stumme* (Berlin 1791. 8.) S. 272—273. — S. 44. u. 45 stehen die sehr wahren und richtigen Reflexionen: „dass Lehrer der Taubstummen nicht düstere hypochondrische Misanthropen, und keine disputirenden Menschen seyn dürfen, weil sie, wenn sie die rohen Taubstummen von Hause in ihre Lehre bekommen, anfänglich entweder mit blödsinnigen (blödsinnig scheinenden) oder mit halb thierischen (oder nur drey Sinne (?) habenden) traurigen, furchtsamen und misstrauischen Menschen zu thun haben;" und „dass es nicht angeht, Taubstummen-Institute mit Industrie-Anstalten zu verbinden, weil diese Kinder so genug zu thun haben, dass sie durch ihre drey Sinne das fassen, wozu vollkommene Menschen fünf Sinne haben." Rec. ist zwar von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt, sieht jedoch nicht ein, warum der Vf. dem Taubstummen *nur drey Sinne* beylegt. Nach der alten gewöhnlichen Eintheilung der Sinne muss er ihm doch *vier*, nach Lavater's Behauptung *sechs*, und nach einigen noch neueren Meinungen so gar *sieben Sinne* zugestehen. Wie heisst denn der Sinn, der, ausser dem Gehör, dem Taubstummen noch fehlt? — Vom *Galvanismus* urtheilt Hr. *S.* S. 46: „dass er nach vielen nunmehr angestellten Erfahrungen entweder nur transitorische, aber nicht perennirende, eingebildete, aber nicht wirkliche Erleichterung gewährt, oder gar Verschlimmerung des Gehörs mit lang zurückbleibenden Kopfschmerzen verursacht." Er zieht deswegen die *Elektricität* dem durch Salzwasser verursachten Grünspan „Einströmen in den menschlichen Körper weit vor. — Unter den deutschen Büchern für Taubstumme S. 51—55 vermisst man die für diese Classe der Menschen in Berlin und Wien herausgekommenen Abc bücher und Elementarschriften. Ad.

Kiel, b. Mohr: *Gehörmesser, zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen, in besonderer Rücksicht auf die Erlernung der artikulirten Tonsprache, und auf deren Elementen gegründet*, (?) von *G. W. Pfingsten*, Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Kiel u. s. w. Zweytes Heft. 1804. XII u. 57 S. 8. Dem ersten Hefte, welches — sonderbar genug! — unter einem ganz andern Titel erschien, hat Rec. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen (1804 Nr. 34); und es thut ihm leid, dass er über die Fortsetzung nicht ein eben so günstiges Urtheil fällen kann. Aber er weiss in der That nicht, für wen Hr. *P.* eigentlich diesen Gehörmesser entworfen hat. Der Vorerinnerung S. III u. IV nach „will er dadurch den thätigen Männern, die sich mit der Heilung taubstummer Personen beschäftigen, einen Leitfaden zur Beurtheilung des Gehörs einer in der Kur befindlichen Person, im Verhältniss desselben zur mündlichen Sprache, an die Hand geben." Aber für die genannten thätigen Männer ist er eines Theiles viel zu umständlich, andern Theiles viel zu kleinlich: sie bedürfen keiner so seltsamen Classification der Buchstaben in hochtönende, gedämpft tönende und leise Laute (was eine *Contradictio in adjecto* ist) in Schnarr-, Brummenzisch-, Hauch-, Säuse-, Schnaube-, Zisch-, Stosszisch-, Gich-, Knack-, Paff-, Zungenstoss-Laute u. s. f.; sie können viel eher zum Zwecke gereichen, wenn sie Anfangs einsilbige, hernach zwey- und dreysilbige Wörter zur Probe des Gehörs wählen. Auch bedarf es kaum einer Probe. Hat der Taube das Gehör *wirklich* erlangt, so wird er bald die gehörten Töne nachahmen und von selbst jede Untersuchung seiner Gehörfähigkeit überflüssig machen. Hr. *Pf.* selbst scheint von der Unnützlichkeit seiner Gradation der Töne eine leise Ahndung zu haben, indem er S. 30 schreibt: „Es kann nicht genug bemerkt werden, dass die Hörstummen oder Taubstummen, bey denen man noch etwas Gehör wahrnimmt, in Rücksicht derjenigen Empfindungen, welche bey ihnen durch Schalle oder Töne erregt werden, sehr verschieden sind. So hört z. B. der eine blos (bloss) die tiefen Töne, und nichts von den höheren; ein anderer dagegen hört blos (bloss) die höheren, und nichts von den tiefen Tönen, und so gehts (geht's) in mehreren Fällen. Daher kann ich auch nicht mit Gewissheit behaupten, dass die Stuffenfolge (Stufenfolge) des Gehörmessers bey einem jeden Hörstummen ohne Unterschied so ganz zutreffe, wie ich sie angegeben habe. Es giebt Ausnahmen, wie ich selbst erfahren habe." — Wer den Bau des Ohres anatomisch kennt, der weiss, dass man beynah eben so viele Gehörfehler rechnen kann, als Gehörwerkzeuge sind; dass demnach ein Gehörkranker von hohen oder tiefen Tönen, die ihn treffen, oft auf eine ganz entgegengesetzte Art afficirt wird, als der andere; dass bey diesem bisweilen gerade diejenigen Töne am wenigsten Eingang finden und die geringste Wirkung hervorbringen, von welchen jener schnell und mächtig ergriffen wird. Eine Metall-Kugel wirkt anders, wenn sie auf ein Bret, anders wenn sie in einen Spiegel, in das Wasser oder auf ein Bett geschossen wird. — Was Hr. *Pf.* (Vorr. S. VI—X) von den Täuschungen über das Hören der Taubstummen erzählt, das haben wir nun schon zweymal von ihm gelesen, in der *Neuen Berlin. Monatsschrift* Jun. 1803. S. 468—470 und in der *Eunomia* Sept. 1803. S. 219—221. — Die vielen häslichen Sprachfehler wollen wir zu Hn. *Pf.* Ehre für Drückfehler halten. Schon aus dem undeutschen Titel und aus der angeführten Stelle erhellt, dass er mit der Feder nicht umzugehen weiss, und es wäre ihm als Schriftsteller — dem man ausserdem seine Verdienste nicht absprechen kann — ein kritischer Freund gar sehr zu wünschen. — Der *Zusatz* von Hn. *Pfingsten* dem Sohne S. 39—51 geht nicht die Wissenschaften an. Diese gewinnen und verlieren dabey nichts. Bloss darauf kommt es an, ob Hr. *Wolke* Recht hat, oder Hr. *Pfingsten*. Rec. missbilliget die Art, mit welcher sich Hr. *Wolke* gegen Hn. *Pf.* den Vater benommen hat, so sehr, als sie es verdient; allein er würde aus vielen Gründen und schon aus einem widerstrebenden dunkeln Gefühle sich nie entschliessen können, den Ton anzustimmen, welchen Hr. *Pf.* der Sohn, sich erlaubt. Demselben muss er als Jurist noch rathen, künftig seinem Gegner nicht seine *Lügen* zu zeigen, wie hier S. 50 geschehen ist, sondern seine *Unwahrheiten*. — Da diese Schrift, wie auf dem Titelblatte steht, *der Pflegeanstalt zu Kiel geschenkt* ist, so hätte sie wohl auf besseres Papier gedruckt werden können, damit man nicht auch im Betrachte des Äusseren denken müsse: Es ist ein gar elendes Geschenk. Ad.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Entwürfe zu öffentlichen Religionsvorträgen* von einigen sächsischen Predigern verfasst und als *Supplement-Band* zum *Prediger-Journal für Sachsen* herausgegeben von M. *Heinrich Wohlrath Rehkopf*, Prediger zu Globig bey Wittenberg. Dritte Abtheil. 1807. XII und 208 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Auswahl von Entwürfen zu öffentlichen Religionsvorträgen von einigen sächsischen Predigern verfasst und herausgegeben von M. *Heinrich Wohlrath Rehkopf*, Prediger zu Globig bey Wittenberg. S. Recens. der beiden ersten Abtheil. 1805. No. 288.

Göttingen, b. Vandenhök und Ruprecht: *Ausführliche Katechisationen über den hannöverischen Landeskatechismus* von Dr. *Johann Fried. Christ. Gräffe*. Fünfter und letzter Theil. 1807. XVIII. u. 592 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ausführliche Katechisationen über die Pflichten gegen den Nächsten, das Verhalten des Christen in besondern Verbindungen, und über die Sacramente, nach dem siebenten und achten Abschnitte des hannöverischen Landeskatechismus. S. Recens. des 3ten Thls. 1806. No. 180.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

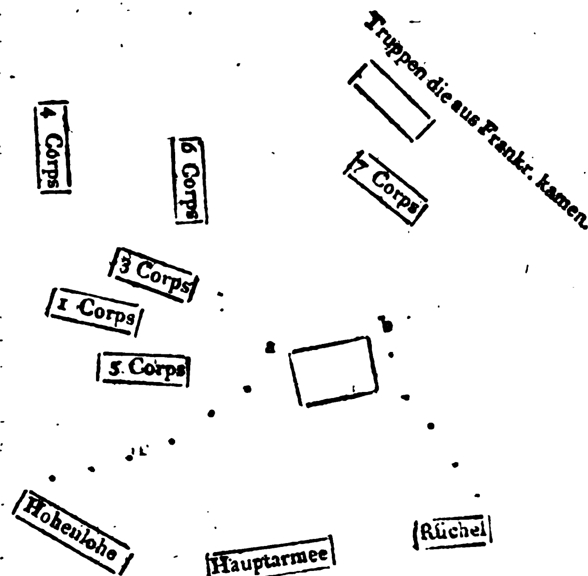
Weimar, im Industrie-Comptoir: *Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee im Jahr 1806, Schlacht von Auerstädt, und Rückzug bis Lübek.* Nebst Beylagen, einer Operationskarte, und Plan der Schlacht von Auerstädt von *C. v. W.* 1807. X u. 177 S. 8. (18 gr.)

Dieses Werk, das uns die denkwürdigen Begebenheiten vergegenwärtiget, welche wir vor Jahr und Tag erlebten, verdient besondere Aufmerksamkeit. Der Titel besagt den Inhalt, und es scheint fast, dass der Vf. die Absicht hatte, dasjenige zu ergänzen, was in dem *Bericht eines Augenzeugen* (J. A. L. Z. 1807. No. 113) zur Geschichte der preussisch-sächsischen Armee mangelte, so dass beide Werke nun zusammen das Ganze enthalten.

Das Werk ist klar und ohne Leidenschaft geschrieben; nichts ist ausgelassen, was zur Sache gehört; alles ist gedrängt. Von den erzählten Thatsachen sind die Motive angegeben, so dass das Werk zum Studium vorzüglich geeignet ist. Der Vf. erzählt bloss die Geschichte, und hält, wie er in der Vorrede sagt, seine Meinung zurück. Rec. findet diess sehr löblich. Einem Schriftsteller, der die Geschichte und seine Meinung zugleich giebt, ist nicht immer zu trauen. Wenn er Augenzeuge war, so werden mit dem besten Willen die Erzählungen der Begebenheiten sich zuweilen nach seinen Meinungen fügen müssen. In der Vorrede fodert der Vf. alle diejenigen, die auf dem dazu gehörigen Standpunct standen, auf, zu untersuchen, ob sich eine Unwahrheit in seinen Angaben befinde. Wir müssen gestehen, dass wir nach sorgfältiger Untersuchung und Erkundigungen über alle Angaben des Vfs. Bestätigung erhalten, und keine Unrichtigkeit gefunden haben. Da der bisher so unvollkommen bekannte preussische Operationsplan mit allen Motiven entwickelt, die Schlacht von Auerstädt und der Rückzug sehr ausführlich beschrieben ist, und diese Darstellungen einige ganz neue Ansichten geben: so wollen wir den Inhalt des Werkes durchgehen, und einige Bemerkungen hinwerfen, die jeder Leser weiter ausführen kann.

Der Vf. theilt die Epoche vom 8 Aug. bis 14 Oct. in 3 Abtheilungen. I) Vom 9 Aug. bis 18 Sept.: Defensiv-Anstalten der preussischen Armee. II) Vom 18 Sept. bis 9 Oct.: Vorrücken der preussischen Armee nach Sachsen und Thüringen. Operationsplan, und Gründe welche ihn bestimmten. Der Herzog von Braunschweig legt ihn dem König vor, der ihn genehmigt; die Ordres werden ausgefertigt, und die Armee setzt sich in Bewegung. Nachrichten, welche während der Zeit einlaufen. Fruchtlose Unterhandlung mit Hessen. Der Herzog von Braunschweig glaubt, die französische Armee werde eine feste Stellung hinter der fränkischen Saale beziehen. Berathschlagungen. Entdeckung des feindlichen Plans. Die Offensive wird aufgegeben, die Armee marschirt links ab. Die Avantgarde unter dem Herzog von Weimar erhält den Auftrag zu einer Expedition mit leichten Truppen in die linke Flanke und den Rücken der französischen Armee. Beylagen zu dieser Periode sind: *Ordre de Bataille* der Hauptarmee. Königlicher Befehl an den Fürsten v. Hohenlohe die Offensiv-Operationen betreffend. *Tableau* dieser Bewegung nach Zeit und Raum.

Stellt man Betrachtungen über die Begebenheiten dieses Abschnitts an, so wird das Resultat davon seyn: dass, wenn der innere Zustand der preussischen Armee, oder ihr Verhältniss zu der französischen, eine concentrirte Offensive erfoderte, der dazu entworfene Plan allerdings der einzig zweckmässige war, wie folgende Figur deutlich darstellt:



Denn, wäre man in a b angekommen, so trennte man die feindliche Armee in zwey Theile, anstatt dass man sie durch jeden Angriff auf die Flügel zu einer

Vereinigung nöthigte. Allein nach S. 18 wufste man im königl. Hauptquartier bereits am 3 Oct. den Aufbruch des 7 Corps (Augereau), und der aus Frankreich gekommenen Truppen; man konnte alfo berechnen, dafs es vor der projectirten Offenfive fich mit der Armee vereinigt haben würde. Der Zweck der Trennung konnte mithin nicht mehr erreicht werden, und die gegen das Centrum befchloffene Offenfive traf auf den linken Flügel. Es fcheint uns, dafs hier eine Abänderung des Plans nöthig gewefen wäre. Denn wer mit dem Feind parallel fteht, eine concentrirte Offenfive unternimmt, und zugleich die kürzeften Linien behalten will, mufs aus feinem Centrum ins feindliche rücken. — Die Art der Unterhandlungen und Berathfchlagungen zeigt, dafs alle diefe Gegenftände nicht mit dem gehörigen militärifchen Ernft betrieben wurden, und dafs man keine fo grofse Wichtigkeit darauf legte, als fie es erfoderten.

Dritte Periode. Die projectirte Verfammlung bey Hochdorf kömmt nicht zu Stande; die Hauptarmee verfammelt fich am 11 Oct. im Lager bey Weimar. Anfichten des Herzogs von Braunfchweig. Bewegungsgründe zum Marfch nach Auerftädt. Unerwartetes Zufammentreffen mit dem Corps d'Armee unter Marfchall Davouft. Bataille von Auerftädt den 14 Oct. Rückzug bis Nordhaufen. Der Vf. verweift auf den Bericht eines Augenzeugen, in welchem fich die Gefchichte des Rückzugs des Fürften v. Hohenlohe ausführlich befindet, und geht zur Erzählung der Begebenheiten über, die fich bey der Avantgarde unter Herzog von Weimar bis zu ihrer Auflöfung bey Lübek zutrugen. Hiezu eine Beylage, welche Details über den Marfch und die Schlacht von Auerftädt enthält.

Die Betrachtungen über diefe Periode ergeben, dafs die Idee, welche der Herzog von Braunfchweig gefafst hatte, der Feind würde ohne fich aufzuhalten gegen die Elbe und Berlin marfchiren, den Marfch nach Auerftädt veranlafste, der ganz gegen den allgemeinen Plan war, fich concentrirt zu fchlagen. Folgte man diefem allgemeinen Plan, fo wäre den 13ten die Hauptarmee und Gen. Rüchel auf die Höhen von Capellendorf zu der Armee des Fürften v. Hohenlohe gerückt, und hätte am 14ten mit allen Kräften den Theil der franzöfifchen Armee angegriffen, der bey Jena über die Saale gekommen war. Es ift nicht unwahrfcheinlich, dafs unter diefen Umftänden das Gefecht für die preuffifch-fächfifche Armee glücklich ausfiel, da diefe ftärker war als die franzöfifche, alle Terrain-Vortheile hatte, und das Gefecht geendigt feyn mufste, ehe das 1 und 3 Corps zur Unterftützung herankommen konnte. Nachdem nun aber einmal der Marfch nach Auerftädt ausgeführt, und das Corps v. Rüchel zur Referve für beide Armeen entweder für die Haupt- oder die hohenlohifche Armee beftimmt war: fo fcheint es uns fehlerhaft, dafs man das Corps v. Rüchel bey Weimar auf dem äufserften rechten Flügel ftehen liefs, und nicht ins Centrum eines Kreifes fetzte, in deffen Peripherie die beiden preuffifchen Armeen ftanden, fo dafs ihre zufammenftofsenden Radien einen rechten Winkel bildeten. Diefes Corps mufste die Gemeinfchaft unterhalten, und alle Bagage fich bey ihm befinden. Es gab zugleich die Direction des Rückzuges in unglücklichen Fällen an. Der Verluft der Bataille von Auerftädt rührt, nach der Beylage, vorzüglich von der Einrichtung des Marfches her. Nach dem vorliegenden Plan von der Schlacht hätte man fehr bequem in 3 Colonnen marfchiren können, nämlich *der rechte Flügel* über die Emfenmühle, Rehaufen und Frenkel nach Freyburg; *das Centrum* und *der linke Flügel* von Auerftädt auf der Chauffée bis Haffenhaufen, über Bunfcherau, Pomnitz nach Freyburg; *die Referve* über Reisdorf, Eckartsberge, Klofter Hesfier nach Laucha. — Anftatt deffen wurde in Einer Colonne marfchirt, und Cavallerie und Infanterie gemifcht. Durch das Vortraben der Cavallerie entftanden Lücken, und die Divifion Oranien kam zu fpät an, in dem Augenblick, als die Bataille auf dem linken Flügel fchon verloren war. — Die Unordnungen in der dunkeln Nacht vom 14ten und die Trennung der Armee rühren vorzüglich daher, dafs der König nicht davon unterrichtet war, dafs der Fürft von Hohenlohe gleichfalls eine Bataille lieferte, gefchweige dafs er gefchlagen war.

Gefchichte der Avantgarde unter Herzog von Weimar. Der Herzog lafst den 10ten Oct. Königshofen überrafchen, feine Hufaren machen jenfeits des Mayns Gefangene; aber er mufs alle Vortheile aufgeben, um fich an die Armee anzufchliefsen. In der Nacht vom 14ten erfährt er auf dem Marfch nach Weimar den Verluft der Bataille von Jena, und fetzt fich bey Erfurt, um die Verfammlung der Armee zu decken. Nachdem die Feftung, während er dahinter ftand, capitulirte, zieht er fich über Mühlhaufen zurück. Lieut. Hellwig von feinem Corps befreyt 8 bis 9 Taufend Gefangene bey Eifenach. Der Herzog verfolgt feinen Rückzug über Seefen und Wolfenbüttel nach der Elbe, gewinnt dem Marfchall Soult einen Marfch ab, und paffirt nach einer kleinen Affaire, (in welcher fich Obrift von York auszeichnete) ohne Verluft auf Kähnen bey Sandau. — Der Herzog von Weimar übergiebt auf königlichen Befehl das Commando dem auf ihn im Rang folgenden Gener. Lieut. v. Winning, der fich mit dem Gen. Lieut. v. Blücher vereinigt. Rückzug gegen die Elbe, Affaire von Waaren, Affaire von Criwitz. General v. Ufedom und Gener. v. Wobefer werden abgefchnitten. Um fie wieder an fich zu ziehen, giebt General v. Blücher den Plan, über die Elbe zu gehen, auf, und zieht fich nach Lübeck zurück. Affaire von Lübeck. Capitulation. Beylagen zu diefer Abtheilung find: Die nöthigen *Ordres de Bataille;* königliches Schreiben an den Herzog von Weimar. Brief des dänifchen General v. Ewald in Betreff der Neutralität von Dänemark. Erfte, und zweyte Capitulation des Gener. von Blücher. Berechnung der Stärke feines Corps. Bericht des Gener. v. Blücher an Sr. Majeftät den König.

Der *Herzog von Weimar* und *General v. Blücher* erfcheinen in diefer Erzählung als eben fo befonnene

als tapfere und unternehmende Generale, die das Glück leider nicht begünstigte, andere Operationen als Rückzüge auszuführen. Übrigens scheint es uns, als ob der Gener. v. Blücher besser gethan hätte, sich nicht von seinem Plan, bey Lauenburg über die Elbe zu gehen, abbringen zu lassen, da diess seine einzige Resource war, und es immer noch möglich blieb, die Generale v. Usedom und von Wobeser durch forcirte Märsche über Gadebusch an sich zu ziehen.

Die Operationskarte giebt eine sehr klare Übersicht der Bewegungen beider Armeen.

Der Plan der Schlacht von Auerstädt hat zwey Tecturen, und gewährt ebenfalls die gröfste Deutlichkeit. Das Terrain ist gut aufgenommen, die Berge nach der Schienertschen Manier gezeichnet, nach welcher man den Neigungswinkel leicht erkennt, und der Plan trefflich radirt.

Dasselbe Werk ist zugleich französisch in derselben Verlagshandlung erschienen: *Plan d'operation de l'armée Saxo-prussienne etc. etc.* Das Original scheint aber deutsch geschrieben, und sodann ins Französische übersetzt worden zu seyn. Denn obgleich der Sinn in beiden Ausgaben überall völlig gleich ist: so findet man doch in den Constructionen der französischen Ausgabe die Spuren der Übersetzung.

. . ff. . .

CHEMIE.

Halle, in der Waisenhausbuchhandlung: *Friedrich Albrecht Grens*, der Arzneygel. und WW. D. ord. Lehrers auf der Friedrichs-Universität zu Halle u. s. w. *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie.* Dritte Auflage durchgesehen und umgearbeitet von *Martin Heinrich Klaproth*, königl. preuss. Ober-Medicinal- und Ober-Sanitäts-Rathe, Prof. der Chemie bey der Artillerie-Akademie u. s. w. Erster Theil. 1806. XVIII u. 590 S. Zweyter Th. VIII u. 638 S. Dritter Th. 1807. VIII u. 859 S. 8. (6 Thlr.)

Grens zweyte Auflage seines systematischen Handbuchs der gesammten Chemie ist gewiss schon für sich ohne alle Veränderung ein schönes Denkmal des Verewigten, und wird es auch lange bleiben. Aber wenn ein *Klaproth* seine Gedanken mit den Grenschen amalgamirt, dachte Rec. beym ersten Anblick dieser dritten, wie es auf dem Titel angezeigt ist, umgearbeiteten Auflage: so muss das Buch gewiss einen grossen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. In dieser angenehmen Erwartung nahm Rec. das Buch zur Hand, und verglich beide Ausgaben. Hier wurde er auf der einen Seite sehr angenehm überrascht, *Grens* Buch wörtlich abgedruckt wieder zu finden; aber auf der anderen Seite that es ihm sehr weh, dass gerade die Umarbeitung *Grens* Brennstoffsansicht betroffen hatte, die man hier nicht mehr findet, sondern bloss die Lavoisier'sche Erklärungsart, ob sie gleich diesem Buche einen ganz besonderen Werth gab, und es noch gar nicht nachzuweisen ist, wo eigentlich die Wahrheit liege, und ob sie je erlangt werden könne. Diese Veränderung geschah vorzüglich, um die Bogenzahl des Buchs nicht zu vermehren, und dem Anfänger durch beide Ansichten die Wissenschaft nicht zu erschweren. Für den Anfänger aber war hier in keiner Hinsicht etwas zu befürchten, indem *G.* die Abweichung der beiden Erklärungsarten mit einer solchen Deutlichkeit darlegte, dass sich auch der wenig in der Wissenschaft Geübte leicht darin finden konnte, und keinen, der *Grens* Buch zu besitzen wünscht, würde die Kleinigkeit gereuet haben, die er für die vermehrte Bogenzahl mehr bezahlen musste, wenn er nur *Grens* Geist hier ungetrübt wieder fand. Überhaupt wird sich ein ganz Ungeübter schwerlich an dieses Buch wagen, in welchem oft der schon mit der Wissenschaft Vertraute mancherley Belehrung findet. Es ist mehr ein Werk zum Nachlesen, als ein Leitfaden bey Vorlesungen. Diess fühlte der Verstorbene selbst sehr gut, und desshalb entwarf er auch seinen Grundriss der Chemie, wo er bloss der antiphlogistischen Erklärungsart folgte; in diesem gröfseren Handbuche konnten aber beide Ansichten, in *Grens* Geiste vorgetragen, sehr gut neben einander stehen bleiben. Auf keinen Fall kann diese neue Auflage eine umgearbeitete genannt werden, und wir können nicht anders glauben, als dass es bloss die Verlagshandlung für vortheilhaft gehalten, diess mit auf den Titel zu setzen. Dass es nicht ganz Hn. *Klaproths* Wille seyn konnte, diese Auflage eine umgearbeitete zu nennen, folgt auch schon gewissermafsen aus einer Stelle in der Vorrede, wo er sagt: „Nach dem Wunsche der Verlagshandlung habe ich mich diesem Geschäft unterzogen, und es in der Art ausgeführt, dass ich die nach Massgabe der späteren Erfahrungen nöthig gefundenen Zusätze unter Berücksichtigung des bey diesem Werke zum Grunde gelegten Plans, gehörigen Orts eingerückt und zusammen mit dem Ganzen verwebt habe." Diess ist nun zwar geschehen, aber keineswegs in der Art, wie es *Grens* Meisterwerk verdiente. Viele neue interessante Erfahrungen vermisst man ganz, und mehrere sind viel zu kurz abgefertiget. Die elektrische Materie mit Inbegriff des Galvanismus z. B. füllen zwey Paragraphen, und hier kein Wort von der galvanischen Wirkung bey seinen chemischen Vorgängen. Bey den eingeschalteten Nachträgen sind oft die Quellen nicht angezeigt, woraus Hr. K. schöpfte, was doch *Gren* so sorgfältig berücksichtigte. Von mehreren Schriften, welche nach der Zeit, wo *Grens* Buch erschien, neue Auflagen erhielten, ist immer bloss noch die alte Ausgabe angezeigt; auch sind falsch geschriebene Namen von Schriftstellern stehen geblieben, so finden wir hier wie in der *Grenschen* Ausgabe noch Benz statt Bonz u. s. w. Rec. weiss sehr gut die anderweitigen grofsen Verdienste des Hn. *Klaproth* um unsere Wissenschaft zu schätzen, und es thut ihm in der That leid, diese Erinnerungen hier machen zu müssen: was er dem verewigten *Gren* schuldig zu seyn glaubt.

M.

Berlin, b. Frölich: *Anfangsgründe der Färbekunst; nebst einer Beschreibung des Bleichens mit oxydirter Salzsäure.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage von *E. L.* und *A. B. Berthollet.* Aus dem Französischen übersetzt von *Adolph Friedrich Gehlen.* Mit Anmerkungen versehen von Dr. *S. F. Hermbstädt.* Erster Theil. Mit zwey Kupfertafeln. 1806. 488 S. Zweyter Theil. 332 S. 8. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Dreyzehn Jahre verflossen, ehe diese neue verbesserte Auflage von *Berthollets* Färbebuche erschien. Um es ihr daher nicht an Vollkommenheit fehlen zu lassen, besorgte er solche in Gesellschaft eines Gehülfen, der von seiner Jugend an seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtete. Diess und die natürliche Vermuthung, dass in dieser Zeit eine Menge neuer Erfahrungen gemacht worden, war der Grund, wodurch Rec. gereizt wurde, eine genaue Vergleichung dieser beiden Auflagen anzustellen; er fand aber diese neue Auflage bey weitem nicht so reichhaltig, als er es mit Zuverlässigkeit glauben konnte. Die Verbesserungen betrafen fast bloss einige Nachträge aus *Bancroft,* welche aber unter den Deutschen schon hinlänglich gewürdiget sind. Am wenigsten hat der zweyte oder praktische Theil Zusätze und Verbesserungen erhalten, und Rec. glaubt daher mit Recht bemerken zu können, dass die von *Göttling* besorgte Übersetzung mit seinen Anmerkungen, durch diese neue Übersetzung keinesweges unbrauchbar geworden ist. Der erste Theil dieser neuen Ausgabe hat einen neuen eigenen Abschnitt über das Bleichen mit *oxydirter Salzsäure* erhalten, wovon die Anstalten durch die Kupfertafeln hinlänglich erläutert werden. Aber auch in diesem Abschnitte findet sich wenig Neues; alles ist schon unter den Deutschen hinlänglich bekannt. *Hermbstädts* Anmerkungen sind in dem zweyten Theile in einem Anhange mitgetheilt, die aber auch aus dem Schatze der Erfahrungen, die er über diesen Gegenstand wahrscheinlich zu sammeln Gelegenheit hatte, leicht vermehrt werden konnten: so aber wird der Leser auf sein *Magazin* verwiesen. Interessant sind die Versuche, welche *Süersen* in Kiel über die Darstellung des essigsauren Thons unternommen hat, um die gewöhnliche Kattundruckerbeize insofern zu verbessern, dass man weniger Bleyzucker nöthig habe. Es bestehet die Hauptsache seiner Verbesserung darin, dass der gewöhnliche Bleyzucker noch einen Antheil Bleyoxyd aufnehme, dann mehr Alaun zersetze und in essigsauren Thon umzuwandeln geschickt werde. Nach seinen Versuchen zersetzten 16 Unzen Bleyzucker 8 Unzen 8 Quentchen und 50 Gran Alaun; 16 Unzen Bleyzucker aber, welche er vorher mit 7 Unzen Glätte behandelt hatte, zersetzten 11 Unzen 5 Quentchen 26 Gran Alaun, und dadurch entstand eine ganz vollkommen gesättigte essigsaure Thonverbindung. So sicher diess ist, und so vollkommen der dadurch entstehende essigsaure Thon wird, so unbrauchbar wird er aber für den Kattundrucker, weil er sich in diesem Zustande schon beym Auftragen unter den Händen des Arbeiters zersetzt, wodurch das Muster zusammenfliesst, und worüber wahrscheinlich *Süersen* beym Kattundrucker selbst keine weiteren Versuche anstellte. Die Kattundruckerbeize muss immer etwas vorstechende Säure enthalten.

x + y.

KURZE ANZEIGEN.

Kriegswissenschaften. *Leipzig,* (ohne Angabe des Verlegers): *Der Feldzug von 1806 in Deutschland.* 1807. 137 S. 8. (16 Gr.) Eine sehr schlechte Broschüre, ohne Einsicht, Beurtheilung, Auswahl und Treue im Copiren der benutzten Data, aus Zeitungsnachrichten und Volkserzählungen in der Eile zusammengepfuscht. Den grösten Theil des Buches nimmt eine Copie des preussischen Manifestes ein. Nur ein paar Stellen, als Beyspiele von dem Werthe der ganzen Erzählung. „Bey Saalfeld demolirte eine sächsische Batterie die Brücke über die Saale. Aber diess war dem Prinzen Louis nicht genug; er verfolgte den Feind bis auf das andere Ufer der Saale, u. s. w. Die Hauptarmee läfst der Vf. noch in der Nacht vom 13 zum 14 bey Weimar stehen; am 14 wird ein Bataillon, von dem die Officiere davon reiten, durch einen Unterofficier noch drey Stunden auf dem Schlachtfelde erhalten; bey Halle stürzen sich so viele Soldaten vom Regiment Treskov in die Saale, dass die Räder an der kefersteiner Papiermühle von der Anstrengung der Leichname stehen bleiben; von Magdeburg zieht sich ein Corps unter dem Könige und Gen. Kalkreuth über die Oder nach Graudenz“ u. s. w.

O.

Chemie. *Cassel,* b. Griesbach: *Fassliche Anleitung die Reinheit und Unverfälschtheit der vorzüglichsten chemischen Fabricate einfach und doch sicher zu prüfen.* Von *Georg Wilhelm Rüde,* Assessor des Collegii Medici und Apotheker zu Cassel in Kurhessen. 1806. 110 S. 8. (6 Gr.) Auf der einen Seite ist eine solche kleine Sammlung von Hülfsmitteln, die Ächtheit pharmaceutisch-chemischer Producte zu erkennen, nützlich, um den Apotheker gleich ohne weiteres Nachschlagen in den Stand zu setzen, seinen Zweck zu erreichen; auf der anderen Seite aber, kann sie schädlich wirken, indem der Apotheker dadurch abgehalten wird, sich selbst um das Wissenschaftliche seiner Kunst mehr zu bekümmern, die ihm nöthigen Hülfsmittel an der Quelle aufzusuchen und die Gründe einzusehen, warum die dazu nöthigen Mittel so und nicht anders wirken. Übrigens schöpfte der Vf. aus den besten Schriften, und daher kann allerdings die Schrift für manchen, der nicht Gelegenheit hat, die dazu nöthigen grösseren Schriften sich anzuschaffen, von Nutzen seyn. Wird aber der Apotheker, wie billig, angehalten, seine chemischen Producte selbst und zwar nach den besten Vorschriften zu bereiten: so bleiben nur wenige Producte übrig, die er nicht selbst bereiten könnte, und zu prüfen hätte; dann verlieren solche Sammlungen beynahe ganz ihren Werth.

x † y.

Schöne Künste. *Eisenach,* b. Wittekindt: *Gedichte von Franz Theodor Hartert,* fürstl. hess. philippsth. Amtmann zu Brachfeld. II Bändchen. 1806. IV u. 87 S. 8. Hr. *H.* erhebt sich in diesem, wie in seinem ersten Bändchen, (1806. No. 296) mit seiner Poesie nur wenig, und fast noch weniger, als in jenem, über den prosaischen Boden; Liebe für das Schöne und Gute, die seinem Herzen Ehre macht, ist zwar überall sichtbar, aber die Kraft verläst ihn in dem Bestreben, die Umgebungen nach seiner Neigung poetisch aufzufassen, in reizende Bilder einzuhüllen, und sich selbst und andern zur Freude darzustellen; besonders will ihm die Sprache nicht gehorchen, so dass er zu ellenlangen Versen, die in seinen Gedichten das Merkwürdigste sind, seine Zuflucht nehmen muss. Seine Erzählungen oder Balladen haben zwar zuweilen poetischen Inhalt, der aber so wenig poetisch aufgefasst und wiedergegeben ist, dass niemals daraus ein eigentliches Gedicht hat werden wollen. Wenn der Vf. einen Hang zur Erfindung eines geschichtlichen Stoffs in sich verspürt, warum befriedigt er ihn nicht durch reine Prose?

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 OCTOBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strasburg, in der Buchhandlung der zweybrücker Societät: *Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Tomus IX. Indices complectens.* Auctor *Johannes Schweighaeuser*, instituto imperiali Francico adscriptus, in Acad. Argent. Prof. Publ. 1807. 616 S. 8.

Mit diesem Bande beschliesst Hr. *Schw.* das ganze im vorigen Jahre No. 247 ff. von uns recensirte Werk. Die drey Register, welche er enthält, sind: *I. Index Auctorum ab Athenaeo citatorum, quo simul scripta cujusque recensentur. Pag.* 7—220. *II. Index Titulorum, quos praeferunt singula Auctorum scripta ab Athenaeo citata. Pag.* 223—278. *III. Index Rerum et Personarum, quae in Athenaei Deipnosophistis memorantur. Pag.* 281—616. Der Anfangs beabsichtigte und wiederholt versprochene *Index Graecitatis*, worauf Hr. *Schw.* hin und wieder, selbst noch in dem angegebenen dritten Register bis in das *P* hinein, verweist, ist unterblieben, weil durch die angeführten drey *Indices* der Band schon zu einem beträchtlichen Umfange gedieh, und Hr. *Schw.*, der langwierigen Arbeit überdrüssig, keinen neuen Band mehr beginnen wollte. Indess ist nicht zu leugnen, dass ohne die Vollendung dieses griechischen Sprachregisters, worauf man so oft verwiesen wird, das Werk immer unvollständig bleibt, und die gelieferten Register das Fehlende keineswegs entbehrlich machen. Es wäre daher zu wünschen, dass Hr. *Schw.* das Sprachregister, wozu er das Meiste schon in Bereitschaft hat, bey einiger Musse noch vollendete, und, wo möglich, mit einem neuen, besonders verkäuflichen, Abdrucke des ganzen griechischen Textes verbände, worin zugleich zum bequemeren Gebrauche seiner grösseren Ausgabe jede der so reichhaltig nachgetragenen, unbezweifelbaren Verbesserungen aufgenommen, und mit Beyfügung weniger Worte auf die hin und wieder zerstreuten Bemerkungen verwiesen würde, falls sie nicht im Sprachregister nachgetragen wären. Es ist wirklich ein unangenehmes Gefühl, wenn man in Sachen, wo man mehr Belehrung wünschte, sich auf das griechische Sprachregister verwiesen sieht, welches man nimmer zu hoffen hat: und es ist nicht minder lästig, wenn man bey jeder etwas schwierigen Stelle des Athenäus erst die verschiedenen Nachträge nachschlagen muss, um zu sehen, ob nicht irgend eine Aufklärung darin gegeben werde. Um nur ein Beyspiel anzuführen, wie sehr noch ein vollendetes Sprachregister zu wünschen sey, machen wir auf die Wörter Ἴαμβος und Ἰαμβεῖον aufmerksam, worauf Hr. *Schw.* nicht nur bey den Jamben des Komikers *Hermippus* im Verzeichniss der Autoren, sondern auch unter dem Worte *Jambus* im Sachregister verweist. Die Notizen, welche uns über den Gebrauch dieser Wörter in den Animadversionen sowohl, als in den Registern, gegeben werden, sind so wenig befriedigend, dass sie vielmehr auf eine vollständige Erörterung begierig machen, welche Hn. *Schw.* selbst gewiss auf manche neue Idee führen würde. Eine genauere Behandlung dieser Wörter würde um so nützlicher seyn, je mehr falsche Begriffe man damit zu verbinden pflegt, wovon selbst unser Vf., seiner zerstreuten Bemerkungen ungeachtet, nicht ganz frey ist. Rec. trägt um so weniger Bedenken, seine Bemerkungen, worauf ihn die prüfende Benutzung der *Indices* in dieser Hinsicht führte, den Lesern mitzutheilen, da Hr. *Schneider* noch nicht einmal das, was man von Hn. *Schw.* bemerkt findet, in sein Wörterbuch aufgenommen hat.

Hr. *Schneider* führt von den Wörtern Ἴαμβος und Ἰαμβεῖον nur die bekannten Bedeutungen an, welche wir aus Horazens Dichtkunst V. 251 u. 79 (*cf. Epist. I*, 19, 23—25. *Od. I*, 16. *Diomed. ap. Putsch. pag.* 473. 482) lernen. In der Bedeutung von Versfuss und Vers finden wir diese Wörter *Athen. X. cap.* 87 *ed. Schw.* u. *XV* gegen das Ende p. 701 f. (702 f. hat Hr. *Schw.* aus Versehen citirt); Versfuss aber wird mit Versglied gleichbedeutend gebraucht X, p. 455, a, welches Hr. *Schw.* im Register zu bemerken vergass. Ἴαμβοι hiessen auch, nach XIV, 622 b, die sogenannten αὐτοκάβδαλοι oder *Improvvisatori*, welche passende Dichterstellen aus dem Stegreif anbrachten (σχέδην, oder wie *Coray* aus triftigen Gründen verbessert: αὐτοσχέδην ἐπέρανον ῥήσεις), woher vielleicht der Schriftsteller über die Dialekte *Dionysius VII*, 284, *b*, den Beynamen Ἴαμβος erhielt. Eben so benannte man die Gedichte dieser Improvvisatori und einzelne Impromtu's, in welchem letzteren Sinne Athenaeus selbst VIII, 355 a, wo Daphnus einen anapästischen Vers des Metagenes bey einer schicklichen Gelegenheit anbringt, das Wort ἰαμβεῖον gebraucht, welches Hr. *Schw.*, durch den vom Epitomator gebrauchten Ausdruck παροιμία ἀρχαία verführt, also erklärt: *Versiculus cujuscunque mensurae, quo sententiola quaedam aut proverbium continetur, quoniam scilicet gnomae et proverbia jambicis plerumque versibus concludi solebant.* Einen ganz verschiedenen Sinn hat das Wort ἴαμβος, wenn von den Gedichten des Archilochus u. Hipponax, zweyer Liebhaber der Sappho nach XIII, 599, d, und von den Wer-

ken ihrer Nachahmer die Rede iſt, I, 1, c. XV, 698, b. Daſs die Jamben dieſer Schriftſteller der ſpäteren Satyre der Römer entſprachen, hat ſchon Diomedes bey Putſch. p. 482, cf. Hor. Epod. VI. fin. bemerkt; allein er hat unbemerkt gelaſſen, daſs die Schmähgedichte des Archilochus und Hipponax in ganz verſchiedenen Versarten geſchrieben waren. Archilochus dichtete auſser den Elegieen, *Athen. XI*, 483 *c*, nicht nur Jamben, ſondern auch Tetrameter X, 415, d, und die Jamben waren theils vierfüſsig, theils ſechsfüſsig, wie die Verſe der Schauſpieldichter, doch ſeltener mit Spondeen untermiſcht. Dieſes deutet nicht bloſs ſein Nachahmer Horaz, welcher die ganze ſechszehente Epode ohne jambiſche Spondeen gemeſſen hat, in ſeinem Brief über die Dichtkunſt an, ſondern es wird von Marius Plotius b. Putſch pag. 2641 ausdrücklich verſichert. Das archilochiſche Bruchſtück *Athen. III*, 76, *b*, welches Hr. *Schw.* in den Nachträgen und im Regiſter alſo zu ſchreiben räth:

Ἔα Πάρον, καὶ σῦκα κεῖνα, καὶ βίον

θαλάσσιον· wider die handſchriftliche Ordnung der Wörter, iſt demnach beſſer auf folgende Weiſe abzutheilen:

Ἔα Πάρον,
Καὶ σῦκα κεῖνα καὶ θαλάσσιον βίον.

Hipponax hingegen ſchrieb Jamben und Hexameter von eigener Art, indem er in dieſen den Homer parodirte, XV, 698, b, c, in jenen die ſogenannten hinkenden Verſe aufbrachte, welche von ihm den Namen tragen, XV, 701 f. Dieſe Jamben zeichneten ſich von den Jamben des Archilochus nicht nur dadurch aus, daſs der antiſpaſtiſch gemeſſene Ausgang einen Trochäus oder Spondeus ſtatt des letzten Jambus enthielt; ſondern ſie waren, wie Marius Plotius p. 2642 behauptet, überhaupt reicher an Spondeen, wenn ſich gleich darunter auch Verſe mit lauter Jamben fanden. Marius Plotius zählt dergleichen Verſe von verſchiedener Länge auf, theils zweytaktig, wie: χαῖρ' ὦ σὺ Λεσβικὰ Σαπφώ· theils mehrtaktig; allein alle Verſe dieſer Art, welche wir bey Athenäus finden, ſind dreytaktig, welche daher von den Grammatikern vorzüglich χωλίαμβοι, oder bey Athenäus ſchlechthin Ἴαμβοι genannt werden. Dieſer Namen ward aber auch auf alle trochäiſchen Rhythmen übertragen, welche auf gleiche Weiſe einen antiſpaſtiſchen Ausgang hatten, und von verſchiedener Länge ſeyn konnten, jedoch, nach den Bruchſtücken im Athenäus zu urtheilen, meiſtens abgekürzte Viertakte waren. Inſofern nun die Jambendichter (denn dieſen Namen führen bey Athenäus Hipponax und alle ſeine Nachahmer) auch trochäiſche Rhythmen gebrauchten, vermuthete Hr. *Schw.* (unter dem Namen *Hermippus* im erſten Regiſter) mit Recht, daſs die Ἴαμβοι betitelten Gedichte ihren Namen nur von der herrſchenden Versgattung erhielten. Nur ging er in ſeiner Behauptung zu weit, wenn er *ad XI*, 461, *e*, glaubte, daſs die verſchiedenartigſten Rhythmen darin vorkämen, und das VIII, 355 *a* von einem anapäſtiſchen Verſe gebrauchte Wort ἰαμβεῖον damit in Verbindung brachte. Um zu zeigen, daſs ein ἰαμβοποιὸς nur in hinkenden Jamben oder Trochäen dichtete, wollen wir alle Bruchſtücke derſelben aus Athenaeus aufzählen, vorher aber erinnern, daſs ſich Hipponax, wie Priſcian aus Heliodor b. Putſch p. 1327 anführt, in ſeinen Jamben manche Freyheiten erlaubte, welche den allgemeinen Regeln widerſtritten. Mögen gleich Heliodor's Bemerkungen zum Theil auf falſchen Gründen beruhen, wie Hermann *de metris p* 97 *ſqq.* in einzelnen Beyſpielen zeigt; und mag der zuerſt angeführte Jambe:

Ἐρέω γὰρ οὕτω, Κυλλήνιε Μαιάδος Ἑρμῆ

aus einem parodirenden Hexameter:

Οὕτω γὰρ ἐρέω, Κυλλήνιε Μαιάδος Ἑρμῆ

verdreht ſcheinen: ſo wird doch das Übrige, was Heliodor von den Jamben des Hipponax ſagt, theils durch Marius Plotius, theils durch die vom Athenäus ſelbſt angeführten Fragmente beſtätigt. Aus dem erſten Jambengedichte des Hipponax führt Heliodor folgenden Vers:

Τοὺς ἄνδρας τούτους, οὓς ὀδύνη παλαὶ 'ρεῖπε

zum Beweiſe an, daſs man bey Hipponax zuweilen einen Spondeus in der zweyten Stelle, ſo wie einen Daktylus in der vierten finde: und Marius Plotius p. 2644 giebt ſolchen Verſen den Namen ἀμφίχωλοι, mit Anführung des folgenden Beyſpieles: Ὃ κἰ' ἔρδων αἰδοίοισιν ἐν χοροῖς Βακχῶν. Ferner bemerkt Priſcian aus Heliodor p. 1328 ſq., Hipponax habe zuweilen reinjambiſche Verſe unter die hinkenden gemiſcht, welches Hermann ſo verſtand, als habe er in beiderley Versarten regelmäſsig abgewechſelt. Allein wir werden beym Athenäus mehrere Beyſpiele finden, welche den willkührlichen Gebrauch reinjambiſcher Ausgänge ſtatt der antiſpaſtiſchen beſtätigen: hier mag das eine Beyſpiel aus den Jamben des Hipponax IX, 370. b hinreichen.

Hr. *Schw.* nennt uns im zweyten Regiſter als ſolche, welche Jamben dichteten: 1) Aeſchrion von Samos. 2) Ananius. 3) Archelaus aus Cherſoneſus. 4) Kerkidas von Megalopolis. 5) Hermeas aus Kurium. 6) Hermippus den Komiker. 7) Hipponax von Epheſus. 8) Parmeno von Byzantium. 9) Phoenix aus Kolophon. 10) Simonides aus Amorgo. 11) Solon; wozu noch 12) die Athenerin Moſchine, die Mutter der Dichterin Hedyle und Groſsmutter des Dichters Hedylus, gezählt werden muſs, VII, 297 b, ſo wie 13) der proſaiſche Jambendichter Aſopodorus aus Phlius, X, 445, b. Alle dieſe Dichter ſchrieben Jamben, allein nicht alle werden vom Athenäus mit dem Beynamen ἰαμβοποιὸς ausgezeichnet. Unterſcheiden wir aber deren Jamben von allen übrigen, ſo finden wir, daſs ſie alle in hinkenden Verſen geſchrieben waren, und daſs ſie nebſt den reinen Jamben des Simonides, wie Horazens Epoden, Sermonen und Briefe, aus mehreren einzelnen Gedichten beſtanden, Priſcian bey Putſch. *p.* 1327. wovon jedes den Namen Ἴαμβος in der einfachen Zahl führte, VIII, 360. a. XIV, 658. c. Cf. VII, 296, e. II, 57. d, dagegen einzelne Verſe daraus ἰαμβεῖα genannt werden. VIII, 335. c. Die Aufzählung aller einzelnen Bruchſtücke mag den eben aufgeſtellten Satz beweiſen. Der erſte ἰαμβοποιὸς iſt

Hipponax XV, 698. b, welcher allgemein als Erfinder dieser Art von Jamben genannt wird. Zwar legten einige diese Ehre nach Hephaestion. p. 16, einem anderen Jambendichter, *Ananius* III. 78 f. bey, weshalb auch Mar. Plotius b. Putsch. p. 2644 den Hipponacteus zugleich Ananius nennt; allein gewöhnlich muss Hipponax als Erfinder den Namen für alle hinkenden Verse hergeben. Atil. Fortunat. b. Putsch. p. 2673 *sq*. Wenn man ferner bemerkt, dass man von allen Jambendichtern die Vaterstadt benannt findet, nur vom Ananius nicht: so erscheint uns dieser als ein pseudonymer Schriftsteller, und Rec. kann sich der Vermuthung nicht erwehren, dass Ananius und Hipponax nur Eine Person waren, indem sich der satyrische Hipponax anfangs hinter den doppelsinnigen Namen Ἀνάνιος versteckte. Für diese Vermuthung streitet nicht nur der Umstand, dass dieselben Verse, welche Athenäus III, 78 f. dem Ananius zuschreibt, vom Stobäus dem Hipponax beygelegt werden, *Schw. Animadv. ad III. 78. f.*, sondern auch die Bemerkung, dass Marius Plotius das *metrum Hipponactium* schlechthin zugleich *Ananium* nennt, ohne ein *vel* oder ähnliches Wort zwischenzuschalten, und ohne diesen Beynamen in *Ananianum* umzuwandeln. So erklärt es sich denn auch, warum Athenäus XIV, 625. c. Ἀνάνιος Ἱππῶναξ sagen konnte, und es bedurfte, unserer Vermuthung zufolge, nicht der Einschaltung des ἢ zwischen beide Namen. Die Gleichzeitigkeit des Ananius mit Hipponax scheint aus der Benutzung desselben von Epicharmus aus Syrakus VII, 282. b. und 328. a. zu erhellen, welcher nicht viel später lebte.

Gehen wir nun die einzelnen Bruchstücke durch, so finden wir unter *Ananius* Namen III, 78. f. zuerst hinkende Jamben im ionischen Dialekte des Hipponax: für die Lesart πολλὸν am Ende des ersten Verses für πολυν oder πουλὺν streitet das Wort πολλὸν in einem anderen Bruchstücke des Ananius IX, 370. b, an dessen hinkendem Rhythmus *Hermann de metr. p.* 102 nicht Ursache hatte zu zweifeln; und für den Ionismus streitet der eben daselbst gebrauchte Schwur, ναὶ μὰ τὴν κράμβην, wovon Athenäus sagt: ἐδόκει δὲ Ἰωνικὸς εἶναι ὁ ὅρκος. Vom Ananius entlehnte wahrscheinlich Epicharmus diesen Schwur, sowie er aus ebendemselben die Stelle entlehnte, welche VII, 282. b. cf. 328. a. angeführt ist. Die Verse des Ananius sind daselbst hinkende Trochäen, wie sie. dem Atilius Fortunatianus b. Putsch. p. 2674 zufolge, auch Hipponax dichtete; allein drey Verse nach der Reihe V. 3—5 schliessen mit reinen Jamben: so dass es uns nicht wundern kann, wenn Aristophanes und sein Scholiast *ad Ran.* 674 drey reine Iamben aus Ananius anführen. Wenn aber der Scholiast diesen Dichter auch Ananias nennt: so geben die Namen Lysanias und Pausanias, wo nicht gar ein Ananias aus dem neuen Testamente, die Veranlassung zu dieser Umgestaltung. Ausser den angegebenen Stellen führt Athenäus kein Bruchstück weiter vom Ananius an, als das, wo er zugleich Hipponax als Verfasser nennt, XIV, 625. c. Diess ist ein *Jambicus scazon*, durch ein Skolion des Teiers Pythermus veranlasst, welches mit folgenden Worten anhub: Οὐδὲν ἦν ἄρα τ' ἄλλα πλὴν ὁ χρυσός. Den Artikel ὁ vor χρυσὸς hat nicht nur Suidas, sondern auch der von Andreas Schott edirte Parömiograph, welcher diesen Vers für den Anfang eines Skolions erklärt. Da dieses auch durch den phaläkeischen Rhythmus bestätigt wird, so würden wir nicht angestanden haben, ihn im Register unter den Skolien mit aufzuführen, und σκαιὰ μέλη in σκολιὰ zu verändern, wozu es nur der Einschaltung eines ο bedurfte. Warum aber Hr. *Schw.* οὐδὲν, wie nicht nur jeder, der diesen Vers citirte, sondern auch Hipponax schrieb, in οὐθὲν abänderte, dazu sehen wir keinen Grund. Ausser dem zuletzt angeführten Verse findet man noch folgende Fragmente vom *Hipponax* bey Athenäus bestimmt aus den Jamben angegeben: VII, 324. a. die letzte Hälfte eines hinkenden Jamben, und IX, 370. b. zwey hinkende Jamben, von einem reinjambischen Verse begleitet. Aber auch alles andere, was sonst noch vom Hipponax angeführt wird, die einzigen Hexameter XIV, 698. b. c. ausgenommen, ist in hinkenden Jamben geschrieben. Das erste Bruchstück II, 49. e. haben wir schon in der Recension des Textes berichtigt; im letzten XV, 690. b. würde ein Spondeus an der falschen Stelle stehen, wenn nicht ἔσθ' οἵηπερ ὁ κρέκος die richtige Schreibart wäre.

Ausser Ananius und Hipponax werden noch *Aeschrion* von Samos und *Phönix* von Kolophon als ἰαμβοποιοὶ bezeichnet, VIII, 335. c. und 359. e. Das Bruchstück vom Aeschrion VIII, 335. c. besteht aus hinkenden Jamben; aber der VII, 296. e. angeführte Vers, woraus *Boissonade* und *Schweighäuser* in den Nachträgen gegen die handschriftliche Lesart reine Jamben machen wollten, ist ein *Trochaicus scazon* oder *Scazon quadratus*, wie ihn Atilius Fortunatianus nennt. Dass dieser Vers ein *Scazon quadratus* sey, erhellet selbst aus dem zunächst vorhergehenden, in Prosa aufgelösten, Fragmente, worin man noch deutlich das gebrauchte Versmass erkennt:

Ὕδνης, Σκυλλίου Σκιωναίου
Κατακολυμβήτου θυγατρὸς, τὸν θαλάσσιον Γλαῦκον.

Hier bestätigt zugleich das Versmass die Vermuthung, dass Σκυλλίου für Σκύλλου zu lesen sey; ob aber auch Ὕδνης aus *Paus.* X, 19 in Κυάνης umgeändert werden müsse, lässt sich allerdings bezweifeln, da die Vergleichung der Wörter ἁλοσύδνη *Hom. Il. XX*, 207. *Odyss. IV*, 404. *Apollon. IV*, 1599 und ὑδατοσύδνη *Callimach. b. Eustath. p.* 332 lehrt, dass durch Ὕδνη eine Meernymphe oder Nereide bezeichnet werde. Die Bruchstücke des Phönix aus Kolophon bestehen sämtlich aus hinkenden Jamben: das letzte darunter XI, 495. e. scheint zwar einen Spondeus in der zweyten Stelle zu haben; allein die Silbe οι kann auch für kurz gelten wie VIII, 360. a. V. 21. In dem unmittelbar davorstehenden Fragmente lässt sich die Verbesserung des πολλῶν in πολλὸν durch Ananius IX, 370. b. vertheidigen. Dass Phönix den Spondeus an den falschen Stellen mied, erhellet aus VIII, 359. e. *sqq.* wo er aus dieser Ursache ἅλα χόνδρον für ἁλὸς χόνδρον geschrieben zu haben scheint. Desto mehr

Wahrscheinlichkeit erhalten daher die Verbesserungen, welche Hr. *Schw.* bey einem im Register übersehenen Fragmente XII, 530. e. — 531. a. vom Rec. in der A. L. Z. anführt, und wodurch zugleich die hinkenden Jamben von einigen reinjambischen Versen gereinigt werden. Auch Anapästen möchten wir dem Phönix nicht aufdringen, ausser wo Vokal mit Vokal in der Aussprache zusammenschmolz, wie VIII 359. e. v. 3. Man schreibe daher XII, 530. f. v. 18 ὀκόσσ' für ὀκόσσον, und gebe v. 8 für λεωλογεῖν, worin das ε wie in ἡμέων v. 20 als stumm betrachtet werden kann, keiner Vermuthung Raum, welche einen Anapäst in die zweyte Stelle brächte. Dafs man v. 14 ἢ 'πὸ für ἢ ἀπὸ schreiben müsse, zeigt VIII, 359. e. v. 2 zur Gnüge, wo offenbar τοῦ 'πόλλωνος für τοῦ 'Απόλλωνος geschrieben werden muss. Auf gleiche Weise muss man aber daselbst v. 5 χ' ἄλα für καὶ ἄλα, wie XII, 530. f. χ' ὠκόσσ' für καὶ ὀκόσσ' schreiben, mit verlängertem α, aber ohne ι *subscriptum*, worin Hr. *Schw.* XII, 530. f. v. 10 bey κηρᾶν ohne Noth von der handschriftlichen Schreibart abwich. Für πλείονα v. 17 würde Phönix, wie XII, 530. e. v. 3 πλέονα gesagt haben, wenn πλείονα τῶν γἔῶ Worte des Dichters, und nicht vielmehr des Athenäus wären. Das Ende dieses Krähenliedes lesen wir also:

'Αλλ', ὦ 'γαθοὶ, 'πορέξαθ' ὧν μυχὸς πλουτεῖ
Δότ' ὦ, δὸς, ὦ 'ναξ, καὶ σὺ πότνιά, μοι, νύμφη.
Νόμος, κορώνῃ χεῖρα δοῦναι 'παιτούσῃ etc.

Eben so schreibe man X, 421. d., welches Fragment Hr. *Schw.* gleichfalls anzuzeigen vergessen hat, κἀλάλὴ für καὶ ἀλαλή.

Zu den ἰαμβοποιοῖς gehören noch, ohne mit diesem Namen von Athenäus ausgezeichnet zu seyn, *Kerkidas* aus Megalopolis, in dessen hinkenden Jamben XII, 554 d. Hr. *Schw.* ohne Grund Συρακόσαις für Συρακούσαις vorschlug; *Hermeas* aus Kurium, in dessen Bruchstücke XIII, 563. d. e. πρίν γε für πρὶν ἢ zu lesen ist; und *Parmeno* von Byzanz, dessen Fragment III, 75. f. Hr. *Schw.* selbst verbessert. Von Archelaus und der Moschine sind keine Bruchstücke angeführt; Asopodorus schrieb in dichterischer Prosa; Hermippus endlich, Simonides und Solon in reinen Jamben. Vom *Solon* wird bloss ein Bruchstück in Jamben angeführt, XIV, 645. f.; vom *Simonides* hingegen kommen mehrere Fragmente aus verschiedenen Sammlungen vor. Den Anfang des XIV, 658. c. angeführten Jambus, wo Coray etwas willkührlich πολλὸν με δεῖ προυκπονεῖν, T. vorschlug, lesen wir: Τί πολλὰ μὲν δὴ προυκπονῇ, Τηλέμβροτε; indem das Fragewort τί leicht vom folgenden π verdrängt werden konnte. Die Jamben des *Simonides* von Amorgo, welcher den Versicherungen des Suidas und des Scholiasten zu Aristoph. Vesp. 1402 zufolge, auch Tragödien schrieb, waren, wie Hr. *Schw.* zu XIV, 659, e. f. selbst bemerkt, und wie bey den eben angeführten Fragmenten der Zusammenhang des Textes und die dialogische Form der Verse es andeuten, dramatischer Art. Dasselbe gilt von den Jamben des Hermippus aus Athen, wo nicht gar bey diesem Ἴαμβοι der Titel eines besonderen Lustspieles war, und das Wort Ἴαμβοι nicht sowohl Verse als Personen, die *Improvvisatori*, bezeichnete. Wenigstens scheint *Hermippus* nichts als Lustspiele geschrieben zu haben, und alle diese haben Personen- oder Götter-Namen in mehrfacher Zahl zum Titel. Zwar folgert Hr. *Schw.* aus *Athen. XV*, 699. *a.*, dass Hermippus auch Parodieen geschrieben habe; allein er bemerkte nicht, dass diese nur gelegentlich in einem seiner Dramen angebracht waren, wie es kurz vorher Athenäus von Epicharmus und Kratinus versichert. So ist es nicht zu verwundern, wenn man aus einem Bruchstücke des Hermippus I, 27, e. — 28, a., welches offenbar Parodie ist, bey Hesychius einen Vers dem Lustspiele Φορμοφόροι zugeschrieben findet. Der erste Parodist *ex professo* war ein etwas späterer Dichter aus der alten Komödie, Hegemon aus Thasos, der während des peloponnesischen Krieges zur Zeit der sicilischen Expedition lebte. *XV*, 699. *a.* und *IX*, 406. *e. sqq. cf. Aristot. de art. p. c.* 3. *ed. Bipont. Opp. T. V. p.* 197. Waren aber die Φορμοφόροι, worin die Parodieen nur gelegentlich vorkamen, ein Lustspiel: warum nicht auch die Ἴαμβοι, welche Athenäus XV, 700. d. zugleich mit diesen anführt, und XV, 667, d. mit den Dramen anderer Dichter aus der alten Komödie in Verbindung setzt? Wenn die Ἴαμβοι des Hermippus kein Drama waren, warum fügte Athenäus überall, wo er sie citirte, nur III, 76, c. ausgenommen, zum Namen des Hermippus die nähere Bestimmung ὁ κωμῳδιοποιὸς hinzu? Darf es nun noch befremden, wenn man aus den Jamben des Hermippus nicht nur reine Jamben, sondern auch Trochäen angeführt liest? was Hn. *Schw.* in den *Animadv.* zu XI, 461, e. und noch im ersten Register so sehr auffiel. Nimmt man also nach den eben vorgetragenen Bemerkungen, welche verschiedenes aus den Registern, mit deren Anzeige wir uns jetzt beschäftigen, in anderer Gestalt darstellen, die Dichter Asopodorus, Hermippus, Simonides und Solon aus: so bestehen alle Gedichte der sogenannten ἰαμβοποιοὶ aus hinkenden Versen, theils jambischer, theils trochäischer Art.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, b. Schnuphase: *Wilhelm Breitbach oder praktischer Unterricht in der Kunst ein Bösewicht zu werden.* 1804. *Zwey Theile* von 196 u. 202 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Wir haben nicht nöthig, Regierungen auf dieses Buch aufmerksam zu machen, und ihnen die Unterdrückung desselben zu empfehlen. Es hat mit diesem praktischen Unterrichte zur Bosheit keine grosse Gefahr. Der Vf. ist selbst noch nicht in die geheimen Gänge der Bosheit so ganz eingeweiht, dass er einen anschlagenden Unterricht ertheilen könnte. Seine Bosheitshelden sind zum Theil Karrikaturen, und treten etwas zu stark auf, und erschüttern in ihrem Gange den Glauben, wozu ihr erheuchelter Charakter nöthigen möchte. Doch ist nicht zu leugnen, Breitbach handelt in den meisten Fällen consequent, und man siehet deutlich, wie am Ende die Bosheit natürlich wird. Mit guter Wirkung hat der Vf. Gebrauch vom Kontraste gemacht; nur einige Übertreibungen sind dem Eindrucke, den das Buch machen soll, nachtheilig. Wenn auch Einiges vielleicht hätte anständiger vorgetragen werden können, so ist doch das Ganze in einem guten Tone gehalten, der der Sittlichkeit nicht zu nahe tritt. Wenn dieser Roman vor der Räuberbande, die in ihm ist, hätte verwahrt werden können, so würde ihm das zu einer Empfehlung mehr dienen. Man erschrickt jetzt fast, wenn man nur das Wort *Räuber* in einem Romane erblickt, und bey dem Worte *Räuberhauptmann* wird es einem ganz schlimm zu Muthe. Der Witz in der ironisch endenden Vorrede ist gerade nicht vom Besten; es fehlt ihm der Stachel.

Ap.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strasburg, in der Buchhandlung der zweybrücker Societät: *Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Tomus IX, Indices complectens. Auctor Johannes Schweighäuser etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Kehren wir nun zur Beurtheilung der Register zurück, so müssen wir bekennen, dass sie mit vielem Fleisse ausgearbeitet sind, und nutzbar auf mancherley Weise. Gegen die Vollständigkeit, Richtigkeit und zweckmässige Anordnung des ersten Registers findet man nur wenig zu erinnern; für gleiche Vollständigkeit des zweyten wagt der Vf. nicht zu bürgen; dagegen ist im dritten Register am passenden Orte manches eingeschaltet, was in den früheren Registern übersehen oder absichtlich übergangen war. Im *ersten* Register trifft man hin und wieder auf Nachträge zu den früheren Bänden dieser Ausgabe, und auf neue Verbesserungen des Textes, wenn gleich nicht alle für wahre Verbesserungen gelten können, wie die Verbesserung des anakreontischen Verses X, 427, a. v. 6. deren wir schon im Mayhefte dieses Jahres S. 322 gedacht haben. Unter Eubulus S. 108 sind die als corrupte Jamben abgetheilt gewesenen Verse XIV, 653 e, der Erinnerung seines Rec. zufolge, ohne alle Veränderung eines Wortes als zwey trochäische Tetrameter abgedruckt; aber noch bleiben S. 107 nach unseren Bemerkungen Octob. 1806. S. 144 die Worte zu berichtigen: *Citat Eubulus dictum Chaeremonis tragici II, 43. c.* Zu S. 109 fügen wir noch folgenden Versuch zur Berichtigung der anapästischen Verse aus den Kranzverkäuferinnen des Eubulus XV, 679. b, welche zu allerley sonderbaren Vermuthungen Anlass gegeben haben:

Μακαρῖτις, ἔχουσ' ἐν δωματίῳ
    ςρούθιον αεριοφόρητον,
Τὸν λεπτότατον περὶ σῶμα συνίλλ',
    ἔςαι τ' ἔτι ἡδυπότατος (*suave volucer*)
Περὶ νυμφίον εὔτριχα κισσός — — —

ὅπως καλάμῳ περιφύεται αὐξόμενος, ἔαρος ὅλου ἄγονος, ἔρωτι κατατετηκώς. Das letzte sind Worte des Aelius Asklepiades zur Erklärung des Ausdruckes νυμφίον, welche Eubulus vom ςρούθιος gebrauchte. *Semen ei nullum*, sagt *Plin. H. N. XIX*, 18 von dieser Pflanze, welcher er *caulem ferulaceum, tenuem et lanuginosum* beylegt. S. 33 berichtigt Hr. *Schw.* eine [illegible]nung, wozu er durch Jacobs verführt war, indem er dem Antigonus die beiden Hexameter III, 82. b. abspricht, welche dieser blos aus einem alten Dichter citirt hatte. S. 51 lieset man noch einen neuen Versuch, die Worte Μνησίθιος δὲ ἔφη II, 36. a. dem jambischen Versmasse des Komikers Alexis anzupassen, jedoch mit der minder wahrscheinlichen Bemerkung, der Epitomator habe vielleicht die vom Athenäus wirklich angeführte Stelle des Arztes Mnesitheus übersehen, indem sein Auge vom Namen des Mnesitheus sogleich auf den ähnlichen Namen eines Komikers fiel. In den *Animadv. V, p.* 341 und *VIII, p.* 397 schlug Hr. *Schw.* vor: ἔφη δὲ Μνησίθεος oder φησιν δὲ M. In der Blumenlese zum Kebetischen Gemälde (S. das Februarheft S. 263) ist ὁ M. ἔφη gedruckt, und hier lesen wir M. οὖν ἔφη. Gleichwohl bleibt es uns viel wahrscheinlicher, dass die Worte M. δὲ ἔφη keiner Änderung bedürfen, und nur der Zusatz des Athenäus ὡς λέγει Ἄλεξις ἐν Συντρόφοις vom Epitomator weggelassen wurde. *cf.* X, 419. *c.* Aufgefallen ist es uns, dass die Dichterin Erinna unter dem Buchstaben H aufgeführt ist; Druckfehler findet man sonst selten, z. B. S. 133. *sub fin.* 189 *f. n. et* 190. *a. b.* für 188. *f. n. et* 189. *a. b.* Die Trochäen des Bakchylides: Οὐ βοῶν cet. stehen nicht XI, 498. *e.*; sondern 500. b. Die falsche Abtheilung der Verse ist hier eben so wenig berichtigt, als anderswo. Das Bruchstück IV, 178. b. ist nach unseren Bemerkungen über die Rhythmen des Bakchylides im Octoberhafte des vorigen Jahres S. 141 flg., welche auch durch dessen strophisches Gedicht auf den Frieden bestätigt werden, auf folgende Weise abzutheilen:

Ἔςη δ' ἐπὶ λάϊνον οὐδὸν, (τοὶ δὲ θοίνας
    Ἐντύνονθ') ὧδέ τ' ἔφασκ'
        Αὐτόματοι δ' ἀγαθῶν
    δαῖτας εὐόχθους ἐπέρχονται δίκαιοι.

Bey Pindar hat Hr. *Schw.* mit Recht das Σκολιὸν εἰς Ἱέρωνα von der πυθικὴ ᾠδὴ εἰς Ἱέρωνα gesondert, welche Hr. Schneider in *Pind. Fragm.* für einerley Gedicht hielt: denn die pythische Ode war offenbar in einem Rhythmus gedichtet, worin der Anapästus herrschend war, dagegen das Skolion XIV, 635. d. rein trochäisch ist, sobald man das Einschiebsel ὁ Λέσβιος herauswirft. Wir setzen das Fragment der pythischen Ode I, 28. a. nach Hn. *Schw.* allmählichen Verbesserungen, welche sich in verschiedenen Supplementen zerstreut finden, vollständig her, weil *Hermann* in der neuesten Ausgabe Pindars von Heyne, zum Theil durch falsche Lesarten verführt, es minder richtig abgetheilt, und unnöthig am Texte geändert hat.

'Απὸ ταϋγέτου μὲν Λάκαιναν
ἐπὶ θηρσὶ κύνα, τρέχειν
πυκινώτατον ἑρπετόν·
Σκύριαι δ'ἐς ἄμελξιν γάλακτος
αἶγες ἐξοχώταται·
ὅπλα δ'ἀπ' Ἄργεος·
ἅρμα Θηβαῖον· ἀπὸ τᾶς
ἀγλαοκάρπου
Σικελίας ὄχημα
δαιδάλεον ματεύειν.

Im *zweyten* Register ist das Σκολιὸν πρὸς Ἱέρωνα zweymal angeführt, aber die πυθικὴ ᾠδὴ ist vergessen, sowie alle Hymnen Pindars; jedoch ist die pythische Ode im dritten Register (unter *Hiero*) nachgetragen, wo man auch alle ὑπορχήματα zu suchen hat, sowie die Chelidonisten mit dem Schwalbenliede VIII. 360. b. c d. Das Schwalbenlied hat *Hermann de metris p* 337 als *Ionicos a majore* behandelt; allein wohlbedächtlich die Versabtheilung nur bis zum Worte πυρῶν durchgeführt: jedoch auch so erhellet aus der verschiedenen Messung zweyer ganz ähnlicher Verse οἴνου τε δέπαστρον, τυροῦ τε κάνιστρον die Unrichtigkeit seiner Messung. Wir dürfen nicht übersehen, dass es Rhodier vom dorischen Stamme sind, welche dieses Lied absangen, und dass bey den Doriern die *Accus. pl. I decl.* auch kurz gebraucht werden. *Clarke ad Hom. Il.* 51. *β.* 43. Wenn man also καλὰς ὥρας als Trochäen misst, so besteht der Gesang bis auf die Jamben am Ende aus lauter *Ionicis a minore dimetris* oder *Anacreonteis* und einem *trimetro* zum Schlusse. Allein die steigenden Ioniker erscheinen in diesem Volksliede mit den mannichfaltigsten Abwechselungen, bey denen folgendes Schema zum Grunde liegt:

⏑⏑ –́ –⏑ | –⏑ –́ –⏑
     ⏑⏑   ⏑⏑
– ⏑ –́ –⏑ | – ⏑ –́ –⏑

Im ersten Jambus scheint uns ἄμμες nach ἀπίωμες ausgefallen zu seyn; die steigenden Ioniker theilen wir also ab:

Ἦλθ', ἦλθε χελιδών,
καλὰς ὥρας ἄγουσα,
καὶ καλοὺς ἐνιαυτούς,
ἐπὶ γαστέρα λευκά,
κἀπὶ νῶτα μέλαινα.
Παλάθαν οὐ προκυκλεῖς
ἐκ πίονος οἴκου,
οἴνου τε δέπαστρον,
τυροῦ τε κάνιστρον,
καὶ πυρῶν; Ἁ χελιδὼν
καὶ λεκιθίταν οὐκ ἀπωθεῖται.

Die Scansion wird am besten aus der deutschen Ueberfetzung erhellen:

Da, da ist das Schwälbchen,
Welches Horen und Jahre
Voll Anmuth uns herbeyführt,
An dem Bauche so weiss und
Auf dem Rücken so schwärzlich:
Und du bringst noch kein Feigwerk
Aus fettem Besitzthum?
Voll Weines das Kelchlein?
Voll Käse das Körblein?
Samt Brodkorn? Unser Schwälbchen
Verschmähet auch kein Backwerk vom Eygelb.
Nun! sollen wir fortgehn? oder was erhalten noch?
Wohl! wenn du giebst; wo nicht, so lassen wir nicht ab:
Wir nehmen, sey's die Thüre, sey's der Thüre Kranz,
Sey's auch das liebe Weibchen, das darinnen sitzt;
Es ist ja klein, und leichtlich tragen wir es fort.
Doch bringst du was, so bringe ja was Grosses auch.
Mach auf der Schwalbe, mach die Thür dem Vogel auf:
Wir sind ja keine Greise, sondern Kinderlein.

Mit dem ionischen Trimeter des Schwalbenliedes hat folgender Vers die gröste Ähnlichkeit:

Ἀδυμελὶς χαρίεσσα χελιδοῖ·

welchen Marius Plotius b. Putsch p. 2638 für einen daktylischen Tetrameter im anakreontischen Rhythmus erklärt, wiewohl dieser meistens aus steigenden Ionikern bestand.

Einen anderen Vers der Sappho bey Hephästion;

Τί με, Πανδιονίς, ὦ 'ραννὰ χελιδών,

verkennt selbst *Hermann de metr. p.* 325 nicht als steigenden Ioniker, wiewohl er S. 326 *sq.* nicht bemerkt hat, dass die ganze Strophe aus des Aristophanes Wespen V. 273 sqq. aus steigenden Ionikern mit eben den Freyheiten der Abwechselung, wie im Schwalbenliede, componirt ist, sondern glaubt, dass einzelne ionische Verse unter fremdartige Rhythmen gemischt seyen. Bey seiner Ansicht der steigenden Ioniker wird *Hermann* auch folgenden Versen des Ibykus bey *Athen. II*, 58 *a*, den ionischen Rhythmus absprechen:

Τούς τε λευκίππους κούρους
τέκνα Μολιόνας κλάνον,
ἅλικας, ἰσοκεφάλους,
ἑνιγυίους ἀμφοτέρους
γεγαῶτας ἐν ὠέῳ ἀργυρέῳ.

Doch wir kehren zur Beurtheilung der *Indices* des Hrn. *Schw.* zurück.

Der im ersten Register vergessene Botrys aus Messana in Sicilien wird nicht nur im zweyten s. v. Παίγνια, deren Erfinder er war, sondern auch im dritten unter seinem Namen und unter Messena nachgetragen. Eumenes aus Kardia ist im zweyten Register unter Ἐφημερίδες Ἀλεξάνδρου, und im dritten unter Cardia, besonders aber noch unter Eumenes nachgetragen. Vom Thukydides trägt Hr. *Schw.* ein im ersten Register übersehenes Citat nach; und unter Perinthus wird der Druckfehler der latein. Übersetzung IV, 131 f. *Corinthius* in *Perinthius* corrigirt; auch s. v. *Utensilium* erinnert, dass XIV, 648 f. σκεύη besser durch *Utensilia*, als durch *vasa* übersetzt seyn würde. Auch Pythonikus findet hier noch keine Stelle; allein das Orakel des Messeniers *Melanthus III*, 96, *e*, steht weder im zweyten Register unter χρησμοί, noch im dritten unter *oracula*: und unter *Melanthus* ist III, 116, d, a für 96, d, e verdruckt, so wie des Melanthus Vorfahr in der Herrschaft über Athen Thymötes als Thymötus aufgeführt ist. Sonst ist es ein wesentlicher Vorzug dieser *Indices* zu ihrer grösseren Nutzbarkeit, dass man nur selten einen Druckfehler bemerkt. Hie und da ist auch noch eine Conjectur oder sonst eine belehrende Anmerkung beygebracht, wie S. 593 zu IV, 148, e. λίσχροι für λίχνοι, in entgegengesetzter Bedeutung dem Zusammenhange gemäss, gleichbedeutend mit γλίσχροι nach Suidas und Hesychius.

Bey dem Worte *Achaeinas* wird gezeigt, daſs der Vers III. 109. f. Ἀχαιΐνην στέατος ἐμπλεων τράγον ein vollkommener Senarius sey, und bey *Tius* die Veränderung des ἐν τῷ VII. 325. e, in ἐν Τίῳ gegen die Conjectur eines Kritikers ἐν Τέῳ vertheidigt. Eben so wird S. 599 gegen *Hermann*, welcher IX, 407 f. εἶθ᾽ ἁ Θούφιππος λεὼς für εἶτα Θούδιππος ὁ λέων nebst anderen unstatthaften Conjecturen geltend machen wollte, erinnert, daſs Thudippus ein griechischer Namen sey, der auch in Phokions Leben bey Plutarch vorkomme. *Cf. Aelian. V. H. XIII*, 41. Im Anfange des vierten Verses ist wahrscheinlich ἔφερε τόθ᾽ ὁδὸς für ἐφέρετο zu lesen, und im Anfange des dritten vielleicht ὡς δὶ᾽ ὁ Κηφισοδώρου περὶ τὸ βῆμ᾽, d. h. bey jedem Schritte, so wie er ging. Der sechste Vers bedarf keiner Verbesserung: man beachte nur, was Clarke *ad Hom. Il.* α, 295 erinnert. Bey dem Worte *Cylinda* führt Hr. *Schw.* zu XI, 484, c, seine Conjectur κυλίχνων für κυλίνδων an; aber so wenig diese, als die Verbesserung *Bentley's* Κιλικίας, noch sonst eine bisher vorgeschlagene Veränderung des Textes scheint richtig zu seyn: Κυΐνδων ohne λ gelesen, hilft allen Schwierigkeiten ab. Jederman kennt das Schatzhaus der Makedonier zu Quinda in Kilikien. *Strab. XIV, pag.* 672, *ed. Cas. pag.* 689, *edit. Almet.*

F — G.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. *Marburg*, b. Krieger: *Chronici Syriaci Abulpharagiani e scriptoribus graecis emendati, illustrati specimen*, auct. *Alb. Jac. Arnoldi*, Theol. D. et Prof. 1805. 64 S. in 4. Das historische Werk des Abulpharadsch ist ein sehr schätzbares Denkmal des Mittelalters. Es besteht aus 3 Theilen. Die Herausgabe des II und III Theils gehört unter Assemans grosse Verdienste um die syrische Literatur. Diese beiden Theile sind aber zunächst nur für die Kirchengeschichte des Orients wichtig, und enthalten nur beyläufige Data zur politischen Geschichte: der zweyte erzählt die Amtsführung der Patriarchen, der dritte die der Maphriane oder Primaten der Jakobiten. Hingegen der erste Theil ist eine Universal-Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf das Zeitalter des Vfs., in zehn Dynastien. Diesen Haupttheil, welcher ein allgemeines Interesse hat, haben *Bruns* und *Kirsch* herausgegeben, und zwar den syrischen Text mit einer lateinischen Übersetzung. Mit dieser Edition ist nun Hr. *A.* gar nicht zufrieden: der Text sey sehr fehlerhaft, die Übersetzung oft ganz unrichtig. Ein trefflicher, ihm eigenthümlicher, Gedanke ist, eines der vorzüglichsten Hülfsmittel, die Mängel der Ausgabe zu ergänzen, seyen die Schriften der griechischen Geschichtschreiber, sowohl der Kirchen-Schriftsteller, als auch der Byzantiner. Es ist bekannt, daſs die Schriften der Syrer, namentlich aber die des Abulpharadsch voll von Gräcismen sind, nicht nur von einzelnen Wörtern, sondern auch von ganzen Redensarten und Constructionen: noch mehr, Abulpharadsch beruft sich häufig auf die Autorität der griechischen Geschichtschreiber, man darf daher auch annehmen, er habe sie bey der Abfassung seiner Chronik vor sich gehabt und benutzt, und diese Vermuthung bestätigt die Vergleichung derselben mit ihnen. Diese Vergleichung hat nun Hr. *A.* schon seit geraumer Zeit angestellt, und Bemerkungen gesammelt, welche zur Verbesserung des Textes der Chronik und zur Erklärung dunkler Stellen dienen. Dergleichen theilt er nun in diesem Programm mit: insgesammt beweisen sie, wie gegründet jene Vermuthung und wie glücklich die Ausführung derselben sey. Wir legen den Lesern nur einige Proben vor. Text S. 18 ist von *Aeneas* die Rede, welchen Abulpharadsch für den ersten König der Franken oder Lateiner angiebt, und die Verschiedenheit der Berechnung seiner Regierungsjahre anführt, ganz übereinstimmend mit Eusebius: auch in der philoxenianischen Version Ap. G. 9, 33 findet sich der syrische Name, welchen Abulpharadsch gebraucht, für den griechischen Αἰνειας. S. 26 ist nicht Baronisus, sondern Cherronesus zu lesen, gleichfalls nach Eusebius, welcher bey der Regierung des Hiskias bemerkt: ἐν Σικελια χεῤῥονησος ἐκτισθη. *De Sacy* fand diese Lesart wirklich in einem pariser Codex des Chronikon. Auf der nämlichen Seite bedeutet das syrische Nomen nicht einen Thurm, sondern eine Bildsäule von Erz, in welche die Legende den Manasses einschlieſsen läſst. Das syrische Wort [illegible] ist das griechische ζωδιον, welches die Glossatoren durch ἀγαλμα, εἰδωλον u. s. w. erklären. Vgl. *Syncell. p.* 214 und *Glycas p.* 197, welcher ζωδιον hat. S. 39 ist wirklich, wie *Bruns* vermuthet, zu lesen: *Hyrcaner und Marder* (nicht *Mannen*). Eusebius sagt ausdrücklich: Ἀλεξανδρος Ὑρκανους και Μαρδους ἐχειρωσατο. S. 49 ist der Sinn dieser: Jovian habe Nisibis ohne Einwohner dem Sapor übergeben; Ammianus, Zosimus und der Vf. des *Chronicon paschale* berichten eben dieses. S. 72 ist nicht von Basilius, sondern von Acholius die Rede, welcher nach Sokrates und Sozomenus zu Thessalonich Bischof war, als Theodosius in diese Stadt kam. Auf eben derselben Seite wird Thessalonich die Hauptstadt Italiens, statt Thessaliens genannt, wie Theodoret sagt: Θεσσαλονικη ἡγουμενη Θετταλιας. S. 77 ist zu übersetzen: *condidit portum magnum, Νεον ἐμβολον dictum*, in Übereinstimmung mit dem *Chronicon paschale*. Wenn Kaiser Heraclius (S. 107) seine Truppen aus Syrien, das er gegen den Chalifen Omar nicht behaupten kann, zurückzieht, so will der Geschichtschreiber nicht sagen: *copiisque interdixit, quo minus Christianos hujus regionis depraedarentur* (wie *Bruns* übersetzt), sondern gerade das Gegentheil: *milites suos dimisit, ut incolas christianos expilarent.*" Dieſs erfodert der syrische Sprachgebrauch des Zeitworts: [illegible]. Dasselbe erzählen auch *Eutych. II.* 231. *Elmacin. p.* 28 und *Abulfed. Annal. Moslem. I.* 226. Uns scheint, als habe Hn. *Bruns* der hebräische Sprachgebrauch von שמר, *custodivit, cavit, tenuit*, u. s. w. verführt. S. 108 übersetzt Hr. *A.*: *Telam et Daram armis expugnavit* statt: *arces et monasteria*. *Cedrenus* (*p.* 429) sagt: παραλαμβανει ταδ την Ἐδησαν λογοις, την δε Κονσταντειαν (*i. e. Tela*) πολεμω, ὁμοιως δε Δαρας. Vgl. *Theophan. p.* 282. Hier dürfte sich doch zur Vertheidigung der getadelten Übersetzung noch Manches sagen lassen. חֵל wird doch von den Aramäern bekanntlich vielen *nom. propr.* in der Bedeutung *agger, arx* u. s. w. vorgesetzt. Auch war es ganz der Denkart des Maphrian's angemessen zu sagen: Obgleich Omar die Stadt Edessa durch Vertrag in seine Gewalt bekam: so lieſs er doch Schloſs und Klöster zerstören. Ganz richtig wird S. 116 *Muhthar* in *Muchthar* verwandelt. Eben so beyfallswerth, wie diese, sind auch die übrigen Verbesserungen und Erläuterungen. Jedem, der das syrische Werk des Abulpharadsch gebrauchen will, ist diese kleine Schrift beynahe unentbehrlich. Wir enthalten uns daher auch, aus derselben mehr anzuführen, da sie ohne Zweifel in den Händen eines jeden syrischen Literators seyn wird.

Aber unser Befremden müssen wir noch äuſsern, daſs Hr. *A.* dem Vf. der syrischen Chronik, welchen er auf dem Titel richtig *Abulpharagius* nennt, in der Schrift selbst, nach dem Sprachgebrauch unserer Zeit, immer den Namen *Bar Hebrüus* giebt. Dieser Name ist aus einer unrichtig verstandenen Stelle des Schriftstellers selbst entstanden. Er fängt nämlich in dem Chronikon die Beschreibung seiner Amtsführung als Maphrian so an: „Nach Ignatius, der ist Zelibas, dem Sohn Jakobs, (folgte als Maphrian) Gregorius, der ist Abulpharadsch, ein Sohn Aarons, des Arztes, welcher genannt wird [illegible] das Particip in der passiven Conjugation Ettaphal von [illegible] *monstravit, indicavit*, wie das arab. دل oder nach der Bedeutung, welche

sich aus dem Zusammenhang ergiebt, und in welcher das Wort gewöhnlich im Syrischen gebraucht wird: *qui cognomen habet*, s. *Ephrem syr. T. I, p.* 588) der Sohn eines Hebräers (ܒܪ ܥܒܪܝܐ) Er selbst also führt in seinem Namensverzeichniss diesen Zunamen an. Es ist auffallend, dass dieses die einzige Stelle ist, in welcher dieser Zuname sich findet. Gleich zu Anfang dieses Abschnitts beschreibt er seine Erzählung zur Maphrians-Würde so: „Es wurde wieder gemacht eine Wahl des Maphrians, und in wenigen Tagen nach der Einsetzung des Patriarchen zu Sis in Cilicien, so rusten sie aus Gregorius, der ist Abulpharadsch, Sohn Aarons." Bey dieser für ihn so wichtigen Begebenheit führt er keinen anderen Namen oder Zunamen. Auch da, wo er von seinem Bruder und Successor Barchumas handelt, sucht man vergeblich den Namen Barhebräus. Die Kritik könnte also, ohne streng zu seyn, die Ächtheit der Aufschrift, welche diesen Zunamen hat, in Anspruch nehmen, und sie der Hand eines Abschreibers beylegen. Aber wir wollen die Ächtheit zugeben, ohne anzunehmen, dass dieser Zuname ihm angehöre. Die Worte: „*welcher den Zunamen hat Bar Hebräus,*" gehen nicht auf den Gregorius, sondern auf seinen Vater *Aaron*. Wir übersetzen und erklären sie so: *welcher (Arzt Aaron) den Zunamen hatte der Sohn eines Hebräers.*

Dieser Erklärung ist keine Regel der Grammatik und Exegese entgegen. Zwar verstösst auch die gewöhnliche Interpretation dieser Worte, welche sie auf den Gregorius bezieht, gegen die Sprachlehre nicht; aber sie hat andere Schwierigkeiten, und wenn sie auch diese nicht hätte, so würde man dennoch der unsrigen den Vorzug zugestehen müssen. Die gewöhnliche Auslegung bezieht die Worte auf das entferntere Subject, da es viel wahrscheinlicher ist, dass sie mit dem näheren, unmittelbar vorhergehenden, in Verbindung stehen. Durch das Pronomen ܗܘ und das Particip ܕܡܬܟܢܐ welche beide gleichbedeutend sind, werden die beiden Personen, Sohn und Vater, unterschieden: das erste bezeichnet den Zunamen des Sohnes (Abulpharadsch), das zweyte den Zunamen des Vaters. Ferner: der Sohn war Bar Aaron, der Vater Bar Hebräus. Der Vater war der Sohn eines Hebräers, was auch sein hebräischer Name anzeigt, aber diess war der Sohn nicht, denn der Vater war, als der Sohn geboren wurde, schon von der jüdischen Religion zur christlichen übergegangen; Gregorius war also der Sohn eines Christen, nicht eines Hebräers, diess war sein Vater Aaron. Das syrische Nomen ist nämlich kein Name zur Bezeichnung eines Individuums oder einer Person, sondern der Name einer Nation, der Hebräer. Der Grossvater des Gregorius, dessen eigentlichen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, war nämlich ein Hebräer. Wir bemerken weiter: die syrische Sprache hat, wie die arabische und hebräische, kein eigenes Wort, welches Grossvater bedeutet, und dieses Verhältniss ausdrückt. Sie bezeichnen den Grossvater (sowie den Urgrossvater und alle Verwandtschaften in aufsteigender Linie) durch Umschreibung mittelst des Nomen ܒܪ, ابن, בן diess ist etwas bekanntes. So auch im N. T. das Geschlechtsregister Jesu Luc. 3.. Auch daraus ergiebt sich, dass in den Worten: Gregorius, ein Sohn Aarons, ein Sohn des Hebräers, die Stammtafel diese ist: der Hebräer ist der Grossvater, Aaron der Sohn, Gregorius der Enkel. Es ist auch gegen die Analogie mit den übrigen orientalischen Sprachen, einen Mann von seinem Grossvater allein zu benennen. Gregorius ist der eigentliche Name unseres Schriftstellers, *Abulpharadsch*, Vater des Pharadsch, ist sein nächster Beyname; diesem ist noch einer beygefügt, Bar Aaron, Sohn Aarons. Sein vollständiger Name ist also: *Gregorius Abulpharadsch Bar Aaron.* Nach der Gewohnheit der Morgenländer, dem *nomen proprium* den Namen des Sohnes als *cognomen* beyzufügen, sollte der gewöhnliche Name unseres Schriftstellers Gregorius Abulpharadsch seyn. Sollte eine Abkürzung gemacht werden, so würde er Abulpharadsch zu nennen seyn, wie er sonst angeführt wird. Gregorius Bar Aaron wäre schon seltener, doch auch noch mit anderen Beyspielen zu rechtfertigender Sprachgebrauch. Gregorius Bar Hebräus wäre eine Benennung, von welcher schwerlich ähnliche Beyspiele vorhanden sind. Bar Hebräus allein unseren Schriftsteller zu nennen, ist ein Sprachgebrauch, welcher durch kein einziges ähnliches Beyspiel aus der syrischen oder einer anderen morgenländischen Sprache gerechtfertiget werden kann. ܒܪ ܥܒܪܝܐ heisst endlich nicht: *Bar Hebraeus*, wie es insgemein übersetzt wird, sondern *Bar Hebraei*, Sohn eines Hebräers. Bar Hebräus ist also überdiess auch eine fehlerhafte Benennung unseres Schriftstellers.

Aber wenn auch die gewöhnliche Interpretation diese Schwierigkeiten und Fehler nicht hätte, so können auch noch andere Gründe angeführt werden, aus welchen erhellen wird, dass sie unstatthaft ist, und dass der unsrigen wenigstens der Vorzug gebühre. Der Name Bar Hebräus ist ein neuerer Sprachgebrauch. Bey alten Schriftstellern findet sich dieser Name nicht. Die beiden Exemplare oder Handschriften von dem arabischen Chronikon, welche Pococke bey der Herausgabe des *specimen historiae arabum* gebrauchte, geben selbst vollständige Charakterschilderungen von unserem Schriftsteller, sie beschreiben ihn mit aller Ausführlichkeit und Genauigkeit; aber dass er oder sein Vater auch Bar Hebräus geheissen, davon wissen sie nichts. Der Titel des ersten Exemplars ist weitläuftig, der Name Bar Hebräus ist aber nicht unter den übrigen. Über den Vf. dieses Titels oder den Abschreiber dieses Exemplars äussert Pococke seine Meinung nicht; das zweyte schreibt er einem Christen zu. Am Ende desselben findet sich gleichfalls eine Schilderung des Schriftstellers: er heisst aber in derselben bloss مار غريغوريوس Gregorius, mit dem orthodoxen Ehrentitel der Syrer. Pococke führt auch die Aufschrift eines Exemplars von der syrischen Grammatik des Gregorius an: diese giebt zwar seine übrigen Namen an, der Name Bar Hebräus findet sich aber auch hier nicht. Daher sagt auch Pococke S. 4 der Vorrede: *Ipsi (auctori nostro) igitur nomen proprium Gregorius, agnomen a filio desumptum Abul-pharai, a patre, Ebn Ahrun.*

Hätte aber auch unsere Interpretation nicht so viele Vorzüge vor der gewöhnlichen, so gebietet selbst die Decenz, ihn nicht dem Sohn, sondern dem Vater zuzuschreiben. Der berühmte Primas des Orients würde selbst am wenigsten damit zufrieden seyn, wenn er seine Meinung uns noch eröffnen könnte, wenn er in unseren Schriften sich gewöhnlich mit einem Namen bezeichnet fände, welcher seine *jüdische Abkunft* stets ins Andenken bringt. Es war also selbst Mangel an Gefühl der Schicklichkeit, dass die orientalische Literatur den Maphrian der monophysitischen Christen insgemein und schlechthin den Sohn eines Hebräers nannte. Diese Bemerkungen werden aber auch für sie hinreichend seyn, sich zu überzeugen, dass sie den Schriftsteller, von welchem die Rede ist, nicht mehr als Bar Hebräus, sondern als Gregorius Abulpharadsch, oder mit einem dieser beiden Namen allein, unter welchen der letzte, als der bekanntere, vorzuziehen seyn wird, anzuführen haben.

G. d. S. K.

Ausländische Sprachkunde. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Neues französisches Lesebuch in angenehmen und lehrreichen Erzählungen*, mit einem Wortregister versehen, in welchem zugleich auf die französische Sprachlehre von *Seebas* und *La Combe* hingewiesen wird. Von *F. T. Kühn*, Prof. in Helmstädt. 1805. 293 S. 8. (16 Gr.) Der Aufsätze sind fünf und vierzig, in der bekannten Art der kurzen moralischen Erzählungen geschrieben, deren uns die Franzosen in besonderen Sammlungen, theils auch in ihren Journalen, überflüssig mitgetheilt haben. Es ist nicht genug für Mannichfaltigkeit und Abwechselung des Tons gesorgt. Die zahlreichen Druckfehler sind nicht alle angezeigt. Das Wortregister scheint vollständig.

Cch.

Neue Auflagen.

Berlin, b. Matzdorf: *Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen, insonderheit mit dem Dativ und Accusativ* oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, Ihnen und Sie etc. Von *M. J. C. Vollbeding*. 4te verb. und mit vielen Beyspielen, einer *theoretischen* Einleitung und einem Anhange zur Vermeidung der *übrigen Sprachfehler* vermehrte Auflage. 1807. IV u. 308 S. 12. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Classici Romanorum scriptores* Vol. II. *M. T. Ciceronis opera omnia* T. IV. *Ciceronis opera philosophica.* P. I. *M. T. Ciceronis de legibus libri tres:* ad optimorum exemplar. fidem recensiti atque prooemio argumentis et indice instructi a *Joh. Friedr. Wagner.* 1804. XVII u. 95 S. Der Commentar besonders. 184 S. 8.

Unter den prosaischen Schriftstellern in der *Rupertischen* Autorensuite macht den Anfang das ciceronianische Werk *de legibus*, dessen erstes Buch nur ein rein humanes Interesse hat, während die übrigen doctrinalen Inhalts sind, und bloss von den bürgerlichen Gesetzen Roms handeln. Eben dieser etwas abstrusere Inhalt, verbunden mit den Lücken, und den vielen corrupten Stellen in dem Werke, waren auch wohl die Ursachen, warum dasselbe seit *Turnebus* lange Zeit keinen neuen Bearbeiter fand. Nach *Dawes*, der, wenn auch nicht durch seine Kritik, doch durch die von ihm bemerkten Varr. aus 7 Codd. über manche Stelle neues Licht verbreitete, hat jetzt Hr. *W.* einen vollständigen exegetischen und kritischen Commentar darüber geliefert, der theils durch Berichtigung mancher Irrthümer in dem Commentar des *Turnebus*, theils von Seiten gründlicherer Sprachforschung überhaupt, theils durch eine genauere Behandlung des philosophischen Theiles des Werkes unverkennbare Vorzüge besitzt. Gleichwohl ist dem künftigen Bearbeiter noch Manches übrig gelassen; besonders hätte in kritischer Hinsicht mehr geleistet werden sollen. Anlass genug boten theils die Varr. im *Dawes* dar, theils die Ausgabe dieses Werkchens von *Joh. Aug. Görenz* (Leipz. 1796), wenn sie anders zu Hn. *W's.* Kunde gelangt wäre.

Gleich zu Anfang des ersten Kapitels fragt Atticus, ob das die sogenannte alte Marius-Eiche sey? Quintus antwortet: Hier wird es nie an einer Marius-Eiche fehlen, *nisi forte Athenae tuae sempiternam in arce oleam tenere potuerunt, ut quod Homericus Ulysses — palmam vidisse dixit, hodie monstrant eandem; multaque etc.* Hr. *W.* erklärt die Stelle so, als sey sie nicht vollständig, und man müsse hinter den Worten: *stare potuerunt*, hinzudenken: *idem vero in ista quercu evenire non potuit.* Dazu werden Stellen aus Livius angeführt, wo die Rede vollständig ist. Allein 1) können diese Worte nicht hinter *starunt* supplirt werden, sondern hinter *monstrant eandem*, weil bloss bis dahin die Stelle von *nisi forte* afficirt wird; 2) ist *nisi forte* ganz falsch gefasst, welches nicht bloss, *wenn das nicht ist*, bedeuten kann (schon das *forte* hätte können auf andere Gedanken leiten), sondern bey Cicero allerwegen, und bey Quintilian, in der Bedeutung gebraucht wird: *es müsste denn seyn dass*, in Fällen nämlich, wo das Gegentheil sich gleichsam von selbst versteht, daher es denn gewöhnlich eine Ironie ausdrückt. Z. B. hier ist der Sinn: Es ist bekannt genug, dass Athen seinen Ölzweig bis heute noch hat. S. *pro Mil. c.* 7. und *c.* 31. *Quintil. Inst. Or. IV.* 2, 24. — Auf des Atticus Frage, ob diess die Eiche wirklich sey, die Marius nach dem Gedichte des Cicero gesehen habe, antwortet Cicero: *Untersuche doch dergleichen Dinge, die durch die Tradition sich so erhalten haben, nicht mit der Genauigkeit.* Atticus erwiedert: *Atqui multa quaeruntur in Mario, fictane an falsa sint, et a nonnullis, quod et in recenti memoria, et in Arpinati homine, vel severitas a te postulatur.* So stehet beynahe in allen Handschriften. Hr. *W.* setzt aber ganz eigenmächtig in den Text: *quod e. i. r. m. et i. A. homine verseris, veritas a te postulatur.* Allein *quod et i. r. m.* hat seinen guten Sinn, sobald man nur das vorhergehende *quaeruntur* wiederholt. Da *vel* überall steht, so glauben wir, dass *severitas* die richtige Lesart ist: *bey den Umständen, fodert man sogar Strenge in Sichtung des Wahren und Unwahren.* Was gäbe es wohl für einen gesunden Sinn, wenn es hiesse: *sogar Wahrheit wird von dir gefodert?* — Auf diese Rede des Atticus erwiedert Cicero: *Et mehercule, ego me cupio non mendacem putari, sed tamen nonnulli isti, Tite, faciunt imperite, qui in isto periculo non ut a poëta, sed ut a teste veritatem exigant.* Hier erklärt sich der Herausgeber in einer langen Anmerkung gegen das Wort *periculum.* Dichterischer Versuch, wie es in den Lexicis erklärt würde, könne es dem Sprachgebrauch nach nicht bedeuten. Sodann bedeute es gewöhnlich in gerichtlichen Angelegenheiten (wie *Verr.* 3, 79) so viel als *tabellae;* allein diese Bedeutung passe auch nicht hieher. Er schlägt daher vor πάρεργον zu lesen. Allein die natürliche, und dem Zusammenhang nach erforderliche Bedeutung von *periculum* ist hier *Anklage:* die es aus dem Grunde hat, weil, wenn man gerichtlich angeklagt wird, man Leben, Güter u. drgl. m. riskirt. So *Cic. pro Manilia c.* 1, *p. Archia* 2. *Nep. Phoc. c.* 2. Der Sinn der ganzen Stelle ist: Wenn man in jeder Anklage in Betreff des Lebens des Marius den Dichter vergisst, und Wahrheit überall verlangt, wie von einem Augenzeugen.

Kap. 4. §. 14. Hr. *W.* bemerkt, Cicero unter-

fcheide fehr genau das *jus civitatis* von dem *jus civile;* unter jenem verftehe er die Kenntnifs des allgemeinen Rechts, das philofophifche Staatsrecht, das *jus civile* fey die Kenntnifs der pofitiven Gefetze. Allein davon finden wir nichts im Cicero. Wenn er fagt, viele erklärten dem Volke das *jus civile*. aber es hatte blofs den grofsen Namen, fie blieben bey Kleinigkeiten ftehen, denn das *jus civitatis* ift eine Wiffenfchaft von weitem Umfang: fo mufs er nothwendig unter *jus civile* diefe Wiffenfchaft im weiten Umfange verftehen, die er unter *jus civitatis* fich denkt. Cicero fährt fort: Das Gefchäft des Rechtsconfulenten ift zwar nothwendig, aber eben dadurch ein befchränktes. Sie fehen das *jus civitatis* aus einem fehr befchränkten Gefichtspuncte an. Ich leugne gar nicht damit, dafs diefe Männer auch Kenntnifs vom philofophifchen Rechte befitzen, fie üben nur das fo genannte *jus civile* in fo weit aus, als fie es für die Führung ihrer Proceffe nöthig haben. Wäre nun, nach der Meinung des Herausgebers, *jus civile* dem Cicero fo viel als Kenntnifs der pofitiven Staatsrechte und Gefetze: warum fagt er, fie befafsten fich mit dem *jus civile* nur in fo weit fie es zu ihren Proceffen brauchten? Er fetzt mit Fleifs hinzu: *Hoc civile quod vocant, eatenus exercuerunt*, das eigentlich, wie fie es treiben, nicht das wahre *jus civile* ift, das fie fo nennen; wefshalb wir denn keineswegs um das *quod vocant* zu erklären, unfere Zuflucht zum *Pomponius de orig. juris* mit dem Herausgeb. nehmen dürfen, wo eine Erklärung herauskommt, die unpaffend und gar lächerlich ift. — Im Texte heifst es ferner: *Id autem incognitum eft, minusque in ufu neceffarium.* Das *id* foll auf das *jus civitatis* gehen, das, wie der Herausgeber richtig bemerkt, mit dem einerley ift, was gleich darauf Cicero nennt *univerfum jus*, alfo die philofophifche Kenntnifs vom Staatsrecht. Allein eben hatte ja Cicero gefagt: Er leugne nicht, dafs die Rechtsgelehrten des philofophifchen Rechts kundig wären, wie kann er nun von demfelben *jus* fagen: *Id autem incognitum eft?* Die Stelle mufs aus einigen Codd. fo emendirt werden: *Id autem incognitum eft minus. quam in ufu neceffarium.*

Kapit. 8, zu Anfang: *Et nimirum ifta funt, ut disputantur.* Wir fehen nicht, was hier den Herausgeber veranlafst, diefe Stelle für verdorben zu halten, und die Lesart der Aldina *disputari folent nimirum ifta* vorzuziehen. Denn 1) haben fie alle Handfchriften bey *Dawes*; 2) warum foll Cicero diefe Meinung, die die Meinung der Stoiker war, nicht für die feinige ausgeben, da er fie dem Cato *de Sen.* in den Mund legt, und *de nat. Deor.* 2, 32, fie den Balbus vortragen läfst? 3) Ift es eine ihm gewöhnliche Phrafis: *Sunt ifta, ut disputantur*, z. B. *de amic.* 2, wie das Griech. ἐστι ταυτα.

Kapit. 11. Nachdem Cicero gefagt, dafs die verfchiedenen Seelenkräfte, eben fo der Trieb zum Vergnügen, zur Tugend, Ehre u. f. w. allen Menfchen gemein fey, fährt er fort: *Quibus ex rebus cum omne genus hominum fociatum inter fe effe intelligatur, illud extremum eft, quod recte vivendi ratio meliores efficit.* Hier macht Hn. *W.*, wie den übrigen Interpreten, das *extremum illud eft* fo grofse Schwierigkeiten, dafs er fich in Spitzfindigkeiten verliert. Auch fühlt er felbft, wie dunkel Cicero nach dem von ihm untergelegten Sinne gefchrieben hätte, und entfchuldigt diefe fehlerhafte Kürze, mit der Flüchtigkeit feiner philofophifchen Schriften!! Allein unter *illud extremum eft* müffen verftanden werden *omnia ftudia, omnes actiones*. Der Sinn ift: *Da nun die Menfchen alle diefe Triebe und Anlagen mit einander gemein haben: fo ift das höchfte und letzte Ziel, worauf fich unfere ganze Thätigkeit beziehen mufs, dafs wir uns vervollkommnen durch Rechthandeln.* Vrgl. *Cic. de Fin.* 3, 6.

Kapit. 14. Es kann keine Verfühnung wegen begangener Verbrechen Statt finden. *Poenas luunt, non tam judiciis (quae quondam nusquam erant, hodie multifariam nulla funt, ubi funt, tamen perfaepe falfa funt,) quam ut eos agitent furiae etc.* Hier haben alle Codd. *ut fint, tamen perfaepe falfa funt*, und in dem Commentar fafst auch Hr. *W.* die Stelle fo, wie fie denn auch fo emendirt werden mufs, im Texte aber finden wir die alte Lesart. — Kap. 17 will Cicero beweifen, dafs Recht und Tugend in der Natur des Menfchen gegründet feyen, fo wie man die Schönheit eines Baumes, eines Pferdes, und jedes Dinges nach fich felbft, und feiner Natur nach, den klugen Mann nach keinem anderen Mafsftab, als nach feinem eigenen Betragen, das Wahre und Falfche nach keinen anderen Gründen, als denen, die in der Sache felbft lägen, beurtheile. Er fetzt hinzu: eben fo wie Talente und Schwächen bey der Jugend aus der Natur entfpringen. *Nos ingenia juvenum non item ad ingenia: naturae virtutes et vitia, quae exiftunt ab ingeniis. judicabuntur? an ea non aliter? honefta et turpia non ad naturam referre neceffe erit?* Hr. *W.* verändert: *Nos ingenia juvenum nonne confitemur ab ingenita naturae vi effe? virtutes et vit. etc.* Warum hielt fich Hr. *W.* hier nicht an die Autorität der Handfchr., durch deren Hülfe die corrupte Stelle fehr zufammenhängend und deutlich wird? Fünf Codd. von *Dawes* haben: *Nos ingenio juv. non item ab ingenita naturae virtute? fed vitia quae exiftunt ab ingenita aliter judicamus? an ea non aliter, quam honefta et turpia non ad naturam referri neceffe erit.* Die übrigen Codd. gehen blofs darin ab, dafs fie lefen: *at ingenio natura virtutes*, was offenbar die vorige Lesart ift, nur corrumpirt. Was bedarf es einer befferen Lesart als diefer? Bey *ab ingenita naturae virtute*, wird nämlich *exiftere dicimus* oder *exiftunt* hinzugedacht. Warum foll das *confitemur* in den Text, und *ab ingenita naturae vi effe*, was in keiner Handfchrift fteht, und ein Einfall von *Dawes* war? Sodann müffen die Sätze verbunden gelefen werden: *An ea non aliter quam t. et h.* u. f. w. weil Cicero hier von den guten und fchlechten Geiftesanlagen fpricht, inwiefern diefe in der Natur liegen, und erft fpäterhin den Schlufs von diefen auf fein *honeftum* und *turpe* macht, in den Worten: *Quare quum et bon. et mal.* u. f. w.

Jetzt noch einige Stellen aus dem zweyten Buche, wo durch die falfche Lesart der Sinn geradezu

verdunkelt wird. — Kapit. 2, wo Cicero über das doppelte Vaterland spricht, das man lieben könne, inwiefern uns entweder der Ort unserer Geburt, oder die bürgerliche Verfassung interessire: *Quum ortu Tusculanus esset, civitate Romanus, habuit alteram loci patriam, alteram juris, ut nostri Attici, postquam Theseus eos demigrare ex agris et in astu, quod appellatur, omnes se conferre jussit, et Sunii erant iidem et Attici.* — *Sunii*, eine von *Turnebus* eingeführte Lesart, kann schon aus dem Grunde nicht stehen, weil das *Gentile* in griech. Σουνιυς heisst, und dann weiss man schlechterdings nicht, was man mit *Sunii* anfangen soll. Nimmt man daher *Symphratores et Attici* an, da alle Codd. bey *Dawes* einstimmig *Symphratidas ex Atticis* haben: so hat man höchst wahrscheinlich die richtige Lesart. Er sagt nämlich: *Nachdem Theseus die Einwohner Atticas in eine Stadt zu ziehen, und sich in eine grosse Gesellschaft zu sammeln genöthigt, sie dann in Tribus eingetheilt: so führten sie einen doppelten Namen, sie hiessen nach ihrer Tribus, und nach dem Lande wo sie geboren waren.* In der Recension des Textes v. Görenz steht *simul phratores. Sed necesse est*, setzt Cicero hinzu, *eam caritate praestare, qua reip. nomen universae civitatis est.* Hr. *W.* lieset: *In qua reip. nomen et universae civitatis*, und versteht die Stelle von Rom, welches nicht bloss dem Staat, sondern auch der ganzen damaligen bekannten Welt den Namen gegeben. Aber Cicero redet ja hier überhaupt vom Vaterland, das wir so nennen, inwiefern wir durch gemeinsame Bürger-Rechte und Pflichten an ein Land gebunden sind. Es sind daher die Worte des Textes: *Qua reip nomen universae civitatis* sehr richtig und so zu fassen: *Das Vaterland muss uns lieber seyn, von welcher der ganze Staat als eine gemeinsame Bürgerverfassung den Namen hat* Wie konnte auch, nach des Vfs Meinung, *universa civitas* die ganze Welt bedeuten? — Kap. 11. In allen Handschriften bey *Dawes* steht: *Si in jus vocat atque eat*, und da erwiesen ist, dass diess die Worte der *lex de in jus vocando* waren (vrgl. Gellius 10. 29. Porphyrion und Festus, und *Sigonius de jure Rom. Th* 2. 475): so wundern wir uns, warum Hr. *W.* sie nicht aufgenommen hat. Auch Kap. 9 hätte die falsche Lesart: *deorum manium jura sancta sunto. Hos leto datos, divos habento* nicht beybehalten werden sollen. Die *Dii manes* konnten sie doch wohl nicht *leto dare*, wie das die *formula solemnis* bey Ankündigung der Begräbnissfeyer war; auch brauchte es wohl nicht erst vorgeschrieben zu werden, dass sie sie göttlich verehren sollten! Also *sos* oder *suos*, da es ja bekannt ist, dass die Kinder ihre um sie verdienten Eltern apotheosirten, aus welchen Privatapotheosen die öffentlichen der Kaiser hernach entstanden. S. *Casaub. ad Suet. Jul.* 88. und weiter unten *de legg.* 2. 22. Kapit. 12 hält sich der Herausg. bey den Worten: *Quod tempus, ut sacrificiorum libamenta serventur* auf, und glaubt, dass, da *quod* gar nichts habe, worauf es sich beziehe, ein sonderbares Anacoluthon anzunehmen sey. Er bezieht sich dabey auf §. 20, wo gar kein Anacoluthon vorkommt. Man muss hier *quod tempus* durch *per quod tempus* erklären, wie *pro Arch c.* 5: *iis temporibus, quae tu criminaris, ne ipsius quidem judicio eum in civium Romanorum jure esse versatum*, über welche Stelle eben desshalb die Interpreten grosse Zweifel erhoben haben. — In demselben Kapit. heisst es von dem Feuer der Vesta: *Ei colendae virgines praesint, ut advigiletur facilius ad custodiam ignis, et sentiunt mulieres in natura foeminarum omnem castitatem pati.* Durch die Lesart *pati* wird die Stelle völlig unverständlich, und Hr. *W.*, der der Lipsiussischen Conjectur beytritt *naturam* statt *natura*, bringt ebenfalls einen Sinn heraus, der ganz gegen den wahren Gebrauch des *pati* ist. Mit der leichten Veränderung des *pati* in *peti*, die auch Hr. *Görenz* aufgenommen hat, ist der Schwierigkeit abgeholfen. W.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Küsse, aus dem Lateinischen des Johannes Secundus*, übersetzt von *Franz Passow*. 1807. 77 S. gr. 8. (16 Gr.)

Ein lebendiges, frisches Colorit, welches einladend anspricht, geistvolle Treue, die mehr Ton und Gehalt des Ganzen, als den kalten Buchstaben wiederzugeben strebt, verweilende Bemühung um glättende Vollendung, auch, im Durchschnitt, ein wohlklingender Vers mit einer gewählten, edlen Sprache charakterisiren vorliegende Übersetzung, welche einen talentreichen Urheber verräth. Mit zartem Geschmack und richtigem Takte hat Hr. *P.* seinen Gegenstand behandelt, und sich behutsam innerhalb der Grenzen des Schönen und Gefälligen gehalten; daher werden Reiz und Anmuth in der Nachbildung so wenig als im Urbilde vermisst. Mit grossem Rechte hat der Übersetzer der nothwendigen Rücksicht des *ne quid nimis* manchmal die wörtliche Treue hintangesetzt; ein andermal hat er durch sorgfältige Wahl eines entlegneren Ausdruckes das Missfällige des Gedankens gemildert: *non semper udum da mihi basium*, „nicht immer schmilz in thauige Küsse hin." Wenn er V, 6 seine Küssenden einmal, wie schnäbelnde Täubchen, *girren* lässt, wo sie nach unserem Gefühl nur *schmachten* oder *seufzen* sollten (*gemere*), so ist diess Ausnahme von der Regel. — Im Versbaue ist Hr. *P.* auf dem Wege, Meister zu werden. Der Hexameter (obgleich mitunter ein weiblicher Abschnitt im siebenten Halbtakte sich findet z. B. I, 9. 21. VI, 1) ist gediegen und wohltönend; dahingegen im Pentameter nicht selten zur Unzeit matte Trochäen zugelassen sind, z. B. I, 20. X, 20.

Da ward *meinem* Schmerz einzig erquickender Trost.
Höre *gesenkten* Blicks dieses gestrenge Gesetz.

Auch zwey Verstakte unmittelbar hinter einander durch unvollkommene Spondeen ausgefüllt zu hören, wie I, 8:

Ach! wie oft sie rief: schön war Adonis, wie du!

thut im Ganzen dem Ohre nicht wohl; hier wird diese Licenz durch den Gedanken begünstiget. Die übrigen Sylbenmasse, die jambischen und trochäischen, die alcäische Strophe, und die Hendecasyllaben sind sehr schön gebaut. Verletzungen der Quantität, wie I, 4 *Wohlgeruch* als Daktylus, und Hiatus, wie IX, 25 *Arme aus* fanden sich nur selten.

Die Sorgfalt des Übersetzers hätte doch auf man-

chen hingeworfenen Nebenzug des Originals noch pünctlichere Rücksicht nehmen sollen. So übergeht er I, 6 den schönen Begriff *notus*, und den nicht minder bedeutenden, der in *ima* enthalten ist:

Notus et irrepsit ima per ossa calor.
Und stillathmende (?) Glut kam in den Busen zurück.

Vielleicht so:

Und, ihr bekannt schon, schlich tief bis zum Marke die Glut.

Durch eine unbedeutende Nachhülfe läſst sich auch VI, 1 sowohl metrisch als dem Sinne nach verbessern:

De meliore notà bis basia mille pacifcens
P. Als ich von dir mir der süſsesten Küsse zweytausend bedungen.
Rec. Als der erlesneren Küſs' ich mir zweytausend bedungen.

Eine der schwersten Aufgaben für den Übersetzer war der dritte Kuſs:

Da mihi suaviolum, dicebam, blanda puella;
Libasti labris mox mea labra tuis.
Inde velut, presso qui territus angue resultat,
Ora repente meo vellis ab ore procul.
Non hoc suaviolum dare, lux mea, sed dare tantum
Est desiderium flebile suavioli.

Die Übersetzung:

Reiche die Lippen zum Kuſs, so flehet' ich, reizendes Mädchen,
Leis mit den Lippen darauf *rührtst* du die Lippen mir an.
Aber erschreckt, wie der Fuſs, der die Schlange getreten, zurückzuckt,
Wandtest den Mund du schnell mir von dem Munde hinweg.
Nein, mein liebliches Licht, nicht *hast* du den Kuſs mir *gegeben*,
Gabst nach dem Kusse mir nur sehnliche Flammenbegier.

Das Mangelhafte dieses Versuches liegt besonders darin, daſs *dare suaviolum* im ersten Verse nicht eben so wie in dem auf ihn sich beziehenden fünften gegeben ist. Die zweyte Zeile möchten wir so ändern: „*und mit den Lippen alsbald streiftest die Lippen du mir*,“ und V. 4 *reiſsest* lesen. Wenn eine völlig entsprechende Übersetzung *möglich* ist, so wird Hr. P. sie uns geben. M. D. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Geſsner: *Römische Studien*, von C. L. *Fernow*, 1806. I Theil. XIV u. 450 S. II Theil. XVI u. 416 S. in 8. Nebst zwey Kupfertafeln und eben so viel Notenblättern. (4 Rthlr.)

Die ausführliche Beurtheilung einer Schrift, welche wie die vorliegende aus mehreren von einander unabhängigen Aufsätzen besteht, würde einen beträchtlich gröſseren Raum erfodern, als die nothwendige Einrichtung dieser Blätter uns vergönnt: unterdessen ist auch gerade in dem gegenwärtigen Falle eine ausführliche Beurtheilung um so weniger nothwendig, als die sämtlichen hier zusammengestellten Abhandlungen von nicht mehr als einem, der bearbeiteten Gegenstände kundigen, und dem Publicum bereits durch andere günstig aufgenommene Werke bekannten Verfasser herrühren. Wir können uns daher nur mit einer allgemeinen Inhaltsanzeige begnügen, und diese Anzeige nach Befinden mit Anmerkungen begleiten.

I) *Über dem Bildhauer Canova.* Von Canova's Herkunft, Bildung und Arbeiten werden in dieser Schrift schätzbare Nachrichten mitgetheilt. Das kunstrichterliche Urtheil des Vfs. ist gerecht und gründlich, und weicht eben darum, wiewohl ohne den wahren Verdiensten des berühmten Künstlers Ungunst zu beweisen, sehr ab von dem übertriebenen Lob, wodurch seichte Bewunderer ihn zu ehren vermeinen. II) *Über die Begeisterung des Künstlers.* In Betreff dieses Aufsatzes, sagt Herr *Fernow* (*Vorrede* S. XIII), selbst „seine Absicht sey nicht gewesen, den Gegenstand zu erschöpfen, sondern bloſs die Grundzüge desselben zu entwerfen,“ welches auch auf eine befriedigende Weise geschehen ist. III) *Über das Kunstschöne.* Ist eigentlich gegen Hn. Hofrath *Hirt* gerichtet, der in seinen 1797 in den *Horen* erschienenen Aufsätzen das Kunstschöne aus dem Charakteristischen erklären wollte; Hr. *F.* äuſserte dagegen in einem Aufsatz (im *deutschen Magazin* 1799) eine andere Meinung, welche Hr. Hofr. *Hirt* späterhin wiederum zu bestreiten Gelegenheit fand. Diesem Kampf sind wir nun die gegenwärtige wirklich verdienstliche Abhandlung schuldig. — IV) *Über die Landschaftsmalerey.* Eine der geistreichsten und schätzbarsten Studien unseres Vfs. Zwar ist dieselbe den Freunden der Kunst bereits aus dem 11ten und 12 Stück des *neuen deutschen Merkur* für 1803 bekannt, sie erscheint aber hier noch mit einigen Zusätzen vermehrt. V) *Über die beweglichen Theater des Curio.* Ebenfalls aus dem *neuen deutsch. Merkur*, 8tes Stück für 1797. VI) *Über den Begriff des Colorits.* Gerne wurde dieser Aufsatz im 10ten Stück der *Meuselschen neuen Miscellaneen* gelesen, und wird ohne Zweifel hier in besserer Gesellschaft nicht weniger willkommen seyn. VII) *Über den ästhetischen Eindruck der Peterskirche.* Der Vf. widerspricht darin einem gewöhnlichen Vorurtheile, welches das Miſsverhältniſs des Eindrucks zu der wirklichen Gröſse jenes Gebäudes für eine Wirkung der vollkommenen Harmonie der Verhältnisse desselben will geltend machen. VIII) *Über die Improvisatoren.* Obwohl diese Schrift im 8ten, 9ten und 10ten Stück des *neuen deutsch. Merkur* für 1801 schon gestanden, so erscheint sie doch jetzt noch erfreulicher, als damals, theils wegen des ununterbrochenen Zusammenhangs, theils weil sie durch Zusätze vermehrt worden; auch sind ihr noch die vier heut zu Tage unter den Improvisatoren am meisten üblichen Gesangweisen in Noten beygefügt.

Jeder Abhandlung hat Hr. *Fernow* eine Zuschrift an römische Freunde vorgesetzt, wodurch er nicht allein das Ganze mehr belebt, sondern auch zugleich Gelegenheit gefunden, dem Leser vorläufige Winke über die in den Abhandlungen selbst ausgesprochenen Meinungen mitzutheilen. Dem ersten Theil ist das meisterhaft von Lips gestochene Profil-Portrait des Bildhauers *Canova* vorgesetzt. Die andere Kupfertafel findet sich S. 168 im zweyten Theil, und enthält zwey verschiedene Plane von den beweglichen Theatern des Curio.

— y — H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1807.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Grammatik der englischen Sprache*, nach Dr. Johnsons Grundsätzen der einfachen und reinen Aussprache, nebst einigen fasslichen, unterhaltenden und lehrreichen Aufsätzen, zur Übung im Lesen, bearbeitet von *Benedict Ingramm*, ordentl. Lehrer der englischen Sprache zu Würzburg. 1806. VIII u. 328 S. 8. (16 Gr.)

Ob sich Hr. *I.* seinen Zweck bey Abfassung dieser neuen Grammatik recht deutlich gedacht habe, ist aus der Vorrede zu ersehen. Er vergleicht darin den Werth der englischen und französischen Sprache, und giebt jener „in Rücksicht der Bestimmtheit, Reinheit,(?) Energie des Ausdrucks, und der besonderen Vorzüglichkeit für jede Art des erhabenen und zierlichen Styls" den Preis. Aus dieser Ursache, setzt er hinzu, *soll* das Studium dieser schönen und kraftvollen Sprache von allen lehrbegierigen Menschen mit dem grössten Eifer betrieben werden, um — was wird nun folgen? — um aus den reinen und unverdorbenen Quellen derselben die mannichfaltigen Bedeutungen der Wörter zu schöpfen." Was sich der Vf. bey diesem Perioden gedacht habe, kann Rec. nicht herausfinden. Man wird ihm wohl am wenigsten Unrecht thun, wenn man annimmt, dass er nichts dabey gedacht habe. Er verachtet seine vielen Vorgänger nicht, meint aber, dass noch sehr viel geleistet werden müsse, bis man die englische Sprache, vorzüglich in Rücksicht der Aussprache, auf bestimmte und unabänderliche Regeln bringen könne. Eine der Schwierigkeiten soll „in der Willkühr vieler Menschen liegen, die nach Sonderbarkeit und Neuerungssucht haschen." Viele der unzähligen Ausnahmen der Aussprachen, die man in deutsch-englischen Grammatiken so häufig findet, sollen ihren Ursprung nur der Willkühr einer berühmten Person, eines londner Stutzers, oder eines Sonderlings zu verdanken haben. Hr. *I.* drückt sich schon wieder unverständlich aus. Freylich muss manche seltsame Aussprache der englischen Wörter ihren Ursprung irgend woher haben. Wenn sie aber in der guten Gesellschaft gültig ist, so müssen wir sie lernen, und uns nach ihr richten, wie widersinnig sie uns auch vorkomme. Einzelne Stutzer und Sonderlinge dringen schwerlich so weit durch, dass ein deutscher oder englischer Grammatiker ihre Eigenheiten zu autorisiren versucht wird. Wir wünschten, Hr. *I* hätte nur Ein Beyspiel angeführt. Die Hauptschwierigkeit ist, dass die genuinen englischen Töne nicht vollkommen durch deutsche Buchstaben angedeutet werden können; zumal da auch diese in den verschiedenen deutschen Kreisen verschieden ausgesprochen werden. Daher wird Hn. *I.* sein „Vereinfachen" nicht helfen; es gilt hier ein zweckmässiges Vervielfachen. Eben so wenig seine Befolgung der Regeln des preiswürdigen *Johnson*, der — hört! hört! — „den eigentlichen Grund zur Bildung der englischen Sprache gelegt hat." Diese Befolgung, meint der Vf., werde hinreichend seyn, ihn gegen selbstsüchtige und unwissende Kritiker zu schützen. Gegen unwissende, freylich; wie aber, wenn es auch kundige Kritiker gäbe? Mit einer Autorität, wie die Johnsonsche, lässt wenigstens Rec. sich nicht abweisen. Er wundert sich vielmehr über den engen Kreis der grammatikalischen Bekanntschaften des Hn. *I.* — Als wenn Johnson je eine Anweisung zur Aussprache des Englischen hätte geben wollen! Kaum kann etwas unzureichender seyn, als die allgemeinen Sätze, die er in seiner kurzen Grammatik über den Gehalt der englischen Vocale und Consonanten aufstellt. Er wollte Niemanden dadurch belehren, er schrieb bloss einige Seiten der Vollständigkeit wegen hin. Hier ist sein eigenes Urtheil darüber. „*In this narrow disquisition, I follow the example of other grammarians, perhaps with more reverence than judgment, because by writing in English I suppose my reader already acquainted with the English language, and consequently able to pronounce the letters, of which I teach the pronunciation.*" Er lehrt, was man weiss. Das heisst doch wohl, sich die Schüler verbitten. Er folgt anderen Grammatikern. Dadurch verbietet er also, ihn zum Muster anzunehmen.

Wäre Hr. *I.* nicht ein geborner Engländer; behauptete er nicht, den grössten Theil seiner Zeit dem Studium seiner Muttersprache gewidmet zu haben (eine hochtönende Behauptung!); hätte er also nicht das sehr scheinbare Vorurtheil für sich, dass er besser, als Andere, im Stande sey, die englische Grammatik, vornehmlich in dem Theil von der Aussprache, zu lehren: so würden wir ihn hier kurz mit der Sentenz abfertigen, dass wir zwar schon schlechtere Grammatiken, als die seine, vor uns gehabt haben, dass aber auch der seinigen noch zu viel abgehe, um sie unter die besseren zählen zu können. Um den Beweis zu führen, müssen wir ihm Schritt vor Schritt, Seite vor Seite, nachgehen, bis wir des Geschäfts müde werden, und unsere Leser überzeugt zu haben glauben. Manche Mängel und lahme Angaben werden wir lie-

ber überspringen, um nicht das Ansehen zu haben, als hätten wir bloss kritteln wollen.

Das *a* soll, nach S. 2, einen weichen und etwas gedehnten Laut haben in den Wörtern *grace*, *face*, *lane*, *to make*, *to name*, *creation*, *habitation* u. s. w. Gut. Aber wie soll denn der Deutsche diesen weichen, gedehnten Laut tönen lassen? Davon sagt Hr. *I.* kein Wort. Sein Schüler mag rathen. Diese Regel ist ihm so gut als gar keine. Eben so wenig die über das scharfe *a*, in *hat*, *man*, *lad*, *glad* u. s. w., wozu er *command* rechnet. Das *a* in *command* klingt aber wie das *a* in *far;* welche Aussprache zwar von Hn. *I.*, als auf Ziererey gegründet, verworfen, aber bey jedem wohlerzogenen Engländer angetroffen wird. Jetzt folgt eine Regel, mit welcher Hr. *I.* seine Leser zum Besten hat. Das weiche *a* soll lang seyn, so oft der Accent darauf gesetzt wird; das scharfe *a* hingegen kurz, so oft kein Accent darauf fällt. Das heisst: lang ist lang, kurz ist kurz. — *Ai* und *ay* sollen ganz lauten wie das *a* in dem Worte *grace*. Nicht doch. Der Unterschied ist hörbar. *Ail* lautet nicht wie *ale*, *laid* nicht wie *lade*, *waist* nicht wie *waste*. Nach S. 4 soll das stumme *e* beynah in allen Wörtern den vorhergehenden Vocal verlängern, und dem Worte öfters eine ganz andere Bedeutung geben. Als: *Cur* ein Hund, *cure* die Heilung, *fir* Tannenholz, *fire* Feuer u. s. w. — Als wenn das stumme *e* diese Kraft hätte! Es ist der Nothhelfer und wird hier zum Zauberstabe gemacht. S. 5 wird die Regel gegeben, das *ea* wie *i* auszusprechen, aber eine Menge Ausnahmen angeführt, die, nach S. 6, meistentheils in Wörtern Statt finden sollen, wo ein *r* oder *t* auf das *ea* folgt. Werden denn nicht die allbekannten Wörter, *ear*, *hear*, *dear*, *eat*, *heat*, *beat etc. ihr*, *hihr*, *klihr*, *ist*. *hist*. *bist* u. s. w. ausgesprochen? Muss nicht eine solche Regel durchaus irre führen? — Manchmal thut Hr. *I.* recht gelehrt. S. 8 sagt er: „Alle Nennwörter, die sich in *ation* endigen, und von Zeitwörtern abstammen, wo das *i* in der Endsylbe lang ist, folgen nicht der Regel ihrer Stammwörter, sondern das *i* unmittelbar vor *ation* wird kurz gelesen, als: *Declination* von *to decline* u. s. w. Die Ursache dieser Ausnahme ist, weil diese Wörter fast alle — aus dem Lateinischen abstammen." Wer kein Latein versteht, wird denken, es müsse darin eben so beschaffen seyn, und sich höchstens wundern, dass die in der Aussprache so eigensüchtigen Engländer in diesem Puncte bey den Lateinern in die Schule gehen. Aber bey den Lateinern ist leider hierin nichts zu lernen. Die Ursache liegt ganz nahe. Der Engländer accentuirt nur Eine Sylbe. Wenn nun in *Declination* der Ton auf das *a* fällt: so kann er nicht auf dem *i* ruhen, wie in dem Stammworte *Decline*. In den Wörtern *ship*, *brick*, *kill*, *finish etc.* soll das *i* einen Laut haben, wie im Lateinischen. Das heisst nichts anders, als wie im Deutschen; aber jenes klingt gelehrter. — Vor einem *r* soll *i* in einigen Wörtern fast wie *ü* gelesen werden; als in *Bird*, *dirt*, *first*. Hr. *I.* muss nicht wohl hören können. Es lautet zwischen *e* und *ö*. Nach S. 9 soll das englische *o* ganz wie das lateinische *o* ausgesprochen werden, in allen Wörtern, die ein stummes *e* am Ende haben. Als wenn sich das lateinische *o* für uns Jetztlebende, von dem deutschen unterschiede! In den Wörtern *omit*, *obey*, *oration*, soll das *o* lang seyn. Es ist augenscheinlich kurz, da der Accent auf der folgenden Sylbe ruht. Die Ursache des kürzeren *o* in den Wörtern *come* und *done* soll, nach S. 10, daher kommen, weil solche aus dem Sächsischen herstammen. Als wenn die Sachsen geborne Verkürzer des Vokals *o* wären. Was S. 11 über das *oo*, wenn es wie *o* lautet, angeführt wird, ist nicht ganz richtig. Besonders ist die Vorschrift, *swoon* wie *saun* auszusprechen, ein grober Vulgarism. Walker und Jones wollen *sswuhn*, wiewohl Buchanan und Sheridan *ssuhn* setzen. *Swuhn* ist unstreitig am besten. — In *Virtue*, *value*, *fortune*, S. 13, soll das *u* lang seyn, und doch liegt der Ton auf der vorhergehenden Sylbe. Der Vf. verwechselt hier, wie an vielen anderen Stellen, die Quantität mit der Aussprache. Wenn gleich das *u* oft wie *ju* gelesen wird: so ist es doch nicht lang. In *Quack*, *request*, *acquire*, *quote*, S. 14, soll sich das *u* mit *a*, *e*, *i*, *o*, als Doppellaut vereinigen. Das *u* gehört ja hier bloss zum *q*, und läst die anderen Vocale ganz unabhängig. *C* lautet nicht wie ein weiches *s*, S. 17, sondern wie ein hartes. In Wörtern, die aus dem Französischen abstammen, soll *ch* wie ein *s* gesprochen werden. Welche Behauptung! *Machine*, *chaise*, werden *maschihn*, *schähs*, ausgesprochen. Auf S. 18 wird gesagt, das *g* vor *e*, *i* und *y* werde wie im Französischen gelesen, und nicht bemerkt, dass es sich im Englischen mehr dem *j*, als dem *sch* nähere, und einen sanften Anlaut von *d* habe. Eben dieses gilt von *j*, S. 19; wo auch das, was von *h* gesagt wird, nicht durchaus Probe hält.

Absichtlich hat sich Rec. bey der Auseinandersetzung der Fehler im Aussprechen in dem Buche eines Mannes aufgehalten, der sich auf seine Nationalität beruft, und dem Studium seiner Muttersprache den grössten Theil seiner Zeit gewidmet haben will. Ähnliche Anmerkungen liessen sich über manche seiner etymologischen und syntaktischen Vorschriften machen. Was über die englische Prosodie vorgebracht wird, ist eben nicht lehrreich. Einige unter den Aufsätzen zur Übung sind lesenswerth. Die Verlagshandlung muss von dem Werthe dieser Grammatik keine sonderliche Meinung gehabt haben; sie hat sie auf graues Papier drucken lassen. Oh.

Berlin, b. Nauk: *Handbuch der französischen Sprache*, oder *Auswahl interessanter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern*(.) Nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Neue Auflage. Poetischer Theil. 1804. 588 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Die zweyte Auflage dieser Sammlung ist von den Hn. *Ideler* und *Nolte* nach sehr richtigen Grundsätzen veranstaltet, und bereits in vielen Lehrinstituten mit Vortheil als Schulbuch eingeführt. Sie schliesst nicht bloss eine Bekanntschaft mit dem Geiste der

französischen Sprache, da ihr die gewöhnlichen Lesebücher, selbst das gepriesene Gedikesche nicht ausgenommen, dessen grosse Mängel längst jeder besonnene Lehrer fühlte, nur den Körper derselben geben, sondern sie lehrt auch die Literatur unserer Nachbarn, und die Vorzüge und Mängel ihrer Classiker kennen, aus denen alle Stücke dieser Sammlung genommen sind. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, werden dadurch angereizt, die Lectüre solcher französischer Schriftsteller, die ihre Aufmerksamkeit frühzeitig erregten, fortzusetzen, während diejenigen, die sich einem bürgerlichen Gewerbe widmen, wenn von einem französischen Classiker die Rede ist, einen Bekannten wiederfinden.

Sehr schätzbar sind die Einleitungen der Herausgeber zu den Blumen eines jeden Dichters in deutscher Sprache, welche theils biographische Nachrichten von ihm selbst enthalten, theils seine Werke und ihren Inhalt anzeigen, und ästhetische Winke über den Geist geben, der in denselben weht. Sie sind aus Laharpe, Voltaire, den *Eloges*, die von ihren Verehrern erschienen sind, und anderen Quellen geschöpft. Auch sind in dieser zweyten Auflage viele dunkele Stellen durch Anmerkungen erläutert worden.

Die Auswahl gereicht dem Geschmack der Herausg. im Ganzen zur Ehre. Sie musste freylich durch den Umstand sehr erschwert werden, dass viele schöne, und den Geist ihrer Dichter charakterisirende Stellen nur im Zusammenhange gefallen, abgerissen aber ihre ästhetische Kraft verlieren. Indessen ist doch *Scarrons* travestirte Aeneide, in welcher sich zugleich der Genius dieses Dichters am kräftigsten ausspricht, noch nicht in einem solchen Grade vergessen, dass ein Fragment aus derselben, wäre es auch nur, um einen instructiven Vergleich mit *Blumauers* Werke zu veranlassen, nicht willkommen gewesen wäre. Mit Recht ist aus *J. Racine's* Werken die Athalie als Muster gewählt, die wohl das Meisterstück dieses Lieblings der Franzosen ist, allein anstatt des niedrigkomischen *Avare* hätte vielleicht der Tartuffe *Moliere's* Kunst und Menschenkenntniss weit mehr beurkundet. Warum von dem Vater des französischen Trauerspiels, dem grossen *Corneille* kein ganzes Stück, z. B. der Cid, sondern nur Bruchstücke mitgetheilt worden sind, begreift man nicht. — *Boileau's* Humor und schneidender Witz würde durch ein Stück aus dem *Pupitre*, das man anstatt der ersten Satyre, ausser seiner Poetik hätte geben können, am deutlichsten bewiesen worden seyn. — Von *Bernis* hätte man ein Stück aus der *réligion vengée*, und von *Florian* ein Bruchstück aus seinen Idyllen erwartet, diess letztere um so mehr, da er unter den Franzosen fast der einzige ist, der sich in dieser Gattung auszeichnet. — Da das Ganze auch als eine chronologische Darstellung der Veränderungen, welche die französische Dichtkunst nach und nach in ihrem Charakter sowohl, als in ihren Formen erlitten hat, betrachtet werden kann: so würde es sehr zweckmässig gewesen seyn, wenn das Werk mit einigen Gedichten der Trouvadours eröffnet worden wäre, die bekanntlich nicht ohne Schönheiten sind. Sie würden auch in Rücksicht auf Sprache und Orthographie für den Lehrling von Wichtigkeit gewesen seyn. Nmh.

Breslau, b. Gehr: *Die Lehre vom Gebrauche der französischen Artikel, auf eine neue und für Deutsche, welche Französisch sprechen lernen wollen, sehr bequeme Art bearbeitet* von *Joh. Heinr. Ernst Nachersberg*. 1804. 128 S. 8. (8 Gr.)

Um dieses Buch geniessbar zu finden, muss man erst mit dem Vf. darüber einverstanden seyn, dass der Franzos wirklich vier Artikel habe, was ihm die Wenigsten zugeben werden. Es ist erwiesen, dass der lange sogenannte *article indéfini* nichts, als die Präpositionen *de* und *à* sind, die im Gebrauch mit den italiänischen *Segnacasi* übereinkommen, dass der *A. Partitif* nichts als der *Genitif* des bestimmten in einer besonderen, den Franzosen eigenen, und daher aus dem Geiste ihrer Sprache zu erklärenden Anwendung ist, und dass daher nur zwey Artikel übrig bleiben, nämlich *le* und *un*. Denn wie man dem letzteren desswegen, weil es ein Zahlwort ist, das Recht, ein Artikel zu seyn, absprechen könne, begreift Rec. nicht, besonders da es noch nicht geleugnet worden ist, dass das deutsche *ein*, von welchem doch dasselbe gilt, ein Artikel sey, beide auch in einer jeden von diesen zwey Gebrauchsarten von einer anderen Natur sind. Freylich sind unsere französischen Sprachlehren, seitdem man diese Entdeckung gemacht hat, in Betreff des Ausdrucks deutscher Worte mit und ohne Artikel sehr unbestimmt geworden. Früher fasste man alle dahin gehörigen Fälle unter grammatische Gesichtspuncte; jetzt sollen sie unter philosophische, zugleich aber dem gemeinen Verstande näher gerückte Gesichtspuncte gefasst werden, und der französischen Sprache ist es in Deutschland noch nicht gelungen, in die Hände eines philosophischen Grammatikers zu fallen.

Als Product des Fleisses hat daher vorliegendes Werk allerdings einen ausgezeichneten Werth, in philosophischer Rücksicht erhebt es sich nicht über das Gewöhnliche. Auch enthält es ein zu weitläuftiges Detail, als dass es von denen, die das Französische als Umgangs- oder Geschäftssprache lernen, und weder Gelegenheit, noch Lust haben, viel Zeit auf sie zu verwenden, gelesen zu werden hoffen dürfte. Zu einem gründlichen Studium der Sprache hingegen kann es sehr nützlich seyn. Nur hätte die Übersicht dadurch erleichtert werden sollen, dass für Haupt- und abgeleitete Regeln, Ausnahmen und Beyspiele, für jedes eine besondere Art von Lettern gewählt worden wäre. Das beygefügte Register hilft diesem Uebelstande nicht ab.

Die Einleitung sucht einige grammatische Begriffe, besonders die eines *Nom Propre* und *Nom Appellatif* zu fixiren. Die S. 23. 24 von Ländernamen gegebene Regel konnte weit genauer so ausgedrückt seyn: Der Franzos setzt zu denselben den bestimmten Artikel, sobald er das Land als ein durch physische oder politische Grenzen bestimmtes Ganzes im Verhältniss zu anderen Ländern denkt. In sehr vielen Fäl-

len sind demnach die Länder bey den Franzosen relative Anschauungen, bey denen das Bezogenwerden mehr oder weniger deutlich gedacht wird. Wo diess letztere ganz aufhört, da stehen die blossen Casuszeichen. — Das S. 33 ff. gegebene Verzeichniss von *N. Appellatifs*, bey denen der deutsche bestimmte Artikel wegfällt, könnte ungleich genauer und weitläuftiger seyn. — S. 43 sind eine Menge Beyspiele von dem bekannten Falle, da ein deutscher bestimmter Genitiv im Französischen durch das blosse Casuszeichen ausgedrückt wird, z. B. *le changement de condition* die Veränderung des Standes. Der Grund ist, weil diese Genitiven zwar das vorhergehende Wort bestimmen, an sich aber so unbestimmt sind, dass das Verfahren des Franzosen richtiger ist, als das des Deutschen. — Falsch ist, dass nach S. 45 *changer* stets *de* nach sich habe. Nur wenn es ein *Verbe Neutre* ist, und also die Handlung des Veränderns sich auf gewisse Prädicate des Handelnden selbst bezieht, hat es *de* nach sich, welches der bestimmte Artikel wird, sobald als der letztere aus den Grenzen seines Ichs heraustritt. — S. 47 sollte die Regel von *celui*, welches den deutschen bestimmten Artikel ausdrückt, wenn er (anstatt dieser) ein vorhergehendes Substantiv ausdrückt, viel genauer seyn. — In Appositionen wird nicht bloss, wie S. 60 lehrt, *un*, sondern auch *le* ausgelassen, wenn dieses nicht mit Emphase steht, und das lateinische *ille* ausdrückt. — Wie gezwungen ist's, S. 83 zu sagen, dass in dem Beyspiele *c'est une belle et bonne femme* dieses *bonne* mit dem unbestimmten Artikel gebraucht sey! — Wiederholungen, wie die 133ste bis 139 Regel sind, waren unnöthig; das wenige Neue, was in denselben gesagt wird, hätte bey ihrer ersten Festsetzung beygebracht werden sollen. S. 107 ist zu bemerken, dass zur Uhr gern der bestimmte Artikel gesetzt wird, und zwar nicht bloss bey *sonner*, sondern auch in anderen Fällen, z. B.: *les cinq heures sont passées*. — Unter den Präpositionen, die ein Substantiv ohne Artikel nach sich haben können, S. 110, vermisst man *avec*. — Der Theilungsartikel ist zu kurz abgefertigt: auch vermisst man in dem Werke mehrere wichtige Regeln. So fehlen unter anderen die Construction der Adverbien des Überflusses und Mangels; das Verfahren bey Doppelsubstantiven, z. B. Hausthür, Weinglas; die Nachweisungen, dass *quantité* ohne Artikel gebraucht werde, (z. B. *il y a quantité d'hommes*,) dass dann, wenn von den Worten, die einer sagt, die Rede ist, der bestimmte Artikel stehe (z. B. *il dit les mots suivans*) u. d. gl. — Angehängt ist ausser dem Register noch eine Declinationstafel der vier Artikel. — *Magesiueux* S. 51. *Jaque* S. 52, *quatres*. Ebendas. *les Mathematique* S. 57 u. a. sind hässliche Druckfehler, aber *les bornes de la France* anstatt *les frontieres* S. 23. *trente et un jours* S. 31. *Henri quatrieme*, *Louis cinquieme* S. 40, *absou* statt *absolu* S. 56 *sécond*, das dreymal (S. 52. 57. 61) mit dem Accente vorkömmt, und eben so *dévenir*, und hingegen *demeurer* sind Sünden, an denen der Setzer gewiss keinen Theil hat.

Nmh.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. 1) *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Materialien zum Übersetzen ins Englische*, bestehend aus Übungen der Hauptregeln, Erzählungen, Gesprächen und Briefen, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *F. Th. Kühne*, Prof. abendländischer Sprachen auf der Julius-Carls Universität. Zweyte Auflage. 1805. LII u. 150 S. 8. (14 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Sammlung kaufmännischer Briefe zum Übersetzen ins Englische*, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten für Anfänger und Geübtere herausgegeben von *Friedrich Theodor Kühne*, Prof. etc. 1806. 135 S. 8. (10 Gr.)

Im Ganzen ist dieses brauchbare Werk unverändert geblieben; und nur für die ersten Anfänger hat der Vf. dadurch noch sorgen wollen, dass er eine nicht unbedeutende Sammlung von kurzen Sätzen voranschickte, welche zu Übungen der Hauptregeln bestimmt sind, und durch die der Lehrling alle Formen der englischen Redetheile, die vorzüglichsten Eigenheiten der Wortfügung und die unentbehrlichsten Anglicismen sich bekannt und geläufig machen soll. Dass der Herausgeber nicht auch diesen die nöthigen Wörter und Redensarten untergelegt hat, möchte ihm vielleicht manches saure Gesicht erwecken.

Der Vf. musste oft solche Jünglinge unterrichten, welche sich der Handlung widmeten, und in angesehenen Comptoiren einst angestellt zu werden wünschten. Er dictirte diesen, um sie dazu vorzubereiten, kaufmännische Briefe in die Feder: weil aber dadurch immer die Hälfte der Stunde verloren ging, so entschloss er sich, um diesem Zeitverlust vorzubeugen, eine kleine Sammlung kaufmännischer Briefe zum Übersetzen ins Englische herauszugeben: und so erhielt No. 2 seine Entstehung. Die Einrichtung ist völlig wie bey No. 1. Die Briefe sind von dem mannichfaltigsten Inhalte und gut gewählt. Das Deutsche ist nach Möglichkeit dem Genius der englischen Sprache angepasst, und die erfoderlichen Wörter und Redensarten sind unter den Text gesetzt. Schade, dass der Vf. nicht bey schwereren Stellen in Ansehung der dabey zu beobachtenden Regeln und ihrer Gründe einen Fingerzeig gegeben hat, welches auch den Werth von No. 1 gewiss nicht wenig würde erhöhet haben.

Rw.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Robinson the younger* by Mr. *J. H. Campe*, translated from the German. Revised and corrected, to which is added a German explanation of the words. Second corrected edition. 1807. XVIII u. 670 S. 8. Wenn der Herausgeber dieser Übersetzung eines allgemein bekannten Buchs, Hr. Prof. *Mertens* in Bremen, in der Vorrede berichtet, dass er den Ausdruck hin und wieder verbessert, und das Buch von Druckfehlern gesäubert habe: so wollen wir ihm jenes gern glauben, da wir die erste Ausgabe von 1799 nicht vergleichen können, die bis zur Unverständlichkeit von Druckfehlern gewimmelt haben muss, wenn sie die vorliegende darin stark übertroffen hat. Der Corrector mag immer seine Pflicht schlecht gethan haben; aber an einigen Stellen spürt man, dass ein flüchtig nachgesehenes Manuscript einen Theil der Schuld tragen muss. So heisst es z. B. irgendwo: *Without shedding bloodshed*. Hier muss entweder das mittlere Wort *shedding* ausfallen, oder die letzte Sylbe des letzten Worts *shed*. Eben so nachlässig ist die Interpunction und Abbreviation geordnet. Übrigens ist für junge Leute aus der Übersetzung viel Englisch zu lernen, wiewohl manche kleine Flecken durchlaufen, *quas incuria fudit*. Das kleine Wörterbuch als Anhang entspricht seinem Zwecke. Papier und Druck machen Hn. *Brede* in Offenbach Ehre.

Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1807.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Pirna, b. Friese: *Gleich- und ähnlichlautende Wörter der deutschen Sprache für den Jugend- und Selbst-Unterricht zusammengestellt.* Zweyte mit ergänzenden und verbessernden Zusätzen versehene Ausgabe des Versuchs einer deutschen Homöophonik von *Fried. Erdm. Petri*, Prof. am Gymnasium zu Fulda. 1807. XX und 152 S. 8. (10 Gr.)

In allen Sprachen finden sich Wörter, welche sich wenig oder gar nicht durch die Buchstaben, bisweilen durch den Ton, aber doch durch die Bedeutung unterscheiden, und daher in gewissen möglichen Verbindungen Zweydeutigkeiten veranlassen können. Wir haben viele Verzeichnisse derselben in eigenen Büchern, wovon der Vf. einige namhaft gemacht, aber das Hauptbuch dieser Art im vorigen Jahrhundert vergessen hat, nämlich *Joh. Heinr. Seumens kleines deutsches Lexikon, oder Anweisung zur Orthographie, besonders den Unterschied vieler gleichlautenden Wörter betreffend.* 2 Aufl. Frankf. u. Leipz. 1733. 8. Der Vf. war Corrector in einer grossen Buchdruckerey, und hatte also viele Gelegenheit zu solchen Bemerkungen, dergleichen sein Buch enthält, welches in Absicht der Vollständigkeit und der Bemerkung der verschiedenen Schreibart mancher Wörter noch immer eine gewisse Brauchbarkeit hat, wiewohl man dabey über die holprigen Reime, worin es abgefasst ist, wegsehen muss. Auch *Herm. Justi Spannutii deutsch-orthographisches Lexikon*, (Leipz. 1720), muss unbekannt gewesen seyn: denn es wird hier *Wolfens Rechtschreibung von* 1749 ausdrücklich das erste Buch dieser Art genannt. Sonst kommen auch in vielen Sprachlehren und Anweisungen zur Orthographie ähnliche Verzeichnisse der ähnlich lautenden Wörter vor, wovon der Vf. in der Vorrede Nachricht ertheilt hat. Verschiedene neuere Bücher dieser Art von *Ephraim Göze, Micke, Braun* und *Faselius* scheint der Vf. nicht gekannt zu haben. Die Franzosen, die ähnliche Verzeichnisse haben, nennen dergleichen Wörter *Paronomasien*. Unser Vf. hat diese Wörter unter dem Namen *Homöophonie* (Lautverwandtschaft) aufgeführt. Ehemals bemühete man sich, seine Philosophie hiebey anzubringen, und suchte die lautverwandten Wörter durch gewisse Buchstaben zu unterscheiden; aber allenthalben liess sich kein Unterschied in den Schriftzeichen anbringen, auch fanden manche vorgeschlagene Unterscheidungen z. B. Aerz (*aes*) und Erz (*archi*) keinen Beyfall. Unser Vf. läfst sich darauf nicht ein; vielmehr hat er solche Arten zu reden ausgesucht, worin Wörter ähnliches Lautes mit einander zusammen kommen, und diess ist sein vorzüglichstes Verdienst, und macht sein Buch gemeinnütziger und brauchbarer, als die blosse Zusammenstellung dieser Art von Wörtern. Auch in der Vollständigkeit hat er seine Vorgänger übertroffen. Es wird also zu einer neuen Auflage nur eine kleine Nachlese übrig bleiben, zumal da S. 145—176 Verbesserungen und Zusätze vorkommen, welche künftig gehörigen Orts eingeschaltet werden müssen. Hier sind einige Zusätze. *Asch*, (ein irdener Topf), *die Asche*, z. B. der Aschkuchen (Topf- oder Napfkuchen) war gut gebacken, nur war der Asch durch etwas Asche verunreiniget worden. *Bachfisch* und *Backfisch*. *Baar* und *Paar*. *Balg* und *Balk* (Hülse), wenigstens nach einer wiewohl fehlerhaften Provincial-Aussprache. *Balester* und *Palläste*. *Capital* und *Capitel*. *Dörren* und *dürren*, z. B. das dürr gewordene Kraut hat weniger Kraft, als das zu rechter Zeit abgeschnittene in der Luft gedörrete oder getrocknete. *Gröbs* im Obste und *Krebs*. *Gräfslich* und *gröfslich*. *Hälter* (Fischbehälter) und *hält er*. *Mahl* und *Mal*, z. B. er pflegte nur ein Mal jährlich ein grosses Gastmahl auszurichten. Auch könnte S. 136 *verzeihen* und *verziehen* angemerkt werden, weil beides oft mit einander verwechselt wird, z. B. Er verzeiht sich der Aernte, verzieht aber, selbst zu kommen. Dass Hr. S. so lange verziehen, und seinen unachtsamen Bedienten erwarten musste, hat der grossmüthige Herr schon längst verziehen. Als ein besonderes Beyspiel ist *Hohlziegel* und *Holzigel* zu merken, wovon dem Rec. ein lustiger Missverstand bekannt ist. In einer Reisebeschreibung, deren Vf. das verlängernde H verabscheuete, stand, man habe die Gebäude mit Holziegeln bedeckt gefunden. Der Vorleser las aber Holz-Igel. Wäre es nicht gut, wenn wir, wenigstens in solchen nicht alltäglichen Zusammensetzungen, die alte Schreibart beybehielten? Wenigstens muss das h in Hohlziegel seinen Platz behalten. Wenn man auf die fehlerhafte Aussprache einiger Landschaften sehen wollte, so könnte man noch *Bälge* und *Balken* bemerken. Freylich sind die grossen Blasebälge einer Orgel in Balken eingefugt. Wenn aber die Schlesier anstatt *Bälgentreter*, (Calcant) *Balkentreter* sagen, so hat diess wohl nur in der harten Aussprache und in der Verwechselung des g und k seinen Grund, wie vorhin bey Balg angemerkt ist. Uebrigens behauptet Hr. *Petri*, dass man nur die frische, weichhaarige Haut kleiner Thiere einen *Balg* zu nen-

nen pflege. Es sollte wohl heissen *mehrentheils*, denn man sagt auch ein Fuchsbalg, ein Schlangenbalg.

Zum Schluss noch einige kleine Verbesserungen. S. 15 steht: Er verbarg sich am Ufer des Lustteichs *in eine Barke*. Es muss wohl heissen, *in einer* Barke. S. 34 und anderwärts steht *Drath*, welches richtiger *Draht* geschrieben wird. S. 70 steht *den Hirse*. S. 72 *ergötzen*, wofür *ergetzen* offenbar richtiger ist. S. 76 findet man *Kissen* und *Küssen* aufgeführt. Es ist zwar bekannt, dass verschiedene Sprachlehrer beide Wörter auf diese Art haben unterscheiden wollen; allein da man im Lateinischen des Mittelalters *cussinus* und *cussinum* für *pulvinus* findet, so muss man doch das ü schon in älteren Zeiten haben hören lassen. S. 136. Die Redensart: *zu Malz schroten*, muss einen besonderen Sprachgebrauch zum Grunde haben. Was geschrotet wird, es sey Korn oder Malz, heisst sonst *Schrot*, an einigen Orten *Grütze*. S. 130 steht *nicht ohne heissen Thränen*, richtiger nicht ohne heisse Thränen. S. 161. *Er hiebe*, besser *hieb*. In dem angehängten Verzeichnisse gewöhnlicher Abkürzungen, von S. 145 an, könnte noch hinzugesetzt werden: E. E. Rath, ein edler Rath, H. S. Handschrift, Lend Leinwand, St. Stab, oder 2 Ellen bey seidenen Zeugen. S. oder ss für Schock, U. für Unze.

Gz.

ZÜLLICHAU, in Commission b. Darnmann: *Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde.* Erstes Vierteljahr. 1803. St. 1—12. 190 S. 8. (16 gr.)

Einer unserer gelehrtesten und fleissigsten Sprachforscher, Hr. Prof. *Heynatz* in Frankfurt an der Oder, macht sich aufs neue um die Berichtigung des deutschen Ausdrucks durch dieses Wochenblatt verdient, und bringt manche Dinge zur Sprache, die bisher noch nicht hinlänglich aufgeklärt waren. Ein Auszug der vornehmsten Untersuchungen wird die Nutzbarkeit dieses Wochenblatts beweisen. St. 1 wird *alle gute Menschen* vertheidigt und *alle guten Menschen* verworfen, und bey dieser Gelegenheit von dem bestimmenden *n* der Beywörter gehandelt. *Das Bildungsgeschäft junger Referendarien* und ähnliche Ausdrücke werden als zweydeutig getadelt, und es ist richtiger, das *Geschäft, junge Referendarien zu bilden*. Man kann wohl sagen: *das Verkaufsrecht unserer Kaufleute*, aber nicht *das Verkaufsrecht gewisser Waaren*. Wir haben viele ähnliche Ausdrücke, und werden den *genitivum objecti* nicht ganz verbannen können, z. B. in *Gellerts* Ausdrucke: *die Empfindungskraft des Guten und Edlen*. Dabey ist eben so wenig Missverstand zu besorgen, als bey dem Ausdruck: *Auslegungskunst der Bibel*. Aber wenn das Object von der Art ist, dass es auch als ein handelndes Subject gedacht werden kann, alsdann ist eine unvermeidliche Zweydeutigkeit, z. B. *der Aufhebungs-Entschluss der Streitzen*. S. 14 f. wird die Schreibart *mogte*, *mögte* verworfen und *mochte* aus richtigen Gründen vorgezogen, besonders weil die geschärften Vocale nicht ein *gt* sondern *cht* hinter sich verlangen. Diess hätte aus dem Griechischen noch können bestätiget werden. Nach S. 17 muss man *die Entrée* nicht *das Entrée* sagen, hingegen die *belle étage* wird vertheidiget. S. 22 wird *ganz ergebenst*, *gehorsamst* u. s. w. wie der Zusatz *aller* zum Superlativ verworfen. S. 25 wird *abhangen* als allein richtig gerechtfertiget und *abhängen* verworfen. Nach S. 26 muss es heissen: *lassen Sie mich Ihren Freund* (nicht *ihr Freund*) *seyn*. S. 33. *Hätten sie mich doch kaufen lassen* ist recht, und muss nicht heissen: *hätten sie mir* u. s. w. *Auf Johanni*, *Michaeli* u. s. w. ist nach S. 39 falsch, und es muss heissen auf *Johannis* u. s. w S. 41: *Sie haben mir den Spass verdorben; diess verdirbt die ganze Sache*, sind märkische Sprachfehler, und es muss in beiden Fällen heissen *verderbt*. Nach S. 43 ist *spitzfündig*, *ausfündig*, richtiger als *spitzfindig* u. s. w. Nach S. 45 muss es heissen: *er condolirt mir*, zugleich aber wird das ganze Wort verworfen, und *Condolation* für Condolenz für ein Sprachungeheuer erklärt. Nach S. 56 muss es heissen: *lass dich quittiren*, nicht *dir*. Ziemlich ausführlich wird von S. 60 f. von *wider* und *wieder* gehandelt, der Unterschied der Schreibart gemissbilliget, und in Anwendung auf das Wort *erwiedern*, *Wiederhall* u. s. w. in allen Fällen *wieder* beybehalten. Nach S. 73 ist *etliche* entweder ganz aus der Sprache zu verwerfen, oder doch wenigstens nicht besser, als *einige*. S. 78 wird der unrechte Gebrauch des Genitivs, z. B. *eines andern nothwendig machen*, und in ähnlichen Fällen getadelt und verworfen. Die Redensart: *er will es nicht Wort haben*, wofür *Gottsched* immer setzen wollte, *er will es nicht wahr haben*, wird in gewissen Fällen vertheidigt, S. 81 f., und bemerkt, dass *Adelung* die letzte Redensart nicht berührt habe, (sie steht aber doch in einem alten Liede: *dein Wort lässt man nicht haben wahr*). S. 88 wird es für unrecht erklärt, *die Herzöge* zu sagen, eben so S. 89 *der wienerische Hof*, wofür *Buchholz* der *wienische Hof* schreibt. S. 92 wird *der Läufer* für sprachrichtiger erklärt, als *der Laufer*. S. 97 wird die Schreibart *dies* für besser als *diess* oder *diss* erklärt, und nach S. 99 ist *Klocke* richtiger als *Glocke*, und *läuten* richtiger als *lauten*, nach S. 103. So wird im folgenden *Stil* vorgezogen für *Styl*, *Wohl* für *Wol*, *jetzt* für *itzt*. S. 126 wird *fodern* verworfen, und es heisst: das *r* muss nicht wegbleiben. Da das plattdeutsche *fodern* jetzt von so vielen vorgezogen, und um der gelinderen Aussprache willen die Ableitung unkenntlich gemacht wird: so wäre zu wünschen, dass dieser Aufsatz etwas ausführlicher wäre, wozu eine Auseinandersetzung der Begriffe *postulare* und *promovere* nöthig wäre. Nach S. 129 muss es heissen *Ew. Hochedelgebornen* nicht *Hochedelgeboren* u. s. w. *Haushältig* ist nach S. 140 besser, als *haushältisch* oder *haushälterisch*. Über *niemahl* und *niemahls* wird S. 146 so geurtheilt, dass keins von beiden vorgezogen oder verworfen wird. Rec. möchte noch hinzusetzen: *mahl* ist das adjectivische Zahlwort, *mahls* aber das Umstandswort oder Adverbium. Man sieht aus diesem allen, wie gemeinnützig diess Wochenblatt ist, und wie sehr es allen Liebhabern

der deutschen Sprache empfohlen zu werden verdient. Gz.

Quedlinburg, b. Ernst: *Vermischte Aufsätze zum Dictiren beym deutschen Sprachunterrichte* (beym Unterricht in der deutschen Sprache) *mit allen hiezu nöthigen Sprachregeln begleitet.* Für Bürger- und Landschulen von *W. J. Wiedemann*, Rector zu Neuhaldensleben. Erstes Bändchen. Zweyte (,) verm. und verb. Aufl. 1805. 272 S. 8. (14 gr.)

Ebendaselbst: *Zusätze zur ersten Auflage der vermischten Aufsätze zum Dictiren beym deutschen Sprachunterrichte* u. s. w. 1805. 34 S. 8. (2 gr.)

Hr. *W.* erscheint in seinen Schriften als ein sehr besonnener Schullehrer, und zugleich als ein Schriftsteller, dem es in Ernst nur um die gute Sache zu thun ist. Rec. fühlt sich daher verpflichtet, ihm seine Achtung durch einige Bemerkungen zu bezeigen, die vielleicht in einer künftigen Auflage benutzt werden können. Wir bemerken zuerst die mit gewissen Gründen unterstützte und angeblich von keinem einzigen Recensenten getadelte Behauptung, dass man *hoffendlich*, und nicht *hoffentlich* schreiben müsse. Wenn wirklich noch kein Rec. diese Behauptung getadelt hat, so müssen wir, als der erste, ihr widersprechen, und sie für durchaus falsch erklären. Hr. *W.* meint, den Wörtern dieser Art liege das Particip zum Grunde, und eben dieses ist ein Irrthum. *Hoffentlich* kömmt vom Infinitiv *hoffen* her, und das *t* ist adverbialisch, wie in *meinet*- oder *meinentwegen*. So *eigentlich* von eigen, *geflissentlich* von geflissen, *gelegentlich* von gelegen, und selbst *ordentlich* von ordnen mit Wegwerfung der Sylbe *en*, wie es in der Zusammensetzung bey Infinitiven mit zwey weiblichen *e* immer geschieht, z. B. *Rechenbuch* von rechenen. Kämen solche Wörter vom Participe her, so würden wir nicht *ordentlich*, sondern *ordnendlich* schreiben müssen. Dass der Vf. immer schreibt „*wannehr*" können wir ebenfalls nicht billigen; es sollte heissen „*wannehe*" am besten bleibt auch das „*ehe*" weg; *wann* drückt ja alles aus. — *Eigene Namen* sind den fremden, erborgten Namen, *Eigennamen* den Klassennamen entgegengesetzt; der Vf. ist daher nicht genau, wenn er die *nomina propria eigene Namen* nennt; es ist fast eben so, als wenn man einen *Altschneider* einen alten Schneider nennen wollte. — Bey den Präpositionen, die den Accusativ regieren, ist *durch* vergessen worden; auch fehlt bey dem Pronomen *der* die Form *deren* im Genitive des Plurals. In der Verbindung zweyer, oder mehrerer Adjective mit einem Substantiv ist zwar die herkömmliche Declination aufgestellt worden; allein wie grundlos sie sey, braucht kaum erinnert zu werden. Wenn das vergleichende *Wie* dem Positiv, *Als* dem Comparativ ausschliesslich beygelegt wird, so ist diess nur halb richtig; kömmt es bey einer durch den Positiv vermittelten Vergleichung nur auf die Qualität des Begriffs an, so muss allerdings *Wie* stehen, kömmt es aber auf die Quantität des Begriffs an, so muss *Als* gesetzt werden. Demnach heisst es: Sie ist schön, *wie* Venus; und: sie ist so schön, oder, eben so schön, *als* Venus. — Das Wort „*Bedienter*" als unrichtig gebildet zu tadeln, ist, seit *Adelungs* Ausspruche, an der Tagesordnung; auch unser Vf. meint, das Wort bezeichne, der Sprachrichtigkeit nach, ganz das Gegentheil von dem, was es bedeute, und sey gewiss aus *Bedienender* zusammengezogen. Der Schein führt irre. Das Wort ist ursprünglich passiver Bedeutung und bezeichnet einen solchen, der mit einer Bedienung bekleidet worden ist; man denke hiebey nur an einen Postbedienten. Wie *beleben* heisst, einen dahin bringen, dass er lebe, *bereden*, wovon *beredt*, einen mit Rede, und sogar in vorzüglicherem Sinne, begaben: so heisst, *einen bedienen*, machen, dass einer diene, und Bedienter also einer, der in den Stand des Dienens versetzt worden ist. So ein *geschickter*, *verdienter*, *versoffener*, *beredter* Mann u. s. w. — Die Schreibung *mogte* muss mit *mochte* vertauscht werden; es kömmt zwar her von *mögen*, allein diess ist kein hinreichender Grund, sonst dürften wir *Macht* auch nicht mit *ch* schreiben, weil es ebenfalls von *mögen* abstammt. — Über den Unterschied zwischen *leihen* und *borgen* muss der Vf. *Eberharden* nachlesen; er meint irrig, dass das eine nur vom Geben, das andere nur vom Nehmen gebraucht werde; allein kann denn ein Kaufmann, dem seine Waare nicht baar bezahlt wird, sagen: ich habe Hn. N. für 20 Thlr. Waaren geliehen? — Über die Verbindung der subjectiven (intransitiven) Zeitwörter mit *Seyn* oder *Haben* ist der Vf. noch lange nicht auf dem Reinen, wie aus seinen Anmerkungen, dass es besser wäre: ich bin geschlafen, ich bin geschwiegen u. s. w., deutlich hervorgeht. Es kömmt hiebey nicht sowohl auf das *Thun* und *Leiden*, als vielmehr darauf an, ob und inwiefern das handelnde oder leidende Subject durch den Begriff des Zeitworts *verändert* wird. Ein *Thätigseyn* liegt wohl in dem Begriffe aller dieser Zeitwörter, und insofern können sie auch alle, bis auf diejenigen, bey welchen Handlung und Veränderung in *einen* Moment zusammenfallen, mit *Haben* verbunden werden, z. B. kein Mensch hat länger, als 25 Jahr *gewachsen;* der Mensch ist 3 Zoll gewachsen. Das Wesentliche hangt von der Beziehung auf *Raum* und *Zeit* ab. — st.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Magdeburg*, b. Creutz: *Kurze Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit.* Von *M. Jo. Christ. Vollbeding.* Neue (,) stark vermehrte Ausgabe. 1804. 107 S. 8. (6 Gr.) Hr. *Vollbed.* schreibt sehr viel über die deutsche Sprache; seine Bücher drängen einander; etwas weniger zu schreiben, um mehr über den Geist der deutschen Sprache nachdenken zu können, möchte dem fleissigen Manne zu empfehlen seyn. Wir wollen das Statthafte dieses guten Raths durch einige Bemerkungen zu begründen suchen. Der Vf. lehrt „*die Kerls*," und setzt hinzu, dass Hr. *Adelung* das *s* ohne Grund wegwerfe; Hr. *V.* wird also auch wohl schreiben, die *Mädchens*, die *Jungens!* S. 15 wird sogar von einem

und Kunst zu Stande brachte und welches noch immer bey mehreren Abarten der *Brassica oleracea* der Fall seyn mag. S. 252 macht *Schrank* die Bemerkung, dass die *Aeschynomene Sesban Jaquini Coronilla aculeata*, und dass die Pflanze, welche *Willdenow* unter diesem Namen angiebt, *Coronilla Sesehan* sey. S. 267 kommt eine Bemerkung *Willdenows* vor, nach welcher *Aecidium Berberidis* vom *Uredo linearis* nur dadurch unterschieden sey, dass der Saamenstaub von letzterem auf Grasblätter falle, deren Fasern parallel laufend, bey den Berberitzen aber netzförmig wären, wodurch die Schwämmchen also dort eine längliche, hier aber eine runde Gestalt erhielten. Nach S. 280 soll *Salsola arenaria* oft ein Polygamiste seyn. S. 327 erzählt *Joseph Schmidt*, Beneficiat in Rosenheim, dass bey Hundheim in Bayern eine Hülse (*Ilex aquifolium*) stehe, die eine Höhe von 24 Fuss und eine Dicke von 8—9 Zoll im Durchmesser des Stamms erreicht habe, also zu einem ansehnlichen Baum empor gewachsen sey; fast in allen Forstschriften, sagt er, komme sie nur als ein Strauch in schattigen Wäldern vor. Er thut den Vorschlag, dass man sie nur ins Freye stellen müsse, um ihre natürliche Höhe und Dicke zu befördern. S. 355 soll nach *Schrank Portulaca meridiana* und vielleicht auch *Portulaca quadrifida* eine eigene von *Portulaca* verschiedene Gattung seyn, der er den Namen *Meridiana* und der ersten Art den Beynamen *axillaris* beylegt. Nach S. 361 fand *Hoppe* den *scirpus supinus* häufig auf feuchten Brachäckern, und versichert, dass man diese seltene einjährige *planta inundata* öfterer finden würde, wenn man sie nur nicht immer da suchte, wo man sie etwa sonst gefunden hätte, sondern bloss auf überschwemmt gewesenen Brachäckern. S. 283 ist *Hoppe* geneigt, das in der Wetterauer Flora als eine eigene Art vorkommende *Verbascum album* nicht bloss als eine Varietät vom *Verbasco Lychnitis*, sondern beide zugleich nur als Varietäten vom *Verbasco nigro* anzusehen. Diese letztere, dem Rec. auffallende, Bemerkung führet ihn zum 2 Jahrgange zurück, wo S. 74 die von dem Kurerzkanzler vorgelegte Preisfrage: Was sind Varietaten im Pflanzenreich und wie sind sie zu bestimmen? angezeigt wird. Da, wie die Erfahrung gelehrt hat, die bisher empfohlene Regel, dass die Abart bey der Ausstreuung ihres Saamens wieder in ihre eigentliche Art zurückkehre, viel zu schwankend ist: so glaubt Rec., dass eine solche Norm oder Regel, wodurch man Arten von Varietäten unterscheiden soll eben so wie die Classen, die Ordnungen und die Gattungen noch zum künstlichen, also noch zum willkührlichen System gehören müsse. Sollte die zu bestimmende Regel ihren Grund in den sogenannten wesentlichen und unveränderlichen Theilen der Pflanze haben, so fragt sichs: wo und in welchen Theilen des Gewächses kann man einen beständigen nie veränderlichen Charakter finden, der jedesmal die Art von der Abart unterscheide, und worauf weder Klima, noch Boden, noch Cultur, noch andere äussere Verhältnisse einen, doch oft sehr merklichen Unterschied veranlasse? Rec. ist der Meinung, dass die meisten unserer sogenannten Arten in älteren und in sehr alten Zeiten nur Varietäten von Pflanzen waren, die zu ihrer Familie gehörten; er glaubt auch, dass sich sogenannte Arten besonders durch die Cultur in der Folge in eine unabsehliche Reihe vermehren werden. Um nun die Übersicht derselben und insbesondere die Methoden des Unterrichts zu erleichtern, hält er es für rathsamer, mehr darauf zu sehen, die Zahl der Arten zu vermindern, als sie zu vermehren. So hoch er den Fleiss der neueren Botaniker in der Untersuchung der vorkommenden Gewächse schätzt, alle auch die feinsten Abweichungen in allen Theilen desselben von einem anderen ihm ähnlichen zu entdecken: so kann er doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass man eine grössere Ehre in Aufsuchung der Ursachen finden möge, die einen natürlichen Einfluss in die Abänderung gebracht haben, als in dem Ruhm, eine neue Art entdeckt zu haben. Manche sogenannte Alpenpflanze würde alsdann nur als eine Abart von einer anderen zu einer und eben derselben Familie gehörenden im platten Lande wachsenden Art erscheinen, so sehr auch beym ersten Anblick die Verschiedenheit derselben in die Augen fallen dürfte; oder eigentlicher umgekehrt, weil die Alpen wahrscheinlich früher mit Gewächsen besetzt waren, ehe noch das platte Land ins Trockne kam.

Im IV Jahrgange S. 40 kommt vom Prof. *v. Vest* in Klagenfurt eine Beschreibung von zwey neuen Gewächsen aus den norischen Alpen vor. 1) *Scabiosa norica, corollulis quinquefidis radiantibus, foliis pinnatifidis nudis, caule unifloro;* und 2) *Saxifraga cristata; foliis calcareo - maculatis, radicalibus agregatis, ligulatis, integerrimis, caule paniculato folioso, calycibus glanduloso - pilosis petalis immaculatis.* Von dieser Pflanze ist auch eine in Kupfer gestochene Abbildung beygefügt. S. 73 eine Recension über *J. Sturm* Kleearten Deutschlands in Abbildungen mit Beschreibungen von *Schreber* und *Hoppe*. Obgleich wir nicht gesonnen sind, Recensionen über andere Recensionen zu schreiben: so werden doch einige Bemerkungen des Rec. über dieselbe hier nicht überflüssig seyn. S. 77 wird nämlich der Wetterauer *Flora* nachgeschrieben, dass der unter dem Namen schwedischer Klee in der Wetterau bekannte *Zuckerklee* der Ökonomen, der an anderen Orten auch schwedischer Luzerne-Klee genannt wird, nichts anders als die weissblühende Varietät vom *Trif. officinale* sey. Rec. der diese Varietät und auch den Zuckerklee genau kennt, hat sich nie von ihrer Identität der Art überzeugen können, da an beiden der Habitus, der Geruch, der Geschmack so auffallend verschieden sind. Er würde letzteren zum Unterschied vom ersteren *Trifolium saccharinum* nennen. S. 83 wird zwar *Trifolium aureum Pollichii* ganz richtig vom bisher benannten *Trifolio agrario* getrennt, und beide als verschiedene *Species* angegeben, und ersterem wird der Beyname *agrarium* und letzterem der Beyname *campestre Schreberi* beygelegt. Gegen den Beynamen des ersteren muss Rec. erinnern, dass er ihn nie auf

Äckern, sondern immer nur in Wäldern oder in neuen Anpflanzungen angetroffen habe. Schicklicher würde man den letzteren *T. campestre* genannt, und dem ersteren seinen seiner Farbe nach so wohlverdienten Namen *T. aureum* gelassen haben. S. 166 bemerkt der Baron *F. v. Strauss*, dass der bisher angegebene specifische Unterschid der *Anemone nemorosa* von *Anemone ranunculoides*, so auffallend auch diese beiden Arten dem Habitus und der Blüthenfarbe nach verschieden wären, doch sehr schwankend sey. Er findet den wahren specifischen Unterschied in der Gestalt der Saamen, den er bey *A. nemorosa — seminibus oblongis, acutis, inflexis* — und bey *A. ranunculoides, — seminibus subrotundis longe acuminatis, reflexis* — angiebt. S. 184 beschreibt der Director *Schrank* eine neue Pflanzengattung, die er der Gräfin *Grimaldi* in Genua zu Ehren *Grimaldia* nennt. Er hatte den Saamen davon vom Artillerie Hauptmann Jomard, der mit dem Kaiser Napoleon in Ägypten gewesen ist, unter dem Namen *Chichme d'Abissinie* erhalten. Sie gehört in die erste Ordnung der fünften Classe des linnéischen Pflanzensystems. In Rücksicht auf die übrigen Gewächse dieser Classe und Ordnung ist daran das merkwürdigste, dass das Saamenbehältniss eine Hülse ist, dass die Blätter gefiedert sind und die Blüthe doch einer *Anagallis* nahe kommt. Der generische Charakter besteht in einer zusammengedrückten, gleichbreiten, oben und unten schiefen, am Ende mit dem bleibenden Griffel zugespitzten Hülse, aus fünf keilförmigen Blumenblättern, aus fünf lanzetförmigen Kelchblättern, aus fünf fadenförmigen ungleichen Staubfäden, deren 2 länger und der gegenüberstehende der kürzeste ist, mit oben klaffenden Antheren, der Fruchtknoten ist eyförmig, der Griffel an den Rücken des Fruchtknotens angewachsen, und die Narbe das klaffende Ende des Griffels. Die noch zur Zeit einzige bekannte Art dieser Gattung nennt *Schrank G opifera, foliis abrupte pinnatis, foliolis bijugis* ⊙. S. 193 liefert *D. Hergt* einen Auffatz, der seine Ideen über die Vegetation der Gewächse und der Kryptogamen insbesondere enthält. Schade, dass er diese, und vorzüglich die Einleitung dazu, in einer den meisten Botanikern gewiss noch unverständlichen, aus den Schriften der neuern Philosophen hergenommen Sprache vorgetragenen hat. S. 278 zeigt der Cand. Med. *Pohl* in Prag, dass die *Veronica dentata Schmidtii* eine von *V. paniculata Lin.*, welche beide *Willdenow* und *Vahl* für einerley Art hielten, verschieden, und also eine eigene, neue Pflanzenart sey. Der Charakter der ersten ist nach ihm: *V. racemis lateralibus oppositis, foliis oppositis lanceolato - linearibus sessilibus dentatis acuminatis*; und der Charakter der letzteren: *V. racemis terminalibus, foliis lanceolatis petiolatisque ternis, remote serratis, caule adscendente paniculato.* S. 283 liefert Hr. Prof. *Hoppe* eine Beschreibung von *Cobaea scandens*, die ursprünglich in Mexico zu Hause war, und von den Einwohnern *Tedra morada*, welches so viel als violetter Epheu bedeutet, genannt wird. Sie gehört in die erste Ordnung der fünften Classe des linnéischen Pflanzensystems. Sie blühte im vorigen Sommer in dem botanischen Garten zu Regensburg, wo sie nun wahrscheinlich als ein beliebtes Zier-Gewächse in die Gärten Deutschlands aufgenommen und zur Ausschmückung der Lauben gebraucht werden wird. Dr. *Hoppe* verdient daher den Dank der Gärtner, dass er zu der Beschreibung dieses Gewächses eine Anweisung, wie es cultivirt werden müsse, beygefügt hat. tm.

Kiel, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Olai Swartz Synopsis Filicum earum genera et species systematice complectens.* Adjectis Lycopodineis et descriptionibus novarum et rariorum specierum. Cum tabb. aen. V. 1806. XVIII u. 445 S. in gr. 8. (3 Thlr.)

In der Vorrede dieses trefflichen und jedem Botaniker unentbehrlichen Werkes spricht der Vf. über die Farrnkräuter im Allgemeinen, und über ihre Eintheilung nach dem Kapselbau, um welche sich *Mohr* neuerdings verdient gemacht hat, und giebt einige kurze Bemerkungen über die aufgestellten Gattungen. Dann folgt die eigentliche *Synopsis* bis S. 188, von der Rec. einen kurzen Ueberblick geben will, um den Reichthum derselben und die neuen Gattungen bemerkbar zu machen.

I. *Filices gyratae. Soris* a) *nudis.* 1. *Acrostichum.* 41 bestimmte Arten, mehrere unbestimmte angehängt. Das *A. crinitum*, welches der Vf. nicht selbst gesehen hat, ist nach *Linné* bestimmt: a) *frondibus lato ovatis, obtusis, hirsutis, supra crinitis;* allein nach des Rec. Exemplaren ist nur das jüngere Blatt auf der ganzen obern Fläche behaart; bey dem älteren grösseren und breiteren, sind nur die starken Haare des Stengels und der Ribbe geblieben, so wie auch der untere Rand des Blatts davon gefranzt erscheint. Es ist eins der schönsten Farrnkräuter. 2. *Meniscium.* Ausser den unbestimmt., 3 Arten. 3. *Hemionitis*, 8 best. und einige unbest. Arten. 4 *Grammitis.* 12 best. 2 unbest. Arten. Unter anderen sind auch *Asplenium Ceterach. L.* und *Polypodium Leptophillum* L. hieher gebracht. 5 *Taenitis*, 1 best. 1 unbest. Art. 6. *Polypodium*, 102 Arten. Zum *P. Dryopteris* gehört noch als Synonym, oder Varietät, das hier nicht genannte *P. robertianum Hoffm.* (s. Dessen *deutsche Flora*, 2 Th. in den addend. zu p. 10); wenigstens kann Rec. es nicht für eine eigene Art erkennen, b) *Soris indusiatis.* 7. *Aspidium*, 91 Arten, ausser sehr vielen zu dieser oder der vorigen Gattung gehörigen unbestimmten. In den Zusätzen p. 421 wird statt des blos im Text vorkommenden *A. spinulosum*, von diesem noch *A. dilatatum Smith* unterschieden, und mit Recht. Bey *P. Villarii Bell.*, oder *P. odoratum. Lam.*, fragt der Vf *an Aspidii species?* Rec. kann diess bejahen. Die *Lingua cervina 5 folia Plum.* besitzt Rec. auch leider ohne Fructification. Das *A. noveboracense*, das im berlinischen Garten cultivirt wird, passt gar nicht zu der hier gegebenen Bestimmung, und ist wohl neu. 8. *Asplenium*, 74 bestimmte Arten. 9. *Caenopteris*, 9 best. Arten. 10. *Scolopendrium*, 2 best. Arten. 11. *Di-*

plazium, 9 Arten. 12. *Lonchitis*, 4 best. Arten. 13. *Pteris*, 79 best. Arten. 14. *Vittaria*, 6 best. Arten. 15. *Onoclea*, 11 best. Arten. 16. *Blechnum*, 14 best. Arten. 17. *Woodwardia*, 8 best. Arten. 18 *Lindsaea*, 14 best. Arten. 19. *Adiantum*, 31 best. Arten. 20. *Cheilanthes*, eine neue Gattung (von χειλος, *margo*, und ανθος, *flos*), *Char. Capsulae in punctis discretis marginalibus, tectae (nec innatae): Indusiis e squamis membranaceis distinctis, interius dehiscentibus; l. e: crenulis marginis ipsius replicatis.* 16 Arten, wovon einige neu, die mehrsten aber ehmals zu sehr verschiedenen Gattungen gebracht sind; europäischen Ursprungs ist nur *Ch. odora* (*Adiantum pusillum All.*) die nicht bloss, wie hier gesagt wird, in Italien und der Schweiz, sondern auch in Frankreich vorkommt, und wovon das *Polyp. fragrans Desfontaines* als eine eigene Art getrennt wird. 21. *Davallia*, 29 bestimmte Arten. Das *Adiantum aculeatum L.*, ist hier in drey Arten getheilt, *D. aculeata*, *fumarioides*, und *dumosa*, zu der letzteren gehört die von *Sprengel* als *D. aculeata* in seiner Anleitung abgebildete Pflanze. 22. *Dicksonia*, 16 best. Arten. 23. *Cyathea*, 10 Arten. Die *C. commutata* (*Sprengels Anleitung* 3 *f.* 32) ist hier mit Recht zur *C. horrida* gebracht. 24 *Trichomanes*, 20 best. Arten. 25. *Hymenophyllum*. 25 best. Arten. Der Unterschied zwischen dieser und der vorigen Gattung ist doch gar zu schwach. *II. Filices spurie gyratae s. rimatae.* 26.* *Schizaea*, 6 best. Arten. 27. *Lygodium*, 11 best. Arten. 28. *Anemia* neue Gattung, (ανειμων, *non vestitus*). *Char. Capsulae subturbinatae, ramis spicae compositae insidentes, sessiles, nudae, absque indusio, superne concentrice striatae, altero latere hiantes.* 17 Arten, die ehemals sämtlich zu *Osmunda* gehörten, und mit dieser auch nahe verwandt sind. 29. *Mohria*, neu (nach dem bekannten Botaniker in Kiel). *Char. Capsulae subrotundae, depressae, prope marginem pinnarum frondis diversae, sessiles, distinctae, concentrice striatae, altero latere hiantes.* Die einzige, schöne, Taf. 5 abgebildete Art, *M. thurifraga*, ist das *Adiantum* (*Polypodium*) *Caffrorum Linn. Osmunda thurifraga Lamark.* 30. *Osmunda. Char. Capsulae pedicellatae, subglobosae, pinnis fructiferis, spiciformibus, frondis (in quibusdam diversae) confertim insidentes, gibbo striato dorso notatae; Indusium nullum.* Unter dieser ehemals so zahlreichen Gattung sind jetzt nur 6 Arten geblieben, nämlich: *Claytoniana L.*, *interrupta Mich.*, *regalis L.*, *cinnamomea L.*, *japonica Thunb.*, *lancea Thunb.* 31. *Todea* (*africana Willd.*), *Acrostichum barbarum L.* 32. *Mertensia*, 7 Arten. 33. *Gleichenia*, 3 Arten. 34. *Angiopteris*, 1 Art. III. *Agyratae. Capsulis a) multilocularibus.* 35. *Danaea*, 2 Arten. 36 *Marattia*, 4 Arten. b) *Bivalvibus.* 37. *Ophioglossum*, 9 best. Arten. 38. *Botrychium*, 7 bestimmte Arten.

Als ein Anhang dieser *Synopsis* folgen die *Lycopodineae*. 1. *Lycopodium*, 65 bestimmte Arten; 2. *Tmesipteris*, 1 Art; 3 *Psilotum*, 2 Arten. Von S. 189-414 folgen ausführliche Beschreibungen der neuen oder weniger bekannten Arten; nimmt man zu diesen noch die vielen Beschreibungen, welche der Vf. im dritten Theil seiner *Flora Indiae occidentalis* gegeben hat, so sieht man die mehresten der jetzt bekannten Arten durch seinen Fleiss auf das Reine gebracht, und bis er seinen Vorsatz ausführen kann, eine ausführliche Naturgeschichte aller Farrnkräuter zu liefern, sind wir doch nicht mehr (wie vor ihm) so arm an Hülfsmitteln, um diese schönen, fast einen jeden Botaniker am mehrsten interessirenden Gewächse zu studiren. Rec. hat die neuen, oder dem Vf. hier als zweifelhaft angegebenen Farrnkräuter, die er besass, dem Vf. zur Ansicht und Benutzung geschickt, und ist überzeugt, dass jeder diess gerne thun wird.

Das sehr genaue Register, so wie viele einzelne Anmerkungen, über Synonyme, Vaterland u. s. w. verdanken wir den Hnn. *Weber* und *Mohr*, die die Ausgabe besorgt haben, doch sind im Text und in der Vorrede noch manche Druckfehler ihrer Aufmerksamkeit entschlüpft. Auf den Kupfertafeln sind 23 seltene Farrnkräuter von *Schwartz* gezeichnet, und von *Bessemann* gestochen, also trefflich abgebildet.

J. K.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Braunschweig*, b. Schröder: *Albano Zyndi der Zigeuner-Fürst.* Eine höchst seltsame und dennoch ganz natürliche Geschichte von dem Vf. der Seeräuberkönigin *Antonia della Roccini.* 1804. 254 S. 8. (1 Thlr.) Der Freude, die vielleicht Madam Eichholz in Buttstädt, der das Buch dedicirt ist, über die Erscheinung dieses Zigeunerfürsten auf dem Romanenmarkte gehabt haben mag, können auch wir uns rühmen. Die ungemeine Liebe, die wir zu allen Geschichten von Räubern und Räuberanführern, (welcherley Ranges und Geschlechts sie auch seyn mögen) zur See sowohl als auf dem festen Lande, tragen, hatte uns schon zum Voraus für den Vf., der schöne Zusatz aber *höchst seltsam und doch natürlich* für diese Geschichte eingenommen. Auch müssen wir jetzt, da wir das Buch gelesen, gestehen, es ganz nach unserem Geschmacke gefunden zu haben. Die Begebenheiten, die hier erzählt werden, sind wirklich das, wofür sie der Titel ausgiebt, besonders wenn man mit dem Worte *natürlich* den richtigen, aus dieser Geschichte zu abstrahirenden, Begriff verbindet. Und die schön fliessende Sprache, die reine Diction, den überall durchscheinenden Fleiss, der fast auf jede Periode, fast auf jedes Bild verwendet worden, können wir nicht genug loben. Welche herrliche Phrasen, welche treffliche Bilder sind nicht dadurch entstanden! Wir können uns nicht enthalten, um auch unsere Lexikographen zur Lesung dieses Buchs anzureizen, einige anzuführen. Nämlich mit seiner Garderobe über den Fuss gespannt seyn: einen Streich ziehen u. s. w. Vor allen aber verdient die unnachahmliche Stelle S. 84 hier zu stehen. „Mathilde hörte die Todespost, und bebte, sie sah den Mann, der aus dem Becher des Genusses die stumpfen Kräfte des Greises getrunken hatte, und schauderte! O! welch eine Zukunft! Sie sass in dem Rosengarten der bunten spielenden Hoffnung, die Liebe umwehete wie ein Frühlingslüftchen ihren sanftathmenden Busen; jetzt wurde sie auf den kalten, eisigen Felsen der Täuschung geschleudert und die Hyäne einer unglücklichen Ehe schielte sie furchtbar an.“ Wir ermuntern den Verfasser zur weiteren Verfolgung seiner so glücklich betretenen Laufbahn.

—ug.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1807.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von D. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, ord. Prof. der Philos. auf der Universität Marburg. Sechster Band. 1807. VI u. 494 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die in diesem Bande so ausführlich und pragmatisch, als von keinem der Vorgänger, bearbeitete Geschichte der *alexandrinisch-neuplatonischen Philosophie*, wo der Hang der Vernunft, sich in den übersinnlichen Regionen anzusiedeln, mit Hülfe einer lebhaften und üppigen Phantasie in völlige Schwärmerey ausartete, erhält ihr Interesse, welches diesem Gewebe von Träumereyen einer ungezügelten Einbildungskraft und einer grundlosen Speculation *an sich* abgeht, durch die auch in unseren Tagen höchst nöthige anschauliche Belehrung, wohin man nothwendig gerathe, wenn man ohne eine bescheidene und kühle Vernunftkritik sich in das Feld des Übersinnlichen wagt, Ideen und Begriffe für Gegenstände, was bloss regulatives Princip ist, für constitutiv hält, das bloss Denkbare anschauen, das, was bloss Gegenstand des Glaubens ist, wissen will, und der Phantasie in solchen Dingen, wo nur die kaltblütigste Vernunft walten soll, freyes Spiel verstattet. Was konnte daher erwünschter seyn, als dass ein der Sache völlig gewachsener Mann, mit der hier so nöthigen Geduld ausgerüstet, die Entstehung dieser Art zu philosophiren nach inneren und äusseren Gründen ins Licht setzte, den ganzen Ideengang, durch welchen der erste Erfinder darauf geführt wurde, die Zwecke, welche er erreichen wollte, so treu als möglich, nach dessen eigener Ansicht entwickelte, dann ein genaues Gemälde von ihr selbst, nach ihrem wesentlichen Geistescharakter, in den Hauptpuncten und in Beziehung auf die vorgesetzten Zwecke entwarf, kurz, den Punct, von welchem diese Philosophie ausging, das Ziel, welches sie zu erreichen suchte, und den Weg, welchen sie dazu wählte, mit historischer Treue darstellte, und die vornehmsten Modificationen, welche sie annahm, so wie die Hauptwürkungen schilderte, welche sie hervorbrachte. Der Vf. war der Mann, der diess leisten konnte, und wirklich geleistet hat. Eine vollständige Darstellung aller einzelnen Ideen, aller Träume und Schwärmereyen, welche aus dem ungezügelten, auf ein unmögliches Ziel, das Absolute unmittelbar anschaulich zu ergreifen, gerichteten Speculationsgeiste entsprangen, oder alle, mit mehr oder weniger Scheingründen vorgetragenen Behauptungen über Gott, Welt und Seele, über die Emanation aller Dinge aus einem Realgrunde, über die Dämonen, ihre Gemeinschaft mit den Menschen, über die innige Vereinigung mit Gott etc., lagen ausser dem Plane des Vfs., so wie auch eine ins Detail eingehende Dogmengeschichte dieses Zeitalters eine unproportionirliche Weitläuftigkeit verursacht haben würde.

Vielleicht könnten wir uns damit begnügen, wenn wir, in Beziehung auf unser Urtheil (1805, No. 268—270) über die vorhergehenden Bände, versicherten, dass der Vf. sich auch in diesem gleich bleibe, dass man hier eben das mühsame Quellenstudium finde, (ob er sie gleich nicht alle, wenigstens nicht in der Originalsprache auftreiben konnte) eben den glücklichen und scharfsinnigen Blick, immer das πρωτον ψευδος zu entdecken, wodurch Darstellung und Beobachtung so sehr vereinfacht und verdeutlicht wird, eben die Gabe, das, was der andere sich selbst nur undeutlich gedacht hatte, ans Licht zu bringen, und durch Vergleichung mit den neueren bekannten Gedanken und Ausdrücken zu Tage zu fördern, — eben die Unparteylichkeit, welche auch die gute Seite des Gegners nicht übersieht, und die hellen Blicke, welche selbst entzückten Schwärmern oft vergönnt sind, nicht unbemerkt lässt, — eben die scharfsinnigen und feinen allgemeinen Bemerkungen und Reflexionen, welche den historischen Vortrag so unterhaltend machen — wir könnten uns, sagen wir, vielleicht mit diesem allgemeinen Urtheil begnügen, wenn ein solches nicht immer mehr einer, obwohl bey einem schon durch so viele Proben bewährten Vf. nicht zu verachtenden Präsumtion, als dem Resultat einer aufmerksamen und wiederholten Lectüre des ganzen Buchs ähnlich sähe. Wir glauben daher unseren Lesern nicht zu missfallen, wenn wir das Gesagte durch Proben belegen, und durch einen möglichst gedrängten Auszug vielleicht manchem erst zu einer richtigen Ansicht dieser Philosophie behülflich werden.

Gleich in der zwar kurzen, aber umfassenden Darstellung der inneren und äusseren Ursachen, welche die neuplatonische Denkungsart herbeyführten, räumt der Vf., und wie uns dünkt, mit Recht, (ohne deswegen mit *Mosheim* alles daraus allein erklären zu wollen) dem Conflict des Christenthums mit dem Heydenthum wieder eine Stelle ein. Aber er erklärt auch eben so scharfsinnig daraus, dass die Idee eines übervernünftigen Grundes der Erkenntniss sehr viele Berührungspunkte mit dem Glauben an einen göttlichen Ursprung des Christenthums hatte, die allmähliche Aufnahme dieser Philosophie selbst unter denkenden Christen.

Von *Ammonius*, dem Lehrer des Plotins, findet man hier so viel, als sich aus den zerstreuten Nachrichten historisch sicher behaupten lässt. Den Widerspruch zwischen Porphyr und Eusebius, ob Ammonius Christ oder Heyde gewesen, sucht der Vf. dadurch beyzulegen, dass beide von verschiedenen Männern gleiches Namens reden. Da aber *Plotin*,

der eigentliche Gründer der neuplatonischen Art zu philosophiren ist, so hält sich auch der Vf. bey diesem am längsten auf. Wie dieser Mann, dessen System in wesentlichen Puncten (S. 44—49) von Platons System unterschieden ist, sich doch auf diesen berufen konnte, wird S. 51 unter andern daraus begreiflich, dafs freylich Plotin selbst den Platonismus nicht mehr in seiner reinen Gestalt vor sich fand, sondern so, wie er durch mehrere phantastische Vorstellungsarten, durch Anknüpfung mancher schwärmerischen Ideen (schon in den ersten 2 Jahrh. nach Chr. Geb. durch Numenius, Alcinous u. a.) entstellt war. Es hätte noch gesagt werden können, dafs Plotin selbst durch manche Ausdrücke, die sich auf mancherley Weise deuten liefsen, dazu Anlafs gab. So konnten manche Stellen auf eine feine Emanation (nur nicht der Materie) gedeutet werden. So liegt der Grund zu der ganzen schwärmerischen Moral des Plotins und seiner Nachfolger im *Theätet*. Dem Vf. wäre es bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit Plotin ein leichtes gewesen, diese Stellen und Ausdrücke zu bemerken. Wer sich übrigens eine Vorstellung davon machen will, welch ein mühsames Geschäft es war, in das Chaos der Ideen Plotins Licht und Ordnung zu bringen, der versuche es. Er lese den Plotin, ohne vorher den hier vorgezeichneten Ideengang sich bekannt gemacht zu haben, und sehe, wie weit er es bringe. Dann studire er diesen, und komme von neuem zur Lectüre Plotins, so wird ihm alles in mehrerem Zusammenhange erscheinen. Das πρωτον ψευδος war die Einbildung von einer *intellectuellen Anschauung des Absoluten* und Göttlichen, und von der Vernunft, als einem Vermögen der unmittelbaren Erkenntnifs und Anschauung des Absoluten und Realen, einem Vermögen, zu welchem der Mensch durch unmittelbare göttliche Erleuchtung erhoben werde, nachdem er sich von allem Sinnlichen ganz losgerissen hat. Nach diesem leitenden Princip geht der Vf. Plotins Gedanken über Gottes Seyn und Wesen, den Ursprung alles andern aus Gott, das Verhältnifs der besonderen vorstellenden Wesen zur Gottheit, über das Verhältnifs der materiellen Wesen zu derselben, durch, und zeigt die Folgerungen aus diesem System für das theoretische und praktische Interesse der Vernunft.

Die Gottheit ist dem Plotin das *absolute Eine*, das erste, das Urseyn, aber weder Vernunft, noch Idee, noch das Objective (denn alles diefs ist abgeleitet) ohne alle Form — etwas übervernünftiges, ja nicht einmal *Etwas*, sondern höher als jedes *Etwas*, und absolut unveränderlich. Die Natur dieses *Eins* ist die unendliche Zeugungskraft aller Dinge. Es wird erkannt durch seine unmittelbare Gegenwart. Es ist jedem gegenwärtig, doch aber auch wieder nicht gegenwärtig; nur denen gegenwärtig, welche fähig und vorbereitet sind, es zu empfangen, zu berühren, und zu umfassen — durch die Ähnlichkeit und Verwandtschaft des von Ihm empfangenen Vermögens. Es darf nicht als eine Zahleneinheit oder als ein Punct gedacht werden. Es ist das Gröfste, nicht durch seine Gröfse, sondern durch seine Möglichkeit (Virtualität) unendlich, nicht der Zahl nach, sondern durch seine Macht. Es ist ein reines Seyn, ohne alles Accidenz. Es bedarf seiner selbst nicht. Es ist nicht abhängig, weder von sich noch von einem andern. Es giebt nichts, was für das Eine *Gut* sey, oder was es wollen könne. Es ist über alles Gute erhaben. Es ist das Gute selbst, aber nicht *für sich*, sondern *für andere*. Es kommt ihm kein Denken und keine Bewegung zu. Es ist höher als dieses alles. Das Eine bedarf, mit sich selbst auf das innigste vereinigt, keine Selbsterkenntnifs. Es ist der gemeinschaftliche Mittelpunct, um welchen sich alle lebendigen Wesen in ihrem Kreise drehen und wenden.

Das Vollkommenste erzeugt Etwas, das nach ihm das Vollkommenste ist. Das ist die *Intelligenz*. Diese schaut jenes an, und ist dessen nur allein bedürftig. Das Eine aber bedarf der Intelligenz nicht. Die Intelligenz ist das Product des über der Intelligenz erhabenen. Diese ist nun wieder vortrefflicher, als alle andere Dinge. Denn diese sind nach der Intelligenz. Selbst *die Seele* ist ein Gedanke (λογος), ein Bild der Intelligenz, deren Thätigkeit auch ein Denken, aber ein undeutlicheres Denken ist.

Das *Eine*, die *Intelligenz* und die *Seele* machen die übersinnliche Welt aus. Sie sind die drey Principien aller Dinge, deren Wirksamkeit sich auch auf die sinnliche Welt erstreckt. Denn *Seyn*, *bestimmtes Seyn*, Wesen, Leben, Kraft ist nur ein Ausflufs aus dem Einen, welches alles der Möglichkeit nach enthält, ohne ein *bestimmtes Seyn* zu seyn. Eben darum, weil nichts von dem Wirklichen *in ihm* ist, ist alles *aus ihm*. Und damit ein bestimmtes Ding werde, ist es kein Ding, sondern nur der Erzeuger, oder die erste Erzeugung desselben. Denn das Vollkommenste bedarf keines Dinges, strebt nicht, etwas zu haben. Darum flofs es gleichsam über, machte etwas anderes. Das auf diese Art gewordene kehrte sich auf das Eine, wurde von ihm erfüllt, blickte auf das Eine hin. So wurde die Intelligenz. Diese ist nur dadurch geworden, dafs sie das Eine anschauete. Nun ist die zum Erkennen erfoderliche *Duplicität*, Object und Subject vorhanden. Die Intelligenz ist die Urquelle alles Erkennens, und des bestimmten Seyns der Dinge. So wie die Intelligenz das Anschauungsvermögen von dem Einen erhalten hat, so ergiefset sich diese Kraft wieder aus der Intelligenz, sie erzeugt andere ihr ähnliche, aber minder vollkommene Wesen. Da aber doch die Intelligenz das Erkennen nicht von sich selbst hat, sondern von dem Einen, so mufs auch in diesem zwar nicht Erkenntnifs, (denn das widerspräche dem obigen), aber doch *etwas Analoges* seyn — *ein Schaun und Wissen, ohne Duplicität*. Das heifst bey diesem Lehrer der Finsternifs: das Eine macht durch eine fortwährende stetige Thätigkeit, dafs es selbst, und das liebenswürdigste, die Intelligenz, ist. Das Eine ist der reine Act, durch welchen alles Wirkliche wirklich wird. Alles Wirkliche ist in dem Einen enthalten, aber, (damit es nicht dem obigen widerspreche), das Eine ist nicht dieses oder jenes Wirkliche, sondern nur die reine Möglichkeit desselben. Indem aber diese Möglichkeit Object der Intelligenz wird, wird das Mögliche bestimmt, und wird nun das Wirkliche und Reale. Es geht aus der Unbestimmtheit heraus, in welcher es in dem Einen enthalten war. In der Intelligenz ist das Denken, das Gedachte und das Denkende identisch. Was die Intelligenz denkt, *das setzt* sie auch. Denken und Seyn ist

Eins. Die Intelligenz denkt alle möglichen Objecte, sie bringt also alle möglichen Objecte hervor, und ist der Inbegriff aller Objecte. Die Intelligenz enthält die ganze intelligible Welt, oder vielmehr, sie ist die intelligible Welt selbst. Die Intelligenz und die Verstandeswelt sind eines. Die Intelligenz ist nur das Vorbild und Muster der Sinnenwelt. Die ganze Thätigkeit der Intelligenz ist nur eine *immanente* und auf das innere gehende Thätigkeit.

Soll nun eine *äussere Welt* entstehen, welche sich auf die Verstandeswelt, als ihr Muster, bezieht, so muss ausser dem Einen, und der Intelligenz noch ein drittes Princip vorhanden seyn, dessen Thätigkeit nicht nach innen, sondern nach aussen gerichtet ist, das ist nun *die Seele*. Diese ist ein Product, ein Gedanke, (λογος) eine Thätigkeit der Intelligenz. Sie ist unvollkommener als diese. Indem die Seele wirkt, entstehen andere Seelen, als Gattungen der einen Seele.

Wollte nun Plotin seinem Grundsatz getreu bleiben, dass ausser dem Denken, und ohne das Denken nichts anderes vorhanden sey: so musste er den Versuch wagen, selbst das Seyn der *materiellen Dinge* aus dem Denken abzuleiten, und so einen vollständigen Idealismus aufzustellen. Diess thut er auf folgende Art: Es geschieht alles in der ganzen Natur durch Anschauung, und um der Anschauung willen. Alles Wirken, Thun, Hervorbringen, ist nichts anderes, als *entweder* ein *schwächeres Anschauen*, *oder* Resultat und Product eines *stärkeren Anschauens*. Anschauung ist die Ursache alles Werdens, aber auch der Zweck alles Strebens und Wirkens. Dadurch muss also auch die Materie hervorgehen. Indem nämlich die Seele *fortschreitet*, wird sie sich *einen Raum*, also auch *einen Körper* erzeugen. Ist ihr Stand in der Ruhe befestiget, (wer versteht diess) so leuchtet viel Licht aus ihr aus, und an den äussersten Enden des Lichts entsteht *Finsterniss*. Die Seele verarbeitet und formt diese Finsterniss. Sie baut sich aus dem Dunkeln an dem dunkeln Ort gleichsam ein buntes und schönes Haus, welches von der hervorbringenden Ursache nicht getrennt ist. Geht das Eine, um wieder von diesem anzufangen, aus sich selbst heraus, so ist durch diess Fortschreiten auch ein Letztes gesetzt, nach welchem nichts weiter möglich ist. Das ist nun die *Materie*, welche nichts mehr von dem Einen und Vollkommensten an sich hat, ein völlig Unbestimmtes, in welchem alle Realität aufgehoben ist. Die Materie ist also eine nothwendige Folge der fortschreitenden Production der allgemeinen Urkraft, und der allgemeinen Lebenskraft, deren Producte immer unvollkommener werden, bis endlich ein Product hervorkommt, welches sich verhält, wie Schatten zum Licht, welche also der reine Gegensatz des Guten und Vollkommenen ist. — Die Materie ist nicht ein *Unding*, sondern sie ist etwas Wirkliches, welchem die Form fehlt. Man muss sich also bey der Materie denken eines Theils Beraubung aller Form, eine völlige Unbestimmtheit, aber *auch* Etwas, welches der Form empfänglich ist, und zu etwas Bestimmten werden kann. (Eine leere logische Abstraction.) In dem Intelligiblen ist die Materie weiter nichts, als die *Unbestimmtheit*. Sie entsteht aus der Grenzenlosigkeit der Kraft des Einen. Plotin trennt die Materie von aller Qualität und Quantität. Denn die Ausdehnung gehört schon zur Form. — Rec. gesteht, dass er sich den Ideengang des Plotin noch nie in der Ordnung und in dem Zusammenhang vorgestellt, auch nirgends so dargestellt gefunden hat. Und doch musste er in diesem äusserst zusammengedrängten Auszug so viele Zwischensätze übergehen, wodurch hin und wieder die Übergänge noch einleuchtender geworden wären. Uebrigens hat Hr. *T.* überall die Berührungspuncte des plotinischen Systems mit dem spinozistischen Pantheismus und dem neuesten Idealismus bemerklich gemacht. Die Gedanken Plotins über den Ursprung des Bösen, über die Freyheit des Menschen und die Tugend, sind sehr deutlich dargestellt, auch ist das Verdienst nicht unbemerkt geblieben, welches Plotin durch seine scharfsinnigen Bemerkungen um die Psychologie, ja selbst rationale Theologie hat.

Unter den Nachfolgern Plotins schränkt sich der Vf. nur auf die berühmtesten, *Porphyr*, *Jamblichus*, *Proklus*, *Isidor von Gaza*, und *Damascius Damascenus* ein. An Originalität steht *Porphyr* dem *Plotin* weit nach. Er ist mehr gelehrter Commentator. Durch seinen deutlichern und ordentlichern Vortrag begegnete er dem Anstoss, den die plotinische Dunkelheit fand. Er stellt die Grundbegriffe, worauf das Ganze ruhete, z. E. von dem *absoluten Einen*, wie es schien, auch unabhängig von der intellectuellen Anschauung auf, und veranlasste den Schein, als könnten jene Speculationen durch blosse Analyse der Begriffe gewonnen werden. Doch nahm er mit Plotin auch ein höheres Erkenntnissvermögen an, welches kein Denken sey. Er entwickelte aber auch einzelne Lehren seines Lehrers mehr, unterstützte sie mit anderen Gründen, und erläuterte sie durch die Fülle seiner Gelehrsamkeit. Das Eigenthümliche seiner Metaphysik ist S. 210 sehr deutlich herausgesetzt; besonders die Zusätze zur Dämonenlehre. Der auffallende Contrast des porphyrischen sonstigen Dogmatismus in der Götter-, Geisterlehre und Theurgie mit dem in seinem Brief an den Anebo so sichtbaren Skepticismus, läfst sich nur aus der Verschiedenheit des *Alters* erklären. Dieser Brief zeigt den Porphyr noch in seinen jüngeren Jahren, im Kampf der Vernunft mit der Schwärmerey, welche in seinem späteren Alter die Oberhand behielt. Die dem Jamblich beygelegte Beantwortung jenes Briefs, so wie den Brief selbst, hielt Hr. *Meiners* für unächt. Hr. *Tennemann* zeigt sehr einleuchtend die Unzulänglichkeit der Gründe, dem Jamblich das Buch *de myst. Ägypt.* abzusprechen. Nur eins zu gedenken: Wenn Hn. *Meiners* die in dem Buche *de myst. Aeg.* unter den Dämonen genannten, aber in der griechischen Philosophie unerhörten, *Engel* und *Erzengel* anstössig sind, so führt Hr. *T.* ein beym Stobäus vorkommendes Fragment des Jambl. von der Seele an, wo ἄγγελος, und ἀγγελικὴ ψυχὴ vorkommt. Vorausgesetzt die Aechtheit dieses Buchs, muss man gestehen, dass mit Jamblich die Schwärmerey das *non plus ultra* erreichte. Plotin und Porphyr setzten das letzte Ziel des menschlichen Geistes in die Ekstase, in die Erhebung des Geistes zur Gottheit, freylich durch eine erdichtete, nicht sinnliche Anschauung. Jamblich setzte an die Stelle dieses Ziels die *Theurgie*, zwar auch eine engere Gemeinschaft mit Göttern und höheren Wesen, aber

nicht so, dass der Mensch sich zu ihnen erhebe, sondern dass diese dem Willen der Menschen, durch die Wirkung sinnloser Worte und Ceremonien, gehorchen, erscheinen und thun müssen, was jene wollen. Dieser Hang zur Theurgie verschafft ihm wohl mehr den glänzenden Beynamen θαυμασιος, als irgend ein anderes Verdienst um seine Secte.

Auch des Proklus Philosophie geht vondem *absoluten Einem* aus, dessen Realität er ganz methodisch und auf dem dogmatischen Wege zu beweisen sucht. Aber in der Art und Ordnung, wie alles aus dem Einen hervorgegangen ist, geht er von seinen Vorgängern ab. Indessen läuft alles auf ein logisches Spiel mit Begriffen und ihrer Analyse hinaus, bloss logische Wesen und Abstractionen werden hypostasirt. Man sehe das Raisonnement, wie Proklus auf seine Dreyheit kömmt, aus welcher er wieder eine zweyte, und aus dieser eine dritte Dreyheit ableitet. So sehr sich aber Proklus die Miene giebt, durch ein strenges Raisonnement aus Begriffen, also ganz dogmatisch, seine Behauptungen zu begründen: so redet er doch viel von einem *Glauben*, der erst aller Überzeugung das Siegel aufdrückt, als einem Geschenke der Gottheit. Aller Mühe ungeachtet, die sich Hr. *T.* gegeben hat, aus der dunkeln und verworrenen Beschreibung etwas bestimmteres herauszubringen, muss Rec. dennoch gestehen, dass er sich von diesem Glauben keinen Begriff machen kann. Den Zuwachs, den das Dämonen-Reich durch Proklus erhielt, indem er ihm drey Geschlechter gab, und auch von *Dämoniden* redet, hätte doch noch bemerkt werden sollen. In seinen Abhandlungen über die Vorsehung, das Fatum, und das Böse in der Welt zeigt sich Proklus weit mehr als einen hellen und selbstständigen Denker, dem die Leibnitzische Theodicee manchen Hauptgedanken zu verdanken hat.

Bey manchen Nachfolgern des Proklus bemerkt man schon den allmählich abnehmenden Geschmack an einer so hoch fliegenden, und doch nur einen eiteln Wahn gebährenden Philosophie, und den gar sehr sinkenden Glauben an die Unfehlbarkeit derselben. Damascius, dessen Buch περι ἀρχων eine Revision der bisherigen speculativen Versuche über diess Urwesen und die Ableitung aller Dinge aus demselben ist, um, nach Erörterung einiger Schwierigkeiten und Missgriffe seiner Vorgänger, ein eigenes mit sich selbst mehr übereinstimmendes System aufzustellen, dieser Damascius erhob sich zu der Einsicht, dass das Übersinnliche, das Absolute sich nicht, *wie es an sich ist*, denken und erkennen lasse, sondern nur *analogisch* und *symbolisch*. Selbst eine Offenbarung kann uns jene übersinnliche Erkenntniss nur im Verhältniss zu unserem Erkenntnissvermögen geben. Diese unsere Erkenntniss ist nun freylich *eine Abweichung* von dem, was *an sich* ist, aber sie ist *nothwendig* für uns, da wir sonst das Absolute ganz und gar nicht denken könnten. Mit dieser so richtigen Einsicht stimmen jedoch so viele andere dogmatische Behauptungen über das Intelligible nicht wohl zusammen, und es trifft auch bey ihm ein: *Quo semel est imbuta recens etc.* Wenn man nun, ohngeachtet der Begleitung eines unterhaltenden Führers, von dem Gange durch dieses Labyrinth sich gleichwohl endlich ermüdet fühlt: so ruhet man mit Vergnügen aus bey der allgemeinen meisterhaften Übersicht der ganzen vierten, in diesem und dem vorigen Bande bearbeiteten Periode der Geschichte der Philosophie. Sie ist ein Muster einer pragmatischen Universalgeschichte dieses Zeitraums, welche nur von einem Manne geliefert werden konnte, der sich ganz in seinen Gegenstand hineingedacht und das Detail auf das genaueste inne hatte, um solche Resultate zu liefern. Hier übersieht man mit einem Blicke, mit Bemerkung aller zusammentreffenden und mitwirkenden Umstände, den Gang des menschlichen Geistes im Zusammenhang, wie nach dem Kampf des Dogmatismus und Skepticismus (schon vor und in den beiden ersten Jahrh. nach Christi Geburt) ein gewisser *Eklekticismus* und *Synkretismus*, nach diesen der *Neoplatonismus* hervorging und hervorgehen musste, wie Männer, die nicht ohne Talent waren, und die man sonst manchmal bloss für philosophische Charletans halten sollte, *bona fide* auf solche Träume verfallen konnten, wie ein jeder das höchste Ziel der Speculation erreicht zu haben glaubte, und doch immer ein anderer noch höher aufzusteigen sich bemühte, wie ungeachtet eines gemeinschaftlichen Princips doch so auffallende Verschiedenheiten eines Plotins, Porphyrs und Proklus entstanden, und durch zusammengedrängte Zusammenstellung wird das Eigenthümliche eines jeden dieser Männer noch mehr hervorgehoben.

Man sieht hier, den Einfluss des Orientalismus, wie durch das Interesse der Religion der Geist der Speculation geweckt und unterhalten, wie nach und nach die Annäherung des Christenthums und diese Philosophie erfolgte. Man übersieht aber auch mehrmals den nachtheiligen Einfluss dieser Philosophie nicht nur auf den Zustand der Wissenschaften, selbst der Geschichte, sondern auf die Bildung der Menschheit überhaupt, neben einem geringen Gewinn für die Übung des menschlichen Geistes im Abstrahiren und Reflectiren. Man findet sich aber auch hier schon im *Vorhof der Scholastik*.

Ein kurzer, aber gehaltvoller Anhang enthält Betrachtungen über den Betrug mit untergeschobenen Schriften, welchen sich Juden, Heyden und Christen erlaubten. Die Hauptursachen davon waren *Gewinnsucht*, *Nationalstolz* und *Sectengeist*, in Verbindung mit den Gerüchten und Sagen von *orientalischer*, *ägyptischer*, *orphischer* Weisheit, aus welcher die reisenden griechischen Philosophen, Thales, Pythagoras und Plato sich bereichert haben sollten. Was *Nationalstolz* that, davon ist Aristobulus, (nach Valckenaer) ein Beyspiel statt aller. Der *Sectengeist* suchte seinen Trümmern durch das Ansehen des *Alterthums* eine Stütze zu verschaffen. So erdichtete man nach jenen Sagen von oriental. ägypt. und orphischer Weisheit in die Seele der Alten zoroastrische, hermetische, orphische Schriften.

Den Beschluss des Bandes machen allgemeine Reflexionen über die gesammte griechische Philosophie, reich an feinen und scharfsinnigen Bemerkungen. Besonders werden die Mängel und Lücken aller griechischen Philosophie in ein helleres Licht gesetzt. Merkwürdig ist es, dass diese Philosophie so endete, wie sie angefangen hatte, mit Mythen und Dichtungen. Der Hauptmangel der griechischen Philosophie war der Mangel einer gründlichen und vollständigen Theorie des menschlichen Erkenntnissvermögens. So viel auch Plato und Aristoteles dafür gethan hatten, so waren sie damit doch nicht aufs Reine gekommen. Dem ersten verrückte seine Hypothese von der Präexistenz der menschl. Seele, und seine Ideenlehre, dem anderen sein Empirismus, den Gesichtspunct. Der Unterschied des blossen *Denkens* und *des Erkennens* dessen, was *a priori*, und was nur *empirischen* Ursprungs ist, war von keinem durch untrügliche Merkmale bestimmt worden. An einen *architektonischen Bau* der Philosophie ist auch nicht zu gedenken. Denn selbst die Eintheilung in Logik, Metaphysik und Moral ist nicht aus einem bestimmten Begriff der Philosophie überhaupt hergeleitet.

Ελθ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1807.

MATHEMATIK.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Versuch, das Studium der Mathematik durch Erläuterung einiger Grundbegriffe und durch zweckmäſsigere Methoden zu erleichtern.* 1805. VIII u. 224 S. und 8 Kupfer. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wenn man dieses Buch von vorne zu lesen anfängt, so kann man nicht anders als ein schlimmes Vorurtheil gegen dasselbe fassen. Denn, so verdienstlich es ist, Lehrsätze, die lange als wahr gegolten haben, selbst wenn sie das Urtheil der gröſsten Männer für sich haben, noch einmal gründlich zu prüfen; so verdienstlich es ist, Irrthümer, denen die Autorität eines berühmten Namens den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hat, in ihrer Blöſse darzustellen: so sollte doch derjenige, welcher sich dieses Verdienst erwerben will, bedenken, daſs Bescheidenheit jeden Schriftsteller ziert, daſs sie aber unerläſsliche Pflicht für den ist, der — selbst unberühmt, den Kampf mit berühmten und um die Wissenschaft hoch verdienten Männern unternimmt; daſs es einem solchen Schriftsteller geziemt, selbst wenn er in der That jene im Irrthume findet, dennoch in jedem Worte die Achtung zu zeigen, welche wir den wahren Verdiensten dieser Männer schuldig sind, und endlich daſs unbescheidene Worte dem gar nicht anstehen, der selbst nicht frey von Fehlern ist. Dieses alles aber hat der uns unbekannte Vf. dieses Buches nicht bedacht; sonst würde er nicht so oft von Unsinn, von Mathematik des Tollhauses u. s. w. sprechen, und er sollte das um so weniger thun, da, wie wir zeigen werden, mehrmals er selbst der Irrende ist und nicht seine Gegner.

Das Buch besteht aus vier Abtheilungen; die erste, 93 Seiten stark, führt bloſs den Titel: Einleitung, und dann folgt eine Anleitung zur ebenen Trigonometrie, eine Anleitung zur sphärischen Trigonometrie, und endlich eine Abhandlung über die Kegelschnitte. Wir werden den Inhalt jetzt im Einzelnen durchgehen.

Einleitung. — Von den negativen Gröſsen. „Alles, was existirt," sagt unser Vf., „kann gezählt werden; was nicht existirt, kann nicht gezählt werden. Es kann demnach keine collective Zahl als negativ gedacht werden." — — Hierin kann Rec. nicht einstimmen; sobald freylich als man *bloſs* auf die Anzahl sieht, kann einem nicht einfallen an etwas negatives zu denken, aber sobald man diese Anzahl in anderen Beziehungen betrachtet, so kann allerdings die collective Zahl als negativ zu betrachten seyn. Eine Anzahl von Menschen ist immer etwas reelles, aber wenn ich z. B. annehme, daſs zu einer Armee 10000 Mann hinmarschirt sind, dagegen aber 6000 wieder abgegangen: so sind in dieser Beziehung die letzteren negativ, nämlich als hinzugekommene negativ. Und hier ist offenbar nicht bloſs Opposition der Lage, wie der Vf. meint, sondern wahre Negation, wo das Negative das Positive aufhebt. Diese Bemerkungen sind so bekannt, daſs Rec. fast Bedenken trägt, sie hier mitzutheilen; aber doch ist es bey diesem Buche wohl nöthig, sich auf genaue Erörterung einzulassen, da der Vf. befürchtet, man werde das Buch eines Unberühmten bloſs mit einigen Machtsprüchen abfertigen. „Der Ausdruck 3 — 5 ist Unsinn." Keinesweges. Wenn man fragt: die Armee ist mit 3000 Mann verstärkt worden, hat aber 5000 verloren, um wie viel stärker ist sie nun als vorhin? — so ist die Antwort: um — 2000, ganz richtig und ganz einleuchtend, so eine reelle Gröſse die 2000 Mann auch immer seyn mögen. Das Exempel S. 8 oben ist ganz unverständlich, und bezeugt eine sonderbare Verwirrung der Begriffe.

Bey der Multiplication mit negativen Gröſsen kann man allerdings einigen Anstoſs finden, der sich aber doch heben läſst. Man kann nie mit einer benannten Zahl, also eigentlich auch nie mit einer negativen Zahl multipliciren; man muſs daher die Foderung: a mit — 3 zu multipliciren, — sich so erklären, daſs die verlangte Anzahl zwar der Zahl nach das dreyfache von a, der Art nach aber das Entgegengesetzte seyn soll. Einer hat dreymal so viel Schulden, als der andere Vermögen hat; ist also das Vermögen des letzteren $= a$, so ist das *Vermögen* des ersteren $= - 3. a$. Unser Vf. wird freylich fragen, warum man nicht lieber sagt, die *Schulden* des ersteren sind $= + 3. a$? — Das könnte man allerdings, aber wer nicht ganz Anfänger in der Algebra ist, weiſs wie wichtig es ist, einem solchen Zeichen, wie hier a, seine völlig bestimmte Bedeutung zu geben, und es nicht das einemal Vermögen, das anderemal Schulden bedeuten zu lassen.

S. 11 verfällt der Vf. selbst in den Fehler, den er eben noch Unsinn genannt hat, und setzt eine absolute Zahl, die Einheit, negativ. Wenn wir aber auch annehmen wollen, daſs sich dieſs beschönigen lieſse, indem man sagen könnte, die Eins solle eine benannte Gröſse, wo die Beziehung — statt finden kann, andeuten: so ist doch der Schluſs $\sqrt{-b^2}$ sey $= - b$

ganz irrig; denn nach unserer allgemein geltenden Algebra giebt die Proportion $-1 : -b = -b : -b^2$, die Gleichung $+ b^2 = -b \times (-b)$, wo denn alles ganz so ausfällt, wie die Algebraisten es immer angenommen haben. Wollte man die $\sqrt{-b^2}$ bestimmen, so müfste man die mittlere Proportionalzahl zwischen $+1$ und $-b^2$ suchen. Die geometrischen Beweise des Vfs. sind hier unpassend, weil bey diesen Beyspielen nichts auf die Lage ankömmt, sondern alles blofs auf die Gröfse, auch ist Fig. 3 CK negativ; aber wie löset der Vf. folgende Frage: Im Kreise vom Halbmesser r ist allemal die Ordinate $= \sqrt{(r^2 - x^2)}$ wie grofs wird die Ordinate für $x = 2r$? offenbar $= \sqrt{-3r^2}$, das wäre nach unseres Vfs. Meinung $= -r\sqrt{3}$, aber bekanntlich giebt es gar keine solche Ordinate, und unsere gewöhnliche algebraische Rechnung giebt sie auch ganz richtig als unmöglich an. Vielleicht zählt freylich der Vf. diesen Fall unter diejenigen, wo die Unmöglichkeit der gesuchten Gröfse, (wie er nachher sagt,) schon aus der Natur der Aufgabe erhellt; aber das läfst sich doch nur sagen, wenn die Figur des Kreises schon bekannt ist, denn sonst erhellt gar nicht, warum der Kreis nicht das sonderbare Anhängsel haben sollte, welches er, nach dieses Schriftstellers Methode zu rechnen, haben müfste.

Wir müssen vieles übergehen, und sagen daher nichts von der ungnädigen Lection, die *Eulern* S. 14 gelesen wird, noch von den sehr weisen Erinnerungen, die unser Vf. den Mathematikern über die Wahl der Zeichen mittheilt. Dagegen aber können wir einen so groben Irrthum, wie S. 20 vorkömmt, nicht ungerügt lassen, und diefs um so weniger, da hier aus einem offenbaren Erschleichungsfehler unseres Vfs. bewiesen wird, dafs andere Mathematiker etwas Absurdes behaupten. Im Dreyeck, wo zwey Seiten a, b und ein entgegenstehender Winkel B gegeben sind, sagt der Vf., findet man die dritte Seite

$$x = a \text{ Cof. } B \mp \sqrt{(b^2 - a^2 \text{ Sin.}^2 B)}$$

und diese ist unmöglich, wenn $a \text{ Sin. } B > b$. Nun glaubt er aber aus der Möglichkeit des Quadrats $b^2 - a^2 \text{ Sin.}^2 B$, (die er nicht begreift,) zu beweisen, dafs eben die Gröfse auch möglich sey, denn, sagt er, es ist

$$(x - a \text{ Cof. } B)^2 = -(b^2 - a^2 \text{ Sin.}^2 B),$$

und folglich $x = a \text{ Cof. } B \pm \sqrt{(a^2 \text{Sin.}^2 B - b^2)}$; dieses ist aber durchaus falsch, da das $-$ Zeichen vor dem zweyten Gliede der quadratischen Gleichung irrig ist, und $+$ seyn mufs.

Vom Unendlichen. „Die Rechnung mit dem Unendlichen ist, (wie sich leicht denken läfst) durchaus ungereimt.“ — — Indefs glaubte der Vf. doch zu entdecken, dafs diese an sich falsche Rechnungs-Methode zu richtigen Resultaten führe, indem man bey der Anwendung (z. B. auf die Bestimmung der Subtangente) zweymal irrige Voraussetzungen annehme, welche sich genau compensirten. Es macht dem Vf. Ehre, hier auf seinem eigenen Wege eine Rechtfertigung der Differential-Rechnung gefunden zu haben, die übrigens, wenigstens der Hauptsache nach, nicht neu ist. Was der Vf. hier an wenigen Beyspielen durch Induction zeigt, ist auch allgemein wahr, dafs nämlich in den Fällen, wo man die Differential-Rechnung mit Recht anwenden kann, die Weglassung der Glieder, welche (wie man zu reden pflegt,) unendlich kleine des zweyten Grades enthalten, in aller Strenge erlaubt ist. Übrigens glaubt er S. 32 mit Unrecht, der Werth von $dx^2 + dy^2$ sey eine Differenzial-Gröfse der ersten Ordnung. Das ist sie nicht, denn die Differenz zweyer Differentiale kann wenigstens eine Differential-Gröfse der zweyten Ordnung seyn, und ist es hier wirklich.

Diese Bemerkungen werden schon hinreichen, zu beweisen, dafs der Vf. von Übereilungen nicht frey ist; wir wollen daher vom Folgenden nur einiges Einzelne berühren, und uns nicht darauf einlassen, alle Irrthümer zu rügen, und alle gelungenen Sätze mit Beyfall auszuzeichnen. Auch bey der Lehre von der Krümmung liefse sich vieles erinnern; die Formel S. 51 für den Krümmungshalbmesser ist ohne Beweis. Gleichwohl hätte hier nicht blofs aus der Natur der Sache gezeigt werden müssen. *warum* diefs der Ausdruck für den Krümmungshalbmesser sey, — sondern auch, ob und wie man durch eine ähnliche Methode denselben in allen anderen Fällen bestimmen könne. — — Um die Principien der Differential-Rechnung lächerlich zu machen, berechnet der Vf. die Oberfläche der Kugel (S. 51) nach Grundsätzen, die eine scheinbare Ähnlichkeit mit denen der Differential-Rechnung haben; aber dieses Beyspiel beweist nur, dafs man jene Principien mit Verstand anwenden mufs, und überlegen, ob sie für einen bestimmten Fall auch wirklich passen. In diesem Beyspiele ist es nämlich wahr, dafs die Summe der cylindrischen Oberflächen sich der Gröfse der Kugelfläche nähert, wenn man den Halbmesser in immer mehrere Theile theilt, aber man sieht sogleich, dafs nie eine Gleichheit Statt finden kann. Diejenigen Cylinderflächen nämlich, welche dem gröfsten Kreise ziemlich nahe liegen, nähern sich zwar der Kugelfläche so, dafs ihre Oberfläche den correspondirenden Stücken der Kugelfläche endlich gleichgesetzt werden könnte; wollte man aber dieses von denjenigen Cylinderflächen ebenfalls behaupten, deren Basen ganz kleine Parallelkreise sind: so müfste man annehmen, dafs bey unendlichen kleinen Bogen *der Sinus versus dem Bogen gleich werde*, was gewifs noch Niemanden eingefallen ist. — — Es läfst sich hieraus also nichts anderes herleiten, als die wichtige Lehre, in welcher Rec. mit unserem Vf. übereinstimmt: — Dafs man nicht mit den Fingern, sondern mit dem Kopfe rechnen müsse!! — Der Vf. klagt, dafs so wenige Mathematiker Metaphysiker sind; — aber war nicht der Erfinder der verhafsten Differential-Rechnung, *Leibnitz*, einer der gröfsten Metaphysiker? — War es nicht *Kant*, der es doch auch unserem Vf. nicht recht machen kann? — Von den Logarithmen der negativen Gröfse. Von der Bedeutung des Zeichens $\frac{0}{0}$. Endlich folgt noch: Von einigen mathematischen Vorurtheilen, — wo die Astronomen ihre Ab-

fertigung erhalten. Der Raum erlaubt nicht, hierüber etwas zu sagen, wir erinnern den Vf also nur an den alten Ausspruch: *Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat*, und bitten ihn, nicht *vor* dem Kampfe das *Te Deum* anzustimmen! —

Die Anleitung zur ebenen Trigonometrie hat dem Rec. sehr gut gefallen. Die Formeln für die trigonometrischen Linien der Summen und Differenzen zweyer Winkel und mehr ähnliche Formeln beweist der Vf. geometrisch, und da man so viele und umständlich geometrische Beweise sonst in wenigen Lehrbüchern findet, so können wir das Studium dieses Abschnitts mit Recht den Anfängern empfehlen. Nur ist zu bedauern, dass zahlreiche Druckfehler die Formeln entstellen.

Auch die Anleitung zur sphärischen Trigonometrie zeugt von recht guten Talenten des Vfs. Seine Methode hat das eigene, dass er die drey Seitenebenen des Dreyecks auseinander legt und in *eine* Kreisebene bringt, und dann mit Anbringung einiger Hülfslinien die gewöhnlichen Formeln herausbringt und beweist.

Über den Abschnitt von den Kegelschnitten müssen wir etwas mehr sagen. In der Vorrede dazu setzt der Vf. einen so grossen Werth auf das Auswendigbehalten mathematischer Formeln. Rec. hält hiervon wenig, denn die Hunderte von Formeln, welche ein Mathematiker bey verschiedenen Untersuchungen nöthig hat, auswendig zu lernen, ist gewiss unmöglich, und es ist daher viel besser, hieran keine Zeit und Kraft, die man besser nutzen kann, zu verschwenden. Und was hilft es z. B. eine solche Formel, wie unser Vf. für den Krümmungs-Halbmesser giebt, fertig hinschreiben zu können, wenn man sie, wie in diesem Buche der Fall ist, lernt, ohne recht zu wissen, was sie bedeutet?

Der Vf. bringt alle Ausdrücke für die Kegelschnitte auf einen veränderlichen Winkel zurück, wodurch allerdings manche Formeln vereinfacht werden. Bey der Parabel z. B. ist allemal, wenn A diesen veränderlichen Winkel bedeutet, und p den Parameter, die vom Scheitel angerechnete Abscisse $=$ p. tang.^{2} A, wenn die zugehörige senkrechte Ordinate $=$ p. tang. A ist. Aus diesen Werthen lässt sich aber des Vfs. Irrthum, dass die Gleichung $y^2 = px$ eine doppelte Parabel, nämlich auch noch eine für negative Werthe von x, gebe, leicht widerlegen. Wächst nämlich A von 0° bis 90°, so erhalten die Abscissen und Ordinaten nach und nach alle möglichen positiven Werthe von 0 bis ∞; wächst A wieder von 90° bis 180°, so nehmen die Werthe der Abscisse bis 0 ab, bleiben aber positiv; die Ordinaten hingegen sind negativ, weil tang. A es ist, und nehmen ebenfalls bis 0 ab. Hat man den Winkel oder Bogen A diese Grösse durchlaufen lassen, so hat tang. A. alle nur möglichen positiven und negativen Werthe erlangt, wenn man also auch A von 180° bis 360° fortwachsen lässt, so können Abscisse und Ordinate keine andere Werthe erlangen, als die sie schon gehabt haben; man beschreibt also eben dieselbe Parabel bloss noch einmal, und keine zweyte an der negativen Seite. Der Vf. geht diese verschiedenen Werthe des Winkels A nicht so genau durch, wird aber doch einräumen, dass diese Darstellung seiner Vorstellungsart gemäss ist, es müsste denn seyn, dass er zweifelte, ob der Quadrat der negativen Tangente auch wirklich positiv sey. Uebrigens leugnet Niemand, dass man nicht ganz wohl auch an der negativen Seite eine ganz gleiche Parabel zeichnen könnte, aber wir behaupten bloss, diese sey in der Gleichung $y^2 = px$ nicht mit enthalten.

Die Formel S. 185 für den Krümmungs-Halbmesser ist sehr einfach; aber wenn man ihre Richtigkeit nicht auf anderen Wegen beweisen könnte, so sähe es schlimm aus, denn die Regel, nach der er hier bestimmt wird, giebt keine Ueberzeugung von Wahrheit. Des Vfs. Behauptung, dass der Krümmungs-Halbmesser nicht senkrecht auf die Tangente sey, bedarf keiner Widerlegung. S. 188 wird bewiesen, dass ein geworfener Körper *keine* Parabel beschreibe. Der Vf. hat aber nicht bedacht, dass am Ende der ersten Sec. die Geschwindigkeit des Körpers anders ist, als im Anfange und in der Mitte derselben; beym Aufsteigen nimmt sie ab, und darum eben ist IK kleiner, als der Bogen BF, und muss es seyn.

Von der Ellipse. — Von der Hyperbel. Nimmt man wieder einen veränderlichen Winkel A und zwey beständige Linien a, b, so lässt sich die Abscisse der Hyperbel allemal durch a Sec. A und die Ordinate durch b tang. A ausdrücken. Giebt man hier A alle möglichen Werthe, so erhält man die bekannte, aus zwey Stücken bestehende, Hyperbel. Der Vf. aber meint, eigentlich bestehe die Hyperbel aus vier Stücken, denn wenn man die Abscissen den vorigen Ordinaten parallel und $=$ b Sec. A, dann aber die zugehörigen Ordinaten $=$ a tang. A nehme, so erhalte man noch zwey neue Stücke. — Mit eben dem Rechte würde der Vf. behaupten können, dass es auch eine doppelte Ellipse gebe, denn man kann ja das einemal die kurze, das anderemal die lange Axe der Coordinaten x parallel annehmen; — aber in beiden Fällen hat man ja verschiedene Gleichungen, und man kann also diese verschiedenen Linien nicht als nothwendig verbunden betrachten. Der Vf. macht viel Aufhebens von dieser neuen Entdeckung, dass es vier verbundene Hyperbeln giebt, hat aber nicht bedacht, was irgend ein kluger Mann, (wir können nicht gewiss sagen, ob es *Lichtenberg* war,) zu sagen pflegte, — man müsse den allzu leichten Entdeckungen, die man zu machen glaube, immer misstrauen, und bedenken, dass unsere Vorgänger auch nicht blind waren. B.

KURZE ANZEIGEN.

Mathematik. *Offenbach*, b. Brede: *Über den Grundsatz der unendlichen Theilbarkeit in der Geometrie zur Prüfung der Langsdorfischen Abhandlung über die Unstatthaftigkeit dieses Princips* von *J. Ignaz Hoffmann*, mit einer Kupfertafel. 1804. 8. Bekanntlich hat Hr. Prof. *Langsdorf* schon im J. 1802 seine *Anfangsgründe der reinen Elementar- und höhern Mathematik*

auf das von ihm einzuführende Princip der endlichen Theilbarkeit des Raums gebaut, herausgegeben. Durch eine zweyte kleine Schrift: *Über die Unstatthaftigkeit des Princips der unendlichen Theilbarkeit* (des Raums) *zur Belehrung aller derer, welche die Geometrie studiren, oder Unterricht darin ertheilen wollen,* suchte er nun die Verbreitung der erstern Schrift zu befördern, wenigstens zu veranlassen, dass man seine Anfangsgründe nach Durchlesung dieser Blätter im Zusammenhange studire, weil er glaubt, dass, wenn er wirklich auf einem Irrwege wäre, sich das Irrige seines Princips so wie die Wahrheit des bisher gebrauchten doch wohl demonstriren liesse. Hr. *Hoffmann* unternimmt in der oben angezeigten Schrift die Vertheidigung des alten und die Prüfung des neuen Systems. In den ersten §§. sagt er, der mathematische Raum würde vom physischen abstrahirt, und hätte drey Abmessungen, weil dieser drey Abmessungen habe. Im 10 und folgenden kommt er auf die abstracte Fläche, Linie, Punct. Im Punct, sagt er, ist Grenze der einfachen Ausdehnung, selbst ohne alle Ausdehnung, und folglich *gar nicht im Raume, denn da wo die einfache Ausdehnung aufhört, ist gewiss auch gar keine Ausdehnung vorhanden (?!).* Das Heil der ganzen Geometrie beruhet also nach der Meinung des Vfs. darauf, dass man von einem physischen Körper ausgehe, von diesem durch Abstraction auf einen mathematischen komme, und von diesem wieder durch dieselbe Abstraction auf geometrische Flächen, Linien und Puncte, aber nicht umgekehrt mit dem Punct anfange, welches dem Geiste der geometrischen Methode zuwider, und den Controversen ein weites Feld öffnen müsse. Der Vf. scheint übersehen zu haben, dass sich auch bey seinem Gegner die geometrischen Begriffe von Flächen, Linien und Puncten finden, worauf er sonder allen Zweifel durch eben diese Operation gekommen seyn muss, welche eben so sehr empfohlen wird, er will diese aber sorgfältig von seinen Raumflächen, Raumlinien und Raumpuncten unterschieden haben. Die geometrischen Abstracte, sagt Hr. Prof. *Langsdorf,* sind nicht selbstständige für sich bestehende geometrische Objecte, nicht Theile eines Objects, nur imaginirte Stellen, und daraus ist keine Zusammensetzung stetiger Grössen denkbar. Seine Absicht ist, den Raum zu construiren, und des alten Spruchs; *ex nihilo nihil fit,* eingedenk, kam er auf seinen Raumpunct, welchen die bisherigen Geometer vom *Euklid* an, welche nur im Raume construirten, nicht nöthig hatten. Von §. 27 — 32 demonstrirt der Vf. seinem Gegner den ganzen bekannten Satz, dass eine jede geometrische Linie ins unendliche theilbar sey, auf eine Art, die ihm gewiss schon längst bekannt war, und gegen die er, unter der Voraussetzung einer geometrischen Linie, nichts einzuwenden haben wird. Mit dem 33 §. geht der Vf. endlich zur Offensive über, indem er gleich den vom Hn. Prof. *Langsdorf* aufgestellten Begriff eines Raumpuncts in Anspruch nimmt. In seiner Widerlegung §. 35 — 37, und seinen angestellten Prüfungen §. 38 — 44 hätte er sich immer kürzer fassen können. Er giebt zu, dass sich der Geometer seine Gegenstände selbst schaffen müsse; er behauptet aber mit Recht, dass die Aufstellung eines Begriffs nicht ganz von der Willkühr des Geometers abhänge, und dass er noch weniger einen Begriff auf einen noch unbewiesenen Satz gründen dürfe. Was über Raumlinien gesagt wird, können wir mit Recht übergehen, denn wenn es mit dem Raumpuncte seine Richtigkeit hat, so wird sich wohl nichts erhebliches gegen Raumlinien einwenden lassen. Dass die beiden Sätze 1) *Jede Linie kann durch irgend eine Zahl von Verdoppelung grösser werden als jede gegebene Linie;* 2) *von jeder Linie kann man ohne Ende fort Theile abschneiden, die immer wieder Linien sind, ohne jemals auf einen einfachen Theil zu kommen,* keinen Widerspruch enthalten, wird im 46. §. gut gezeigt. Wir können uns der vorgeschriebenen Kürze wegen auf die folgenden Widerlegungen nicht einlassen, welche auch zum Theil nicht ganz befriedigend sind, und zum Theil zeigen, dass der Vf. seinen Gegner nicht immer verstanden, oder wenigstens das von ihm Gesagte nicht ganz beherzigt habe. Nach der Meinung des Rec. muss der, welcher die Langsdorfische Annahme bestreiten will, mit den ersten geometrischen Begriffen, vorzüglich mit dem Begriff der geometrischen Construction ganz aufs Reine seyn, und dass dies nicht immer der Fall sey, zeigen geometrische Lehrbücher zu oft. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er das Unzulängliche in der Vertheidigung sowohl, als in der Widerlegung, dem Mangel an Bestimmtheit jener ersten Begriffe zuschreibt.

— g.

Stuttgardt: b. Löflund: *Die Lehre von den continuirlichen Brüchen nebst ihren vorzüglichsten Anwendungen auf Arithmetik und Algebra* vollständig abgehandelt von *C. J. Kausler,* kurf. würtemb. Hofrath und Edelknaben-Gouverneur u. s. w. 1803. VIII u. 168 S. 8. (20 gr.) Die Lehre von den continuirlichen Brüchen, welche in der Anwendung besonders zur genauen Bestimmung der irrationalen Grössen, deren es in dem ganzen Gebiete der Mathematik so unendlich viele giebt, zur Auflösung der numerischen Gleichungen, bey der Entwickelung der Reihen, und überhaupt bey den wichtigsten Aufgaben in der Mathematik von der grössten Wichtigkeit ist, war bisher noch nicht so, wie sie verdiente, bearbeitet worden. Die erste Spur von solchen Brüchen findet man in Wallis Algebra; Huygens in seiner Abhandlung *de Automato planetario* erweiterte diese Lehre dadurch, dass er zeigte, wie gewöhnliche Brüche in continuirliche Brüche verwandelt werden können, und gebrauchte sie, um die Umlaufszeiten der Planeten so genau als möglich durch Räderwerke darzustellen. Endlich fing *Euler* an, besonders in seiner Einleitung in die Analysis des Unendlichen, die continuirlichen Brüche einer allgemeinen Untersuchung zu unterwerfen, entdeckte mehrere Eigenschaften, wandte sie besonders auf Reihen und auf die Ausziehung der Quadratwurzeln aus unvollkommenen Quadratzahlen an, und fand dabey das Gesetz, dass die Quadratwurzel in continuirlichen Brüchen ausgedrückt periodisch sey. In den neuesten Zeiten bereicherten diese Lehre vorzüglich *la Grange* und *le Gendre.* Ersterer erfand eine sinnreiche Methode, die numerischen Gleichungen von jedem Grade mit Hülfe der continuirlichen Brüche aufzulösen, welche Hr. *Michelsen* aus den berliner Memoiren in seiner Theorie der Gleichungen aus den Schriften der Hnn. *Euler* und *de la Grange* S. 56 u. f. übersetzt, mitgetheilt hat. Ungeachtet aller dieser Bemühungen aber ist die Lehre von den continuirlichen Brüchen in ihrer ungemein fruchtbaren Anwendung bey weitem noch nicht hinreichend genug entwickelt worden. Daher verdient der Vf. des vor uns liegenden kleinen Werkchens um so mehr Dank, dass er die bisher zerstreut liegenden Untersuchungen über die continuirlichen Brüche in ein systematisch Ganzes zusammen brachte, und sie durch Anwendungen erläuterte. Sein Vortrag ist leicht, deutlich und streng mathematisch. Überdiess hat er noch sehr bequeme und fruchtbare Formeln zur Verwandlung einer jeden Reihe in continuirliche Brüche gegeben, welche sich noch in keinem Werke finden. Auch hat er uns noch Hoffnung gemacht, in einer Fortsetzung die fernere Anwendung der continuirlichen Brüche auf unbestimmte Analytik, und auf Differential- und Integralrechnung ausführlich vorzutragen, deren Erfüllung wir mit Verlangen entgegen sehen.

R. F.

Gemarke: b. dem Vf.: *Praktisches Schulbuch der gemeinen Rechenkunst und Geometrie mit Figuren, dem Lehrer beym Unterricht bequem und dem Schüler zur Übung nützlich.* Herausgegeben von *Daniel Schürmann,* Schullehrer in Remscheid. Zweyte und verb. Auflage. 1804. 400 S. 8. (16 gr.) Dieses Rechenbuch ist bloss zum Unterricht in Stadt- und Landschulen bestimmt, und es war daher dem Vf. darum zu thun, seinen Gegenstand mehr praktisch, als wissenschaftlich, zu behandeln, und seine Schüler vorzüglich mit einer Menge gut gewählter Beyspiele zu beschäftigen, welche ihnen die Anwendung der Regeln recht geläufig machten. Rec. kann diesem Buche seinen Beyfall nicht versagen. Das Ganze ist mit der grössten Deutlichkeit vorgetragen, und für den ersten Unterricht wohl geeignet. Nur hätte Rec. gewünscht, allenthalben die Gründe kurz mit angezeigt zu finden, ohne welche der Schüler kein gründlicher, sondern bloss ein mechanischer Rechner werden kann. Hr. *Sch.* bemerkt zwar, dass er die Beweise jedesmal beym Unterrichte selbst mit beybringe, und sie, um das Buch nicht zu übertheuern, mit Vorsatz weggelassen habe; allein da es ihm doch auch darum zu thun war, dass andere Schullehrer dieses Rechenbuch ebenfalls als ein nützliches Schulbuch gebrauchen möchten; so hätte es sich wohl der Mühe verlohnt, sie kürzlich mit zu berühren; denn es ist, leider! nur zu sehr bekannt, dass es oft den Stadt- und Landschullehrern selbst an nöthiger wissenschaftlichen Kenntniss in der Rechenkunst mangelt. In der Geometrie hat der Vf. bloss Erklärungen, und die Lehrsätze ohne alle Beweise gegeben, und alsdann hieraus diejenigen Regeln abgeleitet, welche zur Berechnung des Inhalts der Flächen und Körper in Ausübung gebracht werden müssen.

R. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 OCTOBER, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Kiel, in der akadem. Buchhandl.: *Joh. Christ. Fabricii Resultate naturhistorischer Vorlesungen.* 1804 XX u. 428 S. 8. (2 Thlr.)

Rec. glaubte sich zu grossen Erwartungen berechtiget, als er die Resultate der Vorlesungen eines Mannes angekündigt fand, welcher, Schüler und Freund Linné's, durch naturhistorische Werke von classischem Werthe berühmt, und durch ein dreyssigjähriges Lehramt in diesem Fache bewährt (s. Einleitung S. VIII), einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Naturforschern behauptet. Rec. nahm daher dieses Werk mit ungemeiner Begierde zur Hand, muss aber leider bekennen, dass er sich getäuscht fand. Dabey lag freylich die Schuld zum Theile wenigstens an Rec., und nach folgender Erklärung mag jeder andere Naturforscher von selbst seine Erwartungen herabspannen. Der Vf. sagt nämlich in der Einleitung: er habe, selbst in der linnéischen Schule erzogen, in den ersten Jahren seiner Vorlesungen, seine Schüler mehr mit dem Systeme bekannt gemacht, sey aber dadurch den Meisten zu trocken und langweilig geworden, und habe sich desshalb nach und nach mehr über die allgemeinen Einrichtungen in der Natur und über die besondern Eigenschaften der natürlichen Körper verbreitet, ohne jedoch die systematische Kenntniss ganz aus den Augen zu verlieren. Die Vorreden zu den Classen des linnéischen Systems seyen dabey zum Grunde gelegt, jährlich aber, nach wiederholter Ueberlegung, vermehrt, oder nach neuen Erfahrungen und Beobachtungen verändert, und jetzt, vor der Uebergebung zum Drucke, durch die Beobachtung der neuesten Zeit und die letzte Bearbeitung noch verbessert. Der Vf. hoffte seine akademische Laufbahn noch in demselben Jahre 1804 zu endigen, und übergiebt diese Resultate seinen Zuhörern zur Rückerinnerung und zum Leitfaden. Aber selbst nach dieser Erklärung bleiben noch Ansprüche an einen solchen Verfasser und sein Werk zu machen, welche der Vf. nicht durchgehends befriediget hat. Man merkt es zu sehr dem Ganzen an, wie es entstand, wie zu dem Längstbestandenen das Neuere und Neueste hinzugelesen ist, wodurch folglich Mangel an Harmonie des Ganzen, und gleichsam nur ein gebessertes Gebäude entstand, an welchem hin und wieder noch ein Balken hält, welcher dem Bauherrn allenfalls tauglich schien, oder ein Schnitzwerk noch sitzt, welches denselben wegen langer Bekanntschaft noch zu freundlich anspricht. Daher finden sich noch ungeläuterte Theorien, Spuren von Zufälligkeit der Bearbeitung, Nachlässigkeiten des Styls, auch sogar Mangel an strenger Ordnung und Wahl der Thatsachen. Auch hat der Vf. bey weitem nicht alles Neue und anerkannt Gute und Wahre benutzt, sondern ist oft unverzeihlich weit zurückgeblieben. Als Vorlesungen sollte das Gesagte zugleich ästhetische Vorzüge haben, auch sind jedem Abschnitte Mottos aus ältern und neueren Dichtern in verschiedenen Sprachen vorgesetzt; aber der Vf. schreibt, ungeachtet der sichtbaren Bemühung, doch nicht schön, ja nicht einmal immer rein.

Die Einleitung ist zunächst an des Vfs. Zuhörer gerichtet, und beginnt höchst feyerlich: „Gott, allmächtig, allweise, ewig und unveränderlich, habe auch ich staunend vor mir vorüber gehen sehen." — Man möchte fragen, wer von beiden gestaunt habe? — Nachher giebt der Vf. seine Wünsche in Hinsicht des Nutzens der Resultate für seine Zuhörer zu erkennen, ermahnt dieselben ganz pastoralisch und wohlmeinend, und nimmt Abschied. Wenn er S. IX sagt, er habe sich bemühet, die *eigentlichen* Herzen mit der Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu erfüllen, so muss man billig erinnern, dass diese moralische Transfusion doch wohl nur für das *uneigentliche* Herz denkbar sey. Der erste Abschnitt enthält Gedanken über die *Entstehung* der Geschöpfe. Declamatorisch, hypothetisch, von wenig Werth. Die Langsamkeit der Naturbegebenheiten unterscheide sie vom Wunder. Selbst bey der heftigsten, dem feuerspeyenden Berge, habe die Natur vielleicht Jahrtausende daran gearbeitet, den Schwefel und das Eisen dazu zuzubereiten; wenn Christus aber zum Gichtbrüchigen sage: stehe auf u. s. w., so sey diess die geschwinde heftige Wirkung des Wunders. Die Welt verschönere sich immer mehr, denn vor der sogenannten Sündfluth seyen wohl weit weniger Geschöpfe gewesen, die doch so vieles zur Schönheit des Ganzen beytragen, und die Menschen selbst verschönern, ja ihre Wohnplätze und die Producte aller Art immer mehr. Ein Tag der mosaischen Schöpfungsgeschichte bestehe aus Jahrtausenden. Aus den leblosen Mineralkörpern seyen nach und nach Gewächse, und aus diesen in einer langen Reihe von Jahren die Thiere entstanden Auch noch jetzt entstehen neue Thiere; und die Theile derselben modeln sich nach den Bedürfnissen; daher ist der Vf. geneigt, anzunehmen, dass die jetzigen wiederkäuenden Thiere, welche aus Hunger genöthigt, wenig nahrhaftes und zugleich so kaltes unverdauliches Gras fressen mussten, aus einem gewöhnlichen Magen nach und nach von der Natur die grossen vier Mägen erhielten, um die gehörige Menge zu sich nehmen zu können; diese Structur gründe sich also auf Noth! Man kann von dem Traume des Vfs.

dasselbe behaupten. Die Buckel der Kamele seyen blofs vom Drucke der ihnen aufgebürdeten Lasten entstanden u. drgl. mehr, wem es Vergnügen macht. Linnés Rinden- und Mark-System vertheidiget der Vf. wiederholt, hat also Medicus Einwürfe gar nicht beherziget. S. 35 heifst es: „Wüfsten wir die Nahrung des Goldes, so würden wir es vielleicht, wenn ich es so nennen darf, füttern können." Aber für die Goldmacher kommt ein schlechter Trost hintennach. „Der Wachsthum des Goldes fodert indessen vielleicht mehr Zeit, mehrere Umstände, als wir darauf zu wenden im Stande sind." Im folgenden Abschnitte, von der *Vermehrung*, findet Rec. auch nur sehr alltägliche Dinge, alltäglich vorgetragen, mit nichtssagenden Behauptungen durchwebt. Der Honigthau soll nach dem Vf., z. B. sehr viel Ähnlichkeit mit den Nachtschweifsen der Schwindsüchtigen haben ?? Die Raubthiere vermehren sich defshalb nicht sonderlich, weil ein Wolf den anderen, ein Hecht den andern u. f. w. fresse. Der Mensch habe an den kleinsten Thieren die ihm von der Natur bestimmten Zuchtmeister; ansteckende Krankheiten, Blattern, Pest, Ruhr u. f. w., so wie bey den Thieren Viehseuche und Hundswuth, schreibt der Vf. den Milben zu, die auch nach *advenant* in die Blutmasse zurücklaufen, auf die edlen Theile fallen, und dort ihren Spuk treiben sollen! Bey den venerischen Krankheiten und bey der Hundswuth scheinen es Wassermilben zu seyn, da sie sich nur durch *contactum humidum* verbreiten. Queckfilber heile *alle* diese Krankheiten, weil es die Milben tödte u. f. w. Darüber wird auf 8 Seiten ein elendes Gewäfch getrieben. S. 58 wird bey Gelegenheit der linnéischen Zeugungstheorie ein sehr unlogischer Unterschied gemacht zwischen *markigen* und *körperlichen* Theilen; ist denn dem Vf. Mark nichts körperliches? und wie pafst das zu einer feiten Ordnung im Denken und zu den deutlichen Begriffen, welche in der Einleitung so sehr empfohlen werden ?? Die gemachten Anwendungen der linnéischen Rinden- und Mark-Hypothese sind äufserst hinkend. Die Thiere die gar kein Geschlecht haben, und sich daher auch nicht fortpflanzen können, wie Bienen, Ameisen u. a. sollen die völlige Bildung der weiblichen Thiere haben?? Hat sie der Vf. genau untersucht, oder ihnen blofs ins Maul geguckt? — Wie man doch einseitig werden kann! Sogar bey den Fischen will der Vf. ordentliche *Characteres naturales* nach der Beschreibung aller Theile des Mundes ausgearbeitet wiffen, damit das System seine gehörige Vollkommenheit erreiche, und mit den übrigen des Thierreichs wetteifern könne?? Wenn der Vf. vermuthet, dafs die Bienen und Ameisen dadurch ihre Schwestern geschlechtslos machen, dafs sie dieselben in enge Zellen sperren, oder ihnen eine besondere Art der Nahrung geben, so ist das leicht gesagt, aber schwer, oder wohl geradezu unmöglich zu beweisen. S. 75, in dem Abschnitte von der *Erhaltung*, ist von *vierfüfsigen* Thieren die Rede (aus dem Zusammenhange sieht man, dafs es Säugthiere sind), späterhin S. 158 heifst es: *alle* Säugthiere haben *wirklich* vier Füfse, wenn sie dieselben auch nicht zum Gehen anwenden wollen oder können; der Wallfisch wird namentlich angeführt. Rec. möchte diesem nun gerade nicht *wirkliche* Füfse beylegen, obgleich das in einen unwirklichen fischähnlichen Schwanz zusammengezogene Rudiment davon da ist; aber was er hier eigentlich zu tadeln findet, ist, dafs der Vf., als Linnés Schüler, dessen Benennung Säugethiere rechtfertiget, und doch oben S. 75 dieselben mit dem Claffen-Namen *vierfüfsige Thiere*, belegt, eine Inconsequenz, welche im Lehrvortrage für Anfänger am wenigsten zu dulden ist. Eben so heifst es S. 211 vom *rete malpighii Schleimgewebe*, und S. 121 gar *Spinngewebe*. Unsere eigentliche natürliche Nahrung sollen insonderheit die Früchte der Palmen, die Datteln und Kokusnüsse seyn, wie unsere ganz zum Klettern eingerichteten(??) lang gestreckten Finger, der abgesonderte Daumen und die Structur unserer Verdauungswerkzeuge zeigen!! Die Fleischnahrung soll durch Kälte des Klimas verdaulich geworden seyn; in dem wärmeren soll sie unverdaulicher seyn, wefshalb Gewürze und hitzige Getränke dort gebräuchlich. Es scheint dem Vf. beynahe wahrscheinlich, dafs alle Thiere zu überwintern im Stande seyn dürften (welch Undeutsch?). Die isländischen Schafe kommen nie unter Dach, sondern liegen den ganzen Winter unter dem Schnee begraben; auch haben wir mehrere Exempel von Menschen, die durch Lawinen verschüttet, nach mehreren Monaten unbeschädiget wieder hervorgekommen sind, welches doch bey beiden eine Art des Überwinterns anzeigt. Das wird ja wohl Niemand leugnen, dafs alle Bewohner kalter Gegenden überwintern! Aber wie kann man das in Vergleichung bringen mit dem Erstarren der Thiere beym Winterschlafe, denn davon kann doch hier nur die Rede seyn; der Vf. sagt ja selbst S. 86, es gründe sich auf den gänzlichen Mangel an Nahrung, und S. 87, dafs die Thiere ohne Nahrung und Bewegung liegen. S. 88 wird das Mährchen aufgetischt, dafs der Bär im Winter an feinen Tatzen sauge, und zwar um die Theile des Schlundes und der Luftröhre biegsam und weich zu erhalten! — Man darf kaum seinen Augen trauen! — S. 89 heifst es von den Fledermäusen, es höre bey ihnen *aller* Umlauf der Säfte auf, und drey Zeilen weiter noch einmal, aller Umlauf scheine gänzlich aufzuhören; (dergleichen Wiederholungen kommen mehr als einmal vor, z. B. S. 114 und 289 von der Auswahl des Wassers bey den Fischen. S. 8, 120 und 395 von Bildung der Kalkspathkrystalle durch Hülfe der Salze, welches, beyläufig gesagt, eine längst verworfene falsche Behauptung ist.) Die darauf folgende Erklärung ist auch nicht minder erbaulich. Der überall eingestreuete, oft ans Kindische grenzende teleologische Unfug ist unerträglich. Die Beutel der Moschus- und Zibeth-Thiere sollen im Sommer der heifsen Erdstriche, eben den Nutzen haben, wie beym Dachse und Biber im Winter, weil die Natur dort eben so unwirksam und erstorben sey, als hier. Den Thieren welche des Nachts wirksam (ein unpassender Ausdruck) seyen, habe die Natur die erweiterte Pupille der Augen gegeben, in der grofsen Finsternifs seyen sie indessen doch unwirksam! wie unverständlich! im Dunkeln haben ja alle Thiere erweiterte Pupillen. S. 97 lernen wir, dafs durch Langeweile das Nervensystem eine gar zu grofse Lebhaftigkeit erhalte! — Sinne ahnet der Vf. sogar bey den Gewächsen; ja er übertreibt seine Ahnungen so weit, dafs er sagt: Ich weifs selbst nicht recht, ob ich den Magnetismus oder das Anziehen des Eisens durch den Ma-

gnet, sowie das Drehen desselben gegen Norden, hieher rechnen darf. Was der Vf. über die Sinne weiter sagt, ist zum Theil falsch, zum Theil sehr willkührlich angenommen und keineswegs bewiesen. Wenn von den Werkzeugen des Gesichts und Gehörs behauptet wird, „sie haben nur einen einzigen, aber starken und festen Nerven, der sich unmittelbar ins Gehirn öffnet," so ist diess grundfalsch; der Vf. mag sich wohl nicht träumen lassen, welche wichtige Rolle die Ciliarnerven und die Fäden des Antlitznerven beym Sehen und Hören spielen. „Die unteren Sinne" — dahin gehören Geruch, Geschmack, Gefühl — „dauern am längsten, unsere Alten schmecken noch, wenn schon Sehen und Hören völlig aufgehört haben. Auch bey den Verirrungen des Verstandes bleiben diese." Eben so gut wird sich auch von vielen Alten behaupten lassen, sie sehen und hören noch gut, wenn Geruch und Geschmack schon aufgehört haben; auch wird ein Wahnsinniger eben so leicht in einer Rebhuhnpastete Aloe zu schmecken, als im Flötenspiele Kindergequarre zu hören glauben. Dass bey den Pflanzen der Geschmack in den Nerven (??) der Wurzeln, der Geruch in den Nerven der Spiralgefässe liege, die zum Umlaufe der Luft dienen, sind eitle Träumereyen, die sich aus dem einzig angeführten Grunde, weil sie eine Auswahl der zu ihrer Nahrung anzuwendenden Theile treffen, und von einer schlechten eingeschlossenen Luft leiden, wahrlich nicht documentiren lassen. S. 128 wird bey den Pflanzen auch Gefühl geahnet, und die duftende Rose soll beym Brechen Schmerzen empfinden! Von den Fischen glaubt der Vf., sie riechen durch die Kiefern, und zeigt späterhin S. 282 noch deutlicher seine Unkunde, da er behauptet, „von der Nase oder dem eigentlich abgesonderten Organ des Geruchs finden wir bey den Fischen keine Spur."' Wenn man auch nicht verlangen wollte, dass er Scarpas classisches Werk über Gehör- und Geruchsorgane kenne, so sollte er doch Collins und Cuvier zu Rathe gezogen haben (denn die pariser Naturforscher sind ja noch beynahe die einzigen, woher er neuere Entdeckungen zu kennen scheint). Der Vf. meint, nur eine lange Gewohnheit habe den Fingerspitzen in Ansehung des Gefühls den Vorzug gegeben; aber es ist ja ein deutlich concentrirter Apparat von Nervenwärzchen an diesen Theilen. S. 117 hält der Vf. die Fühlhörner der Insecten für das eigentliche Organ des Gehörs. S. 118 heisst es, er sehe sie als Organ des Gehörs an; wahrscheinlich nur ein Schreibfehler. In dem Abschnitte vom *System* behauptet der Vf., dass das System *das erste und wichtigste Stück* der ganzen Naturgeschichte sey; diess ist nur in sehr einseitiger Beziehung wahr. „Die *Conservae* und *Byssi* des *Linné* haben viele Eigenschaften des Thierreichs. Sie haben insonderheit den *des Thierreichs* auszeichnenden alcalinischen Geruch, und könnten vielleicht mit der Zeit ins Thierreich übergehen. — (Jenes gehört wohl, wie *Öffnung dessen* S. 88 u. 92 und wie die Zeilen 18—23 S. 93 zu der Anzahl von Schreib- und Druck-Fehlern, welche das Werk eben so sehr entstellen, als die Ungleichheit der Eigennamen, welche bald mit lateinischen Lettern bald mit deutschen, wie *Carabi* und *Cicindelä* S. 43 *Harväus*, dahingegen doch des *Fabricii ab Aquapendente* S. 54 lateinisch und auf dem Titel *Fabricii* deutsch, vorkommen. Dahingegen scheint *der Rückenmark*, welches öfter vorkommt, Sprachfehler; sowie auch *unfühlbare Sinne* S. 122 *unrichtiger Boden* S. 39 und 80 u. dgl.) Hätte sich doch der Vf. nicht immer mit dunkeln Gefühlen und Vermuthungen eingewiegt, worüber der Wirklichkeit nur Abbruch geschehen ist! — Hier wäre eigentlich der Ort gewesen, von den Systemen der neueren Naturforscher zu sprechen, dieselben zu würdigen, ihre Mängel aufzudecken und aus einer sorgfältigen Kritik bessere Grundsätze hervorgehen zu lassen; aber der Vf. begnügt sich nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen und mit Anempfehlung einer genaueren Beobachtung und Vergleichung der Theile des Mundes, woraus er für alle Thierclassen die nämliche Festigkeit, als bey dem Insectensysteme, hofft. Der Vf. geht dann in besonderen Abschnitten die einzelnen Thierclassen, darauf das Gewächs- und endlich das Mineral-Reich durch; dem Menschen ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Es ist Rec. unmöglich, die traurige Pflicht des Anklägers im bisherigen Masse noch weiter fortzusetzen; er muss aber gestehen, dass diese Abschnitte nicht weniger, ja sogar noch mehr Mängel haben, als die vorigen, und wünschte sehr, der Vf. hätte seine Laufbahn *nicht so* beendiget. Wenn man einmal nicht Lust oder Kraft genug fühlt mit dem Zeitalter — insofern es bleibenden, allgemein anerkannten Gewinn darbeut — fortzuschreiten: so lasse man sich auch den Kitzel vergehen, sich noch öffentlich geltend machen zu wollen. B. F.

FRANKFURT a. M., b. Herrmann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen.* Herausgegeben von *Carl Cäsar Leonhard*, Landcassen- und Steuerdirectionsassessor zu Hanau. Erster Jahrgang. 1807. Mit Kupfern und Karten. 392 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dass eine möglichst vollständige Darstellung alles dessen, was im Gebiete der Mineralogie in dem Zeitraume eines Jahres geleistet worden, für diese Wissenschaft jetzt um so dringenderes Bedürfniss ist, je mehr sich die Beobachtungen häufen und zerstreuen, ist wohl keine Frage. Laut der Vorrede soll das vorliegende Taschenbuch ein dergleichen Repertorium liefern; allein man sieht bald, dass der Herausgeber sich nicht streng an diesen Zweck band, sondern mit seiner Übersicht des periodischen Fortschreitens der Wissenschaft zugleich ein Magazin mineralogischer Abhandlungen vereinigt, die den grössten Theil des Taschenbuchs anfüllen. Doch nehmen wir es bey einem Werke so gemischten Inhalts nicht streng mit der Form, wenn nur der Gehalt der Materialien, die es liefert, nicht ohne Bedeutung ist.

Der *erste Theil* dieses Jahrgangs enthält folgende Abhandlungen: 1) *Über einige durch Grauwacke versteinerte Schlangen* vom Bergsecretair *Stift* zu Dillenburg (mit einem Kupfer). 2) *Über einige noch wenig bekannte Trappgebirgsarten aus dem Dillenburgischen* (nicht sehr befriedigend) 3. *Die Quecksilberbergwerke auf dem linken Rheinufer vom Herausgeb.* (ein ziemlich weit-

läufiger Auffatz; weniger nach eignen Beobachtungen, als nach *Beurard* und andern franzöfifchen Schriftstellern; man erhält auch daraus keine ganz beftimmte geognoftifche Überficht der dortigen Gebirge und Erzlagerftätte. *Beyers* hieher gehörige Nachrichten in den Beyträgen zur Bergbaukunde fcheinen dem Herausg. unbekannt gewefen zu feyn.) 4) *Das Maynthal zwifchen Hanau und Frankfurt* als Beytrag zu einer künftigen mineralogifchen Topographie der Wetterau, ebenfalls vom *Herausgeber* (mit einer kleinen petrographifchen Charte). Die Fortsetzung folgt; bis jetzt mufs man fich noch mehr an die Schilderung reizender Gegenden und Ausfichten halten, als an Notizen von geognoftifchem Werth. 5) *Über den zu Bieber im Hanauifchen einbrechenden Kobaltvitriol und das ihn begleitende Arfenikoxyd*, vom D. *Kopp* in Hanau. Das Vorkommen jenes erften fo feltnen Foffils ist alfo nun wenigstens nicht mehr problematifch; fo wie wir im zweyten ein reines, vom Pharmacolith verfchiedenes, Arfenikoxyd kennen lernen. 6) *Kurze* (unbedeutende) *mineralogifche Bemerkungen* vom Bergr. *Voigt* (über den Polirfchiefer vom Habichtswalde; den Holzftein aus den älteften Flötzgebirgen; den Meerfchaum und die Grobkohle). 7) *Mineralogifche Befchreibung des Seebergs bey Gotha*, vom Legat. Rath *von Hoff* (mit einer kleinen Charte): ein intereffanter Beytrag zur Kenntnifs der dortigen Kalk-, Sandftein- und Gipsformation. 8) *Mineralogifche Bemerkungen über die Umgebungen Carlsbads* vom Legat. Rath *von Struve*. Wem die Bemerkungen von *Buchs* und *Röfslers* bekannt find, der wird in diefem Auffatze wenig Neues finden. 9) *Die Mineralienfammlungen in Paris*, befchrieben von D. *Schneider* in Hof; die ungemein intereffanten Notizen, die man hier nur erft vorläufig erhält, machen uns nach dem Detail, das uns Hr. D. Schneider noch ferner zu geben verfpricht, fehr begierig.

Der *Zweyte Theil* begreift das, was man nach der Vorrede ausfchliefslich erwarten konnte, eine *Überficht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie*, von der Zeit der Herausgabe der in diefen Blättern 1807 Nr. 63 bereits angezeigten fyftemat. tabellar. Überficht der Mineralkörper an, bis zum Ende des Jahres 1806. Man findet hier: 1) *äuſsere Befchreibung und kurze oryktognoftifche Notizen* von theils neuerlich erft bekannt gewordenen Foffilien (z. B. Alalit, Datolith u. f. f.) theils Ergänzungen zu den Befchreibungen bisher bekannter Foffilien (z. B. Kokkelit, Magnetkies u. f. f.) Diefe Notizen, fo wie einige *neuere Beftimmungen der Eigenfchwere* verfchiedener Mineralien find eben fo gut als Nachtrag zu den vorgenannten Leonhard-, Kapp- und Merzifchen Tabellen, wie ein Repertorium der im Jahre 1806 erhaltenen Bereicherungen diefer Wiffenfchaft zu betrachten. 2) *Überficht der neuern Analyfen mineralogifcher Körper* (ebenfalls ein Ergänzungsblatt zu den Tabellen). 3) *Mifcellen;* einzelne mehr oder weniger bekannte mineralogifche Notizen, die keinen Auszug geftatten. 4) *Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Belohnungen.* 5) *Nekrolog* ohne Biographieen). 6) *Überficht der neuen Literatur von* 1805 *und* 1806, (zum Theil mit kurzen Kritiken und Inhaltsanzeigen; jedoch bey weitem nicht fo ausführlich, zweckmäfsig und vollftändig, wie in den *von Mollfchen* Zeitfchriften). 7) *Die Correfpondenz* enthält befonders fchätzbare oryktognoftifche und geognoftifche Nachrichten vom D. *Schneider* (z. B. über die Gipsformation von Montmartre, über dem Schwimmftein u. f. f.); von dem fchweizerifchen Geognoften Efcher, ferner von Selb und Brunner.

Ein *Regifter* befchliefst fodann das Werk, dem wir eine detto längere Fortfetzung wünfchen, je forgfältiger die Wahl der in dem erften Abfchnitte aufzunehmenden Abhandlungen feyn wird. —n.

Wien, b Doll: *Mineralogifches Handlexicon* oder *alphabetifche Aufftellung und Befchreibung aller bisher bekannten Foffilien, nach ihrer alten und neuen Nomenklatur und Charakteriftik, ihrem geognoftifchen Vorkommen und ökonomifch-technifchen Gebrauche, fammt der in die Ordnung des Alphabets eingefchalteten Erklärung der zur Charakteriftik gehörigen Kunftwörter.* Anfängern, Liebhabern und Sammlern zum bequemen Gebrauche aus den beften und neueften Schriften zufammengetragen vom Prof. *Jof. Red. Zappe.* 1804. 584 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Die meiften mineralogifchen Handbücher find zwar mit Regiftern verfehen, worin das alles auch zu finden ift, was man hier antrifft. Indeffen würde ein folches Auffuchen fehr mühfam feyn, da man nicht in allen mineralogifchen Schriften einerley Benennungen findet, und nicht alle Foffilien von Allen aufgeführt find. Diefs findet man aber hier, und defshalb wird diefes Handlexikon gewifs jedem Freunde der Wiffenfchaft willkommen und brauchbar feyn. Auch findet man die äufseren Kennzeichen der Foffilien, mehrere auf die Mineralogie Bezug habende bergmännifche Kunftwörter, die Namen der Verfteinerungen, alle veralteten, provinciellen und falfchen Benennungen, in alphabetifcher Ordnung mit aufgeführt, wodurch das Lefen der älteren Schriften fehr erleichtert, und die Nomenklatur berichtigt wird. Nur felten ftöfst man auf eine Unrichtigkeit. So verftand man z. B. unter der Benennung Hornfchiefer, nicht unferen jetzigen Kiefelfchiefer, fondern das Foffil, welches in der Folge den Namen Porphyrfchiefer erhielt, nachher aber Klingftein, Klingftein-Porphyr, und von Eftner Bafaltporphyr benennt wurde. Die Gattungsnamen find nach den Karftenfchen Tabellen in alphabetifcher Ordnung aufgeftellt, unter ihnen folgen die gewöhnlichen deutfchen Trivialnamen, und auf diefe die lateinifchen und franzöfifchen Benennungen. Die Arten werden gleich unter den Gattungen mit aufgeführt, ohne dafs Rückficht auf ihre Anfangsbuchftaben genommen worden wäre. Von Foffilien, die nach der Herausgabe diefes Werks erft entdeckt oder bekannt geworden find, als z. B. Datolith, Anhydrit, Kammelftein etc. wird man darin natürlicherweife keine Auskunft fuchen. Da aber folche fich häufen: fo wird bald ein Supplementband, wo nicht eine neue Ausgabe davon, nöthig werden.

B—t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1807.

ÖKONOMIE.

Lemgo, b. Meyer: *Anleitung zur regelmäſsigen Behandlung der Holzungen und Bewirkung eines hohen nachhaltigen Ertrags für Landleute und andere Gutsbesitzer*, von *Georg Ferdinand Führer*, fürstl. lippischem Kammerrath. 1804. 96 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der Forstmann darf in dieser Schrift nichts Neues suchen, denn sie enthält nur das Bekannte, worauf der Vf. manche Regierungen aufmerksam machen, und wodurch er die groſse Volksclasse über ihre eigenen Vortheile belehren wollte. Dieſs betrifft die natürliche und künstliche Anzucht der Eichen, Rothbuchen, Hainebuchen, Erlen, Birken, Eschen, deutschen Ahornen, Ulmen, Pappeln, Weiden, Kiefern, Rothtannen und Lerchenbäume, dann einige Bemerkungen über den Schluſs, die Heegung (Hainung), die Mast, das Laub- oder Streusammeln, das Lese- oder Urholz, das Stockroden, die gemengten Holzbestände und das Binden der Sandschollen. Der Vf. folgte bey der Holzzucht fast durchgehends *Hartigs* Grundsätzen, und seine Lehren verdienen gröſstentheils die volle Beherzigung des Publicums, für welche sie geschrieben sind. Wir fürchten aber, daſs sie für einen groſsen Theil desselben nicht populär genug verfaſst sind. Über das Einzelne erlauben wir uns folgendes zu bemerken: S. 1. Bey der Eiche, als *deutschem* Forstbaum, verdienen die inländischen unbrauchbaren Galläpfel *diese* Erwähnung nicht. S. 2. §. 2 hätte bemerkt werden sollen, daſs die Eicheln der Sommereiche (*Q. ped. Chr.*) zum Brodbacken vorzüglich brauchbar sind. S. 4. §. 5. 6 hätte das Abklopfen der Eicheln nicht angerathen werden sollen, ohne dabey die nöthigen Vorsichtsregeln anzugeben. S. 4. 5. §. 7 fehlt eine brauchbare Aufbewahrungsmethode der Eicheln. Die beste findet man in *Hartigs* Holzzucht, IV Auflage 1804. S. 98 folg. Wer aber die Eicheln schon im Herbst aussäen kann, der thue es ja, und hebe nur dann die Eicheln über Winters auf, wenn er dazu unabänderlich gezwungen wird. S. 5. §. 8 und in der Folge kommt der Provincialismus: *Torf* anstatt *Rasen* oder *Wasen* vor, welches leicht zu Miſsverständnissen Anlaſs geben kann. S. 6. §. 8. Rec. räth, dem Graben auf der inneren Seite eine *Berme* zu geben, d. i. den Erdwall einen halben auch einen Schuh von der *inneren* Seite des Grabens entfernt, aufzusetzen. Dadurch wird, wie bey den aus Erde verfertigten Festungswerken, verhindert, daſs der Wall, wenn er zusammensinkt oder einfällt, den Graben nicht so leicht ausfüllen kann. Ebendaselbst ist die Auswahl des Bodens zu Eichelsorten nicht ganz richtig und deutlich bestimmt. §. 9 verlangt der Vf. zu einem Eichelgarten einen Boden von guter *Wald-* oder *Dammerde*. Der Ausdruck *Walderde*, ist zu unbestimmt und *Dammerde*, (*humus*) braucht in einem Eichelcamp nicht mehr vorhanden zu seyn, als man in den besseren Forstorten gewöhnlich findet. S. 8 will der Vf. die Eichenpflänzlinge erst dann versetzen, wenn sie am Stammende $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll im Durchmesser stark sind. Die Befolgung dieser Regel würde im Allgemeinen schädlich seyn. Bey einer solchen Stärke der Pflänzlinge ist der Wurzelbau schon so ausgebreitet, daſs er beym Herausnehmen aus der Pflanzschule äusserst beschädigt wird. Verhältniſsmäſsig muſs man alsdann auch die Krone verschneiden, und solche verstümmelte Eichenbäume wachsen meistens kümmerlich auf. Man verpflanze so frühe als möglich. Die Pflanzung auf Angern, welche ununterbrochen behutet werden, an Landstraſsen u. s. w. machen davon freylich Ausnahmen. S. 9. f. Die Nordseite des Pflänzlings mit einer Verwundung der oberen Rindenhaut zu bezeichnen, ist Niemanden, am wenigsten Bauern zu rathen. Man nehme Röthel, Kreide u. dgl. S. 11 h) wird verlangt, starke Aufwürfe (Hügel) um die Eichenpflänzlinge zu machen, und in diese Dornen zu legen. Ersteres würde bey groſsen Pflanzungen zu kostspielig seyn; auch schadet es dem Stamme, wenn er tiefer in die Erde kommt, als die *eigentliche* Wurzel sich erstreckt. Letzteres ist nur nöthig, wenn der Ort nicht gehegt werden kann. S. 13 m) wenn man in einem Boden, der bloſs zur Winterszeit sumpfig und naſs ist, Eichen pflanzen will: so soll man im Herbst 4 Fuſs weite und $2\frac{1}{2}$ Fuſs hohe Hügel aufwerfen, und im Frühjahr auf diese Hügel die Heister pflanzen. Zum Abzug der Feuchtigkeit soll man aber auf beiden Seiten der Hügel Gruben machen. — Diese kostspielige Methode taugt nichts. Wohlfeiler und sicherer ist es im Allgemeinen, tüchtige Abzugsgräben zu machen; und kann man dieſs nicht, so pflanze man nach dem Grade der Näſse des Bodens und seiner sonstigen Beschaffenheit, Eschen, Erlen u. dgl. schickliche Holzarten an. S. 14. §. 11 scheint es, als wenn der Vf. die Anwendung des rothbuchenen Holzes zu bauen unter der Erde und im Wasser, zu den Nebennutzungen rechnet. S. 15. §. 12. Was ist *teltichter* Boden? S. 18 wird angerathen die Dunkelschläge mit Vieh zu betreiben, damit die lockere und trockene Oberfläche festgetreten werde, und kein schädliches Unter-

wund gemacht werden muss, da sind das *Kurzhacken*, das *Rinnenhacken* und das *Eggen*, über welche der Vf. beynahe gar nichts sagt, wohl meistens die besten Mittel.

v. G.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. *Frankfurt* u. *Leipzig*, in Commission b. Bruder: *Etwas über das Forstwesen, nur für Stadt- und Landschulen*, von (dem) *Freyherrn v. Böcklin zu Rust*, verschiedener Akademieen und gelehrter Gesellschaften Mitgliede u. s. w. 1806. 176 S. 8. (16 Gr.) Diese Schrift ist in Fragen und Antworten abgefasst und enthält I.) *Vorbegriffe*: a) von den Gesetzen überhaupt, b) vom natürlichen Bestreben nach Glückseligkeit, als dem Ursprunge der Staaten, c) von der allgemeinen Wohlfahrt und Oberaufsicht, als dem Mittel, sie zu erreichen, d) von den Befugnissen der obersten Gewalt und den bürgerlichen Gesetzen, e) von dem daraus fliessenden Forsthoheitsrechte überhaupt, wie auch dem Forstpolizey- und dem Forstrecht insbesondere, f) von der Nothwendigkeit der Forstvermessungen und Abschätzung der Waldreviere, g) von den übrigen Gegenständen, die aus dem Forstregal fliessen, h) von den vormaligen und jetzigen Wäldern in Deutschland. Dann folgt II. A) Physischer Theil in 2 *Kapiteln* und 8 *Artikeln*. III. B) Moralischer Theil auch in 2 *Kapiteln* und 6 *Artikeln*. Rec. ist zwar in der Hauptidee, dass es rathsam sey, das Volk über die Nothwendigkeit einer angemessenen Holzcultur aufzuklären und dessen Vorurtheile zu berichtigen, mit dem Vf. einverstanden; ob aber solches durch die vorliegende Schrift bewirkt werden wird, daran zweifelt er deswegen, weil unbedingt alle Volksschriften nur *zunächst* auf ihren Zweck bearbeitet werden, und durchaus nichts enthalten müssen, was nicht dahin gehört.

Hγμ.

Leipzig, b. Seeger: *Monatliche Übersicht der Forst- und Jagd-Wirthschaft*, nach welcher die Cultur-Benutzungs- und Unterhaltungs-Geschäfte der Zeit nach verrichtet werden sollen. Herausgegeben von *Friedrich Gottlob Leonhardi*, ord. Prof. der Ökonomie zu Leipzig. Mit einer Vorrede und einer Einleitung, welche letztere sich auf die Gegenstände des Forst- und Jagdwesens erstreckt und beynahe die Hälfte der ganzen Schrift ausfüllt. 1806. 70 und 174 S. 8. (18 Gr.) Der praktische Forstmann findet hier nichts neues. Mit der Meinung des Vfs. in der Einleitung S. 59: dass in den Privatforsten (Waldungen) die plauter Hauung beybehalten werden müsse, ist Rec. auf keine Weise einverstanden. Diese Hauung ist durchaus schädlich und darf unter keinen Umständen geduldet werden. — Ferner: mit welchen Gründen will der Vf. seine Meinung S. 58. „dass bey Fichten und Lerchenbäumen nur allein der kahle Abtrieb gebräuchlich und nützlich sey?“ begründen? Rec. hätte gewünscht, des Vfs. Meinung hierüber ausführlich dargestellt zu lesen.

Hγμ.

Freyberg, b. Cratz und Gerlach: *Einige Bemerkungen über die mehrere Abnahme der deutschen Forsten und deren pflegliche Unterhaltung*. Von *Constantin Selma Contius*, Notar. publ. u. s. w. 1805. 72 S. 8. (6 Gr.) Ein sehr überflüssiges Product. Das darin Gesagte ist längst bekannt.

Hγμ.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Der Verwalter wie er seyn sollte*, oder *praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft*, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen; mit Beyhülfe einiger praktischen Ökonomen bearbeitet und herausgegeben von dem *Vf. des allgemeinen ökonomischen Rechenbuchs und Hauptrechnungsmanuals*. 1805. XVI u. 512 S. 8. (2 Thlr.) In der Einleitung theilt der Vf. die Hauptgegenstände der Landwirthschaft, von welchen ein Ökonomieverwalter genaue Kenntnisse haben müsse, mit. Dann handelt er im 1 Kap., aber viel zu oberflächlich und zum Theil unrichtig, von guter Kenntniss des Erdbodens, und den Mitteln, wie schlechtes Erdreich zu verbessern sey; im 2 Kap. erschöpfend und mit Sachkenntniss vom Pflügen oder Zurichten der Felder und den breiten und schmalen Ackerbeeten; im 3 Kap. vom natürlichen und gewöhnlichen Dünger, dessen Bestandtheilen, Vermehrung und rechter Zubereitung; im 4 Kap. von den sogenannten vegetabilischen und mineralischen Düngmitteln; im 5 Kap. vom Düngen der Felder selbst; im 6 Kap. vom Saamengetreide. Rec. stimmt hier mit dem Vf. nicht überein, er kann daher auch die Ursache des Brandes in unvollkommenen Saamenkörnern nicht allein suchen; übrigens ist es wohl ausgemacht, dass guter, ganz reifer Saamen zur Verhütung desselben sehr viel und vielleicht das Meiste beyträgt. Im 7 Kap. handelt der Vf. von der Vorsicht bey der Aussaat des Getreides. Im 8 Kap. von Behandlung der Wiesen, dem Heumachen, und Anlegung künstlicher Wiesen. Hier zuerst von den natürlichen, dann von den künstlichen Wiesen. Rec. hat nach seinen angestellten Versuchen ebenfalls für sehr gut gefunden, wenn man z. B. unter zwey berliner Scheffel Luzerne (*medicago sativa*) einige Pfund Wiesenhafer (*avena elatior*) säet. Dass der Vf. aber nicht mehrere Futterkräuter des Anbaues empfohlen hat, wundert uns, da bey einer gut zu führenden Wirthschaft vom hinreichenden guten und verschiedenen Futter fast alles abhängt. Hätte er auch nicht mehrere Futtergewächse selbst beschreiben wollen: so hätte er doch wenigstens die vornehmsten Schriften nennen sollen. Der Werth des Werks würde überhaupt sehr erhöhet worden seyn, wenn der Vf. wenigstens bey Hauptmaterien die besten davon handelnden Schriften angezeigt hätte, durch welche sich dann ein Ökonomieverwalter nach und nach noch mehr ausbilden und Raths erholen könnte. Unter die vorzüglichsten Futterpflanzen rechnet Rec. den Wiesenhafer (*avena elatior*), das gelbe Ruchgras (*anthocanthum odoratum*), den Wiesenschwingel (*Festuca elatior*), das Bruchfuttergras (*Scirpus dichotomus*), den Schaafschwingel (*Festuca ovina*) — ein wahrer Leckerbissen für die Schaafe — das knollige Viehgras (*Poa bulbosa*), das schmalblättrige Viehgras (*Poa angustifolia*), das gemeine grosse Wiesenviehgras (*Poa pratensis*), das rauhe Rispen- oder Wiesenviehgras (*Poa trivialis*), den weissen Steinklee (*Trifolium melilotus alba*) — er ist auch unter dem Namen *schwedischer Klee* bekannt — den kleinen gelben Schotenklee (*Lotus corniculatus*), die Futterwicke (*Vicia sativa*), die welsche Bibernelle (*Poterium sanguisorba*), den knotigen Spergel (*Spergula nodosa*), den Spinat (*Spinacea oleracea*), und die Brennesseln (*Urtica divica*). Der Kälberkropf (*Chaerophyllum silvestre*), welcher häufig in unseren Gärten wächst, ist ebenfalls ein Futterkraut, das empfehlungswürdig ist, und angebauet zu werden verdient. Im 9 Kap. handelt der Vf. von den Ölgewächsen. So gut auch dieses Kap. ausgefallen ist, so sehr hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. noch verschiedener anderer anbauungswürdiger Ölgewächse gedacht hätte. Im 10 Kap. handelt er die Getreidefrüchte, und im 11 Kap. die Hülsenfrüchte ab. 12 Kap. vom Einerndten des Getreides. 13 Kap. von den verschiedenen Kohlarten, die auf dem Felde erbauet werden; 14 Kapitel von den im Felde zu erbauenden Wurzelgewächsen. Im 15 Kap. hat der Vf. die Manufactur- und Handels-Pflanzen bearbeitet, und aus den besten Quellen geschöpft, die er aber hätte anzeigen sollen. Das 16 Kap. umfasst die Rindviehzucht. Zuerst handelt der Vf. vom Nutzen der Stallfütterung. Schade! dass diese wichtige Lehre nicht mit bessern Gründen unterstützt ist. Wenn der Vf. behauptet, dass es für die abgesetzten Kälber sehr nützlich sey, ihnen im ersten Jahre kein grünes, sondern lauter dürres Futter zu geben: so erhellet hieraus, dass er noch keine Kälber und Vieh-Heerde am Harze, in Marsch und Rietländern und verschiedenen anderen Gegenden gesehen hat, gegen welche die übrigens sehr lobenswürdige Stallfütterungswirthschaft gewiss wenig Beyspiele aufzählen kann. Der aufgestellte Grundsatz: gutes und reichliches Futter macht schönes und starkes Vieh, lässt sich auch ganz auf die Nachzucht der Bullen anwenden. Man braucht daher keine schweizer, friesländische, meklenburgische oder englische einzuführen, woraus für eine Heerde von kleiner Race mancherley Nachtheile entstehen können. Die Eigenschaften eines guten Zugochsen sind ganz richtig angegeben. Das Mästen des Rindviehes hingegen ist sehr unvollständig bearbeitet. Vom Mästen der Kälber findet man gar nichts. Das 17 Kap. handelt von der Pferdezucht. Diess hält Rec. für die beste Ausarbeitung. Im 18 Kap. folgt die Eselszucht; im 19 die Schafzucht; im 20 die Ziegenzucht, und im 22 die Federviehzucht. Alle diese Gegenstände sind ziemlich erschöpft, und man stösst nur auf wenige Irrthümer. Das 23 Kap., welches den Schluss macht, handelt von der Bienenzucht. Hier sieht man nur zu deutlich, dass der Vf. wenig praktische Kenntnisse von derselben hat. Die Schriften unseres Bienenvaters, Riem, mag der Vf. wohl nicht immer haben gut verdauen können. Neue ökonomische Entdeckungen sucht man in diesem Werke vergebens. Auf der letzten Seite, vor der Inhaltsanzeige steht: *Ende des ersten Theils*: Wir haben also noch etwas vom Vf. zu erwarten.

Eυτ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 OCTOBER, 1807.

LITURGIK.

Leipzig, b. Barth: *Liturgisches Handbuch* zum Gebrauch für Prediger bey kirchlichen Verrichtungen, von *Friedrich Augustin Philipp Gutbier*, Archidiakonus zu St. Michaelis in Ohrdruff. 1805. XXXVI u. 548 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir haben seit der Zeit, da der Geist der Reform auch auf das Liturgische seine Blicke richtete, viele brauchbare neben manchen verunglückten Versuchen, aber noch sehr wenige Musterarbeiten in diesem Fach erhalten, und letztere müssen auch so lange selten bleiben, als die Liturgik noch einer wissenschaftlichen Bearbeitung entbehrt. Dieser Mangel fester, leitender Principien und sicherer Standpuncte richtiger Beurtheilung aus rein philosophischen Ansichten offenbart sich überall dem Hinblicke auf liturgische Werke. Wie verschieden sind die Gesichtspuncte, aus welchen die Natur des Gebets betrachtet wird! Wie sehr verkennen manche Liturgen den Geist wahrer Andacht! Wie wenig sind sie selbst über das Erfodernifs der Sprache einverstanden! Wie wenig kommt Manchem die Frage in den Sinn: Läfst sich denn auch über alles beten? — Auch der Vf. dieses *liturg. Handbuchs* hat, so wie die Vff. der meisten neuen Landesliturgien, das Höhere nicht geahndet. Er ist ein rüstiger Beter, wie alle, die Alphabete lang zu beten vermögen. Wer ein Ideal von liturgischen Formularen sich bildete, wird sicher nicht ein liturgisches Handbuch von 548 Seiten abfassen. Doch, er darf in die Reihe derer, die ein solches Wagestück versuchten, getrost sich stellen: seine Formulare sind so gut, wie jener ihre: wollte Gott, dafs nur einstweilen in allen Kirchen nach so unanstöfsigen, mitunter recht braven Formularen, gebetet würde! An ihrem Inhalte hat Rec. wenig zu tadeln. Der Vf. besitzt richtige religiöse Ansichten, und befriedigt durch praktische Tendenz. Aber weit weniger befriedigt diefs Handbuch in vielen anderen Hinsichten z. B. in der Wahl der Gegenstände, über welche gebetet wird, der Schicklichkeit mancher Bitten, der Reinheit und Fülle der Ideen, der Bestimmtheit des Ausdrucks, des höheren Schwungs der Sprache, u. f. w. Die Einkleidung der ohnehin meist gemeinen Ideen ist oft matt; will der Vf. sich höher heben, so wird er blumenreich und schwülstig. Seine Redseligkeit ist der Erhebung des Herzens, dessen heilige Gefühle durch einfache, aber kräftig ergreifende Darstellung und Sprache aufgeregt werden sollen, durchaus zuwider. Ein Hauptfehler dieser Formulare vom Anfange bis zum Ende ist daher unerträgliche Länge. Alles wird vor Gott hingeschüttet: redselig wird ihm gesagt, was er alles gethan habe und thun solle. Es ist psychologisch interessant, die Andacht von dem Hinblicke auf das Heilige und Höchste bis zu der Sorge für Waldungen, Gebirge, Berg- und Salzwerke herunter steigen zu sehen, und so das Himmlische mit der gemeinen Betriebsamkeit im Bunde zu finden. Gerade hier bedarf die ältere Einrichtung unserer Gottesverehrungen bessernde Abhülfe. Wo soll es hinaus, wenn, wie in diesem Handbuche, für alles, selbst für die Feldfrüchte, *Seitenlang* gebetet wird? — Ein Verdienst, nach welchem der Vf. sichtbar strebt, ist Vollständigkeit, und er hat es erreicht. Die *erste* Abtheilung enthält auf 126 S. *Intonationen* und *Collecten*. Jener, meist aus biblischen Stellen und meist treffend gewählt, sind 238. Sonderbar zweydeutig beginnt eine Collecte S. 71: „Heiliger Gott, verdammt im Gerichte der Ungerechten, und verfolgt von den Feinden des Guten — liessest du den Freund und Wohlthäter der Menschen einst dulden." Wie sonderbar mag es lauten, wenn der Prediger am Altare singt: S. 114: „Wild heulen die Stürme und schütteln die gefrornen Tropfen und Flocken durch die Luft. Unter den Füfsen knittert der Frost im Schnee und Eise, und die starre Kälte durchdringt unsere Glieder." Also auch eine Collecte für den Winterfrost! Unsere Andacht wird endlich einen so individuellen Gang nehmen, dafs ihr Geist dabey gänzlich verfliegt. II. *Abkündigungen*. Sollten die Prediger nicht einmal diese entwerfen können? Und sind denn die hier gegebenen musterhaft? Wie sonderbar heifst es S. 14: „Wir preissen Gottes Weisheit und Güte für die mannichfaltigen und schweren Leiden, welchen er diese Person zur Prüfung im Guten ausgesetzt hat u. f. w." Und wann werden wir doch aufhören, dem Leichname eine sanfte Ruhe zu erbitten, und dadurch die Furcht von dem Schicksale desselben im Grabe zu unterhalten? III. *Fürbitten und Danksagungen*. Sie sind unerträglich redselig: Zu welcher Länge will Hr. G. den Gottesdienst anschwellen lassen? S. 162: „Mit dem Aufbruche der erstarrten Erde empfängt die Natur ihr neues Leben, und gleichsam mit einer neuen Schöpfung, Allgütiger, beginnt die itzige Zeit. In einem schönen Gewande steht unsere Wintersaat; die Felder werden grün, Millionen Blumen duften; frohe Vögelschaaren schweben jauchzend im belaubten Wald, und Insecten ohne Zahl regen sich an Berg und Thal." S. 165: „Hoch bäumt sich die frohe Saat,

und wellenreich schwimmen die schlanken Halme, Allmächtiger. Mit staunenden Augen sehen wir die Segnungen unserer Felder, Wiesen und Gärten.“ So poetisch wird hier Gott angeredet! Da ziehen wir das alte einfache Kirchengebet „wir bitten Gott, dass er den lieben Saamen auf dem Felde vor allem Schaden gnädiglich behüten wolle, u. s. w.“ weit vor. In den Fürbitten für die Kranken wird viel zu bestimmt gebetet; es findet sich zwar zuletzt stets noch eine Formel der Ergebung; allein sie fliesst nicht aus wirklich hingebender Gesinnung, sondern sieht nur wie eine Nothhülfe der Ohnmacht aus, die gegen die höhere Macht nichts ausrichtet. So herrscht überhaupt in manchen dieser Fürbitten bey speciellen Fällen z. B. S. 161 bey anhaltender Dürre, ein gezwungener Complimententon. Man erkennt, dass die ewige Weisheit keine Anleitung zu dem bedarf, was sie thun soll, und der kurzsichtige Mensch sich nicht anmassen dürfe, ihr Massregeln vorzuschreiben; und doch kann man es nicht lassen, ihr gleichsam Winke zu geben. „Unsere Erde schmachtet nach einem milden Regen, den du ihr so lange entzogen hast. Die Kraft der Natur scheint zu ersterben, und der Saft auszudorren. Wir wollen dir nicht vorschreiben, was du thun sollst, aber wir flehen dich an, lass, wenn du willst, die anhaltende Dürre nur nicht schädlich werden.“ Kindlicher beteten da die Alten: Wir bitten dich, dass du uns einen fruchtbaren Regen mildväterlich verleihen wollest. Entweder trage der Mensch seine Bitten der Gottheit offen und kindlich vor, oder er begnüge sich mit dem Hinblicke auf die ewige Weisheit und Güte. IV. *Formulare zum Gebrauch bey Religionshandlungen.* Sie sind sehr im Allgemeinen gehalten, und auch viel zu lang; die Abendmalsreden bey Kranken und Sterbenden füllen 6 bis 7 Seiten. Höhere, erhebende Ansichten erwartet man nicht. Der Vf. glaubt, in jedem alles sagen zu müssen, und hat diesen Fehler mit anderen Liturgen gemein. Ist die Seele, auch des Gebildeten fähig, von allem Gesagten Eindruck zu empfinden? Wie viel bewirkt dagegen ein hoher Gedanke, hell ins Licht herausgehoben, warm angedrungen dem menschlichen Herzen! Das ist das Schwere! Unsere liturg. Formulare enthalten ferner öfters lange Aufzählung der Gesinnungen, welche der Geist zu irgend einer Religionshandlung mitbringen müsse, da sie dagegen dahinarbeiten sollten, durch Aufstellung heiliger Ideen und Erregung frommer Gesinnungen diese Geistesstimmung selbst hervorzubringen. Der Aufruf: Sammlet eure Gedanken! ist vergeblich, wenn der Liturg nicht diese Sammlung zu bewirken weiss. — Das zweyte Taufformular ist *zehn* Seiten lang: Der Vf. bemerkt dabey, dass die längeren Formulare auch *theilweise* gebraucht werden könnten; allein, erklärt er sie nicht dadurch für ein unzusammenhängendes Ganzes? Manche Begriffe bedürfen wohl Berichtigung, und manche Wendungen sind sonderbar. S. 142. Nimm itzt unsere innige Reue für Thaten der Rechtschaffenheit an.“ S. 144: „Sünde und Laster (?) drücken uns Alle (?) zu Boden.“ Sonderbar sagt der Vf. im Formular für eine Privatcommunion, S. 144: Nur darum wollen wir itzt getrennt von unseren Mitmenschen das Mahl der Gemeinschaft feyern, um es desto lebhafter zu empfinden, wie nahe wir denen sind, welche mit uns Alles gemein haben, und welche wir vermissen, wenn sie nicht in unserem Kreise stehen.“ Wollte der Vf. vielleicht durch diese widersprechende Wendung dem Vorwurfe, der Privatcommunionen gemacht zu werden pflegt, ausweichen? — Die Formulare bey Beerdigungen gefielen uns am besten; nur wünschten wir, dass der Vf. diesen Anreden eine biblische Stelle zum Grunde gelegt, und den gemeinen Fehler vermieden hätte, die traurige Lage der Hinterbliebenen so trostlos zu schildern, und die Wunden des Schmerzes noch weiter aufzureissen. Es würde gewiss weit wirksamer seyn, den tröstenden Gedanken sogleich an die Spitze zu stellen, und nur in seine beruhigende Anwendung die Schilderung der Leiden zu verweben. Es scheinen aber manche die Wunde erst recht gefährlich machen zu wollen, um dann ihre Heilungsgeschicklichkeit desto rühmlicher zu zeigen. V. *Kirchengebete.* Es ist auch in ihnen, wie in so manchen Landesliturgien, der Gebetston gänzlich verfehlt. Trockene Demonstrationen anstatt beflügelnder, hoher Ideen! Das Gebet beginnt mit einem Gemeinsatz oder Thema, das dann erläuternd durchgeführt wird. Da wird Gott um Dinge gebeten, die er nicht geben kann; da wird Gott viel vorerzählt, viel geklagt, Gott manchmal angeklagt, mit Gott Abrechnung gehalten. Ja, der Vf. ist ein rüstiger und langer Beter! Man findet hier 45 Gebete auf 150 Seiten. Da ist nichts vergessen: die drey morgenländischen Reisenden, die Verkündigung der Maria, der Besuch der Maria bey Elisabeth — alles hat sein eigenes Gebet, so dass man vor lauter Fülle an dem Begriffe des wahren Gebets ganz irre wird. Auch ein längeres und ein kürzeres Gebet über denselben Gegenstand findet man. Es muss also Prediger geben, die gerne plappern, wie die Heiden, und für die nun auch gesorgt ist. S. 440 fängt ein Gebet beym Andenken an die Leiden Jesu an: „So sehr wir auch Ursache haben, weiser und gütiger Gott u. s. w.,“ nun folgt auf der fünften Zeile nochmals: „*So sehr* wir es uns zur Pflicht machen müssen u. s. w.“ und nun erst auf der zehnten der Nachsatz „so vielmehr fühlen wir uns verbindlich;“ der dann wieder durch sechs Zeilen fortläuft. So matt und undeutsch! S. 533: „Du bist es wohl werth, guter Gott, dass wir eine Stunde von unserer Arbeit unterbrechen, und uns in gemeinsamer Andacht vor dir versammeln.“ Noch eine Probe eines speciellen Gebets nach einer Jahrmarktspredigt. S. 507: „Fern sey es von uns, Jemanden im Handel zu bevortheilen, zu übertheuern; fern, mit unseren Producten und Waaren ihn zu betrügen; fern, seine Nothwendigkeiten zum Grunde erhöheter Preise zu machen; fern, beym Kauf und Verkauf ihn schnöde zu behandeln, den Werth der Verkaufsdinge herunterzusetzen, und ihn um seinen billigen Verdienst für Mühe und Arbeit zu bringen. Ein Arbeiter ist ja seines Lohnes werth, und verdient unsern Dank, dass er sich für uns thätig bewies. Besteht doch unser ganzer Verkehr unter einander im Handel, in welchem wir unsere Eigenthümlichkeiten, Producte und Waaren gegen andere umsetzen, und gegen Geld verkaufen. Wie theuer muss uns da die Pflicht seyn, redlich mit Andern umzugehen, wenn wir von ihnen verlangen, dass sie

redlich mit uns umgehen follen! u. f. w." Das Gebet, Vater Unfer, ift S. 537 auf 74 Zeilen umfchrieben. Zuletzt noch einige Formulare von Segenswünfchen.

V. Pf.

Bremen, b. Seyffert: *Liturgifches Predigerhandbuch zur Beförderung der nöthigen Abwechfelungen und einer zweckmäfsigen Mannichfaltigkeit in den Amtsverrichtungen der Prediger, auch erfoderlicher Abänderungen nach Zeit, Ort, Perfonen und Umftänden*, herausgegeben und gröfstentheils entworfen von *J. C. Velthufen*, kön. grofsbritan. kurf. braunfchw. lüneb. Generalfuperintendenten in dem Herzogthum Bremen und Verden. Zweyte Auflage. 1804. XVI u. 493 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Diefe angeblich zweyte Auflage hat vor der erften von 1801 nichts als ein neues Titelblatt voraus. Das Buch felbft ift eine Umarbeitung des in des Herausgebers *Synodalmagazin* von 1796—1798 befindlichen Entwurfs zu einem Predigerhandbuch, wozu er fchon 1792 mit liturgifchen Beyträgen den Anfang gemacht hatte. Dem Herausgeber liegt es noch immer fehr am Herzen. Um fo ftrenger hätte er in der Auswahl der ihm von den Predigern feiner Infpection mitgetheilten Beyträge feyn mögen. Aber auch die eigenen Auffätze des Hn. *V.* find nichts weniger als mufterhaft; fie entfprechen weder den Erwartungen, welche die Vorrede erregt, noch auch felbft der Abficht des Vfs., nur „Andacht, und nicht Schwärmerey zu verbreiten, und den vernünftigen Gottesdienft zu befördern." Wenn z. B. Hr. *V.* S. 33 fg. beten lehrt: „Wir find Deiner unermüdeten Langmuth und Vatertreue nicht werth; find nicht werth der Huld, womit Du uns begegneft, und der täglichen Wohlthaten Deiner fegnenden Vorfehung. Wenn Du züchtigen und ftrafen wollteft: fo widerführe uns nur unfer Recht. Wir hätten es wohl verdient. Nichts defto weniger faffen wir dennoch Muth. — Immer bleibft Du uns Vater. Diefs ift unfer feftes Vertrauen. — Betrachte uns als mängelvolle Gefchöpfe, die Deines Mitleidens äufserft bedürftig find. Vergieb, Vater; vergieb uns um Chrifti willen, und handle mit uns nach Deiner grenzenlofen Barmherzigkeit. O lafs unfere Hoffnung nicht fehlfchlagen! Vergieb uns alle unfere bisher begangenen Sünden:" fo ift das, mit wie fcheinbarer Andacht es auch nachgefprochen werde, Religionsfchwärmerey, deren für die Moralität gefährliche Wirkung dadurch nicht entkräftet wird, dafs hinterher das Verfprechen folgt: „Unter dem mächtigen Beyftande Deines heiligen Geiftes wollen wir unfer Leben beffern, und uns aus allen Kräften bemühen immer frömmer zu werden," zumal da diefes *Beichtformular*, neben dem Kirchengebet, von Zeit zu Zeit von den Kanzeln abgelefen werden foll. Die *Geiftesverhebungen mit Einftimmung der Gemeine*, S. 1—24, die Hr. *V.* beym Anfang und Schlufs des Gottesdienftes dem Prediger in den Mund legen will, find zum Theil von der Art, dafs nicht blofs „das Abfingen, fondern auch das ftärkere Ausfprechen derfelben Schwierigkeiten" haben möchte. Eben fo wenig dürfte das Duett in Reimen S. 429—434 *bey der Einfegnung zum Predigtamt* fchicklich feyn. *Bey einer Judentaufe* ergiefst fich das Herz des Redners fo fehr zum Lobe des Judenthums, dafs, wenn Hr. *V.* nicht fchon in Helmftädt den Chriften *Populi Judaici caritas* empfohlen, und daneben eine *epiftola confolatoria ad Judaeos* abgelaffen hätte, man auf die Vermuthung gerathen follte, er habe an der Judengemeine in Stade Bemerkungen gemacht, die anderen Beobachtern diefes Volks in gröfseren oder kleineren Städten bisher entgangen find. „Hier habe ich es oft, heifst es S. 304 fg., mit meinen Augen gefehen, auch zu wiederholtenmalen es an mir felbft erfahren, wie der Richter und der Sachwalter in dem HERRN unferem Gott einen Gott der Götter, und Herrn der Herren erkannten, wie fie den Grofsen und Mächtigen und Furchtbaren in Ihm verehrten, bey welchem kein Anfehen der Perfon gilt, den man nicht beftechen kann, der — Seinem Volke es zur Pflicht macht, die Fremdlinge gleichfalls zu lieben. — Jeden Tag fehe ich es mit Entzücken vor meinen Augen, mit welchem frommen Eifer ihr, wenigftens fo viele euer es fich angelegen feyn laffen, nach den Grundlehren eures Gefetzes zu wandeln, euch beftrebt, hier in jeder edlen That euer Licht leuchten zu laffen vor der Welt, dort den Saamen des Guten ungefehen und im Stillen auszuftreuen, — alles, was Menfch heifst, gefpornt durch den Stachel in der rührenden Erzählung des göttlichen Jefus von dem barmherzigen Samariter (!), als euer Fleifch und Blut betrachtet, dem ihr euch nicht entziehen dürft u. f. w." Allein es hat mit diefer Judentaufe eine ganz eigene, idealifche Bewandnifs. Diefer chriftliche Redner und fein Täufling find fich, mit ihren jüdifch chriftlichen Söhnen, dem Vorbericht S. 274 fgg. zufolge, längft auf halbem Wege begegnet, und fo ift es kein Wunder, dafs, indem der Converfus fich zum Glauben an den, in Jefus erfchienenen, *Meffias* bekennt, der Prediger der *Conftitution* des *Volks Gottes* das Wort redet. — Unter der Rubrik: *am Königsfefte* findet man S. 130—136 ein zweyfaches Dankgebet für die dreymalige, faft wunderbare Errettung des Königs von Grofsbritannien aus einer augenblicklichen Todesgefahr, wozu S. 408 noch eine *Litaney eines dankbaren Volks bey einer beforglichen Krankheit feines allgeliebten Monarchen in einer kritifchen Lage des Staats* kommt, die wohl aus dem Deutfchen ins Englifche hätte überfetzt werden follen. — *Bey der Fortdauer des Krieges* verläfst den Beter feine Faffung, fo dafs er S. 116 mit dem lieben Gott zu expoftuliren anfängt. *Bey Einfegnung einer Wöchnerin* fagt Hr. Paftor *Pape* in Flögeln S. 267 fgg. ein, mehrere Seiten langes, Gebet auf. Auch Hr. Paftor *Wyneken* zu Bexhövede macht *bey der Einfegnung zum Eheftande* S. 376—392 nur zu viel, und zu fehr in einander geflochtene Worte. „Und da es endlich, heifst es in der Mitte des Sermons, aus allen Einrichtungen des allgemeinen Vaters der Menfchen, wie aus feinem ganzen Wefen hervorleuchtet, dafs feine Liebe nicht auf die

Zufriedenheit und das Glück Einzelner allein, sondern auf das gemeine Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts bedacht ist: so können wir auch bey der Stiftung dieses ehrwürdigen Standes nicht anders, als die Absicht vermuthen, dass derselbe ein Antrieb und eine Gelegenheit *mehr* für uns hat seyn sollen, *um so* viel eifriger uns das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts zu Herzen zu nehmen, *je* mannichfaltiger und genauer jetzt natürlicher Weise die Verhältnisse werden, in die wir nebst den Unsrigen, *vermittelst* unserer ehelichen Familienverbindungen, mit der übrigen menschlichen Gesellschaft kommen." — Dass übrigens anstatt der 12 Bogen, auf die Hr. *V.* nur gerechnet hatte, diese Schrift zu einem Buche von 1 Alph. 9 Bogen angewachsen ist, rührt nicht sowohl von den „vielen, wesentlichen Verbesserungen, die sich bey der Arbeit von selbst ergaben," als vielmehr von dem ausserwesentlichen Vorzug her, den das Buch, gemäss seiner Bestimmung zum Kirchengebrauch, zunächst für blödsichtige Geistliche, durch einen sehr groben Druck erhalten hat. Mit kleinerer Schrift sind S. 455 fgg. ein paar, in diese Sammlung nicht gehörige, *Klosterreden* des Herausgebers hintenangedruckt, wovon die letztere *bey Einsegnung des Hn. D. und Prof. Henke in Helmstädt zum Abt des Klosters Michaelstein* zu dessen *Kirchengeschichte des 18 Jahrhunderts* einen speciellen Beytrag abgeben dürfte. Bedenklich könnte man in dieser Hinsicht sogar die Äusserung finden: „Um desto brüderlicher und ernstlicher also, geliebter Freund, wollen wir, der Verbindlichkeit unseres Berufs eingedenk, vor dem Angesicht des Gottes, der auf unseren Eid achtet, an dem heutigen feyerlichen Tage den Entschluss fassen, *von nun an mit vereinigten Kräften* an der Aufrechthaltung der reinen evangelischen Lehre in unserem geliebten Vaterlande zu arbeiten." Kurz vorher sagte Hr. D. *V.* ohne sich, wie man hier sieht, aus dem Concepte zu verirren: „Sie kennen, geliebter Freund, aus der Geschichte, mit der sich ihr Fleiss so vorzüglich beschäftiget, die mannichfaltigen Versuche des menschlichen Selbstdünkels und Leichtsinnes, bald *die Grundsäulen der Religion* zu erschüttern, — den deutlichsten *Weissagungen* einen gezwungenen Sinn unterzuschieben, in den übereinstimmendsten *Wundernachrichten* Schwierigkeiten aufzuspüren, und selbst gegen die *Glaubwürdigkeit der verfolgten ersten Bekenner* Verdacht zu erwecken; bald diesen oder jenen Lehrsatz durch erkünstelte Auslegungen zu verdunkeln, zu verdrängen, zu verdrehen." Bekanntlich traten Hn. *Henke's lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum* erst einige Jahre nachher ans Licht.

T.

Marburg, in der neuen akad. Buchh.: *Liturgisches Handbuch.* Von *F. W. Wolfrath,* Dr. der Theol., Superintendent der Grafschaft Schaumburg, erstem Prof. der Theol. und erstem Pred. in Rinteln. Erstes Bändchen. 1806. XXIII u. 174 S. 8. (10 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Anhang zur schleswig-holsteinischen Kirchenagende*, von u. s. w.

Einen Beytrag zu den *besseren* liturgischen Formularen, deren Anzahl zur Auswahl nach Ort und Umständen noch immer nicht zu gross ist, soll dieses *liturgische Handbuch* liefern; in diesem Geiste fortgesetzt, verdient es allerdings als eine Bereicherung unserer Liturgie mit Dank angenommen zu werden. Durch solche Mittheilung einzelner liturgischer Formulare von Männern, die zu dieser Arbeit inneren Beruf haben, und nur die gelungensten Formulare aus mehreren, die sie sich entwerfen müssen, mittheilen, muss unsere Liturgie bereichert werden, nicht durch dicke Handbücher, die Ein Vf. für alle gedenkbaren Fälle rüstig ausarbeitet. So wie die Gemeinden und die häuslichen religiösen Versammlungen, vor denen solche Formulare gebraucht werden, in Hinsicht ihrer Ansichten und ihres Geschmacks höchst verschieden sind: so ist dem Prediger, der nach den jedesmaligen Bedürfnissen seiner Zuhörer mit Geist auswählen will, auch eine reiche Sammlung von Formularen zu wünschen, die von mehreren Verfassern entworfen, in Ansicht, Ton und Sprache verschieden sind. — Vorliegende Formulare eignen sich ganz dazu, gebildete Versammlungen zu erbauen; sie empfehlen sich durch reine Ideen, den Ausdruck eines warmen Gefühls, eine edle Sprache, und meist durch jene Kürze, die man an manchen, übrigens vorzüglichen, Formularen vermisst. Es ist zu bedauern, dass öfters gutdenkende Prediger auf diese Eigenschaft liturgischer Formulare nicht mehr achten, dass sie durch zu lange Formulare ermüden, und nun von dieser Seite Veranlassung zu Klagen geben. Wenige Worte voll Geist, mit Erhebung gesprochen — wie viel könnten sie bewirken! Die Kritik mache doch ja auf die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft aufmerksam, damit das langweilige Plapperwerk endlich verschwinde. Freylich ist die Abfassung solcher Formulare, die Zusammendrängung erhebender Ideen in wenige Worte, schwer, daher sich gewöhnlich in gleichem Grade der Länge ein gleicher Grad flacher Mittelmässigkeit bey solchen Formularen offenbart. — Dieses erste Bändchen enthält: 1) *Kirchengebete*, meist über specielle Gegenstände, da der Vf. wünscht, dass das Kirchengebet sich genau an den Inhalt der Predigt anschliessen möge. Solche Gebete müsste dann freylich der Prediger gewöhnlich selbst entwerfen, da ein liturgisches Handbuch, das nur über alle Hauptsätze der Glaubens- und Sittenlehre Gebete aufstellte, von zu grossem Umfange seyn würde. 2) *Abdankungen beym Ableben einzelner Gemeindeglieder zum Einschalten in das Kirchengebet.* Auch sie sind in die Gebetsform eingekleidet, und sollen, wie der Vf. selbst in zwey Kirchengebeten das Beyspiel davon giebt, in diese eingeschaltet werden. Allerdings werden dadurch mancherley Unannehmlichkeiten, besonders in Ansehung der Titulaturen, beseitiget, wenn nur nicht der Nachtheil daraus entstünde, dass nun die Kirchengebete wieder zu lang werden, wie auch wirklich jene beiden Kirchengebete eine Ausnahme von der oben gerühmten Kürze machen. Am besten wäre es wohl, da, wo es thunlich ist, diese Abdankungen, welche in des Rec. Gegend nicht bekannt sind, gänzlich abzuschaffen. 3) *Gebete bey der allgemeinen Beichte oder zur Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls* 4) *Taufformulare.* Sehr zweckmässig und kurz. 5) *Trauungsrede.* 6) *Segenswünsche.* 7) *Meineidsverwarnung.* 8) *An eine trauernde Mutter, beym Grabe ihres Säuglings.*

V. Pf.

Monatsregister

vom

October 1807.

Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des October's.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Über den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheos.* Ein kritisches Sendschreiben an *J. C. Gass*, Consistorialassessor und Feldpred. zu Stettin, von *F. Schleiermacher*, ord. Prof. der Theol. u. s. w. zu Halle. 1807. 239 S. 8. (1 Thlr.)

Der vielgewandte, immer mit Auszeichnung auftretende Vf. hat den kritischen Scharfblick, dessen sich die Werke Platons zu erfreuen haben, auch auf das N. T. gewandt; und nicht vergebens! Was noch niemand sah, hat er gesehen; er beweist, dass der erste Brief an den Timotheus nicht von Paulus geschrieben sey.

Das Misstrauen, das der Vf. gegen das Publicum zeigt, „dass es gewiss den Brief losssprechen, ihn hingegen abweisen und zur Abbitte verurtheilen und, Gott weiss wie, die Kosten der angestellten Untersuchung von ihm betreiben werde," wird hoffentlich keinen redlichen Forscher zum Widerspruche reizen, wie es wohl unredliche reizen könnte; allein aus edleren Beweggründen wird jeder, den die Positivität der Religion am Herzen liegt, wünschen müssen, ihn widerlegen zu können: denn was er auch Schönes über unser Recht, die Bibel freymüthig zu behandeln, sagt (S. 6. ff.); es ist ein bloss historischer Gewinn, und sonst ein trauriger Verlust, wenn wir diesem ersten Brief Pauli an Timotheus das *sogenannt* vorsetzen müssen.

Was nun des Vfs. Beweisführung anlangt, so hebt er seine Anklage von Seiten der *Sprache* an; er giebt 1) ein, viel Sorgfalt und Kenntniss beweisendes, Verzeichniss der in Paulus Briefen sonst nicht vorkommenden, und als unpaulinisch verdächtigen Wörter und Redensarten. Es ist in der That auffallend, wie viel dergleichen in einer Schrift von so kleinem Umfange vorkommen, und zwar mehrmals, „recht als wäre der Vf. eben auch in Noth, seine Ausdrücke zu wiederholen, hätte aber nur einen anderen Vorrath als Paulus." Es ist nothwendig, diess Verzeichniss auszuheben. Kap. 1, 3 und Kap. 6, 3 ἑτεροδιδασκαλεῖν, ein nicht vorkommendes (indessen analoges) ἑτεροδιδάσκαλος voraussetzend, statt dessen P. sich anderer unbequemerer Phrasen bedient, wie ἄλλον Ἰησοῦν κηρύσσειν, (2 Cor. 11, 4) u. a., und dem Vf. schon zu hierarchisch schmeckend. V. 4 ἀπέραντος, nirgends im N. T. vorkommend, noch dazu, mit γενεαλογίαι verbunden, unverständlich. V. 7 νομοδιδάσκαλος, unpaulinisch, hier schwankender Bedeutung. V. 9 νόμος κεῖται, wofür sonst P. andere Wendungen braucht. Ferner πατραλοίας, μητραλοίας, ἀνδροφόνος; P. scheue sich überhaupt, dergleichen den Heiden selbst verabscheuungswürdiges vorzuführen, vgl. Röm. 1, 29. Gal. 5, 21, wo φόνος nur des Gleichklangs wegen stehet. V. 12 θέμενος εἰς διακονίαν statt θέμενος διάκονον, vgl. 1 Cor. 12, 28. 2 Tim. 1, 11. Act. 20, 28. V. 13 διώκτης, sonst gelinder ζηλωτὴς (Gal. 1, 14) und διώκων τὴν ἐκκλησίαν (Phil. 3, 6). V. 15 und Kap. 4, 9 ἀποδοχὴ und Kap. 2, 3 und Kap. 5, 4 ἀπόδεκτος, für welches letztere P. εὐπρόσδεκτος (Röm. 15, 16) und δεκτὸς (Phil. 4, 18) braucht. V. 19 ἀπωθεῖσθαι in diesem Gebrauch, vergl. Röm. 11, 1 und Act. 13, 46 — ναυαγεῖν, in metaphorischer Bedeutung nicht gut gebraucht. V. 20 παιδεύειν in der Verbindung mit einem Infinitiv, als *lehren*. Kap. 2, 1 und Kap. 4, 5 ἔντευξις, dort abundant, hier undeutlich und sprachwidrig ohne ὑπὲρ. V. 2 ἤρεμος und ἡσύχιος, statt des letzteren sonst ἐν ἡσυχίᾳ. V. 6 ἀντίλυτρον. V. 8 ἐπαίρειν, sonst nur im *Medio* paulinisch. V. 9 καταστολή. V. 10 und Kap. 6, 21 ἐπαγγέλλομαι, in der Bedeutung *profiteor aliquid*, mit dem ebenfalls unpaulinischen θεοσέβεια verbunden. V. 12 αὐθεντεῖν. V. 15 τεκνογονία, sowie Kap. 5, 4 τεκνογονεῖν und Kap. 5, 10 τεκνοτροφεῖν. Kap. 3, 1 und Kap. 6, 10 ὀρέγομαι, wofür sonst ἐπιθυμεῖν und ἐπιποθεῖν, (den Brief an die Hebräer, wo es vorkommt, hält der Vf. nicht für paulinisch), — καλὸν ἔργον, als *res bona*, da sonst P. ἔργον immer richtig setzte. V. 2. Kap. 5, 7. Kap. 6, 14 ἀνεπίληπτος, wofür sonst ἄμωμος, ἄμεμπτος, ἀνέγκλητος. V. 6 νεόφυτοι, noch auffallender in der Sache selbst, wie es nämlich möglich war, eine solche Anfoderung an Timotheus zu machen, da ja in Ephesus alle Christen νεόφυτοι waren. V. 13 βαθμὸς, undeutlich, welche Stufe? und welche es auch sey, unpaulinisch, so auch παῤῥησίαν περιποιεῖσθαι. Kap. 4, 1 ῥητῶς und ὕστερος (nur das Adverbium ist gebräuchlich); auch καιρὸς, bloss für χρόνος, unrichtig und unpaulinisch. V. 4 κτίσμα, sonst bey P. κτίσις — ἀπόβλητον statt κοινὸν oder ἀκάθαρτον. V. 6 ὑποτίθεσθαι statt παραγγέλλειν, παρακαλεῖν — ἐντρεφόμενος, unrichtig statt des Perfect. V. 7 γραώδης, das ohnehin nicht passt — γυμνάζειν und V. 8 γυμνασία, beides auch den Gedanken nach unpaulinisch, da P. sich wohl deutlicher und bestimmter ausgedrückt hätte. V. 14 πρεσβυτέριον, das sonst vom Synedrium vorkommt, und schwerlich den Vorstehern einer klei-

nen Gemeine beygelegt werden konnte, sowie Act. 22, 17 die Vorsteher von Ephesus selbst οἱ πρεσβύτεροι genannt sind, und P. Phil. 1, 1 lieber umschreibt: σὺν ἐπισκόποις καὶ διακόνοις; übrigens widersprechend der Stelle 2 Tim. 1, 6, nach welcher P. selbst dem T. die Hände aufgelegt hatte. (Allein dieser Widerspruch ist nicht der nachher darzulegenden Hypothese des Vfs. günstig, dass der Vf. des Briefes den 2 Brief an Tim., sowie den an Titus, nachgeahmt haben soll, da Nachahmer gern solche Ähnlichkeiten ergreifen, um dafür in anderen wichtigeren Dingen zu sündigen.) Kap. 5, 1 zeichnet der Vf. ἐπιπλήττειν als ein nicht „neutestamentisches" und verdächtiges Wort aus, statt ἐλέγχειν und ἐπιτιμᾶν, mit Unrecht, wie uns scheint, da die letzteren offenbar nicht so stark sind, und daher hier nicht am Platze stehen würden. V. 3 ὄντως ist nur selten im N. T., nicht fremd, und die verdächtig gemachte Zusammensetzung ἡ ὄντως χήρα ist doch dem οἱ ὑπερλίαν ἀπόςολοι (2 Cor. 11, 5) ganz analog. V. 4 ἔκγονα. V. 10 und 16 zweymal ἐπαρκεῖν — ἐπακολουθεῖν. V. 13 περίεργος, wovon nur das Neutrum ein einzigesmal im N. T. vorkommt. V. 14 οἰκοδεσποτεῖν, in Ermangelung dessen P. sich des οἰκουρεῖν (Tit. 2, 5) bedient. V. 21 die ἐκλεκτοὶ ἄγγελοι giebt Hr. *Schl.* dem Vf. des Briefes zurück als ihm eigene apokalyptische Engel der Gemeinen, auf die er durch die Stelle 2 Tim. 4, 1 gekommen sey. (Ob diese auserwählten Engel den Paulus so fremd seyen, der einen Erzengel bey der Ankunft des Messias die Posaune blasen lässt (1 Thess. 4, 16), und ἀρχὰς καὶ ἐξουσίας ἐν τοῖς ἐπουρανίοις kennt (Eph. 3, 10), liesse sich vielleicht noch fragen.) — πρόκριμα für προσωποληψία. V. 24 πρόδηλος und Kap. 6, 17 ἀδηλότης, letzteres im falschen Sinne des *incertus* gebraucht. Kap. 6, 2 ἀντιλαμβάνεσθαι, sonst bey Lukas nur in der gewöhnlichen Bedeutung vorkommend, hier in der *sich befleissigen*. V. 3 προσέρχεσθαι λόγοις. V. 4 νοσεῖν περί τι — ὑπόνοια. V. 5 διαπαρατριβαὶ — πορισμὸς, auch V. 6 bey P. αἰσχρὸν κέρδος. V. 12 und 19 ἐπιλαμβάνεσθαι, zumal in der sonderbaren Verbindung τῆς αἰωνίου ζωῆς und τῆς ὄντως ζωῆς. V. 12. 13 καλὴ ὁμολογία, die nach einer späteren Zeit zu schmecken scheine, und an ein ausdrückliches Bekenntniss bey der Taufe oder vor den Feinden bey irgend einer Verfolgung denken lasse. Auch das ἐπὶ Ποντίου Πιλάτου, nie vom P. erwähnt, scheine einer kirchlichen Formel anzugehören. V. 14 τηρεῖν τὴν ἐντολὴν ἄσπιλον, eine unrichtig gedachte und verdächtige Phrase. V. 15 μακάριος und δυνάςης von Gott. Überdiess zeichnet der Vf. S. 74—76 noch mehrere Wörter aus, deren Vorkommen, einzeln genommen, nicht beweisend sey, wohl aber in Masse. — Wir sehen, wie gründlich und genau unser Kritiker ist; er lässt nicht das Geringste fallen, und weiss sehr gut auf die Spur zu kommen.

Dieser ganzen Beweisart könnte ein Vertheidiger des Briefes allenfalls entgegensetzen: wenn man so verfahren wolle, so könne man vielleicht jeden Brief verdächtig machen. Denn jeder Brief müsse etwas Eigenes haben, und um so mehr, je verschiedener die Situation und Stimmung des Schreibenden, je entfernter die Zeit sey. So ist es auffallend, wie viel Eigenes der Brief an Titus in der Sprache hat, zumal wenn man das auch im 1 Brief an den Tim. vorkommende mitzählt, den ja der Vf. für eine Nachahmung davon hält. Z. B. Kap. 1, 1 ἀλήθεια ἡ κατ' εὐσέβειαν, nur das analoge ἡ κατ' εὐσέβειαν διδασκαλία (1 Tim. 6, 3) für sich habend. Kap. 1, 3. Kap. 2, 10. Kap. 3, 4 σωτὴρ von Gott. Kap. 1, 2 ἀψευδὴς von Gott. V. 4 κατὰ κοινὴν πίστιν. V. 6 und 10 ἀνυπότακτος. Mit einer Art von Vorliebe ist das ὑγιαίνειν von der Lehre gebraucht V. 9. 13. Kap. 2, 1. 2. 8.; 2 Tim. 1, 13 wohl auch, aber mit dem Zusatz: ὧν παρ' ἐμοῦ ἤκουσας, der Kap. 4, 3 recht gut supplirt werden kann. In diesem Briefe, immer absolut gesetzt, könnte es verdächtig scheinen, zumal mit dem Hapaxlegomenon αἱρέτικος Kap. 3, 10, und so vielleicht dem ἑτεροδιδασκαλεῖν verwandt seyn. V. 11 ἐπιστομίζειν. V. 16 βδελυκτοὶ und ἀπειθεῖς, letzteres so absolut gesetzt (auch Kap. 3, 3). Kap. 2, 3 ἐν καταστήματι ἱεροπρεπεῖς, wohl nicht verdächtiger als das ἐν καταστολῇ κοσμίῳ (1 Tim. 2, 9) καλοδιδάσκαλος. V. 4 σωφρονίζειν. V. 7 παρέχεσθαι ἑαυτὸν, *se praebere* — ἀδιαφθορία. V. 8 ὁ ἐξ ἐναντίας von Nichtchristen, und das περὶ ἡμῶν λέγειν φαῦλον. V. 10 ἡ διδασκαλία τοῦ θεοῦ und das damit verbundene κοσμεῖν. V. 11 σωτήριος. V. 13 μέγας θεὸς als Beywort von Christus. V. 14 λυτροῦν, λαὸς περιούσιος. Kap. 3, 3 διάγειν, *degere*. V. 4 φιλανθρωπία. V. 5 λουτρὸν παλιγγενεσίας (vgl. Eph. 5, 26 λουτρὸν τοῦ ὕδατος). V. 8 διαβεβαιοῦσθαι — φροντίζειν — προΐστασθαι, als *sich befleissigen* (gleich wieder V. 14). Scheint nicht aus diesen Spracheigenheiten, (die leicht noch vermehrt werden können), hervor zu gehen, dass ein Schriftsteller, wie Paulus, der der Sprache nicht mächtig ist, jetzt einmal diese Worte ergreift und sich daran festhält, das anderemal jene? Wozu noch eine gewisse Schwankung in der Lehre hinzukommt, obwohl nicht in der Hauptsache.

Allein die Beweisführung des Vfs. wird immer tiefer eindringend und weiter um sich greifend. II. Aus der Aehnlichkeit unseres Briefes mit dem 2 an den *Timotheus* und den an den *Titus* in Hinsicht der Sprache führt er den Beweis, dass der Vf. diese schlecht nachgeahmt habe. Das θεὸς σωτὴρ Kap. 1. 1 sey aus dem Brief an den Titus genommen, aber, so rein für sich hingestellt, falsch gebraucht, da es dort immer in Beziehung auf die σωτηρία Χριςοῦ stehe; (allein das Kap. 2, 10. muss doch offenbar in diese Beziehung hineingekünstelt werden, oder steht nicht mehr darin, als unseres, Kap. 1, 1., wo ja ἀπόστολος und Ἰησοῦς dabeystehen, und diese Beziehung rechtfertigen). Ferner soll herübergenommen seyn γνησίῳ τέκνῳ und κατ' ἐπιταγὴν θεοῦ, statt des sonstigen διὰ θελήματος. Auch V. 4. die nur 2 Tim. 4, 4 und Tit. 1, 14 vorkommenden μῦθοι und die Tit. 3, 9 allein eigenen γενεαλογίαι hält der Vf. für Plagiate, die herausgerissen aus ihrer ursprünglichen Stelle un-

deutlich geworden, da sie in jenen Stellen sehr bestimmt und deutlich seyen. Auch die dabey stehenden ζητήσεις sind nur noch diesen beiden Briefen eigen, und Tit. 3, 19 stehen sie auch bey γενεαλογίαι, „aber nicht als ein durch sie hervorgebrachtes, sondern als etwas anderes auch zu vermeidendes." — Kap. 1, 6. und Kap. 6, 21 ἀςοχεῖν aus 2 Tim. 2, 18 in der letzten Stelle mit verfehlter Bedeutung, da es nicht heissen solle, *des Glaubens verfehlen*, wie es richtig und paulinisch gebraucht heissen würde; in der ersten undeutlich und unpassend — ἐκτρέπομαι aus 2 Tim. 4, 4, hier und Kap. 5, 15 richtig gebraucht, auf verdächtige Weise aber Kap. 6, 20 für φεύγειν. V. 7. διαβεβαιοῦσθαι aus Tit. 3, 8 scheint dem Vf. ungeschickt, wie aus unbehülflicher Nachahmerey gebraucht; (etwas unnöthig steht ès wirklich da, indessen wenig beweisend). Auch V. 10 die ὑγιαίνουσα διδασκαλία scheint dem Vf. aus 2 Tim. 1, 13. und 4, 3. und Tit. 1, 9. etc. falsch herausgegriffen zu seyn, indem sie hier mehr eine gesunde Moral im gemeinen Sinne bedeute, als von der Lehre zu verstehen sey, wie dort; (allein auch Tit. 2, 1. kann man eher an das Moralische denken.) V. 16. ὑποτύπωσις aus 2 Tim. 1, 13., dort als Entwurf, Grundriss, hier als Vorbild, (wobey aber der Nachahmer nicht erscheint, da ja beide Gedanken zu verschieden sind). Kap. 2, 7. κήρυξ, so wie die ganze Stelle aus 2 Tim. 1, 11. wörtlich abgeschrieben, und aus dem nothwendigen Zusammenhange mit V. 12 gerissen; (gewiss steht diese Erwähnung der apostolischen Berufung in jener Stelle natürlicher). Die betheurende Parenthese ἀλήθειαν λέγω κ. τ. λ. aus Röm. 9, 9 abgeschrieben, hier ohne allen Zweck, da hier nichts zu betheuern sey, und P. diess nie zwecklos thut. Kap. 3, 2. νηφάλιος und μὴ πάροινος aus Tit. 1, 7. und Kap. 2, 1., wo beides aber nicht zusammenstehe, (eine nicht viel sagende Beschuldigung); und so auch eben aus diesem Briefe μὴ πλήκτης und ἄμαχος. V. 9 ἐν καθαρᾷ συνειδήσει, aus 2 Tim. 1, 3, wo es sehr passend sey, hier aber nicht, wo auch das μυστήριον τῆς πίςεως so müssig gesetzt sey, wie es P. nie setze. V. 11. μὴ διαβόλους aus Tit. 2, 3. — Wo nun die Übereinstimmung des Inhalts mit dem Briefe an Titus aufhöre (Kap. 4), da auch die Übereinstimmung in Worten, und es kommen nun mehr Reminiscenzen aus 2 Tim. Kap. 4, 6 παρηκολούθηκας aus 2 Tim. 3, 10, dort vom Lehrer, hier uneigentlicher von der Lehre selbst, (was indessen P. wohl auch selbst gebraucht haben könnte). V. 7. βέβηλος aus 2 Tim. 2, 16, so wie die dortigen βέβηλοι κενοφωνίαι Kap. 6, 20. ganz wiederholt seyen. V. 9 die Formel πιστὸς ὁ λόγος aus 2 Tim. 2, 11, dort sehr natürlich und bedeutend, so wie Tit. 3, 8, hier hingegen äusserst lahm und bedeutungslos, so wie auch Kap. 1, 15. (Indessen spricht vielleicht gegen die Nachahmung das beide Male hinzugesetzte καὶ πάσης ἀποδοχῆς ἄξιος.)

Hierauf geht der Vf. III. zu den *historischen Schwierigkeiten* des Briefes über, durch die Stelle Kap. 1, 20, wo vom *Alexander* und *Hymenäos* die Rede ist, die P. dem Satan übergeben. Er glaubt, der Nachahmer, der auf historische Specialitäten ausging, habe beide Namen aus 2 Tim. 2, 17 u. 4, 14 aufgegriffen, und, vergessend, dass sein Brief eine frühere Zeit voraussetzte, die dort erwähnten Irrlehrer vom P. in Bann thun lassen, was ihm wahrscheinlich war, dass es hätte geschehen können. In der That kommt man nicht aus, wenn man, den Brief für ächt erkennend, die beiden Männer für dieselben im 2 Br. an *Timoth.* nimmt, wie der Vf. sehr gut zeigt, und auch *Mosheim* schon gezeigt hat. Allein vorausgesetzt, dass Timotheus, als P. den 2 Brief an ihn schrieb, nicht in Ephesus war, (vergl. Kap. 4, 12. 13) könnte man sich mit der Annahme begnügen, dass die Alexander und Hymenäos beider Briefe ganz verschiedene Personen seyen, um so mehr, da Alexander nicht den Beynamen ὁ χαλκεὺς hat, (den übrigens ein Nachahmer wohl nicht ausgelassen hätte). Der Vf. hält den Alexander, den Schmidt, 2 Tim. 4, 14 für jenen Alexander, der Act. 19, 33. 34 bey dem Aufstand zu Ephesus vorkömmt (nach einer sehr treffenden Combination); allein dagegen würde jenes sprechen, dass Timotheus im 2 Br. an Tim. nicht in Ephesus seyend vorausgesetzt wird; auch scheint P. mehr an einen Widersacher in Rom zu denken, da V. 16 gleich darauf folgt. — Das „vor welchem auch du dich hüte," könnte eine zwar überflüssige, aber sehr natürliche Anticipation seyn. Indessen ist nicht zu leugnen, dass des Vfs. Meinung über diese Stelle sehr gut mit seiner ganzen Ansicht von unserem Briefe übereinstimmt.

Wichtiger, und gewiss schwerer wegzuräumen ist eine andere, auch schon fast von allen Auslegern gefühlte Schwierigkeit, *in welche Zeit* nämlich unser Brief zu setzen sey? Nach dessen eigener Angabe Kap. 1, 5. liess P. den Tim. zu Ephesus, als er nach Macedonien reiste. Diess stimmt nicht mit anderen historischen Daten. Nach Act. 19, 22 sandte P. den Tim. von Ephesus nach Macedonien, ihn vor seiner eigenen Abreise zurückerwartend nach 1 Cor. 16, 10. 11. Ob er nach Ephesus zurückgekommen, ist nirgends erzählt; es scheint aber nicht, denn als P. in Macedonien den 2 Br. an die *Cor.* schrieb, war Timotheus bey ihm. Allein nothgedrungen hat man ihn doch gewöhnlich nach Ephesus zurückkehren, wiewohl nur einige Wochen bleiben lassen, in welcher kurzen Zeit er dann unseren Brief erhalten haben soll. Aber sehr gut zeigt der Vf., dass der Brief seiner ganzen Anlage nach nicht dafür passe. „Diesem zufolge liess P. den Timotheus zurück, um gegen Irrlehrer zu wirken, und theilt ihm eine Menge Vorschriften mit über Einrichtungen in der Gemeine, nicht etwa schnell abzumachende Dinge betreffend, sondern wie es fortwährend mit gewissen Gegenständen sollte gehalten werden. Denn dass man gewöhnlich annimmt, P. gebe in unserem Briefe dem Tim. den Auftrag, Bischöfe und Gemeindiener in Ephesus anzusetzen, ist eine offenbar falsche Vorstellung, die man nur aus dem Briefe an den Titos erst in den unsrigen hineinträgt. In dem Briefe selbst steht kein Wort davon, sondern nur wie es gehalten werden

folle, wenn jemand wünscht zu einem Kirchenamt befördert zu werden" — (was dem Vf. einen verdächtigen Geruch späterer Zeit hat). „In Ephesus selbst hat P. gewiss die Männer, die er hernach zu sich kommen liess, selbst eingesetzt. Er wusste ja schon zu Ostern, dass er gleich nach Pfingsten reisen würde, und hatte also Zeit genug, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen." Der Vf. glaubt nicht, dass der Auflauf den Apostel übereilt und fortgetrieben habe; auch wäre es wohl unväterlich gewesen, den jungen Mann in der Gefahr allein zu lassen. Wie konnte nun P. den nur einige Wochen bleibenden Tim. so weitaussehende Befehle und Rathschläge geben? Man kann noch hinzusetzen: zumal da P., nach Kap. 3, 14. selbst nach Ephesus kommen wollte. Allein vielleicht war die baldige Abreise des Tim. nicht vorher bestimmt, sondern zufällig veranlasst, (indessen wenn er angestellt war, um so unbegreiflicher); und was das baldige Kommen des P. betrifft, so setzt er ja selbst V. 15 hinzu: „Wenn ich aber verziehe u. s. w. Überhaupt kann ein Schriftsteller wie P., wohl eher zu viel, als zu wenig thun, und er konnte sich leicht zu Gedanken und Vorschriften veranlasst finden, die in diesem Augenblicke nicht eigentlich am Platze, aber doch nicht unnütz waren. Aber ein neuer Einwurf! Wenn es in Ephesus Irrlehrer gab, um deren willen besonders Tim. daselbst zurückbleiben sollte (Kap. 1, 3): warum sagt davon P. gar nichts zu den Ältesten von Ephesus, die er auf seiner Reise nach Jerusalem nach Milet kommen liess (Act. 20)? Sollte man vielleicht, um diese Schwierigkeit zu heben, die Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit jener Rede des P. an die ephesinischen Ältesten verdächtig machen? Wozu das einen guten Schein liehe, dass da Lukas in seiner Apost. Gesch. offenbar eine *apologetische* Tendenz für den Heidenapostel Paulus zeigt, er vielleicht aus P. Rede nur das aushob, was in diesen seinen Gesichtspunct passte, anders aber fallen liess? Oder sollte man überhaupt auf Kosten der Ap. Gesch. die Ächtheit unseres Briefes zu retten suchen, vorwendend, dass Lukas offenbar mancher Unvollständigkeiten und Unrichtigkeiten schuldig ist, (indem er P. Reise nach Arabien (Gal. 1. 17) so wenig, als die nach Kreta (Tit. 1. 5) erwähnt,) und unser Brief also vielleicht eine Conjunctur voraussetzte, die wir aus der Ap. Gesch. nicht ersehen können? — Den Brief in die Zeit nach der ersten römischen Gefangenschaft des P. zu setzen, — abgesehen von der Unhaltbarkeit dieser Hypothese, — geht darum nicht an, weil dann Tim. nicht mehr jung gewesen wäre (vgl. Kap. 4, 12). — Den Vorwurf, dass es dem Brief an Grösse fehle, möchten wir nicht sonderlich in Rechnung bringen, da ja der Nachahmer eben so gut, und noch weit leichter, als er nach des Vfs. Meinung jene Specialität (Kapit. 5, 23) von Timotheus Wassertrinken erdichtete, eine Menge Grüsse erlügen konnte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

HOMILETIK. *Salzburg*, b. Meyer: *Predigten auf die Festtage des Herrn*, von *M. Rumpler*, salzburgischem Consistorialrathe. 1806. 179 S. 8. (12 Gr.) Diese Predigten haben nach der Absicht ihres Vfs. den Zweck, das Volk mit der eigentlichen Bestimmung der Festtage bekannt zu machen, welche die katholische Kirche zum Andenken Jesu verordnet hat. Andere Feste, welchen diese Beziehung auf den Stifter unserer Religion mangelt, sind ausgeschlossen; doch machen die beiden Feste, Mariae Verkündigung und Mariae Erwartung, eine Ausnahme. Folgende Stelle aus der Predigt von Mariae Verkündigung, welche zugleich den Geist kenntlich macht, in welchem diese Predigten geschrieben sind, kann diese Ausnahme rechtfertigen. S. 100. „Jesus Christus wurde Mariae [der Maria] verkündet [verkündiget]. Daher sollen wir uns heute allerdings an sie erinnern. Insbesondere soll uns dieser Tag jene ihrer hohen Tugenden zu Gemüthe führen, die uns gerade in dem heutigen Evangelio vor anderen an ihr angedeutet werden: ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, ihre anspruchslose Bescheidenheit, ihre ungeheuchelte Demuth, ihre unbedingte Ergebung in alles, was sie einmal als Gottes Anordnung erkannte; lauter Erinnerungen, bey welchen unser Herz unmöglich leer bleiben kann; welche nothwendig Eindruck, tiefen Eindruck auf dasselbe machen müssen. *Nur muss dieses Andenken an Maria zuletzt allemal wieder auf Jesus Christus selbst zurückkehren.*" Die Predigten selbst handeln recht eigentlich von den Festen, an welchen sie gehalten worden sind, und gehören zu den historischen. Gewöhnlich werden im ersten Theile die eigentliche Absicht und die Entstehung und die weiteren Schicksale des Festes beschrieben, und der Sinn der Ceremonien, welche die katholische Kirche an jedem Feste angeordnet hat, erläutert, wobey in Anmerkungen, die dem Texte häufig beygefügt sind, immer die Quellen angegeben werden, aus welchen der Vf. den Stoff seines geschichtlichen Vortrags geschöpft hat; und im zweyten Theile werden davon erbauliche Anwendungen gemacht. Das Bestreben des Vfs., Toleranz und Aufklärung zu verbreiten, ist überall sichtbar, und es ist nur zu bedauern, dass die Sprache in diesen Predigten nicht gefällig und fliessend ist.

O. m. r.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Neue Sonn- und Festtags-Predigten zur Beförderung einer sittlich religiösen Denkart, vorzüglich unter dem Landvolke.* Von *Joh. Martin Gehrig*, Kapellan im Würzburgischen. I Bändchen. 1805. 227 S. II Bändchen. 1806. 282 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.) Der Vf. dieser Predigten sagt in der Vorrede: „Ich mache auf nichts Anspruch als auf das kleine Verdienst, die christliche Religion von ihrer praktischen Seite zu kennen, und in einer dem Landvolke verständlichen Sprache von ihr zu reden. Grosse Beredsamkeit ist meine Sache nicht, und Gedankenfülle gehört nicht in Volksreden." Und Rec. kann ihm das Zeugniss geben, dass seine Predigten vorzüglich auf den praktischen Theil des Christenthums Rücksicht nehmen, und für die Fassungskraft der Landgemeinden eingerichtet sind. Wenn man auch hier einen Reichthum der Gedanken und eine hinreissende Beredsamkeit nicht suchen darf: so findet man doch überall eine Ordnung der Gedanken und eine Sprache, die allen verständlich ist, ohne ins Niedrige zu fallen. Oft hat aber der Vf. die Fassungskraft seiner Zuhörer sich gar zu geringe vorgestellt, und ist darüber in den Fehler der Langweiligkeit gefallen. Besonders hat die historische Predigt am Feste des heiligen Antonius, wo alles das angeführt wird, was der heilige Antonius gelehrt haben soll, diesen Fehler, und die Anführung des Weltweisen Seneca gehört nicht auf die Kanzel.

O. m. r.

Druckfehler. N. 55. S. 139. Z. 2 statt *Krankheit* l. *Krankheiten.* No. 81. S. 37. Z. 36 st. *Nachtheil der antipapistischen Partey* l. *Nachtheil der Theilung der antip. P.* S. 39. Z. 4. st. 10 *Gr.* l. 16 *Gr.* S. 40. Z. 4. st. *fest* l. *fast*; S. 40. Z. 23. st. *durch so mancherley Veranlassungen entstandenen Krankheitsanlagen* l. *durch so mancherley Veranlassungen und Vernachlässigung gehöriger Vorsicht im diätetischen Verhalten, auch unrecht angewandte Frühlingscuren gesammelte Krankheitsanlagen.* No. 218. S. 536. Z. 37 lies: *nur in allgemeinem Hass* u. s. w. Ebend. Z. 64 *Lykophron* st. *Lychoron.* In No. 250. S. 2. Z. 13. l. *Beurtheilung* st. *Beobachtung.* S. 3. Z. 13 *Plato* st. *Plotin.* S. 3. Z. 20 *Plato* st. *Plotin.* S. 8. Z. 32 *zu dieser Philos.* st. *und dieser P.* S. 8. Z. 24 v. u. *Träumen* st. *Trümmern.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

Berlin, in d. Realschulbuchhandl.: *Über den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheos.* Von *F. Schleiermacher* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

IV. Nun folgt eine sehr scharfsinnige Analyse des Briefes, durch welche bewiesen wird, dass er unpaulinisch und nachgeahmt ist. Vorausgeschickt sind einige sehr treffliche Bemerkungen über den Charakter des Lehrbriefes überhaupt und des paulinischen insbesondere. Aus zwey Elementen zusammengesetzt, dem abhandelnden und eigentlich brieflichen, werde er das eine hervortretend zeigen, je nachdem ein engeres oder weiteres Verhältniss zwischen dem Schreiber und Empfänger bestehe, oder der Schreiber mehr einen bestimmten Zweck, oder nur das freundschaftliche Bedürfniss sich mitzutheilen gehabt habe. Zu der ersten Art, wo das Lehrende hervortritt, rechnet der Vf. z. B. den Brief an die Galater und an den Titus, zu der zweyten wo das briefliche mehr erscheint, den Brief an die Philipper, und den 2 an den Timotheus. „Wenn aber in unserem Briefe das vertraute Verhältniss fast gar nicht heraustritt, und auf der anderen Seite die meisten Gegenstände so behandelt werden, dass es zu nichts führt: wie sollen wir glauben, er sey wirklich als Brief entstanden? — Er geberdet sich freylich wie ein Geschäftsbrief; aber er springt so sehr von einem aufs andere, und geht besonders in Absicht auf das was er ankündiget, so wenig in den besonderen Zustand der ephesischen Gemeine hinein, dass man schwer sagen kann, was P. eigentlich zu bestellen hatte, sondern lieber behaupten möchte, der Verfasser sey von keinen wirklichen localen, ihm bekannten Angelegenheiten ausgegangen bey seinen Aufträgen. Und wiederum leuchtet doch bey aller Mannichfaltigkeit so wenig durch von dem engen freundschaftlichen Verhältniss zwischen P. und T., und wiederum so durchaus nur das allgemeinste, dass man sagen möchte, es könne dieser Brief gar nicht aus einer solchen Verbindung wirklich hervorgegangen seyn. Sondern wenn beide einander wenig angegangen wären, aber T. hätte doch den P. gebeten, ihm einmal einen Brief zu schreiben, und dieser hätte dann, weil er nicht recht wusste was, von allen ein wenig berührt, dann könnte ein Brief, ohngefähr wie dieser, vielleicht herausgekommen seyn." Der Vf. entwickelt nun die Anlage und den Gang des Briefs an *Titus* und des 2 an *Timoth.*, als die mit dem unsrigen zunächst verwandt sind, und zugleich jene beiden Arten der paulinischen Briefe darstellen. Er zeigt in beiden Briefen das Zusammenhängende, sich aus einer Einheit Entwickelnde, obschon zum Theil Mannichfaltige, (ob nicht bisweilen zu künstlich, wollen wir hier nicht untersuchen,) und geht von da zu einer ähnlichen Analyse unseres Briefes über, die einen grossen Contrast darstellt, da er darin durchaus keinen verständlichen Zusammenhang findet, „sey er nun mehr in einem zu behandelnden Gegenstande, oder in einer auszudrückenden Stimmung gegründet."

Dem Vf. ist sogleich die Parenthese Kap. 1, 5-17 anstössig, die er nicht geneigt ist, als solche anzusehen, weil dann die nähere Beschreibung der Irrlehrer hineinkäme, und ausserhalb derselben so gut als nichts von der Sache gesagt wäre. (Uns dünkt, man müsse die Parenthese bloss grammatisch, nicht logisch nehmen, und, obgleich verdächtig, möchte diese Construction doch dem P. zugeschrieben werden können, da der Apostel bekanntlich sich so gern auf den Wogen der Worte forttreiben läst, ohne jedoch seines Zieles zu verfehlen, auf das aber auch hier der Briefschreiber zurückkommt. Wenigstens scheint eine solche *Sorglosigkeit* der Sprache nicht gerade einen *Nachahmer* zu verrathen.) Überdiess klagt der Vf. noch über Verwirrung, und macht besonders V. 8—10 verdächtig, wo über das Gesetz so trivial und oberflächlich gesprochen werde; (indessen nicht ganz unvereinbar mit dem paulinischen System, und ein Nachahmer hätte wohl ängstlicher copirt.) Der Vf. will freylich überall alles recht vollständig: so ist ihm nicht genug gesagt über die Irrlehrer; besonders tadelt er, dass dem Timotheus keine Verhaltungsregeln gegen sie gegeben werden. Da nun bis Kap. 4, 1 nichts wieder von Irrlehrern vorkomme, und auch dann nur von später zu erwartenden die Rede sey: so habe der Vf. seinen angeblichen Zweck ganz aus den Augen verloren. Zwar Kap. 4, 7 und Kap. 6, 3—5 und 20, scheine wieder von schon vorhandenen Auswüchsen der Lehre die Rede zu seyn; allein Timotheus erhalte keine andere Anweisung, als sich mit ihnen nicht einzulassen, was mit dem Anfang Kap. 1, 3 nicht zusammenstimme. Dem Vf. scheint der ganze Ideengang aus dem 2 Brief an *Timoth.* und dem an *Titus* copirt zu seyn, vrgl. 2 Tim. 2, 16. 23. Kap. 3, 1 ff., und Tit. 1, 10 ff., Kap. 3, 9; und zwar so, „dass der Vf., den Brief an Titus vor sich habend, sich doch nicht getraute, Älteste in Ephesus erst durch Timoth. einsetzen zu lassen nach einem so langen Aufenthalt

des Apostels, und also auf den nächsten Gegenstand abirrte, der sich ihm V. 10 darbot." — Noch zeigt der Vf. in diesem ersten Abschnitte einen Unzusammenhang, ein Herausfallen aus dem Gegenstande und ein steifes Wiedereinlenken, wie es P. nicht eigen sey. Wie scharf er es nimmt, sehe man aus Folgendem. „Lesen Sie nur V. 8, ob Sie nicht erwarten müssen, um zu hören, wozu wohl in christlichen Gemeinen das Lehren des Gesetzes anzuwenden wäre? Statt dessen erfahren Sie V. 9, dass es für den Christen, den begnadigten und in der Heiligung begriffenen, kein Gesetz giebt, sondern nur für die groben Sünder. Wie soll nun diess zusammengehen? Hatte der Vf. V. 9 u. 10, wie man es aus der reichen Anführung schliessen muss, schon im Sinne: so musste in der That V. 8 ganz anders lauten. Wollte er aber im Ernst von dem richtigen Gebrauch des Gesetzes reden: so mussten ja V. 9 ganz andere Dinge folgen. Was hat also den Vf. geleitet? Das Wort νόμος und die Erinnerung an das was P. anderwärts darüber gesagt hat (Gal. 3, 23 u. Kap. 5, 23)." Dann rügt er auch das Anflicken der Worte ὃ ἐπιστεύθην ἐγώ (V. 11) und was daran hängt; „wie P. dazu gekommen seyn möge, dessen, dass ihm das Evangelium anvertraut worden, was Timoth. mit den Ephesern schon lange wusste, hier zu erwähnen?" Die ähnlichen Stellen Eph. 3, 7. Kol. 1, 23. 25 seyen anders. Wie aber vollends die ganze, mit dieser mässigen Erinnerung beginnende Stelle V. 12—16 hieher komme? Was für eine Veranlassung P. gehabt haben könne, hier so besonders seines ehemaligen gegen das Christenthum feindlichen Betragens zu gedenken, die nicht deutlicher auf irgend eine Weise an den Tag kommen müsste. Ganz anders sey es 1 Cor. 15, 8. Gal. 1, 13—15. Phil. 3, 6. Und wie natürlich sey die Art, wie er dort davon rede, gegen die wunderlichen Selbstbeschimpfungen hier. — Gewiss geht der Vf. zu weit, wenn er nun auch V. 15—17 tadelt: Der Gedanke, dass Christus zur Rettung der Sünder in die Welt gekommen sey, und die darauf folgende Doxologie scheint sich an die Erinnerung der eigenen Rettung recht gut anzuknüpfen, die ja dem Apostel gewiss sehr rührend seyn musste. Dem Vf. steht diese Doxologie nur da, um zu brechen was sich nicht biegen, „lassen wollte." — Kap. 2, 1 rügt er das οὖν „bey dem gänzlichen Mangel jeder Spur von Verbindung," wie es nirgends bey P. aufzuweisen sey; und dann, wie geschwind der Briefsteller auch hier wieder aus dem Zusammenhang falle. (Allein das, dass man für alle beten müsse, weil Gott wolle, dass alle zur Erkenntniss kommen (V. 4 ff.), ist kein Herausfallen, und V. 8 kehrt ja der Gegenstand zurück.) Das εἷς γὰρ θεὸς κ. τ. λ. (V. 5) ist dem Vf. wieder anstössig, da es einen Gegensatz voraussetze, (der aber doch da ist — der Heiden gegen die Christen,) und da Christus nirgends als im Brief an die Hebräer μεσίτης genannt werde, wo es aber mit διαθήκη nothwendig zusammenhänge, und überhaupt der Ausdruck durch nichts vorbereitet sey. Eben so wenig findet er das ἀντίλυτρον (V. 6) auf das εἰς ἐπίγνωσιν κ. τ. λ., wovon doch die Erwähnung Christi durchaus abhänge, nur im mindesten bezogen. V. 8 tadelt er, dass, da man etwas besonderes erwarte, was Männern und Frauen beym Gebet zieme, von den Männern doch gar nichts Neues gesagt sey, von den Frauen zwar besonderes genug V. 9 ff., allein was keinesweges das Gebet allein betreffe, ja schwer, gleich Anfangs, auf das Gebet zu beziehen sey, (wie es denn auch wirklich sonderbar ist, dass auf einmal V. 9 auf das allgemeine Betragen der Frauen übergeht, ohngeachtet das ὡσαύτως etwas vom Gebet insbesondere erwarten lässt). Der Vf. glaubt, dass sich der Briefsteller durch die Reminiscenz 1 Petr. 3 verführen liess. So scheint ihm V. 11. 12 eine Reminiscenz aus 1 Cor. 14, 34. 35, doch unpaulinisch gewendet, so dass, was dort als allgemeine Sitte aller christlichen Gemeinen angeführt ist, hier als Gebot gegeben wird. V. 13. 15 kann der Vf. „den grossen Nachdruck, der hier auf die frühere Schöpfung des Mannes gelegt wird (im Gegensatz des Weibes), die noch dazu mit dem Lehren oder Nichtlehren in gar keiner Verbindung stehe, nicht als die Ansicht des Apostels denken, der nicht lange zuvor 1 Cor. 11, wo doch nur von einem äusseren Range die Rede sey, nachdem er sich V. 8 und 9 hierauf berufen, sich V. 11 gleichsam selbst berichtige; (allein hier ist auch von einem wichtigern, und in der Natur beider Geschlechter tiefer gegründeten Unterschied die Rede, der allerdings in dem früheren oder späteren Schaffen symbolisirt ist;) noch auch kann er glauben, dass P. so die erste Sünde auf Eva im Gegensatz von Adam zurückgeschoben habe, zumal auf so grelle Weise." Eben so unpaulinisch im Vergleich mit 1 Cor. 7 scheint ihm das, dass das weibliche Geschlecht durch Kinderzeugen selig werden solle. Zuletzt erinnert er uns noch einmal daran, „wie der Vf. stufenweise von seinem Gegenstande herunter gefallen sey, und ihn keinesweges abgehandelt, sondern nur aus der Hand habe fallen lassen." Kap. 3, 1—13 ist unstreitig Zusammenhang; allein V. 1—7 soll ganz von Tit. 1, 5—9 copirt seyn, nur einige Prädicate unter andere, dem Nachahmer geläufige Worte gefasst, ausser νεόφυτος nichts hinzugesetzt als einige schlechte Wiederholungen, und einiges aufgenommene nicht richtig verstanden, oder einer späteren Zeit angepasst, wie V. 2 μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ aus Tit. 1, 6, wo es bloss von der eigentlichen Polygamie zu verstehen sey, hier aber (vrgl. Kap. 5, 9) von der zweyten Ehe, und so auch V. 4, τέκνα ἔχοντα κ. τ. λ. aus Tit. 1, 6 τέκνα ἔχων πιστά, welche Vorschrift, dass ein Bischof nicht unchristliche Kinder habe, zu P. Zeit sehr nöthig gewesen, aber nicht später, und daher in unserem Briefe modificirt worden sey. (Indessen ist doch V. 5 und 7 originell und nicht ganz zu verwerfen.) Die Anfoderung an die Diakonen V. 8 ff. sey nichts als eine übelgerathene Wiederholung der Beschreibung des Bischofs. — „Nachdem er sich dreyzehn Verse hindurch gehalten, breche nun auch der Zusammenhang desto kräftiger hervor." (Zuweit scheint uns der Vf. zu gehen, wenn er tadelt, dass P. den Vorsatz habe

bald nach Epheſus zu kommen, der ſich nicht ſchicke zu den ins Blaue hinein gegebenen Vorſchriften, und wenn er auch das πῶς δεῖ ἐν οἴκῳ Θεοῦ κ. τ. λ. (V. 15) als eine ungenügende Überſchrift für Lehren, die dem Oberaufſeher einer Gemeine gegeben werden, verdächtig machen will.) Von V. 16 an werde alles loſe, und jede Verbindung ungewiſs, (was nicht zu leugnen). „Sollen wir dieſe Stelle noch als Anfang anſehen zu dem Schluſs: ſo ſteht ſie mit allem bisherigem in geringer Verbindung, oder als Anhang des folgenden im 4 Kap. abgehandelten: ſo will das — die grammatiſchen Schwierigkeiten abgerechnet — auch faſt gar nicht gehen,“ (was gut gezeigt wird). Nicht unwahrſcheinlich wird vermuthet, daſs dieſe Stelle aus einer ὁμολογία oder ſonſt einer ſymboliſchen Formel hergenommen ſey. — „Nachdem nun unſer Vf. ſeiner bisherigen Rede einen pathetiſchen Schluſs aufgeſetzt hat, ſo ſollte man denken, es müſſe nun etwas Neues angehen. Es fängt freylich auch die zweyte Hälfte des Briefes an Kap. 4; allein ſie behandelt mehr oder weniger die alten Gegenſtände. Hier ſind wir wieder bey Irrlehrern, allein bey was für welchen, das iſt die Noth zu beſtimmen.“ Der Vf. zeigt nun die Verwirrung der Stelle, beſonders wie das Zukünftige und das Gegenwärtige in V. 7 zuſammenlaufe, und erklärt ſich alles aus 2 Tim. 3, 1, ſo daſs der Nachahmer in P. Perſon vom Zukünftigen, in ſeiner eigenen aber unbewuſst vom Gegenwärtigen rede. Das loſe Anhängen von V. 9—11 an V. 8, das unbeholfene Wiederholen von παράγγελλε κ. τ. λ. V. 11 nach dem ταῦτα κ. τ. λ. V. 6, und wie ohne alle Gedankenverbindung das μηδείς κ. τ. λ. V. 12 folge, erklärt er alles aus Tit. 2, 11. 15. Das Folgende V. 13 ff. hat dem Vf. ganz die Phyſiognomie von 2 Tim. 3, 10. 14, und Kap. 4, 2. 5, wo die Stimmung und der Zweck des Apoſtels ſehr natürlich jene gehäuften Imperative herbeyführe, die an unſerer Stelle ſo wenig bedeutend ſeyen, und faſt nur als Lückenbüſser erſcheinen könnten; (eine wohl zu parteyiſche Anklage, da eine ſolche Ermahnung faſt an demſelben Platze wie 2 Tim. 3 ſteht).

Vom Kap. 5 geſteht der Vf., daſs es, freyer von Spuren des Ausgeſchriebenen und Nachgeahmten, bey weitem das meiſte Eigene enthalte. Aber auch hier findet er dieſelbe Nachläſſigkeit der Anordnung, daſſelbe Verlaſſen des Gegenſtandes und Zurückkehren zu demſelben; und er ſchlieſst daraus, der Vf. producire hier eben ſo wenig wie vorher. — Beyläufig glaubt er in V. 9, wo er mit Recht (doch nicht ungewöhnlich) das καταλέγεσθαι von dem Eintragen in das Verzeichniſs der Diakoniſſen verſteht, *entſcheidende* Spuren der ſpäteren Zeit zu entdecken, da man eine ſolche Einrichtung nicht ſchon in der apoſtoliſchen Zeit, zumal in einer erſt ſeit drey Jahren geſtifteten Gemeine, als beſtehend denken könne. (Indeſſen finden wir doch ſchon Röm. 16. 1 eine Diakoniſſe, und da die Einrichtung der Diakonen ſchon beſtehend war — nicht bloſs zu Jeruſalem (Act. 6), ſondern auch ſonſt (Phil. 1, 1): ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daſs auch bald die ähnliche der Diakoniſſen hinzugefügt wurde, wo dann der dem Vf. anſtöſsige Ausdruck καταλέγεσθαι ſich ſehr leicht darbot.) Die Anordnung betreffend, tadelt unſer ſtrenger Kritiker (hier vielleicht zu ſtreng), daſs, da dieſs Kapitel mit dem Betragen des Timotheus gegen Verſchiedene und unter verſchiedenen Umſtänden anfange und V. 17—20 wieder dahin gehöriges folge, dazwiſchen V. 9—15 recht *ad vocem* χήρα Vorſchriften über die Diakoniſſen eingeſchoben ſeyen, die eigentlich oben hingehört hätten, wo von den Älteſten und Diakonen die Rede war. V. 16 ſey Wiederholung von V. 8, und V. 22 wieder ein neuer Nachtrag die Anſtellung der Älteſten betreffend. V. 24. 25 verbindet der Vf. mit V. 23, der als Parentheſe zu auffallend wäre, und dieſe Verſe ſollen eine Beruhigung enthalten, wegen der Anſtrengungen des Timotheus, als deren Folge ſeine Kränklichkeit angeſehen werden ſoll, des Sinnes: „nicht alle guten Werke würden gleich offenbar durch Belohnungen, allein immer könnten ſie doch nicht verborgen bleiben.“ Über V. 22 ſagt der Vf.: „Der Mann muſs wohl gefühlt haben, daſs eine Particularität Noth that; wenn ſie ihm nur beſſer gerathen wäre!“ Allein warum miſsfällt ſie ihm? Recht brieflich-individuell ſcheint es uns, daſs hier auf einmal die ſorgliche Erinnerung an Timotheus Kränklichkeit den Zuſammenhang eines religiöſen Vortrags unterbricht; ſo wie es einem Freund gehen würde, dem die liebende Sorglichkeit nicht bis ans Ende des Briefes warten lieſse, nicht einem Nachahmer. — Im letzten Kap. findet der Vf. „eine rechte Fülle von Unzuſammenhang, von Wiederholungen, von gehäuften Formeln, die groſse Anſprüche machen und wenig beſagen, recht wie es denen gehe, die ohne Noth und Beruf reden, und eben weil ſie keinen rechten Zweck haben, auch das Ende nicht finden können; zumal unſerer, der aus den beiden Briefen, die er einmal vorzüglich im Auge habe, nicht genug anbringen könne und immer noch etwas nachzutragen finde.“ V. 1. 2 habe er aus Tit. 2, 9. 5 genommen, und von da ſpringe er auf Tit. 3, 9; denn anders laſſe ſich nicht erklären, wie er auf das ἑτεροδιδασκαλεῖν zum drittenmale komme. — Die folgenden Ermahnungen gegen die Habſucht ſeyen unſchicklich, da ein Mann, wie Timotheus, den P. auf ſolche Weiſe brauchte, deren nicht bedürfen konnte; und V. 11 ff. ſey aus 2 Tim. 2, 22 ausgezogen, woher man ſich am beſten die ſchlechte Redensart ἐπιλαβοῦ κ. τ. λ. (V. 12) erklären könne. Die wunderliche Anrede ὦ ἄνθρωπε Θεοῦ ſey vielleicht aus Miſsverſtändniſs von 2 Tim. 3, 17 entſtanden. Wenig bedeutend ſeyen die hier gehäuften Imperative, in jenem Briefe natürlich; ohne Veranlaſſung die Beſchwörung V. 13 nach 2 Tim. 4, 1, und wenig mit ihr zuſammenhängend die prächtige Doxologie V. 15 f., die der Vf. aus einem Hymnos entlehnt glaubt. V. 17 ſpringe der Briefſteller wieder auf V. 10 zurück, wo ihn die unzeitige Ermahnung an den Timotheus unterbrochen habe. Der Anfang von V. 20

sey offenbar aus 2 Tim. 1, 14 entlehnt, nur sey das παραθήκη räthselhaft gemacht. Der Brief schliesse mit einer Spur späterer Zeit, der γνῶσις, die nicht im paulinischen Sinne, sondern als rhetorische Künsteleyen zu verstehen sey; die unmittelbaren Schüler des Apostels aber hätten wohl nicht auf dem Wege einer schlechten Rhetorik seyn können; (allein sie davor zu warnen, konnte zeitgemäfs seyn, wie vor den μωραῖς ζητήσεσι Tit. 3. 9.) „Wenn unser Brief, sagt der Vf. am Ende der Untersuchung, auch noch weit länger wäre, so könnten sich nicht mehrere Kennzeichen des Zusammengetragenen und Untergeschobenen vereinigen, oder stärker heraustreten, oder sich schneller wiederholen, als wir hier überall gefunden haben, die häufige äussere und wörtliche Übereinstimmung neben der inneren Verschiedenheit der Sprache, in der Behandlungsweise, in der Denkungsart, das ängstliche Bestreben, wenn auch nur durch Rede von sich selbst als Paulus zu erscheinen, mit dem gänzlichen Unvermögen, einen wirklichen Moment des paulinischen Lebens treffend zu ergreifen, oder irgend eine von den grofsen Ideen des Paulus auf eine ihm eigenthümliche Art durchzuführen, vielmehr den gänzlichen Mangel an Haltung, der sich so leicht erklärt aus dem Mangel des inneren Berufs gerade dieses zu sagen, und aus dem aufgefundenen Gange der zusammentragenden Nachahmung; bey allem Eigenem endlich die merkliche Verschiedenheit des Sprachvorrathes und die nicht undeutlichen Spuren späterer Zeit."

Mit Recht enthält sich Hr. *Schl.*, etwas Positives über den Brief zu bestimmen; indessen denkt er sich, dafs ein christlicher Lehrer in der Gegend, wo Tim. gelebt habe, diesen Brief unter paulinischer Firma schrieb, um gewissen Lehren desto mehr Eingang zu verschaffen, die das Eigene des Briefes sind, nämlich „die sehr zweckmäfsige Gesetzgebung über den Wittwenstand, und die sehr wohlgemeinte und heilsame Polemik gegen die nur allzuzeitig entstandene Überschätzung der Jungfrauschaft und des ehelosen Standes überhaupt. Da nun diese sich auf misverstandene paulinische Aussprüche zum Theil stützte: so war es um so verzeihlicher für den, welcher überzeugt war, diess sey nur ein Missverstand, wenn er den Widerspruch dagegen demselben Apostel in den Mund legt." Überhaupt sucht der Vf. der Achtung des Briefes nichts zu nehmen, und die Lehre desselben als ächt paulinisch und christlich zu vertheidigen. „Unser Vf. sagt nichts, wovon man nicht wünschen müsste, dafs die Kirche sich immer daran gehalten hätte."

Gegen die so trefflich durchgeführte Hypothese der Nachahmung und Fiction unseres Briefes spricht, aufser den beyläufig geäufserten Zweifeln, die Unwahrscheinlichkeit, dafs ein so einfacher, ungeübter und harmloser Schriftsteller so viel *Kunst* gebraucht haben sollte, nicht nur eine historische Situation (Kap. 1, 3), sondern auch andere Specialitäten (Kap. 3, 14), besonders aber den Rath, *etwas Wein zu trinken* (Kap. 5, 23) zu fingiren, und überhaupt so ängstlich den Styl und die Gedanken des Paulus nachzuahmen. Die Kritik anderer untergeschobener Schriften aus dieser Zeit und Classe hat nicht die feine Anatomie nöthig, welche der Vf. an diese angewendet hat; man betrachtete in jenen Zeiten die Schriften nicht mit kritischen Zweifeln, ein Unterschieber hatte also auch nicht nöthig, sich dagegen vorzusehen. Sodann: wenn das oben angegebene der Zweck des Vfs. war, warum irret denn vorher und nachher seine Rede so zwecklos umher, warum eilet er nicht darauf zu, warum überläfst er sich vorher einem so sorglosen Unzusammenhang (wie gleich die Parenthese Kap. 1, 5 ff. ein Beyspiel giebt) und dann, nachdem er am Ziele angelangt, warum hält er sich so kurz dabey auf? — Diese Zwecklosigkeit stimmt sehr übel mit den künstlichen Fictionen, deren man ihn sonst beschuldigen müsste, und die auf sehr viel Überlegtheit und Absichtlichkeit schliessen liessen. Und sollte er die historischen Data erdichtet, oder aus der Tradition geschöpft haben? Diess letztere aber ist nicht wahrscheinlich von dem so Particulären, die Kränklichkeit des Timotheus und sein diätetisches Verhalten betreffend; und zum reinen Erdichten scheint der Vf. zu unschuldig.

Sollten diese und die anderen beyläufig beygebrachten Einwürfe und Zweifel nichts vermögen gegen die zahlreichen, so wohl geordneten und concentrisch wirkenden Gründe des Bestreiters unseres Briefes, wie es wohl zu befürchten steht: so will Rec. sich vorbehalten haben, einer der ersten zu seyn, der Hn. *Schl.* beytritt. Diese Verwerfung des 1 Briefes an Timotheus ist in der Geschichte der alt- und neutestamentlichen historischen Kritik das erste Beyspiel, wo der erste Gedanke und der vollständige Beweis in Einem Schlage zusammentrifft.

n.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Heidelberg*, b. Mohr und Zimmer: *Geist und Würde des christlichen Religionslehrers.* Eine Rede, als Einleitung zu homiletischen Vorlesungen. Von Dr. *Johann Ludwig Ewald*, kurbadisch. Kirchenrath und ordentl. Professor der Theolog. in Heidelberg. 1806. 24 S. in 8. (8 Gr.) Eine zwar mit vieler Wärme und Gemüthlichkeit geschriebene, aber sich nicht viel über den gewöhnlichen Kanzelton erhebende, dem Titel eben so wenig, als der Bestimmung zu einer Einleitung zu homiletischen Vorlesungen entsprechende Rede. In einer solchen Einleitung sollte hingewiesen seyn auf das erhabene, umfassende, höchst schwierige und wichtige Geschäft des praktischen Religionslehrers, als Wissenschaft, oder vielmehr als Kunst betrachtet — denn zu Jüngern dieser Kunst wird ja geredet von dem Meister; aber mit der wissenschaftlichen Ansicht hat der Vf. nichts zu thun: sein Hauptzweck ist, seinen Zuhörern die Wahrheit eindringlich zu machen, dafs der Religionslehrer das selbst seyn müsse, wozu er Andere bilden solle. Ein geistlicher Ephorus mag bey der Einführung eines Predigers einen solchen Vortrag halten; nur wird er, wenn er Einsicht und ächte Praxis hat, sich doch nicht in solchen Allgemeinheiten herumdrehen.

P — ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen gemeinen Processes*, von *Christoph Martin*, der Rechte D. und ord Prof. zu Göttingen. Zweyte bedeutend veränderte und verb. Auflage. 1805. 458 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dass dieses Lehrbuch auf einer der besuchtesten deutschen Universitäten erschien, wo das Zusammentreffen vieler Studirenden den Absatz erleichterte, war nicht der Grund allein, der die zweyte Auflage so bald herbeyführte, sondern hauptsächlich der innere Werth desselben, der es bald in die Hörsäle anderer Universitäten einführte, und jeden, dem das Studium des Processes Vergnügen gewährte, auf dasselbe aufmerksam machte. Die Anordnung des Buchs geht den natürlichen Weg, dass allgemeine Wahrheiten den besonderen Sätzen und der Ausführung der einzelnen Materien vorangeschickt sind. Weniger war diess in der ersten Auflage der Fall, wo auf den Begriff des Processes sogleich die Lehre von den streitenden Theilen folgte, da hingegen in der neuen Auflage die Grundbegriffe der ganzen Processtheorie und die wesentlichen Bestandtheile derselben sehr richtig voraufgeschickt sind, auch der Gegenstand des Processes früher entwickelt wird, ehe der Vf. das Subject des Processes naher bezeichnet. Durch Bekanntschaft mit diesen allgemeinen Begriffen wird der Praktiker gegen manchen Missgriff gesichert, der Richter insbesondere übersieht die Sache mit grösserer Bestimmtheit, und die Parteyen werden gegen vergebliche Kosten und unnöthige weitläuftige Erörterungen verwahrt. Sodann wendet sich der Vf. zu den Mitteln der Rechtsverfolgung, den Klagen, Einreden, Provocationen und vorbereitenden Gesuchen, und geht ferner auf das Verfahren bey der Rechtsverfolgung selbst über. Dieses wird zuerst im Allgemeinen, und hierauf im Besonderen vorgetragen, eine Eintheilung, die freylich für denjenigen, welcher die Sache bereits kennt, sehr viel Interesse hat, indem sie ihn zu einem höheren Standpuncte hebt, von wo aus er das Einzelne zum Ganzen besser vereinigen, und die Grundsätze seiner Wissenschaft in einer grösseren Klarheit erblicken kann, die aber für den Zweck eines Lehrbuchs weniger passt, indem darin Wiederholungen so viel möglich vermieden, und rechtliche Wahrheiten im Zusammenhange, und ohne alle Zerstückelung vorgetragen werden sollen, welcher Zweck nach diesem Plane des Vfs., der hier für ein *Lehrbuch* etwas zu sehr systematisirt, nicht erreicht wird. So enthält z. B. §. 101 der neuen Auflage einige allgemeine Sätze über den Beweis, und die Aufzählung der Beweisgründe, und §. 102 eine Aufführung der eigentlichen Beweismittel, die unseres Dafürhaltens besser an dieser Stelle ganz weggeblieben, und bey §. 167. wo vom Beweisverfahren die Rede ist, richtiger vorgetragen wären; dadurch würde die Sache weniger zerstückelt, und dem Lehrer die Zurückweisung auf bereits vorgetragene Sätze, welche jederzeit mit Widerholung verknüpft ist, erspart seyn. Ganz dasselbe gilt vom §. 103 und 104, wo einige allgemeine Sätze über die Rechtsmittel und die Executionsinstanz vorgetragen sind, die hier nicht zureichen, und da, wo von diesen Lehren hauptsächlich die Rede ist, eine bessere Stelle erhalten haben würden. Rec. giebt zu, dass einzelne, in diesem Abschnitte vorgetragene Materien, weil sie in verschiedene Theile des Processes eingreifen, abgesondert werden müssen, wie z. B. die Lehre vom Ungehorsame, von der Bekanntmachung der Decrete (§. 114. 124—126), und dass sie weder allein bey der Klage vorkommen, noch auch am Ende des Lehrbuchs stehen dürfen: indess fliesst daraus noch nicht die Nothwendigkeit, wegen dieser allgemeineren Lehren, für die sich gewiss ein anderer, mit dem Ganzen in Verbindung stehender Platz finden liesse, nun die ganze Lehre vom Verfahren im Processe im Allgemeinen und im Besonderen vorzutragen. — Das besondere Verfahren (§. 130) theilt der Vf. ein in das Verfahren ausser dem förmlichen Concurse und in den Concursprocess. Wir vermissen hier einen richtigen Theilungsgrund; zugleich geht hervor, dass der Vf., da er zu dem ersteren Verfahren sowohl die Lehre vom ordentlichen, als summarischen Processe rechnet, den Concursprocess als ein ganz abweichendes, weder zu dem ordentlichen, noch dem summarischen Processe zu zählendes Verfahren betrachte, das man aber mit der älteren Auflage dieses Lehrbuchs richtiger zum summarischen Processe zählt, da die Natur der Sache, wegen der Mehrheit der zusammentreffenden Foderungen, der vielen, dieser Processart eigenthümlichen, die Beendigung der Streitigkeiten aufhaltenden Handlungen, eine Beschleunigung in allen den Abschnitten durchaus befiehlt, wo sie nur irgends möglich ist. Mag auch, wie dem Rec. aus der Praxis sehr wol bekannt ist, an vielen Orten dieser Satz nicht beobachtet werden, so ändert diess doch die eigentliche Natur der Sache nicht ab, vielmehr muss der Rechtslehrer immer dahin wirken, dass dergleichen Abweichungen vermieden, und

nach und nach aus den Gerichtshöfen verbannt werden. Dass übrigens im Concursprocesse ganz eigenthümliche Handlungen vorkommen, macht diese Processart noch nicht zu einer Verfahrungsart, welche sowohl dem summarischen, als dem ordentlichen Processe entgegenzusetzen ist, da auch andere summarische Processe Eigenthümlichkeiten haben, und die grössere, oder geringere Anzahl derselben keinen Theilungsgrund abgiebt. — Das Verfahren ausser dem Concurse zerfällt bey dem Vf. in den ordentlichen, und den summarischen Process, und er lässt, nachdem er von jenem das erste Verfahren und das Beweisverfahren vorgetragen hat, das Verfahren im summarischen Processe folgen, wogegen an und für sich nichts zu erinnern wäre. Allein da nunmehr erst die Lehre von der Executionsinstanz und sodann die Theorie der Rechtsmittel folgt, so scheinen auch diese beiden Lehren, wenigstens der Übersicht nach, sowohl dem ordentlichen, als dem summarischen Processe anzugehören, welches doch nicht in jeder Rücksicht des Vfs. Meinung ist, und seyn kann. Richtiger scheint uns daher die gänzliche Absonderung der summarischen Processe von dem ordentlichen Processe in der ersten Ausgabe dieses Lehrbuchs zu seyn. Rec. will damit keineswegs behaupten, dass die Theorie der summarischen Processe nicht in das Lehrbuch gehöre, wiewohl bey der grossen Verschiedenheit dieser Rechtslehre auch eine ganz abgesonderte Bearbeitung nicht fehlerhaft ist; nur müsste sie eine Hauptabtheilung, und nicht bloss Unterabtheilung seyn, vielmehr bemerkt Rec. ausdrücklich, dass der Umfang des Lehrbuchs sehr richtig bestimmt ist, da weder die freywilligen Gerichtshandlungen, noch der peinliche Process in ein Lehrbuch des bürgerlichen Processes gehören.

Die Darstellung der einzelnen Materien ist überall mit Ordnung, kurz, aber doch durch Hinweisung auf ausführlichere Abhandlungen sehr vollständig geschehen; nur liesse sich hin und wieder, wenn auch bey einer solchen Kürze einige Dunkelheit nicht zu vermeiden ist, derselben doch einigermassen durch andere Wendungen vorbeugen, wie es denn dem Anfänger, der nicht alle Bücher besitzt, die zu näherer Erläuterung in den Noten aufgeführt werden, wenigstens so sehr als möglich erleichtert werden muss, das Lehrbuch zu verstehen. Der Vf. behauptet §. 58, dass, wenn eine untere Instanz ganz verbeten wird, das Obergericht alsdann in der Hauptsache competent sey, und darin das Erkenntniss fällen könne. Allein diese Meinung lässt sich aus den dafür angeführten Gesetzen nicht rechtfertigen, und sie ist auch nach der Natur der Sache nicht zu vertheidigen, da die erste Instanz keiner Partey willkührlich entzogen werden kann, vielmehr sie auch darauf eben so gut ein Recht hat, als auf die einzelnen Mittel ihrer Rechtsvertheidigung. Beyläufig bemerkt Rec. noch, dass der Vf. in diesem §. von der Verbittung des Richters im Allgemeinen und dem Eide des Misstrauens handelt, und erst in der Lehre von den Zwischenhandlungen §. 287 angiebt, wie die Parteyen sich zu verhalten haben, wenn sie von diesen Befugnissen Gebrauch machen wollen. Dafür lässt sich freylich in systematischer Hinsicht anführen, dass in der ersten Stelle von dem Rechte der Partey zur Verbittung, und in der letzteren von der Art, diess zu bewerkstelligen, gehandelt sey; allein für den Zuhörer entsteht dadurch gewiss kein Überblick über diese ganze Lehre, und der Lehrer wird an der letzten Stelle genöthigt, noch einmal dasjenige zu wiederholen, was früher vorgetragen ist. Dasselbe findet nach des Rec. Meinung §. 61 Statt, wo von der Actenversendung die Rede ist, welche §. 288 in der Lehre von den Zwischenhandlungen insofern wieder abgehandelt wird, als darin die dabey Statt findende Verfahrungsart vorgetragen wird. Wer wünschte nicht lieber beide Paragraphen vereinigt zu sehen, um nicht an zwey verschiedenen Orten von einer und derselben Sache reden zu müssen? §. 81 wird Klage und Einrede so definirt, dass sie eine *Befugniss* enthielten, die Verurtheilung seines Gegners, oder dessen Abweisung zu verlangen. Allein der Ausdruck: *Befugniss*, zeigt nur etwas Subjectives an, wogegen in wissenschaftlicher Hinsicht nur objective Definitionen gegeben werden dürfen. Wenn man von einer Person sagt, dass ihr eine Klage oder Einrede *zukomme*, so gesteht man ihr eine Befugniss zu, die Verurtheilung oder Abweisung des Gegners zu verlangen; allein Klage und Einrede sind nur die Rechtsmittel, auf deren Gebrauch jene Person eine Befugniss hat. Selbst der Ausdruck: *Jus persequendi in judicio, quod sibi debetur*, in dem vom Vf. angeführten *Pr. I. de actionibus* ist nicht von einer Befugniss, sondern von einem Rechtsmittel zu verstehen; und wäre diess auch nicht die Meinung des Gesetzes, so würde doch die gesetzliche Definition in wissenschaftlicher Hinsicht keinen Werth haben. — Die Lehre von den Processkosten ist gleich Anfangs §. 37, bey der Bestimmung der gegenseitigen Rechte und Pflichten der Parteyen sehr kurz vorgetragen. Bis dahin war von den Handlungen im Processe selbst noch gar nicht die Rede, und doch lässt sich diese Lehre nicht anders genau erörtern, als wenn man die verschiedenen Verhältnisse kennen gelernt hat, unter welchen von einer Kostenerstattung die Frage seyn kann. Rec. glaubt daher, dass die Theorie der Processkosten nicht eher folgen könne, als nachdem bereits das Beweisverfahren abgehandelt ist, und die Rechtsmittel vorgetragen sind, um auch die dadurch verursachten Modificationen des Kostenpuncts deutlich darstellen zu können.

s. t. u.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch des deutschen gemeinen peinlichen Rechts*, vom Professor *Dabelow*. 1807. X und 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Feuerbachs Scharfsinn und überredende Darstellungskunst hat der Meinung: dass das Strafrecht des Staates *durch Androhung begründet werde*, einige Jahre lang eine gewisse Herrschaft über die übrigen davon aufgestellten Theorien, so wie dem Lehrgebäude dieses denkenden Kopfes überhaupt ein Ansehen zu verschaffen gewusst, als es *Carpzov's* Schriften bey

Lebzeiten ihres Verfassers gehabt haben mögen. In der That konnte nicht mehr geschehen, als wirklich geschah, da ein mit vieljähriger Erfahrung ausgerüsteter Mann, der verdiente *Meister*, sein System (*Princ. jur. crim. edit. IV. Goetting* 1802.) dem Feuerbachischen sofort accommodirte, der erste Ausbildner der Präventionstheorie, *Stübel*, seinen Glauben verliess und sich öffentlich zu dem Feuerbachischen bekannte, die Meisten in ihren criminalistischen Abhandlungen voll des Lobes waren, und was sie formten, nach Feuerbach formten, zuletzt auch Advocaten den Ruhm, mit der Wissenschaft fortgeschritten zu seyn, durch ein Citat aus Feuerbachs Revision zu erringen wähnten. Unter diesen Umständen scheint es nur der Kraft der Wahrheit verdankt werden zu müssen, dass sich die Systeme von *Grolman*, *Klein*, *Kleinschrod* und *Tittmann* während dieser Zeit auf ihren Plätzen erhalten haben. Hier und da zeigte sich diess in periodischen Schriften und kleineren Abhandlungen, und es verstärkte das von der Praxis geleitete Vertrauen nicht wenig, als *Grolmann* bey der zweyten Auflage seines Systems (1805) seine frühere Theorie von der Begründung des Strafrechts, nicht nur nicht verliess, sondern sogar als das Resultat einer wiederholten strengen, und mit genauer Untersuchung der Feuerbachischen Sätze angestellten Prüfung, verkündete. Dieser Schritt eines Mannes wie *Grolman*, dessen Scharfsinn sich in allen seinen Schriften eben so laut ausspricht, als seine ächt juridische Gelehrsamkeit und praktischer Blick in demselben sichtbar ist, musste jene Folge umsomehr herbeyführen, je anspruchloser seine Sprache ist, und jemehr er stets das: *suum cuique* vor Augen hat. Auch Feuerbachs Schüler und Anhänger fingen an andere Systeme häufiger zu benutzen, wie z. E. *Salchow*, (*Darstellung der Lehre von Strafen und Verbrechen. Jena* 1804 u. 1805.), ob sie gleich ihrem Lehrer in der Herleitung des Strafrechtes treu blieben. In dem vorliegenden Lehrbuche tritt nun wieder ein Mann gegen die Theorie von der Gründung des Strafrechts *durch Androhung* auf, dessen vieljährige Erfahrung im Spruchcollegio schon ein gereiftes und geprüftes Urtheil vermuthen lässt; und so scheint es dahin kommen zu wollen, wohin es zur Vollendung einer Wissenschaft kommen muss, dass das Prüfungsgeschäft durch keine Autorität gehindert und eines jeden Systems nach dem Verhältnisse benutzt wird, in welchem es Neues und Gutes für die Wissenschaft geschaffen hat, wo man dann *Klein* und *Kleinschrod's* praktische Ansichten, *Grolmans* überall herrschende scharfe Bestimmungen, und *Tittmanns* genauere Entwickelung und Charakterisirung der einzelnen Verbrechen, neben *Feuerbachs* scharfsinnigen und gehaltreichen Bemerkungen stets verfolgen, die Verdienste *Cremani's*, *Gmelin's*, *von Globig* und *Huster's*, *Koch's*, *Meister's*, *Quistorp's*, *Renazzi's*, *von Soden's*, *Stelzer's* und *Stübel's* nicht vergessen oder hintenansetzen, und die neueren Bemühungen in dem Archive des Criminalrechts und anderen einzelnen und periodischen Schriften, nicht übersehen wird.

Ausser den Gründen, welche schon *Grolman* und *Tittmann* (neuerlich auch in seinem Handbuche des peinlichen Rechts) gegen *Feuerbachs Theorie von der Androhung der Strafe*, aufgestellt haben, und welche Hr. *Dab.* auf eine eingreifende und bündige Art ebenfalls vorträgt, bedient er sich auch noch eines anderen Grundes, welchen Hr. *Feuerbach* um so mehr gelten lassen wird, je mehr er dessen Behauptungen von dem Ansehen der Gesetze über den Richter und Rechtsgelehrten entspricht. Er zeigt nämlich im 1 § der Einleitung, und im 5 § des allgemeinen Theiles, dass das natürliche Strafrecht ohne vorgängige Androhung einer Strafe auch desswegen angenommen werden müsse, *weil die Gesetzgebung von demselben ausgehe.* In der That darf man die deutschen Criminalgesetze nur flüchtig durchlaufen, um überall Spuren davon gewahr zu werden, und selbst der Anklageprocess, wie ihn die Halsgerichtsordnung (oder, wie man ziemlich unschicklich sagt, — wie ihn *Carl*) bestimmt, ist Beweis davon. Die Gründung des Strafrechtes auf das natürliche, auch ohne Staat jedem Menschen zustehende, Recht ist daher die erste charakterisirende Eigenschaft dieses Lehrbuches. Es trennt auch die in dem Strafrechte des Staats gegründeten Befugnisse genau von dem Befugnisse des Richters und seiner Verbindlichkeit bey der Anwendung der Strafgesetze. Daher spricht der Vf. den Staat von der Pflicht, sich an die angedrohte Strafe zu halten, im 7 § der Einleitung frey, und schränkt sie bloss auf den Richter ein, der an das Strafgesetz gebunden sey. Diese Grundsätze verfolgt der Vf. sehr consequent durch das ganze Lehrbuch. Übrigens glaubt Rec. hier der Mühe, auf die kleinsten Umstände einzugehen, um so mehr überhoben seyn zu können, je bekannter die Methode des Vfs. aus seinen übrigen Schriften ist. Er begnügt sich daher hier nur zu bemerken, dass diess Werk die Eigenschaften eines Lehrbuchs insofern vollkommen besitzt, wiefern der Vortrag desselben kurz und bestimmt, die Anordnung der Materien natürlich, und der Inhalt selbst zweckmässig und gut gewählt ist. Der Vf. ist dabey sehr unparteyisch, redet manchen bisher verlassenen Sätzen das Wort, kümmert sich überhaupt nicht um das Neue oder Alte, sondern sucht nur das Wahre zu verfolgen. Ungern sah es Rec. dass in Rücksicht der Literatur auf *Grolman* und *Feuerbach* verwiesen worden ist. Jener hat dieselbe nicht vollständig aufführen wollen, und der Literatur in dem Lehrbuche des letzteren, geht die literarische Genauigkeit ab. Unter der Rubrik: Vorkenntnisse, handelt der Vf. vom Strafrechte des Staats und der bürgerlichen Strafe, geht dann zu der Deduction, Begriff und Umfang des Criminalrechtes über, und liefert hierauf die Regeln von der wissenschaftlichen Entwickelung des peinlichen Rechts. (Dass die Methodologie in ein Lehrbuch gehöre, hat Rec. sich nicht überzeugen können.) Nach den allgemenen Grundsätzen kömmt der Vf. zu dem deutschen gemeinen peinlichen Rechte, wo er zuerst wieder eine Einleitung vorausschickt, welche von dem Begriffe, Quellen und Hülfsmitteln dieses Rechtstheiles handelt, und die obersten Grundsätze desselben darlegt. Der Vf. hält die Vervielfachung der Abtheilungen für

schädlich daher hat er das Ganze sehr einfach in einen allgemeinen, und einen besonderen Theil und in den Criminalprocess eingetheilt. In dem allgemeinen Theile sind bloss zwey Abtheilungen enthalten, deren erste von Verbrechen und Strafen, die zweyte von den Strafgesetzen handelt. (Die Lehre von der Zurechnung, den Gründen der Schärfung und Milderung der Strafe u. s. w. scheint Rec. nicht recht unter die letzte Rubrik zu gehören, unter welcher Hr. *D.* diese Lehren aufführt.) Der besondere Theil zerfällt in zwey Bücher. Erstes Buch. Von den eigentlichen Verbrechen: I) gemeine Verbrechen, 1) gegen die Rechte der Einzelnen, als Körperverletzung, Freyheitsbeeinträchtigung, Ehrverletzungen, und blosse Beleidigungen, Vermögensbeeinträchtigung aus und ohne Gewinnsucht, Verletzung der Verträge, Brandstiftung, verursachte Überschwemmung, Fälschung, Betrug, Gewaltthätigkeit und Verbrechen gegen moralische Personen; 2) gegen die Rechte des Staates, als Majestätsverbrechen, Verbrechen gegen einzelne Zweige der Staatsgewalt, Verbrechen gegen die Rechte anderer moralischer Personen; II) besondere Verbrechen und zwar der öffentlichen Beamten, namentlich Bestechung und Unterschlagung öffentlicher Gelder. Zweytes Buch, Policeyverbrechen, als Fleischesverbrechen, Bigamie, Concubinat und Gewissensehe, Zinswucher, Dardanariat und Kauf der Früchte auf dem Halme. (Gegen die Verständlichkeit der Entwickelung des Wesens der einzelnen Verbrechen stösst diese Classification nicht an; doch würde es wohl dem Wesen derselben selbst angemessener gewesen seyn, einigen von ihnen einen anderen Platz anzuweisen, z. B. der Unfruchtbarmachung, die hier bey der Lehre vom Kindermorde steht, den Münzverbrechen, welche als Betrügereyen dargestellt sind, und der Nothzucht, welche der Vf. unter die Fleischesverbrechen gesetzt hat. Auch hätte die Lehre von der Nothwehr wohl einen anderen Platz, als bey der Lehre von den Verbrechen gegen das Leben erhalten sollen, zumal der Begriff derselben die Hervorbringung einer Tödtung gar nicht fodert. In Rücksicht des Charakters der einzelnen Verbrechen scheint der Verfasser seine Vorgänger nicht hinlänglich benutzt zu haben; indessen ist er doch darin weit genauer, als *Koch*, *Quistorp* und Andere. Auch lässt sich in dem Cataloge der Verbrechen mancher Zusatz machen, z. B. bey den Verbrechen gegen den Staat und bey den besonderen Verbrechen. Selbst wenn der Vf. auch die Verbrechen der Soldaten mit Recht übergangen haben sollte, so blieben doch bey den Verbrechen der öffentlichen Beamten Verletzung der Amtsverschwiegenheit, Concussion, Verlassung des Amtes und andere dergleichen Handlungen übrig, welche mit eben dem Rechte auf eine besondere Aufstellung Ansprüche machen konnten, als Bestechung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, von welchen der Vf. allein spricht.) In der ersten Abtheilung des Criminalprocesses handelt der Vf. von dem Wesen des Criminalprocesses überhaupt, von den peinlichen Gerichten, dem Gerichtsstande, dem wesentlichen Theile des Criminalprocesses, von den Mitteln des Richters, den Angeschuldigten seiner Gewalt zu unterwerfen, von der Untersuchung und Beweisführung an sich, d. i. abgesehen von den verschiedenen Formen des Anklage- und Inquisitionsprocesses, von der Vertheidigung des Angeschuldigten und von den richterlichen Verfügungen, Urtheilen und deren Vollziehung. In der zweyten Abtheilung wird der Gang des Criminalprocesses, und zwar des Anklage- und Inquisitionsprocesses selbst, dargelegt und darauf von den Criminalkosten und den Gründen, welche den Criminalprocess ausschliessen, gehandelt. — Bey dem Vortrage über diesen Theil des Lehrbuchs, wird das processualische Verfahren in seiner Folge und seinem Zusammenhange noch genauer zu bezeichnen seyn, denn offenbar wird es dem Ununterrichteten aus der hier gelieferten Zeichnung schwerlich deutlich genug seyn. — Den S. 40 zur Zugabe versprochenen Entwurf einer criminalistischen Literärgeschichte hat Rec. eben so mit Bedauern vermisst, als er sich im gleichen Grade über das Daseyn dieses neuen Lehrbuches, als einen sehr schätzbaren Beytrag zur Literatur des Criminalrechts gefreuet, hat.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Rostock*, in Comm. b. Stiller: *Die Unruhen in Göttingen* in Hauptbezug auf *Ludwig Spangenberg.* 1806. XVI u. 103 S. 8. (12 Gr.) Hr. *Sp.* gehört bekanntlich zu denen, die als die Rädelsführer bey den Unruhen in Göttingen (im December 1805) öffentlich genannt wurden. Seine Mitbeschuldigten haben Verzeihung erhalten: Er nicht. Er glaubt, es sey ihm Unrecht geschehen, und hält es für Pflicht, seiner Ehre, seiner Zukunft, seiner theuersten Verhältnisse wegen, sich zu vertheidigen, und zu beweisen, dass man nicht nach Gerechtigkeit mit ihm verfahren, dass, was im jugendlichen Leichtsinn gefehlt seyn möge, noch kein Verbrechen sey, und nicht von einem schlechten Charakter zeuge. Dazu ist diese Schrift. Sie liefert zuerst eine Vorstellung an den Grafen von Schulenburg-Kehnert, der damals an der Spitze der hannöverschen Regierung stand. Diese Vorstellung enthält zugleich eine Erzählung des Hergangs der Sache, die freylich anders klingen würde, wenn sie von der anderen Seite gegeben wäre Weil die vorige hannöversche Regierung versprochen hatte, dass auf die frühere untadelhafte Aufführung der sogenannten Rädelsführer die grösste Rücksicht genommen werden sollte: so fügt Hr. *Sp.* mehrere sehr vortheilhafte Zeugnisse von Lehrern aus Halle und Göttingen hinzu. Der Graf weiset das Verlangen des Hn. *Sp.*, die Sentenz gegen ihn und die Relegation aufzuheben, zweytens, ab, weil die Sache völlig abgemacht sey unter der vorigen Regierung, kann aber nicht unterlassen, dem Hn. *Sp.* eine Weisung zu geben. Hr. *Sp.* macht darüber, drittens, Bemerkungen, in welchen er es mit Recht tadelt, dass der Graf, da er, nach seinem Geständnisse, nicht richten könne, ihm seine Vergehung bemerklich zu machen suche, wälzt aber alle Schuld von dem Grafen hinweg auf den Referenten. Darauf folgen viertens aphoristische Bemerkungen über die Unruhen in Göttingen: wer Schuld daran sey; ob sie einem Orden zuzuschreiben; Wie er dazu gekommen, Antheil zu nehmen; Woher die ungünstige Stimmung des Senats. — Endlich folgen noch einige Zeugnisse von Professoren in Rostock, wo Hr. *Sp.* nach jenen Unruhen studirte, die nicht minder vortheilhaft sind, als die früheren. — Wir begnügen uns mit dieser Anzeige und lassen den Inhalt der Schrift ganz auf sich beruhen. Der Ton ist zuweilen sehr leidenschaftlich, welches, wenn Hr. *Sp.* so von dem Gefühl, dass ihm Unrecht geschehen, durchdrungen ist, wie es scheint, freylich leicht erklärt werden kann, aber der Schrift nicht zum Vortheil gereicht. Im Übrigen haben wir seine Bekanntschaft nicht ungern gemacht, und wünschen, dass die Art, wie er der Welt bekannt geworden ist, auf sein künftiges Glück keinen ungünstigen Einfluss haben möge.

F. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 NOVEMBER, 1807.

MEDICIN.

Leipzig, b. Crusius: *Supplementa ad anatomiam et physiologiam potissime comparatam* edita a *Car. Hen. Dzondi*, Phil. et Med. Dr. Phil. Facult. Assess. ord. et Biblioth. Univ. Viteberg. Cum III Tab. aeneis. 1806. VIII u. 94 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Von dieser Schrift kann man nichts anderes als Gutes sagen, auch wenn alles, was sie enthält, unrichtig wäre. Wie selten sind die Männer, welche sich einen Gegenstand so angelegen zu bearbeiten wählen, wie Hr. *D.*, besonders einen solchen, der der erste aller Physiologie seyn, der durch so zahlreiche Wiederholungen untersucht werden muss, als es in dieser Schrift wirklich geschehen ist! Der Vf. hat die interessantesten Organe des Foetus ergriffen, und sie auch auf den Zweck bearbeitet, der erreicht seyn muss, ehe man etwas weiter von der Bestimmung der Hüllen des Fötus redet. Es sind in dieser Schrift Probleme zur Sprache gekommen, die zwar der Vf. selbst nicht ahndet, welche aber ein grosses Feld öffnen, auf dem sich der Anatom und Physiolog allein seine Ärndte versprechen darf, so er es thätig und mit offenem Blick bearbeitet. Wenn der Vf. so fortfährt, wie er angefangen, wie er versprochen, und wie die Gelehrten von ihm wünschen dürfen, so mag er mit einer der ersten seyn, welche der Bedeutung der Allantois, ihrer Anhängsel, und der *Vesicula umbilicalis* Kraft geben. Rec. weiss es, was erfodert wird, die Versuche anzustellen, welche Hr. *D.* gemacht hat, er bewundert diese Unermüdbarkeit in Hinwegräumung der Hindernisse bey dem Verschaffen der Foetus, die Unverdrossenheit in zahlloser Wiederholung desselben Experiments, die Geschicklichkeit der anatomischen und chemischen Kunst, und ehrt die gute Absicht desselben, die sich nur nach Wahrheit sehnt, wenn sie auch gleich oft nicht erreicht worden. In der Voraussetzung, dass der Vf. und das Publicum aus dem Gesagten schon erkannt haben, welch bedeutender Werth dieser Schrift eingeräumt werde, wird Rec. wenig mehr von dem Trefflichen berühren, sondern nur von dem, was dem Vf. noch unerreicht geblieben, oder wovon er das Unrechte als Rechtes hinstellt; und zwar, weil dieser Gegenstand der wichtigste der Physiologie ist, und es den Ärzten daran liegen muss, ihn entschieden zu wissen, wird er ganz streng alles behandeln, und überall die Momente angeben, auf welche es bey der Untersuchung ankömmt.

Die Schrift zerfällt in drey Theile: 1) Geschichte der Allantois in Thieren und Menschen, ihres Liquors, des Urachus und des Nabelbläschens; 2) Anatomie dieser Theile, und 3) ihre Physiologie.

Die Geschichte dieser Theile ist nicht, Rec. will nicht sagen, vollständig, denn dieses soll und kann sie in einer solchen Schrift nicht seyn, aber sie ist nicht mit der gehörigen Auswahl gesammelt, und zwar so, dass eben die wichtigsten Aussagen für diese Organe übergangen sind, woraus man finden könnte, dass Vieles unseren guten Alten bekannt gewesen, wovon wir uns jetzt einbilden, die Erfinder zu seyn, was wir zwar allerdings auch sind; aber mehr Ehre wäre es, wenn wir es nicht wären. In der Vorrede und in dem Anfang der Geschichte meint der Vf., es sey alles ganz neu, was er vortrage, und besonders dass die *Appendices allantoidis* Excretionsorgane seyen, daher er sie auch *Membranae excretoriae* nennt, welches doch eine schon viele Jahrhundert alte Hypothese ist, indem schon *Fab. ab Aquapendente*, *Hoboken* u. a. daran gegrübelt und endlich ausgemacht haben, dass diese Organe excerniren, ja sie sollten sogar drüsichte Körper seyn. Es thut zwar nichts zur Sache, ob ein Anderer auch so denkt, wie wir; nur erspart es uns Zeit, indem wir uns die Stirne nicht wochenlang zu reiben haben, bis wir einen leeren Gedanken etwas ausgeschmückt bekommen, wenn er von einem anderen schon ausgeziert, und noch von einem anderen gar schon wieder ausgekleidet ist. Sollte Rec. die Geschichte für das Wichtigste der Schrift ansehen, so würde es ihm leicht seyn, das Behauptete mit Stellen zu belegen, wie auch, dass nicht *Fab. ab Aquapendente* und *Needham* allein die Allantois am genauesten beschrieben, sondern dass es von *Hoboken* in Kühen viel ausführlicher geschehen ist. Warum ist aber nur die Geschichte der Allantois und ihres Liquors, des Urachus und der *Vesicula umbilicalis*, und nicht auch der *Appendices allant.*, in denen doch die ganze Kraft dieser Abhandlung beruht, geliefert, da es doch wahrlich nicht an Datis dazu fehlt? Dann könnte auch der in diesen Zweig der Physiologie nicht Eingeweihte erkennen, was daran alt und neu ist, ohne dass man nöthig hätte, es ihm ausdrücklich zu sagen. Übrigens ist diese Geschichte als Einleitung erträglich.

Der zweyte Theil, welcher die Anatomie enthält, zeugt von Geschicklichkeit und Fleiss; auch lässt sich ein Hervorblick von leitenden Ideen, welche Variation und Bestimmtheit in die Versuche bringen, nicht verkennen, nur sind es immer solche Ideen, welche

aus der Schule der Anatomen, und nicht der Physiologen, entspringen, welche nie zur Blüte reifen können, falls sie nicht befruchtet werden. Die Untersuchungen betreffen Fötus von der Kuh, dem Schafe und dem Schweine. Die Verhältnisse der Allantois zur Länge des Fötus in verschiedenen Zeiten der Trächtigkeit, sind vielfältig und richtig angegeben; nur sind die Hüllen des Kalbes und Schafes mit denen des Schweines durch einander geworfen, da sie doch sehr, sehr verschieden sind, ein Fehler, der durch die ganze Schrift herrscht, so dass der Unkundige nicht im Stande ist, herauszufinden, von wessen Hülle in jedem Falle geredet wird. So muss man nur erschliessen, dass in der Tabelle S. 28 über das Verhältniss der Grösse der Allantois zum Fötus bloss das Kalb gemeint sey. So ist S. 31 von den Gefäsen des Amnions geredet, und Tab. 3, Fig. 1 citirt, welches ein Schwein ist, dessen Amnion doch nur da, wo es an die Allantois stösst, ein kleines Gefässnetz hat, von dem man nicht sagen kann, ob es zu jenem oder dieser gehöre. Nur bey den Wiederkäuern hat das ganze Amnion sichtbare Blutgefäse. Dass die Allantois, wenn das Thier auf den Füsen steht, auf dem Fötus liege, wodurch verhütet werde, dass ihr und des Amnions Liquor durch Druck auf die Allantois, ihre Communication mit dem Urachus hindere, ist eine leere Annahme wegen der folgenden Hypothese, und wahrlich nicht aus der Beobachtung gezogen, hätte aber auch ohnehin gar keinen Werth. Auch gilt die Beschreibung der Allantois, die mit jedem Ende an eine Trompete stose, doch offenbar wieder allein vom Kalbe, und in seltenen Fällen vom Schafe, was nicht angegeben ist. Dass die Hüllen der Schweinsfötus an den Enden zusammenhängen, ist S. 32 sehr gut beschrieben; aber dass sie alle eben so, wie sie Tab. 1. Fig. 3 abgebildet sind, zusammenhängen, ist nicht wahr. Der Wechsel ist hierin sehr gross, besonders kleben die *Appendices allant.* nicht immer an einander; auch fehlt hier wieder die Angabe, dass diese Hüllen von reifen Schweinen sind. Möge Hr. *D.* auch auf die Behauptung Rücksicht nehmen, dass alle Fötus nur in Einem gemeinschaftlichen Chorion liegen, indem man alle Hüllen durch ein einziges Loch aufblasen könne! S. 33 heisst es: die Allantois sey gegen das Ende des ersten Monats farblos; hier kann doch kein Kalb verstanden werden. S. 35 ist es sehr richtig, dass man die Allantois nicht als eine doppelte Membran finde, und zu loben sind die vielen Versuche, Gefäse darin zu entdecken, woraus es sich zeigt, dass keine darin sind, gegen manche, welche es behaupten, aber ohne Zweifel nicht wussten, was Allantois ist. Dieser ganze Abschnitt ist trefflich bearbeitet.

Über den *Liquor. allant.* ist wahr gesprochen, nur ist in der Tabelle S. 41, wo das Gewicht des Fötus mit dem *Liquor allant. et Amnii* verglichen wird, der allgemeine Fehler. Dass der Urachus aus denselben Häuten wie die Harnblase bestehe, ist gut und neu gesagt; aber ohne Zweifel hat der Vf. es nur im Kalbe und Schafe gesehen. Vom menschlichen Urachus konnte er auch nichts Bestimmtes herausbringen. S. 47 folgt der Abschnitt von den *Appendices allantoidis*, welche Hr. *D. Membranae excretoriae* nennt. Schön, und für die Physiologie äusserst bedeutend, sind die Beobachtungen, dass diese Häute eigene, von der Allantois und dem Chorion verschiedene Organe, dass sie Anfangs nach Verhältniss grösser und glatter sind, nachher weniger wachsen, und am Ende welk und runzlicht werden; lauter Beweise, dass diese Anhängsel nur beym Entstehen des Fötus in Thätigkeit sind; dass aber Anfangs mehr Wasser als am Ende darin sey, ist nicht von der Bedeutung, wie Hr. *D.* glaubt, indem es bloss Zufall ist, ob durch die Öffnung bey der Insertion dieser Häute in die Allantois mehr oder weniger Wasser laufe, wie auch, ob die Öffnung durch verhärteten Schleim geschlossen werde oder nicht, wo es denn darauf ankömmt, wie viel Wasser in den Häuten eben gewesen; gewöhnlich sind aber doch die Öffnungen nicht verschlossen. Das Hineinlaufen des Anhängsels in das Chorion (S. 49), wodurch es bey der Insertion doppelt erscheint, hätte wohl ein Wink seyn können, dass diese Appendices ursprünglich in der Allantois liegen, aus der sie nicht ganz herausgezogen sind; sind sie aber dieses, so fehlt die Duplicatur, und in diesen Fällen kann es angehen, dass die Öffnung in der Allantois und im Chorion verwachse, und diese nach weggenommenem Anhängsel aufgeblasen bleiben. Rec. kann sich nicht genug wundern, dass der Vf. nie ein Anhängsel noch in der Allantois, wenigstens zum Theile, liegend gefunden, da er doch gegen hundert Hüllen untersucht hat. Vielleicht lag es damals darin, wo er glaubte, es habe ein Anhängsel gefehlt, überhaupt aber bittet er Hn. *D.*, darauf Acht zu haben, ob bey dem Auseinanderstrecken der Anhängsel, welche gewöhnlich auf einem Klumpen liegen, sie nicht in sich selbst geschoben waren, (wie es Tab. 2. Fig. 1. h. sich wahrscheinlichst mit dem verhält, welches er für zu kurz angiebt,) und sie nun, wie wenn man einen Strumpf wendet, aus sich geschoben werden. Man muss aber sehr genau darauf sehen, wenn man dieses erkennen will; dass es sich aber so verhalte, kann Rec. versichern, und sich überzeugt halten, dass er es von Hn. *D.* bald bestätiget erfahren wird: dass nämlich die im *Liq. allant.* flottirenden Anhängsel vom *Liquor* verkehrt herausgedrückt werden.

Die wichtigste Ausbeute dieser Schrift ist, dass der Vf. die Gefäse der Anhängsel genau untersucht und gefunden hat, dass sie sich auf keine Weise durch die Chorions-Gefäse einspritzen lassen. Er wundert sich sehr darüber, da doch eine grose Menge Chorions-Gefäse gerade an die Anheftungsstelle der Anhängsel laufen, und sich bis dahin ohne Anstoss einspritzen lassen, da aber, wie zugeschnürt, nichts mehr weiter durchlassen. Diese Sonderbarkeit würde dem Vf. anders, als dass diese Gefäse mit der Zeit obliterirten, wozu nirgends ein Grund ist, erklärlich gewesen seyn, wenn er genau darauf geachtet hätte, nach welcher Richtung sich diese blutleeren Gefäse auf den Anhängseln verzweigen. Sie nehmen gerade die umge

kehrte Richtung von der, die Tab. 2. F. 3 angegeben ist; nämlich der Gefässstamm fängt an dem losen Ende an, und verzweigt sich gegen das, welches am Chorion befestigt ist. Diese Behauptung kömmt sonderbar heraus, aber wenn Hr. *D.* seine Untersuchungen nach Vorsatz fortsetzt, so wird er es mit Augen sehen, wenn auch alles Raisonnement widersprechen sollte; jedoch auch dieses giebt sich, wenn man denkt, dass die Anhängsel anfänglich in der Allantois selbst gelegen, mit den nun freyen Enden zusammengehangen, und von dieser Seite die Gefässe erhalten haben, wie es sich in der That verhält, und wovon Hr. *D.* bey Schweinchen, die so klein sind, wie der Embryo Tab. 3. F. 10, wobey man auch wieder nur aus der Anwesenheit zweyer Nabelvenen schliessen muss, dass es kein Schweinchen sondern ein Schaf sey, hätte den Beweis finden können, wenn er anders dergleichen zerlegt hat. Über die coagulirte Materie in den Anhängseln hat der Vf. vielfältigere Beobachtungen vor *Hobeken* und *Daubenton* voraus, er legt aber mehr Werth darauf, als sie es verdient, auch ist hier nichts besonders gesagt, wie auch nichts über die *Vesicula umbilicalis* in ihrem Abschnitte. —

Der dritte, physiologische Theil beschäftiget sich mit der Function der Allantois und der *Vesicula umbilicalis.* Es ist Schade, dass neben den schönen Beobachtungen des zweyten Theils, dieser so übel misslungen ist. Hier treibt eine irrige Ansicht die andere, eine unrichtige oder unrecht gedeutete Beobachtung die andere, so dass man kaum weiss, wo man dem allerseits ausfliessenden Wasser zuerst soll Einhalt thun. Zuerst nimmt der Vf. beynah als ausgemacht an, dass Allantois und Nabelbläschen Ein Organ seyen, ohne Zweifel verleitet durch *Lobsteins* Glauben. Aber warum? Hat denn die Allantois Gekrösgefässe wie das Nabelbläschen? Hat denn dieses einen Urachus? Ist denn nicht das abentheuerlichste Verhältniss zwischen der Allantois des kleinsten Thierchens und dem Nabelbläschen des grossen Menschen? Dieses hält einen Tropfen, und jene Pfunde Liquors! Was ist denn aber die *Tunica erythroides?* Soll denn diese nichts gelten? Oder ist es nicht sie, welche die Gekrösgefässe hat?

Hr. *D.* glaubt, der *Liquor allantoidis* fliesse aus der Harnblase in die Allantois und das Nabelbläschen, und werde von den Anhängseln der ersten in den Uterus excernirt; er sucht es ungefähr mit folgenden Gründen gegen die (besonders *Lobstein*) zu beweisen, welche glauben, der Liquor fliesse aus der Allantois und dem Nabelbläschen in die Harnblase und werde da aufgesogen.

Erstens, weil, wie auch er öfter gesehen, der Foetus vor dem *Liquor amnii* da sey, wobey er sich noch auf *Harvey, Haller* und *Kuhlemann* beruft, welche die Allantois bald nach der Befruchtung zwar selbst Füsse lang gesehen haben, aber ohne den geringsten Liquor. Man könnte hier anwenden, was der Vf. von den Nieren sagt, dass ein Organ, wenn es einmal entwickelt sey, auch seine Function ausübe, daher auch die Nieren Harn absondern müssen; wozu die ungeheure Allantois, wenn noch kein Harn da ist? Sollte es nicht wahr seyn, dass ein Organ sich nur durch seine Function entwickelt? Ist nach des Vfs. eigenen Untersuchungen die Allantois etwas anderes, als die Erweiterung des Urachus, und mithin der Harnblase, obschon es besser umgekehrt gesagt seyn möchte? Wie kann sie also vor dem Embryo existiren? Zudem wie leicht ist eine solche Membran zerrissen, ohne dass man es merkt, und der Liquor ausgelassen? Doch es sey! Ist denn die *Tunica erythroides* nicht in der Allantois mit Liquor angefüllt?

Zweytens, weil die Nieren gleich beym Anfange da seyen. Sie mit dem Hirne, dem Herzen und der Leber seyen die ersten Organe, und reichen in einem sechsLinien langen Embryo vom Zwergfell bis zum Becken, während von den Därmen keine Spur sey. Es ist wirklich zu bedauern, dass die herrlichen Beobachtungen, zu denen der Vf. sich Gelegenheit verschaffte, nicht ein besseres Resultat geliefert haben. Rec. achtet mit ganzer Seele den Fleiss und das Bestreben desselben nach Wahrheit; aber er erlaube ihm, zu sagen, dass er für die Nieren die *Cornua uteri* oder *Vasa deferentia*, für die Nierendrüsen aber die Geilen oder Hoden angesehen, hingegen die wirklichen Nieren, welche unter diesen verborgen liegen, gar nicht gefunden habe. Dieses erkennt Rec. nicht bloss aus den Figuren 2—11. Tab. 3, besonders Fig. 10 (Fig. 3 ist nicht wahr), welche ihm in natura bekannt sind, sondern auch aus des Vfs. Beschreibung selbst, die sie ganz von den Nieren verschieden, als kleine Därmchen voller Windungen charakterisirt, was aufs genaueste mit des Rec. Beobachtungen in gleichen Embryonen übereinstimmt. Dieses einzige Versehen macht einen Strich in diesen ganzen Theil der Abhandlung. Rec. wünscht nichts mehr, als dass der Vf. diese Organe von neuem untersuche, und die Resultate bald bekannt mache.

Drittens weil nebst den Nieren keine andere Quelle für den Liquor allant. sey. Alle Gründe hiefür heissen nichts, da es Häute genug ohne Blutgefässe giebt, und doch absondern; da dieser Liquor allerdings im reifen Foetus nicht in die Harnblase läuft, sondern in der Allantois stagnirt, und sich coagulirt; und da, ob es freylich wahr ist, dass die Natur nichts unüberlegt thut, sie also auch die *Appendices* nicht unüberlegt an die Allantois geklebt hat; sie doch eben nicht Excretionsmembranen seyn müssen u. s. w.

Viertens; weil der Charakter der Excretionshäute (Anhängsel) dieses lehre; indem sie ohne Papillen nicht einsaugen können; indem der Schleim und die Concremente in ihnen liege, wie es bey den Excretionshäuten, als Nasenhaut etc. ist; indem dieser Schleim nur in diesen Anhängseln und nicht in der ganzen Hülle sey (was aber nicht wahr ist); indem zwischen ihnen und dem Uterus, ist das Thier noch warm geöffnet, kein, ist es aber schon einige Zeit todt, viel Saft sey, welches daher komme, dass der Uterus nicht mehr einsauge, während sie noch immer excerniren. Diese Gründe sind kaum der Beantwortung werth. Als wenn die Anhängsel nichts anders als Einsaugungsorgane seyn könnten, wenn sie keine

Excretionsorgane ſind! Als wenn der coagulirte Schleim nicht gegen die Enden der Allantois kommen müſste, wohin auch der Liquor durch den Foetus gedrückt werde! Als wenn es nicht bekannt wäre, daſs nach dem Tode ſich in den Höhlen Waſſer anſammelt!

Die chemiſche Analyſe des *Liquor amnii*, *allant. et urinae* iſt viel genauer, als der der Franzoſen *Vauquelin* und *Buniva*, deren Verſehen hier berichtiget ſind, indem ſie mit gemiſchten Liquoren arbeiteten. Schade, daſs man hier nicht erfährt, wie alt die Liquoren ſind! Auch hat Rec. oft geſehen, daſs bey der Abdampfung des *Liq. allant.* eine *Cuticula* wie auf dem *Liq. amnii* entſtehe, was hier geläugnet wird; indeſſen iſt die Folgerung aus den Verſuchen ganz richtig, daſs der *Liq. allant.* von dem *Liq. amnii* ſehr verſchieden ſey, und ſich dem Harne der Foetus ſehr annähere, aber wohlverſtanden, dieſes iſt nur wahr in bald reifen Foetus.

Endlich vertheidigt Hr. *D.* ſeine Meinung gegen *Lobſtein*, wobey er freylich ſehr Recht hat, daſs eine eigene Idee von dem Organismus erfodert wird, bis man darauf fällt, daſs der Saft in der *Veſicula umbilicalis* aus den eigenen Gefäſsen des Embryo abgeſondert, und dann wieder von eigenen, die man aber noch zu entdecken hat, aufgeſogen werde, wovon doch wohl Lobſtein jetzt auch anderer Meinung mag geworden ſeyn. — Der Schluſs iſt endlich, daſs der *Liq. allant.* ein Excrement ſey, und dieſem wird noch beygefügt, daſs es ſich nicht anders denken laſſe, indem noch keine Därme exiſtiren, in die auch etwas könnte abgeſetzt werden! Wenn alle Beobachtungen noch einmal angeſtellt, aber die Zeiten der Trächtigkeit genauer angegeben werden, ſo mag ungefähr folgendes als Reſultat bekannt werden.

Die Anhängſel liegen urſprünglich ganz in der Allantois, und erhalten Gefäſse an dem Ende, welches ſpäter los und aus der Allantois gedrückt wird; ſie können daher keine Excretionsorgane ſeyn: in den kleinſten Embryonen ſind die *Cornua uteri* oder *Vaſa deferentia* ungeheuer groſs, und das, was bisher die Anatomen für Nierendrüſen, und die Hoden ſind das, was ſie für Nieren gehalten haben; die Nieren können alſo Anfangs nicht den Saft abſondern, der in der Allantois iſt: dieſer Saft iſt Anfangs ein Nahrungsſaft, und hat beynah dieſelben Qualitäten, wie der *Liquor amnii*, erſt wenn der Embryo etwas gröſser wird, erhält er einen ekelhaften Geruch, coagulirt, und nähert ſich dem Harn, von dem jetzt wohl auch aus der Harnblaſe dazu kommen mag, die *Veſicula umbilicalis* aber darf gar nicht mit der Allantois verglichen werden. Hätte Rec. nicht ſchon ſo vielen Organen andere Namen gegeben, ſo würde er noch hinzuſetzen, daſs die Därme allerdings bey der erſten Entſtehung ſind, aber nicht da, wo ſie Hr. *D. nicht* geſehen hat. — Die Zeichnungen ſind deutlich und richtig, auch hat der Verleger das Seinige gethan.

O — n.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Gieſsen*, b. Taſché u. Müller: *Beſtimmungen des durch die Gefäſs - und Nervenporen entweichenden flüchtigen Stoffs.* Von Dr. *Joh. Friedr. Siegesmund Poſewitz*, Prof. zu Gieſsen. Nebſt 1 Kupfertafel. 1803. 96 S. 8. (12 Gr.) Die Pulsaderporen ſind kleine Zwiſchenräume, welche ſich in der Seitenwand dieſer Gefäſse, von ihrer äuſseren und inneren Seite her bemerken laſſen. Um ſie recht deutlich zu ſehen, muſs man die innere Fläche eines friſchen Pulsaderſtückes beym hellen Sonnenſcheine unter ein gutes Vergröſserungs-Glas bringen. Ihre Geſtalt iſt mehr oder weniger rundlich, länglich, oder an dem einem Ende gerundet, an dem anderen zugeſpitzt u. ſ. w. Sie ſind ſo fein, daſs im geſunden Zuſtande nur die flüchtigen Stoffe durchdringen können. Die Venen, Saugadern und Nervendecken haben ebenfalls ſolche Poren, durch welche beym Leben ein feiner flüchtiger Stoff getrieben wird. Als die Baſis deſſelben, ſieht der Vf. den bekannten flüchtigen Stoff des friſchen Blutes an, welchen andere Phyſiologen Blutgas, thieriſches Gas, oder riechenden Stoff des Blutes nennen. Ungeachtet derſelbe wahrſcheinlich kein thieriſches Gas iſt, ſo vermuthet Hr. *P.* doch, daſs mit demſelben Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, Lichtſtoff, elektriſche Materie u. ſ. w. entweichen, die zur Wärmeentbindung, Ernährung, Wachsthum und Fettbereitung dienen. Die allgemeine Lebensturgeſcenz oder Lebensturgor, entſteht durch das Entweichen des flüchtigen Stoffes aus den Poren aller Gefäſse in das um die Gefäſse und Nerven gelegene Zellgewebe. Durch das Ausſtrömen deſſelben in die gröſseren Höhlen des Körpers wird die Ausdünſtung in denſelben gebildet. Durch ſeine Verwandlung in eine tropfbare Flüſſigkeit werden viele abgeſonderte Säfte des Körpers, z. B. Magen- und Darm-Saft, die gallertartige Salze der Nabelſchnur u. ſ. w. erzeugt. Beym Lebensturgor zerſetzt der flüchtige Gefäſsſtoff den flüchtigen Nervenſtoff in den frey werdenden Nervenſtoff und die Baſis deſſelben, wodurch Wärme des Körpers entſteht. Auch die Ernährung, das Wachsthum und die Erzeugung des Fettes bemüht ſich der Vf. hieraus zu erklären, welches ihm aber nach unſerer Meinung eben nicht ſehr gelungen iſt, da wir die ganze Schrift überhaupt nur als eine Reihe von Hypotheſen anſehen können, bey der wir übrigens das Streben des Vfs., die groſsen Lücken in der Phyſiologie auszufüllen, nicht verkennen.

M. H.

Naumburg, in Commiſſ. b. Röſsler und *Leipzig* b. Steinacker: *Tabellariſche allgemeine Anweiſung zur Verhütung anſteckender epidemiſcher Krankheiten, namentlich des ſo häufig tödtlich gewordenen Scharlachfiebers, für Jedermann entworfen* von Dr. *Chriſtian Gottlob Ortel*, Stadtphyſikus in Naumburg an der Saale. Erſte u. zweyte verbeſſerte Aufl. 1806. gr. Fol. Sie enthält dreyerley bekannte Vorſchriften. I) Vor der Krankheit, d. h. allgemeine Lebensregeln, um Erkrankungsfähigkeit zu entfernen. II) Bey der Krankheit, d. h. bey dem Ausbruche der Krankheit ſowohl im Orte, als in der Familie eines Jeden ſelbſt; für Geſunde 1) auſser, und 2) in dem Umgange mit Kranken. III) Nach der Krankheit, a) im Geneſungsfalle für Geſunde und Geneſende, b) im Sterbefalle. Der Vf. wünſcht, daſs dieſe Anweiſung bey Predigten und Catechiſationen, vornehmlich in Schulen, benutzt, daſs ſie an alle Gerichtsbehörden, Gemeinden und deren Vorſteher vertheilt, und von dieſen mit eingeſtreuten Erörterungen oft vorgeleſen werden möchte. Lobenswerth iſt allerdings die Abſicht, durch ſolche und ähnliche Tafeln manche Vorſichtsregeln bekannter zu machen: nur Schade, daſs ſie gewöhnlich, das Unbequeme ihrer Form abgerechnet, unvollſtändig ſind! In vorliegender Tabelle ſind z. B. mehrere Körper, welche Contagien leicht aufnehmen und weiter fortpflanzen können, eben ſo wenig erwähnt worden, als einige wichtige Pflichten der Kranken gegen die Geſunden und mehrere policeyliche Anſtalten, wodurch Anſteckung verhütet werden kann. Den inneren Gebrauch des Queckſilbers mit Antimonialmitteln empfiehlt der Vf., als Vorbeugungsmittel gegen das Scharlachfieber, mehr, als die Belladonna. Wozu aber dieſs in einer Volksſchrift? Warum ſagt er nicht eher Etwas von dem Nutzen der Öleinreibungen in mehreren anſteckenden Krankheiten? Wichtig iſt der Vorſchlag, daſs auch die Behältniſſe in Privathäuſern, worin Leichen liegen, mit mineralſauren Dämpfen durchräuchert werden ſollen. Rec. wünſchte auſserdem, daſs die Todten ſelbſt mit Kochſalzſäure fleiſsig beſprengt werden möchten.

— ca. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Jena, b. Frommann: *Le Rime di Francesco Petrarca* riscontrate e corrette sopra i migliori esemplari da *C. L. Fernow.* Tomo I. 348 S. Tom. II. 361 S. 1806. gr. 12.

Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti.* Tomo IV-V. (2 Rthlr. 12 Gr.)

2) Jena, b. Frommann: *La divina Commedia di Dante Alighieri* esattamente copiata dalla edizione Romana del. P. Lombardi da *C. L. Fernow.* Tomo primo, che contiene *L'inferno.* 1807. 324 S. Tomo secondo che contiene il Purgatorio 348 S. Tomo terzo de contiene il Paradiso 356 S. gr. 12.

Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti.* Tomo I. II. III. (3 Thlr. 18 Gr.)

Der glückliche Fortgang der vom Hn. Prof. *Fernow* mit dem rühmlichsten Eifer unternommenen Herausgabe der italiänischen Classiker muss jedem Verehrer derselben zur Freude gereichen, und es ist uns ein besonders angenehmes Geschäft, dem Publicum nunmehr auch von der Erscheinung der Werke des Petrarca und des Dante näheren Bericht abzustatten. Wenn wir in unserer Anzeige vom *Orlando furioso* des Ariosto (No. 51 dieses Jahrganges) rühmend sagten, der Herausgeber habe alle Foderungen, welche man an ihn zu machen berechtigt sey, aufs befriedigendste erfüllt: so gebührt ihm in dem gegenwärtigen Falle dieses unbedingte Lob noch um so viel mehr, als, wie jeder Kenner weiss, die Schwierigkeiten ohne Vergleich grösser und mannichfaltiger sind, welche sowohl der minder sichere Text, als die häufig räthselhafte Dunkelheit des Ausdruckes, und die Menge von historischen Beziehungen beym Petrarca und Dante fast auf jeder Seite darbieten. Denn alle diese vielerley Schwierigkeiten hat der Herausgeber, wenige Stellen ausgenommen, wo das Unverständliche aus Mangel an historischen Hülfsmitteln sich nicht ganz erklären liess, mit der Beharrlichkeit eines unverdrossenen Eifers, und mit eindringendem Scharfsinn und richtigem Geschmacke glücklich überwunden. Nur selten, und nur beym Petrarca ist uns eine Ansicht aufgestossen, welcher wir nicht völlig beystimmen konnten; und wir werden unsere wenigen abweichenden Meinungen anzuführen nicht unterlassen. Noch bemerken wir im Allgemeinen, dass der Druck gefällig und musterhaft genau, und nur eine geringe Anzahl von erheblichen Fehlern uns vorgekommen ist, welche wir gleichfalls anzeigen werden. — Was nun insbesondere die Werke des *Petrarca* betrifft, welche gleich nach Ariost und früher als Dante erschienen, obgleich mit dem letzten die Reihe der Autorensuite nach der Bändezahl anhebt: so hat sich Hr. F. zur Vergleichung des Textes zwölf der besten alten und neueren Ausgaben bedient, und zwar führt er ausser den älteren von Aldo, Gesualdo und Rovilio, namentlich an: Die von Comino, Padua 1732, die von Luigi Bandini, Florenz 1748, die von Morelli, Verona 1779, und endlich die Bodonische, Parma 1779. Merkwürdig ist, dass man von der ersten Ausgabe an, welche 98 Jahre nach des Dichters Tode in Padua erschien, im sechszehnten Jahrhundert bis auf 300 Editionen zählt, dagegen im siebenzehnten nicht mehr als 20, die ausserdem nicht so correct und elegant sind als jene, woraus erhellet, wie der Petrarchismus in jener Zeit herrschend, und in dieser vom Marinismus verdrängt war. Im achtzehnten Jahrhundert erschienen seit der Wiederherstellung des guten Geschmacks, den man besonders der Arcadia zu Rom verdankt, erst wiederum viele neue und zierliche, wenn auch nicht die correctesten Ausgaben, sowohl in Italien als im Ausland. Die wichtigsten abweichenden Lesearten hat der Herausgeber in dem Commentare, der jedes einzelne Gedicht begleitet, angemerkt. Dieser Commentar ist bey aller Gedrängtheit sehr vollständig, und man findet hier das Wesentliche zusammengestellt, was die schätzbaren Erläuterungen und Kritiken des Gesualdo, Castelvetro, Tassoni, (des Verfassers der *Secchia rapita*), und des Muratori enthalten, wozu überdiess die Bemerkungen und Urtheile kommen, welche die Ausbeute von dem eigenen Studium des Herausgebers sind. —

Der Abriss vom Leben des Dichters ist neu umgearbeitet, und mittelst der besten und neuesten Hülfsmittel, als da sind: die Memoiren des de Sade, und die Untersuchungen des Beccadelli, Bandini und Baldelli, so berichtigt und ergänzt worden, dass er unstreitig vor allen anderen den Vorzug verdient.

Der gewöhnliche Anhang zu den Gedichten des Petrarca ist aus der neuesten Ausgabe von Morelli mit Beccadellis Erläuterungen, Verona 1799 um drey Sonette vermehrt, und am Schlusse des Werkes sind noch historische und kritische Notizen über die Hauptausgaben, die besten Commentarien, und über die Biographien, deren man nicht weniger als fünf und zwanzig zählt, hinzugefügt worden. — Sehr richtig wird in der Vorrede bemerkt, dass derjenige, der

alle Gedichte des grofsen Lyrikers lefen will, und nicht, wie gewöhnlich gefchieht, nur an die beften fich hält, welche leicht zu verftehen find, — nicht felten auf eben fo grofse Schwierigkeiten ftofsen wird, als fich nur im Dante vorfinden; und diefe Dunkelheiten, fetzen wir hinzu, haben ihren Grund nicht etwa blofs in gefchichtlichen Umftänden oder befonderen Verhältniffen, fondern in der Sprache des Dichters felbft, welcher fich öfters ungewöhnliche Freyheiten erlaubt, fowohl im Gebrauch einzelner Wörter und Verbindungsarten, als auch vornehmlich in der Umftellung und Verfetzung, welche das Verftändnifs mancher Periode nur mehr denn zu fehr erfchweren. Auch find, wie fich von einem Petrarca erwarten läfst, felbft diejenigen Gedichte gar fehr lefenswerth, welche gerade nicht feinen aufserordentlichen Ruhm begründet haben, und deren Anzahl die wahrhaft vortrefflichen, durchaus mufterhaften, auf welche allein Klopftocks Ausfpruch:

„Zwar dem Bewunderer fchön, doch dem Liebenden nicht,"

keine Anwendung findet, bey weitem übertrifft. — Wir müffen uns hier begnügen, auf drey Stellen als Beyfpiele zu verweifen, mit welcher genauen Kritik der fcharffinnige Herausgeber aus verfchiedenen Lefearten die befte wählt, wie gründlich er fchwer verftändliche Ausdrücke erläutert, und welche treffende Vermuthungen er da aufftellt, wo keine Ausgabe einen befriedigenden Text liefert. Diefe drey Stellen find: *XXII Canzone*, *6 Stanze*, *7 vers*. — *CCXCI Sonett*. 12 *vers*. — *Triomfo d'Amore*. *Capit*. *II*. 44 und 49 *vers*. — Die wenigen Anfichten und Urtheile, worin wir dem Herausgeber nicht vollkommen beyftimmen können, find folgende: Bey der erften Canzone, die fehr gut als mehr witzig finnreich, denn wahrhaft poetifch, charakterifirt wird, hätte, nach unferer Meinung, doch auf die Schönheiten des Steigenden in den Verwandlungen können aufmerkfam gemacht werden; und in den Bildern vermiffen wir nicht die gehörige Klarheit, finden diefe vielmehr fo vollkommen, als fie nur von einem lyrifchen Gedichte gefodert werden darf, dem bekanntlich hierin mehr Freyheit zu Statten kommt, als dem epifchen. Die erfoderliche Anfchaulichkeit findet vermuthlich Hr. Prof. *Fernow* insbefondere nicht in den doppelten Verwandelungen in Stein, welches wir daraus fchliefsen, dafs er beym V. 20. Stanze 4 blofs die nur halb befriedigende Erklärung des „*faffo*" im Gegenfatz gegen das nachfolgende „*felce*" nach Caftelvetro anführt. Uns fcheint Petrarca unter *faffo* fo viel als *ftatua* verftanden zu haben, wozu das *quafi vivo* nicht allein fehr gut pafst, fondern nun auch das *felce*, als *formlofer Fels*, an dem gleichfam nichts Lebendiges übrig ift, als das Echo (*la voce*), aufs treffendfte fich gegenüber ftellt. — Bey den drey durch gleiche Reime und ähnlichen Inhalt mit einander verbundenen Sonetten (*Sonetto XXXIII — XXXV*) wird bemerkt, es fey offenbar, dafs das letztere das zweyte, und das zweyte das dritte feyn müffe. Diefs leuchtet uns nicht ein. Denn einmal entfprechen im erften und zweyten Sonett fich aufs genauefte die in beiden gebrauchten mythifchen Bilder, ja felbft einige einzelne Verfe. So ftehen z. B. diefe Strophen:

Sofpira e fuda all' opera Vulcano
Per rinfrefcar l'afpre faette a Giove
Il quel or tona, or nevica, ed or piove

den folgenden gegenüber:

Le braccia alla fucina indarno move
L' antiquiffimo fabbro Siciliano:
Ch' a Giove tolte fon l' arme di mano —

Und dann weifet der letzte Vers des letzteren Sonetts:

Pero l'acre ritenne il primo ftato

beftimmt auf das erftere zurück: wenn der Himmel *wiederum* die *erfte* Befchaffenheit *hatte* (*ritenne*) oder annahm, fo mufste diefe aufgehoben gewefen feyn durch einen heiteren Tag.

Vom *Sonett LXXIV* ift wohl der Inhalt nicht richtig angegeben, wenn es heifst: „Klagen über die Augen der Laura," welche kein Mitleid mit ihm haben; uns fcheint er fo müffen gefafst zu werden: Obgleich Petrarca nicht vermöge, die Gefühle feines Herzens ganz auszudrücken, und wiewohl fein Schmerz fich nicht in Klagen ergiefse, fo durchdringe doch, wie ein Sonnenftrahl den Kryftall, ihr Auge fein Inneres, und könne die Treue feiner Neigung fchauen, welche leider! ihm keine Frucht bringe. Bey der fcherzhaften XI Canzone, die vielleicht durch Caftelvetro's Erklärung noch das meifte Licht erhält, hätte die eigene poetifche Form der Kettenreime, welche der Dichter nur noch einmal, nämlich in der anderen der Giunta beygefügten Frottola, hin und wieder anwendet, wegen ihrer Seltenheit einiger Erwähnung verdient. Eine intereffante Erörterung diefer fonderbaren Reimform findet fich in *Bernhardis allgemeiner Sprachlehre*, zweyter Theil, S. 419. — Die Erklärung des 10 Verfes in dem vortrefflichen Sonett LXXXVII, wornach der Dichter fo überrafcht wurde, dafs er nicht an eine Antwort auf Laura's Begrüfsung denken konnte, finden wir dem Sinne des Ganzen nicht recht gemäfs. Diefer liegt vornehmlich in den Worten:

I' dicca fra mio cor: perchè paventi?

nach welchen der Hauptgedanke ift: in dem Momente, wo ich mir Muth zufprechen wollte, verlor ich alle Befinnung; an eine Antwort nur denken zu wollen, war ihm alfo ganz unmöglich. — Der Einwurf, welchen Caftelvetro beym 10 Vers des CLVI Sonetts macht, verdiente wohl nicht angeführt zu werden, weil er ungegründet ift. Denn dem Anfcheine nach verkürzt fich zwar ein Seil, wenn es durchnäfst wird, indem es durch die aufgenommene Feuchtigkeit in der Breite fich ausdehnt, allein angezogen gewinnt es eine gröfsere Länge als es im trocknen Zuftande hatte. — Der Widerfpruch, den Taffoni in den Schlufsverfen des CCXVIII Sonetts findet, läfst fich vielleicht löfen, wenn man das *f'ella l'afcolta* für *purch' ella l'afcolti* nimmt. —

Das Bild in dem 11 Verfe des CCXXX Sonetts enthält auch zugleich Wahrheit, und ift alfo auch wirklich fchön, fobald man nur dabey an die gröfsere

Beharrlichkeit und das längere Haften der Liebe im männlichen Alter denkt. — Zu den Worten im 43 Verse des vierten Kapitels des *Triomfo d'Amore*: „*col suo dir novo*," liesse sich die Notiz noch hinzufügen, dass der provenzalische Dichter *Arnaldo Daniello* der Erfinder der *Sestina* ist. Siehe *Histoire des Troubadours. P. II. p.* 479. — Bey den Worten der XXVII *Canzone* Stanze 1. Vers 3: „*in su la sponda manca*" werden zum Scherz vier Vermuthungen der Commentatoren über den Grund angeführt, warum der Dichter seine Laura, welche ihm im Traume erscheint, sich gerade auf die *linke* Seite seines Bettes niedersetzen lässt. Am besten wird wohl diese schwierige Frage durch eine Parallelstelle aus einem allgemein bekannten deutschen Liede gelöst, welche so lautet:

Dort schlug ein Fall dem Armen
Das *linke* Bein entzwey.

Die wenigen Druckfehler, die wir angetroffen haben, sind folgende: Th. I. S. XXIX. l. 17 steht *Acciujaolo* statt *Acciajuolo*. S. XXXIII. l. 18 *ravvisare* st. *ravvivare*. S. 92. l. 7 *gia* st. *già*. S. 194. l. 8 *ha* st. *ha*. S. 180. l. 22 *nè falli* st. *o falli*. S. 337. l. 3 *vertù* st. *natura*. Th. II. S. 50. l. 7 *veggiar* st. *vegghiar*. S. 65. v. 8 *poi*. st. *poi!* S. 131. v. 16 *Torqauto* st. *Torquato*. S. 289. l. 21. *e — e* st. *è — è*. —

Über die *Commedia divina* des *Dante*, bemerken wir zuvörderst folgendes: Bis jetzt mangelte es in Deutschland an einer correcten und mit den nöthigen Erläuterungen versehenen Ausgabe, welchem Bedürfnisse nunmehr durch die gegenwärtige abgeholfen wird. Der Text ist nämlich auf das genaueste nach der anerkannt besten Edition, welche Lombardi in Rom 1791 in drey Bänden in 4 besorgt hat, abgedruckt und das Wesentlichste aus dem trefflichen Commentare derselben vom Herausgeber ausgehoben, überdiess sind noch die Varianten, welche sich aus der zehn Jahr später erschienenen, nach einem sehr alten, in der Bibliothek von *Monte Cassino* befindlichen Handschrift besorgten Ausgabe des Costanzi, ergeben, hinzugefügt worden. Auch der vom berühmten *Gaetano Poggiali* in Livorno vor mehr als einem Jahre angekündigte Abdruck einer anderen alten Handschrift würde benutzt worden seyn, wenn derselbe, um dessentwillen ohnehin schon die gegenwärtige Edition verzögert wurde, nicht zu lange ausgeblieben wäre. — Was den ersten Theil von Dantes Werk insbesondere anlangt, so hat ihm der Herausg. einen aus den besten Quellen bearbeiteten Abriss von dem Leben des Dichters, sowie einen Bericht von dessen übrigen Schriften, vorangeschickt. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, einer irrigen Behauptung zu widersprechen, welche vor Kurzem in den göttingischen gelehrten Anzeigen No. 83 aufgestellt worden ist. In der Beurtheilung von der bey Gessner in Zürich erschienenen *Künstlergallerie* heisst es daselbst: „Die wichtigen biographischen Notizen von Dante, die *San Luigi Delizie degli autori Toscani Tom. XII. p.* 245 ans Licht gestellt, sind dem Vf. sowie anderen deutschen Schriftstellern, die seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf diesen Dichter gerichtet haben, unbekannt geblieben." Diese Nachrichten sind ein von Filippo di Cino Rinuccini geschriebenes Leben Dantes, und keineswegs sehr unbekannt noch wichtig. Denn eben dieses Leben hat, zufolge einer Anmerkung, die jenen Nachrichten in des *San Luigi Delizie* beygefügt ist, bereits im 16 Jahrh. Alessandro Vellutello unter seinem Namen bekannt gemacht, und man findet es vor mehreren Ausgaben der Divina Commedia; auch ist in derselben nichts enthalten, was nicht in Dantes Leben von Lionardo Aretino, und in des *Pelli memorie per servire alla vita di Dante* sich gleichfalls fände. Wenn die oben erwähnte Anmerkung gegründet ist: so ist nach derselben in dem der vorliegenden Ausgabe vorgesetzten Leben des Dante S. XV das zu berichtigen, was daselbst von der von Filelfo geschriebenen *Vita di Dante* gesagt wird, dass nämlich aus dieser und aus der von Boccaccio und Lionardo Aretino verfassten Biographie, Vellutello die seinige zusammengetragen habe. —

Vor dem *zweyten Theile* steht ein Verzeichniss der Hauptausgaben von der göttlichen Comödie nach der Zeitordnung; es sind nicht weniger als 58 namhaft gemacht. Zugleich ist eine kurze Nachricht von den besten Commentatoren hinzugefügt, sowie von den Lehrstühlen, die eigends zur Erklärung des grossen Werkes in Florenz, Bologna und Pisa errichtet wurden.

Dem *dritten Theile* ist ein Brief des P. Costanzi von Montecassino im Auszuge vorgesetzt, worin die nicht unwahrscheinliche Vermuthung aufgeführt wird, dass Dante den allgemeinen Plan und die Idee seines Gedichts aus einer zu seiner Zeit viel Aufsehen machenden Legende entlehnt habe, die unter dem Titel: *La visione di Alberico* sich noch jetzt im Manuscript vorfindet, und woraus einige Hauptstellen mitgetheilt werden, die wenigstens eine allgemeine Ähnlichkeit mit einigen von Dantes Dichtungen enthalten. —

Nach diesem Berichte mögen einige der vornehmsten Verbesserungen folgen, welche der Text in dieser neuen Edition gewonnen hat. Alle früheren Ausgaben lasen im Inferno den 12 Vers des XVIII Canto so:

La porte, dov' e' son, rendon, sicura,

eine Lesart, der man nur mit Noth einen Sinn abgewinnen konnte. Lombardi lieset:

La parte, dov' e' son, rende figura,

und nun ist die Stelle einleuchtend klar und doch im Dantes Geist. — Dasselbe gilt vom 126 Vers des XXV Gesanges, der sonst:

Uscir gli orecchi delle gote scempie,

und jetzt so lautet:

Uscir delle gote l'orrecchie scempie,

welches ein weit treffenderes Bild giebt. (Aus Versehen ist jedoch diese Leseart nicht in den Text aufgenommen worden.) — Auf diese Weise giebt in dem 26 Verse des XXXIII Gesangs das neuere: *più lume*, statt des alten: *più lune* einen besseren Sinn, sowie im XXII Cant. v. 111 für

quando procure a mia maggior tristizia

es richtiger

quand'io procura a' miei maggior tristizia

und ebendaselbst v. 116 für *Lascisi il collo* besser: *Lascisi'l collo* lautet. — Im *Purgatorio* Canto XI. v. 136 ist die neue Lesart: *e li* der alten: *egli* vorzuziehen, sowie man im Canto XVI v. 76 und 77 statt:

chi s'affatica
Nelle prime battaglie del ciel, dura.

besser liest:

che, se affatica
Nelle prime battaglie col ciel, dura.

Im *Paradiso* verdienen folgende drey Verbesserungen bemerkt zu werden: statt *fessi* im Canto IV. v. 13 heisst es jetzt: *fe' si* — statt *di larga Parca* im 82 Vers Canto VIII *di larga parca* — und im Canto XXII lauten die beiden Verse 94 und 95 nicht mehr

Veramente, Giordan volto è ritrorso
Più fu il mar fuggir, quando Dio volse

sondern:

Veramente, Giordan volto rètrorso
Più fu, e il mar fuggir, quando Dio volse.

In Bezug auf den Commentar, der das Grammatische, Historische und Kritische gleich zweckmäfsig behandelt, mögen einige Bemerkungen und Zusätze hier stehen, zur Bezeugung der Aufmerksamkeit, womit wir ihn gelesen, und der Zulänglichkeit desselben; denn unsere Bemerkungen betreffen, wie man sehen wird, nichts Wesentliches, nichts Unentbehrliches. So wird z. B. beym 63 Vers des ersten Gesanges der Hölle:

Chi per lungo silenzio parca fioco

mancher eine Erklärung vermissen, mancher wiederum nicht, und überdiess ist dieser Vers wegen der Allgemeinheit des Ausdrucks keiner ganz bestimmten Auslegung fähig: so dass sich die richtige nicht mit völliger Gewissheit angeben lässt. Wir würden ihn etwa auf folgende Art umschreiben: der gleich einem längst von aller Gesellschaft Abgeschiedenen einherwankte. In Hinsicht der drey allegorischen Erscheinungen des Pardels, des Löwens und des Wolfes liesse sich, was unseres Wissens noch von keinem Commentator geschehen ist, bemerken, dass dabey dem Dichter vielleicht eine Stelle im Propheten Jeremias vorschwebte, wo gerade dieselben drey Thiere symbolisch aufgeführt werden. Siehe Kap. 5. Vers 6. Man wird dieses um so wahrscheinlicher finden, wenn man sich an die Nachahmung der Vision des Nebucadnezars gegen das Ende des 14 Gesanges erinnert: so wie sich überhaupt in einem gewissen Sinne Dantes Styl und Darstellungsart biblisch nennen lässt. — Bey dem 98 und 99 Verse des IX Gesanges hätte noch können angeführt werden, dass hier auf die Züchtigung angespielt wird, welche Cerberus vom Hercules erfuhr, als er ihm den Eingang in die Unterwelt verwehren wollte. Beym 106 Vers des zweyten Gesangs des Fegefeuers liesse sich aufmerksam machen, wie früh bey den Italiänern der ihnen eigenthümliche Sinn für Gesang und Musik sich gezeigt hat u. s. w.

Ausser den angezeigten Druckfehlern, die sämmtlich zu den unbedeutenden gehören, sind uns im ersten Theile folgende aufgestossen: S. IX. l. 23 steht *trovo* statt *trovò*. S. XIX. l. 17 *e* st. *è*. Cant. VI. v. 38 *levo* st. *levò*. Cant. XIV. v. 64 *se* st. *se'*. Cant. 18. v. 59 *se* st. *se'* und v. 118 *se* st. *se'*. Cant. XIX. v. 128 *si* st. *sì* Cant. XXI. v. 23 *guard* st. *guarda* und v. 78 *approda*. st. *approda?* Cant. XXIV. v. 65 *uscio* st. *usciò*. Cant. XXVI. v. 90 *gitto* st. *gittò* und v. 142 *inn.* st. *insin.* Cant. XXIX. v. 15 *lor* st. *lo*. Cant. XXX. v. 2 *Ser* st. *Per*. Cant. XXXIII. v. 51 *si* st. *sì* und v. 68 *qitto* st. *qittò* und v. 140 *Brnca* st. *Branca*. S. 185. l. 6 *si storza* st. *ci storza* und S. 189. l. 8 von unten *que la* st. *quella*. — Im zweyten Theile: Cant. I. v. 39 *So* st. *Sol*. Cant. IV. v. 18 *vosto* st. *vostro*. Cant. V. v. 82 *cors* st. *corsi*. Cant. VI. v. 22 *Brocca* st. *Broccia*. Cant. IX. v. 42 *Ceme* st. *Come*.

C. f. r. z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer d. j.: *The Tragedy of Macbeth by William Shakespeare.* Accurately printed from the Text of Mr. *Steeven's* last edition with a selection of the acost important notes. 1806. 254 S. 12. (16 Gr.) Diese Ausgabe des Macbeth ist ein correcter Abdruck nach der bekannten Edition, welche J. Nichols in London 1797 von Shakespeares sämmtlichen Werken in acht Bänden besorgt hat. Druck und Papier sind überdiess sauber, so dass diese Handausgabe den Liebhabern zu empfehlen ist. Ha. Ha.

Leipzig, b. Kleefeld: *Luise* oder *die Schäferhütte.* 1804. 189 S. 8. (1 Rthlr.) Wenn das Buch nicht aus dem Französischen übersetzt ist, so könnte es in das Französische übersetzt werden. Es lässt sich sehr gut lesen; die Begebenheiten sind mit Leichtigkeit an einander gereihet; die Sprache hat in ihrer Einfalt etwas idyllenartiges, die Schilderungen sind natürlich, und die ländlichen Verhältnisse überall recht gut herausgehoben. Auch gewährt die Verbindung der Geschichte mit den Begebenheiten unserer Tage eine eigene Annehmlichkeit, und so fern uns auch die Scene liegt, ist sie uns doch nicht fremd. Einige politische Aeusserungen lassen wir auf sich beruhen. x. o.

Vermischte Schriften. *Lüneburg*, b. Herold u. Wahlstab: *Gallerie der National-Trachten in der freyen Reichs-Stadt Hamburg*, dargestellt in fünf und zwanzig illuminirten Kupfertafeln, nebst einer ausführlichen Beschreibung. 1806. 78 S. 8. (2 Rthlr.) Das Sonderbare in den hamburgischen Amts- und Volkstrachten, woran sich vorzüglich das Auge des Fremden weidet und ergötzt, hat schon oft einheimischen und ausländischen Zeichnern Anlass zur Übung ihrer Kunst gegeben. Unter anderen kamen vor einigen Jahren in Paris einige grosse, illuminirte Blätter, diese Trachten vorstellend, heraus, an denen bloss zu tadeln war, dass man die Farben grell aufgetragen, und die National-Physiognomien nicht getroffen hatte. Auch war ihre Zahl nur klein. Nachher beschäftigte sich ein hamburgischer Maler (Hr. *Suhr*, wenn wir nicht irren,) mit diesem Gegenstande, und gab kleinere Stücke ins Publicum, worunter einige sehr gut gerathen sind, und zum Theil eine satyrisch-moralische Tendenz zeigen. Weder diese noch jene scheinen bey den vorliegenden Abbildungen sonderlich gebraucht zu seyn. Die Zeichnung ist steif und gemein, das Costume nicht unrecht. Am besten getroffen sind, in Hinsicht auf Nationalität, der Schlachter- (nicht Fleischer-) Knecht mit dem rothbackigen Kleinmädchen, das Kleinmädchen neben dem schlecht gezeichneten Zuckerbecker-Knecht, die Bardowikerin, der Weinküper, der Milchmann, der Bürgermeister-Diener, die Tatenbergerin (nicht Tattenbergerin), und der Amtsfischer nebst seiner Abkäuferin. Die Nachtwächter spielen eine zu elegante Figur. Der Senator, (nicht Senateur) sieht, in seiner bläulichen Perücke und der gestreckten groben Hand, zu geleckt und verlegen, so wie der lutherische Prediger würdelos und halb betrunken aus. Der Bürger-Officier scheint zu denken, und der Artillerist das Fieber zu naben. Im Ganzen fehlt es den Figuren an der gehörigen Corpulenz und freybürgerlichen Trotzigkeit. — Der Text hat dem Vf. wenig Mühe gekostet; er ist ohne Wahl aus allerley Büchern und Nachrichten zusammengeschrieben.

Chl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bran: *Gesammelte Actenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich.* Sieben Hefte; das erste in der zweyten Auflage, mit dem Bildnisse des Präsidenten der Versammlung der Israeliten von Frankreich und dem Königreiche Italien, Abraham Furtado, Grundeigenthümer zu Bordeaux. 1806. 1807. 472 und 144 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

Die französische Regierung hat sich vor einiger Zeit in einer *Darstellung der Lage des Reichs* auch über die Veranlassung einer Zusammenberufung von Repräsentanten der in Frankreich und dem Königreiche Italien wohnenden Juden authentisch erklärt. Es waren nämlich aus den an den Rhein grenzenden Departementern über den Wucher mehrerer Juden übereinstimmende Klagen an den Kaiser gelangt, der sich bekanntlich im Herbst von 1805, als er die grofse Armee gegen das Haus Österreich anführte, selbst in einem Theile dieser Provinzen befand. Die Untersuchung dieser dringenden Beschwerden zeigte, dafs, ohne ein schnelles Heilmitel, der Ertrag dieses Wuchers die Hülfsquellen dieser Provinzen gänzlich verschlungen haben würde. Aber in dem der Regent die Besorgnisse vieler tausende von Landleuten zu beruhigen sich verpflichtet fühlte, wollte er zugleich, um nicht blofsen Vorsichtsmafsregeln *) eine unabsehliche Dauer zu geben, dem Übel selbst, das bis zu einer furchtbaren Höhe gestiegen war, durch den Einflufs der religiösen Gewalt steuern. Diefs ist die natürliche Veranlassung der von Napoleon veranstalteten Judenversammlung, welche zu Paris Statt fand, wobey man sich aber leicht vorstellen kann, dafs eine so verständige Regierung, als die französische, in der Folge auch auf manche andere Idee kam, die sich an jene erste bequem anknüpfen, und allmählich immer mehr ausbilden liefs. Die vorliegende Schrift ward durch diese Verfügung des grofsen Kaisers veranlafst. Sie giebt genaue Nachricht von allen bis dahin in dieser Sache vorgefallenen öffentlichen Verhandlungen. Es erhellet also schon aus dem hier angeführten, und bestätigt sich durch diese Hefte, dafs, was den Kaiser zu dieser Mafsregel bewog, für die Nation der Juden nichts weniger als schmeichelhaft war. Es wird zwar in der erwähnten officiellen Darstellung der Lage des Reichs anerkannt, dafs es gewifs noch eine grofse Anzahl einzelner Juden in Frankreich gebe, deren Betragen bürgerlich untadelhaft und deren Grundsätze nicht verderbt seyen; und eben solche wollte der Monarch in seine Nähe rufen, um unter ihrer Mitwirkung Mafsregeln auszuführen, welche eine Reform der Nation vorbereiten sollten. Aber dagegen wird von einer gerechten Rüge gesprochen, welche sich ihre nicht so wohldenkenden Glaubensgenossen durch ihr Unrecht zugezogen hätten, und von einer Strenge, welche sie verdienten. Und die Commissarien der Regierung (Molé, Portalis, Sohn, und Pasquier) von denen die Deputirten zu dem jüdischen Congresse den Willen des Monarchen vernehmen sollten, liefsen in ihrer ersten Anrede an diese Notabeln der französischen Juden nicht nur eine ausdrückliche Erwähnung der gegründet gefundenen Klagen über die Habsucht eines Theils ihrer Nation, sondern auch eine ernstliche Einschärfung der Aufrichtigkeit in Beantwortung der an sie gelangenden Fragen einfliessen, damit sie sich nicht der Strafe eines gerechten Regenten aussetzten. Lauter Ausdrücke, welche das Mifsvergnügen der Regierung über das, was zu dieser Versammlung Gelegenheit gab, und selbst den Zweifel, ob auch wohl auf alle Fragen ganz ehrlich würde geantwortet werden, in der That deutlich genug zu erkennen gab. Wir glauben also, dafs von Seiten des jüdischen Congresses die Schicklichkeit erfoderte, nicht so sehr in Freude und Jubel über die dem auserwählten Volke widerfahrene Ehre auszubrechen, als vielmehr durch unverkennbare Demuth, durch tiefe Trauer über die Missethaten der Glaubensgenossen, über welche eine Landesregierung auf eine so feyerliche Weise ihre Unzufriedenheit bezeugte, und über die nöthig gefundenen nachdrücklichen Vermahnungen zur Ehrlichkeit, durch religiösen Ernst eine edle moralische Stimmung zu verrathen, welche für die Versammlung Achtung einflösen konnte. — Zufällig scheint es nicht gewesen zu seyn, dafs der Minister des Inneren, von Champagny, die erste Sitzung der Versammlung gerade auf einen Sonnabend (den 26 Julius 1806) festsetzte; doch erklärte er (S. 387) auf die ihm desshalb gemachte Vorstellung, dafs, wenn die Deputirten glaubten sich an einem Sabbathtage aller und jeder Arbeit (z. B. des Schreibens ihrer Na-

*) Auf ein Jahr ward die Vollziehung aller Urtheile und Verträge, außer durch blofse conservatorische Acte, gegen nicht handeltreibende Landbauer in den Departementern Saar, Roer, Donnersberg, Ober- und Niederrhein, Rhein und Mosel, Mosel und Vosges suspendirt, insofern die Ansprüche gegen diese Landbauer sich auf Verbindlichkeiten, die sie gegen Juden eingegangen waren, gründeten.

men zu den vorzunehmenden Wahlen) enthalten zu müssen, es ihnen frey stände, die Bildung der Versammlung auf einen anderen Tag zu verlegen, (was jedoch nicht geschah). Die Fragen der Regierung waren folgende: 1) Dürfen die Juden mehrere Frauen heirathen? 2) Ist nach jüdischen Gesetzen die Ehescheidung statthaft, und ist sie gültig ohne vorgängiges richterliches Erkenntnifs, und nach Vorschriften, welche denen des französischen Gesetzbuches zuwider sind? 3) Kann sich eine Jüdin mit einem Christen und eine Christin mit einem Juden verheirathen, oder will das Gesetz, dafs die Juden nur unter einander heirathen? 4) Werden die Franzosen von den Juden für Fremde oder für Brüder gehalten? 5) Wie haben sie sich nach ihrem Gesetze gegen die Franzosen, die nicht ihres Glaubens sind, zu verhalten? 6) Wird Frankreich von den daselbst geborenen und rechtlich als französische Bürger betrachteten Juden als ihr Vaterland betrachtet, und sind sie nach ihrem Gesetze zur Vertheidigung des Landes verbunden, und den Gesetzen und Vorschriften des Civil-Codex Gehorsam schuldig? 7) Wer ernennt die Rabbinen? 8) Welche Gerichtsbarkeit in Polizey-Sachen und welche Polizeygewalt in Rechtsstreitigkeiten steht den Rabbinen zu? 9) Sind diese Wahlformen und Gerichtsbarkeiten in Polizeysachen in dem Gesetze oder nur in dem Herkommen gegründet? 10) Giebt es Gewerbe, die das Gesetz dem Juden untersagt? 11) Verbietet das Gesetz den Juden, gegen ihre Brüder Wucher zu treiben? 12) Ist ihnen der Wucher gegen Fremde gesetzlich erlaubt oder verboten? Die Antworten der Versammlung befriedigten die Regierung. Merkwürdig ist die denselben vorgehende Erklärung: dafs „wenn selbst ihr religiöses Gesetzbuch (also ein göttliches Gesetz) bürgerliche und politische Anordnungen enthielte, die mit dem französischen Gesetzbuche nicht in Übereinstimmung wären, diese Anordnungen von dem Augenblicke an aufhören würden, ihnen zur Richtschnur zu dienen, weil sie vor allen anderen das Gesetz des Landesherrn anerkennen und ihm gehorchen müfsten." Mit Feinheit benahm sich die Versammlung in Ansehung der dritten Frage. „Die Rabbinen," heifst es in der Antwort, „würden so wenig geneigt seyn, die Ehe einer Christin mit einem Juden oder einer Jüdin mit einem Christen einzusegnen, als die katholischen Priester zu solchen Verbindungen mitwirken möchten." Die bürgerliche Gültigkeit einer solchen Ehe ward jedoch zugegeben. In der Antwort auf die elfte Frage wird bemerkt, dafs נֶשֶׁךְ 5 B. Mos. XXIII, 19 nicht Wucher, sondern Zins bedeute, und dafs das mosaische Verbot nicht als ein Handelsgesetz, sondern als eine Auffoderung zur Mildthätigkeit zu betrachten sey; den dürftigen Mitjuden solle man, diefs wolle der Gesetzgeber, ohne Zinse unterstützen; von einer kaufmännischen Anleihe sey nicht die Rede; auch von den Mitjuden dürfe der Jude in kaufmännischen Geschäften einen der Gefahr angemessenen Gewinn nehmen. Hiernach bestimmte sich also auch die Antwort auf die zwölfte Frage. „Von dem נָכְרִי dürfe sich der Jude, heifst es, Zinse (nicht Wucher) bezahlen lassen, weil jener diesem kein Geld ohne Interessen leihen würde, und es also billig sey, dafs er dem Juden, der ihm leihe, auch Interessen gebe. Die Regierung verlangte nun, dafs die Antworten des Congresses, welche blofs für Erklärungen heller und besser denkender Individuen gelten konnten, durch ein grosses, von einem נשיא präsidirtes Sanhedrin von 70 Personen zu entscheidenden Lehrsätzen erhoben werden sollten; defswegen ward ein solches Sanhedrin unverzüglich zusammenberufen, damit es die von der Regierung gebilligten Antworten bestätigte, und denselben die religiöse Sanction ertheilte. Am 9 Februar 1807 ward derselbe, unter dem Vorsitze des von dem Minister des Innern ernannten נשיא, Rabbi David Zinzheimer von Strasburg, eröffnet, und in acht Sitzungen waren die Berathschlagungen über die von diesem Glaubensgerichte zu entscheidenden Lehrpuncte vollendet. Die Entscheidungen stimmten mit den Antworten des während der Wirksamkeit des Sanhedrins immer noch fortdauernden Congresses überein, und wurden den kaiserlichen Commissarien zugesandt, welche sie mitten in dem Kriege unter die Augen des Monarchen brachten, dessen Hauptquartier in einem entfernten Lande war. Das Oberhaupt des Sanhedrins ward hierauf durch ein sehr kurzes Schreiben der Regierungscommission bevollmächtigt, die Sitzungen dieser jüdischen Versammlung zu schliessen, und man hat seitdem nichts weiter von der ganzen Sache gehört. Wäre nicht der Krieg dazwischen gekommen, der den Kaiser nöthigte, sich zu der Armee zu begeben: so sollte man beynahe aus einem Umstande schliessen, dafs ungeachtet aller Verhandlungen dennoch weder der Congrefs noch das Sanhedrin so viel Resultate gegeben habe, als die Regierung wünschte und erwartete. Denn als die Congrefsdeputirten gleich in der ersten Sitzung vom 26 Julius, entzückt über die ihnen widerfahrenen persönlichen Auszeichnungen (die christliche Ehrenwache präsentirte z. B. vor jedem das Gewehr) beschlossen hatten, sich, wenn der Kaiser diesem Wunsche zu entsprechen geruhte, in Masse zu Seiner Majestät zu verfügen, um dem Monarchen für so viel Huld und Gnade allerunterthänigst zu danken: so erhielten sie von dem Minister die Antwort, Seine Majestät würde die Versammlung annehmen, wenn ihre Arbeiten erst so weit gefördert seyn würden, um irgend ein Resultat zu geben; man hat aber nie gehört, dafs eine Judenversammlung Audienz bey dem Kaiser gehabt habe. Doch diefs zerschlug sich vermuthlich nur durch die Entfernung des Monarchen. Es sey nun dem Rec. noch erlaubt, aus den vorliegenden sieben Heften einige vermischte Notizen auszuheben, die den Lesern zum Theil ein leises Lächeln abgewinnen werden. — Nach S. 15 des ersten Hefts schrieb der berüchtigte de Bonald, der vor einiger Zeit Luthern, der Reformation und der ganzen protestantischen Kirche in Pariser Blättern den Krieg erklärt hatte, auch gegen die Juden einen Artikel, als ihre Angelegenheit öffentlich zur Sprache ge-

kommen war; diesen Journalisten verachteten aber die Juden so sehr, dass einer ihrer Deputirten bey dem Congresse, Simon Mayer, der einen anderen Artikel des *Journal de l'Empire* rügte, nach S. 144 nicht einmal die Feder zu dieser Rüge angesetzt haben würde, wenn der bestrittene Artikel den Anstrich des de Bonaldschen Aufsatzes gehabt hätte. S. 110-112 steht ein Brief des Hn. Jakobsohns an den Kaiser Napoleon; in diesem Briefe wird geklagt, das Elend der Juden habe schon seit tausend Jahren die Menschlichkeit der Fürsten umsonst angefleht, und diess unglückliche Volk habe erst in Napoleon wieder einen Retter gefunden; wenige Zeilen weiter gesteht er jedoch, es sey ihm gelungen, mehrere deutsche Fürsten zu Gunsten der Kinder seiner Nation zu interessiren, und seine Bemühungen, in Ansehung der Erziehungsanstalt zu Seesen, seyen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. S. 138 liest man die Naivetät: Das persönliche Interesse sey die erste Triebfeder menschlicher Handlungen! S. 191—194 sagt ein Deputirter unter anderen: Wenn man die Geschichtsbücher durchlese, so zerfliesse man in Thränen über das Unglück der Juden; sobald man aber zum Jahrhunderte Napoleons gelange, fühle das Herz sich erleichtert .... der Jude Cerf Berr habe ein wahrhaft französisches Herz gehabt u. dergl. m. Nach S. 193. 196 zierte am 15 August 1806 der Name Jehovah, nebst dem Namenszuge und den Wappen Napoleons und Josephinens den Saal der Pariser-Synagoge auf allen Seiten; und als Hr. Furtado seine Rede schloss, klatschte man allgemein in dem Andachtshause. In Hn. Zinzheimers Predigt, die er an diesem Tage hielt, (S. 201—211) wird gesagt: Die Fackel der Philosophie erleuchte jetzt ganz Europa (*o utinam!*), und überall seyen die Herzen den sanften Eindrücken der Menschenliebe geöffnet; auch kommen die Namen Marengo, Ulm, Austerlitz, Montenotte in dieser und in einer anderen Predigt vor; in der letzteren sieht der Redner, Hr. Segre, in dem Kaiser einen übermenschlichen Geist auf Erden erscheinen. In der Rede endlich, womit das Oberhaupt des Sanhedrins dessen Sitzungen schloss, wird der erhabene Monarch im Geiste also angeredet: „Und du, Napoleon, du „Vielgeliebter, in dem Frankreich und Italien seinen „Retter ehrt, du Schrecken der Stolzen, du Tröster „des menschlichen Geschlechts, du Stütze der Leiden„den, du Vater aller Völker, du Auserwählter des „Herrn, Israel erbaut dir einen Tempel in seinem „Herzen, (da du den Wucher verabscheust;) alle sei„ne Gedanken und Empfindungen sind auf deine „Glückseligkeit gerichtet. Ordne, ja ordne ganz das „Leben und die Empfindungen derer, welche du un„ter deine Kinder aufgenommen hast!" — —

Z.

Frankfurt a. d. Oder, in der akademisch. Buchhandlung: *Preussens Zukunft.* An das Vaterland von *H. B.* 1807. 190 S. 8. (18 Gr.)

Nicht ohne Verwunderung über die Ungerechtigkeit vieler von unseren Zeitgenossen, werden denkende Nachkommen unter den eben so niederschlagenden, als ausserordentlichen, Ereignissen der letzten Jahre dieses bemerken: dass bey dem Unglücke des preussischen Militärs, und den allgemeinen Drangsalen, Folgen desselben, manche Schriftsteller plötzlich die ganze innere Verfassung dieses berühmten Staats angreifen. Wer leugnet, dass eigensüchtiger, unpatriotischer Nepotismus vorgekommen ist; dass unter den Justizbeamten feile Schurken, unter den Kameralpersonen höchst unwissende, geistlose Tagewerker sind; dass die Geschäftsführung zu weitläuftig wird, das Protocolliren, Referiren, Decretiren, Rescribiren, Expediren jährlich zunimmt? Die Aufgabe des vollkommenen Staats ist allerdings in dem Preussischen nicht gelöset. Aber die ihr euch aufwerft zu öffentlichen Beurtheilern dieses edeln, in der Geschichte einzigen, Werkes, kennt ihr den Geist der preussischen Administration hinlänglich? Ist euer Ausspruch rein von allem Persönlichen, von allem Verdruss nicht befriedigter Ansprüche? Geht eure Kenntniss anderer Staaten über die statistischen Compendien hinaus, habt ihr in ihnen gelebt, gewirkt, auf euch wirken lassen? Versteht ihr, den Charakter einer Staatsconstitution aufzufassen? — Fehlt eine dieser Bedingungen des Richterberufs, so könnt ihr dem Vorwurfe entweder des muthwilligen Dünkels, oder des müssigen Nachsprechens, nicht entgehn. Fortdauer des Adels, und Mangel an Energie in der Verwaltung: das sind die gangbar gewordenen Hauptvorwürfe. Wie Viele würden vermeintlichen Mangel an Energie mit innigster Sehnsucht zurückwünschen, wenn diejenige Energie einträte, die sie jetzt, in ihrer Beschränktheit, desideriren! Aber der Adel! Auf die Gefahr hin, für aristokratisch gesinnt, unaufgeklärt u. s. w. zu gelten, müssen wir äussern, dass im Civil (worauf wir uns hier beschränken) das Verhältniss des Adels zum bürgerlichen Stande jetzt durchaus nicht beleidigend, nicht zu abstechend ist.

Dem Verehrer der wahren Religion thut es wohl, Männer zu hören, welche die kurzsichtigen Spötter, rohen Verächter, demüthigen: Dem Freunde des preussischen Staatsgeistes, dem Freunde der Menschheit, der überall dem Vortrefflichen huldigt, thut es wohl, Männer zu hören, wie dem Vf. der angekündigten Schrift, die mit Einsicht und Würde, mit Antheil und Wärme, durchdrungen von der Grösse der Sache die sie führen, dem schönen Berufe sich widmen, die erhitzten Gemüther zu besänftigen, die wilden Ausbrüche des Unmuths zu mässigen, die Parteyen zu verständigen, die Nüchternheit zurückzuführen, um wieder die Vorzüge der Civilverfassung zu würdigen. Was unter den vermischten Aufsätzen des vorliegenden Werkes diese Tendenz hat, ist uns Haupt-Inhalt, ist vortrefflich; was auf Militairwesen sich bezieht, lassen wir unerwähnt. Männlich und stark, zuweilen dichterisch, nie schwülstig noch phantastisch, durchaus freymüthig, ohne Bitterkeit, mit Anstand und Mässigung, weder in dem cynischen Renomisten-Tone mancher der neuesten politischen Schreiber, noch in der schnöden, preciösen Sprache mancher anderer, geht der Vf. die Vorwürfe durch,

die in der allgemeinen Verwirrung und Noth laut geworden sind; sucht, die Nation mit sich auszusöhnen, ihren Blick auf die Zukunft zu richten, die ein festes und schönes Gebäude werden kann, wenn alle Mitbürger in Eintracht, beharrlich, mit einigen Opfern, den Bau vornehmen. Treffliche Gedanken, schöne Stellen, auf mehreren Seiten. Wer die Anklagen des preussischen Staats gelesen hat, und, als Bürger, noch einen Funken von Liebe zu dem Vaterlande bewahrt, das er vor Kurzem verehrte, als Ausländer, den Glauben an Existenz wahrhafter Humanität in der Leitung bürgerlicher Angelegenheiten nicht aufgeben will, der eile zu dem Buche, damit er, wenn schädlicher Stoff in ihn gedrungen wäre, der Wirkung zuvorkomme. Aus der Begeisterung, die den Vf. einige Mal fortreisst, erklären wir uns die Stellen, in denen entweder zu viel, oder etwas Falsches behauptet wird, eine Übereilung, oder schiefe Ansicht vorkömmt. Doch sind deren wenige; sie dürften sich auf folgende beschränken. Wiege der europäischen Kultur kann Preussen nicht genannt werden (S. 14), eben so wenig, als auf der anderen Seite: „die Nation seit einigen Decennien mit dürftiger Halbheit in Wissenschaften sich begnügt hat (S. 67). — „Fast alle unsere Gelehrte sind auch im öffentlichen Dienste (S. 69)", das heisst, wie unmittelbar vorher gesagt wird, sind Geschäftsmänner: Ein Satz, der so unrichtig ist, als in der Inversion seine Richtigkeit wünschenswürdig wäre. Wenn wir neulich in diesen Blättern, bey einer anderen Veranlassung, über die eintretende Scheidung des Standes der Staatsbeamten von dem Stande der Gelehrten klagten, so war es eben das preussische Land, das wir besonders im Sinne hatten. — Die Stelle S. 66, in der Mitte, wird der Vf. wohl zurücknehmen, wie die, S. 62: „in allem Hass, aller Lüge, strebt die Menschheit nur nach Wahrheit, Liebe." — In Ansehung *Eines* Standes wird er seinem Charakter untreu, dem Charakter der Mässigung: Nur gegen die Geistlichen ist er unbillig, sarkastisch (S. 59. 166).

Doch solche Stellen werden gut gemacht durch Andere, treffend, ergreifend. „Unter Preussens „Trümmern würden grosse Güter der Menschheit ihr Grab finden." (S. 60). — Weise Regeln des Verfahrens für solche, die in der bürgerlichen Verfassung Mängel entdecken, (S. 63). — Rühmliche Würdigung der Opfer des Handelsstandes (S. 135). — Glückliche Zeichnung wahrer Fürstengrösse, in einigen Stellen. — Der herrliche, patriotische Sinn der liebenswürdigen Schlesier wird nach Verdienst gepriesen, (der Schlesier im Ganzen; denn einzeln sind uns doch Magnaten vorgekommen, die jetzt auf die preussische Verfassung schelten.) Die bekannten Anklagen der Berliner sind vollständig aufgeführt, darauf die Ehrenrettung des grösseren und besseren Theils der Bewohner dieser Hauptstadt. — Fast den vierten Theil des Buchs füllt eine Ausführung über das vormalige Südpreussen und den Charakter der Polen. Sie interessirt an sich, da sie aus eigenen Beobachtungen des Vf. entsprungen zu seyn scheint; nur kömmt sie uns fremdartig vor in einer Schrift *über Preussens Zukunft*. Sie enthält aber eine der rührendsten Stellen des Werkes, die, S. 127. 128, wo der Vf. scheidend die abgetretenen preussischen Provinzen in Polen apostrophirt: „Lange noch werden „die Spuren unseres kurzen, aber herrlichen, Wirkens unter euch zurückbleiben. Zwar unsere Schulen werden eingehen, unsere Besserungsanstalten zerfallen, unsere Kolonien sich zerstreuen, die ursprünglichen Verhältnisse wiederkehren; — aber „noch spät wird aus den Trümmern vieles Edlen, „Menschlichen, Gemeinnützigen, unser Aufenthalt „unter euch erkannt und gesegnet werden. — — „Ihr bleibt als unsere Schuldner zurück; den Dank „für unsere Wohlthaten werden unsere Enkel „ärndten."

N N.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Sander: *Von dem Ruhm Friedrichs II.* Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften, am 29 Jan. 1807, zur Feyer der Wiedergedächtniss ihrer Stiftung. Durch *Joh. von Müller*, Historiographen. Aus dem Französischen übersetzt von *H. F.* 1807. 20 S. 8. (4 Gr.) Das Original hat (Jen. A. L. Z. 1807. No. 51) *den* Beurtheiler gefunden, dessen eine Schrift von *Johannes Müller* würdig war: die Übersetzung ist brav; ihr Vf. hat sich nach *Müllers* Manier und Ton gebildet. M. G.

Paris, b. Jansen: *Oevres de Pierre Camper, qui ont pour objet l'Histoire naturelle, la Physiologie et l'Anatomie comparée.* 1803. T. I. 391 S. T. II. 502 S. T. III. 501 S. gr. 8. Peter Campers unsterbliche Verdienste um die Naturgeschichte im Ganzen sind in Deutschland hinreichend bekannt und alle Schriften dieses grossen Mannes in den Händen aller Kenner. Wir zeigen daher hier nichts als die Ausgabe an, welche sich dadurch auszeichnet, dass im ersten Bande ausführliche Nachrichten über die Schriften und das Leben des Vfs. gegeben werden, dass Druck, Papier und Übersetzung untadelhaft sind, und dass die Kupfer den Originalzeichnungen genau gleichen, welches bey den deutschen Übersetzungen nicht allenthalben der Fall ist. Der Verleger ist auch der Herausgeber. Er widmet dieses Werk seinem verstorbenen Sohne mit folgender Aufschrift: *Aux manes chéris de Henri - François Jansen jeune homme de grande esperance et de moeurs pures; mort a l'age de XX ans et VI mois, sont consacrees ces Oeuvres de Pierre Camper, par son père malheureux H. J. Jansen dont il fut toujours le meilleur ami. Paris le XXIX Floréal an X.* Sbst.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Belinde.* Ein Roman nach dem Englischen der *Miss Maria Edgeworth.* 1803. Drey Theile von 252, 422 und 374 S. 8. (3 Thlr. 9 Gr.) Wäre in diesem Romane dem Zufall weniger Spielraum verstattet, hätte die Entwickelung nicht mehrere zu sehr herbeygezogene und gedrängte Stellen, das moralische Gefühl aber mehr Grösse und Einheit, und überhaupt das Ganze mehr Genialität, Belinde würde ein vollkommener Roman der zweyten Classe seyn. Das Skelet der Geschichte wird einige dieser Fehler darlegen; aber nur die Bekleidung giebt dem Knochengebäude Schönheit. Die Übersetzung liest sich ohne Anstoss.

F. G. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Heidelberg b. Mohr und Zimmer: *Hesiods Werke und Orfeus der Argonaut* von *J. H. Voss*. 1806. 354 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Rostock, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis;* scripsit *Immanuel G. Huschke*, literarum graecarum in Academia Rostochiensi Professor. 1806. 56 S. 4. (7 gr.) *)

Zwey Barden der Vorzeit, deren Namen allein hinlänglich sind, Interesse zu erregen, treten in No. 1 in freundlicher Verbindung neben einander auf. Unwillkührlich wird der Leser durch diese äussere Verbrüderung zu einer Vergleichung zwischen beiden veranlasst; und sollte auch eine solche Vergleichung nicht auf das erwartete Resultat von Ähnlichkeiten führen, so wird es eben so interessant seyn, die Statt findenden Verschiedenheiten des Inhaltes und Tons wahrzunehmen. Gewiss hat sich hier der Übersetzer, wohl ohne es zu beabsichtigen, für den aufmerksamen Leser in einen vortheilhaften Stand gesetzt, indem er seine Kunst, die ungleichartigsten Töne nachzureden, uns fast unwillkührlich offenbart. Die Existenz einer deutschen Argonautik erregt auch dem Ungelehrteren das Interesse, über den Orfeus und dessen erwähntes Werk einiges zu wissen. Folgendes möchte für seinen Zweck etwa genug seyn.

Man hat darüber gestritten, ob es jemals einen Orfeus gegeben habe oder nicht, zu welchem Streite wohl eine Stelle des Cicero (nat. D. I. 38) Veranlassung gegeben hat, wo er sagt: *Orpheum poëtam docet Aristoteles nunquam fuisse.* Wie dieser Ausspruch gemeint sey, ist schwer zu entscheiden, weil er in den auf uns gekommenen Büchern des Aristoteles nicht enthalten ist. Sehr denkbar indess ist es, dass Aristoteles nicht die Existenz irgend einer historischen Person mit Namen Orfeus bezweifelt habe; sondern nur *desjenigen* Orfeus wirkliches Daseyn, der in der Vorstellung späterer Jahrhunderte lebte; dass er also unterschieden habe zwischen einem *historischen* Orfeus und einem *mythologischen*. Und diese Unterscheidung möchten wohl viele anerkennen. Denn dass ein Zeitgenoss des Jason und Herakles ein so erhabener Geist, und von solcher Bildung gewesen sey, wie man ihn späterhin sich dachte, und wie er in den ihm zugeschriebenen Schriften erscheint, das grenzt allerdings an Unmöglichkeit. Mit Grund bezweifelt daher Origenes (c. Cels. I. pag. 15) ob diejenigen *Schriften*, welche unter den Namen des Linus, Musäus, Orfeus und anderer herumgingen, wirklich von diesen Männern geschrieben worden wären. An der Existenz des historischen Orfeus aber haben sehr nennungswerthe Gewährsmänner des Alterthums ohne Bedenklichkeit geglaubt. Platon in der Apologie läst den Sokrates sagen, er freue sich an einen Ort hinzukommen, wo er mit dem Homerus, Hesiodus, Musäus, Orfeus Umgang pflegen könne. Aristofanes (βατραχ. 1064) legt dem Aeschylus folgendes in den Mund: Ὀρφεὺς μὲν γὰρ τελετάς ἡμῖν κατέδειξε, φόνων τ᾽ ἀπέχεσθαι. Dass man diesen wirklichen und unbezweifelten Orfeus zu einem mythischen Wesen umgeschaffen hat, ist um nichts auffallender, als dass man einen Muhamet, einen Moses, einen Christus idealisirte. Wer unter rohen Zeitgenossen hervorstrahlt als ein Gereifterer, wer die frühesten Keime der Bildung unter die Mitlebenden ausstreut, zuerst die Gefühle der Götterfurcht und Andacht in ihnen aufregt, Begriffe über Gottheit und Sittlichkeit entwickelt, für die Gaben der Musen empfänglich stimmt, der erwirbt sich auch um die späteste Nachwelt ein so unsterbliches Verdienst, dass es kein Wunder ist, wenn ihn diese als ein Ideal aller geistigen Veredelung und Ausbildung mit übertreibendem Enthusiasmus verehrt. Hat man doch auch den Homer in späteren Zeiten als ein Centrum aller gedenkbaren Weisheit betrachtet, und in ihm, wie in der Bibel, die Keime zu allen Zweigen des menschlichen Wissens und zu allen, viele Jahrhunderte hindurch vorbereiteten, Erfindungen zu entdecken sich eingebildet. — Der historische Orfeus, den Horaz (A. P. 391) als einen Milderer barbarischer Halbmenschen beschreibt, war nach *dessen* Zeugniss zugleich ein *sacer interpresque Deorum*, ein Opferpriester und erleuchteter Göttervesöhner, im Sinne der Alten, nach der aus Homer und Herodot so bekannten Sitte, die Gottheit durch Huldigungen zu befreunden, und war sie etwa erzürnt, damit sie nicht Landplagen sende, durch Opfer und Gebete auszusöhnen. Ausserdem mochte Orfeus allerley Kenntnisse des Ackerbaues mitgetheilt haben, Kräuterkunde, Wetterbeobachtungen u. s. w., welche, in einen gesegneten Boden ausgestreut, im Fortgange der Zeit vielfältige Früchte trugen, die man alsdann sämmtlich dem Orfeus dankte. Ja sogar als Innungen und mysteriöse Gesellschaften in vielen Theilen Griechenlands entstanden, in denen man orfische Weisheit gleichsam systematisch den

*) Zwey Recensionen von verschiedenen Verfassern, mit ihrer Genehmigung zu Einer verbunden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

Eingeweiheten vortrug, hatte man kein Bedenken, den Orfeus als Stifter und Organisateur derselben anzugeben. Selbst morgenländische Ideen, die seit den Perserkriegen unter des Orfeus Namen in Umlauf gesetzt wurden, mussten auch wirklich in dem Gehirne des alten thracischen Sängers entsprungen seyn; aber von guten Schriftstellern sind solche *Pseudorphica*, wie sie z. B. im alexandrinischen Zeitalter der Jude Aristobulus unter dem 6ten Ptolomäus schmiedete, mit verachtendem Stillschweigen übergangen (*Voss* myth. Br. I. S. 34), und nur christlichen Kirchenvätern, die in den orfischen Schriften viel mosaisch-orientalische Weisheit fanden, konnte es einfallen, sie so glaubig dem frühesten Alterthume zuzuschreiben, dass einige von ihnen lieber behaupteten, Homer habe mehrere Verse aus dem Orfeus genommen, als einen umgekehrten Fall für möglich halten wollten. Das bedeutendste Denkmal der griechischen Poesie unter des Orfeus Namen, *die Argonautik*, kündigt sich, auch dem Inhalte nach, als ein orfisches Gedicht an. Die Frage, ob der alte Thracier Orfeus Verfasser desselben sey, ist von einigen bejaht, von mehreren verneint worden. So sinnlos es aber auch seyn mag, den Ursprung dieses Gedichtes in ein Zeitalter zu versetzen, welches schwerlich auch nur Hexameter kannte (obgleich dessen Erfindung von einem Dichter der Anthologie — ed. Jac. II, 40 — dem Orfeus zugeschrieben wird): so unbegründet scheint doch auch die Behauptung Anderer, der wahre Verfasser der Argonautik sey ein Betrüger gewesen. Warum denn eben ein Betrüger? weil er den Orfeus redend einführt, und sich so gewissermassen für Orfeus ausgiebt? Legt denn nicht Lykofron auf eine ähnliche Weise sein Gedicht der Cassandra in den Mund? und wäre nicht, nach diesem Masstabe des Betrugs, auch jeder moderne Dichter, der etwa den Messias oder einen Helden der Weltgeschichte redend einführt, ein Betrüger zu nennen? Selbst *der* Umstand rechtfertigt jene Anklage nicht, dass der Vf. v. 7—46, 420—30 und anderswo, den Orfeus als den Urheber der Gedichte sich nennen lässt, welche damals unter seinem Namen bekannt waren. Man muss diese Stellen poetisch fassen. Wenn Orfeus in einem Gedichte sich selbst als Vollbringer aller der Wunder ankündigt, welche in späterer Zeit das staunende Griechenland ihm beylegte, so müsste er auch als Verfasser aller der Schriften, Denksprüche und Gedichte auftreten, die eben dasselbige ehrfurchsvolle Staunen ihm zuschrieb, und welche Männer, die von dem Geiste des Orfeus sich beseelt glaubten, in seinem Namen gedichtet hatten. Diese Stellen enthalten eine artige Übersicht der damaligen orfischen Literatur, vielleicht die *sogenannten* Ὀρφικὰ (Ὀρφικὰ καλούμενα), von denen Aristoteles und Plato reden (letzterer in der Republik und in den Büchern *de legibus*).

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Vf. der Argonautik ein orfischer Priester. Diess erhellet theils aus dem Inhalte des Gedichtes, theils aus dem Ton seiner Sprache. Aus dem Inhalte des Gedichtes, weil Orfeus der eigentliche Held desselben ist, weil nicht leicht eine Gelegenheit versäumt wird, ihn zu verherrlichen. Gleich die Einleitung verkündigt die Thaten und Gesänge des Orfeus; er ist es ferner, welcher bey der Abfahrt die Argonauten anfeuert, Schwierigkeiten zu überwinden (V. 250); er rafft seine Gefährten durch Gesang aus ihrer wollüstigen Erschlaffung auf Lemnos empor (481); er erfleht durch einen Hymnus die Gunst und den Beystand der Göttin Rheia (616); er schläfert durch die Harmonie seiner Töne den Drachen ein, der das Goldvliess bewacht (1000); sein Lautenspiel überwältigt die Bezauberung der Sirenen, und schafft sie selbst in Felsen um (1284); von ihm werden alle Opfer besorgt (950. 1366. 572); als Wahrsager erscheint er (692), als Zauberer durch Gesang (705); und dass nicht *ihm*, sondern dem Jason die Lenkung des ganzen Unternehmens anvertraut wird, ist einzig daraus zu erklären, dass er, wie Kalchas auf den Schiffen der gegen Troja ziehenden Griechen, als eine heilige Person angesehen ward. Auch liebt es unser Dichter, auf die orfischen Mysterien anzuspielen, und dadurch seinem Gedicht für die Eingeweiheten ein besonderes Interesse zu geben V. 43 u. 101, wo der egyptischen Reise des Orfeus Erwähnung geschieht, und der ganze Wettgesang mit dem Cheiron. Andere Begebenheiten, wie wichtig sie seyn mögen, werden mitunter *in fliegender Hast* (παραδρομάδην, wie der Dichter selbst sagt) abgefertigt, z. B. das Wiedersehn des Peleus und Achilles (445), und die Kampfspiele zur Begräbnissfeyer des Kyzikus (576). Manchmal werden die Begebenheiten nicht einmal erzählt, sondern nur angedeutet (1065). *Noster* (sagt *Gesner* zu V. 521) *summa capita attingit, in iis moratur, ubi Orpheo tamquam deo ex machina opus fuit. — — — — quaerit locum miraculis Orphei.* Aber auch der Ton des Gedichtes, nicht nur der Inhalt, führt auf die Vermuthung, der Vf. sey ein orfischer Priester gewesen. Denn seine Sprache hat einen Anstrich von Feyerlichkeit, wie die des Zeus in Virgils Aeneis, und erhebt sich an einigen Stellen zu einem fast profetischen Schwunge. Selbst die dem Homer nachgeahmten Stellen sind im Ton höherer Begeisterung vorgetragen; und sogar da, wo Verse oder Halbverse aus Homer selbst entlehnt sind, ist doch die homerische Einfachheit verloren gegangen, weil sie entweder in dem Gemüthe des Verfassers nicht lag, oder seinem Zeitalter nicht angemessen war. Aus dieser Bemerkung lassen sich viele Corruptionen des Textes erklären, weil mancher Abschreiber und Herausgeber den Orfiker gegen seine Natur *homerisch* und *natürlich* machen wollte, und statt des Gedichtes den Dichter emendirte. Es bedurfte eines nicht bloss geschmackvollen, sondern dabey zugleich wahrhaften und gesund urtheilenden Mannes, um so manche dieser verderbenden Verbesserungen wieder zu beseitigen.

Von dem Orfiker, den wir nicht genauer kennen, und dessen Zeitalter auszumitteln, wir gelehrten Forschern überlassen, wenden wir uns zu dem Stoff und Gegenstand des Gedichtes, der in Wahrheit gross,

und einer poëtischen Behandlung würdig ist. — Zwar, wenn wir nach *unserem* Maßstabe messen, so erscheint uns eine Fahrt von Griechenland nach Kolchis kaum der Rede werth; wir umsegeln die Welt von einem Ende zum anderen, passiren die Linie, schiffen zum Nordpol und zum Südpol; aber wie? Ausgerüstet mit Kunde der Seefahrt und mit Länderkenntniss, versehn mit Magnetnadel, Seekarte und vervollkommneten Fahrzeugen, haben wir kaum noch grosse Gefahren zu bestehn, ausser etwa die Seekrankheit. Hier dagegen sehen wir, für einen — zwar nicht, wie unsere Entdeckungsreisen, *gemeinnützigen*, aber dafür desto *poëtischeren* — Zweck, der ein schauderndes Interesse erregt, auf einem, mit unsäglicher Anstrengung *selbstgeruderten* Fahrzeuge, das Unternehmen gewagt, durch theils unbekannte, theils fürchterlich berüchtigte Gegenden, durch das dazumal noch als ungastfreundlich verschrieene schwarze Meer, hin an das damalige Ende der Welt zu schiffen. Ein Orakel setzt die Fahrt in Bewegung, die Göttin Here begünstiget die Helden, der ehrwürdige, heilig geachtete Orfeus begleitet sie; diess Alles erhöht unsere Vorstellung von der Wichtigkeit der Unternehmung, und unsere Theilnahme wird rege gemacht, zwar nicht durch das, *was* geschieht, aber durch die Kraft und Anstrengung, *wodurch* es geschieht. Wenden wir nun vollends den Blick auf die einzelnen Gegenstände, welche uns vorgeführt werden, wie viel Nahrung für die Phantasie finden wir da! Ein Kampf mit sechsarmigen Ungeheuern, die rastlos zusammenprallenden Irrfelsen, bey deren Anblick den Helden das Herz im Busen erstarrt, ihre, wegen Missethat über sie verhängte Irrfahrt in den Okeanos, im Westen des Weltstromes die ewige Windstille und der todte Stillstand des „schlammigen, weitgeronnenen Meeres," der Besuch bey den seligen Makrobiern, welche zwölftausend hundertjährige Monde hindurch, ohne Lebenssorge, in anmuthstrahlender Jugend „schickliche Thaten thun und bedachtsame Worte reden." Die Stadt Hermioneia, nah an der Unterwelt, deren Einwohnern, wenn sie gestorben sind, aus nachbarlicher Freundschaft der Fährlohn erlassen wird, endlich „in schaudrigter Gegend der goldträchtige Acheron mit seinen ewig belaubten und befruchteten Bäumen," die Charybdis, die Sirenen, die nächtlichen Kimmerier u. s. w., wie regt diess Alles die Einbildungskraft auf, und wie fähig ist es einer *poëtischen* Darstellung! —

Was die Art der Ausführung betrifft, so ist manches, wie schon bemerkt, mehr erzählt als beschrieben, mehr angedeutet als ausgemalt; aber nicht wenige Stellen sind überaus anziehend durch lebendige Darstellung, und durch treffenden, körnigen Ausdruck. Und bey solchen Stellen konnte *Voss*, der als Übersetzer überall das Eigentliche, Richtige, Entsprechende getroffen hat, zugleich mit dichterischem Wohlgefallen verweilen. Bewundern aber müssen wir seine Kunst durchgängig, wie ihm die buchstäblich treue Bezeichnung unter den Händen zu einer zugleich edlen und gefälligen sich gestaltet, wie er mit der Erreichung dieser Erfodernisse auch noch Wohlklang und Eurythmie zu vereinigen wusste, wie er einige ungebräuchliche Wörter so glücklich zuerst gewagt hat, z. B. *wustig*, *frohn* (heilig), *voraus* (vorzüglich), *hinlässig*, (*demissus*), *sich verhalten*, (sich befinden u. sich betragen, in *einen* Begriff vereinigt) und mehrere andere, welche in einem durchhin alterthümlichen und schwungreichen Style weniger in die Augen springen. Von jenen anmuthigeren Stellen erlaube man dem Rec. Eine, mit beygefügtem Original herauszuheben, damit er von der durchaus geglätteten Übersetzung einen Vorschmack gebe. Der Wettgesang des Orfeus schliesst so (S. 430 seq.):

ἀνθρώπων τ᾽ ὀλιγοδρανέων πολυιδνέα φύτλην
ἤειδον στεινὸν δὲ διὰ σπέος ἤλυθεν αὐδή,
ἡμετέρης χέλυος μελιχρὴν ὄπα γηρύουσης.
ἔσττατο δ᾽ ἄκρα κάρηνα, καὶ ἄγκεα δενδρήεντα
Πηλίου, ὑψηλας τε μετὰ δρύας ἤλυθε γῆρυς.
καί ῥ᾽ αἱ μὲν πρόῤῥιζοι ἐπ᾽ αὔλιον ἐῤῥώσαντο,
πέτραι δ᾽ ἐσμαράγουν. θῆρες δ᾽ ἀΐοντες ἀοιδῆς
σπήλυγγος προπάροιθεν ἀλυσκάζοντες ἔμιμνον·
οἰωνοί τ᾽ ἐκυκλῶντο βοαύλια Κενταύροιο,
ταρσοῖς κεκμηῶσιν, ἑῆς δ᾽ ἐλάθοντο καλιῆς.

Der Text ist mit den von *Voss* in der Recension des Schneiderschen Orfeus (. A. L. Z. 1803. No. 138) gegebenen Veränderungen abgeschrieben; die Übersetzung lautet so:

Auch ohnmächtiger Menschen zerstreuete Völkererzeugung
Pries mein Mund; und das enge Geklüft durchhallte die Stimme,
Weil die gewölbete Laut' eintönete süsses Gelispel;
Und es entflog zu den Spitzen der Berg' und den waldichten Thälern
Pelions, selbst durch der Höhn Eichdickichte scholl der Gesang hin;
Und die entwurzelten Eichen im Anlauf drängten zum Vorhof,
Her auch krachten die Felsen, und reissendes Wild, von dem Wohllaut
Angelockt vor die Höhle, beharrt' in scheuer Verweilung;
Auch Raubvögel umkreisten die Rinderstallungen Cheirons,
Mit hinlässiger Schwing', und vergassen des eigenen Nestes.

Wie schön und geistreich ist die Gewalt der Musik über die furchtsamen Thiere ausgedrückt! Trotz ihrer scheuen Natur werden sie durch die Bezauberung der Töne angezogen; halten sich aber doch in schüchterner Entfernung. Dieser Mittelzustand wird durch die glückliche Verbindung zweyer sich widersprechender Worte dargestellt. Vgl. *Sophocl. Philoct. v.* 1149. *Xenoph. Anab. I*, 5. — Nicht weniger malerisch ist die Stelle, wo Orfeus den Drachen des Goldvliesses in Schlummer wiegt, und die wir hier auszuheben uns ungerne versagen. V. 1014 folgt Hr. *Voss* seiner trefflichen Emendation *ἀμφαυγέα*: den langen ringsherfunkelnden Hals legt er schwerhauptig auf die geschuppten Ringel, womit er den Baum umschlang.

Die Art, wie der Übersetzer den Text verstanden, und seine sinnvollen Emendationen lobend zu würdigen, scheint hier nicht der Ort zu seyn. Nur bey einigen Stellen sey dem Rec. eine Einwendung vergönnt: V. 172 sind die *τανύφλοιος ἐλάται* durch *zähumwächsene* Tannen übersetzt; V. 607 dagegen durch *stattliche* Tannen, nach Schneider. Sollte nicht die erste Bedeutung die einzig richtige seyn? so *τανύφλοιος*

ἐρινεὸς bey Theokrit 25, 250. So μαλακόφλοιος, λειόφλοιος, παχύφλοιος, mit weicher, glatter, dicker Rinde. — Warum aber hat Hr. *Voss* V. 656 nicht nach seiner Emendation übersetzt:

μολεῖν γὰρ ὅ οὔτι πέπρωτο
Φᾶσιν καλλίρροον μένος ἄλκιμον Ἡρακλῆος.

Ähnliche Verbindungen, wo das Allgemeine voraufgeht, und zum Schlusse die nähere Bestimmung nachgeschickt wird, finden sich V. 169. 267. 469. 656. 806 etc. Wenn man aber οἱ halten wollte: so müsste man es als Dat. Plur. auf die Argonauten beziehen. V. 664 folgt Hr. *V.* der Hermannischen Emendation βίην κρατερὸς Πολυδεύκης. Vielleicht aber liesse sich die *Vulgata* βίη aus dem Prometheus des Aeschylus vertheidigen: ὡς τὴν Διὸς τυραννίδ' ἐκπέρσων βίᾳ. — V. 627. Zu *Vossens* Emendation βωμὸν ἐπισκέψαντες, nach dem Altar hinschauend, will das ἐπεσσομένοισι πυθέσθαι, und wenn wir nicht irren, auch das folgende τόθι nicht passen. Auch möchten wir fragen, sollte der Orfiker, bey seiner oft übertriebenen kurzen Manier, den Umstand wohl erwähnt haben, dass die Argonauten nach dem (auf dem Berge Dindymos V. 613 errichteten) Altare hingeschauet hätten? Eher möchte sich aber aus der Präcision des Verses die alte Lesart ἐπιστέψαντες vertheidigen lassen, wenn wir annehmen, dass die Argonauten der Rhea einen *zweyten Altar* am Meerufer errichteten; und diess erlaubt die grammatische Verbindung: βωμὸν ἐπιστέψαντες, *einen* (nicht *den*) Altar bekränzend, τόθι πείσματα Ἀργοῦς λῦθεν, wo (d. h. an der Stelle wo) die Seile der Argo sich gelöst hatten, also am Meerufer. Der erste Altar auf dem Berge Dindymos ward der zu besänftigenden Göttin erbaut, der zweyte Altar am Meerufer der besänftigten, aus Dankbarkeit. Auch konnte dieser zweyte Altar, der gegründet war, *postquam favor deae erat manifestus* (wie *Schneider* in etwas anderer Beziehung sagt) mit mehr Schicklichkeit βωμὸς πεισματίης genannt werden, als der erste, bey welchem erst die Gunst der Göttin als etwas unbestimmtes erwartet wurde. Τόθι in der Bedeutung *wo* hat *Hermann* gerechtfertigt.

Die Übersetzung des *Hesiodus*, welche im Allgemeinen die anerkannten Vorzüge aller *Vossischen* Übersetzungen theilt, hat noch insbesondere das Verdienst, dass sie auf die verschiedenartigen Töne, welche Hesiodus angestimmt hat, sprechender, als jeder mögliche Commentar, aufmerksam macht, und jenes Vorurtheil widerlegt, welches sich durch Quintilian (Lib. 10, 1, 52) verbreitet zu haben scheint, der Charakter des Hesiodus sey durchgängig mild und schwunglos. Quintilian sagt: *datur ei palma in illo medio dicendi genere;* er versäumt aber auf die entgegengesetzte, eben so unableugbare Seite dieser Gedichte, auf ihre Kraft und Lebendigkeit, aufmerksam zu machen, und diese Seite ist es eben, welche durch des Hn. *V.* Übersetzung uns näher vor Augen gebracht wird. — *Die Hauslehren* (*opera et dies*), welche voran stehen, sind im Ganzen genommen, wie es für den Ton der Belehrung sich schickt, ruhig und einfach vorgetragen. Sie sind der Form nach an des Hesiodus Bruder *Perses* gerichtet, der ihn bey der Erbschaft beeinträchtigt hatte (V. 38), und den er mitunter recht brüderlich anfährt (395—398); doch legt er es mehr darauf an, ihn zu bessern, als mit ihm zu rechten. Desshalb giebt er ihm sittliche Lehren, besonders die Gerechtigkeit betreffend; doch auch Umgangs und Klugheitslehren (370—75), Lehren der liebreichen Menschlichkeit (342—53), Ermahnungen zur Arbeitsamkeit und in grosser Menge Haushaltungsregeln, welche Noth thun mochten, damit der naive Perses, der an seinen Bruder gern ökonomische Zumuthungen machte, seine Sache nicht völlig auf Nichts stelle. Neben diesen besonderen Beziehungen aber haben diese Vorschriften noch ein allgemeines Interesse, weil sie als Sentenzen eingekleidet sind; auch nach der Absicht des Vfs. scheinen sie auf ein Publicum berechnet zu seyn; denn mitunter verlässt er den Perses, und redet z. B. die Könige an (247). Man kann diese moralischen und ökonomischen Rathschläge als einen Katechismus der Lebensweisheit betrachten, den, rhythmisch vorgetragen und mit der Lyra begleitet, junge Leute mit Vergnügen mögen auswendig gelernt haben. In dieser Hinsicht lassen sich die hes. Hauslehren mit den Sprüchen des Jesus Sirach vergleichen, denen sie auch in ihrem sprichwörtlichen Tone ähnlich sind; auch sind sie, wie diese, ohne Zusammenhang unter sich, oder doch nur durch rohe, unbeholfene Übergänge an einander gereiht. Daher hat man sie als ein Gemengsel nützlicher Wahrheiten zu betrachten, und muss nicht die Foderung einer systematischen Ordnung an sie machen, so wenig als an Horazens *Ars poëtica*. Auf die Ehre, ein didaktisches Gedicht zu heissen, machen sie keinen Anspruch: sie begnügen sich, Noth- und Hülfssprüchlein für den Hausbedarf zu seyn. — Zur Belebung und Versinnlichung der trockenen Regeln sind unter die Gnomen Fabeln gemischt (wie v. 203), deren Erfindung vom Quintilian (lib. 5, 11, 19) dem Hesiodus zugeschrieben wird. Überall, wo Allegorie eingemischt ist, tritt sie ungesucht wie von selbst hervor, wie bey allen noch kindlichen Völkern. Man will nicht aus Kunst poetisch seyn; man wird, ohne es zu wollen poetisch, durch den Drang, sich lichtvoll und lebendig auszudrücken, und den gleichsam sich selbst noch fremden Gedanken durch sinnliche Bilder, in denen er sich bespiegelt, theils mit *sich* vertrauter, theils dem Gemüth eindringlicher zu machen. Wie bey den nordamerikanischen Wilden (s. *Samuel Hearnes* Reise, von *Forster* übersetzt) und bey den Finnen, von denen wie *Acerbi* erzählt, die Poesie noch ein Behelf der Verständigung ist, oder doch im wahrsten Sinne des Wortes Natursprache: so wahrhaft natürlich sind in der frühesten Entstehung nicht nur sittliche Fabeln und Mährchen; sondern auch sittliche Bilder und Vergleichungen, welche späterhin oft, durch häufigen Gebrauch, herabgewürdigt worden (s. v. 290).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Heſiodus Werke und Orfeus der Argonaut*, von *J. H. Voſs* u. ſ. w.

2) Rostock, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis*, ſcripſit *Immanuel G. Huſchke* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der einfache Adel und die redliche Treuherzigkeit der heſiodiſchen Kernſprüche iſt in der Überſetzung meiſterhaft erreicht. Als Beweis der lieblichen Simplicität, welche dieſe Sinn- und Denk-Sprüche charakteriſirt, will Rec. nur eine Stelle ausheben: (V. 342 ſeq.)

Wer dich liebt, den rufe zum Mahl; fern bleibe der Haſſer.
Doch ihn rufe zuerſt, der nachbarlich neben dir wohnet.
Denn wofern unverhofft dir im Häuslichen etwas begegnet;
Gurtlos rennet der Nachbar daher, und der Vetter gegürtet.
Schlimm iſt der Nachbar ein Fluch; doch gut ein Segen vom Himmel;
Dem ward Segen zum Theil, wem ward ein redlicher Nachbar.
Wohl laſs dir einmeſſen vom Nachbar, wohl auch entricht' ihm
Mit demſelbigen Maſs, und reichlicher, kannſt du es irgend,
Daſs, wenn die Noth eintritt, du hinfort auch findeſt Bereitſchaft! —

Welcher Kraft aber, trotz dieſer ruhigen Hausmannspoëſie, welches erhabenen Aufſchwunges der ſanfte Heſiodus fähig war, dieſs ſehen wir theils aus einzelnen Stellen der Hauslehren (ſ. die Beſchreibung des Winters V. 504 ſeq.), theils insonderheit aus der Theogonie, welche einen erhebenden Gegenſtand mit reger Begeiſterung darſtellt, und ſolche übermenſchliche Bildungen entwirft, als ſie Aeſchylus ſpäterhin auf die Bühne brachte. Alle Kräfte und Eigenheiten der ſinnlichen und geiſtigen Natur werden zu ſelbſtſtändigen Weſen oder gar zu Göttern geſtaltet; ihre Verwandtſchaft und Liebe unter einander, oder ihre Befeindungen und Kriege, ihr gemeinſamer Urſprung aus dem dunkelen Chaos, Alles dieſs wird mit würdiger Feyerlichkeit beſchrieben. Wilde, gigantiſche Geſtalten (z. B. Saturnus, der ſeine Kinder friſst,) werden uns in ihrer graunvollen Wahrheit hingeſtellt, und nicht immer begnügt ſich Heſiodus, wie Homer, wenn er z. B. des Briareus erwähnt, eine ungeheure Idee tranſitoriſch anzudeuten, oder nur gleichſam referirend vorzuführen; ſondern *dargeſtellt* finden wir bey ihm das Unförmige und Entſetzliche. — Kühn und kräftig iſt die Schilderung des Titanenkampfes mit den Göttern. Wie der Pleonasmus in der Redekunſt daſſelbige *Was* vielfach geſtaltet durch Mannichfaltigkeit des *Wie:* ſo wiederholt Heſiodus, in dieſer vortrefflichen Beſchreibung, das, dem Inhalte nach, Eine und Nämliche mit ſtets erneuetem Wechſel der Form. Ein trockener Verſtandesheld, ohne Sinn für poëtiſche Reichhaltigkeit, würde den Heſiodus, hätte er ihm ſeine Theogonie vorgeleſen, erinnert haben, er falle in Wiederholungen; dem Empfänglichen aber iſt *das keine* Wiederholung, was der Phantaſie den Gegenſtand, durch eine Veränderung des Standortes oder der Umgebungen, gleichſam in einer neuen Beleuchtung zeigt, in welcher ſie ihn vorher nicht ſah. Merkwürdig iſt es, wie befriedigend Heſiodus die Aufgabe gelöſt hat, das, was ein geringerer Genius in 4 Verſen *aus*geſagt hätte, unzählige Male zu ſagen, ohne es gleichwohl *doppelt* zu ſagen, und *ſo*, daſs es ſcheint, als habe ſich dennoch der Dichter nicht erſchöpft. Auch *hier* müſſen wir dem Überſetzer danken, daſs er uns dieſe Schönheit des Originals durch ſeine Nachbildung ſo nahe gebracht hat. — Eine andere, ganz eigene Geſchicklichkeit deſſelben fand ebenfalls in der Theogonie einen Spielraum, in die ſonſt ſo unintereſſanten Namenregiſter durch kunſtreiche Anordnung der Namen, und durch Fertigkeit im Gebrauch der Partikeln, mit denen ſie verbunden ſind, Eurythmie und Wohlklang hineinzubringen, ohne die deutſche Quantität der Namen zu verletzen, und ohne dieſelben aus einem Verſe in den anderen hinüberzunehmen.

Was den Text betrifft, welcher der Überſetzung zum Grunde liegt, ſo enthält er von der Gräviſchen Ausgabe 1701 abweichende Lesarten, welche theils aus der von Trincavellus beſorgten Edition mit den Scholien (*Venet.* 1537) genommen ſind, theils aber auch auf Emendationen, eigenen oder fremden, (Rec. konnte keine der neueren Ausgaben vergleichen) beruhen mögen. Einige dieſer Abweichungen anzuführen, möchte nicht überflüſſig ſeyn: *Op. et Dies* V. 19 iſt verbunden: καὶ ἀνδράσι πολλὸν ἀμείνω, weit heilſamer auch für die Menſchen. V. 92 ſt. γῆρας ſteht κῆρας, bey welcher Lesart dann der folgende, aus *Od.* XIX, 360 entlehnte Vers füglich beſtehen kann. Wenn Hr. *V.* V. 169 τηλοῦ ἀπ' ἀθανάτων überſetzt: Fern *bey* den Ewigen dort, ſo wird er wohl ἐπ' leſen: V. 468 iſt nach des Scholiaſten Erklärung ἐκτείνων überſetzt. V. 533 ſcheint ſtatt βροτῷ βροτοὶ geleſen zu ſeyn. *Theog.* V. 31 δρεψάσαι ſt. δρέψασθαι. V. 196. 199. 100, ſind, als Gloſſen, ausgelaſſen. V. 217 lieſet Hr. *V.* (ſ. deſſen Rec. des *Schneiderſchen Orfeus*) καὶ ποίνας τὰς κῆρας etc. und tilgt die beiden folgenden Verſe. V. 331 las Hr. *V.* κοιρανέων Τρήτοιο, Νεμείης τ' ἠδ' Απ. V. 427 ſcheint ſt. καὶ

γέρας, τῆς oder τῷ γέρας gelesen zu seyn. V. 532 ταῦτ' ἄρα ἀζόμενος, solches bedacht' er; sollte Hr. *V.* φραζόμενος gelesen haben?

Die Übersetzung der Fragmente, von denen viele noch nicht in früheren Fragmenten-Sammlungen des Hes. stehen, ist ein sehr schätzbares Geschenk in geographischer und mythologischer Hinsicht. In ersterer kann man sie als einen Commentar der in unserer A. L. Z. gelieferten *Vossischen Weltkarte zum Hesiodus* betrachten. — Über die Ächtheit mancher Fragmente, auch mancher in den vollständigen Gedichten von Hn. *V.* als hesiodisch übersetzter Verse werden andere Kritiker vielleicht anders denken: hier ist der Ort nicht, das Für und Wider abzuwägen. Hätte es dem trefflichen Übersetzer gefallen, uns auch über diese Dichter einen Commentar zu liefern: so würden ohne Zweifel die meisten Bedenklichkeiten entfernt worden seyn. Aber es scheint, er wollte als Commentator nur einmal, an einem recht eclatanten Beyspiel, zeigen, was der alte Spruch sagt: πολλοὶ μὲν γὰρ θυρσοφόροι, παῦροι δέ τε Βάκχοι.

Q f. f. f! —

Die verschiedene, und zum Theil widerstreitenden Meinungen der Gelehrten über das Zeitalter des Vfs. der orphischen Argonautik dürfen wir hier als bekannt voraussetzen. Auch Hn. *Huschke's Commentatio* nimmt Theil an dieser Untersuchung, von zwey nicht eben scharf gesonderten Gesichtspuncten ausgehend: *Illud* (S. 7) *nec inutile, nec supervacaneum videatur, quod propositum nobis est, loca quaedam Argonauticorum, quibus Schneiderus usus est ad peregrinitatis notam huic carmini inurendam, ita pertractare, ut examinemus, utrum ea veteris aevi linguae et ingenio conveniant, nec ne. Quae via sua sponte nos aliquando ducet ad quaestionem, quos potissimum auctores in scribendo secutus sit personatus ille Orpheus. Ita facile apparebit, si non, qua aetate ille vixerit, at certe qua non vixerit.* An mehr als zwanzig nach Willkühr ausgehobenen Stellen wird *Schneider* mit umfassender Gelehrsamkeit widerlegt, so dass scheinen möchte, Hr. *H.* wolle den Orphiker für einen vor-alexandrinischen Dichter ausgeben. Vom Gegentheil überzeugt uns der zweyte Theil der Untersuchung, worin der Vf. den Orphiker — wenn wir nicht irren — für einen Nachahmer des Apollonius hält (S. 7), und nicht undeutlich seine Vorliebe für Valckenaers Meinung zu erkennen giebt (S. 5. 35. 55). — Doch ist Hr. H. durchaus gerecht in der Würdigung von des Orphikers poetischem Verdienste; man vergleiche die vortreffliche Anmerkung über die von *Schneider* so sehr verkannte Stelle von der Gewalt des Schlafes (1004). Ein Ausspruch über das Alter des Orphikers ist nirgend gegeben. Auch nach so schätzbaren Beywägen müssen wir ausrufen: *Adhuc sub judice lis est!*

Von den Rechtfertigungen der von *Schneider* angefochtenen Ausdrücke dürfen wir nur einzelne ausheben. — V. 19 die Medialform ἐστάξαντο wird mit dem eben so ungewöhnlichen καθαιρεῖσθε (*Eur. Sup.* 748) und ὠνομάζετο (*Soph. O. T.* 1021) verglichen. (Ἐστάξαντο, meinen wir, ist: *sie tröpfelten aus sich*, und hat mehr sinnliche Kraft als ἔσταξαν. Die Ähnlichkeit mit *Pind. Nem.* 10, 151, ist entfernt und zufällig.) V. 51. Wir treten Hn. *H.* bey in der Vertheidigung von Πιερίην ἐξεπέρησε gegen *Schneiders* εἰσεπέρησε. (So V. 69 ἁλιμυρέα βένθη ὑπεξεπέρησε, und 392 ἔξικεν ἀταρπιτόν, wo Gessner nachzusehen. Der Grieche drückt gern das *woher* mit aus, wo wir uns mit dem *wohin* begnügen. Eine schöne Stelle findet sich im *Xenoph. Anab.* 1, 2, 18: Κῦρος δὲ ἥσθη, τὸν ἐκ τῶν Ἑλλήνων εἰς τοὺς βαρβάρους φόβον ἰδών.) V. 52: „νόστος nicht *Rückkehr*, sondern *Reise. Eur. Rhes.* 427. Hel. 481." (So περινοστεῖν, reisen, umherschweifen, mehrmals in Luc. Tim.) — Die vortreffliche Anmerkung über εἰς u. πρὸς, und beider Verbindung in Einem Satze erlaubt keinen Auszug. — V. 87 das *parthenische* Meer setzt Hn. *H.*, wie alle früheren Ausleger, in Verlegenheit. Ob der aus dem Catull beygebrachte Vers: *Illa rudem cursu prima imbuit* Amphitriten, etwas zur Aufhellung beytragen wird, bezweifeln wir. (Was Hn. *Schneider* bewog, den Hellespont zu verstehen, ist Rec. nicht ganz deutlich. Etwa die *jungfräuliche* Helle, die hier den Tod fand, weswegen Apollon. 1, 927 den Hellespont durch κούρης Ἀθαμαντίδος αἰπὰ ῥέεθρα bezeichnet? dagegen ist V. 484 die Hauptstelle, wo dieses Gewässer genannt, und ausdrücklich Ἑλλήσποντος genannt wird. Vielleicht ist das Meer um den Strom Parthenios gemeint, V. 730, oder, noch wahrscheinlicher, um die taurische Halbinsel; vrgl. Steph. Byz. Παρθένου ἱερόν. Der Vf. der Argonautik lebte wahrscheinlich damals, als die neuentdeckte Nordküste des schwarzen Meeres in Griechenland Aufsehen machte. Welche Mühe giebt er sich, V. 730 sq., seine Helden, ehe sie nach Kolchis kommen, erst an die Nordküste dieses damals so merkwürdigen Gewässers zu bringen, auf einem so unnöthigen als ungewöhnlichen, von der geraden Bahn ganz abweichenden Wege!) — V. 103: Die Emendation καὶ ὅ εἰς δόμον ἤγαγ' ἐραννόν (st. ἤγαγεν ἄλλον. *Voss* liest καλὸν) scheint uns vortrefflich; eben so die gelehrte Erläuterung von ἰθύντειρα Δίκη V. 352. — V. 435: ἐπ' αὔλιον ἐθρώσκοντο. Den Rec. befriedigt weder die *Herm.* Emendation ἐρρώοντο, noch die *Vossische* ἐρρώσαντο, die wohl auch im unrichtigen Tempus steht. Er schlägt ἠθροίζοντο vor. — V. 513: Der Ausdruck Μήνη ἀστροχίτων macht Hn. *Schneider* (vor ihm schon Hn. *Facius*, der nach *Arg.* 1028 und *Hymn.* 33, 13 ἀστροχίτων ἐπάγεν ὄρφνην emendirte!!), viele Unruhe. Hr. *Huschke* zeigt an einer Menge von Beyspielen, dass die Alten sowohl der Nacht (was wohl Keinem auffällt,) als der *Mondgöttin* ein *Sternenkleid* gegeben haben. (Merkwürdig war dem Rec., dass er unter diesen Beyspielen keins aus Homer, Hesiodus und den Tragikern fand. Diese Vorstellung scheint erst mit den bildenden Künsten, die eines solchen Abzeichens für die Selene bedurften, aufgekommen, und von dort in die Poesie hineingetragen zu seyn. Mithin wäre

diese Stelle für das Alter des Orphikers zu gebrauchen.) — V. 543. Die Lesart βαλὼν wird aus so guten Gründen verworfen, wie *Ruhnkenius* Emendation λαβὼν (*Voss* liest ἑλὼν) in Schutz genommen. Aber die Parallelstelle Od. 4. 793 beweiset nichts. Gut, dass die Emendation auch keiner solchen Beweisstelle nöthig hat. — V. 604: die Vulgata ἀλέαιντο passt nicht. *Voss* emendirt ἀκέοιντο. Vielleicht noch besser ἀρέσαιντο. So 554. —V. 764: „der Ausdruck ςέφανος für Mauer kömmt auch im Pindar und Anakreon vor Ol. 8, 42 und Schol.“ (ςέφανος und κρήδεμνον sind nur *bildliche* Ausdrücke für *Zinne.* Doch will Rec. denen nicht das Wort reden, die V. 625 λιπαροκρήδεμνος auf die Mauerkrone der Rhea deuten.) — V. 1188. Die Vulgata τηλωπὸν ὄπωπε scheint hinlänglich gerechtfertigt zu seyn.

Gegen den Vorwurf der Barbarey und Rusticität wird der Orphiker durchgängig (εἴδα und ἔπεσα abgerechnet, wovon nachher) in Schutz genommen. Der zweyte ungleich kürzere Theil beschäftigt sich damit, ihn unter den classischen Schriftstellern des Alterthums, worunter Hr. *H.* S. 2 auch die Alexandriner rechnet, so tief herunterzurücken als nur möglich. Hr. *H.* will ihn als Nachahmer des *Alkman* und *Pindar* darstellen; „*de Apollonio alias.*“ Aber gerade über den Apollonius hatten wir des Vfs. Stimme am liebsten vernommen; denn *der* Beweis eben, dass der Orphiker den Apollonius nachgeahmt, hätte jenen anderen überflüssig gemacht. Dass Apollonius und der Orphiker oft zusammentreffen, ist schon von mehreren, namentlich von *Eschenbach* zu V. 465, bemerkt worden. Aber solche Einstimmungen sind bey gleichem Stoffe unvermeidlich, und beweisen nichts, so lange sie nicht die Darstellungsweise des Dichters angehen; und dass der Orphiker die dem Apollonius eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes auch nur an Einer Stelle nachgeahmt habe, hat bis jetzt keiner darthun können. Die Übereinstimmung mit *Arg.* 1004 und dem bekannten Fragmente des Alkman lässt sich schon dadurch erklären, dass beiden Dichtern Od. ξ, 247 vorgeschwebt habe. Aus dem Pindar giebt uns Hr. *H.* zum Beweise seiner Behauptung zwey Stellen als Vorbilder zu zwey ähnlichen Stellen des Orphikers. Pyth. 4, 126: θέσφατον ἦν, Πελίαν ἐξ ἀγαυῶν Αἰολιδᾶν θανέμεν χείρεσσιν ἢ βολαῖς ἀκνάμπτοις. Orph. 56:

> θέσφατα γὰρ Πελίας δειδίσσετο, μή οἱ ὄπισθεν
> χειρὸς ὑπ' Αἰσονίδα καθέλῃ βασιλήϊον ἀρχήν.

Wir enthalten uns der Frage, welcher Hr. *H.* nicht vorgebeugt hat, ob nicht Pindar auch den Orphiker könne vor Augen gehabt haben. Wir fragen nur: wo ist hier eine andere Übereinstimmung, als die dem Stoffe angehört? Mehr Gewicht legt Hr. *H.* auf die Nebeneinanderstellung von *Pyth.* 4, 343 und *Arg.* 326. Aber wie wenig stimmt auch hier zusammen! Jason, stehend ἐν πρύμνᾳ, opfert anrufend „den *blitzbespeerten Zeus*, den *Ansturz der Wogen* Ἀνέμων τε, Νύκτας τε, und die *Pfade des Meers*, Ἄματα τ' εὔφρονα und φιλίαν νόςοιο μοῖραν. — Orpheus dagegen ruft *als Zeugen des dem Jason geleisteten Eidschwures*, die Mächte an, deren Gewalt sie im Begriff waren sich anzuvertrauen, die *Götter* der *Uferströme*, des *Mittelmeers*, bis an das äusserste Gebiet des *Weltstromes Okeanos*, dann λαιφηρούς Ἀνέμους, und die goldbeschwingten *Hauche*, die *Sterne*, καὶ ἀχλύα Νυκτὸς ἐρεμνῆς, und Αὐγὴν ἠελίοιο θοῶν προποδηγέτιν ἵππων. Dann sagt er:

> ὄφρα μὲν οὖν ἐπίκουροι Ἰάσονος ἔμπεδον αἰεὶ
> μίμνωμεν προφρόνως ξυνῶν ἐπαρήγονες ἄθλων,
> ζωοί νοςήσαιμεν ἐὰ πρὸς δώμαθ' ἕκαςος.

Die „*goldene Schale*“ *Pind.* 343. *Arg.* 326 lassen wir unberücksichtigt, da sie von beiden in ganz entgegengesetzter Beziehung genannt wird; das selbige gilt von der *Heimkehr* am Schlusse beider ausgehobener Stellen. Wie dürftig müsste der Orphiker seine Idee durchgeführt haben, wenn er nicht in einzelnen Puncten mit Pindar zusammengetroffen wäre. Und worin trifft er zusammen? Nur in dem was nicht zu umgehen war, *Tag, Nacht, Winde.* Und auch hier wie verschieden! Unnachgeahmt blieb gerade das bedeutendste, der ἐγχικέραυνος Ζεύς, die ῥιπαὶ κυμάτων, die Πόντου κέλευθοι, die so recht das Gepräge von Pindars eigenthümlichem Genius tragen. Was sonst noch über die *durchgehende* Verschiedenheit beider Dichter in Hinsicht des Stoffes zu sagen wäre, gehört nicht hieher.

Über den alexandrinischen Dialekt hat Hr. *H. Vossens* Meinung (s. J. A. L. Z. 1805. No. 140) unvollständig vorgetragen. Nicht aus dem Zeugnisse des Tzetzes, sondern aus ewigen Grundregeln, nach denen Sprachen sich bilden und fortpflanzen, entwickelte dieser, was der Ausdruck: „*alexandrinische Mundart*“ sagen wolle. In Alexandria sammelten sich Griechen aus verschiedenen Heimathen; jeder von ihnen brachte Provincialismen mit; die verschiedenen Idiome mischten sich, und daraus entstand eine Mundart, die vom Volke geredet, nicht aber von dortigen Schriftstellern, die *in Hellas* verstanden seyn wollten, geschrieben wurde. Wenn daher ein Lykophron die Form πέφρικαν, ἐσχάζοσαν aufnahm: so raffte er sie nicht aus der niedrigen Sprechart der jungen Kolonie auf, sondern wählte sie als feyerliche, dem Prophetentone der Cassandra zustimmende Sprachformen, aus Liedern einer älteren Mundart, aus welcher die ägyptische Kolonie sie ererbt hatte. Es fragt sich: *woher die Form* πέφρικαν etc.? *Aristophanes, Phavorinus, Tzetzes* antworten: *aus Attika und Chalcis.*“ In der alt-attischen und ionischen Sprache also müssen jene Formen gesucht werden, die Jahrhunderte nachher von den alexandrinischen Philistern, und besonders von der dortigen Judenschaft, so gemein gemacht wurden. — Nun macht uns Hr. *H.* auf eine Stelle des Heraklides aufmerksam, die er mit den genannten Grammatikern im Widerspruche wähnt (*ap. Eustath. Od.* ξ. *p.* 1759. 10) ἡμάρτηται δὲ τὸ ἔα, εἰς Ἄλφα περατούμενον, καὶ Ἀσιανῆς ἔχεται φωνῆς· καὶ οἱ Ἑλληνίζοντες δὲ ἐν Κιλικίᾳ οὕτω προφέρονται etc. Gut! aber woher nahmen *οἱ* Ἑλ. ἐν Κ. diese Form? Aus dem attischen und chalcidischen Dialekte würden die Vormänner

des Tzetzes antworten. Gewiss waren es ächt griechische Formen, die sie in Kilikia ihren Lehrlingen beybrachten, und zu ihrem Leidwesen erleben mussten, dass sie auch hier, wie zu Alexandria, durch zu häufigen Gebrauch zur alltäglichen Gemeinheit hinabsanken. Meint Hr. H., dass jene Form in Kilikia *als Sprachfehler* aufkam? Wo ist der Beweis dafür? Oder sollen die Worte: *hic manifesto et sine ambagibus forma Alexandrina peregrinitatis accusatur*, bedeuten, dass sie sich im europäischen Griechenlande nicht gefunden habe? Oder — wogegen wir nichts einzuwenden wüssten — dass sie nur aus der athenischen Alltagssprache ausgeschlossen gewesen sey? Sie wurde, nebst anderen Formen, für den feyerlichen Ton der Rede aufgespart, und auch dort nur selten zugelassen, sowie unsere Dichter sich bemühen, den Adel der Formen *geusst*, *fleusst* u. s. w. durch seltenen Gebrauch aufrecht zu erhalten. S. 35: *omitti non debebant, quae Heraclides addit:* ὁ οὖν ἀπὸ τῆς ἐών Φησι μετοχῆς ἕα λέγων ἀντὶ τοῦ ἔον, ἁμαρτάνει ὥς εἰ ἀπὸ τοῦ λαβὼν ἔλαβα Φαίη. *Igitur* οἱ Ἑλ. ἐν Κ. *qui ista forma uterentur, secundum Heraclidis etiam sententiam vitiose loquebantur.*" Nach des Heraklides Meinung freylich; aber wer kennt nicht die Sprache der Grammatiker, die jede ungewohnte Form so gerne durch eine über Gebühr ausgedehnte Analogie lächerlich zu machen suchen, und frischweg mit dem Vorwurfe *undeutsch*, *unrömisch*, *ungriechisch* belegen? Wer möchte blindlings dem Ausspruche eines Grammatikers vertrauen, der sogar die homerische Form ἔα (vergl. *Ael. Dionys. ap. Eust. p.* 546, 30. *ed. Bas.*) der Unrichtigkeit zeiht, weil sie mit seinem Canon nicht übereinstimmt? Diese altionische Form ἔα hätte Hr. *Voss* übrigens zur Bestätigung seines behaupteten Satzes benutzen können.

S. 55 beruft sich Hr. H auf *Valckenaers* Zeugniss, „*qui, quod ad Herod.* 8, 68 *breviter et in transitu scripserat, postea confirmavit* (??) *in praeclara illa Diatribe de Aristobulo Judaeo cet.* In der ganzen Diatribe (was Hr. H. hätte mit anführen sollen) wird der *Argonautik* mit keiner Sylbe gedacht, geschweige *ein Beweis* geführt von deren Jugend. Nur S. 85 lesen wir: „*de carminibus Orphicis quae supersunt, amici quidam mei quia benigne judicant, quid sentiam, premere decrevi. Hoc tamen unum dicere liceat. Hymnos qui vocantur, ut multis modis meliora, sic et mihi semper visa poëmatia ceteris longe antiquiora.* War denn *Ruhnkenius* so schwächlich oder eigensinnig, dass ihn sein Freund mit einer so beleidigenden Schonung strafen musste? Wollen wir, in einer wichtigen Angelegenheit, uns übertäuben lassen durch das Ansehen eines grossen Namens, von dem wir doch nichts weiter als das *bon-mot: hic sorex suis se saepe prodit indiciis*, vernommen haben? — Die Formen εἶδα und ἔπισαν machten *Valckenaeren* gewiss nicht die Argonautik verdächtig. Die hätten sich, wenn ihr höheres Alter nicht zu erweisen, und das Gedicht übrigens gut war, zur Noth noch wegemendiren lassen. Hatte er ästhetische Gründe, warum entzog er sie uns? Fand er antiquarische Unrichtigkeiten, historische, mythologische, geographische Widersprüche: wie viel ist uns dann durch sein unzeitiges Schweigen verloren gegangen!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Elwangen*, im Gasnerischen Industrie-Comptoir: *Die Clairvoyants, oder Dialogen und Erzählungen aus dem Reiche der Schlafenden*, von *P. Mesmer* d. Jüngern. 1804. 314 S. 8. (1 Rthlr.) Der etwas räthselhafte Titel verbirgt hinter seiner Dunkelheit allerley Gedanken und Räsonnements über Gegenstände, die zu besprechen, vor einiger Zeit an der Tagesordnung war. Persiflage und Ironie sind die gewöhnlichen Mittel, deren sich der Vf. bedient, um Eindruck zu machen. Mit welchem Glück, werden wir am besten an einer Probe zeigen können. Der Vf. will beweisen, dass unser laufendes Jahrhundert den Namen des *verfeinerten* verdiene, und spricht auch von der Dichtkunst. „Alle schwerfälligen Versarten sind abgeschafft, der Zwang der Füsse, den nur ein Tanzmeister in der Dichtkunst konnte erfunden haben, legt keinem Dichter weiter Fesseln an, selbst mit den Endreimen, die doch Hans Sachse, Gottsched und alle Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, und die Peynitzschufer (?) hochschätzten, wird es so genau nicht genommen. Klopstock, Zacharia, Uz, Gleim, Gellert, Hagedorn u. s. waren doch nur Pedanten; wir also, die Leser und die Herren Reimer, nehmen es nicht übel, wenn kurze und lange Zeilen bunt durch einander stehen, lange Sylben kurz, und kurze lang gebraucht, und *stossen* und *losen* zusammengereimt werden. Diess ist die wahre poetische Freyheit — Wie schön lesen sich nicht die Reime eines Falk, Kotzebue, Tiek, Gebrüder Schlegel, und aller der würdigen Männer der neueren Zeit, welche Philosophie und Dichtkunst, sowohl die gereimte als ungereimte, zu verfeineren sich bestreben u. s. w." So etwas war wohl nach der freundschaftlichen Zueignung an Herrn Tobias Schwalbe, berühmten Heringshändler in Leipzig, zu erwarten. Man sieht, der Witz des Vfs. ist noch aus dem vorigen Jahrhundert, das noch nicht verfeinert war. Doch nähert er sich bisweilen der neueren Zeit, und das würde öfterer geschehen seyn, wenn der Vf. Zeit dazu gehabt hätte. Aber die Eile, die böse Eile! Sie will doch niemals bey den Schriftstellern gut thun. Aus den Überschriften der verschiedenen Abschnitte mag man die Materien erkennen, über die sich der Vf. herauslässt. Sie sind: Magnetismus, S. 25. Politiker, S. 50. Der Mann, der sich in alle Fächer schickt. Ein biographisches Fragment, S. 74. Cameralia. Sprich, dass diese Steine Brod werden, S. 127. Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch Verstand. Handschriftliches Fragment aus Rabeners Verlassenschaft, mit des Herausgebers Interpolation, S. 152. Clairvoyante Reisebemerkungen und Anekdoten, S. 190, betreffend Chausséen. S. 195. Jubiläen, S. 199. Hoffeste, S. 364, und englische Parks, S. 208. Über Fürsten- und Volks-Rechte, patriotische Vision eines 'Somnambulen', S. 214. Der politische literarische Dominikaner-General. Eine Epistel *ad obscurum virum*, S. 307. — Es wird manches wahre, treffende Wort gesagt; auch manches starke; aber man muss es aus den Fluthen mit Mühe fischen.

— or —

FORTSETZUNGEN.

Eisenach, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte* von *Adolf Friedr. Höpfner*. Fünfter Theil. 1806 IV. und 360 S. Sechster u. letzter Theil. 1807. IV u. 226 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.) S. Recens. der 3 ersten Th. 1807. No. 45.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Rostock, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis*, scripsit Immanuel G. Huschke etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Da Rec. nicht die Meinung des Hn. *H.*, dass der Orphiker nach Pindar gelebt habe, sondern nur dessen Beweise verdächtig gemacht hat: so will er versuchen, dieselbige Meinung durch bessere Beweise zu unterstützen. In das nach-hesiodische Zeitalter gehören V. 44 *Memphis* und der *Apisdienst*. — V. 41 der *tänarische* Eingang in die Unterwelt. — V. 219 die *Hauptflügel* der *Boreaden* — und V. 340 die *goldgeflügelten Hauche* (Töchter der ebenfalls geflügelten Hauptwinde). — V. 810: das *goldene Gewand* und die *Strahlenkrone* des Aeetes (V. 1219 der Kirke) deuten auf morgenländische Pracht, die, als sie nach den persischen Kriegen in Hellas einheimisch geworden war, auch den Göttern mitgetheilt wurde. Auch die V. 1279 erzählte Fabel vom zerschellten lyktonischen Lande konnte erst aufkommen, als die Griechen mit *Sardinien* bekannt wurden. — V. 1283 die eine Sirene hat Lotosflöten, die andere eine Laute; bey Homer singen sie bloss. — V. 225: Hylas, Herakles Liebling, scheint auch spätere Erdichtung; Homer kennt keine Knabenliebe. — V. 64. 454: der Orphiker gebraucht μέροπες als Substantiv. S. *Ruhnk. ep. cr.* I, p. 85. — V. 582: Kastor als *Reiter* ist auch neueres Ursprunges. V. 175 ist Παιάν Name des Apollon. Bey Homer und Hesiod ist der fluchabwendende Ferntreffer Apollon von dem allheilenden Paieon noch verschieden, aber schon im Begriff, dessen völliges Heilamt mit dem Beynamen Παιήων, Παιών oder Παιάν anzunehmen (Il. XVI, 52, vgl. mit Il. I, 473). Kurz vor den Tragikern ging die völlige Vermischung vor sich, s. *Schneider* zu V. 1356 — Dass wir aber dem Orphiker auch kein zu junges Zeitalter anweisen, verbieten andere Stellen. — V. 1058 finden wir den *Bosporos Cim.* von einem βοοκλόπος Τιτάν benannt. Die Fabel also vom Durchgange der Io war, als der Orphiker dichtete, noch nicht befestiget. — V. 376: der *rossfüssige* (vgl. Myth. Br. 2. p. 265) Kentaur Cheiron des Orphikers kann nicht viel jünger seyn als Pindar. Denn wie edel erscheint er noch hier; er ist Erzieher des Achilleus, und wird würdig erkannt, mit dem Orpheus selbst im Gesange zu wetteifern. In der Folge sanken die Kentauren je später je tiefer in die Thierheit hinab; ein „halblateinischer Barbar" hätte den guten Cheiron, gleich dem *Sidonius* (*carm.* 1, 20; 14, 30) gewiss ein *wieherndes* Lied anstimmen lassen. — Die geographischen Notizen setzen das Gedicht in die Zeiten der Tragiker, oder des Herodot, wie wir hier an Einem Beyspiele zu zeigen uns begnügen müssen. Um den Anfang der persischen Kriege verlor sich der *Weltstrom* Okeanos allmählich in ein *Weltmeer*. Bey den Schriftstellern aus dieser Periode findet sich daher oft eine Vermischung von beiden Vorstellungen. Äschylus, dem im *gef. Prom.* (138) der Vater Okeanos die Erde mit unermüdetem *Strom* umrollt, und (300) als Stromgott im westlichen Felsengeklüft seines Quells wohnet, sagt gleichwohl (431), dass am Atlas nahe beym Eingange des Schattenreichs die anschlagende *Meerluft* brülle; und in einem Fragmente des *gel. Prom.* nennet es den östlichen Oceanus *rothes Meer*. Bey Pindar, der (*Fragm. ap. Clem. str.* 5) die *Quellen* des Okeanos erkennt, schiffen (Pyth. 4, 447) die Argonauten den Phasis hinauf in des Okeanos *Meere*, und in die geröthete *See*. So der Orphiker. Obgleich er die Gestirne (366) aus dem *Strom* des Okeanos aufgehen, und (512. 537) in den Strom des Okeanos untergehen lässt, nennt er den nördlichen Okeanos (1081) auch kronische *See*, hyperborisches und todtes *Meer*; und den westlichen (1169) atlantisches Meer, aus welchem die Argonauten (1187) durch die Mündung des Stromes Okeanos ins Mittelmeer zurückkommen. — Wenn Homer den Okeanos den Vater aller Ströme und Quellen nennt, so dachte er ihn mit süssem Gewässer. Bestimmt sagen diess die Nachrichten, welche uns Plutarch (*de pl. Ph.* 4, 1) Seneca (*n. q.* 4, 2) und der Ungenannte (*de Nili increm.*) aufbewahrt haben: der Okeanos sey nicht nur *süss*, sondern enthalte auch Wasserthiere, ähnlich den Krokodilen und Wallrossen im Nil. Demgemäss blühen in Pindars seligem Okeanerlande (*Ol.* 2, 128) alle Fruchtblumen und Bäume des gesegneten Ägyptens; und der Orphiker lässt seine Argonauten aus dem — wahrscheinlich hier als *süss* gedachten Okean (1247) ins *Salzmeer* hineinrudern. Nun könnte es befremden, dass gleichwohl (109 und 1103) vom Okeanos der Ausdruck ἅλς gebraucht wird. Aber solche Sagen standen in diesem Zeitalter noch nicht so fest, dass sie der Dichter nicht nach Willkühr auch hätte verlassen dürfen. Selbst Pindar nennt, trotz seiner glücklichen Okeaninsel „das undurchschiffbare *Salzmeer* hinter Herakles Säulen" *Nem.* 3, 36; und Euripides *Fragm.* 114 κῦτος ϑοάζον ἐξ ἀτλαντικῆς ἁλός. Das schwan-

kende Bild des Okeanos bekam, als Strom gedacht, süsse, als Meer salzige Flut.

Für abgethan indess hält Rec. die Untersuchung über das Zeitalter dieses Orphikers keineswegs; es dünkt ihm vielmehr nöthig zu seyn, noch einige vorläufige Fragen aufzuwerfen, über die er von Hn. *H's.* Alterthumskunde Belehrung wünscht: — Dachte sich der Orphiker, wenn er 1063 seine Argonauten durch *die lange Mündung der Mäotis* in den Okeanos schiffen, und auf beiden Seiten 9 Tage hindurch *Pakter, Arkteler, Kaspier, Hyperboreer* u. s. w. vorbeyschiffen läfst, eine Verbindung der Mäotis und des kaspischen Meeres? Sind über diese zum Theil dunkelen Namen noch irgendwo Nachrichten verborgen? widerspricht der Orphiker dem Herodot, oder verschwieg dieser manches was er wusste, bloss weil ihn seine Geschichte nicht dahin führte? Könnte in diesem Fall Herodot aus dem Orphiker ergänzt werden? — Hat *Thunmann* Recht, wenn er meint: die Kenntniss des *kronischen Meeres* (1082) habe Philemon gebracht, weil dieser bey Plinius als Zeuge genannt wird? *Kannte* Plinius und *führte* er stets die ältesten Zeugen *auf?* — Wann werden zuerst *Alpen* (1125) genannt? Lässt sich etwas aus Herodots Padusfluss *Alpis* schliessen? Wann wurden die *iernischen* Infeln (1177) den Griechen bekannt? Hatten sie schon vor Pytheas eine Ahndung davon? und wann lebte Pytheas? — Was lässt sich aus der Versetzung der Kirke an die *lynkäische Veste* schliessen? und dass der Orphiker die Mutter der Kirke, *Asterope* nennt? — Die thränenreichen Pappeln (953) deuten auf Bernstein. Wo dachte sich der Orphiker den Eridanus? Auf der Okeanfahrt wird keiner genannt. Also den Padus? Diess bewiese, dass er nach Pherecydes gelebt habe. — Wann nannte man zuerst πόλος (563) den Himmel, κόσμος 757 das Weltall? — 745. 1102 das Meer *unter der Helike.* Wann bezeichnete man so zuerst den Norden? — Wann kam die *Astrologie* 37. 209 auf? —

„*Haec (Huschk. p. 55), et his similia, idoneis ante exemplis comprobanda sunt, quam sumere pro concesso et probato liceat, scriptorem Argonauticorum aliquot seculis post Hesiodum vixisse.*" D. A. E.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Frankfurt a. Mayn, b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1808. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 248. S. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Niemann: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.* Achtzehnter Jahrgang. 1808. Herausgegeben von *W. G. Becker.* 376 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Da der Verleger von No. 1 diessmal selbst in der Pflicht der Freundschaft Liebenden als ein Muster vorangegangen ist, indem er sein Taschenbuch einer geehrten Freundin zueignet: so sollte man daraus schliessen, dass diesesjährige Geschenk mehr als sonst, einer solchen schönen Bestimmung werth seyn müsse; aber Rec. fürchtet, dass die meisten Leser keinesweges ihre Vermuthung bestätigt finden werden. So wenig entspricht das Buch der gerechten Erwartung und dem günstigen Vorurtheile, mit welchem man es in die Hand zu nehmen pflegt. Im Genusse des mancherley Guten, das es enthält, wird man doch gar zu oft durch mittelmässige, ja schlechte Sachen gestört; und wenn man mit der Hälfte völlig zufrieden ist, so verdient man noch das Gegenlob der Billigkeit. Wahrhaft beleidigend für das Gefühl der Liebe und Freundschaft sind die Miscellen, womit die Unterhaltung eröffnet wird, und zurückschreckend gleich die ersten Worte: *Liebe* und Freundschaft ist eine *Kunst;* dem unmittelbar die Behauptung folgt: Selten ist die erste Liebe eine göttliche! Das streitet wider alle Natur und Erfahrung. Weiterhin heisst es: „In die *heisse* Liebe der Ehe und Freundschaft mischt sich nichts, was ihr schaden kann. So fallen nur dann Mücken in die Suppe, wenn sie anfängt, kalt zu werden." Wie abgeschmackt! „Lerne du Zeitlebens, was Recht ist; was *einem Weibe* immer Recht ist, wirst du nie recht lernen können." Wie alltäglich! Der Vf. dieser pedantischen Sätze nennt sich *Emanuel.* (Gott sey mit ihm!) — Der folgende Abschnitt: *Pasquill auf die jetztlebende schönste Frau in Deutschland* von *Jean Paul Richter* enthält dagegen mehr Geist, als alles Übrige im Buche zusammengenommen. Es ist ein schönes Ideen- und Bilder-Spiel, worin die Phantasie für jede Wahrheit ein passendes Kleid findet; nur manches Wort möchte für Leserinnen fremd und unbekannt seyn. — *Swanilde* von *Fr. Kind,* ein Gedicht in schauerlich-lieblich romantischem Ton, hat für den einfachen Schluss zu viel Reiz, Täuschung und Spannung. — Das *Jägerlied* von *Thiersch* zeigt von Kraft, die sich noch nicht gestaltet hat. — Die *Silfenbraut von Z.,* ein Geschichtchen am Theetisch, strebt das Romantische mit der Toilette zu verbinden, hat wenig Stoff und Erfindung und doch viel Umständlichkeit; einfach ist es in seinen Bestandtheilen, und doch unwahrscheinlich in der Verknüpfung. Sollte denn ein Bräutigam seine Geliebte nicht erkennen, und wenn er die schöne Unbekannte immer wieder im Walde findet, nie fragen und spähen, woher sie komme? Von den Gedichten der *Luise Brachmann* trifft der *Gefallene* durch sanfte elegische Klänge mehr das Herz, als die Phantasie; Idee und Dichtung darin ist zu unbestimmt. Die zu einfache und monologische Idylle: *Die Brüder,* erfreut durch Gutherzigkeit. *Carl Bessoldt* aber liefert ein Muster von schlechten Hexametern, und eine Auswahl von alltäglichen Gedanken. Die *Malerfamilie* erregt durch Gehalt und Erfindung ein reelles Interesse, ob es gleich Anfangs zu viel Vordeutungen auf das Ende, und nachher zu gewaltsame Massregeln der Herbeyführung hat. — Die *Gedichte von Z.* breiten mit sanfterquickender Lieblichkeit einen heiteren Himmel über uns aus; eine malerische Fülle schmeichelt unseren Sinnen, aber das Grosse begegnet uns nirgends. Geist und Gedanke erklingen in dem zu reichen Wohllaut der Töne, und geben sich nicht genug in einzelnen Zeichen kund. — *Adrastos,* von *Jacobs,* geräth durch die Jamben ins Eintönige, und

büſst durch die Form zu sehr die Freyheit der Kraft ein. — Einfach und mit Theilnahme erzählt *L. Brachmann* das *Wiederfinden* eines ehemaligen Geliebten. — *Maria*, von *Carl Giesebrecht* ist mehr Elegie als Romanze; natürliche Empfindung kann man ihr nicht absprechen. — Der *Ochsenhirt*, aus dem Theokrit, von *Seume*, voll Derbheiten, hieher nicht passend. — Zwey nachfolgende Skizzen sind völlig unbedeutend. — *Glaukos* und *Philemon* v. *Fr. Thiersch*, schildert die treue Anhänglichkeit und den Tod zweyer Freunde nicht ohne eindringende Kraft; nur das Fremdartige der Sitten und Gebräuche, und das bloſs Geschichtliche darin, wird Manchem im Streben nach der Hauptsache ungeduldig machen. — Auch zwey Anekdoten findet man in diesem kleinen Buche, wovon die eine bekannt, und die andere unrichtig ist. — Aus dieser nur allzugroſsen Mannichfaltigkeit mag sich denn jeder das Beste herauswählen.

Der jährliche Winterbesuch, No. 2, wird auch dieſsmal ein willkommener Gast seyn, und in der gemischten Gesellschaft für Klein und Groſs, für die Gelehrten wie für die Ungelehrten, Manches zur Unterhaltung beytragen. Da es das gelesenste Taschenbuch ist, so verdient es eine nähere Betrachtung. Fünf Erzählungen nehmen den gröſseren Raum ein; das Übrige besteht in Gedichten von mancherley Inhalt und Werth. *Sami*, von *Fr. Rochlitz*, ist eine persische Schneidergeschichte, halb launig, halb zierlich erzählt, und immer angenehm, wenn auch von keiner poetischen Bedeutsamkeit. Der schwankende Ton findet Sicherheit, wo die Geschichte sich drängt, aber ist in Gefahr, wo die aufgerufene Laune mit der Form spielt. *Louise Brachmann* hat sich in dem *Malthes er* die schwere Aufgabe gemacht, allmähliche Veränderungen, die im Herzen vorgehen, geschichtlich darzustellen, um das Neue zu gewinnen, daſs die Entdeckung von Schwester und Bruderverwandtschaft den Liebenden einmal gelegen kommt; doch giebt der angenehme Fluſs der Rede dem einfachen Inhalt fast eine zu weite Ausdehnung. *Treue des Glücks*, von *A. G. Eberhard*, ist durch die Gröſse und Mannichfaltigkeit des Stoffs anziehend; aber der Umsturz eines ganzen Hauses würde die Phantasie angenehmer treffen, wenn auch die Kinder, besonders Amalie, an dem Stolz des Vaters einigen Antheil gehabt hätten. Ungetrübter bleibt die erregte Theilnahme für die *Erzählung* von *Fr. Kind*, wo der Leser durch alle Gefahr hindurch zu einem glücklichen Ausgange kommt. Die *Erbin von Bellenz* von *M. G. Becker* ladet durch eine gewisse häusliche Gemächlichkeit und durch die Anmuth des periodenreichen Styls den ruhigern Leser ein; wer die Kühnheit eines genialen Erzählers liebt, möchte damit nicht so zufrieden seyn. — Unter den *Gedichten* nach der Namenfolge hat *Bertrand* in *Minona* den Balladenton gut getroffen, aber zu viel Vorahnung und Worte gebraucht. Louise *Brachmann* äuſsert in dem Gedichte: *Aus einer ungedruckten Novelle*, den Zorn über Untreue, mit wahrer Liebesglut, giebt in den übrigen aber ihrer Anmuth zu wenig Kraft und Phantasie. *Bürde*, dichtend mit prosaischer Gewandtheit, ist im *Frühling* gewöhnlich bis auf den schönen Schluſs. *Elisa von der Recke*: Moral in Bildern, der *Epheu und die Weinranke* treffend mit Anmuth. *Gramberg* leicht und lieblich im Wechselspiel des Innern und Äuſsern, zwischen Bild und Empfindung, wie dieſs: *Im Walde* und *das Kind und der Schmetterling* besonders bestätigen; im Verse zuweilen nachlässig. *Haug* in Epigrammen gewandt und zusagend, wenn auch ohne poetische Tiefe, in *Molly's Klage* vorzüglich deutlich und überraschend zugleich. *Theodor Hell* im *Trost der Religion* fromm betheuernd, fast mit Kanzelberedsamkeit. *A. H. Lied beym Bischof zu singen* empfiehlt sich durch gesellige Laune und Munterkeit. *Isidorus Orientalis* im lieblichen Spiel der Bilder und Töne mit Gedanken erinnernd an Flemming, in manchen Versen nach steifer Übersetzermanier nicht flieſsend und lebendig, im Reim (wie *Wesen* und *Vergessen*) oft fehlerhaft. *P. Fr. Kanngiesser* philosophisch-lehrend mit kühnen Bildern, gehäuft bis zur Beschwerlichkeit. *Fr. Kind* in allen gemüthlich und zart, in der *Verkündigung* zu wortreich, der Vers zu gleitend, zur alten Einfachheit nicht naiv genug, im *Perlenschmuck* erfreuend durch eine neue schöne Dichtung, in *Annchen* fast zu fromm und süſslich. *Kretschmann*, dieſsmal wenig munter und gefällig, in der *Romanze* an *Doris* fast den feineren Sinn beleidigend. *A Kuhn* geschickt in Wortfügungen, in Malereyen nicht ohne Erfolg. *v. Kyaw* zu dieser Zeit nicht mit Laune und sonderlichen Einfällen gesegnet, in dem gröſseren Gedichte zu aufzählend, sonst schätzbar im Epigramm. *Langbein* durch originelle, besonders witzige Einfälle unterhaltend, bewährt sich vorzüglich in den Gedichten: der *Dichter und die Feder* und im *Substitut des heiligen Georgs*, giebt aber auch dem Ernste sein Theil, spricht *Muth im Unglück*, und weniger frey im Übermuth streift er an die Satyre. Die *Fahrt ins Heu* und der *Plauderer* lassen die Volkslieder, wonach sie gebildet sind, in allen Ehren. Das Lied vom Grafen *v. Löwenstein-Werthheim* verbindet Bescheidenheit und Anmuth. *Meiſsner* giebt längst bekannte Moral. *Nöller* tröstet in volltönenden Stanzen. *Arthur von Nordstern* mit anstrebender Kraft, beschränkt durch praktische Tendenzen. *Pfeffel* schenkt zwey willkommene Gaben. *Pfister* (Fr. Ritter) beseelt seine Beschreibung nicht genug durch eine durchherrschende Idee. *G. P. Schmidt*, sanft ansprechend, geneigt zum leichten Liede; *Alte und neue Zeit* und des *Fremdlings Abendlied* bis auf den letzten Vers empfehlen sich besonders. *St. Schütze* in Plan und Inhalt erfinderisch, in der Ausführung nicht immer glücklich. Wir nennen dieſsmal den *Teufel und die Malerin* und *Lebenslauf der Welt*, obgleich in letzterem der Stoff die Form überwiegt. *Tiedge*, lehrend, doch herzlich dabey.

Noch ist zu bemerken, daſs dieſs Taschenbuch im Äuſseren gewonnen, und auch dadurch eine Verbesserung erhalten hat, daſs der musicalische Theil zu einer besonderen Beylage abgesondert ist. Aber es herrscht noch immer der Übelstand darin, daſs

die Kupfer zu den Erzählungen ein Jahr später geliefert, und dazu gewöhnlich auch Situationen gewählt werden, die bey der mangelhaften Ausführung doch wenigstens der Idee nach interessanter seyn sollten.

Bd.

Bremen, b. Müller: *Sertorius. Trauerspiel in fünf Aufzügen* von *Carl Giesebrecht*, Conrector am Gymn. zu Bremen. 1807. 180 S. 8. (20 gr.)

Schon vor mehreren Jahren hat sich Hr. G. durch Behandlung eines Gegenstandes aus dem Gebiet der romantischen Poesie, durch eine *Armida*, als dramatischer Dichter bekannt gemacht. Wenn es ihm damals an eigener Kraft fehlte, einem Gegenstand ohne sonderliche Handlung und höheres Interesse tragisches Leben einzuhauchen: so ist er jetzt, auf die entgegengesetzte Art — wenn auch nach demselben Princip, dem der Kraftlosigkeit — einem übergewaltigen, zu progressiven Object unterlegen, da der Held überall mit dem Dichter durchgeht.

Es ist möglich, dass in der Sinnesart des *Sertorius*, eines ernsten, gediegenen römischen Mannes, der, von einer unverbrüchlichen Consequenz wider sein geliebtes Vaterland bewaffnet, lange von wechsellosem Glück geleitet, siegreich im Felde gegen gewaltige Feinde, endlich durch die üble Laune eines nie geahndeten Widersachers Opfer heimlicher Tücke wird; dass in seinen oft peinlich verwickelten Verhältnissen und in manchen einzelnen Ereignissen Momente liegen, die ihn zum Rang eines tragischen Helden erheben — sowie denn auch Hr. G. schon an *Corneille* einen Vorgänger hat. — Unter jene Momente zählen wir besonders den Zwang einer eisernen Nothwendigkeit, gegen seine eigenen Landsleute streiten zu müssen, so sehr immer sein römischer Patriotensinn darüber traure, eine Nothwendigkeit, deren Schuld auf ihn zurückfällt, weil er sie selbst durch frühere Theilnahme an Bürgerfehden herbeygeführt hat. Dieser unaufhörliche Kampf mit zwey einander entgegen arbeitenden Gefühlen hätte in der vom *Plutarchos* (*Sertor.* 22. *T.* 4. *p.* 31. *Hutt.*) so bewunderten Liebe des *Sertorius* zu seiner Mutter ein Analogon gefunden, in welchem sich der Schmerz, den er nur *besiegen*, nie *vertilgen* konnte, schicklich individualisirt und menschlicher ausgesprochen haben würde, eine Vereinigung zweyer verwandten Ideen in Einem Gegenstande, wie sie im *Egmont* ausgeführt ist. Alsdann hätte dem Dichter freygestanden, diesen inneren Kampf bis an den Tod des Helden fortzuführen, der sich auf diese Art beruhigend und versöhnend an ein unruhiges und uneiniges Leben gefügt hätte.

Aber diesen einfachen, historischen Weg hat Hr. G. ganz verlassen. Denn die bedeutendsten und offenbar mit der grösten Liebe ausgeführten Figuren des Drama, *Fannius*, *Sextus* und *Cleocordia*, sind des Vfs. eigene Geschöpfe, woraus denn von selbst folgt, dass auch die Handlung des Stücks einen ziemlichen Zusatz von willkührlicher Fiction erhalten hat. Ja, auch an den Personen, deren Namen historisch sind, wird niemand Hn. G. das Eigenthumsrecht bestreiten; nur den *Pompejus* und den *Perpenna* nehmen wir aus, in deren Darstellung historische Treue mit innerer Consequenz vereinigt ist. Aus dem *Sertorius* ist unvermerkt ein zweyter, nur etwas antiquirter *Rinaldo* geworden, welchem gemäss denn auch das Stück gewendet, und die Ermordung motivirt ist. Der Abgott seines Heers nämlich, gelangt er unbesiegt nach *Osca*, wo er den Reizen der Königin *Cleocordia* erliegen muss. Vergessend also des Kriegs, lebt er dort die Tage im Element weichen Müssiggangs hin, während die Macht seiner Gegner wächst, und der Muth seiner Schaaren mit der Liebe zu ihm sinkt, welches dann auch den glücklichen Ausgang von *Perpennas* Verschwörung herbeyführt. *Sertorius* ermannt sich endlich doch wieder so weit, dass er noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen sich entschliesst. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir, dass er der *Cleocordia*, die ihn doch schon bey seiner Ankunft mit einer ziemlich verständlichen Liebeserklärung empfängt, noch nichts von seinen Wünschen entdeckt hat, ein Geständniss, das ihm erst der bittere Augenblick des Scheidens entreisst! Also, während wir glauben, er erfreue sich nach rechter Heroenart der schönen Geliebten, träumt er von ihr, und hält sich an die *hölzerne Mandandane!* Dabey wandelt uns, wie seinem Heer, etwas ganz Natürliches von Unwillen an. Aber freylich ist er das ganze Trauerspiel durch so sentimental und resignirt, so ohne allen männlichen Trotz, ja so christlich fromm möchten wir sagen; sind es eben so, mehr und minder, die übrigen Personen, besonders die schwärmende *Cleocordia* und der ahndungsschwangere Knabe *Sextus*, bey dem uns zuweilen etwas unheimlich werden wollte, weil uns hie und da *der Schatten* eines wohlbekannten, bedeutungsvolleren Wesens zu umflattern schien. Wie wunderlich sich zwischen allen diesen Erinnerungen an das Zeitalter der Chevallerie römische Nationalausdrücke und Gottheiten präsentiren, können wir nicht sagen. Wenn wir aber *diese* Quiriten in einer förmlichen Curie versammelt sehen, dann möchten wir ihnen jeden Augenblick mit Hn. G. eigenen Worten S. 53 zurufen:

Habt, weise Väter, ihr den stolzen Sinn,
Habt ihr der Worte prunkend Nichts vernommen?
Sprecht denn, wie es für Römer sich geziemt. —

Die gerügten Fehler schliessen nicht aus ein gefälliges, oft edles und beredtes Organ der Darstellung, eine durchaus gewählte Sprache und einen grösstentheils untadelhaften Versbau. Vom Reim aber hat der Vf. nicht den rechten und wirksamen Gebrauch zu machen verstanden.

P.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Lange: *Gedichte-Sammlung für Schulen.* Herausgegeben von *Aug. Hartung*, Prof. an der königl. Militär-Akademie, und Vorsteher zweyer Schulen. 1 Bdchen. 3 Aufl. 1806. 248 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Dieterich: *Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri Magni, regis Macedonum, libri superstites:* ad optimorum exemplarium fidem recensiti, atque prooemio et indice rerum instructi a *Friedr. Schmieder.* 1804. XXI u. 331 S. 8. Dazu *Commentarius perpetuus in Q. Curtii Rufi — libros.* 1804. 352 S. 8. (Zusammen 1 Rthlr. 16 Gr.)

Wir fahren fort, die unter Besorgung des Hn. *Ruperti* erschienene Autorensuite anzuzeigen. (Vrgl. 1807. N. 218 und 246). Der dritte Band derselben enthält den *Schmiederschen Curtius* Der Text ist nach Freinsheim und Snakenburg abgedruckt, doch öfter nach dem Cod. Theocreni, dem Bodlejanus und den Oxforder verbessert worden. Oben über dem Text sind die Olympiaden und die Jahre *ante Chr.* bemerkt. Gleich hinter demselben folgt ein *Index historicus*, und alsdann der mit Fleiss gearbeitete Commentar, der sich aber grösstentheils mit Widerlegung und Berichtigung der historischen und geographischen Irrthümer des Curtius beschäftigt, und die Erzählungen des Arrian, Diodorus Sic. u. a. genau vergleicht. So wenig wir die Verdienste des Herausg. um solche, so wie um Stellen anderer Art, verkennen: so fanden wir uns doch gar oft, besonders wo kritische Schwierigkeiten beseitigt wurden, von des Vfs. Meinung abzuweichen genöthigt. Was aber die häufigen Vorwürfe des Hn. *S.* gegen die historischen Irrthümer seines Schriftstellers betrifft: so behaupten wir, dass er dem guten Curtius eben so oft Unrecht gethan hat.

In der Vorrede hat Hr. *Schm.* eine Recherche über das Alter des Curtius angestellt, welche aber, wie leicht zu vermuthen war, auf nichts Gewisses führt. Er weicht von der bekannten Meinung des *Perizonius* ab der diesen Schriftsteller, nach Suetonius *de claris oratoribus*, zugleich in Beziehung auf eine sprechende Stelle im Curtius selbst 10. 9. 3. unter die Regierung des Tiberius setzt. Hr. *S.* macht auf die Wörter *piissimus, sagittare,* die nur erst später bey Ausonius vorkommen, auf die Stelle 6. 11. 8 im Curtius, wo *Philotas* den Feldherren des Alexanders *per salutem Alexandri* zu schwören befiehlt, da doch *Tertullian*, Apologet. c. 32. sagt, dass die Heyden bloss *per genium principis*, die Christen *per salut. princ.* zu schwören pflegten, und endlich auf die Stellen aufmerksam, wo C. eine Unzufriedenheit mit dem Glauben des Alex. von Weissagungen äussert. Aus allem dem, zieht der Herausg. den Schluss, dass C. mehrere Jahrhunderte später gelebt, und wohl ein christlicher Scribent gewesen sey. Allein gegen die Beweiskraft jedes dieser Gründe liesse sich mancher Zweifel erheben. Auch gesteht Hr. *S.* selbst die Unzulänglichkeit derselben zu, wiewohl er meint, dass sie die Erklärung des *Bagnolo* (*dell' eta di Q. Curzio l'historico ragionamento* Bonon. 1741,) von jener Stelle 10. 9. 3 wahrscheinlich machten, der sie auf des Constantinus Übernahme der Regierung nach dem Tode des Constantius bezieht, wodurch nämlich alle Unruhe und Zwietracht im Reiche vermieden worden sey, so dass Curtius unter die Regierung des Constantinus zu setzen wäre. Mit Recht wird von Hn. *S.* erwiedert, dass der Stelle zufolge man sich eine schnelle Entfernung aller drohenden Unruhen durch die Thronbesteigung des Regenten denken müsse; Constantinus aber habe 17 Jahre hernach erst allein die Regierung geführt. Es bleibt daher die Meinung des *Perizonius* gewiss die wahrscheinlichste, dass Curtius unter der Regierung des Tiberius gelebt habe. Sodann folgt die Beurtheilung des Styls des Curtius, und des historischen Werthes desselben, wozu der Commentar selbst der beste Beleg ist, den wir nunmehr näher betrachten.

Nachdem der Herausg. allerley historische und geographische Irrthümer seines Autors gerügt, kommt er auf C. 6, 19, wo Curtius vom Alexander sagt: *Aetas quoque vix tantis matura rebus, sed abunde sufficiens, omnia ejus opera honestabat.* Hier findet er einen Widerspruch, wiefern die *aetas vix matura* — gleichwohl *abunde sufficiens* genannt werde, und hält die Stelle für corrupt. Allein *matura* steht allgemein, *sufficiens* bloss in Bezug auf Alexander. *Dass Alex. in den Jahren, wo man kaum reif ist zu grossen Unternehmungen, demohngeachtet völlig die Kraft und Reife hatte, und seine Jugend ihm nicht hinderlich war; das vergrösserte den Ruhm seiner Thaten.*

Als Alexander bey Issus ankommt (C. 7), fragt er, ob man hier nicht Halt machen, und die Verstärkungen aus Macedonien erwarten wolle, *an opperiundi essent milites novi, quos ex Macedonia adventare constabat.* Die Worte von *novi milites* an hält Hr. *S.* für *Glossem* Wie sonderbar aber würde es seyn, wenn Curtius hätte sagen wollen: *an opperiundi essent*, ohne dass vorher der *hostes* im geringsten gedacht gewesen. Sodann beweiset der Umstand, dass bey Curtius anderwärts, sowie bey Arrian, nichts von diesen Verstärkungen vorkomme, vielmehr gegen die Vermuthung, dass dergleichen ein Glossator in den Text gesetzt habe. Wenn Hr. *S.* hinzufügt, dass Alexander die Verstärkungen, die er zu erwarten gehabt, vor

dem Einzug in Cilicien erhalten habe, nach C. I, 10: so zweifeln wir gar sehr, dass man auf dem Wege einer richtigen Interpretation dergleichen aus den Worten: *Omnes copias suas contraxit*, herausbringen könne. Hr. *S.* bemerkt noch, Parmenio antworte gar nicht in Bezug auf die *novi milites*, und Alexander erwiedere: *Inter sylvas opp. esse hostem*. Allein durch Parmenios Antwort kommt erst die Rede auf den Feind; Parmenio macht Alexandern auf das, woran dieser, seiner Äusserung nach, gar noch nicht dachte, aufmerksam, nämlich auf die für seine Armee passende Lage der Gegend, um mit Vortheil gegen die Legionen des Darius zu kämpfen, und hält ihm also einen weit stärkeren Bewegungsgrund vor, hier mit der Armee zu halten. — Während Alexander durch den Pass am Meere nach Cilicien drang, ging Darius durch den amanischen Pass in diese Provinz. Hier erzählt C.: Die Perser glaubten, da sie Issus verlassen hätten, und Verwundete, die der Armee langsam nachfolgten, gefangen worden waren, die Griechen hätten die Flucht ergriffen. Diese Äusserung des C. findet aber Hr. *S.* sehr sonderbar, da die Perser mit ihrem Eintrit in Cilicien doch nothwendig erfahren mussten, dass Alex. mit seinem Heere nach Syrien gedrungen sey. Wir geben diess Hn. *S.* zu, ohne deshalb die Erzählung absurd zu finden. Darius konnte sehr gut die Nachricht gleich Anfangs bekommen haben, dass Alex. durch den Pass unten am Meere nach Syrien vordringe: als er aber nach Issus kam, und diese Stadt, die sie vorher erobert hatten, von ihnen ganz verlassen sah, als man überdiess auf die Verwundeten stiess, die der Armee nicht hatten nachkommen können: so glaubte man, dass sie flöhen. — Cap. 10 sehen wir gar nicht ein, wie in der Stelle: *Jamque ipsi in medium Persarum undique circumfusi egregie se tuebantur*, das *Persarum* für ein Glossem erklärt werden kann. Es heisst ausdrücklich vorher, Alex. liess einen Theil seiner Armee unter die Feinde stürzen; und dann, würde nicht Curtius, wenn ein Angriff von beiden Heeren zu verstehen wäre, sich anders ausgedrückt haben? Es scheint vielmehr, als habe das nachher erzählte Zusammentreffen der Pfeile, welches die Macedonier an der nöthigen Vertheidigung hinderte, zu dieser falschen Ansicht von der Stelle Anlass gegeben. Allein dieses Zusammentreffen ist wieder falsch gefasst worden. Denn wenn C. fortfährt: *Sed conserti et quasi cohaerentes tela vibrare non poterant; simul erant emissa, in eosdem concurrentia implicabantur*: so glaubt Hr. *S.*, dass diess vom Zusammentreffen der Pfeile der einander gegenüberstehenden, oder von beiden Seiten eindringenden Heere zu verstehen sey. Nach dieser Erklärung aber bleibt das *in eosdem concurrentia* so dunkel im Texte, wie es im Commentar geblieben ist. Wir müssen daher bloss an die Macedonier denken, die, weil sie in dichten Schaaren in den Feind drangen, indem sie ihre Pfeile abschleuderten, die Wirkung ihres Pfeilwurfs vernichteten, weil die Pfeile oft auf einen Punkt hin abgeworfen, an einander schlugen, und so den Flug und die Kraft gegenseitig schwächten. —

Nach 4 B. Kap. 1, 30 zog Amyntas, welcher vom Alexander abgefallen war, mit 400 Griechen nach Aegypten, um dort zu erobern. Da er wusste, dass die Aegyptier die Perser heftig anfeindeten, so that Amyntas, wie C. ausdrücklich sagt, als sey er vom Darius vorangeschickt: *Ad cujus famam Aeg. gens, rebus renovandis apta, ex vicis et urbibus ad hoc ipsum concurrunt, ad delenda praesidia Persarum.* Hier hält der Herausg. die Worte: *Ad hoc ipsum* für einen sonderbaren und unerklärlichen Zusatz. Der Sinn ist kein anderer als: Bey dieser Nachricht stürzten sie herbey von allen Orten, in derselben Absicht, die sie, die Griechen, hatten, nämlich die persischen Besatzungen zu ermorden. Curtius setzt hinzu: *Sed eos Amyntas praelio superatos in urbem compellit, castrisque positis, victores ad populandos agros eduxit, ac velut in medio positis omnibus hostium, cuncta agebantur.* Hier bemerkt Hr. *S.*, dass VV. LL. in den Codd. wären, ohne sie anzuführen, auch sey die Stelle ganz unverständlich; *Scheffer* streiche *ac* weg, fange von *velut* die Periode an, und erkläre: *Während die ganze Macht des Feindes den Griechen Preis gegeben sey.* Aber wie kann *in medio positum esse* dieses bedeuten? C. hatte eben gesagt, Amyntas habe die Aegyptier in die Stadt Memphis getrieben, nachdem er sie in einem förmlichen Treffen geschlagen, und nun ging alles rings um den Feind vor, der mit seiner Macht gleichsam in der Mitte war. Das ist der einfache Sinn dieser Stelle. Im 4ten B. c. 6 heisst es bey der Belagerung von Gaza, dass Alex., da er, wegen des vielen Sandes, Streitthürme an die Mauer nicht konnte rücken lassen, *receptui signum dedit, postero que die muros corona circumdari jussit.* Damit, behauptet Hr. *S.*, habe C. bloss sagen wollen, er habe die Vestung mit Soldaten einschliessen lassen, wie man aus den folgenden Worten: *Orto sole priusquam admoveret exercitum, Deum exposcit opem* deutlich sähe. Aber Alex. musste ja, wie der ganze Zusammenhang lehrt, schon desswegen die Armee näher rücken lassen, um eben jenen Wall vor der Vestung aufzuwerfen. Völlig ungerecht aber und lächerlich ist der Vorwurf, dass Curtius das χῶμα χωννύναι ἐν κύκλῳ πάντοθεν τῆς πόλεως des Arrian nur so gefasst und übersetzt, weil er sich aus Unvorsichtigkeit gar nicht anders zu helfen gewusst. Bald darauf: *Alex. nondum percurato vulnere aggerem, quo moenium altitudinem aequaret, exstruxit, et pluribus cuniculis murum subrui jussit.* Hier giebt der Herausg. dem C. zweyerley Unbesonnenheiten Schuld; Erstlich; dass er sage, Alexander habe einen Wall aufführen lassen so hoch wie die Stadtmauer selbst; da Arrian ausdrücklich berichte, dass die Stadt auf einem Hügel gelegen. Musste denn aber nicht der Wall so hoch seyn, wenn der Zweck erreicht werden sollte, dass man Pfeile und anderes Geschütz auf die Belagerten auf der Mauer und in die Stadt abschleuderte (wie ausdrücklich Curtius sagt)? und muss man denn gerade die Anhöhe, auf welcher die Stadt lag, so hoch denken? Zweytens fasst Hr. *S.* die Erzählung des C. so, als sey nach derselben ein ganz neuer Wall aufgeworfen worden. Wie so? sieht freylich nie-

mand ein; Curtius habe gefühlt, dass unmöglich zweymal ein solches Werk habe unternommen werden können, er habe daher das *corona circumdare* des Arrianus oben so erklärt, als sey es von der Einschliessung der Stadt durch Soldaten zu verstehen. Aber wer wird die Worte: *vix percurato vulnere aggerem exstruere jussit*. so fassen? Woraus wollen wir beweisen, dass C. nicht denselben Wall meine, von dem er erst gesprochen hat, und dessen Bau durch das Prodigium und die Verwundung Alexanders unterbrochen worden war? — Kap. 12 glaubt Hr. *S.* wiederum, dass die grosse Stelle von *movebant* bis *contenderent* eingeschoben sey von fremder Hand, weil nämlich alles bloss auf die Schlacht bey Issus passe. Alexander steht hier der feindlichen Armee bey Gaugamela gegenüber, und ist zweifelhaft, ob er schlagen solle. Da heisst es denn weiter: *movebat etiam eum multitudo hostium, respectu paucitatis suae gentis; sed interdum reputabat, quantas res cum hac gente gessisset. Itaque quum spes metum vinceret, periculosius bellum differre ratus ne desperatio suis cresceret, dissimulato eo, mercenarium equitem ex Paeonia praeced. jubet etc.* Diese Stelle kommt bis *dissimulato* wörtlich bey Justinus 11, 9 vor, und hat unfehlbar Hn. *S.* auf den Gedanken gebracht, dass auch die ganze nachfolgende Stelle bis *contenderent* ein Glossem sey. Mit welchen Gründen wird er uns aber widerlegen, wenn wir umgekehrt behaupten, dass die Stelle aus dem Curtius in den Justinus gekommen sey? Etwa aus der Bestimmung der Zeit, in welcher die Autoren lebten? Daraus gewiss auch nicht, dass er die Rede, da wo die Stelle mit dem folgenden verbunden ist, *Mulca* nennt. *Pavore* konnte ja C. nicht einmal statt *eo* sagen, weil es nicht auf *metus* geht, sondern auf den ganzen Satz, *dass die Hoffnung die Furcht besiegte bey Alexander*. Der Zusammenhang ist überall leicht und natürlich. Doch gesetzt, die Stelle wäre interpolirt: so wird Hr. *S.* zugeben, dass wenn das Folgende auch eingeschoben seyn soll, diess aus besonderen Gründen erwiesen werden müsse. Aber jene Gründe sind keinesweges stringent. Schon der Umstand, dass hier der Anfang von einer Schlacht so gut wie dort, wo die Schlacht bey I. beschrieben ist, geschildert wird, musste wenigstens in Rücksicht der Art des Angriffs in diese Beschreibungen eine Ähnlichkeit bringen. Daher man sich nicht wundern darf, wenn Alexander auch hier die Flügel der Phalanx durch Reuterey decken lässt, was er wirklich in der Schlacht bey Arbela that, wie wir aus der folgenden Stelle 13, 40. wo Curtius diess noch einmal sagt, sehen, und eben so wenig darüber, dass er auch hier die Phalanx in zwey Abtheilungen aufmarschiren lässt, was Curtius ebenfalls §. 3 erinnert hatte. Wir sehen also aus anderen Stellen, wenn wir nicht auch diese für untergeschoben halten wollen, dass, was hier in dem vermeinten Glossem steht, nicht bloss bey Issus, sondern auch bey Arbela sich zutrug. Weiter heisst es: *nitidior lux, discussa caligine, aciem hostium ostenderat.* Eben so, sagt Hr. *S.*, steht in der arrianischen Beschreibung der Schlacht bey Issus, wo noch hinzugesetzt ist: ὑπὸ τὴν ἕω καρτῶ. Allein Curtius meint hier nicht ein nächtliches Dunkel, sondern einen Nebel, der, durch wässrichte Dünste veranlasst, auf den Bergen aufstieg §. 20. *ejusd. cap.* Hr. *S.* ist daher auch nicht geneigt, diess für eine Ähnlichkeit auszugeben, oder zu glauben, als habe man das hieher getragen, was bey Issus passirt sey; sondern veranlasst durch die nur fern ähnlichen Umstände habe man sie eingeschaltet!! Wenn es ferner heisst, dass die Macedonier ein Feldgeschrey erhoben haben: so glauben wir nicht, dass eine Ähnlichkeit der Art einen solchen kritischen Argwohn veranlassen könne. Es heisst hier überdiess, vor Streitbegierde erhoben die Macedonier zuerst das Feldgeschrey, hernach die Perser. In der Schlacht bey Issus war es umgekehrt. Endlich findet der Vf. noch eine Ähnlichkeit dieser Schilderung mit jener Beschreibung, wodurch geradezu ein Widerspruch mit einer vorhergehenden Stelle des Curtius, und der Verdacht, dass sie eine Copie von jener sey, um so mehr veranlasst wird, nämlich darin: es heisst das Feldgeschrey erfüllt die *circumjecta nemora et valles*, just wie in jener Beschreibung 3, 10, 2, da doch Curtius 4, 9, 10 diese Gegend ganz plan genannt hat, wo auch nicht ein Gesträuch stand. Allein die Gegend am Burnado war doch nicht die Gegend bey Arbela, wohin er erst nach vielen Tagereisen kam? Vielmehr sehen wir aus dem Vorhergehenden: *sed caligo quam circa humidi montes effuderant*, dass die Gegend um Arbela wirklich bergig war.

Es erhellet aus diesen Bemerkungen, was sich aus mehreren Stellen darthun liesse, dass in diesem Commentare, neben dem Gründlichen und Wahren, auch gar manches nicht Gründliche und Irrige anzutreffen ist. W.

1) Erfurt, b. Hennings: *Vorschule zu Roms Dichtern.* Sammlung einiger auserlesener Stellen aus den alten lateinischen Dichtern für junge Leute mit Anmerkungen und Einleitungen herausgegeben von *Albert Christian Meineke* 1806. VIII. u. 576 S. 8. (2 Thlr.).

2) Ebendaselbst: *Vorschule zu Homer.* Sammlung einiger vorzüglicher Stellen aus der Iliade, mit untergelegter Analyse und Worterklärungen. Nebst einem Präparationsbuche zum ersten und zweyten Gesange der Iliade von *A. C. Meineke*, 1806. XII. u. 242 u. 98 S. (1 Thlr. 16 Gr). (Das Präparationsbuch wird auch unter einem besondern Titel für 8 Gr. allein verkauft.)

Mit anspruchloser Bescheidenheit übergiebt ein achtungswürdiger Lehrer der Jugend (welcher jetzt leider schon zu leben und zu wirken aufgehört hat,) dem Publicum einige Vorbereitungsmittel zur Lectüre der Griechen und Römer, aus warmem Enthusiasmus für die Bildung der Jugend, in redlicher Ueberzeugung, uns etwas Brauchbares geliefert zu haben. Umsomehr schmerzt es den Rec., dass er nur die Absicht des Vfs., und nicht zugleich auch den Zweck der gelieferten Bücher unbedingt gutheissen kann — No. 1 enthält *Beschreibungen* (z. B. der Zeitalter und Jah-

reszeiten, mythologischer Personen, personificirter Charaktere) und *Vergleichungen* (z. B. des Turnus mit einem Löwen, der Thränen mit einem Strom) welche Hr. *M.* aus röm. Dichtern entlehnt hat. In Rücksicht auf den Zweck dieses Buches sagt die Vorrede: „Der Jüngling soll Proben von der Schreibart mehrerer Schriftsteller erhalten, und durch diese rhetorische Schilderungen wie durch die Parthien eines Lustgartens hinwandeln". Aber *wozu* diese Proben von der Schreibart mehrerer Schriftsteller? Damit der Jüngling den Charakter jedes Autors durch Vergleichung kennen lerne? Eine solche Vergleichung — wenn sie mehr als oberflächlich seyn soll — ist weder Jünglingssache, noch setzen ihn solche aphoristische Proben in den Stand, sie gehörig anzustellen. Und was den Lustgarten betrift, so müssen Leser des *Horaz*, *Virgil*, *Catull* u. s. w. um ihren Geschmack zu bilden, nicht nach rhetorischen Beschreibungen und moralischen Charakterschilderungen umhersuchen; sondern das weite Gebiet des Schönen zu ihrem Studium machen, und für *das Ganze* der Composition eines Kunstwerkes, wie für die tiefer liegenden Schönheiten desselben, ihren Sinn zu schärfen sich bemühen. Die literarischen Notizen sind schätzbar, die Anmerkungen sind, als Commentar betrachtet — und was anders können sie seyn sollen? — nicht umfassend genug, oft unrichtig. —

Num. 2 ist ein Beweis von Hn. *Ms.* inniger Liebe für den Vater der Dichtkunst, und von seinem löblichen Eifer, das grammatische und lexikalische Verstehen desselben zu befördern. Aber da eine unmittelbar mitgetheilte, man könnte sagen geoffenbarte, Kenntniss nicht halb so tief haftet als eine selbsterworbene: so wird derjenige Lehrer, der den Anfänger der Mühe überhebt, die Worte im Lexikon, die grammatischen Formen in der Grammatik selbst nachzuschlagen, und deren Localbedeutung durch eigenes Nachdenken zu ergründen, seinen Schüler zwar schneller, aber gewiss nicht gründlicher, in die Lectüre des Homer einführen. Wie gewonnen, so zerronnen! heisst es von allem eingetrichterten Wissen. Und eben die Mühe des Lernenden, Eines nach dem Anderen aufzusuchen, und das einzeln gefundene bald so, bald anders, an einander zu fügen und zu passen, bis es zusammenhält, und einen Sinn giebt, eben diese Anstrengung und Beeiferung erweckt und stärket ja die Fähigkeiten der Seele. Ist es nicht Elends genug, dass man der Jugend deutsche Geisteswerke auf gut Glück hingeben, und es ihrer Willkühr überlassen muss, ob sie solche studiren oder nur lesen will? Wollen wir auch die Lectüre der Alten, welche bisher noch zum Nachdenken zwang, auf die bequemste und behaglichste Weise in die Köpfe des lesenden Anwachses hineinspielen? Nur selbständige Thätigkeit des Geistes gewährt dem Denkvermögen Energie, und einen festen, sicheren Gang; da hingegen Eingebung von aussen her an ein erschlaffendes geistiges Schlendern, an das leidige Obenhinthun gewöhnt. — Wenn aber Rec. im Allgemeinen den Bequemlichkeitsbrücken für die Jugend abhold ist: so tadelt er namentlich an Hn. *Ms.* Vorschule des Homer, dass fast niemals der Grundbegriff eines Wortes angegeben ist, sondern meistens nur specielle Modificationen desselben. Diess erschwert das Erlernen einer Sprache; denn das Gedächtniss fasst leichter den mit dem Verstande übersehenen Totalumfang eines Begriffes, als mehrere ohne Verstandesthatigkeit historisch erlernte Wortbedeutungen. Belege sind in Menge vorräthig, z. B. δεινός, *schrecklich* statt: *erstaunlich*, *gewaltig*; ἴκμενος, *günstig*, *glücklich*, statt: *secundus* (von *sequor*, ἴκω) *nachfolgend*, *begleitend*, daher vom Fahrwinde *günstig*; ἐπιχέειν, *aufrichten*, statt: *aufschütten*; τίω *ich ehre räche*, statt: *ich vergelte*, daher *ich ehre*, *räche*; ὁρμαίνειν, *denken*, statt: *wogen*, als neutr. und activ; daher: *einen Gedanken in der Seele hin- und herwälzen*, *erwägen*. Der Unterschied zwischen activ. und med. bey transitiven Zeitwörtern, und ihre, trotz der Verschiedenheit der Form, gleiche Bedeutung bey neutralen Begriffen ist nirgend angedeutet. Gegen die Richtigkeit der Anmerkungen dürfte auch hier oft etwas einzuwenden seyn. *Il.* II. 460 ἄσιος, in *Asien* gelegen. *Asia* als Welttheil kannte Homer nicht. λειμών, *eine Aue*; so hiess vornemlich die Aue am Kayster in Lydien, wie bey uns an der Unstrut eine Gegend heisst: „*die goldne Aue*". Was soll das? Der *accentlose* Druck in den Anmerkungen ist nicht zu loben.

D. A. E.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin* und *Leipzig*: *Geschichte eines afrikanischen Affen*, *Namens Lav Muley Hassan*, ehemals Arouet Voltaire genannt. Von *Carl Friedrich Benkowitz*, 1807. 171 S. 8. (14 Gr.). Erfindung, Ton und Darstellung sind so gewöhnlicher Art, dass es Mühe kostet, der bunten Reihe von Begebenheiten, welche in dieser satyrischen Schrift aufgestellt sind, bis ans Ende zu folgen. Ueber die Schlechtigkeit der Menschen und den vielen Jammer in der Welt wird mit einer trübseligen mürrischen Laune declamirt, und der Affe Hassan wird nicht satt, sich zu verwundern, dass unter den Menschenkindern des Verwerflichen und des Elendes so viel gefunden werde. Wahrscheinlich hat der Vf., um seinem, in der Manier des *Carl von Carlsberg* geschriebenen Romane doch einigen Reiz der Neuheit zu geben, die bekannte Anekdote von Voltaire benutzt, und dessen Seele in einen Affen fahren lassen. Denn irgend eine Art von Nothwendigkeit lässt sich bey dieser bizarren Erdichtung weiter nicht entdecken. Um eine Vorstellung zu geben, wie willkührlich die Metamorphose benutzt worden, ist ein einziges Beyspiel hinreichend, und es wird nicht nöthig seyn, noch mehr über das unbedeutende Product zu sagen. S. 124 heisst es: „Ich hatte unbeschreiblich viel bey den Torturscenen gelitten, zumahl da ich die Wahrheit wusste, und sie nicht an das Licht zu bringen vermochte. Wodurch hab' ich denn verdient, fragte ich mich, dass ich von den Scheusslichkeiten unter den Menschen immer ein Augenzeuge seyn muss? Als Antwort darauf fiel mir ein, dass ich in meinem Menschenleben ein Buch unter dem Titel: *Candide*, in die Welt geschickt habe, worin ich über die grössten Abscheulichkeiten in der Welt mit leichtem launigem Ton hinweggegangen sey, und dass ich nun zur Strafe einige davon ganz in der Nähe mit ansehen müsste."

Hn. Hn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

St. Petersburg u. Leipzig, b. Hartknoch: *Russland unter Alexander dem Ersten.* Eine historische Zeitschrift herausgegeben von *Heinrich Storch.* 1 Bd. 1—3 Lief. 1803. 430 S. 2 Bd. 4—6 Lief. 1804. 480 S. 3 Bd. 7—9 Lief. 492 S. 4 Bd. 10—12 Lief. 370 S. 5 Bd. 13—15 Lief. 255 S. 6 Bd. 16—18 Lief. 1805. 428 S. 7 Bd. 19—21 Lief. 420 S. 8 Bd. 22—24 Lief. 1806. 649 S. 8. Mit Kupfern. (3 Lieferungen machen 1 Band aus. Jeder Band 2 Thlr. 16 Gr.)

Wenn wir hiedurch die Anzeige einer Zeitschrift nachholen, welche sowohl in Rücksicht der allgemeinen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, als in Beziehung auf die Ächtheit ihrer Nachrichten zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört: so darf die Tendenz dieser Anzeige wohl nicht allein darauf gerichtet seyn, wiefern der Herausgeber seinem Plane getreu geblieben sey, und sein Versprechen erfüllt habe, sondern wir müssen vorzüglich auch die Fortschritte bemerken, welche die Menschheit im Ganzen und die Wissenschaft insbesondere sich aus den mitgetheilten Nachrichten und Ereignissen zu versprechen hat. Dass in beider Hinsicht aber diese Zeitschrift nicht nur die Kritik völlig befriedige, sondern auch beurkunde, wie jetzt wirklich die kühnsten Erwartungen des Menschenfreundes durch den wahrhaft grossen Regenten Russlands übertroffen werden, diess ist das reine Resultat der Prüfungen des Rec., der daher bey der näheren Anzeige so viel möglich nur den Referenten machen wird, um nicht durch die wohlthuenden Gefühle, welche ihm so viele treffliche Anordnungen erregen, zu einem lobpreisenden, nur scheinbar parteyischen Ton hingerissen zu werden.

Hr. C. R. *v. St.* bestimmt in der Vorerinnerung die Absicht seiner Zeitschrift dahin: „durch eine kritische Zusammenstellung merkwürdiger und interessanter Thatsachen ein wahres, lebendiges und mit der Zeit fortschreitendes Gemälde der russischen Nation zu liefern, und vorzüglich das grosse Werk der Staats- und Menschenbildung, welches der jetzige Kaiser in so wahrhaft humanem Geiste begonnen hat, als Beobachter und Referent zu verfolgen.“ Gewissermassen als Fortsetzung seiner frühern Schriften über Russland verspricht Hr. *v. St.* die hieher gehörigen Data authentisch und vollständig zu liefern. Er will darin nur seines Monarchen Annalist, nicht dessen Lobredner werden, bemerkt aber doch mit Recht: „Wo Thatsachen sprechen, bedarf es keines Lobes. Alexanders Tugenden selbst, sein moralisch reiner, fester Wille, seine Humanität, sein inniges und lebendiges Gefühl für Menschenwerth, seine Achtung für Menschenrechte werden von selbst die Materialien zum Tempel der allgemeinen Verehrung hergeben, den Zeit und Nachwelt dem grossen Monarchen errichten müssen.“

I Band. I) Neues System der Reichsverwaltung. Hr. *v. St.* entwickelt hier die ersten Verfügungen des Kaisers nach seiner Thronbesteigung, um durch bestimmte, sich gegenseitig controllirende Behörden die Verfassung des Staats selbst so zu constituiren, dass die Reichsverwaltung einen festen regelmässigen Gang erhalte, woraus so viel möglich alle Willkühr verbannt, und das Gesetz in seine unbedingte Herrschaft eingesetzt werde, über welches Alexander selbst nicht erhaben zu seyn sich erklärte. Die Aufhebung der geheimen Inquisitionskanzley, welche seit Peter dem Grossen unter verschiedenen Modificationen bestanden hatte; die Bestätigung des *dirigirenden* Senats, als des höchsten Reichscollegii und die feste Bestimmung des Wirkungskreises desselben durch eine allgemeine Controlle; die Errichtung des neuen Ministeriums nach 8 Hauptabtheilungen, unter denen das eigene Departement der Volksaufklärung befindlich ist: diess sind die Haupteinrichtungen, über welche mit diplomatischer Treue die betreffenden Ukasen mitgetheilt sind. Über die Zweckmässigkeit dieser Vorschriften hier ausführlicher zu sprechen, gebricht es uns an Zeit und Raum; sie harmoniren aber ganz mit dem Geiste ächter Humanität, welchen der Ton und die Darstellung der in den Eingängen der Ukasen aufgeführten Beweggründe charakterisirt. Sehr glücklich ist dadurch das Problem gelöset, weder auf der einen Seite durch zu schnelle Abspannung und Milde den Schein der Schwäche zu erregen, noch auf der anderen durch zu grosse Strenge und Willkühr despotische Härte fühlbar zu machen. *III. Erste Reise der Russen um die Welt.* Allgemeine Nachrichten von der bekanntlich unter dem Kapitain Krusenstern ausgerüsteten Weltumseglungsexpedition, welche hauptsächlich auf Beförderung der Unternehmungen der russisch-amerikanischen Compagnie berechnet ist, womit aber sehr glücklich politische und literarische Zwecke verbunden sind. Die ganze Reise war auf eine Dauer von drey Jahren angeschlagen. Der Frau v. Krusenstern ist zur Beruhigung im voraus ein Arrendegut von 3000 Rubeln jährlicher Einkünfte verliehen worden. *V. Edle und patriotische Handlungen.* Eine stehende Rubrik, woraus wir bey der grossen Zahl der einzelnen Thatsachen um so weniger ein-

zelne ausheben können, je schwerer selbst die Wahl darunter seyn würde. Fast alle zeigen den wohlthätigen Einfluss der auf Beförderung wahrer Humanität und Linderung menschliches Elends gerichteten Gesinnungen des russischen Regenten, dessen Beyspiel nun die Grosen und Reichen des Landes mit einer Freygebigkeit folgen, wovon man in anderen Staaten kaum den Begriff hat. *VI. Allgemeine Massregeln zur Beförderung der Volksaufklärung.* Ist nur Einleitung und generelle Angabe der verschiedenen Einrichtungen und Verfügungen des erhabenen Monarchen, um theils die ungehemmte Circulation der Ideen und Kenntnisse fremder Völker zu befördern, die Denk- und Schreibefreyheit zu begünstigen und die Schriftstellerey zu ermuntern, theils den öffentlichen Unterricht zu verbessern und auszubreiten. Die Aufhebung der vorigen Censurbehörden und die Übertragung der Censur aller im Reich gedruckten Bücher einzig und allein an die Universitäten, die grosen Belohnungen aller guten Schriftsteller und die Unterstützung derselben zur Herausgabe und Druck ihrer Werke, worauf im Jahr 1802 aus dem Kabinet allein 160,000 Rubel verwandt worden, sind einzelne Züge, welche Rec. nicht unaufgeführt lassen kann. VIII *Organisation des Departements der Volksaufklärung. Allgemeiner Entwurf zur Begründung der Universitäten und Schulen.* Dieser von der Oberdirection der Lehranstalten unter Leitung des Ministers der Volksaufklärung, Grafen Sawadowsky, abgefasste, und vom Kaiser genehmigte Entwurf, oder vielmehr Constitutionsplan aller öffentlichen Unterrichtsanstalten ist in einem allumfassenden höchst liberalen Geiste ausgearbeitet. Durchs ganze Reich sollen vier Gattungen von Lehranstalten vertheilt seyn, nämlich 1) Pfarr- oder Kirchspiels-Schulen; 2) Kreisschulen; 3) Gouvernements-Schulen oder Gymnasien, und 4) Universitäten. Indem diesen stufenweise die Inspection über einander übertragen ist, hat also jede Universität solche zuletzt über ihren bestimmten District, und nur an ihrem Curator, einem Mitgliede der Oberdirection, eine Mittelsperson mit dem Minister der Aufklärung selbst. Jede hat überdem allein die Censur aller Schriften, die in ihrem District gedruckt werden. Das aber, woran es bis jetzt fast in allen europäischen Staaten hiebey fehlt, die Mittel zur Anfeuerung des Eifers aller Lehrer, sind mit reicher Hand gespendet. Nicht nur die Besoldungen selbst sind durchaus ansehnlich, da z. B. jedem ordentlichen Professor 2000 Rubel als Minimum ausgesetzt sind, daher auch für die jährliche Unterhaltung der 4 Universitäten Moskwa, Petersburg, Kasan und Charkow 520,000 R., der 42 Gymnasien ihre Districte 236,000 R. und die 405 Kreisschulen 563,450 R., überhaupt aber 1,319,450 Rubel bestimmt sind; sondern es sind auch ausdrücklich jährliche Belohnungen für Lehrer, deren Schüler ausgezeichnete Fortschritte machen, und, der Zahl ihrer Dienstjahre entsprechende Pensionen ausgesetzt, allen aber jetzt auch ein bestimmter angemessener bürgerlicher Rang angewiesen. „Und", sagt Hr. v. St. „alle diese ungeheuren Ausgaben bestreitet die Regierung, *„ohne irgend eine neue Auflage zu machen"*; so viel vermag Ordnung und Sparsamkeit in der Staatshaushaltung"! Ein Journal, welches das Departement der Volksaufklärung in russischer Sprache, unter dem Titel: Zeitschrift von den Fortschritten der Volksaufklärung, herausgiebt, sichert gleichsam durch die selbstauferlegte öffentliche Rechenschaft die schleunige Ausführung des genehmigten Generalplans. Hiemit stehen auch IX) die *edlen und patriotischen Handlungen* in Verbindung, welche in höchst-ansehnlichen Schenkungen und jährlichen Beyträgen Einzelner an die vorhandenen oder noch zu errichtenden öffentlichen Lehranstalten bestehen, wodurch die Geber den erhabenen Zweck allgemeiner Volksaufklärung zu befördern suchen. Unter diesen ragt die bekannte Stiftung des Staatsraths *Paul Demidow* in Moskwa in solcher Gröfse hervor, wie die Geschichte bisher von keinem Privatmann aufzuweisen hat. XII) *Actenstücke zur Geschichte der russisch-amerikanischen Handelscompagnie.* Enthält hauptsächlich die neuesten Verfügungen des jetzigen Kaisers und seinen Beytritt mit Erkaufung von 20 Actien für 10000 R. zum Besten der Armen, wodurch zugleich das allgemeine Zutrauen zur Compagnie sehr erhöht ward, das sie ohnehin durch ihre vortheilhaften Handelsoperationen verdient hatte. Aus beygefügten Angaben von Reisebeschreibern wird zugleich die Behandlung der halbwilden Bewohner der aleutischen und anderen Inseln von Seiten der Russen gerechtfertigt, obgleich einzelne rohe Handlungen aus den früheren Zeiten nicht ganz in Abrede gestellt werden können, die jetzt, da das Etablissement bleibend geworden, auch unterbleiben werden, nachdem zumal durch die Weltumseglungsexpedition auch hierüber genaue Untersuchung angestellt wird. XIII. *Erneuerung der wilnaischen Universität und Organisation der öffentlichen Lehranstalten ihres Bezirkes.* Die Bestätigungsacte der Wilnaischen Universität vom jetzigen Kaiser, vom 4 April 1803, erhebt diese schon im Jahr 1578 gestiftete Universität zu einer kaiserlichen, und bestimmt, mit Anweisung einer jährlichen Revenue von 105,000 R. deren Zweck und Verfassung im Allgemeinen. Genauer ist diess geschehen durch das Reglement oder allgemeine Statuten für die Wilnaische Universität und für die Schulen in dem Bezirk derselben, vom 18 May 1803. Hiernach ist das Lehrerpersonale zwar in 4 Facultäten, jede mit einem Decan abgetheilt, allein diese sind 1) die der physischen und mathematischen Wissenschaften; 2) der medicinischen Kenntnisse; 3) der Moral und der Politik, und 4) der schönen Wissenschaften und freyen Künste; von denen also die dritte unsere theologische, juristische, und einen Theil der philosophischen Facultät begreift. Die Universität wählt und präsentirt selbst ihre neuanzustellenden Mitglieder. Mit 25 Dienstjahren kann ein Professor, als ausgedient, seine Stelle niederlegen, und behält doch seinen Gehalt als Pension, mit der Freyheit, sie zu verzehren wo er will. Auch die Wittwe und Kinder erhalten nach den Dienstjahren bestimmte Pensionen. — Bey

Verhältniſs der Gymnaſien und Kreisſchulen zur Univerſität, und das Aufſichtsrecht derſelben iſt gleichfalls genauer beſtimmt. XIV. *Wiederherſtellung der ruſſiſchen Akademie*, welche von Katharina II im J. 1783 zur Beförderung der Vervollkommnung der ruſſiſchen Sprache geſtiftet, und mit einem Jahresfonds verſehen war, der ihr von Paul I 1796 entzogen, von Alexander I aber im J. 1801 wieder gegeben ward. Sie hat ſich durch Herausgabe eines groſsen etymologiſchen Wörterbuchs der ruſſiſchen Sprache, ſo wie neuerlich einer ruſſiſchen Grammatik ſchon wahre Verdienſte erworben. XV. *Neue Begründung und Erweiterung der medicinisch-chirurgiſchen Akademie zu St. Petersburg*, worin künftig jährlich 160 Studenten auf Koſten der Krone unterhalten und gebildet werden. XVI. *Stiftung einer Schiffbau-Schule ebendaſelbſt* für 50 Zöglinge auf öffentliche Koſten. XVII. *Fortſchritte der landwirthſchaftlichen Induſtrie und Maſsregeln zur Beförderung derſelben.* Auch das, was hierfür geſchieht, z. B. die Anlegung von Ackerbauſchulen, Verpflanzung engliſcher Landwirthe nach Ruſsland, Unterſtützungen unternehmender Ökonomen, Prämien, Vertheilung beſonders nützlicher Sämereyen, namentlich der hundertfältig tragenden Seſampflanze, welche ein den Oliven völlig gleiches Öl giebt, Alles dieſs zeigt hinlänglich die vorzügliche Aufmerkſamkeit, welche man auch auf dieſen Zweig der öffentlichen Wohlfarth ſehr glücklich verwendet. XVIII. *Staatsphilanthropie.* Eine Angabe der vorzüglichſten Einrichtungen, um der leidenden Menſchheit zu Hülfe zu kommen, ſammt den desfalls erlaſſenen kaiſerlichen Ukaſen. „Die Wiederherſtellung und beſſere Organiſation der (hiezu ſchon vormals angeordneten) Kammer der allgemeinen Fürſorge in den Gouvernements — die Errichtung einer Centralverwaltung für dieſe Kammer, unter der ſpeciellen eigenen Aufſicht des Kaiſers — die Erſchaffung einer bleibenden mediciniſch-philanthropiſchen Committät, die Zuſammenberufung einer temporären Committät zur beſſeren Anordnung der Armenpflege — die Errichtung zweyer Privat-Leyhebanken für Liv- und Ehſtland — dieſs ſind die erſten Früchte der edlen Bemühungen des menſchenliebenden Monarchen, ſagt Hr. *St.*, von welchen wir hier die Geſchichte mittelſt Darlegung der weſentlichſten Actenſtücke liefern." XIX. *Organiſation des Departements der inneren Angelegenheiten.* Dieſs neu angeordnete Miniſterial - Departement ſoll aus drey Expeditionen beſtehen: 1) der Staatsökonomie, 2) der Staatspolicey, und 3) der Staats-Medicinalpflege. Die erſte begreift wieder drey Kammern, für den Ackerbau, die Manufacturen, und das Salzweſen. Hier liefert Hr. *St.* nun ein Stück des Memorials des Miniſters der inneren Angelegenheiten über die Organiſation der Expedition der Staatsökonomie, welches die Grundlage des darüber ergangenen Ukaſes enthält. XX. *Vermiſchte Nachrichten zur Geſchichte des öffentlichen Unterrichts.* Thätige Ausführung der nöthigen Maſsregeln zur Verbeſſerung der öffentlichen Unterrichtsanſtalten, insbeſondere die Niederſetzung einer Commiſſion, zur Anordnung beſonderer Militairſchulen für wenigſtens 3000 adeliche Zöglinge.

Zweyter Band. I. *Organiſation des Departements der inneren Angelegenheiten.* Fortſetzung von No. XIX oben. Iſt dem Statiſtiker wichtig, leidet aber weiter keinen Auszug. Wie erheblich die Salzrevenüen dem Staat ſeyen, ergiebt ſich daraus, daſs deren reiner Ertrag ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich auf 1½ Million belief. *II. Erneuertes Reglement der kaiſerlichen Akademie der Künſte zu St. Petersburg.* Die neuen Anordnungen bezwecken theils die Erhöhung der Gehalte und anderer Ausgaben nach den jetzigen Bedürfniſſen, weſshalb der Kaiſer den Fonds mit jährlichen 60000 R. erhöht hat, theils Erweiterung der Lehrgegenſtände nach Maſsgabe der ſeit der Stiftung der Akademie im J. 1764 erweiterten wiſſenſchaftlichen Behandlung der Künſte. Von den 300 Zöglingen werden fortdauernd 12 auf 3 Jahre ins Ausland zu ihrer weiteren Bildung verſandt, und der Kaiſer will jährlich, auſser den gewöhnlichen Preiſen, noch 10000 R. als Prämien für die beſten Kunſtwerke auf ein gegebenes vaterländiſches Sujet vertheilen. III. *Actenſtücke zur Geſchichte der dörptſchen Univerſität.* Auſser der ſchon in mehreren Zeitſchriften abgedruckten Fundationsacte der dörptſchen Univerſität, giebt Hr. *St.* hier noch die „Vorſchriften für die Studirenden d. d. St. Petersburg d. 15 Sept. 1803, welche vom Kaiſer ſelbſt genehmigt ſind. In einem wohlwollenden, doch ernſten und beſtimmten Tone geben ſie ſehr zweckmäſsige Anweiſungen für das ſittliche Betragen des Studirenden, und für die Beförderung ſeiner Beſtimmung zu einer vollkommneren wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Bildung. IV. *Erſte Schritte zur geſetzlichen Beſtimmung des Zuſtandes der Bauern in Ehſtland.* Mit wahrem Vergnügen muſs jeder hier den Wetteifer leſen, worin die eſthniſche Ritterſchaft hier einer Seits durch wahrhaft humane und vorſichtige Maſsregeln zur Verbeſſerung des Zuſtandes ihrer Leibeigenen um den Beyfall ihres groſsen Regenten ſich bewirbt, und wie dieſer dagegen denſelben mit wahrer Herzlichkeit verſichert. Sicherung des Mobiliareigenthums, faſt ganz aufgegebene Verkäuflichkeit der einzelnen Leibeigenen, Niederſetzung eines eigenen, von den Leibeigenen ſelbſt zu erwählenden Bauerngerichts ſind die Hauptzüge dieſer neuen Verfaſſung, an deren allmählichen Verbeſſerung die wahrhaft edle Ritterſchaft fernerhin eben ſo freywillig arbeiten will, wie ſie auch dieſs jetzt gethan. IX) *Rechte und Vorzüge der verſchiedenen Stände des Reichs durch Alexander I wiederhergeſtellt und erweitert.* Wichtige Fortſchritte zur feſten Conſtituirung der inneren Verfaſſung und zur allgemeinen Erkennung der Menſchenrechte, die dieſem groſsen Reich die glänzendſten Ausſichten zur Erreichung der höchſten Cultur eröffnen. XI) *Neues Reglement und neuer Etat der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg.* Wenn in dem kaiſerlichen Ukas es namentlich als Zweck der Akademie aufgeſtellt wird, daſs ſie „die Grenzen der menſchlichen Kenntniſſe weiter hinaus rücken, die Wiſſenſchaften mit neuen Entdeckungen bereichern und ſie dadurch vervollkommnen, Kenntniſſe verbreiten, die Speculationen der Theorie und den fruchtbaren Reſultate der Beobachtung und Erfahrung auf den praktiſchen Gebrauch anwenden, und dadurch die Wiſſenſchaften ſo unmittelbar wie möglich auf das allgemeine Beſte richten

foll;" wenn fie deſshalb für die „erste gelehrte Corporation des Reichs" erklärt, und ihr bisheriger Etat von 53,000 R. mit 67,000 R. jährlich vermehrt wird: so zeigen diese einzelnen Data schon hinlänglich den liberalen Geist, der auch diese neue Organisation belebt und ganz zu den übrigen ausgezeichneten Anordnungen paſst. XVIII) *Memorial des Ministers der innern Angelegenheiten über die Verwaltung seines Ministeriums in den vier letzten Monaten des Jahres* 1802. Wenn auch sonst nichts den liberalen Geist des jetzigen russischen Selbstherrschers bewiese, so würde es schon durch die Publicität anschaulich, womit die *Comptes rendus* der einzelnen Minister bekannt gemacht werden, und welche in keinem anderen Staate Europens in der Masse existirt. Wodurch konnte auch eine so treffliche Regierung die Reinheit und Güte ihrer Absichten und ihr unablässiges Streben zur Erreichung derselben überzeugender darstellen? Gegenwärtiges Memorial enthält wenigstens einen ausgezeichneten Beleg dazu, und zeigt, welche Maasregeln sowohl zur Vollendung der Organisation des Ministeriums ergriffen worden, als welche Verfügungen zur Handhabung der allgemeinen Polizey zur Beförderung der Reichsökonomie, des Manufacturwesens, des Salzwesens, und in Beziehung auf das medicinische Collegium und das Bauwesen getroffen worden. XIX) *Statuten der kaiserlichen Universität zu Dorpat.* Ist gleich die Form unserer deutschen Universitäten zum Grunde gelegt, so hat diese doch durch die Anpassung ans Locale manche Modificationen erhalten. Das Streben nach möglichst vollkommener Einrichtung und nach ernstlicher Beförderung wahres Fleiſses unter den Lehrern und Studierenden sind in dem Geiste dieser Statuten unverkennbar. Hier nur ein paar Notizen. Unter den Personal- und Real-Immunitäten ist auch gänzliche Zollfreyheit für alle Bücher, Instrumente, Kunstsachen u. s. w. welche für die Universität aus dem Auslande verschrieben werden. Alles Personale trägt Uniform. Die Promotionen gehen durch 2 Grade der Magister und Doctoren in allen 4 Facultäten und zwar nach mehreren strengen Proben. Das Honorar jedes Collegii beträgt für jeden Studirenden wenigstens 10 Rubel. Unter den gymnastischen Anstalten ist auch eine Bade- und Schwimmanstalt. Die Einrichtungen wegen der Pensionen sowohl für alte Lehrer, als für deren Wittwen und Kinder, und wegen der Preisaufgaben für Studierende sind vorzüglich. XX) *Annalen des Justizwesens.* Merkwürdige Begnadigungs-Ukasen seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers. Errichtung einer Commission zur Untersuchung alter Criminalsachen, worin Willkühr statt des Gesetzes muthmaſslich entschieden hatte. Wirklich wurden hiedurch 147 von der geheimen Expedition Verurtheilte theils begnadigt, theils in ihrem Schicksal gemildert. Justizmord in Kasan und dadurch veranlaſste öffentliche Abschaffung der Tortur. Neue Bestimmungen die Appellationen bey Criminal-Processen betreffend. Revision der Gerichtshöfe. Abschaffung eines gerichtlichen Miſsbrauchs der Leibeigenen.

Dritter Band. II) *Organisation des Departements der innern Angelegenheiten.* Ein zweytes vom Kaiser genehmigtes Memorial des Ministers der inneren Angelegenheiten, Grafen Kotschubey, welches die Einrichtung der dritten Expedition seines Departements bestimmt. Es geht von dem Grundsatz aus, daſs in Ruſsland die Arzneywissenschaft noch nicht hinlänglich begründet sey, und die vorhandenen Lehranstalten noch nicht genug Leute für dieſs Fach bilden könnten, weſshalb die Medicinaldirection sich nicht blos auf die Staatspolizey beschränken dürfe, sondern auch auf die Vervollkommnung und Ausbreitung der Arzneywissenschaft gerichtet werden müsse. Dem zufolge soll neben der Expedition der Reichsmedicinalpflege, welche im Departement des Inneren die Staatspolicey übt und dirigirt, noch ein Medicinalrath errichtet werden, der die Beförderung des zweyten Zwecks, der Cultur der Medicin im Reich zum Gegenstand seiner Berathungen machen soll. III) *Über die Entstehung, die Fortschritte und den jetzigen Bestand der russischen Armee.* Nach dem beygefügten tabellarischen Etat belief sich die ganze russische Armee, mit Ausschluſs der Invaliden, an regulairen und irregulairen Truppen auf 13,084 Officiere und 493,959 Gemeine. VI) *Gemeinnützige Privatverbindungen.* Literarisch-praktische Bürgerverbindung in Riga, vom Kaiser selbst bestätigt: Gesellschaft der Literaturfreunde in Petersburg; angekündigte Stiftung einer groſsen Gesellschaft für Ackerbau und mechanische Künste in Moskau. X) *Die Livländische Bauernverfassung. Nach den letzten Landtags-Beschlüssen von der hiezu allerhöchst verordneten Committät unter der Direction des Ministers der innern Angelegenheiten entworfen, und vom Kaiser bestätigt den* 20 *Febr.* 1804. Enthält von den hieher gehörigen Actenstücken nur erst das Memorial der Committät zur Untersuchung der Livländischen Angelegenheiten, welches historisch die Grundsätze und den Plan der neuen Organisation des Bauernzustandes entwickelt. XI) *Annalen der alexandrinischen Gesetzgebung.* Da bereits in No. 115 des Intell. Bl. dieser A. L. Z. vom J. 1804 hievon ausführliche Nachricht ertheilt ist, so glaubt Ref. um Wiederholungen zu vermeiden, sich auf dieselbe um so mehr beziehen zu dürfen, je treffender dort dieses wichtige Ereigniſs dargestellt ist. XIV. *Verordnung die Bauern des livländischen Gouvernements betreffend.* Wenn schon der Übergang von dem Zustande der Abhängigkeit von fremder Willkühr in den einer gesetzmäſsig bestimmten Verfassung an sich eine groſse Wohlthat für den livländischen Bauernstand war: wie viel mehr muſs er es auf die Art und nach den liberalen Grundsätzen werden, die in dieser, vom Kaiser genehmigten, Constitution befolgt sind. Der livländische Bauer hat hier Vortheile erhalten, deren zum Theil freye, mit vollem Grundeigenthum versehene Bauern aller anderen Staaten sich nicht erfreuen z. B. einer summarischen kostenlosen Rechtspflege durch, zum Theil aus seiner Mitte erwählte, Richter; unentgeltliches Holzungsrecht zum Bau und Heitzen aus den Ritterguts waldungen u. dgl. m. Und die, durch besondere Revisionscommissionen, nach einer trefflichen Instruction, neu anzufertigenden Wackenbücher (Erbzins- und Frohnregister) versprechen ihm volle Sicherstellung gegen jeden künftigen Versuch einer Veränderung in der Verfassung u. dem Herkommen.

Vierter Band. I.; *Wohlthätige Wirksamkeit der Kaiserin Mutter.* Schon Kaiser Paul übertrug seiner erhabenen Gemahlin wegen ihrer philanthropischen Gesinnungen die Oberdirection der weiblichen Erziehungsanstalten und dann der Findelhäuser in beiden Hauptstädten, indem er ihr zugleich eine Million jährlicher Einkünfte anwies. Hievon verwendete diese edle Menschenfreundin seitdem die gröſsere Hälfte für Dürftige und die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche unter ihrem Schutze stehen. Die Zahl derselben beträgt jetzt 18, von denen nicht weniger als 11 erst selbst von derselben gestiftet sind. Von jedem dieser Institute und dem, was die Kaiserin für Jedes gethan, soll hier eine kurze Darstellung geliefert werden. Das Fräuleinstift in St. P. macht hier den Anfang. Sowohl die in Verfall gerathenen Finanzen dieses Instituts brachte die erhabene Frau in Ordnung und Aufnahme, als auch die ganze Verfassung und Erziehungseinrichtung ward von ihr zweckmäſsiger und so weitumfassend angeordnet, daſs jetzt nicht weniger als 364 Fräulein und 241 Bürgerliche, mit Einschluſs von 80 zahlenden Pensionärs, dort öffentlich erhalten und erzogen werden. II. *Wiederhergestellte Freyheit und Anordnung der Fischereyen am kaspischen Meer.* Diese äusserst wichtigen Fischereyen, welche den ganzen europäischen Theil Ruſslands und seine volkreichen Residenzen in den Fasttagen der griechischen Kirche, die mit Einschluſs der wöchentlichen Fasttage ein gutes Drittheil des Jahrs ausmachen, hauptsächlich ernähren, und viele 1000 Menschen theils durch den Fang, theils durch den See- und Landtransport, theils durch den Vertrieb beschäftigen und in Wohlstand erhalten, waren zum Theil auf nicht ganz gesetzmäſsigen Wegen ins Privateigenthum einzelner Grundbesitzer der Meeresufer gekommen und litten selbst dabey. Indem jetzt die Fischerey im Meer selbst wieder frey gegeben worden; jene Grundbesitzer am Ufer hierin auf die von ihnen erbauten Niederlags- und Zubereitungsgebäude (Watagen) mit dem Umkreise einer Werste beschränkt; die im Ausfluſs der Wolga angelegten, der Fischerey nachtheiligen Einbaue verboten, und eine eigene Fischerordnung fürs kaspische Meer festgesetzt worden, und selbst zum Schutz der Fischerey bewaffnete Fahrzeuge aufgestellt sind: so sind hiedurch die glücklichsten Beförderungsmittel zur Aufnahme dieses wichtigen Zweiges der Industrie in Bewegung gesetzt worden. V. *Fortschritte der Colonisirung in Ruſsland.* Auch hier verbesserte Einrichtungen, um den, dem bisherigen groſsen Aufwand nicht ganz entsprechenden, Erfolg der Colonisirung unbebauter Gegenden sicher herbeyzuführen. Schon diese kurze Relation über die ersten 4 Bände bezeugt die Reichhaltigkeit und den Zweck dieser Zeitschrift. Wir werden künftig auf sie zurückkommen. T. .. t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Kummer: *Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden*, von *Ludwig von Baczko*, Prof. der Geschichte zu Königsberg u. s. w. 1807. VIII und 247 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Baczko, der Mann, der im 21 Jahre seines Lebens das Gesicht verlor, und fast 30 Jahre der Wohlthat des Lichts beraubt ist, der, wissenschaftlich gebildet, in seinem früheren Leben viel gesehen, viel erfahren, dem das Unglück nicht so tief die Seele beugte, dass er nicht im Denken (er ist *Kant's* Schüler), in gelehrten Beschäftigungen aller Art eine Quelle des Trostes gesucht und gefunden, und sich auf alle Weise seinen Zustand zu erleichtern, und durch höhere Cultur anderer Sinne den fehlenden, so viel als möglich, zu ersetzen gestrebt hätte, der, wie vielleicht selten einer seiner Unglücksgefährten, die Leiden und Freuden, welche die Blindheit nothwendig mit sich führt und erlaubt, erfahren hat — *Baczko* konnte gewiss, wenn je einer, über den Zustand der Blinden, über ihre Stimmung, über ihre Verhältnisse zu Anderen, wie sie zu behandeln, wie sie sich zu benehmen u. s. w. ein bedeutendes Wort reden: und er thut es in diesem Buche. Wenn auch hin und wieder eine rührende Schwermuth sichtbar wird in seinem Gemüth über die ewige Nacht: so ist im Ganzen doch seine Seele frey von Unmuth. Die, welche mit ihm gleiches Schicksal tragen, sind seinem Herzen nahe, um so näher, je schwerer er die Last ihrer Lage fühlt. Ihnen einige Erleichterung, einigen Trost zu verschaffen, das ist, wornach er strebt. Seine Schrift wird daher Allen erfreulich seyn, die auf irgend eine Weise mit Blinden in Berührung kommen: aber auch der Anthropolog und Psycholog wird in ihr einen nicht unbedeutenden Beytrag für seine Wissenschaft finden. Denn sie enthält eine Menge feiner Bemerkungen, manche lehrreiche Anekdote, und ist in einer Sprache geschrieben, die dem Gegenstand angemessen ist, ruhig, herzlich und einfach.

In der Vorrede erklärt Hr. *v. B.* sich darüber, was er mit dieser Schrift wolle. „Meinem Herzen konnte wohl Niemand näher seyn, als der Blinde; und daher entsprang schon längst bey mir der Wunsch, dass, so wie man Institute für Taubstumme anlegt, auch Institute für Blinde angelegt werden möchten, und zu meiner nicht geringen Freude hat der edle *Hauy* zu Paris zum Theil diesen Wunsch erfüllt. Bey meinem Glauben, dass jedes Gute, sobald es einmal rege gemacht ist, sich weiter verbreite, hoffe ich auch, dass mehrere Institute dieser Art entstehen, gute und edle Menschen hiezu die Hand bieten werden. Bey der Einrichtung dieser Institute dürfte wohl der Blinde kein incompetenter Rathgeber seyn u. s. w." Im *ersten Abschnitte* macht Hr. *v. B.* einige allgemeine Bemerkungen über die Verhältnisse und das Benehmen der Blinden. Folgender Satz wird ausgeführt: Kein Unglücklicher erhält, wenn er von seinem Schicksale niedergebeugt wird, so allgemeine Theilnahme, und, wenn er sich diesem Unglücke zu entwinden sucht, so ausdauernde Gönner, so nachsichtsvolle Freunde; aber kein Unglücklicher, wenn ihm das Emporstreben einigermassen gelingt, auch zugleich so viele Gegner als ein Blinder. Der erste Theil dieses Satzes ist gewiss leicht erklärlich: Was kann grässlicher seyn, als ewige Finsterniss? Aber desto unerklärlicher möchte Manchem der zweyte Theil scheinen. Hr. *v. B.* giebt Gründe, und erläutert sie zum Theil aus seiner Erfahrung. Der elende Ammenspruch aber: „Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet;" die unevangelische Meinung, dass Gott den Blinden strafe; die unmenschliche Ansinnung, dass der Blinde sich nicht an die Gesellschaft, an ihre Freuden und Vergnügungen schliessen, sondern lieber sein Leben in ascetischer Übung und Abgezogenheit hinbringen solle; der Neid, der es nicht ertragen kann, dass der Blinde oftmals schnell Schwierigkeiten überwindet, die der Sehende nicht leicht hinwegräumet — Alles dieses kann sich gewiss nur bey rohen Menschen finden: aber wahr bleibt es, dass es sich finden kann, und es ist begreiflich, wie unbillige Ansprüche oder schiefe Urtheile den Blinden, der durch sein Unglück reizbarer gemacht ist, beleidigen, und zu Äusserungen hinreissen können, die sein Verhältniss zu anderen Menschen trüben, weil sie diese wieder erbittern u. s. f. Es kommen treffliche Anekdoten vor. Der *zweyte Abschnitt* giebt Nachrichten von einigen merkwürdigen Blinden. Mehr als 60 Blinde werden alphabetisch aufgeführt, die sich als Dichter, als Gelehrte, als Musiker, berühmt gemacht, oder durch irgend eine Kunst und Fertigkeit ausgezeichnet haben. Unter ihnen erscheinen, wie zu erwarten ist, auch Homer und Ossian; einige aber wurden erst blind, als sie vollbracht hatten, was sie merkwürdig macht. Es ist kein Zweifel, das Verzeichniss würde sich leicht vermehren lassen; aber wozu sollten mehrere Beyspiele, um zu zeigen, dass es der Mensch, auch ohne Gesicht, zu einem bewundernswürdigen Grade von Geschick-

lichkeit und Vollkommenheit bringen kann, und darzuthun, dafs in dem menschlichen Organismus eine Fülle von Kraft liegt, von welcher wir, ohne Unglück und Noth, keine Ahndung haben würden! Nur mit solchen, die sich auf eine ganz besondere Weise auszeichnen, würde es, scheint uns, zu vermehren seyn. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter allen ist vielleicht, in gewisser Rücksicht, *Kersting*, der 1785 als Ober-Hofrossarzt zu Hannover starb. Durch einen Schlag am Kopfe, beym Umwerfen eines Wagens, wurde er stumm, taub und blind. Die Sprache erhielt er nach 6 Wochen wieder. Als er noch taub war (er blieb es ein halbes Jahr), sprach einmal seine Frau gegen seinen Arm: dabey fühlte er sich seltsam erschüttert. Dann sprach sie die Buchstaben der Reihe nach auf seine Hand aus; bey jedem fühlte er eine besondere modificirte Empfindung; er merkte sich diese, und machte es sich dadurch möglich, sich mit seiner Frau zu unterhalten. Als sie zuerst das R aussprach, bebten ihm alle Glieder, und er schrie vor Angst: Herr Gott, was fängst du mit mir an! Diese Angst kam immer wieder bey dem R. — Nachdem Hr. *v. B.* durch Anführung so vieler Menschen, die Kraft genug hatten, den Mangel des Gesichts einigermaſsen zu ersetzen, die Blinden vorbereitet hat: so macht er im *dritten Abschnitte* einige Bemerkungen über das Sehen und den Ersatz desselben durch die übrigen Sinne. Der Sinn des Gesichts wird, nach *Kants* Urtheil, für den edelsten erkannt, und Kants Gründen noch der hinzugefügt, dafs er der uneigennützigste aller Sinne sey, und von dem Objecte, welches er wahrnimmt, nichts consumire: Aber von der anderen Seite wird gezeigt, dafs das Gesicht der Kuppler der Sinnlichkeit sey, und dafs Habsucht und Neid besonders durch das Gesicht genährt werden. Und doch bedarf es der Hülfe des Gefühls, dessen Ausbildung durch dasselbe gehindert zu werden scheint. Das Gefühl des Blinden, sein Gehör, mögen eine Feinheit erlangen, wovon kein Sehender eine Vorstellung hat. Der Blinde wohnt in sich selbst, wird nicht soviel durch äuſsere Eindrücke zerstreuet, und ist mit ganzer Seele da, wo er ist. Der blinde Schönberger konnte nach der Scheibe schieſsen, und sie treffen, nach dem Tone, wenn Jemand auf sie geklopft hatte. Dafs es möglich sey, durchs Gefühl Farben zu unterscheiden, glaubt Hr. *v. B.* nicht. Er kommt wiederholt darauf zurück; er schreibt den Glauben der Täuschung zu, und der Liebe zum Wunderbaren. Nur beym Tuche ist es ihm gelungen, wie er nachher erzählt, schwarzes und dunkelblaues von anderen Farben zu unterscheiden, weil bey gleicher Feinheit die Härchen dort durch die Farbe steifer wären; aber Dunkelgrün und Dunkelbraun vermochte er nicht mehr zu sondern. Auch der Geruch wird stärker, und das Gedächtniſs. Der *vierte Abschnitt* spricht über die Erziehungsanstalt für Blinde zu Paris; verschiedene Eintheilung der Blinden, in Hinsicht auf Erziehung, und über den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Vortheile und Nachtheile der Blinden. Es wird erzählt, wie *Hauy* auf den Gedanken eines Instituts für Blinde gekommen seyn soll, was er gethan, wie es gelungen, wie es unterstützt worden (selbst von Robespierre). „Allein wer hat nicht seine Feinde? Auch *Hauy* hatte die seinigen, und er wurde von ihnen der Charlatanerie beschuldigt. Überdem scheint es im Geiste unseres Zeitalters zu liegen, die Menschen bloſs wohlfeiler und erträglicher für den Staat zu machen: und deſshalb wurde im October 1805 der durch Männer, die in diesem Geiste dachten, entworfene Plan genehmigt, die Blinden vortheilhafter in den Tuch- und Tabacks-Manufacturen zu beschäftigen. Sie wurden darin zur maschinenmäſsigen Arbeit untergebracht; für ihre Geistescultur, die Milderung ihres unglücklichen Schicksals, wurde nichts weiter gethan, und der auf Kosten ihrer Wohlthäter für sie zum Unterricht angeschaffte Apparat wurde verkauft." — Darauf wird der Vortheil von Instituten für Blinde gezeigt, und mancher treffliche Rath gegeben, den man im Buche selbst nachlesen muſs. Im *fünften Abschnitte* fängt der Vf. an, Anleitung zur ersten Erziehung aller Blinden zu geben; sie ist sehr interessant. Man wird nicht ohne Bewunderung lesen, wie Hr. *v. B.* viele Schwierigkeiten zu überwinden gesucht hat. „Ich war, als ich noch ein Auge hatte, nicht ohne Kenntniſs der Diplomatik. Bekomme ich nun eine Urkunde, die mir der Sehende nicht sogleich vorlesen kann: so lege ich die linke flache Hand auf den Tisch, in der rechten habe ich ein ganz dünn gerolltes Wachsstäbchen, womit ich die Züge der Urkunde, die mir ein anderer mit seinem Finger in die linke Hand zeichnet, auf dem Tische nachzuformen strebe. Wenn ich ein paar Reihen auf diese Weise copirt habe, so suche ich nun mit den Fingern das Alphabet auszumitteln, wonach ich die Urkunde abschreiben und lesen lasse." Aber man sieht auch daraus, was es heiſst, als ein Blinder Geschichtschreiber zu seyn. Der Vf. dieser Anzeige kann sich kaum die Möglichkeit des Gelingens dieses Verfahrens denken. Äuſserst merkwürdig ist es, wie Hr. *v. B.* sich nach und nach die Physiognomie von Personen bildet, mit welchem er redet; und es ist in der That auffallend, dafs er, nach seiner Versicherung, von drey Physiognomien, die seine Phantasie ihm vorzeichnet, wenigstens zwey aufs genaueste trifft. Er selbst weifs keinen Grund dafür anzugeben, als den Enthusiasmus, der ihn in früheren Jahren für die bildenden Künste durchglühte. Aber es ist Schade, dafs er nicht sagt, wie er nun erfährt, dafs er die Physiognomien wirklich aufs genaueste getroffen habe. — Folgende Anekdote erinnert der Vf. dieser Anzeige sich nicht gelesen zu haben. Als Ludwig XVI 1789 seine Residenz in Paris nehmen muſste: da zerstreute sich seine Kapelle. Der König wünschte die Instrumental-Musik bey seinem Gottesdienste zu behalten. Da wurden ihm die Hautboisten von der Nationalgarde gesandt, die ihm während der Messe die Marseiller Hymne und andere Freyheitslieder vorspielten. Der König war darüber tief gebeugt. *Hauy*, den das rührte, bewirkte durch Mad. Necker, dafs die Aufführung der Musik bey dieser Messe seinen

Blinden übertragen wurde. Sie wurde zur allgemeiner Rührung executirt. — Mit solchen Anekdoten wird die Unterweisung noch angenehmer gemacht. — Der *sechste Abschnitt* handelt von der moralischen und religiösen Cultur der Blinden. Es wird darauf gedrungen, den Blinden bey den einfältigen Lehren des Christenthums zu lassen, und ihm nicht den lebendigen Glauben zu entreissen. Aber es wird auch gewarnt, vorsichtig zu seyn, damit diese religiöse Stimmung nicht vernichtend für den Unglücklichen werde. In der That ist es begreiflich, wie in der beständigen Finsterniss, ohne Zerstreuung von aussen, das erhabendste Gefühl, wenn es allzuviel genährt wird, leicht den ganzen Menschen verzehren, und den Verstand zerstören kann. — Im *siebenten Abschnitte* wird über die wissenschaftliche Erziehung des Blinden gesprochen. Auch hier zeigt Hr. v. B., dass er seinem Gegenstande vieles Nachdenken gewidmet, und die Versuche, die er selbst gemacht hat, im Schreiben und anderen Dingen dieser Art, sind eben so sinnreich als trefflich. Der Vf. dieser Anzeige kann über manches nicht urtheilen; aber das meiste, das Hr. *v. B.* vorschlägt, scheint ihm sehr zweckmässig, und er hat es nicht ohne Vergnügen und Belehrung, wiewohl auch nicht ohne die innigste Theilnahme gelesen. Der *achte Abschnitt* berührt die Erwerbsquellen, die dem Blinden übrig bleiben. Die *Tonkunst* wird angegeben: aber sie ist nicht Jedermans Sache. Die Dülon, die Kirchgessner sind selten. Die *Schriftstellerey*, die wohl nur in einzelnen Fällen ihren Mann reichlich nährt, ist doppelt unergiebig für den Blinden, weil er immer einen Gehülfen haben muss u. s. w. Hr. v. B. hat an seiner preussischen Geschichte 18 Jahre gearbeitet, und 1200 Thlr. dafür bekommen. Wenn er sich täglich 8 bis 10 Stunden mit schriftstellerischer Arbeit beschaftigt, so kann er es doch nicht höher als auf 300 Thlr. jährlich bringen. Nur einmal hat er es auf 800 gebracht, für — Romane. Diese aber wurden ihm zuwider, und schwerlich würde er auch jetzt so hoch kommen. Wenn aber Hr. v. B. zu glauben scheint, dass der blinde Schriftsteller, „nicht blos, wenn er eben so viel als ein sehender, ja wenn er ungleich mehr leisten sollte, dennoch hinter den sehenden. oft selbst mit einer ins Weite gehenden Verachtung zurückgestellt werde:“ so hat er sich doch wohl zu stark ausgedrückt. Den Schriftsteller, der blind ist, wird doch wohl keiner, dessen Achtung etwas werth ist, verachten, *weil* er blind ist. — Es werden noch andere Erwerbquellen angeführt, deren Prüfung wir Sachverständigen überlassen müssen. — Der *neunte Abschnitt* spricht von den Verhältnissen der Blinden als Freunde, Gatten, Väter; und der *zehnte* endlich von den Vergnügungen und Zerstreuungen der Blinden.

γ. κ. λ.

Rostock, b Adler, und in Comm. b. Albanus in Neustrelitz: *Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph*, oder *Versuch einer Charakteristik des Sokrates*, von G. *Wiggers*, Dr. der Philos. und akad. Privatdocenten zu Rostock. 1807. VIII u. 199 S. 8.

Der bey weitem grössere Theil dieser Schrift beschäftigt sich mit einer, auf dem Titel nicht angedeuteten, ziemlich ausführlichen Geschichtserzählung vom Leben des *Sokrates*, dem jedoch — was zweckmässiger für die andere Hälfte des Buchs verspart worden wäre — von S. 47 an, eine Entwickelung und Würdigung der originellen Lehrmethode des Sokrates, auch S. 37 ff. eine Untersuchung über das Wesen seines Dämonions, und S. 49. ff. eine Definition seiner Ironie — das eine so ungenügend, wie das andere — eingewebt ist. Mehr Lob verdient der bloss historische Theil, da nicht nur die meisten Hauptquellen alter und neuer Zeit fleissig studirt, sondern auch die aus ihnen entlehnten Materialien zweckmässiger und lichtvoller geordnet sind, als diess bisher geschehen war; wovon besonders die ausführliche Darlegung der Gründe, welche des Sokrates Verurtheilung herbeyführten, eine empfehlungswerthe Probe abgiebt: nur dass wir auch hier — wie überall — Originalität und Festigkeit der Ansichten gänzlich vermissen.

Dem letzten Viertel dieser Schrift, dem Titel nach ihrem Haupttheile, können wir aber nicht dasselbe Gute nachsagen. Was über den Sokrates als Menschen und als Bürger bemerkt wird, ist durchaus unbedeutend, und ermangelt einer lebendigen Einsicht in den antiken Sinn. Wie würde sonst Hr. *W.* S. 156 ff. noch so eifrig bemüht seyn, seinen Helden von dem Verdacht, dass die Neigung desselben zu schönen Jünglingen bey ihm zum Laster ausgeartet sey, zu reinigen; anstatt die Hoheit der Idee, die der Männerliebe bey den Griechen zum Grunde lag, besonders nach *Friedrich Schlegels* Andeutungen im *Athenäum* und in *den Griechen und Römern*, — denn auch *Ramdohr* hat hier den wahren und würdigen Gesichtspunct verfehlt — ins Licht zu stellen. Auch hätte der Vf. aus des Sokrates stetem Hindeuten, auf eine *Kunst* der Liebe merken sollen, dass hier etwas höheres, mit der sokratischen Philosophie innig verwandtes, gemeint sey — ohne darum mit *Plessing* eine metaphysische Hieroglyphe in der Päderastie zu finden — welches dann in die letzte Abtheilung des Buchs gehörte, wo die ἐρωτικά, auf die ja auch *Xenophon*, wenn auch in unverständlichen und unverstandenen Ausdrücken, oft genug hinweist, als die einzige selbst eingestandene Erkenntniss des Sokrates, wohl ein tieferes Eindringen verdient hätten.

Aber diese viel zu niedrigen, und durchaus modernen, psychologischen Ansichten erscheinen freylich in den Untersuchungen, *was Sokrates als Philosoph leistete* und *wer er als Philosoph war* (S. 169—193) in ihrer auffallendsten Blösse. Es ist eine natürliche Folge von Hn. *W's.* Art zu philosophiren, dass *Xenophon* als glaubwürdiger Gewährsmann dem *Platon*, bis zu gänzlicher Vernachlässigung des letzteren, vorgezogen wird: *Xenophon*, eine durchaus unphilosophische Natur, der von seines Lehrers Philosophemen

nur das Allerâufserlichste, und auch diefs nicht rein, auffaffen konnte, weil er noch in fich felbft befangen feyn mufste, dem göttlichen *Platon*, der über dem Wefen aller Philofophie fchwebte, und vielleicht allein aus der ganzen Mit- und Nachwelt fähig war, den Schleier von Ironie und anfpruchlofem praktifchem Sinn, in welchen Sokrates feine höheren Beftrebungen weislich verhüllte, zu durchdringen. Zeichnete er auch feinen Lehrer ins Ideale, fo fchadet das nichts, weil ja doch das Streben jedes grofsen Geiftes ideal ift, und es nur nach feiner unendlichen Bedeutung, nicht nach der zufälligen Stufe beurtheilt werden darf, auf der es durch irgend eine Nothwendigkeit ftehen blieb. Dafs aber *Platon* dem Sokrates Forfchungen aufbürde, deren diefer nie gedacht, die er vielleicht gar von fich gewiefen haben würde, davon wird uns die S. 6 mitgetheilte Anekdote aus dem *Diogenes Laertius* nicht überzeugen. Diefe Vernachläffigung des *Platon* ift um fo mehr zu bedauern, da Hr. *W.* fonft eine nicht gemeine Belefenheit in diefem Philofophen (als deffen künftigen Herausgeber er fich auch fchon vor einigen Jahren durch eine lateinifche Gelegenheitsfchrift über den *Euthyphron* angekündigt) an den Tag legt. — Aus derfelben Quelle mufs man es herleiten, wenn wir die fchätzbaren neueren Beyträge von *Schleiermacher*, *Aft* und *Steck* theils ganz überfehen, theils bey weitem nicht genug berückfichtigt finden. — Aus derfelben Quelle ergiebt fich auch von felbft die Proteftation gegen *das Ideelle* der fokratifchen Philofophie, das fich ja in ihrer unverkennbaren, auch von Hn. *W.* S. 185 eingeftandenen *religiöfen Tendenz* aufs beftimmtefte ausfpricht; aus derfelben Quelle endlich fliefst das, dem beliebten Mittelmäfsigkeitsgeift unferer Tage fo analoge Refultat der ganzen Unterfuchung: Sokrates fey ein fehr guter Mann, aber doch mit fo viel menfchlichen Schwachen behaftet gewefen, dafs man billig nicht fo viel Lärmens von ihm machen follte, — wonach man denn nicht begreift, wie Hr. *W.* noch ein ganzes Buch über einen fo alltäglichen Menfchen fchreiben konnte.

Wir bemerken nur noch, dafs der Vf. mit dem Verfprechen einer künftig zu ziehenden Parallele zwifchen *Jefus* und *Sokrates* fchliefst; und dafs er uns überdiefs in der Vorrede auch Hoffnung zu einer *Chreftomathia Libaniana* macht, in der er befonders die für die Kirchengefchichte wichtigen Reden diefes Sophiften hiftorifch und kritifch zu bearbeiten gedenkt. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn dem ältern: *Über Neutralität (,) Erhaltung und Sicherheit der Bäder und Heilquellen in Kriegszeiten*, mit befonderer Beziehung auf Schlefien, von *R. Fr. W. Grattenauer*, Dr. der Rechte u. f. w. 1807. 48 S. 8. (6 Gr.) Eine kleine Schrift, bey welcher, mit Shakespear zu reden, die Meinung beffer ift als der Witz. Hr. *Gr.* erfuhr, dafs die Heilquellen Schlefiens, als die Brunnenzeit längft angefangen, noch unbefucht waren; es that ihm wehe, dafs diefe Örter, fo trefflich für Heilung, Genefung, Aufheiterung, Zerftreuung u. f. w. nicht benutzt werden follten; auch fürchtete er, dafs man in benachbarten Staaten die Umftände benutzen, und die fchlefifchen Brunnen aus der Mode — denn für Manche gehörten fie zu den Modeartikeln — bringen möchte. Darum fucht er die Heilungs Bedürftigen oder Zerftreuung Wünfchenden zu bewegen, fich von dem Befuche der Brunnenörter nicht abhalten zu laffen, und ihnen die Beforgnifs auszureden, „dafs die rauhe Gewalt des Kriegs auch über diefe freundlichen Anftalten herfallen, und Gefelligkeit, Freude, Genufs, Ruhe unerbittlich wegtreiben möge.“ Schon im 30jährigen Kriege hätten Brunnen Sauvegarden erhalten; auch im 7jährigen wären fie verfchont: wie vielmehr jetzt, wo man fich bemühe, die Übel des Kriegs, mehr als je, zu erleichtern! Viel wird das humane, menfchenfreundliche Betragen der Franzofen gerühmt, wahrfcheinlich nach Erfahrungen und aus Überzeugung; und es werden Thatfachen angeführt, aus welchen fich vermuthen läfst, dafs fie am wenigften die Ruhe folcher Örter ftören werden. Alles in einer Sprache, die oft recht zierlich und, wo möglich, bis zum Poetifchen gefteigert wird. Dann wird gewünfcht, dafs die kriegführenden Mächte die Neutralität der Brunnenörter förmlich anerkennen möchten, und endlich wird die Meinung geäufsert, dafs auch der friedliche Unterthan eines feindlichen Staats (das foll heifsen, der ruhige Bewohner eines eroberten Landes, alfo ein Schlefier, ein Preufse) fich getroft der Brunnenkur bedienen möge. Man fieht, es ift nicht viel, was Hr. *Gr.* giebt. Gewifs, es giebt in Europa kaum eine Nation, deren Krieger, in einem völlig eroberten Lande, in deffen ruhigem Befitze fie find, die Ruhe der Brunnen, oder irgend einer anderen wohlthätigen und friedlichen Anftalt, muthwillig ftören werden. Am wenigften wird das jemand von den Franzofen befürchten. Aber defswegen wird noch Keiner auf Sicherheit in einem Lande rechnen, in welchem (wie damals in Schlefien) die Kriegsoperationen noch nicht vollendet find, und noch Heere feindlich gegen einander ftehen. Schwerlich werden die Anführer jemals in die Neutralität irgend eines Orts willigen, der noch in ihren Operationsplan fallen kann. Wozu follen alfo Wünfche, die nur immer das Einzelne betreffen, auf welches zu achten fchwerlich möglich ift! Wenn man einmal beym Wünfchen ift: fo follte man die Neutralität *aller* von Menfchen bewohnten Oerter wollen: denn überall giebt es leidende Menfchen (Hr. *Gr.* fpricht immer von der leidenden Menfchheit, aber die Menfchheit leidet nicht, und geht auch nicht zu Brunnen!); oder vielmehr, man follte wünfchen, dafs gar kein Krieg geführt würde; alsdann wäre dem Einzelnen auf einmal geholfen. So lange aber Krieg ift, fo lange werden Zeit und Umftände entfcheiden, und die Humanität der Anführer; vom Kriegsvölkerrechte kann man freilich wohl reden, aber gewifs umfonft. — Drollig ifts, dafs in diefer Schrift (S. 11) die Antwort des franz. General Börner *über diefe* Schrift mitgetheilt wird. Angehängt find (S. 26) „einige Gedanken zur Berichtigung des Urtheils des Publicums über Kriegsrecht und Kriegsraifon“ (jenes nennt Hr. *Gr.* auf franzöfifch *Loix de la guerre*, diefes *raifon de guerre*). Hr. *Gr.* wird darauf geführt durch Erwähnung derer, die fich erlauben, „Sauvegarden feindlich zu behandeln, verwundete Krieger im Schlafe zu morden u. f. w.“ Wir wollen hoffen, dafs folche Niederträchtigkeiten nirgend gefchehen find; fie find zu empörend. Vortrefflich: „Wer die Macht verloren hat, dem mufs das Recht doppelt heilig feyn; er verliert Alles, wenn er diefs verletzt. Wer aber Grundfätze geringfchätzt, wegdrängt und ableugnet, auf denen einzig und allein noch der Reft von Ehre und guten Namen eines überwundenen Volks beruhen kann, der (diefer Nachfatz ift wenigftens nicht gut ausgedrückt) vergiftet die Quellen der Gefchichte und des Rechts feines Vaterlandes bis auf den letzten Tropfen.“ Der Anhang felbft aber ift im Ganzen ein Deraifonnement, ob er gleich, welches damit nicht geleugnet wird, in einzelnen Sätzen Wahrheit enthält. Der Zweck hingegen ift gut: Hr. Gr. wollte dazu beytragen, die Gemüther mancher Schlefier, die fich (zu fpät) gerührt zu haben fcheinen, zu beruhigen und fie abzuhalten, nicht in Schlefien „die Hauptfcenen des Mord- und Räuberfpiels der Rebellen von Kalabrien zum zweytenmal aufzuführen“. Denn „einen Hochverrath begeht, wer die Ohnmächtigen zur Wuth entflammt.“ K. et A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1807.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Himburg: *Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau*, königl. preuſs. Generallieutenants, Ritters des ſchwarzen Adlerordens und Generalquartiermeiſters der Armee Friedrichs des Zweyten. Von ſeinem Sohne, *dem Hauptmann Grafen v. Schmettau.* 1806. I u. II Th. 447 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Bey dieſem Werke vereinigen ſich eine Menge günſtiger Umſtände, die es nicht bloſs dem Militär, ſondern auch dem Geſchichtsforſcher intereſſant machen. Obgleich der General *Schmettau* nie eine Armee commandirte, ſo befand er ſich doch ſeit dem J. 1737 faſt immer in einer Lage, die ihm Gelegenheit gab, von den wahren Verhältniſſen der Dinge mehr zu ſehen und zu erfahren, als mancher Andere, der auf einem höheren Poſten ſtand. Er hat entweder ſelbſt im Kriegsrath geſeſſen, oder doch gewuſst, was darin vorging, und eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Charakter, den Hoffnungen, Wünſchen und Schwachheiten der handelnden Perſonen, ein richtiges Urtheil, und ein ſcharfer Beobachtungsgeiſt, ſetzten ihn in den Stand, ſowohl den geheimen Bewegungsgründen derer, welche die Entwürfe machten, als derer, denen die Ausführung aufgetragen wurde, nachzuſpüren, und auf dieſe Art tiefe Blicke in den Hintergrund der Begebenheiten zu thun, der ſo ſelten dem gröſseren Publicum enthüllt wird. Seine in den Feldzügen der öſterreichiſchen Armee gegen die Türken geſammelten Notizen ordnete er in der Folge, um ſie dem König von Preuſſen zu übergeben; und dieſe Aufſätze, welche man unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren fand, verbunden mit dem, was der Herausgeber durch mündliche Mittheilungen ſeines Vaters, und durch die vertraulichen Unterredungen deſſelben mit Schwerin, Rothenburg und anderen preuſſiſchen Generalen erfuhr, liegen der gegenwärtigen Lebensbeſchreibung zum Grunde. Sie gewinnt durch den Umſtand, daſs der junge Schmettau den General als deſſen Adjudant im 7jährigen Kriege begleitete, und folglich ſelbſt Augenzeuge der ſpäteren Begebenheiten war, noch mehr aber durch die ruhige Darſtellung, die kein Beſtreben verräth, die Verdienſte ſeines Vaters auf Koſten der Wahrheit hervorzuheben, die nur dieſer Göttin, und keiner anderen huldigt.

Der Geſchichtsforſcher kann bey dieſem einfachen und ſchmuckloſen Vortrage weiter nichts als einige Abtheilungen und Ruhepuncte wünſchen, wozu der wechſelvolle Lebenslauf des Helden häufige Veranlaſſungen giebt. Die Sprache iſt übrigens rein, und wo der Vf. ſich Abſchweifungen und eigene Bemerkungen erlaubt, ſind ſie treffend und zweckmäſsig angebracht.

Carl Chriſtoph Baron von Schmettau wurde im J. 1696 geboren, und wohnte ſchon 1709 als däniſcher Officier der Schlacht von Malplaquet, und nachher in öſterreichiſchen Dienſten einer Reihe von Feldzügen in Italien und Deutſchland bey. Das hiſtoriſche Intereſſe ſeines Lebens hebt aber mit dem J. 1737 an, wo er als Obriſtlieutenant ſeinen Bruder, den Feldzeugmeiſter Schmettau, der in dem Kriege gegen die Türken eine bedeutende Rolle ſpielte, nach Ungarn begleitete. Da von ſeiner Hand alle Berichte ins Reine geſchrieben wurden, welche der Feldzeugmeiſter unmittelbar an den Kaiſer ſchickte: ſo muſste er auch nun in das geheime Spiel verborgener Triebfedern, welche das wiener Cabinet und die öſterreichiſchen Feldherren in Bewegung ſetzten, eingeweihet werden. Die Geſchichte der drey Feldzüge von 1737, 38 und 39 ſtellt das nur zu oft wiederholte Schauſpiel eines mächtigen, wohl ausgerüſteten und von dem beſten Geiſte beſeelten Heeres dar, das durch den ſelbſtſüchtigen Ehrgeiz ſeiner Anführer, die, minder den gegenüberſtehenden Feind, als die Hofcabale in ihrem Rücken, zu bekämpfen haben, in ſeinen Operationen gelähmt und am Ende ohne Schwerdtſtreich zu Grunde gerichtet wird; und ihm gegenüber das Bild eines Regenten, der zu ſchwach, ſelbſt zu handeln, doch nie den Muth hat, einem Anderen hinlängliche Gewalt anzuvertrauen, der, ſtets argwöhniſch, und nur dem Anſchwätzer ſein Ohr leihend, unaufhörlich die genommenen Maſsregeln ſelbſt wieder zerſtört.

Drey Armeen, ohne die leichten Truppen und eine bewaffnete Donauflotte zu rechnen, über 120,000 Mann ſtark, ſollen die Türken angreifen. An ihrer Spitze ſteht dem Namen nach der Groſsherzog (nachheriger Kaiſer) Franz, in der That aber der Feldmarſchall Seckendorf. Dieſer nebſt dem Feldzeugmeiſter Schmettau und dem Fürſten von Hildburghauſen hatten den Plan des Feldzugs entworfen, welcher mit der Belagerung von Widdin anfangen ſollte. Seckendorf erhält ein feyerliches Verſprechen des Kaiſers, daſs an dieſem Plan nichts geändert werden ſolle; die Kaiſerin läſst dem Feldmarſchall durch Schmettau ſagen, daſs er ja feſt auf der Ausführung des erſten Entwurfs beharren ſolle; man erwartet nur die Ankunft des

Grofsherzogs in Belgrad, um die Operationen anzufangen, und dieser — bringt eine gemessene Ordre mit, nicht Widdin sondern Nissa zu belagern.

Alle gemachten Anstalten sind nun vereitelt, und unwillig versäumt Seckendorf, neue zu treffen. Zwar wird Nissa genommen, aber die Armee, die in dem ungesunden Klima Mangel leidet, mufs nun doch noch vor Widdin rücken. Unterdessen haben die Türken Zeit gehabt, den Ort in Vertheidigungsstand zu setzen; Nissa geht wieder verloren, und das sehr geschwächte Heer sucht tief in Ungarn Winterquartiere.

Seckendorf verliert das Commando und die Freyheit, und mit erneueten Anstrengungen bereitet sich Graf Königsegk zu dem zweyten Feldzuge. Man schlägt einen Angriff der Türken zurück, entsetzt Orsowa und nimmt Mehadia; aber eine Patrouille von Spahis, die den Grofsherzog bey einer Recognoscirung beynahe aufgehoben hätte, schreckt die Generale dergestalt, dafs sie sich zurückziehen, Orsowa mit seinen reichen Magazinen Preis geben, und nun, durch Mangel und Krankheiten geschwächt, diesen Feldzug noch nachtheiliger als den ersten beschliefsen.

Obgleich die Armee nur bis auf 56000 Mann ergänzt werden kann, hat man doch gegründete Hoffnung, in dem dritten alles wieder gut zu machen. Der Grofsherzog wird abgerufen, und Graf Wallis tritt an die Spitze des Heeres. Er beginnt mit strengen Verordnungen über die Art, die Schweinsfedern neben dem Gewehr zu tragen, und über die Schnallen der Tornister-Riemen. Er macht Schanzen in morastigen Gegenden, nimmt künstliche Stellungen, bleibt hartnäckig bey einmal genommenen Mafsregeln, so unzweckmäfsig sie auch die Umstände gemacht haben, und wird bey Krozka geschlagen.

Die Türken benutzten ihren Sieg nicht, wohl aber Wallis seine Niederlage, um sich gegen die Vorstellungen der anderen Generale weit zurück zu ziehen, und Friedens-Vorschläge zu thun. Der ältere Schmettau wird nach Wien gerufen, und ihm die Vertheidigung von Belgrad aufgetragen. Eine Jagdparthie hindert den Kaiser, ihm die versprochenen Verhaltungsbefehle und die nöthige Vollmacht selbst zu ertheilen; doch versichert der Minister Harrach, dafs sie in einer Depesche an den Grafen Wallis enthalten sey. Bey der Eröffnung aber findet man an ihrer Stelle ein Schreiben des Staats-Secretair Bartenstein: „dafs man dem Feldzeugmeister Schmettau irgend eine andere Anstellung bey der Armee geben möchte, weil die Commandantenstelle von Belgrad dem General Suckow verbleiben müsse.“ Auf dringendes Zureden des Grafen Wallis übernimmt Schmettau jedoch die Vertheidigung dieses Platzes; es gelingt ihm, die Feinde von der Borzis zurück zu treiben, und er ist im Begriff ihr Lager anzugreifen, als die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden, durch welchen Belgrad den Türken abgetreten wird, seinen Unternehmungen ein Ziel setzt.

Die ganze Friedens-Unterhandlung, bey welcher Wallis und Neuperg aus persönlicher Feindschaft mit einander zu wetteifern scheinen, die Bedingungen so nachtheilig als möglich zu machen, um dadurch einer den anderen zu stürzen, so wie die Geständnisse des Pascha von Rumelien in einer Unterredung mit dem Obrist-Lieutenant Schmettau verdienen (S. 171 ff. u. 195 ff.) besonders nachgelesen zu werden.

Rec., der durch diesen Überblick einer Reihe von Begebenheiten den Lesern einen Begriff von dem Gehalt des Buchs zu geben versucht hat, glaubt das Übrige nur noch kurz berühren zu dürfen. Schmettau trat zu Anfange des ersten schlesischen Krieges in preussische Dienste, und begleitete Friedrich II als dessen General-Adjudant und General-Quartiermeister, in den meisten der folgenden Feldzüge. Nur diejenigen Vorgänge, an denen er entweder durch die Ausführung selbst, oder durch seine Rathschläge besonderen Antheil nahm, erzählt er umständlich. Man darf daher hier keine vollständige Geschichte jener berühmten und so oft beschriebenen Kriege erwarten, wohl aber eine reiche Ausbeute interessanter Anekdoten, bisher wenig bekannt gewordener, in das Ganze eingreifender Umstände, und mancher charakteristischer Züge und Eigenheiten des Königs, der z. B. über Schmettaus Erhebung in den Reichsgrafenstand bey keiner Gelegenheit zu spötteln unterliefs.

Der 2te Theil, der mit dem zweyten schlesischen Kriege beginnt, giebt ein lehrreiches Gemälde von dem damaligen Zustand, dem Grade der Bildung und den Mängeln des preussischen Heeres. Schwerin, der diese durchschauete, wurde durch den Fürsten von Dessau gehindert, zweckmäfsige Verbesserungen durchzusetzen. Der König, durch das Studium der Alten gebildet, wollte ihre Lager und Schlachtordnungen nachahmen, und wurde dadurch oft zu Misgriffen verführt, wie bey Mollwitz, wo er seine Canonen 1000 Schritte vor die Infanterie setzte, und sie auch sofort verlor. Aber dennoch waren die Preussen unüberwindlich. Ordnung, Disciplin, und vor Allem das blinde Zutrauen jedes Einzelnen zu dem ihm unmittelbar Vorgesetzten, erkämpften ihnen überall den Sieg (S. 277—283).

Im Frieden sprach der König oft mit Schmettau über seine Armee, und gestand, dafs es ihm an fähigen Anführern fehle. Er wog die Nachtheile der Beförderung nach der Dienstzeit ab, nach welcher selten ein Officier vor dem 60sten Jahre hoch genug hinauf zu rücken hoffen durfte, um eine bedeutende Rolle zu spielen. Die Erhebung ausgezeichneter Köpfe zu königlichen Adjudanten schien ihm eine Auskunft darzubieten; aber so sehr auch Friedrich mit eigenen Augen zu sehen gewohnt war, so fürchtete er doch Protection und Familien-Verbindungen, und entging ihnen nicht ganz. Er hielt mit Strenge darauf, blofs adeliche Officiers zu haben, und erlaubte nur bey der Artillerie und dem Genie-Corps Ausnahmen.

Im siebenjährigen Kriege verlor Schmettau die Gunst des Königs durch einen seiner Untergebenen, dessen Bruder Page war. Selbst unter den Augen des so hellsehenden Monarchen trieb der Eigennutz sein verdecktes Spiel nicht ohne Erfolg. Manche gut angelegte Unternehmung scheiterte durch das geheime

Entgegenwirken des Neides und des Privathasses, und nur zu leicht war es, den Argwohn des Königs zu erregen, sobald man ihn von der empfindlichen Seite einer, jede fremde Selbstständigkeit ausschliessenden, Überlegenheit angriff (S. 380—391). Die Capitulation von Dresden, im Sept. 1759, vollendete Schmettaus Fall. Das Abbrennen der Vorstädte, diese in neueren Zeiten oft so rasch angewendete, traurige Massregel, wurde auch hier nicht durch den Erfolg gerechtfertigt. Die Trümmer der eingeäscherten Häuser, die man doch nicht ganz abtragen kann, boten, wie überall, den Angreifenden denselben Schutz und noch bessere Materialien zu ihren Arbeiten dar, als die stehenden Gebäude gegeben haben würden, und man vernachlässigte den Chikanen-Krieg in den Vorstädten, der, indem er durch Erweiterung des Bogens die Umschliessung erschwert, den Angriff immer eine Zeitlang von den eigentlichen Werken abhalten muss. Aber freylich gehört dazu eine zuverlässige und gewandte Infanterie, die nicht desertirt, und nicht bloss an das Feuern in Masse gewöhnt ist.

Schmettau wurde nach dem Frieden mit einer Pension von 1000 Rthlr. in den Ruhestand versetzt, und lebte bis an seinen Tod (1775) in Brandenburg. Seine Gemahlin, eine Baroness Corrado aus Ungarn, war ihm 1771 vorausgegangen. Kf.

Halle, in der n. Soc. Buch- und Kunsthandlung: *Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter* von *J. G. Gruber*, (Dr. der Philos. u. Privatgel. in Weimar) 1807. 182 S. gr. 8. (18 Gr.)

Wenn das Leben und Wirken von Männern, die schon auf Erden viel erreichten, oder doch den Sinn ihrer Bestrebungen auf irgend eine Art rein und verständlich aussprachen, ein würdiger Gegenstand der historischen Kunst ist: So sinkt dagegen die Darstellung und Entwicklung von Charakteren, die ihrem nächsten Kreise durch das Ungewöhnliche ihres Wesens imponirten, der Welt aber, weil sie sich zu keiner Anschauung derselben aus sich selbst hervorgearbeitet hatten, fremd und gleichgültig blieben, zum blossen moralischen oder psychologischen Interesse hinab. Bey solchen kann der Biograph nicht darlegen, was sie *wollten*, weil sie selber es nicht zu wissen pflegen, und gewiss unfähig sind, anderen ein festes Bild davon aus dem Chaos innerer Gestalten ohne Gestalt zu entwickeln; noch kann er der Nachwelt verkünden, was sie *leisteten;* er muss sich begnügen, Einzelheiten an Einzelheiten, Anekdoten an Anekdoten zu reihen, ohne höheren Zweck und inneren Zusammenhang. Wenn man uns dennoch solche moralische oder wissenschaftliche Embryonen aufbewahren will, so dürfte es immer noch das gerathenste seyn, diese sich möglichst selbst schildern zu lassen, damit es jedem unbenommen bleibe, seine eigenen Resultate aus dem Gegebenen, für sich Dastehenden zu schöpfen. Und sonach werden es viele Hn. *Gruber* danken, dass er ihnen einen Theil der Reflexionen des verstorb. *Sonnenbergs* über sich selbst Preis gegeben hat.

Eigene Aufsätze des Verewigten, meistens in Briefform, Forschungen über seine Bestimmung auf Erden, und Klagen über das Unerreichbare seines Strebens; quälende Scrupel über die höchsten Gegenstände des Daseyns, denen ein unbefangenes Gemüth mit aller angewandten Mühe keine schwierigen Ansichten abgewinnen würde, hier recht absichtlich genährt, immer neu gereizt, und mit sophistischer Leidenschaft bis in die Tiefen bodenloser Verzweiflung verfolgt; Schilderungen seines Gemüthszustands unter mancherley Umgebungen; selten aber, und immer nur dann Erzählung, wenn sie unentbehrlich ist zur äusseren Bestimmung seiner Gefühle und Phantasieen: denn wie in seinem Leben, so bleiben auch in seinen Aufsätzen diese immer der Gegenstand der Gegenstände, und das historische ist eigentlich nur der Rahmen, in dem diess Gewebe von verborgenem Schmerz und unmässigem Sehnen, von innerer Reinheit und Befleckung von aussen gewirkt wird. Überall erkennt man ein Gemüth, welches will, *dass das Ideale seyn soll*, und sich vergebens abarbeitet, aus einem Busen, der vom Baum der Erkenntniss des Guten und des Bösen gekostet hat, eine Unschuldswelt zu erzeugen. Wenn auch *Sonnenberg* zuweilen durch diesen Widerspruch den er nicht bemerkte, lächerlich und widrig wird; — besonders in den Stellen, wo er auf seine Jungfräulichkeit recht eigentlich *pocht*, und gar nicht merkt, dass er sie gerade durch diess grobe Bewusstwerden derselben vernichtet (man sehe nur S. 54 u. 93); oder wenn er über die Andachtsperiode seiner Kindheit spricht (S. 7 und 8): — so kann man doch im Ganzen dem unglücklichen Jüngling, dem sehr frühe Eindrücke die Kindlichkeit der Seele, die reine, kräftige Ansicht des Lebens, und die sicher entscheidende Stimme unentweihten Gefühls geraubt haben müssen, sein inniges Mitleid nicht versagen. Dass aber diess reine Echo, welches die Natur treu und wahr aus der Seele wiedertönen lässt, und von uns Dichterweihe genannt wird, ihm streng versagt war, sollte aus jedem Worte hervorgehn, das er, nicht ohne Wohlgefallen, über seinen frühen Hang zum einsamen Versinken in sich, und zu frommer Selbstvernichtung und Zerknirschung sagt. Es hätte nicht erst des umständlichen und kostspieligen Aufwands einer ganzen Epopoie bedurft, um auf diese Resultate zu gerathen; und Hr. *Gruber* würde dem Ruhme seines Freundes nichts entzogen haben, wenn er uns die vielen mitgetheilten Gedichtchen desselben ganz erspart hätte. Denn das Interesse, das dieser mit Recht von Jedem fodern kann, der seine hier aufbewahrten Geständnisse liest, bleibt immer nur ein romantisches, und muss sich hüten, zum Kunsturtheil werden zu wollen.

Diese nothwendige Grenze scheint aber so wenig ein früherer Correspondent in der hallischen A. L. Z., als jetzt Hr. *Gruber*, bemerkt zu haben. Denn wenn jener uns mit Posaunenton verkündet: „hier sey mehr als *Klopstock*": wenn er gar versichert; „*Sonnenberg* habe Schönheiten des Versbaues *ausgesprochen*, die *Voss* kaum *geahndet* habe"; oder wenn dieser seines Freundes Wesen so ausserordentlich findet, dass er

sein vergebliches Streben und Trachten auf den verdorbenen Geist der Zeit zu schieben genöthigt ist: so kann man sich des Lächelns nicht wohl enthalten; ja sogar ungerecht werden gegen den *Donatoa*, wenn man ihn nach diesem Masstabe messen will.

Von *Sonnenbergs* äusserem Leben erfahren wir durch Hn. *Gruber* wenig; vielmehr begnügt er sich mit leeren Anpreisungen des Verewigten, die er einerseits als Dichter nicht verdiente, anderseits als Mensch nicht erst bedurfte, — da seine eigenen Worte gewiss mächtiger an jedes fühlende Herz greifen werden. Der Biograph scheint aber in der That, bey aller Verehrung seines Helden, doch den wahren Werth desselben wenig begriffen zu haben. Wie hätte er sonst die Einleitung mit einem Trumpf wie: „*Bewunderung und herzliche Theilnahme, wohl auch eine Thräne des Mitleids, wird keine edle Seele dir versagen: wer spöttelnd zu lächeln vermag, — spricht sich selbst sein Urtheil*" schliessen können! So spricht ja Madam Müller in der *Ehrenpforte*!

So wie Rec. *Sonnenbergs* Tod erfahren hat, vermisst er hier die Pflicht eines *treuen* Darstellers; denn es giebt ganz andere Resultate, wenn sich eine starke Natur in eigner innerer Glut verzehrt, als wenn sie zu willkührlichen Mitteln nach aussen greift, sich der verhassten Bürde des Daseyns zu entledigen. Bey der Mittheilung dessen, was S. über seine unglückliche Liebe schreibt, hätte der Herausg. vorsichtiger seyn können, da die gemeinten, sehr achtungswerthen Personen noch leben, und man *a priori* annehmen kann, dass S., wenn gleich ohne seine Absicht, ungerecht gegen sie gewesen ist. Denn die Gabe, aus sich selbst hervorgehend, einen höheren und reineren Standpunkt zu gewinnen, war ihm versagt, und vielleicht quollen daraus die meisten Leiden seines kurzen Lebens. P.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Lübben*, b Gotsch: *Die Familie Angely.* Eine Geschichte aus den Zeiten des französischen Revolutionskrieges. 1804. 210 S. 8. (16 Gr.) Diese Geschichte ist aus dem dritten Theile von *Herrmanns* moralischer Kinderbibliothek abgedruckt. Sie verdiente diesen Abdruck. Die Freundlichkeit, die selbst über die Stürme des Schicksals erhaben ist, die häusliche Ruhe und Genügsamkeit, die zarten Züge des Vertrauens und der Dankbarkeit — alles spricht die Theilnahme der Leser an. Auch verdient die bey grosser Einfalt so natürliche Darstellung des Vfs. einer Erwähnung, da sie selten gefunden wird. Die Geschichte wird ihre Tendenz, Fehlern zu steuern, die in unseren Tagen des Luxus so häufig das Glück der Familien zerstören, nicht verfehlen. Rtt.

Technologie. *Berlin*, b. Maurer: *Vorschläge zu einigen wesentlichen Verbesserungen der Fabrication der Ziegel, welche dahin abzwecken, sowohl im Winter, als im Sommer Ziegel anfertigen zu können, und dieselben mit der Hälfte des bisher erfoderlich gewesenen Holzes zu brennen.* Von *Louis Catel*, Architekten und königl. preuss. akad. Künstler. Nebst einer Kupfertafel. 1806. VI u. 62 S. 8. (8 Gr.) Obgleich die Bogenzahl dieser Schrift gering ist: so enthält sie doch im Ganzen mehrere recht gute und durchdachte Ideen, und immer zeigt sich der Vf. als einen genauen Kenner dieses Gegenstandes und als einen recht praktischen Beobachter. Die ganze Abhandlung zerfällt in 3 Abschnitte. Im ersten stellt Hr. *C.* die Mängel auf, welche sich bey der bisher eingeführten Ziegelfabrication vorfinden. Er rechnet dahin sehr richtig die sorglose Zubereitung der Erde, und ihre Reinigung von Steinen und anderen fremdartigen Dingen; er geht ferner die Fehler durch, welche beym Streichen, beym Trocknen und Brennen vorfallen. Bey den letzteren macht er beherzigungswerthe Bemerkungen über die Construction der Ziegelöfen, wobey wir nur bemerken, dass es wohl nicht ganz gegründet ist, wenn der Vf. behauptet, dass es den gewöhnlichen Öfen zu sehr am Zuge fehle. Denn wenn die Schierlöcher gegenüber liegen, mit Rosten versehen sind, und die Decke eines unüberwölbten Ofens nur nach Eiselen's Vorschrift behandelt wird: so hat sich Rec. aus eigener Erfahrung überzeugt, dass man nicht nur einen recht lebhaften Zug hervorbringen, sondern ihn auch nach Gefallen dirigiren kann. Der zweyte Abschnitt giebt die Mittel an, wie allen diesen Übeln abzuhelfen sey, und diese Mittel bestehen in der vom Vf. vorgeschlagenen Einrichtung der Ziegeleyen. Er will zu dem Behuf ein massives Gebäude von 80 F. Länge und 22 F. Tiefe aufgeführt haben, und dasselbe innen durch zwey hölzerne Wände in drey verschiedene Räume theilen. Der mittelste von diesen Räumen dient zur Zubereitung der Ziegelerde und zum Streichen der Steine; die beiden Seitenräume enthalten Brennöfen, und der übrige Raum darin ist zum Trocknen der Steine bestimmt. Alle diese Räume sind mit Fenstern und Thüren versehen, und vor den Zutritt der atmosphärischen Luft gesichert. Des Vfs. Absicht ist nun, die Ziegeln nicht, wie gewöhnlich, an der Luft, sondern mittelst der durch die Eröffnung der Brennöfen ausströmenden Hitze zu trocknen, und vorzüglich die Ziegelerde recht zu reinigen, wozu er eine sinnreiche Maschine vorschreibt, deren Nutzen Rec. nicht verkennt. Der dritte Abschnitt endlich liefert eine Vergleichung der gewöhnlichen und der vom Vf. vorgeschlagenen Methode nebst Kostenanschlag. Aber eine solche Anlage möchte sehr theuer zu stehen kommen, einmal schon beym ersten Anbau, dann auch durch die gewiss häufig vorfallenden Reparaturen. Denn eine Balkenlage, welche über sich ein solches Quantum von Ziegelerde (anderthalb Fuss dick ausgebreitet) hat, erfodert sowohl starke Balken, als Mauern, zu welchen letzteren 1 Fuss Stärke, wie der Vf. annimmt, offenbar zu wenig ist; dann ist sie auch dem Verderben leicht ausgesetzt, indem sie von oben durch die Feuchtigkeit der Ziegelerde, von unten aber durch den entstehenden Qualm immer feucht gehalten wird. Ferner möchte auch das Trocknen der Steine auf diese Art, besonders im Winter, wohl schwerlich gut von Statten gehen. Denn einmal, wo soll der ungeheure Brocken hin? Ein Qualmfang und selbst die Öffnung der Fenster werden nicht hinreichen, ihn abzuführen. Dann ist die Wirkung der Wärme auf die zu trocknenden Steine gerade verkehrt, indem die Hitze bey der ersten Eröffnung des Ofens, wo die Steine noch am nässesten sind, am stärksten ist, mithin mehr schädlich als vortheilhaft; und gerade dann, wann sie einen höheren Grad von Hitze vertragen könnten, hat sich der Ofen abgekühlt. Endlich wird im Winter bey nur irgend anhaltender Kälte der mittlere Raum wohl schwerlich so viel Wärme erhalten, dass man bequem darin arbeiten kann. Denn offenbar schlägt der Vf. die Wärme eines so kleinen Ofens, wie die seinigen sind, zu hoch an. Jedoch ungeachtet dieser Bemerkungen, welche sich aus der Betrachtung dieses Vorschlags ergaben, sind wir der Meinung, dass es sich der Mühe lohne, eine solche Ziegeley zu erbauen, und zu versuchen, ob die Erfahrung diese Bemerkungen widerlege oder bestätige. K.

FORTSETZUNGEN.

Halle, b. Gebauer: *Liturgisches Journal.* Herausgegeben von *Heinr. Balth. Wagnitz.* 1807. 6 Bd. 3 und 4 St. in fortlaufender Seitenzahl. 494 S. 8. (18 Gr.) Siehe Recension der vorhergehenden Stücke 1807. No. 56.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1807.

NATURGESCHICHTE.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Geognostische Arbeiten* von *Johann Carl Freiesleben*, kön. sächs. Bergcommissionsrath etc. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Geognostischer Beytrag zur Kenntniss des Kupferschiefergebirges, mit besonderer Hinsicht auf einen Theil der Grafschaft Mannsfeld und Thüringens.* 1807. XIV. und 202 S. 8. (21 gr.).

In der Vorrede bemerkt der Vf., dass bey allem Eifer, mit dem die Gebirgskunde in den letzten Jahrzehenden bearbeitet worden, die Kenntniss einiger Formationen aus der neueren Schöpfungsperiode etwas zurückgeblieben zu seyn scheine; namentlich gelte diess von der Seite von Flözkalk-, Sandstein-, Thon- und Mergel-Gebirgsarten, für die man bis jetzt nicht einmal eine schickliche, umfassende und bezeichnende Benennung habe. Der Vf. legt hierein die Rechtfertigung für seine Arbeit, welche theils einen Beytrag zur näheren Kenntniss der Kupferschiefergebirgsformation im Allgemeinen enthalten, theils der mineralogischen Geographie einer Provinz seines Vaterlandes vorarbeiten soll, die sich bisher noch keiner erschöpfenden Beschreibung zu erfreuen gehabt habe. Wie vollkommen der schon durch mehrere geognostische Arbeiten vortheilhaft bekannte Vf. diese Zwecke erreicht hat, und wie dankbar die Freunde der Geognosie die Mittheilung seiner Beobachtungen zu erkennen Ursache haben, wird eine Anzeige des Hauptinhaltes des Werks darlegen.

Einleitung. I) *Vorläufige Darstellung der Kupferschiefergebirgsformation im Allgemeinen.* Der Vf. versteht unter *Kupferschiefergebirge* die natürliche Gruppe von Flözgebirgsarten, die man sonst wohl mit dem Namen des thüringer Flözgebirges belegte, und die aus dichtem Kalkstein, verhärtetem Thon, Sandstein, Mergel, Gyps, Roggenstein, thonartigem Eisenstein, Steinkohle, Stinkstein, älterem Gyps, porösem Kalkstein, Kalkeisenstein, Kalkmergel, (sog. Zächstein) bituminösem Mergelschiefer, mergelichem Sandstein, (sog. Weissliegendem) Kieselconglomerat zusammengesetzt ist. Sehr vollständig handelt er die Geschichte der Kenntniss und der Ansichten von diesem wichtigen Theile der Flözgebirgsformationen ab, und entwirft alsdann selbst folgende Skizze der wesentlich zu jener Suite gehörigen Gebirgsarten: 1) Muschelkalkstein, 2) Sand- und Thongebirge. Hierunter sind in unbestimmter Folge begriffen: schieferiger Thon oder Letten, Mergel, Gyps, Sandstein, thonartiger Eisenstein, Steinkohlen, Kalkstein, Roggenstein, Sandschiefer. 3) Älteres Kalksteingebirge. A) Gyps und Stinkstein als zusammengehörig. B) Stinkstein, Kalkeisenstein, Asche, [Höhlenkalkstein, Rauhkalk, Rauchwacke.] ebenfalls zusammengehörig. C) Zächstein. D) Mergelschiefer, namentlich das sogenannte Dach, das Kupferschieferflöz und das sogen. Weissliegende. 4) Älteres Sandsteingebirge, welchem sogen. Rothliegendes und das Steinkohlengebirge untergeordnet sind. Nach Rec. Meinung würde unter dieser letzten Numer auch noch der Thonporphyr besonders mit aufgeführt werden können, da derselbe, ob er gleich häufiger nur als ein dem Steinkohlengebirge untergeordnetes Lager vorkömmt, hin und wieder aber doch auch, wie namentlich bey Ilefeld am Harz, unabhängig von jenem erscheint. Auch vermisst Rec. die bestimmte Erklärung des Vfs. darüber, was er hier unter Gebirgsformation und was unter Art u. s. w. verstanden wissen will, worüber bekanntlich die Geognosten noch gar nicht einverstanden sind. Nach früheren und späteren Äusserungen scheint der Vf. die angeführten vier Hauptglieder des Kupferschiefergebirges als *Formationen* unterscheiden zu wollen. Dagegen nennt er wiederum an mehreren Stellen jene ganze Gebirgsartengruppe, *Gebirgsformation*, welches dem Rec. ein Mangel an Bestimmtheit im Ausdrucke zu seyn scheint. II. *Vorläufige Darstellung der einzelnen zur Kupferschiefergebirgs-Formation gehörigen Gebirgsarten.* Der obere Kalk- oder Muschel-Kalkstein zeichnet sich nach dem Vf. durch Einfachheit und Homogeneität des Ganzen aus. Bey dem Thon- und Sandgebirge sollen feinkörniger Sandstein, schieferiger Thon, körnig-blättriger Kalkstein, Roggenstein und glimmriger Sandschiefer zu den wesentlichen Schichten; zu den minder wesentlichen hingegen einige Arten dichten Kalksteins, Kiesel- und Sand-Gerölle, thonartiger Eisenstein gehören. Als partielle, untergeordnete Formationen betrachtet derselbe den oberen oder Thongyps und die Steinkohle. Zu dem älteren Kalksteine rechnet der Vf. als wesentliche Gebirgsarten: Stinkstein, Asche, Rauchwacke, Zächstein, Mergelschiefer. Untergeordnete Rollen scheinen ihm hingegen der untere Gyps, der Eisenkalkstein und der Höhlenkalkstein zu spielen; was aber Rec. wenigstens von dem Gypse, der hin und wieder in so grosser Verbreitung, in so bedeutender Masse, und oft ganz unabhängig von dem Stinkstein auftritt, welchem er also auf keinem Fall untergeordnet werden kann, nicht gelten lassen

möchte. Dem älteren Sandstein sind nach dem Vf. untergeordnet: ein porphyrartiger Mandelstein, dichter Kalkstein; und einige Steinkohlenarten. III. *Andeutung einiger Verschiedenheiten in den einzelnen, zur Kupferschieferformation gehörigen Gebirgsarten verschiedener Gegenden.* Der Vf. giebt hier mit vieler Belesenheit eine kurze Übersicht von dem Verhalten des Kupferschiefergebirges im Mansfeldischen, Thüringischen, Hohnsteinschen, Braunschweigschen, Hannöverschen u. s. w. nach den Hauptgliedern desselben, wobey er von den älteren zu den jüngeren hinansteigt. —

In dem zweyten Haupttheile des Buchs, den der Vf. *Ausführung* betitelt, werden nun die in der Einleitung im Allgemeinen bezeichneten vier Gebirgsformationen mit ihren Unterabtheilungen nach den Verhältnissen weiter beschrieben, unter denen sie in der Grafschaft Mannsfeld, so wie in den zunächst angrenzenden Gegenden Thüringens, vorkommen. Ein grosser Theil dieser Bemerkungen — die zwar in aphoristischer Form aufgestellt, aber dennoch in einem systematischen Zusammenhange sind — ist Resultat eigener Beobachtungen des Vfs., an welche er aber mit grosser Sorgfalt überall die Beobachtungen anderer Geognosten, und unter diesen besonders auch die seines Bruders, des Bergamts-Assessors *Freiesleben* zu Freyberg, knüpft. In diesem ersten Theile werden aber nur die Beschreibungen der beiden jüngeren Formationen des Kupferschiefergebirges beendet, und die der beiden älteren für eine Fortsetzung verspart. I. *Die obere Kalksteinformation. (Muschelkalkstein.)* Nach des Vf. Charakteristik kömmt er fast bloss von weissen, grauen und gelblichen Farben vor, und ist ziemlich homogen, ob er gleich schon durch einige Abänderungen in Sandstein, durch andere in Mergel übergeht. Das Vorkommen der Fälle von Versteinerungen und des Feuersteins, sind für ihn sehr bezeichnend. Unter den angeführten Schriften, die von den Versteinerungen im Muschelkalkstein handeln, hätte ganz besonders auch *J. Fr. Blumenbachii specimen archaeologiae telluris* eine Stelle verdient. Auch hätte unter den Versteinerungen, welche dieser Kalksteinformation eigenthümlich sind, der merkwürdigen *Enkriniten* und *Belemniten* gedacht werden können, von denen letztere oft mehrere Fuss mächtige Lager bilden, deren Kalkstein als Stinkkalk erscheint. Die fossilen Knochen von *Tonna* scheinen nicht sowohl dem Muschelkalksteine, wie der Vf. meint, sondern einem zum aufgeschwemmten Lande zu rechnenden Kalktuff anzugehören. Die von *Voigt* zuerst beschriebene, dem Muschelkalkstein untergeordnete *Lattenkohle* welche im Weimarschen und Gothaischen vorkommt, hätte wohl von dem Vf. erwähnt werden können. II. *Die Thon- und Sandsteinformation.* Der Vf. giebt hier gleich zu Anfang einen Begriff von dem, was er unter *wesentlich* zur Gebirgsformation gehörigen Gliedern, und unter *untergeordneten* Gebirgsarten versteht. Wesentlich nennt er solche Gebirgsarten, die in mehr oder weniger starken Flözen mit einander abwechseln, die sich in einer gewissen Formationsperiode mehrmals wiederholen, die insgesammt gemeinschaftliche Substanzen zur Basis haben, und die so das Ganze constituiren; *untergeordnete* Gebirgsarten aber solche, deren Verbindung mit den übrigen Gliedern, in deren Kette sie eingeschlossen sind, nicht nothwendig, deren Substanz vielmehr von den in den übrigen Gliedern vorwaltenden Substanzen abweichend ist, und die daher auch nur in einzelnen, isolirten Lagerstädten vorkommen. Auf diesen Begriff scheinen aber des Vfs. eigene Bestimmungen zum Theil nicht zu passen, nach welchen z. B. Sandstein und Roggenstein wesentliche Glieder der Thon- und Sandstein-Formation seyn sollen, ob sie gleich nicht gemeinschaftliche Substanzen zur Basis haben. Auch scheint jener Begriff dem Sprachgebrauche entgegen zu seyn, nach welchem man diejenigen Gebirgsarten einer Formation untergeordnet zu nennen pflegt, welche der Gesammtbegriff der Formation umfasst, sie mögen nun wesentlich oder unwesentlich seyn. Rec. würde daher lieber statt *untergeordnete* Gebirgsarten in dem Sinne, den der Vf. damit verbinden will, *unwesentlich* zur Formation gehörige Glieder sagen, und aus obigem Begriffe die gemeinschaftliche Substanz der Basis ganz weglassen. — I. *Thongebirge.* Der Thon, welcher theils als Letten, theils als Thonmergel auftritt, zeigt, nach dem Vf., im Mansfeldischen keineswegs das bestimmte Lagerungsverhältniss gegen das Sandsteingebirge, welches demselben nach *Voigt* und *Heim* eigen seyn soll; vielmehr wechseln Thon-, Sandstein- und Roggenstein-Schichten in so unbestimmter Folge, und in so unbestimmter Mächtigkeit bald über, bald in, bald unter Sandsteinflözen mit einander ab; auch ist bald das eine, bald das andere so vorwaltend, dass sich der Vf. nicht entschliessen kann, das Thongebirge vom Sandstein wesentlich zu trennen, worin ihm Rec. nach eigenen Beobachtungen vollkommen beypflichtet. II. *Sandstein.* 1) *Thonartiger Sandstein.* Dahin zählt der Vf. denn auch den *Quadersandstein*, den er nicht, wie *Werner* und andere Geognosten, für eine selbstständige Formation hält, indem er ihn im Mansfeldischen und in Thüringen mit anderen Sandsteinarten, und überhaupt mit anderen Gliedern der Thon und Sandstein-Formation in abwechselnder Lagerung will gefunden haben. Sollte diese Beobachtung wirklich richtig seyn, woran sich aber mit Grunde nicht wohl zweifeln lässt, ob sie gleich denen in anderen Gegenden angestellten zu widersprechen scheint: so würde man allerdings keinen Augenblick Anstand nehmen dürfen, den Quadersandstein aus der Reihe der selbstständigen Gebirgsformationen wegzulassen, wenn man anders den Begriff von Gebirgsformation so annehmen will, wie ihn unser Vf. zu nehmen scheint, ohne sich jedoch irgendwo bestimmt darüber erklärt zu haben. 2) *Kieselartiger Sandstein*, dem der Flöztrappformation ähnlich. 3) *Kalksandstein.* Er scheint zwischen dem Sandstein und Roggenstein in der Mitte zu stehen. III. *Roggenstein.* Der Vf. unterscheidet 1) grobkörnigen, 2) klein- und feinkörnigen und 3) Hornmergel, w

unter er ein dichtes, gewöhnlich rauchgraues, splittriges, äusserst festes, hartes und schwer zersprengbares Gestein versteht, das nur stellenweis mit Säuren braust und als ein ruhiger Niederschlag aus einer feineren Auflösung, in der Kiesel- Kalk- und Thonstoff innig mit einander verbunden erscheint. IV) *Sandschiefer*. Nach diesem handelt der Vf. von den weniger wesentlichen Gliedern der Thon- und Sandsteinformation: wobey er zur Erläuterung von einigen Profilen aus dem mansfeldischen Kupferschiefergebirge, instructive Beschreibungen liefert. Bey Gelegenheit des, dem Thon- und Sandsteingebirge untergeordneten Eisensteins, führt der Vf. auch Eisensteinsflöze an, die nach *Jordan* am Dransberge bey Göttingen vorkommen sollen, welches aber ein Irrthum ist, da Hr. *Jordan* an der von unserem Vf. angezogenen Stelle nur einen, durch Raseneisenstein zusammengekütteten Sand vom Dransberge beschreibt, der daselbst am Tage liegt. — *Untergeordnete Flötze.* In diesem Abschnitte ist dasjenige besonders lehrreich und voll neuer, eigner Beobachtungen, was der Vf. über den oberen Gyps sagt, den er weder als eine selbstständige, noch als eine bestimmt zwischen dem oberen Sand- und Muschelkalkstein gelagerte Formation betrachten zu dürfen glaubt, und bey welchem er einen *Thongyps* und einen *Sandgyps* unterscheidet. Der Schluss dieser interessanten Schrift, deren Fortsetzung gewiss jeder Freund der Geognosie mit Verlangen entgegen sehen wird, handelt von der *Verbreitung der Thon- und Sandformation.* E. α.

OFEN, i. d. Universit. Druckerey: *Joh. Ant. Schönbauers*, Prof. d. spec. Naturgesch. und spec. Therap. zu Pesth, *Neue analytische Methode, die Mineralien und ihre Bestandtheile richtig zu bestimmen.* Erster Theil 1805. 331 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. geht von der Behauptung aus, dass allein die chemischen Kennzeichen uns zu einer sicheren Bestimmung der Mineralien führen können. Er unterscheidet ferner das Determinationssystem, zur Erkennung der Naturkörper, von dem Classificationssystem, und empfiehlt die sorgfältige Trennung beider Systeme in der Anwendung. Dieses ist ohne Zweifel sehr richtig; aber von den chemischen Kennzeichen kann man ebenfalls behaupten, dass sie zur sicheren Kenntniss nicht hinreichen, sondern dass eine vollständige Analyse des Fossils erfodert wird. In diesem Werke will der Vf. den Weg zur Auffindung der chemischen Kennzeichen bequemer machen. Zuerst werden die chemischen Eigenschaften der bis jetzt noch unzerlegten Stoffe kurz und richtig angegeben. Hierauf folgt das Determinationssystem der Fossilien, und zwar in diesem ersten Theile der metallischen Körper. Die Form ist tabellarisch (dichotomisch), und wir wollen zur Probe die erste Ordnung hersetzen. Sie begreift Metallerze mit metallischem Glanz, und die einer entweder gelben oder kupferrothen, oder tombackbraunen Farbe. 1. Geschlecht. Metallerze, deren Auflösung im Königswasser oder Salpetersaure das Ammonium blau färbt, wenn sie in dasselbe getropft wird. 1 Abtheilung. Dehnbare. Hieher gehören: gediegen Kupfer, kupferhaltiges gediegen Gold, güldisch Silber mit Kupfergehalt. 2te Abth. Spröde. Hieher gehören: Kupferkies, buntes Kupfererz, gelbliches Weisskupfererz, Kupfernickel. 2tes Geschlecht. Erze, denen die generischen Kennzeichen des vorigen Geschlechts fehlen. 1 Abth. Dehnbare. Gediegenes Gold ohne Kupfergehalt, güldisch Silber ohne Kupfergehalt. 2 Abth. Spröde. Magnetischer Eisenkies, Schwefelkies, gelbes Tellurerz, gelbes Rauschgelb. Eine solche dichotomische Eintheilung hat den Fehler, dass, wenn die Charaktere nicht sprechend und scharf bestimmt sind, der Lehrling entweder sich gar nicht zu recht findet, oder in eine andere Abtheilung sehr irre geleitet wird. Wird hingegen eine Abtheilung durch viele Kennzeichen charakterisirt, so kann eines oder das andere mangeln und undeutlich seyn; der Lehrling wird doch die rechte Abtheilung treffen. Überdiess sind die Kennzeichen in diesem Werke nicht gut gewählt, wie auch das angeführte Beyspiel zeigt. Zwischen dem metallischen und dem gemeinen Glanze sind so viele Mittelstufen, dass es oft schwer seyn wird zu entscheiden, wohin ein solcher Mittelglanz gehöre; die gelbe, rothe oder braune Farbe kommt so oft als angelaufen vor, z. B. am Eisenglanz, gediegenen Wismuth, Arsenikfilber u. s. w., dass die Auffindung der wahren Farbe grosse Schwierigkeiten haben möchte; ein geringer Kupfergehalt kann oft äusserst zufällig, im geringsten nicht charakteristisch seyn, und in vielen Fossilien (auch aus fein eingesprengtem Kupferkies) vorkommen, wo ihn das System nicht anzeigt. Es scheint also Rec. nicht, als ob der Vf. durch dieses Werk seinen Zweck, das Studium der Mineralogie zu erleichtern, erreicht habe. Sonst hat der Vf. das Bekannte gut benutzt, und am dem gehörigen Orte angeführt. Sprachfehler als *gewunschen*, *gerathet*, das Particip *anzunden*, sind dem Vf. zu verzeihen. L. R.

HAMBURG, b. Kratzsch: *Beschreibung der grössten und merkwürdigsten Hölen der Erde.* Allen Verehrern des Erhabenen und Schönen in der Natur gewidmet von *Christian Wilhelm Ritter*, der Arzneyk. Dr. 1801. VI u. 112 S. Zweyter Theil. 1803. X u. 110 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. macht bey Herausgabe dieses Werkchens keinen weiteren Anspruch, als den, minder begüterten Freunden der Natur ein unterhaltendes Lesebuch in die Hände zu geben, und diese Absicht mag er auch so ziemlich erreichen. Der *erste* Theil enthält Beschreibungen der *Baum-* oder *Jungfern Grotte* in Frankreich von *Marsollier*; der Höhle bey *Castleton*, von *Moritz* und *Faujas St. Fond*; der Höhle von *Muggendorf*; der *Kelle* bey Ellrich, von *Götze*; der *Heuscheune*; der *Baumanns-* und der *Biels-Höhle*; der Höhle bey Barunkowa in Russland, nach *Pallas*; der *Fingalshöhle*, nach *Faujas St. Fond*; einer grossen nordamerikanischen Höhle, nach *Carver*; der Höhle des *Schwalbensteins* im Bayreuthischen; und der *Kluter* im Westphalen, nach *v. Cöln*. Nimmt man die ersten

beiden übertriebenen und abentheuerlichen Beschreibungen aus: so sind die übrigen alle gut gewählt, und selbst der wissenschaftliche Leser erhält einzelne brauchbare Nachrichten. Die meisten der beschriebenen Höhlen finden sich in Kalkgebirgen, nur die Kelle bey Ellrich und die barunkowische Höhle in Gyps, die Heuscheune aber in Schiefergebirge, und die Fingalshöhle in Basalt. Der *zweyte* Theil enthält Beschreibungen der Höhle von *Corgnale* bey Triest; der *Magdalenenhöhle* in Krain; einiger Höhlen bey *Ingleborough* und *Settle* in Yorkshire; der *Maddisenshöhle* in Virginien, nach *Jefferson;* der Höhlen auf der Insel *Elva* im toskanischen Meere, nach *Spadoni;* der Grotte von *Pugnetti* in Italien, nach dem Grafen *Ponsillon;* der *Adelsberger* Höhle in Krain; der Höhle im *Eisberge* bey Kungur in Russland, nach *Lepechin;* der bey *Lueg* in Krain, nach *Küttner;* der *Förstershöhle* im Bambergischen, nach *Arndt;* der *Gailenreuther - Zoolithen - Höhle*, nach *Martius;* der *Beatenhöhle* am Thunersee; der Höhle von *Antiparos*, nach dem Graf *v. Choiseul - Gouffier;* der Höhle von *Cornial*, nach dem Abt *Fortis;* der *Rollandshöhle* bey Marseille, nach *Darlac;* der Höhle von *Balme*, in Savoyen; des *Hüllachs* in der Grafschaft Mark, „nach *Weddigens* Magazin; der *Hundsgrotte* bey Neapel, nach *Spallanzani;* der *Eiskapelle* in Berchtesgaden; und der Höhle *St. Michael* bey Gibraltar, nach *Willyams.* Alle diese Höhlen, die Hundsgrotte und Eiskapelle ausgenommen, liegen ebenfalls in Kalksteingebirgen, letztere aber ist die Grotte eines Gletschers, wie man sie in der Schweiz wohl noch öfterer und schöner antrifft. Auch in diesem Theile wechseln einige romantische Beschreibungen (wie die 1, 2 und 7te) mit schlichtern und eben so merkwürdigen (wie z. B. die 10, 13, 15 und 18te) ab; weniger interessant fand Rec. die 3, 4, 5 und 12te, und einige (wie die 6, 14, 16 und 20ste) enthalten weder zur Unterhaltung, noch für den wissenschaftlichen Leser etwas Erhebliches. Überhaupt ist die Lectüre dieses zweyten Theils, bey der Gleichartigkeit des Gegenstandes, ermüdender als die des ersten, wo mehr für Abwechselung gesorgt war. Sollte der Herausgeber diese Sammlung fortsetzen wollen, so würde ihm auf jede Weise strengere Auswahl, dem Inhalte und auch den Quellen nach, letzteres besonders insofern anzurathen seyn, dass auch grössere und minder bekannte Werke, als die bis jetzt benutzten, aufgesucht würden. Bey Beschreibung der Gailenreuther - Höhle S. 55 ist wohl aus Missverständniss, *das angenehme Thal der Wissent* in „ein angenehmes Wiesenthal" verwandelt worden?

— n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Steinacker: *Der Mensch und die Thiere.* Ein gemeinfassliches Lesebuch, worin die Rechte und Pflichten des Menschen in Beziehung auf die Thiere, die Ursachen der Thierqualen, und die Mittel dagegen angegeben werden. Von M. *August Immanuel Kellner*, Prediger in Suhl. 1807. XVI. u. 125 S. 8. (12 gr.) Hr. *K.* sah oft Thiere martern, nicht immer aus Bosheit, sondern oft aus Leichtsinn, Gewohnheit, Stolz. Er glaubte, ein Buch, das kurz und gemeinfasslich von dem Rechte und den Pflichten der Menschen gegen die Thiere handelte, könnte vielleicht viel zur besseren Behandlung der Thiere beytragen. Er erklärt, dass er nicht zu den zarten Seelchen gehöre, die kein Blut sehen können, dass er aber verlange, man solle die Thiere nicht ohne Zweck und Nutzen martern. — In der That, wer sollte nicht wünschen, dass es ihm gelingen möge, recht viel auszurichten? Hr. *K.* zeigt sich als ein Mann von Gefühl und Religiosität. Man sieht es ihm an, die Sache der Thiere liegt ihm am Herzen; er spricht treuherzig - trocken, geradeweg, so wie der Prediger, der die Bauern kennt, etwa zu diesen reden muss; nur selten kommt ein Ausdruck, den diese vielleicht nicht verständen. Daher ist möglich, dass er bey den Bauern und die ihnen gleichen, etwas mit seiner Schrift zu Gunsten der Thiere bewirkte. Bey denen aber, die zu physischen Versuchen Thiere quälen müssen, oder bey solchen, die an der Jagd ihre Lust haben, wird er schwerlich Eingang finden. Darnach ist seine Sprache nicht: auch seine Begriffe und Absichten sind nicht von der Art; er hätte völlig von dergleichen Dingen schweigen können, und sich bloss auf den Landmann beschränken sollen. — Die Mittel, die Hr. *K.* gegen die Thierqualereyen vorschlägt, sind solche, dass nicht viel von ihnen zu hoffen ist. Man soll bedenken, dass die Thiere nützlich seyen u. s. w. Das wissen die Meisten selbst wohl. Einen Punkt wollen wir doch andeuten, weil er der Ansicht des Hn. *K.* vielleicht eigenthümlich ist. Er behauptet (und auch das soll ein Mittel seyn, sich vor dem Martern der Thiere in Acht zu nehmen) dass die Thiere Seelen haben, die von der menschlichen in nichts verschieden seyen, als dass jene Thiere, diese Menschen bewohnen, (das soll wohl heissen Thierkörper und Menschenkörper, weil zum Thiere wie zum Menschen ihre resp. Seelen ja auch gehören). Man solle dagegen nicht einwenden, dass die Thierseelen sich auf eine ganz andere Art zeigten. Davon liege nicht die Ursache in der Seele, sondern im Körper. Wenn man die Seele eines Hundes, einer Maus, oder eines Käfers in den Körper eines Menschen bringen könnte: so würde der Mensch mit dieser Hunde - Maus - oder Käfer-Seele eben so vernünftig handeln, als seine Mitmenschen; umgekehrt, würde die Seele eines Menschen in einen Hund, eine Maus, oder einen Käfer gebracht, nichts anderes aus diesen Thieren machen, als eben einen Hund, eine Maus, oder einen Käfer. Die Thierseele könne nur deswegen keine Vollkommenheit zeigen, weil der Körper, den sie bewohne, keine erlaube. So zeige ja die Seele eines betrunkenen Philosophen auch nichts von ihrer Vortrefflichkeit, und doch würde sie wohl da seyn, so gut, wie eine menschliche Seele in dem Körper eines blödsinnigen Knaben war, der durchaus nichts von Vernunft verrieth. Daher zeige sich auch, dass die Thiere desto vernünftiger wären, je mehr ihre Organe sich den menschlichen nähern. Daher wird denn auch ferner behauptet, dass die Thiere der Veredlung fähig seyen (die Raupe, die zum Schmetterling werde, beweise es), und dass sie Hoffnung hätten, nach dem Tode fortzudauern. Dafür wird Gottes Gerechtigkeit in Anspruch genommen, und die bekannte Stelle des Paulus von der seufzenden Kreatur in diesem Sinne erklärt.

X.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Mylius: *Lesebuch für Bürgerschulen* von *C. Ph. Funke*, 1803. 1r. Th. 1te Abth. VIII. u. 140 S. 1804. 2te Abth. 125 S. 3te verm. u. verbess. Aufl. (8 Gr.) 1807. 2r Th. VIII. u. 352 S. 2te verb. Aufl. M. 3 Landcharten 8. (15 Gr.)

Nürnberg u. *Leipzig*, b. Campe: *Allgemeiner Inbegriff der nöthigsten Wissenschaften* für jeden gebildeten Menschen herausgegeben von *C. Ph. Funke.* Zweyte verbesserte Auflage 1807. 146 S. 8. (16 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 NOVEMBER, 1807.

BOTANIK.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe in Comm.: *Mart. Vahlii Enumeratio plantarum, vel ab aliis, vel ab ipso observatarum, cum earum differentiis specificis, synonymis selectis et descriptionibus succinctis.* Vol. II. 1806. XVI u. 423 S. gr. 8. (beide Theile 5 Thlr. 21 Gr.)

Als Rec. den ersten Theil dieses in seiner Art einzigen Werks in diesen Blättern (1805. No. 300) anzeigte, bedauerte er den für die Wissenschaft viel zu frühen Tod des Vfs.. Er starb, als der vorliegende Theil bis zur Gattung *Commelina* (S. 165) abgedruckt war; die drey Herausgeber, *N. Tönder Lund, J. W. Hornemann* und *P. Thonning*, fanden aber in des Verstorbenen Papieren einen solchen Reichthum an botanischen Bemerkungen, und hatten, wo die Papiere nicht zureichten, das grosse vom Könige gekaufte Vahlsche Herbarium zu Hülfe zu nehmen, dass sie nicht anstanden, diesen Theil, der die erste Ordnung der Triandrie umfasst, und auch nach des Vfs. Willen umfassen sollte, ganz herauszugeben, wofür ihnen das botanische Publicum gewiss den grössten Dank wissen wird. Sie erklären sich bereit, aus *Vahl's* nachgelassenen Schriften auch das übrige ganze Werk, oder einzelne Theile desselben, herauszugeben: natürlich muss jeder das erstere wünschen. Möge das Unglück, welches kürzlich Kopenhagen getroffen hat, die würdigen Herausgeber dazu nicht ausser Stand gesetzt haben! Sie erwerben sich ein sehr grosses Verdienst um die Botanik, wenn sie ihr Anerbieten erfüllen, und setzen ihrem verstorbenen Freunde ein Denkmal, wie es kein König ihm setzen kann. Sie sind, wofür man ihnen Dank wissen muss, ganz *Vahl's* Anordnungen gefolgt. Er hatte die Gattungen in seinem *Herbarium* so rangirt, wie sie in seiner *Enumeratio* folgen, und so erscheinen sie auch hier: daher kommt hier *Ficus* vor; daher fehlen hier andere Gattungen, als *Stipulicida*, die er zu *Polycarpon*; mehrere *Schoeni*, die er zu *Trisericum*; *Diplasia*, die er zur *Heptandrie*; mehrere *Cenchri*, die er zu *Lappago*; und *Nardus aristata*, die er zu *Chloris* brachte. Eher hätte man vielleicht wünschen können, dass sie auf einige nach *Vahl's* Tode erschienene Schriften, als von *Billardiere*, *Beauvois*, *Andrews*, *Persoon* und Andern, Rücksicht genommen hätten; allein sie wollten nur das von ihm Angeordnete liefern, und sie haben uns hier auch damit so rühmlich beschenkt, dass ihnen unsere Dankbarkeit gewiss ist.

Von dem Werk können wir hier nur einen kleinen Abriss geben, um auf den ausserordentlichen Zuwachs aufmerksam zu machen, den die Botanik dadurch erhält; und wir werden es auch daher, wie bey dem vorigen Theil, hin und wieder mit *Willdenow's species plantarum* vergleichen. *Valeriana*, 46 Arten, *Fedia* 12; bey *W.* wo beide noch unter *Val.* vereinigt sind, nur 31. *Loefflingia indica* ist als nicht zur Gattung *loefflingia* gehörig weggelassen. *Hippocratea* 8. *Tonsella* 6 Arten. *Ixia* 56 bestimmte, 6 zweifelhafte Arten. *Gladiolus* 86 bestimmte Arten. *Iris* 59, *Moraea* 19, *Commelina* 40, bey *Willdenow* 13. *Ficus* 92 bey *Willdenow* dessen T. IV. S. 2 worin *Ficus* vorkommt, in eben dem Jahr erschienen ist, nur 73 Arten. *Xyris* 10. *Schoenus* 48. *Rynchospora*, eine hier zuerst von *Vahl* aufgestellte Gattung. *Schoenus* charakterisirt der Vf.: *Squamae paleaceae, inferiores vacuae. Stylus deciduus. Sem. 1. inter squamas superiores.* *Rynchospora* hingegen: *Squamae paleaceae, insimae vacuae. Cor. o. Sem. 1. coronatum stylo persistente indurato, basi latitudine seminis.* Es werden 19 Arten aufgeführt, unter denen nur *alba* (*Schoenus albus L.* und als Spielart *Schoenus fuscus Linn.*) in Europa zu Hause ist. *Machaerina* ebenfalls neu: *Paleae laxe imbricatae. Cal. bivalvis. Corolla o. Setae basi seminis.* Die einzige Art ist *M. restioides*, von *Swartz* als *Schoenus restioides* beschrieben. *Melancranis* auch hier zuerst aufgeführt: *Squamae paleaceae, undique imbricatae. Spicula sub singula squama multiflora, disticha. Stylus bifidus.* Zwey capsche Arten, die eine nannte *Thunberg Schoenus scariosus*, die andere ist neu. *Dichromena: squamae undique imbricatae. Cor. o. Stylus bifidus. Semen sublenticulare, transversim undulato-rugulosum obtuse acuminatum. Setae nullae.* 5 Arten, wovon 3 neu, eine den *Scirpus reptans Richard* und eine den *Schoenus stellatus* (*Dichromena leucocephala Michaux*) ausmacht. *Scirpus: squamae paleaceae undique imbricatae. Cor. o. Sem. imberbe, triquetrum.* 94 Arten. *Hypaelyptum*, neu: *Paleae arcte imbricatae. Cal. bivalvis. Cor. o. Setae o.* 4 Arten, wovon die eine *Lamarcks scirpus senegalensis*, die anderen neu sind. *Fimbristylis*, ebenfalls hier zuerst aufgestellt: *Squamae paleaceae undique imbricatae. Cor. o. Stylus bifidus, basi bulbosus, compressus, margine ciliatus. Setae o.* Es sind 24 Arten genannt, unter denen mehrere neu, die übrigen ehemals als *scirpi* bekannt waren; europäisch ist nur *Fimbr. dichotomum*. Warum der Vf. *Fimbristylis* zum Neutrum gemacht hat, ist nicht abzusehen, es muss ja offenbar ein Femininum seyn, und so hatte man ja auch schon vor-

tata ausheben. *Sphaer. pomiformis* Syn. p. 65. nicht 35, *circumscissa* 85, nicht 115. *moriformis* 86, nicht 84. (*Sph. Tiliae*, die hier pag. 4 citirt ist, steht S. 84. nicht 87. in der Synopf.). *Agar. chalybeus* 343, nicht 346, *fumosus* 348, nicht 342, *tenacellus* 387, nicht 37.

— h —

Leipzig, b. Schäfer: *Romani Hedwig Filices.* Fascic. IV. Fol. 4 Bog. und 6 illuminirt. Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Plan und Einrichtung des Werkes ist aus den früheren Heften hinlänglich bekannt. Dieses 4te, und sehr wahrscheinlich, letzte Heft, enthält *Trichomanes undulatum*, und die Gattung *Davallia*. Die *Trichomanes* ist nach *Smith* u. *Swartz* ein *Hymenophyllum*, und von dem letzteren in der *Flora Ind. Occ.* unter dem Namen *Hymenophillum* aufgeführt. Von der *Davallia* ist der Charakter so bestimmt: *Fructificatio marginalis, exserta, distincta. Perisporangium poculiforme, aut hemisphaericum, aut subrotundum varium: limbo sive peristomate ampliato, planiusculo. Columnula nulla. Sporangia sphaerica, cingulo articulato munita, basi filamentis succulentis. elasticis, hyalinis, fasciculis ductulorum instructis, affixa.* Viel Worte, wie es gewöhnlich bey dem Vf. der Fall war! In den allgemeinen Bemerkungen, die der Beschreibung der Arten vorangehen, glaubt er, dass diese Gattung sich nur vorzüglich durch den Mangel der *Columella* von *Trichomanes* (*Trichomanes und Hymenophyllum Smith* und *Swartz*) unterscheide. Man sieht hieraus sehr deutlich, dass der Vf. die Hauptmerkmale dieser Gattungen noch nicht genau verglichen haben muss. Die beschriebenen und abgebildeten Arten sind: 1) *Davallia elegans*, (*frondibus pinnatis, decompositis, elongatis; pinnis alternis, ovato-dilatatis, acuminatis, incisis, decurrentibus; segmentis pinnarum dentato-crenatis, vasculosis; perisporangiis ovato-tubulosis; compressiusculis.* Ist von *Forster* unter dem Namen *Trichomanes solidum* beschrieben. Hierzu gehört die Abbildung mit der Unterschrift: *Davallia procera.* 2) *Davallia contigua, frondibus simpliciter pinnatis: pinnis alternis. lineari deltoideis: integris, approximatis, decurrentibus. Perisporangiis ovatis, glabris integris.*) Hierzu das Synonym: *Trichomanes contiguum Forst.* 3) *Davallia glaucescens*, (*frondibus pinnatis, bipinnatisque, patentibus; pinnis elongatis, alternis pinnatifidis; inferior (i) pagina glaucescente: pinnarum segmentis lineari-rotundatis, integris: perisporangiis ovalibus, ad latus apicis segmentorum.*) Von *Forster Trichom. gibberosum* genannt. 4) *Davallia didyma*, (*frondibus pinnatis pinnatifidisve, glabris, flaccidis: pinnis alternis, decurrentibus elongatis, pinnarum segmentis cuneiformibus, integris, alternatim decurrentibus: perisporangiis terminalibus, didymis.*) Der Vf. erhielt diese Art von *Sprengel* unter *Trich. didymum, Forst.* Wir finden aber bey *Förster* keine Art unter diesem Namen. Sehr wahrscheinlich gehört aber *Forster's Trichomanes cuneiforme* hieher. 5) *Davallia aculeata*, (*elongatio trunci volubilis, aculeata, frondibus supradecompositis palmato-pinnatifidis; pinnis palmatis alternis patentibus, segmentis linearibus, apice bifidis. Perisporangiis ovatis, terminalibus*). *Linné* rechnete sie zu *Trichomanes. Swartz* nennt sie in seiner Flora *Dav. fumarioides.* 6) *Davallia procera*, (*frondibus erectis, pinnatis; pinnis alternis. ovatis, acuminatis, incisis; segmentis dentatis fructiferis. Perisporangiis integris, obtuse ovatis, in membrana segmentorum utrinque dispositis.*) Dass die mit *Dav. procera* bezeichnete Tafel zur *D. elegans* gehört, ist schon oben bemerkt worden.

B. G. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt* a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Über das Übel auf Erden.* Ein Wort der Beruhigung und der Erhebung. Aus dem Standpuncte der beschränkten moralischen Natur des Menschen. 1806. XII u. 128 S. 8. (12 Gr.) Diese kleine Schrift, deren Titel den Standpunct ausspricht, von welchem sie geschrieben wurde, ist, nach der Vorrede, eigentlich eine Gelegenheitsschrift. Der Vf. glaubte mit einem kenntnissreichen, frommen und in jeder Hinsicht edlen Mann nicht ganz gleichstimmig über den Ursprung, über die Natur und über die Absicht des Übels zu denken. Er machte daher einen Versuch, ihm seine Vorstellungsart in einem erweiterten Umfange deutlich zu machen; um so mehr, da in Holland, dem Vaterlande jenes edlen Mannes, eine völlig freye Prüfung dieser wichtigen Angelegenheit noch sehr selten seyn dürfte. Er schloss sich daher, mit Recht, den Vorstellungen der Philosophie des Holländers an. Er glaubte dann, seine Abhandlung dem Publicum mittheilen zu müssen; denn, wenn sie auch nichts Neues enthielte, so könne sie doch gerade um ihrer ursprünglich nothwendigen Einkleidung und niederen Haltung willen, dazu beytragen, dass durch sie eine wahrere Ansicht des Gegenstandes mehr und mehr verbreitet werde. Der Vf. macht daher keine Ansprüche darauf, den Philosophen, der sich mit dieser Untersuchung tiefer beschäftigt hat, zu belehren; er bestimmt seine Schrift vielmehr ausdrücklich und ausschliesslich derjenigen zahlreichen Classe gutgesinnter, aufgeklärter und wahrhaft gebildeter Menschen, die sich stets innerhalb der Grenzen des schlichten Menschenverstandes halten und des schlichten Menschengefühls. Dieser Classe möchte er den Umblick erweitern, und zu höherem Schwunge das Herz erheben, dadurch, dass er die Erscheinung des Übels erkläre, nicht ergründe. — In der That: für diese Menschenclasse mag die kleine Schrift ihren Nutzen haben. Dem Philosophen kann sie nichts seyn; Neues enthält sie wirklich nichts oder wenig. Wenn der Vf. nicht selbst sagte, dass er über seinen Gegenstand viel gedacht und wenig gelesen: so möchte man glauben, Einiges schon genau, dem Sinne nach, anderwärts gelesen zu haben. Das Werkchen ist gut geschrieben, rein und lebendig; es ist correct gedruckt und auf gutem Papier. Darum ist zu hoffen, dass die bezeichnete Classe von Lesern es mit Vergnügen lesen werde. Und wir wünschen, dass recht Viele den Trost in ihr finden mögen, und die Erquickung, die der Vf. in seiner Ansicht fand, als ihn, beym Schlusse seiner Abhandlung, das schrecklichste Unglück traf, unter welchem ein Vaterherz nur brechen kann.

e. r.

Oldenburg, b. Schulze: *Noth- und Hülfsbüchlein in einigen der wichtigsten Lagen des akademischen Lebens. Für angehende Studirende; auch nützlich für deren Väter.* 1807. 104 S. 8. (8 Gr.) Wenn der Vf. dieses Büchleins, vielleicht ein verdorbener Student, aus seinen vielen Erfahrungen, die er auf der Universität gemacht haben will, und wirklich gemacht haben mag, keinen anderen Vortheil gezogen hat, als die Weisheit, die er in dieser Schrift ausspricht: so hat er wahrlich wenig dadurch erworben. Einen Jüngling, der so dumm wäre, dass ihm ein solches Hülfsbüchlein nöthig würde, soll man gar nicht auf die Universität schicken, denn er würde auch den einfältigsten Rath nicht zu benutzen verstehen. Könnten Citate aus Rousseau einem Buche Werth geben, so würde dieses einigen haben; der Vf. erklärt Rousseau'n für seinen Lieblingsschriftsteller! — Warum hört man aber niemals auf, schlechte Bücher über Gegenstände zu drucken, über welche bessere vorhanden sind?

x.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER 1807.

ÖKONOMIE.

Leipzig, im Comtoir für Literatur: *Sammlung neuer Entdeckungen und Beobachtungen zur Erweiterung der Naturgeschichte der Forstgewächse u. s. w. von Carl Slevogt*, Associé der Forstlehranstalt zu Schwarzenberg in Franken u. s. w. 1804. 544 S. mit 6 Kupfertafeln 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Die verschiedenen Aufsätze dieses Werkes zeigen, dass der Vf. nicht flüchtig beobachtete, sondern anhaltend und unter mancherley Ansicht die Gegenstände seiner Untersuchungen betrachtete. Bey seiner bekannten Scharfsichtigkeit mussten ihm daher zahlreiche Bemerkungen aufstossen, welche sein reger Forschungsgeist bis in die kleinsten, zur Aufklärung des Hauptpuncts brauchbaren, Nebenumstände verfolgte. Der sich hin und wieder äussernde Anschein von Weitläuftigkeit verliert sich daher in einen Reichthum interessanter Notizen. Zur allgemeinen Übersicht folgt hier eine kurze Darstellung der vornehmsten Materien. I und II. *Beobachtungen über den windschiefen Wuchs (Drehsucht) der Forstbäume.* Die gemeine Meinung über die Ursache dieser Erscheinung, welche gewöhnlich in der gewaltsamen Einwirkung der Winde gesucht wird, ist sehr einleuchtend widerlegt, und der Grund davon, mit vieler Wahrscheinlichkeit, in der Lage des zufällig eingezwängten Saamenkorns und der hierdurch nothwendigen bogenförmigen Schwingung des Wurzel- und Herz-Keims, um gegenseitig unterwärts und über sich wachsen zu können, gefunden worden. Die Anlage zur Drehsucht geschieht demnach schon bey der ersten Entwickelung der Pflanze. III. *Über die Spiegelfasern (Queergefüge) der Holzgewächse.* Die auf das Daseyn derselben gegründete mehrere oder mindere Geneigtheit der Hölzer zur Knospenproduction im Stockausschlag dürfte, bey einer vom Vf. fortzusetzenden, vergleichenden, gleichmäsigen Untersuchung der Nadelhölzer, als welchen bekanntlich jene Eigenschaft abgeht, noch mehr Licht erhalten. IV. *Über den Zustand der Esche nach äusseren Beschädigungen.* Die hier gerügte irrige Meinung vieler Forstmänner, dass eine an Rinde und Holz beschädigte Esche völlig wieder ausheile, ohne eine Trennung der künftigen überwölbenden Jahrringe von den beschädigten Flecken zurück zu lassen, scheint sich allgemeiner auch auf andere Baumarten zu erstrecken. Das auch in Deutschland angepriesene, von der englischen Regierung gekrönte *Forsyth'sche* angebliche Universal-Heilmittel verräth wenigstens dieselben Grundsätze V u. VI. *Anbau der Kiefer* und einiger anderer Holzarten durch Aussaat, mit und ohne Vorbereitung des Bodens, unter verschiedenen Umständen. VII. *Über Schlagholzanlagen in sumpfigen Boden.* VIII. *Beschreibung einer englischen Korbweiden-Anlage.* IX. *Nachricht von einigen Eichenpflanzungen des Herzogs von Portland.* Enthält manche belehrende Fingerzeige zur Cultur der Eiche, welche von vielen Forstmännern oft noch zu handwerksmäsig betrieben wird. X. *Beyträge zur Naturgeschichte des Lerchenbaums.* Die vom Vf. für die Möglichkeit, den Lerchenbaum durch Stecklinge zu vermehren, angeführten Beyspiele von Wurzelproduction an zufällig mit Erde bedeckten Seitenzweigen des Mutterstamms, werden durch die Methode mancher Handelsgärtner, Nadelhölzer, vorzüglich die Weymouthskiefer, durch Ableger geschwind zu vermehren, bestätiget; die Fortpflanzung durch wirkliche Stecklinge wird aber demohngeachtet immer misslich, und ein oft fehlschlagendes Experiment bleiben. XII. *Beyträge zur Geschichte der Eichen-Cultur*, vorzüglich in Rücksicht des von einigen Forstmännern empfohlenen Abschneidens der jungen Eichstämme zur Beförderung ihres geraden und schnellen Wuchses. XIII. *Beschreibung der von Marschalkischen Waldungen zu Dankenfeld und Trabelsdorf auf dem Steigerwald.* Verdient unter mehreren Abschnitten dieses Buchs, wegen der Mannichfaltigkeit trefflicher Bemerkungen über die musterhafte Forstbehandlung und Culturanstalt des darin erwähnten Forstbedienten, Güth, vorzüglich gelesen zu werden. XIV. *Über die Weissfäule der Forstgewächse.* Der Vf. erklärt diese Krankheit für denjenigen Zustand der Bäume, wo der Kohlenstoff als das dunkelfärbende Princip der Hölzer aufgelöset, und in Verbindung mit der Lebensluft als kohlensaures Gas verflüchtiget sey. XVI. *Über den Graswuchs in Wäldern.* Mit Recht wird erinnert, dass die forstwissenschaftlichen Grundsätze in Ansehung des Graswuchses und des aufgehäuften Waldlaubs noch zu allgemein sind, und mehr Modification nach Beschaffenheit des Locals und der Umstände bedürfen. XVII. *Über die in manchen Wintern häufig abgetrennten Zweigspitzen der Fichten.* Nach des Vf. Beobachtung ist vorzüglich der Kreutzschnabel der Urheber dieser Zweigablösungen, indem er im Winter, wo die Fichten wenig Saamen haben, die für das nächste Frühjahr bestimmten Blüthenknospen derselben zu seinem Futter wählt, dessen Einsammlung ihm durch jene Operation erleichtert wird.

XVIII. *Ueber den Wurzelaustrieb verschiedener Baumzweige, wenn sie in die Lage der Wurzeln kommen, und einige entgegengesetzte Phänomene.* Der bekannte Grundsatz, dass sowohl die in den Wurzeln als im Oberholz der Bäume befindlichen Keime, in die gehörigen Umstände versetzt, sich wechselseitig in Zweige oder in Wurzeln ausbilden können, ist mit mehreren seltneren Beyspielen an Nadelholzsorten bestätiget. XX. *Ueber abgeworfene grüne Zweige alter Eichen.* Diese, den Fichtenabsprüngen ähnliche Erscheinung, die aber nicht gleiche äussere Veranlassung hat, wird durch fortgesetzte Untersuchung des Vfs. vielleicht dasjenige Licht erhalten, dem derselbe auf der Spur zu seyn scheint. XXII. *Fragmentarische Notizen aus dem Böhmerwald.* Bey Erwähnung der dortigen Pottasche-Brennereyen werden Belege für die Meinung angeführt, dass das Pflanzen-Alkali mehr für ein Product der Verbrennung, als für ein blosses Educt der vegetabilischen Körper anzusehen sey. KKW.

Berlin, b. Spener; *Unterricht für den Landwirth zur Abwendung und Heilung der in Kriegszeiten vorkommenden Viehkrankheiten* etc. vom Prof. *Sick*; zu Kriegs- und Friedenszeiten gleich nützlich. 1807. 126 S. 8. brosch. (12 gr.).

Zu den Übeln, welche der Krieg zu verbreiten pflegt, gehören, unter unzähligen andern, auch seuchenartige Krankheiten, welche unter den Pferden sowohl, als unter den Rindern entstehen, und besonders durch die Heerden Schlachtvieh, welche den Armeen oft aus der weiten Ferne her zugeführt werden, in ganze Gegenden gebracht werden. Die heftigen Anstrengungen dieser Thiere, der nur zu oft eintretende Mangel an Ruhe, an gesunder Nahrung und gesundem Getränke, so wie die oft gänzlich fehlende zweckmässige Behandlung und die fehlenden Mittel machen dieses Übel in Kriegszeiten unvermeidlich. Auch in dem gegenwärtigen Kriege brachen hie und da Seuchen unter dem Viehe aus. Hr. *Sick* in Berlin wurde daher von dem kaiserl. französ. Staatsrathe *Hazzi* und von der berlin. Ober-Medicinal-Policey-Behörde aufgefodert, den Landmann mit den mannigfaltigen Gefahren bekannt zu machen, denen er in Ansehung seines Viehes durch den Krieg überhaupt, vorzüglich aber durch den gegenwärtigen, ausgesetzt ist. Dieses Auftrags hat er sich auf eine rühmliche Weise entlediget, indem er in vorliegendem *Unterrichte*, bey aller Kürze, einen möglichst deutlichen Begriff von allen den Viehkrankheiten und Seuchen, welche durch Kriege veranlasst und verbreitet werden können, zu geben bemüht ist, und zugleich auch alle gegen dieselben anzuwendenden policeylichen und arzneylichen Mittel, unter welchen auch die zweckmässigsten Hausmittel nicht fehlen, mittheilt; so dass jedem Landwirthe die Lectüre dieses Buchs recht angelegentlichst empfohlen zu werden verdient. Er findet hier alles, was er in jener Hinsicht zu wissen und zu beobachten hat, sehr vernünftig zusammengedrängt, und hat nicht nöthig, sich erst mühsam durch mehrere Bände der Vieharzneykunde hindurch zu arbeiten. Auch hat sich der Vf. kein geringes Verdienst dadurch erworben, dass er nur die wohlfeilsten Arzneymittel ausgehoben hat, und diese selbst sehr deutlich verfertigen lehrt. Das ganze Werkchen ist in §§ abgetheilt, welche mit Seiten-Bemerkungen versehen sind, und handelt in 5 Kapp. alles hieher Gehörige ab. Im 1sten Kap. ist die Rede von den schädlichen Folgen, welche die Landwirthe zu befürchten haben, wenn sie beym Andringen feindlicher Heere mit ihrem Viehe in andere Gegenden flüchten, dann auch von denjenigen Übeln, welchen die Pferde, so wie das Schlachtvieh, durch die Kriegsbeschwerden ausgesetzt sind, als: Von der Druse und Lungensucht und abzehrenden Fiebern bey den Pferden; von der Lungenfäule und dem ansteckenden Faulfieber beym Rindvieh. Kap. 2. Von den Krankheiten, welche die Thiere sowohl während, als nach den erduldeten Kriegsbeschwerden und Anstrengungen plötzlich überfallen, und denselben entweder durch Verwahrlosung, oder wegen Mangel an thierärztlicher Hülfe, gemeiniglich tödtlich werden, als: Kolik oder Darmgicht, Verfangen, Erhitzen, Verschlagen und Verfuttern, als die Entstehungsursachen der Rehe, und die Lungenentzündung. Kap. 3. Von denjenigen Krankheiten, welche vorzüglich bey den Pferden der Kriegsheere häufig entstehen, und als ansteckende Übel sich dann öfters weit umher über das Hausvieh seuchenartig verbreiten: der Raude bey Pferden und Kühen, dem Wurme und dem wahren Rotze. Kap. 4. Von der gehörigen Zubereitung und Anwendung derjenigen Heil- und Hülfs-Mittel, welche gegen die in dieser Abhandlung dargestellten Viehkrankheiten vorgeschrieben sind: der Klystire, Dampfbäder, Beitzen, Salben, Haarseilziehen etc. Kap. 5. enthält Vorschläge zur Errichtung einer landpoliceylichen Anstalt, um den einheimischen Viehstand vor denjenigen Krankheiten und Seuchen, welche gewöhnlich im Gefolge der Kriegsdrangsale entstehen, möglichst zu sichern. sch—

Leipzig, b. Gerhard Fleischer d. Jüng.: *Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes, bey theuren Zeiten wohlfeil hauszuhalten.* Eine Sammlung von Haushaltungsvortheilen. 1807. 176 S. 8. (12 Gr.)

Zwar hat der Krieg mit seinen Schrecken manchem Hause eine andere Ökonomie vorgeschrieben, aber dennoch, zumal in Städten, den Luxus nicht verdrängt, so dass vorliegender „*Rath*" jeder Hausmutter, der das Glück ihrer Familie am Herzen liegt, zur Lectüre, aber auch zur Befolgung recht sehr empfohlen zu werden verdient. Sie wird aus demselben, besonders wenn sie in weiblichen Arbeiten nicht ganz unerfahren und ungeschickt ist, und bey dem Besitze eines Gartens oder kleinen Stück Landes, nicht nur Erwerb, sondern auch — ohne eben zu geizen. — Ersparniss lernen können zum Nutzen des hausväterlichen Geldbeutels. Am rechten Orte steht hier auch S. 18 die gewiss nicht überflüssige Warnung vor öftern *kleinen* Ausgaben, welche am Ende des Jahrs oft zu einer beträchtlichen Summe anwachsen. Doch am meisten wird eine Hausmutter im Haushalte ersparen können, wenn sie alle Bedürf-

nisse und Lebensmittel geschickt und sparsam zuzubereiten, zu behandeln und anzuschaffen versteht; und zu dieser Kenntniss kann sie durch Benutzung dieses Buchs, dessen Vf. oder Vfn. sich wohl hätte nennen können, gelangen, indem es Ersparniss an Brod und Mehl, Butter und Fett, Essig, Zucker, Kaffee und Gewürz, Baumöl, Licht, Seife, Kraftmehl und Stärke und an Feuerungsmitteln lehrt, und mit den bisher bekannt gewordenen besten Stellvertretern bekannt macht. Vorzüglich verdienen die hier mitgetheilten Regeln zur Ersparung des Holzes in der Küche allenthalben angewendet zu werden. Kurz, alles hier Gesagte ist vortrefflich, so vieles auch schon bekannt ist, und hier und da schon angewendet wird, und Rec. kann dieses Buch allen Hausmüttern nicht nur des Mittelstandes — denn diese wird es ohnehin die Noth lehren, wohlfeiler hauszuhalten — sondern auch den höhern und begüterten, die sich der Küche selbst anzunehmen nicht schämen, mit Grund empfehlen. Auch an Druck und Papier ist nichts zu tadeln; nur für mehr Correctheit sollte gesorgt seyn. — sch. —

Leipzig, b. Gräff: *Ökonomische Abhandlungen*, von *F. C. Medicus*, kurpfalzbayerischem Regierungsrathe. I Bändchen. Leipzig. 1805. 242 S. II Bändchen. 1805. 312 S. 16 (1 Thlr.).

Hr. *M.* hat hier einige seiner einzelnen Abhandlungen aus den *Bemerkungen* und den *Vorlesungen der kurpf. physicalisch - ökonomischen Gesellschaft* wieder abdrucken lassen. Die meisten sind also schon dreyssig und mehrere Jahre alt: und doch lassen sie sich, ungeachtet der totalen Revolution, die indessen in der Ökonomie Statt gefunden hat, noch recht gut lesen, und oft kann man sich dabey des Wunsches nicht enthalten, dass die Revolutionaire, anstatt nur zu zerstören, lieber nach des Vfs. Vorschlägen hätten fortbauen mögen.

Das erste Bändch. enthält der *Abh.* nur *drey*: I) *Stadt - und landwirthschaftliche Beobachtungen, bey einer kleinen Reise im Jahre 1772 gesammelt.* Die Reise ging an dem Neckar hin in den Odenwald, und Hr. *M* beobachtete freylich nach den Ansichten, die man damals von den Sachen hatte. Ein besonderes Vergnügen gewährt es aber dem Leser, nun nach 35 Jahren zu sehen, wie treffend Hr. *M.* schon damals geurtheilt hat, oder auch nur, wie die Resultate der Veranstaltungen jener Zeit ausgefallen sind. Auf die Einführung des Kleebaues und die Beförderung der Fabriken und Manufacturen war der Verbesserungsgeist gerichtet. Jene ist vollkommen geglückt; diese aber missglückt — weil das Zeitalter noch nicht dazu reif war; und auch weder die rechten Menschen, noch die zweckmässigsten Mittel gebraucht wurden. Von den angorischen Ziegen, die der Kurfürst zur Veredlung unserer gemeinen Ziegenrasse gehalten hat, und wie leicht sich davon Bastardziegen haben ziehen lassen, giebt Hr. *M.* hier eine lehrreiche Nachricht; nur Schade, dass er nicht bestimmt sagt, warum die Anstalt aufgehört hat, und wie sich die edlen Thiere so ganz unvermerkt verloren haben, dass man von ihrer Descendenz auch gar nichts mehr weiss. Eben so sind sie aus dem Fürstenthume Meinungen verschwunden. Und doch wäre es übereilt, daraus zu schliessen, dass die edle Rasse sich für Deutschland nicht schicke. Denn noch mehr Versuche hatte man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Einführung des spanischen Schafs ohne allen Erfolg gemacht; und gegen Ende des Jahrhunderts kam man damit doch auf einmal zum Zwecke. Aber die vollständigsten Nachrichten von dem Anfange, Fortgangen und Ausgange der Versuche sollte der Beobachter zu erforschen suchen, und dem Publicum mittheilen! S. 110 spricht Hr. *M.* ein Verdammungsurtheil über die englische Landwirthschaft aus, das wir ungern von ihm gehört haben. Um das mindeste zu sagen, beweist er, dass er sie gar nicht kennt. S. 121 — 142. Von der Rhabarberpflanzung zu Käferthal, wo Hr. *M.* befriedigend zeigt, dass die handförmige Rhabarber die ächte ist, dass die Pflanzung hier allerdings ihre rechte Stelle gehabt haben würde; dass sie aber nicht habe gerathen können, weil die Unternehmer der Sache gänzlich unkundig gewesen seyen, und weil sie bey dem Anbaue mit einer Unvorsichtigkeit verfuhren, wobey ihr Product nie Credit gewinnen konnte. II) *Bemerkungen über die vorgeschlagene Verbindung des Seiden- und Weinbaues.* Der verstorbene Ökonomie-Rath *Bernhard* hatte vorgeschlagen, die Reben an den Maulbeerbäumen in die Höhe, und dann als Blumengehänge von einem Baume zum andern fortzuleiten; und Hr. *M.* thut nun hier dar, nicht nur, dass der Vorschlag keine leere Speculation sey, sondern dass er auch noch Vortheile gewähre, worauf Hr. *B.* nicht einmal aufmerksam gemacht habe. Die Erfahrung entscheide, dass die Reben gern in die Höhe gehen, und dass — was auch Rec. bezeugen kann — die in der Höhe gezogenen Trauben einen vorzüglich angenehmen Geschmack haben. Wenn die nahe über der Erde befindliche Blüthe vom Froste leide: so bleibe die in der Höhe davon unversehrt. Der Maulbeerbaum sey den Rebenstichern durchaus zuwider; die Ziehung des Weins an dem Maulbeerbaume werde also mit zur Vertilgung dieses verheerenden Insects beytragen. So empfehlend diess alles nun auch für den Vorschlag ist: so gesteht Hr. *M.* doch in einem neueren Zusatze, dass die in der Höhe gewonnenen Trauben nur zur Verspeisung dienen; dass sie aber beym Keltern den vortrefflichen haltbaren Wein nicht liefern, der bey der niedrig gehaltenen Rebencultur von ihnen erhalten werde. Und dabey erklärt er doch noch für ein höchst nöthiges Bedingniss, dass die Reben, an denen die Trauben hervorkommen sollen, ihre Beweglichkeit behalten müssen — also nie fest angebunden seyn dürfen. III. *Von der Stallfütterung in der ehemaligen Kurpfalz.* Auch in diesem Lande hat man lange schon, ehe die Stallfütterung als eine der ersten Ökonomieverbesserungen an die Ordnung des Tages gekommen ist, hie und da einzeln und unbemerkt Stallfütterung gehabt. Hr. *M.* nennt hier aus den von den Beamten erstatteten Berichten die Örter; bemerkt dabey, was für Futter man sich dazu bedient hat, und inwiefern das Vieh

dabey von der Seuche verschont geblieben ist oder nicht. Rec. kann — was doch Hr. *M.* andeuten zu wollen scheint — es noch für keinen Beweis des Vorzugs des Stallfütterns vor dem Weiden ansehen, wenn man sich irgendwo aus Mangel an Weide zum Stallfüttern hat entschliessen müssen; glaubt auch, dass gerade hier die Berechnung der Kosten den Ausschlag gegen die Stallfütterung geben würde. Dass das Vieh bey der Stallfütterung von der Seuche fast nicht weniger frey geblieben ist, als das geweidete, darf nicht befremden: da ja aus der Erfahrung genugsam bekannt ist, dass diese schreckliche Krankheit im Winter, da doch alles Vieh in den Ställen ist, sich nicht weniger verbreitet, als bey der Weide im Sommer.

Im zweyten Bändchen befinden sich folgende 6 Aufsätze: I) *Über die bloss praktischen Beyspiele.* Hr. *M.* sagt hier freylich nicht mehr und nicht weniger, als was alle verständigen Männer vor ihm auch schon gesagt haben, dass nämlich weder die Praxis allein, noch die Theorie allein die guten Ökonomen mache, sondern dass beide mit einander verbunden seyn müssen; aber er erläutert diese Wahrheit aus der Geschichte seiner Zeit auf eine ungemein interessante Weise; nur eifert er gegen das Ende etwas mehr, als nöthig scheint, gegen das akademische Facultätenwesen, wobey das Studium der Ökonomie nicht aufkommen könne. Unseres Erachtens findet dieses Hinderniss jetzt wenigstens nicht mehr Statt; aber das wissenschaftliche Studium der Ökonomie hat eine Schwierigkeit in sich, wobey es immer nur Auserwählten möglich seyn wird, es mit glücklichem Erfolge zu treiben. Diese ist die fast grenzenlose Ausdehnung desselben. II. *Über die Verbesserung der Viehzucht.* Jetzt unbedeutend! III. *Von dem Baue der süssen Pomeranzenstaude.* Es sey Vorurtheil, einen hohen Wärmegrad für diese Staude im Winter zu verlangen. Sie müsse zwar im Hause überwintert werden, aber nur eben einige Grade über dem Gefrierpuncte seyen für sie hinlänglich. Hingegen sey das Licht ihr sehr zuträglich; und man thue desswegen wohl, wenn man die ganze Vorderseite des Winterhauses von Glase vorrichte, und insbesondere die Fenster bis unter die Decke des Zimmers gehen lasse. Der Heizung bedürfe es so wenig, dass die beiden grossen Orangeriesäle in den Häusern des botanischen Gartens zu Mannheim in 10 Jahren keine 4 Wagen Holz gekostet haben. Gleichgültig sey es aber nicht, in was für Gefässen man die Pomeranzenstauden stehen habe. Weder hölzerne, und noch viel weniger weite Kübel dürfen es seyn, sondern nur enge irdene gebrannte Töpfe seyen dazu tauglich: denn nur in diesen könne die Kraft der Sonne gehörig auf die Wurzeln wirken, und die Früchte zeitigen. IV. *Wie kann ein elender Ackerbau einer Gemarkung nach und nach in einen besseren verwandelt werden?* Ein Aufsatz, den Hr. *M.* besser der Vergessenheit übergeben haben würde! V. *Über die Veredlung der Wolle, vorzüglich durch Winterpferchung der Schafe.* Hr. *M.* geht hier von den gewiss unrichtigen Grundsätzen aus, dass die Feinheit der Wolle von der Pflege, und nicht von der Rasse herrühre, und dass die Überwinterung des Schafs in Ställen die Wolle vergröbere, da sie durch die Überwinterung desselben im Freyen verfeinert werde. Rec. hat eine Heerde nun schon 22 Jahre ununterbrochen im Freyen überwintert, ohne auch nur die mindeste Wirkung auf die Wolle davon bemerkt zu haben. VI. *Einige Fragmente über die Vergleichung des Kartoffel- und Kleebaues.* Da der Bau von beiden Gewächsen sowohl neben einander bestehen kann: so hätte die Parallele gar nicht gezogen werden sollen. Was Hr. *M.* gegen den Bau der Kartoffeln sagt, ist der Erfahrung nicht gemäss. Und wenn das Oberamt Lautern seit den 30 Jahren, in denen es den Kartoffelbau verstärkt hat, herabgekommen; die Kellerey Hilsbach und Lohrbach in dem Oberamte Moosbach aber in den letzten 10 Jahren beym Kleebau in Aufnahme gekommen ist: so hat sich doch vermuthlich bey dem Schlusse, dass der Kartoffelbau von dem Einen, der Kleebau von dem anderen gegenseitig die Ursache sey, eine *fallacia causae* eingeschlichen.

α.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Salzburg,* in der Mayrischen Buchhandl. und Buchdruckerey: *Vollständige Anleitung zur Pflanzung, Verbreitung und Benutzung des Erdapfels oder Kartoffels.* Für geistl. und weltl. Vorgesetzte, Schullehrer, Ökonomen, Ackersleute und Hausmütter. Von *Beda Hubner.* 1 Th. landwirthschaftl. Pflanzung. 1807. III und 104 S. 8. (6 gr.) Es ist sehr zu beklagen, dass es noch immer selbst getreidearme Länder und Gegenden giebt, deren Bewohner aus Vorurtheil und Trägheit den so nützlichen Kartoffelbau verschmähen, und, anstatt sich mit dieser wohlschmeckenden und dienlichen Frucht zu nähren, sich lieber mit elendem und ungesundem Haber- und Kleyen-Brod behelfen. Wo der Anbau dieser Frucht im Gange ist, findet man es kaum begreiflich, wie unsere Vorfahren, *ohne* sie, sich und die Ihrigen nähren und sättigen konnten, und eben so unbegreiflich, wie man, besonders in Jahren der Theurung und des Mangels, oder in Kriegszeiten, dem Hungertode entgehen könne. Und dennoch — kaum ist es glaublich — will der so wohlthätige Kartoffelbau in dem ohnehin grossentheils getreidearman Lande Salzburg, wie aus obiger Schrift erhellet, trotz aller getroffenen Maasregeln und grossmüthigen Veranstaltungen der dasigen Landesregierung keinen Eingang finden. Diess bewegt und berechtiget nun den Vf. zu lauten Klagen über die Verblendung der salzburg. Landleute, und veranlasst ihn, durch gegenwärtige Schrift, in welcher er zum Kartoffelbau, oder wie er sich ausdrückt, zur *physischen Pflanzung* der Kartoffeln Anleitung geben will, zur Verbreitung derselben in seinem Vaterlande mitzuwirken. Die Absicht ist rühmlich und menschenfreundlich, aber auf diesem Wege wird er sie schwerlich erreichen. Wenn der dortige Bauer noch so verblendet ist, so wird er, der vielleicht kaum nothdürftig lesen gelernt hat, diese langweilige Schrift, welcher noch 2 andere Theile folgen sollen, ungelesen lassen, und bey seiner bisherigen, wenn auch noch so elenden, Lebensweise beharren. Man gehe doch lieber, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit guten Beyspiele voran, und der Landmann wird den Nutzen der Kartoffeln kennen lernen und den Anbau derselben nachahmen. In der That, Hr. *H.* hätte sein Buch ungedruckt lassen können! Wer wird sich überwinden, dasselbe, ohne dazu verpflichtet zu seyn, zu lesen? Glaubt er im Ernst, dass es auch ausser seinem Vaterlande gelesen zu werden verdiene, indem in Deutschland, ausser Schwaben und Franken, wie er meint, der Kartoffelbau wenig oder gar nicht betrieben werde: so muss er sich ausser dem salzburg. Lande wenig umgesehen haben. Überdiess ist die Schreibart des Vfs. so unrein und holpricht, so grammatisch unrichtig, der Ausdruck so langweilig und oft doppelsinnig, der Periodenbau so verworren und die Interpunction so fehlerhaft, dass Rec. ihn zu bitten sich gedrungen fühlt, seinen Autorkitzel zu unterdrücken, die schon vorhandenen weit bessern gedruckten Belehrungen über den Kartoffelbau zu lesen, und wenn es seine Lage gestattet, ihn selbst zu betreiben, damit andere ihm nachfolgen. Belege zu diesem Urtheil wird der Leser auf jeder Seite finden, und sie also dem Rec. erlassen.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1807.

MEDICIN.

Nürnberg, b. Campe: *Darstellung und Kritik der Lehre von den Krisen nach den Ansichten der ältern und neuern Ärzte* von Dr. *Adolph Henke*, Prof. der Medicin auf der Universität in Erlangen. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur theoretischen und praktischen Heilkunde.* Erster Band.) 1806. 293 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wir erhalten hier eine, in Plan und Ausführung sehr erweiterte, im Wesentlichen aber sich selbst gleiche, neue Darstellung der von dem Vf. in *Horns Archiv*, bey Gelegenheit der göttinger Preisaufgabe, vorgetragenen Sätze über die *Krisenlehre*, verwebt mit dem wesentlichen Inhalte seiner Schrift über Vitalität des Bluts u. s. w. und seiner *Disquisitionum pathologicarum*, und eingeleitet oder vorbereitet durch eine *Darstellung der Lehre von den Krisen* von Hippokrates bis auf unsere Zeit (S. 1—99). Die Veranlassung zu dieser neuen Bearbeitung aber haben wir in der, gegen den im 3ten Bande des Hornschen Archivs eingerückten Aufsatz gerichteten Kritik des *Journals der Erfindungen etc.* zu suchen, deren Widerlegung hier ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. Wie der Stoff und die Motiven der Bildung, so ist auch der Gehalt des Werks und sein Ertrag für die Wissenschaft; allenthalben wird nur die Oberfläche berührt, Vertheidiger und Modificatoren der Krisenlehre werden mit ihren Gründen verhört, und durch Raisonnement nach den Principien der Erregungstheorie abgefertigt. Auf beiden Seiten vernehmen wir nur das längst Bekannte, auch ohne die geringste neue Ansicht, in einer klaren und sehr verständlichen Sprache vorgetragen, wodurch vielleicht die Schrift für den, der eine schnelle Übersicht der hieher gehörigen Verhandlungen ohne Quellenstudium sich zu verschaffen wünscht, noch allein einigen Werth haben kann. — Die Kritik hat mit dieser Angabe ihrer Pflicht völlig Genüge geleistet, und kann den gröfsten Theil dessen, was sie noch weiter darzuthun versucht, als einen, nicht dieser Schrift, sondern dem Gegenstand an und für sich dargebrachten Tribut ansehen. — Die voranstehende Geschichte der Krisenlehre ist für den Zweck der nachfolgenden Kritik völlig befriedigend — sie schöpft bey den ältesten Begründern derselben gröfstentheils aus den Quellen, und sucht ihre vollendeten Elemente schon in den Schriften des Hippokrates nachzuweisen, wo aber freylich, wie dieses nicht selten zu geschehen pflegt, die *Interpretation* Galens häufig auf den einfachen, nicht terminologisch geregelten, Ausdruck des *Alten* übergetragen wird. Davon abgesehen ist nicht zu leugnen, dafs die Krisenlehre Galens hier scharf hervorgehoben, und damit der Kritik des Vfs. wenigstens ein sicheres, wenn gleich verschollenes, Object vorbereitet sey. Die Fortbildung der Krisenlehre bis zum Ursprung der Solidarpathologie wird äusserst kurz, ganz nach *Sprengels Geschichte der Medicin*, durchgegangen, weil die Hauptsätze derselben in diesem Zeitraume, bey allen Einflüssen der herrschenden Systeme, stets dieselben geblieben seyen. (Aber der Titel versprach eine *Darstellung* der Krisenlehre; und sollte nicht eben jene Verträglichkeit dieser Lehre mit den verschiedensten, zum Theil sehr scharfsinnigen, Systemen denkender, von Autoritätsglauben freyer, Männer, — die Art, wie sie sich in dieselben fügten, ihr Einfluss auf Consequenz oder Inconsequenz ihrer Form u. s. w. für den, der eine allgemeine Kritik derselben schreiben will, ein hinlängliches Interesse haben, um das Studium der Quellen nicht zu scheuen, und durch Hervorziehung der Hauptmomente der Krisenlehre nach den vorzüglichsten späteren Systemen, die grosse Lücke des Geschichtlichen in seiner Darstellung auszufüllen?) — Die Umgestaltung der Krisenlehre durch die Solidarpathologie, von *Cullens* Zeiten an, ihre Verschmelzung mit *Reils* chemischem System, der Synkretismus in den Lehrsätzen *Hufeland's*, *Cappel's*, *Ideler's*, in *Liebsch's* Preisschrift u. s. w. wird wieder ausführlich, nach der Darstellung der Vff. selbst, vorgelegt, und dagegen im *zweyten Abschnitte* das bekannte Argument durchgeführt: „Die Säfte haben keine Vitalität, folglich sind sie keiner *ursprünglichen* Veränderungen, weder im gesunden noch kranken Zustande durch äusere Potenzen fähig, sie können also auch keine materielle Krankheits*ursache* in sich enthalten, deren kritische Entfernung als primitives Moment der Heilung betrachtet werden dürfte. So wie nun durch dieses Argument die ältere Krisenlehre gänzlich fällt: so wird durch dieselbe aus den Theorien neuerer Aerzte, insofern sie die Krisenlehre in Schutz nehmen, das Wesentliche der Krisis hinweggenommen, und es bleiben nur übelverstandene, oder unrichtig ausgedrückte Grundsätze der Erregungstheorie übrig." — Wir wollen aus der Folge der hier gelieferten Argumentation nur *ein* Element herausheben, das, wenn es gleich auf den ersten Blick für das endliche Resultat weniger entscheidend scheinen möchte, doch, richtig angesehen, als die eigentliche Basis der Krisenlehre und alles Widerspruchs gegen

dieselbe betrachtet werden muss. Es ist die Streitfrage *von der Vitalität der Säfte*, so wie die daraus abgeleitete Folgerung für die Unmöglichkeit primitiver Modificationen derselben. Allenthalben, wo gegen die Vitalität der Säfte gestritten wird, muss ein Ausspruch *Schellings* zur Autorität dienen, der wohl schwerlich, um der Unbehülflichkeit zum Schild zu dienen, in die Welt gesandt wurde. So auch hier. — Die Vertheidiger der Vitalität der Säfte gingen fast alle auf *einem* Pfade, ihre Ansicht der Säfte war die gemeine der rohen Empirie, aus deren Händen sie sie empfangen hatten; so konnte auch der grösste Scharfsinn, bey dem gewöhnlichen, dialektischen Verfahren, nichts zu ihrem Heil gewinnen. Davon zeugt vor allen *Schmidt*, der, wie keiner der übrigen, in seiner Physiologie mit dem ganzen Apparate einer gewandten Kritik aufs behendeste zu ihrem Schutze auftritt. (Der Vf. hat diesen Schriftsteller in seiner Aufzählung der Vertheidiger der Vitalität der Säfte ganz übergangen.) Aber *Dömmling* öffnete zuerst einen Blick in eine weitere Tiefe, und ahndete eine ganz neue Ansicht der Säfte; daher wollen auch des Vfs. Waffen gegen diesen Vertheidiger nicht recht schneiden. Insofern nämlich *Dömmling* nicht zu einer klaren Ansicht seines Gegenstandes kam, und zugleich aus einer unvollständigen Erkenntniss zu weite Folgerungen für die Möglichkeit der primitiven Säftekrankheiten herleitete, giebt er allerdings der Kritik dieselben Blössen, wie mehrere, die man gewöhnlich mit ihm in eine Classe stellt; insofern er aber einen höheren Standpunct andeutet, geht eine oberflächliche Kritik an ihm vorüber, statt dass es ihr Geschäft eigentlich wäre, gerade diesen versteckten Einwurf aufzusuchen, und, wenn es angehe, zur Verherrlichung ihres Siegs hervorzuziehen. — Was haben wir uns eigentlich zu denken, wenn von *Säften* des organischen Körpers die Rede ist? Sind alle in seinem Raum mit einbegriffene Flüssigkeiten, welchen Namen und welche Bestimmung sie auch haben mögen, in gleiche Kategorie zu bringen, so dass, was über die Vitalität des einen abgeurtheilt werden kann, nothwendig auch die der übrigen betreffe? Ist die Fähigkeit zu primitiven Affectionen eine *richtige* Folgerung aus der Vitalität der Säfte? Sind die Säfte, ihre Nichtvitalität angenommen, darum in *demselben* Gegensatze mit dem Organismus begriffen, wie die äussere Natur, oder sind sie, wenn auch absolut unorganisch, dieses doch auf eine *andere Art*, als diejenigen Stoffe, die man allgemein dafür anerkennt? — Diese Fragen dürften nähere Beherzigung verdienen, als ihnen bisher geschenkt wurde, und doch enthalten schon Dömmlings Schriften, (wichtigerer neuerer nicht zu gedenken) Anregungen zu vielen derselben. Wer leugnet wohl, dass der Speichel, der Magensaft, die Galle, kurz alle zu dem Verdauungsprocess mitwirkenden, oder überhaupt diejenigen Secreta, die nicht zur Excretion bestimmt sind, und grösstentheils mit äusseren Potenzen in unmittelbaren Contact zu treten pflegen, so wie sie diese Potenzen auf eine eigne Weise modificiren, nach Gesetzen der Wechselwirkung von ihnen hinwiederum, ihrer besonderen Qualität gemäss, so oder anders modificirt werden müssen? Niemand schreibt ihnen Vitalität zu, und zwar mit Recht. Dennoch drückt sich in ihnen eine organische Action aus, und sie kehren, als Potenz, in der Qualität ihres Products in den Organismus zurück. Eine unmittelbare Veränderung des organischen Products ist also gleichzeitig mit dem Moment der primitiven Assimilation. Alles Reizverhältniss ist von seiner materiellen Seite ein organisch Vermitteltes; aber die Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit der Afficirbarkeit eines Systems hat auf das Wesen seiner Vitalität keinen nothwendigen Einfluss. Alle Sinneswerkzeuge enthalten einen Beweis analoger Vermittelung, sowohl ihrer Perception als ihrer Reaction. Wer mag aber das Organische so einseitig nehmen? — Es bleibt in allen diesen Beziehungen ein wahrhaft Äusseres thätig auf ein in gleichem Masse Äusseres des Organismus; und wenn gleich die Lehre von den Krisen aus einer richtigen Ansicht und Würdigung der verschiedenen Vermittlungsstufen der organischen Assumtion und Perception wichtige Aufschlüsse und Modificationen erwarten dürfte: so würde doch auch *hierdurch* für die eigentliche Frage im Wesentlichen nichts gewonnen werden, so lange nicht das *Blut*, als der Saft des organischen Körpers κατ' ἐξοχήν, als der eigentliche Radicalsaft desselben, in seinem tieferen Wesen aufgefasst, und mit strenger Absonderung dessen, was seiner Existenz fremdartig ist, nach seiner Stelle im Totalganzen des Organismus gewürdiget wird. Wir stellen hier folgenden Satz auf, den wir an einem anderen Orte weiter ausführen werden, der aber, auch ohne diese Ausführung, für den, der die Prämissen kennt, Evidenz haben wird: — Das Blut ist der Ausdruck des jedesmaligen Indifferenzzustandes einer relativen, organischen Totalität. Als dieser ist es allem Äusseren *schlechthin unzugänglich*, aber zugleich und nothwendig *der unmittelbare Spiegel jeder in die Differenz des Organischen fallenden Action*. Es ist das eigentliche *Seyn* des Organischen, ohne seine *Erscheinung*. Der erscheinende Organismus aber wird construirt aus der Differenzirung des Bluts nach entgegengesetzten Richtungen, oder er ist vielmehr selbst nichts anderes, als der Ausdruck dieser stetigen Decomposition seiner reinen Totalität. Wenn dieses organische Wasser auf der einen Seite nach Gesetzen der überwiegenden Cohäsion, in der Differenz der starren Gebilde, gegen die äussere Natur den Conflict der Erregung bereitet, auf der anderen aber, durch die Lungen und die exhalirenden Oberflächen, seine eigenthümliche Atmosphäre mit der der Erde unmerklich vermischt: so unterhält es zugleich im Innern, vermöge seiner relativen Incomponibilität, beständig das Mass der dem bestimmten Organismus eigenthümlichen Indifferenz, und in dieser die Bedingungen des fortdauernden Conflicts der Lebensactionen, so lange nicht durch das Missverhältniss der Aussenwelt des Organismus zu seinem ursprünglichen Indifferenzgrade jene relative Incomponibilität entweder der *absoluten* angenähert,

oder durch zu weit gehende Decomposition dergestalt entzweyt wird, dass sie dem Streben der hervorgerufenen Qualitäten zur *Composition* nicht mehr mit der gehörigen Kraft widerstehen kann. Wie nun der relative Ausdruck der seyenden Indifferenz in der Differenz der Gebilde das System der Reproduction — dieses aber von der Polarität der Sensibilität und Irritabilität durchdrungen ist, jede abnorme Differenzirung des einen oder des anderen Pols aber sich, der endlichen Natur gemäss, in einer *Succession von Zeitmomenten*, früher oder später als Differenz der *Reproduction* offenbaret: eben so, nur auf eine ursprüngliche Weise, und identisch mit der Action des Conflicts selbst, muss jede Veränderung in den Functionen des *erscheinenden* Organismus, in dem Blute, als seiner realen Indifferenz, unter der Form der entsprechenden Qualität, eine Veränderung bewirken, die nicht *Folge* jener sichtbaren Succession in der Veränderung der Wechselwirkung der festen Theile, sondern das *qualitative* Vorbild jener Innormalitäten in der *Form* der Thätigkeiten und die leitende Seele ihrer Tendenzen ist. Die Erregungstheorie thut also eben so gut einen Fehlgriff, wenn sie, um ihre Behauptungen gegen die Krisenlehre zu unterstützen, die Vitalität der Säfte bekämpft, als die Vertheidiger derselben, wenn sie die Vitalität der Säfte durch Experimente beweisen, oder aus der Annahme derselben Folgerungen, wie die bisher von den Gegnern gerügten, für die alte Ansicht der Krisen herleiten wollen. Daraus folgt aber keineswegs, dass durch eine richtige Ansicht des Bluts die Krisenlehre nicht eine für die theoretische und praktische Heilkunde sehr wichtige Bedeutung erhalten, manchem mit Unrecht verworfenen Heilmittel sein Werth gesichert, vor allen Dingen aber das voreilige Absprechen über Gegenstände aufgehalten werden müsse, die, in einer oberflächlichen Ansicht widerlegt, so leicht von der Bequemlichkeit für ganz beseitigt gehalten, und lange keiner weiteren Untersuchung auf dem Gebiete des bestimmten Systems mehr gewürdigt zu werden pflegen.

Im 3ten *Abschnitte* werden die nachtheiligen Einflüsse der bisherigen Krisenlehre auf die Behandlung der Krankheiten einzeln durchgegangen, wo aber, wie auch an anderen Stellen dieser Schrift, nicht selten die aus der ältesten, rein materiellen Ansicht der Krisen hervorgehenden Fehler, den späteren, eklektischen Systemen unbedingt untergeschoben, auch manche, z. B. das *vernünftige Temporisiren* der beobachtenden Heilkunst, aus Mangel an eigener Erfahrung des Vfs. über diesen Gegenstand, zu sehr herabgewürdigt werden. Wahrscheinlich werden die Gegner ihrer Seits nicht ermangeln, auch hierauf wieder, wie auf mehrere in dieser Schrift wiederholte Vorwürfe, das Bekannte zu repliciren, ohne dass der Streit auf diese Weise je zu Ende gehen, oder gar mit Bekehrung endigen könne.

Was uns der zweyte Titel, der auf folgende Bände hinzuweisen scheint, verspreche, ist weder aus der Vorrede, noch aus der Schrift selbst abzunehmen. Möge ein mehr als polemisches Interesse die Fortsetzung, wenn sie erfolgen sollte, veredeln und beseelen! Sehr viele Druckfehler entstellen die Schrift, und verdunkeln zuweilen den Sinn. Einigemal (wie z. B. p. 262 Z. 1. v. u.) sind sogar ganze Sätze, mit seltsamer Verdrehung, zweymal wiederholt worden.

***s.

Leipzig, b. Hinrichs: *Über die Wirkung des Opiums, als unentbehrliches Reiz- und Heilmittel* (eines unentbehrlichen Reiz- und Heilmittels) *in der Arzneykunst.* Nebst einer neuen Theorie der Natur der Entzündungen, der Convulsionen, des Schlafs und des Wachens. Von *J. F. Chortet.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von D. *W. G. Becker.* 1806. 8 B. 8. (16 Gr.)

Erstes Kapitel. *Die Wirkung des Opiums ist allein reizend.* Zuerst die natürliche Geschichte des Opiums, seine Bestandtheile nach *Baumé*, seine gebräuchlichsten Präparate, seine Wirkungen im Allgemeinen; Widerlegung der Meinung, dass Krämpfe, Convulsionen und Schmerzen aus einem vermehrten Zuflusse der Nervengeister an den leidenden Ort entspringen; falsche Begriffe von den sogenannten besänftigenden Mitteln; *Brown's* Behauptung, dass O. ein Reizmittel sey, weiter ausgeführt, zum Theil mit unnöthigen Wiederholungen. Die intensive Vermehrung des Grades der Erregung ist die unmittelbare Folge der Kraft, welche das O. auf die thierische Ökonomie hat; zuerst wird diese in grössere Thätigkeit versetzt; dann folgt eine Hypersthenie, die in indirecte Schwäche übergeht. Krankheiten, in welchen es angezeigt ist (asthenische), und in welchen es schadet (wo die Kräfte des Organismus intensiv erhöht sind, besonders im entzündlichen hypersthenischen Zustande). Alle Reizmittel vermindern die Erregbarkeit im Verhältnisse der Kraft, mit welcher sie einwirken (Vermehrung der Stärke der Erregung); diese Eigenschaft ist auch in einem beträchtlichen Grade den sogenannten beruhigenden Mitteln eigen; sie wirken also reizend. Nichtexistenz eines besänftigenden narkotischen Princips; Nothwendigkeit, die erste Ursache der Erregbarkeit von den erregenden Potenzen zu unterscheiden. Giebt es keine äusseren Einflüsse, die unmittelbar auf die Reizempfänglichkeit einen Eindruck machen: so giebt es auch keine das Lebensprincip selbst besänftigenden, beruhigenden Mittel. Das O. wirkt hauptsächlich auf die Speiseröhre, den Magen und die darin verbreiteten Nerven; die vermehrte Erregung dieser Theile muss sich sogleich dem Gehirne, dem Gefichte, dem Blutsysteme, und endlich dem ganzen Körper mittheilen. Aus vielen Schriftstellern (zum Theil mit entstellten Namen und flüchtiger und seltener Anführung der Stellen) Belege von den Heilkräften des O. in asthenischen Krankheiten. Vollkommene Ähnlichkeit der Wirkung desselben und aller (? diffusibler) Reizmittel. Zweytes Kapitel. *Einwürfe, die man gegen die reizend Wirkung des O. macht.* Wieder manche Wiederholungen aus dem Vorigen. Die Schläfrigkeit auf

das O. ist krankhaftes Phänomen, das die Hypersthenieen so gut, als die Asthenieen, begleitet. Widerlegung der Meinung, der *klebrige (gommeux)* Stoff sey allein besänftigend, und der resinöse reizend. Über die Erregbarkeit, als Eine und untheilbare Eigenheit des Organismus, vermöge welcher nicht das System der Blutgefäfse in exaltirtem Zustande seyn kann, während das Gehirn und Nervensystem im Zustande der Schwäche ist; wechselseitige und übereinstimmende Thätigkeit aller Organe ist das unterscheidende Merkmal des Wesens eines organischen Körpers: daher die Sympathie der Theile u. f. w. Wenn das O. Schmerzen, Krämpfe, Convulsionen, Irrereden stillt: so ist dieses nicht die Folge einer in den Lebensverrichtungen erzeugten Schwäche, sondern der verminderten Erregbarkeit des ganzen Organismus. Krampf entsteht, wenn die Stärke der Erregung eines oder mehrerer Muskeln viel gröfser, als die beschränkende Kraft der Ligamente, Membranen, u. dgl. (diess sind bey unserem Vf. die Antagonisten der Muskeln) ist: daher lehrt die Erfahrung, dass Krämpfe bald von einer Hypersthenie, bald von einer Asthenie, bald von einer örtlichen Schwäche herrühren. Die Behauptung, dass die heftigen Zusammenziehungen der Muskeln stets von einer vermehrten intensiven Thätigkeit der Lebenskraft entspringen, steht mit der Erfahrung im Widerspruche, dass eine solche Erregung oft nur extensiv vermehrt ist, und als intensive Kraft vermindert erscheint. Schmerz entsteht aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der Erregung in den Organen, die mit Nerven begabt sind, und folglich aus gradueller Verschiedenheit von Hypersthenie, Asthenie, oder örtlicher Krankheit; heftige und anhaltende sind am häufigsten das Product indirecter oder directer Schwäche der Erregung. Das Irrereden entsteht aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der Erregung im Organe des Denkens; heftiges und anhaltendes meist bey dem höchsten Grade von Asthenie. Das O. wirkt daher nur reizend, indem es das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Systemen des Organismus herstellt; auch in örtlichen Schmerzen und Convulsionen, vorausgesetzt, dass jede chemische oder mechanische Verletzung immer (diess schränkt der Übersetzer, wie billig, ein) asthenische Folgen erzeuge. — Von der Wirkung des O. auf die Aus- und Abscheidungen: der Grad des Reizes steht in geradem Verhältnisse zu dem Grade der Erregung; je geringer die Lebenskraft der abscheidenden Organe ist, desto geringern Widerstand können sie dem Zuflusse der Säfte leisten, und desto gröfser wird dieser seyn (welcher Behauptung der Übersetzer die Trockenheit der bey Entzündungskrankheiten zunächst angegriffenen Theile entgegenstellt). Mittel, in denen der Sauerstoff der hervorstechende Bestandtheil ist, die unter die reizenden Mittel gerechnet werden, als Queckfilber und dessen Präparate, Spiesglanzmittel, concentrirte Säuren, Mittel- und metallische Salze, wirken durch erregten Zufluss von Säften in die Organe schwächend. Mechanische Verletzungen wirken nicht reizend, sondern durch Schwächung der Lebensstärke und Verminderung der Erregung in dem verletzten Theile, so dass dieser sich nicht mit der gehörigen Kraft dem Zuflusse der Säfte widersetzen kann. Vermindert werden die Secretionen, wenn die absolute oder relative Schwäche der mit den absondernden Werkzeugen in Verbindung stehenden Organen gröfser als in diesen selbst, und die absolute oder relative Stärke der Erregung in den absondernden Werkzeugen bedeutender als in den damit zusammenhängenden Organen ist, und folglich diese sich mit Kraft dem Andrange der Säfte widersetzen: daher eine graduelle Verschiedenheit der Hypersthenie, der Asthenie, oder selbst einer örtlichen Krankheit, die Secretion vermindern oder unterdrücken kann. Dieses wird auf die Wirkung des O., die Darmausleerung zu verhindern, angewandt. Vortheile derselben in asthenischen Krankheiten. — Von der Entzündung: sie ist nicht Folge einer Reizung in dem leidenden Theile, sondern einer Schwäche in den Blut- und Lymphgefäfsen, die selbst das Product einer desorganisirten Einwirkung chemischer oder mechanischer Kräfte ist. Innere oder allgemeine Entzündungen sind stets Product schädlicher und schwächender Kräfte (z. B. der Kälte als Ursache der wahren Lungenentzündung; nicht die Hebung der Hypersthenie an sich entfernt die Entzündung oder diese Form des Übelbefindens, sondern die ordentliche Wiederherstellung des Gleichgewichts der Erregung in den einzelnen Organen. Die nervöse Entzündung wird aus eben diesen Vorstellungen erklärt. Opium ist nur dann in Entzündungen nützlich, wenn diese allein aus zu schwacher Erregung entstanden, oder wenn der Missbrauch der schwächenden Methode sie in directe Asthenie abgeändert hat; im Anfange solcher Krankheiten nur dann, wenn es in kleinen Dosen mit vielen schwächenden Mitteln verbunden und also seine reizende Kraft, im Verhältnisse gegen jene, gar nichts war. — Über den durch Opium erzeugten Schlaf: er erfolgt auch von den wirksamsten Reizmitteln, wenn diese in gewissen Gaben angewandt werden: sowie auch schwächende Mittel oft eben dieselbe Folge haben. Weitläuftige Widerlegung der Meinung, dass der Wille als Reiz auf die seiner Macht unterworfenen Muskeln einwirke. Der Wille erzeugt nicht allein alle willkührlichen Bewegungen, sondern er ist auch die Ursache des Schlafs. — Wir können, ohne zu weitläuftig zu werden, hier unsern Vf. den wir öfters mit *Niemeyern* (Met. zur Erregungstheorie) übereinstimmend finden, in seiner weiteren Erklärung des Schlafs nicht weiter begleiten, woraus er zuletzt folgert, dass derselbe im Zustande der Gesundheit ein Product vermehrter Erregung ist. — Das Opium ist, wie die anderen Reizmittel, nur in der Schlaflosigkeit und Schlafsucht heilsam, wenn ihr Grund eine Schwäche der Erregung ist; schädlich, wenn sie das Resultat der Hypersthenie sind. Drittes Kap. *Über den Gebrauch des Opiums in Krankheiten.* Enthält, sowie das, was über die Mittel gegen die schädlichen Folgen zu grofser Gaben von O. beygefügt ist, nichts unbekanntes.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Nicolovius: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.* Von *A.* Zweytes Bändchen. 1807. VIII u. 234 S. kl. 8. (20 Gr.)

Die interessanten Reflexionen, welche in diesem Werke enthalten sind, dessen zweytes Bändchen das dem ersten ertheilte Lob mit vollem Rechte ebenfalls verdient, veranlassen von Seiten des verständigen Lesers, und von Seiten des Beurtheilers, theils Beyschriften zu einzelnen Bemerkungen, theils *allgemeine Betrachtungen über den Standpunct, auf welchem sich gegenwärtig unsere Theorie und Praxis in Ansehung des Staatsdienstes befindet.* In der Beurtheilung des ersten Theils hat der Rec. hauptsächlich das erstere gethan. Wenn er jetzt einige Winke der zweyten Art giebt, so hofft er seine Kritik sowohl zu vollenden, als auch einen Zusatz zu dem Werke zu liefern, dem es an praktischem Interesse nicht fehlen dürfte.

1. *In welchem Verhältnisse betrachtet sich der Staat zu seinen Dienern? Ist es das Verhältniss eines Hausherrn zu seinen Dienstboten? oder ist es ein edleres, eine Kette, deren Glieder in einander eingreifen, und wovon der Regent selbst eins — das erste, ist?* — Die Theorie verabscheut die Willkühr in Entlassung der Staatsdiener. Wie ist es möglich, dass ein öffentlicher Beamter zu allen Zeiten ohne Menschenfurcht seine Pflicht thue, und Wahrheit und Recht unerschrocken predige und ausübe, wenn er auf einem unsicheren Posten steht, von welchem ihm die Laune, die Feindschaft, der Neid und so tausend kleine Leidenschaften, welche an der Führung der öffentlichen Geschäfte Antheil zu haben pflegen, verdrängen können; wenn sie diess vermögen, ohne dass von einer Untersuchung seines Betragens und von der Erfüllung seiner Amtspflichten die Rede ist? Eben so wenig als die Willkühr in der Entlassung der öffentlichen Beamten müsse die Maxime in den Staaten herrschend werden, die Staatsdiener nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren anzunehmen. Ist der Posten nur einigermassen von Bedeutung, wo ist dann der Beamte, welcher von sich rühmen könne, dass er in Einem Jahre bereits eine solche Routine in den Geschäften, und eine solche Bekanntschaft mit den Personen erlangt habe, wie schlechterdings nothwendig ist, um einem Amte gut vorzustehen? Wo kann man Liebe zu einem Geschäfte bekommen, das uns, vielleicht in dem Augenblicke, da wir uns dessen ganz bemächtiget haben, genommen und einem Anderen gegeben wird, der entweder das mit Mühe und nach einigen vorhergegangenen unglücklichen Versuchen zuletzt gelungene Gute verstümpert, oder doch den Fortgang der guten Sache mehr oder weniger aufhält. Da auch die meisten von unseren öffentlichen Ämtern eine sorgfältige Vorbereitung bedürfen, und die zur Erfüllung der Amtspflicht erfoderlichen Kenntnisse nicht ohne bedeutenden Aufwand erworben werden: so ist es auf der anderen Seite Pflicht des Staats, dem Beamten auch denjenigen Erwerb, welcher mit dem Amte verbunden ist, bleibend zuzusichern, und nicht ohne gegründete Ursache zu entreissen. Wer wird sonst noch auf seine Bildung zu dem Staatsdienste kostbare Auslagen machen wollen? Man wende nicht ein, dass der Dienst des Staats kein Gewerbe seyn müsse. Wären in unseren Staaten die Verhältnisse noch einfach, ständen unsere Nationen noch auf der ersten Stufe der Cultur und Civilisation, wären unsere Länder weniger bevölkert: so bedürfte es keiner Bildungsanstalten, keiner gelehrten Beamten, nur rechtschaffener Männer von gesundem Verstande. Aber unsere Staaten sind weit von diesem Zustande entfernt, und es können mithin dergleichen Grundsätze jetzt nicht mehr zur Anwendung kommen. — Vergleichen wir mit der Theorie die Praxis, so finden wir, dass in manchen Ländern noch immer die Clausul der Aufkündigung von einem Viertel-, einem halben-, oder einem ganzen Jahre in die Bestallungen eingerückt wird. Die willkührliche Entlassung der Staatsdiener fängt an hin und wieder, sogar in Beziehung auf die Justiz-Bedienungen, sich einzuschleichen. In einigen Ländern ist man auf den Gedanken gekommen, die Justiz-Bedienten zuerst einige Jahre zur Probe anzunehmen. Diess kann unter gewissen Bedingungen sehr zweckmässig seyn, wenn man nämlich auf Fleiss, auf eine gute Aufführung, verbunden mit den nöthigen Vorkenntnissen der Theorie und auf eine natürliche Leichtigkeit des Überblicks sieht, auch die Probezeit weder zu kurz noch zu lang macht. Die eigentliche Brauchbarkeit für den gewöhnlichen Dienst erwirbt sich nur durch eine mehrjährige Praxis und eine dadurch entstehende genaue Bekanntschaft mit Sache, Ort und Person. Alles wird darauf ankommen, dass der Chef, welcher über den Candidaten urtheilen soll, ein Mann von Kenntnissen, Rechtschaffenheit und Unparteylichkeit sey, damit nicht die Probejahre der Chikane und dem Nepotismus zum Deckmantel dienen. Das Verdammungsurtheil, welches nach abgelaufener Probezeit über den Candidaten gesprochen wird, muss nur die Frucht der reiflichsten, unparteyischen und humanen Prüfung seyn: denn es entscheidet gewöhnlich über das Glück seines ganzen Lebens, so wie auf der ande-

ren Seite über das Gedeihen der wichtigsten bürgerlichen Geschäfte.

II. *Über die Wahl der Staatsdiener, und besonders über die Empfehlungen* sagt der Vf. S. 9. sehr treffend: Ich würde anrathen 1) keinen anderen als einen persönlich und genau bekannten Mann das Empfehlen zu gestatten, 2) zum Grundsatz anzunehmen, dass der Empfehler den Empfohlenen nicht etwa seit gestern, oder auch nur aus einem Recommendationsbriefe, sondern selbst persönlich kenne, und 3) dass er eine Art von Bürgschaft für die angezeigten Qualitäten seines Empfohlenen übernehme. Man könnte hier Folgendes hinzusetzen. Bey der Wahl seines Ministers muss der Regent mit eigenen Augen sehen, bey der Wahl der anderen Departements oder Dikasterial-Chefs kann er die Empfehlungen der Minister hören, welche für das empfohlene Subject in der angegebenen Art einstehen müssen; aber die anderen Stellen besetze man nach dem pflichtmässigen Bericht desjenigen Collegii, zu welchem die zu besetzende Stelle gehört. Es geschehen zwar auch hier oft einige Missgriffe; aber sie werden seltener seyn, als wenn aus der Residenz, oder sonst, durch die Autorität eines Einzelnen, die Besetzung geschieht. Der Minister steht in Connexionen, welche, ohngeachtet des besten Willens von seiner Seite, dennoch auf die Besetzung der Stellen Einfluss haben, und ihn zuweilen veranlassen werden, ein unwürdiges Subject, das ihm empfohlen ward, anzustellen. Unter dieser hohen Menschenklasse lässt sich gar nicht hoffen, dass man auf die Befolgung jener Grundsätze von der Bürgschaft, die der Empfehlende für den Empfohlenen übernimmt, werde halten können. — Dass nur *Eingeborne* zu Landesstellen befördert werden sollen, ist zwar auch sonst hin und wieder durch Landesgesetze und *Resolutiones Gravaminum* festgesetzt worden; aber auf das feyerlichste durch das Staatsgrundgesetz der Constitution ist dieses erst in den neuesten Zeiten z. B. in der Constitution des Königreichs Holland, und des Grosherzogthums Warschau fanctionirt. In den kleineren deutschen Ländern hat man auch bisher, besonders bey geistlichen Stellen, auf die *Anciennität* Rücksicht genommen, so dass der ältere Candidat bey gleichen Kenntnissen und guter Aufführung nicht fürchten durfte, dem jüngern nachzustehen. In grössern Staaten und überhaupt da, wo die Besetzung von dem Willen eines Einzelnen abhängt, z. B. Patronat-Kirchenstellen, Patrimonial-Gerichtshalterstellen, wird auf die Anciennität entweder wenig oder gar nicht gesehen. Diess ist sehr hart für solche Männer, welche bey übrigens gleich vorzüglichen, vielleicht bessern Eigenschaften, nicht das so nöthige *Savoir faire* verstehen, oder ohne glückliche Bekanntschaften das junge Lebensalter durchleben, in welchem gewöhnlich der Mensch sein Glück allein macht, das Alter nämlich von 25 bis 40 Jahren.

III. *In der Art und Weise zu arbeiten* äussert sich eine merkwürdige Verschiedenheit des neueren Systems von dem älteren. *Sonst* pflegten die wichtigern Geschäfte durch *Collegia* verwaltet zu werden; *jetzt* zieht man es hin und wieder vor, alles *bureaumässig* betreiben zu lassen. Irren wir nicht, so hat die collegialische Verfassung eine mehr republikanische Tendenz; dagegen der bureaumässige Geschäftsgang viel schneller ist. Ein Collegium wagt es nicht selten, seine eigene Meinung zu haben, und setzt bey Einwendungen gegen die Befehle des Regenten oder seiner Minister weniger aufs Spiel, indem die Schuld sich mehr vertheilt, und man mehr Bedenken trägt, ein ganzes Collegium abzusetzen, als einen einzelnen Beamten. Da wo *en bureau* gearbeitet wird, hält man sich an Einen Mann; dieser ist für alles verantwortlich, und man hat nicht Einwendungen und Widersprüche zu gewärtigen. So wie unser ganzes Zeitalter eine militärische Richtung genommen hat, so beweiset sich diese auch durch die bureaumässige Geschäftsführung. Davon ist ferner ein Beweis die neue Lehre von IV) *der Verantwortlichkeit der Staatsdiener*, wovon man in unseren Tagen mehr, als in den vorigen Zeiten sprechen hört. Der Vf. ist S. 33 sehr für das Verantwortlichseyn, und wünscht dieses eben so streng auf den Civildienst angewendet zu sehen, als auf den Militärdienst. Wie sehr indessen der Buchstabe den Geist tödte, das hat die neueste Geschichte bewiesen. Dass mit dem Worte Verantwortlichkeit in unseren Tagen ein groser Missbrauch getrieben werde, welcher Staatsdiener macht davon nicht in seinem Kreise gegenwärtig die Erfahrung? Wenn wir so oft in den Befehlen unserer Obern die Clausul „bey persönlicher Verantwortlichkeit" lesen ist dieses etwas mehr, als eine Einschärfung der Amtstreue, welche jeder Diener zu beweisen schuldig ist, oder nicht? Im letzten Falle konnte diess Wort für den redlichen Diener nichts schreckendes haben. Allein gewöhnlich liegen dabey ganz andere Bedeutungen unter. Bald heisst es nämlich soviel, als, bey Strafe der Absetzung wegen des geringsten Versehens, weshalb sonst nur eine Erinnerung, ein Verweis, höchstens eine Geldstrafe Statt fand. Bald — und diess ist in der That etwas schreckliches — heisst es, dass der unglückliche *Erfolg* dem Beamten zur Last gelegt werden soll. Oft ist jenes Wort ein weiches Kopfkissen für den Befehlenden, und eine centnerschwere Last für den untergeordneten Beamten; daher weise und menschenfreundliche Regenten hierin eine Einsicht haben, und der fürchterlichen Burokratie Schranken setzen sollten. Die Clausul „bey eigener Verantwortlichkeit" setzt übrigens den Staatsdiener in die Lage, alle zum Zweck führenden Mittel zu gebrauchen, wenn er Mitglied eines Collegii ist, und ihm dieser Befehl bey persönlicher Verantwortlichkeit gegeben wurde, seine Collegen mit Beyseitesetzung der sonstigen Dienstverhältnisse für diesen Fall als Mittelspersonen und Werkzeuge zu gebrauchen, und die gewöhnlichen Ressort-Verhältnisse durchaus nicht zu beobachten, sobald als eine solche Procedur schneller und gewisser zum Ziele führt. Amtstreue und Verantwortlichkeit nennt der Vf. zwey gerade Linien, zu deren Schliessung eine dritte erforderlich ist — die *Controlle*, die Hypothenuse, welche *Basin* und *Cathetum* vereint und so den wahren festen Diensttriangel construirt. Aber wie schwer ist es, die Controlle zu führen, und wie schwer besonders in den verschiedenen Stufen des öffentlichen Dienstes! Diejenigen Diener, welche

viele mechanische Arbeiten haben, können leicht controllirt werden, und hiezu leisten Journale und Tabellen vortreffliche Dienste, wenn es nur dem Controlleur nicht an der nöthigen Kenntniss des Details und an der nöthigen Geduld zu mühsamen und langweiligen Recherchen fehlt. Aber schwieriger ist die Controlle bey hohen Ämtern, wo der Geist mehr thätig seyn muss, als Hand und Fuss; wo es darauf ankommt, was in keinen Bestallungen und Instructionen befasst werden mag, was sich nicht nach den Stunden abmessen lässt, die am Expeditionstische gesessen werden. — Wo bleibt endlich die Controlle des Staatsoberhauptes selbst? Diese ist keine andere, als die öffentliche Meinung. Dazu dienten in den deutschen Provinzen die Landstände, eine Einrichtung, welche die Deutschheit bewährt und unserer Nation Ehre macht. Sey auch ihre Macht und ihr Einfluss noch so beschränkt, so sind sie doch ein Damm wider den Despotismus und den Unverstand, sind die fast einzige Gelegenheit, welche der Fürst hat, die Stimme der öffentlichen Meinung zu vernehmen. In England spricht sich diese am stärksten durch zwey Organe aus, durch das Parlament und durch die Presse, besonders die Oppositionsblätter. Ein Minister, welcher die öffentliche Meinung wider sich hat, welcher unpopulär zu werden anfängt, muss schlechterdings das Steuerruder des Staats aus seiner Hand geben.

V) Die *Besoldungen der öffentlichen Beamten* bestanden sonst meistens entweder in Naturalien oder in Sporteln; die baaren Gehalte machten davon den geringsten Theil aus. Mit Ausnahme der geistlichen Ämter hat sich diess in den meisten deutschen Ländern geändert. Die Ausbildung der *jurisprudentia sportularia*, welche die alten, einfachen und niedrigen Sporteltaxen auf hundert Schleifwegen zu umgehen wusste, hat eine solche Verbesserung nöthig gemacht. Nur wird erfodert, dass die Gehalte zureichend sind, dass sie mit den Fruchtpreisen im Verhältnisse stehen, und nach Verhältniss derselben periodisch rectificirt werden, dass sie zur bestimmten Zeit ausgezahlt, und dass eine strenge Aufsicht geführt werde, damit nicht Bequemlichkeitsliebe eine seichte und tumultuarische Procedur herbeyführe. — Über das *Pensioniren* hat der Vf. S. 32 den Gedanken: man sollte in den Patenten bestimmen, dass nach einer gewissen Reihe von Jahren der Beamte in Ruhe und in Pensionsstand versetzt werden würde. Die Ungewissheit des Sterbetermins hat manchen schon zum schlechten Wirth gemacht, vielleicht würde die Gewissheit des Dienststerbestündleins eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Wir wollen diess für diese Fälle zugeben; allein die Einrichtung selbst hat noch ein und das andere Bedenken. Es müsste doch wohl die Dienstzeit nicht auf eine zu kurze Reihe von Jahren bestimmt, und dann dem Staate das Recht vorbehalten bleiben, wenn er den Diener, welcher das Pensionsalter erreicht hatte, noch für brauchbar hielt, ihn in Thätigkeit nach wie vor zu behalten: endlich müssten die Pensionen gross genug seyn, damit nicht das Alter, welches der Pflege am meisten bedarf, dem verdienten Staatsmanne und Beamten am Abend seines Tages kummervoll und mit Nahrungssorgen beschwert werde. Der menschenfreundliche Kaiser Alexander hat über die Pensionen der Staatsdiener ein Reglement gemacht, welches musterhaft ist. Der Rec. kann es, als aus öffentlichen Blättern zur Gnüge bekannt, voraussetzen. Ein solches Reglement vermehrt aber — wie nicht geleugnet werden kann — die Administrationskosten; aus dieser Ursache lässt man lieber die alten Diener, ohne auf eine bestimmte Zahl von Jahren zu sehen, in ihren Posten so lange, als sie nur einigermassen noch arbeiten können, und die collegialische Verfassung bringt es mit sich, dass die jüngern Mitglieder das Alter unterstützen und in gewissen Arbeiten ganz übertragen: was gerecht ist, denn ein jeder wünscht und hofft auch alt zu werden, und eine gleiche Hülfe dereinst zu geniessen.

VI. Wir werfen noch einige Blicke auf eine düstere Seite des Staatsdiensts, nämlich auf den *Zustand der öffentlichen Diener während eines Krieges, bey den Ländertauschen und den im Gefolge der letzteren getroffenen neuen Organisationen.* Im Kriege kann der Feind von dem Beamten weiter nichts fodern, darf der Beamte nichts weiter leisten, als einen passiven Gehorsam. Schändlich ist es, wenn Beamte dem Feinde unaufgefodert alle möglichen Nachrichten von den Kräften des Landes, von den verborgenen Schätzen u. dgl. entgegentragen. Wie aber, wenn der Feind statistische Nachrichten verlangt zum Behuf einer aufzuerlegenden Contribution? Hier zeigt sich die Klugheit und der Patriotismus des Beamten von mancherley Seiten, die aber wenig allgemeine Regeln zulassen. Überall muss ihn das Princip leiten: mit der Wahrheit hervorzutreten, wenn sie zur Erleichterung des Landes dienen kann, und verschwiegen zu seyn, ohne gerade zu lügen. Wie nun in dem Falle, da der Feind durch Drohungen und Verheissungen die Entdeckung verborgener Sachen erzwingen will? Die Nähe der Gefahr und die grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Entdeckung durch fremde Personen, der Grad der Verpflichtung zur Geheimhaltung, und das Mass des angedrohten Übels, sowie der Charakter des Feindes selbst, müssen mit Behutsamkeit erwogen werden. Ein nicht ganz barbarischer Feind wird denjenigen, dessen Amtspflicht das Verbergen gewisser Sachen mit sich bringt, und welcher der gebrauchten Drohungen ungeachtet, verschwiegen bleibt, vielmehr ehren, wenigstens entschuldigen, als ganz hart anlassen: freylich muss ein öffentlicher Diener in Kriegszeiten auf manche harte Behandlungen und manchen Verlust sich gefasst machen. Fürchterlich ist das Loos des Dieners in einem Lande, welches mit den Schrecknissen des Krieges noch die Gefahren einer Revolution verbindet, wo auf der einen Seite die alte Regierung bey Todesstrafe die thätige Unterstützung des alten Systems, und auf der anderen Seite die neuen Gewalthaber ebenfalls bey Todesstrafe die Theilnahme an der neuen Ordnung der Dinge gebieten!

Von *Ländertauschen* und *Organisiren*. Unsere neue Staatskunst hat die Lehre von den natürlichen Grenzen der Staaten eingeführt. Damit ist es nun nicht eben buchstäblich zu nehmen. Soll von den *natürlichen Grenzen* eines Staates die Rede seyn, so

giebt es keine andere als *die Sprache*. Einerley Sprache bildet Ein Volk; so viel Sprachen, soviel Völker; und so viel Völker, so viel Staaten. Die Grenzen eines Staates sollten also nicht weiter sich erstrecken, als auf die Länder, wo dieselbe Sprache die herrschende und allgemeine Sprache ist. Die Praxis ist indessen von der Theorie weit entfernt. Da man aber wohl einsieht, dass nur unter Menschen die einerley Sprache reden, ein wahrer herzlicher Einklang Statt finden kann: so dringt das herrschende Volk dem beherrschten die seinige auf. So gross auch der Widerwille des letzteren im Anfange seyn mag, so vollendet doch die Zeit zuletzt die Amalgamation. Zuweilen geschieht es, dass das kleinere Volk das herrschende ist, oder eigentlich den Herrscher in seinem Schoosse geboren hat. Ein Versuch in einem solchen Fall, das grössere Volk zur Annahme der Sprache des Herrschers zu zwingen, wird gewöhnlich misslingen. Die Geschichte liefert die Belege dazu. Dagegen muss meistens der hinzugekommene neue kleinere Landesantheil die Sprache des grösseren Staates, dem er einverleibt wird, annehmen. Diess ist ein Hauptstück der neuen Organisation: und es ist das schmerzlichste, das ein Volk erfahren kann, weil es mit dem Verlust seiner ganzen Nationalität verbunden ist. Für die Staatsdiener ist die Folge, dass sie mit Mühe die neue Sprache erlernen müssen, dass sie oft in dem Verhältnisse zu ihren Oberen in grosse Verlegenheiten kommen, und dass sie nicht selten Fremden Platz machen müssen. — Wenn die jetzt gedachte Erfahrung bloss solche Länder angeht, die einem ganz fremden Staate zufallen: so findet dagegen nachfolgendes bey allen Ländertauschen und neuen Organisationen Statt. Das wichtigste ist erstens die Wahl der Männer, denen die Organisation aufgetragen wird. Sie müssen Menschenkenntniss, Sachkenntniss, Humanität und Liberalität in einem hohen Grade besitzen. Gewöhnlich drängt sich an die Schöpfer der neuen Ordnung ein Haufen schlechter und guter Menschen, unter welchen sie diejenigen wählen sollen, denen künftig das öffentliche Wohl anvertrauet werden soll. Mögen sie nie vergessen, dass es bescheidene Seelen giebt, welchen ein seltenes Zartgefühl nicht erlaubt, auf diesen schlüpfrigen Boden zu treten, sondern welche dem bunten Schauspiel von ferne zusehen! Mögen sie aber auch aus ihren Schlupfwinkeln diejenigen niedrigen Creaturen hervorjagen, welche unter der vorigen Regierung ihr Spiel im Trüben hatten, und den Besitz ihres Raubes nunmehr ganz sicher wähnen, weil gewöhnlich an dergleichen veraltete Dinge wegen des Drangs der neuen Geschäfte nicht gedacht wird. Nächst der Kenntniss der Personen ist es zweytens ein höchst wichtiges Geschäft der Organisations-Commission, das Land und dessen bisherige Verfassung kennen zu lernen, ohne Vorurtheil für den neuen Plan und ohne unbedingtes Absprechen über jede bisherige Form. Wird ein kleines Land mit einem grossen mächtigen Reiche verbunden, so muss sich freylich das erste blind die Verfassung des letzteren gefallen lassen, damit eine vollkommene Amalgamation geschehen könne, und nach und nach alle Völker des Reichs in Eine Nation zusammenschmelzen. Allein bey den so häufigen Ländertauschen kleinerer Staaten kann oft das herrschende Volk von dem beherrschten lernen. Es würde unvernünftig seyn, bey diesem an die Stelle des Besseren etwas Schlechteres stellen zu wollen, anstatt dass jenes das Gute von diesem bey sich aufnehmen sollte. Um diess zu beurtheilen, wie viel Einsicht, wie viel Unparteylichkeit wird nicht dazu erfodert! Drittens: das Organisationswerk werde nicht übereilt. Hierin ist es schwer die richtige Mittelstrasse zwischen dem zu Viel und dem zu Wenig zu treffen. Wollten sich die Organisations-Commissarii halbe Jahre und wohl länger in dem neuen Lande aufhalten, um recht mit Musse die Menschen und die Verfassung beobachten zu können, was würden dadurch nicht für Kosten verursacht werden! Es giebt aber einen anderen Weg der ruhigen Beobachtung und Vorbereitung. Man wähle die Organisations-Commission aus den einsichtsvollesten Männern der dem zu organisirenden Lande nächsten Provinz, Männer, welche bereits durch mehrjährige Geschäftsverbindungen Gelegenheit hatten, jenes Land und seine Verfassung nebst den vorzüglichen Dienern kennen zu lernen. Man lasse ferner dem neu erworbenen Lande noch eine Zeit lang nach der Verbindung mit unserem Staate seine alten Formen und seinen alten Geschäftsgang. Man wird auf diese Weise sich bald eine genauere Kenntniss der Sachen und Menschen verschaffen, man wird diejenigen, welche der Organisations-Commission als Rathgeber dienen können, oder für eins und das andere neue Amt besonders brauchbar sind, ohne dass man scheint gerade die Absicht zu haben, prüfen, und man wird sie in mehreren Lagen, nicht bloss in dem für eine kurze Zeit angezogenen Feyerkleide kennen lernen. Der Vf. hat S. 8 folgenden Vorschlag: Da man in den neuorganisirten Ländern so viel bittere Klagen über ihre Verorganisirung hört: so könnte dieses Übel vielleicht dadurch gehoben oder doch vermindert werden, wenn die neuen Landesväter zu solchem Einrichtungsgeschäfte die besten Officianten aus den alten Provinzen wählten, und nicht das neue Regentencorps beynahe zusammentrommeln liessen. Freylich würde es dem braven Dienstmann der alten Provinz sehr beschwerlich fallen, in die neue zu gehen und da zu roden, statt dass er auf der alten Stelle nur pflügen durfte, um seine Erndte zu erwarten. Allein soll man, wenn es auf das Wohl der durch die Regierungveränderung schüchtern gewordenen Völkerschaften ankommt, auf Beschwerlichkeiten achten, die einzelnen Menschen die Beruhigung jener vielen kosten? Könnte man ersteren solche nicht vergüten durch ansehnliche Tractamentsvergrösserungen, durch Anstellung nur auf gewisse Jahre, nach deren Verlauf es ihnen frey stehen müsste, mit Beybehaltung ihres neuen Soldes in das alte Land zurückzugehen? Sollte es nicht Regentenpflicht seyn, auch mit viel vergrösserter Ausgabe die neuen Unterthanen früher glücklich zu machen, und sich ihre Herzen gleich anfangs zu gewinnen?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.* Von *A.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Viertens. Eine unerlafsliche Eigenschaft der Organisations-Commissarien sey endlich Humanität und Liberalität. Immerhin möge der schlechte, der eigennützige, der bestechliche Diener vor dem inhaltsschweren Worte Organisation erzittern; aber der treue, der rechtschaffene Diener werde nicht in dem Besitz dessen, was ihm rechtmäfsig zukömmt, gestört; er werde nicht verdrängt, blofs und allein um begünstigten Emporkömmlingen Platz zu machen; das Privatglück werde nicht einer neuen Form, die oft selbst nicht von langer Dauer ist, zum Opfer dargebracht; und wenn er zu alt ist, um in der neuen Verfassung mit der nöthigen Kraft arbeiten zu können, so geniefse er einen vollkommen hinlänglichen Ehrensold für den Rest seines Lebens. Es ist das erste Princip des Staats, das Eigenthum zu schützen. Ist nur dasjenige ein Eigenthum zu nennen, was ich kaufen und verkaufen, erben und vererben kann? Hat der rechtschaffene Staatsdiener, welcher sich allein zum öffentlichen Dienst bestimmte, alle seine Kräfte und sein Vermögen dazu anwendete, und die anderen bürgerlichen Gewerbe verliefs, hat er kein Recht auf die Fürsorge des Staats? hat der Staat nicht die Verpflichtung ihn als Diener beyzubehalten, so lange er sich nicht durch Verletzung seiner Pflichten dessen unwürdig gemacht hat? Indessen ist der Rec. darum nicht der Meinung, dafs der Staatsdiener sich einer Versetzung in eine andere Stelle, wozu ihn der Regent für brauchbarer hält, weigern möge; er spricht nur von willkührlicher Absetzung, oder von der Quiescirung mit einer unzulänglichen Pension im Gefolge der neuen Organisation, er spricht auch lediglich von treuen Dienern, welche ihr Amt nach ihren besten Kräften verwalteten. Wer denkt hier nicht an das traurige Loos der verabschiedeten Staatsdiener in dem ehemaligen preussischen Polen! Es mögen allerdings darunter manche seyn, welche sich schlecht um den Staat verdient gemacht haben; aber gewifs befinden sich darunter viele brave, rechtschaffene Männer, viele, die ihr König aus anderen Ämtern in den alten Provinzen dorthin berief, welche das neue Vaterland verstöfst, und das alte nicht mehr versorgen kann. Ein schreckliches Loos, des thätigen Mitleids aller Menschenfreunde würdig!

VII. Wir schliessen unsere Betrachtungen über den öffentlichen Dienst mit einigen Worten *über den Geist, welcher den Staatsbeamten jeder Classe beseelen muss.* Diess ist der Ehrgeiz, oder vielmehr die Ehrliebe, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange nach seinen besten Kräften und Einsichten erfüllt und das Wohl seiner Nebenmenschen dadurch befördert zu haben, nicht um der gehofften Belohnung willen, sondern weil es Pflicht ist. Der Wunsch sich dadurch die Achtung der Obern und des Vaterlandes zu verdienen, ja selbst eine Belohnung und einen höheren Wirkungskreis zu erlangen, ist an sich nicht unrecht; allein er darf nicht der Hauptgrund des Handelns seyn. Wie manche edle gemeinnützige Handlung würde sonst unterbleiben! Der Vf. führt bey dieser Veranlassung einen vortrefflichen Gedanken von Sulzer an: Sobald mir einfällt, ich kann jetzt etwas thun, womit nach meinem Tode jemanden etwas würde gedient seyn, so thue ich es mit Vergnügen, und die Vorstellung, dafs kein Mensch jemals erfahren werde, wer es gethan, hat nicht die geringste Kraft, dieses Vergnügen zu mindern.

Wir verlassen diesen Gegenstand und theilen unseren Lesern noch einige scharfsinnige Bemerkungen des Vfs. über Dinge anderer Art mit. S. 36. Die *Winde* ist eine Pflanze, die vorzüglich da wächst, wo stachelloses Gesträuch steht, an dem sie sich aufranken kann. Und obgleich die Botaniker nichts Unkraut schelten, so mufs ich doch die Winde so nennen, weil sie ein wahrer Würgengel im Pflanzenreich ist: denn es genügt ihr nicht, am Stamm der nachbarlichen Gewächse sich in die freye Luft zu erheben, sondern sie greift mit der Spitze immer auch seitwärts nach den nebenstehenden Ästen, Zweigen, und schnürt alle so fest zusammen, dafs Strauch, Blätter, Früchte aus Saftmangel verdorren müssen. Will man die Gefangenen von dieser Schlangenpflanze befreyen, so reifse man sie dicht am Boden ab oder aus, weil sich alsdann das ganze Gewinde leicht ohne Beschädigung des Gesträuchs abstreifen läfst; fängt man das Abziehen von oben an, so zerreifst man bald die Pflanzen selbst, die man retten wollte. Bey diesem Windenkraut sollte man sich seiner Haupt- und Lieblings-Fehler erinnern, mit denen es gleiche Bewandnifs hat, indem sie unsere guten Eigenschaften so umwickeln, wie die Winde die Johannisbeerensträuche, und bey deren Fortschaffung es auch nicht einerley ist, ob wir ihre Vertilgung und Loswickelung bey der Spitze oder an der Wurzel beginnen. An einer anderen Stelle S. 52 sagt er, dafs die Furcht vor Schmerzen etwas unbe-

haglicheres sey, als ihr Ausdauern selbst. Furcht ist ein Feind, der das Gewehr im Anschlag auf einen hält, der Schmerz macht handgemein, bey welchem Streit man sich vergisst, oder an den erfolgenden Sieg denkt. — Über die Erziehung der Fürsten sagt er sehr wahr S. 54: der Fürst, den das Schicksal nicht hofmeistert [wie es z. B. mit Heinrich IV von Frankreich der Fall war] wird von seinen leiblichen Hofmeistern wohl das nicht lernen, was nöthig ist seine Leute nach sich zu bilden. Würden vornehme Leute wohl so gut reiten lernen, wenn beym Unterricht die Pferde so rücksichtsvoll wären, wie ihre Stallmeister?

Der Vf. hat in diesem Bändchen die drey Recensionen des ersten Theils seines Buches aus den Göttinger gel. Anz., unserer und der Hallischen Lit. Zeit. mit Antworten und Bemerkungen abdrucken lassen. Es sind keine Antikritiken, und dem Rec. erlaubt es der Raum dieser Blätter nicht, auf diese behandelten Gegenstände zurück zu kommen, ob sie gleich wichtig sind. Die Erinnerungen des Recensenten sind Erfahrungen, aus seinen mehreren Geschäftskreisen geschöpft. Sie werden nicht ohne Nutzen seyn, besonders da wo ähnliche Verhältnisse eintreten. — Mögen die würdigen Vff. mit diesem zweyten Bändchen nicht aufhören, ihre Ansichten, Reflexionen und Erfahrungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit uns mitzutheilen; eine Fortsetzung des Buchs wird das Publicum dafür entschädigen, dass Hr. *Scheffner* seine Biographie, die äusserst lehrreich werden muss, so lange er lebt — und möge ihm die Vorsehung sein Leben noch lange fristen — herauszugeben Bedenken trägt. E. i.

SCHÖNE KÜNSTE.

Züllichau, b. Darnmann: *Kleine Romane und Erzählungen* von *Friedrich Rochlitz*. In drey Bänden. 1807. Erster Band VIII. und 350 S. II. Band 335 S. 8. (3 Thlr.).

„Wie Wenige — sagt der Vf. in der Vorrede — nehmen sich die Mühe, oder auch nur die Zeit, eine Reihe kleiner Erzählungen mit festem Auge und gesammeltem Gemüth achtsam anzublicken! Wie wenige pflegen bey ihnen mehr und etwas anderes vorauszusetzen, als was sogar ein mittelmässiger Kopf im Fluge erkennen, halbträumend geniessen, spielend — wollt' er's — selbst machen könnte! Wie Wenige mögen (oder können) wohl gar bey so grosser Verschiedenheit dieser Stücke in Materie und Form, jedes in seiner Gattung und Art betrachten; wollen es, seitdem man so gewohnt worden ist, aus dergleichen Büchern nur die wunderliche Lust zu schöpfen — entweder bloss sich selbst herauszulesen, und zwar sich selbst, nicht einmal wie man ist, sondern nur, wie man sich eben in dieser Stunde gestimmt, gelaunet fühlt; oder Einzelnheiten heraus zu klauben, die sich, wenn man zu entstellen weiss, und etwa alle Pfingstfeste einen witzigen Einfall hat, lächerlich machen, und mit einem handfesten Spass abfertigen lassen — was man nun wohl gar recensiren heisst, und was dann doch seine Absicht auf die Masse des Publicums nicht ganz verfehlt." — —

Rec. führt diese Stelle des Vfs., welche zum Theil gegen die öffentliche Kritik oder vielmehr gegen eine gewisse Classe von Kritikern gerichtet ist, nicht desswegen an, um ihn, wie es wohl zuweilen den Autoren geschieht, mitten in seinen Vertheidigungs-Waffen zu verwunden, sondern weil er in jener Herzensergiessung nicht sowohl die Stimme des Autors, als der ganzen Classe unbefangener Leser zu hören glaubt, welche zwar Scherz, Spott, Satyre, Ironie und ähnliche leichte muntere Gaukler, gern in Sprache und Schrift um sich leiden mögen, aber ungern statt des erwarteten Urtheils sich eine leere Satyrmaske, oder gar nur das züchtigende Attribut einer bekannten komischen Maske vorhalten lassen mögen. Denn eigentlich, wie Jeder leicht begreift, kommt es nur dem Leser zu, den Kritiker, der ihm statt des Brodes einen Stein, und statt des Fisches eine Schlange giebt, desshalb zur Rede zu stellen, keinesweges aber dem Autor, um welchen sich der Kritiker — wenn er nicht ein persönliches Interesse an ihn nimmt, oder ihn einmal im rhethorischen Feuer apostrofirt — im Geringsten nicht bekümmert. Nur insofern der Autor wieder sein eigener Lehrer ist, und sich für das Gelesene selbst interessirt, kann er sich dem Kritiker entgegenstellen und Rechenschaft fodern, wenn dieser ihn an seinem Werk irre machen, und seine Mitleser gar im Voraus davon abwenden will. Es begreift sich aber nun eben so leicht, dass der Kritiker diesem Gegner Rechenschaft, oder um sich diese zu sparen, überhaupt Achtung schuldig ist — und dass mithin ein Autor um keinen Gran geringer wiege, als irgend einer seiner Leser, oder selbst ein Kritiker. Möge dieser Beweis einer, wo nicht unbekannten, doch wenigstens oft verkannten Wahrheit, zugleich als Beweis dienen, dass Rec. nicht zu denen gehört, welche seine Vorrede und diesen Beweis zu veranlassen geneigt sind.

Die in beiden, bis jetzt erschienenen, Bänden enthaltenen Erzählungen, sind zum Theil neu, grösstentheils aber aus Zeitungen, Journalen, Almanachs und Taschenbüchern hier gesammelt, ergänzt und verbessert. Im ersten Theile findet sich: 1) die den Lesern schon bekannte Erzählung: *der Besuch im Irrenhause*, eine *Aufgabe* vom Vf. genannt, deren Lösung zugleich durch die Geschichte eines Geistkranken versucht wird. Karl, so wird er genannt, beschäftigt sich im Irrhause einzig mit Musik, Musik verwebt sich mit allem was er empfindet, thut oder spricht. Gleichwohl war er niemals Musiker, empfing nicht einmal Unterricht in der Musik, und war von jeher selbst mit den Anfangsgründen dieser Kunst völlig unbekannt geblieben. Auch interessirt ihn nur *reine* Musik. Gesang liebt er nicht, mag ihn nicht leiden, singt nie, sondern flistert nur, wenn er durch sein ungeregeltes Spiel sich erhitzt hat, unverständliche Worte mit steigender Schnelligkeit in die Töne seines Spiels. „Wie ward Karl, was er ist? fragt der Vf., und versucht in einer, auch in anderer, als psychologischer, Rücksicht sehr interessanten Erzählung die Beantwortung dieser Frage. Bey der Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Missbildung sowohl im Sichtbaren als

im Unsichtbaren, kann eine solche Beantwortung nie auf objective Gewissheit Anspruch machen, sie wird immer nur ein, auf die subjective Ansicht des Vfs. gegründeter Versuch bleiben, dessen Werth von der Kunst abhängt, mit welcher der Vf. seinen Leser zwingt, aus den erhaltenen Thatsachen das vorher bekannte Resultat als nothwendige Folge zu betrachten. Gilt also irgendwo der aristotelische Satz, dass es bey Erfindung einer Fabel nicht auf die Wahrheit an sich, sondern auf die Wahrscheinlichkeit ankomme; so ist es in dieser Gattung der Erzählung. Möglich ist es in der vorliegenden, dass bey den angegebenen Verhältnissen eines Menschen, eine solche Geistesverwirrung entstehe; allein selbst zur Möglichkeit muss man noch Manches hinzudenken, was der Vf., vielleicht aus Besorgniss zu ausführlich zu werden, weggelassen hat. So z. B. ist die *mystische* Schwärmerey des Kranken, welche sich nur durch musikalische Formen ausspricht, zu wenig vorbereitet, und die frühesten Umgebungen Karls, welche eine jede Schwärmerey zu unterdrücken fähig waren, machten gerade das Herausheben dieser Eigenheit seines Wesens um so nöthiger. Selbst aber bey einer solchen Vorbereitung würde die sonderbare Form seines Wahnsinns noch nicht aus den erzählten Thatsachen mit der Nothwendigkeit hervorgehn, welche, wie oben erwiesen, der Hauptvorzug dieser Gattung von Erzählungen ist. Allein auch hievon scheint einzig die Besorgniss zu grosser Ausführlichkeit die Schuld zu tragen. Denn dass bey diesem Entwurf die Ausführung bis zu jenem Grad der Vollkommenheit hätte gesteigert werden können, und dass eine solche Ausführung dem Vf. gelungen wäre, wird Niemand bezweifeln, welcher diese Erzählung mit der Aufmerksamkeit lieset, welche sie in jeder Rücksicht verdient. 2) *Das Lotterieloos*, eine ebenfalls schon gedruckte, sehr artige Erzahlung. 3) *Elwina an ihre Mutter*, eine der gelungensten kleinen Erzahlungen, in der Form eines einzelnen Briefes, mit einigen Nachschriften, leicht und höchst anziehend geschrieben, aus einer Zeitschrift in diese Sammlung mit vollem Recht aufgenommen. 4) *Die Romantischen.* Drey Erzählungen, um die Natur des Romantischen praktisch zu erläutern. Sie erfüllen diesen Zweck vollkommen, ohne eine wissenschaftliche Definition des Romantischen vorauszuschicken oder vorzubereiten, wenn der Leser Lust und Fähigkeit hat, das, was hier von romantischen Charakteren und Situationen gesagt wird, auf andere Dinge überzutragen, welche man ebenfalls romantisch zu nennen pflegt. Neu ist 5) *Cölestine*, eine äusserst nette Übersetzung der bekannten florianschen Novelle, hie und da mit einigen dem Vf. eigenen Zusätzen und Abänderungen. 6) *Die Ehescheidung*, *Studien nach der Natur*, aus einem schon früher beurtheilten Werke des Vfs. hier nochmals abgedruckt. 7) *Azakia*, eine ebenfalls schon gedruckte, recht interessante Anekdote.

Der zweyte Theil empfiehlt sich nicht weniger als der erste durch ausgezeichneten Inhalt. In ihm findet der Leser 1) *Amtsbericht des Pfarrers zu Eichengrün*, eine noch ungedruckte, schaudererregende Erzählung von dem Selbstverrath eines beängsteten Gewissens. 2) *Der Roman meiner Jugend. Aus den Papieren der heiteren Grossmama.* Zum Theil schon gedruckt, aber hier vollendet, eine interessante und launige Erzählung mit sehr gelungener Charakterzeichnung fast aller Personen. Das Kammermädchen allein missbraucht die Erlaubniss ihres Charakters, geschwätzig zu seyn, etwas zu sehr. Den meisten Lesern wird dieser kleine Roman, und nicht mit Unrecht, als das ausgezeichneteste Stück dieser Sammlung, wenigstens der bisher erschienenen zwey Bände, gelten. 3) *Missverständnisse.* Ein Versuch, den Unterschied der dramatischen Werke in Charakter- und Intriguen-Stücke, auch auf die Erzählung überzutragen. Der Gedanke ist nicht neu, wenn auch vielleicht noch nicht so mit Absicht aus einander gesetzt und durchgeführt, als hier vom Vf. 4) *Der Beneidete* und 5) *das kleinste aller Reiseabenteuer.* Zwey, von dem Publicum schon mit Beyfall aufgenommene Almanachs-Erzählungen leicht und mit anspruchloser Gefälligkeit vorgetragen, wie es die Natur ihrer ersten Bestimmung erfodert.

Der dritte Theil dieser gewiss sehr willkommenen, Sammlung soll, nach der Versicherung der Vorrede zum ersten Theile, baldigst erscheinen. Möge dieses Versprechen pünctlicher erfüllt werden, als das, im ersten Theile der *Glycina* unseres Vfs., deren dritter Theil noch immer nicht die Wünsche der Leser durch seine Erscheinung erfüllt hat.

D. c. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Stage: *Rückerinnerungen auf (an) die ehemalige Reichsstadt Augsburg.* Nebst Hinsichten auf die jetzige Verfassung. Von *Joh. Melchior Hoscher.* Ohne Jahrzahl. XIV u. 50 S. 8. (7 Gr.) Der Vf. arbeitet an einer vollständigen Schilderung der vorigen und jetzigen Verfassung der Stadt Augsburg, und der erste Theil des Werks sollte bereits der Presse übergeben werden, als der Wiederausbruch des Kriegs die Erscheinung verhinderte. „Aber das gemeine Wesen, sagt der Vf., leidet durch die andauernden Kriegszeiten. Kurzsichtige Menschen können dadurch zum Urtheile, dass die vorige Staatsverfassung sie glücklicher gemacht habe, verleitet werden. Hingegen ist es eine ausgemachte Wahrheit, dass unser gemeines Wesen allein durch die Umänderung, welche die Stadt unter den königlich bayrischen Zepter brachte, von seinem fast imminens bevorgestandenen Untergange gerettet worden ist. — Die Stadt Augsburg hätte sich auch in den glücklichsten Friedenszeiten als ein selbstständiger Staat nicht länger aufrecht erhalten können. Das morsche Gebäude unserer Selbstständigkeit, welche auf einem bodenlosen Grunde mit pur zerbrechlichen Schindeln beruhete, konnte durch unsere eigenen Reparaturen nicht mehr hergestellt werden. Die Zeit des Flors unserer reichsstadtischen Verfassung war längst herum. Auf dem Wege war schlechterdings an kein Heil, an kein Emporkommen mehr zu denken. Nur unbedingtes Verderben stand auf solchem bevor. Jetzt dürfen wir dagegen des möglichsten Flors unserer Stadt gewärtig seyn, indem das gemeine Wesen allein durch die geschehene Regierungsveränderung gerettet, und die Aufrechthaltung allein dadurch erzielt werden konnte."

Von dieser Wahrheit seine Mitbürger zu überzeugen, ist der Zweck der kleinen Schrift, damit sie zum Erdulden der jetzi-

gen Kriegsübel durch die Hoffnung besserer Zukunft gestärkt werden. Die Finanzen der Stadt waren bey sehr bedeutenden Einkünften zerrüttet. Die Hauptfinanzstelle fand nach einem Durchschnitt von 1790—1800 ein jährliches Deficit von 72000 Gulden; eine neuere Berechnung von 1792—1802 milderte es auf 39333 fl., aber hier waren in der Folge zum Theil doch mögliche Ausgaben ausser Rechnung gelassen worden, und in jenem Durchschnitte lagen alle Kriegsausgaben. Die Wahrheit möchte nach dem Vf. in der Mitte mit 50000 fl. liegen. Indessen bey grofsen Resourcen der Stadt schmeichelte sich der Magistrat (dem endlich Ernst wurde, an nothwendige Verbesserungen thätige Hand zu legen,) mit aller Anstrengung, jedoch aus eigenen Kräften, könne den Finanzen wieder aufgeholfen werden. Um so leichter, schloss man, müsse diess seyn nach dem Erwerbe der geistlichen Güter, welche der Stadt im Reichs-Deputations-Hauptschluss 1803 zugetheilt wurden. Aber der Fall war gerade umgekehrt. Und das gröfste Übel bestand in der ganz veränderten politischen Lage, welche die Säcularisation der augsburger Stifte u. s. w. herbeygeführt hatte. Man schätzte die Capitalfonds gesammter geistlicher Güter auf 3 Millionen Gulden; aber die bairischen Commissarien fanden nur 22000 fl., die städtischen brachten gar nur 14815 fl. jährliche Einkünfte heraus. Davon mussten nun die Pensionen gezahlt werden mit 14800 fl., die Baureparaturen der Kirchen konnte man gewiss jährlich zu 6000 fl. annehmen. Der Abgang der Beyträge der Stifter zum Armeninstitute wurde auf 7000 fl. jährlich angeschlagen. Man foderte diese nun vom Aerar. Zur Dotation des Bisthums musste die Stadt gewiss jährlich einige tausend Gulden steuern. Die Kreisschulden fielen der Stadt nothwendig mit zur Last. Sie waren, als der Vf. seine Abhandlung schrieb, noch nicht repartirt; jetzt sind blofs zur jährlichen Ausgabe 32 Römer-Monate ausgeschrieben. Wenn das Bisthum, wie voraus zu sehen, seinen Sitz in Baiern erhielt: so wurde, wie auch die bairischen Commissarien schon erklärten, die Domschule mit ihren Fonds weggezogen. Also musste eine neue unterste Schule in Augsburg fundirt werden. Endlich musste man einen Gesandten zu Regensburg, einen zweyten zu Paris halten, was jährlich 5600 fl. kostete, die in oben erwähntem Durchschnitte von 1792—1802 nicht angesetzt waren. Zu den neuen Pfarrfonds foderte der Bischof jährlich 40000 fl., die städtische Kultdeputation setzte solche auf 30000 fl. herab. So wurden also nicht nur alle Einkünfte durch die neuen Ausgaben verschlungen, sondern es entstand auch ein überaus grofses Deficit. Und bey vermehrtem Deficit wurden die jährlichen Einnahmen gewiss schon entweder beträchtlich vermindert, oder die Verminderung war wenigstens zu befürchten. So trug bisher das Bierumgeld jährlich mehr als 200000 fl. Diese grofse Revenue entstand aber hauptsächlich dadurch, dass das augsburger Bier in die nahen Besitzungen der Stifter, Klöster u. s. w. verführt wurde. Nun gehörten diese insgesammt Bayern. In den altbayrischen Landen war die Einführung fremden Biers längst verboten: nichts gewisser, als dass dieses Verbot auch auf die neuen Besitzungen erstreckt worden wäre. Augsburg konnte sein Fruchtbedürfniss, sowie sämmtliche Lebensmittel, nicht aus eigenen Besitzungen ziehen. Das Reich der Stadt erstreckte sich auf ihre Ringmauern. Aber vorher hatten die geistlichen Corporationen alle Früchte aus ihren und bairischen Besitzungen in der Stadt zusammengehäuft. Die Stadt war also nun rücksichtlich der ersten Bedürfnisse ganz von Bayern abhängig. Die bürgerliche Nahrung war vorhin schon im Sinken; aber die bischöfl. Hofhaltung, die Consumtion der reichen Klöster u. s. w. hatte jährlich wenigstens eine halbe Million Gulden in Umlauf gebracht. Alles das hörte nun gleich ganz auf, oder musste bald aufhören. Der vorige reiche geistliche Stand hatte bey öffentlichen Calamitäten, besonders bey feindlichen Occupationen, wenigstens die Hälfte der Lasten mit der Stadt getheilt. Letztere war in solchen unglücklichen Zeiten mit ihrer halben Last gleichwohl oft schon bis zum Rande des Verderbens gekommen. Wie musste man sich nun ihre Lage in der Zukunft denken? Einleuchtend war, wie sehr Handel und Fabriken hätten beengt werden können. Durch den in mehreren Kanälen abgeführten Lechfluss, der ohnehin *privative* Bayern gehörte, werden die augsburger Fabriken im Gange erhalten. Darüber bestehen nun freylich Verträge, die aber mehr als prekäre Concessionen betrachtet werden konnten. Immer konnten Hindernisse in den Weg gelegt werden, unterdessen standen die Fabriken in Augsburg still. Bayern konnte vor Augsburgs Thoren Fabriken anlegen und begünstigen, und es war um die Fabriken der Stadt gethan. Schon war die Sprache, dass aus Bayern neue Strafsen nach Nürnberg mit Umgehung von Augsburg angelegt werden sollten, und die Stadt konnte so um den ganzen italiänischen Speditions-Handel gebracht werden. „Nach allen angeführten, schliesst der Vf. §. 14. ergab sich wohl augenfällig, dass so zu sagen, die Existenz der Stadt Augsburg im völlig prekären Zustande von Bayern abhing. Die lauten Zwistigkeiten zwischen dem Kaufmannsstande und dem Magistrate, das Missvergnügen der Bürgerschaft und vieles andere habe ich noch nicht erwähnt. Ich habe jedoch genug gesagt, um mit der Wahrheit zu schliessen, dass die Reichsstadt in einer Lage war, worin sie ihre Selbstständigkeit andauernd zu behaupten sich ausser Stand befand". Der Vf., welcher schon 1803 dem geheimen Rathe rieth, Kayser und Reich die wahre Lage der Stadt vorzulegen, und die Nothwendigkeit darzustellen, sich freywillig Bayern zu unterwerfen, geht nun alle vom vorigen Magistrate ergriffenen Masregeln zur Verbesserung der Finanzen durch, und zeigt ihre Unzulänglichkeit zur Rettung des gemeinen Wesens, zeigt, dass diese Finanzverbesserungen nur unter bayerischer Regierung gelingen konnten, und beweist unwiderlegbar, dass fast alle der oben erwähnten Übel bey der Unterwerfung der Stadt nicht nur aufhören und neue Vortheile erwachsen, sondern dass auch Augsburg einer glücklichen Existenz nun entgegen sehen kann.

Diese Schrift ist zwar zunächst nur für Augsburgs Bürger geschrieben, um sie der neuen Verfassung geneigt zu machen; aber der kurze Auszug wird schon hinlänglich beweisen, dass sie auch für ein gröfseres Publicum Interesse hat, welches gewiss die weitere Ausführung gern lesen wird: besonders da der für öffentliches Wohl so eingenommene Vf. nicht zur Classe jener nur zu häufigen Staatsdiener und Schriftsteller gehört, die bey Regierungsveränderungen sich der neuen Regierung durch Tadel und Verachtung alles Alten zu empfehlen hoffen. Der Vf. lässt dem Magistrate die Gerechtigkeit widerfahren, dass er guten Willen genug gehabt habe, ein gemeines Wesen zu retten, das nicht mehr zu retten war.

S. 1.

Ökonomie. *Duisburg* und *Essen*, auf Kosten des Vfs. und in Comm. b. Bädecker und Comp.: *Handbuch für Freunde der verschönerten Natur.* Von W. *Tappe* zu Lüdenscheid. Mit Kupfern. 1807. 111 S. kl. 8. (1 Thlr.) Einen Garten, oder eine, vorzüglich gebirgige, Gegend wahrhaft zu verschönern, die Natur durch Pflanzungen nützlicher einheimischer — nicht kostbarer ausländischer — Gewächse zu erhöhen, und auch dadurch auf die Veredlung der Menschen zu wirken; dazu soll dieses elegante Handbuch einige Anleitung geben und junge Gartenkünstler bilden helfen. Es soll die Lücken in Grohmanns Ideen-Magazine und in Beckers Taschenbuche u. s. w., welche als blofse Bruchstücke aus der Natur und Kunst anzusehen sind, ausfüllen und als Einleitung zu Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst gelten. Freunde der schönen Natur werden dem Vf. diese Materialien zu einer Theorie der Gartenkunst aus der Natur und dem Gefühl des Menschen Dank wissen, und auch die instructiven Kupfer werden ihnen willkommen seyn.

— sch —

Neue Auflagen.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von Dr. *Joh. Wilh. Rau*, öff. ordentl. Lehrer der Theologie zu Erlangen und Pastor an der altstädter Kirche. 1 Bd. 2 St. 2te verb. und verm. Aufl. 1807. in fortlauf. Seitenz. 344 S. 8. (10 Gr.)

Nürnberg und *Leipzig*, b. Campe: *Neue und geschmackvollere Muster zum Stricken und Carreau-Nähen*, von *Louise Jugel* in Berlin. 3te verbesserte Auflage. 18 illuminirte Kupfer enthaltend. Queerformat. (1 Thlr. 12 Gr.) S. Recens. der ersten Auflage. 1806. No. 111.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Producten-Kunde.* Für jede Classe von Lesern. Von *E. A. W. von Zimmermann.* Sechster Jahrgang. Für das Jahr 1807. Mit 11 Kupfern. Ohne Vorrede und Kalender 284 S. 12. (Gebunden 2 Rthlr.)

Nicht leicht hätte ein Buchhändler eine bessere, dem Geist und Geschmack der Zeit angemessenere Speculation unternehmen können, als diese Gallerie von Taschenbüchern, die für so viele Classen von Lesern zugleich berechnet ist, und den Gelehrten nicht minder, als den Dilettanten, die angenehmste Befriedigung gewährt. Aber nicht leicht hätte man auch einen Mann finden können, der der Erreichung des vorgesteckten Ziels gewachsener gewesen wäre, als Herr *von Zimmermann*. Hier vereinigt sich deutscher Fleiss mit deutscher Universalgelehrsamkeit, deutscher Überblick mit deutschem Forschungs- und Sammler-Geist. Nur ein Deutscher von den Kenntnissen und Gaben eines *Zimmermann*, konnte in so engen Räumen so viel Wissenswürdiges über so viele der fernsten, und im Ganzen noch sehr unbekannten Länder, so anmuthig und so lichtvoll aufstellen.

Unsere Leser kennen bereits aus den Anzeigen der vorhergehenden Jahrgänge die Einrichtung dieses Taschenbuchs, sowie die Art, wie der Vf. die Gegenstände zu behandeln pflegt. Gegenwärtig beschenkt er uns mit einer Schilderung von *Peru* und den mit ihm innigst verbundenen grosen Ländern *Paraguay* und *Tukuman*. Schon im verflossenen Jahrhundert hatten diese weit ausgedehnten Erdstriche, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltmesser, für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Der Vf. hat die meisten, wenigstens die wichtigsten Nachrichten darüber, so viel es ihm möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, und überall das Bedeutendste unparteyisch herausgehoben, Alles zu einem schönen Ganzen verflechtend. Was er in der Vorrede zum vorigen Jahrgang gehofft hatte, dass indessen die Resultate der fruchtbaren Entdeckungs-Reise unseres berühmten Landsmanns, *Alexanders von Humbold*, in jene Gegenden bekannter und zugänglicher werden würden, war zwar bey Erscheinung des Werkes in so weit noch nicht eingetroffen, als die angekündigten, diese merkwürdige Reise betreffenden Schriften noch nicht ins Publicum gekommen waren. Allein die Leser büssen darum nichts ein, und dieser Umstand hat nur dazu gedient, im Voraus durch die That darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie viel Aufklärungen in jeder Hinsicht man von Hn. *v. Humbold's* Schriften selbst zu erwarten berechtigt seyn könnte. Denn mit achtungswürdiger Liberalität und seltener Uneigennützigkeit theilte er dem Vf. alle seine handschriftlichen und bildlichen Reichthümer in der Absicht mit, dass dadurch die Nachrichten des Taschenbuchs über das Innere von Peru und seine Producte zuverlässiger und anziehender werden möchten. Das wohl getroffene und sauber gestochene Portrait des Hn. *v. Humbold* schmückt darum auch mit Recht den Titel dieses Jahrgangs. Doch, zur Sache! Den Anfang der Gemälde macht Peru. Selbst wenn ein Reisender Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er hier seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriedigt zu sehen glauben. *Mexiko* und *Gujana*, so reizend, so üppig sie sich auch darbieten, sind dennoch gleichsam nur reich geschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels. *Peru* ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allgemein eine *solche* Lage ein *solches* Land hervorbringen. Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuss über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabey unter der lothrechten Sonne, was für Nüancen im Klima fühlt nicht hiebey im Voraus jeder, dem die physikalische Erdkunde nicht gänzlich fremd ist! Unwillkührlich erinnert er sich da an das Ideal des Paradieses, wodurch vormals der grose *Linnäus* die mosaische Geschichte mit der Geologie auszugleichen versuchte. Mit Anmuth führt uns der Vf. in's Detail der Naturmerkwürdigkeiten dieser reichen Gegenden; aber wir müssten ganze Bogen füllen, wenn wir alles das Interessante und Eigenthümliche aus der allgemeinen Schilderung sowohl, als den einzelnen Skizzirungen, auch nur mit wenigen Worten berühren wollten. Selbst alle die Gegenstände, die das Land am lebendigsten charakterisiren, und bey denen der Vf. länger als bey anderen verweilt, der Reihe nach berühren zu wollen, dürfte der Raum dieser Blätter nicht verstatten. Die allgemeinen und einzelnen Betrachtungen, die überall mit interessanten Gedanken verwebt sind, dienen ganz dazu, uns eine klare Idee von der Beschaffenheit Peru's zu gewähren; von diesen geht der Vf. zur Schilderung der Men-

schen über, die unter diesem Himmel wohnen. Das Klima äussert hier in jeder Hinsicht den sichtbarsten Einfluss, sowohl bey den Originalbewohnern, als bey den Fremden, oder den daselbst angesiedelten Spaniern und Negern. Den Kosmopoliten thut es wohl, auch in diesem vom Sitze der Cultur so weit entfernten Himmelsstriche die Menschheit immer zum Besseren fortschreiten zu sehen. Mit Recht lässt sich mit dem Vf. behaupten, dass Spanien durch die Einrichtungen in seinen amerikanischen Besitzungen die übrigen grossen Handels- und Kolonial-Nationen Europa's noch weiter hinter sich zurückläst, als es dagegen in Europa anjetzt von den meisten derselben in der gesammten Cultur übertroffen wird. Der in Amerika geborne Spanier braucht nicht weiter nach dem Mutterlande zu seufzen, er findet da alles, was er hier suchen könnte. Peru steht auch darum in der Civilisation nicht viel hinter Spanien selbst zurück, und wenn es keine bedeutendere Fortschritte in derselben gemacht hat, so ist wohl der Hauptgrund davon in dem Umstande zu suchen, dass das Mutterland selbst in diesem Stück noch so weit zurück ist. Wäre es eine Kolonie Frankreichs, und die übrigen Einrichtungen blieben dieselben: so würde sich dieses Land bald einer schönern Blüthe der Cultur zu erfreuen haben. Rec. hält es bey der gegenwärtigen Lage der politischen Angelegenheiten Europa's auch für wahrscheinlich, dass von dieser Seite die schönen Länder Südamerika's noch einst eine bessere Zukunft zu erwarten haben werden. So wie nämlich Spanien selbst schon nichts mehr als eine Art von integrirender Theil des neuen französischen Kaiserreichs ist: so wird sich Frankreich auch wohl mit der Zeit die Vormundschaft über des Vasallen reiche Kolonialstaaten anmassen, und diese können dadurch nur gewinnen. Als Resultat der Forschungen unseres Vfs. ergiebt sich, dass, je genauer man Peru seinen einzelnen Theilen nach kennen lernt, desto grössere und mannichfaltigere Naturschätze sich offenbaren, und dass in den Händen einer thätigern Nation hier bald auch die Bevölkerung sehr zunehmen müsste, die auf fast 45000 □ Meilen gegenwärtig nur eine Million stark ist.

Von Peru kommt der Vf. zur Schilderung von *Paraguay* und *Tukuman*, zweyer Länder von mehr als 40000 □ Meilen. Mit Recht nimmt er hier die Jesuiten, denen wir fast einzig und allein unsere, wenn gleich noch ziemlich unvollkommenen Kenntnisse von diesen vesten Landschaften verdanken, gegen ihre vielen Verläumder in Schutz, die ihnen alles Verdienst um die Menschheit absprechen wollen. *Paraguay* (seit 1776 zum Vice-Königr. *La Plata* gerechnet,) zeigt, so wie *Tukuman*, den Reisenden bey erstaunlicher Ausdehnung eine ausserordentliche Verschiedenheit des Bodens. In einer Richtung unermessliche Felder von 200 Meilen ohne Baum, ohne Wasser, wenn der Himmel verschlossen bleibt; in einer anderen steigen hohe Gebirge empor, und ungeheure Waldungen verlieren sich ins Unendliche. Wenn man von der einen Seite mehrere Tage, wie in Arabien, in einem fortreist, ohne sich eines Tropfen Wassers erfreuen zu können, so hat man an der anderen die stärksten Ströme zu überschiffen und die grösten Moräste und Seen zu gewältigen. Den an Bewässerung so reichen östlichen Theil dieses Länderstrichs durchströmt besonders der, zuletzt fast einem Meere an Breite ähnliche *Rio La Plata* mit allen seinen Zweigen, dessen Lauf der Vf. umständlich verzeichnet hat. Ganz anders hingegen ist der Boden, das Klima und die Production des westlichen Theils. Hier ist die Hitze unbeschreiblich gross, keine Staude findet sich zwar bisweilen auf 100 Meilen, aber das Gras steht so hoch, dass es dem wilden Horn- und Feder-Vieh hinlänglichen Schatten gewährt. Hier ist dann der grosse Schauplatz, woselbst ganze Heerden des amerikanischen Strausses ihrer erstaunlichen Rennkraft freyen Lauf lassen, wo wilde Pferde ohne Zahl, und Heerden von 10000 Ochsen umherschwärmen. Dieser Erdstrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgesetzes für die Bevölkerung, das der Vf. in der geogr. Zoologie so meisterhaft entwickelt hat, dass nämlich die Anzahl aller lebenden Substanzen mit der Wärme des Klimas und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältnisse stehe. Von dem eben so unermesslichen als unbekannten Pflanzen- und Thier-Reiche werden nun solche Gegenstände vom Vf. ausgehoben, die sich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder durch ihren Nutzen auszeichnen. Sonst ist *Paraguay* durchaus arm an Metallen, dahingegen *Tukuman* mehrere, und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Auch hier, wie in den schönsten Theilen der nördlichen neuen Welt, macht der Vf. auf das traurige Schauspiel für die Menschheit aufmerksam. Eine kaum bestimmbare Zahl einzelner Menschenstämme ohne Obdach, ohne eigene Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oftmals mitten im Besitz der herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit; reibt sich unter einander selbst auf, und verschmachtet, wie Tantalus, umringt von unerschöpflicher Fülle. Diese kleinen Nationen theilen sich selbst in *berittene* und *unberittene*, wovon die merkwürdigsten durchgegangen werden. Bey den *Abiponern*, bey denen der Vf. am umständlichsten verweilt, findet sich eine interessante Abschweifung über die Erziehung und Abhärtung dieses Volks in Vergleichung mit unseren germanischen Vorfahren und den ausgearteten Weichlingen, die sich jetzt Deutsche nennen. Nachher kommen auch Data zu einer richtigern Würdigung der Fähigkeiten der hiesigen Indianer, aus welchen erhellet, dass auch hierin die Verächter der neuen Welt diese durch zu dunkel gefärbte Gläser ansahen. Bey der Abhandlung über die hier angesiedelten Europäer sind vorzüglich die gesammelten Nachrichten über das ehemalige *Reich der Jesuiten* in diesen Gegenden bemerkenswerth. Es wird klar gezeigt, wie undankbar die spanische Regierung gegen diesen um diese Länder hochverdienten Orden gehandelt habe. Zuletzt werden noch, so wie bey Peru, die vornehmsten Ortschaften und Städte beschrieben. Die Kupfer dieses Jahrg. geben uns, ausser *Humbolds*

Portrait, Abbildungen von einer, durch die Vulkane ausgeworfenen *Prennadilla* (*Pimelodus Cyclopum*), von zwey beladenen *Llamas*, von dem *Pongo von Manseriche* (einem der wichtigsten und beschwerlichsten Pässe, durch welchen der ungeheure *Maranon* strömt), von *Tapir*, von *Basilio Huaylas* (einem Riesen aus Peru), von einem *indianischem Krieger* am Amazonenfluss, vom *Zitter-Rochen* und *elektrischen Aal*, von den *Trachten der Spanier in Peru*, vom Kostüme einer *Dienstmagd in Lima*, endlich von der *Pipa* und der *gehörnten Kröte*. Die neuesten Zeitereignisse haben den Speculationsgeist Hn. *Philipps* in London zur Herausgabe zweyer Werke über Peru und Buenos Ayres gereizt; aber welch ein Unterschied zwischen diesen beiden englischen Compilationen und der Arbeit unseres *Zimmermann* über einen und denselben Gegenstand!

F. M.

Göttingen, b. Dieterich: *Reise durch Deutschland, Frankreich und Holland im Jahr* 1806. Herausgegeben von *P. F. Brede*. Erster Band. 1807. XVI u. 642 S. 8. (Nebst einem Kupfer, das Pantheon zu Paris darstellend.) (2 Rthlr.)

Die Reise ging von Cassel über Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe nach Strasburg, von da den gewöhnlichen Weg, den die Diligencen nehmen, über Lüneville, Nancy, Toul, Ligny, Barsürornain, Chalons an der Marne, Epernay nach Paris. Der zweyte Band sollte die Rückreise über Brüssel, Antwerpen, durch Holland über Rotterdam, den Haag, Leiden, Harlem, Amsterdam, Utrecht und von da über Münster und Paderborn durch Westphalen, enthalten. Aber leider erlebte der talentvolle Vf. kaum die Vollendung dieses ersten Bandes. Zu früh für die Wissenschaften ward er in der schönsten Blüthe seiner Jahre vom Schicksal zu einem besseren Leben berufen. Die Reise, die wir hier beschrieben vor uns haben, ist schon oft gemacht und geschildert worden; aber jeder hat seine eigene individuelle Ansicht und das Wort eines Mannes von Kopf, Herz und Kenntnissen wird immer mit Theilnahme und Vergnügen angehört werden. Wir glauben darum auch, dass gegenwärtige Skizze, wenn sie gleich manches Bekannte enthält, dennoch einer grossen Menge von Lesern eine angenehm unterhaltende und genussreiche Lectüre gewähren dürfte. Der Vf. bestimmte diese Blätter für das grosse Lese-Publicum, darum sah er wahrscheinlich besonders auf Varietät und lebendige, mitunter auch pikante Darstellung; sonst würde er gewiss manches weggelassen, manches ernster behandelt haben. Hin und wieder hat er ein freyes, kühnes Wort mit einfliessen lassen, und überall zeigt sich in seinen Betrachtungen ein Gemüth, das nach Wahrheit, Aufklärung und vorurtheilfreyer Denkart strebt. Am ausführlichsten verweilt unser Vf. bey Paris, dem eigentlichen Zwecke der ganzen Reise, und Rec., der sich gerade in dem nämlichen Zeitpunct in der grossen französischen Hauptstadt befand, muss gestehen, dass er wenig in diesen mit Reflexionen durchwebten Schilderungen gefunden hat, womit er nicht übereinstimmte. Sehr wahr und treffend ist insonderheit, was hin und wieder über den Nationalcharakter der Franzosen und besonders der Pariser, über die grossen, stets noch sich vermehrenden Verdienste Napoleons um das Reich und die Hauptstadt, über die ächt kriegerische Tendenz, die Alles in dem neuen Kaiserreiche angenommen hat, und worauf alle Einrichtungen desselben abzielen, gesagt wird. Des Vfs. Absicht scheint übrigens nicht gewesen zu seyn, tief in diesen oder jenen Gegenstand einzudringen; sondern er begnügt sich, nach Art der meisten belletristischen neueren Schriftsteller, die Reisestaffaden liefern, und der grösseren Lesewelt gefallen wollen, flüchtig von einem zum anderen zu springen, und in der bunten Gallerie von Gemälden und Scenen, die sich seiner Aufmerksamkeit darbieten, hauptsächlich solche zu seinen Schilderungen auszuwählen, die die Einbildungskraft lebhaft reizen und zu interessanten Vergleichungen Stoff geben. Das Ganze trägt darum auch das Gepräge eines nach vollendeter Wanderung mit grösserer Sorgfalt ausgearbeiteten Reise-Journals, in welchem sich die auffallendsten, und, nach des Reisenden Beurtheilung, merkwürdigsten Gegenstände, auf die er zu stossen Gelegenheit hatte, vorgezeichnet fanden. Vielleicht beschenkt uns einer von des Vfs. Freunden mit einem zweyten Bande aus dessen hinterlassenen Papieren.

M — d.

KLEINE SCHRIFTEN.

Statistik. *Nürnberg* und *Leipzig*, b. Campe: *Statistische Darstellung der k. bayerschen Staaten* von D. *Fr. D. M. Hoeck*, k. bayerischem Justizrath und Policeydirector in Schwabach. 1807. 86 S. 4. (10 Gr.). Eine gedrängte Darstellung statistischer Notizen vom Königreiche Bayern bedürfe wohl, meint der Vf., in Absicht deren Nützlichkeit keine Schutzrede, vielmehr aber dies, dass derselbe solche vor vollendeten Arrondissements und Organisationen zu Tage gefördert habe. Auf den letzten Vorwurf antwortet derselbe, dass, wenn man dergleichen Veränderungen abwarten wolle, man nie ein statistisches Werk herausgeben dürfe und dass, wenn beträchtliche Veränderungen erfolgen sollten, solche in einem Nachtrage bekannt gemacht werden würden. Zu diesem würden ihm Ergänzungen und Berichtigungen von sachkundigen Männern eben so erwünscht seyn, als er gegen den Tadel der Nichtkenner gleichgültig seyn werde. Wir stimmen mit dem Vf. in Ansehung jenes Vorwurfs überein: nur können wir den Wunsch nicht bergen, dass nicht jeder elende Compilator sogleich, wie ein Reich eine Veränderung erleidet, das, was man bisher schon wusste, neuerdings zusammentrage, besonders wenn grosse Veränderungen im Inneren und Äusseren so nah bevorstehen. Ob der Vf. zu dieser Classe von Compilatoren gehöre, mag die Zergliederung seiner Schrift lehren.

Zuerst werden im §. 1 die Quellen angeführt, aus welchen der Vf. geschöpft haben will. Hier muss allerdings befremden, unter den allgemeinen Quellen für die Monarchie das bekanntlich elende, Statistikern wie Geographen ganz unbrauchbare Lexikon von Bayern, welches in Ulm herauskam, und nur sehr selten statistische Data giebt, genannt zu finden. Das nämliche gilt von den Quellen für die fränkischen Provinzen, wo *Bundschuhs* und für die schwäbischen, wo *Röders* Lexikon angeführt ist. Beide sind zwar besser ausgearbeitet als das erstere, aber wem wird wohl einfallen, sie Quellen zu nennen? Dagegen fehlen

mehrere, worunter wir nur den müncher Addreſs-Kalender nennen wollen, der verſchiedene ſtatiſtiſche Data enthält, auch vom Vf., ohne ihn zu nennen, benutzt worden iſt. Gewiſs ſtand dieſer hier beſſer an ſeinem Platze, als das neuburger Taſchenbuch. Bey einer Monarchie, die in unſeren Tagen entſtand, war es Pflicht des Statiſtikers, wenigſtens kurz zu zeigen, wie der Staat das wurde, was er iſt. Aber hievon findet man hier kein Wort. Vermuthlich war es dem Vf. ſchwerer, ein ſolches Gemälde zu zeichnen, wie z. B. *Haſſel* von Öſterreich geliefert hat. Es war leichter, längſt bekannte, überall zu findende Zahlen in die gezogenen Linien einzutragen, beſonders wenn man nicht einmal ſich die Mühe giebt, die Varianten, deren ſo viele, oder die Quellen, aus welchen die angeſetzten genommen ſind, anzugeben. Der Vf. giebt nämlich in Tabellenform, Gröſse, Wohnungen und Volkszahl (§. 2) und die Producte aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreiche an, und zwar: 1) Bayern, 2) Oberpfalz, 3) Neuburg, 4) ſchwäbiſche Länder, 5) Tyrol, 6) Vorarlberg, 7) Bamberg, 8) Ansbach nebſt Zugehör, 9) Stadt Nürnberg ſammt Gebiet, 10) Souverainitäts-Lande. Warum der Vf. hier Vorarlberg allein ſetzt, da es doch zur ſchwäbiſchen Provinz gehört, wie er ſelbſt es unten S. 19. darunter anführt, iſt nicht abzuſehen; dagegen hätten die Souverainitäts-Lande bey jenen Provinzen angeführt werden ſollen, deren Landes-Collegien ſie unterworfen worden ſind. Der Vf. bringt für den ganzen Staat 1595 Quadrat-Meilen, 182 Städte, 315 Märkte, 18126 Dörfer und 3,141636 Seelen heraus. Aber die Varianten ſowohl als die Quellen dieſes Anſatzes ſucht man vergeblich, und nicht einmal das Jahr, für welches dieſe Zahlen gelten ſollen, iſt angeſetzt. Die Zahl der Feuerſtellen wird nur bey 4 Provinzen, die des männlichen und weiblichen Geſchlechts nur bey 2 angegeben. Wer kann nun mit dem Vf. über die angeſetzten Zahlen rechten? Immer wird derſelbe *ſeine* Kenntniſs vorſchützen, jeder, der ihn zurecht weiſen will, wird ein *Nichtkenner* heiſsen. Das nämliche gilt von der Tabelle über die Producte, doch ſind hier bey mehreren Provinzen wenigſtens die Jahre, wenn auch zum Theil ziemlich alte angegeben. Bey mehreren Provinzen findet man nur eine generelle Schätzung, ohne zu leſen, worauf ſie ſich gründe. Unter der Rubrik: *Andere Thiere*, führt der Vf. bey Tyrol den Seidenwurm, bey Ulm Schnecken, bey Bamberg Fiſche, unter der Aufſchrift; *Andere Producte*, bey Bayern Rübſaamen, bey Bamberg Gemüſs, Obſt, Süſsholz, bey Schweinfurt und Nürnberg Gemüſs, bey Tyrol Mais an. Scheffel, Malter, Metzen, Centner kommen durch einander vor. Der Leſer mag die Gröſse des Inhalts in anderen Schriften ſuchen. Die Tabelle über den Kunſtfleiſs iſt äuſserſt dürftig und ſchwankend, und hier die Nichtangabe der Quellen um ſo unverzeihlicher, als in der letzten Rubrik das Publicum ſo viel leeren Raum bezahlen muſs. Von den Seidenmanufakturen in Tyrol findet man zwar das Rubrum, aber keine ſpecielle Angabe, keine Hinweiſung auf bekannte Werke. Die Tabelle vom Handel hat bunt durch einander laufende Zahlen für Exporten und Importen, manchmal nach Stücken oder Zentnern, manchmal nach Geld, hie und da keins von beiden, z. B. bey Ulm Schnecken, Seide bey Tyrol. Vermuthlich vergaſs hier der Vf. ſein Motto auf dem Titelblatt: denn was man aus ſolchen bunten Tabellen lernen ſolle, wiſſen wir wahrlich nicht. An eine Überſicht des Handels im Ganzen iſt nicht zu denken. Das iſt etwas mehr als Compilation. In §. 6 ſtellt der Vf. das Finanzweſen vor. Zuerſt individuelle Angabe aller Kameral- und landſchaftlichen Gefälle aus Bayern und der Oberpfalz. Sie ſteigen bey jenen auf 4,510229 Gulden, bey letzten auf 353351 fl. 37 kr. Sehr genau! nur daſs uns der Herausgeber nicht ſagt, von welchem Jahre dieſer Anſatz gilt, und wer ſein Gewährsmann iſt. Für die übrigen Provinzen ſtehen nur runde Summen da. Die wahrſcheinliche Summe aller Einkünfte wird auf 17 Millionen Gulden angeſetzt, wobey, wir wiſſen nicht ob abſichtlich, alle Souverainitäts-Lande, Anspach und ſchwäbiſch Öſterreich nicht angeſetzt ſind, obwohl des presſburger Friedens gedacht wird, und die Einkünfte von Nürnberg, Augsburg, Tyrol, Trient and Brixen angeſetzt ſind. Aber ſo genau nimmt es der Vf. überhaupt nicht. Denn bey den Ausgaben wird wohl der Hofhaltung von 1802 mit 1,650000 Gulden erwähnt, auch geſagt, daſs 1803 das Militär von 21500 Mann 3,400000 Gulden gekoſtet habe, und endlich 24 Rubriken von Regierungs-Ausgaben mit runden Zahlen angeführt. Aber der Vf. bemerkt mit keiner Sylbe, ob dieſes geſammte Regierungs-Ausgaben ſind, ob bloſs für das Herzogthum Bayern, oder für alle oder mehrere Provinzen. Das Jahr iſt nicht genannt, keine Quelle angeführt, nicht einmal die Summe zuſammen gezogen. Wozu ſollen alſo dieſe Zahlen dienen? Auf die generelle Darſtellung folgt die ſpecielle, und zwar I) Herzogthum Bayern nach den beiden Regierungs-Bezirken und Landgerichten, II) Oberpfalz und Sulzbach, III) Neuburg, IV) ſchwäbiſche, V) fränkiſche Provinzen, VI) Souverainitäts-Lande. Von allen (einige Lücken ausgenommen) werden angegeben: Gröſse, Städte, Märkte, Dörfer, Feuerſtellen, Einwohner, Producte, Kunſtfleiſs; aber alles wieder in der Manier des Vfs., das heiſst, ohne Quellen, ohne Varianten, bey Producten bloſs die Namen, z. B. bey Ulm: Schnecken, Hopfen; bey Söflingen Kreide; bey Füeſſen Gyps; Unter Kunſtfleiſs findet man doch noch einige Zahlen. Angehängt iſt ein alphabetiſches Verzeichniſs nebſt Häuſer- und Einwohner-Zahl *ſämmtlicher*, in den k. bayeriſchen Staaten befindlichen Städte, ohne Angabe des Jahres, manchmal in runden Zahlen nach Schätzungen, manchmal nach Zählungen. Dieſes Verzeichniſs giebt einen Beweis von der Genauigkeit des Vfs. Oben werden in ſämmtlichen bayerſchen Staaten 182 Städte angegeben, und nun, wo ſie namentlich angeführt werden, findet man nur 164, und doch lautet die Überſchrift: *ſämmtliche* Städte. Welche Zahl iſt nun die richtige? Solche Widerſprüche erfolgen, wenn bloſs die Finger, nicht der Kopf beſchäftigt werden. Von den Grundgeſetzen des Staats, von ſeiner Verfaſſung, von den Behörden in allen Zweigen der Verwaltung, vom Militär, von der Religion und ſo vielen anderen, in eine ſtatiſtiſche Darſtellung eines Landes gehörenden Dingen ſagt der Vf. auch nicht ein Wort. Das Publicum weiſs nun aus unſerem Auszuge, was es in dieſen Tabellen findet. Wir überlaſſen ihm das Urtheil über dieſe Compilation. S. i.

Fürth, b. Korn: *Addreſs-Buch der königlich bayerſchen Stadt Fürth, oder vollſtändige Überſicht über die Häuſerzahl mit den Namen der Eigenthümer, der Straſsen, Gaſſen, Plätze und Gegenden der Stadt; der königl. und ſtädtiſchen Officianten-Stellen, der Rechtsgelehrten, der Handlungen, der Gaſthöfe, Apotheken und Künſtler; und einem ſummariſchen Verzeichniſs der Fabrikanten, zünftigen Profeſſioniſten, conceſſionirten und freyen Gewerbe, der Volkszahl, und einem Anhang über den Abgang der Bothen.* Verfaſst von *F. G. E.* 1807. 64 S. 8. (6 Gr.) — Den Inhalt dieſes Addreſs-Buchs erſieht man aus dem Titel, und die Nutzbarkeit deſſelben aus dem Inhalte. Es wird beſonders Auswärtigen, die in dieſer Stadt Geſchäfte machen, angenehm ſeyn. Wir heben Einiges zur näheren Kenntniſs dieſer wichtigen Stadt aus. — Die Geſamtzahl der Haupthäuſer zu Fürth, ohne die nicht numerirten Kirchen- und Schul-Gebäude, iſt 570: auſserdem zählt die Stadt aber noch 609 Hof- Hinter- und Neben-Gebäude. Beym Schluſs des Jahres 1806 befanden ſich daſelbſt 3172 Familien und 12705 Seelen, worunter 2673 jüdiſche Einwohner mit begriffen ſind. Das weibliche Geſchlecht iſt dem männlichen um mehr als 1000 Köpfe überlegen. Gaſtwirthſchaften werden 33, Weinſchenker aber 10 angegeben. Von Künſtlern, Fabrikanten u. ſ. führt dieſs Addreſs-Buch unter anderen auf: 21 Bildhauer, 5 Brillenfabrikanten, 16 Spiegelfabrikanten, 15 Glasſchleifer, 15 Vergolder, 41 Bäcker, 113 Drechsler, 20 Goldarbeiter, 43 Goldſchläger, 40 Gürtler, 155 Schreiner, 36 Uhrmacher, 69 Bierwirthſchaften, 40 Brantweinbrenner, 239 Tagöhner u. ſ. Sonderbar ſind die Benennungen einiger Gaſſen und Höfe, z. B. Hofmannsveitenhof, Höllenplettengäſslein, Obermühlhofweg, Stoffelfritzenhof. Überhaupt ſcheint man hier lange Zuſammenſetzungen zu lieben. Bey der Policey-Direction ſind angeſtellt 13 Perſonen, beym Stadtgericht 15, und bey der Judenſchaft 39. Das Kammeramt beſchäftiget 9 Perſonen, und der Verwaltungsrath gleichfalls 9. Der Vf. ſchreibt immer *Chyrurg*: es muſs Chirurg heiſsen. — rf. —

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Bruder: *Kurze Anweiſung wie man ſich ohne Beyhülfe eines Arztes vom Tripper befreyen und vor der Anſteckung durch den Beyſchlaf hüten kann.* Nebſt einigen Recepten gegen das Unvermögen im Beyſchlafe. Neue Aufl. 1807. 64 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Das Christenthum ist Regierungsanstalt.* Ein Wort für unsere Zeiten, von *Joh. Nikl. Friedr. Brauer*, grossherzoglich badischem Geheimenrath. 1807. XVI u. 224 S. 8. (20 Gr.)

Der wesentliche Inhalt dieser Abhandlung ist nach S. 217 folgender: „Christus wollte eine übersinnliche Reichsanstalt, keine irdische Unterrichtsanstalt begründen; dieses beweiset der Ausdruck sowie der Sinn und Zusammenhang seiner Reden. Sobald seine Anstalt aus diesem Gesichtspunct verrückt wird, so verliert sie nicht allein ihre Zweckmäsigkeit, sondern selbst ihre moralische Würde; und wir müssen sie daher entweder ganz bey Seite legen, oder für das nehmen, wofür er sie gab. — Christus konnte aber auch eine solche Anstalt erkennen und gründen, weil Er nach allen früheren Begünstigungen seiner hoch hervorragenden Weisheit auch die genoss, wieder zurückzukehren aus dem Lande der Gräber und folglich aus eigener Erfahrung vor (von) dem Zusammenhang der übersinnlichen Welt mit der sinnlichen zu reden; Er wollte auch gewiss nichts anders als reine und sicher erkannte Wahrheit auf seine Jünger und durch diese auf uns verpflanzen; es ist dabey in allen Angaben über die Natur und Verfassung seines Reichs, über die darin wirkenden Kräfte, und den Zweck ihrer Verbindung nichts enthalten, was mit unseren übrigen Erfahrungen, die wir aus der blossen Ansicht der sinnlichen Welt *um uns* und der geistigen *in uns* schöpfen, in einem Widerspruch stünde, und was nicht vielmehr durchaus nach Ähnlichkeitsgesetzen harmonisch an sie sich anschlösse; ja, es ist jene Ansicht des Christenthums allein vermögend, über mehrere Erfahrungen und Wahrnehmungen uns solche Aufschlüsse zu geben, wobey jene in einer zusammenhängenden Reihe von Ursachen und Wirkungen ihre höhere Stätte finden, und wobey sich mithin unsere Vernunft zu einer Einheit der Übersicht der Weltbegebenheiten erheben könne, ohne nach neuer Sitte die Begebenheiten — aus einem selbstgewählten Gesichtspunct umzumodeln, und dadurch jenem Schuster zu gleichen, der, damit sein zierlich gefasster Schuh getragen werden könne, seinen Kunden zumuthete, sich die Füsse abhobeln zu lassen; und — was nun aus allem dem von selbst sich ergiebt, wir müssen das Christenthum für das, wofür es Jesus gab, auch wirklich annehmen, sobald wir ihm auch nur so viel Achtungswürdigkeit und Glauben schenken wollen, als wir jeder anderen minder wichtigen und minder beglaubigten Geschichte der entfernten Vorwelt oder entlegenen Mitwelt zugeben, so bald wir also unser Wissen und Glauben in diesem Punct nicht mit all (em) unserem übrigen Wissen und Glauben in Widerspruch setzen, nicht uns selbst unvernünftig behandeln, und nicht zu Schanden werden wollen am Tage seiner Zukunft, Röm. 9, 33, wenn die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Gesalbten werden, dass er regiere von Ewigkeit zu Ewigkeit. Off. Joh. 11, 15." —

Wenn Rec. es sich gleich bewusst ist, nicht einer aus Jenen zu seyn, die der Vf. S. VII der Vorrede schildert, auch keiner von den das Gift verzuckernden heutigen Aufklärern (S. 7): so muss er doch aufrichtig bekennen, dass ihn der Vf. nicht von dem überzeugt hat, was er nach dem vorstehenden Inhalt dieser Abhandlung unumstösslich erwiesen zu haben glaubt. Davon aber die Gründe anzugeben, würde die Grenzen einer Recension weit übersteigen, und ihr überhaupt ein ganz polemisches Ansehen geben, wenn es anders gar von Nutzen seyn könnte. Rec. muss sich also bloss mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

So viel sich Rec. aus dem ganzen Inhalte des Buchs, das er mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, abstrahiren kann, liegt der Grund der abweichenden Meinung des Vfs., das πρωτον ψευδος, wenn man es so nennen darf, in der gar zu einseitigen und engherzigen Bedeutung von *Lehranstalt*, welcher *Reichsanstalt* entgegengesetzt wird. Das Christenthum *lehrt* nicht, sondern es *gebietet;* Christus ist nicht *Lehrer*, Stifter einer gewissen Schule, sondern *Herr* und *Gesetzgeber*. Hätte der Vf. diese Begriffe nicht so grell gegen einander übergestellt, sondern sie mit einander zu verbinden gesucht; hätte er das Christenthum als eine *Anstalt der Sittlichkeit*, oder auch, denn *in verbis simus faciles*, als *ein sittliches Reich* betrachtet, wo das, was christlich, recht und gut und Pflicht ist, nicht bloss *gelehrt*, sondern auch *geboten* wird: so hätte er sich, nach Rec. Bedünken, den grössten Theil seines Buchs ersparen können. Denn Keiner von denen, welche der Vf. als seine Gegner ansieht, und welche er zu widerlegen sucht, wird es leugnen wollen, dass eine *sittliche* Lehr- oder Reichs-Anstalt auch eine *gesetzgebende* sey; und schwerlich wird der Vf. auf der anderen Seite behaupten wollen, dass der Gesetzgebungsact Jesu Christi für uns verpflichtend seyn würde, wenn die von ihm gegebenen Ge-

setze nicht zugleich sittliche Gesetze wären. Allein der Gegensinn, fast könnte man es Hass nennen, den der Vf. gegen den Gedanken, das Christenthum sey eine blosse Lehranstalt, hat, macht ihn wirklich ungerecht gegen alle damit in Verbindung stehenden Vorstellungen, und bringt ihn zu Behauptungen, die schwerlich eine ruhige und unbefangene Prüfung aushalten, und um so weniger aushalten können, da sie meistentheils nur auf den Wortsinn der lutherschen Übersetzung gebaut sind. Von mehreren, die Rec. sich ausgezeichnet hat, stehe hier nur Eine, die S. 144 vorkommt: „Da alles, was von den Geschäften der Engel uns erzählt wird, auf Menschenschiksale und Erdereignisse sich bezieht, was hindert es, anzunehmen, sie seyen Geister mit ätherischen Organen umkleidet, die unseren Luftkreis bewohnen, und denen dieser eben so zum Wirkungskreise angewiesen sey, wie dem irdisch organisirten Menschen die Erdfläche zu seiner Residenz und zum Gegenstand seiner Geschäftigkeit übergeben ist, und dass folglich ihr Wirken in ihrer Sphäre und das unsrige in der unseren, vermöge der Wechselwirkung, in welcher die Erde zum Luftkreis, der sie umgiebt, und dieser hinwieder zu ihr steht, ein zusammenhängendes Ganzes, das *Geisterreich des Erdplaneten*, ausmache." Rec. fühlt sich durch *Vieles* gehindert, diess anzunehmen.

Da der Vf. die Reichsgewalt Jesu so hoch ansetzt, dass selbst rein sittliche Gesetze nur durch den Gesetzgebungsact Jesu erst sanctionirt werden: so war es Rec. auffallend und unerwartet, S. 220 die Äusserung zu finden: „Ich kann daher auch die Gottheit Christi im strengen Sinne nicht für ein Schibboleth halten, nicht für ein Losungswort, wodurch Christ und Unchrist, oder gar Christ und Antichrist zu unterscheiden sey, und das also jeder christlichen Erkenntniss vom Himmelreich schon gleich anfangs nothwendig zum Grunde liegen müsse: vielmehr würde ich es für sehr unweise angesehen haben, von diesem Satz, den so viele unseres Zeitalters nicht tragen können, auszugehen, und damit jene wichtigere Einsicht in seine Reichswürde allen jenen unzugänglich zu machen, die nicht voraus zu jenem Satz sich bekannt haben würden." — Wenn nun aber der Vf. in diesem Puncte, von dessen Wahrheit er an seinem Theile eben so lebhaft durchdrungen ist, als von der Wahrheit der Reichsgewalt Christi, so billig ist: warum ist er denn so unerbittlich strenge gegen diejenigen, die in diesem letzten Satze nicht mit ihm einerley Meinung sind, d. h. die — weit entfernt die Verpflichtung der Christen zu läugnen, Jesum als Herrn anzuerkennen und zu verehren, und die von ihm unmittelbar oder durch seine Apostel gegebenen Vorschriften für ein bindendes Gesetz zu achten, — in den aufgeführten und als Beweis gelten sollenden Bibelstellen das nicht finden, was der Vf. darin findet, weil sie diese Stellen nicht in dem Wortsinne der Übersetzung, sondern nach den Regeln einer historisch-grammatischen Interpretation erklären? Darüber ist doch kein Gesetz gegeben, dass die Bibel nach den Worten einer Übersetzung erklärt werden soll? —

Überhaupt sey es bey dieser Gelegenheit gesagt, dass es, nach Rec. inniger Überzeugung, höchst unchristlich sey, *unbestimmt* und ohne *namentliche Anführung* auf heutige Aufklärer, auf Lehrer der evangelischen Kirche, die von dem rechten Glauben abweichen, zu schimpfen, ihre Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen, ihnen böse Absichten beyzulegen u. s. w. Glaubt man sich in seinem Gewissen verpflichtet, vor solchen Lehrern und ihrem Gifte zu warnen, nun, so nenne man sie, wenn man sie kennt, oder nenne wenigstens die Schriften, worin das enthalten ist, was man für so abscheulich ansieht, damit ein Jeder sie kennen lerne und sich vor ihnen in Acht nehme; oder auch, damit die Angegriffenen sich vertheidigen, und es vielleicht zeigen können, dass man sie nur missverstanden habe. Durch die unbestimmt hingeworfenen Insinuationen wird, wie Rec. aus mehreren Beyspielen weiss, die Wirksamkeit manches redlichen Lehrers, der es mit dem Christenthum treu meint, untergraben und geschwächt, indem es unter seinen Zuhörern immer den einen oder den anderen geben wird, dem er in diesem oder jenem Stücke nicht rechtgläubig genug ist, und der ihn nun ohne Barmherzigkeit mit den ärgsten Feinden des Christenthums in eine Classe setzt. Das aber zu veranlassen, da man es hemmen konnte, ist die höchste Ungerechtigkeit. —

Zum Schluss macht Rec. künftige Erklärer des N. T. noch auf eine neue Ansicht des Verhörs Jesu vor Pilatus aufmerksam, die sich in der vorliegenden Schrift S. 44 ff. findet. Evp.

Glogau, b. Günter: *Vertraute Briefe über die Bibel*, geschrieben an einen Wahrheitsfreund von M. *Gottlob Ehrlich*. P. 1802. VI u. 426 S. 2r Th. 1807. VI u. 316 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Es giebt eine Philosophie über Religion, die sich den ehrwürdigen Namen Kritik anmasst, und die glückliche Mitte zwischen Aberglauben und Schwärmerey zu treffen meint, die aber eben so wenig mit der wahren Kritik zu schaffen hat, als sie den wahren Glauben und die Ehrfurcht vor dem Heiligen kennt, indem sie nichts als ein unseliges Schwanken zwischen Glauben und Unglauben bezeichnet; eine Erscheinung, die wir, wie so vieles andere Schlechte, dem gepriesenen achtzehnten Jahrhunderte zu verdanken haben. Es giebt eine Exegese und Ansicht der Bibel, die ebenfalls kritisch (und überdiess noch pragmatisch, psychologisch und wer weiss, was noch alles) seyn soll, die eben so ungläubig als mässig und behutsam ist, die es weder mit den Zweiflern und Spöttern, noch mit den etwas Gläubigern verderben und der Ehre und Autorität der Bibel nichts vergeben will, deren Maxime daher ist, das Schickliche, Unanstössige und Nützliche aufzustellen. Dieser unphilosophische, unhistorische Geist hat, wie so vieles unnütze Geschreibsel, auch vorliegende Schrift hervorgebracht. Da sein Charakter die Mittelmässigkeit ist, und er überall das Mittelmässige sucht und sich aneignet: so sind seine Producte auch gewöhnlich mit-

telmäfsig, zu schlecht für das Lob, und zu gut für den Tadel, und erregen zwar nicht Achtung, aber doch eine gewisse Schonung und Barmherzigkeit des Kritikers.

Rec. könnte sich füglich der Mühe überheben, diese Schrift zu charakterisiren. Die Denk- und Vorstellungsart des Vfs. ist so bekannt und gemein, dafs man ja nur in die erste beste protestantische Kirche, ja nur in eine Dorfschule zu gehen braucht, um von ihr eingeweiht zu werden. Indessen fodert es die Gerechtigkeit, einige Belege und Proben zu geben. Der Vf. richtet seine Briefe an einen Nichttheologen, einen Achtzehnjahrhunderter, der nicht viel mit dem Glauben zu thun haben will, und daher nicht sonderlich gut von der Bibel denkt, aber doch gutmüthig genug ist, um sich bekehren zu lassen. Das Bekehrungsgeschäft geht zur Freude und zum Lobe des Vfs. gut von Statten. Die Ansicht von der Offenbarung der Bibel, welche der Vf. zum Grunde legt, wird sogleich seinen Standpunct bestimmen, wenn nämlich bey gänzlicher Schwankung vom Standpunct die Rede seyn kann. Er sucht zuvörderst Gründe aufzustellen, aus welchen die Bibel, abgesehen von dem Glauben an eine göttliche Eingebung, Achtung und Ehrfurcht verdiene, (damit wenn dieser Glaube nicht Stand halten sollte vor der Fackel der Kritik, die Bibel doch nichts verliere, und Religion und Menschheit nicht zu Schaden komme). Als Unterrichts- und Bildungs-Mittel für das Menschengeschlecht sey sie als ein vorzügliches Werkzeug der Vorsehung zu betrachten, das vielleicht nicht ohne besondere Einwirkung derselben entstanden sey. (Also die Wichtigkeit des Erfolgs einer Begebenheit setzt eine besondere Einwirkung Gottes? Ist das minder wichtige weniger von Gott herzuleiten, und ist von Gott nicht alles wichtig?) Die Frage selbst nun, ob die Bibel ein Werk göttlicher Eingebung sey, umgeht der Vf., indem er darzuthun sucht, dafs man die Möglichkeit der Eingebung eben so wenig bejahen als verneinen könne; man könne daran glauben, nur sey dieser Glaube nicht nothwendig zur wahren Werthschätzung der Bibel. (Über die Möglichkeit der Eingebung kann vom religiösen Standpunct aus gar nicht die Frage seyn, sondern nur über den Werth oder Unwerth des Glaubens an dieselbe. Dieser Glaube aber ist religiös nothwendig, da ohne ihn keine Religion gedacht werden kann, und er ist sogar historisch anzunehmen, da er in der Bibel selbst liegt, und sie als Eingebung angesehen worden ist.) Von der Exegese des Vfs. mag Folgendes zeugen, wie er über die Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall denkt. Ihm ist Mose der Verfasser. Seiner Meinung nach war anfänglich alles von Gott *gut* erschaffen. Dagegen aber stieg ihm der Zweifel auf, wie das Böse in die Welt und in die Menschen gekommen sey? Und er löste ihn so, dafs dasselbe von aufsen her, nicht aus der inneren ursprünglichen Natur des Menschen, gekommen sey. Diefs scheint dem Vf. die Geschichte vom Sündenfalle zu lehren, die er als eine *Allegorie* betrachtet. — Der Vf. ist mit den neueren Untersuchungen über die Bibel, nur nicht mit den neuesten bekannt, und hat sich daraus zu seinem Hausbedarf etwas zusammengesetzt, womit er nur das Publicum verschonen sollte. Übrigens wenn wir nicht die ganze Denkart des Vfs. verwerfen müfsten, könnten wir manches Gute von ihm sagen.

e — e.

1) Ingolstadt, b. Attenkover: *Mauri Schenkl*, Benedictini Prislingensis etc. *Institutiones theologiae pastoralis*. 1802. 644 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

2) Würzburg, b. Stahel: *Alexander Gerard's*, weil. Dr. und Prof. der Theol. an der Universität und dem königl. Collegium zu Aberdeen etc. *Vorlesungen über die Führung des Pastoralamtes*. Aus dem Englischen übersetzt von *Michael Feder*, der Philos. und Theol. Dr. Prof. und Bibliothekar zu Würzburg etc. 1803. 508 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Seit der, um die katholische Theologie so sehr verdiente, Abt *Rautenstrauch*, im J. 1778, seinen *tabellarischen Grundrifs der in deutscher Sprache vorzutragenden Pastoraltheologie* herausgegeben hat, beeiferten sich mehrere katholische Theologen, brauchbare Pastoralanweisungen für ihre Kirche zu liefern, namentlich: *Conrad*, *Forster*, *Gollowitz*, *Giftschütz*, *Horvath*, *Köhler*, *Lauber*, *Pittrof*, *Sailer*, *Schramm*, *Schwarzel*. Unter diesen Gelehrten hat Hr. *S.* durch seine Arbeit eine ehrenvolle Stelle sich erworben, wenn er gleich die Grenzen der eigentlichen Pastorallehre, wie seine Vorgänger, nicht genau bestimmt, und die Katechetik, Homiletik und Liturgik als Theile derselben aufgeführt hat.

Nach einer zweckmäfsigen Einleitung, in welcher die Eigenschaften eines würdigen Pfarrers angegeben, und die gesetzlichen Wege zur Erlangung des Pfarramts vorgezeichnet werden, handelt der Vf. von der *Lehrpflicht*, und zwar zuerst von der *Katechetik*. Die Regeln, welche er dem Katecheten vorschreibt, sind gut; desto schlechter die Beyspiele, die er aus *Schwarzels* praktischem Religionsunterrichte anführt. Von der *sokratischen Methode* hat er zu wenig gesagt, und *Vierthalers Geist der Sokratik* nicht genützet. Die *Homiletik* hat der Vf. gröfstentheils nach *Bahrdt*, *Niemeyer* und *Pittroff* behandelt; *Ammons*, *Rullmanns* und *Schmidts* Anleitungen zur Kanzelberedsamkeit hat Rec. weder verglichen, noch angeführt gefunden. Für angehende Theologen hätte der Vf. besser gesorget, wenn er die Literatur der theoretischen und praktischen Homiletik eingeschaltet, und nicht nur die zweckmäfsigsten Anleitungen zur geistlichen Beredsamkeit, sondern auch die brauchbarsten Sammlungen von Homilien und Predigten, welche die katholische und protestantische Kirche aufzuweisen hat, genannt hätte. Die Regeln, welche der Vf. für den *Privatunterricht* dem Seelsorger vorschreibt, sind vortrefflich, und zeugen eben sowohl von seinen geläuterten Grundsätzen, als von seiner Klugheit und Bescheidenheit. Zum Beyspiel kann

dienen, was er S. 210 von den teuflischen Besitzungen, welche der katholische Kirchenglaube als wirklich voraussetzt, geschrieben hat. Eben so verdient bemerkt zu werden, was er über die unselige *Proselytenmacherey* mancher kurzsichtiger Religionslehrer S. 212 sagt. — Statt des Buchs: *Galura, die heilige Schrift in der Hand des Kranken* etc., worin von den Waffen *wider die Anfälle des Teufels*, und wider den Unglauben declamirt wird, würde Rec. S. 286 den angehenden Seelsorgern andere Schriften in diesem Fache, von *Sailer, Harscher, Braun, Strauch, Reihenberger, Arndts* u. s. w. empfohlen haben. S. 310 wird zwar wohl bemerkt, dass der Pfarrer keinen *Todten*, vor Verlauf der durch Policeygesetze bestimmten Zeit, begraben lassen dürfe; noch besser aber würde der Vf. gethan haben, wenn er für Landpfarrer die Kennzeichen, an denen man den Scheintodten vom Wirklichtodten unterscheiden kann, angegeben hätte.

Dass eine *Pastorallehre* für *deutsche* Pfarrer auch in *deutscher* Sprache geschrieben werden sollte, darf Rec. kaum erinnern, weil es der Vf. in der Vorrede selbst zugiebt. Er wählte dessen ungeachtet die *lateinische* Sprache, weil seine Pastorallehre der *vierte* Theil seiner in Latein geschriebenen Ethik seyn sollte, und weil er glaubte, im Lateinischen sich kürzer ausdrücken zu können. Allein warum giebt denn der Vf. die Beyspiele in der *Katechetik*, *Homiletik* u. s. w. fast immer in *deutscher* Sprache? Würde er nicht den jungen Theologen seiner Kirche einen besseren Dienst geleistet haben, wenn er seine Moraltheologie ebenfalls in deutscher Sprache geschrieben hätte, worin mehrere katholische Theologen, z. B. *Danzer*, *Fabiani*, *Lauber*, *Mutschelle*, *Reyberger*, *Schwarzhueber*, *Wanker*, u. s. w. mit rühmlichem Beyspiele vorangegangen sind?

Die Urschrift von No. 2. ist, nach dem Tode ihres Vfs., von seinem Sohne und Nachfolger im Lehramte, *Gilbert Gerard*, zu London im J. 1799 herausgegeben, in Deutschland aber wenig genutzt worden. Die Ursache hievon liegt wohl in der Menge guter und zum Theile vortrefflicher Arbeiten, welche sowohl katholischer als protestantischer Seits deutsche Gelehrte in diesem Fache geliefert haben. Hr. Dr. *Feder* glaubte indessen bey katholischen Candidaten des Predigtamtes durch die Übersetzung dieses Werks Nutzen zu stiften, und wollte sie, laut der Vorrede, überzeugen, dass die protestantischen Lehrer der englischen Kirche an künftige und wirkliche Pastoren keine geringere Foderungen thun, als von katholischen Lehrern an sie gethan werden.

Der Vf. führt seinen Gegenstand auf drey allgemeine Hauptstücke zurück: 1) von der Wichtigkeit des Predigtamtes; 2) von den Pflichten, die es auferlegt; 3) von den Eigenschaften, welche zur wirklichen Ausübung dieser Pflichten nothwendig sind. Über die *Wichtigkeit* und *Würde* desselben hat der Vf. viel zweckmässiges gesagt, und gründlich bewiesen, dass der Predigerstand, wenn er seiner Bestimmung entspricht, die Achtung aller Stände in einem hohen Grade verdiene. Die Ursachen, welche der *Verachtung des Klerus* bey manchen Menschen zum Grunde liegen, sind von S. 51—76 vollständig aufgezählt. Dagegen sind andere Materien zu kurz abgefertigt worden, besonders der zweyte Abschnitt vom *Katechisiren* S. 259—265. Man findet hier nichts von der Auswahl und Ordnung der katechetischen Materie; nichts von den Mitteln, die Liebe der Kinder zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit rege zu erhalten; nichts von der Eintheilung der Katechumenen in Classen; nichts von der didaktischen und historischen Methode; nichts von der Erzeugung moralischer Neigungen und Gesinnungen in den Herzen der zarten Jugend, u. s. w. Ausführlicher und besser ist der Unterricht im *Predigen* von S. 280—436; obschon unsere deutsche Homiletik noch weit mehr geleistet hat. Von der in England und Holland gewöhnlichen, und in Deutschland an manchen Orten nachgeahmten Sitte, die *Predigten abzulesen*, statt aus dem Gedächtnisse zu declamiren, urtheilt dieser Schottländer nicht günstig. Er führt darüber das Urtheil des Bischofs *Burnet* an, und obgleich die Vertheidiger des Ablesens nicht verlegen seyn werden, auf diese Gründe zu antworten: so bleibt doch ausgemacht, dass der vom Concepte lesende Prediger weniger das Herz der Zuhörer rühre, und keine so starke Theilnahme bewirke, als jener, der aus dem Gedächtnisse spricht, durch die Täuschung, als rede er aus dem Stegreife, die Aufmerksamkeit seiner Gemeine fesselt, und durch eine natürliche Action seinen Vortrag belebt; wie schon *Quintilian* bemerkt hat, *Instit. Or. Libr. XI. Cap. 2 de memoria.*

Die Übersetzung liest sich im Ganzen recht gut; Rec. ist aber der Meinung, dass dem schottischen Theologen durch Anmerkungen, oder durch Hinweisung auf *deutsche* Pastoralanweisungen, in denen sein Gegenstand besser bearbeitet worden ist, hätte nachgeholfen werden sollen. Die katholischen Candidaten des Pfarramts, für welche Hr. *F.* seine Übersetzung bestimmt hat, würden alsdann daraus zugleich den Vortheil gezogen haben, mit der theologischen Literatur des protestantischen Deutschlandes bekannter zu werden.

M.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Winke oder Fingerzeige für Consistorialräthe, Superintendenten, Inspectores, Erzpriester, Dechanten, Seniores, Pastores*, oder der Prediger und Geistliche in allen seinen Geschäften, Verhältnissen und Graden. 1805. XXX u. 290 S. 8. Der ungenannte Vf. gesteht selbst, dass er nicht alles erschöpfe, sondern nur Winke gegeben habe, welche andere zum Nachdenken bewegen sollen. Indessen ist nicht zu leugnen, dass er in den Umfang der Predigergeschäfte gedrungen ist, gute Beobachtung, lehrreiche Erfahrungen und genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Kirchen- und Schullehrer und ihrer Vorgesetzten verräth. Übrigens kommen auch viele bekannte Sachen in dem Buche vor.

P. S. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1807.

MATHEMATIK.

Heidelberg u. Manheim, b. Schwan und Goetz: *Das Usfackersche Exempelbuch der Algebra*, zur Wiederherstellung der durch den mechanischen Calcul verdrängten räsonnirenden Rechenkunst, von *C. F. Kausler*, königl. wirtemberg. Hofrath. 1806. 164 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. arbeitete seit mehreren Jahren *Diophant's* Werk über die Arithmetik für die russisch-kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg aus, und fand darin einen solchen Schatz von den feinsten algebraischen Auflösungen, dass ihm die mechanische geistlose Methode der neueren Algebra mit jedem Tage mehr anekelte. Statt der weitläuftigen Declamation gegen diese neue Methode, welche zu keinem hellen Begriffe der Sache führt, wäre eine kurze bündige Darstellung der Diophantischen oder der alten Methode, mit Hinsicht auf die neue geistlose und mechanische, wie sie in der Vorrede genannt wird, an ihrem Orte gewesen; der Leser wäre dadurch besser in den Stand gesetzt worden, die Absicht des Vfs. zu würdigen, und manche Äusserung in der Vorrede sich zu erklären, die ihm ohne jene wenigstens dunkel seyn muss. Um den Gesichtspunct, woraus der Vf. die neue Algebra betrachtet, so genau als möglich anzugeben, wollen wir uns seiner eigenen Worte bedienen. Die erhabenste Wissenschaft, sagt er in der Vorrede, ganz dazu geeignet, dem menschlichen Geiste die höchste Bildung zu geben, war zu einem Kinderspiel (!?) herabgesunken, dessen man sich bediente, um nach Taschenspieler Art und Weise Resultate hervorzuzaubern, über die der Rechner selbst erstaunte, indem er unvermuthet zu einem Ziel kam, das er nicht voraus sah, und auf Wegen dahin gelangte, von denen ihm keine Erinnerung übrig blieb. Gleichsam aus einem magischen Trichter holte er seine Auflösung durch Untereinanderwerfung der bekannten und unbekannten Grössen heraus, und diess auf eine für seinen Geist so unrühmliche Art, dass, wenn er in der Mitte seiner Arbeit absetzte, ein Anderer, ohne zu wissen, wovon die Rede sey, dieselbe eben so gut vollenden konnte, wenn ihm nur die mechanischen Vorschriften der Algebra bekannt waren. Wenn man diese ziemlich herabwürdigende Schilderung liest, wünscht man den Begriff zu kennen, welcher dem Vf. von der Algebra vorgeschwebt habe. Aus den Worten, dass die Algebra die erhabenste Wissenschaft sey, und dass sie dem menschlichen Geiste die höchste Ausbildung geben könne, sollte man schliessen, dass er die ganze höhere Arithmetik, mit Einschluss der Infinitesimalrechnung, darunter verstanden; aber wie kann dann von dieser gesagt werden, dass sie zum blossen Kinderspiel herabgesunken sey? Wird aber unter Algebra die Auflösung der Gleichungen verstanden, in welchem Sinne das Wort gewöhnlich genommen wird: so kann man schwerlich die pomphaften Titel, welche ihr beygelegt werden, passend finden. Da aber die Auflösungen der Gleichungen, besonders vom ersten und zweyten Grade, auf wenigen Sätzen beruhen, die sich sehr leicht einsehen und noch leichter allein mit dem Gedächtnisse fassen lassen, wenn ein nicht einsichtsvoller Lehrer Verstehen und Behalten mit einander verwechselt: so wird man sich freylich das Herabsinken zum Kinderspiel leicht erklären können. Dieses aber wird, genau erwogen, die neue Methode unmöglich in den Augen der Kenner herabsetzen können. Der Vf. macht indess einen Versuch, diesen mechanischen Calcul zu verdrängen, und die raisonnirende Rechenkunst (ein Name, welcher Rec. nicht gefallen will) dafür wieder einzuführen. Über diese raisonnirende Rechenkunst, so nennt der Vf. die Analysis der Alten, läst er sich folgendermassen vernehmen. In der Analysis der Alten ist alles Schluss und fein angelegter Plan. Nicht ein Schritt geschieht, dessen man sich nicht vollkommen bewusst ist. Das Ziel, dem man entgegen geht, verliert sich keinen Augenblick aus dem Gesichte, und der zurückgelegte, und der noch zu machende Weg liegen sonnenklar vor Augen. Dieses sind nun freylich schöne Worte: nur Schade, dass sie zum Theil auch auf die herabgewürdigte Algebra passen, zum Theil aber von der Analysis der Alten nicht in aller Strenge gelten. Über manche leichte und einfache Auflösung einer dem Anschein nach verwickelten Aufgabe würde der Meister, wenn er aufrichtig seyn wollte, setzen müssen: *multa tuli fecique puer, sudavi et alsi.* Den Alten fehlten die Zeichen, wodurch alle möglichen Beziehungen der Grössen in einer Aufgabe zu einander sinnlich konnten ausgedrückt werden; sie waren daher gezwungen, aus dem Gegebenen einfachere Beziehungen in Gedanken herzuleiten, worin sie sich durch viele Übung eine bewundernswürdige Fertigkeit erwarben, und einen nicht gemeinen Scharfsinn zeigten. Sie bedienten sich also der Schlüsse, wenn wir nur bloss rechnen, oder genauer, die rein bekannten Sätze, worauf die Absonderung der bekannten und unbekannten Grössen, d. h. die Auflösung der Gleichung beruhet, anwenden. Sehen

wir auf den vornehmsten Zweck, den die mathematischen Wissenschaften haben, den Verstand, besonders die Urtheilskraft, zu schärfen: so ist unleugbar die Methode der Alten der der Neuern weit vorzuziehen. Ist aber die Frage: wie kommt man am geschwindesten und leichtesten zum Resultat? so würde sich doch wohl so leicht Keiner bedenken, sich der neuerfundenen Hülfsmittel zu bedienen, und den ersten den besten Weg, der sich ihm darbietet, und von dem er gewiss seyn kann, dass er ihn zum Ziele führt, einzuschlagen, eher, als mit der Aufsuchung des kürzesten Weges das doppelt und dreyfach einzubüssen, was er zu gewinnen dachte. Die Gefahr, dass sich das Denken bey jungen Leuten in ein mechanisches Rechnen verwandelt, woran, beyläufig gesagt, fast immer der Lehrer, und nicht die neue Methode Schuld ist, lässt sich vermeiden, wenn man sich nicht zu lange bey Auflösung der bestimmten Gleichungen des ersten und zweyten Grades verweilt, und dafür die Schüler in der unbestimmten Analytik und der geometrischen Analysis der Alten übt, die leider in Deutschland zu sehr vernachlässigt wird. Um die Methode der Alten recht anschaulich zu machen, hätte sich der Vf. auch dieser Sammlung nicht bedienen sollen, deren Mängel er selbst sehr richtig angiebt, und die nur in Ermangelung einer besseren ihren Platz so lange behaupten konnte, zumal da nach seinen eigenen Worten nichts leichter gewesen wäre, als eine Sammlung der schönsten Aufgaben zu diesem Ende zu machen, und besonders dieselben so zu ordnen, dass sie von dem Leichtern zum Schwerern eine an einander hängende Kette bildeten. Er hat sich aber derselben bedient, weil diese gerade, wie er sagt, die Veranlassung zu den fehlerhaften oder vielmehr geistlosen Auflösungen der Neueren wird, und dieselbe von dem Lehrer auf den Schüler fortpflanzt. Rec. bekennt, dieses nicht ganz einzusehen. Er muss gestehen, dass die Auflösung mancher Aufgaben den Scharfsinn des Vfs. beurkunden, und zeigen, dass er sich nicht umsonst mit dem Diophant beschäftigt habe; viele hingegen, wie Rec. aus Erfahrung weiss, würde auch ein Anfänger nicht anders auflösen, welcher einen vernünftigen Unterricht genossen; und bey nicht wenigen ist nur eine einzige Auflösung möglich, und man kann nicht einsehen, inwiefern die Behandlung neu und dem Geiste der Alten angemessen seyn soll; etwa, weil manchmal Beziehungen der Grössen unter sich durch Worte und nicht durch Zeichen ausgedrückt sind? Bey einigen Aufgaben hat der Vf. durch eine vorher angestellte Überlegung die Gleichung selbst vereinfacht; aber diese scheint doch umständlicher zu seyn, als die Bruchrechnung, welche dadurch vermieden werden sollte. Wird nicht z. B. ein jeder Anfänger die 63 Aufgabe gleich nach den gegebenen Bedingungen geschwinder auflösen, als er die nachgefügte Berechnung anstellt, welche das rechtfertiget, was der Vf. bey der Auflösung annimmt? Dasselbe findet bey der folgenden Aufgabe Statt. Bey der 65 Aufgabe wird das Verfahren, wo man die Erbschaft als unbekannte Grösse ansieht, *äusserst ungeschickt* genannt. Etwa, weil ein paar Zahlen mehr zu schreiben wären? Die sogenannte Nettigkeit und Eleganz der Auflösung kann wohl zuweilen in Pedanterey ausarten. Für den kürzesten Weg lassen sich im Allgemeinen keine Regeln geben, und selbst die grössten und geübtesten Meister finden ihn oft durch Zufall, oder nachdem sie schon einen längeren gegangen sind. Bey vorgenannter Aufgabe würde man noch kürzer so raisonniren: Der Letzte erhält so viele hundert Thaler, als Personen da sind, und keinen Rest, weil bey der Theilung nichts überbleiben soll. Der Vorletzte Einhundert weniger, und ein Zehntel des Restes. Da nun beide gleichviel bekommen sollen, so muss ja offenbar ein Zehntel des Restes hundert Thaler, und das, was der Letzte erhält, Neunzehntel, also neunhundert Thaler seyn. Folglich sind neun Personen u. s. w. Von Anfängern kann man keine Schlüsse erwarten, die einen schon gewandten Rechner erfodern, der durch viele Übung sich eine Fertigkeit erworben hat, sogleich alle Umstände, welche in einer Aufgabe vorkommen, richtig aufzufassen, und daraus Beziehungen der Grössen zu einander herzuleiten, die nicht sind angegeben worden. Am besten ist es, ihn seinen eigenen Weg gehen zu lassen, und am Ende ihm erst zu zeigen, wie er sich oft durch eine kleine Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Umstand die Sache hätte bequemer machen können. Dass die Auflösung einer Gleichung sehr bald mechanisch wird, muss ein jeder eingestehen, aber ist sie desswegen verwerflich? Kann es doch die Auffindung einer Gleichung nie werden, und das ist es ja gerade, worin man Anfänger üben muss, und wodurch ihr Verstand auch in der sogenannten neuen Methode in Thätigkeit erhalten wird. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Aufgaben des Diophants nicht bloss nachzurechnen, sondern auch alle möglichen Auflösungen zu suchen: so wird man nicht allein finden, dass er fast immer die einfachste und kürzeste gewählt hat, sondern man kann auch mit einiger Aufmerksamkeit sich bestimmte Regeln abstrahiren, die in gewissen Fällen allemal ihre Anwendung finden müssen, um theils Brüche zu vermeiden, welche die Rechnung beschwerlich machen, theils mehrere unbekannte Grössen durch eine einzige auszudrücken, wozu man sonst mehrere Gleichungen aufsuchen müsste. Dieses kann einem Manne, wie unser Vf. ist, der bey seinem Scharfsinn sich lange mit jenen schätzbaren Überbleibseln des Alterthums beschäftigt hat, gewiss nicht schwer fallen. Rec. würde sich sehr freuen, wenn er durch seinen geäusserten Wunsch eine Veranlassung gäbe, dass diese Lücke in den Anfangsgründen der Analysis ausgefüllt würde. Die in der Vorrede angegebenen Regeln scheinen ihm zu allgemein zu seyn, und überhaupt von der Art, dass sich manche erhebliche Einwürfe dagegen machen liessen, wenn es der Raum unserer Blätter verstattete.

— g.

Cleve u. Cölln, auf Kosten des Vf.: *Handbuch der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst*, mit

allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beyspielen, Auflösungen und Erklärungen. Für Lehrer und Schüler bearbeitet, von *Salomon Markus Cohen,* Lehrer der Rechenkunst in Cleve. Erstes Heft. 1805. 142 S. Zweytes Heft. 1805. 214 S. Drittes Heft. 1806. 262 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wenn wir auch dem Fleifse, der theoretifch-praktifchen Gewandtheit und der, in den folgenden Heften fichtbar auffallenden, Anfpruchslofigkeit des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren laffen: fo find wir doch mit den, in der *Vorrede* zum *erften Hefte* geäufserten, Anfichten, dafs die vorliegende Arbeit allen Mängeln anderer Werke abhelfe, und alles das enthalte, was in den vielen bisher herausgekommenen Rechenbüchern fehlte, nicht völlig einverftanden. Den drey vorliegenden Heften foll noch ein *viertes* folgen, bis zu deffen Erfcheinung wir die nähere Darftellung deffen, was zu dem Umfange aller, dem Kaufmanne fowohl, als dem Bürger in feinen Verhältniffen zur Gefellfchaft, in der er lebt, erfoderlichen Rechnungsarten gehört, ausfetzen müffen.

Das *erfte Heft* enthält in der *Einleitung* den Zahlenbegriff; dann die 5 Species unbenannter und ungleich benannter Zahlen oder Werthe; demnächft die Lehre von den Proportionen, worauf die Regel detri, gemifchte Aufgaben, Auflöfungen und Refultate der Aufgaben aus der Regel detri folgen. Da, wo der Vf. *Koch's Exempelbuch etc.* benutzt hat, hat er jedesmal, jedoch ohne Anzeige des Hefts, worin die entlehnten Aufgaben und deren Numer vorkommen, feine Quelle richtig bekannt gemacht. — Im *zweyten Hefte* werden die Lehren von den Brüchen, das Numeriren, Abkürzen, die Species der Brüche, das Auflöfen, Zurückführen und Zertheilen der Brüche gelehrt. Sehr deutlich und unterrichtend ift die Lehre von der Decimal-Rechnung im Ganzen und Brüchen; die Verwandlung natürlicher in Decimal-Brüche, und die Anwendung der Decimal-Rechnung auf die Verhältniffe des bürgerlichen Lebens, mitunter auf kaufmännifche Gegenftände, vorgetragen. Des langen Auszugs S. 136—141 aus einem ungenannten Buche, von welchem nicht einmal der Titel, gefchweige Verlagsort und Jahrzahl angegeben ift, und wodurch Hr. *Cohen* die Urfache der Gründe erklären will, warum das metrifche Geld- Mafs- und Gewicht-Syftem in Frankreich eingeführt worden, hätte es nicht bedurft, indem in der hiftorifchen Anficht der Beweggründe, welche feit den früheften Zeiten bis auf das berühmte Decret des franzöfifchen National-Convents vom 31 July 1793, die mannichfaltigen Veränderungen der Münzen, Mafse und Gewichte bey allen Völkern, und in allen Zeiten der Cultur des menfchlichen Gefchlechts herbeyführte, eben fo viel Halbwahres, als wirklich Unrichtiges, bey dem ungenannten Schriftfteller und in dem hier davon gelieferten Auszuge eingefchaltet und erzählt worden. Der offenbare Beweis hievon liegt darin, dafs felbft S. 137 der Bogen des Quadranten vom Meridian zu 30,794580 parif. königl. Fufs angenommen wird, wornach der *provisorifche Meter* = 443,441952 parifer Linien zu ftehen kömmt. Das hätte der Vf. aus den *Notions élément. fur le nouv. Syftème des Mefures; par Citoyen Prieur, p.* 11 lernen, und den Urfprung diefer Normalmaffe, daraus weit richtiger, als aus dem ungenannten Rechenbuche, herleiten können, ferner aus den *Recueils des Lois, inftruct. Tables et Tableaux relat. aux nouv. Poids et Mefures, et au Calcul décimal; publiés par Ord. du Gouvernement, a Paris. An. VI.* gr. 8. Auch der grofse Mathematiker *La Place: Expofition du Syftéme du monde;* in der *erften Ausgabe* diefes Werkes, (deutfch. Überfetzung von *Hauf*; 1r Th. S. 134—144) legte damals den *provisorifchen Meter* zum Grunde; aber nachdem die Meridians-Vermeffung von Duinkirchen bis Barcellona vollendet war, fand es fich, dafs der *angenommene Metre* zu grofs fey, wefshalb *la Place,* als damaliger franzöfifcher Minifter des Inneren, am 4. Frimaire VIII J. den Confuln einen Bericht abftattete, die Refultate des neuen metrifchen Syftems vorlegte, und das Confular-Gefetz vom 18 Brüm. IX Jahr. bewirkte, wornach die Grundeinheit diefes Mafses = 443,295936 parif. Linien, oder beftimmter: 443,296 feyn folle, welcher geringe Unterfchied vom 64 millionften Theil einer Linie, auf den ganzen Quadranten des Meridians noch keine 6 Fufs beträgt; vergl. *la Place Expof. du Syft. du Monde, feconde Edition. A Paris. An. VII. gr.* 4. *p.* 72; und *Pasquitz* in *von Zach's monatl. Correfpond.* für 1800; May. S. 435—447. — Diefen rectificirten *Meter* hat nun Hr. *Cohen* S. 161 nach *Vega* angenommen, und aus deffen, nach feinem Tode von *A. Kreil* herausgegebenem *natürlichem Mafs-Gewicht- und Münzfyftem;* (Wien 1803. 4.) die 5te bis 8te Tafel, S. 162—176 in 4 Tabellen abdrucken laffen, weil der Vf. glaubt: die *Vegafche* Schrift fey nicht allgemein bekannt, worin er auch wohl recht hat, indem folche nur in wenigen Händen ift; aber der Titel diefer Schrift hätte doch wohl angeführt zu werden verdient. Inzwifchen wollen wir dem Vf., da er ein Freund der fpeculativen Decimalrechnung zu feyn fcheint, auf ein Werk aufmerkfam machen, aus welchem er für die Ausbildung der mathematifchen Phyfik viel lernen kann: *Verhandeling over volmaakte Maaten en Gewigten; door J. H. van Swinden. (Amfterd.* 1802. gr. 8.) Die Lehre von den Verhältniffen wird S. 177—214 fortgefetzt, und damit das 2te Heft gefchloffen. — *Drittes Heft.* In diefem wird die Regel detri mit Brüchen, und die umgekehrte Regel detri; die italiänifche Praktik und Ketten-Rechnung; Regula Quinque, Zinfen-, Zeit- und Rabatt-Rechnung, auch zuletzt die Tara-Rechnung mit vieler praktifchen Gründlichkeit vorgetragen, wobey der Vf. überall die Buchftaben-Rechenkunft und den analytifchen Calcul vermeidet, weil er viele mechanifche Rechner dadurch zu verwirren glaubt.

M— tfon.

Jena b. Cröker: *Kritik der Parallel-Theorie*, von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, Prof. d. Phys. zu Aschaffenburg. Erster Theil, welcher die Darstellung u. Prüfung von siebenzehn verschiedenen Systemen enthält. 1807. XII u. 276. S. 8. und 10 Kupfer. (1 Thlr. 4 Gr.).

Der Vf. macht in der Vorrede auf den Nutzen, welchen eine solche Zusammenstellung und Beurtheilung gewähren kann, aufmerksam, und gewiss wird niemand ableugnen, dass Hrn. *H's.* Bemühen allen Dank verdiene. Die beurtheilten Darstellungen der Parallel Theorie, wodurch die verschiedenen Urheber derselben diese Theorie sicherer zu gründen glaubten, sind folgende: die des *Clavius*, *Proclus*, *Hauff*, *Bossüt*, *Käftner*, *Simson*, *Lacroix*, *Lorenz*, *Segner*, *Nassareddin*, *Kircher*, *Schmidt*, *Legendre*, *Schwab*, *Tacquet*, *Hindenburg*, und endlich des Vfs. eigene Theorie, deren ihm ehemals entgangene Fehler er jetzt selbst aufdeckt. Rec. hat mehrere der hier mitgetheilten Theorien aufmerksam durchgelesen, und kann dem Vf. das Zeugniss geben, dass die Darstellung derselben sehr klar, und selbst auch Anfängern verständlich, und dass die beygefügte Kritik gründlich ist, und die Mängel jeder Theorie sehr genügend entwickelt. Auch dass Hr. *H.* die Sätze der verschiedenen Autoren treu dargestellt habe, daran ist wohl kein Zweifel, obgleich Rec. nicht alle Hülfsmittel zur Hand hat, um dieses bey mehreren der geprüften Theorien zu untersuchen.

Eine nähere Inhaltsanzeige läst sich nicht wohl mittheilen; auch können wir nicht die einzelnen Sätze kritisch durchgehen. Wir bemerken daher nur im Vorbeygehen einen Irrthum, den wir in der Beurtheilung der Theorie von *Legendre* fanden. Da nämlich *Legendre* bewiesen hat, dass die Summe der Winkel im Dreyeck nicht grösser seyn kann, als 2 R., so kann (S. 177) auch BAC + BCA nicht grösser seyn als CBE; auch ist ja ohnehin der Satz bekannt, dass der äussere Winkel grösser, als einer der beiden entgegengesetzten inneren, ist.

Übrigens können wir mit gutem Grunde dieses Buch allen denen empfehlen, welche sich gründliche geometrische Kenntnisse erwerben wollen: sie werden daran eine eben so angenehme als lehrreiche Lectüre finden, und gewiss mit uns wünschen, dass der Vf. bald den versprochenen zweyten Theil bekannt mache.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Darmstadt* b. Will: *Lebens- und Charakter-Schilderung des verst. grossherzogl. hessischen Superintendenten Christian Heinrich Zimmermann in Darmstadt.* Von *Ernst Zimmermann*, Mitprediger in Auerbach. 1807. 62 S. 4. (8 Gr.). Der hier geschilderte Mann gehört zwar nicht zu den Menschen, die sich durch besondere Schicksale auszeichnen; allein er hat sich durch nützliche Thätigkeit, vielseitige Kenntnisse, so wie durch gesellige Tugenden in dem näheren Kreise, worin er wirkte, ein Andenken gestiftet, das aufbehalten zu werden verdiente. Auch ist die Biographie selbst im Ganzen gut geschrieben, und ein natürlicher Ausdruck der Liebe, die der Vf., ein Neffe des Verstorbenen, zu diesem gehabt hat. Nur zuweilen fällt der Ton etwas zu sehr ins Panegyrische, und unbedeutende Dinge, die der Vf. besser gar nicht berührt hätte, werden als wichtig dargestellt, z. B. S. 23. Übrigens bürgt die warme Freundschaft, die *Lichtenberg* und *Höpfner* für den Verstorbenen hegten, so wie das, was der Vf. dieser Biographie aus Briefen und Reden desselben anführt, am sichersten für die Wahrheit dessen, was hier zu seinem Lobe gesagt wird, und es verdient auch um *Lichtenbergs* willen bemerkt zu werden, mit welcher Liebe dieser bis an sein Ende an diesem seinem Jugendfreunde hieng, ohngeachtet er ihn seit 1762 nicht wieder gesehen hatte. „Träum' ich mich hin zu dir," heisst es in einem seiner Briefe vom Jahr 1793, „in deines Hn. Vaters Haus in der Schlossgasse, o dann höre ich das Glockenspiel: O Mensch bewein' dein' Sünden gross etc. und ich beweine die Flucht jenes goldenen Alters unseres Lebens, jener Tage und Stunden in deiner Gesellschaft, die mir das Gold unseres Königs nicht aufwiegen könnte u. s. f." Im Jahr 96 schrieb er an ihn: „Groser Gott, was habt ihr indessen dort erlebt! Wie oft habe ich an Dich, an Deinen Bickebach u. s. w. gedacht! Du warst immer die Person, die sich meine Phantasie wählte, wenn ich die Angst und alles Leiden, das mein armes Vaterland betroffen haben muss, meinem Herzen so nah als möglich legen wollte", und im Jahr 97 nicht lange vor seinem Tode schrieb er ihm: „Der Tod unseres guten *Höpfners* ist mir, auch selbst schon um Deinetwillen, sehr nahe gegangen. Wer in der Welt hätte denken sollen, dass ich ihn überleben würde, ich?" — Und am Schluss des Briefes heisst es: „Lebe wohl mein bester, mein ältester Freund! Lebe wohl! wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder: aber mein letzter Pulsschlag schlägt noch für Dich, und wenn ihn mein Arzt verstände, er müsste bezeugen, dass er noch für Dich geschlagen hätte". — Als Schriftsteller ist *Z.* nur wenig, und immer anonym aufgetreten. Er war nicht ohne Talent zur Dichtkunst, und liebte besonders das Epigramm, worin er auch selbst einzelne glückliche Versuche machte, die zum Theil in Almanachen zerstreut sind, zum Theil unter seinen Papieren sich gefunden haben. Der Vf. hat einige davon in diese Biographie aufgenommen. Eins derselben stehe hier zur Probe. *Als Jemand verlangte, man solle von den Augen der Gerechtigkeit die Binde abnehmen:*

Man läst es besser bey dem Alten.
So lang die Augen blos verbunden sind,
So lang ist Themis eigentlich nicht blind,
Wird nur für blind von uns gehalten;
So bald sie nicht mehr ihr verbunden sind,
So wemt sie sich in Kurzem wirklich blind.

Auch hat der Verstorbene schon im Jahr 1783 eine *metrische Übersetzung* von *Martials vorzüglichsten Sinngedichten* herausgegeben, die *Ramler*, wie der Vf. dieser Biographie sagt, beynahe ganz in seine *Auswahl der martialischen Sinngedichte* aufgenommen hat. Ausserdem hat er nach der Versicherung des letzteren das ästhetische Fach in der, in Frankfurth bey Varrentrapp und Wenner erschienenen *Encyclopädie* bearbeitet. Er war geboren den 17 Dec. 1740. in Darmstadt, und starb daselbst den 28 Aug. 1806, also in einem Alter von 66 Jahren.

L — r.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion.* Zunächst zum Unterricht für katholische Schulen, dann für alle die eine richtige Kenntnis der Lehren der katholischen Kirche und eine Übersicht derselben brauchen und wünschen. Verfasset von *Aug. Fischer*, Augustiner-Ordens, der Theol. Baccalaureus und Lehrer, ausserord. Prof. der geistlichen Beredsamkeit, und Katecheten des königl. Gymnasiums zu Erfurt. 2te verbess. Aufl. 1807. LII. u. 434 S. 8. (1 Thlr.).

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte* von *J. E. Chr. Schmidt*, ordentlichem Professor der Theologie. Dritter Theil. 1803. 458 S. Vierter Theil. 1806. 408 S. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Der dritte Theil vollendet die zweyte Periode von *Constantin* d. G. bis auf *Leo* von *Isaurien* und *Bonifacius*, den Apostel der Deutschen, und begreift die Geschichte der Hierarchie, der Religions und Sitten-Lehre, des Gottesdiensts und der kirchlichen Gebräuche, sammt Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern. Der vierte Theil fängt die dritte Periode an, welche sich bis zu *Gregor VII* ausdehnt, und begreift nur die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und des Papstthums.

Am meisten zeichnet sich die Geschichte der Hierarchie im dritten und die der Ausbreitung des Christenthums im vierten Theile aus. Diese beiden Gegenstände sind nicht nur am ausführlichsten, sondern auch am sorgfältigsten abgehandelt. In der Geschichte der Hierarchie weicht der Vf. vielfältig von *Ziegler*, und eben damit auch von *Plank* ab. Besonders schätzbar ist die Darstellung der Geschichte der Kirchenverfassung nach den einzelnen Ländern und Diöcesen §. 98—111. Die Eintheilung und Anordnung ist hier folgende: *Ägyptische* Diöcese. Patriarchat von *Alexandrien* — Diöcese des Orients. Patriarchen von *Antiochien* und *Jerusalem*. Diöcese von *Asien*. Proconsularische Provinz, *Phrygien, Lydien, Carien, Lybien, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien etc.* — Diöcese von *Pontus, Cappadocien, Armenien*, zweyfacher *Pontus. Galatien, Paphlagonien, Bithynien* — *Persisches* Reich. — *Thracische* Diöcese. Patriarchat von *Constantinopel*. — *Römische* Diöcese. Patriarchat zu *Rom*. — *Italische* Diöcese. Metropolitane von *Mayland, Aquileja, Ravenna*. — Diöcese von *Gallien* — *Illyrien*. Metropolitan zu *Thessalonich*. Patriarchat zu *Justiniana*. — *Afrikanische* Diöcese. — *Spanien*. — *Britannische* Inseln. Freylich konnten bey manchen Diöcesen und Ländern nur sehr dürftige Nachrichten ertheilt werden; allein man lernt doch auf diese Art die Verschiedenheit der Kirchenverfassungen besser kennen und tiefer in die Geschichte der höheren Bischöfe eindringen, und wenn man mit diesen specielleren Nachrichten die vorhergehende allgemeinere Darstellung vergleicht, so erhält man ein ziemlich bestimmtes Bild von der Gestalt der Hierarchie in dieser Periode. Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in der dritten Periode ist mit viel Vorsicht und Kritik erzählt. Unter den Bekehrern verweilt der Vf. am längsten bey *Bonifacius*, und widmet seiner Geschichte einen besonderen Fleifs. Er urtheilt im Ganzen nicht sehr rühmlich von ihm. Er spricht ihm zwar Talente, Kraft und Eifer fürs Gute nicht ab; aber er beschuldigt ihn, dass Ehrgeiz und Herrschsucht, gehüllt in den Schleyer der Demuth, die Haupttriebfedern seiner Unternehmungen gewesen seyen, dass er sich in seinen Briefen und Berichten an den Papst weit mehr Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums zugeschrieben habe, als ihm zukommen, dass überhaupt in dessen Briefen unwahre Nachrichten vorkommen, dass er den *Adelbert* und *Clemens* bloss desswegen als Ketzer bey dem Papste angeklagt und ihre Verdammung bewirkt habe, um gewisse ihm widerfahrene Beleidigungen an ihnen auf eine furchtbare Art zu rächen, dass er eben so die *bayerischen* Lehrer *Virgilius* und *Sidonius* bloss aus Rachsucht bey dem Papste angeklagt, dass er den Bischof *Gewilieb* von *Mainz* und zwar bloss desswegen gestürzt, um sein Bisthum zu erhalten, dass er zu der Absetzung des Königs *Childerich* beygetragen habe. Für keine dieser Beschuldigungen kann er sichere und zuverlässige historische Spuren nachweisen. Es sind blosse Vermuthungen, wie aus demjenigen, was darüber S. 20 f. 30. 61 ff. 67 f. 74 ff. 81 vorkömmt, von selbst erhellet. Ein Mann, wie *Bonifacius*, hätte überhaupt vielseitiger, und mehr im Geiste seiner Zeit, nach seinen Umgebungen und Lagen, und nach seiner extensiven und intensiven Wirksamkeit dargestellt und charakterisirt werden müssen.

Die Geschichte der Religions- und Sitten-Lehre in der zweyten Periode ist nur sehr kurz abgehandelt. In der Geschichte der Religionslehre verdient dasjenige, was S. 280—85 von *Augustins* Lehre vorkommt, um so mehr Auszeichnung, je schiefer und unphilosophischer gewöhnlich vom Ursprunge des Augustinismus geurtheilt wird. Wir wollen es daher hier ausziehen. *Augustins* Lehre scheint alle Religion und Sittlichkeit zu vernichten, indem sie den Menschen selbst wegnimmt und an seine Stelle ein blindes, und leider doch nicht todtes, Werkzeug einer höheren Macht setzt. Wie konnte diese Lehre entstehen und Anhänger finden? Nicht sein ehemaliger *Manichäismus*, auch nicht sein Vaterland sind hinreichend, um den Ursprung dieser Lehre zu erklären. Sie hat ihren letzten Grund in der menschlichen Natur selbst. Der innere Widerstreit, der sich in dem Menschen bey dem Kampfe zwischen Pflichtgefühl

und Neigung zeigt, ist die Thatsache, deren verschiedene Ansichten den meisten Einfluss auf die Bestimmung des Dogma vom Übel gehabt haben. Der eine betrachtet sowohl jenes Pflichtgefühl, als diese entgegenstrebende Neigung, als etwas Fremdes. Er scheint sich in der Mitte zu stehen zwischen zwey entgegenwirkenden Kräften. Diese Ansicht dient dann den Dualismus von innen zu unterstützen, so wie derselbe durch die Betrachtung des Widerstreits in der Natur von aussen unterstützt wird. Der andere betrachtet blofs jene ihn zum Bösen verleitende Neigung als etwas Fremdes, das Pflichtgefühl aber schreibt er seinem Selbst zu, dasjenige in ihm, was für das Gute stimmt, ist ihm sein eigentliches *Ich*, sein *innerer Mensch*. Der dritte betrachtet blofs die ihn zum Bösen verleitende Neigung als das ihm Eigene, jenes Pflichtgefühl aber als etwas Fremdes, durch äussere Einwirkung in ihm Hervorgebrachtes. Diess erklärt sich aus den Regungen des Gewissens bey dem unsittlichen Menschen. Das Gewissen will ihn vom Laster zurückhalten, welches ihm doch reizend erscheint; er folgt daher dem Gewissen nur ungerne, die Stimme der Neigung kommt ihm daher als das Eigene, die des Gewissens als das Fremde vor. Und wenn er der Stimme der Neigung folgt, so erwacht das furchtbare Gefühl der Gewissensunruhe, und es scheint ihm eine fremde höhere Macht zu seyn, welche die Wirkungen in ihm hervorbringt. Diese Thatsache enthält den Keim zu *Augustin's* ganzem System. Er hatte seine Jugend in wilden Ausschweifungen hingebracht. Er war noch nicht verdorben, nur hingerissen. Desto schrecklicher war sein Erwachen aus diesem Zustande. Das, was ihn aus dem Taumel weckte, was ihn im Gefühle der Selbstverachtung noch aufrecht erhielt, und über sein bisheriges Selbst erhob, schien ihm eine höhere fremde Macht zu seyn, deren Beystand er Alles verdankte. Das Höhere, Bessere im Menschen wurde von ihm *über* den Menschen hinausgerückt, es wurde für ihn zum heiligen Geiste, und die Äusserungen desselben betrachtete er als höhere Gnaden-Wirkungen. Wenn er nun dieses Höhere im Menschen ganz vom Menschen abtrennte, so konnte der Mensch in seinen Augen nur ein zerrüttetes und verdammenswürdiges Geschöpf seyn. Aber dieses Geschöpf konnte nicht *so* aus den Händen des Schöpfers gekommen seyn. Das ganze Verderbniss kam von dem Falle der ersten Menschen her. Der Grund, warum nicht alle Menschen durch den heiligen Geist gebessert werden, kann nun blofs in einem Actus des Willens, und zwar in einem absoluten Actus des göttlichen Willens liegen. Bey diesem Systeme konnte nach des Vfs. Meinung das religiöse Interesse dennoch Befriedigung finden. Mochte nämlich der Mensch immerhin hören, dass seine Glückseligkeit und Unglückseligkeit nicht von seinem Streben, sondern blofs von dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes abhange, eben darum, weil jener Rathschluss unerforschlich war, konnte er doch bey dieser Lehre gegen die Hoffnungslosigkeit geschützt bleiben. Was Gott über ihn beschlossen habe, konnte er von aussen nicht erforschen, er sah sich also einzig an sein Inneres hingewiesen. Fand er nun hier jene Ruhe, die aus dem Bewusstseyn der Sittlichkeit hervorgeht, so musste er diess als eine Urkunde, dass er zum Glücke bestimmt sey, betrachten. Nur für die Stunden der Schwermuth, wo der Mensch in Bangigkeit vor jedem beunruhigenden Zweifel zurückbebt, wo keine Gewissheit für ihn genug ist, war *Augustins* System nicht berechnet; da konnte es den Menschen rettungslos in den Abgrund der Verzweiflung stürzen. Darum fand auch die Prädestination so wenige Anhänger, da doch andere Systeme deren so viele fanden. So weit die Gedanken des Vfs. Wir müssen sogleich gegen das zuletzt Bemerkte protestiren. Die *augustinische* Lehre hat sich so schnell und weit ausgebreitet, sie hat in *Afrika* und im ganzen Occidente so viele und so eifrige Vertheidiger gefunden, und sich immer neben den abweichenden Lehrbegriffen so dauerhaft behauptet, wie nicht leicht von irgend einem anderen Lehrbegriffe wird gesagt werden können. Was aber die Erklärung des Ursprungs derselben betrifft, so ist wenigstens nicht begreiflich gemacht, wie *Augustinus*, welcher vorher das Unsittliche seines Zustands als das ihm *Eigene* betrachtet haben müsste, nun, nachdem er seine Besserung als Wirkung einer fremden, höheren Macht betrachtete, jene Ansicht aufgegeben, seine ehemalige Unsittlichkeit nicht von eigener Schuld, sondern von der Sünde der ersten Menschen abgeleitet, ja eine allgemeine Unsittlichkeit des menschlichen Geschlechts angenommen, und aus dieser Quelle abgeleitet haben sollte. Uns dünkt, dass man bey der Erklärung der Entstehung der augustinischen Lehre vornehmlich darauf Rücksicht nehmen müsse, dass er, nachdem alle philosophischen Systeme ihn unbefriedigt gelassen hatten, ein philosophischer Zweifler wurde, und allein in dem Buchstaben der biblischen Offenbarung Beruhigung fand. Die Geschichte der Sittenlehre enthält fast nur Geschichte der Ascetik und des Mönchslebens. Von der Geschichte der Religiosität und Sittlichkeit selbst kommt wenig, auch in dem beygefügten Abschnitte vom Gottesdienste, vor. Die Nachrichten von den kirchlichen Schriftstellern sind sehr kurz, weit kürzer als bey der ersten Periode. Wir wollen diess nicht tadeln; nur können wir den, vom Vf. angegebenen Grund nicht gelten lassen, dass die in dieser Periode erschienenen Schriften keinen Einfluss auf wichtige Begebenheiten der Kirchengeschichte gehabt haben. Diess kann von den Schriften eines *Athanasius*, *Basilius* des Grossen, *Chrysostomus*, *Cyrillus* von Alexandrien, *Hieronymus*, *Augustinus*, und mehrerer anderer nicht gesagt werden. Schon der Geschichte der Hierarchie in der zweyten Periode ist eine Geschichte der *römischen* Bischöfe beygefügt, wobey vornehmlich darauf Rücksicht genommen ist, wie die Entstehung des Papstthums vorbereitet wurde. In der dritten Periode findet man einen Abschnitt mit dem Titel: *Geschichte des Papstthums* Th. IV. S. 182 — 392. Der Vf. gesteht selbst, dass es besser hiesse: *Geschichte der Päpste*. Ohnerachtet er hier ausführlich ist, so verspricht er doch, dasjenige, was noch zur Geschichte des Papstthums in dieser Periode gehöre, anderwärts an eine passendere Stelle zu versetzen.

Statt uns noch über mehrere einzelne Stellen zu er-

klären, wo wir anderer Meinung sind als der Vf., wollen wir jetzt, da das Werk bis zum vierten Bande vorgerückt ist, noch etwas über die Beschaffenheit und Einrichtung desselben überhaupt hinzusetzen. Sogleich anfangs erklärte der Vf., seine Hauptzwecke seyen darauf gerichtet gewesen, die Kirchengeschichte unparteyisch zu beschreiben, vieles neu zu untersuchen, die Resultate älterer Untersuchungen dem grösseren Publicum bekannter zu machen, und sorgfältiger auf die kirchenhistorischen Quellen zurückzugehen und zurückzuweisen, als gewöhnlich zu geschehen pflege. Was den letzten Punct betrifft, so sind in den drey ersten Bänden bloss die Quellen, und andere neuere Schriften gar nicht angeführt. Bey der Geschichte des Mittelalters, welche im vierten Bande anfängt, schien es dem Vf. nöthig, oft auch auf neuere Schriften hinzuweisen, und dabey die Sammlungen anzugeben, in welchen die gebrauchten Quellen zu finden sind. „Wer dessen nicht bedarf, sagt er, wird es wenigstens schonend übersehen; es ist um der übrigen Leser willen.“ Wir halten diese Entschuldigung für überflüssig. Eine bestimmte Hinweisung auf neuere Schriften kann auch dem Kenner Dienste leisten, der sie vielleicht nicht gerade alle im Gedächtniss gegenwärtig hat, noch auch Band und Seitenzahl u. dgl. sogleich auffinden kann, und, wenn Quellen in Sammlungen verborgen liegen, so ist es ohnehin natürlich, die Sammlungen anzugeben. Wir wünschten daher selbst, dass der Vf. schon in den ersten Bänden auch die neueren Schriften, jedoch mit Auswahl und Genauigkeit nachgewiesen hätte, und sehen nicht ein, warum diess bey der Geschichte des Mittelalters nöthiger seyn sollte, als bey der früheren Geschichte. In beiderley Nachweisungen aber, sowohl der Quellen, als der neueren Schriften, und zwar in allen vier Bänden, müssen wir es missbilligen, dass die Nachweisungen nicht genau sind. Unrichtige und gar zu unvollständige Titel, Mangel an Angabe des Bandes und der Seitenzahl, des Druckorts und der Jahrzahl, der Edition der gebrauchten Autoren trifft man so oft an, dass wir gar nicht nöthig haben, Beyspiele davon anzuführen. Sonst müssen wir dem Vf. das rühmliche Zeugniss beylegen, dass er wirklich unparteyisch geschrieben, wenigstens Vieles neu aus den Quellen untersucht hat, und dabey kritisch verfahren ist. Da er aber für ein grösseres Publicum, und nicht bloss für Gelehrte, schreiben, und da er nicht bloss ein Buch zum Nachschlagen liefern wollte: so wünschten wir, dass sein Vortrag weniger zerstückelt und abgebrochen wäre, und dass er mehr Fleiss und Kunst auf die organische Bildung und auf den Effect des Ganzen verwendet haben möchte. Dass er oft im Texte selbst zeigt, wie er zu seinen historischen Resultaten gekommen sey, und daselbst über den Werth der Quellen und über den Sinn einzelner Stellen Untersuchungen anstellt, wird freylich dem Geschmacke eines grösseren Lesepublicums, welches sich entweder für solche Untersuchungen nicht interessirt, oder sie wenigstens von der Geschichte selbst abgesondert wünscht, nicht zusagen; allein der Vf. glaubte einmal eben dadurch das Interesse an der Kirchengeschichte befördern zu können. Er war der Meinung, dass man eben dadurch, wenn man die Leser in den Stand setze, ein eigenes Urtheil über die Glaubwürdigkeit der erzählten Thatsachen zu fällen, ihnen mehr Interesse für die Kirchengeschichte einflössen könne, weil sie ihnen alsdann einen Stoff darbiete, an welchem sie ihre Thätigkeit üben können.

nop.

MÜNSTER, in Westphalen, b. Kördinks Erben: *Series Episcoporum Monasteriensium*, eorundemque vitae ac gesta in Ecclesia. Conscripta ab *Hermanno Kock*, Cathedral. Eccles. Vicar. et Succentore. *Pars III à Francisco I. de Waldeck* usque ad *Christoph. Bern. de Galen* exclus. 1802. 279 S. *Pars IV et ultima à Christophoro Bernardo* (de Galen) usque ad *Maximilianum Franciscum*. 1806. 226 S. 8. (beide 1 Thlr. 12 Gr.)

Auch diese Fortsetzung, die das Ganze beschliesst, bedarf noch mancher Zusätze und Verbesserungen, bevor sie als Grundlage einer künftigen Staats- und Kirchen-Geschichte des ehemaligen Hochstifts Münster, dienen kann.

Der dritte Theil fängt mit *Franz I, Grafen von Waldeck*, als 48sten Bischof an, welcher am 1 Juny 1532 vom Dom-Kapitel in Münster zu dieser Würde erhoben wurde. Während seiner Regierung fiel die berüchtigte Wiedertäufer-Geschichte des *Johannes Beukelson*, oder *Jan van Leyden* vor, der sich, wie seine übrigen Apostel, besonders *Knipperdölling*, *Krechting* und *Rottmann*, durch verschiedene Greuelthaten in der Geschichte Münsterlandes verächtlich gemacht hat. Das Wesentlichste davon wird nach *Kersenbroik*, sowohl nach dem lateinisch noch vorhandenen Manuscript, als der (sehr fehlerhaften) deutschen Übersetzung desselben (*Münster* 1771. 4.) ausgehoben. Schade, dass weder Chroniken, noch historische Bruchstücke, über die einzelnen Begebenheiten dieser so merkwürdigen Widertäufer in den Archiven und sonstigen Büchersammlungen dieses Landes, wie Rec. aus zuverlässigen Quellen weiss, gegenwärtig mehr vorhanden sind. Von S. 88—101 werden die Thaten des 49sten Bischofs *Wilhelm II.* (*von Kettler*) beschrieben, auf welchen 50 (S. 102—124) *Bernhard von Raesfeld* aus dem Hause Hameren folgt, der seiner Gottesfurcht wegen gerühmt wird. Nach seinem Ableben wurde zum 51sten Bischof von Münster, *Johannes III von Hoyja*, damaliger Bischof von Osnabrück gewählt, von welchem (S. 125—142) erwähnt wird, dass er sieben Sprachen mächtig gewesen sey. — Auf ihn folgt *Johann Wilhelm*, Herzog von Jülich und Berg, der (S. 143—173) am 28 April 1574 zum 52sten Bischof erwählt wurde. Welche Thaten *Ernst*, Herzog von Bayern, als 53ster Bischof verrichtet, wird S. 174—203 beschrieben. Sein Nachfolger *Ferdinand I.*, Herzog von Bayern, der am 12 April 1612 zur bischöflichen Würde von Münster erhoben ward, hat sich besonders durch milde Stiftungen, unter denen sich die *Ferdinandeische Missions-Fundationen* auszeichnen, verdient gemacht. Münster hat ihm viel zu verdanken.

Der *vierte und letzte Theil* fängt mit *Bernhard von Galen* an. Seine ruhmvolle Bahn, und sein thatenreiches Leben, das so viele Biographen in mehreren Sprachen gefunden hat, füllt hier nur 21 Seiten. Die wichtigsten Begebenheiten werden nur kurz abgefertiget. Alle Thaten der übrigen Bischofe, wie des 56sten, *Ferdinand II. von Fürstenberg*, der ebenfalls zu den ost- und nordischen Missions-Stiftungen vieles beygetragen hat; des 57sten, *Maximilian Henrich*, Herzog von Bayern; des 58sten, *Friedrich Christian von Plettenberg*; des 59sten, *Franz Arnold von Metternich*; des 60sten, *Clemens August*, aus dem Hause Bayern; des 61sten, *Maximilian Friedrich*, und des 62sten, *Maximilian Franz*, aus dem Hause Österreich, sind, bis auf den letzteren, ganz kurz zusammen gezogen. Von S. 81—95 wird des *Max. Franz* eingeschränkte Lebensweise, und nach dessen Ableben, die weiteren Vorgänge wegen der neuen Bischofswahl, die auf den österreichischen Prinzen *Anton Victor* fiel, und der noch am Ende des Jahres 1806 fast in allen Herzen der Münsterländer lebt, kurz beschrieben. Wir zweifeln, dass der Vf. hier ganz die Sprache seines Herzens geführt hat. Angehängt sind noch einige Stücke, die kirchliche Verfassung Münsterlandes betreffend. Der lateinische Styl ist nicht der beste. B—s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Leipzig*, in der Dykischen Buchhandlung: *Notizen zum Vortrag der Kirchengeschichte in protestantischen Burgerschulen.* 1806. 120 S. 8. (8 gr.). Nicht nur das der kurzen Vorrede unterzeichnete D., sondern auch eine S. 81 angeführte Schrift macht den ungenannten Vf. kenntlich. Es ist der, durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Verleger gegenwärtiger Notizen, Hr. *M. Dyk* in Leipzig. Seitdem ihm die Aufsicht über eine Freyschule anvertrauet ist, hat er mehrere nützliche Lehr- und Lese-Bücher, und nur neuerlich eine *Regentengeschichte der chursächs. Lande* ausgefertigt. Auch vorliegende Schrift scheint dem Unterrichte in jener Schule zunächst gewidmet zu seyn. Der Vf. wählte die chronologische Ordnung, die zwar zusammenhangende Begebenheiten zu sehr zerstückelt, und die Übersicht erschwert; aber auch, wie er in der Vorrede äussert, das Behalten erleichtert, wenn ein freyer Vortrag die zusammengehörenden Data in Verbindung bringt. Indessen glaubt Rec., dass ein sehr geschickter und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehener Lehrer dazu erfodert werde, wenn die Begebenheiten zusammenhängend erzählt, und die oft nur mit wenig Worten angedeuteten Winke weiter ausgeführt werden sollen. Die Kirchengeschichte von zwölf Jahrhunderten, von 324, mit welchem Jahre der Vf. beginnt, bis 1514, ist auf den ersten 28, und die Reformationsgeschichte auf den folgenden 10 Seiten abgehandelt. Alles übrige ist der neuern Geschichte gewidmet. Die zu sehr gesuchte und abgemessene Kürze schadet zuweilen der Deutlichkeit, z. B. S. 34 bey dem J. 1530 heisst es wörtlich: „Reichstag zu Augsburg; Confession den 25 Jun. Philipp Melanchthon. Dennoch wird die lutherische Lehre als Ketzerey verboten". Den Unkundigen ist wenigstens der Zusammenhang nicht einleuchtend. Mit dieser laconischen Kürze scheint die Ausführlichkeit unvereinbar, mit welcher einige andere Gegenstände, die Geschichte der Entstehung der Wiedertäufer, mit Henke's Worten, S. 36 f. und die pariser Bluthochzeit S. 48 f. behandelt werden. Auch möchten einige Nachrichten hier nicht an ihrem rechten Orte stehen, z. B. S. 22. Erfindung des Schiesspulvers, goldne Bulle, eine angekündigte Sündfluth, S. 24. nach Nürnberg verlegte Reichskleinodien, S. 28. Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise, Stiftung des Reichskammergerichts, Errichtung einer reitenden Post, S. 65. Verlegung des Reichskammergerichts nach Wetzlar. 80 ist auch nicht alles, was S. 93—110. über die französische Revolution und ihre Folgen gesagt wird, kirchengeschichtlichen Inhalts. — Mit dieser allgemeinen Anzeige, die keinesweges den Werth und die Brauchbarkeit dieses im Ganzen zweckmässig bearbeiteten Lehrbuchs herabsetzen soll, verbindet Rec. Bemerkungen über einige, einer Berichtigung oder naheren Bestimmung bedürfende, Angaben. Der sogenannte Dresdner Katechismus S. 52 erschien nicht 1580 mit der Vereinigungsformel. Er ward hundert Jahre später ausgefertigt, und 1688. durch landesherrlichen Befehl eingeführet. Nach S. 53 soll der Kanzler *Nic. Krell* den Exorcismus bey der Taufe *sehr vernünftiger Weise* abgeschafft haben; eigentlich aber ist die von ihm beabsichtete allgemeine Abschaffung nicht erfolgt, weil sich in mehreren Gegenden Prediger und Gemeinden widersetzten. So *vernünftig* auch der Gedanke war, alles zu entfernen, was den Aberglauben nähren konnte: so wenig handelte der sonst so staatskluge und für seine Zeiten aufgeklärte Kanzler den Foderungen der *Vernunft* gemäss, wenn er, durch die Vorspiegelungen der Theologen *Salmuths*, *Steinbach* und *Pierius* geblendet, dem Zeitgeiste, der sich durch kein Strafgebot bändigen lässt, entgegen wirken zu können glaubte, und wegen einer im Grunde geringfügigen Sache, die bey einer vernünftigen Aufklarung von selbst fallen musste, wie sie auch allenthalben in der evangel. Kirche, ohne Zuthun der weltlichen Macht, gefallen ist, mehrere Religionslehrer entsetzen, einige in das Gefängniss legen, oder aus dem Lande verweisen liess. Dass das Verfahren wider ihn zu hart war, darüber ist wohl nur eine Stimme. Er starb, wie der Vf. sagt, als ein Opfer der Intoleranz; aber er war auch selbst, nach der herrschenden Sitte seiner Zeiten, intolerant, oder begünstigte wenigstens intolerante Plane. — S. 54. wird gesagt, alle chursächs. Räthe, Hauptleute und Schullehrer müssten seit 1594 die Visitationsartikel beschwören. Sie werden aber eigentlich nicht beschworen, sondern nur, auch von den hier nicht mit bemerkten Predigern, unterschrieben. Den Schullehrern ist diese Unterschrift erlassen, und statt derselben durch ein landesherrl. Rescript vom 7 Nov. 1796 die Verpflichtung auf Luthers Katechismus und auf die ungeänderte augsb. Confession eingeführet worden. — Wenn auch der 30 jährige Krieg S. 55 ff. zur Unterdrückung der Protestanten geführet ward, und also Religionskrieg war, so sind doch die in demselben gelieferten Schlachten, die Erhebung Wallensteins zum Reichsfürsten etc. keine kirchengeschichtlichen Gegenstände. Zu S. 68. ist zu bemerken, dass Friedrich August, nach seinem Übergange zur römischen Kirche, im Jul. 1697. eine Religionsversicherung ertheilte, die von seinen Nachfolgern wiederholt ward. Die hierüber ausgefertigten Mandate stehen in *Corp. Jur. Eccles. Sax.* S. 417—426, die beiden neuesten, in *Schrebers* Nachr. von den sächs. Land- und Ausschusstagen. S. 85. ist das trefflich eingerichtete Schullehrerseminar in Weissenfels, das dem Dresdner mit allem Recht an die Seite gesetzt werden kann, übergangen worden. — Übrigens sind diese Notizen sehr reichhaltig an treffenden Bemerkungen und Urtheilen, z. B. über die evangel. Brüdergemeinde, S. 70. f. über die neuen Gesangbücher S. 78. dass man, mit Ausnahme des ansbachischen, gothaischen und einiger anderer, bey welchen Dichter zu Rathe gezogen wurden, alles dichterische in denselben ausgemerzt, und die Lieder in gereimte Predigten verwandelt habe. Dagegen möchten die Äusserungen über die *Kreuz- und Quersprunge der streitsuchtigen Philosophen in Jena*, die vor lauter Ideen die Welt um sich her nicht erblickt, und die Universität zum Gewinn für die daselbst Studirenden verlassen hätten S. 41 u. 111. ingl. über *Pestalozzi's* Methode, dass sie die Schulen in Exercirplätze und die Kinder in lebendige Spieluhren verwandle, S. 89. nicht allgemein gefallen. Auch ist zur Empfehlung eines nützlichen Buchs, das der Vf. allenthalben, auch in den Wohnungen der Niedern verbreitet zu sehen wünscht, zu wenig gesagt, wenn es S. 67. heisst: Seilers Geist und Kraft der Bibel sollte wenigstens in keiner Familie fehlen, *in der sich silberne Löffel befinden.* — Dass sich das Äussere der angezeigten Schrift durch correcten Druck und vorzüglich gutes Papier vortheilhaft auszeichnet, verdient bey den Verlagswerken einer längst rühmlich bekannten Buchhandlung kaum angemerkt zu werden. Bey der genauesten Durchsicht wird man nicht viel mehr als folgende kleine Fehler verbessern dürfen: S. 60 st. von *Hornegg* l. *Hoe von Hoenegg*, S. 69. st. *Gerhard*, *Erhard*, dies war der Vornahme des ehemal. ber. Mathemat. *Weigels* in Jena, wie er ihn selbst, ohne vorgesetztes G. zu schreiben pflegte. S. 85. u. 87. st. *Dinder*: *Dinter*. F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER 1807.

GESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Monumenta Boica. Volumen decimum septimum. Edidit Academia scientiarum Boica.* 1806. 505 S. 4. (1 Thlr. 8 gr.)

Reicher, als viele andere vaterländische Provinzen, ist das grosse, herrliche Bayerland mit urkundlichen Schätzen für seine Geschichte ausgestattet; in wenigen Reichslanden dürften die Sammlungen von *Öfele, Freher, Gewold, Lori, Hund, Buat, Pez, Meichelbeck, Krenner*, an Zahl und Gehalt der Documente entsprechende Seitenstücke finden. Wenn seit Aventin und dem sogenannten Adlzreiter allerdings auch auf die Bearbeitung mancher lobenswerthe Fleiss verwandt worden ist: so darf man, ohne die Verdienste der neuesten Schriftsteller dieses Fachs im Geringsten herabzusetzen, doch wohl behaupten, die bayersche Nation besitze noch kein Werk über ihre Landesgeschichte, das die Zeitfoderungen, besonders die Ansprüche, erfüllt, die das gebildete Publicum da zu machen berechtigt ist, wo es jene einzige Erscheinung wahrgenommen hat: eine Akademie der Wissenschaften zur Ober-Aufsicht über das grosse Werk der Nationalbildung. (Die Errichtung eines solchen Instituts im südlichen Deutschland, während das nördliche mit Anstrengung seine Literatur in den Schrecknissen des Kriegs aufrecht erhalten musste, und das Gelingen der *Hansteinschen* Industrie-Erziehungsanstalt zu Berlin, ungeachtet der schmerzlichen Aufopferungen der meisten Bewohner, sind uns die wichtigsten Ereignisse in der Culturgeschichte des Jahres 1807.) Bey den neuesten vortrefflichen Aussichten für die gesammte Literatur in Bayern läfst sich erwarten, dafs die Nation auch ihren classischen Geschichtschreiber finden, dafs der Mann aufstehen werde, der, in der Auswahl des Stoffs, wie in der Verarbeitung und Form, den Foderungen des Zeitalters genügend, die Geschichte eines grofsen deutschen Volks darstellt.

Zu den wichtigsten urkundlichen Beyträgen für die bayersche, sehr oft für die ganze deutsche Geschichte, gehören die, von der bisherigen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, *Monumenta Boica*. Viel weniger interessant, als die übrigen Bände, ist jedoch der vorliegende neueste: er enthält zwar, wie die übrigen, viele Schenkungs-Documente, herrschaftliche Privilegien, vermischte Immunitäten, päbstliche Urkunden, Zinsverschreibungen, Kauf- und Tausch-Instrumente; für Geschichte, Diplomatik und Sprache ist aber die Ausbeute sehr gering. Die Urkunden betreffen die Nonnenklöster Altenhohenau bey Wasserburg, und Hohenwart bey dem gleichnamigen Städtchen, und das Collegiatstift Schamhaupt (genannt von dem Ursprunge des Flüfschens Schambach) im Pflegamte Riedenburg. Vier Kupfertafeln mit Vorstellungen von Siegeln sind zugegeben.

NN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Versuch einer Geschichte der Schiffahrt und des Handels der Alten*, von *T. W. G. Benedict.* 1806. XII und 322 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Geschichte des Grofshandels im Alterthum, einem Werke, das der Vf. der angekündigten Schrift nicht mit Unrecht vermifst, ohne die vortrefflichen Vorarbeiten *Heerens* und *Mannerts* zu verkennen, ist, unserer Vorstellung nach, nur ein einziger Plan angemessen; und eben weil dieser noch nirgends ausgeführt ist, mufs die angedeutete Lücke in der historischen Literatur zugestanden werden. Das Charakteristische des Plans liegt in dem chronologisch-universalhistorischen Gesichtspuncte bey Anordnung der Materien. In einem Werke, als Geschichte des Handels angekündigt, mufs Handel unmittelbar selbst der Abtheilungsgrund, müssen die Richtungen desselben, die Hauptveränderungen darin das Princip seyn, durch welches die Theile bestimmt werden. Der ethnographisch-statistische bleibt ein untergeordneter Gesichtspunct. Nothwendig ist also zuvörderst die Anlage gewisser Perioden, nach Mafsgabe der Haupt-Epochen des Welthandels. Zum allgemeinen Umrisse scheinen uns zwey Perioden hinreichend, bestimmt durch die gleichzeitige Herrschaft der Haupt-Plätze der alten merkantilischen Welt, der wichtigsten Räder in dem allgemeinen Getreibe des Grofshandels. Die erste wäre die Periode von Babylon, Tyrus, Milet, Carthago, Corinth; die zweyte könnte in zwey Abschnitte zerfallen, deren Scheidung fast in die Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Christi Geburt fiele: der erste Zeitabschnitt wäre der von Alexandria, Seleucia, Antiochia, Ephesus, Smyrna, Rhodus, mit Carthago und Corinth, der zweyte hiefse nach jenen sechs Hauptplätzen *ohne* die beiden Opfer der römischen Barbarey. Der gröfsere Theil des Activhandels der Plätze vom ersten Range war Zwischenhandel; nach Mafsgabe desselben, als vorherrschenden Verkehrs, als der häufigen Veranlassung des Handels der theilnehmenden Völker mit eigenen Waaren, müssten in jedem Zeitraume die Materien im Allgemeinen vertheilt werden, so dafs den Haupt-Richtungen des Zwischen- und Grofs-Handels aller andere Verkehr

untergeordnet, aller Handel der vermittelnden Länder mit eigenen Exporten, und mit Importen zu eigenem Gebrauche, daran geknüpft würde. Drey Haupt-Rubriken könnten das Ganze jedes Zeitraums umfassen: orientalisch-occidentalischer, orientalisch-pontischer, occidentalisch-pontischer Handel. Bey Ausführung des Details jeder Haupt-Rubrik sind folgende Umstände die vorzüglichsten: kritische Ausmittelung der Waaren und ihrer Heimath, der Hinfuhr und der Rückladungen, Angabe der Wege zu Wasser und zu Lande, die jeder einzelne Waarenzug nahm; Anführung der dabey thätigen Völker, der Haupt-Stapelplätze, der theilnehmenden Plätze vom zweyten Range; Darstellung der Ramification jedes merkantilischen Stammes; Bedingungen, Schwierigkeiten, Beförderungsanstalten, Zahlungsmittel.

Es ist unsere Überzeugung, dass dem *Heerenschen* Werke an Tiefe der Untersuchung, an Wichtigkeit der Aufschlüsse, kein anderes gleich kömmt. Freylich hat dieser Gelehrte den skizzirten Plan nicht befolgt, aber er wollte ja nicht bloss Handelsgeschichte des Alterthums liefern, die Arbeit sollte einen grösseren Umfang haben, sollte auch das Staatswesen der vorzüglichsten alten Völker umfassen. Dieser Bestimmung nach musste er allerdings die statistische Methode wählen. Wenn aber in der vorliegenden Schrift, bey der ausdrücklichen Beschränkung auf Geschichte des Handels und der Schiffahrt, die statistische Methode zum Grunde gelegt ist: so können wir nicht umhin, dieselbe für unangemessen zu halten. Der Leser lernt zwar die Production und Fabrication der vorzüglichsten Länder des Alterthums, ihren Exporten- und Importen-Handel, kennen; er wird aber auf keinen Standpunct gestellt, von dem er den Zusammenhang des Welthandels einer Periode übersehen könnte, eben so wenig wird ein vollendeter Eindruck von den grossen Revolutionen im Handel, den veränderten Richtungen des Waarenzugs, dem Falle mancher grosser Plätze, bewirkt. Es werden bey den einzelnen Ländern zu viele Naturproducte angeführt, von denen nicht gezeigt wird, dass sie in den Handel gekommen sind, z. B. die Producte Mesopotamiens und Ägyptens sind umständlich aufgezählt, aber von denen, des ersteren Landes, wird keins, von denen, des letzteren, bloss Getreide, als exportirt angegeben, mit der Bemerkung (S. 58): „Ägyptens Handel hatte meist fremde Waaaren zu seinem Gegenstande.“ (also Zwischenhandel).

Fast unbedingt ist aber die Grund-Anlage das Einzige, was uns bey dem Werke unbefriedigt gelassen hat. In der Ausführung zeigt der Vf. beynah überall, dass er der Arbeit gewachsen ist. Er benutzt mit Einsicht die Resultate von *Heeren* und *Mannert*, verbindet damit eigene Forschungen, führt in den letzteren Fällen die Quellen sorgfältig an, fällt gesunde Urtheile, erwirbt sich die Achtung des Lesers durch historische, humanistische, chemische Kenntnisse, wie durch Deutlichkeit und Bescheidenheit im Vortrage. Wir können das nützliche Buch für Studirende auf Gymnasien und Universitäten nachdrücklich empfehlen. Führte es den Titel: *Statistische Beschreibung der Länder des Alterthums, mit vorzüglicher Rücksicht auf Handel und Schiffahrt:* so würde unser Beyfall bloss durch folgende Bemerkungen beschränkt worden seyn. In Beschreibung der Handelsstädte ist die Auswahl nicht streng genug; einige minder bedeutende sind aufgenommen, einige wichtige dagegen übergangen, als Beroea, Arsinoe, Phocaea. Dass die Phönicier auf den cassiterischen Inseln Colonieen und Factorieen gehabt haben sollen (S. 11), ist ohne historischen Grund; eben so die (vermuthlich von dem höchst unkritischen *Fischer* angenommene) Meinung, im Mittelalter seyen die indischen Waaren über Russland an die baltischen Küsten geführt worden (S. 138). Von Corinth aus soll das ganze östliche Europa die arabischen und indischen Waaren erhalten haben (S. 210); das liesse sich eher von dem wichtigen Byzanz beweisen. Die Vorstellung von dem Gange des Bernsteinhandels (S. 13. 222. 226 233 240) ist die gewöhnliche: über Britannien, wo die Phönicier das Product abgeholt haben sollen. Wir haben uns darüber bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern geäussert (J. 1807. No. 98). Mit der Behauptung: „das Getreide gedieh in allen Gegenden Scythiens ausserordentlich gut“ (S. 126), steht der Zusatz auf der nächsten Seite im Widerspruche: „von den ackerbauenden Scythen wurden wahrscheinlich die benachbarten nomadisirenden Scythen mit Getreide versorgt.“ Einigemal verliert sich der Vf. in merkantilischen Projecten; S. 124. 138: „Russland kann die ganze Handlung zwischen Europa und Südasien an sich ziehen, es kann *dadurch* in den *blühendsten*, *fruchtbarsten* Staat, der jemals auf dem Erdballe existirte, umgeschaffen werden. Man würde alle indischen Waaren mit weit weniger Gefahr und Kosten nach Norden bringen, und *ganz Europa* damit versorgen können, weil der Transport in weit kürzerer Zeit zu Wasser, mit Hülfe der Flösse geschehen könnte. Die Ausführung des ganzen Plans wäre für eine Macht, wie Russland ist, sehr leicht; es dürfte nur die südlichen Ufer des Aralsee's, und die Gegenden von Bochara, Samarkand und Balk, *in Besitz nehmen lassen.*“ (Das erinnert an *Fichte's* geschlossenen Handelsstaat.) In merkantilischer Hinsicht brauchen wir uns wohl über diese Stelle nicht auszulassen; der Vf. scheint selbst nicht ohne Zweifel gegen die Qualification Russlands zum indischen Zwischenhandel zu seyn (S. 125). Aber in moralischer Hinsicht können wir uns einer Anmerkung über den Schluss jener Stelle nicht enthalten. Er hat keinen angenehmen Eindruck auf uns gemacht. Ihres hohen Berufs eingedenk, sollten die Gelehrten (zu denen wir den Vf. mit Grunde zählen), anstatt den Maximen eines unreinen, zerstörenden Herrschergeistes das Wort zu reden, vielmehr in allgemeiner schöner Vereinigung aufstehn, und mit Beharrlichkeit darauf dringen, dass die Politik endlich der Moral untergeordnet werde: eine Insurrection, die gewiss nicht ohne Erfolg seyn würde. Die öffentliche Meinung, von den Schriftstellern geleitet, würde so laut werden, so gewaltig

dafs die Fürften und deren Rathgeber, wenn auch nicht eigentlich überzeugt, fich wenigftens fchämen würden, noch im alten moralifchen Schmutz unter gereinigten, anftändigen Mitbürgern zu erfcheinen. Soll dem Haupte das rauhe Anfehen des barbarifchen Mittelalters bleiben, während die übrigen Glieder des Staatskörpers zu veredelten Geftalten fich ausbilden? Unterrichtet von dem Grade der fittlichen Cultur Europens zu Anfange des 19 Jahrhunderts, von den zunehmenden Gefinnungen der Gerechtigkeit und Menfchlichkeit bey der Mehrzahl, wird fich die Nachwelt nicht wenig über einige grelle Beyfpiele von Disharmonie zwifchen den Gliedern und ihren Häuptern wundern. Kaum wird fie Copenhagens Eroberung glauben. In Erwägung des Geiftes der dänifchen Regierung dürfte fie verfucht feyn, eine Verwechslung mit dem uralten Mythus der Beftürmung des Olymp durch die Giganten (unter Leitung eines mythifchen Canning und Congreve) anzunehmen. Das wäre der Triumph des Lichts über die Finfternifs, wenn der edle Britte eine Summe für die unglücklichen Copenhagner aufbrächte. N. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Die Honigmonate*, von dem Vf. von Guftavs Verirrungen. Neue mit Kupfn. verm. Aufl. 1804. I Th. 252 S. II Th. 199 S. Tafchenform. u. broch. (1 Thlr. 16 Gr.)

2) Penig, b. Dienemann: *Lehrjahre der Liebe*, von *F. Hanack*; auch unter dem Titel: *Journal von neuen deutfchen Originalromanen.* 8te Lieferung. 2ter Jahrg. 1804. 260 S. 8. (1 Thlr.)

3) Leipzig, b. Schödel: *Herzog Guftav und Heinrich der Räuber.* Ein komifcher Roman mit ernften Intermezzos von *K. H..ner.* 1804. 260 S. 8. (21 Gr.)

4) Arnstadt u Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Idonie*, oder *das Käftchen mit der Chiffer.* Eine Gefchichte aus den Papieren eines Freymaurers. 1804. I Th. 264 S. II Th. 300 S. 8. mit einem Kupfer. (1 Thlr. 12 Gr.)

Keinem diefer Vff. läfst fich die Anlage zu guten Schriftftellern in ihrem Fach ganz abfprechen; und doch fcheint unter allen nur ein einziger, der Vf. der Honigmonate, einen höheren Zweck, als den einer momentanen Befriedigung der fo genügfamen Lefewelt im Auge gehabt zu haben. Er hat fich wenigftens den Roman als äfthetifches Kunftwerk gedacht; und wenn er auch das Ideal, das ihm vorfchwebte, nicht ganz erreicht hätte, fo ift doch fein eifriges Ringen nach demfelben fchon fehr verdienftlich. Die Erfindung ift zwar einfach, aber nicht gemein; die Charaktere find zwar etwas ftark ins Ideale gezeichnet, doch nicht verbildet und nicht ohne Haltung; die Diction ift, wenig Stellen ausgenommen, rein und fliefsend. Aufser den beiden vom Verleger beygefügten Titelkupfern hat, foviel wir bemerkt haben, diefe zweyte Auflage keine Veränderungen erlitten.

No. 2 ift leicht und fliefsend gefchrieben. Das ift aber auch beynahe das einzige Rühmliche, was fich darüber fagen läfst. Scharfe Umriffe der Charaktere, Zartheit der Empfindungen, gediegenen Witz und finnvolle Bemerkungen fucht man vergebens. Auch vermifst man überall eine beftimmte Tendenz; denn für einen ernfthaften Roman ift diefer nicht ernfthaft, und für einen komifchen nicht komifch genug. Übrigens werde von dem, was Hr. *H.* geben wollte, nicht auf das hingefchloffen, was er geben könnte.

Der Vater von No. 3 verfichert in der Vorrede, dafs er vor einigen Jahren von den Kunftrichtern zum öfterern Erfcheinen im Publicum aufgefodert worden fey. Allein, ohne eben feiner Ausfage zu mifstrauen, können wir uns doch des Zweifels nicht erwehren, dafs diefs wohl nicht fo allgemein gefchehen feyn dürfte, im Fall er damals mit diefem Herzog Guftav, der (nebenbey gefagt) von finnentftellenden Druckfehlern wimmelt, vor den Schranken erfchienen wäre. Ein Räuberhauptmann Heino, ein Kammerjunker Rattenfchwanz, ein Minifter Maffetti, ein Präfident Rebentroft u. f. w., die feit einiger Zeit fo oft in einer gewiffen Claffe von Romanen gefpukt haben, hätten wohl, wollten fie noch in ihren alten Tagen gefallen, in einem gefälligeren und fleckenloferen Gewande auftreten follen; ihre alltäglichen Intriguen und Charaktere hätten anziehender gefchildert, mit gehaltvollerem, minder trivialem und feltener ans Pöbelhafte angrenzendem Witz, und mit tiefer eingehenden Bemerkungen durchwürzt feyn müffen. — Der poetifchen Wahrfcheinlichkeit zum Trotz läfst der Vf. den Kubach und das leipziger Gefangbuch an einem Hofe paradiren, deffen Prinzeffinnen Äbtiffinnen werden, und von Rom aus Dispenfation erhalten!

No. 4 trägt das Gepräge der Eilfertigkeit und Fabrikarbeit unverkennbar an fich; enthält ein Chaos von Begebenheiten, die fich eben fo abenteuerlich entwickeln, als fie fich an einander reihen. Eine Handlung ift in die andere eingefchachtelt, und eine dritte Nebenperfon berichtet nicht felten, in der Erzählung ihrer eigenen abbrechend, die Fata einer vierten, blofs, um die Heldin des Buches zu unterhalten! Thüringifche Dorfkirmfen- und italiänifche und fpanifche Klofter Gefchichten, Entführungen und Ermordungen von allerley Arten, Geiftererfcheinungen, Ordensmyfterien und fogar eine Biographie von Schwedenborg findet man traulich mit einander gepaart. Dazu kömmt noch eine bey jeder Gelegenheit wiederkehrende Apoftrophe des Vfs. an eine ehemalige Geliebte, welcher das Werkchen dedicirt ift. So etwas mag wohl fein Publicum finden; dadurch aber wird der Vf., der etwas Vollendeteres liefern könnte, fo wenig als durch die Jean-Paul'fche Manier, welcher er nachjagt, vor dem Richterftuhl der Kritik gerechtfertigt. — p —

Berlin, b. Schüppel: *Neue Schriften von A. F. E. Langbein.* Erster Band. 1804. Mit einem Titelkupfer und Vignette, 326 S. 8. (1 Rthlr. 9 Gr.)

Neue Schriften von einem Vf., dessen alte man gern las, können nicht unwillkommen seyn. Hr. *L.* gehört zu den unterhaltendsten Schriftstellern für die deutsche Lesewelt. Er besitzt alle die Talente, welche dazu gehören, um sich dieses Vorrechts immer von Neuem und stets mit glücklichem Erfolg zu bedienen. Gerade diese leichte, gewandte Manier verlangt die Stimmung des Publicums, es übersieht bey einer gefälligen Darstellung leicht die Mängel der einzelnen Theile, und bringt keine höheren Ansprüche mit, als durch ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft die Zeit sich möglichst zu verkürzen. — Hr. *L.* hat sich in dem vorliegenden Buche an eine Dichtungsart gewagt, bey welcher jene Ansprüche nicht so leicht zu befriedigen sind, und wo zwar eine flüchtige, leichte Manier nicht ganz am unrechten Orte ist, aber doch auch nicht allein genügt, und die höheren Foderungen nicht abweisen kann, welche an den dramatischen Dichter ergehen. — Diese neuen Schriften beginnen mit einer Posse in drey Acten: *Die Schule der Eleganz.* Auch hier verräth sich die Laune und der Witz des Vfs.; aber doch wird diese Posse auf dem Theater wenig Effect machen. Der Lehrling der Eleganz ist eine Puppe, die mit sich spielen lässt, und kein gutgewählter Charakter für den Schauspieldichter. Er erinnert an *Moliere's bourgeois gentil-homme,* mit dem er zu seinem Vortheil mehr Ähnlichkeit haben könnte. Die Scenen, in denen er seine Plumpheit verräth, sind langweilig und ermüdend, weil es ihnen an Feinheit gebricht. Von dem Possenspiele erwartet man doch auch feinen Witz, das Niedrigkomische darf nicht herrschend seyn, und muss durch Abwechslung erhoben werden. Welches Publicum wird diese Balgereyen des Hn. *v. Puff* mit seinen Lehrmeistern aushalten können! — Ein Kind in Mannesformat gewährt ohnediess ein Schauspiel, von dem man sich eher wegwendet, und die Satyre trifft nicht, weil sie ein Wesen zeigt, dem sich kein Zuschauer gleichstellen kann. Der Dialog ist leicht, aber zu leer, und nur in den Scenen mit Madame *Schwalbe* gelungen zu nennen. Der Charakter dieser Geschäftsfrau ist am besten hervorgehoben, obschon er nicht deutsch ist. *Foote,* von dem sie der Vf. entlehnte, wusste dergleichen Charaktere durch seine Darstellung und durch ein eigenes Talent, berüchtigte Personen zum Sprechen zu porträtiren, interessant zu machen. Diese Posse, die Etwas gedrängter seyn sollte, bleibt indess immer eine artige Kleinigkeit. — *Das Blumenmädchen.* Ein unterhaltendes Liebesabenteuer, und so gut erzählt, wie Hr. *L.* zu erzählen pflegt. Die Gefahren, welchen die Unschuld in grossen Städten unterliegt, sind lebendig und treu geschildert, und die alte Kupplerin vorzüglich gut getroffen. Ungern fand Rec. zu viele Scenen aus den Winkeln der niederen Wollust hier aufgeführt, die immer widerlich sind, und in einem Buche, wo sie zarten, jugendlichen Seelen begegnen werden, am unrechten Orte stehn. — Den Beschluss dieses Bandes macht eine kleine Anekdote, *die Zeugen.*

Chr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Frankfurt und Leipzig: Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preussischen Regierung von 1792. bis 1806,* vom Kriegs- und Domainen-Rath *Lang.* 1806. 44 S. 8. Durch diese wenigen Blätter fliesst eine reichhaltige Ader des Witzes und der Satyre. Ein gewöhnlicher Büchermacher hätte diesen gehaltvollen Stoff zu einem dickleibigen Buche ausgesponnen. Hin und wieder fallen Seitenhiebe, von welchen aber Rec. aus Mangel der Localkenntnisse nicht sagen kann, ob sie gut oder übel angebracht sind. Zu diesem Urtheile finden sich auf jeder Seite Belege; Rec. will deren nur einige ausheben. S. 6. Ein trefflicher Bürger und Landbaumeister, N. N. (die Namen mögen die Leser im Buche suchen!) der aus eigener Unternehmung und rastloser Mühe aus Sumpf und Moor die schöne linke Seite der Herrieder Vorstadt hervorgehen liess, empfieng die gerechte Würdigung im October als königlicher Bau-Inspector angestellt zu werden, ob er gleich, mit dem Erfolge nicht zufrieden, öfters zu sagen pflegte: als markgräflicher Baumeister habe er viel gebaut und wenig geschrieben, jetzt aber werde viel geschrieben und wenig gebaut. S. 11. Wie aus dem trojer Brand brachte die schützende Gottheit Maximilian Joseph nach Ansbach; damals schon gab ihm des Himmels geheimer Schluss dieses sein Lateinerland, und führte ihm späterhin auch eine Königin zu. Seine Regiernng ist von dem Tage an zu zählen, wo er über die Herzen der Ansbacher Bürger gebot. S. 15. Vom 1 Jan. 1796 trat die Gültigkeit des preussischen Landrechts und der Gerichtsordnung ein, eine schöne Gestalt mit einem stachlichten Sportelschweif. S. 18. An vielen Thieren fand man etwas auszusetzen, an den Bären und Affen, an den Raupen und Maykäfern, an den Hunden, an den Sperlingen, denen man die Köpfe absprach, an den Tauben u. s. w. S. 25. Der Befehl an die Geistlichen, ihre weissen Chorhemden abzulegen, um den Gotteshäusern das Wascherlohn zu ersparen, fand nur langsamen Vollzug. S. 29. In diesem Jahr (1800) erging das Patent zur allgemeinen Einführung der preussischen Hypothekenverfassung, die auf die zahllose Menge der hiesigen einzelnen Besitzungen ursprünglich wohl nicht berechnet war, und durch ihre Anwendung, die sie selbst in den älteren Provinzen noch keinesweges durchaus gefunden, die Kosten und die Schwierigkeiten, sein Geld zu erheben, so sehr vermehrte, als sie die Sicherheit des Gläubigers befestigte: eine Einrichtung, erfunden in einem geldarmen Lande zum Vortheil des Grundbesitzers und zur Minderung der Assecuranzen, angewendet auf ein reicheres Land, zur Belastung des Grundbesitzers und Erhöhung der Borgungskosten. Aus einer Masse von 900 fl. werden nach Abzug von 707 fl. 11 $\frac{3}{4}$ Kr. Sporteln die übrigen Schärflein unter die standhaften Gläubiger vertheilt. Merkwürdig, und mit der bekannten Humanität der preussischen Gesetzgebung im Widerspruch, ist der Schluss S. 41. Ein Polizey-Assessor in Fürth, der nach der eigenen Schilderung des Richters keine andere Leidenschaft hatte, als die, dem Staate nützlich zu seyn, wird auf eine, von einem Kriegsrath geführte Untersuchung vom Ministerium suspendirt, durch den Richter, an den er seine Zuflucht genommen, ehrenvoll als unschuldig erklärt, und wieder eingesetzt, durch einen Kabinetsspruch vom 12. Jan. aber das Urtheil ausser Wirkung gesetzt, und am 19. April diesem Manne, da er eine andere Stelle, als in die der Richter ihn wieder eingesetzt, nicht annehmen wollte, die Entlassung gegeben. Bald darauf wird sogar den untergeordneten Staatsdienern, selbst den Geistlichen, der neue Ausspruch des Königs verkündet, dass sie künftig ohne Urthel und Recht, bloss auf Anrathen der Präsidenten entlassen werden könnten.

K. F. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1807.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Gemeinschaftliches Gesangbuch der beiden protestantischen Gemeinen in Stollberg bey Aachen*, herausgegeben von *Johann Reisig* und *Heinr. Simon van Alpen*. 1802. XLIV u. 1013 S. 8.

2) Giessen, b. Hever: *Fürstlich-solms-braunfelsisches Gesangbuch*, zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Erbauung. 1806. XVI u. 684 S. 8.

3) Soest, (ohne Angabe des Verlegers): *Vollständige christliche Religions- und Tugendlehre in Liedern*. Ein Gesangbuch für höhere und niedere Schulen, von *J. D. E. Pilger*, Prediger zu Weslarn bey Söst. 1806. X u. 132 S. 8. (3 Gr.)

4) Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt; *Neue Lieder nach alten und bekannten Melodieen für das ganze katholische Kirchenjahr*. Ein Versuch zur Lieferung eines Beytrages zur Einführung eines Gesangbuches nach rein sittlichen, ächt christlichen und dem Geiste eines jeden Festes angemessenen Religionsbegriffen, von *Joseph Gehrig*, kathol. Geistlichem im Bisthum Würzburg. 1807. 103 S. 8. (5 Gr.)

5) Coburg, b. Ahl: *Gesänge zur Erweiterung der wahren Gottesverehrung beym vor- und nachmittägigen Gottesdienste*, gesammelt und herausgegeben von *Placidus Geyer*, Seelsorger bey der katholischen Gemeine zu Coburg. 1807. 146 S. 8. (8 Gr.)

In No. 1 haben sich ein lutherischer und reformirter Prediger zur Herausgabe eines von beiden Gemeinen gemeinschaftlich zu brauchenden und auf gemeinschaftliche Kosten gedruckten Gesangbuchs amtsbrüderlich vereiniget. Bey den übrigen findet sich nun zwar solche äusserliche Harmonie nicht; wohl aber ein Geist ächtchristlicher Religiosität, wobey die kirchlichen Unterscheidungslehren nicht weiter in Anschlag kommen. Gehen wir nur auf dem Wege dieser Eintracht fort, so wird das endliche Ziel, wonach jede Particular-Kirche von jeher strebte, bald erreicht werden. Wie an Maximen, so sind sich auch an guter Auswahl der aufgenommenen Lieder diese Sammlungen ähnlich, und keine verdient den Vorwurf der Zweckwidrigkeit, Plan- und Geschmacklosigkeit. Wir glauben durch die von uns beobachtete Ordnung den relativen Werth derselben am besten bezeichnet zu haben. No. 1 verdient demnach in jedem Betracht zuerst genannt zu werden. Schon die Seitenzahl bezeugt den grofsen Umfang dieser aus 1300 Gesängen bestehenden Sammlung. Es ist kein wichtiger Punct der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre, wofür man nicht hier ein gutes Lied fände. Die Moral ist so zur Hauptsache gemacht, dass der Dogmatik nichts vergeben ist. Es ist nichts aufgenommen, was nicht eigentliches *Kirchen-Lied* war, und alle Gesänge für die häusliche Andacht u. s. w. sind weggeblieben. „Wir haben, sagen die Herausgeber S. IV, alle gute und brauchbare Kirchenlieder mit allem uns möglichen Fleisse gesammelt, damit wir die Quellen einer wahren öffentlichen Erbauung vermehrten, die Freyheit der Auswahl vergrösserten, die nöthige oder doch sehr nützliche Abwechselung der Gesänge beförderten, und allen Dichtern, die sich um den Kirchengesang verdient gemacht haben, gleiche Gerechtigkeit widerfahren liessen. Wir wollen nicht alle Veränderungen als *Verbesserungen*, sondern viele nur als solche Veränderungen, die uns unsern Absichten gemäss zu seyn schienen, betrachtet wissen. Wir sahen auf Kürze, auf Wichtigkeit der Gedanken sowohl als des Ausdrucks, und nahmen oft solche Lieder, so gut sie auch an sich seyn mochten, nicht auf, deren Melodieen in hiesigen Gegenden nicht anwendbar sind." Das *Verzeichniss der Lieder-Dichter* mit kurzen biographischen und literarischen Notizen vom Hn. *v. Alpen* (S. VII—XXXVI) gereicht diesem durch ein anständiges und wirklich elegantes Äussere ausgezeichnetem Gesangbuch zu einem besonderen Vorzug.

Der Herausgeber von No. 2 hat sich nicht genannt. Seine aus 695 Numern bestehende Sammlung enthält zwar eine bedeutende Anzahl guter Lieder; aber die Auswahl ist doch nicht streng genug. Solche Lieder, wie No. 137 u. a., hätten durchaus wegbleiben sollen. Auch hätte mehr Sorgfalt für die Eurhythmie bewiesen werden sollen. Gleich der Anfang des ersten Liedes ist hart:

Sammlet euch, o Christen, gern
Hier an dieser *Stätte!*
Singt und danket eurem Herrn,
Preist ihn im *Gebete*.

Etwas Eigenthümliches ist, dass, nach Angabe der Melodie, bey jedem Liede eine kurze Bezeichnung des Empfindungs-Tons beygefügt ist, z. B. bittend, wehmuthsvoll, heiter, freudig, mit Trostgefühle belehrend u. s. w. Vor No. 136 heisst es: „*Mit empörender Empfindung*." No. 391: „*Mit Pflichtgefühle*." Solche Bezeichnungen möchten für die Organisten und

Sänger eine schwere Aufgabe seyn! Die angehängten *Gebete und Andachten* verdienen Lob.

Von No. 3 zeigt schon der Titel die Bestimmung deutlich an. Die Sammlung ist zum Hülfsbuche bey dem vom Vf. herausgegebenen *Religionskatechismus* (den Rec. unter den vielen neueren für einen der vorzüglichsten hält) bestimmt, deswegen ist sie nach derselben Ordnung eingerichtet, und im Katechismus sind überall die Stellen, wohin die Lieder gehören, mit den Numern derselben bezeichnet. Was Hr. *Pilger* in der Vorrede über die Verbindung des Lichts mit der Wärme bemerkt, zeugt von eben so viel Einsicht, als Erfahrung, und verdient beherziget zu werden. Die Auswahl ist nach guten Grundsatzen und mit Geschmack geschehen. Schade nur, dass Druck und Papier so schlecht in die Augen fallen!

Derselbe Tadel trifft auch No. 4, obgleich die innere Einrichtung lobenswerth ist. Die „*geläuterten Religionsbegriffe*," von welchen Hr. *Gehrig* in der Vorrede redet, bewähren sich in der durchaus praktischen Tendenz des Ganzen, wobey jede kirchliche Bestimmung, welche keine praktische Seite hat, weggelassen ist. Übrigens würde der Titel: *Fest-Lieder*, passender seyn, da blofs die ersten Numern allgemeine Mess- und Kirchen-Lieder, die anderen aber sämmtlich Fest-Gesänge sind. Zuweilen findet man auch kurze Paränesen eingestreut, z. B. S. 16 u. a., welche keine üble Wirkung thun. Sonderbar ist die Anmerkung S. 103: „Ich lasse mich zur Sprache des Volks herab und sage *Gesätz*, weil ihm das ursprünglich griechische Wort *Strophe* unbekannt und das deutsche *Absatz* in dieser Bedeutung ungewöhnlich ist." Sollte *Vers* nicht in ganz Deutschland bekannt seyn?

Auch No. 5 enthält fast nur Fest-Lieder und Mess-Gesänge und stehet auch sonst mit der vorigen Sammlung in einer Kategorie. Hr. *Geyer* hat die seinige ohne allen Vorbericht gelassen. Das Aussere ist anständig.

— ft —

1) SCHLESWIG, b. Röhss: *Homiletisches Handbuch über die, in der neuen schleswig-holsteinischen Kirchenagende, für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten evangelischen Texte.* Anfangs bearbeitet von Dr. *Friedrich Wilhelm Wolfrath*, dann von D. *Wilhelm Abraham Teller*, nun fortgesetzt von M. *Detlev Joh. Wilh. Olshausen*, Hauptprediger an der Stadtkirche zu Glückstadt und des königl. Ober-Consistorii Mitgliede. 1802 und 1803. Des zweyten Jahrganges I, II und III Band. VIII u. 366. 242. 268 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Evangelien und über freye Texte,* Anfangs bearbeitet u. s. w. Des dritten Theils I, II u. III Band.

2) Ebendaselbst: *Homiletisches Handbuch über die in der neuen schleswig-holsteinischen Kirchen-Agende für alle Sonn- und Festtage des Jahrs verordneten epistolischen Texte*, bearbeitet von M. *Detlev Joh. Wilhelm Olshausen*. Des dritten Jahrganges I, II u. III Band. 1802 und 1803. 199. 164. 204 S. (Beide Jahrgänge 3 Thlr. 22 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Episteln und über freye Texte* u. s. w. Des dritten Theils I. II u. III Band.

3) LEIPZIG, b. Kummer: *Wochen- und Leichen-Predigten.* Zehnten Bandes erstes Stück. 1804. 104 S. 8. (6 Gr.)

Oder: *Neues Magazin für Entwürfe zu populären und gemeinnützigen Predigten über freye Texte.* Von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von *Justus Balthasar Müller*, fürstl. hessischem Superintendenten, Consistorialrath, Definitor und Stadtprediger in Giessen. 4ter Band. Erstes Stück.

4) LEIPZIG, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeit gemäss zu gebrauchen.* Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. 1803. 8 Bnd. I u. II St. 256 S. 8. (16 Gr.)

No. 1 wird jetzt von dem verdienten *Olshausen* fortgesetzt, der aber gerade die wenigsten Beyträge geliefert hat. Die meisten sind von den Hnn. *Matthäi* in Hameln, *Wolfrath* und *Marot*. Wollte Rec. in die Kritik der einzelnen Arbeiten eingehen, wie er es wünschte: so würde diess die Grenzen dieses Instituts überschreiten. Die Themata sind nicht schlecht gewählt, und haben immer praktische Tendenz, nur ist ihre Ausführung nicht immer vollständig. Auch fehlt es in den Theilen oft an logischer Richtigkeit. So z. B. gleich das 6 Thema am Neujahrstage: das menschliche Leben unter dem Bilde einer Frühlingsblume. Es hat 1) in sich hohen Werth, wie diese Reiz und Wohlgeruch. Es ist 2) eben so kurz und vergänglich, wie die Blüthe der Blume. Es enthält 3) wie sie den Saamen eines neuen unverwelklichen Lebens. Abgesehen davon, dass sich auf diese Art viele Bilder vom menschlichen Leben angeben liessen (Rec. hörte einmal in einer Predigt das menschliche Leben spasshaft genug mit einer Schneeflocke vergleichen): so liegt das *tertium comparationis* wohl blofs in der Vergänglichkeit, nicht darin, dass beides in sich einen hohen Werth habe. Und hat das Menschenleben hohen Werth (nicht *in sich*, sondern seines Gebrauchs und seiner Folgen wegen): so ist No. 3. schon in No. 1 enthalten. Oder das 6te Thema am neunten Sonntage nach Trinitatis: Wie man Kinder auf die rechte Weise zum Gebete anleiten müsse? Hier wird geantwortet: man sorge dafür, dass die Kinder mit Verstand beten. Ist das aber ein Mittel? Wie das zu machen sey, ist ja eben die Frage. Wie? wenn mich Jemand fragte: Welches ist der rechte Weg zur Stadt A., und ich wolle ihm antworter: verschaffe dir nur richtige Kenntniss des Weges. — Doch Rec. darf sich dabey nicht aufhalten. Schön ist es, dass der praktischen Behandlung einzelner Materien jedesmal ziemlich richtige allgemeine Bemerkungen über den ganzen Text vorangehen. Dass die

schon bekannte *Stolzische* Übersetzung des Textes jedesmal beygefügt ist, nimmt viel Raum weg. Übrigens sollen alle drey Jahrgänge dieses Handbuchs nach S. VII der Vorr. mit einem dreyfachen Register, nämlich 1) mit einem Verzeichnisse aller erklärten Schriftstellen, 2) mit einem Verzeichnisse der in dem Jahrgange vorkommenden vormaligen evangelischen Perikopen und Hinweisung auf die neueren, in welchen sie ganz oder zum Theil enthalten sind, 3) mit einem Verzeichnisse der wichtigsten Materien, worüber Entwürfe vorhanden sind, in alphabetischer Ordnung versehen werden.

No. 2. ist den vorigen Jahrgängen im Inneren und Äusseren ganz gleich, nur dass in diesem dritten die Texte der Sonntage, über welche die Entwürfe sich verbreiten, über jeder Seite angegeben sind. Eine Änderung von Rechtswegen! S. 13. Band 1 wo es heisst: *Zusätze* der Menschenliebe, die uns beseelen soll, darf es uns auch nicht gleichgültig seyn u. s. w. ist wahrscheinlich der Setzer den Sinn schuldig geblieben, statt: zufolge. Übrigens sind auch diese Entwürfe recht nutzbar, und könnten dem, der Dienste braucht, recht gute Dienste leisten. Wohl aber dem, der bey der Ausarbeitung seiner Predigten keinen *socium a latere* nöthig hat! —

Weitläuftiger, obgleich nach Rec. Gefühl desswegen nicht vorzüglicher, sind die Entwürfe in No. 3. die nicht Entwürfe, sondern volle Predigten mit Fleisch und Brühe sind. Unter den Beyträgen sind: *Kiesselbach* in Bremen, *Beckhaus* in Gladbach, *Heydenreich* in Merseburg, *Dohlhoff* in Halle, *Volgenau* in Hemerten und *Schmieder* in Pforte unterzeichnet. Allgemeine Themata wechseln mit speciellen ab. Seitdem man diesen vor jenen den Vorzug gegeben hat, suchen sich viele in den erstern zu gefallen. Hier stehen z. B. rechte Anwendung der Winterabende und herzliche Bitten an diejenigen, welche junge Personen vom Lande in die Stadt thun. Recht gut, dass davon gesprochen wird. Aber wäre es nicht besser, bey schicklicher Gelegenheit diese Materien einzuflechten, als eigene Vorträge darüber zu halten? Wie wenn der Landmann — denn auf dem Lande sind beide gehalten worden — bey dem ersten Thema einwendete: das weiss ich so wohl, dass ich die Winterabende nicht verschleudern darf! uud bey dem zweyten: ich habe noch nicht daran gedacht, jemanden in die Stadt zu thun, und wenn es geschieht, werde ich es an Ermahnungen nicht fehlen lassen! Überhaupt ist der, in dem zweiten der genannten Entwürfe gegebene Rath: macht junge Personen mit fehlerhafter Denkungs- und Handlungs-Art der Menschen, besonders der Stadtbewohner bekannt — vielen Missverständnissen ausgesetzt.

Von No. 4. braucht Rec. nur den Inhalt kurz anzugeben, da dieses Werk nach seinem Werthe schon hinlänglich bekannt ist. Das erste Stück enthält folgende Rubriken: 1) Etwas, was schon Lichtenberg gesagt hat, vom Prof. *Snell* in Idstein. Soll beweisen, dass die Hauptursache des sittlichen Verderbens nicht allein in der Übermacht der Sinnlichkeit, sondern auch in dem Bestreben zu suchen sey, die Mittel zum Zwecke zu machen, welches Bestreben man, nach *Lichtenbergs* Ausdrucke, für den zweyten Sündenfall anzusehen habe. Aber mit Erlaubniss! Ist denn dieses Bestreben, oder richtiger gesagt, diese Gewohnheit nicht eine Wirkung der Sinnlichkeit? „Kann der blosse Besitz des Geldes, wird S. 5 gefragt, das Leben erhalten und angenehm machen?" Allerdings in der Vorstellung des Geizigen, der darum Gelderwerb zum Zwecke macht, weil er davon sinnlich angenehme Genüsse theils jetzt schon ableitet, theils noch mehrere in der Zukunft sich träumt. 2) Vom ästhetisch Erhabenen, als einem Mittel der moralischen Bildung. Von Demselben. Recht gut. 3) Rede bey der (einer) Schulconferenz. Entwirft das Bild eines möglichst vollkommenen Schullehrers. Alle Merkmale, die angeführt werden, sind beynahe in jedem Stande nöthig, charakterisiren aber nicht gerade den vollkommenen Schullehrer. Und wo bleiben denn Thätigkeit, Geduld u. s. w. von denen gar keine Erwähnung geschieht. 4) Psychologische Untersuchungen über die bey vielen jungen Leuten so gewöhnliche Vorliebe für das Neue. Vom Prof. *Snell* zu Idstein. Als ein Wort zu seiner Zeit kann das gelten, was S. 63 mit vielem Nachdrucke gesagt wird. Eine Stelle, die Rec. gern abschriebe, wenn er nicht den Raum schonte. 5) Fodert nach der kritischen Philosophie die moralische Vernunft etwas unmögliches, wenn sie Heiligkeit gebietet? Von Demselben. Ein Streit, worüber die Acten schon beygelegt sind. Denn das wussten wir schon, dass die Vernunft nicht Heiligseyn, sondern Annäherung zur Heiligkeit fodere. 6) Ob die Wunder Jesu die Wahrheit seiner Lehre beweisen? Vom Pastor *Welker* zu Oberofleiden. 7) Ist Sittlichkeit oder Glückseligkeit menschliche Bestimmung? Vom Dr. *Callisen* in Hollingstädt. Wichtiger als diese Abhandlung ist der Aufsatz No. 9 vom zweyten Stücke, von Ebendemselben: Über ein paar gewöhnliche Fehler beym jetzigen Religionsunterrichte in niederen Schulen — den wir aber, so wie manche andere, der Kürze wegen übergehen müssen. L. M. H.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. 1) *Nürnberg*, b. Lechner: *Vertheidigung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, allen* geistlichen Oberbehörden der drey Confessionen in Deutschland zur unbefangenen Beherzigung gewidmet von *J. S. A—r.* 1804. 124 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Kritik oder vorurtheilsfreye und unbefangene Prüfung der von J. S. A—r. herausgegebenen Vertheidigung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, angestellt von einem Freunde der Wahrheit.* 1805. 77 S. 8. (18 G.)

Der Vf. von No. 1. will durch seine Abhandlung bewirken, dass den Predigern das Ablesen ihrer Vorträge nicht allein erlaubt, sondern auch zur Pflicht gemacht werden solle. Er legt im ersten Abschnitt dieser Schrift die Gründe dafür vor, und beantwortet im zweyten die Einwendungen dagegen mit Ge-

lehrsamkeit und Überredungskunst. Indessen hat er doch nicht alles, was man wider das Ablesen der Predigten gesagt hat, reiflich erwogen, wie er denn selbst die von ihm angeführte Schrift: *Muzels Vernet* nur aus einer Recension kennt. In dieser Schrift würde er S. 26 noch manches gefunden haben, was er nicht widerlegt hat, und ihm schwer zu widerlegen seyn würde. Im Grunde macht er sich seinen Sieg über diejenigen, die hierin anderer Meinung sind, dadurch leicht, dass er einen Prediger, der schlecht memorirt und schlecht das Memorirte hersagt und einen anderen, der eine gute Predigt gut abliest, gegen einander stellt, und leicht wird ihm jeder gestehen, dass der letztere seine Sache besser machen könne. Aber er hätte beweisen sollen, es sey besser eine gute Predigt gut herzulesen, als sie gut aus dem Gedächtnisse herzusagen, und das möchte doch wohl ein schwer zu beweisendes Paradoxon seyn. Er zeigt zwar, dass für einige Prediger das Ablesen grosse Erleichterungen gewähre, um besser zu predigen; aber er vergisst, dass andere darin auch grosse Schwierigkeiten finden würden, wenn sie sich Mühe geben müssten, ihr Concept leserlich abzuschreiben, wenn sie entweder ein Augenglas gebrauchen oder das Concept zu nahe vor sich nehmen, oder sich unanständige und die Verständlichkeit hindernde Stellungen erlauben müssten, um ablesen zu können. Er zeigt, dass aus dem Ablesen der Predigten einige Vortheile entstehen, besonders der, dass der Prediger zu jeder Zeit von seinen gehaltenen Vorträgen genaue Rechenschaft ablegen kann; aber er übersieht oder verkleinert die Nachtheile, die mit dieser Gewohnheit verbunden sind. Er sagt zwar, nur die Gewohnheit mache, dass die Zuhörer eine abgelesene Predigt nicht so gern haben, als eine memorirte, und beweiset diess selbst S. 94 durch ein aus *Chemnit. methodus concionandi* genommenes Beyspiel, da die Zuhörer statt eines Predigers, der ihnen memorirte Vorträge hielt, einen anderen haben wollten, der ihnen aus einem Buche etwas vorläse, weil sie, wie sie sagten, bey dem letzteren eher urtheilen könnten, dass er Gottes Wort vortrüge, als bey dem ersteren. Aber was beweiset dieses Beyspiel? Dass die Gewohnheit auch das Ablesen der Predigten lieb machen kann: keineswegs aber, dass wenn man das Ablesen und Memoriren von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt hat, doch dem Ersteren den Vorzug geben wird? Rec. glaubt das nimmermehr, und denkt vielmehr mit dem vom Vf. angeführten *Teller*, dass die Zuhörer eben so der Meinung seyn sollen, als sie es sind, ein Prediger soll lieber seine Predigten memoriren, als ablesen, damit es wenigstens scheine, als spreche er als Freund und Vater zu seiner versammelten Gemeinde. Der Vf. sagt zwar sehr stark S. 33: Wie? der Prediger soll etwas scheinen, was er nicht ist? Aber wer wird das für etwas anderes, als eine Declamation oder Rednerkunstgriff halten? Denn wer wird dem Prediger verbieten, dass er so das auswendig gelernte herzusagen suche, als habe er es nicht auswendig gelernt, dass er die Kunst verberge, die ihm seine Vorträge gekostet haben mögen? Ist das Täuschung und Verstellung, so ists auch das, wenn man nach der Vorschrift des Apostels sich freuen soll, als freute man sich nicht. Der Vf. sagt, es komme bey der Predigt nur auf den Inhalt an, und daher sey es wenigstens einerley, ob sie abgelesen oder hergesagt werde; aber diese Äusserung muss nothwendig eingeschränkt werden, die Predigt ist ein mündlicher Vortrag, kein schriftlicher Aufsatz. Der Gipfel der Beredsamkeit, sagt schon Quintilian, ist die Kunst, vortrefflich aus dem Stegreif zu reden. Mithin kömmt alles dabey darauf an, dass man diesem Gipfel sich nähere, oder doch wenigstens sich zu nähern scheine. Der Inhalt der Predigt muss offenbar durch Vortragsart, durch körperliche Beredsamkeit, selbst durch die persönlichen Verhältnisse, worin der Prediger mit seiner Gemeinde steht, gehoben werden. Desshalb hält Rec. noch immer dafür, die beste Methode zu predigen sey: einen guten, zu einer Predigt sich eignenden Aufsatz möglichst gut, jedoch mehr nach den Sachen, als nach den Worten zu memoriren, ihn dann möglichst getreu herzusagen, aber sich auch kleinere oder auch grössere Abweichungen zu erlauben, wenn man dazu genöthigt ist, oder Ursache findet, und sich dann einer möglichst schicklichen, selbst angenehmen Declamation zu befleissigen. Die Unbequemlichkeiten, die mit dieser Methode verbunden sind, werden vom Vf. offenbar übertrieben. Denn wird ein Prediger, der sich also gewöhnt hat, gerade immer unanständige Ausdrücke oder Worte, die nichts als Lückenbüsser sind, auf die Kanzel bringen, wenn er von seinem Concept etwas abweicht? Vielleicht fällt ihm gar während des Vortrags noch das allerpassendste ein, was gesagt werden muss; wenigstens wird der auf der Kanzel gewählte Ausdruck fast eben so gut seyn, als der auf dem Papier stehende. Genug, mit dieser Methode sind nach Rec. Erfahrung die wenigsten Unbequemlichkeiten und die meisten Vortheile verbunden, und er würde nie wünschen, dass das Ablesen der Predigten *geboten* würde.

Derselben Meinung ist auch der Vf. von No. 2, aber leider hat er seine Schrift mit der grössten Flüchtigkeit hingeworfen. So sehr er der Sache, von der er redet, gewachsen zu seyn, auch die Sprache in seiner Gewalt zu haben scheint, so sind ihm doch viele Ausdrücke entschlüpft, die nur halb wahr sind, z. E. S. 10. *An einem verkehrten Ausdruck auf der Kanzel solle man sich nicht stossen, wenn er nur nicht indecent sey, und ein solcher werde keinem gebildeten Prediger entfahren.* Andere, die verschieden gedeutet werden können, z. B. S. 15. *über nichts* (soll heissen über Kleinigkeiten) *sich recht sehr ärgern.* Was soll man zu folgender Periode sagen: S. 44. Da Leichenpredigten von mir zu Casualpredigten gerechnet werden, (von wem nicht?) mithin auch mit dem Verstorbenen in der genauesten Verbindung stehn, (weil sie Casualpredigten sind?) und ganz auf diesen gerichtet seyn müssen, so erhellet hieraus, dass jede Vorarbeit der Art, für die sich der Prediger doch gut bezahlen lässt, schlecht seyn müsse. Hätte doch der Vf. zu dem Motto des Titels: *sine ira et studio* auch noch hinzugefügt: *et sine properantia!*

Dfr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Amberg*, in der Uhlmannschen Buchhandlung: *Gebet- und Betrachtungs-Buch für Katholiken*, denen wahre Gottesverehrung und Seelenglück Bedürfniss ist, verfasst vom Prof. *Baumgärtner*. Erster Band. 1804. VIII. u. 774 S. gr. 8. Zweyter Band. 1805. VI u. 687 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.) Der 2te Th. hat noch den besonderen Titel: *Mein Gebet und meine Betrachtungen*, vom Prof. *Baumgärtner*. Rec. gesteht aufrichtig, dass er von diesen beiden dicken Bänden höchstens den dritten Theil durchgelesen habe, weil er keine so schwere Büssung seiner Sünden, wie die ununterbrochene Lectüre des Ganzen, verdient zu haben glaubte. Was er gefunden, verdient indess Billigung, und er glaubt, dass Hr. *B.* unter die vorzüglichern ascetischen Schriftsteller gehöre. Er selbst bekennt von sich (Th. 1. S. IV): „Guter Gott! vielleicht hätte ich die Summe der Andachtsschriften nicht mit dieser vermehren sollen! Mit einer redlichen Offenheit darf ich indessen sagen: Ich habe es gewiss gut gemeint". Wir hoffen, der Vf. werde mit unserem Urtheil zufrieden seyn, da wir ihm zugestehen, dass er es nicht nur durchaus gut gemeint, sondern auch, wo wir ihn verglichen haben, gut gemacht habe. Nur fasse er künftig seine Gebete kürzer, und vermeide die ewigen Wiederholungen.

— ft —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. den Gebr. Gädicke: *Anekdoten von guten Juden.* Zweyte verbesserte Auflage. 1807. 154 S. 8. (12 Gr.) Die erste Ausgabe welche 1805 erschien, ist in unserer A. L. Z. 1806. No. 151 angezeigt worden. Dass sie eine gute Aufnahme gefunden habe, davon zeugt schon die bald erfolgte zweyte Auflage. Sie unterscheidet sich dadurch von der ersteren, dass die jener angehängte Sammlung von jüdischen Weisheitslehren hier weggelassen ist. Dagegen sind neue Anekdoten hinzugekommen, welches allerdings dem Zweck des Buches auch gemäss war. Man findet hier überhaupt 77 Anekdoten gesammelt; also 11 mehr als in der ersten Ausgabe. Mehrere darunter sind recht interessant und lehrreich. Überhaupt kann die Schrift auch als ein nützliches Lesebuch für die Jugend empfohlen werden. Die christliche Jugend wird dadurch eines besseren belehrt und gegen die übertriebene Geringschätzung der jüdischen Nation geschützt werden; und die jüdische Jugend wird durch die hier aufgestellten Beyspiele zum Guten erweckt und ermuntert werden können. Eine zweyte Sammlung, wenn sie mit Sorgfalt und zweckmässiger Auswahl veranstaltet wird, wird gewiss vielen willkommen seyn.

T. D.

Monatsregister

vom

November 1807.

Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

r

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

Wittenberg, b. Zimmermann: *Die ältesten Geschichtsbücher der Hebräer erklärt nach Johann David Michaelis nebst einigen neueren Zusätzen.* Erster Theil. Das erste Buch Mosis. 1805. 228 S. 8. (18 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Die fünf Bücher Mosis erklärt nach Joh. Dav. Michaelis nebst einigen neueren Zusätzen.* Erster Theil. Das erste Buch Mosis.

Nach der Unterschrift der Vorrede ist Hr. *Rehkopf*, der sich schon anderwärts durch seine Aufsätze bekannt gemacht hat, der Vf. dieses Buchs. Die einsamen Stunden der ländlichen Musse führten ihn bey seiner Lieblingsbeschäftigung mit der älteren hebräischen Literatur oft zu der Übersetzung des Alt. Test. von *Michaelis*. So viel Gutes er auch darin und in den Anmerkungen fand, so beleidigte ihn doch oft das Undeutsche der Übersetzung, und durch die Weitschweifigkeit in den Anmerkungen wurde er nicht weniger ermüdet. Er kam daher auf den Gedanken, dass es vielleicht ein zweckmäsiges und nützliches Unternehmen sey, wenn man, um das Ganze für gebildete Laien annehmlicher und geniessbarer zu machen, jene Anmerkungen in einen gedrängten Auszug brächte, und aus der Übersetzung nur die, unsere gewöhnliche Bibelübersetzung berichtigenden, Ausdrücke oder sonst bemerkenswerthe Deutungen heraushöbe. Er übernahm darauf diese Arbeit, fand aber bald, dass es hie und da einiger Berichtigung und weiterer Erläuterung bedürfe, wenn das Werk den Erfordernissen unserer Zeit entsprechen solle. Diese fügte er also hinzu, und benutzte dabey die neueren Erklärer; doch fand er es der eigentlichen Absicht nicht gemäs, zugleich auf kritische und philologische Gründe hinzuweisen. Auch fand er eine bestimmte Angabe und Ansicht der historischen Data, und eine ausführlichere Inhalts- oder Gehaltsanzeige zweckmäsig. Diese wurde also ebenfalls von ihm beygefügt. Wir erhalten demnach hier die *Michaelis*schen Anmerkungen epitomirt mit eingeschalteten Erklärungen aus *Jerusalem, Herder, Rosenmüller, Eichhorn, Berger, Ilgen, Vater* und anderen. Rec. würde dieses Unternehmen billigen, wenn nur die Materialien ordentlicher und zweckmäsiger verarbeitet wären. Sollte für unstudirte Liebhaber der Bibel und gebildete Laien eine zweckmäsige Erläuterungsschrift geliefert werden: so war es nicht genug, die verschiedenen Ansichten und Erklärungen der Interpreten neben einander zu stellen, sondern das Beste musste aus den vorzüglichsten Werken mit Sorgfalt ausgewählt, und mit steter Hinsicht auf diejenigen, die die Erläuterungen benutzen sollten, zu einem Ganzen verarbeitet werden. Wollte der Vf. die Leser mit den verschiedenen und ganz von einander abweichenden Erklärungen der Ausleger bekannt machen: so wäre es zweckmäsig gewesen, wenn er sie zugleich von dem verschiedenen Gesichtspunct, wovon man ausging, kurz und bestimmt belehret und ihnen das Wahrscheinlichste durch kurze Winke bemerkbar gemacht hätte. Wozu nützt es, die verschiedenartigsten Erklärungen ohne Ordnung bloss hinzustellen? Durch dieses sonderbare Gemisch wird der unstudirte Leser nur verwirrt. Recensent will nur einige Beyspiele anführen, die seine Bemerkung rechtfertigen. Bey 1 Mos. 1, 1 stehet die *Michaelis*sche Anmerkung: Moses Kosmogonie unterscheide sich zu ihrem Vortheil sehr von allen anderen, und besonders der ägyptischen, dass sie kein Chaos annehme. Darauf heisst es: *Jerusalem* dagegen nimmt an, Moses habe sich die ersten Urstoffe, nach einer damals allgemein gangbaren Vorstellungsart, als ein Chaos gedacht. Der Vf. setzt nun in einer Parenthese hinzu: dass dahin auch der Ausdruck Himmel und Erde, welches nichts anderes als das Chaos sey, hinzudeuten scheine, nur sey es nicht bestimmt gesagt; in jenem Zeitalter dürfe man keine bestimmte Begriffe erwarten. Dann folgt aber wieder, *Herder* im Gegentheil behauptet: die Hebräer kennen kein Chaos u. s. w. Welche Aufklärung bekommt nun der Laie durch solche hingeworfene Bemerkungen? Bey V. 26 steht nach der Anmerkung aus *Michaelis*: Die älteste Sprache dachte sich ohne Zweifel bey dem Namen Elohim neben dem wahren Gott noch mehrere Dämonen und himmlische Wesen — Diesem älteren Sprachgebrauche nach muss diese Stelle so erklärt werden: Der wirkende und schaffende Geist fodert hier bey diesem grossen Werke gleichsam seine Brüder auf: Lasset uns Menschen machen. Gleich nachher folgt wieder aus *Jerusalem*: Die Anrede kann an keine Mittelsperson seyn, die Moses so sorgfältig vermeidet. Ein Schöpfer, allmächtig wie dieser Gott, kennt keine Gehülfen. Der Ausdruck soll die vorzügliche Würde dieses Geschöpfs anzeigen: „Ein Bild, das uns gleich sey." Höher kann die Würde der menschlichen Natur nicht ausgedrückt werden; eine Ähnlichkeit mit dem Schöpfer selbst, ein vernünftiges freyes Wesen, dessen Herrschaft sich über die ganze Natur erstreckt u. s. w. Darauf wird dann noch

aus *Herder* beygefügt, dass dieser das Ebenbild Gottes, der Elohim, insonderheit auf die menschliche Gestalt und den aufrechten Wuchs deute, und dass man sich die Gottheit nur unter dem Bild eines Menschen dachte. Was soll nun der Unstudirte wählen? Kap. 18. 2 stehet die Bemerkung von *Michaelis*, aus dem Fortgang der Geschichte sehe man, dass der eine von den drey Männern Gott selbst in menschlicher Gestalt gewesen sey, die beiden übrigen aber Engel. Gleich nachher wird gesetzt, *Hensler*: Es ist an sich nicht glaublich, und auch mit dem, was wir sonst von den Äusserungen der Gottheit im A. T. wissen, nicht vereinbar, dass einer der drey Männer kein wirklicher Mensch, sondern eine von Gott gesandte Scheingestalt gewesen sey. Der Vf. macht dabey die Note: Und doch glaube ich, der Verf. dieses Mythus will es recht eigenthümlich von einem Besuche der Gottheit nebst zwey Dienern verstanden wissen. Im Text fährt er aber wieder fort: Es wurde nicht die zweyte Person der Gottheit mit zwey erschaffenen Engeln zu ihm gesandt, noch waren es drey Engel in Menschengestalt, sondern wirkliche Engel. Der Eine von ihnen (vielleicht derselbe, welcher Hagar vormals tröstete,) spricht mit dem Ansehen eines göttlichen Gesandten. (Waren sie nicht etwa von Melchisedeks Gemeine?) Doch man würde wohl nicht so allgemein Jehovah zu Abrahams Gaste gemacht haben, wenn man nicht geglaubt hätte, dass eben die Person, die mit Abraham draussen auf dem Felde über Sodoms Zerstörung spricht, es auch gewesen sey, die ihm unter dem Baume zu einem Sohne von der Sara Hoffnung gemacht hatte. Beide Offenbarungen sind aber nur zusammenhangend in Ansehung der Zeit, nicht aber der bekanntmachenden Person. Die erstere sind Worte eines von Gott an ihn abgesandten Menschen, die andere aber bestehet nur in einer inneren Belehrung. Dem allen ungeachtet stehet doch nachher bey dem 17 Vers die Bemerkung: Von hier an ist es klar, dass einer unter den drey Gästen Abrahams nicht nur der Jehovah ist, sondern sich auch als Jehovah zu erkennen giebt, und von Abraham dafür erkannt wird. Und bey dem 21 V. heisset es wieder: *Ilgen* erinnert, man muss sich alles handelnd und gleichsam gegenwärtig denken. Jehovah zeigt bey diesen Worten auf die beiden Diener hin, und giebt diesen zugleich zu verstehen, dass sie gehen sollten, um sich ihres Auftrags zu entledigen. Wird sich wohl der arme Laie aus diesem Wirrwarr wieder heraus finden können? Manchmal sind auch die Anmerkungen von der Art, dass es scheint, der Vf. habe vergessen, für welche Leser er eigentlich schrieb. Was soll der Laie mit der Anmerkung S. 5a machen? Wenn der Vf. bey K. 3, 19 von dem Namen Adam bemerkt hat, es sey so viel als Erdner, Erdensohn; man könne es aber auch auf den Ackerbau deuten, so wird noch hinzugesetzt: „Der Griechen ihr ἀνθρωπος ist auch bedeutsam, nämlich von ανατρεπω abgeleitet, der Aufgerichtete, in aufrechter Stellung wandelnd." Überdem, wie kann ἀνθρωπος von ἀνατρεπω abgeleitet werden, und der *Aufgerichtete* heissen, da das Verbum vielmehr *niederwerfen, zerstören* bedeutet? Die Etymologen sagen sonst, die Benennung ἀνθρωπος sey von ἀνω ἀθρειν entlehnt. Eben so wenig brauchbar ist auch für den Unstudirten die Anmerkung K. 4, 8. „redete" *doch war Kain gegen seinen Bruder Abel erbittert.* n. a. *Less. M. Dathe: Kain redete hart mit s. Br. A. Ilgen: Kains Zorn wandte sich nun gegen seinen Bruder.* Wörtlich: Kain veränderte sich zu seinem Bruder, d. i. sein Zorn und Unwille, der vorher auf Gott gerichtet gewesen, wandte sich nun auf seinen Bruder. In dem samar. Codex findet sich der Zusatz: *Lass uns auf das Feld gehen. Mich.* verwirft ihn zwar; er hat aber viel für sich, und man braucht auch alsdann das arme Wörtchen *amar* nicht so zu zwängen. Verständlicher, und zugleich hinreichend für den Laien würde es seyn, wenn der Vf. gesagt hätte: Durch den alten Zusatz: *Lass uns auf das Feld gehen.* werde der Sinn vollständiger, und er habe auch sonst manches für sich. Man habe zwar das Wort *redete* anders zu übersetzen gesucht, aber dieses sey gezwungen. Hin und wieder kommen auch Bemerkungen vor, die unrichtig sind, z. B. K. 2, 13. Gihon ein grosser Fluss Chovarasmiens, der seinen Ausfluss ins *arabische* Meer hat. Auch die Bemerkung K. 14, 23. lässt sich nicht rechtfertigen. *Michaelis* hat daselbst die Bemerkung: Kein geringeres Geschenk kann seyn als ein Schuhband. Der Vf. setzt hinzu: Der *Faden* muss daher wohl im Gegensatze etwas kostbares anzeigen; aller Wahrscheinlichkeit nach die Schnur, woran der Siegelring auf der Brust hing, den sie sehr hoch schätzten. Vergl. K. 38, 18. Allein das Wort חוט ist hier kein Gegensatz, und kann nichts Kostbares anzeigen. Der ganze Zusammenhang lehrt, dass von dem Unbedeutendsten und Geringfügigsten die Rede ist. Die Stelle K. 38, 18. kann auch hier nicht angewendet werden, denn dort stehet פתיל, welches hier nichts erläutert. Noch muss Rec. bemerken, dass auch eine kurze Einleitung in die Bücher Mosis vorgesetzt ist, worin der Vf. die Ächtheit der mosaischen Bücher zu behaupten sucht. Doch hätte mehr müssen gesagt werden, wenn die neueren Einwendungen dagegen hätten entkräftet werden sollen. Der Vf. bleibt bey dem Allgemeinen stehen. Er beruft sich darauf, dass die Bücher zu sehr den einfachen, unverschrobenen Geist der Vorzeit athmen, und dass ein späterer Verfasser seine jüdischen Deuteleyen nicht würde haben lassen können. Das Letztere ist zu unbestimmt, denn die eigentlichen jüdischen Deuteleyen fallen schon in ein spätes Zeitalter. Auch wird angeführt, dass man der Geschichte des Heerzugs und der Gesetzgebung die gleichzeitige Abfassung zu sehr ansehe. Allein dieses wird ebenfalls sehr bestritten, und man will gar zu deutliche Spuren von Sagen darin antreffen. Gegen den Einwurf, dass in dem Zeitalter Mosis an eine schriftliche Abfassung gar nicht zu denken sey, wird mit Recht errinnert, dass nach den Zeugnissen der Geschichte die Buchstabenschrift schon früher bekannt gewesen sey, und dass auch die sich zeigenden Spuren einer höheren Cultur so etwas voraussetzen lassen. Doch lenkt nachher der Vf. wieder ein, und meint, wenn man auch Moses nicht als Concipient der Bücher annehmen wollte, so würde man ihm doch die Abfassung der einzelnen Stücke im 2ten bis 4ten Buch nicht absprechen können, und ...

Ordnen und Zusammenstellen einem späteren Schriftsteller zuschreiben dürfen. Diesem will er aber doch kein weiteres Verdienst als das der Zusammenfügung allenfalls mit einigen Einschaltungen zugestehen. Das 5te Buch Mosis will er allenfalls Preis geben. T. D.

Danzig, b. Troschel und in Commission b. Füchsel in Zerbst, und b. Gerh. Fleischer in Leipzig: *Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode.* Erster Theil. 3te verbesserte Auflage. 1803. 382 S. Zweyter Theil. 1804. 365 S. Dritter Theil. 308 S. 8. (4 Thlr. 1 gr.)

Die Bearbeitung eines solchen Stoffs erfodert einen ruhigen, gesetzten Gang, und eine besondere Würde der Gedanken und Ausdrücke, fern von allen Spielereyen und Witzeleyen. Sobald man auf eine Stelle stöfst, an der man diese Eigenschaften vermifst, so verliert sich die Andacht, und die Wärme verwandelt sich in Kälte. Denn bey solchen Schriften kommt es vorzüglich darauf an, dafs man das Herz ins Interesse ziehe, woraus aller Glaube und alle Hoffnung hervorgeht. So einleuchtend auch immer die Gründe für die Fortdauer der menschlichen Seele seyn mögen, so sind sie doch nicht geeignet, zu überzeugen, sondern zu überreden; indem der Gegenstand aufser unserem Gesichtskreise liegt. Auch kann man sich bey solchen Vorstellungen nicht genug vor Übertreibungen und leeren Declamationen hüten, und der apodiktische und polemische Ton muss ganz wegfallen, da fast eben so viel wider als für die Sache gesagt werden kann. Wenn der berühmte Vf. alle diese Foderungen befriedigt hätte, so wäre diese Schrift ein Meisterwerk. Denn seinen Gegenstand hat er scharf und von allen Seiten beleuchtet, ihn klar, populär und gefällig dargestellt, und mit so viel Liebe und Wärme bearbeitet, dafs in aller dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig zu seyn scheint. Nur Simplicität, Ruhe, Gleichheit und Würde wird hie und da vermifst, und der totale Eindruck des Werks dadurch geschwächt, so schön es immer in einzelnen Theilen ist. Die hier vorgetragenen Argumente für die Fortdauer der menschlichen Seele sind aus der Idee der Gottheit gezogen. Er redet von Gott als Urheber der Wesenseinrichtung des Menschen — als Freund des Weisen und Guten — als Geber des Sittengesetzes — als Führer der Sache der Menschheit — als Weltrichter — als Wirkung im Universum zu einem letzten Zweck — als erklärtem Feinde des Nichts — als Vater der Geister. — Die Ausführung des 3ten und letzten Arguments hat uns am meisten befriediget. — Das 4te Argument enthält treffliche freymüthig gesagte Wahrheiten, die besonders die Grofsen zu beherzigen hätten, aber auch viel Übertriebenes über das menschliche Elend. Überhaupt weifs sich der Vf. von den Extremen nicht immer entfernt zu halten, wohin ihn seine lebhafte Imagination nur allzu oft reifst. Die Manier seines Vortrags ist übrigens bekannt, und wer wird das Buch nicht lieber selbst, als einzelne Auszüge daraus, lesen wollen? Das angehängte Leben *Elpizons* haben wir nicht sonderlich romantisch und anziehend gefunden. Allein der 3te Theil: *Was steht vom dem Zustande nach dem Tode in der Bibel? in verschiedenen Bibelconferenzen mit einem Prediger*, hat uns sehr befriedigt, und eine recht belehrende und unterhaltende Lectüre gewährt, so dafs wir der Fortsetzung davon mit Verlangen entgegen sehen.

Der Vf. findet im ganzen alten Testamente keine Stelle, wo mit gehöriger Klarheit von einem anderen Leben gesprochen sey. Doch glaubt er in folgenden einige Spur davon zu finden: 1 Mos. 1, 26. 5. Spr. Sal. 14. 32. Pf. 73, 25. 26. Die lichtvollsten scheinen ihm in Predig. Sal. Kap. 11, 9. 12, 7. 13. 14 zu stehen, wiewohl auch gegen diese mancherley gesagt werden kann, und bereits gesagt ist. Es befremdet ihn, dafs im ganzen alten Testamente beynah nichts, oder wenig, von einem künftigen Leben vorkommt, und dafs es nicht als Motiv zur Tugend gebraucht worden ist. Er hat mancherley Erklärungen hiebey zu Hülfe gerufen und keine genügend gefunden. Er setzt mit Recht voraus, dafs Moses und die Propheten mit der Idee des ewigen Lebens nicht unbekannt gewesen seyen. Jene Befremdung aber verliert sich, wenn man sich vorstellt, dafs die Idee von einem künftigen Zustande noch nicht gehörig entwickelt, sondern eine blofse Idee von einem gewissen Schattenreiche war, wo gute und böse Seelen, unter einander vermischt, das traurige Schicksal hatten, ein gedanken- und freudenloses Leben zu führen, und dafs sie eine moralische Vergeltung und Glückseligkeit noch nicht kannten. Ist es da nicht sehr begreiflich, dafs sie von jener Idee in ihrem sinnlichen Glückseligkeitssystem keinen Gebrauch machen konnten, und dafs, wenn auch Einzelne solcher erhabenen Tugendmotive fähig waren, doch der grofse Haufe dazu bey weitem noch nicht gestimmt und vorbereitet war? Ist doch auch den jetzigen Juden ihr Messias noch ihr Alles, von dem sie ihr einziges Glück erwarten.

Übrigens empfehlen wir diese ganze Schrift recht sehr, und wünschen ihr viel Leser, die sie gewifs nicht unbelehrt und unbefriedigt aus den Händen legen werden. φ.

Ohne Angabe des Druckorts: *Kritik und Erklärung des dritten Artikels des christlichen Glaubens* oder *die Lehre vom heiligen Geiste aus Zeitbegriffen.* Ein Gegenstück zu *Cannabichs* Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche. 1804. VI und 186 S. 8. (12 Gr.)

Aus der Vorrede des Vfs. ersieht man, dafs er schon den zweyten Artikel des apost. Glaubensbekenntnisses eben so beleuchtet hat, wie er es hier mit dem dritten thut. Es soll ein Gegenstück zu der auf dem Titel angegebenen Schrift seyn, die diesem würdigen Prediger so viele Unannehmlichkeiten verursacht hat. Man lernt aus dem Buche selbst den Vf. als einen Mann kennen, welcher zwar eine sehr freye Ansicht von den Lehren der christlichen Kirche giebt, aber gleichwohl von der Vortrefflichkeit derselben überzeugt ist, und nur nicht an den Worten klebt, sondern den Geist der Jesuslehre selbst auffafst. Sowohl aus der Geschichte selbst, als aus der stufenweisen Entwickelung des menschlichen Geistes, zeigt er, wie sich die in dem dritten Artikel angegebene Glaubenslehre geformt habe. Das Buch zerfällt in 8 Abschnitte. 1 Absch. Bericht über den Heil. Geist als Hypostase; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbe-

griffen. 2 Absch. Bericht über die Wirkungen des heil. Geistes; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen; specielle Anwendung dieser Zeitbegriffe auf die Wirkungen des heil. Geistes am Pfingstfeste und Engelserscheinungen. Die Ansicht, welche der Vf. von dem ersten christlichen Pfingstfeste giebt, ist zwar natürlich dargestellt, aber auch nach der subjectiven Überzeugung des Rec. richtig. Eben so richtig bemerkt der Vf., dass Jesus die Begriffe von einem höheren Beystande bey dem Sittlichguten, was der Mensch thut und schafft, in seine Religion aufnahm, weil er sie vorfand, und der damaligen Philosophie gemäss selbst so denken musste. Indess setzt er ganz richtig hinzu, dass weder Jesus noch seine Apostel so subtil und spitzfindig philosophirten, wie die folgenden Zeitalter, die den Menschen, vermöge der in ihm wirkenden Gnade, zu einem Klotz umformten. Sie setzten immer voraus, dass der Mensch als ein freyes selbstständiges Wesen die angebotene Gnade annehmen könne oder nicht. 3ter Absch. Bericht über die heilige christliche Kirche; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen; ist diess Lehre Jesu? — Auch hier wird der Gang, den man in der alten Welt nahm, wenn man über eine Gesellschaft religiöser und sittlich-guter Menschen dachte, richtig gezeichnet. Ist gleich nach dem Gesetze der Vernunft der sittliche Werth des Menschen, sowie seine Seligkeit, nicht an die christliche Kirche selbst gebunden: so nähert sie sich doch dem Ideal einer allgemeinen Kirche am meisten, da Jesus Moralität zur obersten Bedingung seines Religionsglaubens machte, und nur gewisse Statuten hinzufügte, die im Grunde zu Mittel dienen können, eine auf allgemeine Vernunftreligion sich gründende Kirche zu Stande zu bringen. Wenn aber der Vf. behauptet, dass sich Jesus die Messiaswürde aus keinem anderen Grunde beygelegt habe, als: um sich durch diese beliebte Vorstellung unter den Juden bey ihnen Eingang zu verschaffen: so möchte das wohl mit der Geschichte, die wir von ihm haben, nicht übereinstimmen. Sollte ein redlicher Mann wie Er auf die Frage des Hohenpriesters: ich beschwöre dich bey dem Allerhöchsten, sage uns, ob du Christus seyst? sich einer *reservatio mentalis* bedient haben? Das wäre sie doch gewesen, wenn er die Frage in einem anderen Sinne genommen hätte. 4ter Absch. Bericht über die Gemeinschaft der Heiligen; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen. 5, 6 und 7 Absch. Von der Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben, wie die Vorigen. 8 Absch. Hauptresultat und Glaubensbekenntniss über den 3 Art. des christlichen Glaubens. Das Glaubensbekenntniss, woraus der Geist des Buches selbst am besten erkannt wird, lautet nun nach dem Vf. so: „Ich glaube an eine allwaltende Vorsehung unter der vermenschlichten Vorstellung des wirkenden Geistes Gottes. Ich glaube, dass es unter allerley Volk Gott wohlgefällige Menschen giebt, die man als Glieder einer Gesellschaft, oder einer Kirche, die Gott gefällig zu werden streben, ansehen kann. Ich glaube, dass alle Menschen gemeinschaftlichen Antheil an dem höchsten Gut haben und dieser Bestimmung gemäss sich als Zwecke behandeln sollen. Ich glaube, dass Gott als Vater dem reuenden und sich bessernden Sünder die Strafe erlässt und mit seiner sittlichen Güte wiederum Glückseligkeit verbindet. Ich glaube, dass der Mensch mit Bewusstseyn, Freyheit und Sinnlichkeit unmittelbar in alle Ewigkeit fortdauert. Ich glaube an eine Glückseligkeit nach dem Tode, die sich jeder, je nachdem er seinen Willen aufs Gute oder Böse zielet, erhöhen oder verringern kann.“ Freylich ein Bekenntniss, das Jeder unterschreiben kann, er lebe unter einer Zone, unter welcher er wolle, er habe einen Cultus, welchen er wolle. Der Vf. verdient gelesen und geprüft zu werden.

Z. s. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Liturgie. *Halle*, b. Renger: *Liturgie von Ph. Breitenstein*, Pred. in Marburg. 1804. 116 S. 8. (10 gr.). Diese Liturgie enthält nicht bloss Formulare für die jetzt schon gewöhnlichen Amtshandlungen protestantischer Prediger, sondern giebt auch Vorschläge, wie alle unsere Gottesverehrungen zweckmässiger können eingerichtet werden. Man soll nach dem Rathe des Vfs. seltener und kürzer predigen, die öffentliche Gottesverehrung an den Sonntagen und Festen Vormittags mit kurzen Anreden und Gebeten anfangen, die der Prediger spricht und von der Gemeinde durch kurzen Gesang unterbrochen werden. Darauf soll eine ganz schnell zu verrichtende Abendmahlsfeyer folgen, an welcher nur wenig Gemeindeglieder Antheil nehmen; darauf Gesang, Predigt, Gesang und Segenswunsch, wie gewöhnlich. Nachmittags soll katechisirt, an einigen Wochentagen sollen Betstunden gehalten, zwey Sonntage im Jahr sollen allgemeine Communionssonntage seyn, vor welchen Tags zuvor eine Vorbereitungshandlung gehalten wird. Die Trauungsceremonie soll immer in der Kirche nach gehaltener Betstunde vorgehen. Einige dieser Vorschläge wird leicht ein jeder billigen. Die Formulare sind nicht schlecht, der Vf. tritt darin dem fast gewöhnlichen Lehrbegriffe der Protestanten nicht zu nahe, ohne doch gerade die Ausdrücke desselben zu gebrauchen; nur fehlt der Sprache, worin sie abgefasst sind, nach Rec. Urtheil, etwas an der nöthigen Simplicität, Energie und Lebhaftigkeit. Rec. kann auch nicht billigen, dass an allen Sonntagen die Form und der Gang der religiösen Beschäftigung ganz derselbe seyn soll. Man muss, seiner Meinung nach, darauf einige Abwechselung denken. Der nachmittägl. Gottesdienst darf auch nicht immer nur Katechisationen enthalten, nicht immer anders als der vormittägl. eingerichtet seyn; er kömmt sonst allmählich ganz in Verfall, und man muss in demselben für diejenigen sorgen, die am Vormittag in die Kirche zu kommen verhindert wurden. Wie ist es auch zusammen zu reimen, dass jeden Sonntag Vormittags einige zum Abendmahl gehen, und an zwey Sonntagen im Jahr die ganze Gemeinde diese Ceremonie verrichten, sonst vor der Handlung keine, jetzt aber eine lange Vorbereitung vorhergehn, sonst wenig, jetzt viel über den Zweck der Feyerlichkeit gesagt werden soll? Es steht zu besorgen, dass bey solcher Einrichtung entweder an der gewöhnlichen, oder an den feyerlichen Communionssonntagen keine Theilnehmer sich finden werden. Die Confirmationshandlung wird schon in vielen Kirchen feyerlicher verrichtet, als es nach dem hier ertheilten Formular geschehen würde. Copulationen in der Kirche haben gar zu leicht Unordnungen zur Folge. Die Betstunden würden durch Befolgung der Vorschläge des Vfs. sehr nützlich werden; nur hat es Rec. nicht gefallen, dass die Selbstprüfung nach Anleitung der zehn Gebote veranlasst wird. Wenigstens müssten dabey auch andere christliche Gebote zum Grunde gelegt werden können, wie denn überhaupt die Zahl und Verschiedenheit der Formulare grösser seyn müsste, wenn Einförmigkeit vermieden, und die Gottesverehrung nicht immer [illegible] mehr oder weniger Formalität werden soll. Mit der am Ende hinzugefügten Begräbnissfeyer ist Rec. um so zufriedener, da er schon seit lange bedauert hat, dass die Belebung religiöser Gedanken und Gefühle bey solchen Gelegenheiten immer mehr unter uns [illegible] wird, und dass das Begraben der Todten allmählich fast ganz [illegible] unter uns mit religiösen Ceremonien verbunden zu seyn, da sie doch dabey unter allen Völkern, die Religion hatten, von jeher eingeführt waren, und immer besonders nützlich seyn konnten. [illegible]

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1807.

THEOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Sylloge Commentationum theologicarum*, edita a *D. Davide Julio Pott*, Monast. Mariaevallensis Abbate ac Professore Theolog. P. O. Vol. V. 1804. 384 S. Vol. VI. 1805. II u. 397 S. Vol. VII. 1806. 376 S. 8. (3 Rthlr.)

Dasselbe Lob, welches Rec. den 4 ersten Bänden dieser reichhaltigen Sammlung in diesen Blättern (J. 1804. No. 177. 178) ertheilt hat, gebührt in einem nicht minder hohen Grade der vorliegenden bisher erschienenen Fortsetzung derselben.

Eine schöne Reihe trefflicher Erläuterungen über einzelne Stellen und ganze Abschnitte des N. T., an die sich eben so lehrreiche, in mehreren Abhandlungen zerstreute Bemerkungen über das A. T. anschliessen, wechselt mit mehreren schätzbaren Erörterungen über verschiedene Theile der biblischen Philologie, mit orientalischen, kirchenhistorischen und moralischen Abhandlungen ab. Auch die hebräische Grammatik, die biblische Kritik, und selbst die allgemeine Sprachenkunde gehen nicht leer aus. Unter den 25 Abhandlungen, die in diesen drey Bänden enthalten sind, ist keine ihres Platzes unwürdig: alle legen, freylich die eine mehr, die andere weniger, von der gründlichen Sprachgelehrsamkeit, dem Forschungsgeist, dem Scharfsinn, der Wahrheitsliebe und der liberalen Denkungsart ihrer Verfasser ein sehr rühmliches Zeugniss ab.

Unter den exegetischen Abhandlungen nehmen die beiden hier befindlichen Arbeiten des verewigten *Nösselt* einen Hauptplatz ein, indem man auch hier dieselbe meisterhafte Entwickelung des Sinns einzelner Worte und ganzer Sätze in den Schriften des N. T. aus dem Zusammenhange, der ganzen Sprech-, Denk- und Vorstellungsart des Schriftstellers, und aus den Gesetzen der hebräischen Sprache fast auf jedem Blatte antrifft. Die eine ist überschrieben: *Prolusio in locum Pauli Apostoli 1 Cor. XII, 4—11. Halae* 1803. (Bd. VI.) Die andere: *Interpretatio grammatica loci 1 Joannis III, 19—22. Halae* 1804. (Bd. VII), wovon die letztere eine der gelungensten Arbeiten dieses zu frühe der theologischen Literatur entrissenen Gelehrten zu seyn scheint, die nichts zu wünschen übrig lässt. In der ersteren hingegen sind zur Erläuterung der etwas dunkelen Bezeichnung λόγος σοφίας und λόγος γνώσεως 1 Cor. XII, 8 die Vorstellungen des Apostels Paulus in dem Briefe an die Römer nicht sorgfältig genug verglichen worden; auch möchte sich die S. 146 ff. angenommene Deutung der Redensart λόγ. σοφ. durch theoretische Einsichten, und der Redensart λόγ. γνωσ. durch praktische Einsichten schwerlich erweisen lassen; vielmehr scheint das Wort γνῶσις von allen Einsichten im Christenthum, die sich über die gewöhnlichen erheben, verstanden werden zu müssen. Daher sagt auch Paulus in eben der Stelle, worauf N. das meiste Gewicht legt, nämlich 1 Cor. VIII, 1: γνῶσις φυσιοῖ, und selbst in dem ganzen Abschnitt wird γνῶσις im Gegensatz von den ängstlichen Vorurtheilen unaufgeklärter Menschen, z. E. V. XI gebraucht. Das Wort πίστις besteht, nach des Rec. Dafürhalten, in der Annahme aller der Hauptlehren des Christenthums, dass Jesus der längstversprochene Messias sey, dass er aus dem Grabe hervorgegangen fortlebe, und in der festen Überzeugung von den durch das Christenthum den Menschen gegebenen Verheissungen. Eine gleiche Auszeichnung verdient *Keil's Commentatio in locum Epist. ad Philipp. II, 5—11. Lips.* 1803. (Bd. VII), die den Gesichtspunct, aus dem dieser Abschnitt einzig aufgefasst werden muss, eben so richtig darstellt, als die Versuche anderer Ausleger trefflich würdigt. Eine tief eindringende Kenntniss des paulinischen Sprachgebrauchs ist mit einer vertrauten Bekanntschaft mit den Ansichten und Vorstellungsarten der frühesten Bekenner des Christenthums hier herrlich gepaart. Von einem anderen würdigen Leipziger Theologen, dem Dr. *Wolf*, befindet sich in demselben Bande *Comment. III de agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum Lips.* 1804, die Fortsetzung einer in dem 4ten B. angefangenen lehrreichen Untersuchung. Hier werden die Fälle, wo Ellipsen angenommen werden müssen, mit glücklichem Scharfsinn bestimmt, und Regeln angegeben, die man bey diesem Geschäft befolgen muss, welche dem prüfenden Sprachkenner als wahr einleuchten müssen. Nebenbey werden z. B. S. 76 ff. mehrere Stellen aus dem blossen Sprachgebrauch trefflich erläutert, die man gewöhnlich nur durch eingeschobene Ellipsen glaubte sich aufhellen zu können. — Durch eine ächt lateinische Sprache, durch eine vorzügliche Gediegenheit des Ausdrucks, durch einen klaren, fein zergliedernden Scharfsinn in Auffassung und Entwickelung der Begriffe zeichnen sich des achtungswürdigen Wittenberger Theologen *Nitzsch* 5 Programme aus, die in einer wechselseitigen Verbindung stehen, und der ganzen Sammlung zu einer Hauptzierde gereichen. Es sind folgende: *I. De discrimine legislationis et institutionis divinae in universum. Vitebergae* 1802.

(Bd. V.) *II. Progr. quo discrimen legislationis et institutionis divinae ab ipso Jesu agnitum esse probatur. Vitebergae* 1802. *III. Progr quo discrimen illud ab ipso Jesu agnitum esse confirmatur. Vitebergae* 1802. *IV. Progr. quo discrimen illud ab ipso Jesu agnitum esse defenditur. Vitebergae* 1802. *V. Progr. de discrimine illo ex Epistolis Pauli cognoscendo. Vitebergae* 1802. (Bd. VI.) Eine gerechte Auszeichnung verdienen endlich noch die beiden *Specimina* v. *Baumgarten. Crusius: Jurisprudentia in interpretando Novo Testamento lucina. Evangelium Matthaei, Marci, Lucae et Ioannis continentia. Lipsiae* 1801. 1802. (Bd. V.) Aus den römischen Alterthümern im Allgemeinen und aus der römischen Rechtsgelehrsamkeit und Staatsverfassung im Besonderen borgt der gelehrte Vf. seine höchst befriedigenden und oft überraschenden Aufklärungen vieler zum Theil sehr wichtiger Stellen aus den genannten vier Evangelisten, und versteht auf diesem von unseren neuen Auslegern mit Unrecht vernachlässigten Wege häufig einen Sinn auszumitteln, dem man — einige etwas zu künstliche Deutungen z. B. S. 288 und 304 abgerechnet — vor den gezwungenen Erklärungen eines *Paulus* und anderer ohne Bedenken seinen Beyfall schenken wird. Diesem Gelehrten sowohl, als auch den Commentatoren *Thiess* und *Kuinoel*, empfehlen wir diese lehrreiche Abhandlung zum fleissigen Gebrauch. Eine biblisch-historische Untersuchung unter dem Titel: „*Consecratio Mosis ad v. 9 epistolae Judae, oratio habita anno* 1798" von einem ungenannten katholischen Theologen mitgetheilt, die von Seiten der Sprache und von Seiten des Inhalts gleich vortrefflich ist, wird jeden denkenden Schriftforscher mit Achtung für den aufgeklärten Vf. erfüllen, und sich ihm als eine vorzüglich gelungene Arbeit empfehlen.

Unter den das A. T. und die hebräische Sprache betreffenden Dissertationen zeichnen sich die von *Christ. Bened. Michaelis* hier befindlichen 3 Abhandlungen immer noch durch ihren lehrreichen Inhalt aus. Die erste über die älteste Geschichte der Idumäer (Bd. VI) liefert eine nach besonderen Rubriken geordnete und tabellarisch abgefasste, vollständige Übersicht der einzelnen in der Bibel zerstreueten Nachrichten, windet sich aber durch eine Menge weitläuftiger Untersuchungen, die für unsere Zeiten alles Gewicht verloren haben. Die andere *Diss. nomina quaedam propria personalia codicis sacri V. et N. T. ex virilibus in muliebria et ex muliebribus in virilia versa, suo restituens sexui. Halae Magdeburg.* 1754 (B. VII) erschöpft einen von den Auslegern des A. und N. T. häufig vernachlässigten Gegenstand vollständig, und hat durch die beygefügten zahlreichen Beyspiele an Wichtigkeit und Interesse für die biblischen Sprachforscher ausnehmend gewonnen. Indessen gebührt vor den beiden genannten ein unleugbarer Vorzug der dritten *Diss. chorographico philologica de locorum differentia ratione anticae, posticae, dextrae, sinistrae. Halae Magd.* 1735. (Bd. V). Mit unbezweifelbarer Gewissheit wird hier erwiesen, dass die Vorderseite bey den Hebräern die Morgenseite, die hintere Seite den Westen, die rechte Seite den Süden und die linke den Norden bezeichnete, und die Richtigkeit dieser Deutung aus der Etymologie, aus den gebrauchten synonymischen Ausdrücken und aus dem Gegensatz mit einer seltenen Deutlichkeit entwickelt. Viele Stellen der Bibel erhalten bey dieser Gelegenheit treffliche Aufklärung und manche wichtige verwandte Materien, die in die Hauptuntersuchung verflochten sind, findet man bündig erörtert.

Für die Sprachphilosophie liefert eine schätzbare Ausbeute *M. Georgii Godofredi Zemisch disp. phil. de analogia linguarum interpretationis subsidio; Lipsiae* 1758 (Bd. VII), die die Vortheile, welche eine philosophisch-kritische Vergleichung verwandter, vorzüglich alter Sprachen dem Sprachforscher und dem Ausleger der Bibel, sowie dem Philologen überhaupt gewähre, in ein helles Licht setzt, und durch die eingeflochtenen, wohlgewählten Beyspiele überaus lehrreich geworden ist. Nur darf ein billiger Beurtheiler, wenn er bey einigen nicht ganz befriedigenden und etwas zu weitläuftig gerathenen Theilen dieser Abhandlung Anstoss nehmen sollte, die Zeit, wo sie zuerst erschienen ist, keinen Augenblick übersehen. An diese Dissertation schliesst sich D. *Jo. Gottfr. Scharfenbergii* (*Phil. in acad. Lips. quondam Prof.*) *prolusio de Josephi et versionis Alexandrinae consensu, Lipsiae.* 1780 — eine dem biblischen Kritiker überaus willkommene Arbeit, für deren Mittheilung er sich dem würdigen Herausgeber zu vielem Danke vorzüglich verpflichtet halten wird. Unwiderleglich wird hier bewiesen, dass Josephus fast immer der Übersetzung der Alexandriner gefolgt sey, und nur in äusserst wenigen Fällen den hebräischen Text zu Rathe gezogen habe. Er habe sich durch sie in der Ableitung hebraischer Wörter und der Festsetzung der Grundbedeutungen irre leiten lassen, nach ihrem Vorgang sowohl in einzelnen Worten, als ganzen Sätzen ganz fremde, vom hebräischen Text abweichende Lesearten befolgt, und sogar Glosseme aufgenommen u. s. w. Eben so deutlich überzeugt man sich aus dieser mit prüfender Sorgfalt und nach oft wiederholten Untersuchungen abgefassten Abhandlung, dass der griechische Text der Alexandriner häufig aus dem Josephus interpolirt worden sey.

Noch fügt Rec. den Wunsch hinzu, dass der thätige Herausgeber uns jede Ostermesse mit einem neuen Bande beschenken, und das theologische Publicum ihn durch einen häufigeren Ankauf einer so vielfach nützlichen Sammlung kleinerer Schriften für sein uneigennütziges Unternehmen hinreichend belohnen möge.

Ao. Hg.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Die christliche Biographie für denkende Prediger in Städten und auf dem Lande zur zweckmässigen Verfassung der Lebensläufe,* bearbeitet von Dr. *Joh Gottl Münch,* Prof. der Philos. zu Altdorf. 1804. 306 S. 8. (20 Gr.)

Der Leser dürfte schwerlich aus dem gesuchten Titel den Inhalt des Buches errathen: denn wer wird sich sogleich unter einer *christlichen Biographie* die gewöhnlichen Lebensläufe bey Leichenreden denken!

Überhaupt bieten sich bey genauer Zergliederung der Begriffe einer Biographie und eines solchen Lebenslaufes mehrere Momente der Verschiedenheit dar. Biographie, im strengen Sinne des Wortes als historisches Kunstwerk betrachtet, umfasst alles, was zur Beleuchtung des Gegenstandes aufgefunden werden kann; sie fodert, als reine Copie eines vergangenen Lebens, tiefes Eindringen in den Charakter, detaillirte Entwickelung der Handlungsweise aus der ganzen Bildungsgeschichte, der physischen und geistigen Constitution des Handelnden, ein genialisches Auffassen selbst geringfügig scheinender Umstände, welche nicht selten gleich einem Blitzstrahl auf Neigungen und Entschlüsse wirken, und dem Charakter eine bestimmte Richtung geben, und gründliches pragmatisches Raisonnement. Dafs aber die gewöhnlichen Lebensläufe bey Leichenreden eine weit eingeschränktere Bedeutung haben, und, da der Vf. derselben überall conventionellere Verhältnisse berücksichtigen muss, mehr einen cursorischen Überblick der wichtigsten bürgerlichen Vorfälle im Leben des Verstorbenen, vermehrt durch moralische Reflexionen und Maximen, als eine psychologische Deduction der gesammten Handlungsweise desselben enthalten sollen, bedarf keines Beweises. Auch scheint Rec. das Prädicat: *christlich*, zu einer solchen Biographie ganz überflüssig, und nur zur Erweckung beschränkter Nebenbegriffe geeignet zu seyn.

Des ersten Abschnitts 1 Abtheilung verbreitet sich weitläufig über Biographie überhaupt; Wesen, Charakter, Grenzen und Umfang derselben werden mit den mannichfaltigen Fehlern und Missgriffen, welche man sehr oft in ihrem Gebiete zu Schulden bringt, in einer kräftigen und blühenden Diction treffend dargestellt. Doch hat Rec. keine neuen Ansichten und Resultate gefunden, und glaubt überhaupt, dafs dieses Stück besser ganz weggeblieben oder nur kurz ausgeführt worden wäre. 2te Abth. Die christliche Biographie, oder Darstellung eines Lebens in christlicher Hinsicht. Rec. hält diese Beschränkung für so unnöthig, als die Erwähnung des Gebrauchs der Taufe und des Abendmahls in dem Lebenslaufe nur als minder wichtige Sache zu betrachten ist; Denkungsart und Wandel machen den Hauptgegenstand desselben aus, und diese sind nicht immer an die eigenthümlichen Lehren des Christenthums gebunden. Der Vorwurf des Vfs. S. 86, dafs die christliche Biographie gewöhnlich der Beobachtung des kirchlichen Cultus am Krankenbette den meisten Platz einräume, und in einer blofsen historischen Erzählung bürgerlicher Vorfälle des Lebens bestehe, pafst in der Regel nur auf diejenigen Orte, wo Küster und Schulmeister, die einem sinnlosen Schlendrianismus fröhnen, die Lebensläufe zu verfertigen haben; Rec. kennt viele Prediger, welche die Anführung jedes besonderen Ereignisses im Leben des Verstorbenen durch praktische Bemerkungen interessant, und für das Herz fruchtbar zu machen suchen. Kürze, Klarheit und Bündigkeit, in Begleitung eines feinen, sittlich-religiösen Gefühls und eines überall ansprechenden Humanitätssinnes, machen die Hauptcharaktere des Lebenslaufes aus; lange Einleitungen, aus welchen besonders der gemeine Mann nicht klug werden kann, leerer Wortkram mit Titulaturen, weitläuftige Behandlung des kranken Zustandes, eine genaue Kritik des ganzen Lebenswandels, welche der Pflicht: *de mortuis nil nisi bene*, Hohn spricht, und die zu grofse Ausdehnung des christlichen Sinnes, wenn z. B. Beumelburg im Lebenslaufe eines Schmidts von Beifs- und Zwickzangen, von Ambos, Esse, Hammer u. s. w. redet, werden mit Recht getadelt; denn diese Art von Biographie hat es blofs mit dem sittlich-religiösen Charakter zu thun, das Übrige wird nur historisch erwähnt. — II Abschnitt. Christliche Biographieen oder Lebensläufe. Funfzehn an der Zahl, auf Personen von verschiedenem Alter, Beruf, Lebenswandel und Todesart. Sie sind zwar alle mehr als mittelmäfsig, aber nicht Muster, und am wenigsten für Landgemeinden geniefsbar. Man vermifst in dieser Arbeit Herzlichkeit, Natur, Einfachheit, lebendiges Anschauen der individuellen Denkungsart des Volkes und Popularität. Wollte dieselben ein weniger geistreicher Mann, als der Vf. ist, sich zum Urbild nehmen: so würde vielleicht gar oft eine widerliche Karrikatur aus seinen Händen hervorgehen. Zur Empfehlung gereichen gewifs nicht folgende und ähnliche Ausdrücke: Diese kranken Gefühle lasten ihn nicht mehr, die rauschenden Wogen lüsterner Gefühle, ihr Grab werde ein Grab der Verführung, das Gewissen zerreifse die Bahn des Lasters (ist ganz undeutsch und sprachwidrig), es wachsen Blumen auf dem Sande des Grabhügels, die die Tugend gesäet hat, Blumen, die das gute Herz der Lebenden suchen (wie unverständlich), ziehe nicht verheerend durch die Fruchtgefilde der Gläubigen, Gefühle, die auf den Sand des Grabhügels gesäet werden, vertragen die Hitze des Tages nicht u. s. w. Der Vf. schrieb für *denkende* Prediger; aber diese wissen sich Rath zu schaffen, und den Nichtdenkenden dürfte seine christliche Biographie eine unbehülfliche Krücke seyn.

P. B.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Über die Verbindlichkeit des Eides.* Von *Gottl. Theod. Wolf*, Pastor der evangelischen Gemeinde in Adelnau. 1805. XIV u. 185 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieser, nicht mit ruhiger Unbefangenheit angestellten, Untersuchung ist ein heftiger Gegner des Eides. Sein wohlmeinender Eifer, der aus seiner einseitigen Ansicht des Gegenstandes hervorging, verdient ein Lob, das die Kritik seiner Arbeit, ihrem Gehalt und ihrer leidenschaftlichen, bisweilen unwürdigen Darstellung nach, nicht ertheilen kann. Der Vf. war seinem Unternehmen nicht gewachsen; es fehlt ihm an festen Grundsätzen, und an umfassender philosophischer Ansicht. Was er mit Recht rügt, betrifft Missbräuche des Eides und unhaltbare Begriffe von ihm. Man kann die meisten seiner Vordersätze und Behauptungen zugestehen, ohne sich zu seinen harten Schlussfolgen verbunden zu sehen. Als eine feyerliche Erklärung der Absicht, Wahrheit zu sagen, und als Stärkungsmittel der Wahrhaftigkeit und Treue des Wankenden durch den religiösen Hinblick auf das Ideal

der Heiligkeit und Macht, hat er den Eid nicht betrachtet. Wenn nun der Vf. um der gerügten unrichtigen Vorstellungen und Missbräuche willen, den Eid durchaus verwirft, und sich zu folgenden harten Urtheilen verleiten lässt: so ist er selbst von dem Vorwurfe der höchsten Einseitigkeit nicht frey zu sprechen. Ihm ist, nach S. 29 der Eid noch weit verkehrter, als der Fluch. „Er ist mit der Gesinnung eines Selbstmörders zu vergleichen, mit dem Betragen eines Rasenden, der nicht bloss auf sein leibliches Leben, sondern auf alles, was er hat, Leib und Seele toll loswüthet. Oder wenn er auf Befehl geleistet wird, so ist er die Handlung eines Bassen, der auf Befehl des Sultans sich selbst die seidene Schnur anlegt." Wenn der Vf. es für übermüthig und frevelnd erkennt, Gott zum Rächer der Unwahrheit trotzig herauszufodern: so hat er allerdings Recht; allein gehört eine solche bedingende Selbstverfluchung zum Wesen des Eides? Fehlt es dem Vf. nicht hier eben so an Sichtung seiner Begriffe, wie wenn er bey dieser Gelegenheit sagt: „Das ist eigentlich das Signalement des Gebets, der Nutzen, den ich durch Gottes Hülfe erlangen will?" — Noch heftiger äussert er sich am Schlusse S. 171: „Der Eid ist eine Aufopferung des christlichen Glaubens, eine Verschmähung Christi, und ein wilder Ungehorsam gegen ihn. Durch den Eid bietet ein Mensch seinen christlichen Glauben feil. Es haben Prediger ihre Hände und Gewissen mit Inculcation dieser Pflicht nicht zu besudeln." Und welche Prüfung veranlasst nun den Vf. zu diesem Endurtheil? Er geht von der Untersuchung aus, ob der Staat ohne den Eid bestehen könne; kämpft mit denen, die sich zur Vertheidigung des Eides darauf berufen, er sey Grund von der Erhaltung des Staats, und glaubt alles gewonnen zu haben, dieses leugnen zu können. Der zweyte Abschnitt beleuchtet nur Missbräuche und irrige Vorstellungen vom Eide, z.B. dass durch ihn neue Pflichten auferlegt werden u. s. w. und enthält manche wahre, nur nicht zu den Resultaten des Vfs. berechtigende Bemerkungen. Der dritte Abschnitt: Über die Eide der Alten, in welchem der Vf. bis zur Eva zurückgeht, soll das Resultat begründen, dass das Alterthum des Eides keine verbindende Kraft für uns habe. Eine sehr überflüssige Untersuchung, so wie die eingeschaltete Digression, ob aus dem ersten und zweyten Gebote des Decalogus Verbindlichkeit und Zwangsrecht zum Eid folge! Der letzte Abschnitt ist exegetisch, und sucht die Verwerflichkeit des Eides gerade aus jenen neutestamentlichen Stellen zu erweisen, in denen man bisher billigende Ausserungen über ihn zu finden glaubte. Auch diese Untersuchung geht nicht tief genug, und beachtet gar nicht, dass Jesus in der Bergpredigt auf den obrigkeitlich gefoderten *förmlichen* Eid keine Rücksicht nimmt. So wäre also durch obige Schrift eine neue philosophisch-exegetische Bearbeitung dieses Gegenstandes durchaus nicht entbehrlich gemacht. V. Pf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Paris*, b. Koenig: *Des secours, que l'étude des langues, de l'histoire, de la philosophie et de la litterature offre a la theologie.* Discours prononcé à l'ouverture de l' Académie protestante de Strasbourg, le 15 Brumaire an. XII. [7 Nov. 1803.] Par *Isaac Haffner*, Professeur en Théologie. 1804. 54 S. gr. 8. Bey der Erneuerung der protestantisch-theologischen Universität zu Strasburg trat ein Mann daselbst auf, den das gelehrte Deutschland wegen seiner Rednertalente und gelehrten Kenntnisse, so wie seiner, in drohender Gefahr bewiesenen Klugheit und Rechtschaffenheit wegen, hochschätzt, und bediente sich des nämlichen Rechtes, wie es ehemals war, vor Franzosen französisch, auf eine männliche Art, über einen der wichtigsten Gegenstände zu reden. Dass die gelehrte und geschmackvolle Behandlung dieses Gegenstandes, die freymüthige Art, über gewisse Puncte abzuurtheilen, die ehemals Frankreich in die grösste Verwirrung setzten, Molinisten und Jansenisten schufen, und noch immer unter der, nach so vielen Stürmen geretteten, aber auch noch immer mit altem Sauerteig vermischten französischen Geistlichkeit ihre Verehrer und Vertheidiger haben, und der edle Styl, in welchem der protestantische Doctor von gebildeten Weltmenschen sprach, die vielleicht kaum bis auf diesen wichtigen Augenblick nur wussten, was gute Sache der reinen Christusreligion, oder streitiges Dogma ihrer Kirche war — grosses Aufsehen, besonders unter *Jurors* und *Nonjurors* von Priestern machen musste, lässt sich leicht denken. Aber dass auch diesen gebildeten Weltmenschen, wenn sie auf solche Wahrheiten merken, die jetzt so frey und ohne Furcht vorgetragen werden dürfen, die Religion in einem heiteren, reinen Lichte erscheinen werde, erwartet Rec. mit jedem Verehrer unserer Religion. — Nach einer kurzen Schilderung der traurigen Schicksale der protestantischen Religionslehrer zu Strasburg u. der Wiederherstellung der Dinge daselbst, fängt der Redner damit an, dass Theologie nicht vereinzelt da stehen könne; sie brauche Hülfswissenschaften, ohne welche ihr jeder Fortschritt unmöglich werden müsse. Dahin gehören vornehmlich Sprachkenntniss, Philosophie, Kritik, Geschichte und Literatur, deren der Theolog nicht entbehren kann. — Wir führen bloss eine Stelle an, worin sich der Vf. über die Philosophie erklärt. S. 31: „Alle diese Wissenschaften müssen die Philosophie zur Begleiterin haben, um den Feinden der Religion begegnen zu können, die sich Waffen allerley Art, Gelehrsamkeit, Witz, Spott, Verachtung, Lästerung, bedienen." Diese Stelle ist treffend, und schildert die älteren und neueren Sophisten Frankreichs, ihre Verwegenheit, Anekdoten zu münzen, um die Religion herab zu würdigen, als wenn allein sie aus den geheimsten Archiven hätten schöpfen dürfen, doch diese Illusion schwinde, sobald man ihre Citationen auf die Kapelle zu bringen suche. — „Überhaupt" heisst es dann weiter, „macht sich die moderne Sophisterey nichts daraus, sich so weit zu erniedrigen, dass sie Thatsachen verstümmelt und verfälscht, um sie zu Gunst ihrer Hypothesen anzuführen. Nichts ist leichter, als Einwürfe zu machen, denn dazu gehört nur oberflächliches Wissen; darauf zu antworten, ist schwerer, denn dazu gehören ausgebreitete Kenntnisse. Würde das nun dem Religionslehrer Ehre machen, wenn er unfähig wäre, die Sache des Christenthums wider solche Witzlinge zu vertheidigen? Ungestraft darf er nicht die himmlische Sophia vernachlässigen." S. 33 zeigt der Vf.: wie dogmatische Theologie nie mit Religion vermengt werden müsse. Diese bleibt immer die nämliche, deutlich, einfach, populär, von allen Schulspitzfindigkeiten frey, sanft und lebhaft, warm, die Herzen durchdringend, recht dazu geeignet, durch Gefühle einer gemeinschaftlichen Liebe Menschen aus allen Nationen zu vereinen. Jene hat als Wissenschaft alle Schicksale erfahren, welche nur Wissenschaften erfahren können. Aus ihrem Schosse kam aller Streit und Zwiespalt — sie ist perfectibel! Das System fand man immer in der Bibel: Jesus und seine Apostel wussten nichts von *τριας, ουσια, ὑποστασις, ὁμοουσιος* nichts von *gratia praeparans* etc. Um nun nicht Artikel des Systems für Religionswahrheiten zu halten, und die Genealogie der Dogmen recht zu würdigen, muss der Lehrer der Religion in philosophischer und kirchlicher Geschichte gewandt seyn, und dann wird er sich überzeugen, dass manches Dogma, welches man für einen Grundartikel hielt, den ersten Jahrhunderten der Kirche unbekannt war. Die Note S. 40 — 44 zeugt von Gelehrsamkeit und Scharfsinn des Vfs. der mit Recht schliesst: „die Dogmen-Geschichte sey Geschichte der Kirchenveränderungen, und kein Religionslehrer habe Anspruch auf den Namen eines aufgeklärten Theologen, der die Verwandlungen nicht kenne, durch welche die kirchliche Lehre gehen musste." Am Schluss dieser Rede, welche nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint, wird wahre Christusreligion mit Wärme empfohlen, die nie superstitiöser äusserlicher Ritus seyn soll — denn nur der Superstition dankt Unglaube und Atheismus seine Entstehung. Italien würde nie im 16ten Jahrh. solche Gottesleugner gesehen haben, wenn die Religion nicht so tief gesunken, und ihre Lehrer so sittlich verdorben gewesen wären. Fn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER 1807.

JURISPRUDENZ.

1) München, b. Fleischmann: *Entwurf eines Staatsrechts für den rheinischen Bund* nach den Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts bearbeitet von *Joseph Zintel*, d. Weltw. Dr. b. R. Lic. und k. oberbayer. Hofg. Advocaten. 1807. VIII und 159 S. 8. (18 Gr.)

2) Carlsruhe, b. Müller: *Beyträge zu einem allgemeinen Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten*, in funfzig Sätzen, von *Joh. Niklaus Fr. Brauer*, b. R. Dr., grofsherz. bad. Geheimenrath. 1807. VIII u. 287 S. 8. (1 Thlr.)

3) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Jus publicum civitatum quae foederi Rhenano adscriptae sunt.* Scripsit Dr. *Carolus Salomo Zachariae*, Archiduci bad. a cons. aulae etc. 1807. (mense Majo) 84 S. 8. (9 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Zufällige Gedanken eines deutschen Mannes insonderheit über die Frage: Ob durch die rheinische Bundesacte vom 12 Jul. 1806 den neuen rheinischen Souveränen über ihre Eigenthumslande eine gröfsere Gewalt beygelegt worden sey, als sie über dieselben vorhin gehabt haben.* 1807. 83 S. 8. (7 Gr.)

5) Ohne Druckort: *Über die Lehnherrlichkeit eines Souveräns des rheinischen Bundes im Gebiete des anderen*, nach dem Begriffe der Souveränetät, und dem Geiste der Conföderations-Acte, vorzüglich zur Erläuterung des 34 Artikels derselben. 1807. 8. (4 Gr.)

6) Ohne Druckort: *Über den Umsturz der deutschen Staatsverfassung und seinen Einfluss auf die Quellen des Privatrechts in den neu souveränen Staaten der rheinischen Conföderation.* 1807. 58 S. 8. (6 Gr.)

7) Altona: *Der Organismus des rheinischen (deutschen) Bundes*, zum Behufe seines Zwecks, soweit er bis jetzt positiv bestimmt ist, und Materialien zur näheren Bestimmung jenes Organismus, von D. *W. J.* B. Pr. in W. 1807. 40 S. 8.

8) Ohne Druckort: *Archiv des rheinischen Bundes.* Herausgegeben von *Paul Österreicher*, königl. Archivar zu Bamberg. 1806. 1 und 2 St. 104 S. 1807. 3. 4. 5. 6 Stück. (jedes mit seiner eigenen Seitenzahl). gr. 4.

9) Ohne Druckort: *Kriegsarchiv des rheinischen Bundes.* Herausgegeben von *Paul Österreicher*, kön. Archiv. zu Bamberg. 1806. Erste Lieferung. 1807. Zweyte bis achte Lief. (Jede Lieferung von 6 Bogen, hat ihre eigene Seitenz.) 4.

10) Coburg, b. Ahl: *Die rheinische Bundes-Acte, der presburger Friede, der Beytritt des Königs von Sachsen und der übrigen sächsischen Herzoge zum rheinischen Bunde*, nebst einigen anderen hieher gehörigen Urkunden. Französisch und deutsch. 1807. 64 S. 8. (8 Gr.)

Als wir im vorigen Jahre (Nr. 197 dieser Lit. Zeit.) das deutsche Reich mit einer kurzen Gesammt-Recension der deutschen Staatsrechte von *Klüber*, *Leist*, *Gönner*, *Schmalz* und *Schnaubert* zu Grabe begleiteten, äusserten wir die Hoffnung, es werde die Wissenschaft unserer Publicisten, statt auf immer untergegangen zu seyn, sich aus der Asche, wie ein Phönix, jung und frisch geboren von neuem erheben. Diese Hoffnung fängt allmählich an, wie man hier sieht, in Erfüllung zu gehen.

I. Ist es aber nicht zu früh, schon jetzt das Staatsrecht des neuen Bundes bearbeiten und darstellen zu wollen? Das Schiff ist ja lange noch nicht fertig gebaut, noch weniger ist es vom Stapel gelassen, und noch weniger hat man gesehen und erfahren, wie gut oder schlecht es segelt. Ist es nicht zu voreilig, über ein Werk zu urtheilen, während es noch in Arbeit ist? Was da steht, ist ja fast nichts mehr, als ein blosses Balkenwerk, von welchem man zwar so viel weiss und hofft, dass es keine Kaserne, kein Hospital, auch kein Gefangen- Zucht- und Arbeits-Haus werden soll; wie es aber weiter ausgeführt, ob es z. B. in splendide Säle und Vorplätze, oder in gesunde und bequeme Gemächer, zum Gebrauche glücklicher Familien, zum Sitze des Gewerbfleisses, zum Aufenthalte der Musen, ausgebauet werden wird, das soll die Zeit noch lehren.

Es ist auch keinesweges bloss Nebensache, was noch fehlt. Vielmehr ist gerade noch die Hauptsache selbst rückständig. Denn in einem Bunde ist das Band, wodurch das Einzelne zur Einheit, das Getheilte zum Ganzen verknüpft werden soll, offenbar das Wichtigste. Dieses Band aber soll und muss erst in den Bundesstaaten weiter ausgewebt werden. Die Conföderations-Acte sagt dieses selbst; und so lange es noch nicht geschehen ist, ist diese Acte, ist der Bund selbst, nichts weiter als ein Fragment, ein Referens

ohne Relatum; ist im Staatsrechte des Bundes das Kapitel *von der Lücke* das stärkste.

Die Acte spricht z. B. Art. 10 von zweyerley Sachen: über einige derselben sollen beide Bundes-Collegia entscheiden, über andere nur eins. Aber es wird nicht gesagt, welche Sachen dahin oder dorthin gehören sollen. Diese Bestimmung ist den Bundesstatuten vorbehalten worden.

Wenn es nun in der That keine Nebensache ist, dass mit den Bundesstatuten gerade noch die wichtigsten Quellen dem neuen Staatsrechte abgehen: so ist es noch schlimmer, dass auch die Conföderations-Acte, als einzige bis jetzt vorhandene Hauptquelle, so wenig unbestrittene Resultate gewährt. Es giebt bereits so mancherley Interpretations-Arten dieser Acte, dass man in einer Ausgabe *cum notis variorum* Mühe haben würde, die Wahrheit vor lauter Streit noch zu erkennen.

Man erklärt sie historisch oder philosophisch; aus dem alten deutschen oder aus dem französischen Staatsrechte; nach dem Interesse des Einen oder des Anderen; zum Besten des Protectors, oder der Souveräne, oder der Standesherren, oder der Landstände und Unterthanen; nach den Foderungen der Theorie oder den Bedürfnissen der Praxis.

Irren wir nicht, so sind vorzüglich folgende Ursachen der richtigen Erklärung dieser Urkunde hinderlich gewesen. *Erstlich* hat man daraus gern *zu viel* abgeleitet, weil alle Rechte und Ansprüche, die jemand zu haben glaubt, in einem Vertrage mit Frankreich den sichersten Stützpunct finden. Was dieser Vertrag zum Besten des Souveräns, z. B. gegen seine Unterthanen, sanctionirt hat, das ist durch die Stelle, wo es steht, gegen alle Zweifel gedeckt, und braucht nicht erst weitläuftig im Lande, aus Rechten und Verfassung des Landes, motivirt und deducirt zu werden. Daher ist es denn vorzüglich gekommen, dass man eine Menge Dinge *aus* der Urkunde zu erweisen gesucht hat, die von der Art sind, dass die Urkunde bloss *nichts gegen sie* hat. Ohnehin bietet *zweytens* die Acte nicht viel Masse dar. Sie ist für die Wichtigkeit und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ziemlich kurz. Je weniger aber aufgetragen ist, desto mehr will man sich daran satt essen. *Drittens* hat man den Begriff der Souveränetät, um den sich die Interpretation der Acte vorzüglich dreht, nicht historisch *aus der Acte selbst* entwickelt. Man führt diesen Begriff, nachdem er ausserhalb der Urkunde, auf einem philosophischen Zimmerplatze, construirt worden, in das Innere des Documents hinein, wie die Griechen ihr Pferd in die Stadt Troja, als hätte es damit nicht die geringste Gefahr. Mit diesem Souverainetäts-Pferde, nachdem es einmal eingeschwärzt ist, reitet man alles, was sich im Buchstaben des Gesetzes nicht freywillig ergeben will, zu Boden. Unschuldig sieht ein solches Pferd äusserlich aus; aber in seinem Bauche ruht versteckt eine Fülle von Consequenzen; diese Griechen ergiessen sich in die Stadt, und bemächtigen sich ihrer bis auf die ἀκροπολις. *Viertens* bemerkt man an den bisher versuchten Interpretationen nur allzu oft die Stelle, die der Interpret im Staate bekleidet, oder das Land, worin er lebt. Dazu kommt endlich, und vorzüglich noch *fünftens* der Umstand, dass die Urkunde theils selbst sehr wenig dogmatisch abgefasst, und theils noch zur Zeit mit zu wenig Hülfsmitteln umgeben ist, aus welchen sich der Geist derselben vollständig und mit Zuverlässigkeit auffassen lässt.

Wenn wir bey der Urkunde die erfoderlichen Hülfsmittel vermissen, so meinen wir vorzüglich damit, dass man ihre *innere* Entstehungs-Geschichte, welche in den Verhandlungen über ihren Inhalt und in den Motiven ruht, noch viel zu wenig kenne. Dass die *äussere* sich vorzüglich an die früheren Verhältnisse des südlichen Deutschlands zu Frankreich anschliessen müsse, scheint uns keinem Zweifel unterworfen zu seyn, und will wohl Manchem nur um desswillen nicht gehörig einleuchten, weil er in der Conföderations-Acte einen Vertrag deutscher Fürsten unter sich über die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu finden glaubt, statt dass sie offenbar eine im französischen Cabinette zu Stande gekommene Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland über die Verhältnisse beider Länder gegen einander ist. Es möchten daher diejenigen nicht auf dem unrechten Wege seyn, welche die Urkunde aus den *Lettres patentes d' Alsace* zu erklären versuchen. (Ein solcher Versuch findet sich in *Winkopp's Rheinischem Bunde* 1807. Heft 4. No. 1). Auf dieses Hülfsmittel der äusseren Geschichte wird auch von Frankreich aus deutlich genug hingewiesen. In dem Schreiben des K. und K. Napoleons an den Fürsten Primas vom 11 Septbr. heisst es: „*Nous n'avons eu en vue que d' établir en droit ce qui existait de fait depuis plusieurs siècles.*" Und im Tribunate in der Sitzung vom 22 Aug. 1807 bemerkte *Auguste Jubé*: „*Fonder cette fameuse confédération du Rhin, souhaitée des le* 13. *et surtout vers le milieu du* 17. *siècle, la fortifier de nouveau par l'établissement d'un prince français — voila ce qu' il a suffi à notre souverain de concevoir pour l'exécuter, et de vouloir pour l'obtenir.*" Dieses Hülfsmittel hätte bey dem Vf. von No. 3. unter den *subsidiis doctrinae* §. 14 wohl vorzugsweise genannt zu werden verdient.

Auf jeden Fall ist es also wohl etwas voreilig, weiter zu gehen, als die Conföderations-Acte reicht. Desshalb hat auch Niemand die Sünden der Voreiligkeit in so hohem Grade auf sich geladen, als Hr. *Zintel*. Er sagt selbst: Wir haben nur erst noch die Conföderations-Acte, und das Beste muss noch kommen. Weil Hr. *Z.* aber bis dahin nicht warten kann, sondern bey der „Umwälzungs-Periode", wovon er S. 8. spricht, sich gern oben auf wälzen möchte, und er gleichwohl die noch in der Zukunft ruhenden positiven Sanctionen nicht aus den Fingern saugen kann: so setzt er mittlerweile Luftschlösser aus *seinen* Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts zusammen; so spinnt er mittlerweile, ohne alle Zuthat, lediglich aus sich selbst, wenn gleich nicht aus dem Kopfe, wie die Spinnen, eine Menge schlechtes und mürbes Gespinste; so unterhält er sich und andere seiner Art

mittlerweile mit dem Phantom eines Souverainetäts-Princips, welches er nach seinen Phantasien ausstopft und ankleidet. Weil der Tag über die Sache noch nicht erschienen ist, so will er mittlerweile aus der tausend und einen Nacht *seiner* Theorie etwas erzählen.

II. Ist es also, fragen wir nochmahls, schon Zeit zu *schreiben*, während der Thon noch auf der Scheibe ist? — Warum nicht? Wird doch schon so im Vaterlande *regieret*, als wäre der Bund fertig. Die Souveräne stellen sich bereits einzeln dahin, wo Platz für den Bund gelassen worden; was nach allgemeinen und übereinstimmenden Messregeln zu leiten und einzurichten, und daher zur gemeinschaftlichen Berathung auf den Bundestagen geeignet wäre, wird nach Particularitäten zerrissen; jeder Souverän richtet sich für sich ein, nicht für das Ganze, und mit dem Ganzen; als sey es an dem Protections-Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland genug, und als solle das Bundes-Verhältniss, zwischen den deutschen Bundes-Fürsten unter sich, gar nicht zur Ausbildung kommen. Das Ganze wird während der gegenwärtigen, nie wiederkehrenden Periode der neuen Schöpfung und Einrichtung gegen das Einzelne durch niemanden vertreten. Und wenn einmal gelegentlich auch die Rede von Einrichtung des *Ganzen* seyn wird, so wird es heissen: es sey ja Alles schon im *Einzelnen* fertig, und es sey unangenehm, Schritte rückwärts zu machen. Es wird daher, wenn so fortgefahren wird, das Verhältniss zwischen Frankreich und Deutschland gedeihen; es wird auch jeder Staat des Bundes für sich gedeihen; aber der Bund selbst? — Der Bundeskörper ist eigentlich nur noch ein *Nasciturus*, ein Embryo, der wahrlich noch reifer und besser noch ausgetragen werden muss, wenn man nicht an seiner Lebensfähigkeit verzweifeln soll.

Die bisherige Praxis liefert schon Fälle genug, wo die Einheit, die für das Beste des Ganzen erspriesslich gewesen wäre, nicht zur Ausführung gekommen ist. Wie verschieden sind z. B. nicht die Grundsätze, nach welchen man die Lehne *extra curtem* bisher behandelt hat? In dem wirtembergischen Patente v. 16 Decbr. 1806 sind diejenigen, welche in den wirtenbergischen Staaten solche Lehne besitzen, die bisher von einem im rheinischen Bunde begriffenen Souverän dependiren, und zu Lehn verliehen waren, aufgefodert, *bey dem K. Lehnhofe* diese Lehne gebührend zu muthen. Von gleichen Grundsätzen ist in der badenschen Verordnung vom 25 Nov. 1806. (*Rheinbund*, Heft 4. S. 98) §. VII bey der Sache ausgegangen. Dagegen ist in der Übereinkunft vom 26. Sept. 1806 zwischen dem Fürst Primas und dem Grossherzog von Hessen (*Rheinbund*, Heft 3. S. 367) die Souveranetät über die *extra curtem* gelegenen Lehne des Fürstenthums Aschaffenburg dem Grossherzog von Hessen überlassen, die Lehnherrlichkeit aber bleibt dem Primas unverändert. Einen Mittelweg findet man in der kön. bayerschen Verordnung vom 31 Dec. 1806 (*Rheinbund*, Heft. 5. S. 242) eingeschlagen. Hier wird zwar die Lehnherrlichkeit auswärtiger Souveräne für aufgehoben erklärt; man erbietet sich aber, die Anstände, welche sich mit den betheiligten auswärtigen Lehnherren ergeben können, durch gütliche Übereinkunft zu heben.

Wer gern Rechtsscrupel erregt, auch da, wo keine Aussicht ist, dass sich damit für eine gute Sache etwas ausrichten lässt, der mag die Frage aufwerfen, ob die bisherigen, auf Kosten der Bundeseinheit particulärer Weise, nach verschiedenartigen Grundsätzen, gemachten Einrichtungen vor aller Anfechtung gedeckt sind? Wenn aber die Frage nur zur Übung aufgeworfen werden kann, so mag sie auch hier nur zur Übung beantwortet werden. In dem Vertrage mit Napoleon (wir meinen die Conföderations-Acte) ist die Verbindlichkeit für die Bundesfürsten, zur Constituirung eines Bundes unter sich, gesetzt, folglich auch von ihnen die Verpflichtung *gegen Napoleon* übernommen worden, die Sachen, die das Ganze interessiren und dahin eingreifen, hiedurch folglich ihrer Natur nach nicht zu Angelegenheiten der Einzelnen, sondern zur gemeinschaftlichen Behandlung des gesammten Bundes qualificirt sind, nicht anders als bundesmässig zu berathen und einzurichten. Nun aber handelt eine Person gegen ihre Befugniss nicht bloss dann, wenn sie gegen die Grenzen ihrer Gewalt etwas vornimmt, sondern auch wenn sie handelt, ohne die Grenzen ihrer Gewalt zu kennen, die ihr erst noch näher bestimmt werden sollen, und deren Bestimmung sie schuldig ist abzuwarten; und es ist eine alte Regel: *ne quid lite pendente innovetur*.

Bekommt man daher nicht Lust, noch etwas daran zu zweifeln, wem z. B. die vormaligen Reservatrechte des deutschen Kaisers zufallen, und ob es so ganz entschieden sey, dass sie den neuen Souveränen devolviret werden müssen? Das deutsche Reich hat sich nicht zu dem Ende und in der Weise aufgelöst, dass die aufgelöseten Theile in dem Zustande der Auflösung bleiben, sondern dass sie zu einem Ganzen wieder vereiniget werden sollen. So lange nun aber der Bund noch nicht in sich constituirt ist, kann man nicht wissen, ob und wie fern über diese kaiserlichen Rechte von dem gesammten Bunde verfügt, und wie fern sie sich der letztere etwa beylegen möchte; um so mehr, da die kaiserlichen Reservatrechte vor allen Dingen wohl von der Art sind, dass sie zweckmässiger in den Händen des Bundes, als der einzelnen Bundesfürsten ruhen würden. Möchte man also, nach erfolgtem Absterben des deutschen Reichs, nicht so etwas, wie eine *hereditas jacens* ist, annehmen? oder, wenn man lieber will, einen quiescirenden Zustand? Dass vormals bey einer partiellen Auflösung der Hierarchie, durch Luthers Reformation, die päbstlichen und bischöflichen Rechte an die deutschen Landesherren gefallen sind, kann dieser Ansicht der Sache nicht entgegen gesetzt werden. Denn die aus der Hierarchie entlassenen und in Freyheit getretenen Landesherren sollten und wollten nicht von Neuem zu einem Ganzen vereiniget werden, und sind auch wirklich in dem Zustande der Ungebundenheit verblieben.

III. Es mag aber seyn, und wir haben nichts dagegen, dass die oben in der Rubrik stehenden Schriften grösstentheils keine andere Bedeutung haben können, als dass damit vorerst, mit Ausse-

tzung alles eigentlichen Urtheilens, nur theilnehmend in einen wichtigen, und das ganze Publicum mit Recht lebhaft interessirenden Gegenstand hat darein geredet werden sollen. Wir sind auch gar wohl zufrieden, dass man in dieser Kritik gleichfalls nur einen Versuch eines gut gemeinten Dareinredens erkenne; und sind das um so mehr zufrieden, da wir selbst den Plan haben, die neue Wissenschaft, unerachtet ihr noch viele Quellen und Hülfsmittel abgehen, dennoch in ihren Umrissen, wenigstens nach blinden Linien, die eben so leicht weggelöscht als gemacht sind, vollständig übersehen zu lassen.

Zu einer vollständigen und methodisch richtigen Darstellung des *allgemeinen* Staatsrechts des rheinischen Bundes, (richtiger: des *französisch*-rheinischen Bundes) worin die erblichene Wissenschaft der deutschen Publicisten zuerst wieder aufersteht, (denn an die Bearbeitung der *speciellen* Staatsrechte einzelner Bundesstaaten hat noch nicht gedacht werden können) kommt es vor allen Dingen darauf an, dass in dem Plane der Doctrin folgende Differenzen und Theilungsgründe gehörig berücksichtiget, und unter einander auf die schicklichste Weise verknüpft werden.

A) Das allgemeine Staatsrecht des rheinischen Bundes zerfällt in einer Hinsicht in das *innere* und *äussere*. 1) Das *innere* beschäftiget sich: a) in einem Betrachte, theils mit der Verfassung, theils mit der Regierung (Constitutions- und Regierungs-Recht). b) In einem anderen Betrachte hat das innere Staatsrecht es zu thun: α) mit dem Verhältniss zum Protector; und zwar: aa) zwischen dem Protector und dem Bunde; bb) zwischen dem Protector und den einzelnen Bundesfürsten; cc) zwischen dem Protector und den Unterthanen der Bundesfürsten: αα) zwischen dem Protector und den sogenannten Standesherren und deren Hintersassen oder Unterthanen; ββ) zwischen dem Protector und den übrigen, nicht standesherrlichen, Unterthanen; β) mit den Verhältnissen der Bundesregenten unter sich: aa) mit dem Verhältnisse der Bundesglieder gegen den Bund; bb) mit den Verhältnissen einzelner Bundesglieder gegen andere; γ) mit dem Verhältniss zwischen den Bundesregenten und deren Unterthanen; und zwar: aa) sofern darüber etwas von Bundes wegen bestimmt worden ist; bb) sofern darüber *aus anderen Gründen* eine Übereinstimmung und Gleichförmigkeit unter den Bundesstaaten Statt hat. 2) Das *äussere* Staatsrecht hat sich a) in einer Hinsicht zu befassen: α) mit dem Verhältniss des Protectors und Bundes gegen bundesfreye Staaten; β) mit den Verhältnissen der Bundesglieder gegen bundesfreye Staaten, und zwar: aa) sofern darüber etwas von Bundes wegen regulirt worden ist; bb) sofern darüber *aus anderen Gründen* eine Gleichförmigkeit und Übereinstimmung Statt findet. b) In einer anderen Hinsicht ist dann wieder zu unterscheiden, je nachdem die bundesfreyen Staaten sind: α) entweder vormalige Mitstände im deutschen Reiche; β) oder solche, welche zu dem, von Frankreich aus gegründeten, *europäischen* Föderativ-Systeme gehören; γ) oder solche, die zu keiner von beiden Classen zu rechnen sind.

B) In einer zweyten Hinsicht ist das Staatsrecht des rheinischen Bundes entweder ein *weltliches* oder *geistliches*. Hier ist vorzüglich des Verhältnisses zur Hierarchie zu gedenken.

C) In einer dritten Hinsicht hat das Staatsrecht des rheinischen Bundes theils den neuen staatsrechtlichen Zustand, theils den Übergang aus dem alten in den neuen zu berücksichtigen.

Hiermit haben wir selbst die verschiedenen Standpuncte angegeben, die die Kritik sowohl gegen den Gegenstand selbst, als auch gegen die Schriften über den Gegenstand, zweckmäsiger Weise zu nehmen hat. Es versteht sich von selbst, dass hier nur Raum ist, den Plan in seinen Hauptabtheilungen zu verfolgen.

IV. Was zuvörderst das *Verhältniss zum Protector* betrifft, so ist es unrichtig, wie es uns scheint, wenn dieses Verhältniss in das *äussere* Staatsrecht gezogen wird. Es ist dieses z. B. von dem Vf. von No. 3 geschehen, der dagegen (S. 39.) das *jus cosmopoliticum* und das *jus belli et pacis* in das *innere* Staatsrecht gebracht hat. Nach unserem Plane steht das Verhältniss zum Protector im *inneren* Staatsrechte, und zwar oben an. Die föderirten Fürsten *mit dem Protector* bilden den politischen Körper des rheinischen Bundes, welcher gleich aus der Conföderations-Acte zweyfaltig hervor gegangen ist. Die Staaten sind mit sich selbst, aber auch mit dem Protector verbunden, und durch dieses gedoppelte Band knüpft sich der Bund.

Es ist sonderbar, dass man denjenigen in den Bundesstaat nicht mit hinein nehmen will, der zur Stiftung des Bundes der erste und vorzüglichste mitschliessende Theil war; der seinen in der Conföderations-Acte mit den deutschen Fürsten geschlossenen Vertrag nur rückgängig werden zu lassen braucht, um den Bund in die Gefahr zu setzen, bis auf die letzte Spur auch selbst wieder rückgängig zu werden. Unmöglich kann man den Protector *ausser* dem Bundesstaate annehmen, man müsste ihn denn *über* den Bund stellen; man müsste denn den Mittelpunct ausser der Peripherie suchen.

Aber man drückt die Augen so fest zu, wie der Wasserscheue, der das Meer nicht sehen will, worauf er schwimmt. Daher mag es denn vielleicht kommen, dass man den Protector selbst in der Conföderations-Acte nicht erblickt. Man überschreibt diese Acte: *Vereinigungs-Urkunde der Staaten des rheinischen Bundes;* (s. No. 10. S. 18) man nennt sie *legem quam ipsi socii sibi scripserunt* (s. No. 3. §. 11); ordentlich, als hätten die Bundesfürsten diesen Verein unter sich geschlossen, und als hätten sie darin allein *durch sich* und *für sich* den neuen Staat gestiftet. Die Conföderations-Acte ist ein Vertrag zwischen dem Kaiser von Frankreich und König von Italien *auf der einen*, und den rheinischen Fürsten *auf der andern Seite*, und es sind dabey zweyerley Verhältnisse zu unterscheiden: das eine, zwischen diesen beiden contrahirenden Theilen, das andere zwischen den rheinischen Fürsten, als dem einen der contrahirenden Theile, unter sich. Nur das erste Verhältniss ist der eigentliche Gegenstand des Vertrags, so dass das andere nur in so fern, als es für das erste nöthig war, seine Bestimmung erhielt, im übrigen aber den deutschen Fürsten überlassen ward, um es unter sich selbst, namentlich in einem oder mehreren zu errichtenden Fundamentalstatuten, zweckmässig zu reguliren.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension der Schriften *über das Recht des Rheinischen Bundes.*

Was man in Deutschland die Conföderations-Acte nennt, das nannte *Napoleon* selbst erst noch ganz kürzlich in der Rede bey Eröffnung des legislativen Corps, am 16 Aug. 1807: „*die Gesetze der rheinischen Conföderation, zur Stiftung einer Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland.*“ Verbunden sind die deutschen Fürsten *bis jetzt* nur erst in sofern, als sie sämmtlich mit Frankreich verbunden sind; unter sich selbst sind sie noch so gut als gar nicht verbunden, und es ist wohl ihre Sache, *zu ihren Zwecken* nun gleichfalls näher unter sich zusammen zu treten. An Veranlassung dazu fehlt es nicht. Denn in der Vereinigung mit Frankreich sind vorzüglich nur die äusseren Verhältnisse festgestellt worden; die inneren fast nur in sofern, als Kraft und Haltung gegen das Äussere aus dem Innern kommen muss.

Und sagt es nicht bereits die Erfahrung, was ein Platz in dem rheinischen Bunde bedeuten wolle, *so lange er nur noch auf einem Vertrage mit Frankreich beruht?* Scheint es nicht so, als solle ein solcher Vertrag nur *den* Zweck haben, das Verhältniss des Aufgenommenen *nach aussen, nicht aber nach innen* zu bestimmen? Denn sonst liesse es sich nicht wohl erklären, wie dieser oder jener von Frankreich zur Theilnahme an dem Bunde zugelassene deutsche Reichsfürst gleichwohl hinterher in ein mittelbares Verhältniss gegen den Bund hätte versetzt werden können.

V. Die Vermischung und Verwechselung jener beiden ganz verschiedenartigen Verhältnisse zeigt sich in den uns bekannt gewordenen Schriften über den rheinischen Bund allenthalben. Es folgen einige Beyspiele:

A) Nachdem Hr. *Zachariae* a. a. O. den Rheinbund eine *legem, quam ipsi sibi socii scripserunt* genannt hat, so betrachtet er ihn §. 60 als einen blossen Societätsstaat. Auch Hr. *Zintel* S. 8 also: „die Souveräne schlossen *unter sich* die Conföderations-Acte.“ Auf ähnliche Weise schränken Andere den Begriff der Conföderation auf die deutschen Bundesfürsten ein, und setzen dann hinzu, *die Conföderation sey übereingekommen*, der Kaiser der Franzosen solle Protector des Bundes seyn. Ein Societätsstaat aber muss ruhen auf einem Contracte unter den Gesellschaftern; bis jetzt ruht der Bund ja aber nur auf einem Vertrage zwischen Napoleon und einer Anzahl deutscher Fürsten, und an einem Societäts-Contracte fehlt es noch so sehr, dass auch nicht einmal Neigung zur Abschliessung desselben vorhanden zu seyn scheint. Denn sonst wäre ja wohl die feyerliche Einladung zur Eröffnung des Bundestages nicht fruchtlos geblieben. Und wie kann man sagen, dass die Gesellschafter das mit sich selbst ausgemacht hätten, was von ihnen in der Conföderations-Acte mit Napoleon stipulirt worden? Dazu kommt, dass in den bisher eingetretenen Fällen, wo es einer Erweiterung der Conföderations-Acte bedurfte, hiebey auch selbst die zweyseitige Form der Errichtung nicht einmal beybehalten worden ist. Errichtet ist diese Acte von dem Kaiser mit den sämmtlichen ursprünglichen Bundesfürsten, aber authentisch erklärt und erweitert ist sie nachher, ohne Zuthun dieser Fürsten, durch den Kaiser allein. So z. B. erfolgte bisher die Aufnahme neuer Glieder in die Conföderation nicht durch den Bund, sondern durch einen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Recipienden; und doch wird selbst von Hn. *Zachariae* §. 11. Not. 1 gesagt: „*pacta, quibus postea temporis alii principes ad confoederationem Rhenanam accesserunt, veluti pro parte ipsius foederis habenda sunt.*“ Läfst sich aber von einem solchen additionellen Vertrage behaupten, dass er unter den Gesellschaftern geschlossen sey? — Ein anderer Fall betrifft die bürgerliche Gleichsetzung der Religionen. Die Conföderations-Acte enthält darüber nichts. In dem Vertrage zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen vom 11 Dec. 1806 wird gleichwohl stipulirt, es sey dasjenige, was gegen diese Gleichsetzung laufe, mit den Grundsätzen, auf welchen der Bund errichtet worden, nicht vereinbar. — Und wer hat den Zweck des Bundes, der nach dem Eingange der Conföderations-Acte sich auf *la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne* beschränken sollte, weit über das mittägliche Deutschland hinaus ausgedehnt?

B) Hr. *Zachariae* (§. 11. Not. 1) schliesst aus der Wahl der französischen Sprache bey Abfassung der Conföderations-Acte, „*socios eadem lingua in posterum publice videri esse usuros.*“ Unfehlbar wird man sich der französischen Sprache in dem Verhältnisse gegen den Protector bedienen; aber die Staatssprache der deutschen Bundesfürsten unter sich, also auch die Sprache der Bundestage und der Fundamentalstatute, wird sicherlich die deutsche bleiben. Fehlgeschlossen ist es also: weil die deutschen Fürsten eine Convention *unter sich, et qua sibi ipsis legem scripserunt*, zu *Paris* in *französischer Sprache* abgeschlossen haben, so wird

die französische Sprache die Sprache des Bundes werden. Die Conföderations-Acte ist kein Vertrag der deutschen Fürsten unter sich. Vielmehr läfst sich sogar umgekehrt aus der Sprache derselben schliessen, dafs sie dieses nicht seyn soll. Denn wer wird einen Vertrag deutscher Fürsten unter sich, zur inneren Föderalisirung des deutschen Vaterlandes, in Paris und in französischer Sprache suchen?

C) Sowie es unrichtig ist, in der Conföderations-Acte eine Societät der Bundesfürsten unter sich finden zu wollen, eben so unrichtig ist es dagegen, den Zweck der Fundamentalstatute darauf mit zu richten, als solle darin das Verhältnifs zwischen dem Protector und den Bundesfürsten näher, als bisher in der Conföderations-Acte geschehen, festgesetzt werden. Die Gelehrten haben es an Vorschlägen, ja selbst an vollständigen Entwürfen, zu einem Fundamentalstatut nicht fehlen lassen; alle diese Vorschläge und Entwürfe sind voll von Schranken und Vinculirungen des Protectorats. Ein ungenannter Vf. im *Rheinischen Bunde* (1807. Heft 9. S. 451) will im Bundesstatute bestimmt wissen: ob das Protectorat auf immer an die Krone Frankreichs gekommen sey; welche Rechte und Verbindlichkeiten der Protector habe. Das Fundamentalstatut, meint er, müsse sorgen, dafs die deutsche Nation nicht mit der französischen verschmolzen werde; dafs Deutschland seine Sprache, seine innere Verfassung, seine eigenthümlichen Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten, seine religiösen und politischen Freyheiten, seine Individualität behalte. Genug, ginge es nach diesen Gelehrten, so möchte man gern im Bundesstatute so etwas Ähnliches, wie vormals im deutschen Reiche die Wahlcapitulation war, mit dem Protector abschliessen. Auch Hr. *Zachariae* (§. 65. Not. 2) sagt: *De ratione inter protectorem et comitia foederis statuto fundamentali diligentius exponendum erit*, und bezieht sich dabey auf die Conföderations-Acte Art. 11. Allein der Protector wird sein Verhältnifs zum Bunde nicht durch die Bundesfürsten festsetzen lassen, und der, welcher den letzten Ring der Kette in der Hand hält, wird sich schwerlich selbst für ein Glied der Kette gehalten wissen wollen. Auch ist im erwähnten Art. 11. nur von Angelegenheiten der Bundesfürsten *unter sich* die Rede. Ja was noch mehr ist, es steht dort: das Fundamentalstatut solle gebilliget werden „*par les Etats confédérés.*" Dafs der Protector mitschliessender Theil dabey seyn solle, davon ist nicht die Rede. Und doch läfst sich nicht denken, dafs der Beschützer sich von den Beschützten werde normiren, oder Gesetze vorschreiben lassen.

Das Verhältnifs zum Protector wird und mufs wohl auf einem ganz anderen Wege seine weitere Ausbildung erhalten, als durch Fundamentalstatute auf den Bundestagen. Vielleicht dafs neue ausdrückliche Stipulationen dieserhalb *zwischen dem Protector und dem Bunde*, als Nachträge zur Conföderations-Acte, zu Stande kommen. Vielleicht aber auch, (und diefs ist wahrscheinlicher) dafs eine Reihe nach und nach entstehender Observanzen statt einer schriftlichen Constitution dienen wird. Was der Protector für den Zweck und zum Besten des Bundes thut, und die Bundesfürsten geschehen lassen, das kann ja so angesehen werden, als habe es das Gepräge eines stillschweigenden Vertrages, worin bekanntlich das Wesen einer Observanz beruht.

Es sollte daher in No. 3. §. 11—13 die Observanz unter den Quellen des neuen Staatsrechts billig nicht fehlen. Wir vermissen aber daselbst noch eine andere Quelle, die für das Staatsrecht des Protectorats nicht weniger wichtig ist, nämlich das französische Erbfolgegesetz. Denn wenn der jedesmalige Kaiser der Franzosen auch Protector des rheinischen Bundes seyn wird, so ist dieses Gesetz unfehlbar eine gemeinschaftliche Rechtsquelle für Frankreich und Deutschland.

D) Man hört nur vom *rheinischen Bunde* reden. Wenn aber der Protector einen wesentlichen Bestandtheil des neuen politischen Körpers ausmacht, und wenn die mit Napoleon geschlossene Convention die Grundlage von der Vereinigung der deutschen Bundesfürsten unter sich seyn wird, so sollte es wohl richtiger heissen *Protector und* Bund. Auf jeden Fall kann die Terminologie irre führen, wenn vom *Bunde* die Rede schlechtweg, statt vom *Protector und Bunde*, oder wenn vom *rheinischen Bunde* schlechtweg, statt vom *französisch-rheinischen Bunde* die Rede ist. Und doch kann es noch mehr irre führen, wenn man, zur Erläuterung jener Abkürzung in der Terminologie, darauf aufmerksam macht, dafs man vormals unter dem *Reiche* auch wohl *Kaiser und* Reich verstanden habe.

Warum sollte man auch Bedenken tragen, das neue Verhältnifs zu Frankreich mit vollständigen Worten auszusprechen, da es eines Theils nicht blofs in den Umständen der neueren Zeit, sondern auch in der ganzen Geschichte des deutschen Vaterlands, so vollständig gegründet seyn soll, und da anderen Theils es sich nicht geziemt, das in der Theorie an Worten zu kürzen, was die Praxis in der Sache selbst dermafsen reichlich zugegeben hat, dafs Napoleon in seinem Schreiben an den Fürsten Primas vom 11 Septemb. 1806 sich veranlafst gesehen hat, die zu grofse Freygebigkeit der Deutschen mit Ansprüchen auf sein Einmischen und auf seine Protectorgewalt zu depreciren. Was aber insonderheit die Übereinstimmung mit der Geschichte betrifft, so sind es (hören wir den Historiker reden) drey Perioden, welche Deutschland erlebt hat: zuerst waren Deutsche und Franken Eins, gegen die Wenden; dann trennten sich die Deutschen von den Franken, und vereinigten sich mit den Wenden; mit dem rheinischen Bunde, seitdem er sich insonderheit auf Sachsen mit ausdehnt, trennen sich endlich die Deutschen wieder von den Wenden, und kehren zu den Franken zurück; und so besteht denn die ganze für so ausserordentlich gehaltene Begebenheit darin, dafs sich die ursprüngliche natürliche Lage wieder herstellt.

VI. Einige sind der Meinung, der Protector habe alle Rechte, die ihm in der Conföderations-Acte

nicht verweigert, andere sagen dagegen, er habe keine Rechte, ausser denen, die ihm in solcher Acte, (z. B. Art. 12 und 36) ausdrücklich gegeben worden. Wir nehmen einen dritten Fall an: dass man mit der Acte noch gar nicht zum Abschluss des Einzelnen in dieser Sache gekommen sey, sondern die nicht berührten Puncte der Zeit zur weiteren Entwickelung habe überlassen wollen. Und warum sollte es nicht richtig seyn, wozu sich die Praxis unserer Tage mehr und mehr zu bekennen scheint: dass nämlich die Constitution eines Staats oder staatsrechtlichen Verhältnisses nur in der blossen Ausdrückung eines Princips oder Zwecks zu bestehen braucht, und alles Übrige dem Geschäfte der Organisation überlassen werden kann? Man hat sich in der Conföderations-Acte über ein Blanket zum Staatsrechte des Protectorats vereiniget, in der Erwartung, dass die Observanz den leeren Raum in der Folge und auf vorkommende Veranlassung schon ausfüllen werde. Wie viel hat auch nicht schon die Observanz in der kurzen Zeit wirklich ausgefüllt? Wie viel erläutert sich nicht schon observanzmäsig aus dem, was wir bisher erlebt haben, über das Verhältniss zwischen dem Protector und dem Bunde?

Überhaupt ist es mit dem Zuzählen der einzelnen Rechte an den Protector aus der Conföderations-Acte eine eigene Sache. In dieser Acte hat der Protector die Verpflichtung zur Beförderung des darin ausgedrückten Zwecks unternommen, und der Protector selbst spricht, in dem mehr gedachten Schreiben an den Fürsten Primas, nicht sowohl von Rechten als vielmehr von einer gedoppelten Verbindlichkeit, der er sich für den Zweck des Bundes unterzogen habe. So weit aber jene Verpflichtung reicht, eben so weit reicht auch die Befugniss zur Ergreifung solcher Mittel, welche zur Erfüllung führen.

Zu den Hauptrechten des Protectors gehört unstreitig die Beherrschung der *äusseren* Verhältnisse, sowohl der einzelnen Bundesstaaten unter sich, als auch des gesammten Bundes gegen die übrigen europäischen Mächte. Wo der Antheil in Frage kommt, welchen Deutschland an dem Zustande von Europa nehmen soll, da wird das Protectorat vorzüglich eintreten. Das Protectorat hat jeden Bundesfürsten, sowie den ganzen Bund, *gegen das übrige Europa* zu schützen; diese auswärtigen Verhältnisse werden daher vor allen Dingen unter seinem Einflusse stehen. Das zeigt sich auch bereits in der Erfahrung. Denn bisher ist der Bund in den Verhältnissen gegen andere europäische Mächte nicht für sich, *sondern durch den Protector* erschienen. Die Bundesarmee war den Heeren Frankreichs einverleibt. Napoleon, als er zu Tilsit mit Russland und Preussen für sich Frieden schloss, stipulirte für den rheinischen Bund mit.

Wenn aber die Pflicht des Protectors, nach der Conföderations-Acte, folglich nach eigenem Willen der deutschen Bundesfürsten, von der Art ist, dass sie den ganzen Zweck des Bundes umfassen soll, so kann das correlate Recht, sie wirksam werden zu lassen, wohl nicht bloss bey jenen äusseren Verhältnissen stehen bleiben, sondern es muss sich auch im Innern äussern, und daselbst einen bedeutenden Platz einnehmen; und man möchte daher fast zweifeln, ob *auch im Innern* bey irgend einem Verhältniss, oder bey irgend einem Gegenstand, sofern nur ein Zusammenhang mit dem garantirten Zwecke in Betracht kommt, die Concurrenz des Protectors absoluter Weise ausgeschlossen werden könne. Nur darin ist ein Unterschied, dass einige Gegenstände dem vom Protector garantirten Zwecke näher, andere entfernter liegen; dass sich einige zur unmittelbaren, andere zur mittelbaren Einwirkung qualificiren; dass einige durch den Buchstaben in der Conföderations-Acte ausdrücklich bezeichnet worden, andere nur aus dem Geiste dieser Acte kenntlich sind.

Entfernter liegen z. B. die Angelegenheiten der einzelnen Bundesfürsten, es sey mit ihren eigenen Unterthanen oder mit Fremden, als die Sachen des gesammten Bundes. Mittelbarer ist die Einwirkung bey den Verhältnissen der Souveräne gegen ihre Landstände und Unterthanen, als bey solchen Gelegenheiten, wo das Verhältniss des einen Souverains zum andern, oder zum Bunde in Frage kommt. Mehr buchstäblich ausgedrückt ist das Recht der Einmischung in Absicht des Verhältnisses der Souveräne gegen die Standesherren, als gegen ihre übrigen Unterthanen. Für die Standesherren ist der Protector offenbar Compaciscent in allen den Dingen, die ihnen nach Inhalt der Conföderations-Acte gegen die Souveräne werden sollen, und verlangt mit Recht contractmäsige Erfüllung in allen Puncten, die er für jene mit diesen ausgemacht hat. Zwar hat der Protector erklärt, er wolle sich in die inneren Angelegenheiten nicht mischen (*„les affaires intérieures de chaque état ne nous regardent pas“*). Aber eine Angelegenheit hört auf eine innere zu seyn, wenn sie auf den Zweck des ganzen Bundes wesentlichen Einfluss zu haben anfängt. Geht aber dieser Zweck nicht auch vorzüglich mit auf Ruhe und Glück im Inneren? und können Ruhe und Glück dauerhaft bestehen, ohne Gerechtigkeit und Weisheit im Inneren? *Im Wesen* ist folglich die Verfassung eines jeden Bundesstaates durch die Conföderations-Acte zugleich mit constituirt worden, obschon nicht in der Ausführung. Weise und gerecht soll es im Lande hergehen, das ist das Wesentliche, und bloss *die Form* und das *Wie* ist den Souveränen überlassen geblieben. Durch den Bund selbst und durch das Protectorat ist die Garantie der Territorial-Verfassungen, *diesem ihren Wesen nach*, bereits gegeben.

VII. Endlich lässt sich nicht bloss von *den Rechten* des Protectorats gegen Deutschland sprechen; es gehört auch mit zur Verfassung des neuen Staats, dass dem Protector mehrere Wege offen stehen, in die deutschen Angelegenheiten politisch einzuwirken. Zuvörderst wird die Vermittlung des Protectors gar oft, von Deutschland aus, von freyen Stücken gesucht werden. Ausserdem aber scheint auch die Stelle, auf der das Primat in der Mitte zwischen dem Protector und dem Bunde steht, oder

die ein französischer Prinz auf dem westphälischen Throne einnimmt, oder die vielleicht der Protector, als etwaniger Besitzer von Bundesländern, sich im Bunde noch anweisen wird, zu jenem Ende allerdings von gar großer Bedeutung zu seyn.

(*Die Fortsetzung wird nächstens folgen.*)

KURZE ANZEIGEN.

Jurisprudenz. *Rostock*, b. Müller: *Über die Verhältnisse der Stadt Rostock in Beziehung auf ihre Beytrags-Verbindlichkeit zu den Landes-Necessarien* vom Bürgermeister *D. J. F. Zoch* (zu Rostock) 1806. 95 S. 4. Diese auf Veranlassung eines gerichtlichen Streits erschienene Schrift entwickelt die Verhältnisse der See-Stadt *Rostock* zu ihren übrigen Mitständen, nämlich der Ritter- und Landschaft Mecklenburgs, sehr lichtvoll, und empfiehlt sich sowohl dadurch, als durch Ordnung, Vortrag und zweckmäsige Auswahl der Literatur. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und würde seine Leser mit ihrem Inhalt näher bekannt machen, wenn das Interesse desselben nicht zu particulär wäre, und diese Deduction nicht von jedem, dem ihr Gegenstand wichtig ist, zuverlässig gelesen würde; er begnügt sich daher damit, sie anzuzeigen. H. — St. St.

Jugendschriften. *Gotha*, b. Perthes: *Neue Hesperiden. Ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. In Verbindung mit mehreren Jugendfreunden*, herausgegeben von *J. D. Manchart*, Superint. und Stadtpfarrer zu Neufen im Wirtembergischen. I Stück. 1804. 157 S. II Stück. 1805. 144 S. III Stück. 1806. 140 S. IV Stück. 1807. 196 S. 8. (2 Thlr.) Diese Zeitschrift ist eine Fortsetzung der in dem nämlichen Verlage, aber ohne den Namen des Herausgebers, erschienenen und mit dem achten Stück beendigten Hesperiden. Sie hat ausser ihrem neuen Titel keine wesentlichen Veränderungen erfahren; aber auch so empfiehlt sie sich vor vielen anderen Jugendschriften, theils durch die Freundlichkeit ihres Inhalts (er ist nach Spielabenden, Leseabenden und Zauberabenden abgetheilt), theils aber und vorzüglich durch die leichte Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen. Mehrere der angegebenen Spiele sind recht glücklich erfunden, z. B. die Reise durch die Welt, im dritten Stück. Auch das naturhistorische Lotto, im ersten Stück, wird seines Endzwecks, spielend zu belehren, nicht verfehlen. Was die Leseabende geben, ist nach der Absicht einer abendlichen Unterhaltung, die dem Schlafe wehren soll, bald munter und lustig, bald rührend. Die *Errores*, im zweyten Stücke, scheinen sich nur hieher verirrt zu haben. „Auf die augsburgische Confession machte einst ein Jesuit im heiligen Eifer folgendes wichtige Distichon:

R habet Ausonium liber hic, R atque Pelasgum,
R habet Ebraicum, praetereaque nihil."

Die Zaubereyen, mit denen sich die Zauberabende beschäftigen, werden Kinder zwar auch nicht verschmähen, aber einige darunter haben doch in der That zu wenig Zauber, z. B. die Zauberey mit den vierzehn Zirkeln. R. j.

1) *Leipzig*, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkubungen der Jugend*, von *C. Chr. G. Zerrenner*, Pred. an der Kirche zum h. Geist in Magdeburg. Dritter Th. 1807. 214 S. 8. (12 Gr.)

2) *Giessen* u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Hülfsbuch bey dem Gebrauche meines Unterrichts im reinen Christenthume* für diejenigen, die eine Erklärung desselben wünschen oder derselben bedürfen. Von *K. H. Rassmann*, Pred. zu Aslar im Solms-Braunfelsischen. 1807. 231 S. 8. (18 Gr.)

Was wir, J. A. L. Z. 1805. No. 41, zum Lobe des Zerrennerschen Hülfsbuchs gesagt haben, kann bey gegenwärtiger Fortsetzung desselben unbedenklich wiederholt werden. Nur rathen wir dem Vf., seine Materialien mehr zu concentriren, damit das Werk nicht zu sehr anwachse, und der dann zu hohe Preis dem allgemeinen Gebrauch nicht entgegen stehe.

Der Vf. von No. 2 ist ein besserer Sitten- als Religionslehrer. Eigentlich enthält auch sein Hülfsbuch hauptsächlich Moral und die Religion ist nur wie im Vorbeygehen mitgenommen. Von den meisten charakteristischen Lehren des Christenthums kommt keine Sylbe vor. Andere sind so vorgetragen, wie sie zwar seit einigen Decennien von mehreren Theologen vorgestellt, in der christlichen Kirche aber in der That zu keiner Zeit gelehrt worden sind. Diess ist namentlich bey der Lehre von dem Tode Jesu und der Sündenvergebung §. 118—120 der Fall. Ein solches Weglassen und Modernisiren nun kann Rec. nicht für einen empfehlenswerthen Unterricht im *reinen Christenthum* halten.

— ft —

Würzburg, b. Stahel: Dr. *Johann Ludwig Wilhelm Scherer's Religions-Geschichte des alten und neuen Testaments fur die Jugend*, von einem katholischen Religionslehrer für die Schulen umgearbeitet. 1806. 330 S. 8. (20 Gr.). Wir erfahren weder, wer diese, von einem protestantischen Prediger geschriebene, Religions-Geschichte zum Gebrauch der katholischen Jugend eingerichtet habe, noch worin die gemachten Veränderungen bestehen. Wahrscheinlich betreffen sie vorzugsweise die Lehre von den 7 Sacramenten, worüber S. 276 ff. ein ausführlicher Unterricht ertheilt wird, die Lehre von der Kirche und ihren Gebräuchen, der Tradition u. s. w. Da wir den protestantischen *Scherer* nicht mit den katholisirten katholischen vergleichen können, so wissen wir nicht, auf wessen Rechnung wir mehrere Fehler, worauf wir beym Durchblättern gestossen sind, setzen sollen. Dahin gehören S. 320: „Die Muhamedaner hiessen auch Saracenen, Ismaeliten, *Türken* (?)." S. 323; „Sein (Muhameds) Vater hiess Abdallah, und seine Mutter *Anna* (?)." S. 260 ist von einer *antiopischen* Übersetzung die Rede. Über den Inhalt des Buches selbst enthalten wir uns, da es schon vor einem Decennium erschien, unseres Urtheils.

— ft. —

Gotha b. Perthes: *Moralische Biderbibel mit Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen und mit Erklärungen* von *K. F. Lossius*. Zweyter Band. Erste und zweyte Lieferung. 1807. 262 S. gr. 8. mit 10 Kupfern. Über den Werth dieser m. B. haben wir J. A. L. Z. 1805. No. 260. u. 1807. No. 100 unser Urtheil gefällt. Die beiden ersten Stücke des II Bandes enthalten keine biblische, sondern sogenannte Profan-Geschichte. Hr. *L.* erklärt sich darüber so: „Unsere Leser, welche den Plan dieses Werkes gehörig gefasst haben, werden diese Verbindung mit der im eigentlichen Verstande biblischen Geschichte sehr natürlich und leicht finden; sie werden mit demselben Wohlgefallen das Leben eines *Solon*, *Lykurg*, *Aristides*, *Socrates* u. s. w. wie das eines *Moses*, *David*, *Salomo*, *Daniel* u. s. w. lesen, und den moralisch-edlen Handlungen der Griechen denselben Beyfall schenken, den *jede edle That* verdient, unter welchem Volke sie auch immer geschehen ist." Wieder bemerkt der Vf., dass es auch den Freunden der biblischen Geschichte nicht unangenehm seyn werde, diese hier in Verbindung mit so manchen gleichzeitigen Begebenheiten derjenigen Nationen zu finden, die auf die Schicksale des israelitischen Volks einen so wichtigen Einfluss hatten, und ohne deren Kenntniss die Geschichte der fortschreitenden Veredlung der Menschheit äusserst unvollkommen seyn würde. Beide Hefte beschäftigen sich bloss mit der Geschichte Griechenlands, und zwar 1) Aus dem Zeitraum vom trojanischen Kriege bis auf die Zeiten des Pisistratus zu Athen: 2) von dem Einfall der Perser in Griechenland, oder vom Miltiades bis Cimon. Die Sujets der Kupfer sind gut gewählt, und in artistischer Hinsicht lobt die Arbeit den Meister. N.

Neue Auflagen.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Lebensbeschreibung des englischen Admirals Lord Nelson Herzogs von Bronte* u. s. w. 2te Auflage. Mit Nelsons Portrait und der Abbildung seines Trauerwagens. 1807. 88 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER 1807.

MEDICIN.

1) Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Systematisches Handbuch zur Erkenntniss und Heilung der Blutflüsse für Ärzte und Wundärzte.* Von *Carl Joseph Meyer*, Doctor der Arzneykunde und Wundarzneykunst, und ausübendem Arzte in Wien. I Band. 1804. XXII u. 316 S. II Band. 1805. XVI u. 485 S. 8. (3 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Fleischer: *Untersuchungen über die Erscheinung, Bildung und Heilung des Blutausflusses.* Nach den Grundsätzen der Erregungstheorie unternommen von Dr. *Joh. Balthasar Wolkopf.* I Theil. Die Phänomenohistorie des Blutausflusses enthaltend. 1805. XXXVI u. 275 S. II Theil. Die Nosohistorie des Blutausflusses enthaltend. 1805. L u. 405 S. 8. (3 Rthlr.)

3) Braunschweig, b. Vieweg: *Über die Blutflüsse in medicinischer Hinsicht*, von Dr. *Georg August Spangenberg*, ordentl. Assessor des fürstlichen Obersanitäts-Collegii (jetzt Professor) in Braunschweig. 1805. XII und 468 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Blutflüsse werden durch unsere Lebensart, Kleidertrachten, vielleicht auch durch unsere Heilarten mancher Krankheiten, vorzüglich begünstigt: billig also, dass sie einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt werden, zumal, da sie zugleich so lebensgefährlich sind, und man sich noch nicht rühmen darf, mit ihrer Pathologie und Therapie auf dem Reinen zu seyn. Seit die neuere Heilkunde ihre von den vorigen so sehr abweichenden Ansichten über die Vorgänge bey organischen Korpern verbreitete, haben wir noch keine vollständige und gründliche Abhandlung über die Blutflüsse erhalten, ja manche nutzbare Idee blieb unbearbeitet. Doppelten Dank verdient also der Schriftsteller, dem es gelungen ist, die entgegenstehenden Schwierigkeiten mit Glück zu überwinden! Um aber unseren Lesern darzulegen, was die obgenannten Verfasser geleistet haben, wollen wir erst einen gedrängten Auszug ihrer Schriften liefern.

Nachdem sich der Vf. von No. 1 vorläufig gegen die Allgemeinheit der Brownischen Annahme von durchgehends asthenischer Natur der Blutflüsse, aber auch gegen Hufelands Behauptung, dass man schon vor Brown von asthenischen Blutflüssen deutliche Begriffe gehabt habe, erklärt hat: kündigt er sein Buch als einen nur für angehende Ärzte und Wundärzte bestimmten Versuch an. — I. *Blutflüsse überhaupt.* Hämorrhagie ist jeder in Rücksicht der Quantität, des Ortes, oder der Zeit abnormer Blutfluss, nach aussen oder in eine Höhle. Aus welchen Gefässen das Blut fliesst, lässt sich nie bestimmen. Schwammichte, schlaffe, zart gebaute Constitutionen sind vorzüglich dazu geneigt; kein Thier aber häufiger, als der Mensch, dem zugleich Lebensperiode, Temperament, Geschlecht und Stand eine bestimmtere Anlage geben. Ausserdem dass die Blutflüsse endemisch, periodisch und erblich vorkommen, hat man auch Beyspiele von einer so vorzüglichen Geneigtheit dazu, dass selbst die allergeringsten Verletzungen dadurch lebensgefährlich wurden; endlich scheint auch eine gewisse unbekannte Einwirkung der Atmosphäre das Übel zu begünstigen. — Die Diagnose hat oft ihre grossen Schwierigkeiten. Bey verborgenen Blutflüssen müssen das plötzliche Entstehen heftiger Zufälle, die vorangegangenen Ursachen, die anfängliche Wärme, dann die Kälte und Schwere in dem blutenden Theile, in der Folge die Ohnmachten, der Schwindel u. s. w. Licht geben. Besonders muss man immer auf die vorangegangenen Einflüsse sehen. Diese haben die Thätigkeit, oder Mischung, Form und Zusammenhang gestört. Jene sind 1) hypersthenisirende. Die Existenz derselben wird durch zuverlässige Beobachtungen bestätigt. Man blicke nur auf die kritischen Blutflüsse, und die Entstehung echter Entzündungen nach unvorsichtig unterdrückten Blutflüssen! Und warum sollte nicht bey einem allgemeinen hypersthenischen Zustande eine örtliche Schwäche, z. B. durch mechanische Ursache bey der Geburtsarbeit hervorgebracht, Statt finden können? Zugleich ist bekannt, dass bey Plethora das Blut dahin strömt, wo es den schwächsten Widerstand findet. Indess können sich hypersthenische Blutgefässe in asthenische verwandelt haben, noch ehe der Arzt kommt, und helfen kann; und wenigstens sieben Achtel sind ursprünglich asthenisch. 2) Asthenisirende, sey es direct oder indirect. Mechanische und chemische Einflüsse wirken meistens unmittelbar, und zwar entweder von aussen oder von innen her. Zunächst möchten wohl durch Anastomosis alle indirect-, viele direct-asthenische, nicht wenig örtliche, vielleicht auch die hypersthenischen Blutflüsse entstehen; Diapedesis mag selten vorkommen; durch Diäresis, Rhexis und Diabrasis entstehen die so genannten chirurgischen Blutflüsse. Ob auch von einer Schärfe des Blutes? Wenigstens ist *Lebenwalds* Beobachtung (*Ephem. Nat. Cur. Dec. II. Ann. II. Obs. 107, p. 261.*)

dafs das Blut die Haut wund machte, das Eifen am Schnäpper zerfrafs, und gleichzeitig mehrere Arten fcharfer Blutflüffe zugegen waren, merkwürdig genug. *Franks* Idee von Blutfecretion ift fcharffinnig, aber nicht durchgeführt. Überhaupt wird durch alles das die Sache noch gar wenig begreiflich. — Eintheilung: Hyperfthenifche, afthenifche, örtliche u. f. w. — Der Ausgang richtet fich nach der Urfache, der Gröfse und Gefchwindigkeit des Ausfluffes, der Subjectivität, der Stelle und den gleichzeitigen Erfcheinungen. — Die Behandlung, welche immer Geiftesgegenwart, Muth und Entfchloffenheit fodert, zerfällt in Haupt- und Nach-Kur. Hauptkur. Nach unverzüglicher Entfernung aller etwanigen mechanifchen Hinderniffe des Kreislaufes, mufs der Charakter berückfichtigt werden. Selbft bey hyperfthenifchen Blutflüffen darf man nicht unthätig zufehen: denn man kann nicht wiffen, wie viel Blut der Kranke verlieren darf. So nöthig hier ein Aderlafs ift, fo darf man fich jedoch weder blofs durch die Erfcheinungen dazu verleiten laffen, noch dem unzuläffigen Gedanken an Derivation und Revulfion Raum geben, noch zu viel Blut oder folches zu oft weglaffen. Ift die Hyperfthenie fchon fehr gemindert, fo können örtliche Aderläffe angewandt werden. Aufserdem Abführungen und anhaltende Kälte, felbft kalte Bäder; wiewohl letztere, wegen der anfänglich reizenden Wirkung, doch bedenklich find. Bey afthenifchen Blutflüffen paffen zufammenziehende Mittel (diefe, als im Grunde blofs reizend wirkend, eignen fich aber nur für gewiffe Schwächengrade), flüchtig reizende Mittel (wobey man keiner Unterfcheidung in reizende und narkotifche bedarf), Brechmittel (welche hier jedoch fehr zweydeutig find, da es ungewifs ift, welche ihrer Wirkungen die Oberhand behalten werde, und die Blutflüffe fogar zu ihren Gegenanzeigen gezählt find), momentane Kälte (denn fo wirkt fie reizend), Seelenreize (deren Anwendung nur nicht immer willkührlich, und zudem immer gewagt ift), Elektricität und Galvanismus, Transfufion des Blutes. Diefe Mittel müffen dem Grade der Afthenie angepafst werden. Aufserdem dienen nährend-reizende Suppen und Getränke, Hellung, mäfsige Wärme, nicht zu fauerftoffreiche Luft. Örtlich find anzuwenden: Gelindes Binden der Extremitäten, warme aromatifche Fomentationen: Frictionen, warme Fufs- und Armbäder, ftärkende Klyftire, fpirituöfe Einfpritzungen, trockne Schröpfköpfe, Tampons u. f. w. Gewohnte vicariirende Blutflüffe dürfen nur in Rückficht auf die Menge des ausgefloffenen Blutes und die Wichtigkeit des blutenden Organes gehemmt werden: ftehen fie nicht bald ftill, was doch gemeiniglich von felbft gefchieht, fo mufs man mit ganz gelinden Reizmitteln anfangen, und fehr allmählich zu ftärkern übergehen. Nachkur. Nun mufs einer möglichen Wiederkehr, und den etwa fchon entftandenen üblen Folgen begegnet werden. In Hinficht der erften find nöthig: fortgefetzte Geiftes- und Körperruhe, mäfsiger Schlaf unter gehöriger Auffícht, Abhaltung fchädlicher Einflüffe. War der Blutflufs hyperafthenifch, fo mufs das fchwächende Heilverfahren, nur ohne fernere Ausleerungen, mäfsig fortgefetzt werden. Prophylaktifche Aderläffe zur Verhütung drohender Recidive find gefährlich. Nach afthenifchen Blutflüffen müffen mehr permanente Reize, doch in Verbindung mit flüchtigen und mit guter Nahrung, angewandt werden. Andere üble Folgen erfodern ihre befondere Behandlung. — — II) *Individuelle Blutflüffe.* I) *Blutflüffe des Kopfes. Nafenbluten.* Der Menfch leidet faft ausfchliefslich daran, und fo häufig, dafs drey Achtel der Knaben ihm unterworfen find, auch kein anderer Blutflufs gleich oft vorkommt. Es befällt diefer Blutflufs befonders Knaben, lebhafte Temperamente, das Jünglingsalter, wird leicht habituell, kommt fymptomatifch vor, herrfcht befonders im Frühjahr und Herbfte, ift felten epidemifch, wiewohl nicht felten unbekannte Einflüffe dabey im Spiele zu feyn fcheinen, ift in warmen Gegenden einheimifch, erblich, ftellt fich nach dem Tode bey Kindbetterinnen ein. Unter die Urfachen zählt der Vf. auch Idiofynkrafie gegen gewiffe Einflüffe. So z. B. kannte der Vf. felbft am Rhein einen Kanonicus, der Nafenbluten bekam, fo oft er in ein Zimmer trat, wo Äpfel aufbewahrt wurden . . . Nur das afthenifche darf man ftillen; und diefs gefchieht durch kalte Umfchläge, trockne Schröpfköpfe im Nacken, Reiben der Extremitäten, rothmachende Mittel, Binden der Arme und Schenkel, warme Fufsbäder, zufammenziehende Einfpritzungen (welche jedoch, fofern fie Niefen erregen, unverzüglich auszufetzen find), Wieken. Bey hohen Graden von Afthenie auch innere flüchtige Mittel. Das Nafenbluten als verlarvtes Wechfelfieber erfodert nicht immer China. Bey dem von eingefchnupften ätzenden Dingen, warme Milch, Öl u. drgl. Ein befonderes Augenmerk erfodert die Verhütuug der Wiederkehr. — *Bluten aus dem Munde.* Der Vf. unterfcheidet es nach feinen mannichfach verfchiedenen Quellen, Lippen, Wangen, Zahnfleifch, Zunge u. f. w. Er felbft fah ein enormes Bluten aus einem hohlen Zahne, das ganz wie Bluthuften ausfah. Wo man ungewifs ift, foll man den Mund, vor der Unterfuchung, mit Waffer ausfpülen, und allenfalls auch noch den Kopf vor- und abwärts beugen laffen.

Zweyter Band. II. Blutflüffe der Bruft. Bluthuften nennt der Vf. „eine jede Ergiefsung des Bluts in die Luftgefäfse, mit oder ohne Ausleerung deffelben durch den Mund." Der Huften bleibt immer ein Hauptfymptom. Die dabey ausgeworfenen Knochen find wohl bisweilen Stücke von verknöcherten Lungen; eine Idee, worauf der Vf. durch eine Section geleitet wurde, welche Verknöcherungen der Lungen zeigte. Der Kitzel in der Luftröhre verräth nicht immer ficher den Sitz der Blutung. Eben fo wenig ift ein leichter Huften ein ficheres Merkmal von Blutungen der Lunge. Nicht immer ift der Bluthuften afthenifch. Beym Examen wende man fich fo viel als möglich an die Umftehenden. Auf die Menge des Blutes mufs man aufmerkfam feyn, nicht aber auf den Puls. Der Aderlafs erfodert viel Vorficht. Brech-

mittel sind sehr gewagt, ausser in gebrochenen Gaben. Küchensalz und Hallers Sauer sind schädlich. Grosse Aufmerksamkeit erfodert die Na bcur. — *III. Blutflüsse des Unterleibes.* Blutbrechen und *Morbus niger* sind nur graduell verschieden. Das hiebey Ausgeworfene ist gestocktes, durch die Länge der Zeit verdorbenes Blut; schwarzes Gallenerbrechen ist eine andere Übelseynsform. Die Blutung kann so gut venös, als arteriell seyn; meistens aber beruht sie auf Schwäche. Zu ihren Ursachen gehört auch der Missbrauch mineralischer Säuren; auch kann sie unter anderen von einer durch plötzliches Verschwinden der Gicht örtlich vermehrten Thätigkeit des Magens entstehen. — Ist der Charkter hypersthenisch, so hat es damit keine Gefahr; das ist er aber selten. Bey der ur muss man trachten, die Blutung zu stillen, das angesammelte Blut fortzuschaffen, neue Anfälle zu verhüten, die Folgen zu heben. Zusammenziehende Mittel sind gefährlich; man muss mit ganz gelinden Reizmitteln anfangen, namentlich mit Schwefelsäure, Alaun (?), allmählich dann kalte Chinaaufgüsse. Bey Verstopfung eines Eingeweides ist wenig Hülfe zu hoffen. Wenn nach dem Blutflusse, und nach angewandten Klystieren noch Schwere im Magen, Beängstigungen und Verstopfungen des Stuhlgangs, als Zeichen von stockendem Geblüte im Darmkanal, zurückbleiben, mag man dem Kranken eine ganz gelinde Abführung geben. Zur Auflösung des stockenden Blutes dienen Kirschlorbeerwasser, oder Arnica. — 2 Kap. *Hämorrhoiden.* — 3 Kap. *Blutharnen.* Merkwürdig ist Folgendes (S. 338): „Hr. Hofr. Frank gab Hn. Morabelli einen blutigen Urin zur Untersuchung, und dieser fand, dass die Schwefelsäure kein Gerinnen der Lymphe bewirkte, welches aber durch zugegossene Salpetersäure, unter Entwickelung eines angenehm riechenden Gases, geschah. Auch das Alkohol bewirkte Gerinnung, und auf dem Boden des Gefäses sonderten sich weisse Flocken ab." Der Vf. fragt, ob nicht, bey übermässigen Blutungen der Harnblase, Einspritzungen gelind reizender oder zusammenziehender Mittel Statt haben sollten? — *IV. Blutgefässe der Geburtstheile.* — 1 Kap. *Bluten aus der männlichen Harnröhre.* — 2 Kap. *Gebärmutterblutfluss.* Nichts sey unbestimmter als die Menge des Blutes, welches bey der Menstruation ausfliessen, und die Zeit, wann sie aufhören könne. — V. *Blutungen aus den äusseren allgemeinen Bedeckungen.* —

Der Vf. von No 2 Hr. *Wollkopf*, wirft in der Einleitung zum *ersten Theil* (§. 25) einen Blick auf die neuesten Theorieen, d. i die Eklektik, den Chemismus und die Erregungstheorie. Nach der letzteren, als einer der höchsten Productionen des menschlichen Geistes, sind die Blutflüsse allgemein oder örtlich. Dass sie immer auf Schwache beruhen, hat Brown allerdings behauptet. — *I. Theil.* I Buch. I. Die wesentliche Erscheinung des Blutausflusses als Gattung ist ein beträchtlicher Ausfluss des Blutes aus Gefässen, die eigentlich gar kein Blut ergiessen sollen, oder es zur Unzeit, oder in fehlerhafter Quantität ergiessen, so dass dadurch die Erregung des ganzen Organismus, und die Integrität des blutenden Theiles insbesondere gleichzeitig und nachfolgend vom regelmässigen Zustande abweichend werden. II. Beleuchtung und Berichtigung der seitherigen Terminologien, Definitionen und Eintheilungen . . . Blutausfluss muss von Blutabsonderung unterschieden werden; denn beide haben verschiedene Erscheinungen und Ursachen. *Cullen's* Beschreibung ist zu beschränkt, und passt selbst auf die Blusflüsse von allgemeiner Krankheit nicht ausschliesslich. *Reil* hat in der weitern Auseinandersetzung gefehlt; und es ist nicht consequent, Blutfluss durch Verletzung und von Colliquation auszuschliessen, dagegen aber z. B. gewisse Leukorrhöen dahin zu rechnen. *Röschlaub's* Exposition ist nicht bestimmt genug. Der *Vogel*'schen fehlt es vollends an Präcision und Richtigkeit. Die unbedeutenden Extravasate, welche er zu den Blutflüssen zählt, gehören nicht dazu; theils weil sie zu unbedeutend sind, um die Erregung nothwendig zu vermindern; theils weil das Blut nicht in beträchtlicher Menge ausfliesst, oder sich in Höhlen sammelt; theils weil sonst selbst Pulsadergeschwülste, und Entzündungen dazu gerechnet werden müssten. Bey dem *morbus maculosus haemorrhagicus* ist überdem der Blutfluss des Mundes kein wesentliches Symptom; und er findet sich dagegen auch bey anderen Krankheiten, ohne dass diese desshalb zu den Blutflüssen gerechnet werden. II. Buch. Die *einzelnen Arten der Blutausflüsse.* 1) Nasenblutausfluss. Er ist eine Ergiessung des Blutes aus den Blutgefäsen der Nasenhöhle mit nothwendig begleitenden Erscheinungen eines örtlichen und Allgemein-Leidens. 2) Blutausfluss aus den Respirationsorganen. Der Husten fehlt dabey nicht selten ganz. 3) Blutfluss aus den Dauunsorganen vom Ösophagus bis zum After. Die Unterscheidung eines wahren und falschen Blutbrechens und Bluthustens ist eine Absurdität, die selbst dem seichtesten Denker einleuchten sollte, da doch wirklich Blut ausgebrochen wird. 4) Mastdarmblutausfluss. Er ist nicht zum vorigen gerechnet, weil der Mastdarm keinen directen Einfluss auf Verdauung mehr hat, und er nicht leicht zu verwechseln ist. Gegen *Reil's* Kriterien (*Fieberl.* III Bd. S. 167) ist zu errinnern: es ist eine derbe *petitio principii*, dass bey arteriellen Blutflüssen vermehrte Oscillation der Arterien Statt haben solle; auch blinde Hämorrhoiden erscheinen ohne Vorläufer; und selbst wenn diese vorhanden sind, kann ein arterieller Blutfluss Statt finden. Übrigens unterscheidet sich dieser Blutfluss von der Ruhr dadurch, dass nicht, wie bey dieser, das Blut mit Koth vermischt ist; auch haben beide Krankheiten noch ihre eigenthümlichen Phänomene. 5) Gebärmutterblutausfluss. Wegen Verschiedenheit der Quelle darf er nie ohne vorhergegangene Manual- und Ocular-Inspection bestimmt werden. 6) Blutausfluss aus den Urinwerkzeugen, und und zwar aus den Nieren, den Harngängen, der Blase, der Harnröhre. Letzterer ist mehrentheils örtlich. — III Buch: *Phänomenaldiagnostik der Krankheit des Blutausflusses* übergehen wir.

Zweyter Theil. *Nosohistorie des Blutausflusses.* Bey Beurtheilung dieses Theiles wird der Leser um so billiger seyn, da die Erregungstheorie sich bis jetzt

mehr auf Begründung ihrer allgemeinen Grundsätze, als auf nosologische Constructionen einzelner Formen eingelassen hat. — I Buch. *Untersuchung über die nothwendigen Momente des Ursächlichen. I Abschnitt.* Inneres Moment. Bey dem Blutausflusse als Gattung besteht die Anlage in den innern und äusseren Bedingnissen der ursprünglichen Organisation und Mechanismus vorzüglich derjenigen organischen Gebilde und ganzen Systeme, in welchen und durch welche, unter hinzutretender Einwirkung der schädlichen Einflüsse der äusseren Natur, diese bestimmte einzelne Form des Übelseyns, der Blutausfluss irgendwo im Organismus, hervorgeht. Diese Anlage muss dem Warum zu gefallen, angenommen werden ... 1 Kap. Selbst im Normalzustande kommt allen Individuen eine ursprüngliche Anlage zu, welche in den ursprünglichen organischen Bedingnissen selbst besteht. 2 Kap. Eine besondere Anlage beruhet auf der individuellen Constitution, sowohl der erblichen, als erworbenen. Die gröberen materiellen Bedingnisse begünstigen die Entstehung, und das Temperament giebt einen Hang, sich gewissen Einflüssen besonders auszusetzen. Auch das Lebensalter führt zwar etwas zur Anlage mit sich; doch ist diese Anlage nicht so allgemein und nicht in den bestimmten Verschiedenheiten anzunehmen, wie geschehen ist, sondern ein vorzüglicher Grund der relativ grössern Häufigkeit liegt in den Einflüssen, die verändert werden, namentlich Anstrengungen, Luft (durch Dünste, bey Handwerkslehrlingen u. s. w.), Affecten. Wichtiger ist der Einfluss des Lebensalters auf die Heftigkeit und Gefahr des Blutflusses; und im mittleren Alter ist er am gefahrlosesten, wiewohl seither ohne befriedigende Gründe das Gegentheil davon behauptet wurde. Dass der Lungenblutfluss eine Ausnahme hievon macht, hat seinen Grund theils in dem öftern Aussetzen der besonderen schädlichen Einflüsse, theils in der grösseren Gefahr dieser Art des Blutausflusses überhaupt, theils in einem Mangel an beharrlicher Folgsamkeit der Kranken. Eben so ungegründet ist es, dass das Geschlecht die Anlage begünstigt; auch hier müssen die äusseren Einflüsse mehr berücksichtigt werden; und wiewohl hier keine allgemeine Regel gelten kann, so ist es doch richtig, dass allein die Gebärmutter zu einer besondern Art des Blutflusses Anlage giebt. Die Idiosynkrasie ist vollends ein unanwendbarer Begriff, und ihr ist daher auch gar nichts zuzuschreiben ... 3 Kap. Die in einiger Abweichung vom Normalzustande bestehende Anlage kann nur als solche zu einer bestimmten Übelseynsform betrachtet werden. Es giebt allerdings auch eine erbliche Anlage, und sie besteht in einer abweichenden Ausbildung und Entwickelung bestimmter organischer Gebilde. Doch sind nicht alle anscheinend erbliche Blutflüsse dieses wirklich: unheilbare Blutflüsse können es seyn. Zu den besonderen krankhaften Zuständen, welche Anlage zum Blutflusse geben, gehören a) ausschliessliche Fehler der Blutgefässe und des Blutes in Rücksicht auf Quantität, Qualität und Vertheilung; b) örtliche krankhafte Zustände der Blutgefässe, oder der Organisation einzelner Organe. — II. *Abschn.* Äusseres Moment... 1 Kap. Die allgemein wirkenden schädlichen Potenzen sind I *direct* reizmindernde, und zwar Verminderung gewohnter Reize, namentlich der Nahrung, Wärme, reinen Luft, Bewegung Geistesbeschäftigung; ungewohnte negativ-reizende Einflüsse, wohin alle der Tendenz nach oxydirende und niederschlagende Leidenschaften zu rechnen sind ... II) *Indirect* reizmindernde. 2 Kap. Die örtlich wirkenden sind mechanische oder chemische. — II Buch. *Über das Verhältniss der beiden Momente des Ursächlichen zur Bildung des Blutausflusses*, und zwar I *Abschn.* als Gattung. 1 Kap. Jede bestimmte Erscheinung setzt eine bestimmte Abweichung der Lebensthätigkeit voraus; und bey dem Blutflusse besteht diese in einer Aufhebung des Gleichgewichtes zwischen dem Blute und den Gefässen, sey diess wegen Abweichung der Erregung, wegen chemischer oder mechanischer Veränderungen, oder wegen beider zugleich. Die Integrität der Blutgefässe wird verletzt von aussen nach innen, oder von innen nach aussen; letzteres wegen des zu heftigen Blutandranges. Die Modalität des Blutflusses als Gattung wird bestimmt durch den Durchmesser und die Menge der Gefässe, die der Art durch das organische Gebilde. Zur genauern Bestimmung muss man eine bestimmte Menge Blut in jedem Gebilde annehmen. Da nun aber jede Desorganisation allgemeine und örtliche directe Asthenie begründet: so muss diese im Verhältniss zu ihr stehen, und zugleich um so grösser werden, je ein höherer Grad von Schwäche schon vorher vorhanden war. Da ferner jeder Blutfluss den ganzen Organismus, ganz vorzüglich und zunächst aber denjenigen Theil, aus dem er erfolgt, in directe Asthenie versetzt: so muss die directe Schwächung in geradem Verhältnisse stehen zu der Menge des Blutverlustes, der vorher schon bestandenen Schwäche, und der Schnelligkeit des Verlustes. Und je wichtigern Einfluss ein einzelnes Gebilde auf das Ganze hat, desto mehr muss diesem ein Blutfluss aus jenem schaden. Jeder Blutfluss begründet also allgemeine und örtliche directe Asthenie, und ist ausschliesslich Erscheinung der directen Schwächung. Die Erscheinungen des ersten Zeitraumes beruhen auf intensiv vermehrter oder verminderter Bewegung des Blutes in dem ganzen Gefässsysteme und örtlichen Anhäufungen. Diese Vorgänge können freylich noch hypersthenisch oder asthenisch seyn, aber mit dem Verluste des ersten Tropfen Bluts muss eine directe Asthenisirung eintreten. Der Zeitraum des Eintrittes ist bedingt durch den ersten Antrieb des Blutes und die Organisationsverletzung; der Zeitraum der Höhe durch vermehrten und fortdauernden Zufluss; der Zeitraum der Abnahme durch vermindertes Zuströmen. Die Verminderung des Volumens hängt von der Menge des ausgeflossenen Blutes ab, die Abweichungen des Gemeingefühls von sehr grosser Erregbarkeit, die Zuckungen entstehen durch Antagonismus... 2 Kap. Abweichungen. 1) Der rein örtliche Blutfluss wird um so eher producirt, je grösser die Receptivität für die ihn erzeugenden Schädlichkeiten. 2) Bey den Complicationen sind die Hauptmomente des Ursächlichen in verschiedenen Organen desselben Organismus und zu gleicher Zeit gesetzt. — II *Abschn.* Bildung der einzelnen Arten des Blutausflusses. —

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER 1807.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension

der

Meyerschen, Wollkopfischen und Spangenbergischen Schriften über die Blutflüsse.

Nach der Vorrede des Hn. *Spangenberg* (No. 3) ist seine Schrift das Resultat aufmerksamer Beobachtungen am Krankenbette, und eines anhaltenden Studiums, wozu *Frank's* scharfsinnige Idee von Blutsecretion Veranlassung gab. Durch diese grosse Idee erklären sich die hypersthenischen Blutflüsse, welche die Brownianer leugneten, weil sie sie nicht erklären konnten.

Erster Abschnitt. Von den Blutflüssen im Allgemeinen. I. *Definition und Exposition der Hämorrhagie.* Blutflüsse sind Symptome derjenigen Krankheiten der Gefäfse, wodurch aus ihnen ein Ausflufs des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird. Sie sind allgemeine oder örtliche. Arterielle entstehen, insofern ein allgemeiner Krankheitszustand, der besonders im Schlagadersysteme prädominirt, ihnen zum Grunde liegt, auf eine dreyfache Weise: durch Blutsecretion, Anastomose (Erweiterung durch Schwäche), Paralyse. Bey örtlichen Leiden entstehen sie durch Diäresis, Rhexis, Diabrosis. Venöse Blutflüsse bey Allgemeinleiden entstehen allein nur durch Lähmung; die örtlichen wie die gleichen arteriellen. — II. *Pathogenie der Blutflüsse.* Die Arterien, sofern sie nicht in venöse Gefäfse übergehen, endigen sich allzusammen in secernirende. Diese führen, je nach ihrer respectiven Gröfse, verschiedene Bestandtheile des Blutes, vielleicht auch wahres Blut. Jede Secretion aber „beruht auf Thätigkeit des Schlagadersystems, entweder allein, oder zugleich in Verbindung mit der Thätigkeit der Parenchymen, wodurch sie dann von ihrem Urtypus (wäfsrichter Hauch, oder Serum) abweicht und verändert wird. Ersteres ist der Fall bey den farbelosen und aushauchenden Enden, letzteres bey den absondernden Kanälen." Durch Asthenie und Hypersthenie werden die Secretionen verändert. Die Secretionsveränderungen in der Hypersthenie zeigen sich allemal verbunden mit Entzündungsform; in der Asthenie hingegen auch ohne diese. Bey den Secretionsfehlern, welche sich bey manchen Entzündungen (nicht bey allen, denn manche durchlaufen ohne sie alle Stufen) zeigen, kommt es nicht auf die Stufe, sondern darauf an, welches System hervorstechend leidet. Die allgemeinste, wenn nicht die einzige Form, bey der wir eine Abweichung der Secretionen von ihrer Norm wahrnehmen, ist aber doch Entzündung. Das idiopathische Leiden findet sich bey ihr in den Gefäfsen oder im Parenchyma. Bey idiopathischen Entzündungen der Gefäfs-Enden, wodurch Secretionsvermehrung bedingt wird, schwellen sie, wie oft beobachtet ist, tuberculos an; das Parenchyma erleidet zugleich eine Formveränderung, und gewinnt an Expansion von innen nach aufsen, und die Erscheinungen der Secretionsfehler sind in beiden Fällen verschieden. Acute Wassersuchten, Lymphgerinnungen, Leukorrhagien, sind nicht wesentlich, sondern nur graduell verschieden von dem allgemeinen Leiden der Arterien-Enden, wodurch Blutsecretion bedingt wird; wie diess die Menstruation, die bey ihrem ersten Eintritte häufig als Leukorrhöe oder seröser Ausflufs beginnt, deutlich zeigt. Ausserdem sprechen für die Annahme, dass viele allgemeine Blutflüsse nichts als eine Secretion sind, die allemal auf Entzündung beruhet, folgende Gründe: 1) die öftere Abwesenheit von Erscheinungen der Lähmung oder Anastomose, von Zerreifsung, von Narben oder Eiterung. 2) Die Unstatthaftigkeit der Übertragung hydraulischer Gesetze. 3) Bey Blutungen aus ungewohnten Stellen, z. B. den Fingerspitzen, vermissen wir offenbar Verletzungen. 4) Bey vielen Leichen nahm man eine Gefäfs-Entzündung wirklich wahr. 5) Die, vielen febrilischen Blutflüssen vorausgehenden, Erscheinungen sind dieselben wie bey Entzündungen der Parenchymen. Kriterien einer Blutsecretion sind: 1) Fieber und extensiv vermehrte Thätigkeit. 2) Abwesenheit von Zeichen der Congestion. 3) Die Ursachen sind, ausser bey einer Complication, nicht blofs örtlich. 4) Allgemeiner Krankheitszustand, und Unterdrückung oder Unterlassung gewohnter Säfteentleerung. 5) Symptome, wie bey Entzündungen der Parenchymen. — *Anastomose* beruht auf einem Mifsverhältnifs der Erregung der Arterien-Enden zu der ihrer Äste und Räume bey allgemeiner Asthenie. Ist sie indirect-asthenisch, so sind Erscheinungen von Plethora vorhanden, wenn die vorige Hypersthenie ausgebildet und anhaltend war; Congestion und Gefäfskrampf hingegen finden sich hier bey directer Asthenie. — *Paralyse* setzt den höchsten Schwächegrad der Arterien voraus, und wird erkannt aus den Zeichen der Asthenie, der Lähmung im Pulse, der Menge blutender Stellen, der Dyskrasie des Blutes, den Suggilationen bey unbedeutenden Ursachen... *Venöse Blutungen* sind selten und meist nur örtlich. Blutse-

cretion ist dabey nicht möglich: die einzige, wiewohl auch noch nicht ganz dargethane Entstehungsweise der allgemeinen ist durch Lähmung. *Congestionen* sind jederzeit ein Product der Schwäche, und desshalb bloss bey Anastomosen. — *Die Verhältnisse der Lebensperioden* zu den Blutflüssen beruhen auf grosser Reizbarkeit des Gefässsystemes, und der bey den Entwickelungen sich anhäufenden Erregbarkeit. Daher kommen sie immer aus dem Organe, das gerade entwickelt wird: also bey Neugebornen, wegen der grossen Schwäche des Darmkanales, aus diesem Theile; im Knabenalter, wo der Geruchsinn entwickelt wird, aus der Nase. Bey der Entwickelung der Mannbarkeit ist auch der hohe Grad von Oxydation des Blutes nicht mit Unrecht zu beschuldigen. Im männlichen Alter entstehen die häufigen Blutflüsse des Darmkanals aus relativer Schwäche daselbst; die aus der Nase bey Greisen aus der früher abgestumpften Erregbarkeit dieses Theiles. — III. *Eintheilungen.* — IV. *Diagnostik* . . . V. *Wirkungen und Folgen.* Manche Erzählungen von enormen Blutflüssen sind übertrieben, da der Verlust selbst die Summe des dem Körper zukommenden Blutes mitunter weit überwogen haben würde. Bey jeder bedeutenden Hämorrhagie verliert das Blut zuerst und vorzüglich den reizendsten Theil, nämlich die Blutkügelchen, (welche nach *Brandis* Ansicht und Ausdruck vorzüglich eisenhaltig, und das „Organ des Sauerstoffes" sind), und desshalb gerinnt das Blut um desto mehr, da der Sauerstoff der Luft, der eine grössere Verwandtschaft zu den Eisentheilchen hatte, sich nun mit der Lymphe verbindet, und die Blutkügelchen überhaupt nur sehr langsam und mangelhaft ersetzt werden. Ausserdem ist Infiltration des Blutes, und bey der Blutsecretion noch besonders Eiterung und Afterbildung, zu befürchten. — VI. *Zeichen der Depletion in Leichen.* Merkwürdig ist es, dass man, auch ohne Blutfluss, eine gänzliche Entleerung der Blutgefässe gefunden hat. — VIII. *Aetiologie.* Mit Ausnahme der örtlichen Blutgefässe ist vorzüglich eine im Gefässsysteme hervorstechende Reizbarkeit erfoderlich. Diese ist meist durch Reizentziehungen, welche die Arterie vorzüglich treffen, erworben, wahrscheinlich zuweilen durch gewisse Miasmen hervorgebracht, bey Buckligen u. s. w. angeboren, oder endlich durch häufige Recidive von Blutflüssen verursacht. Der Ort der Blutung hängt ab von der relativen Erregbarkeit, oder der Richtung der Ursachen. Ob Anastomose, Secretion, oder Lähmung entsteht, scheint abzuhängen von der Qualität und der Körperconstitution: Blutsecretion entsteht bey Sanguinischen; Anastomose bey gleich grosser Erregbarkeit in Nerven und Gefässen, doch so, dass sie extensiv in den erstern vermindert, in den letzteren vermehrt ist; Lähmung bey der höchsten Asthenisirung der Gefässe. (Hierauf die Angabe der Einflüsse.) Bey der Hypersthenie ist es höchst nothwendig, zu unterscheiden, ob sie wahrhaft und mit wahrer Plethora verbunden; oder, ohne Plethora, bey grosser Reizbarkeit der Gefässe, durch heftig reizende Einflüsse hervorgebracht wurde. — IX. *Prognose.* — X. Die *Therapie während des Blutflusses*, nämlich sofern nicht bloss manuelle Hülfe nöthig ist, gebietet: Ruhe der Seele und des Körpers, Entkleidung und Entfernung jedes Druckes, zweckmässige Lage, reine temperirte Luft; und der Schlaf ist wohlthätig. — XI. *Therapie nach gehobenem Blutflusse* . . . *Hypersthenie.* Robuste müssen während der Reconvalescenz noch etwas antiphlogistisch behandelt werden . . . *Asthenie.* Man muss nun zwar auch wieder zu ernähren suchen, aber ja nicht ohne zugleich zweckmässig zu stärken, wenn man nicht von ersterem Nachtheil zu erwarten haben will. Vorzüglich zweckmässig sind Eisenmittel, und vor allen Dingen vielleicht das phosphorsaure Eisen? . . . Die *örtliche Behandlung* muss sich gleichfalls nach den Umständen richten . . . *Verhütung.* Allgemeine Regeln dazu giebt es eigentlich nicht. — XII. *Diagnostik der Arten der Hämorrhagien nach den Organen.* Bloss allgemeine Kriterien.

Zweyter Abschnitt. Von den Hämorrhagien insbesondere. — I. *Nasenbluten.* — II. *Blutung aus der Mundhöhle.* — III. *Blutfluss aus den Respirationsorganen.* Die allgemeine Hämoptyse ist meistens febrilisch. Durch Blutsecretion entstanden, gewährt sie ganz die Zufälle wie Pneumonie, und überhaupt sind Erscheinungen und Ursachen bey den verschiedenen Entstehungsweisen sehr verschieden. Bey der Heilung der hypersthenischen Hämoptyse ist zwar Kühlung nöthig, aber strenge Kälte sehr schädlich; aber sie ist weit häufiger als dieses, vielmehr directasthenisch. — IV. *Hämorrhagie des Darmkanals.* — V. *Gebärmutterblutfluss.* —

So weit die Verfasser! Rec. hat sie ununterbrochen, und so viel möglich mit eignen Worten reden lassen, und bittet übrigens, mit diesen Schriften noch *J. P. Frank's* neuestes Werk (*De cur. hom. morb. Lib. V. P. II. pag.* 102 *ff.*) zu vergleichen, dessen Beurtheilung ein anderer Recensent in diesen Blättern liefern wird.

Vorerst bemerken wir nun, dass Niemand sich mit Mangel an Vorarbeiten entschuldigen könne, wenn er in einer Schrift über die Blutflüsse nichts Neues geliefert hat. Seit *J. S. Kozak* 1666 die erste Monographie dieser Art lieferte, ist das physiologische, und empirisch-pathologische Fundament dieser Lehre um vieles fester gegründet, und nur an durchgreifenden Resultaten und an Ordnung fehlt es noch. Es ist desshalb der alltägliche Standpunct, den Hr. *Meyer* sich gewählt hat, durchaus nicht gut zu heissen: denn theils ist an dergleichen Schriften kein Mangel, theils sind sie mehr schädlich als nützlich, und befördern eine unselige Geistesunthätigkeit bey dem grossen Haufen der Ärzte. Rühmlicher ist der fruchtbarere Standpunct, den *Wolfkopf* und *Spangenberg* sich wählten; wiewohl der hypothetischere des ersteren in geringerem Grade.

Was weiter die gegebenen Definitionen anbetrifft: so missfällt uns bey der *Meyer*schen, dass sie zu sehr ins Detail geht; was kein Beweis von klarer

Vorstellung der Sache ist. Bey *Spangenberg's* Definition dürften die Anhänger *Röschlaub's* errinnern, dass sie zu eng sey, weil sie nicht auf die Blutflüsse von Verwundung passe. *Wollkopf's*, ebenfalls etwas weitläuftige Definition (auf die der Vf. durch grosse Anhänglichkeit an die Erregungstheorie und ein Streben nach mathematischer Präcision geleitet zu seyn scheint) ist vollends nicht nur offenbar mit der Erfahrung in geradem Widerspruche, indem es unwahr ist, dass alle Blutausflüsse Asthenie begründen, sondern sie ist auch für den Vf. eine Quelle von vielen und grossen Inconsequenzen und Irrthümern geworden. Ja, er hat sich sogar einmal genöthiget gesehen, schlechthin zu behaupten (§. 180), selbst ein Verlust von Blutströmen sey kein Blutausfluss zu nennen, wenn er nicht die Erregung vermindere, welches dann freylich wiederum mit der anderweitigen Behauptung (§. 881), dass der erste Tropfen Blutverlust directe Asthenie herbeyführe, nicht zusammen zu reimen ist. Überhaupt aber sind wir der Meinung, dass man Blutung und Blutausleerung bestimmt unterscheiden müsse. Unter jener verstehen wir ein Heraustreten von Blut, als solchem, aus der Sphäre des Kreislaufes, gegen die generischen oder individuellen Gesetze der organischen Ökonomie; diese ist für sich verständlich genug. Dass Achymosen nicht unbedingt dahin zu rechnen sind, hierin stimmen wir ganz mit Hn. *W.* überein, und fügen noch als Grund hinzu, dass dabey eine wirkliche Eröfnung der geschlossenen Sphäre des Kreislaufes noch gar nicht durchaus erwiesen sey. Übrigens lässt sich die Benennung „allgemeiner" und „örtlicher" Blutfluss nicht billigen; wer würde z. B. wenn von allgemeiner Wassersucht die Rede wäre, daran denken können, dass eine partielle mit Allgemeinleiden gemeint sey? —

Da auf jeden Fall die Wahrnehmung der Beurtheilung vorangehen muss, und Irrthümer nur dann gewisser vermieden oder entdeckt werden können, wenn die unumstösslich wahren Thatsachen rein, scharf und vollständig aufgefasst, erst dem Gedächtnisse eingeprägt sind: so ist der von Hn. *W.* eingeschlagene Weg, eine, nach Vollständigkeit strebende, empirische Darstellung voran zu schicken, unleugbar der zweckmässigste. Nur gehört lange Erfahrung eines scharfen Beobachters, grosse Belesenheit und ein unbefangenes Gemüth dazu, um eine wahrhaft treue und genaue Copie der Natur zu liefern, die Verschiedenheiten der Grundzüge vollständig und unverwirrt aufzufassen und zu zeichnen; und ein Mangel dieser Erfordernisse offenbart sich gar bald. Hr. *W.* hat überdiess viel zu sehr Theorie und Thatsache durch einander gemischt, die er doch selbst nach seinem Plane scharf hätte trennen sollen. So z. B. hätte die Frage: giebt es eine Anlage zu Blutflüssen, und wie verräth sie sich? zur empirischen, die Frage aber: worin besteht nun diese Anlage? zur theoretischen Untersuchung gehört. —

Die *Ätiologie* ist am dürftigsten ausgefallen. Hr. *L.* hat sich zwar bemüht, eine vollständige Aufzählung der verschiedenen schädlichen Einflüsse, mit einer Menge von Beyspielen belegt, zu liefern: allein damit hat er die Aufgabe der empirischen Geschichte noch keinesweges gelöst. Diese Aufgabe ist nicht, ein nacktes, und wirklich am Ende widerlich werdendes Herrechnen einzelner Fälle, sondern sie ist, 1) ein empirisches Resultat aus den einzelnen Fällen zu liefern, welches zugleich 2) bestimmt angiebt, welche Arten von Einflüssen am häufigsten und am ersten für sich allein; und von den übrigen, unter welchen Umständen und in welcher Verbindung sie die bestimmte Krankheit hervorbringen. Eine Einrichtung, welche freylich nicht dem Schriftsteller, wohl aber dem Leser viel Zeit erspart, am deutlichsten unterrichtet, und zum Subsumiren und Denken am Krankenbette anhält. Wie kann man sich z. B. damit befriedigen, wenn obenhin angegeben wird, dass Kälte, Mangel an Nahrung, oder an Muskelbewegung u. dgl. m. Blutflüsse, und wenns hoch kommt, direct-asthenische Blutflüsse hervorbringen? Bringen nicht eben diese Einflüsse eben so wohl, und selbst bey denen, die zu Blutflüssen geneigt sind, auch andere Krankheiten hervor? Für den praktischen Arzt ist es aber besonders nöthig, dass er bestimmter hierum wisse, wenn er die Radicalkur mit Erfolg anordnen will. — Auch bey Hn. *Wollkopf* ist diese Parthie im Ganzen ziemlich dürftig ausgefallen. Abgesehen davon, dass er auf die allgemeine empirische Aetiologie erst dann zu sprechen kommt, als er bereits die einzelnen Blutflüsse ihren Erscheinungen nach durchgegangen hat; mithin Allgemeines und Specielles, gegen eine gute Ordnung, durch einander bringt: so trifft ihn doch auch übrigens derselbe Vorwurf, wie Hn. *Meyer*. Einigermassen schadlos setzt er den Leser durch dasjenige, was er (sehr mit Unrecht bey der Theorie) über die Häufigkeit der Blutflüsse nach dem Alter und Geschlechte, und über die periodischen vorträgt, wovon er den Grund in äusseren Einflüssen sucht. Nur müssen wir die Leser warnen, sich nicht durch die beherzigungswerthen, und zum Theil originellen, für Theorie und Praxis gleich wichtigen Bemerkungen, welche der Vf. vorträgt, bestechen zu lassen. Wenn Hr. *W.* eine „ätate" Anlage (ein sonderbarer Ausdruck!) ableugnen will, so widerspricht er dadurch seiner vorigen richtigen Bemerkung von der Verschiedenheit der Gefässdurchmesser nach dem Alter; wozu dann noch der Umstand kommt, dass die Entwickelungsvorgänge immer nur einzelne Organe nach einander treffen, und es der Charakter der ersten Lebensepoche (bis zur vollendeten Ausbildung der Fortpflanzungsfähigkeit) ist, dass fortdauernd die Verhältnisse der organischen Theile in Absicht auf Form, Mischung und Thätigkeit verändert werden. Zudem haben sich, seit Hippokrates Zeiten, Lebensart und Gebräuche gar sehr geändert, und dennoch treffen wir jene Anlage noch eben so, wie der grosse Koër sie schon beobachtete. Vorliebe für das Brownsche *vita est status violentus* scheint unseren Vf. hier verleitet zu haben. Eben so ist es mit der Geschlechtsanlage, wobey der Vf. sein ganzes eben vorangegangenes Kapitel völlig vergessen hat. — Hr. *Spangenberg* hat uns

in der empirischen Aetiologie am meisten Genüge geleistet, und es hat uns die Consequenz und Bestimmtheit sehr gefallen, womit er die verschiedenen Einflüsse nach den angenommenen Entstehungsweisen der Blutflüsse classificirt. Es würde unbillig seyn, andere kleine Mängel dabey nicht nachsehen zu wollen. — Von allen drey Schriftstellern ist aber das Verhältniss vorangegangener Krankheiten zum Blutflusse viel zu leicht behandelt, da es doch sehr darauf ankommt, bestimmt zu wissen, welche wirklich *per metaschematismum* in einen Blutfluss übergehen, und wovon dieser nur Symptom ist. Vorzüglich wunderte uns das Gesagte in Absicht auf die Entzündung; als welche die meiste Verwandtschaft mit dem Blutflusse zeigt, oft aus ihm entsteht, oft von ihm begleitet wird, oft in ihn übergeht. Wir halten dieses für einen sehr erheblichen Umstand, und wissen es daher Hn. *Sp.* Dank, dass er allein die Übereinstimmung der Erscheinungen gewisser Blutflüsse mit denen der Entzündung zu einem besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht, und auch andere hieher gehörige Gegenstände nicht übergangen hat.

In der Angabe der *Erscheinungen* ist Hr. *M.* zwar nicht unrichtig, aber so alltäglich, als unvollkommen, und man vermisst bey ihm gar sehr die so nöthige Schärfe der Unterscheidung. — Hr. *W.* hat hierin viel mehr geleistet. Sehr löblich war es, dass er nicht der gewöhnlichen Sitte huldigte, die Krankheit nur in ihrem ausgebildeten Zustande zu zeichnen, sondern dass er sie, vom Anfang bis zu Ende, durch alle ihre Stufen, verfolgte. Wollten wir uns hier auf die ziemlich unwesentliche Discussion über eine Annahme von fünf Stadien einlassen: so würden wir dem Vf. leicht beweisen können, dass sein viertes Stadium vielmehr der Anfang seines fünften und kein eigenes sey. Aber ausser der merklich ungleichen Vollständigkeit der Zeichnung, fällt es auch unangenehm auf, dass der Vf. nur die vorhandenen Verschiedenheiten in Absicht auf die Quelle des Blutes, nicht aber auch die in Absicht auf das Ganze der Erscheinungen beachtet hat, gleich als sey dieses Ganze immer dasselbe. Wenn er übrigens angiebt, aus Arterien ströme, aus Venen tröpfle das Blut: so möchten wir wissen, wie er dieses z. B. bey dem Bluthusten erkennen wolle; und es scheint dabey überhaupt, als habe er noch nicht viele Blutflüsse gesehen. Dergleichen Blösen hat er indess selbst in diesem Kapitel mehr gegeben. — In dieser Hinsicht sind wir auch mit Hn. *Sp.* nicht ganz zufrieden. Vorboten, Ausbildung und Genesung, ist keine vollständige Angabe, da zwischen den letzteren noch die von ihnen oft gar sehr verschiedene Höhe in der Mitte liegt. Was aber insbesondere die Zeichnungen nach den angenommenen Entstehungsweisen des Blutflusses betrifft: so scheint es uns, als seyen sie der vorangeschickten Theorie zu Gunsten angenommen, und als bewiesen sie nicht vortheilhaft für diese. Es wird dieses den Lesern nicht entgehen können, wenn sie nur die Zeichnung der Blutsecretion mit der der Anastomose vergleichen wollen; sie werden dann bald bemerken, wie die Verschiedenheiten dabey nicht in Haupt- und Grundzügen, sondern nur in Schattirungen gelegt sind. — Bey allen drey Vffn. müssen wir es aber noch insbesondere tadeln, dass sie auf das Verhältniss der partiellen Erscheinungen, welche der blutende Theil darbietet, zu denen, welche die übrigen Theile darbieten, so wenig Gewicht gelegt haben, sondern es nur beyläufig, gleichsam als etwas Gleichgültiges, berühren, dass sich in dem blutenden Theile oftmals Erscheinungen darstellen, welche den gleichzeitig in anderen Theilen vorhandenen gerade entgegengesetzt sind. Auch wäre zu wünschen gewesen, dass sie den Verlauf der einzelnen Paroxysmen, von dem Verlaufe der ganzen Krankheit (einer Reihe von Paroxysmen, nebst ihren freyen oder nicht freyen Zwischenräumen) mehr unterschieden hätten, da erhebliche Unterscheidungen hier zu machen sind, welche für Beurtheilung und Heilung schlechterdings nicht gleichgültig seyn dürfen.

Ausgang. In den allgemeinen Fehler, diesen höchst wichtigen Gegenstand zu leicht zu behandeln, sind fast alle drey Vf. verfallen; wiewohl auch hier Hr. *Sp.* sich vortheilhaft auszeichnet. Er bleibt nicht nur seiner Theorie immer consequent, sondern hat auch viel Gutes und Brauchbares über die Bedingungen des Ausganges, und seine Erscheinungen nach den verschiedenen Arten (was nach unserer Ansicht zwey sehr verschiedene Gegenstände sind) angegeben. Allein besonders bey der Zeichnung des Überganges in andere Krankheiten vermisst man eine genauere Durchführung, so nöthig sie auch gewesen wäre. Denn eben hierin offenbart sich oft erst die Eigenthümlichkeit eines vorigen Krankheitszustandes recht auffallend; und für den praktischen Arzt ist es von grosser Wichtigkeit, dass er jedesmal die bestimmte Art des Überganges in Zeiten erkenne, da späterhin oft alles verloren ist. Vollends hier erfodert die Untersuchung der dem Blutflusse, als solchem, folgenden Krankheiten einen ganz anderen Weg, als die Untersuchung derer, welche auf schnell gehemmten Blutfluss folgen. Jene drücken sich meistens in der reproductiven, diese meistens in der irritabeln Verrichtung, und zwar gewöhnlich als Entzündungsform aus.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Coburg b. Ahl: *Mittel, die uns schädlich werdenden Raupen zu vermindern, für Gartenfreunde und Landwirthe* von *C. P. Pezold.* Mit 2 illuminirten Kupfern. 3te Auflage. 1807. 96 S. 8. (12 Gr.).

Coburg b. Ahl: *Praktische Anweisung, alles Federvieh wohlfeil und in kurzer Zeit vollkommen zu mästen. Neue* mit erprobten Mitteln verschiedene Krankheiten des Federviehes, wie auch der Pferde, Kühe, Schaafe und Schweine zu heilen, vermehrte Auflage. 1807. IV. und 122 S. 8. (12 Gr.).

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1807.

MEDICIN.

Beschluss der Recension

der

Meyerschen, Wollkopfischen und Spangenbergischen Schriften über die Blutflüsse.

Wenden wir uns jetzt zu der *theoretischen Beurtheilung* des Blutflusses. — Wir übergehen Hn. *Meyers* sehr rhapsodisch hingeworfene Meinung um so mehr, da sie in der Hauptsache, nämlich der Annahme einer relativen Schwäche, mit der *Wollkopfschen* übereinstimmt, und nur darin von dieser abweicht, dass sie diese relative Schwäche auch bey vorhandener allgemeiner Hypersthenie annimmt, und nicht allenthalben Zerreisung sieht. — Hn. *Wollkopfs* ganz aus *Röschlaubs* Pathogenie geschöpfte Theorie ist nun aber nichts weniger als geeignet, die Sache begreiflich zu machen. Der Zeitraum vor dem wirklichen Eintritte des Blutflusses soll auf Hypersthenie oder Asthenie beruhen können. Aber wie verhält sich denn jetzt das örtliche Leiden zum allgemeinen? Der Blutfluss selbst soll nur durch Zerreisung geschehen. Aber was ist es denn, das, ohne mechanische Ursache, diese Zerreisung möglich und wirklich machte? doch nicht gar die relative Schwäche, die der Vf. erst nachher entstehen läfst, die höchstens Anhäufung, und auch das kaum, erklären liefse, und wobey eigentlich die sehr mechanische Vorstellung von zwey gegen einander treffenden Körpern, deren einer nicht weiter zu widerstehen vermag, im Hinterhalte liegt? Wie ist es möglich, dass (was auch *Sp.* und *Frank* angeführt haben) so viele Blutflüsse lange Jahre ohne Eiterung der zerrissenen Stelle bestehen, ohne Narben heilen können? Wie ist es möglich, dass aus einem und demselben Theile so unzähligemal, und selbst nach Zwischenräumen die zur Vernarbung hinreichend waren, dennoch immer derselbe Blutfluss erfolgt? Diese, und viele andere Fragen, welche gegen die so dreiste Annahme einer immer vorhandenen Diäresis oder Rhexis streiten, hat der Vf. ganz unberührt gelassen. Genug, diese Zerreisung und der durch sie veranlasste Blutverlust, sollen nur directe Asthenie begründen. Hier ist eine ganz seltsame Verwechselung der Wirkung mit der Ursache (Blutfluss verursacht directe Asthenie, also beruht er auf directer Asthenie) vorgegangen, die der Vf. dennoch nirgend recht bemerkt zu haben scheint. Die Wirkung wird der Ursache vorangeschickt! Wenn der Vf. ferner dieser Zerreisung eine so enorme Wirkung auf den ganzen Körper zuschreibt, so hat er eben so sehr selbst die alltäglichsten Thatsachen von geringen Verletzungen aus der Acht gelassen, als er bey der furchtbaren Schilderung der schädlichen Wirkung jedes Tropfens Blutverlust die wohlthätigen Wirkungen selbst wiederholter, starker Aderlässe ganz vergessen hat. Überhaupt mag der Vf. wohl unschlüssig gewesen seyn, ob er der vermeintlichen Desorganisation, oder dem Blutverluste, die directe Schwäche auf Rechnung schreiben solle: denn unter anderen behauptet er erst, sie stehe mit der Zerreisung, dann wieder, sie stehe mit dem Blutverluste im Verhältnifs. Übrigens ist es, bey des Vfs., doch immer auf etwas *Relatives* hinauslaufender, Theorie, höchst inconsequent, die Möglichkeit hypersthenischer Blutflüsse zu leugnen: denn dieses Relative würde auch bey hypersthenischem Blutflusse Statt finden können. Möchte das Erregungsverhältnifs des blutenden Organes zu den übrigen seyn wie 1 zu 4 oder wie 16 zu 64, dasselbe Verhältnifs bliebe ja doch immer! Und wodurch unterscheidet sich denn die Entzündung vom Blutflusse, worin ist die Verwandtschaft beider gegründet? In Betreff jener möchte der Vf. doch auch wohl der *Röschlaubschen* (von *Goldhagen* schon vor 26 Jahren angegebenen) Theorie beypflichten, dass sie auf relativer Schwäche der Blutgefäfse beruhe! Man ist also durch diese völlig unzulässige Ansicht nicht um einen Schritt weiter gekommen.

Ganz anders verhält es sich mit der von Hr. *Spangenberg* ausgeführten Theorie. Man muss sich wundern, wie der so nahe liegende Gedanke von Blutsecretion (welcher Ausdruck freylich nicht ganz passlich ist, da jede Secretion eine Decomposition voraussetzt, und es dabey nur einem oder einigen Bestandtheilen des Blutes gilt) und die zahlreichen gewichtvollen Gründe, welche die Sache ausser allem Zweifel setzen, so lange haben übersehen werden können. Aber ist diess nicht das allgemeine Schicksal unserer Entdeckungen! Nur musste es uns eben so sehr wundern, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller noch dazu kam, die Anastomose als eine eigene, für sich bestehende Entstehungsart des Blutflusses zu betrachten. Vielleicht wäre dieses nicht geschehen, wenn der Vf. sich in nähere Untersuchungen über den *Ort* des Ausflusses dabey eingelassen hätte. Wo sind denn die gegen eine Oberfläche zu sich öffnenden Gefäfsmündungen, die hier erweitert und erschlafft seyn sollen, und mithin immer vorhanden seyn müssten? Wozu dienten sie? Auf der Grenze zwischen Arterie und Vene kann dergleichen nicht seyn. Das Ende der Arterie und der Anfang

der Vene müssen ein Continuum bilden. Wie sollte sonst das Blut in die Vene gelangen können! Und wie oft würde sonst eine Infiltration entstehen müssen! Von Poren in der ganzen Länge der Gefäfshäute kann, nach des Vfs. eigener, treffender Bemerkung, gar keine Rede seyn, und von einer Diapedesis, wenn sie überhaupt gedenkbar wäre, würde nur Infiltration in das die Arterie umpolsternde Zellgewebe eine nothwendige Folge seyn. Die einzigen Öffnungen, welche sich in den arteriellen Gefäfshäuten finden können, sind die Mündungen der fecernirenden Gefäfse im weitesten Umfange dieses Wortes. Aber auch durch deren Erweiterung kann noch kein Blutaustritt begründet werden, sofern sich nicht das Gefäfs, dem die Mündung angehört, in seiner ganzen Länge ebenfalls erweitert. Es kann also nur auf zweyerley Art möglich werden, dass wirkliches Blut aus der geschlossenen Sphäre des Kreislaufes tritt: 1) durch gewaltsame Trennung des Zusammenhanges; 2) durch relativ überwiegende Expansion solcher Kanäle, welche nur die dünnflüssigsten Bestandtheile des Blutes nach Oberflächen zu führen bestimmt sind. Ein drittes ist schlechthin unmöglich. Alle Blutsecretion ist also Anastomose, alle Anastomose Blutsecretion. Dass übrigens, bey der weiteren Durchführung dieser Theorie, mit Hypersthenie und Asthenie auszulangen sey, ist sehr zu bezweifeln. — Rec. kann nicht genug die von Hn. *Sp.* so schön entwickelten, und von Rec. ebenfalls schon oft in seinen Vorlesungen vorgetragenen Ansichten über die wichtigen Unterschiede in dem Leiden des irritablen Processes nach seiner Beziehung zur Reproduction und Sensibilität aufmerksam machen; um so mehr, da in dieser Hinsicht seit einigen Jahren sich eine unselige Einseitigkeit eingeschlichen hat, welche nur eine Art der sogenannten Hypersthenie kennt.

Wir wenden uns endlich zur *Therapie*, wobey wir es mit Hn. *W.* nicht weiter zu thun haben. Was Hr. *M.* hierüber vorbringt, ist so schwankend, so widersprechend mitunter, dass wir uns nicht lange dabey aufhalten wollen. Was soll das z. B., wenn kaltes Baden bey der Hypersthenie erst (der lieben Schule zu Gunsten) für dienlich gehalten, und doch gleich darauf, sehr mit Recht, wiewohl aus einem chimärischen Grunde, als schädlich verworfen wird? Bey der Empfehlung der Elektricität hat der Vf. wohl nicht bedacht, dass diese oft genug die Blutflüsse befördert. Die so dürftige, ja grundfalsche Unterscheidung der Mittel nach Graden der Stärke u. dgl. m. übergehen wir ganz. — Was Hr. *Sp.* über die Therapie der Blutflüsse vorbringt, ist gröfstentheils vortrefflich, und wird jeden, durch Erfahrung und Studium gebildeten, Arzt befriedigen. Nur fällt es auch hier auf, wie wenig das gegen Anastomose vorgeschriebene Heilverfahren wesentlich verschieden sey von dem, welches gegen Secretion vorgeschrieben ist. Auch unterschreiben wir das meiste, was er über örtliche Behandlung sagt. Unsere Ansicht weicht zwar auch hiebey in einigen Puncten von der des Vfs. ab; aber es scheint uns, als wenn hier ein Einverständniss nicht fern liege. Nur in Betreff der Wirkungen der Kälte und Wärme sind wir sehr verschiedener Meinung, und es scheint uns, dass des Vfs. brownsche Ansichten darüber nicht durchaus mit seiner Theorie zusammen passen; daher man denn auch einigemal sehr dadurch überrascht wird.

Zum Schluss noch einige allgemeine Bemerkungen. — Hn. *M's.* Werk, welches bey den einzelnen Blutflüssen sogar das, als bekannt vorauszusetzende Anatomische weitläuftig abhandelt, bekommt dadurch, und durch die Menge von ausführlichen Exempeln, die freylich von vieler Belesenheit zeugen, eine widrige Weitläuftigkeit, für die man sich doch eigentlich durch nichts entschädigt sieht. Das Buch steht etwa mit den Trnka de Krzowitzschen Schriften in gleicher Linie, nur dass die Citate richtiger sind. Als Repertorium kann es seinen Nutzen haben, nur nicht in einer ungeschickten Hand. — Aber noch weit ermüdender ist die ganz unbeschreibliche, leere Weitschweifigkeit des Hn. *W.*, der, die langen Überschriften ungerechnet, gemeiniglich erst drey, viermal mit breiten Worten vorherverkündigt, wovon er nun zu reden anfangen wolle, und dann am Ende nochmals auf zwiefache Weise wiederholt, was er nun gesagt habe. Wenn er so fortfährt, möchte das Buch leicht auf ein Dutzend Bände anwachsen können. Zugleich reizt er durch seinen, ganz in des von ihm hochverehrten, und selbst in Druck und Form nachgeahmten, *Röschlaubs* Manier angestimmten, schneidenden und absprechenden Ton gegen manche verdienstvolle und wackere Männer, die diess auf keine Weise verschuldet haben, den Unwillen jedes rechtlichen Lesers, und fällt noch obendrein häufig in dieselben Fehler der Unbestimmtheit und des Widerspruchs, die er so schmählich an anderen rügt. Auch fehlt es ihm im Ganzen sichtbar an literarischer Bildung. Hn. *Sp.* Werk ist geeignet, Epoche zu machen, und verdient in jedes denkenden Arztes Händen zu seyn. Die unverkennbare literarische Bildung des Vfs. und sein humaner Ton geben dem Buche noch einen Werth mehr. — Druck und Papier sind bey allen drey Schriften recht gut.

*—

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Aloys Rudolph Vetter's*, der Med. Dr., ausübenden Arztes zu Wien u. s. w. *Aphorismen aus der pathologischen Anatomie.* Mit dem Bildnisse des Vfs. 1803. 341 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

In der Einleitung zeigt der Vf. das Mangelhafte unserer Sinne in Rücksicht der Beobachtung des krankhaften Zustandes des Körpers. Oft fällt die Verschiedenheit der Grundmischung in die Augen, ohne dass die Form der Theile verändert erscheint. Die Eintheilung der Krankheiten in Rücksicht ihrer Entstehung in *immutationes plasticas* und *immutationes passivas*, halten wir für sehr willkührlich und unzulänglich. Um bey Leichenöffnungen die beym Leben vorhanden gewesene Entzündung gehörig beurtheilen zu können, müssen wir auf die Lage der Leichname Rücksicht nehmen, da das Blut vermöge seiner Schwe-

re sich in die Tiefe senkt, welches man z. B. sehr schön bey den Lungen sieht, wo der hinterste Theil von der Rückenlage oft ganz entzündet erscheinet. Besonders muss man auch auf die Veränderung achten, welche die einzelnen Organe durch die Entzündung erleiden, indem einige härter, andere hingegen schwammichter dadurch werden. In mehreren Theilen des Körpers, besonders aber in den Lungen, findet man unächte Eitergeschwülste (*Pseudoabscessus*), die in einem eigenen, von der Pseudomembran gebildeten Sacke eingeschlossen sind, unter welchem die Theile gesund erscheinen. Nicht selten entstehen *hydrops acutus*, Verhärtung oder Verengung als Folgen der Entzündung. Alle diese Veränderungen werden aber nicht stets, wie Hr. *V.* im §. 41 sagt, von einer vermehrten Thätigkeit der Gefäfse hervorgebracht, sondern finden vielleicht eben so häufig bey Entzündungen mit dem Charakter des Typhus statt, die der Vf., wie man fast vermuthen könnte, nicht zu kennen scheint, da er §. 43 das Wesen der Entzündung, die Ursache mag seyn welche sie wolle, in einer vermehrten Thätigkeit der Gefäfse setzt. Die kränklichen Veränderungen, die nicht von der Entzündung abhangen, theilt der Vf. in Entstellung (*Deformatio*), und Entartung (*Degeneratio*): erstere betrifft die Form, z. B. widernatürliche Gröfse, Kleinheit, Anzahl u. s. w., letztere den inneren Bau der Theile. Von den Entartungen handelt Hr. *V.* die Krankheiten des Zellgewebes zuerst ab. Bey gewissen Balggeschwülsten nehmen die benachbarten Theile, z. B. Häute, Muskeln, Knochen, Gefäfse und Nerven Antheil, und es entsteht eine neue Organisation, welche Krankheit man *Transsubstantiatio* nennen könnte. Die Verwandlung der Muskeln in eine Wallrath ähnliche Masse sah er zweymal, wo in beiden Fällen eine langwierige Lähmung der Theile vorausging. Zu dem krankhaften Festwerden rechnet derselbe auch die Erscheinung, wenn Säfte, die im gesunden Zustande als gasartige Dünste im Körper vorhanden sind, sich in eine tropfbare Flüssigkeit verwandeln, wodurch Wassersuchten entstehen. Das Irrige dieser Hypothese ist zu auffallend, als dass wir uns mit der Widerlegung derselben lange zu beschäftigen brauchen, da ein gasartiger Dunst weder in der Natur, noch in irgend einem guten Lehrbuche der Physik existirt. Das ganze vierte Hauptstück des ersten Abschnittes enthält eine tabellarische Übersicht der vom Vf. angegebenen Eintheilung in schnell und langsam entstehende Veränderungen. Der in drey Hauptstücke getheilte zweyte Abschnitt handelt von den kränklichen Veränderungen der Brusteingeweide. Der Herzbeutel wird nach vorhergegangener Entzündung oft so mit gerinnbarer Lymphe angefüllt, dass bey Eröffnung desselben das ganze Herz in Eiterung übergegangen zu seyn erscheint. Nicht blofs an der äufseren Oberfläche des Herzens, sondern in einem Falle so gar an der inneren Fläche, sah er Eiterung und Brand. Zweymal fand er eine beträchtliche Erweiterung des Herzens ohne aneurismatische Ausdehnung. Die polypenartige Gerinnung im Herzen, findet man um so häufiger und ansehnlicher, je länger der Todeskampf ist. Bey einer alten Frau, die sechs und funfzig Stunden sterbend lag, waren das Herz und alle Arterien, bis auf die kleinsten der Gliedmassen nach mit Polypen angefüllt. Wahre Polypen hält Hr. *V.* für eine sehr seltene Erscheinung, die er nie selbst gesehen. Die dritte Art der Lungenentzündung des Vf., deren Sitz er in der Höhle der Luftröhre und ihren Zweigen bestimmt, gehörte gewifs nicht zu den eigentlichen Pneumonien, sondern ist eine wahre Entzündung der Luftröhre, die zwar sehr häufig mit der eben genannten Krankheit verbunden seyn kann, allein nicht selten für sich ganz allein besteht. Aufser bey den Masern, Scharlach oder Friesel sieht man sie sehr häufig bey den Blattern. Dreymal sah Hr. *V.* die Tracheitis in Eiterung übergehen. Sehr richtig unterscheidet derselbe die Eiterung der Lungen, welche auf eine vorhergegangene Entzündung folgt (*Ulcus pulmonum*), von der eigentlichen Schwindsucht (*Tabes pulmonalis*), wo man in dem krankhaften Theile der Lungen mehrere in Eiterung übergegangene Knötchen findet. Mit dieser *Tabes pulmonalis* muss man nicht die *Phtisis tuberculosa*, die in einer Anschwellung der *Glandularum bronchialium* besteht, verwechseln, die auch nach Rec. Erfahrung vorzüglich bey scrofulösen Personen beobachtet wird, deren Drüsen am Halse und unter den Achseln geschwollen sind. Rec. bewahrt in seiner Sammlung ein hieher gehöriges Präparat, wo bey einem zwey und zwanzig jährigen Mädchen, die an dieser Krankheit starb, auch die Thymus bis zu einer ungeheuern Gröfse angeschwollen war. Verknöcherungen des Brustfelles verursachen zwar im Allgemeinen keine üblen Zufälle, doch trifft man hier ein Paar Fälle, wo sie Convulsionen und den Tod bewirkten. Abscesse des Mittelfelles öffnen sich nicht gegen die Brusthöhle, sondern gegen aufsen durch das Brustbein. Zuweilen findet man widernatürliche Öfnungen im Zwerchfelle, wodurch mehrere Eingeweide des Unterleibes in die Brusthöhle heraufsteigen, wobey das sonderbarste ist, dafs oft die Gesundheit durchaus nicht dadurch leidet. Entzündung des vordern Theiles des Bauchfelles erstrecken sich nicht leicht bis in die Bauchmuskeln, da hingegen, wenn der hintere Theil davon ergriffen wird, der *Psoas* und *Iliacus internus* mit Theil daran nehmen. Beym Kindbetterinnen-Fieber ist vorzüglich der Theil dieser Haut entzündet, welcher die Gebärmutter überzieht, und die breiten Mutterbänder bildet. Alles, was der Vf. §. 163 — 167. über die Peritonitis sagt, ist sehr gründlich, und vom Rec. durch viele Leichenöffnungen wahr befunden. Die frieselartigen Bläschen, welche der Vf. bey der Peritonitis bemerkte, haben auch wir bey dieser Krankheit beobachtet, die man aber nicht mit den Bläschen verwechseln muss, welche bey einigen chronischen Krankheiten des Unterleibes, z. B. bey der Bauchwassersucht, vorkommen. Zuweilen wird das Bauchfell bey chronischen Krankheiten so weich und sulzig, dafs es zerfliest, manchmal aber so verdickt und hart, dafs man es kaum zerschneiden kann. Wasser-

suchten bieten nicht selten beide Erscheinungen dar. Bey der Leichenöffnung eines alten Mannes, den wir anderthalb Jahre hindurch an einer, mit Trommelsucht verbundenen Wassersucht behandelten, die auf eine Entzündung des Darmfelles folgte, fanden wir diese Haut über einen Zoll verdickt, wodurch die darunter liegenden Gedärme gleichsam als mit einer Kruste bedeckt wurden. Durch den Druck benachbarter Anschwellungen kann der Magen auch ohne Entzündung zerrissen werden. Der Skirrhus des Pförtners kommt sehr häufig vor, und nach des Vfs. Erfahrung vorzüglich bey Weibern zu der Zeit, wo ihre monatliche Reinigung zu fliessen aufhöret. Die in einer Note mitgetheilte Erklärungsart des Vf. dürfte wohl wenig Beyfall finden, da sie erstaunend gesucht ist. Der eigentliche Sitz der Krankheit ist in dem Zellgewebe, welches die äussere Fläche der Nervenhaut mit den Muskelfibern verbindet. Sehr interessant sind die Beobachtungen des Vfs. über die Erweiterung und Verengerung dieses Organes, über die Lage desselben u. s. w. Gegen die im §. 206 geäusserte Vermuthung, dass bey manchen Brüchen der Brand ohne vorhergegangene Entzündung entstehe, hegen wir grossen Zweifel; wenigstens ist die schnelle Entstehung desselben, und der Mangel der Symptome der Entzündung bey der Leichenöffnung, kein Beweis dafür. Bey Anschwellungen der Leber sind die Venen des Mastdarmes nicht so durchgängig ausgedehnt, als es die Meinung der meisten Ärzte ist. Bey der Ruhr ist die innere Oberfläche des Mastdarmes entzündet, und die abgesonderte coagulable Lymphe bildet die Pseudomembranen, welche stückweise abgehen. Eine besondere Art von Verhärtung der Gedärme besteht darinn, dass die darauf herumkriechenden Milchgefässe mit einer festen, fettähnlichen Substanz angefüllt sind, und wie ausgesprützt erscheinen. Sehr umständlich schreibt Hr. *V.* von den Krankheiten der Leber, Gallenblase und Milz; und seine Erfahrungen über Abscesse, Bläschen, Knoten, Skirrhen und andere Krankheiten des ersteren Organes sind sehr interessant. Bey den Krankheiten der Gallenblase wird auch von den Gallensteinen sehr gut gehandelt. Die Milz wird durch die Entzündung schwammicht, und verdickt sich; einen eigentlichen Skirrhus dieses Organes sah Hr. *V.* nie. Entzündungen der Nieren gehen sehr leicht in Eiterung über, wodurch die Substanz derselben so zerstört wird, dass zuweilen nichts als die Haut übrig bleibt. *Hewsons* Bemerkung, dass die sogenannten *Acephali* kleine Obernieren haben, fand Hr. *V.* durch Erfahrung bestätiget. Durch die Entzündung der Blase wird eine Haut gebildet, welche der flockigen Haut der Gebärmutter ähnlich ist. Ob eine Eiterung der Blase Jahre lang, wie der Vf. versichert, dauern könne, darüber fehlt es uns an Erfahrung; doch haben wir einen sehr merkwürdigen Fall bey einer Frau erlebt, die ein ungeheures Steatom am linken Eyerstocke hatte, wodurch der Abfluss des Urins fast gänzlich behindert wurde, mit welchem beständig eine dem Eiter ähnliche Materie ausfloss; und doch zeigte die Leichenöffnung keine Spur von Entzündung oder Zerstörung der Substanz der Blasen. Die Entstehung der Bauchwassersucht erklärt sich der Vf. dadurch, dass er glaubt, die Lebenskraft des Körpers sey nicht im Stande, jenen Wärmestoff gehörig zu binden, welcher die in dem Raum der Bauchhöhle beständig ausdünstende Lymphe in ihrem gasartigen Zustande erhält: Letztere verwandelt sich also in tropfbare Flüssigkeit, und wenn nun die Wirkung der Saugadern nicht in gleichem Masse vermehrt wird, so sammelt sich dieselbe allmählich in der Höhle des Unterleibes. Dieser Hypothese widerspricht folgendes: Erstlich nämlich ist nicht bey jeder Bauchwassersucht die Lebenskraft geschwächt, da seltnere Erfahrungen lehren, dass es auch sthenische Wassersuchten giebt, und zweytens ist eine ausdünstende gasartige Lymphe etwas, wovon wir schon vorher gesagt haben, dass es in der Natur nicht existire. Ob die Trübheit des Wassers bey der Bauchwassersucht vorzüglich durch Entzündung des Bauchfelles, welches die Gedärme bedeckt, hervorgebracht werde, bezweifeln wir sehr; wenigstens geschieht, es gewiss nicht allein dadurch. Das Ansehen des Wassers ist bey dieser Krankheit in vieler Rücksicht so unendlich verschieden, dass dieses gewiss nur durch mehrere, leider uns unbekannte, animalisch-chemische Processe geschehen kann. Die Entstehung des *Hydrops Peritonaei*, welche zuerst *Achholz* im Jahre 1581 beschrieb, erklärt sich Hr. *V.* durch eine Entzündung in der Gegend zwischen den Muskeln und dem Bauchfelle, worauf eine Ergiessung eines eiterförmigen Stoffes, und nachher auch wässeriger Feuchtigkeiten folgt. Bisher ist diese Krankheit bloss bey Weibern beobachtet worden.

M. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Marburg* in der akadem. Buchh.: *Das Schlangenbad*, von *Heinrich Fenner*, Brunnenarzt daselbst. 1806. 52 S. 8. (6 Gr.). Gebührt dem Schlangenbade auch nicht eine Stelle neben mehreren wirksameren Gesundheitsquellen Deutschlands, so verdient es doch wegen einiger Heilkräfte öftere Empfehlung. Schon vielfältige Erfahrungen haben die Wirksamkeit des äusseren Gebrauchs dieses so äusserst leichten, geschmeidigen und lauwarmen Wassers besonders in solchen rheumatischen und gichtischen Übeln, welche noch nicht zu sehr veraltet, noch nicht zu tief eingewurzelt, nicht das Eigenthum bejahrter, entnervter Personen waren, bey Lähmungen, die nach dem Vf. Product eines auf die Nerven abgelagerten, arthritischen rheumatischen, oder eines zurückgetretenen exanthematischen Stoffes waren, bey dem Hysterismus; bey mancherley Fehlern der weiblichen Periode hinlänglich verbürgt. Aber auch als Trinkwasser ist das Schlangenbad von nicht geringem Nutzen; zu bedauern ist es daher, dass diese Anwendungsart in neuern Zeiten so sehr vernachläsiget worden. Sehr zweckmässig würde es seyn, wenn es in sthenischen Entzündungskrankheiten, vorzüglich in sthenischen Pneumonieen, in anhaltenden Katarrhen, bey krampfhaften Blutflüssen, bey einer, mit periodischem Lungenkrampf verbundenen Engbrüstigkeit, in mehreren, bey Hypochondristen von allzugrosser Empfindlichkeit des Magens erregten Übeln, bey Hartleibigkeit, bey beschwerlichen Harnflüssen, selbst bey dem, durch Gries und Sand hervorgebrachten Krampf der Urinwerkzeuge häufig getrunken würde. Kurz ist zwar die Darstellung der eigenthümlichen Vorzüge des Schlangenbades in dieser für Ärtzte und Nichtärzte bestimmten Schrift; der Vf. verspricht jedoch, ein vollkommeneres Gemälde desselben in seinem Journal über Deutschlands Gesundbrunnen und Bäder zu liefern.

— ea —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Henrichs: *Lettre critique de F. J. Bast*, Secretaire de la légation de S. A. S. Monseigneur le Landgrave de Hesse à Paris, et conservateur designé de la bibliothèque de la cour à Darmstadt, à Mr. *J. F. Boissonade sur Antoninus Liberalis*, *Parthénius et Aristénète*. 1805. 254 S. 8.

Über den *Antoninus Liberalis* und den *Parthenius* zu arbeiten, veranlasste den gelehrten Vf. eine treffliche Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Paris; über den *Aristänetus*, von dem er eine vollständige Bearbeitung schon im Jahre 1796 angekündiget hat, und jetzt von Neuem ankündiget, die letzte Wiener Ausgabe des *Polyzoes Kontu*. Die Handschrift, eine im Vatican eroberte Heidelberger, früher von *Friedrich Sylburg* und *N. Mieg* beschrieben, beschreibt der Vf. sorgfältiger und fruchtbarer als diese, indem er sie mit den, grössten theils aus ihr allein geschöpften, Ausgaben der darin enthaltenen neunzehn Schriften vergleicht, und durch eine Genauigkeit, die auch der ehren muss, wer sie auf Besseres verwandt wünschen möchte, viele und dankwerthe Berichtigungen, hin und wieder auch Ergänzungen, zu Tage fördert. So besonders zu dem anonymen Periplus des schwarzen Meeres und des mäotischen Sees, der aus einer flüchtigen Abschrift des *Salmasius* in die Gronovische und Hudsonische Sammlung aufgenommen ist, und meist übereinstimmt mit den Fragmenten der metrischen Periegesis des *Scymnus* von Chios, welche *Lucas Holstenius*, wie der Verfasser durch gründliche Widerlegung der Gegengründe des *Dodwell* wahrscheinlich macht, zum Theil erst aus eben *diesem* Anonymus gezogen und in Jamben gebracht hat, auf die nämliche Weise, wie *Hoeschel* ein grösseres Fragment desselben *Scymnus* aus dem *Marcianus Heracleensis*. (Beyläufig eine Erläuterung des Orientalisten *Quatremère* über den persischen Namen des Euphrates, der *Xaraudas*, nicht aber *Zarandas* zu schreiben sey, und *Königsfluss* bedeute; und eine Kupfertafel mit Beyspielen von den vielfach missverstandenen Zahlzeichen der Handschrift.) Ferner zu dem Arrianischen Periplus des schwarzen Meeres, zu des *Philo* von Byzantium περὶ τῶν ἑπτὰ θεαμάτων, zu des *Hesychius Illustris* πάτρια Κωνσταντινουπόλεως, zu des *Phlegon* von Tralles περὶ θαυμασίων ἱστοριῶν (zuerst herausgegeben von *Siegmund Gelenius*, Basel 1533; von *Leo Allatius*, Rom 1640; von *Joh. Meursius*, Leiden 1613; von *Wilh. Xylander*, Basel 1568); auch zu den ἱστορίαι θαυμάσιαι des *Apollonius Dyscolus* und der ἱστοριῶν παραδόξων συναγωγή des *Antigonus* von Carystus. Von S. 63 folgen Bemerkungen über den *Antoninus Liberalis* (worauf eine in den Ausgaben fehlende, nicht unnützliche Übersicht der Kapitel), von S. 168 über den *Parthenius*, von S. 209 über die erwähnte Ausgabe des *Aristaenetus*: Bemerkungen, die der Vf. nicht für so bedeutend hielt, dass er um ihretwillen eine neue Ausgabe hätte veranstalten dürfen, und die er, um frey abschweifen zu können auf Dinge, die nicht gerade seine Autoren angehen, in Gestalt eines kritischen Briefes mittheilt (S. 62). Rec. liebt die kritischen Briefe nicht: unter den vielen Missbräuchen, welche die, überall öfter verunglückte als geglückte, Briefform bey Alten und Neuen erlitten hat, hält er den kritischen für einen der schlimmsten, als der von Seiten des Empfängers und der Leser die meiste Gutmüthigkeit in Anspruch nimmt; aber er gesteht auch, dass Mittheilungen von dem Gehalte dieser verlangen dürfen, in jeder Gestalt willkommen zu seyn.

Die Anmerkungen berichtigen theils den Text, theils erklären sie ihn nach Worten und Sachen, oft mit Hülfe noch nicht verglichener Handschriften oder noch nicht herausgegebener Scholiasten und Lexicographen, wie sie die pariser Bibliothek dem Fleisse des Vfs. in Menge darbot. Lexica allein führt er neun an; darunter den *Grammaticus Sangerman.*, und des *Phrynichus* παρασκευὴ σοφιστική, welche beide er zu bearbeiten verspricht, sobald er sich der alten Literatur wird ganz ergeben können. Unter den Fragmenten, die aus solchen Quellen gewonnen sind, ziehen den Rec. am meisten diese Verse des Komikers Theophilus an, die ein vaticanischer Scholiast des Dionysius Thrax erhalten hat:

— καὶ τί φημὶ καὶ δρᾶν βούλομαι;
προδοὺς ἀπιέναι τὸν ἀγαπητὸν δεσπότην,
τὸν τροφέα, τὸν σωτῆρα, δι᾽ ὃν εἶδον νόμους
Ἕλληνας, ἔμαθον γράμματ᾽, ἐμυήθην θεοῖς;

(Den ersten Vers möchten wir, mit Benutzung der von Hn. *Bast* geänderten Lesart des Manuscriptes, καὶ τι δρὰν (*sic*), also ergänzen:

καίτοι τί φημι καὶ τί δρᾶν βουλεύομαι;).

Von schwächlicher Natur ist ein erotisches Liedchen S. 98 and 112, noch schwächer ein Epigramm S. 208. Die Digressionen verbreiten sich am liebsten über grammatische Gegenstände, über Accentuation (z. B. der Deminutiva auf υλος, υλλος und υλις, und des Con-

junctivus zusammengesetzter Verben S. 31. 201), über Rechtschreibung, Wortbildung (ἀμυχής z. B., und ἀνεικοτολαλεῖν, und die auf ἀνά und ἀπό zugleich zusammengesetzten Verben werden mit Recht für verdächtig erklärt, ὀλισθάνειν aber und ἐπιμάλλον für echt, S. 48. 58. 89. 206. 147), Wortfügung, Kunstwörter (ῥῆμα αὐθυπότακτον S. 90 ff., ἀπόλυτος S. 94), Verwechselungen: seltener über antiquarische, wie S. 120 über das Tribunal des Metichus zu Athen, S. 141—146 über das Geräth alter Barbiere, S. 154—159 über die Adonisfeste, gegen die Annahme von *Böttiger*, dass die Adonisgärten wächserne Früchte getragen hätten. Dieser grammatisch-antiquarische Theil ist vielleicht der gelungenste des Briefes: durch Kritik, wenn wir nicht irren, glänzt der Vf. überall weniger als durch Belesenheit, zumal in den Autoren späterer Zeit, und in den Philologen, und durch Bekanntschaft mit Codd. und Ineditis. Das Verkehr mit diesen todten Orakeln mag Gelehrsamkeit eintragen, aber es mag auch die Unbefangenheit des Urtheils gefährden und die Lebendigkeit des Gefühles, ohne welche die weitschichtigste Gelehrsamkeit Stoff ist ohne Seele.

Wir haben die Genauigkeit des Vfs. gerühmt: ungern setzen wir hinzu, dass sie bisweilen ungleichmässig, in Auszeichnung der Lesart aus dem Cod. zu weit geht, in der Beurtheilung aber, auch wohl in der Erklärung, nicht weit genug. Anzumerken, wie oft der Cod. ein ν ἐφελκυστικὸν an der unrechten Stelle habe (S. 104. 108. 166. 177. 183), oder an der rechten (S. 128. 151. 160. 165), wie oft er Einen Spiritus habe statt des anderen, (ἀλώμενος statt ἀλώμενος S. 172, ἄλη statt ἄλη S. 175, Ὠρίωνα statt Ὠρίωνα S. 197), oder einen Accent, der in den Ausgaben nur durch grobe Unachtsamkeit hat ausfallen können (αἳ ἐφύλαττον statt αἱ ἐφύλαττον S. 115), oder Lesarten, die sich theils dem ersten Anblick als Schreibfehler verrathen (wie S. 185. *Parthen.* Kap. 9: εἰ μὴ ὀμόσειεν ὑπηρετήσειεν αὐτῇ statt ὑπηρετήσειν und μιμνήσκεται — καὶ πολλὰ καθικετεύειν αὐτὴν οἰκτείρειν statt καθικετεύει, und S. 195. Kap. 18: εἰς Μιλήτου statt εἰς Μίλητον), theils schon in den Ausgaben angeführt und berichtiget sind (wie die eben erwähnten in des *Thom. Gale Historiae poeticae scriptor.*, wo auch bereits zu finden ist, was hier in demselben *Parthenius* zu Kap. 2 über τε beygebracht wird, zu Kap. 4. über ἀνῴμωξεν, zu Kap. 8 über ἀνεῖλεν und κέλευεν, zu Kap. 19 über πολλὰς τε ἄλλας, zu Kap. 21 über ἐκ, zu Kap. 23 über δέ, zu Kap. 32. über λανθάνοντες) — diess dünkt uns übergenau und nicht sonderlich nützlich. Dass im Gegentheil manche Bestimmung des Sinnes hätte schärfer gefasst, mancher Vorschlag zu Änderung oder Nichtänderung reiflicher erwogen werden können, davon nur einige Beyspiele.

Ἀνάπαυλή τις zuvörderst, worin der Vf. S. 46. des Manuscriptes ἀναπαύλησις verwandelt, erwarteten wir nicht von einem Gelehrten, der den Accenten sonst so löbliche Aufmerksamkeit schenkt (S. 116. 135. u. f.). — S. 56 hat *Xylander* aus des Manuscriptes τὰ τῶν μυῶν ητα (*sic*) ἥπατα zur unglücklichen Stunde τὰ τῶν μυῶν τὰ ἥπατα gemacht, verkennend, dass ητα ein blosser, von dem Schreiber selbst durch Nicht-Accentuirung verworfener, Ansatz zu ἥπατα ist, wie umgekehrt Kap. 26 (παῖδα μὲν Κήϋκος, ἴτυποσ' νέον δὲ καὶ καλόν) das im Manuscripte ebenfalls notirte ἴτυπος, woraus man, zu des Verf. Zufriedenheit S. 126. ἐκτόπως gekünstelt hat, dem Rec. nichts anderes zu seyn scheint, als die fehlerhafte Wiederholung der letzten Sylben von Κήϋκος. Diese unsinnige Lesart missbilligt der Vf. nur darum, weil Antigonus von Carystus (dessen sind die Worte) von attischen Eleganzen nicht eben wisse: was er davon Anlass nimmt zu bemerken, dass die Wiederholung des Artikels mitunter zur Verschönerung einer Phrase beytrage, wie sich überall Beyspiele fänden, ist eine höchst unbestimmte, und, buchstäblich genommen, falsche Behauptung. In den wenigen Beyspielen, die angeführt werden (aus dem Plato τρία ἦν τὰ γένη τὰ τῶν ἀνθρώπων und τὴν τούτου ταυτηνὶ τὴν θαυμάστην κεφαλήν) sind die Artikel, wenn auch vielleicht unübersetzlich, doch nichts weniger als unnöthig. — S. 71: dass ἐφ' ὅσον ἂν ὁ δαλὸς διαμένοι vielleicht besser seyn *dürfte* als διαμένει, ist für das Gewisse allzu ungewisser Ausdruck. Den Cod. würden wir, ob ο oder ε zu setzen sey, hier so wenig befragt haben, als, ob οἶδες ἂν, oder εἴδες ἂν, S. 219. (wo, wir wissen nicht für wen, mit Beyspielen erwiesen wird, dass man sowohl εἴδες ἂν als ἴδοις ἂν sage.) — S. 74. zu *Antonin. Lib.* Kap. 3 (κἀκεῖνος ἔπεμπε ΤΕ καὶ πυροὺ καὶ ἄλλην τροφήν. Ποσειδῶν δέ —) befremdet die Vertheidigung des wunderlichen τέ: wer diese Partikel ändere oder streiche, nehme, befürchtet der Vf., dem Autor einen Ionismus, da ja Gregorius von Corinthus §. 26 (nicht 24) lehre, dass τέ bey den Ioniern abundire. Wir übergehen, dass der sogenannte ionische Dialect des Antoninus Liberalis kaum in etwas anderem sichtbar wird, als in einzelnen Flexionen, die ihm aus den ionischen Dichtern und Historikern, denen er nacherzählt, im Ohre geblieben seyn mögen, die auch guten Theils erst geflissentlich hineingeändert sind. Aber da eigentliche Abundanz überall nicht denkbar ist, so war vor allen Dingen zu suchen (wie auch *Koen* a. a. O. angefangen hat), welche halbverstandene Erscheinungen den Grammatiker irre geführt haben, und wie demnach seine Beobachtung zu begrenzen und zu verificiren sey. Nachsprechen des Unerwiesenen und Unlogischen führt uns zurück in jene Zeiten, die vergangen bleiben müssen, in denen man die griechische Sprache in ihrer Weite umfasst haben konnte, und dennoch vermuthen

Αὐτὰρ Δ' Αἰσονίδαο θεραίοθεν ἤλυθ' Ἄκαστος
ἀγχιστεύς· νηὸς γὰρ ἐπ' Ἀργώας ΤΕ γέγηθε —.

(Ungefähr wie uns vor Kurzem spanisch gesungen ward:

καὶ δ' ὑπερπωτῶνται, ἕπονται ἄρ τοὶ
κῶροι ἔρωτες).

Auf derselben Seite wird bemerkt, οἰκεῖν regiere auch den Genitivus: was schwer begreiflich ist.

le Beyspiele, die der Verfasser giebt, sind von *der* Art, dass der Genitivus nicht an dem Verbum οἰκεῖν hangt, sondern ganz gewöhnlicher Massen das Verhältniss des Ganzen zum Theile bezeichnet. Darum musste aus Kap. 11 nicht Πανδάρεως ᾤκει τῆς γῆς τῆς Ἐφεσίης angeführt werden, sondern vollständig Πανδάρεως ᾤκει τῆς γῆς τῆς Ἐφεσίας ἵν' ἐστὶ νῦν ὁ Πρίων: stünde kein ἵνα, so stünde kein Genitivus: *Pandareos wohnte, wo* (d. h. aus welchem Puncte, in welcher Gegend) *des ephesischen Gebietes jetzt der P. ist.* Und Kap. 20 τῆς λεγομένης Μεσοποταμίας περὶ (παρὰ zu schreiben, sehen wir keinen Grund,) Βαβυλῶνα ᾤκει *er wohnte von Mesopotamien um Babylon*; gerade wie Kap. 11 ᾤκει ἐν Κολοφῶνι τῆς Λυδίας, Kap. 17 ἐν Φαιστῷ τῆς Κρήτης, Kap. 37 εἰς Καλυδῶνα τῆς Αἰτωλίας, Kap. 41 ἐν Θορίκῳ τῆς Ἀττικῆς, und an unzähligen Stellen im Herodotus, z. B. 1, 18 ἐν Λιμενηΐῳ χώρης τῆς σφετέρης, und 1, 19 χώρης τῆς Μιλησίης ἐν Ἀσσησῷ.

Aus dem eben genannten Autor wird S. 75, um zu beweisen, dass Kap. 4 (καὶ αὐτὸς μέγιστα χαρίσασθαι τοῦτο τῇ πόλει) τοῦτο, wofür *Gale* und *Muncker* ταύτῃ gesetzt haben, beyzubehalten sey, und für διὰ τοῦτο stehe, dem *Wakefield* nachcitirt 2, 68: γλῶσσαν δὲ μοῦνον θηρίων οὐκ ἔφυσε οὐδὲ τὴν κάτω κινέει γνάθον, ἀλλὰ καὶ τοῦτο μοῦνον θηρίων τὴν ἄνω γνάθον προσάγει τῇ κάτω. Allein wenn dieses τοῦτο *idcirco* übersetzt wird, so kommt καὶ um alle, ἀλλὰ *fast* um alle Bedeutung: daher wir lieber in den Worten von ἀλλὰ an eine, wir denken nicht ungewöhnliche, Verschränkung erkennen, die sich, wenn wir aus dem speciellen Verbum ein allgemeineres herausnehmen, in diese zwey Sätze auflöset: *sondern auch diess thut es unter allen Thieren allein: es bringt* u. s. f. Mit den übrigen Beyspielen (nur noch Eins wird wörtlich, aber ausser dem Zusammenhange angeführt,) dürfte es ähnliche Bewandniss haben. Wären sie indess auch zuverlässig, so scheint doch an der hiesigen Stelle τοῦτο, und also auch dessen vermeinte Bedeutung schon darum unzulässig, weil τοῦτο leicht als Object zu χαρίσασθαι gezogen werden könnte, und so Verwirrung hervorbrächte.

In demselben Kapitel, wenn Apollo, seine Verdienste um die Stadt Ambracia rühmend, erzählt: er habe die Ambracier zum Aufstand gegen den Tyrannen Phaläcus gereizt, καὶ παρὰ τοῦτο πολλοὺς ἀπολέσθαι τὸν Φάλαικον, schlägt Hr. *Bast* vor, entweder οὓς πολλοὺς zu schreiben, damit der Gott sage, das Volk habe den Tyrannen getödtet, oder ἂν ἀπολέσθαι, damit der Sinn sey, *sonst* (*sans cela*) *würde der Tyrann viele Einwohner getödtet haben.* Der ersten Conjectur giebt er den Vorzug, fügt aber hinzu, es sey schwer, über solche Stellen ohne Hülfe der Handschriften zu entscheiden. So viel deucht uns, entscheidet sich leicht und ohne alle Hülfe, dass beide Conjecturen nicht bedeuten können, was sie bedeuten sollen, so lange nicht für ἀπολέσθαι gesetzt ἀπολέσαι, und dass die erste grundfalsch ist, da einige Zeilen nachher erzählt wird, Phaläcus sey von einer Löwin getödtet worden.

Von Bemerkungen, wie die gleich folgende (in den Worten οὐδενὸς αὐτὸν δυναμένου κατὰ δέος ἀνελεῖν könne δύνασθαι als gleichbedeutend mit θέλειν betrachtet werden,) sehen wir, aufrichtig zu reden, keine andere Frucht, als heillose Verwirrung der Begriffe. Hat ein Grammatiker dergleichen gesagt (wie hier Gregorius wenigstens das Gegentheil gesagt hat, nämlich θέλειν sey so viel als δύνασθαι): so werde sein Unverstand gerügt, nicht fortgepflanzt.

Analogiewidrig klingt, was zunächst behauptet wird: *faire la guerre à quelqu'un avec une chose* heisse zu Griechisch: πολεμεῖν τινὶ τινός: auf die Autorität einer Variante in der Wiener Handschrift des Aristänetus und einer nur wenig verschiedenen Stelle in den Briefen des Philostratus S. 924. Jene entzieht sich unserer Beurtheilung: diese ist σὺ δέ, οὐκ οἶδα τί παθών, σεαυτῷ πεπολέμηκας, ὦ ἀνδροφόνε τῆς κεφαλῆς. Die Worte ὦ ἀνδροφόνε hat Hr. *Bast* weggelassen, aber mit Unrecht; gerade an diesen hängt der zu erklärende Genitivus. Nachdem der Sophist, in seltsame Metaphern seltsam verliebt, kurz vorher das Abschneiden der Haare einen Mord genannt hat (οὐδ' αὐτὸς ΑΠΟΚΕΙΡΑΣ ἠνέσχετο· κλαίει γοῦν καὶ μεταγινώσκει ΤΩι ΦΟΝΩι ΤΩΝ ΤΡΙΧΩΝ) bleibt er nur im Bilde, wenn er den, der sich selber geschoren, einen Mörder seines Hauptes nennt. Dann aber braucht er die in Rede stehende Construction nicht *dans un sens un peu différent*, sondern gar nicht. Und welches wohl jener Sinn gewesen seyn möchte! — Gleich unerhört ist κατατοξεύειν πρός τινα, welche Wortfügung S. 82 vermuthet wird. Auch was S. 138 über ἀφικνεῖσθαι mit dem Genitivus gesagt wird, bedarf weiterer Bestätigung: das Zeugniss zweyer Lexicographen, von denen der Eine, sofort nachdem er es abgelegt, in Betreff derselbigen Sache gröblicher, und von Hn. *Bast* selbst gerügter Weise irrt, der andere dunkel, und daher nach Belieben verstanden ist, kann unmöglich den Ausschlag geben.

Bald nachher (ἀπεδείκνυεν — σύμπαντας Ἠπειρώτας ὑφ' αὐτοῦ κρατηθῆναι, ὅτε τὰς Γηρυόνου βοῦς συνελθόντες ἀφελέσθαι) würden wir nicht mit *Hemsterhuys* ἤθελον einschieben, sondern allein συνελθόντας statt συνελθόντες schreibend, ὅτε mit dem Infinitivus verbinden; wie beym Übergewicht der Obliquität zu geschehen pflegt. Z. B. im Herodotus: ὡς δ' ἐγερθῆναι τὸν Ἡρακλέα, δίζησθαι 4, 9: τὴν δέ, ἐπεὶ οἱ γενομένους τοὺς παῖδας ἀνδρωθῆναι, σφίσι οὐνόματα θέσθαι 4, 10: ὡς δὲ δόξαι σφίσι ταῦτα, — μάχεσθαι πρὸς ἀλλήλους 4, 11. oder, wenn Beyspiele aus einem späteren, und in denen ὅτε selbst vorkomme, verlangt werden: Philostrat. Heroic. p. 699 ὅτε δὴ τὸν Ἀχιλλέα πυρὰν νῆσαι und p. 724 ὅτε δὴ ξένον τοῦ Μενέλεω γενέσθαι αὐτόν, u. p. 727 ὅτε δὴ ᾆσαι ἄμφω ἐν Χαλκίδι. Vgl. *Coray* zum Heliodor. S. 185.

S. 19, dürfte eben so wenig καθ' ἥντινα πρόφασιν durch κατά τινα πρόφασιν erklärt werden. (S. *Hermann* zum Vigerus 32), als S. 81 πιέσας ταῖς χερσίν

übersetzt durch *lui presser la main.* — Die Änderung S. 106 ταῦτα μὲν οὐ τοῦ ἱκανοῦ μόνον, ἀλλὰ καὶ τοῦ ἱκανοῦ πέρα statt, ἀλλὰ καὶ τοῦ πάνυ (oder τοῦ πάνυ πολλοῦ) πέρα versteht Rec. nicht; ein Druckfehler ist unwahrscheinlich. — Dass πόλεμος ἕστηκε ἐνέστηκε und συνέστηκε ohne Unterschied gebraucht werde (S. 105), lässt sich von vornherein für falsch erkennen: mithin auch die Folgerung, dass man nicht müsse einen dieser Ausdrücke statt des anderen setzen wollen, ohne die Autorität einer guten Handschrift. Vielmehr muss man, wie sich diese Ausdrücke unterscheiden, ins Klare setzen, und mit dieser Klarheit zweifelhafte Stellen beleuchten, seyen sie gedruckt oder handschriftlich. Aber der Vf. ist nur allzu geneigt, von den Handschriften auch *das* Heil zu erwarten, das sicherer ausser denselben gesucht wird. So S. 82. *Antoninus* hat erzählt (Kap. 7.), wie den Anthos die Pferde aufgefressen, weil sie abzuwehren sein Vater und sein Diener nicht wagten, seine Mutter nicht vermochte. Nach der Handschrift fährt er fort κἀκεῖνοι μὲν ΟΤΠΩ τεθνῶτα τὸν Ἄνθον ἔκλαιον. Der Fehler ist offenbar, die Verbesserung (οὕτω) leicht und von Xylander längst gemacht: Hr. *Bast* urtheilt οὕτω *n'est pas trop mauvais, quoiqu'il ne soit pas nécessaire de changer* οὔπω. Oder auch S. 207, wo man lieset ἠρία ἐν Ἀΐδαο κατοιχομένοιο Κορύθου: Begriff und Gebrauch, aus dem Homerus allein vielfach zu belegen, fodern εἰς: Hr. *Bast* setzt aus der Handschrift ἐῖν. Neben diesem Festhalten am Alten fällt die Beweglichkeit auf, die bisweilen dergleichen Noten eingegeben hat: *on peut changer ce mot* (αὐτῷ) *en* αὐτό *ou* αὐταῖς, *ou, si l'on veut, le laisser et l'expliquer tant bien que mal* (S. 87), und *si on ne veut pas l'ôter* (ein καὶ), *il faut du moins ne pas le traduire* (S. 153). Indess regt sich diese selten: von der Anhänglichkeit an den Codex, selbst in dem, was darin offenbar von späterer Hand ist, zum Schluss noch ein Beyspiel. Kap. 28 lesen wir Ζεὺς ἐπιβάλλει Τυφῶνι τὸν Αἴτνην καὶ αὐτῷ φύλακα τὸν Ἥφαιστον ἐπὶ τῶν ἄκρων ἐφίστησιν· ὁ δ' ἐνερείσας τοὺς ἄκμονας αὐτοῦ τῷ τραχήλῳ διάπυρον ἐργάζεται μύδρον. Die Worte sind nicht dunkel: zum Überfluss erinnern die Ausleger an jene Verse des Tragikers:

> κεῖται —
> ἰπούμενος ῥίζαισιν Αἰτναίαις ὕπο,
> κορυφαῖς δ' ἐν ἄκραις ἥμενος μυδροκτυπεῖ
> Ἥφαιστος

und übersetzen *ferreas cudit massas*, und erinnern, ἐργάζεται sey ἐπ' ἄκμονι ἐλαύνει. Anders Hr. *Bast*. Weil Aelianus sage τὴν ναῦν λίθου ἐργάζεται, *und* weil in dem griechischen Kapitelverzeichniss des Cod. stehe: Τυφῶν εἰς διάπυρον μύδρον, so glaubt er, ἐργάζεται sey *tout bonnement* synonym mit ποιεῖ. Verkohlt kannten wir ihn wohl, den Himmelsstürmer (κεραυνῷ Ζηνὸς ἠνθρακωμένος); aber verschmiedet, und zwar auf einem Ambos, der dem Geschmiedet-werdenden auf den Nacken gesetzt ist, können wir ihn mit aller Anstrengung von *Bonhommie* kaum erreichen. —

Die Recension der Wiener Ausgabe des *Aristänetus* zeigt allerdings, was sie zeigen soll, dass dem Aristänetus damit wenig geholfen ist. Von seiner eigenen, längst vorbereiteten Ausgabe verspricht der Vf., nicht der Autor, den er gering achte, solle deren Verdienst ausmachen, sondern der Commentar, den er hinzuthun werde, und worin man eine Menge (*une foule*) neuer oder wenig bekannter Bemerkungen finden werde über die griechische Sprache im Allgemeinen, und über viele Stellen alter Autoren, die er aufmerksam gelesen habe, und die der Reichthum an Materialien, movon schon dieser Brief einen Begriff geben könne, ihn im Stand setzen werde zu berichtigen. Wer wünscht nicht so schönen Worten die baldigste Bethätigung! Ax.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Glarus* b. Freuler: *Lesebuch zur Bildung des Herzens und Übung der Aufmerksamkeit für Kinder in den Landschulen.* Nebst einem Anhange über die Schweiz, zum Besten der vaterländischen Jugend herausgegeben von *Joh. Rudolf Steinmüller*, Pfr. in Geiss im Appenzellerland. Vierte verbesserte Auflage. 159. S. Anhang: Das Wissenswürdigste von der schweizerischen Eidgenossenschaft u. s. w. (S. 32) 24 Kr. Von dem Beyfalle, den dieses Lesebuch erhielt, zeugt die viermahlige Auflage desselben. Rec. möchte sie nicht nur als eine Wirkung des gefühlten Bedürfnisses eines einfachen und wohlfeilen Schulbuchs für seine Gegend, sondern auch als eine Frucht seiner Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit ansehen. Der thätige Vf. besitzt das Talent, einer kunstlosen populären Darstellung in einem hohen Grade. Sein sicherer Tact für das Brauchbare und Praktische, der zwar nie dahin erhebt, neue Ansichten zn eröffnen, und eine orginelle Bahn zu betreten, bewahrt ihn vor allen unnützen Spitzfindigkeiten, und ausser dem Kreise seiner vorgesetzten Sphäre liegenden Abschweifungen. Gleich in der ersten Ausgabe dieses Buches hat sich dieser Tact für Schulbedürfnisse deutlich ausgesprochen. Der Inhalt ist ziemlich reichhaltig, bald auf Übungs- und Fertigkeits-, bald auf theoretische und historische Kenntnisse gerichtet. Der Vortrag abwechselnd, gewöhnlich in kurzen Sätzen, Prosa und Verse, Bibelsprüche und Reime. Alles freylich in einzelnen Bruchstücken, aber mannichfaltig, und wenn man bloss auf Unterhaltung, aber nicht auf innere Bildung, auf flüchtigen Reiz der Thätigkeit, nicht auf bestimmte Kraftentwickelung und feste Formen des Handelns, für das Wissen oder fürs Leben sieht, brauchbar für Landschulen. Diese Schrift gehört also, von den gewöhnlichen Gesichtspuncten aus betrachtet, zu den gelungenern Jugendschriften des Vfs., für die Zeit ihrer früheren Erscheinung. Da aber seit derselben die Pädagogik und mit ihr das Landschulwesen so bedeutende Fortschritte gemacht, der Kenntnissunterricht und der Unterricht in Fertigkeiten vollständiger getrennt, das Bedürfniss beider in einem weit grösseren Umfange erkannt, eine, theils aus der innern Natur des Gegenstandes, theils aus dem nothwendigen Gange der intellectuellen und moralischen Thätigkeit (die einander gegenseitig völlig entsprechen, und ausdrücken) hervorgehende Behandlung der Unterrichtsmittel als die einzig gründliche und zweckmässige Methode aufgestellt worden ist, so bedurfte diese Ausgabe eine Verbesserung, die sie nicht erhalten hat. Diess fällt um so mehr auf, da der Vf. selbst in der Vorrede sagt: „Ich fühle es zwar lebhaft, wie nothwendig eine völlige Umarbeitung des Ganzen gewesen wäre." Hätte er diesem Impuls gefolgt, und sich zu einer höhern Ansicht der Jugendbedürfnisse in Schulen wirklich erhoben, so hätte er etwas vorzügliches liefern können, und den Vorwurf einer unnöthigen Auflage eines von anderen übertroffenen Schulbuchs vermieden. Er verspricht indess ein paar ganz neue Schulbücher, worauf Rec. begierig ist. Vom A B C-Buche hat Rec. noch nichts erblickt. Der Anhang verdient Dank. Eine Karte des Schweizerlandes nebst Erklärung wäre dabey zweckmässig gewesen.

L. M. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Paris, b. Nicolle: Φιλοστράτου Ἡρωϊκά. *Philostrati Heroica*, ad fidem codd. mss. 9 recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit *J. Fr. Boiſſonade.* 1806. IV u. 662 S. 8. (bey Reclam in Leipzig 6 Thlr.)

Hr. *Baſt* richtet ſeine Epiſtel an Hn. *Boiſſonade*, und verheiſst ihm für ſeinen damals noch nicht erſchienenen Philoſtratus einen Ehrenplatz unter den Helleniſten: Hr. *B.* dedicirt dem Hn. *Baſt* ſeinen Philoſtratus, und begrüſst ihn, der ſich ſelber einen bloſsen Liebhaber griechiſcher Literatur nennt, als einen, der leichtlich unter die vornehmſten Kritiker gezählt werden könne. Aber nicht allein in dieſem Wettſtreit der Höflichkeit vernimmſt du den Einklang der Geiſter: an welchem Ort ihrer Werke du zuhören magſt, tönt er dir lauter, leiſer, ſo daſs ziemlich alles, was in der Epiſtel dir lieb oder unlieb geworden iſt, in der Ausgabe von Neuem deine Freude oder dein Bedauern erregt. Bey der Wahl des Stoffes dieſelbe Vorliebe für Autoren, denen beſondere Aufmerkſamkeit kaum zu gönnen iſt, ſo lange deren wahrhaft claſſiſche bedürfen und darben: bey der Bearbeitung des Stoffes dieſelbe Neigung, lieber zu ſammeln als zu ordnen, lieber Autoritäten abzuhören als ſelbſt Autorität zu werden. Irren würde, wer an ſolcher Arbeit die vielfache Verdienſtlichkeit verkennen wollte, oder ihres Urhebers regem Fleiſse und ausgebreiteten Kenntniſſen die Achtung verſagen: irren aber auch, wer ſie für etwas höheres nähme als eine Vorarbeit, die dem verſtändig Gebrauchenden Mühe u. Zeit erſparen kann.

In der kurzen Vorrede giebt der Herausgeber Nachricht von ſeinen Handſchriften und übrigen Hülfsmitteln, von jenen dürftige, und entſchuldiget den Mangel eines Regiſters mit der Beſchränktheit des Raumes, den Mangel einer Abhandlung über des Autors Plan und Quellen mit ſeiner Unwiſſenheit. Die Schutzrede für den abentheuerlichen Sophiſten befriediget nicht: der Waidſpruch:

Il ment, mais il fait plaire; il ment mais en grand homme

paſst auf den Philoſtratus ſo wenig, als auf den Homerus.

Dem Texte, der correcter ſeyn ſollte (gleich in der erſten Zeile ein Druckfehler), ſteht die lateiniſche Überſetzung des *Steph. Niger* gegenüber, an einigen Stellen berichtiget und der geänderten Lesart angepaſst. Die aus zwey Codd. geſammelten Scholien ſind den Anmerkungen eingemiſcht, weil ſie dem Herausgeber ſelbſt nicht wichtig genug ſchienen, um unter dem Texte die Augen des Leſers abzuziehen: ſie beſtehen gewöhnlich in dürftigen Worterklärungen. Die Anmerkungen (von S. 273 an) ſind gröſstentheils ſolche, die von Wörtern und Redensarten des Textes die Bedeutung und Conſtruction, oft die gar nicht unbekannte, angeben und theils mit Parallelſtellen, meiſt aus ſpäteren Autoren, theils mit Verweiſungen belegen: ſelten neu, aber brauchbar als Nachtrag von Autoritäten für die Wörterbücher, denen es daran noch ſo häufig fehlt. So — um auszuziehen, was ſich von dieſer Art in dem erſten Drittheil des Ganzen irgend erhebliches findet. — ἄγασθαι mit dem Accuſ. und Dat S. 380; ἀδικεῖν in dem von *Heindorf ad Platon. Lys.* §. 8 berührten Gebrauche S. 345; αἴτιον δέ ohne folgendes γάρ S. 346; ἀποδίδοσθαι *verkaufen* S. 288; ἀφιέναι *in die See gehen* 281; βάλλειν für κεραυνῷ βάλλειν 359; βασανίζειν 341; βεβηκέναι von dem Ruhen der Statue auf ihrem Geſtell 371; βιοῦν von Pflanzen 359; τὰ ἐκ τῆς γῆς 291; διαγράφειν *beſchreiben* 374; διορᾶν 341; ἐκείνῃ *dort* 355; τὸ ἐμόν für ἐγώ 296, ἐξαλλάττειν für ἔρχεσθαι 336; ἐπαίρειν für ἀναπείθειν 347; ἐπέχειν *einnehmen* 356; ἐπὶ mit dem Genit. *zur Zeit* 353; ἐφ᾽ ᾧ *weſshalb* 370; ἐπισιτίζεσθαι 306; ἐπιτηδείως ἔχειν 358; ἐπιτίθεσθαι *ſich über etwas machen* 343; ἑρμηνεύειν 303; εὐήθης 338; θαρσεῖν für ὑπομένειν 364; κατὰ θεόν 334; θεωρεῖν τι πρός τι 348; θηρίον 321; θρύπτεσθαι 337; ἱκανῶς ἔχειν 350; ἱλαρός 316; ἴουλος 374; καθαρεύειν 339; καταβάλλειν *zahlen* 386; κατασχεῖν *anlanden* 334; ἐν κόσμῳ 359; ἐν μειρακίῳ *in der Jugend* 348; τὸ μέτριον 376; μήτηρ uneigentlich 346; ξένος als Benennung eines jeden, deſſen Name unbekannt iſt 274; παρά mit dem Accuſat. *während* 314; παρακούειν 386; παραλλάττειν *verſchieden ſeyn* 357; περιβάλλειν *umarmen* 382; περιεῖναι 304; περιτρίβειν 372; τὰ ἐν ποσίν 280; εἶναι πρός τινι 310; προσβάλλειν *nahen* 303; συλλαμβάνειν *empfangen* und συλλαμβάνεσθαι *helfen* 384; συμβακχεύειν 341; συναπολήγειν 357; ὕβρει 384; χαρίζεσθαι 310; χλαμύς 380. Andere merken an, welche Wörter und Namen zuſammen vorzukommen pflegen: daſs z. B., was man ohne Beweis glauben ſollte, βαδίζειν oft verbunden werde mit ὁδόν S. 284, εἰπεῖν mit ἀκοῦσαι S. 298 und auch mit πρᾶξαι S. 476, θρύπτεσθαι mit ἀκκίζεσθαι 367, ἑκών mit ἄκων 462, εὔχεσθαι mit θύειν 634. Diomedes mit Sthenelus 493: δή, heiſst es S. 299, werde elegant mit τὶς verbunden: die Eleganz würden wir zugeben, die Verbindung aber ſehen wir in allen angeführten Beyſpielen nicht [illegible] müſsten denn zufälliges Nebeneinanderſtehen ohne alles gegenſeitige Einwirken Verbindung nennen. Aus demſelben Grunde halten wir die acht Beyſpiele von ὅτε δή S. 301 und die gleich vielen von δὲ δή S. 308 und die von δὴ mit dem Imperativus S.

850 für unnütz: nichts anderes bedeutet δὴ neben diesen Partikeln und neben diesem Modus, als es bedeutet neben allen anderen Partikeln und allen anderen Modis. Von ὡς lernen wir S. 512: *ὡς est hic quasi ὥστε vel οἵους vel τοιούτους!* καίτοι καὶ hat schon Budäus besser gefasst, als, nach dem Vorgange Hoogeveens, der Herausgeber S. 349. γε in Antworten gebraucht, das S. 306 als elegant angemerkt wird, ist wahrscheinlich nicht *bloss* elegant, sondern bedeutet auch irgend etwas: das aber möchte der Schüler bestimmt wünschen. Die höchst elegante Eleganz (*elegantia loquendi, qua est inter elegantissimas*) S. 325, σοφώτερος ἐμαυτοῦ γίγνομαι, hätte mit einer unnützen Conjectur verschont bleiben sollen. Oder es wird erinnert, welche Buchstaben, Formen, Wörter in den Handschriften verwechselt werden: als α und ευ S. 551, β und υ 481, ἑταῖρος und ἕτερος 496, ἐθέλειν und θέλειν 300, ἐκέλευε und ἐκέλευσε 531, λειφθεὶς und ληφθεὶς 497, πολεμικὸς und πολέμιος 391, τοῦ und τοῦτο 379, τρέπειν und τρίβειν 373, einfache und zusammengesetzte Verba 349.

Zu der sogenannten Sacherklärung verdankt der Herausgeber dem berühmten Archäologen *Visconti* schätzbare Beyträge. So die Erläuterungen über die Spenden auf dem Schweinemarkt zu Rom S. 292, über die Darstellung merkurialer Männer (τῶν παρὰ τοῦ Ἑρμοῦ σοφῶν) in Hermen S. 332, über die ῥὶς τετράγωνος 376, über die ἑρμαῖ δρομικοί 378, über die Purpurfärberey in Thessalien 637, über die Bedeutung des Gefäßes und der Sphinx auf Münzen von Chios 648, über die Athletenohren (ὦτα κατεαγότα), die man sich nicht einbilden solle zu sehen, wo sie nicht durch wenigstens zwey Queerfurchen angedeutet seyen 488; die Bemerkung ferner, wie die durch den Philostratus erhaltene Nachricht, dass das Grabmal des Ajax unter dem Hadrianus erneuet sey, wohl stimme mit der von *Choiseul Gouffier* gegebenen Zeichnung dieses Grabmals, die in fast nichts abweicht von Bellori's Zeichnung des Grabmals der Scipionen (S. 351); und wie wenig zu geben sey auf Fünde in den Gräbern, die seit früher Zeit von Schätze Suchenden durchwühlt sind (622); die Nachweisung schlangenfüssiger Giganten auf Kunstwerken S. 356; der Auszug aus *Le Chevalier* und *Chandler* über das Grab des Protesilaos S. 368; die — schon sonst gegebene — Erklärung der Gemme *Monum. ined.* No. 121, welche *Winckelmann, vir doctissimus, sed qui caeteroquin oculorum judicium in videndis artibus haud satis subtile habuit* (?), durch eine Restauration irre geführt, auf Nireus und Hiera deutete, statt auf Apollo und Coronis (S. 460). Doch auch von dem Herausg. selbst wird mehr oder weniger Gelehrtes oder Lehrreiches mitgetheilt über die Stürme auf dem aegaeischen Meere S. 282, über das Senken der Ohren als Zeichen der Freude S. 302, über das Emporrecken derselbigen als Zeichen der Aufmerksamkeit S. 442, über das Niederschlagen der Augen als Zeichen der Schaam und des Schmerzes oder auch ernsthafter Gedanken S. 484, über Gewässer, die trunken oder unfruchtbar machen S. 360, über die Vergleichung schöner Menschen mit Statuen S. 377, über die unbekannte Erfindung der Viergespanne S. 426, über das Untermalen der Augen S. 580, über den Wahrsager Helenus S. 581, wie die Liebe in den Augen entstehe S. 640, über den ἀδάμας als Metall S. 405, mit Anwendung auf *Grays* und *Miltons adamantine chains* und des Tasso

l'elmo adamantine avea le tempre,

und mit Zurechtweisung derer, die hiebey an Diamant gedacht haben, und mit Verhöhnung des Mercierschen Versuches, ἀδαμάντινος, französisch zu gestalten: *DIAMANTAIRE de coeur et d'esprit*, was jener nur den Deutschen gefallende Neuerer gewagt habe, sey so unleidlich, dass wer nicht eisern von Ohr und bäurisch von Sinn sey, es nothwendig — conspuiren müsse. Dieses Beyspiel mag zugleich von der Geschicklichkeit zeugen, mit der Hr. *B.* zu dem Alten das Neue zu gesellen weiss: ausser den genannten werden gelegentlich noch manche andere Moderne aufgerufen: Pope und Dryden, Raynal und Sonnini, die Pucelle und Madame de Villars bieten bald Vergleichungspuncte, bald Erläuterungen: es werden Notizen gegeben, die an diesem Orte nicht zu hoffen waren, z. B. dass in einer gewissen Ausgabe des Gray die Vorrede Correctheit verspreche, der Text aber dennoch incorrect sey (S. 455).

An den Kritiken des Herausgebers ist grosse Bedächtigkeit und Nüchternheit zu rühmen. Ausser dass einige Male ἂν eingerückt ist (S. 553. 362), und einmal die Personen richtiger vertheilt sind, V. 407, und bisweilen, nach einer grillenhaften Untersuchung *Locellas*, οὔ τε geschrieben ist statt οὔτε, entsinnen wir uns keiner eigenmächtigen Änderung des Textes; wohl aber ist manche Lesart behalten worden, die ausser den Handschriften durchaus keinen Halt hat. So befremdet S. 465 ὁπλοποιΐαν τὴν ἐν Ἡφαίστῳ. *Olearius*, mit gewohnter Unbesonnenheit, schrieb ἐπ' Ἡφαίστῳ; *Visconti* versucht ἐπὶ Ἡφαίστῳ, oder auch ἐπὶ Ἡφαίστου, oder auch ὑπὸ Ἡφαίστῳ; Hr. *Boissonade* aber mag nicht abgehen von so vieler Handschriften Zusammenstimmung: es könne ja das siebzehnte (?) Buch der Iliade Ἥφαιστος geheissen haben. Die Vermuthung ruht, so viel wir wissen, auf nichts, gerade wie die noch zuversichtlicher hingeworfene S. 360, dass die Griechen, wie *alle* Barbaren, einmal aus den Hirnschädeln ihrer Feinde getrunken haben möchten, und darum auch noch in den feineren Zeiten Becher in Schädelgestalt gehabt, der κράνειον genannt sey von κράνιον: zu lesen scheint ἐν Ἡφαίστου. — Aber selbst jenes so hochgeachtete Übereinstimmen der Handschriften giebt keine Gewissheit. S. 567 (θανάτου, ὃν ὑφ' ἑαυτοῦ ἀποσφαγεὶς ἀπέθανεν ὁ Αἴας), nachdem aus sieben Codd. mit bestem Fuge ὑφ' ἑαυτοῦ hergestellt ist für ὑπ' αὐτοῦ, wird dennoch observirt: *Caeterum* αὐτοῦ *bonum fuisset*, αὐτοῦ *non est malum. Sed qui nunc in talibus certi esse possumus de auctoris manu? Haec minima et alia graviora fuerunt penes librarios!* Aus dieser Ungewissheit nun entspringt das Bemühen, wo ja geändert ist, doch auch die etwanigen Gönner der alten Lesart zufrieden zu stellen (349. 407), wenigstens durch Höflichkeit: (*rationes si cui non probaverim, precor ne mihi nimium in re tantula irascatur* (S. 575); anderswo, wiewohl seltener, gänzliches Nicht-

achten der Codd. S. 542 z. B. (ὤμον καὶ τὸ ἐπ' αὐτῷ κήρυγμα· μὴ γὰρ θάπτειν τὸν Παλαμήδην, ἀποθνήσκειν δὲ ὁ ἀ ν ε λ ό μ ε ν ο ς) geben alle Handſchriften, des Olearius wie des Herausgebers, τὸν ἀνελόμενον: aber ὁ ἀνελόμενος wird beybehalten als eleganter und ſchwieriger. Nur ſchlimm, daſs man der Eleganz nicht froh werden kann vor der Schwierigkeit, der Schwierigkeit aber Herr zu werden, von dem Herausgeber auf keine Weiſe unterſtützt wird. — Wo aber endlich die Handſchriften, unter ſich ſelbſt uneinig, verſchiedene Lesarten anbieten, wird man nicht immer des Herausg. Auswahl billigen können. Wenn der Phönicier S. 587 geſagt hat, er halte die homeriſchen Gedichte für göttlich, vornehmlich wegen der genauen Kenntniſs von der Heroen Namen, Geſchlechtern und Thaten, die an einem Menſchen unbegreiflich ſey: ſo darf der Winzer, der ihm das Wunder erklären will, offenbar nicht ſo antworten, wie ihn Hr. *Boiſſonade* antworten läſst: *die Gedichte ſind eines Menſchen, die Namen aber w u ſ s t e er, und die Thaten ſammelte er* (τὰ ποιήματα ἀνθρώπου. τὰ δὲ ὀνόματα ἮΙΔΗ, καὶ τὰ ἔργα ξυνελέξατο), ſondern es muſs mit fünf Codd. ᾔδη geleſen werden, damit τὰ ὀνόματα mit ξυνελέξατο verbunden werde. Auch S. 649 kann nicht dieſes die rechte Lesart ſeyn: τὴν μὲν φυλάττειν ἐν τῇ νηῒ (διὰ γὰρ οἶμαι τὸ μὴ εἰσβατὸν εἶναι γυναιξὶ τὴν νῆσον), αὐτὸν δὲ ἥκειν: was ſoll uns γάρ, zumal neben διά?

Viele der kritiſchen Noten führen Krieg gegen *Olearius*. Nun iſt freylich wahr, was ſchon *Ruhnkenius* urtheilte, daſs dieſer oberflächliche Mann dem Philoſtratus mehr Wunden geſchlagen, als geheilt hat: aber er fehlt auch gewöhnlich ſo augenſcheinlich, und darum ſo wenig gefährlich, daſs die Berichtigung entweder nicht von Nöthen war, oder doch geſchwind abzumachen. Daſs er gleich Anfangs γραφὴν φεύγειν erklärt, als ſtünde γραφὴν ἀποφεύγειν, konnte in zwey Zeilen gerügt werden: hier iſt eine Seite darauf verwandt (S. 279). Daſs er ἐπειδὴ mit ἐπειδάν, ὅδε mit ὁ δὲ vermenge (S. 304. 318. 322. 329. 349. 449. 491. 535. 627), durfte höchſtens ein für allemal erinnert werden; offenbare Druckfehler, wie λέοντα ἵμερον ſtatt λέοντ. ἥμερον, verdienten keine Erwähnung, geſchweige denn dreymalige Correction. S. 137. 456. 515. Auch geſchieht bisweilen, daſs der Getadelte beſſeres Recht hat als der Tadeler. Z. B. die Worte ἃ δὲ περὶ τὰ ἑσπέρια τῶν χρίων ὠφέλουν Βένδικα, Νέρωνι δήπου ἐπετείχιζον S. 530, die Olearius ganz und gar nicht (*nulla tenus*) verſtanden haben ſoll, können ſchwerlich beſſer überſetzt werden, als ſie von ihm überſetzt ſind: *Illis quoque, quibus in Hiſpania Vindicem adjuvi, Neronem impugnavi*; des Herausgebers Überſetzung *quae vero in Hiſpania Vindicem adjuverunt, equidem Neroni feceram infenſa*, hat Vieles gegen ſich, unter anderen den Mangel eines dem *equidem* entſprechenden ἔγωγε, die Stellung des δήπου, den unattiſchen Gebrauch von ὠφέλαον ſtatt ὠφέλει, was nothwendig war, damit man nicht in ὠφέλουν die gleiche Perſon mit dem gleichförmigen ἐπετείχιζον vermuthete, und was auch Hr. *Boiſſonade* um ſo eher hätte vermiſſen ſollen, je aufmerkſamer er ſonſt iſt, ſeinem Autor Atticismen zu vindiciren. (Vgl. S. 293. 325. 495. 564. 587.) Und S. 424 (τὸ μὲν ἐκείνων πάθος οὐ χρὴ θαυμάζειν, εἰ — ἐξεπλάγησαν) glauben wir richtiger abzutheilen, wenn wir mit *Olearius* erſt nach θαυμάζειν, als wenn wir mit Hn. *Boiſſonade* ſchon nach πάθος interpungiren, und zu πάθος) das abſolut ſtehen ſoll, eine Präpoſition hinzudenken: *welche* iſt weder angegeben noch leicht zu finden. Der von dem Verbum regierte Accuſativus tritt dem mit εἰ anfangenden Satze, der nichts enthält als, nur ausgeführt, was ſchon in dem Nomen enthalten iſt, eben ſo voran, wie häufiger ein vom Comparativus regierter Genitivus einem mit ἢ anfangenden Satze gleichen Inhalts, z. B. in der Odyſſe: οὐ μὲν γὰρ ΤΟΥ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον Ἢ ὅτε κτλ.; welcherley Caſus keiner leicht für abſolut nehmen wird. Der Herausgeber indeſs liebt das Abſolute, wie er das Elegante liebt. Vgl. S. 361. und vorzüglich S. 503: κληρονομῆσαι λέγεται ὁ Φιλοκτήτης τῶν τόξων, ὁπότε Ἡρακλῆς, ἀπιὼν τῆς ἀνθρωπείας φύσεως, αὐτόν τε παρεστήσατο καὶ τὸ ἐν Οἴτῃ πῦρ. Hier hat *Olearius*, wie natürlich, Ἡρακλῆς als Subject auf παρεστήσατο bezogen, daſs er nicht unrichtig *praeſto eſſe juſſit* überſetzt. Aber Hr. *Boiſſonade*: *Ego contra refero ad Philoctetem, ut verba* Ἡρακλῆς — φύσεως *ſint abſolute poſita per nominativum. Tunc* παρεστήσατο αὐτὸν, *pro* αὐτὸν *vel* ἑαυτόν, *erit praeſto ſe exhibuit ad mandata exſequenda, et* παρεστήσατο τὸ πῦρ *ignem apparavit.* Viel Schiefes fürwahr in wenigen Zeilen! — Seltener haben wir gefunden, daſs von *Olearius* Unrichtiges herüber genommen wäre. Ein Beyſpiel giebt S. 352: καὶ σὺ πάππου μέν ΤΙ ἀκηκοέναι φῄς, σεαυτοῦ δ' ἀπαγγέλλεις οὐδέν leſen die früheren Ausgaben und die meiſten Handſchriften, wie der Gegenſatz von οὐδέν verlangt; Hr. *Boiſſonade* nimmt mit *Olearius* ΤΟΙ auf, was das bedeuten möge, unbekümmert.

Von anderen Autoren berührt der Herausg., nächſt dem Syneſius, von dem er eine Ausgabe bearbeitet, am häufigſten den Heliodorus. Die Eile, in der *Coray* ſeine trefflichen Anmerkungen niederſchrieb, hat ihn mitunter zu Übereilungen verleitet; mehrere derſelben berichtigt Hr. *Boiſſonade* gründlich und glücklich, einige glaubt er zu ſehen, wo ſie nicht ſind. S. 138 z. B. hat *Coray* für τραπέζῃ τοῦ βασιλέως geſetzt τραπέζῃ τῇ βασιλέως; Hr. *Boiſſonade* verlangt τραπέζῃ τῇ τοῦ βασιλέως: denn der Perſerkönig ſey ὁ βασιλεὺς *le roi*, nicht βασιλεύς *un roi*. So haben den Unterſchied bekanntlich ſchon *Dawes* und *Brunck* angenommen; ſehr faſslich, aber auch ſehr unvollſtändig, und auf dem gegenwärtigen Fall ganz unanwendbar. Der Perſerkönig heiſst nicht ὁ βασιλεύς, ſondern βασιλεύς. Beyſpiele ſchämen wir uns faſt zu geben: wer ſie nöthig hat, findet auf Einer Seite im Demoſthenes (*de Rhod. lib. p.* 193 *ed. Reisk.*) dieſe fünf: (τὰς σπονδὰς τὰς πρὸς βασιλέα, Τιγράνης ὁ βασιλέως ὕπαρχος, πράττοντος ἐν Αἰγύπτῳ πάντα βασιλέως, τῇ βασιλέως εὐνοίᾳ, εἶναι βασιλεῖ χρησίμην, (und auf zweyen im Plato (*Alcibiad. I. pag.* 121 u. 123), dieſe ſieben (ἐν τῇ βασιλέως, βασιλέως γενέθλια, τῶν περὶ βασιλέα, τῶν ἀναβεβηκότων παρὰ βασιλέα, τῆς βασιλέως γυναικός, τῇ βασιλέως μητρί, διαγωνιούμενον βασιλεῖ). Von einem uneigentli-

schen Gebrauch des Artikels zu reden, wie S. 582 geschieht, scheint zu frühzeitig, ehe der eigentliche feststeht.

Änderungen, die metrische Kenntniss erfodern, gelingen dem Herausg. wenig; er mischt episch-komische Formen in komische Trimeter, und bekennt selber: *quos feci versus nescio an omnino probi sint; nam in talibus sum parum exercitatus* (S. 629).

Von Inedirten finden sich einige grammatische Bemerkungen aus dem Lexikon des *Philemon* (z. B. über den attischen Accusativus der Namen auf ης S. 453) und aus der προπαρασκευὴ σοφιστ. des *Phrynichus*; auch dieses in Einem Cod. dem *Agathias*, in einem anderen dem *Palladas* beygelegte Epigramm S. 638:

ΤΟΥ ΑΓΑΘΙΟΥ ΕΧΟΝΤΟΣ ΚΑΚΗΝ ΓΥΝΑΙΚΑ.

Μῆνιν ἄειδε μαθὼν καὶ μῆνιν ἄειδε διδάξας·
  Οὐλομένην γαμετὴν ἠγαγόμην ὁ τάλας.
Πᾶν δ' ἦμαρ μάχεται καὶ παννυχίη πολεμίζει
  Ὡς παρὰ τῆς μητρὸς προῖκα λαβοῦσα μάχην.
Ἢν δὲ θέλω σιγᾶν καὶ μαρναμένη ὑποείκειν,
  Ὅττι περ οὐ μάχομαι, τοῦδ' ἕνεκα μάχεται.

(Es verdiente bemerkt zu werden, dass dieses Epigramm mit dem neunten des *Palladas* ein und dasselbe Thema variirt, und von dem Ausonischen, das *Jacobs* bey jenem anführt, das unverkennbare Vorbild ist.) Ausserdem einige Varianten zu dem Aelianus, Gorgias, Aristides, Dionysius Periegetes, Synesius.

Ak.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Jena* b. Göpferdt: *Specimen doctrinae de jure monetae chartaceae à Joanne Antonio Ludovico Seidensticker*, D. et Prof. Jenens. etc. 1806. 64 S. 8. (4 gr.). Das vorliegende Programm enthält blos Einiges von dem, was der Vf. in einem grösseren, in deutscher Sprache zu liefernden Werke auszuführen gedenkt. Von jenem wird der Plan mitgetheilt, und alsdann der Unterschied zwischen Papier-Münze und Papiergeld bemerkt. Jene habe, heisst es, ihren Ursprung in der höchsten Staatsgewalt, da sie aber gleiche Wirkung mit der baaren Münze haben solle, so werde ihr ein Nennwerth, ein gezwungener, ein reeller, durch die an die Zettel geknüpften, und daran haftenden Güter, mitgetheilt, die Zettel aber lauteten nicht auf eine bestimmte Person, so wie denn auch nicht eine solche, sondern ihr jedesmaliger Inhaber zum Besitz der Güter gelange. Es habe aber das Münz-Papier in sofern einen gezwungenen Werth, weil es den Gläubiger nicht frey stehe, wenn er anders nicht besonders etwas bedungen habe, die Annahme der Zahlung in Papiermünze nach dem Nennwerthe zu verweigern, noch dem Verkäufer zu erklären, dass er blos mit denen, welche in baarem Gelde zahlten, Geschäfte machen wolle, wobey es gleichwohl ihm überlassen bleiben müsse, den Preis seiner Güter höher zu setzen, oder sie in fremden Lande, wo diese Gesetze keine Kraft hätten, zu verkaufen, welchem beiden dann nur durch das Verbot der Ausfuhr, oder durch ein zu bestimmendes Maximum, wovon das eine freylich so wenig als das andere zu empfehlen sey, vorgebaut werden könne. Von §. 7. an wird von den verschiedenen Arten der Papiermünze gehandelt. Es wird bemerkt, inwiefern die einzelnen Münzpapiere derselben Art nach dem darauf ausgedruckten Werth verschieden seyen, das Geschäft mit Hülfe einer Bank betrieben, der Gebrauch dieser Papiermünze auf den Verkehr unter alle Mitglieder des Staats ausgedehnt, oder blos auf die Verhältnisse zwischen Unterthan und Regenten beschränkt sey, die Realisation alsbald, oder erst späterhin zu erhalten stehe, oder auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben sey, das ganze Geschäft endlich auf einen gewissen Termin beschränkt werde, oder nicht. Bey den Verschiedenheiten zwischen der Papier- und baaren Münze wird unter anderen bemerkt, dass wenn jene mit anderen Gütern verglichen würde, die letztere als ein Zwischenmass bey diesem Geschäft gebraucht werde. Papiermünze und Papiergeld seyen also von einander verschieden, dass jene stets öffentlich seyn müsse, da sie von dem Münzrechte der Staatsgewalt ausgehe, und da die Güter, worauf sie angewiesen, gemeinhin öffentliche Güter wären. Diess aber brauche bey dem Papiergelde der Fall nicht zu seyn, obwohl es auch geschehen könne. Bey der ersteren *hoc singulare est, ut bona ei adscripta et adsignata, in possessorem chartae translata esse videantur, remanente tantum possessione naturali apud principem; pecunia autem non monetaria illas res, quarum fidem possessor pecuniae sequitur, tantum obligatas habet.* Ferner jene könne, ohne auf eine Real-Hypothek gegründet zu seyn, blos auf einer Zusage beruhen, und es sey nicht nothwendig, obwohl es auch geschehe, dass ein gezwungener Werth bey dem Papiergelde Statt finde. Dann wird Papiergeld und Papiermünze noch von andern Papieren, die einen Werth haben, geschieden, und inwiefern eine Bankanstalt mit den Papiergeldern oder Münzen verbunden sey, bemerkt. Weshalb denn auf folgende Weise die werthvollen Papiere eingetheilt werden: 1) in Papier schlechtweg, Papiergeld, Papiermünze, 2) in öffentliche oder Staatspapiere, und Privatpapiere; 3) Bankpapiere und Papiere, welche nicht Banknoten sind; 4) Papiere von reiner Art und Zwitterpapiere. Von den Rechtsquellen über diese Materie wird im §. 9 gehandelt, und da wenig deutsche Gesetze besonders darüber vorhanden wären, so wird empfohlen, die allgemeine Rechtslehre auf diesen Gegenstand anzuwenden, und der Analogie sich zu bedienen; auch die Gesetze über die Münzen könnten desshalb, wenn nur auf ihren Geist gesehen würde, einigermassen gebraucht werden, u. s. w. Alsdann wird von der Entstehung der Papiergelder, und wie sie *ab oppignorationibus privatorum* ausgegangen, erwähnt, und die Literatur beygefügt. — Dass der wohlerworbene Ruf des Vfs., als eines scharfsinnigen Rechtsgelehrten, auch durch diess Programm erhalten werde, und dass es begierig mache nach der versprochenen weiteren Ausführung, diess brauchen wir nicht zu erwähnen. Es sey uns vergönnt, einige Bemerkungen beyzufügen. Rec. leugnet nicht die Wirklichkeit des hier gemachten Unterschieds zwischen Papiermünze und Papiergeld. Ob die Benennungen für diesen Unterschied Beyfall finden werden, wird die Folge zeigen. Die hier bemerkten Verschiedenheiten kleben alle an dem öffentlich vom Staate ausgegebenen Papiergelde, welches als Surrogat des baaren dienen soll. Rec. scheint es, dass unsere Sprache bey dem Ausdruck Münze stets auf geprägte Metallstücke hinweise; wenn aber die Franzosen *papier-monnoye* sagen, so kömmt es daher, weil sie keinen unserem Gelde gleichkommenden Ausdruck haben. Indess können Geld und Münze, auch von Metallstücken gebraucht, unterschieden werden. — Bey der Bemerkung, dass man bey dem öffentlichen Papiergelde die Güter selbst gleichsam mit erhalte, beym Privatpapiergelde nicht, oder nicht in dem Masse, hält Rec. dafür, dass das eine wie das andere nur Anweisungen enthalte, und inwiefern diese Anweisungen vom Publico respectirt würden, hänge in beiden Fällen von der leichten Realisation, oder dem Credit derer, die es ausgegeben, und dem Zutrauen, welches es bey denen findet, die es nehmen, ab. Benennungen lassen sich erzwingen, nicht aber die Sache. Beide Arten Papier müssen den Inhaber verlassen, um direct oder indirect Nutzen daraus zu ziehen; wie gross dieser sey, hängt von den Umständen ab. — Dass die Staatsform auf die Gründung des öffentlichen Papiergeldes vielen Einfluss habe, wie S. 5 bemerkt wird, bezweifeln wir, denn Noth und Verschwendung haben in politisch-freyen wie in politisch-unfreyen Staaten geherrscht, und in Bezug auf die Papiere Thorheiten und Unheil gleichmässig veranlasst. Es ist der Geist der Regierung, der hier wie immer entscheidet. In der unumschränktesten Monarchie Dänemark war das circulirende, öffentliche Papier wohlthätig und heilsam, während es in Schweden, einem Lande, wo obendrein vier Classen von Ständen sind, viel Unheil und fast ununterbrochenes Unheil gebracht hat. — Dass bey den verschiedenen Arten der Papiermünze, die nach und nach eingeführt werden, die Verschiedenheit des Namens von Bedeutung sey, wie S. 13 gesagt wird, bezweifeln wir. Wie auch die Benennungen der verschiedenen Arten des Papiergeldes lauten mögen, die ganze Summe aller und deren Verhältniss zum Bedürfniss der Circulation, wird eben so auf die gleichbenannten, wie auf die verschiedentlich benannten wirken; wenn aber die einen mehr gelten, als die anderen, so kömmt diess von den Fundamenten, worauf sie beruhen, her; sind diese verschieden, so mögen auch die Benennungen verschieden seyn; sind sie es aber auch nicht, und ist nur die grössere Solidität des einen vor den anderen bekannt, so wird ihr Werth und Credit sich schon darnach richten.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis orationes octo selectae, pro A. Caecina, pro A. Cluentio, de lege agrar. orat. 2, pro Cn. Plancio, pro M. Coelio, pro L. Cornelio Balbo, pro C. Rabirio Postumo, Philippica 1.* Animadversionibus in usum scholarum illustratae a *Benjamin Weiske*, scholae Port. nuper Conrect. 1806. 317 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Unternehmen des Hn. *W.*, auch andere Reden des Cicero, als man bisher unter dem Namen der auserlesenen kannte, für den Schulgebrauch herauszugeben, verdient unstreitig Dank, und um dasselbe zu vertheidigen, bedurfte es keiner so weitläuftigen Rechtfertigung, als die Vorrede enthält. Abwechselung der in Schulen zu lesenden Bücher gefällt Lehrern und Lehrlingen, und ist nothwendig, damit nicht Überdruss und Fahrlässigkeit entstehe. Der Lehrer wird auf das Bedürfniss seines Schülers zunächst Rücksicht nehmen, und wenn er bemerkt, dass sie die leichteren Reden ohne fremde Beyhülfe für sich lesen können, ihnen auch gern schwierigere erklären. Gegen die Auswahl der von Hn. *W.* aufgenommenen Reden läfst sich nichts Erhebliches einwenden. Sie sind alle lesenswerth, und zum Theil vorzüglich. Freylich sind sie angefüllt mit verdorbenen Lesarten und schwer zu erklärenden Stellen; aber desto mehr Gelegenheit wird der Lehrer haben, die Beurtheilungskraft, ohne welche doch alles Wissen unnütz ist, bey den Schülern zu üben. Des Herausgebers Absicht bey diesem Werke war zuvörderst, unabhängig von Autoritäten, einen möglichst gereinigten Text zu geben, und die gebilligten Lesarten oder Conjecturen durch kritische Anmerkungen in der Kürze zu rechtfertigen. Dann wollte er durch sparsam angebrachte Erläuterungen das Verstehen dunkler Stellen oder schwieriger Wortbedeutungen erleichtern, und ausser einer historischen Einleitung eine rhetorische Analyse jeder Rede vorausschicken. Alles lobenswerth. Es fragt sich nur, wie Hr. *W.* seine Absicht ausgeführt habe.

Was erstlich das Verdienst des Herausg. um die Wiederherstellung des Textes anbetrifft, so ist nicht zu leugnen, dass Hr. *W.* an vielen Stellen die besseren Lesarten ausgewählt, und hie und da, wenn gleich nicht immer passende, doch scharfsinnige Conjecturen gemacht habe. Im Ganzen indessen scheint uns, dass in Rücksicht auf die Verbesserung des freylich nur gar zu häufig verdorbenen Textes nicht alles geschehen ist, was geschehen konnte und musste, und was sich von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn des Hn. *W.* erwarten liess. Wir fanden bey sorgfältiger Prüfung eine beträchtliche Anzahl von Stellen, in welchen die alten Lesarten noch erhalten waren, obgleich andere Herausgeber schon ihre Unechtheit gezeigt, und mit besseren vertauscht hatten, und wiederum manche andere, in welchen ohne Noth die bessernde Hand versucht war, zuweilen ungesunde Lesarten ganz unberührt gelassen, selten eigene glückliche Vermuthungen, und mitunter blosse Conjecturen ohne Rechtfertigung in den Text aufgenommen. Besonders machen wir es dem Herausg. zum Vorwurf, dass er in den Reden für den Cäcina, für den Cluentius und gegen den Rullus von der *Beckischen* Ausgabe, die schon seit vier Jahren bekannt ist, und schon desshalb die Aufmerksamkeit jedes neuen Herausgebers verdient, weil sie einen so reichen Schatz von Varianten darbietet, gar keinen Gebrauch gemacht hat. Zwar fanden wir nicht selten eine Übereinstimmung zwischen den von Hn. *Weiske* und *Beck* gebilligten Lesarten; aber diess scheint nur ein ungefähres Zusammentreffen. Nirgends ist *Beck* in der *Weiskischen* Ausgabe genannt, und so viele vernachlässigte bessere Lesarten, deren Vorzüglichkeit *Beck* schon gezeigt hatte, beweisen hinlänglich, dass Hr. *W.* die *Beckische* Ausgabe gar nicht benutzt hat, entweder weil er sie nicht kannte, oder nicht benutzen wollte, welches beides Tadel verdient. Wir sind für das Gesagte den Beweis schuldig, müssen uns aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur auf einige Reden einschränken, und selbst bey diesen können wir nicht alles anführen, was wir uns angemerkt haben. Wir wählen dazu die drey ersten Reden, die wir mit vieler Sorgfalt durchmustert haben. Zuerst geben wir einige Beyspiele von solchen Stellen, um welche sich der Herausg. nach unserem Urtheile verdient gemacht hat; dann wollen wir andere Stellen anführen, wo nach unserer Überzeugung Hr. *W.* die Wahrheit verfehlte.

Gleich zu Anfange der Rede für den Caecina vermuthet der Herausg. sehr wahrscheinlich, dass *nunc* und *tum* Glossen sind. *Tum* zu Anfange der Rede, wo noch kein Zuhörer weiss, auf welchen Vorfall angespielt wird, ist anstössig, und scheint aus dem verschriebenen *quantum* für *quam* entstanden zu seyn. Wer nun *tum* las, musste auch in dem Vorhergehenden ein *nunc* vermissen. Caec. 16. 45 findet Hr. *W.* es mit Recht auffallend, dass bey *optime sponsionem facerent* die Copula ausgelassen ist. Wenn er aber ver-

Ergo etc. *Caec.* 28, 80 läſst Hr. *W.* mit Manutius *jus* vor *aequi bonique* aus, ohne diese Willkührlichkeit zu rechtfertigen. *Caec.* 28, 81 ist freylich das Fragezeichen bey *vocas* weggestrichen, aber doch hinter *actum* ein Punct gesetzt, welches erst hinter *recusaro* stehen muss, wo Hr. *W.* ein Semikolon setzt. *Caec.* 33, 96 liest der Herausg. gegen alle Handschriften und Wahrscheinlichkeit *ut in caeteris, quae rogari possunt.* Die Handschriften haben *et ea ter is, quae inter primum* oder *et ea ter isque inter primum.* Schon *Graevius* sah ein, dass *ea ter is* aus *fateris* verdorben sey; und diess ist eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wenn wir uns die Worte mit grossen Buchstaben geschrieben denken. Wie leicht ist ein E und F mit einander verwechselt! Die Worte *quae inter* machen freylich noch Schwierigkeit; aber vielleicht muss man dafür *etenim* lesen, oder sie, wie *Beck* meint, als eine Glosse wegstreichen. *Cluent.* 6, 16 findet der Herausg. die Stelle des *jam* in den Worten *tulit hoc commune dedecus jam familiae* anstössig, und möchte dafür lesen *hoc jam commune* oder *commune jam dedecus.* Mit Recht, wenn man *jam* wie *Ernesti* erklärt, und mit *commune* verbindet. Aber nach unserem Urtheile muss man es mit *graviter tulit* verbinden; dann ist die Wortstellung nicht mehr anstössig. *Cluent.* 7, 22 zog Hr. *W.* die Lesart *quem tantum unum,* nach *Ernesti*, vor; aber *Becks* Vermuthung, dass man *quem tamen unum* lesen müsse, ist ungleich wahrscheinlicher. *Tantum* ist bey *unum* ein fast müssiger Beysatz. *Tamen* wurde in den Handschriften *tm* geschrieben. Hieraus machten einige *tum*, andere *tantum*, andere *tandem.* *Cluent.* 18, 51 fand Rec. noch die alte Lesart *hic ego cum — surrexi*, obgleich schon *Ernesti* einsah, dass man *tum* statt *cum* lesen müsse, wie auch einige Handschriften bestätigen. Denn wenn man *cum* liest, so muss man *eram* bey *qua cura* suppliren, welches Cicero in einer solchen Verbindung nicht auszulassen pflegt. Warum liess der Herausg. *Cluent.* 19, 53 noch *P. Quintius Varus* stehen, da *Quintius* nicht der Geschlechtsname der Varer ist, und Ernesti schon *Quintilius* las? *Cluent.* 32, 86 werden die Worte *an ut praevaricaretur* mit Unrecht zu dem Vorhergehenden gezogen. Es fängt bey diesen Worten ein neuer Gedanke und Abschnitt an. Cluent. 32, 87 ist ohne Noth gegen die Handschriften *disputem* in *disputo*, nach *Victorius*, verändert. Eben so ist Cluent. 33, 90 *Lambins* Emendation *putato* statt *putabo* ohne Noth und Rechtfertigung in den Text aufgenommen. Cluent. 44, 126 fanden wir noch die Lesart *gravissime dicam*, wofür man unstreitig *gravissime dicant* lesen muss, damit die Worte auf die Censoren bezogen werden können. Auf Cicero bezogen, ist *gravissime* sehr unschicklich gewählt. Cluent 45, 137 hat Hr. *W. Ernestis* Emendation *habebant*, statt *habebantur*, in den Text aufgenommen, wie es dem Rec. scheint, ohne Noth. *Ut illae Quintianae conciones habebantur* steht für *in quam sententiam i. Q. c. habebantur,* wie Garaton richtig erklärt. Die Worte *omnes, qui in culpa sunt* können nicht, wie *Beck* meint, die Emendation rechtfertigen; denn sie sind eben so verständlich, wenn man *habebantur*, als wenn man *habebant* liest. Cluent. 45, 128 hat der Herausg. die verdorbene Stelle: *Duos solos video auctoritate censorum affines ei turpitudini judicari. Nam* (diess Wort scheinen die Handschriften nicht zu haben) *aut illud afferant, aliquid esse, quod de iis duobus habuerint, de caeteris comperisse* so fehlerhaft gelassen, als er sie fand, weil ihm zur Verbesserung derselben, wie er sagt, nichts einfiel. Dem Rec. scheint die Heilung derselben möglich, ohne dass man viel verändern darf. Dass *non* vor *comperisse* ausgefallen sey, haben schon *Grävius*, *Ernesti* und *Beck* bemerkt. Anstössig ist auch das *aliquid esse*, wiewohl es sich einigermassen erklären lässt. Den Auslegern ist nach unserer Meinung die Verbesserung der Stelle nicht gelungen, weil sie auf die Interpunction nicht achteten. Man verbinde *aut illud afferant* mit dem Vorhergehenden, setze vor *duos* ein Punct, und hinter *judicari* ein Kolon. Nun wird die Stelle so lauten: *Duos solos video auctoritate — judicari: aut illud afferant, aliquid esse, quod de iis duobus compertum habuerint, de caeteris non comperisse.* Man übersetze: *Nur zwey sehe ich durch die Erklärung der Censoren als Theilnehmer dieser Schande bezeichnet; oder sie mögen* (nämlich die Censoren) *zu ihrer Entschuldigung anführen* (so kömmt *afferre* auch vor *de orat.* 2, 89), *dass es etwas sey, was sie von diesen zweyen erfahren, dass sie von den übrigen aber es nicht erfahren haben,* oder (wenn man *aliquid esse* wegstreicht) *dass sie dasjenige, was sie von diesen zweyen erfahren, von den übrigen nicht erfahren haben.* Cicero tadelt die Censoren, und glaubt, dass ihr Urtheil desswegen kein Gewicht haben könne, weil sie nur zwey von den Richtern beschimpft haben, da doch noch mehrere in gleicher Schuld seyn mussten. Wollten die Censoren sich rechtfertigen, so mussten sie zeigen, dass der Ruf der Bestechung nur von zweyen zu ihnen gekommen, und dass sie von den übrigen nichts ähnliches erfahren hätten. Cluent. 48, 134 wird *consueverunt* gegen *Ernesti*, der *consueverant* emendirte, von dem Herausg. in Schutz genommen. Denn *is, cujus arbitrio et populus Rom. et exterae nationes contentae esse consueverunt*, gehe nicht bloss auf die Person des Africanus (für welchen Namen durch einen argen Nachlässigkeitsfehler zweymal C. Sacerdos gesetzt ist) sondern auf jeden Censor. Aber wie kann von jedem Censor gesagt werden, dass die auswärtigen Nationen mit seinem Urtheil zufrieden wären? Auch führt ja der ganze Zusammenhang auf den Africanus, so dass man also nothwendig *consueverant* lesen muss. Cluent. 50, 138 hat der Herausg. die sehr annehmliche *Ernestische* Emendation *aliorum* statt *illorum* nicht aufgenommen, ohne sie indessen zu widerlegen. Cluent. 53, 144 ist wieder eine sehr wahrscheinliche Emendation des Brutus *prudentisque* statt *pudentisque* vernachlässigt. *Pudentis* passt nicht zu *in judicio*, wohl aber *prudentis* und beide Wörter werden häufig in den Handschriften verwechselt. Eben so kann man fragen, warum Hr. *W. Ernestis* Emendation Cluent. 53, 144 *illa oratio commovet* statt *i. o. commoveret* nicht in den Text aufnahm, oder ihren Ungrund zeigte. Dem Rec. scheint sie nothwendig.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis orationes octo selectae,* — illustratae a *Benj. Weiske.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Cluent 54, 149 findet Hr. *W.* die Worte *quis ergo est Cluentius? qui tamen defendi caussam suam lege nolit* anstössig, und wundert sich, dass andere Herausg. nichts darüber angemerkt haben. Er möchte also lesen: *Quid ergo est, quod Cluentius tamen etc.* Aber um diese Emendation zu rechtfertigen, muss er annehmen, dass vor *Itaque abjicio* etwas ausgefallen ist. Wir finden hier nichts Hartes. Cicero hat eben gesagt, dass Cluentius nicht zu den Männern gehöre, die an das Gesetz über Bestechungen gebunden sind. *Wer ist er denn?* (fährt er fort) *Ein Mann* (ist die Antwort) *der* (wiewohl ihn das Gesetz nicht verpflichtet) *demungeachtet seine Sache durch das Gesetz nicht vertheidigt wissen will.* Was ist hier Anstössiges? Cluent. 55, 150 will Hr. *W. locum summum* statt *in summum locum* lesen, weil *petiverint* folgt. Aber noch früher folgt *ascendere potuerint*, und bey *petiverint* muss man ja wieder suppliren *in sum. loc. ascendere.* Wozu also die Emendation? Zugleich hat der Herausg. von *Ernesti petiverint* angenommen, und doch *potuerunt* stehen lassen, ohne sich über diese Sonderbarkeit zu erklären. Cluent. 55, 152 wird *judicarent* in *judicent* verändert, und doch *Ernesti's* Emendation *constitutum esset* und *possent* beybehalten. Rec. sieht den Grund hievon nicht ein. Er glaubt freylich auch, dass man *judicent* lesen müsse; aber nur desswegen, damit die gewöhnliche Lesart *constitutum est* und *possint* erhalten werden könne. *Si constitutum est* bezieht sich nicht auf die Glaubenden, sondern ist eine von Cicero hinzugefügte Bedingung, unter welcher sie glauben. Cluent. 61, 170 liest der Herausg. *nemo adire* nach *Ernesti* und andern, obgleich alle Handschriften *nemo audire* haben, welches sehr gut zu *alloqui* passt. Cluent. 62, 173 vertheidigt Hr. *W.* die Lesart *latentius potuit abditum* gegen *Ernesti*, der *latius potuit abditum* lesen will, aber mit äusserst schwachen Gründen. Vergebens bemüht er sich zu zeigen, dass *latentius abditum* und *facilius fallere* nicht Tautologieen sind. *Latenter datur venenum*, sagt er, wenn niemand merkt, dass zu der Speise oder dem Trank das Gift gemischt wird; *facile fallit*, wenn der, welcher es isst oder trinkt, beym Essen oder Trinken es nicht gewahr wird? Welche feine Distinction! Nur schade, dass sie nicht in den Worten selbst liegt. Und was berechtigt den Herausg. bey *latentius abditum* zu suppliren *dari* aus dem vorhergehenden *datum?* Solche Härten pflegt sich Cicero nicht leicht zu erlauben. Es folgt ja weiterhin ein Infinitiv, worauf es ganz natürlich bezogen werden kann, nämlich *permanare;* aber dazu passt ganz eigentlich *latius*, welches auch die Lesart vieler Handschriften ist. Cluent. 65, 182 wird die Lesart *non dicam viro* (*ne colonum forte abfuisse* statt *adfuisse*) gebilligt. Aber *adfuisse* scheint hier die Lesart der Handschriften zu seyn, und passt sehr gut in den Zusammenhang. Cicero will sagen, nicht dass Niemand bey dem Verhör zugegen gewesen, sondern dass kein guter Mann dabey gegenwärtig gewesen sey. Die Stelle enthält einen etwas derben Spass gegen den Pächter, den Cicero oben einen vollsaftigen Mann genannt hat. Man übersetze: *Über eben dieselbe Sache unternahm sie drey Jahre nachher, ohne dass irgend ein, ich sage nicht Mann (ihr möchtet sonst sagen, dass doch der Pächter zugegen gewesen wäre* — den nämlich Jeder für einen tüchtigen Mann gelten lassen muss) *sondern guter Mann zu Rathe gezogen wurde, gegen das Leben des Sohnes ein peinliches Verhör anzustellen.* Das *dicatis* geht nämlich nicht auf die Richter, auf welche die Ausleger das *abfuisse* bezogen zu haben scheinen, sondern auf die Ankläger. Cluent. 69, 195 findet der Herausgeb. die Lesart *quosdam alios deos* ungereimt, und möchte *mortales* statt *alios* lesen. Rec. kann nicht beystimmen. Die sterblichen Götter scheinen ihm noch ungereimter. Wenn man übersetzt: *gewissermassen als andere oder zweyte* Götter, so findet Rec. nichts Ungereimtes in der Lesart. *De leg. agr.* 1, 2 liest der Herausg., ohne etwas anzumerken, nach *Ernesti, ipse modice dicam, si necesse erit, vos eosdem existimaturos putem.* Allein erstlich haben die Worte *si necesse erit*, zum Vorhergehenden gezogen, keine rechte Bedeutung, und dann stehen auch die folgenden Worte *vos eosdem* etc. so abgerissen da. Besser also schiebt man *ut* nach *dicam* ein, wie es sich auch in einigen Handschriften findet, und interpungirt die Stelle so: *ipse modice dicam, ut* (in der Bedeutung von *quemadmodum*) *si necesse erit, vos eosdem etc. De leg. agr.* 6, 16 will Hr. *W. nullo vestro labore* vor *partam* gesetzt wissen. Aber das wäre doch nach den vorhergehenden Worten ein sehr überflüssiger und matter Zusatz. Besser möchte es wohl seyn, mit *Ernesti consule auctore* statt *consule adjutore* zu lesen. *De leg. agr.* 8, 17 will Hr. *W.* statt *hoc tribuno* nach *Ernesti huic tribuno* lesen. Aber wenn man statt des Punctums ein Fragezeichen am Ende der Periode setzt, so bedarf es einer solchen Änderung nicht. *Hoc* muss nicht auf

tribuno, sondern *venit in mentem* bezogen werden. *De leg. agr.* II, 26 weiss der Herausg. über die schwierige Stelle *Nam cum centuriata lex censoribus ferebatur, cum curiata etc.*, die den Auslegern so viele Mühe gemacht hat, selbst nichts anzumerken, wiewohl er mit allen übrigen Auslegern unzufrieden ist. Rec. ist überzeugt, dass die Stelle bloss von den zweyten Comitien handle, und unverdorben ist. Er glaubt die Stelle so übersetzen zu müssen: *Denn wenn für die Censoren die Abstimmung nach Centurien, wenn für die übrigen patricischen Obrigkeiten die Abstimmung nach Curien in Vorschlag gebracht wurde* (denn *legem centuriatam et curiatam ferre* heisst nichts anders, als das Volk auffodern nach Curien und Centurien zu stimmen,) *dann wurde zum zweyten Male über dieselben Männer geurtheilt.* Es scheint also, dass in den ältesten Zeiten über die Censoren, weil diese, obgleich sie nicht die vorzüglichsten Obrigkeiten waren, besonders genannt werden, anders gestimmt wurde, als über die anderen patricischen Obrigkeiten. Und dieses ist sehr begreiflich, da durch die Comitien nach Curien zugleich das *imperium* ertheilt wurde, welches den Censoren, die weder eine richterliche, noch militärische Macht hatten, nicht zustand. Über die Censoren wurde daher zweymal in Comitien nach Centurien, über die anderen patricischen Obrigkeiten zuerst nach Centurien, und dann nach Curien gestimmt. Dass übrigens in dieser Stelle bloss von den zweyten Comitien die Rede sey, folgt aus den Worten *quia prima illa comitia tenetis*, die *Ernesti* und auch Hr. *W.* nicht verstanden haben. *Prima comitia* sind nämlich hier diejenigen Comitien, in welchen zuerst über die Candidaten gestimmt wurde, nicht diejenigen, welche die ältesten waren. *De leg. agr.* 14, 35 findet der Herausg. die Worte *quod latissime patet* nach *imperium vestrum* anstössig, und möchte dafür lesen *quam latissime patet*, weil er es für unschicklich findet, dass die Römer über die Grösse ihres Reiches belehrt werden. Wir können nicht beystimmen. Der Zusatz war nothwendig, um die Unverschämtheit des Rullus, der sich über ein so weit ausgedehntes Reich die Herrschaft anmasste, desto auffallender zu machen. *De leg. agr.* 14, 37 findet Hr. *W.* mit Recht *magis est credendum* anstössig, und will dafür *magis esse credo* lesen. Aber es bedarf hier keiner Emendation, da mehrere Handschriften *cavendum* lesen, welches gut in den Zusammenhang passt. *De leg. agr.* 15, 40 ist der Herausg. bey *an si condemnare Asiam volet* nicht angestossen, da doch der Zusammenhang *nolet* fodert, wie man auch in einigen Handschriften findet. *De leg. agr.* 18, 47 vermuthet Hr. *W.* eine Lücke bey *auctionem*. Mit Unrecht, glauben wir. Man setze bey *auctionem* ein Punctum, und beziehe *quam* auf das nachfolgende *praedicationem.* Besser hätte er bey C. 18, 48 vor *hic mihi parumper* eine Lücke gemuthmasst: wobey er nichts anmerkt. Denn der ganze Satz steht mit dem vorigen in keiner Verbindung. Wahrscheinlich ist, wie *Garaton* vermuthet, ein Abschnitt aus dem Gesetze ausgefallen. *De leg. agr.* 20. 52 sagt der Herausg. *tu* vor *tuo labore* fehle in den besten Handschriften, aber könne, wie schon *Lauredanus* bemerkt habe, wegen des nachfolgenden *ego* nicht fehlen. So viel Rec. weiss, steht *tu* in keiner Handschrift, und unentbehrlich ist es auch nicht, da schon in *tuo labore* der Gegensatz von *ego* liegt. *De leg. agr.* 20. 53 liest der Herausg. *verum etiam locata sit*; aber *etiam* stört hier den Sinn, und fehlt in mehreren Handschriften. Der Gedanke ist: *Es ist unerhört, dass eine im Kriege eroberte Sache* u. s. w. *ich sage nicht verkauft, sondern nur vermiethet ist.* *De leg. agr.* 21, 56 wird die ungewöhnliche Redensart: *qui publicus esse fateatur* verändert in *quem publicum esse fateantur.* So kömmt man freylich am leichtesten aus der Schwierigkeit, wenn es nur wahrscheinlich wäre, dass Cicero so geschrieben hätte. *De leg. agr.* 30, 80 fanden wir bey *quem per iter qui faciant* nichts angemerkt, wiewohl die Stelle gewiss nicht gesund ist. Die meisten Handschriften lesen *pariter* statt *per iter*. Was ist also natürlicher, als zu vermuthen, dass *iter* nach *pariter* ausgefallen sey, und man also lesen müsse *quam pariter, iter qui faciunt*, wie auch schon ältere Herausg. die Stelle gelesen haben. *De leg. agr.* 34, 93 wird *vegrandi macie* verändert in *vegrandi facie*, wie es scheint, ohne Handschriften, und diese Emendation in den Text aufgenommen, weil nach des Herausg. Meinung *grandis* nur von Dingen gebraucht wird, von denen sich ein gewisses körperliches Mass angeben lässt. Aber *torridum* passt ja nicht zu *facie.* Wenigstens hätte Hr. *W.* ein Comma bey *facie* setzen müssen. Auch sagt man ja *verba grandia*, wobey auch an kein körperliches Mass zu denken ist.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, von den erläuternden Anmerkungen einiges zu sagen. Diese fanden wir grösstentheils zweckmässig, nur zu sparsam für den Bedarf. Oft fragten wir uns, warum Hr. *W.* diese und jene schwierige Stelle erläutere, und wiederum andere nicht minder schwierige ganz unberührt liess. Es schien uns, als wenn der Herausg. theils zu viel, theils zu wenig gab; zu viel, insofern er acht so schwierige Reden in Einen Band vereinigte, zu wenig, weil er nicht genug auf das Bedürfniss von Lehrern und Lernenden Rücksicht nahm. Auf unrichtige Erklärungen stiessen wir selten. Doch sind uns einige aufgefallen. So wird Caec. 3, 7 bey *facto* supplirt *Aebutii*, da doch vom Aebutius bey dieser Stelle gar nicht die Rede ist, sondern allgemein gesprochen wird. Caec. 4, 10 und Cluent. 5, 11 wird *honestus* durch *dives* erklärt. Aber diese Bedeutung von *honestus* ist unerwiesen. Der Grund, warum Hr. *W.* diese Bedeutung dem Worte *honestus* geben zu müssen glaubte, ist offenbar der Cluent. 5, 11 vorausgegangene Satz *ut tum habebatur*, welchen man freylich nicht recht zu deuten weiss. Er meint nämlich, dass in den Zeiten, worin Melinus heirathete, mittelmässig begüterte Menschen schon für sehr reich gehalten wurden, in Vergleichung mit den Zeiten, worin diese Rede fällt. Allein wie viel später waren denn die letzteren Zeiten, und wie unsicher ist es, nach einer Vermuthung über den Unterschied der Reichthümer die Bedeutung seines Wortes festzusetzen? Es

tum habebatur scheint vielmehr die Glosse eines Erklärers zu seyn, der *honestus* durch *rechtschaffen* erklärte, und diese Anmerkung machte, weil Melinus sich späterhin nicht ganz redlich bewies. Cluent 24. 66 versteht Rec. die Anmerkung bey *eo auctore* nicht. *Qua in re*, heisst es, *aut quomodo ignotum est*. Es ist ja keinesweges unbekannt, bey welcher Gelegenheit, und warum Oppianicus den Stalenus zu gewinnen suchte, nämlich damit er als Richter die Lossprechung des Scamanders bewirken möchte. Cluent. 15. 45 bezieht der Herausg. *illius judicii* mit Manutius auf das Gericht, vor welchem Cluentius den Oppianicus der Giftmischung anklagte. Aber dafs Cluentius noch kein Testament gemacht hatte, war ja gerade der Grund, der den Oppianicus bewog, dem Cluentius nachzustellen. Wie kann also hier schon das Gericht gemeint seyn, das erst eine Folge des begangenen Verbrechens war? Richtiger bezieht man also *illius judicii* auf das Gericht, vor welchem die Sache der Martialen verhandelt wurde. Von diesem Gerichte ist ja im Vorhergehenden allein die Rede gewesen. Cluent. 49. 137 erklärt Hr. *W.* bey *in quos, tum consules designatos consules, idem illud senatus decreverat*, die Worte *in quos* durch *adversus quos*. Er meint nämlich, dafs der Senat, um das Volk zu versöhnen, gegen seinen eigenen Orden decretirt habe. Aber der Senat hatte ja durch seinen Beschluss nichts besonders gegen die Consuln und designirten Consuln verordnet. Warum werden denn diese besonders genannt? Offenbar nur deswegen, weil sie auf Untersuchung der Gerichte antragen sollten. *In quos decreverat* kann also nichts anders heissen, als: *auf welche sich auch der Senatsbeschluss bezog*. Diese Bedeutung von *in* ist auch aus anderen Stellen, z. B. aus *de Offic.* 1, 8 erwiesen. Cluent. 67, 191 wird *mulieris modus* erklart *quam diutissime continuata crudelitas*, da doch *modus* hier für *moderatio* steht, und man gar nicht begreift, was Hr. *W.* sich bey seiner Erklärung gedacht hat. Die historischen Einleitungen sind beynahe zu dürftig, und den rhetorischen Analysen möchte man etwas mehr Deutlichkeit wünschen. Noch verdient die grosse Nachlässigkeit in der Correctur eine Rüge. Zwar ist ein ziemlich grosses Verzeichnis von Druckfehlern und Verbesserungen angehängt; aber kaum der vierte Theil der wirklichen Druck- oder Nachlässigkeitsfehler mag bemerkt seyn. Nicht bloss gegen die Interpunction kommen grobe Verstösse vor, sondern ganze Sätze sind an einigen Orten ausgelassen, z. B. S. 47. 74. 83. und zuweilen in den Anmerkungen andere Lesarten für den Text gebilligt, als wir wirklich im Texte fanden. Aller gerügten Mängel ungeachtet, wird doch das angezeigte Werk Lehrern und Lernenden ein brauchbares Buch seyn.

F. C.

WIEN, b. Doll: *Cajus Sallustius Crispus.* Übersetzt von *Friedrich Fröhlich.* I Band. Sallusts Catilina und Ciceros catilinarische Reden. VIII u. 174 S. II Band. Sallusts Jugurtha und Abhandlungen über die Einrichtung der Republik. X u. 214 S. 1804. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Bibliothek der römischen Historiker in neuen Übersetzungen.* I Band. C. C. *Sallusts Werke.* Erster und zweyter Theil.

Sonderbar genug äussert Hr. *F.* in der Vorrede (S. VI), dafs die römischen Prosaiker gerade am *wenigsten* und *schlechtesten* übersetzt seyen, da wir doch bekanntlich von denselben die *meisten* und *besten* Dolmetschungen haben. Selbst von dem Sallust, dessen Ehre Hr. *F.* als Übersetzer gleichsam retten will, besitzen wir sehr gute Nachbildungen von *Abbt*, *Hök*, *Weinzierl*, *Meissner* und *Schlüter*, mit welchen die gegenwärtige Übersetzung gewiss gar nicht verglichen werden kann. Am besten wird man das aus einer kurzen Probe einsehen können. Wir wählen dazu die bekannte Charakterschilderung des Catilina:

Weinzierl.

Lucius Katilina stammte von adelichem Geschlechte: Seele und Körper zeichneten sich bey ihm durch besondere Fähigkeit aus: aber sein Herz war böse und verdorben. Schon im Jugendkeime fand er an einheimischen Kriegen, an Morden, Rauben und bürgerlicher Zwietracht sein Vergnügen, und darin brachte er seine Jugend zu. Sein Körper war durch Hunger, Kälte und Wachen mehr abgehärtet, als man es glauben konnte. Sein Charakter war Kühnheit, Tücke, Unbestand, ganz Heucheley und Verstellung, Durst nach fremdem Gut, Verschwendung seines Eigenthums, Zügellosigkeit in Begierden, viel Wohlredenheit, wenig Weisheit. Sein thatenstrebender Geist rang immer nach grenzenlosen, unglaublichen und zu hohen Dingen.

Schlüter.

Lucius Catilina, von edler Abkunft, besafs grosse Geistes- und Leibesstärke, aber sein Sinn war böse und verderbt. Sowie er heranwuchs, waren heimischer Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwiespalt seine Lust, und diese die Übungen seines jugendlichen Alters. Sein Körper ertrug Hunger, Wachen und Kälte über allen Glauben. Er war kühn, tückischschlau, wandelbar, konnte sich stellen und verstellen zu allem, war gierig nach fremdem, verschwenderisch mit eigenem Gute, glühend in seinen Gelüsten, hatte Redfertigkeit genug, des wahren Verstandes wenig. Der wüste Geist strebte beständig nach unmässigen, unglaublichen und überhohen Dingen.

Fröhlich.

Lucius Catilina, aus edlem Stamm entsprossen, hatte grosse Geistes- und Körperkraft, aber ein böses ruchloses Herz. Ihm waren von Jugend auf innerliche Kriege, Morde, Räubereyen, bürgerliche Zwiste erwünscht; da hatte der Jüngling sich gebildet. Sein Körper erduldete Hunger, Frost, Wachen über aller Glauben; sein Geist war verwegen, schlau, unstät, geübt jede Maske anzunehmen; lechzend nach fremdem Gute, das Seine vergeudend; kochend in seinen Lüsten, ziemlich beredt, wenig weise. Nach dem Unermesslichen, Unglaublichen, Überirdischen schwindelte stets der Wüstling.

Keiner der erstgenannten Übersetzer hatte gleich anfangs bey dem *nobili genere natus* zu dem hier unnöthigen Bilde des *Entspriessens* seine Zuflucht genommen, sondern sie waren mit Recht durchgehends bey dem eigentlichen und einfachen Ausdrucke geblieben. Nur Meissner erlaubt sich das *Entspriessen*, wusste aber den Tropus durch das damit verbundene *Geschlecht* zu mildern. Der Gegensatz der Knabenzeit und des Jünglingsalters, worin Catilina bloss auf Krieg, Mord und Raub dachte, geht in der neuesten Übersetzung ganz verloren; auch giebt das letzte: *da hatte — gebildet*, nicht einmal einen richtigen Sinn. Es hätte heissen sollen: im Knabenalter waren innerlicher Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwietracht seine

Luft und im Jünglingsalter feine Übung. Für *unftät* (*varius*) wäre wohl *wandelbar* gewählter und deutlicher gewefen. Auch das *geübt, jede Maske anzunehmen*, drückt das *cujuslibet rei fimulator atque diffimulator* nur von einer Seite aus, abgefehen davon, dafs die *Maske* felbft theils zu modern, theils unzureichend ift. Warum mufste das einfache und kunftlofe *adpetens* durch *lechzend* verfinnlicht werden? Jede Übertragung ift durchaus fehlerhaft, wenn fie da Bilder fetzt, wo die Urfchrift keine hat. War etwa *gierig nach fremdem Gute* nicht kräftig genug? Und verdient es wohl Beyfall, wenn bey *ardens* Bild und Ausdruck verfehlt wird? Denn *in den Lüften kochen* anftatt *glühend feyn in den Lüften* ift offenbar gegen den deutfchen Redegebrauch. Ift ein Bild in der Sprache des Überfetzers gleich und ftark genug, fo darf daffelbe nicht vertaufcht werden. *Loquentia* in diefem Charakter ift gewifs nicht *beredt*, fondern vielmehr *gefchwätzig, redfertig*. Schlüter daher am beften: er hatte *Redfertigkeit* genug, des *wahren Verftandes* nur wenig; indem es deutlich genug ift, dafs hier *fapientia* nicht *Weisheit*, fondern *Überlegung* feyn mufs. Vor allem aber wird jedem, der beide Sprachen kennt, das eben fo falfche, als unangenehme *Wüftling* auffallen. Der Deutfche bezeichnet dadurch einen Menfchen, der eine wilde, unordentliche und ausfchweifende Lebensart führt, der Lateiner hingegen durch *vaftus animus* einen Charakter, der unklug im Streben und Handeln weder Mafs noch Grenze kennt, fondern unbefonnen überall die Schranken der Mäfsigung überfchreiten will. Salluft felbft ift hier fein befter Interpret. Sollte defswegen der *ungeheure Geift* nicht weit fchicklicher und richtiger gewefen feyn? So wie jener Ausdruck ganz unpaffend ift, fo mag diefs auch von dem *Überirdifchen* (*nimis alta*) gelten. Diefes bedeutet etwas, das auf der Erde nicht mehr ift; allein das *Allzuhohe*, wodurch das Original fo gut und richtig wiedergegeben worden wäre, kann gar wohl noch auf der Erde Statt finden.

Wir könnten noch viele andere Beyfpiele liefern, aus welchen Undeutfchheit, ein anderer Sinn in der Copie als im Original, unfchickliche Wahl des Ausdrucks, Undeutlichkeit u. f. w. fichtbar hervorgehen. Dahin gehören gleich aus den erften Kapiteln z. B. das Leben *dahingehen* (*vitam transire*); Talente des *Körpers* (*opes virium*); der Ruhm ift *gebrechlich* (*fragilis*); Geiftesgröfse (*virtus clara habetur*); das Leben *durchbringen* (*vitam agitare*); den Ruhm in einer *würdigen Kunft* fuchen (*artis bonae famam quaerere*); f. in edeln Kenntniffen fuchen, vgl. *Korte* zu d. St.; in der *Stille* (*filentio*) das Leben *geniefsen* (*vita frui*); viele Sterbliche verleben *dumm und roh*, Wanderern gleich, ihr Dafeyn (*multi mortales — indocti incultique ficuti peregrinantes transigere*) für viele Sterbliche gehen ohne *Unterweifung* und *Bildung* wie Reifende durchs Leben; deren Leben und Tod *gelten mir gleich viel* (*eorum vitam mortemque juxta aeftumo*) f. bey folchen halte ich Tod und Leben für einerley.

Zφ.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Berlin*, b. Littfas: *Anweifung die englifche Sprache auf die leichtefte und kürzefte Art zu erlernen*. Nebft einer hinlänglichen Sammlung von Wörtern und Redensarten und den vorzüglichften Regeln der Grammatik. Herausgegeben von einem Engländer. 1806. VIII u. 96 S. 8. (8 Gr.). Man erhält in diefem Büchlein nichts weiter, als ein Vocabulary in drey Spalten: von denen die erfte und letzte die der Mittheilung würdig geachteten englifchen Wörter nebft der Bedeutung derfelben aufftellen, die mittelfte aber uns ihre Ausfprache bekannt machen foll, und dann einige angehängte grammatikalifche Regeln, die jedoch nur eine Nebenfache, und das Werk eines fpäteren Entfchluffes und Übereinkommens mit dem Verleger find. An das erfte müffen wir uns alfo, als an die Quinteffenz des Büchelchens, halten. Allein wenn wir nur auf die Bezeichnung der Ausfprache fehen wollen, wie kläglich ift diefe ausgefallen! — *Mefiurs of Lengt; — ae Tfchirmen; — ae Ruac, ae debofche; — kanfekraeht; — karrohd; — aenooter!* — Wer vermag es wohl, hieraus die englifchen Laute zu errathen, welche dadurch ausgedrückt werden follen? — Und fo foll der Anfänger ohne alle weitere Anweifung die Ausfprache des Englifchen erlernen? Wer könnte wohl zu diefem Glauben fich bereden laffen!

Rw.

Kinderschriften. *Wien, Trieft* und *Baden*, b. Geiftinger: *Die frohen Kinder*, oder *Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt* von *Jacob Glatz*. 1806. 132 S. in Queerfolio. (2 Thlr. 12 Gr.).

Auch unter dem franzöfifchen Titel: *Les enfans joyeux*, ou *Hiftoriettes et Figures du monde des enfans*. D' après l' Allemand de *J. Glatz* par Monfieur l' Abbé *Libert*.

Hr. *G.*, der fchon eine grofse Anzahl von Kinderfchriften in die Welt fchickte, zeigt fich in der gegenwärtigen wenigftens als keinen Kunftkenner, wenn er über die hier gelieferten 6 Kupfer folgendes Urtheil fällt: „Die im englifchen Gefchmacke bearbeiteten Kupfer, die hier geliefert werden, find fo nett und freundlich, dafs ich mich nicht enthalten konnte, fie mit einigen einfachen, leichten Erzählungen zu begleiten, und fie auf diefe Weife in die Hände der deutfchen und franzöfifchen Jugend zu bringen. Ich kenne unter den Bildern, welche diefe bis jetzt erhalten hat, faft keine, die in einem fo heiteren, wahrhaft kindlichen Geifte gedacht, und fo glücklich ausgeführt wären, als diefe, von denen fich daher erwarten läfst, man werde fie mit Wohlgefallen und Beyfall aufnehmen. Wenigftens werden die Blicke und das Herz desjenigen auf ihnen gerne weilen (?), der mit der Kinderwelt vertraut ift." Rec. würde, ohne diefe Vorrede, die Kupfer für *mittelmäfsig* erklärt haben; jetzt, da der Mafsftab mit folcher Prätenfion gegeben ift, mufs er fie *fchlecht* nennen. Drapperie und Illumination find noch leidlich; aber die Symmetrie der Figuren ift ganz vernachläffiget, und die Gefichter find zum Theil wahre Karrikaturen. Man fehe nur Taf. 1: *Die drey Freunde*, wo die Überfchrift richtiger: die plumpen und fchielenden Knaben, heifsen follte. Auch in No. 2. ift blofs der Hund erträglich, ob er gleich wahre Elephanten-Füfse hat. No. 4 und 5 bieten abfcheuliche Fratzen dar.

Die Erzählungen find beffer; doch machen die ausführlichen Befchreibungen der Spiele Kindern von einiger Lebhaftigkeit etwas Langeweile. Die Überfetzung läfst fich gut lefen; nur ift fie zu umfchreibend. S. 74: „Sie fey es! fie fey es! Luife fey Königin! riefen alle, und klatfchten frohlockend in die Hände; *Qu' elle le foit! qu' elle le foit! vive notre Reine Louife! s'écrièrent tous les eleves en temoignant leur fatisfaction par des battemens de mains redoubles.*" S. [illegible] „Guftav, fprach eines Tages der Vater, die Leute wollen, dafs du immer einen Huth trageft. Willft du das? *Un jour Monfieur de Louifenfeld appelle Guftave et lui dit, [illegible], mon fils; on veut, que je te faffe porter un chapeau. Cela te fera-t-il plaifir?*" Druck und Papier find vorzüglich.

— [illegible] —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER 1807.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Geschichte Maximilians I (Herzogs von Bayern) und seiner Zeit.* Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von *Peter Philipp Wolf.* 1807. I Band, mit Maximilians Bildnisse. XIV u. 508 S. II Band, mit Herwarts (Dr., geheimen Raths, und obersten, darauf landschaftlichen, Kanzlers) Bildnisse. 664 S. 8. (5 Thlr. 12 Gr.)

Die niederschlagendste Periode in der Geschichte der Deutschen ist die Zeit von den ersten, durch die Reformation verursachten, Bewegungen, bis zum Ende des 30jährigen Krieges. Ein gediegenes, männliches Volk, unter so häufigen Trennungen, Zerrüttungen, Demüthigungen aufgewachsen, durch die Schule so vielfacher Leiden gegangen, nach den beharrlichsten Anstrengungen endlich zum Besitze äusserer Ruhe, nachdrücklicher Rechtspflege, intellectueller und moralischer Schätze, gelangt, zu der Hoffnung berechtigt, die Früchte so langer Arbeiten zu geniessen, wird auf neue Weise, und heftiger als jemals, mit sich entzweyt. Beide Parteyen, von Leidenschaft fortgerissen, sind gleich entfernt von wahrhafter Aufklärung, gleich intolerant, gleich erhitzt für fremdartige, an die Sache der Religion geknüpfte Plane des Eigennutzes, der Herrschsucht, gleich unmenschlich in Verfolgung der vereinten Interessen. Schrecklich, wenn der eindringende Feind dem Überwundenen hohnsprechend vorrückt, nach einer anderen Verfassung zu leben; schrecklicher, wenn er ihm zum Verbrechen macht, nach einer anderen Religion *zu leben*. Was in unseren Tagen Manche befürchten, die ohne Vertrauen sind zu dem hohen Genius *unseres* Volks: Rückgang der Cultur; das hätten mit stärkerem Anschein die unglücklichen Zeugen der Religionskriege besorgen können, wäre der Deutsche fähig, das schwererrungene Kleinod untergehen zu lassen. Jahrhunderte waren vergangen unter Kämpfen gegen die anmaſsliche römische Machtvollkommenheit; die schimpflichsten Niederlagen hatten Deutschland in erzwungener Unterwürfigkeit gehalten; und als, auf das Zeichen eines muthigen Mannes, der Norden dieses Reichs dem geistlichen Gebieter den Gehorsam aufkündigte, verfocht der grössere Theil des Südens die alte Unterthänigkeit, schärfte das Schwerdt gegen die nach Freyheit strebenden Mitbürger. Die Aussöhnungen zu Passau und Augsburg waren nicht herzlich; der unnatürliche Hass der katholischen Deutschen gegen die protestantischen hielt beide Parteyen gerüstet. Einheit der Kirche: dieser Vorstellung, herrschend seit Jahrhunderten, konnten sich die Gegner des neuen Systems nicht entwöhnen. Seele ihres Bundes war ein Fürst Deutschlands, von einem räthselhaften, consequenten Schicksal dazu auserſehen: Maximilian I von Bayern. Eine strenge, pedantische Erziehung, unter dem vorzüglichen Einflusse jener berüchtigten Gesellschaft, die mit dem Namen des Religionsstifters den Mangel seines heiligen Sinnes zu beschönigen meinte, hatte in seinem Gemüthe, neben einigen sehr achtungswerthen Eigenschaften, auch solche einheimisch gemacht, welche Abneigung einflössen. Denn es waltet in unserem Innersten ein Ideal des Menschen-Adels, des Unbedingt-verehrungswürdigen, das Männern, wenn auch gross durch Talente und Muth, die innige Huldigung der Seelen versagt, wenn ihr Wirken nicht der Ahnung des Göttlichen entspricht: wenn sie, gleich der Sonne an hellen Wintertagen, die nur leuchtet über trauernden Gefilden, nicht wärmt, nicht befruchtet, den Zeitgenossen, der Nachwelt, nur Erstaunen abzwingen, nicht wohlthun. Mit Einem Denkmale der Volksbeglückung hat Maximilian sein Daseyn bezeichnet: er hat das Landrecht und die Gerichtsordnung Bayerns den Zeitbedürfnissen angemessen einrichten lassen. Seltener geht der kalte, stets rechnende, Egoist, aus liberaler Erziehung hervor; häufiger aus despotisch-pedantischer. Nicht ächt-religiös, und dadurch liebenswürdig, wie der Vater, bloss schulgerecht-bigott, ohne Innigkeit und Wärme, getrieben von dem unseligen Geiste der Herrschsucht, dem Geiste seiner Erzieher und Lieblinge, widmete Maximilian die Regierungszeit eines halben Jahrhunderts meistentheils der Aufgabe, nach den Grundsätzen des Islam eine Zahl von Geviertemeilen zu erobern, um den katholischen Cultus gewaltsam wieder einzuführen. Strenge Planmäsigkeit, fester Wille, kluge Benützung der Umstände, Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Edeln bey der Wahl mancher Mittel; und gegenüber nicht wenige Übereilungen, Inconsequenzen, Entzweyungen der protestantischen Coalition: wie hätte Maximilian den Plan seines Lebens ganz verfehlen können! Systematisch machte er den Anfang mit Vermehrung der öffentlichen Einkünfte. Die Bedenklichkeiten der Landstände wies er in einem heroischen Tone zurück, wie ihn noch kein bayrischer Fürst gewagt hatte. Justinian seines Volks in der Verbesserung des Privatrechts, war er diess auch in der staatsrechtlichen Beeinträch-

tigung einiger bürgerlichen Gewerbe, die er, ungeachtet des heftigen Widerspruchs der Stände, zu fürstlichen Monopolien erklärte (Salzwesen, Weissbierbrauereyen). Unwürdig war manche beträchtliche, neu eröffnete Quelle der Staats-Einkünfte, von denen ein Schatz gesammelt wurde (Geldbussen von Ehebrechern, Mördern und anderen Verbrechern); unwürdig war ihre Bestimmung. Die Vermehrung und Verbesserung des Militärs war die zweyte, geheimgehaltene Vorrichtung zu Maximilians zelotisch-politischem Plane. Wenn der Unterthan bey diesen Reformen über Bedrückungen klagte, ward ihm das Schreckbild des Türken, des Erbfeindes der Christenheit, vorgehalten. Die Besetzung Donauwörths, die schlaue Behauptung der unglücklichen Stadt, war das rührende Vorspiel. Das grosse, verwickelte, schreckliche Drama des dreyssigjährigen Krieges begann; immer sich treu führte Maximilian eine wesentliche Rolle durch. Die Frucht der Anstrengungen, Sorgen eines halben Menschenlebens waren die Kurfürstenwürde, und eine mässige Provinz (Oberpfalz), der Rudolfschen Linie seines Hauses entrissen. Drey Jahre überlebte der Greis die Vollendung dessen, wozu der Jüngling den Grund gelegt hatte.

Ein grosses, tragisches Thema, werth einer geistvollen, *streng gehaltenen* Ausführung. Dass der Vf. der gegenwärtigen Schrift dieser Arbeit gewachsen wäre, hat er in mehreren Stellen gezeigt. Überall, wo er selbst spricht, erscheint er als aufgeklärter, mit der Geschichte vertrauter, im Vortrage geübter Mann, und, was rühmliche Erwähnung verdient, als ein für Moralität erwärmter Schriftsteller. Freunde der historischen Kunst werden daher bedauern, dass er jene Arbeit in dem vorliegenden Werke nicht liefert, abgehalten sowohl durch den unrecht gefassten Plan, als durch eine sonderbare Vorstellung. Die Grundanlage des Werks, das Unternehmen, zugleich die Geschichte Maximilians, und die seiner Zeit, auszuführen, hinderte schlechterdings, ein Ganzes von Einheit, Haltung und Ebenmass zu Stande zu bringen. Wie lässt sich etwas so Besonderes mit etwas so Allgemeinem dergestalt verarbeiten, dass ein Verhältniss unter den Theilen besteht? Auch ist beides hier nicht im Geringsten in einander verwebt, sondern ohne Verbindung synchronistisch-universalhistorisch neben einander gestellt; besonders im zweyten Bande, wo der Vf. erst durch ganz Europa streift, und bey manchen fürstlichen Personen, als bey Philipp II, Heinrich IV, Elisabeth, sich in genaue Details einlässt, bis er auf Deutschland, und endlich S. 198 auf den eigentlichen Helden zurückkommt. Bey anders gefasstem Plane würden von allen, in der ersten Hälfte des zweyten Bandes vorkommenden Materien, bloss die als wesentlich erscheinen, welche die Unruhen in Donauwörth betreffen. Das zweyte Hinderniss eines historischen Kunstwerks (wozu sich Maximilians Geschichte vorzüglich eignet), ebenfalls von dem Vf. verschuldet, gar nicht in der Natur des zu verarbeitenden Stoffs gegründet, war die sonderbare Vorstellung von historischer Treue: Vorrede des ersten Bandes, S. XII. XIII: „um der Gefahr oder der Versuchung zu entgehen, durch Raisonnement oder eigene Ansichten den Leser zu täuschen, oder die historische Treue zu verletzen, behält der Vf., so oft es sich thun lässt, die Wendungen und den Ausdruck bey, wie er diesen und jene in den Original-Urkunden findet; — liefert aus den Berichten und Gutachten der Minister und Räthe hin und wieder grössere Auszüge, als es die historische Kunst zu erlauben scheint." *Hume, Gibbon, Müller*, haben gezeigt, dass historische Wahrheit, der Sache nach, zu vereinigen sey mit einer Darstellung, die durchaus *Einen* Charakter behauptet; dass der gewandte historische Künstler die Facta dem Wesen nach unverändert vorstellen könne, ohne sich durch Aufnahme der Urkunden und Acten zum Compositionsstyl herabzuwürdigen. Die eigenen Worte der Urkunden selbst, und zwar im Texte, anzuführen, ist bloss bey der kritischen Geschichtschreibung nothwendig, wo es oft auf die Stellung der Worte unmittelbar selbst ankommt. Freylich würde man, um das rein Historische zu retten, auf alle Kunstbearbeitung verzichten, wenn unter der bildenden Hand des Historikers die Facta so starke Veränderungen leiden müssen, wie hier B. I. S. 102 ein Beyspiel vorkömmt: Originalworte in der Note: „*Philippus et Ferdinandus, Maximiliani fratres, Roma cum ingenti thesauro reliquiarum Monachium redierunt*;" Bearbeitung im Texte: „die Prinzen erhielten *vom Pabste* so viele Reliquien, dass sie mit denselben *mehrere Frachtwagen* belasten konnten." Eben so würde man der Methode unseres Vfs., die Urkunden selbst in den Text aufzunehmen, und sie durch Zwischen-Erzählungen zu verbinden, unbedingt den Vorzug einräumen, wenn die Kunstbearbeitung nach der Vorstellung geschehen müsste, die der Herzog Wilhelm, Vater Maximilians, von Geschichtschreibung hatte. Unter den Vorschlägen einer zur Reform des Finanzwesens niedergesetzten Commission, befand sich dieser: „die Beschreibung der bayerschen Geschichte, wofür Marx Welser jährlich drey hundert Gulden zu beziehen hatte, könnte eingestellt werden." Hierauf erwiederte der Herzog eigenhändig: „was die bayersche Geschichte betrifft, ist vor allen Dingen dahin zu sehen, ob sie mehr zu unserem Ruhm und Aufnahm, als zur Verkleinerung und anderen Inconvenienzen dienen und nützen werde. Und da liegt es halt alles an dem, der sie macht, und wie er affectionirt sey. Das alles werden die Räthe zu bedenken wissen, und auf den Fall, dass es für uns ausschlagen sollte, vermeine ich, dass die dreyhundert Gulden, die jährlich darauf gehn, wohl angelegt seyn werden." B. I. S. 200. 201.

Es wäre ein bedeutender Gewinn für die historische Literatur Deutschlands gewesen, wenn der Vf. die vielen Acten, an sich alle von Wichtigkeit, als *Beylagen* geliefert, und eine bündige Erzählung daraus entworfen hätte, mit der Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit, von der er in Darstellung seines Helden rühmliche Proben gegeben hat (z. B. II. S. 353. 391. 611.). Unmöglich kann der unerträgliche weitschweifige Kanzleystil der unverändert dem Tex-

te einverleibten Acten einem Leser gefallen, z. B. „verwaisete Pupillen und unmündige Kinder; — zu ihrem eigenen Privatnutzen, Vortheil, Aufnahm und Bereicherung" (I. 116. 126); — die Stelle B. II. S. 634 ff., die vielen eingeschalteten Briefe, Berichte, Gutachten, Vota, Instructionen, Decrete, sind gar zu langweilig. Zu den eingerückten Originalstellen, die im Lesen zu sehr aufhalten, rechnen wir besonders folgende: I. 53—86. Väterliche Instruction für Maximilians Erzieher, nebst dem Gutachten eines ungenannten Prälaten, vermuthlich des Probstes zu Alten-Öttingen, *Minuccius a Minucci* (letzteres übrigens interessant wegen der pädagogischen Einsichten des Concipienten;) — 189—213, Gutachten einer Commission zur Untersuchung des Finanzzustandes, nebst der Erwiederung des Herzogs; 226—237, landesherrliche Proposition auf dem Landtage zu München im J. 1605; II. 139—147, Instruction für die salzburgischen Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg 1597; — S. 152—157, Reichsschluss dieses Reichstags; — 292—307, Erklärung der protestantischen Stände, Gegen-Erklärung der katholischen; — 317—320, Eingabe der Protestanten, an den kaiserlichen Hof abgeschickt; 355—371, Schrift der Protestanten an den Kaiser; — 445—457, Unionsurkunde der katholischen Stände; 459—478, Instruction für einen, in dieser Angelegenheit abgeordneten, bayerschen Gesandten; — 477—487, Instruction für einen, von den geistlichen Kurfürsten nach Rom geschickten, Deputirten; — 634—648, Schriftwechsel der protestantischen Union mit Maximilian.

Wenn der Vf. eine pragmatische Geschichte verspricht, aber das Feine der Composition, der pragmatischen Kunst, zuweilen vernachlässigt: so erklären wir uns diess aus der oben angeführten zu weit gehenden Ängstlichkeit in Ansehung der historischen Treue. Diess ist besonders der Fall in der Zeichnung der Personen. Gelegentlich hingeworfen, wohl gar in den Noten als vermeintliche Nebensachen beygebracht, sind manche charakteristische Umstände, Züge, Notizen, die, zusammengehalten, auf einander berechnet, von trefflicher Wirkung seyn müssten. Das Beyspiel von den jugendlichen Neigungen, Interessen, Äusserungen, Stimmungen des Helden sey hinreichend. Ohne historische Ökonomie, unverarbeitet durch pragmatische Kunst, kommen folgende Umstände entweder im Texte vor, oder vereinzelt und gelegentlich in den Noten: Maximilians Interesse an der Cyropädie; seine Auszüge daraus, besonders die Sammlung solcher Stellen, die für Regenten von Wichtigkeit sind. (Das Original befindet sich auf der königlichen Hofbibliothek zu München, unter den lateinischen Handschriften. Zu verwundern ist es, dass unser Vf., der aus so vielen Originalschriften von geringerem Belang weitläuftige Auszüge der Mittheilung werth findet, aus diesem Handbuche Maximilians keine Beyspiele anführt, welche Stellen der Cyropädie excerpirt sind, also vorzüglichen Eindruck gemacht haben müssen, da diess zur Beurtheilung der Gesinnungen des Prinzen nicht gleichgültig ist.) Ferner die Liebhaberey an der Jagd; die frühe Neigung zum Kriegswesen, die Stelle aus einem Briefe Maximilians an seinen Vater, worin er sich über Claudius Aquaviva, General der Jesuiten, so äussert: „Ich kann ihn nicht genug loben, man muss in ihn verliebt werden, wenn man ihn, so zu sagen, nur anschauet"; die Stelle aus einem Briefe an seine Mutter: „Gestern habe ich mit grosser Freude verstanden, dass der König aus Frankreich umgebracht sey. Wenn solches wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu erfreuen;" endlich Stellen aus einem Briefe des Vaters an Maximilian: „Im Falle du so übel disponirt bist, möchten vielleicht zwo Ursachen daran Schuld seyn. Erstlich Melancholie und Kummer, und dann Unordnung im Essen, Trinken und anderen Excessen, es sey bey Tage oder bey Nacht. — Du sollst dich diese Sachen, die, wie ich leicht ermessen kann, hauptsächlich den Zustand unseres Kammerwesens betreffen mögen, so hoch nicht zu Gemüthe ziehen. — Was die Unordnung im Essen und Trinken betrifft, habe ich selbst, wie mich dünkt, solches wahrgenommen. — Geht sonst auch was anderes vor, *circa actus et excessus nocturnos*, oder dass etwa dein Schaden sich auch noch rührt, so hast du solches fleissig in Acht zu nehmen." (I. 91—107.) — Wenn des Vfs. Eifer für Geschichtschreibung eben so rege ist, wie der unsrige, aus dem diese Bemerkungen geflossen sind: so schmeicheln wir uns, dass er auf dieselben bey den folgenden Bänden einige Rücksicht nehmen, und die Materien, um ein Kunstwerk zu hinterlassen, mehr zusammenziehn, mehr verarbeiten werde, er, am meisten zu dieser Arbeit geeignet, als Sachkundiger, der, bey erprobter Gewandheit im Vortrage, am meisten vom Detail der Begebenheiten durchdrungen ist. Auf diesen Fall erlauben wir uns die Bitte, strenger über sich zu wachen in Betreff der Übertreibungen (wie II. 1), der Provinzialismen, der Participialconstruction (letztere ist mehrmahls verfehlt, z. B. I. 7. 8. 99). Noch angelegentlicher ist der Wunsch, dass der Vf., meistentheils unbefangen, hellsehend, anerkannte Rechte und deren Zurückfoderung niemals durch zweydeutige Einkleidung verdächtig mache. Es gehört zu dem hohen Berufe des historischen Schriftstellers, die Gerechtsame der Völker zu bewahren. Wo er nicht reden darf, wie er soll, muss er schweigen. Der Geschichtschreiber Maximilians lebt unter einem Gestirn, das leuchtet und wärmt, unter einer Regierung, die, wahrer Fürstengrösse Vorbild, in künftigen Geschlechtern grosse Schuldner zurücklassen wird. — Bald nach dem Regierungsantritte Maximilians meldeten sich verschiedene Personen mit Schuldfoderungen an den Hof. „Solche Gläubiger trugen durch ihr *Geschrey* am meisten dazu bey, dass die Regierung Ansehen und Credit verlohr. Manche bedeutende Gläubiger wurden durch solches *Geschrey* sogar veranlasst, ihre, dem Herzoge vorgestreckten, Capitalien aufzukündigen. Maximilian liess es sich gleich in den ersten Jahren seiner Regierung hoch angelegen seyn, solche gefährliche *Schreyer* zum Schweigen zu bringen (durch Bezahlung)" I. 220. — Der Kürze wegen übergehen wir die Fälle, wo der

Vf. die fürstliche Parthie gegen die Stände ergreift, offenbar aber, verfassungsmäfsig, das Recht auf Seiten der Landschaft war, eines Instituts, das in ganz Deutschland zu den wesentlichsten und wohlthätigsten Theilen der Territorialverfassung gehört, mit dessen Untergange Manches dahin seyn wird, worauf der Deutsche stolz seyn dürfte.

Mehr, als blofse diplomatische Geschichte, ist allerdings die angezeigte Schrift. Gesetzt aber, sie wäre nur dieses, so würde sich schon dadurch der Vf. ein grofses Verdienst um die deutsche Geschichte erworben haben. Ein Schatz von anderthalb tausend Bänden handschriftlicher Acten und Urkunden, gröfstentheils aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ist ihm eröffnet, aus dem er eben so vieles Interessante als Neue mitzutheilen angefangen hat. Frohe Aussicht für die bayerische Geschichte, wenn Männer, wie unser Vf., wie *von Krenner, Fessmaier,* freyen Zutritt zu den öffentlichen Archiven haben. Wichtige Aufschlüsse für die süd-deutsche Geschichte überhaupt sind von daher zu erwarten. Mannichfach belehrend, zuweilen unterhaltend, grofsentheils noch unbekannt, ist der Inhalt dieser zwey ersten Bände, in denen die Geschichten unter Maximilian bis zum Jahr 1610 fortgeführt sind. Ausser der Jugendgeschichte dieses Prinzen, und einigen, in diese Zeit fallenden, öffentlichen Angelegenheiten, füllen den ersten Band die Reformen im Justiz- und Polizey-Wesen, und die harten Militär- und Finanz-Einrichtungen, womit der junge Fürst die Regierung beginnt. Hauptinhalt des zweyten Bandes sind Parteysachen der Protestanten und Katholiken, Conföderationen derselben, das Unglück der Stadt Donauwörth, die empörende Art, wie Maximilian zum Besitze derselben gelangt, das rastlose Treiben des Helden, um gegen die Protestanten losbrechen zu können; sein harter Zelotensinn, sein Streben nach Erweiterung der Herrschaft: jener unterhalten von den Jesuiten, dieses die Ursache des Anschmiegens an den kaiserl. Hof. Wie sehr Maximilian die jesuitische Moral sich zu eigen gemacht, wie geschickt er sie in den Verhandlungen angewandt habe, erhellt aus einer Stelle B. II. S. 663. Mit grofser Anstrengung hatte er eine Union der katholischen Fürsten zu Stande gebracht. Gerade zu der Zeit, als die Verbündeten erwarteten, er werde, als Bundesoberster, den Feldzug gegen die Protestanten eröffnen, schloss er einen Vergleich mit den Gegnern. Unter neunzehn Entschuldigungen, die er seinen Alliirten einsandte, war diese: „es sey die allgemeine Meinung der Theologen, dafs man, ohne das Gewissen zu verletzen, keinen Angriffskrieg anfangen soll, (wie diessfalls von Seiten der Katholischen nothwendig hätte geschehen müssen), man wäre denn zuvor moralisch des Sieges vergewisst und versichert."

NN.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Maurer: *Anekdoten* und *Charakterzüge* aus dem Leben des Prinzen *Louis Ferdinand von Preussen* (,) mit Hinsicht auf das Charaktergemälde desselben in den vertrauten Briefen über das innere Verhältnifs am preussischen Hofe u. s. w. 1807. Ohne die Vorr. 100 S. 8. (10 Gr.) In der weitschweifigen panegyrischen Brühe, in welcher der Vf. nur immer mit sich selbst, und seinen Ansichten und Urtheilen beschäftigt ist, und gegen den Herausg. der *vertrauten Briefe*, den er nicht verstanden zu haben scheint, Lanzen bricht, schwimmen einige sparsame Anekdoten, die aber durchgängig unbedeutend, selten charakteristisch, und zum Theil nicht einmal wahr sind. Spafshaft ist es zu lesen, wie bey einem Besuche des Prinzen Louis an einem ziemlich kenntlich gemachten deutschen Hofe, auf der Reise von Carlsbad nach Berlin, ein „sehr geachteter Prinz" (S. 75 ff.) den Auftrag übernimmt, ihn auszuforschen: „Wie er sich hier gefalle?" und von ihm die bedeutende Antwort erhält: „dafs die an jenem Hofe herrschende Mode der Coeffüren und des Kleiderschnitts sehr drückend für ihn sey;" — wie einst nach aufgehobener Tafel der Regent selbst mit ihm eine Unterhaltung über die genossenen Speisen anfängt, wobey Louis sich beschwert, dafs man von dem sehr guten Weine ihm zu wenig eingeschenkt habe, und nun durch eine frische Flasche, die er mit noch zwey anderen Personen ausleert, wieder versöhnt wird. Wem fallen dabey nicht die gutgemeinten Fragen: Nun, wie gefällt es Ihnen denn bey uns? und: Wie hat es Ihnen denn geschmeckt? ein! Wer Hofanekdoten erzählen will, sollte doch den Ton der Hofe etwas besser kennen.

Die angehängte Beschreibung des Gefechts von Saalfeld ist vom Anfang bis zum Ende unrichtig; der Vf. weifs nicht einmal, was für Truppen der Prinz anführte. Überhaupt findet man in dem ganzen Buche so wenig auch nur die entfernteste Spur von der hohen, genialischen und kräftigen Natur, als in der Karrikatur, welche dem Titelblatt zur Vignette dient, einen Zug von der männlich schönen Bildung des Helden. Kf.

Schöne Künste. *Altenburg*, b. Petersen: *Miss Glamour, oder die gefährlichen Männer.* Nach dem Englischen, mit Kupfern. 1803. Zwey Bände. 198 u. 192 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) „Die Lectüre des Buchs (sagt der im *plurali majestatico* von sich sprechende Übersetzer, in der kurzen Vorrede) welches eine Schilderung der Sitten und des Tons in den vornehmeren Cirkeln von London enthält, hat uns Unterhaltung gewährt. Der einfache Gang der Geschichte, der gedankenreiche Vortrag, die Menge feiner, aus der Tiefe des menschlichen Herzens geschöpfter Bemerkungen in demselben, bestimmten uns, diese *nahrhafte und gesunde* Speise der deutschen Lesewelt mitzutheilen, um auch unserer Seits die faden Leckereyen unserer Mode-Romane verdrängen zu helfen. Wenigstens glauben wir, dafs denkende Leser es nicht ohne Befriedigung, und junge Leute beiderley Geschlechts, die im Begriff sind, in die grofse Welt zu treten, nicht ohne Nutzen aus der Hand legen werden." Rec. glaubt beides nicht; er hält das Buch für nichts weiter, als für einen Roman, (wie alle mittelmäfsigen Romane sind) der weder verderben, noch bessern wird. Ihn nicht gelesen zu haben, ist am Ende so viel, als ihn gelesen haben. Das Titelkupfer (mehr Kupfer fand Rec. bey seinem Exemplare nicht) hat rechts und links mit einander verwirret, und die Stelze an das linke Bein gemacht, die an das rechte gehörte. Auf den Vortrag ist entweder im Original oder in der Übersetzung nicht der gehörige Fleifs verwendet. Z. B. Th. 1. S. 163. „Mein Vater konnte sie nicht sehen; und freylich schlummert das gesundeste Urtheil, wenn die Zärtlichkeit gar zu wachsam ist, und sich durch einen blinden Lärm in Furcht setzen läfst." Aus der interessanten Abhandlung über die Thiere, die das 10 Kap. des 2 Bandes füllt, stehe nur die Bemerkung noch hier, dafs sich die Weiber alle gern verführen lassen, nur aber keine Gewalt nicht leiden können. Diese Bemerkung wird nicht ohne Nutzen für das männliche Geschlecht seyn, das im Begriff ist, in die grofse Welt zu treten. F. M.

Mathematik. *Schlesswig*, b. Röhss: *Methodisches Rechenbuch für die Jugend der Herzogthümer Schlesswig und Holstein.* Zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen, wie auch beym Privatunterrichte, abgefasst von *J. Bendixen.* II Abth. für die mittlere Jugend. 1804. X u. 336 S. 8. (6 gr.) Eine Fortsetzung von dem in No. 149 unserer A. L. Z. 1805 angezeigten Rechenbuche, welche ebenfalls nichts weiter als blosse Beyspiele zur Bruchrechnung und Regel detri enthält, ohne alle Vorschriften, nach welchen die verlangten Resultate gefunden werden können. R. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Handbuch der Verfertigung des groben Geschützes. Für diejenigen, welche sich eine allgemeine Kenntniss derselben zu erwerben suchen.* Von *W. Müller*, Officier der kurhannöverischen Cavallerie und Docent der Kriegs- und mathematischen Wissenschaften zu Göttingen. Mit 5 Kupfert. 1807. 238 S. 8. (3 Rthlr.)

Mit Recht bemerkt der Vf. in der Vorrede: dass ein praktisches Werk über die Stückgiesserey noch ganz fehle, weil sich dieser Gegenstand in den Werken über die Geschützkunst zerstreuet findet, und gewöhnlich nur gleichsam im Vorbeygehen abgehandelt wird. Anstatt die neuen Entdeckungen der Chemie und Metallurgie zu benutzen, beschäftiget man sich mehr mit Bestimmung der Länge und Schwere der Geschütze, insofern sie wegen der Wirkung derselben, und wegen des Transportes für den Artilleristen wichtig sind. Das vorliegende Werk war daher Referenten eine angenehme Erscheinung, weil er bey der Ausführlichkeit desselben eine vollständige Darstellung der Formerey und Giesserey des Geschützes erwartete. Allein, um diese Erwartung zu erfüllen, hätte der Verf. mehr mit seinem Gegenstande vertraut seyn, hätte er bey Benutzung der schon vorhandenen Schriften Anderer genauer und fleissiger zu Werke gehen müssen. Nach einer kurzen Geschichte der Erfindung des groben Geschützes, berühret der Vf. die dazu anwendbaren Metalle nur kurz, um alsdann von S. 10 — 105 einen vollständigen Auszug aus *Tiemanns Eisenhüttenkunde* zu liefern, einem Werke, dem man, nicht mit Unrecht, noch bedeutende Mängel vorwirft, und dessen Sinn hier oft auf eine sonderbare Weise entstellt wird. Zum Beweis wollen wir nur ein paar Stellen vergleichen:

Müller S. 25.	*Tiemann* S. 131.
Das Probekorn muss, wenn es gar seyn soll:	Gaares Roheisen zeichnet sich durch folgendes aus:
1) Auf der Oberfläche schwarz und abfärbend,	1) ist es auf seiner Oberfläche schwarz und abfärbend,
2) zähe und dehnbar seyn.	2) zähe und dehnbar,
3) Im Bruche muss es ein starkes gleichartiges, und ein graues glänzendes Korn zeigen.	3) zeigt es im Bruche ein starkes, gleiches und graues Korn.
Sollte das Korn nicht gar seyn, so ist es	Nicht völlig gaares Roheisen:
1) von schwärzlicher Farbe, und wenig abfärbend,	1) ist von schwärzlicher Farbe und wenig abfärbend,
2) spröde und dehnbar (?)	2) spröde und undehnbar,
3) hat es einen ungleichartigen matten Bruch.	3) von einem ungleichen und matten Bruch.

Ferner S. 75.	S. 517.
1) Kalkarten erfodern, wenn sie rein sind, kein starkes Rösten, weil man dann nur das Krystallisationswasser vertreiben muss. Wenn sie Kohlensäure oder Schwefelsäure enthalten, oder mit andern Bergarten vermengt sind: so müssen sie eine allmählich verstärkte, nicht zu starke, Hitze haben, besonders bey der Schwefelsäure, weil dann oft viel Kristallisationswasser obwaltet. Hierher gehören unter anderen die Stahlsteinerze.	Alle thonartigen Eisensteine werden durch das Rosten nur im geringen Grade mürbe. Da sie indessen häufig Schwefelsäure enthalten, so darf es nicht füglich unterlassen werden. *Im Fall sie sich beym Rösten sehr fest brennen sollten, müssen sie nachher* im Wasser gelöscht werden, welches geschiehet, indem man durch eine Rinne das Wasser auf den Rost leitet, und so das Mürbemachen der Minen bewirkt.
2) Thonarten erfordern eine allmählich verstärkte Hitze, besonders wenn sie Schwefelsäure enthalten. *Sollen sie hart brennen, so löscht man sie in dem Rost mit Wasser.*	Alle Kalkarten, welche Kohlensäure enthalten, müssen geröstet werden, weil diese dem Schmelzprocess hinderlich ist. Diess beweist ein Zusatz von ungeröstetem Kalkfluss.
Kieselarten erfordern, besonders wenn sie Schwefelsäure enthalten, ein langsames, nicht zu kurzes Rösten. Man setzt dann auch wohl Kalk, wegen seiner starken Attraction zur Schwefelsäure hinzu. Dieser darf jedoch nachher nicht als Fluss gebraucht werden. Alle leichtflüssigen Eisensteinarten werden nicht geröstet, weil sie schon genug verwittern, und sich im Feuer leicht verglasen. u. s. w.	Manche leichtflüssige Eisensteine muss man nicht rösten, weil sie leicht zusammensintern, und alsdann die Abscheidung fremder Substanzen erschweren.
	Ferner müssen alle kiesigen Eisenminen, und besonders alle Eisenerze, geröstet werden. Bey Gattungen dieser Art, die Abscheidung des Schwefels und anderer mineralischen Säuren zu bewirken, ist es zweckmässig, während des Röstens gebrannten Kalk zuzusetzen, welcher mit jenen Substanzen, bey der gehörigen Temperatur, Verbindungen eingehet. Dass dieser Kalk aber nachher als Fluss nicht weiter angewandt werden darf, ist ohne Erinnerung begreiflich u. s. w.

Dem eigentlichen Gegenstande des Werks: der *Verfertigung des groben Geschützes*, ist die Manipulation des Schmiedeeisens und des Stahles fremd; beide würden füglich ihre Stelle in einer, ganz allein dem Eisen gewidmeten Abhandlung finden, wie diess auch der Fall in *Reaumur's*, *Rüman's*, *Zars* u. a. Werken ist. Hier nimmt die — ebenfalls ganz aus *Tiemann* gezogene Beschreibung der dabey vorkommenden Arbeiten den Platz hinweg, der besser und zweckmässiger eine andere Bestimmung erhalten hätte, wie bald gezeigt werden soll. S. 110 wendet sich Hr. *M.* zu dem *Kupfer*, dessen Probe auf dem nassen und trocknen Wege angegeben, und dessen verschiedene Minen nach ihrer Farbe, Bildung, Bruch und Bestandtheilen — wie vorher die Eisenerze — in einer besonderen Tafel aufgeführet werden. Hier ist wahr-

ſcheinlich durch ein Verſehen dem *Malachit* und dem *Kupfergrün* einerley franzöſiſche Benennung: *Cuivre carbonaté vert* gegeben, die doch nur dem erſteren zukommt: denn das letztere heiſst *Acétite de cuivre naturel*. Die verſchiedenen Ausbreitungsarten des Kupfers werden vorzüglich nach *Wallerius* und *Yars* ausführlich beſchrieben, und auf der III Kupfertaf. Zeichnungen der dazu dienenden Öfen gegeben.

Der Vf. wendet ſich hierauf im 8 Kap. zu dem Zinn, deſſen Schmelzen jedoch, für den Zweck des Buches, und bey ſeiner Unentbehrlichkeit in der Miſchung des Stückmetalls, zu kurz beſchrieben wird: ſo wie auch die Abbildung der Zinnöfen fehlt. Eben ſo ungern vermiſst Refer. den Zink, der in einigen Stückgieſsereyen noch mit unter das Kanonenmetall gemiſcht wird, und aus dieſem Grunde nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen worden ſeyn ſollte. — S. 153 handelt Hr. *M.* von der Kohle und ihrer Verfertigung nach *Tiemann*, wo S. 154 die *Buche* und *Rothhainbuche* (?) von einander geſondert wird, da doch dieſe beiden Holzarten, durch den Namen *Hainbuche* oder *Hornbaum*, *Carpinus betulus*, und *Roth-* oder *Maſt-Buche, fagus ſylvatica*, unterſchieden werden.

Der *II Abſchn.* des Werkes beſchäftiget ſich mit dem Kanonen-Metall, wo zuerſt das Eiſen als ſolches aufgeführt, und S. 166 die Reinigung deſſelben nach *Grignont* gelehrt wird. Nachdem S. 168 die Vortheile der maſſiv gegoſſenen Geſchütze aus einander geſetzt werden, fährt Hr. *M.* fort: „Ein Stück mit einem hohlen Kern zu gieſsen, und die ganze Form, beſonders den Kern, ehe man gieſst, zu erwärmen, wird nicht den Nachtheil haben, als wenn man über einen Kern gieſst. Das Metall wird nun an der inneren Oberfläche nicht ſo ſpröde ſeyn, und alſo auch nicht leicht Riſſe zeigen.“ Rec. würde dieſe Stelle durchaus nicht verſtehen, wenn ihm nicht ſchon bekannt wäre, daſs *Bosc d'Antic* vorgeſchlagen hat: anſtatt der gewöhnlichen Kernſtangen die Kanonen über einen, aus Leimen hohl geformten, und nachher gebranten Kern zu gieſsen, um ſie nachher nicht ausbohren zu dürfen.

Von der allgem. Beſchreibung des Verfahrens bey der Verfertigung geſchmiedeter Canonen wendet ſich Hr. *M.* zu dem eigentlich ſogenannten Stückmetall, deſſen Eigenſchaften und Zuſammenſetzung vorzüglich nach *Scharnhorſt* angegeben werden, dem zufolge 11 pro Cntr. Zinn zu reinem Kupfer das beſte Stückgut liefern. S. 180 wird geſagt: „daſs nur das Gieſsen über den Kern noch Dauer zu verſprechen ſcheine,“ da doch vorher S. 168 — und mit Recht — dem maſſiven Guſs der Vorzug gegeben worden, weil der geringe Vortheil einer gröſseren Dauer durch den weit weſentlicheren, der richtigeren und concentriſchen Bohrung, bey weitem aufgewogen wird.

Der *III Abſchnitt* enthält die Arbeiten des Formens, und zwar a) auf die gewöhnliche Weiſe in Leimen; b) ebenfalls in Thon und Leimen, jedoch über ein Modell von Metall, und c) in Sand, nach der, durch den Wohlfahrtsausſchuſs in Paris eingeführten Art, über ein hohles Modell, in Kaſten von Guſseiſen. Bey den Gieſsöfen zu Chaillot und la Ruelle hätte bemerkt werden ſollen, daſs ſie zu eiſernem Geſchütz beſtimmt waren, wie *Monge* deutlich ſagt, auch aus §. 269 S. 203 des gegenwärtigen Werkes erhellet. Am beſten iſt das Bohren des Geſchützes abgehandelt, und vorzüglich eine Beſchreibung des, ſonſt wenig bekannten, Bohrers gegeben, mit dem man gleich den Kern im Ganzen heraus bohren kann; ein Verfahren, deſſen Vortheile bloſs eingebildet waren, das aber ſehr weſentliche Nachtheile hatte, und daher bald wieder verlaſſen ward. Auch die Beſchreibung des Abdrehens der Geſchütze, ſo wie des Bohrens und Einſetzens der Zündlöcher iſt gut und zweckmäſsig, mit Anführung der neueſten, in Frankreich gemachten, Verbeſſerungen. Hr. *M.* folgte dabey vorzüglich *Monge*, einem in dieſer Hinſicht claſſiſchen Werke, ohne ſich zu groſse Abkürzungen zu erlauben, und dadurch undeutlich zu werden.

Der *IV Abſchnitt:* Vom Probiren des Geſchützes, nach *Scharnhorſt*, beſchlieſst das Ganze. Hier iſt jedoch die *techniſche Metallprobe* mit der phyſiſchen verwechſelt, und jene anſtatt der letzteren angeführet. Die Waſſerprobe muſs unmittelbar nach den Probeſchüſſen vorgenommen werden, wenn das Rohr von letzteren noch erwärmt iſt.

N. M. M.

Leipzig, b. Hinrichs: *Inſtruction zur Abrichtung der Scharfſchützen*. Nebſt Anmerkungen und vorausgeſchickten Winken über die Tendenz der Tactik des Fuſsvolkes und die Geſchichte der leichten Infanterie, ſeit der Erfindung des Schieſspulvers. Mit 4 Planen. 1807. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der ungenannte Vf. fängt in der, übrigens gut, nur faſt zu blumenreich geſchriebenen Einleitung von der Erfindung des Feuergewehres an, durch welches die Abſchaffung der Piken, der tiefen Stellung und anderer früherer Militär-Einrichtungen — obgleich nur langſam — herbeygeführt ward. Er gehet hierauf zu den Grundſätzen über, nach denen bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Kriegskunſt die Infanterie organiſirt und exercirt ſeyn ſollte. Sie ſind: „a) leichte, bequeme, gegen ſchlimme Witterung ſchützende Kleidung. b) Die beſte Bewaffnung zum Schuſs und im Nothfall zum Stoſs, ſo leicht eingerichtet, als es menſchliche Kunſt vermag, wenn ſie beide Zwecke dabey feſt im Auge behält. c) Geſchwindes Laden und richtiges Schieſsen, nebſt der Kunſt des Gebrauchs der Stoſswaffen für einzelne Fälle, wo erſteres nicht anwendbar iſt. d) Schnelles Zuſammenwickeln in tiefe Körper mit kleiner Fronte, um plötzlich von einem Puncte zu jedem beliebigen anderen gelangen zu können, und eben ſo ſchnelles Entwickeln in lange Fronten von beynahe keiner Tiefe, ſo daſs Jedermann, wenn ihm der Feind nahe genug iſt, wirkſam feuern, und dieſer durch ſeine Kanonenkugel nicht *Mehrere* zugleich tödten kann. (?) e) Auswahl der bewieſenermaſsen einfachſten unter allen möglichen Mitteln, wodurch Veränderungen in den Stellungen hervorgebracht werden können. f) Die Kunſt, den einzelnen Theilen des Heeres die möglichſt gemeinſame Wirkſamkeit zu demſelben Zweck zu geben, und einen beträchtlichen

Theil ausser dem Gefecht und furchtbare Reserven bereit zu halten. g) Geschlossene Nothstellung gegen Cavallerie in der Ebene, von vereinzelten Infanterie-Abtheilungen. h) Bildung des einzelnen Fussgängers zur möglichsten Gelenkigkeit und Behendigkeit, und Gewöhnung desselben an Fatiguen, Springen, Laufen, Klettern, Waten und Schwimmen. i) Bildung von Mehreren zusammen, um den Feind einzeln zu umschwärmen und zu necken u. s. w."

Auf die allgemeine Geschichte der leichten Infanterie überhaupt folgt die mit Enthusiasmus ausgeführte Schilderung des französischen leichten Infanteristen, dem der Vf. die leichte Infanterie der Deutschen gegenüber stellt; wo nothwendig die Vergleichung zum Nachtheil der letzteren ausfallen muss. Jene, die französische, hat auch seit 1805 eine vom Obersten *Guyard* geschriebene „*Instruction pour le service et les manoeuvres de l'Infanterie légere en campagne*" erhalten. Von S. 87 gehet die eigentliche Instruction für die Schützen an, und redet zuerst von der Auswahl. Organisirung und Bewaffnung derselben; hierauf von der Stellung, sowohl geschlossen als zerstreut, und der dabey zu gebenden Signale; von der Bewegung in zerstreuter Ordnung; vom Chargiren; von dem Unterricht der Schützen, wenn sie in besonderen Abtheilungen für sich agiren müssen; von der Deckung der Linientruppen durch die Schützen; endlich von dem Unterricht im Schiessen nach einem Ziel. Das Ganze beziehet sich auf den Dienst und die Verfassung der grossherzoglich badischen Truppen, bey denen die vorliegende Instruction als Reglement für die Schützen eingeführt ist. Alles ist durchaus brauchbar und zweckmässig, und kann bey anderer leichten Infanterie entweder unverändert angenommen werden, oder besser zur Grundlage dienen, um mit Rücksicht auf die Eigenheiten jedes Dienstes eine ähnliche Instruction darnach zu entwerfen.

N. M. M.

BOTANIK.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Der wohlerfahrene Baum-Küchen- und Blumen-Gärtner*, oder vollständige und deutliche Anweisung, alle Geschäfte im Baum-Küchen- und Blumengarten (?) auf eine zweckmässige und vortheilhafte Weise zu besorgen, als Bäume zu erziehen, zu veredeln und von Krankheiten zu heilen, gutes und schönes Gemüse zu erziehen; den Saamen zu gewinnen, das Gartenland zu bearbeiten und zu verbessern, die schädlichen Thiere abzuhalten oder auszurotten. Nebst einem Anhange, wie man aus Obst einen sehr guten Wein, und selbst aus faulem Obst einen guten Essig, auch aus Möhren einen süssen Syrup verfertigen soll. Von *Carl Friedrich Schmidt (?)* Vierte, vermehrte und mit einem Gartenkalender versehene Auflage. 1805. XVI u. 248 S. kl. 8. (16 Gr.)

So wortreich auch der Titel dieses Buches ist, so findet man doch in demselben sehr wenig Belehrungen über den Garten- und Feldbau, die nicht schon in vielen anderen Schriften vorkommen, und, wo nicht besser, doch eben so gut gelehrt sind. Nur darin hat sich unser Vf. einiges Verdienst erworben, dass er seine Vorgänger mit Auswahl benutzt, und die Abhandlungen in einem fasslichen Tone geschrieben hat. In dieser Rücksicht verdient dieses Buch den Anfängern in der Gärtnerey, besonders den Landleuten, welche der Vf. beym Entwurfe seines Plans am meisten im Angesicht hatte, empfohlen zu werden. Die vierte Auflage ist mit einigen kleinen Anmerkungen bereichert, und die in den vorhergehenden Ausgaben vorkommenden Fehler sind grösstentheils an gehörigen Orten verbessert worden. Das Ganze zerfällt in vier Theile. Die Lehre vom Bau, Wachsthum und Ernährung der Gewächse, wovon der Vf. im ersten Kapitel des ersten Theiles redet, ist nach unserem Dafürhalten zu oberflächlich behandelt, und noch überdiess für den Landmann nicht hinreichend aufgeklärt. Es wäre daher besser, wenn er die ganze Abhandlung weggelassen hätte. Die folgenden Kapitel handeln von der Verbesserung der Felder, von Düngmitteln und von der Bearbeitung des Bodens. Der zweyte Theil lehrt den Gemüsbau, von der Aussaat des Saamens bis zur Erndte der Gemüspflanzen, in kurzen Auszügen aus Reichards Gartenschatz und anderen Schriften. Die Kohlrübe (*Brassica Napobrassica*) nennt der Vf. S. 65 Unterkohlrabi, aber mit Unrecht, denn der Kohlrabi ist von der Kohlrübe verschieden. Der dritte Theil von Baumgärten überhaupt und von Behandlung, Wartung und Veredlung der Obstbäume insbesondere. Richtig wird bemerkt, dass ein Baum, den man an einen Ort, und in dasselbe Erdreich pflanzt, wo schon mehrere Jahre ein Baum von der nämlichen Art gestanden hat, nicht gut fortkommt. Die Beschreibung des, vom Ritter von Bienenberg erfundenen Frostableiters hätte füglich wegbleiben können, besonders desswegen, weil die Wirkung des ganzen Apparats nur auf Einbildung zu beruhen scheint, und daher von mehreren sachkundigen Männern verworfen wird. Der vierte Theil beschäftiget sich mit den, dem Garten schädlichen Thieren, als da sind Mäuse, Vögel, Käfer u. s. w. Die hier angegebenen Vertilgungsmittel sind allgemein bekannt, theils auch unsicher und mühsam, wie z. B. der Schaum vom Seifenwasser, mit welchem man, vermittelst eines Lappens, die Raupen bestreichen soll. — S. 185 heisst es: „die Maykäfer würden nicht so furchtbar seyn, wenn überall der Maulwurf mehr geschont würde, welcher die Engerlinge (Larven) frisst, aus welchen sie entstehen."

Auf dem Titel ist nur Ein Anhang angezeigt; aber im Buche selbst sind noch zwey hinzugekommen. Der erste lehrt in kurzen Auszügen, wie man Gärten durch lebendige Hecken von Weissdorn (*Crataegus oxyacantha L.*), von der Cornelkirsche (*Cornus mascula L.*), und anderen hiezu tauglichen Holzarten schützen soll. Der zweyte Anhang enthält kur-

ze Anweisungen, wie man aus Obst einen guten und wohlfeilen Wein und einen scharfen Essig gewinnen, und aus den Möhren (*Daucus carota L.*) einen Saft erhalten kann. Im dritten Anhange lehrt der Vf. die Behandlung der gewöhnlichen Gartenblumen, als Nelken, Rosen, Mayblumen, Aurikeln, Goldlack u. s. w. S. 223 macht er den Landmann noch darauf aufmerksam, dass man sich aus Blumen eine Art von Uhr machen kann. — Hierzu zählt er den Löwenzahn oder die Kuhblume (*Leontodon taraxacum L.*), welche ihre Blätter (?) zwischen 5 und 6 Uhr frühe entfaltet, und sich Abends zwischen 8 und 9 Uhr wieder schliesst. — Dann setzt er noch hinzu: „Es will aber diese angenehme Spielerey gewissermassen einen müssigen Mann haben"!! Den Beschluss macht ein Gartenkalender, oder Anweisung, was man in jedem Monat in seinem Garten zu verrichten habe.

DD — h —

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Grimma*, b. Vf. u. *Leipzig* b. Bruder in Commiss.: *Anthropologische Generalkarte aller Naturanlagen und Vermögen des Menschen in ihrer Verbindung und Beziehung auf einander*, nach ihren Hauptclassen, entworfen zum Vortrage der Anthropologie nach Kantischen Ideen von M. *Heinrich August Töpfer*, Lehrer der Mathem. u. Phys. an der Land- und Fürsten-Schule zu Grimma, und gestochen von *Wilhelm von Schlieben*. Lieutenant beym Regiment Prinz Clemens. 1807. Royal folio. (16 Gr.). Wir leugnen nicht, dass uns diese Karte beym ersten Überblick derselben ein bloser *lusus ingenii* zu seyn schien; allein ob wir gleich bey einer genaueren Ansicht mehr darin fanden, so blieben uns doch so manche Zweifel und Bedenklichkeiten bey dieser Art von symbolischer Darstellung des menschlichen Gemüthsvermögens, dass wir wünschten, der Vf. hätte den Scharfsinn und die Combinationsgabe, die er hier zeigt, auf eine andere Weise angewandt, wodurch gewiss für die Erweiterung und Berichtigung der psychologischen Anthropologie mehr gewonnen worden wäre. Übrigens glauben wir dem Publicum von der vorliegenden Arbeit nicht besser Rechenschaft geben zu können, als dass wir 1) den Text aufsuchen, der dieser Karte zum Grunde liegt, und 2) die Art und Weise angeben, wie derselbe vom Vf. symbolisch dargestellt worden. Dadurch hoffen wir die Leser unserer Blätter in den Stand zu setzen, selbst ein begründetes Urtheil über diese Arbeit fällen zu können. Der Mensch hat nach der vorliegenden Karte

I) *als Naturwesen blindwirkende Naturvermögen*, d. i. das sinnliche Vermögen, durch Eindrücke bestimmt zu werden, solcher, vermittelst des inneren Sinnes, sich bewusst zu werden, und sie, vermittelst der Einbildungskraft, zu apprehendiren. Es begreift unter sich a) die *Sinne* (vermittelst deren die Bestimmung objectiv geschieht) zur Wahrnehmung der Gegenstände der Empfindung (*Vitalsinn*) und Anschauung (*Organsinne*) und zur Entwicklung der Talente (*Sprachsinn* und *Kunstsinn*); b) die *Triebe* (vermittelst deren die Bestimmung subjectiv geschieht) zur Erhaltung der Geschlechtsart (*Geschlechtstrieb*) und Geschlechtsgemeinschaft (*Geselligkeitstrieb*) und zur Entwicklung des Naturells (*sympathetische Triebe* und *Affectentriebe*); c) die *Willkühr zum Thun und Lassen* des Sinnlichen und Nichtsinnlichen zur Entwicklung des Charakters und Behauptung der Persönlichkeit.

II) *Als Intelligenz das übersinnliche Vermögen sich von selbst zu bestimmen* nach Gesetzen des Willens, und deren Befolgung gegen die Macht der Natur zu behaupten (*Freyheit*). Von der Spontaneität der Freyheit geht aus das Bewusstseyn selbstthätiger Geistesvermögen zur Vorstellung des Formalen, nämlich eines Vermögens; a) der *Begriffe und Regeln des Denkbaren — Verstand* zur Vorstellung des Allgemeinen; b) der *Subsumtion und Reflexion des Erkennbaren; Urtheilskraft* zur Vorstellung des Besonderen; c) des *Quells aller Principien und Ideen des Unbedingten — Vernunft* zur Vorstellung des Zusammenhanges und des Endzwecks der Bestimmung.

III) *Als sinnlich vernünftiges Wesen Seelenvermögen zur Vorstellung des Materialen*, welche die Verbindung des Naturwesens mit der Intelligenz vermitteln; nämlich a) *Erkenntnissvermögen* zur Objectsbestimmung nach Anschauung; b) *Gefühlsvermögen* zur Subjectsbestimmung nach Lust und Unlust; c) *Begehrungsvermögen* zur Willensbestimmung nach Gesetzen, woraus das moral. Gefühl entsteht. Zwischen diesen Hauptclassen der menschlichen Vermögen finden folgende Beziehungen statt: A) Verbindung von I mit III in der empirischen Anschauung, und durch Nachbildungen des Empirischen;

a) aus I a) und III a) geht hervor *Darstellungsgabe*.
b) aus I a) und III b) — — *Verschönerungssinn*.
c) aus I a) und III c) — — *Ordnungsgabe*.
d) aus I b) und III a) — — *Vervollkommnungstrieb*.
e) aus I b) und III b) — — *Ehrliebe*.
f) aus I b) und III c) — — *Selbstliebe*.

B) Verbindungen von II mit III in der reinen Anschauung und durch Ideale der reinen Einbildungskraft.

α) aus II a) u. III a) geht herv. die Vorstellung des *Gesetzmässigen*.
β) aus II a) u. III b) — — — — des *Angenehmen*.
γ) aus II a) u. III c) — — — — des *Guten*.
δ) aus II b) u. III a) — — — — des *Zweckmässigen*.
ε) aus II b) u. III b) — — — — des *Schönen*
ζ) aus II b) u. III c) — — — — des *Erhabenen*.

Diesen drey Hauptclassen der menschlichen Vermögen entsprechen folgende drey Arten des Bewusstseyns: I) *empirisches Bewusstseyn;* II) *discursives Bewusstseyn* der obersten Denkformen; III) *intuitives Bewusstseyn* der Gegenstände in der Anschauung.

Diess sind die Data, welche Hr. *T.* bey seiner anthropologischen Generalkarte zum Grunde gelegt hat. Die Art, wie er solche in der Karte dargestellt und verbunden hat, lässt sich kurz so übersehen. Er verzeichnet für die Classe I und II der m. Naturanlagen zwey gleiche Kreise A, B, von 8 Zoll rheinl. Durchmesser, welche einander so schneiden, dass ihre gemeinschaftliche Sehne von 7 Zoll 7 Linien dem Anschauenden waagerecht liegt. In den mittleren Raum, welchen die zwey gleichen Kreisabschnitte einschliessen, stellt er die unter III aufgeführten Seelenvermögen, welche die Verbindung des Naturwesens mit der Intelligenz vermitteln. Den übrigen Raum des unteren Kreises A weiset er den blindwirkenden Naturvermögen, den übrigen Raum des oberen Kreises B den selbstthätigen Geistesvermögen an. Jedes Hauptvermögen nimmt ein eigenes Rechteck ein, mit welchem mehrere Dreyecke in Verbindung stehen, deren Seiten die abgeleiteten Vermögen bilden und auch unter jenen Rechtecken ist das Verhältniss der Subordination dadurch angedeutet, dass das mittlere um seine ganze Höhe über die beiden äusseren hervorragt. Die Beziehungen der abgeleiteten Vermögen auf die einzelnen Hauptvermögen sind durch Richtungslinien angedeutet, welche unter den letzteren von einem zum andern durch die Namen der ersteren gehen.

Auf solche Weise umschliesst der Kreis A das Gebiet des Sinnlichen, wodurch uns etwas gegeben werden kann, der Kreis B das Gebiet des Nichtsinnlichen, wodurch es bestimmt werden kann. Um nun auch noch anzudeuten, dass beide Kreise in ihrer Verbindung die Grenzen der Möglichkeit des Urtheils über etwas in der Apperception einschliessen, so umschliesst sie Hr. *T.* mit einem dritten Kreise C von 11 Zoll Durchmesser, so dass sie diesen in den entgegengesetzten Endpuncten seines lothrechten Durchmessers berühren. Auf diese Weise sollen die 3 Kreise das Symbol *des Grundgesetzes aller Anlagen in ihrer Anwendung* vor Augen stellen.

Dass die symbolische Darstellung dieses Gesetzes, welche eigentlich bey diesem ganzen Entwurf die leitende Idee gewesen zu seyn scheint, hier von so grosser Wichtigkeit gewesen sey, dass es wohlgethan war, ihr so manche andere bedeutende Rücksichten aufzuopfern, und um ihrentwillen so manche erhebliche Mängel und Unbequemlichkeiten der typographischen Darstellung zuzulassen, getrauten wir uns nicht zu behaupten.

A + B + C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1807.

TECHNOLOGIE.

Paris, b. Levrault, Schoell und Comp.: *Traité du Fer et de l'Acier, contenant un système raisonné sur leur nature, la construction des fourneaux, les procédés suivis dans les différens travaux des forges, et l'emploi de ces deux métaux.* Avec quinze Planches en Taille-Douce. 1804. IV u. 302 S. 4. (7 Thlr. 12 Gr.).

Dass in Frankreich, wo jährlich mehr Eisen erzeugt wird, wie in dem durch seine Eisenproduction so berühmten Schweden, wo die Eisenhüttenkunde durch den Einfluss der antiphlogistischen Chemie nicht nur ein ganz anderes Ansehen erhalten hat, sondern sogar einer wissenschaftlichen Behandlung erst fähig gemacht worden ist — seit den Zeiten eines *Grignon* und *Réaumur* gar kein bedeutendes, das ganze Eisenhüttenwesen, oder einzelne Theile desselben, theoretisch und praktisch behandelndes Werk erschienen ist; und dass in jenem Lande, wo sonst alle Gewerbe, die mit der Chemie in naher Verbindung stehen, vorzüglich glücklich gedeihen, das Eisenhüttenwesen nicht mit gleich starken Schritten fortzugehen scheint — muss befremdend seyn. Mit desto gespannteren Erwartungen wird man daher vorliegende, ansehnliche, mit Aufwand gedruckte, und mit einer Menge nicht übel gerathener Kupfer ausgestattete Abhandlung über das Eisen und den Stahl in die Hand nehmen, die der ungenannte Vf. im Anfange der Vorrede als das „*résultat d'une infinité d'expériences faites dans de grands établissemens, et pour lesquelles on n'a épargné ni soins ni dépenses*" ankündigt. Man braucht aber nur die Vorrede weiter zu lesen, um im günstigen Vorurtheile sehr herabgestimmt zu werden; denn da erfährt man, dass das Werk schon *vor* der Zeit habe erscheinen sollen, in der man von dem antiphlogistischen Systeme auf die Theorie vom Eisen Anwendung zu machen anfing; dass aber das Studium jener Lehre, die vorher gefasste Meinung des Verfassers, welche sich auf obige „*infinité d'experiences*" stütze, nicht im geringsten zu verändern im Stande gewesen sey. Inzwischen wird man doch auf jene Versuche begierig seyn, und sich daneben zu einigen Aufschlüssen über den Zustand des Eisenhüttenwesens in Frankreich Hoffnung machen. Durch Lesung des Werkes selbst wird man aber in Ansehung jener gar nicht, und in Hinsicht auf diese nur unvollkommen befriedigt; und dabey von der gänzlichen Unbekanntschaft des Verfassers mit den Arbeiten eines *Rinmann*, *Garney*, u. a. überzeugt. Aus der Vorrede ersieht man übrigens beyläufig, dass diese Abhandlung zum Unterrichte eines Corps aufgesetzt worden ist, welches in Frankreich die Aufsicht über die der Artillerie gehörenden Eisenwerke führt.

Auf dem Titel des Buches nennt der Vf. Eisen und Stahl fälschlich „*deux métaux*," und theilt darnach sein Werk in zwey Haupttheile, deren erster vom Eisen, und deren zweyter vom Stahle handelt. Jeder Haupttheil ist wiederum in Kapitel abgetheilt. I) *Essai sur le fer.* II) *Du laitier.* In diesen beiden Kapiteln wird man auf eilf Quartseiten mit der ganzen Theorie des Verfassers vom Eisen beschenkt, die aber demselben nicht eigenthümlich ist, sondern von manchen Metallurgen aus dem Zeitalter vor der antiphlogistischen Chemie, angenommen wurde. Das Eisen unterscheidet sich, nach unserem Vf., dadurch von anderen Metallen, dass es nicht, wie diese, von allen heterogenen Theilen getrennt werden darf, mit denen es in den Minern in Verbindung stand, sondern, um seine Haltbarkeit nicht zu verlieren, etwas von dem Glase beybehalten muss, welches durch das Verschmelzen seiner erdigen Theile mit denen des Flussmittels erzeugt wird. Diess Glas verbindet, gleich einem Schweissmittel, die metallischen Theile unter einander. Wenn man das Eisen gänzlich, oder auch nur zu sehr davon reinigt, so verliert es seine Festigkeit. Dieses Glas, welches man *Schlacke* (*laitier*) zu nennen pflegt, bildet sich zu eben der Zeit, in der die metallischen Theile sich vereinigen; und da nun diese Theile immer und überall die nämlichen sind, so kann die Güte des Eisens nur durch die Menge und Beschaffenheit seiner Schlacke variiren. Ist sie in zu grosser Menge in dem Eisen vorhanden, so ertheilt sie demselben Sprödigkeit, und macht es im Verhältnisse der Menge, in welcher es sich darin findet, härter und brüchiger, aber auch leichter zu schweissen. Überfluss an Schlacken schadet der Güte des Eisens nicht, sobald sie von guter Beschaffenheit ist, weil man die Menge derselben durch wiederholtes Wärmen und Hämmern verringern kann. Das beste Eisen ist dasjenige, welches eine, der Quantität seiner metallischen Theile genau angemessene, Menge Schlacke enthält, die weder zu streng- noch zu leichtflüssig ist; weil alsdann die beiden wesentlichen Eigenschaften dieses Metalls — sich gut schweissen, und sich, ohne zu brechen, biegen zu lassen — zusammenkommen. — Wie man in Frankreich eine schon seit so langer Zeit mit Recht aufgegebene, allen neueren Erfahrungen widersprechende Hypothese, jetzt noch einmal hat wiederum aufwärmen können, ist doch in der That unbegreiflich! III) *Des substances nuisibles au fer.* IV. *Des mines.* V. *Exploitation des mines.* Drey in jeder Hinsicht sehr dürftige Kapitel.

Die mineralogische Nomenklatur der Eisenminern soll für das Eisenhüttenwesen ohne alles Interesse und allen Nutzen seyn; doch will der Vf. seine Leser mit den Namen der vornehmsten Eisenminern bekannt machen. Statt aber diess zu thun, theilt er bloss die Trivialnamen von einigen derselben mit, denen er höchst unbestimmte Erklärungen beyfügt; wie z.B. *mines spathiques, celles qui sont formées par écailles, et qui sont douces au toucher.*" Alsdann spricht er von den Erden und Flussmitteln, und unterscheidet bey jenen: *terre argileuse, calcaire, gypseuse* und *vitrifiable.* Eisenminern im Kleinen auf ihren Metallgehalt zu probiren, hält der Vf. für unmöglich! In dem Kapitel von der Gewinnung der Eisenminern, wird auch ihre Röstung höchst oberflächlich abgehandelt. VI. *Construction d'un fourneau à fondre la mine de fer.* Nach des Vfs. Bericht sind die viereckigen Hohofen-Schächte in Frankreich die gewöhnlichsten. Man bauet sie dort überall — wie auch an den mehresten Orten in Deutschland — mit einer Rast, deren Neigung sich nach der grösseren oder geringeren Strengflüssigkeit der Eisenminern richtet. Die Höhe der Form über dem Boden des Gestelles weicht ab von 13 — 22 Zoll. Der Rückseite des Gestelles liegt sie näher, wie dem Timpel. Man bedient sich — wie an sehr vielen Orten in Schweden — in Stein gehauener Formen, die man mit Lehm ausschmiert, und dadurch dem Formmaule beständig eine dem Gange des Ofens angemessene Grösse ertheilt. Nach dem Vf. pflegt man in Frankreich bey den Hohöfen zwey pyramidale Bälge ohne Windlade oder Regulator vorzulegen, und bedient sich noch an vielen Orten lederner Bälge?! Die Art der Leitung der Gebläseluft in das Gestell hat keine Regel, sondern wird der Routine der Hohöfner überlassen?! VII. *Des ouvriers employés aux fourneaux.* In diesem Kapitel wird dann zugleich auch vom Aufgeben und von dem Ausbringen gehandelt, was man wohl der Überschrift nicht ansehen sollte. Man bedient sich in Frankreich beynahe überall der Eichen- und Buchen-Kohlen zum Eisenschmelzen, weil es an Tannenkohlen fehlt, die der Vf. für tauglicher hält; worin er sich aber doch wohl, wenigstens in Hinsicht der Buchenkohlen, irrt. Bey der Menge von Steinkohlen, welche Frankreich besitzt, hat man davon doch erst bey einem Hohöfen, im Departement Saône und Loire, nicht mit dem besten Erfolge, Gebrauch gemacht. Auf die Kohlen setzt man in der Regel zuerst den Zuschlag, und dann den Stein, bey sehr strengflüssigen Eisensteinen aber zuerst $\frac{1}{3}$ des Zuschlages, dann den Stein, und darüber die andern $\frac{2}{3}$ des Zuschlages. Die Grösse der Gichten ist sehr verschieden. Bey einem Gehalte der Eisensteine von etwa $36\frac{1}{2}$ Procent, wird nach den Angaben des Vfs. 1 Pfund Roheisen ungefähr mit $1\frac{1}{2}$ Pfund Kohlen erzeugt. Das gewöhnliche wöchentliche Ausbringen bey den Hohöfen in Frankreich kann man nach dem Vf. nur zu 150 Zentner annehmen. Sollte die Hohöfnerey dort wirklich noch in dem Zustande seyn, wie sie in vorliegender Abhandlung geschildert wird: so würde man sich über ein so niedriges Ausbringen freylich nicht wundern dürfen. Die Angaben unseres Vfs. haben aber so viel Unbestimmtes, dass ihnen wohl nicht ganz getrauet werden kann. Die Kapitel VIII — XVI sind grösstentheils dem Stabeisen gewidmet. Nach dem Vf. besteht der Unterschied zwischen Roh- und Stabeisen in der verschiedenen Menge von Schlacken, welche sie enthalten. Stabeisen besitzt davon weniger und ist darum geschmeidiger und homogener, welches durch das nochmalige Einschmelzen des Roheisens im Frischfeuer bewirkt wird. Obgleich die Stabeisenbereitung mit mehrerer Gründlichkeit, als der Hohofenprocess, behandelt worden ist: so geschieht doch nur der *travail à la française* oder der in Schweden sogenannten *Valonsmide*, der *travail à la Renardière, à l'allemande* und *à la Catalane* Erwähnung, da man doch in Frankreich selbst an einigen Orten, namentlich in *Nivernois*, noch einer anderen Frischmethode *à la macérie* sich bedient, der übrigen Frischprocesse nicht zu gedenken, die in anderen Ländern üblich und aus Schriften hinlänglich bekannt sind. Ob man gleich von der Valonsmide in den Rinmannschen Werken treffliche Nachrichten findet, so wird man doch auch die Beschreibung derselben in vorliegender Abhandlung, welche in die kleinsten Details eindringt, mit Vergnügen lesen. Unstreitig gehört sie zu den besseren Theilen des Buchs; ist aber nicht wohl eines Auszuges fähig. Mitten unter den Kapiteln die vom Stabeisen handeln, finden sich mehrere, die man an dieser Stelle nicht suchen sollte, und die man überall gern dem Vf. schenken würde: *XI. Analyse du fer de fonte. XII. Recherches sur la connoissance du fer de fonte. XIII. Mélange du fer avec différens métaux.* Es werden hier drey Arten von Roheisen unterschieden: weisses, graues und schwarzes. Die verschiedenen Farben sollen von der verschiedenen Lage der metallischen Theile gegen einander herrühren. Das Roheisen ist nach dem Vf. um so dunkler gefärbt, je weniger Schlacke es enthält. Dass graues Roheisen zu fallen pflegt, wenn verhältnissmässig wenig Stein auf die Kohlen gesetzt wird, erklärt derselbe daraus: dass die Hitze im Ofen durch die grössere Quantität von Kohlen verstärkt, und dass dadurch die Schlacke flüssiger werde, und sich daher vollkommener von den metallischen Theilen trennen könne. Vom *Graphit*, der eine so grosse Rolle bey dem Roheisen spielt, geschieht in der ganzen *analyse du fer de fonte* an keiner Stelle Erwähnung. Mit unerträglicher Weitschweifigkeit und durch mehrere ziemlich unnütze Versuche giebt sich der Vf. im 12 Kap. Mühe, die Wahrheit der sehr bekannten und leicht zu erklärenden Erscheinung zu beweisen: dass Roheisen durch schnelleres Erkalten eine hellere Farbe annimmt. Den Inhalt des 13 Kap. findet man in jedem Handbuche der Chemie vollständiger und besser vorgetragen. *XVII. Notes sur les différens charbons.* Die ganze, für die Eisenhüttenkunde so wichtige Lehre von den Kohlen, wird hier auf vier Seiten abgehandelt.

Deuxième Partie, de l'Acier (pag. 167 — 296) I. *De l'Acier en général.* Der Stahl besteht nach unserem Vf. aus den nämlichen metallischen Theilen wie das Eisen, nur enthält er davon mehr bey gleichem Volumen. Die Erzeugung des sogenannten natürlichen Stahls soll darauf beruhen, dass man durch heftige Hitze alle Schlacke die zum Zusammenhalten der ...

tallischen Theile nicht erfoderlich ist, ausschmelzt, und die metallischen Theile durch Hämmern einander nähert. Bey der Bereitung des sogenannten Zämentstahls begnüge man sich hingegen damit, die Schlacke auszusaigern, daher zwischen den metallischen Theilen leere Räume entstehen. Nach des Vfs. Theorie würde daher wohl das graue Roheisen, welches nach ihm die wenigste Schlacke enthalten soll, am tauglichsten zur Schmelzstahlfabrication seyn? *II. De l'Acier naturel ou de fusion.* Es wird hier die Stellung des Feuers und Einrichtung des Gebläses bey der Rohstahlbereitung nach Steyerscher Methode mit Genauigkeit angegeben. *III. De la fonte propre à faire de l'Acier.* Das weisse Roheisen soll darum zur Stahlfabrication tauglicher seyn wie das graue, weil es mehr und strengflüssigere Schlacke enthält, welche die metallischen Theile vor der Calcination schützt, und da die Masse länger im Feuer bleiben muss, eine innigere Vereinigung der metallischen Theile bewirkt. Sollte das weisse Roheisen wirklich strengflüssigere Schlacke enthalten, so würde es doch auch wohl strengflüssiger seyn, als das graue; wogegen aber die Erfahrung spricht, da sich bekanntlich das stahlartige Roheisen leichter einschmelzen lässt, wie das nichtstahlartige, ob es gleich nicht so leicht frischt wie dieses. *IV. De la fusion.* Eine genaue, gute Beschreibung des Steyerschen Schmelzstahlprocesses, dessen man sich auch in Frankreich bedient. *V. Fabrication de l'Acier en Carinthie.* Aus Jars metallurgischen Reisen. *VI. Acier de Rives en Dauphiné.* Nachricht von einem sehr unvollkommenen Rohstahlprocesse, bey welchem bald Rohstahl, bald Stabeisen erhalten wird. *VII. Acier de Siegen, pays de Nassau.* Sehr kurz und unvollständig. *VIII. Raffinage de l'Acier. IX. Estimation de ce quil peut en coûter pour réduire la fonte de fer en acier raffiné.* Beide Kap. zeichnen sich durch Ausführlichkeit und Genauigkeit aus, und gehören zu den gut gerathenen Theilen des Werks. Die hier beschriebene Methode der Raffinirung des Stahls ist übrigens die allgemein bekannte. Vom XI bis zum XIII Kap. handelt der Vf. von dem Härten und dem weiteren Verarbeiten des Stahls mit einer Ausführlichkeit, die mit der Kürze in einigen der früheren Kapitel in gar keinem Verhältnisse steht. Er theilt darin manche gute, wiewohl nicht neue, praktische Notizen mit. *XVIII. Acier factice ou de cémentation.* Eine weit schicklichere Stelle hätte diess Kap. zwischen dem 8 und 9ten gehabt. Der Vf. lässt aber überall in seinem Werke den Mangel einer systematischen Ordnung empfinden. In Frankreich ist die Bereitung des Zäment- oder Brenn-Stahls eben nicht gebräuchlich. Man hat sie, besonders zur Zeit der Revolution, mehr einzuführen gesucht; aber dennoch wird jetzt, soviel dem Rec. bekannt ist, nur bey Ramelsdorf im ehemaligen Lothringen seit 1785 und bey Souppes im Loire-Departement, ohnweit Nemours, Brennstahl fabricirt. Der Vf. beschreibt mit vieler Genauigkeit das Verfahren bey der von ihm selbst mit gutem Erfolge versuchten Stahlzämentation in einem für Flammenfeuer eingerichteten Ofen, der, nach der Zeichnung und Beschreibung zu urtheilen, bis auf die Grösse demjenigen vollkommen gleicht, welcher in dem, während der französischen Revolution erschienenen, aber nicht in den Buchhandel gekommenen *Avis aux ouvriers en Fer sur la fabrication de l'Acier, publié par ordre du Comité de salut public. à Paris.* 4. abgebildet ist; und der im Wesentlichen auch mit demjenigen übereinkommt, welchen man in Rinmanns Bergwerkslexikon Tab. 1. Fig. 1 und 2 abgebildet findet. Aus dem Eisen von Béfort im Elsass will der Vf. einen Brennstahl erhalten haben, welcher dem englischen beynahe gleich gekommen seyn soll. *XIX. Observations sur les lames de sabres et autres armes. XX. Connoissance de l'Acier.* Über das Korn des Stahls und die Umänderung desselben bey seiner Verarbeitung und gelegentlich auch über den englischen Gussstahl, wovon eigentlich schon im ersten Kap. hätte die Rede seyn sollen. —

Abgesehen von den crassen Hypothesen, von der grossen Unvollständigkeit in Ansehung der ausser Frankreich üblichen Eisenhandthierungen u. von dem gänzlichen Mangel einer systematischen Anordnung der Materien; so enthält vorliegende Abhandlung, besonders in den Kapiteln vom Stabeisen und dem ganzen Abschnitte vom Stahl, manche interessante praktische Notizen, welche aber auf wenigen Bogen zusammengedrängt werden könnten.

Auf den 15 Kupfertafeln ist ein Eisenstein-Wasch- und Poch-Werk, ein Hohofen nach allen seinen Theilen und verschiedenen Durchschnitten, ein Frischfeuer *à la françaife*, ein Stabeisenhammer, ein Zainhammer, ein pyramidaler Blasbalg nach allen seinen Theilen, eine Machinerie zur Bewegung eines hölzernen pyramidalen Doppelbläsers, eine katalonische Schmiede mit der Wassertrommel, ein Rastinirstahlfeuer und ein Brennstahlofen für Flammenfeuer genau nach einem verjüngten Massstabe abgebildet. Bey jeder Kupfertafel befindet sich eine gedruckte Erklärung der einzelnen Theile der darauf vorgestellten Gegenstände.

s. α.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst oder theoretische und praktische Anleitung zum Bleichen des Flachses, der Baumwolle, Wolle und Seide, so wie der aus ihnen gesponnenen Garne, und gewebten oder gewürkten Zeuge;* nach den neuesten Erfahrungen der Physik, Chemie und Technologie bearbeitet von D. *Sigismund Fr. Hermbstädt.* 1804. 432 S. 8. mit Kpfn. (2 Thlr. 4 Gr.)

Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide sind, in dem Zustande wie solche uns aus dem Schosse der Natur oder nach einer leichten mechanischen Bearbeitung dargeboten werden, mit mancherley Materien überzogen und durchdrungen, die ihnen mehr oder weniger ein unangenehmes Äusseres geben, und dem Auge den Glanz und die Schönheit verdecken, welche solche demselben im völlig reinen und farbenlosen Zustande darzustellen vermögend sind. Durch Hülfe der Kunst ist man dahin gelangt, jene unreinen und farbigen Theile der genannten Materien zu zerstören, selbige in ihrem ursprünglich farbenlosen Zustande darzustellen, und ihnen alle die Annehmlichkeiten ihrer Aussenseite zu geben, welche sie dem Auge des geschmackvollen Kenners und Beobachters so gefällend als angenehm zu machen, geschickt sind. Um jenen

Zweck zu erreichen, müssen die gedachten Materialien mannichfaltigen dahin abzielenden Operationen unterworfen werden, deren endliches Resultat die Darstellung ihres völlig weissen oder farbenlosen Zustandes ist, und die zusammengenommen den summarischen Inbegriff aller derjenigen Beschäftigungen ausmachen, welche man das *Bleichen* zu nennen pflegt.

Der wichtige Leinwandhandel so vieler Provinzen Deutschlands muss hinreichend seyn, unsere Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der inländischen Bleichen zu spannen, da England und Irland so grosse Fortschritte darin gemacht haben, und dadurch im Begriff stehen, unseren vaterländischen Handel zu verkürzen. Man hat zwar schon seit einigen Jahren über diesen Gegenstand wichtige Verbesserungen in Schriften vorgeschlagen. Für den praktischen Bleicher hatten aber diese Schriften demungeachtet wenig Nutzen, weil sie in einem Vortrage abgefasst sind, der ihm unverständlich ist; denn sie setzen meistens Kenntnisse voraus, die der Bleicher nicht besitzt, sondern erst lernen muss.

Gegenwärtiges Werk hat diesem Mangel abgeholfen, da der Vf. desselben im ersten Buche von den zum Bleichen erfoderlichen alkalischen Salzen und Erden; von den zu diesem Zwecke nöthigen sauren Salzen oder Säuren; von den in einer gut eingerichteten Bleichanstalt unentbehrlichen Reagentien oder gegenwirkenden Mitteln; von der Luft, der Wärme, dem Lichte, dem Wasser, der Seife, dem Schwefel, dem Braunsteine, dem Kochsalz, der Smalte und der weissen Stärke, handelt. Im zweyten Buche ist von den rohen Materialien, woraus die zu bleichenden Producte fabricirt werden, die Rede; nämlich vom Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide; die Art wie diese Materialien zum Bleichen vorbereitet werden sollen, ist ein Hauptgegenstand, der hier nicht vergessen wurde. Das dritte Buch giebt uns die Art an, die Leinwand zu bleichen, mit Bemerkungen über die in verschiedenen Ländern üblichen Methoden, deren Fehler und Verbesserungen im vierten Buche gezeigt werden, und endlich kömmt der Vf. im fünften Buche auf die von ihm selbst ausgemittelte Bleichungsart für Leinwand und andere leinene Zeuge. Die Beuchbütten können genau verschlossen werden, um die Leinwand durch Dämpflaugen von verschiedener Art in einem hohen Grade zu erhitzen. Ein Kessel kann mehreren grosen Bütten einen hinreichenden Hitzgrad mittheilen. Es wird hier eine sehr wohlfeile Zubereitung vegetabilischer Sauerwasser, die mit abwechselnden Ätzlaugen zur Reinigung der Leinwand dienen, gelehrt, und alle Geräthschaften werden mit Abbildungen und genauen Beschreibungen erläutert; woraus dann erhellet, dass die Vortheile dieser Bleichungsart 1) in der Ersparung an Brennmaterial, 2) in Ersparung an metallenen Kesseln zur Erwärmung der Beuchlauge, 3) in Ersparung an alkalischen Substanzen, 4) in Ersparung an Seife, 5) in Ersparung an Zeit und Arbeitslohn, bestehen. Die Vorrichtung, welche der Vf. hier beschrieben hat, ist von der Art, dass 400 Schock Leinwand, das Schock zu 60 berliner Ellen, damit bearbeitet werden können. Rec. hätte gern gesehen, dass Hr. H. eine vergleichende Berechnung geliefert hätte, um wieviel wohlfeiler seine Bleichmethode gegen die gewöhnliche zu stehen komme. Was kostet ferner die Einrichtung seines Dampfapparats mit einfachen und doppelten Kesseln? Da, wie er selbst sagt, nach jahrelangem Gebrauch der Dampfkessel ganz abgenutzt ist, so muss diese öftere Erneuerung eines kostspieligen Apparats auch in Anschlag gebracht werden. Dabey ist ferner zu bemerken, dass diese Bleicheanstalt nur im Grossen nützlich und anwendbar — für einzelne Haushaltungen aber minder vortheilhaft sey. — Im sechsten Buche wird gelehrt, wie die Baumwollenwaaren, Garne u. s. w. mittelst dieses Dampfapparates bearbeitet werden müssen. Im siebenten: wie man die Leinwand und leinenen Garne, vermittelst der oxydirten Salzsäure, oder vermittelst der Schnellbleiche, zu behandeln habe; im achten: wie man wollene und seidene Zeuge bleicht.

Noch folgen zwey Anhänge. Der erste enthält: 1) Bemerkungen über die Entbehrlichkeit der Seife bey den Bleichereyen; 2) Bemerkung über das Rösten des Flachses durch alkalische Lauge. Im zweyten Anhange werden die besten Schriftsteller angezeigt, welche über das Bleichen geschrieben haben, und in dem vorliegenden Werke genutzt worden sind.

Das Ganze ist, wie sich schon vermuthen lässt, mit des Vfs. eigner Gründlichkeit und fasslicher Darstellung bearbeitet. Sbst.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Regensburg*, b. Montag und Weiss: *Medicinisch-praktische Jahrgänge* von D. *Johann Jacob Kohlhaas*, kurerzkanzl. ersten Stadtphysicus, Director des klinischen Instituts u. s. w. Erster Jahrgang. 1774 — 1804. VI. 182 S. 8. (12 gr.). Diese Schrift hätte füglich ungedruckt bleiben können. Sie enthält die Schilderung von 78 Kranken, wovon 67 hergestellt, 2 nicht hergestellt, 5 aus der Kur gelaufen, 1 nicht wieder gekommen, und 3 gestorben sind. Immerhin mag deshalb der Vf. auf den Namen eines glücklichen Artztes Anspruch machen, immerhin mag man dessen Aufrichtigkeit rühmen, mit der er gesteht, dass diese und jene Arzneyen nicht mit Nutzen angewendet worden, dass er in einer Krankheit, deren schlimmer Ausgang vorauszusehen war, zu viel gewirkt habe. Diese Sammlung von Krankheitsgeschichten kann demohngeachtet nicht als Muster zur Nachbildung im praktischen Geschäft empfohlen werden. Abgerechnet, dass die meisten hier vorkommenden Fälle geringfügige sind, welche nicht eine besondere Sagacität, Klugheit, Entschlossenheit und Standhaftigkeit des Arztes erfodern; so ist die Beschreibung derselben eben so wenig nachahmungswürdig, als die Handlungsweise des Vfs. am Krankenbette. Die Ursachen der Krankheiten werden von ihm nicht immer gehörig angegeben. Manche Mittel, die zwar von ihm verordnet, aber von Patienten nicht gebraucht worden, führt er umständlich an; wenn er aber von einem Kranken erzählt, dass er mineralische Bäder angewendet habe, so vergisst er, diese namhaft zu machen. Aderlässe empfiehlt er in offenbar asthenischen Krankheiten, z. B. bey einer colica *spasmodica ex scabie retropulsa.* Oft verordnet er sehr zusammengesetzte Medicamente, Mischungen von Thätigkeit vermehrenden und Thätigkeit vermindernden Mitteln, nicht selten Abführungsmittel und Kräuter mit Molken zu Frühlingskuren. Er zeigt sich als Freund mancher unnützer und veralteter Mittel; er verschreibt z. B. *essent. fuligin. rasur. eboris, elect. de ... pura rad. sigill. salomon. sem. agn. cast. aqu. puleg. aqu. ...* u. s. f. Und doch ist er nach der Vorrede der Meinung, dass er schon als Anfänger so gehandelt habe, wie die neueste Heilmethode vorschreibt, wenn er gleich damals von Sthenie und Asthenie, directer und indirecter Schwäche, Erregungstheorie u. dgl. nichts habe wissen können?? Vermag Hr. K. nichts Besseres zu liefern, als solche Sammlungen von Krankengeschichten, so bittet Rec. ihn sehr, nicht mehrere seiner medicinisch-praktischen Jahrgänge dem Drucke zu übergeben.

ec1.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1807.

ÖKONOMIE.

Wien, b. Degen: *Theoretisch und praktische Abhandlung über die Cultur des Getreides und die Kunst Brod zu machen.* Von *Parmentier*, *Rozier*, *Lasteyrie* und *Delalause*. Aus dem Französischen übersetzt. I Theil. 1806. 744 S. II Th. 1807. 942 S. 8. nebst 16 Kpft. (6 Thlr. 16 Gr.)

„Wenn wir dem aufgeklärten Publicum, heisst es in der Vorrede, das Werk eines gewöhnlichen Schriftstellers über einen wichtigen Theil der Landwirthschaft vorzulegen hätten, so würden wir seine Behandlung des Gegenstandes, und die Nützlichkeit der Grundsätze anrühmen: da wir aber den Ökonomen diese Abhandlung darbieten, so brauchen wir nur den Abbé *Rozier* und *Parmentier* als ihre Vff. zu nennen; denn das Verdienst dieser Männer ist seit langer Zeit anerkannt und gewürdiget."

Wer die Namen von vier Gelehrten aus Frankreich und den Anfang der Vorrede liest, der wird sich viele Belehrung und manche Auflösung noch streitiger Fragen versprechen. Rec. hat nicht ganz gefunden, was er erwartete. In der Einleitung wird vom Ackerbau überhaupt gesprochen; von den Gegenständen, die auf den Ackerbau Bezug haben; von dem Ackerbau einiger Völker, besonders der Römer; von dem Ackerbau in Frankreich. Von den moralischen Umständen, welche dort auf den Ackerbau Einfluss haben, (hier kein Wort von dem, was die Aufschrift des Hauptstücks erwarten liess). Von den physischen Umständen, welche auf den Ackerbau in Frankreich Einfluss haben. Man zählt 14 Becken in Frankreich, worunter 4 grosse und 10 kleine sind. Die 4 ersten wären die Becken der Rhone, der Seine, der Loire und der Garonne. Rec. fand dieses Hauptstück dem Werke sehr angemessen, aber nicht jede Abtheilung desselben zweckmässig bearbeitet. Von den Becken, welche die Rhone, und die Flüsse die sie aufnimmt, bilden, erhalten wir S. 43—50 sehr belehrende Nachrichten. Von dem Becken der Maas erfahren wir nichts. Es sey unnütz — heisst es S. 81 — sich bey der Beschreibung desselben aufzuhalten, weil der rechte Theil dieses Flusses allein zu Frankreich gehöre, und wenig Erdreich enthalte. Von dem Becken der Mosel wird das nämliche gesagt, und doch wird gerade dabey bemerkt: „wenn man den Umkreis desselben in Betrachtung zöge, so würde man unstreitig dieses Becken für das grösste von allen bisher genannten erkennen müssen, weil es von einer Seite den Lauf der Mosel bis Coblenz, von der anderen Seite den ganzen Lauf des Rheins von seinem Ursprung an, bis zu seiner Mündung, in sich begreift." — Beobachtungen über die Schutzwehren und über das Klima. — Durch eine Linie, die man von Nizza in Piemont bis nach St. Sebastian in Spanien ziehe, könne man die vier verschiedenen Klimaten der mittägigsten Provinzen Frankreichs sehr genau bestimmen. „Zuerst stosse man auf das Land der Orangen, der Ölbäume, der Weinstöcke: es habe im Süden das Meer und Afrika, und unmittelbar hinter demselben stünden die fast senkrechten Berge, die es gegen den Norden beschützten. Das zweyte sey das Land der Ölbäume und Weinstöcke ohne Orangen; es habe im Süden das Meer und Afrika, und die Berge, die ihm zur Schutzwehre dienten, seyen von der Küste entfernt. Das dritte das Land der Weinstöcke ohne Orangen und Oliven: es hat die Pyrenäen im Süden. Das vierte hat keine Weinstöcke: es hat die Pyrenäen im Süden, und diese sind ihm so nahe, dass sie es vor allen Südwinden beschirmen." —

S. 91 wird das ältere System des Ackerbaues erläutert; S. 103 das tullische System; S. 123 jenes von *Duhamel du Monceau*; S. 150 das von *Patulo*; S. 167 das von *Fabroni*; S. 186 *Roziers* Grundsätze; S. 215 das in England angenommene System nach *Young* und den englischen Landwirthen. — Es ist zwar ganz unvollständig, was von den englischen Ackersystemen gesagt wird, man giebt aber doch denselben den Vorzug und eifert gegen das Drittheil Brachland, welches in Frankreich der Ruhe überlassen bleibt. — Die Brache ist bey weitem nicht mehr so allgemein in Frankreich als die Vff. glauben, am wenigsten in den eroberten Provinzen. Im französischen Brabant, in der französischen Pfalz, findet man besseren Feldbau, als in vielen Gegenden Englands. Leider nehmen in vielen Gegenden dieses Kaiserthums, bey dem noch viel zu geringen Viehstand, die häufigen Weinberge den mehresten Dünger weg; dennoch ist auch die Hälfte dieser im übelsten Zustande. Gegenwärtig darf wohl Hornvieh u. s. w. nach Frankreich eingeführt, aber kein Stück ausgeführt werden. Wenn die Viehzucht daselbst jenen Grad erreicht hat, dass Überfluss an Dünger zur Verbesserung alles urbaren Feldes vorhanden ist, dann wird auch die Brache vermindert werden.

Von der Erde und ihren verschiedenen Gattungen; von den Mitteln die fehlerhaften Eigenschaften derselben zu verbessern S. 222 u. f. Hier wird die Erde als eines der vier Elemente aufgeführt, aus Achtung für Ro-

zier, der diese Definition entworfen hat. Dem Landmann, heisst es S. 22, ist wenig daran gelegen, ob die Erde ein Element sey, oder nicht, wenn er nur ihre Natur, ihre Eigenschaften, ihre ernährenden Bestandtheile, kennen lernt. Rec. ist mit dieser Idee einverstanden, und noch mehr mit den Worten der Vorrede: „Könnte doch dieses Werk zu Frankreichs Glück beytragen, und den Landmännern, denen es insbesondere bestimmt ist, eine Quelle der Reichthümer eröffnen!" Wenn man aber wegen der eigentlichen Bestimmung dieses Buches für den Landmann hier die populäre Sprache wählt, so sollte man diess auf keiner Seite vergessen. Gerade nach der Erklärung, was Erde sey, fangen Theorieen über die Entstehung der Dammerde, über die Bildung der Flötz- und Urgebirge, über Verwitterung der Erden an der Luft u. s. w. an. Was kann dem eigentlichen Landmanne daran liegen, dass die natürlichen Exemplare der Farrenkräuterabdrücke in den Steinkohlenbrüchen von Frankreich, in Amerika durch P. *Plumier* entdeckt wurden; oder dass auf seinem Boden, den er jetzt baut, in der Vorzeit Vulkane gewüthet haben? Was gehen den Landmann die Untersuchungen über die Grundursache der thierischen Elektricität an, welche S. 333 u. f. weitläuftig erörtert werden? — Nützlicher und lehrreicher sind die Erfahrungen über den Dünger. Mit Recht wird die zu frühe Abfuhr des Düngers aus der Grube verworfen, und bestimmt gesagt, dass man häufig die Wirkung der Salztheile des Düngers mit dem Ausdruck *hitziger Dünger* verwechsele. Auffallend war es aber dem Rec., dass man den Schweinmist als einen sehr wirksamen Dünger empfiehlt. Der Menschendünger sey der vorzüglichste, aber auch der gefährlichste, wenn ihn das Alter nicht unschädlich gemacht habe. Wenn er im frischen Zustande die Pflanzen nicht verderbe, so theile er ihnen doch einen abscheulichen Geruch und Geschmack mit. Diess ist *zum Theil* wahr. Die Lauchzwiebel z. B. ist im Menschendünger sehr zart und gut, von angenehm flüchtigen Geruch und Geschmack; der Winterrettig ist vortrefflich; dagegen schmeckt die Petersilie aus dem Menschendünger hässlich, und bleibt, wie die gelbe Rube und der Cellerie, äusserst klein. Der wirkende Stoff der Asche sey durchaus demjenigen Stoffe ähnlich, welcher im Kalke enthalten sey. Warum wende man also nicht Kalk oder Gyps an? Die anhaltendsten Versuche hätten die Wirksamkeit desselben erwiesen. Ein Mass Kalk wiege wenigstens 3 Mass von neuer Asche, und mehr als 30 von abgelaugter Asche auf. Die Erfahrungen der deutschen Landwirthe stimmen durchaus damit nicht überein; ja, die ausgelaugte Asche ist, wenn sie ein Jahr alt liegt, in gewissen Gegenden viel fruchtbarer, als die frische Asche, woselbst der Kalk dem Lande nachtheilig seyn würde.

Die Theorie der Vegetation ist S. 511 kurz, aber gründlich und deutlich vorgetragen. S. 518 folgt eine Anleitung zur Beurbarung und zur Austrocknung eines Erdreichs, zur Aufbrennung und zum Ärndtewechsel. S. 563 Beweise der Unnützlichkeit der Brache, und Cultur der Pflanzen die zum Ärndtewechsel dienen sollen. Der Kleebau wird zur Vermehrung der Fütterung sehr empfohlen. „Ist das Feld mager — heisst es S. 579 — so baut man nach dem Winter Schneckenklee, oder *Esparsette*, den man durch *zwey oder drey Jahre stehen lässt*, und so gelangt man dazu, dass man den Boden in der Länge verbessert." S. 623 wird von dem guten Fortkommen der Esparsette auf den nackten Kreidebergen der Champagne geredet, und endlich der Schluss gemacht: „Ist es nun möglich die vielen Kreideberge fruchtbar zu machen, so kann man auch mit grösserem Grunde Böden fruchtbar machen, die nur wegen des Mangels an Humus, oder vegetabilischer Erde, oder der im Wasser auflösbaren Erde unfruchtbar sind; und muss also, vermöge einer natürlichen Folge dieses Vernunftschlusses, die Esparsette allenthalben, wo Fütterung mangelt oder theuer ist, vermehren, weil die Erfahrung von einem Ende Frankreichs bis zum anderen gezeigt hat, dass diese Pflanze allenthalben gedieh." Sollte man nicht berechtigt seyn, den *allgemeinen* Anbau der Esparsette dahin einzuschränken, wo die Erde Kalktheile in ihrer Mischung enthält? Es ist wohl ausser allem Zweifel, dass der Anbau dieses Futterkrauts die öden Kreideberge der Champagne pouilleuse zur ferneren Cultur geschickter macht; in anderen Ödungen aber, denen Kalkmischung fehlt, wird es nicht aufkommen, oder doch nicht fortwachsen.

Die Lehre von den empfohlenen Futterkräutern, so wie die Beantwortung der Fragen: Wann muss man ackern, wie tief muss man in Bezug auf die Beschaffenheit des Erdreichs ackern? Ist es vortheilhafter mit Ochsen, mit Pferden oder mit Maulthieren zu ackern u. s. w.? ist mit vieler Kenntniss und Übersicht vorgetragen.

Die erste Abhandlung des zweyten Theils über die Ackerwerkzeuge ist, ohngeachtet wir über den nämlichen Gegenstand in Deutschland schöne Werke von *Thaer* und *Riem* besitzen, eine sehr wohlgerathene Arbeit. I *Abschn.* Nöthige Bemerkungen über den Bau der Pflüge, und die verschiedenen Arten derselben. 1) Vorläufige Bemerkungen über die Nutzbarkeit und die Eigenschaften der Pflüge überhaupt, in Bezug auf die Wirkung, die sie hervorbringen müssen. 2) Von dem Baue der Pflüge. 3) Von den verschiedenen Arten der Pflüge. II) Von den einfachen Pflügen. III) Von den zusammengesetzten. IV) Von ihrer Bespannung, und der Art, sie zu lenken. — Der einfache Pflug in den mittägigen Provinzen ist von unserem deutschen Hackenpfluge verschieden. Letzterer ist noch einfacher. Der leichte Pflug, welcher S. 64 beschrieben ist, wird zur Bearbeitung der Baumpflanzungen und zur Auflockerung der Erde zwischen den Reihen des Getreides gebraucht. Rec. scheint der Cultivator in Verbindung der Pferdehacke zu diesen mancherley Absichten zweckmässiger zu seyn. Der chinesische Pflug wird hier ausführlich beschrieben, und abgebildet. Er wird beym Reisbau

vorzüglich gebraucht; man furchet, säet und walzet mit diesem Instrumente zu gleicher Zeit. Er wird hier S. 78 vorzüglich bey der Cultur des Heidekorns empfohlen. *Duhamel* behauptet dagegen, dass nach den Grundsätzen unseres Ackerbaues dieser Pflug nie vortheilhaft seyn könne. Rec. ist mit letzterer Meinung vollkommen einverstanden. Bey der Bespannung des Pflugs erhalten die Ochsen vor den Pferden und Mauleseln den Vorzug, ohne alle die Gründe in Betrachtung zu ziehen, die in *Thaers* Annalen gegenseitig sehr gründlich erwogen werden. S. 258. Vom Getreidebau. Theorie der Vegetation des Getreides. Wie und nach welchen Gesetzen erfolgt die Entwickelung des Keimes und das Wachsthum der Pflanze, und welches sind die vorzüglichsten Bestandtheile des Getreides? Die Entwickelung des Keims, der innere und äussere Bau der Getreidepflanzen, und vorzüglich des Weizens, wird nach den Beobachtungen des Hn. *Poncelet* ausführlicher vorgetragen, als es hier erfoderlich gewesen wäre. Die verschiedenen Weizenarten, mit denen in Frankreich vorkommenden Abänderungen, sind desto unvollkommener beschrieben. — Von den Unfällen des Weizens, und der Art, ihn vor Krankheiten zu bewahren. Als ein sicheres Mittel gegen den Brand soll man zu 8 Mltr. Weizen 200 Pfund Asche von weichem, oder 160 Pfund von hartem Holze, und 20 Pfund Lederkalk zu einer Mischung nehmen. Wem diess zu kostspielig sey, könne in der Nähe des Meeres sich des Meerwassers mit Zusatz des Kalkes bedienen. Eine Salpeterlauge thue auch gute Dienste. — In Deutschland ist diese Krankheit bey dem Weizen sehr allgemein; in allen ökonomischen Zeitungen und Journalen trifft man Mittel genug dagegen, und doch hat Rec. noch nichts von Verminderung dieser Krankheit vernommen. Rec. bauet keinen Weizen, aber einige Stunden von seinem Wohnplatze ist das Hauptweizenland auf 50 Meilen im Umkreise; es ist die Wetterau. Seit mehreren Jahren säet Regierungsrath Vogt zu Rüdigheim jährlich 80 — 100 Morgen mit Weizen, auf einem wohlgebauten und gut unterhaltenen kalkigthonigen Boden, aus. Der Weizen wird vor der Aussaat auf folgende Art zubereitet: Ein Simmer Weizen (Hanauer Mass) wird mit der Mischung von einem Pfund Weinessig, und 2 Loth salzburger Vitriol wohl unter einander gemengt, einige Stunden in diesem Zustande im Sacke oder Gefässe beysammen gelassen, und dann ausgesäet. Doch schadet es nichts, wenn dieser so zubereitete Weizen erst nach 14 Tagen ausgesäet würde. Hr. Vogt hat nicht ein Körnchen Brand in seiner Flur, dagegen haben alle Nachbarn, die sich des benannten Mittels nicht bedienen, Brand. — Was von der Ärndte, vom Schneiden und Mähen, von den Garbensetzen in Mandeln und Feimen, und vom Dreschen gesagt wird, sind bekannte Dinge. Man hat auch bessere Dreschmaschinen als die hier vorgeschlagenen und abgebildeten. Bey der Aufbewahrung des Getreides wird die Naturgeschichte einiger dem Weizen schädlicher Insekten sehr genau und ausführlich vorgetragen. Von dem Erhitzen (Gähren) des Getreides, welches die Insekten veranlassen. S. 591. Das Getreide erhitze sich auf den Kornböden manchmal zu 24 — 30 — 36° des Thermometers; bey der Voraussetzung, dass es ganz ausgetrocknetes Getreide sey, könne diese Erhitzung dem Getreide keinesweges selbst zugeschrieben werden. Die Gährung entstehe daher bloss durch Entwickelung der Schmetterlinge, und durch die Wärme, welche jedes einzelne in dem Haufen enthaltene Räupchen demselben mittheilt; vielleicht trage auch der Unrath der Insekten dazu bey. Diese Erhitzung höre auf, sobald die Wärme der Atmosphäre unter 12° herabsinke, und finde im Winter gar nicht Statt. — Von den inneren Ursachen der Verderbniss des Getreides S. 595. Im J. 1783 wurde in Paris, da wegen der nassen Ärndtezeit vieles Getreide keimte, öffentlich bekannt gemacht: „Das Brod, welches von aufgekeimtem Getreide verfertiget wird, ist der Gesundheit nicht nachtheilig." — Von der Cultur des Roggens, der Gerste, des Hafers, des Mays, des Heidekorns: von S. 642 — 798. Es scheint, in Frankreich kennt man den sibirischen Buchweizen noch nicht, den, zur Verwunderung des Rec., so viele deutsche Schriftsteller dem *Polygonum fagopyrum* vorziehen. Die Frucht und das Kraut des ersteren ist bitter, und wird weder von Menschen noch Vieh gerne genossen. Übrigens ist das Heidekorn als grünes Futter, nach Rec. häufigen Erfahrungen, keine so milchreiche Nahrung, als gewöhnlich gesagt wird. — Von der Cultur des Reisses, S. 799. Die Kunst, Brod zu verfertigen, S. 819. Alles hier Gesagte ist den Deutschen längst besser bekannt. — Wichtiger ist der Anhang: vom Tollkorne, dessen gefährlichen Eigenschaften, und dem neu entdeckten Verfahren, dasselbe ohne Gefahr zur Bereitung des Brodes zu verwenden. Gewinnsüchtige Becker kaufen lieber Getreide das mit solchem Unkrautsamen verunreiniget ist, als reines, weil ersteres im Masse seiner Unreinigkeit wohlfeiler ist. Wo ein Drittheil des Getreides aus Tollkörnern besteht, sterben die Menschen von dem Genusse dieses Brodes unter den fürchterlichsten Zuckungen. Selbst ein Achtzehntheil Tollkorns erweckt bey anhaltendem Genusse bedenkliche und gefährliche Zufälle. Wenn man dem Weizenmehl, das mit Tollkorn-Mehl verunreiniget ist, ein dem letzteren gleiche Menge Maysmehl zusetzt, so sind alle schädlichen Wirkungen vernichtet. Brod aus einem Pfund Tollkorn, zwey Pfund Weizen und einem Pfund Mays geben eine gesunde Speise. Dieser Anhang ist von *Gallet*, als Verfasser, unterschrieben.

Sbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Dieterici u. *Leipzig* b. Müller: *Zwey Schreiben die Errichtung einer akademischen Lehranstalt in Berlin betreffend*. 1807. 40 S. 8. Der Entwurf, welcher den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht, hat gewiss schon viel Aufmerksamkeit von manchen Seiten erregt. Erhalten sich die laufenden Gerüchte darüber, und sieht man vielleicht vorläufige Anstalten dazu treffen: so wird er auch gewiss noch manche Federn beschäftigen. Darum ist es, wiewohl immer noch gar nichts officielles darüber bekannt gemacht ist, und öffentliche Äusserungen also noch etwas voreilig zu seyn scheinen könnten, doch um so erfreulicher, dass die erste Flugschrift darüber in einem so durchaus ruhigen und besonnenen Tone abgefasst, der auch nicht den Gedanken aufkommen lässt, als könne irgend eine Nebenabsicht dabey obwalten, kurz dass sie die Stimme eines gewiss sehr achtungswerthen Mannes ist, der es mit den Wissenschaften und zumal auch mit dem Wohl der studirenden Jugend sehr wohl meint. Möchte der Vf. in dieser Hinsicht nur Nachfolger finden! Wenn diese ihn dann auch an Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Ansicht des interessanten Gegenstandes nicht übertreffen: so wird doch jeder eine andere Seite herausheben und die Sache dadurch zur Beurtheilung und Behandlung reif werden.

Sehen wir die Schrift zugleich als ein kleines Kunstwerk an, was sie ihrer sauber gehaltenen Schreibart wegen gar wohl verdient: so möchten wir sagen, der erste Brief, der als von einem hallischen Gelehrten an einen Freund in Bayern gerichtet vorgestellt wird, sey für diese Situation nicht zart genug abgefasst. Der Mann beschreibt sich und seine Collegen als arme Vertriebene; äusert, er habe seine Lage, auch während des Flors von Halle, schon als eine sehr beschränkte angesehen, aus der er erlöst zu werden gewünscht habe, und nimmt eine sehr demüthige Stellung gegen die Berliner, als ob er nun erst sollte unter die edelsten Gelehrten Deutschlands versetzt werden, ja fast als ob nicht nur der Studenten, sondern auch der Lehrer Geschmack und Geist noch einen ganz anderen Schwung bekommen sollte durch diese Versetzung. Hier scheint zuviel von dem vornehmen Selbstgefühl der Residenzbewohner durchzuschmecken. Natürlicher aus der Seele eines Universitätsgelehrten würde der Vf. geschrieben haben: es sey zu bedauern, dass bey einer Veränderung, die mit so manchen Vortheilen verbunden wäre, gerade die Lehrer sich in mancher Hinsicht nicht allzuwohl befinden würden, indem sie einer so durchaus unabhängigen, ungenirten, ihren Beschäftigungen angemessenen Lage sich in der Hauptstadt schwerlich erfreuen könnten, und auch die schönen Verhältnisse mit einer grösseren Anzahl namhafter Gelehrten dadurch erschwert würden, dass diese der Gesinnung nach doch grösstentheils mehr Geschäftsmänner und Weltmänner wären, als Gelehrte. Gewiss werden die angesehensten hallischen Lehrer nicht gelten lassen wollen, dass dieser Brief aus ihrer Seele geschrieben sey, und sich nicht freuen, dass er in ihrer Sache geschrieben worden. Ja Rec. möchte hinzufügen, dass nicht leicht ein gemachter Mann in der literarischen Welt sich in einer ähnlichen Lage so ausdrücken würde, wie diesem Briefschreiber widerfahren ist. In dem zweyten Schreiben aus der Residenz herrscht hingegen ein wahrhaft bescheidener Ton. Bescheiden setzt der Vf. den Fall, es sey höheren Ortes noch nichts über den Entwurf entschieden, damit es nicht anmasend scheine, ihn noch auf diese Art zu prüfen; bescheiden fügt der Vf. für seine Meinung noch ökonomische Gründe hinzu, ohnerachtet er vorher die Hoffnung geäussert, die Staatsmänner würden sich nicht durch ökonomische Gründe bestimmen lassen. Noch bescheidener zieht er sich am Ende, falls seine Gründe nicht wirken sollten, auf den Wunsch zurück, dass die Freyheit, Söhne auch auswärts studiren zu lassen, nicht werde beschränkt werden; eine Beschränkung, die vernünftigerweise überall und für jeden Fall sollte aufgehoben werden.

Als Gründe gegen den Entwurf hebt der Vf. vorzüglich hervor das Geräusch und die Zerstreuungen der Hauptstadt, die Schwierigkeit, welche arme Studirende finden würden zu subsistiren, und die positiven Anreizungen zur Unsittlichkeit. Gewiss sind diese Einwürfe recht stark herausgehoben, aber doch wird das Unzureichende davon wohl Niemanden ganz entgehen. Das gute Berlin wird leider für eine lange Zeit wohl still genug seyn; es hat immer Gegenden gehabt, die einsam genug waren, und man möchte lieber rathen, öffentliche Gebäude in diesen Gegenden dem akademischen Gebrauche zu weihen, als mitten in der Stadt gelegene. Die Versuchung, in die das Schauspiel führt, würde sehr gemäsiget werden, wenn einige angesehene Lehrer sich vereinigten, interessante Vorlesungen — man müsste nur nicht grausam seyn, und solche nehmen, die täglich gehalten werden — in eine Zeit zu verlegen, die den Besuch des Theaters nicht mehr gestattet. Wer Universitäten kennt, wird überdiess wissen, dass nicht allzuviel von Vergnügungen zu befürchten ist, die immer nur mit baarem Gelde können erkauft werden. Den Ärmeren werden sich in Berlin auch mehrere Hülfsquellen eröffnen, und überdiess würde es ein Vortheil seyn, wenn nicht mehr so viel ganz hülflose, die doch grösstentheils auch schlecht erzogen sind, studirten, als bisher. Die Reizungen zur Unsittlichkeit denkt sich der Briefschreiber wohl auch nicht in dem richtigsten Verhältniss; er weiss nicht, wie viel deren von Hauswirthen und Gastwirthen in und bey kleinstädtischen Universitäten angewendet werden. Man könnte auch denken, dass für die Personen aller Art, welche von den Ausschweifungen Anderer leben wollen, tausend junge Leute, deren doch nur Wenige bedeutend genutzt werden können, in Berlin eben kein so groser Gegenstand der Nachstellung seyn würden, und gute polizeyliche Anordnungen könnten in diesem Stücke viel thun. Bedeutender sind ein paar andere Bemerkungen, auf die der Vf. aber weniger Gewicht legt, dass nämlich der akademischen Freyheit dort ein gänzlicher Untergang droht, und dass viel Unzweckmäsigkeit in den Vorträgen zu erwarten ist, wenn man nicht verhindern kann, dass auch Andere als Studirende ihnen beywohnen. Es ist in der That ein Verdienst, auf diese beiden Puncte recht früh aufmerksam gemacht zu haben. Wegen des letzten muss man sich freylich lediglich auf die Lehrer verlassen, dass sie nicht um weniger Fremden willen von der Bahn abgehen, auf welcher sie die Masse ihrer eigentlichen Zuhörer führen müssen. Das aber müsste schon ein ganz schlechter Schlag von Studenten seyn, dem man nicht einen Ehrenpunct daraus machen könnte, Vorlesungen nicht zu besuchen, an denen auch Frauenzimmer Theil nehmen. Was endlich die akademische Freyheit betrifft, so müsste in der That ernstlich darauf Bedacht genommen werden; denn sie ist ein wichtiger Punct, wenn uns eine kräftige Generation erwachsen soll. Aber sollte man nicht wünschen, dass ein Mann von des Vfs. Einsicht und Weltkenntniss lieber für den Fall, der ihm doch auch der wahrscheinlichste seyn muss, Vorschläge gethan hätte, als dass er uns nur die Schwierigkeiten aufzeigt? Und gewiss lassen sich sehr zweckmäsige Vorschläge thun, in Bezug auf Alles, was diesem Entwurf einzelnes entgegenzustehen scheint, wie über alles ganz eigenthümlich Vortreffliche, was aus ihm erwachsen kann, woran aber der hallische Briefschreiber in unserer Schrift wenig gesehen oder wenigstens gesagt hat.

Pr. H.

Schöne Künste. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Das Kloster zu Vallombrosa*. Von *Ludwig von Baczko*. I Theil. 1805. 236 S. II Theil. 1806. 268 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Der zweyte Theil auch unter dem Titel: *Geschichte des Dr. Odoardo und der Familie Zapari* von *Ludwig von Baczko*.

Es ist diess ein Roman in einem höheren Ton. Er spricht den Klöstern das Wort. „Sollte in unseren Zeiten, heisst es S. V, wo die Menschen bey erhöhetem Luxus und unaufhörlichem Ringen nach sinnlichem Genuss durch Vorurtheil und Leidenschaften irre geleitet, in einem einzigen Augenblick oft alles verscherzen, worin so mancher desshalb niedergebeugt und verstossen, mancher auch nur, weil er eine schreckliche Zukunft vor sich sieht, sein Leben durch Verzweifelung und Selbstmord endet; sollte in diesem Zeitalter nicht eine Art von Klöstern wünschenswerth seyn, worin der Mensch, wenn die Welt für ihn, er für die Welt nichts Anziehendes mehr hat, und sein äusseres Wirken aufhört, desto mehr auf sein Inneres wirken, noch in gewisser Hinsicht gemeinnützig werden, und so in Frieden seine Sterbestunde erwarten könnte? Mir schwebte ein solches Bild vor meiner Phantasie und erzeugte die Idee des Klosters zu Vallombrosa." Man muss gestehen, der Vf. hat alles gethan, um diese seine Idee recht lebendig und anziehend darzustellen. Er selbst, seit 28 Jahren erblindet, war wohl im Geiste dieses Klosters erster Bruder. Alles spricht sein [illegible] Gefühl aus, alles mahlt sich aus dem Innersten seiner Empfindung. Ist es wo nöthig, dass man den Vf. des Buchs im Auge behalte, so ist es hier, und man wird das Buch mit verdoppeltem Genuss lesen, wenn man im Stande ist, sich ganz in die Lage des Vfs zu denken. Der zweyte Theil ist nur lose an den ersten gebunden, aber nicht minder anziehend als der erste.

F. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 DECEMBER 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Amsterdam, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Medschnun und Leila.* Ein persischer Liebesroman von *Dschami.* Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und drey Beylagen versehen von *Anton Theodor Hartmann.* 1808. Erstes Bändchen. 208 S. Zweytes Bändchen. 191 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

2) Berlin, b. Braunes: *Adelaide.* Wahrscheinlich nur ein Roman. Von der Verfasserin von *Kolmar* und *Klaire.* 1807. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Gegenstand dieser beiden Romane ist ein und derselbe: unglückliche Liebe; aber in der Behandlung desselben weichen sie völlig von einander ab. Wenn in der persischen Dichtung alles mit Phantasie aufgefasst und dargestellt ist, und wir uns in das freye Gebiet der Poesie versetzt sehen: so ist es in der deutschen der Verstand, der jedes einzelne ordnet und schildert, und wir fühlen uns nicht schöpferisch angeregt, wir werden vielmehr nur geschichtlich unterhalten; und wo etwa, wie am Schlusse, die Erzählung in einen höheren Ton übergeht, da zwingt uns zwar die erhabene Ansicht zu einer lebhafteren Theilnahme und zu ernsten Betrachtungen; sie allein ist aber keinesweges mächtig genug, und kann es auch nicht wohl seyn, um das lediglich Historische des Vorhergehenden vergessen zu machen. Diess erwägend, ist es nicht mehr als billig, dass wir dem persischen Werke bey weitem den Vorrang zuerkennen, und zuerst von ihm näheren Bericht erstatten.

Durch die Übersetzung dieses Werkes erwirbt sich Hr. *Hartmann* um die asiatische Literatur, zu welcher er uns bereits mehrere schätzbare Beyträge geliefert hat, ein neues Verdienst. Der Roman erschien zum ersten Mal in Paris 1805, und ward vom Herrn *Chezy* aus dem Persischen ins Französische übertragen. Von der Art und Weise, wie dieses geschehen, glaubt unser deutscher Übers. „nach einem durch ein vieljähriges aufmerksames Studium morgenländischer Dichterwerke genährten Gefühl behaupten zu dürfen, dass Hr. *Ch.* den zarten Duft, der aus den lieblichen Blüthen persischer Dichtungen so erquickend weht, *im Ganzen* nicht verwischt, und den in kecken Zeichnungen und glühenden Phantasiegemälden sich offenbarenden Geist der Asiaten auch seine Nachbildung, *so weit es der widerstrebende Genius seiner Sprache irgend erlaubte*, eingehaucht habe.“ Der Verfasser des Gedichts, der berühmte *Dschami*, von dessen Hauptwerken in der Vorrede einige Nachricht gegeben wird, lebte von 1414 bis 1492. Wir werden durch diesen Liebesroman von einer sehr vortheilhaften Seite mit ihm bekannt gemacht: die Dichtung ist durchgehends im lyrischen Styl und von einem hohen Schwunge; sie sinkt nie von ihrer tragischen Höhe herab, und ist von einer solchen verzehrenden Glut der Gefühle, von solcher feinen Zartheit der Empfindung, und von einer so ätherischen Schwärmerey durchdrungen, dass man von ihrer Anmuth auf das lieblichste sich angezogen, und von der Kühnheit des feurigen Enthusiasmus sich entflammt und unaufhaltsam fortgerissen fühlt. Des Geschichtlichen ist wenig, und es dient bloss zur Einfassung der Reihe von den bezaubernden Empfindungsgemälden, aus denen das Ganze besteht. Der deutsche Übersetzer hat von der schönen Dichtung eine so treffende Charakteristik in der Kürze entworfen, dass wir uns nicht enthalten können, ihr eine Stelle hier einzuräumen. Sie befindet sich in der dritten Beylage und lautet folgendermassen: „Die unglückliche Liebe Medschnun's und der Leila spricht sich von der schmachtendsten Sehnsucht bis zum völligen Ausbruch des Wahnsinns und der gänzlichen Hoffnungslosigkeit mit solcher ergreifenden Innigkeit und so schwärmerischer Glut aus, dass man diese, unter erheiternden Aussichten aufkeimende, aber schmerzhaft endende Leidenschaft durch die rührendsten Scenen der wärmsten Zärtlichkeit, bis zu den erschütternden Erscheinungen der wildesten Verzweiflung mit ungeschwächter Aufmerksamkeit und Theilnahme begleitet. — Mit flammenden Empfindungen keimt die Liebe bey diesen Naturmenschen auf, schwelgt berauscht von der entzückenden Gegenwart in den überspanntesten Träumereyen, und verschmäht mit kühner Begeisterung jede drohende Gefahr, jedes drückende Hinderniss. Sie schmiegt sich bey Medschnun um jede Erscheinung in der Natur, die an die Angebetete erinnert, und die Schmerzen und Freuden seines Herzens aufregt, mit wehmüthiger Heftigkeit an, macht sie zu Theilnehmern seiner Leiden, und schüttet gegen sie, als in Leila's Busen, die aufbrausendsten Klagen, und die sehnsuchtsvollsten Hoffnungen seines gemarterten und belasteten Herzens aus; — die leiseste Berührung erquickt und verwundet sein krankes Gemüth, der schwächste, bloss erträumte Argwohn entflammt seine Eifersucht, und seine überspannte Liebe verschmilzt sich zuletzt mit mystischer Andacht und einem inbrünstigen Verlangen nach dem Unendlichen.“

Was nun die deutsche Übersetzung betrifft, so ist sie so gut gerathen, dass die kleinen Nachlässigkei-

ten, auf welche man hin und wieder stöfst, dem Ganzen wenig oder keinen Eintrag thun. Solcher Nachläſſigkeiten wollen wir nur ein Paar erwähnen. S. 74 heiſst es: jeder Schritt, den er in Bewegung ſetzte, und an einer anderen Stelle: er war ſtolz *über* ſeine glücklichen Anlagen. S. 55: *deren* Schönheit *der der* Huris glich. — S. 57: reizend ſitzend. — S. 192: unbeſchr*eiblich* gl*ücklich*. Unangenehmer als dieſe kleinen Flecken fallen die ausländiſchen Ausdrücke auf, welche ſich der Überſetzer öfters erlaubt, da ſie doch leicht durch deutſche zu erſetzen ſind, und in einer ſo durchaus lyriſchen, höchſt poetiſchen Sprache, einen ſehr widrigen Eindruck machen. Solche fremde Wörter ſind: Exiſtenz, Pavillon, parfümirt, intereſſiren, fixiren, Extaſe, Concert. — Die hinzugefügten erläuternden Anmerkungen ſind eine ſchätzbare Zugabe des Überſetzers, welches ebenfalls von den drey Beylagen gilt. Die *erſte* enthält eine indiſche Fabel: der Wettſtreit zwiſchen den Augen und der Augenſchminke. Die *zweyte*: Betrachtungen über die Naturſchilderungen der Perſer, durch einzelne charakteriſtiſche Proben erläutert; und die *dritte* handelt von den Übertreibungen des Gefühls der Bewunderung und des Schmerzes in der Liebe bey den Perſern. Hier ſind beſonders die Parallelſtellen zu der bey den aſiatiſchen Dichtern häufig vorkommenden Erſcheinung merkwürdig, daſs eine bloſse Erzählung, oder der Anblick eines Bildniſſes ſchon hinreichend iſt, um die glühendſte Liebe für einen nie geſehenen Gegenſtand zu entzünden. — Unter den Anmerkungen ſcheint eine ganz ungehörig zu ſeyn. Zu den Anfangsworten des Gedichtes: „Setze dich nieder, und lies die Schickſale der Verirrungen eines Unglücklichen, dem die Heftigkeit ſeiner Liebe den Verſtand raubte:" wird die Bemerkung gemacht: „Hier offenbart ſich gleich Anfangs auf eine charakteriſtiſche Weiſe die Schlaffheit und Unluſtigkeit eines Volkes, das keine gröſseren Vorzüge kennt, als liegend oder ſitzend einer behaglichen Ruhe ſich zu überlaſſen." — Iſt denn nicht zum Leſen die ſitzende Stellung zugleich die angemeſſenſte, und demnach des Dichters Auffoderung zum Niederſitzen wohl mehr, als eine zum Genuſs des Gedichtes einladende Redefigur? —

Der Roman: *Adelaide* hat das in unſeren Tagen nicht ſelten bearbeitete Thema der Verzichtleiſtung eines edlen Mädchens auf die Liebe eines Fürſtenſohnes. Was man dabey gewöhnlich antrifft, findet ſich auch hier: ein ſtilles verſchloſſenes Dulden, und gänzliche Aufopferung, die dem unglücklichen Leben ein frühzeitiges Ziel ſetzt. Adelaide wird überdieſs als ein höchſt zart gebildetes und reizbares Frauenzimmer geſchildert, welches immer gehütet und bewacht wird, und ſpäterhin durch einen Sturz in einen tiefen Waſſergraben ihre Geſundheit ſo heftig erſchüttert fühlt, daſs ſie ſich keines vollkommenen Wohlbefindens wieder zu erfreuen hat. Sie ſieht ihrem gewiſſen Tode mit ſtandhafter Unerſchrockenheit entgegen, den Freunden ihre Lebensgefahr ſo lange als möglich verbergend, und erträgt endlich ihr letztes Schickſal mit der Faſſung eines edlen Gemüths. Dieſe Hauptparthie des Buches iſt die intereſſanteſte und am beſten gelungen. Übrigens iſt es nicht arm an mancherley Begebenheiten und Situationen, welche ziemlich unterhaltend ſind für einen genügſamen Leſer; ſogar Italien muſs, nach der gegenwärtigen Romanenſitte, einige Perſonen und Ereigniſſe herleihen, und der Geſchichte wenigſtens zu einem Anſtrich vom Romanhaften verhelfen. Unter anderen liefert es hier aus ſeinem poetiſchen Monopol einen gewiſſen jungen Cynthio, welcher mit Sang und Klang die liebe Adelaide umgiebt, ſie beſtändig bewacht und beſchützt, und von ihr ſo unzertrennlich wie ihr Schatten iſt. Wir geſtehen, daſs dieſer Cynthio uns gar wenig erbauet hat, und daſs er, ſtatt der Abſicht nach eine poetiſche Wirkung hervorzubringen, vielmehr verräth, wie das Dichteriſche ſich gegen die Verſtändigkeit der Verfaſſerin ſträubt, und wie ſie da, wo ſie nicht auf Gefühl und Geiſt, ſondern auf die Phantaſie wirken will, entweder in ein leeres Empfindungsſpiel ſich verliert, oder in breite ſchwerfällige Schilderungen und in geſchrobene und übertriebene Gleichniſſe geräth. Am unglücklichſten iſt ſie aber, wenn ſie einige Anwandlungen von Laune bekommt, und zumal an ſolchen Stellen, wo das Launige gar nicht hingehört. Der Styl iſt übrigens ſehr ungleich, und bleibt ſich nur in dem Beſtreben getreu, wo möglich immer pikant und geiſtreich ſich auszudrücken; auch an grammatiſchen Unrichtigkeiten fehlt es nicht. — Einige Beyſpiele mögen, ſo viel es im Einzelnen möglich iſt, dieſes belegen. In folgender incorrecten Stelle ſchildert ſich die phantaſirende Leſeheit: „So tönte denn dieſes Kleeblatt drey unſchuldsvoller Seelen bey der leiſeſten Berührung ihrer Genüſſe — *die* an dieſem kindlichen Engelsverein ihren wonnigſten Genuſs zu haben ſchienen, gleich Aeolsharfen in das Geſäuſel des lieblichen Weſts." — Um zu ſagen: Nicht die Hochbejahrte, ſondern die Jüngere ward ein Raub des Todes, drückt ſich der Vf. S. 159 ſo aus: „Jener Würger, deſſen verheerende Thätigkeit *öfterer* das ſtille Glück liebender und geliebter Verbundenen in namenloſen Schmerz verwandelt, als die Wünſche der Erben reicher Greiſe, der Sklaven entbehrlicher Tyrannen — ja ſelbſt das Flehen ſo vieler von jeder Freude verlaſſen*er* und nur von Schmerz und Leiden heimgeſucht*er* Unglücklicher in Erfüllung bringt — jener herzloſe Freudenſtörer ſtreckte die knöcherne raubgierige Hand nicht nach dir u. ſ. w." — Ein Beyſpiel von ſchwerfälligen Vergleichungen giebt: „das Geräuſch der Bewillkommnung und Eintrittsceremonien verhallte nach einer acht Minuten langen Dauer endlich wie das Rollen des Donners in den Tiefen einer Gebirgskette." — Wie folgende Stelle der Feder eines Frauenzimmers hat entſchlüpfen können, iſt zu verwundern: „der Dieb verſchwand hinter die coloſſaliſchen metallenen Särge, in denen die Gebeine der der Verweſung anheimgefallenen fürſtlichen Familie über den Frevel ſich hörbar ſchüttelten."

Ha. Ha.

MÜNSTER, b. Waldek: *Schriften von G. A. von Halem.* Fünfter Band. *Gedichte.* (Auch unter dem Titel: Gedichte von *Halem.* Erster Band. *Lyrische Gedichte.*) 1807. 407 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.).

Diese Gedichte, in welchen man vorzüglich das Streben wahrnimmt, eine ungekünstelte Leichtigkeit mit deutscher Kraft zu verbinden, und mit Rechtlichkeit und Klugkeit in einer leichtfasslichen Sprache zum Herzen und zum Verstande zu reden, werden bey denjenigen unter den deutschen Lesern, die in der poetischen Lectüre eine moralisch-vernünftige, nicht zu hoch gehende Betrachtungsweise der Dinge lieben, ihres nahe liegenden Zwecks, zu unterhalten, zu belehren, zu trösten, und zuweilen auch durch einen Scherz zu erheitern, nicht verfehlen, bey anderen aber, die von lyrischen Gedichten eine zauberisch-liebliche Anregung zu einem reinen, hohen und vollen Lebensgenuss erwarten, keine sehr lebhafte und erfreuliche Aufnahme finden. Denn diese werden in dem belehrenden Ernst mehr Hoheit und Würde, im geistreichen Scherz mehr originelle Laune, in der populären Einfachheit mehr Naivetät und Naturkraft, und in der feineren geselligen Fröhlichkeit mehr Feuer und Leben fodern, ohne welche Eigenschaften sie der *lyrischen* Poesie nur einen niederen Rang zugestehen, und sie bey gar zu freygebiger Lebensweisheit wohl an die Grenze der Lehrpoesie zurückweisen möchten. An diese höheren Foderungen darf man hier freylich eben nicht denken; indess — selbst, wenn man sich in die Sphäre des Dichters versetzt, so erleidet man auch hier nicht selten Störungen im Genuss, indem der Dichter uns oft auf halbem Wege verlässt, ohne die erregte Erwartung völlig zu befriedigen, und diess ist am meisten zu tadeln. Eine von seinen Bestrebungen ist z. B., uns in leichtem Versgange und ungesuchter Reimfügung zu unterhalten, und gleichwohl zeigen Verse, wie diese, nicht selten Spuren von Nothbehelf, und einer gewissen Ungelenkigkeit in der Sprache:

Freude! Himmelstochter! *senke*
Dich herab mit leisem *Tritt*!
Weisheit! stille Weisheit! lenke
Du der zarten Schwester Schritt.

Oder Sätze wie diese: *Der Dünkel heisst uns Seher nennen.* — Einst kommt *man, was man auch sich sträubt*, dahin, dahin. Oder Reime wie *bis* und *vergiss* (wo eine blosse Redepartikel die Schlussylbe eines Verses ausmacht), und: der Tempel hallte, mit: deine *kalte* — Berührung, wo keines dem anderen in der Ruhe und Bedeutung das Gleichgewicht hält. Auch der Gebrauch poetischer Figuren und Formeln misglückt ihm zuweilen, z. B. in diesen Versen, wo von den Blattern die Rede ist:

O so schliesst, der Todespest zu wehren,
Nun den Lebensbund!
Ja! ihr könnt es. Bundesworte scheuchen
Längst die Hyder, Pest!
Und die *Schwester* heischte ruhig Leichen?
Stürmt, zerstöhrt ihr *Nest*!

In der Wahl und Anwendung der Versarten verfehlt er nicht seltner das Passende, und stört dadurch das Gefühl in der Hingebung an den Gegenstand. Einen alt-schottischen Klaggesang nach der Schlacht stimmt er *in Daktylen* also an:

Hier tönten sonst frühe,
Beym Melken der Kühe
Gesänge der Knaben vor Tagesbeginn.
Nun hallt es von Wehe,
Im Thal, auf der Höhe:
Die wackersten Jünglinge sanken dahin!

wo zwar die vorige Lust, aber nicht das nachmalige Wehe zum Verse passt. Auch die Empfindung einer Mutter über den Tod ihres Säuglings wagt er in *Daktylen* auszusprechen. In der Mischung zweyer Versarten leitet ihn ebenfalls kein sicheres Gefühl, wie diess das Beyspiel der Cantate: *Pyramus und Thisbe*, lehrt, wo die Abwechselung zwischen Daktylen und Jamben nur selten, und in folgender Verbindung durchaus keine Wirkung thut:

Das Laub der Weide neigte sich
Zur Trauer nieder: ihre Äste
Durchwinselten scheidende Weste.

Betrachten wir weiter den *Inhalt* seiner Gedichte, so finden wir in der Überschrift oft Ballade genannt, was nur eine simple poetische Erzählung ist. *Philoxen* z. B. hat nichts von dem *Gesangartigen* einer Ballade, um diesen Namen zu führen. Wenn ein Gegenstand im Vortrage nicht durch das Medium der Empfindung geht, sondern bloss als Gegenstand der Vorstellung und der Betrachtung erscheint, dann kann der Vortrag weder eine Ballade, noch eine Romanze, noch überhaupt ein Gesang, sondern nur eine Erzählung oder eine blosse Beschreibung heissen. Und wir müssen bekennen, dass der Vf. in der Erzählung nicht geringes Talent zeigt, indem er das Einzelne klar und deutlich auffasst, und, wenn auch etwas umständlich, doch mit Munterkeit wiedergiebt. Das *Häuschen auf der Haide*, das er auch eine Ballade nennt, trägt zum Theil diese Vorzüge, wenn auch der Inhalt manches gegen die Wahrscheinlichkeit hat. Nur zwey Verse darin neigen zum Balladenton:

Er ging und fand ihn nicht zu Hause,
Und fand ihn nie, so oft er ging.

Den meisten Gedichten dieser Sammlung hängt etwas von der Studierstube an; sie führen nicht in das frische, für sich frey waltende Leben, und lassen nicht der Empfindung und Denkart Anderer ihre natürliche Selbstständigkeit. So hören wir eine literarische Damengesellschaft ein Lied anstimmen, das zwar manche hübsche Gedanken enthält, worin aber der Ton, wie z. B. in diesen Versen, doch öfters gar zu sehr der weiblichen Anmuth und Sprechart entgegenstrebt:

Wenn düster durch die *Knaster-Wolke*
Politica von Volk zu Volke
Durch *Haderstoff* vom Nil zum Rhein
Die Männer *hetzt*, und trübt den Wein;
Dann schleicht, ermüdet von der Reise,
Der Klüg're in der Schönen Kreise.

Einen grossen Theil dieser Gedichte muss man Gelegenheitsgedichte nennen, weil sie in gelegentlichen Äusserungen über Zeitbegebenheiten und über nähere

und entferntere Vorfälle bestehen. Je mehr sie dem speciellen Interesse verdanken, desto leichter müssen sie mit der Zeit den Lesern gleichgültig, oder wohl gar überdrüssig werden; ja manche werden bald die nöthige Verständlichkeit verlieren, und, wie jetzt schon einige Noten unentbehrlich waren, deren in der Folge noch mehr erfodern. Überall hören wir ein Echo, sowohl von Dingen in der Politik, als in der Literatur, z. B. von Demokratie und Aristokratie, von Freyheit und Gleichheit, von gehoffter Integrität des deutschen Reichs, vom Rheinbund, von Schlachten, Regierungsveränderungen, Geburten, Todesfällen und Stiftungstagen; und folgende Namen: *Kant*, *Wolke*, *Woltmann*, *Merkel*, *Schröder*, *Sturz*, *Herder*, *Leopold* von Braunschweig, *Friedrich*, und noch viele andere, lesen wir hier, so dass für diejenigen, die solche Erinnerungen einem allgemeinen poetischen Lebensgenusse vorziehen, sehr gesorgt ist. Am reinsten und am gelungensten erscheint die Poesie des Vfs. in einfachen Liedern, wie man sie wohl in gesellschaftlichen Zirkeln singen mag, z. B. in folgendem *Trinkliede*, das ziemlich bekannt ist:

Das Leben gleichet der Blume!
So sagen die Weisen. Wohlan!
Das laset uns, ihr Freunde, bedenken;
Lasst oft uns mit Weine sie tränken:
Denn frischer blühet sie dann. u. s. w.

So hat auch das *Lied vom Seiler*, wenigstens im Anfange, malerischen Wohlklang und Singbarkeit:

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher, den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes vom neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder. u. s. w.

Auch das *Lied der Zigeunerin* würde löblich zu nennen seyn, wenn es sich nicht wieder am Ende durch eine Lehre (Demokratie und Aristokratie zu verbinden) an ein besonderes Zeitinteresse anschlösse. — Weniger gelungen ist das Lied vom *Tanz*, das, um lyrisch zu seyn, einen zu erzählenden und lehrenden Ton hat, und z. B. mit folgender Halbphilosophie schliesst:

Einst mischet Natur in ein Chaos das All,
Und dann ist auf immer geendet der Ball.

Auch Kirchenlieder hat der Vf. gedichtet, die von allgemeiner Brauchbarkeit sind; nur hie und da hätte er noch vorsichtiger im Ausdruck seyn sollen, z. B. wenn es von den Kindern heisst: Froh verfolgen sie die Bahn, die sie froh uns *laufen* (statt wandeln) sahn. — Zuweilen erhebt sich die Sprache seiner Poesie zu mehr Kraft und Würde. Die Oden machen vorzüglich Anspruch darauf, aber da sie auch zugleich viel Kälte und Steifheit enthalten, so wollen wir lieber, zum Schluss dieser Anzeige, ein Beyspiel aus den *Stanzen bey der Zusammenkunft der bremischen Literar-Gesellschaft zu Falkenburg* wählen, wo es von der ehemaligen Versammlung der alten Friesen unter anderen also heisst:

Der Rathschlag war vollbracht. Nun quoll die Freude,
Die silberhell der Arbeit stets entquillt.
Der Abend naht'; es hob sich auf der Weide
Bald Zelt an Zelt; das Trinkhorn ward gefüllt:
Die Zinke tönt'. „Es gilt!" und zum Bescheide
Scholl laut der Ruf: „Ja, edler Fries', es gilt!" —
„Ihr seyd nicht mehr", so seufzt' ich, „schöne Tage!
Ach! jene Freyheit schwand zu einer Sage."

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Halle*, b. Dietlein: *Frühlingsblümchen zu Kränzen für Knaben und Mädchen.* Von *L. Müller*, Vf. der Parabeln Jesu für Kinder, der Maximen für die Erziehung nach Rousseau u. a. (ohne Jahrzahl) 200 S. 8. (10 Gr.). Diess Buch für Kinder, das in einer leichten und anmuthigen Sprache geschrieben ist, empfiehlt sich durch eine gewisse Natürlichkeit, die alle vorkommenden Personen, die älteren wie die jüngeren, im Reden und Handeln begleitet, und fast überall die vorgetragenen Grundsätze und Lehren annehmlich macht. Auch ist die freundliche Unschuld und die Gutmüthigkeit zu loben, die durch das Ganze herrscht, und manche Gedanken jugendlich belebt; nur muss man es tadeln, dass sie hie und da zu weit geht, und sich mit Vertilgung der persönlichen Eigenheiten bis in die sentimentale Weichlichkeit verliert, in welcher die Kinder eben so nahe daran sind, Engel, als — Nachtmützen zu werden. Solche Gutmüthigkeit verführt auch hin und wieder zu einer besonnenen Klugheit, die nicht mehr Wohlgezogenheit, sondern Nachäfferey und Afterklugheit ist. Der Inhalt des Buchs besteht in Fabeln, Erzählungen, Kinderspielen, dramatischen Scenen, Charaden und Räthseln, wovon die letzteren am meisten gelungen sind. Die Spiele, die doch zur Erholung seyn sollen, entfernen zu wenig von der Schule, und lassen dem Kindersinne nicht Freyheit genug, durch Andeutungen von Bildern ins wirkliche Leben hinüber zu schweifen, wie es doch die Kinder in ihren Spielen so gern thun. Die dürftige Erfindung giebt ihnen zu wenig Stoff und Mannichfaltigkeit, und hält sie statt dessen immer wieder am Faden des Unterrichts fest, indem sie nur zu deutlich die Absicht merken lässt, den lieben Kleinen eine Vocabel abzufragen, oder ihnen etwas aus der Technologie oder Geographie beyzubringen. Sollen denn die Kinder nicht einmal in ihren Spielen dem Leben angehören? — Eben so passt ein Drama, das von Papieren und Überschriften handelt, und am Ende die Kenntniss des Wechselrechts voraussetzt, wenn es auch nützliche Folgen herbeyführt, ganz und gar nicht für Kinder, sondern für diese muss die Handlung sinnlich-einfach seyn, und mit Vermeidung der gesellschaftlichen Künstlichkeit sich an die Natur anschliessen.

T. Z.

Philologie. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Tabelle der lateinischen Conjugationen.* Ohne Jahrzahl. 1 Bog. in Folio. (3 Gr.). Die Einrichtung dieser Tabelle, zur bequemen Übersicht der Ableitung der Temporum u. s. von einander, ist zu loben. Durch rothe, gelbe und blaue Striche ist das Zusammengehörige an einander gewiesen. Nur hätte man im deutschen etwas präciser seyn sollen. Das beygefügte Paradigma *ich liebe*, kann z. B. im Perfecto, wo steht *ich habe* (*bin*) *geliebt* zu der falschen Meinung verleiten, als hiesse *amavi* sowohl ich *habe* geliebt, als ich *bin* geliebt. Doch da diese Tabelle nur zur Erleichterung des Unterrichts dienen soll, und nicht zum Selbstunterricht, so wird der Lehrer schon dafür sorgen, dass diess zweydeutige *bin* den richtigen Sinn erhält. Sie kann also als brauchbar empfohlen werden.

D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1807.

PHILOSOPHIE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Von der Selbstvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt.* Philosophische Gespräche von K. J. *Windischmann*, Professor in Aschaffenburg. 1807. VI u. 371 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Unter die bedeutungsvollesten Zeichen bedenklicher Zeiten gehören die Urtheile über die Zeit und ihre Zeichen, die, mehr oder weniger laut, aus ihnen hervorgehen. Je mehr Worte über das, was im Ganzen ist und geschieht, oder geschehen sollte, desto weniger Energie, Kraft, stille Erfüllung des eigenen Daseyns. Lob und Tadel dieses Urtheils über die Zeit ist in dieser Hinsicht fast gleichbedeutend; am *schlimmsten* aber ist die *Klage über die schlimme Zeit.* Ohne eben nach Antithesen zu haschen, könnte man auf den Einfall kommen, zu fragen, ob solche Klagen nur geführt würden, weil die Zeit wirklich so gar böse sey, oder ob diese so schlimm würde, weil so viele wären, die nichts besseres zu thun wüssten, als über sie zu klagen? Wir wollen uns nicht auf solche Paradoxien einlassen. Aber so viel ist gewiss, dass, nach der gedachten Classe von Zeichen zu urtheilen, unsere Zeiten wirklich sehr bedenklich seyn müssen. Wir alle habens noch gehört, wie die Menschen nicht müde werden konnten, die Vortrefflichkeit der Zeit, die Fortschritte der Cultur in Künsten und Wissenschaften, die Früchte der Aufklärung, das beynahe Classische in allem Möglichen, wozu wir endlich gelangt seyen, zu preisen; noch klingt der Nachhall davon süss in unseren Ohren — Mancher ist vielleicht darüber sanft eingeschlafen, und — schläft noch, ohne dass ihn der Übergang in eine andere Tonweise, der erst geistreich, tief und bedeutungsvoll angeschlagen, dann aber sehr unharmonisch ausgeführte Tadel, in den sich jenes Lob auflöste, wecken konnte. Dieser Tadel, — er konnte heilsam seyn, *die* wenigstens, die nur erst nickten, wecken, die wachenden aufregen zu Kampf und That, und, wo möglich, zur Selbsterkenntniss; das hat er auch sicher an Vielen gewirkt, und wir ehren insofern in ihm das heilige Naturgesetz, das jede Dissonanz nur um der Auflösung willen hervorruft, und erkennen auch darin, dass die Begleitung des Tadels sich in schärferen Dissonanzen unterstützen musste, seine unbedingte Zweckmässigkeit. Ein schlimmes Zeichen aber war, dass die ersten, die den neuen Ton vernahmen, statt sich zu ermuntern, auf ihre Füsse zu treten und zu wandeln, nun in die vernommene Weise mit einstimmten, und dass, durch den gewaltig anschwellenden Strom der Rede aufgeschreckt, alle noch übrigen Miene machen, von ihrer Arbeit zu laufen, und in laute Klagen auszubrechen. Vor diesem Unisono wolle uns Gott behüten! — Das wäre ein Zeichen *sehr* böser Zeit, wenn dem verheerenden Strom, der in dem allgemeinen Zagen seine göttliche Sendung kund thut, Niemand entgegen kämpfte, kein Verein der Geister sichtbar würde, ihm in Muth und Selbstvertrauen, und in Hoffnung göttlichen Beystandes, sich selbst zum ermunternden Beyspiel, als stillen Damm, entgegen zu stellen. Was die Philosophen gethan, dem Zeitgeist aufzuhelfen, ist bekannt. Aber auch das ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, dass sie so oft, und in allen Verlegenheiten, Rath und Hülfe von den *Philosophen* erwartet, und nicht von der *Philosophie*: die das Gemeingut ist der Menschheit, in ihr lebend, und aus ihr in Blitzen des Genies hervorbrechend zur allgemeinen Erkenntniss und Erweckung des Sinnes. Für solches Verkennen ihrer Bestimmung sind die Philosophen selbst die Zuchtruthen geworden der Zeit, der sie angehörten. Die Leerheit des egoistischen Bestrebens hat sich in den Formen des Idealismus künstlich ergossen. Um der Nothwendigkeit, die die Kraftlosigkeit zu fürchten anfing, zu entgehen, sollte die absolute Freyheit im Endlichen auf den Thron sich heben; so wurde Kosmopolitismus zum Fluch, Freyheit, unter der Form der Nothwendigkeit, ist absolute Tyranney, — dem endlichen Willen, als Gattung, beugt sich die Gesammtkraft alles endlichen Wollens, der ganze Staat rundet sich, und schwimmt, von aller Schwere der anklebenden Natur befreyt, auf den Wellen des Stroms ruhig an ihren Götzentempeln vorüber; die Brandopfer, die ein Rest alten Aberglaubens, oder unwillkührliche Scheu, ihr zum Abschied anzündet, verhüllt der Rauch. Viele hat der Missverstand dieser Tendenz irre geführt. In ihrer Ausbildung als System spricht sich das Grundverderben der jetzigen cultivirten Welt, Mangel an kräftigem Sinn, und kränkliche Herrschbegierde des Verstandes, treffend aus. — Der göttliche Funke, der zuerst den Trieb zu freyer Selbstgestaltung alles Seyns und Lebens aus dem Inneren der Intelligenz erweckte, wird immer mehr verkannt, gemeine Absichtlichkeit schleicht sich unter der Maske ein, oder hebt sich öffentlich, als höherer Verstand, hervor, das Ruder der Welt zu fassen. Die Leerheit alles dieses Treibens und Strebens fühlend, durch die so weit getriebene Hervorbildung des Gegensatzes gänzlich be-

freyt, stürzt sich der gesunde *Sinn*, wo noch ein Rest alter Kraft ihn übrig gelassen hat, bewuſstlos schweigend in das weite Element, als müsse er für alle den Genuſs der unendlichen Fülle erschöpfen, und droht, sich gänzlich aufzulösen und unterzugehen in der Lust des Daseyns, das, je mehr das innere Verband sich löst, je weniger sein *eignes* Daseyn ist. In dem Streben, alles zu seyn, und alles zu genieſsen, fliehen sich die Extreme, und wo in der Entzweyung das Besondere seiner Absolutheit am nächsten kommt, ist es am Ziele seiner gänzlichen Vernichtung. Da aber, wo sich die entgegenstrebenden Pole des *reinen*, speculirenden *Verstandes* und des allgewaltigen, freyhinausstrebenden *Sinns*, berühren und bekämpfen, muſs die vermittelnde Thätigkeit eintreten, in der das Universum ideal die unendliche Ausgleichung vorbildet, wie sie real allgegenwärtig vor sich geht. In der Mitte aber, zwischen dem reinen Verstand und absoluten Sinn liegt beides, sowohl das absolute Nichts der gänzlichen *Vernichtung* des Einen durch den Anderen, als die absolute Realisirung beider, in der göttlichen Allheit, aus der sie nach ewigen Gesetzen im Conflict des Lebens sich entfalten. Allem Endlichen thut sich, in der Erkenntniſs seiner selbst, sein Himmel und seine Hölle, und zwischen beiden seine göttliche Bestimmung auf. In dem Endlosen Nichts der schlauen Klugkeit, dem bodenlosen Abgrund absoluter Leerheit, über dem der Schein unendlicher *Möglichkeit*, in der Anmaſsung, alles *vorzustellen*, um durch Lüge und Betrug in allen Formen das Reich der ewigen Verdammniſs auszubreiten, zur Lockung derer, die dem Schlund sich nahen, ausgebreitet ist, findet der Übermuth des Kraftlosen seine Züchtigung, — in der Klarheit des wissenschaftlichen Verstandes, der von kindlichem Sinn in reinem Einklange mit Gott und der Natur erhalten wird, findet die unbefriedigte Sehnsucht, die den Abweg ihres Strebens einsieht, und mit Ernst das Wahre und Gute sucht, ihren Lohn, in der Ahndung aber des ewigen Gangs der Dinge, und der göttlichen Nothwendigkeit, die aus Himmel und Hölle zurückstrahlt, verstummt die Klage des Gerechten, aus Andacht, des Bösen aus Furcht.

So sind wir, indem wir unsere Anzeige dieser vortrefflichen Schrift bloſs einzuleiten gedachten, von ihrem Geist ergriffen, fast unwillkührlich dahin gelangt, die Art, wie wir ihren Inhalt in uns aufnahmen, darzulegen; mehr aber thun zu wollen, hieſse die Bestimmung der Kritik und die Stimme des eigenen Berufs verkennen. Schriften, die von einem ächt religiösen Sinn eingegeben wurden, und aus der Fülle eines von ihr durchdrungenen Gemüths flossen, haben etwas, das wie ein Hauch des Geistes durch sie hinzieht, unmittelbar dem empfänglichen Sinn vernehmlich, und bis zum Herzen eine sanfte Wärme verbreitend, die Muth und Vertrauen belebt, und den inneren Sinn kräftiger, als jede Rede, stärkt. Diese unsichtbare Allgegenwart wahrer Andacht aber macht den eigentlichen Geist dieser Schrift aus, so schön und scharfsinnig auch der speculative Leib zugerichtet ist, in den er sich ergieſst, und in welchem er zu uns redet. Wenn nun die darstellende Kritik nur auf das *Wesen* ihres Gegenstandes gerichtet seyn soll, um es, abgesondert von zufälligen Bestimmungen seiner Erscheinung, in möglichst durchsichtiger Hülle zur Anschauung zu bringen: wie sollten wir hier, wo das Wesen keiner Darstellung fähig ist, die Form aber, ganz ihre Bestimmung erkennend, auf nichts weiter Anspruch macht, als diesen Geist in lebendiger Wechselrede und mythischer Bildung vernehmlich zu machen, die Hülle fest halten, oder gar zertrümmern, um an ihr das ausgetriebene Leben zu demonstriren? — Nur folgendes möge noch zur *Beschreibung* des Buchs und seiner Einrichtung hier stehen. Mit dem *Irrthum* des oben berührten Gegensatzes der subjectiven Verstandesspeculation und des freygegebenen Sinns öffnet sich uns, im *ersten Gespräch*, der Blick in das Wesen der höchsten Entzweyung und ihres hartnäckigen, auf Vernichtung gehenden Streits. Siegfried und Willibald sind die Repräsentanten dieser entgegengesetzten Tendenzen. Beide in frischer Kraft den vollen Gegensatz ihrer selbst jeder im anderen von sich stoſsend, und jeder heimlich durch den Wahn, daſs er nur die Bekehrung des Anderen suche, getäuscht, nach der Ergänzung in Vereinigung trachtend. Alles ist hier charakteristisch, treffend und wahr, aus der Natur dieser Gegensätze sowohl, als aus den wissenschaftlichen oder rhapsodischen Äuſserungen der Zeitgenossen, hervorgerufen. Siegfried besonders ist scharf bezeichnet, und redet oft in den Worten des Meisters. Wie der Gegensatz leidenschaftlich ist, so auch das Gespräch; Rede und Gegenrede, sich wechselseitig auffassend und begegnend, ohne Vereinigungspunct, von welchem die Übereinkunft ausgehen könnte, so endigt sich das Gespräch in Erbitterung. Da tritt der Versucher Kuno hinzu, jedem schmeichelnd, und mit schlauen Winken die jugendliche Schwärmerey zu ihrem wahren Vortheil rufend in der Anerkennung der weltlichen Klugheit und des vorurtheilsfreyen Verstandes, der die Grundlosigkeit alles Trachtens nach übersinnlichen Dingen, und die Thorheit in aller Begeisterung einsehe, und so, über alle Täuschungen erhaben, sich selbst zum Mittelpunct und Werkzeug zu machen, alles Irdische und Göttliche aber, als eben so viele Vorurtheile der Menge, in der Gewandtheit, alle Formen vorzuspiegeln, zu Mitteln seiner feingesponnenen Plane zu benutzen wisse. Seine leichtfertige Rede ist ein nur allzuwahrhaftiges Gemälde, das sich zuletzt aufs bestimmteste in den Worten erklärt: „Es spielt sich nicht um Lust, noch reicht man hin mit Selbstquaal und eitler Entsagung. Mag mich die Lust in Glut zu verbrennen drohen, oder der Schmerz in Wuth mich vernichten wollen, wenn ich nur *halte*, was ich einmal halte.“ — Mit Abscheu wenden sich die Jünglinge von dem Vortrage des Verführers, und sprechen in harten Worten die Empörung ihres Gefühls aus über diese frevelhafte Vernichtung alles Lebens und Daseyns in der knechtischen Unterwerfung unter nichtige Zwecke. — Mit der eigenen Stimme den verstockten Sünder zu bekämpfen, der, der Hitze ihres

Widerspruchs lachend, beide auf die Erfahrung mehrerer Jahre verweist, will dem aufgeregten Gefühl nicht genügen. Ein Wort der Ähnlichkeit ihrer Grundsätze hat Siegfrieds Seele tief verletzt, — von Willibald aufgerufen, erhebt Gottfried, der fromme Weise, die Stimme der „*Wahrheit*," deckt, die Lüge in Kunos Rede tief in der Wurzel fassend, die absolute Nichtigkeit und Leerheit dieser Grundsätze auf, und führt, indem er in scharfen Zügen, aber mit mildem liebevollem Gemüth, ein Bild des Verderbens der Zeit entwirft, zugleich aber auch die höhere Aussicht auf die göttliche Güte, die sich in dem ewigen Gesetz alles Seyns und Werdens allgegenwärtig entfaltet, öffnet, Trost und Ausgleichung des Widerspruchs in den Gemüthern der streitenden Jünglinge vorbereitend herbey. Kräftiger regt sich in beiden der göttliche Funke, aber Kuno verstummt, unverbesserlich, die Selbstverachtung in Verachtung alles Wahren und Guten verhüllend. Auch an neuen Formen der klugen Lehre würde es ihm nicht fehlen, wenn ihn nach diesem noch einer vernehmen möchte.

Im zweyten Gespräch, *Wiedergeburt* bezeichnet, vollendet Gottfried das begonnene Werk der Bekehrung in der Zurückführung des einseitig ergriffenen Gegensatzes auf die ewige Allgegenwart des Alls in allem Besonderen, als der ungetheilten Fülle, in welcher und kraft deren dieses, seinem Begriff nach, eins ist mit allen übrigen Dingen, und selbst wieder das Wesen und reale Seyn derselben, — in der Erscheinung aber ein leiblicher Abglanz der ewigen, ihm eingebornen Seele. — Die Form des Gesprächs wird hier sokratisch, und geht, leise andeutend, vom zufälligen Beyspiele aus. Wir hätten hier wünschen mögen, dass die Methode hie und da etwas strenger beobachtet, und manches Zwischenglied vermittelnd eingeschoben worden wäre, das zwar in der schon regsam vorwärts schreitenden Entwickelung der Antwortenden hinlänglich vorgebildet war, um mit Leichtigkeit übersprungen zu werden, von manchen Lesern aber zur Klarheit des Verständnisses vermisst werden dürfte. Besonders scheint uns dieser Tadel die Entwickelung der Zeit- und Raum-Verhältnisse, und die Aufdeckung des Geheimnisses der Zahlen, als des Masstabs der unendlichen Vielheit des zeitlich und räumlich sich Ausbreitenden an dem, auch in der Form sichtbar werdenden, ewigen Begriff desselben, oder der Einheit, zu treffen. Wer die Methode des Vfs. schon aus den „*Ideen*" kennt, bedarf freylich keiner Fingerzeige, aber dieses Buch könnte auch auf solche wirken, die weniger vorbereitet sind, und durch das sinnliche Gewand zur Erkenntniss locken, wenn nicht eine plötzliche Hemmung der Fassungskraft zurückstösst. In diesem vorbereitenden Gespräche liegt nämlich der Grundbegriff wahrer Weisheit, und das Wesen der Wissenschaft, als einer *Geschichte der Natur*, aufgefasst von dem kindlichen Gemüthe in *reiner Eintracht des Empfindens und Verstehens*, das in Allem und Jedem seine ewige Natur, oder seinen Begriff, und zwar nicht, als blosses Werkzeug des vermittelten Denkens, sondern als das eigenthümliche Wesen selbst, ergreift, und, wie dieses Eins ist mit dem Ganzen, auch das Besondere nur *aus* dem Ganzen und in seiner ewigen Beziehung auf dasselbe, schaut und darstellt. Aus ihm fliesst ein sanfter Lichtstrahl des Geistes auf die folgenden: „*Züge aus dem Leben der Erde und des Menschen*," und bereitet Phantasie und Empfindung vor, den lieblichen Mythus kindlich aufzunehmen, und den Geist ächter Gottseligkeit, der vorzüglich aus diesem Theil der Schrift athmet, in Unschuld zu empfangen. Wir wiederholen, was wir schon bey einer anderen Gelegenheit äusserten, nochmals in Bezug auf diesen Mythus. Wo der Geist der Wissenschaft wirkt in H rzensreinheit, und ohne die *Anmassung*, das Endliche, *als solches*, in seiner Endlichkeit, *festzusetzen*, (ein Streben, das jenem ohnehin fremd ist, und jederzeit ein Missverstehen seiner wahren Natur verräth,) da verliert das Einzelne seine endliche Bedeutung, und dient der Wahrheit, selbst wenn es der besonderen Forschung zur Berichtigung noch sehr bedürfte, und eine, noch nicht ganz begründete Ansicht willkührlich aufgenommen, und als Wahrheit benutzt würde. Man nehme es nur recht. Die philosophische Begeisterung will nichts mit allem, was sie aus der Welt des Endlichen herbeyzieht, *beweisen*, es dient ihr nur als *Beyspiel* der ewigen Lehre, und als mythischer Leib ihrer Ideen, sie selbst sehnt sich nach unendlicher Begründung des Besondersten auch vom Besonderen aus, und schämt sich selbst dieses Geschäfts nie: denn jede neue Wahrheit kann ihr nur Heil bringen, abermals nicht als Beweis, aber als Beyspiel. In der entgegengesetzten Bestrebung offenbaret sich das Missverstehen der grossen Idee, die, den Besseren zum Trost, mit dem Verderben zugleich in die Welt kam. So wie es daher immer unser eifrigstes Streben gewesen ist, und seyn wird, gegen diese letztere die Rechte des Besonderen zu behaupten, und den Leichtsinn, die Unwissenheit und die Anmasung, mit der es, halb oder falsch erkannt, als Beweis in lange Constructionen geschlungen, oder als Beleg in Systeme gezwängt wird, aufzudecken, und zu bekämpfen, so sind wir dagegen weit entfernt, den zarten Leib philosophischer Mythe mit unheiliger Hand zu berühren, überzeugt, dass wir in den meisten Fällen durch Tadel des *Besonderen* nur unser Missverstehen des *Ganzen* an den Tag legen, und von dem Vf. zur Antwort erhalten würden: Thor, der du mir das Unvermögen, das Unendliche im Endlichen *vollständig* zu erfassen, zur Schuld anrechnest, gieb mir für jedes Enzelne, das du rügst, und das ich dir gern Preis gebe, das Richtigere, und du sollst sehen, dass es dir aus meinem Geiste verschönert zurückstralt! — Darum wollen wir nicht bey einzelnen Perioden dieser Geogonie, noch weniger bey den mannichfaltig gebrochenen Strahlen der *Vorbereitungsgeschichte* des Menschengeschlechts, in seinem Erguss vom Süden, seiner Geburtsstätte, in die Verbannung nach dem Norden (das Land Nod) durch den Fluch der Sünden, — seinem Zurückstreben nach dem Süden mit der Ausbreitung des allgemeinen Verderbens, und endl-

ſich in der Zerſtreuung des alten Stammes, in der Epoche der Sündfluth, und der Erneuerung des Geſchlechts, über die ganze Erde, ſo wie bey der Geſchichte ſeiner *Entwickelung* in ihrer vielfachen und vielgeſtaltigen Wanderung von Südoſt nach Nordweſt, in ihren Stillſtands- und Wende-Puncten, und in der kritiſchen Scheidung der alten und neuen Welt, verweilen, um *darauf* aufmerkſam zu machen, daſs z. B. die religiöſe Geſchichte des mittleren Aſiens noch allzu ſehr im Dunkel liegt, als daſs aus ihr eine reine Beziehung auf die Menſchengeſchichte hergeleitet werden könne, daſs bey den Germanen eben ſo die Gewiſsheit ihres Urſprungs, als bey den Ägyptiern und Griechen die *Nothwendigkeit* gerade *dieſer* Bildung aus dem *Verhältniſs*, zu ſolcher Evidenz erhoben ſey, wie beides der Mythus hier ausſpricht, u. ſ. w. Das aber können wir nicht bergen, daſs wir der uralten Schöpfungsgeſchichte, die, gleichſam als Grundtext der früheren Epochen, eingeſchaltet iſt, eine einfachere, nicht ſo ſchwer auftretende, und nach dem Ungewöhnlichen trachtende Form, gewünſcht hätten. —

Blicken wir, nachdem wir den ganzen Sinn und Geiſt dieſer Schrift nochmals in uns zu erwecken verſucht haben, wieder auf ihre Veranlaſſung und auf ihr Ziel zurück: ſo wird ſich uns im Mittelpuncte, da, wo ihr äuſseres und inneres Daſeyn ſich berühren, der Ausſpruch eines groſsen Mannes, neu beleuchtet, zeigen, tröſtend und erweckend, in den Worten: *Nichts iſt verloren, ſo lange der Menſch nicht ſich ſelbſt verliert.* — Druck und Papier ſind ſchön.

**s

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Hemmerde und Schwetſchke: *Electra oder die Entſtehung des Bernſteins.* Ein epiſcher Geſang von Dr. *Nicolaus Eckermann.* 1807. 15 S. 4. (6 Gr.). Ein einſamer Spaziergang am Geſtade der Oſtſee erweckt in dem Dichter die Erinnerung ſeiner erſten Jugendzeit, und insbeſondere das Andenken an die früh verlohrene Mutter. Von heftiger Sehnſucht nach ihr ergriffen, fühlt er ſich wunderbar auf das Meer gelockt. Eine Woge trägt ihn fort, vergebens ſtrebt er zum Lande zurück, und ſieht ſich plötzlich in die Tiefe hinabgezogen

bis zu den Grotten der Götter,
Zu den kryſtallenen Tempeln, gebaut von der heiligen Gäa.

Eine Göttin lockt ihn in das Heiligthum mit den Worten:

(Ich) Habe die Thränen geſehen, die die kindliche Liebe der Mutter
Deinen Augen entpreſst, und mit warmer Menſchenempfindung
Deinen Kummer getheilt: denn ein ſchmerzliches Loos iſt das Schickſal,
Eine geliebte Mutter, die Pflegerin unſerer Kindheit,
Unbelohnt für die Müh'n, auf ewig, ewig entbehren.
Darum rief ich dich her, du ſollteſt geſtärktes Muthes
Wiederkehren von mir, ob ich heilen dir möchte den Kummer.
Denn auch ich, vernimm, in den grauen Tagen der Vorwelt
Hab' in Menſchengeſtalt, im Kreis des geſelligen Hauſes
Die mich zu lieben erfreut, die mich gebar und ernährte.

Es erzählt nun die Göttin ihre Geſchichte: Sie war die jüngſte Tochter des Königs der Boruſſier, Jolbar, welcher in einer Schlacht mit dem Ruſſenkönige Artus ſein Leben einbüſste. Als ihm zu Ehren eine groſse Todtenfeyer am Ufer des Meeres begangen wurde, muſste ſie, weil die Sitte des Landes ihre Gegenwart verbot, auf das Geheiſs ihrer Mutter, ſich nach einer einſamen Bucht zurückziehen. Hier verlieſs ſie ihre Dienerinnen, und ſchiffte allein in einen Nachen nach einer heiligen Stätte, um, einem alten Brauche gemäſs, durch Gebet und Opferung ihres Haupthaares die Götter zu verſöhnen. Ein mächtiger Sturm warf das Fahrzeug um, aber Amphitrite, aus Dankbarkeit dafür, daſs Electra einſt ihr einen geliebten Fiſch aus dem Netze der Fiſcher befreyt hatte, erbarmte ſich ihrer, und trug ſie zu ihrer Grotte. Da es nicht in ihrer Macht ſtand, ſie der Mutter wiederzugeben, ſo verlieh ſie ihr durch den, alle irdiſchen Sorgen und Kümmerniſſe vertilgenden „Oceanusnektar" die Unſterblichkeit. Bey Electrens Todtenfeyer am Meeresufer erſcholl laut die Klage der verzweifelnden Mutter, und drang zu den Ohren der Tochter, welcher auf ihr Flehen Amphitrite den Wunſch gewährte, der tiefbetrübten zu erſcheinen, und einige Troſtworte zuzuſprechen. Sie eilte zu ihr hin mit dem Oceanusnektar „Nennt ihren Namen, und goſs, wie Weihe des Opfers, Golden des duftenden Trank's in die lodernde Sühnhekatombe." Wunderbar geſtärkt fühlte ſich die Mutter durch die Düfte des Göttertranks, und „ihr ward der Schmerz in ſüſses Erinnern gewandelt." Getröſtet freut ſie ſich nun der beyden Söhne, die ihr geblieben ſind; und indem ſie zu ihnen ſpricht:

da ſchimmern erhärtet ins Auge
Ihr mit freundlichen Strahle die goldnen Tropfen des Nektars;
Auch die Söhn' erblicken die wundervolle Erſcheinung,
Und mit begeiſterter Stimm' erhebt ſie den fröhlichen Ausruf:
Heiliges Unterpfand von meiner Tochter Electra!
Göttlich blinkend Geſtein, von ihren Händen gegeben!
Ewig hier an der Bruſt und am Herzen will ich dich tragen,
Denn ſie hat dich geſchenkt, die theuergeliebete Tochter.
Ewig ſollſt auch von ihr den herrlichen Nahmen du führen:
Denn ich nenn' dich Electron, von ihrem Namen Electra!
Dieſes geſagt, vom Nacken die Schnur der koſtbaren Perlen,
Streift dem Faden ſie ab, leichthin in die Flut ſie verſtreuend;
Sammelt dann jeglichen Tropfen des hellen Erinnerungsſteines,
Reihet dem Faden ſie auf, und umſchlingt ſich fröhlich den Nacken,
Süſs in der Seele geſtärkt. —

Nachdem nun die Göttin ihre Rede mit den Worten geendet hat:

Dort: von wo du kamſt, ruhn ihre Gebeine am Hügel
Sammt dem electriſchen Stein' in friedlicher Urne des Grabes.
Heiligthum iſt der Ort, und noch, wie am Nacken der Mutter,
Gieſset von da das Geſtein, wo bekümmerte Herzen ſich nahn;
Frohes Vertraun in den Geiſt, und Vergeſſenheit bleichendes Grames.
Darum auch du vertrau', auch ob dir walten die Götter.
Denn die Unſterblichen wollen nicht Trübſal ihres Geſchlechtes,
Und ſie erfreuen ſich gerne, des Schickſals Wunden zu heilen,

ſendet ſie auf lichter Woge den getröſteten Dichter zurück, der am Ufer zum Dank ein Rauchopfer darbringt. „Als die Flamme emporſtieg

Sieh! da ergoſs hochher, mit ſchlagendem Schaume, zum Ufer
Feyerlich rollend ein Schwall kreisförmig ſtrudelnder Wogen
Über das Opfer ſich hin, doch nicht war erloſchen die Flamme!
Und kaum war mir vom Herzen entnommen die erſte [illegible]ſtürzung;
Wunder! da ſah auch ich des hellen Göttergeſteines
Blinkende Perlen entgegen vom Flammenaltare mir rollen;
Dankbar nahm ich ſie auf, an Bruſt und Lippe ſie drückend,
Stummes Gefühls, denn die Red' erſtickt' in des Herzens [illegible]wegung." —

Dieſs iſt der Inhalt des kleinen Epos, deſſen mittel[illegible] Werth in Rückſicht der Erfindung ſowohl als der Dar[illegible] ſo unverkennbar erhellt, daſs jedes weitere Wort übe[illegible] ſeyn würde.

Ha. Ha.

12.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1807.

MEDICIN.

HALLE, in d. n. Societäts-Buch- und Kunsthandlung: *Beantwortung der Ackermannschen Beurtheilung und Widerlegung der Gallschen Hirn-Schädel- und Organen-Lehre vom Gesichtspuncte der Erfahrung.* Herausgegeben von einigen Schülern des Hn. D. *Gall*, und von ihm selbst berichtigt. 1806. VIII u. 407 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Die Herausg. dieser Schrift meinten, jetzt sey der Zeitpunct gekommen, wo man gegen die Schriftsteller auftreten müsse, die sich wider *Gall* erklärt haben, und da *Ackermanns* Werk unter den gegen *Gall* erschienenen Schriften für das gelungenste gehalten wird, so glaubten sie dieses zuerst der Beurtheilung unterwerfen zu müssen. Zu dem Ende haben sie *Ackermanns* ganze Schrift *wörtlich* abdrucken lassen, und unter die Paragraphen, welche sie *Galln* anstössig fanden, ihre Gegenbemerkungen gesetzt. Wie *Ackermanns* Verleger es aufnehmen wird, dass die neue Societätshandlung so sein ganzes Werk nachdruckt, und wie diese sich darüber entschuldigen kann, läſst Rec. dahin gestellt, obgleich diess Verfahren die strengste Rüge verdiente; allein auch davon abgesehen, war die ganze Idee höchst unglücklich. Glaubten die Herausg., dass jetzt alle von der Seite der Erfahrung gegen *Gall* denkbaren Einwürfe gemacht wären: so mussten sie *Galls* System Punct für Punct durchgehen, und die gegen jeden Satz gemachten Einwürfe zu beseitigen suchen. Das mochten sie aber wohl zu schwer finden, und haben jetzt nur, so wie ein Gedanke ihnen bey Lesung der Ackermannschen Schrift durch den Kopf fuhr, diesen Gedanken gut oder schlecht, passend oder unpassend aufgetischt; fiel ihnen nichts bey, so stehen *Ackermanns* Paragraphen hinter einander ruhig da, oder sie behelfen sich mit einem vornehmen Achselzucken. Wozu das aus *Ackermanns* Schrift, was sie nicht widerlegen wollten? oder sollte es Geld bringen? — Gegen *Walter* in Berlin kommen hin und wieder auch einige Seitenhiebe vor. Andere Schriftsteller sind nicht berücksichtigt: sie versprechen aber, noch mehr gegen *Gall* erschienene Schriften auf die Art nachzudrucken, welches der Himmel abwenden wolle: obgleich es in dem vorangedruckten Creditiv von *Gall* gebilligt wird.

Eben wegen dieses Creditivs, da *Gall* die Meinungen der Herausgeber als die seinigen anerkennt, da er ihren Vortrag von Wort zu Wort (also auch ihre elenden Späſse und Grobheiten) billigt, muss Rec. die Schrift genauer durchgehen, damit nicht Laien durch sie verführt werden.

Zuerst die Widerlegung der *Ackermann*'schen Einwürfe über *Gall's* Vorstellung vom Hirnbau. Noch immer behaupten die Herausgeber mit *Gall*, dass das Wasser bey dem Wasserkopf *immer* in den Gehirnhöhlen angesammelt werde. Obgleich diess aber der *gewöhnliche* Fall ist: so kann es doch keineswegs als der *einzige* gedacht werden; Rec. verweiset *Gall* der Kürze wegen auf *Voigtel's Anatom. Pathol. Th.* 1 u. 2. Die Hypothese, dass das Gehirn eine zusammengefaltete Membran sey, wogegen *Ackermann* mit Recht streitet, wird bloss behauptet, aber durch nichts bewiesen; Rec. hält es noch immer für ein Taschenspielerstück, und glaubt, dass *Heiberg* (*de usu encephali*, Havn. 1806) sehr gut gezeigt habe, wie die Idee selbst mit *Gall's* Ansichten von den Gehirnnerven im Widerspruch stehe; Rec. kann das Kunststück auch machen, erkennt aber doch das Gehirn für keine Membran. Eben so wenig findet Rec. andere streitige Puncte von den Herausgebern bündig erwiesen: nur von der Entstehung der Acephalie ist ihre Ansicht gut ausgeführt. Höchst sonderbar aber ist es, dass ihr Eifer sie so weit verführt, Beobachtungen zu leugnen, die so leicht anzustellen sind, wie folgende. *Ackermann* spricht §. 31 über das Zusammenwirken doppelter Organe, welches *Gall* sogar bey den Augen leugnet, indem er annimmt, dass wir nur mit einem Auge sehen, und das andere *en Depot* bleibt. Um diess zu widerlegen, beruft sich *Ackermann* unter anderen auf den Versuch, wo man vor jedes Auge ein anderes gefärbtes Glas hält, und nun den Gegenstand in der Mittelfarbe sieht. Die Herausgeber leugnen dieses, und behaupten: „sind die beiden Gläser von gleicher Dicke und Durchsichtigkeit, so sieht man entweder bloss roth, oder bloss blau, je nachdem man mit einem Auge zu haften pflegt: ist eines von den Gläsern dünner und durchsichtiger, so sieht man nur die Farbe dieses Glases, aber in keinem Falle die Mittelfarbe. Dieser Versuch, den wir gemacht und durch Andere haben machen lassen, zeigt also evident, dass man jedes Mal nur mit Einem Auge sehe.“ Rec. gelingen die Versuche hingegen, und auch ein paar Physikern von Profession, die mit ihm die Versuche angestellt haben, sind sie gelungen. Hält man vor ein Auge z. B. ein blaues Glas, und betrachtet damit einen weissen Gegenstand: so erscheint dieser schwächer blau, wenn das andere Auge offen bleibt; schliesst man dieses hingegen, so wird die blaue Far-

be tiefer, und eben so tief, als wenn man vor beide Augen blaue Gläser bringt. Der Versuch gelingt mit beiden Augen abwechselnd gleich gut. Man sieht also schon hiedurch offenbar das Zusammenwirken beider Augen. Nehme ich vor jedes Auge ein anderes gefärbtes Glas, und betrachte damit einen Gegenstand, so erscheint er mir, wenn jene Gläser blau und gelb waren, weder blau noch gelb, sondern in einer matten, blassen, grauen oder ähnlichen Zwischenfarbe; diess mag nach den Augen verschieden seyn, allein genug, ich mag die Gläser vor den Augen so viel wechseln, wie ich will, ich sehe nie bloss gelb oder blau, sehe also nicht mit einem Auge allein. Da wir nun auch mit beiden Augen sehen können, und es in unserer Macht steht, sie beide nicht zugleich auf dieselbe Art zu gebrauchen, sondern doppelt zu sehen, so wie diess öfters krankhafter Weise ebenfalls geschieht; da wir ferner, wenn wir unseren Finger in einiger Entfernung vom Auge nach einem Gegenstand hin halten, und diesen betrachten, offenbar denselben mit einem Auge in anderer Richtung sehen als mit beiden: wie kann man vernünftiger Weise behaupten, dass ein Mensch, der zwey gesunde Augen hat, nicht mit beiden zugleich sehen sollte? Dasselbe gilt von den Ohren, wie das krankhafte Doppelhören, und der Versuch zeigt, dass man mit beiden Ohren zugleich besser hört, als mit einem allein. Das *en Depot* seyn hat auch hier schon in sich etwas sehr Lächerliches.

So wenig Rec. in dem vorigen Abschnitt bündige Widerlegungen und gründliche Darstellungen gefunden hat: eben so wenig findet er sie in dem über den Schedelbau, und die sogenannten Widerlegungen bestehen häufig in leeren Ausflüchten oder nichts sagenden Declamationen. Was den Streit über die Einwirkung der Muskeln auf die Knochen betrifft, so scheint es Rec., als ob er sehr leicht beyzulegen sey. 1) Nicht alle Fortsätze sind von Muskeln bestimmt; 2) die Muskeln ziehen die Fortsätze, an welche sie sich setzen, nicht mechanisch hervor; sondern indem der Muskel stärker wirkt, dort also stärkerer Aufwand ist, entsteht auch daselbst eine grössere Thätigkeit, und so wird zugleich der Fortsatz grösser und stärker; 3) im krankhaften Zustande aber, entweder, weil der Knochen zu weich ist, oder der Muskel mit überwiegender Stärke wirkt, wird der Knochen gebogen, verdreht, zerbrochen. Diess alles ist evident, und hierin würden wohl beide Parteyen übereinkommen. Dass das Gehirn den Schedel bestimmt, ist auch nicht zu leugnen, nur kann man es nicht so annehmen, wie *Gall* und seine Jünger thun, indem sie ihrer Hypothese blind folgen; sie vergessen die gleichzeitigen Veränderungen in den übrigen Knochen des Skelets, und sprechen immer einseitig vom Schedel; sähen sie genug auf jene, so könnte es ihnen nicht einfallen, alle Veränderungen des Schedels vom Gehirn abzuleiten, und sie würden nicht so viel Falsches vom Parallelismus der Knochentafeln des Schedels u. s. w. behaupten. Statt dass sonst *Gall* annahm, dass der Schedel im Alter dichter werde, wozu ihm seine Hypothese zwang, wird hier zugegeben, dass er *oft* im Alter dünner werde (S. 170); allein das ist nicht genug, sondern die Herausgeber müssten der Wahrheit die Ehre geben, und zugestehen: Die Knochen (nicht bloss des Schedels, sondern des ganzen Skelets) nehmen im Alter ab, und werden dünner, woferne nicht eine besondere Krankheit des Knochensystems eintritt. Jetzt helfen sie sich mit Winkelzügen. Ein einziger Fall, wo bey einem alten Wahnsinnigen die Schedelknochen dünn sind, stürzt *Gall's* ganze Hypothese über diesen Punct, und solcher Beyspiele sind schon genug bekannt. Dass nicht zuweilen nach Rhachitis u. s. w. dicke Schedel im Alter vorkommen, ist nie geleugnet worden, allein *Gall's* Behauptungen darüber bleiben immer gleich falsch, soviel er auch schon, laut seines Creditivs, hier zugegeben hat.

In der Organenlehre zeigen die Herausgeber ihre Blösse am stärksten, und ausser ihnen wird schwerlich Jemand *Gall* mit *Vesal*, *Harvey* u. s. w. vergleichen, oder glauben, dass der Vergleich seinen Fabeln Glauben schenken werde. Als Probe, wie die wichtigsten Einwürfe gelöst werden, setzen wir *Ackermanns* 129 §. her: „Was endlich die Urtheilskraft angeht, welche *Gall* jedem Organ zuschreibt, so ist wohl nichts so offenbar, als dass diese precäre Annahme ganz der Erscheinung widerspricht. Was ist Urtheil? doch wohl nichts anderes, als das Hervorgehen des Unterschieds aus zweyen verglichenen Eindrücken. Nun ist es uns aber möglich, den Ton mit der Farbe zu vergleichen, beide in Zahlenverhältnisse zu setzen, und so das *Tertium comparationis* zu erhalten. Das Urtheil beschränkt sich also nicht auf eins der Gallschen Organe, es ist vielmehr ein allgemeines Vermögen der höheren Seelenkräfte." Rec. bittet seine Leser, diesen Satz sorgfältig zu prüfen: ihm scheint er unwiderlegbar; ist die Urtheilskraft nicht allgemein, sondern hat jedes Organ seine eigene, so müsste wohl nie ein solcher Vergleich angestellt werden können, als er dort angegeben ist, und als wir täglich über viele, über alle Organe machen. Nun höre man die Widerlegung der Herausgeber: „*Wenn wir sagen, zweymal zwey sind vier, so fällen wir ein Urtheil über dieses Zahlenverhältniss. Hier sind aber weder Töne noch Farben, noch sonst etwas mit in die Vergleichung gekommen.* Der Begriff des Hn. *A.* kann also (*also!*) nicht bestehen. Übrigens verhält es sich mit dem Urtheilsvermögen, wie mit dem Gedächtnisse, und es muss bloss als eine Steigerung, als Modification jeder besonderen Kraft, folglich als ein gemeinsames Vermögen angesehen werden." Eine einfältigere Antwort ist wohl nicht leicht, selbst nicht in der Herzensangst bey einer Gradualdisputation, vorgebracht worden. Eben so unglücklich ist es, wenn *Gall* jedem einzelnen Organ sein Bewusstseyn zuschreibt: das Bewusstseyn umfasst offenbar mehr als eins der sogenannten Organe, und gehört dem Ganzen an. Was über die Erklärung des Organs überhaupt von den Herausgebern gesagt wird, ist auch sehr dürftig, und so alles, wozu mehr als das Herbeten der Gallschen Hypothesen vom Sche-

del und Gehirn gehört; die von Anderen gemachten Einwürfe, z. B. dass die mehrsten Organe gar keine Grenzen haben, dass zuweilen zwey auf demselben Punct angenommen werden, sind ganz übergangen.

Bey der Kritik der Special-Organe sind die Herausgeber zufrieden, nur die zwey zuerst genannten, das der Geschlechtsliebe und das der Jungenliebe, zu vertheidigen. Es ist nicht zu leugnen, sie haben hier bey der Vertheidigung gethan, was zu thun war; allein bewiesen haben sie nichts. Lächerlich ist es, wenn sie ein paar Mal auf die von *Gall* herauszugebende Naturgeschichte des *Chaos infusorium* lüsterne Blicke werfen, z. B. S. 317 wo sie die evidentesten Beweise der Einwirkung seines Gehirnleins auf den sympathischen und Intercostalnerven darin erwarten, oder S. 376. wo sie einer anschaulichen Darstellung der Farbenverhältnisse darin entgegensehen: wem fällt hiebey nicht Nord's Bouteille ein? Rec. ist wenigstens gar nicht begierig, das Nervensystem des Chaos von *Gall* dargestellt zu sehen, und wenn auch die Herausgeber dazu einen Commentar schreiben wollten. Warum mögen sie aber ihrem Versprechen auf dem Titelblatt untreu geworden seyn, und die Vertheidigung der anderen Organe Anderen überlassen haben? Sollten sie damit, mit der Vertheidigung der Pathognomik u. s. w. gar nicht haben fertig werden können? Doch sie haben vielleicht am Ende selbst eingesehen, dass ihre ganze Vertheidigung fruchtlos war. J. K.

GÖRLITZ, b. Anton: *Über die Vortheile eines schwächlichen Körperbaues.* Ein medicinischer Versuch, aus dem Französischen *des Fouquier de Maissemy*, von D. *J. G. Knebel.* 1805. 110 S. 8. (10 Gr.)

Der Übersetzer wollte gern etwas zum Trost für Einen und den Anderen, den schwächlicher Körperbau unzufrieden mit sich und der Natur macht, öffentlich sagen. Anstatt aber *Fouquier's* Schrift zu übersetzen, hätte er dieses eher in einer, nach einem eigenen Plane ausgearbeiteten, Abhandlung thun sollen. *Fouquier* urtheilt oft so einseitig und oberflächlich, verwickelt sich in so viele Widersprüche, zieht aus manchen Thatsachen so abgeschmackte Folgerungen, dass seine Schrift Vielen, die nicht unbefangen denken, leicht schaden kann. Die schwächliche Constitution, behauptet er, beruhet auf dem Übergewicht des Nerven- und Lymph-Systems; daher habe das weibliche Geschlecht viel Empfänglichkeit gegen ansteckende Krankheiten; diese Constitution aber gewähre uns in Krankheiten das Schauspiel eines Streites zwischen gleichen Kräften. Fieber und Entzündungen befallen nur selten schwächliche Menschen. Schwächlichkeit eröffne uns die Aussicht auf längeres Leben, auf einen grösseren, mehr umfassenden Lebensgenuss, und zwar aus dem Grunde, weil starke Menschen viel geschwinder wachsen, als schwächliche. Nur schwächliche Menschen sollen der Menschheit zur Ehre gereichen, Staaten und Thronen sichern, ihnen Glanz und Dauer geben. Nur bey Schwächlichen soll eine reiche Phantasie, ein kraftvoller Geist anzutreffen seyn; nur der schwächlich gebaute Mensch empfinde die Wonne der Frömmigkeit, den Werth der Wohlthätigkeit, die Macht der Freundschaft. Weiber wären es nie, die schändliche Verbrechen, die greuelvollsten Missethaten auf sich laden: die Weiber haben mehr Geist, als die Männer: ihr Ideengang habe eine Originalität, die uns fehle: ihre Neigung zu Gemüthskrankheiten spreche dafür: man finde eher drey Närrinnen, als zwey Narren. Franzosen und Engländer, die geschwächtesten unter den europäischen Nationen, behaupten in allen Stücken den Vorrang vor allen übrigen u. s. f. Genug zur Begründung unseres gefällten Urtheils! — ea. —

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. 1) *Kopenhagen*, b. Seidelin: *Diss. inaug. sistens nonnulla de usu encephali*, quam pro gradu subm. *Benjamin Heiberg.* 1806. VIII u. 91 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Bruder: *Anti-Gall oder kranioskopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre.* 1805. 94 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der Vf. von No. 1, welcher als Garnisonswundarzt auf St. Croix angestellt ist, erregt durch diese Schrift, besonders durch das vierte Kapitel derselben, sehr viele Hoffnungen. Er zeigt sich als einen geschickten Anatom, und wie viel könnte er in Westindien für die Zootomie leisten! In der Einleitung sucht er darzuthun, dass keine ganz bestimmte Grenze zwischen den lebenden und todten Körpern zu ziehen sey, und widerlegt die von Treviranus gegebene Erklärung des Lebens. Als Charakter des thierischen Lebens aber glaubt er annehmen zu können: *centrum illud unicum, quo omnes cujusvis individui functiones stricte animales reguntur.* Er gebraucht dafür das Wort: *encephalum*, weil diess gebräuchlich ist, obgleich es nicht immer im Kopf befindlich, sondern bey einigen (z. B. Schnecken) neben dem Magen liegt, und will immer zugleich darunter verstanden wissen: *illam medullaceam materiem, quae in omnibus animalibus tanquam medium fibrarum medullarium, nervi vocatarum, reperitur.* Rec. scheint dadurch nichts gewonnen zu seyn. Der Charakter des Lebens darf wohl nicht in etwas gesetzt werden, das nur aufgefunden werden kann, indem das Leben zerstört wird, oder das nicht allgemein erwiesen werden kann: und beides trifft des Vfs. angegebenes Kennzeichen. Der Vf. behauptet, es könne nicht bewiesen werden, dass den Polypen und anderen kleineren Würmern ein solches *centrum medullare* abgehe: allein umgekehrt soll ja bewiesen werden, dass sie es haben, und diess zu thun wird Niemand im Stande seyn. Rec. will gerne zugeben, dass ihrer Substanz Nervenmaterie eingemischt sey, allein für sich ist bey den Infusionsthieren, Polypen und Eingeweidewürmern nie etwas nervenartiges darzustellen; wie könnte also davon ein Charakter hergenommen werden? Im *ersten Kapitel* (S. 12) sucht der Vf. darzuthun, dass das Encephalum, als Seelenorgan, in alle Theile des Körpers wirke. Indem er demselben eine grössere Ausdehnung giebt, es nicht bloss, besonders bey den Thieren, auf das Gehirn einschränkt, behauptet er eine grössere Nothwendigkeit desselben zum Leben, als bisher (und mit Recht) angenommen ward: der Streit scheint wenigstens Rec. nicht von Belang. Sehr richtig aber warnt der Vf. gegen die zu scharfe Trennung der animalischen und organischen Functionen, die besonders *Bichat* zur Last fällt; die Gründe des Vfs. für seine Meinung sind nicht neu, allein wohl aufgefasst und gut auseinandergesetzt, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass das Gehirn in alle Theile unmittelbaren oder mittelbaren Einfluss hat. Der Satz, welchen der Vf. im zweyten Kap. (S. 28)

erweisen will, ist etwas künstlich ausgedrückt: *anima, ope encephali, cum vi sic dicta vitali luctatur.* Er glaubt nämlich, dass die Kraft der Reproduction und Muskelreizbarkeit mit den Sinnen und den übrigen Seelenfähigkeiten in Hinsicht der Stärke, in umgekehrtem Verhältniss stehe, und sucht diess zu beweisen, indem er den Menschen und die anderen Thierclassen in der Kürze vergleicht. Der Vergleich scheint nicht sehr glücklich durchgeführt. Erstlich scheint es Rec. als ob die Irritabilität nie so scharf von der Sensibilität getrennt werden dürfe, und zweytens ist doch nicht Muskelstärke so ganz einerley mit Muskelreizbarkeit, wie der Vf. sie immerfort nimmt. Wenn der Vf. daher behauptet, dass alle Thiere grössere Muskelstärke oder Muskelreizbarkeit besitzen, als der Mensch, so ist diess durchaus falsch. Wie unendlich die Muskelstärke des Menschen ausgebildet werden kann ist bekannt; und wie viele Thiere sind so äusserst muskelschwach, z. B. die Faulthiere, viele wiederkäuende, Nagethiere, die Quallen u. s. w. Oft herrscht die Muskelstärke nur in einzelnen Theilen z. B. in den Brust- in den Magen-Muskeln mancher Theile; wegen der vielen kleinen Muskeln der Raupe kann man doch nicht behaupten, dass sie mehr Irritabilität besitze, wie der Mensch und so fort. Eben so kann man schwerlich beweisen, dass die Vögel eine so viel grössere Redintegrations- oder Reproductionskraft besitzen, als der Mensch. Der Vf. nennt ihren Federwechsel, allein die stehen ja nur unsern Haaren entgegen; und dass beym Menschen nur Haare und Nägel wieder wüchsen, wie der Vf. will, ist ja völlig falsch. Man hat wohl eben so starke Knochen-Erneuerungen bey dem Menschen, als bey irgend einem Vogel. Rec. kann hier nicht weiter in das Detail gehen, glaubte aber doch den Punct nicht ganz übergehen zu dürfen, weil man jetzt gar zu sehr geneigt ist, allgemeine Sätze aufzustellen, ohne auf festem Grunde zu fussen. Kap. 3 (S. 43) *Anima nullo certo encephali loco inest.* Widerlegung der Sömmerringschen Hypothese vom Sitz des Seelenorgans in der Feuchtigkeit der Hirnhöhlen, aus bekannten Gründen. Rec. wundert sich, hier die Bemerkung zu finden, dass *Schumacher* nur zweymal das Verbindungsloch der Gehirnhöhlen gefunden habe, und dass ausser ihm *Winslow* und *Skielderup*, unter des Vfs. Landsleuten, die Verbindung zwischen den vier ersten Gehirnhöhlen leugnen; da das Gegentheil doch so leicht zu finden ist. Kap. 4. (S. 55) *An variae functiones variarum encephali partium incitationem exigant?* Der Vf. ist für diesen Satz gestimmt, über den der Rec. nicht mit ihm rechten will, da derselbe schon so oft beleuchtet ist. Mehrere andere Nebenpuncte übergeht Rec. ebenfalls. Das Folgende dürfte aber der Aufmerksamkeit werth seyn. Nachdem der Vf. zeigt, dass die ausserordentliche Wichtigkeit der Rindensubstanz, welche *Gall* annimmt, wegen der Versuche, wo diese ohne besondere Nachtheile stark verletzt ward, bisher nicht erwiesen ist, wendet er sich zu der Betrachtung des Gehirnbaues, wie ihn *Gall* darstellt. Den ersten Satz desselben, dass nämlich das Gehirnmark aus Nerven besteht, schränkt der Vf. ein; erstlich nämlich sind die im Gehirn vorkommenden Fasern nicht geradezu Nerven zu nennen, da ihr Bau abweicht, und zweytens ist ein grosser Theil des grossen Gehirns, sowie das ganze Mark des kleinen Gehirns ohne solche Fasern. Ein zweyter Gallscher Satz ist: dass die Nerven doppelter Art sind, erstlich *auslaufende*, oder solche, welche zu den ausserhalb oder innerhalb des Schedels liegenden Organen gehen, und zweytens *zurücklaufende*, oder solche, welche von diesen Organen ihren Ursprung nehmen, und zum Gehirn oder Rückenmark zurückgehen. Diese zurücklaufenden Nerven bezweifelt der Vf. mit Recht, so wie sie *Gall* annimmt, wie z. B. dessen leicht zu widerlegende doppelte Gefässnerven. Der dritte Satz ist, dass ein jeder Nerve von einer drüsig-breyigen Masse anfängt, und in einer solchen (welche *Gall* Nervenknoten nennt) sich endigt. Der Vf. wendet dagegen ein, dass die Körper, welche der Vf. unter seinen Nervenknoten begreift, gar zu sehr von einander abweichen (als die Haut, die Schneidersche Haut, die Retina, das cotunnische Wasser) um für eins gehalten werden zu können; und von vielen Nerven, z. B. dem dritten, vierten, sechsten Paar, überhaupt von allen, die nicht bis zur Oberfläche des Körpers dringen, ist gar kein solches Ganglion vorhanden. Den vierten Satz: dass ein jeder auslaufender Nerve, nachdem er das Rückenmark verlassen hat, wenigstens durch ein Ganglion gehe, ehe er sein Organ erreicht, und dass er bey jenem Durchgang grösser, stärker, oder sonst irgend verändert werde, prüft der Vf. umständlich, und zeigt bey einzelnen Nerven bestimmt, dass *Gall* geirrt hat. Rec. will nur des Geruchnerven erwähnen, um nicht weitläuftig zu werden. Den Lauf, welchen er diesem beylegt, gesteht *Gall* nur bey Thieren, nicht bey Menschen, gefunden zu haben; Rec. wundert sich aber, dass der Vf. ihm nicht einwendet, dass das, was man bey den Thieren den Geruchnerven nennt, keineswegs derselbe sey. Charakteristisch ist übrigens die Antwort, welche *Gall* dem Vf. gab, wie dieser ihm sagte, dass man den inneren und mittleren Ast der Geruchsnerven nicht bis zu den *testibus* verfolgen könne, wie *Gall* von dem ganzen Nerven annimmt; er antwortete nämlich: *diese Äste wären nicht wesentlich!* Kann man besser antworten? Wegen der hier gegebenen Darstellung des Verlaufs der Gehirnfasern empfiehlt Rec. diese Schrift jedem Anatomen. Der fünfte Satz: ein jeder zurücklaufende Nerve verbindet sich mit dem der entgegengesetzten Seite oder bildet mit ihm eine Commissur; wird ebenfalls umständlich geprüft, und der Vf. zeigt, dass *Galls* ganze Idee von den zurücklaufenden Nerven nicht einmal die geringste Wahrscheinlichkeit für sich habe. Bey dem sechsten Satze: dass das Gehirn wie ein zusammengefaltetes Tuch zu betrachten sey, wird gut erwiesen, wie derselbe mit *Galls* Annahme von dem nervenartigen Bau des Gehirnmarks in geradem Widerspruch stehe, zugleich aber auch mit den bekannten Gründen dargethan, dass das Gehirn keineswegs als ein zusammengefaltetes Tuch betrachtet, und nur künstlich in einen solchen Zustand gesetzt werden könne. Endlich noch ein paar Worte über die Darstellung des Gehirns durch den Schedel.

No. 2 wird hier nur wegen des verwandten Inhalts genannt. Auch diese Schrift beschäftigt sich mit dem Gallschen System, allein auf die oberflächlichste Weise. Dem Titel nach ist es ein Anti-Gall, der hier auftritt, allein ein schwächerer Gegner hätte sich nicht zeigen können. Die sogenannte Widerlegung soll darin bestehen, dass der Vf. *Galls* Sätze (oder einige derselben vielmehr) auf eine launige Art mittheilt, allein diese Laune ist nichts als ein matter Spass; und so sehr nach Witz gehascht wird, so ist es dem Vf. doch nicht ein einziges Mal geglückt, witzig zu seyn. Vielleicht ist es dem Vf. nur darum zu thun gewesen, das Geld wieder zu erobern, das ihm der Besuch von *Galls* Vorlesungen gekostet hat, und so viel Honorar mag ihm ja wohl die Schrift eingebracht haben. Verloren war das Geld, das er ausgab, und Sündengeld nahm er wieder ein.

I. K.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Über frühe und spätreife Geburten.* 1807. X. u. 46 S. 8. (4 Gr.). In der Vorrede giebt der Vf. als Hauptgrund der beobachteten Anonymität an, weil leicht Persönlichkeiten zu günstigen oder ungünstigen Urtheilen ohne weitere gelehrte Prüfung Anlass geben; belehrt doch aber, dass er 22 Jahr lang praktischer Arzt, und 16 Jahr lang Physikus sey, sich strenge an *Erfahrung* gehalten, und seinen Gegenstand lange (seit wenigstens 13 Jahren) durchdacht habe. Demungeachtet muss Rec., fern von aller Animosität, gestehen, dass der Vf. in diesem Schriftchen weder seine Erfahrung noch sein Durchdenken auf eine rühmliche Art bewährt, sondern Sätze aufstellt, denen durchaus das Gepräge der Haltbarkeit fehlt. Seine Hauptidee ist die: dass sich aus dem Eyerstocke Eyerchen losreissen können, ehe sie völlig zeitig sind, dass sie dann um so länger in der Gebärmutter bleiben müssen, um den gehörigen Grad von Reife zu erlangen: daher spätreife Geburten. Ferner: es gebe ein ewiges Naturgesetz, vermöge dessen der weibliche Körper *schon im Mutterleibe* früher ausgebildet werde, als der männliche, und desshalb kommen auch die Mädchen [illegible] um 14 Tage früher zur Welt. Wenn der Begattungstrieb sehr heftig, und die Wollust beym Beyschlafe sehr gross sey, so könne am leichtsten ein noch nicht zeitiges Ey sich aus dem Eyerstocke losreissen. Dazu werde aber überhaupt immer Eindringen des männlichen Samens bis zu den Eyerstöcken selbst [illegible] dert u. s. w. Lauter unerwiesene Behauptungen! Denn [illegible] Vf. wird sich doch nicht einbilden, dass man die dafür [illegible] führten Schwängerungsgeschichten als unumstössliche Beweise werde gelten lassen wolle?

BF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1807.

BOTANIK.

Göttingen, b. Dieterich: *Flora Germanica* auctore *Henric. Adolpho Schrader.* Tom. I. cum Tab. VI aen. XII u. 432 S. gr. 8. (1 Thlr. 15 Gr.)

Hr. *Schrader*, von welchem wir schon früher ein *Spicilegium florae germanicae*, doch nur den ersten Band, erhalten haben, beginnt hier die Herausgabe einer vollständigeren *Flora* unseres Vaterlandes: ein Bedürfniss, welches die vielen ähnlichen früher erschienenen Versuche, selbst *Roth's Tentamen flor. germanic.* nicht ausgenommen, nur kärglich befriedigten. Welche Hoffnungen wir aus diesem ersten Bande für die Folge schöpfen dürfen, wird aus Folgendem erhellen.

In der Vorede werden die Beweggründe zur Herausgabe dieses Werkes, zur Annahme des Linnéschen Sexualsystems als Grundlage, die Grenzen für diese Flora (Deutschland nämlich, wie es vor dem Frieden von Lüneville bestanden) u. drgl. angegeben, und am Ende ist ein Verzeichniss von deutschen Botanikern, die den Vf. mit Beyträgen unterstützten, angehängt. Hierauf folgt eine chorographisch geordnete Übersicht der Literatur der deutschen Flora bis zum J. 1805, welche, wie es sich von dem Fleisse des Vfs. bey dem unbeschränkten Gebrauch einer so reichen Bibliothek, wie die Göttinger, erwarten läst, sehr vollständig ist. Es finden sich darunter auch mehrere Manuscripte, deren Erscheinung sich aber wahrscheinlich unter den gegenwärtigen, für die Literatur so traurigen Umständen, grossentheils noch verspäten, theils gar nicht Statt haben wird, wie z. B. *Delavigne plantae variores circa Wirceburgum etc. occurrentes*, da wir ehestens eine vollständigere *Flora* des Grosherzogthums Würzburg vom Prof. *Heller* erhalten werden. Indessen sind auch noch zwey neue erschienen, eine *badensis* von *Gmelin*, und eine *halensis* von *Sprengel*.

Die eigentliche Flora beginnt mit einem methodischen Namensverzeichniss der in diesem Bande enthaltenen Gattungen und Arten nebst ihrem verschiedenen Vorkommen, woraus man sieht, dass sich die Artenzahl auf 333 belaufe. Ausserdem geht einer jeden Classe eine *clavis generum* voran. Die erste enthält blos *Hippuris*, *Hostera* und *Blitum*. *Salicornia* findet man in der zweyten Classe, und *Callitriche* wird wahrscheinlich unter den Monöcisten ihre Stelle erhalten. In der zweyten Classe kommt *Schoenus Mariscus L.*, als *Cladium Brown.*, in der dritten *Carex Bellardi Alb.*, als *Elyna* (*Cobresia Wild.*), *Trichodium Michaux*, die *Agrostides corolla univalvi* enthaltend, so wie *Syntherisma Walth.*, durch die meisten *Panica spicis digitatis* gebildet, und *Panicus Dactylon L.*, als *Digitaria Hall.* u. s. w. als neue Gattungen vor. Die älteren sind nach *Linné*, *Schreber's* und *Smith's* Revisionen bestimmt. Bey Aufführung der einzelnen Arten folgt der specifischen Differenz eine ziemlich weitläuftige Synonymik, eine Anzeige der vorhandenen Abbildungen, Abdrücke und in Sammlungen getrockneter Pflanzen, wie die *Ehrhartsche*, *Hoppesche*, befindlichen Originale; nächst dieser die deutsche methodische Benennung, zuweilen auch Provinzialnamen, die Angabe des Standorts, des näheren Vaterlandes, der Dauer und Blüthezeit; endlich die weitläuftige Beschreibung selbst, und sehr oft noch Nebenbemerkungen. Am Ende des Buches findet man noch ein Supplement, welches sich auf den dritten Band von *Host's Gramina austriaca* bezieht, eine Erklärung der Kupfertafeln, und zum Beschluss ein alphabetisches Register über diesen Band.

Was zuerst die Annahme und Bestimmung der Grenzen für die Flora anlangt, so muss man sich wundern, dass der Vf. Alt-Preussen ausgelassen habe, welches doch sowohl seinen politischen Verhältnissen, als seiner Sprache nach, so gut als Böhmen und das Littorale, woselbst die vorherrschende Sprache verschieden ist, zu Deutschland gerechnet werden darf. Eben so gut hätte das kleine, umschlossene Fleckchen Istrien bestimmt hinzugerechnet werden sollen, welches nach der Illumination der kleinen beygefügten, von *Sotzmann* d. j. entworfenen Karte, ausgeschlossen ist, wiewohl es bey mehreren Arten mit angegeben wird. Überhaupt aber thut der Florist, dem alle politischen Grenzen offen stehen, besser, wenn er sich durch diese nicht beengen läfst, sondern sich an gleichförmige Landesstriche hält. Mehr noch möchte Rec. Hn. *Schrader* tadeln, dass er das Linnéische Sexualsystem blos mit der geringfügigen Restriction der 23 Classe zum Grunde legte. Dieses, das zuerst durch seinen, im Verhältniss zu den früheren Systemen, genialischen Zuschnitt, und durch den schönen Umschwung den es den früheren kärglichen Ansichten gegeben, obgleich an sich eine unlogische Gestaltung, den erhaltenen Beyfall in hohem Grade verdiente, ist durch die ewige Wiederholung zu einem Spielwerk des gemeinen Schlendrians herabgewürdigt worden. Man ehrt weder dieses System, noch sich selbst durch diesen alltägigen Gebrauch; denn ob es gleich in der Geschichte der Botanik ewig glänzen wird, so pafst es doch nicht mehr zu den Anfode-

rungen unſerer vorgeſchrittenen Zeit, die eine beſſere Form verlangt; und der beweiſt wenige Urtheilskraft, welcher es für ſo gut, ſo vollkommen hält, daſs man nicht leicht etwas Beſſeres erſchaffen könne. Zu dieſer Claſſe rechnet nun Rec. den Vf. nicht, glaubt vielmehr, daſs eine geheime Gemächlichkeit dieſer Vorliebe zum Grunde liege.

Soll die erſte Grundlage deſſelben beybehalten werden, ſo müſſen wenigſtens die regelwidrigen Abtheilungen wegfallen, und die Eintheilungsgründe von den allgemeinen Begattungs - und Zahlen - Verhältniſſen hergenommen werden: jede Änderung im Kleinen aber iſt kümmerlich, da der Geiſt des Ganzen dadurch verſtümmelt wird. Es iſt hier nicht der Ort, ſich in eine weitläuftige Auseinanderſetzung aller Gründe für und dawider einzulaſſen; nur ſo viel will Rec. noch bemerken, daſs er für ſolche Werke, die doch für Anfänger mit beſtimmt ſeyn ſollen, nach mehrfachen Verſuchen anderer Botaniker, die Phänogamiſten entweder nach dem reinen Zahlverhältniſs der Staubfäden und Fruchtknoten, oder nach dem Lageverhältniſs dieſer und der übrigen Blüthetheile claſſificiren und ordnen würde; weil dadurch das Ganze mehr Einfachheit, Harmonie und Beſtimmtheit erhält, dem Anfänger die Unterſuchung leichter, und ihm, wie dem geübtern Botaniker, angenehmer gemacht wird.

Eine botaniſche Geographie als Vorgängerin hätte dieſem Werke ſo ſehr, als die obengenannte literäriſche Überſicht, zur Zierde gedient. Allein die Aufgabe iſt ſchwer, und vielleicht erhalten wir ſie zum Beſchluſſe.

In der Synopſis der Gattungen, beſonders der dritten Claſſe, vermiſst Rec. Einheit und Conſequenz. Die Gattungscharaktere hätten entweder ganz correlativ oder ganz eklektiſch dargeſtellt werden ſollen: So aber ſind hier, wie leider überall geſchieht, beide Arten der Darſtellung vermiſcht worden. Daſſelbe hat auch bey den meiſten Diagnoſen der Arten, beſonders in reichen Gattungen, Statt. Und wozu ſollen die Diagnoſen bey *Hippuris vulgaris*, *Zoſtera marina*, *Liguſtrum vulgare*, *Olea europaea etc.* dienen? Sie ſind in dem Gattungscharakter ſchon unterſchieden. Bey *Lappago*, *Montia*, *Polycarpon*, *Holoſteum*, iſt dieſs glücklicher Weiſe unterblieben. Verſtoſse, wie die erſtgenannten, erſchweren dem Anfänger die Unterſuchung, wie Recenſ., der nie einen Lehrer hatte, aus eigener Erfahrung weiſs, unendlich, und machen ſie ihm, hat er nur etwas Geiſt der Methodik, zum Ekel.

In der zweyten Claſſe zeichnet ſich die Gattung *Veronica* durch die Zahl ihrer Arten, weniger durch die Bearbeitung aus. Die Diagnoſen, beſonders der Ähren tragenden Arten, ſind unvollſtändig, obgleich beſſer gebildet, und unterſcheiden nicht deutlich genug. Auch ſteht die *V. ſerpyllifolia* nicht paſſend neben ihnen, da ſie vielmehr die *V. ſaxatilis*, *fruticuloſa*, *alpina* etc. durch die *verna*, *praecox* etc. den Arten mit einzelnen Blüthen in den Blattwinkeln näher bringt. Bey *V. Beccabunga*, *Anagallis*, *ſcutellata* hätte die Glätte der ganzen Pflanzen, wodurch ſie ſich ſo auffallend von ihren nächſten Verwandtinnen unterſcheiden, mit in die Diagnoſen eingeſchloſſen werden ſollen.

Sollte *Salvia nemoroſa* nicht von der *ſylveſtris* verſchieden ſeyn? Nach *Willd.* und *Sprengel* ſcheinen ſie es doch, wiewohl Rec. geſtehen muſs, daſs er ebenfalls ſtets dieſelbe Pflanze unter beiden Namen erhalten habe

Den gröſsten Fleiſs hat der Vf. auf die Gräſer verwendet. Vieles iſt ihm hierin neuerer Zeit von *Köhler* und *Hoſt* vorgearbeitet worden; allein man ſieht dennoch leicht, daſs er genau verglichen habe, vieles ihm allein angehöre. Davon zeugen beſonders die Gattungen *Scirpus*, *Agroſtis*, *Arundo*, *Poa*, *Feſtuca*, *Bromus*, *Triticum etc.* Auch ſind hier die Diagnoſen meiſtens beſſer gebildet. — *Scirpus rufus* iſt dem *caricinus* ſehr nahe verwandt; ſo daſs ihn Rec. früher für eine verkümmerte Abart deſſelben hielt, ſpäter aber, nach genauerer Unterſuchung, als ſpecifiſch verſchieden, erkannte. Die Abbildung Taf. 1. Fig. 3 ſtellt dieſe Pflanze ſehr treu dar. *Sc. paluſtris minor* bedarf noch einer näheren Unterſuchung; denn er ſcheint ſpecifiſch von dem *major* verſchieden zu ſeyn. *Syntherisma* wird mit Unrecht von *Panicum* getrennt, indem allein der Mangel der inneren Kronenſpelze der geſchlechtsloſen Blüthe den Trennungsgrund abgiebt und bey *Synth.* die innere groſse Kelchſpelze daſſelbe iſt, was bey *Panicum* die äuſsere Kronenſpelze der geſchlechtsloſen Blüthe genannt wird. Der Ausdruck *flores polygami* in dem Gattungscharakter von *Panicum* — S. 239 — iſt daher fehlerhaft; denn wo kein Geſchlecht vorhanden iſt, hat auch keine Gamie Statt, und die Ährchen ſind folglich monogamiſch. (Gleiche Bewandniſs hat es mit der *Syngeneſia polygamia aequalis* und *ſuperflua*, welches Rec. vorläufig zur Beherzigung für Hn. *Schr.* bemerkt). Der Geſammtcharakter der *Panica* beſteht auf dieſe Art in der Überzahl der Spelzen bey der Umkleidung des Saamen mittelſt der ſich verhärtenden Kronenſpelzen. *S. glabrum* ſcheint gemeiner zu ſeyn. Von *S. vulgare* findet ſich mit gefranzten Rückenſtreifen der groſsen Kelchſpelze. *S. ciliare* kömmt auch in der Gegend von Miltenberg am Main auf Krautfeldern im Sandboden vor, woher es Rec. erhielt. Mit gröſserem Recht iſt dagegen *Panicum Dactylon L.* (*Digitaria Schr. Cynodon Rich.*) von den übrigen getrennt, da es der Gattung *Chloris* ſehr nähert und ſich bloſs durch die Conſtellation der Blüthen unterſcheidet. *Leerſia oryzoides* kömmt auch bey Würzburg vor; *Phleum aſperum*, nach *Pollichs Note* zu *Phalaris phleoides*, zwiſchen Frankfurt und Friedberg. Die Gattung *Arundo* tritt hier mit einer bedeutenden Artenzahl auf, da *Agroſtis Calamagroſtis* und *arundinacea L.* mit ihren drey bisher verkannten Unterarten, die hier als *varia*, *ſylvatica* und *acutiflora* unterſchieden und beſtimmt werden. *Holcus odoratus* wird mit Recht in *borealis* und *auſtralis* unterſchieden. Zu letzterem ſcheint die *Savaſtana hirta Schranks* als Synonym zu gehören. *Aira aquatica iſt der Poa diſtans* ſehr nahe verwandt und ſollte auch neben ihr ſtehen

Gleich unnatürlich steht *Poa cristata L.* und *glauca Schk.* unter *Aira*. Hr. *Persoon* hat sich anders zu helfen gewusst, und sie eine neue Gattung (*Koehlera*) bilden helfen lassen. *Poa pratensis* und *angustifolia* sind mit Recht, als Extreme einer sehr variirenden Art, mit einander vereinigt. In dieser Eigenschaft wird sie noch von der *P. serotina* übertroffen. Die *Festuca decumbens L.* hat ein unglückliches Schicksal; wohin sie auch versetzt werde, steht sie am unrechten Ort, doch scheint *Linné* am besten ihr Naturell beurtheilt zu haben, zu *Poa* gehört sie aber gewiss am allerwenigsten. Sollte *Festuca loliacea Curt.* nicht eine Abart der *pratensis* seyn? Rec. glaubt Übergänge gefunden zu haben, doch sind seine Beobachtungen noch nicht hinreichend, und will hier bloss auf die nähere Untersuchung aufmerksam machen. *Elymus arenarius* gehört so gut wie *caninus* zu *triticum*, da der *calyx oppositus*, die *Spiculae compressae*, bey den ächten *Elymus*-Arten hingegen *teretes* sind. Überhaupt bedarf diese Gattung einer strengen Revision. Die 6 Kupfertafeln enthalten theils Totalabbildungen, theils Blüthezergliederungen von *Scirpus supinus*, *Phleum Michelii*, *Scirp. rufus*, *Schoenus ferrugineus*, *Agrostis alba*, *vulgaris* und *pauciflora*, *Trichodium caninum*, *alpinum* und *rupestre*, *Syntherisma glabrum* und *ciliare*; *Panicum crusgalli*, *Digitaria sarmentosa*, *Arundo epigejos*, *litorea*, *Pseudo-phragmites calamagrostis*, *stricta*, *varia*, *sylvatica*, *speciosa*, *tenella*, *arenaria*, *baltica*, *Phragmites*, *Festuca pulchella*, *Scirpus litoralis*, *Cladium germanicum*, *Dactylis maritima*, *Avena planiculmis*, *Bromus velutinus*, *Sesleria tenuifolia* und *Phalaris arundinacea*, welche insgesammt, so wie sie Rec. vergleichen konnte, sehr naturgetreu gezeichnet und sehr reinlich gestochen sind. Die Zeichnungen rühren vom Hn. Prof. *Bernhardi* her, den Stich hat Hr. *Besemann* besorgt.

Rec. hat sich bisher bloss damit begnügt, der obigen Beurtheilung der allgemeinen Form dieses Buches Bemerkungen über einige Gattungen und Arten beyzufügen, ein summarisches Urtheil über das Ganze auf den Schluss desselben verschiebend. So ungünstig jenes lautet, so freut er sich, aus dem Fleiss und der Sorgfalt mit welcher die Synonymie gesichtet, die Beschreibungen bearbeitet und der Reichthum an Arten in diesem ersten Bande zusammengetragen ist, ein frohes prophetisches Urtheil über dasselbe fällen zu können. Denn bleibt sich der Vf. hierin gleich, wie zu erwarten ist, so wird es alle seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassen und der brittischen Flora von *Smith* das Gleichgewicht halten. Er wünscht dem Vf. sowie dem botanischen Publicum einen ungestörten Fortgang und fernere patriotische Beyträge, damit das Werk baldigst vollständig geliefert werde.

W. W.

1) Weimar, im Land.-Industrie-Comptoir: *Hortus Reichertianus*, oder *ein vollständiger Catalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerey*. Von *Johann Friedrich Reichert*, herzogl. Hofgärtner in Weimar. 1804. XIV u. 154 S. 8. (8 Gr.).

2) Zerbst, b. Füchsel: *Catalogus von Bäumen und Sträuchern, welche im freyen Lande fortkommen, nebst einer Beschreibung der Cultur derselben, und wie solche um beystehende Preise zu haben sind* bey dem Kaufmann *Johann Carl Conthum* in Zerbst. 1804. 100 S. 8. (8 Gr.).

3) Eisenach, b. Wittekindt: *Deutschlands Baumzucht*, oder *Verzeichniss der Holzarten, welche das Klima von Deutschland im Freyen aushalten*, nebst Angabe ihrer Grösse, des erfoderlichen Bodens, Standes, der Blühzeit, Reife und Ausdauer. Entworfen von *Georg Friedrich Carl Wendt*, Forstpractikanten im Forstinstitut zu Zillbach. 1804. 72 S. 4. (12 Gr.).

No. 1 ist ein, mit unverkennbarem Fleiss zusammengetragener Catalog. Nur ist zu bedauern, dass in selbigem viele Unrichtigkeiten vorkommen, welche beym Verschreiben der Gewächse leicht zu Irrthümern führen. Hr. R. sagt zwar in der Vorrede, er habe selbst Botanik studirt und die botanischen Gärten in Frankreich, England und Holland gesehen. Dann hätte er aber auch durchgängig zeigen sollen, dass er, wenigstens die Pflanzen, welche er in seinem Garten zieht, genau kenne, und ein correctes Verzeichniss zu fertigen im Stande sey. Die neueste Ausgabe der *Species plantarum* von *Willdenow* scheint ihm nicht bekannt zu seyn. Wie hätte er sonst Pflanzen, die *Linné* und *Willdenow* schon hinlänglich bestimmt und beschrieben haben, mit (?) bezeichnen, und nach seiner Erklärung (Vorerinnerung VI) für selbst entdeckte, oder von ihm benannte Gewächse, angeben können. Z. B.: *Aconitum volubile*. *Agrimonia odorata* und *repens*. *Cistus salvifolius* und *glutinosus*. *Geranium fuscum*, *maculatum*, *nodosum* und *reflexum etc.* Die Arten der Gattungen *Leptospermum*, *Melaleuca* und *Metrosideros* stehen in diesem Cataloge noch unter einander. Wer nur eine *Melaleuca* in der Blüthe gesehen, und die am Grunde in fünf Körper verwachsenen Staubfäden beobachtet hat, wird sie gewiss von *Leptospermum* und *Metrosideros* sehr leicht unterscheiden können. In der zweyten Abtheilung, welche ein Verzeichniss der vorzüglichsten Obstsorten enthält, S. 27 heisst es: „Diejenigen Sorten, welche ich mit einem * bezeichnet habe, sind neue seltene Sorten, oder solche, die sich nicht gut vermehren lassen, und daher noch einmal so viel kosten, als der angesetzte Preis ist.“ Diese Äusserung, im Betreff der Vermehrung, macht einem Gärtner von Profession wenig Ehre, indem jeder Pomologe weiss, dass Birn- und Äpfel-Sorten durch Pfropfen und Oculiren u. f. w. sich gut vermehren und veredeln lassen. Die vierte Abtheilung enthält ein Verzeichniss von Standen- oder perennirenden Gewächsen, welche im Freyen den Winter aushalten, und nach Angabe des Vfs. in Gärten, auf Felsen, Mauern, Inseln, Brücken u. s. w. gebraucht werden, und öfters das Düstere

der Bäume und Sträucher erheben sollen. Unter diesen finden sich viele ganz gemeine, beynahe in ganz Deutschland wildwachsende Pflanzen, und sogar solche, die in manchen Gegenden zu den sogenannten lästigen Unkräutern gezählt werden. Z. B. *Aegopodium podagraria. Chenopodium bonus Henricus. Marrubium vulgare. Potentilla anserina. Tussilago Farfara. Plantago major* und *P. lanceolata etc.* Sogar einjährige Pflanzen: *Lamium purpureum, Ranunculus arvensis, Scherardia arvensis*, zählt Hr. R. zu den Staudengewächsen, und verkauft sie für 2—3 und 4 Gr. Ein Handelsgärtner muss freylich seinem Pflanzenverzeichnisse durch Vollständigkeit ein Ansehen zu geben suchen, nur sollten die, in Deutschland wildwachsenden Pflanzen besonders bemerkt werden, dass Blumenfreunde, die keine Botaniker sind, nicht Pflanzen verschreiben oder kommen lassen, die in ihren Gegenden, auf Feldern, Wiesen u. s. w. um billigere Preise zu haben sind.

No. 2. enthält weniger Pflanzennamen, aber destomehr richtige und auf Erfahrung gegründete Belehrungen für Gartenfreunde, welche die zu ihren Gartenanlagen nöthigen Holzarten selbst erziehen, und den Fremdlingen das Klima angewöhnen wollen. Die Kenntniss und Zubereitung des Bodens ist allerdings ein sehr wichtiger Theil der praktischen Gärtnerey. Aus diesem Grunde sahe sich Hr. *Corthum* genöthigt, die zur Ernährung der Pflanzen dienenden Erdarten genau zu beschreiben, und zugleich den Gärtnern, Forstmännern und Ökonomen leichtere, von richtigen Grundsätzen geleitete, Culturmethoden vorzuführen. Sehr richtig bemerkt unser Vf., dass die abgefallenen Baumblätter in den Pflanzungen liegen bleiben müssen, sie schützen die Wurzeln nicht nur vor dem Froste, sondern geben beym Faulen Nahrung, und lassen auch wenig andere, den jungen Baumpflanzen schädliche Gewächse aufkommen. Auch will der Vf. bemerkt haben, dass im Gebüsch, wo die Blätter liegen bleiben, die Nachtigall (*Motacilla luscinia L.*) am liebsten sich aufhält. Was nun die Beschreibung der in diesem Buche aufgeführten Holzarten anlangt, so finden sich freylich hie und da botanische Unrichtigkeiten, davon wir nur einige zum Beweise anführen wollen. S. 33 heisst es: *Hippophae rhamnoicens* (*rhamnoides*) ist ein schöner Strauch, der sehr dem Rosmarin gleicht, wofür ihn sogar Kenner (?) halten. Botaniker finden gewiss einen grossen Unterschied. S. 37: *Ledum paluste* (*palustre*) soll dem Rosmarin in allem gleichen, doch nicht in der Blume (?). S. 40; *Lonicera Dierville* (*Diervilla*) wird als ein Strauch angezeigt, dessen Blätter besonders aussehen, und die Blumen gar nicht sichtbar werden. Doch sind diess nur einzelne Mängel, welche man, da Hr. *Corthum*, in Hinsicht auf Pflanzencultur so viel geleistet hat, wohl übersehen kann. Ein reiches Verzeichniss der Ranunkeln, welche 1803 bey Hn. *Corth.* geblüht haben, machen den Beschluss dieses nützlichen Buches.

No. 3 hat keinesweges die Absicht, Botaniker zu bilden, sondern nur die richtigen Namen der Holzarten anzuzeigen, und auf Manches aufmerksam zu machen, was beym Anbaue der in Deutschland im Freyen ausdauernden Bäume und Sträucher zu berücksichtigen nöthig ist. Zu dem Ende hat der Vf. nicht nur die Grösse der Holzarten, den Boden, in welchen sie am besten fortkommen, Standort, Blühzeit, Reife des Saamens und Ausdauer derselben durch beygesetzte Zeichen und Buchstaben angezeigt, sondern auch dem Hauptverzeichnisse ein möglichst vollständiges Register aller *Synonymorum* angehängt. Bey der Bearbeitung dieser Schrift war also der Hauptzweck des Vfs., den Gartenbesitzern, Gärtnern und Forstmännern theils eine kurze Übersicht der Holzpflanzen, welche zu Forstpflanzungen und Naturgärten benutzt werden können, zu übergeben, theils den Dilettanten einigermassen vor der Gefahr zu sichern, einerley Gewächse unter vielerley Namen zu kaufen. Dieses Buch ist demnach in forstbotanischen Gärten besonders lehrreich; nur bitten wir bey einer zweyten Auflage, Gewächse, die nicht zu den Hölzern gehören, z. B. *Hibiscus trionum* und *vesicarius etc.* wegzulassen und einige Fehler in Absicht auf Standort und Dauer der ausländischen Holzarten zu verbessern.

H. D. — ch.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Lübeck*, b. Bohn: *Folgen übereilter Ehen, oder Geschichte des Schauspielers H— mit der Gräfin v. P—. Von ihm selbst mit treuer Wahrheit geschrieben, und durch Briefe und Actenstücke begründet. Als Fortsetzung der merkwürdigsten Lebens-Epoche.* 1806. 408 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Das „*mit treuer Wahrheit geschrieben*" des Titels, was oft nur eine Form zu reden ist, bewährt sich hier durch das ganze Buch. Der Vf. erzählt überall ohne Hehl und ohne Schminke; er kennt seine Thorheiten und Unbesonnenheiten, und verbirgt sie nicht: es scheint ihm überall mehr darum zu thun, sich auszusprechen, als sich zu rechtfertigen. Auch hat er wohl daran gethan, dass er das letztere nicht öfter versucht hat, denn mit seinen Grundsätzen würde man nicht immer übereinstimmen. Das meiste Interesse gewährt die Frau. Sie, eine hochgeborne Gräfin, verliebt sich dermassen in den tiefgebornen Schauspieler H., dass sie ihn aufsucht, und um seine Liebe, um eine Verbindung mit ihm fleht. Die Ehe wird vollzogen, aber von der Obrigkeit für ungültig erklärt. Der Schausp. H. muss beynahe ein Jahr lang im Arreste schmachten. Alles erträgt er um ihrentwillen. Er wird endlich frey; alles ist aus dem Wege geräumt, und sie sind — unglücklich. Es kommen bessere Zwischenräume, aber der Hauptcharakter ihrer Ehe ist Disharmonie. Diese artet denn von ihrer Seite zuletzt in Untreue, und sie entläuft ihrem Manne, der — sie noch sucht. Wunderbarer Gang des menschlichen Herzens! — Der To[n] der Erzählung ist lebendig und voll Gefühl; aber der Sprache fehlt es an Bildung. Vor fremden Wörtern muss sich der Vf. hüten; sie missglücken ihm unterm Schreiben, z. B. Tyrannen, Oedipp u. s. w.

L — r.

Glogau, in d. n. Günterschen Buchh.: *Dankbarkeit. Schauspiel in fünf Aufzügen.* 1807. 106 S. 8. (10 Gr.). Das Stück verräth Bekanntschaft mit dem Theater, und wird, wohl aufgeführt, gewiss keinen schlechten Effect machen. Es ist zwar Alles wie gewöhnlich, aber doch artig und wohlgesittet; und wenn es dem Ganzen auch an Kunst fehlt, so fehlt es ihm doch nicht an Geschicklichkeit. Dass es bisweilen etwas besser klingt, als klappt, werden wenigstens die Schauspieler nicht sehr hoch aufnehmen. So sagt *Willberg* S. [illegible] „Dankbarkeit? ja! sie ist die schönste menschlicher Tugenden; aus ihr entspringt Labsal dem Wohlthäter, Beruhigung dem Empfänger! aus ihrem Quell schöpfte der Mensch, als die un[illegible] Güte der Gottheit ihn empfinden liess, dass er Mensch sey!" Klingt das nicht schön?

IR.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER 1807.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, b. d. Verfasser: *Georg Friedrich Ruf's*, Lehrers am grofsherzoglichen Lyceum zu Carlsruhe, *Elementar-Abrifs der Weltgeschichte*, für Anfänger in Stadt- und Mittel-Schulen, auf zwey historische Karten gegründet. Erstes Buch: Chronologischer Hauptfaden der Geschichte, nach Anleitung der ersten Karte. 1807. XXXIV u. 230 S. 8. Mit einer historischen Karte, Landkartenformat.

Ob es *für Kinder* etwas so wünschenswerthes sey um Chronologie und Synchronismus in der Geschichte, als man gewöhnlich glaubt? — ob man den Unterricht in der Geschichte damit anfangen soll, dafs man die Reihe der Jahrhunderte bis auf unsere Zeit herabeilt, und die Kinder nur mit den verschiedenen Staaten bekannt macht, und mit einigen wenigen der gröfsten Erscheinungen in ihnen? — ob man nicht dadurch die Geschichte verhafst macht, und den Sinn dafür verdirbt, dafs man immer beym Allgemeinen stehen bleibt, von grofsen Staatsverhältnissen, von wichtigen öffentlichen Begebenheiten, von hohen Personen, Königen und Fürsten, d. h. von lauter Gegenständen erzählend, von welchen das Kind gar keinen Begriff hat, die es nicht fassen kann, und die dasselbe mithin nicht zu interessiren vermögen? — ob man nicht vielmehr einen ganz umgekehrten Weg nehmen, erst durchaus ganz speciell erzählen, und nach und nach zum Allgemeinen und Gleichzeitigen aufsteigen sollte, wie *Johannes Müller* so leidenschaftlich die Geschichte lieben lernte, weil sein Grofsvater ihn in zarter Kindheit mit den Bürgermeistern seiner Vaterstadt bekannt machte? — diese und dergleichen Fragen sollen hier nicht untersucht werden: es würde unbillig seyn, sie einem Manne gegenüber zu untersuchen, der mit Aufopferung von Fleifs, Mühe und Kosten, eine neue Methode bekannt macht, Chronologie und Synchronismus auf eine leichtere und zweckmäfsigere Weise zu lehren, als bisher geschehen ist. In der That, wer die Kenntnifs der Zeit für nothwendig hält auch schon beym Elementarschüler der Geschichte, und es aus Erfahrung weifs, welche Schwierigkeit das Behalten der Zahlen hat, der wird es Hn. *Ruf* danken, dafs er, die abstracten Zahlen vermeidend, die Folge und das Zugleich der Geschichte der Einbildungskraft näher zu bringen sich bemüht hat. Man hat die Schwierigkeit lange gefühlt, und mehrere Männer haben ihr bekanntlich durch historische Karten abzuhelfen gesucht; aber Alle, sagt Hr. *Ruf*, haben den Stein des Anstofses, die Zahlen nämlich, nicht zu vermeiden gewufst, wie von ihm geschehen ist. Auf welche Weise, das wollen wir den Lesern zuerst durch Beschreibung der vorliegenden Karte deutlich zu machen suchen, und darauf einige Bemerkungen hinzufügen, die den Werth derselben, nach des Rec. Meinung, genauer bestimmen mögen. Vorläufig mufs aber noch gesagt werden, dafs Hr. *Ruf* den Unterricht der Geschichte in zwey Cursus theilt; dafs er zu dem ersten zwey Elementar-Karten, zu dem zweyten aber vier vollständigere General-Karten gezeichnet hat, und dafs die Karte, von welcher hier geredet werden soll, die erste Elementarkarte des ersten Cursus ist. Die zweyte desselben wird jetzt gestochen, und der dazu gehörige Text wird die Geschichte der europäischen Staaten, in Beziehung auf sie enthalten. „Ob die vollständigeren Karten künftig auch noch gestochen werden sollen, mögen Zeit und Umstände, hauptsächlich die Proben von wirklicher oder nicht leistender Brauchbarkeit der zwey ersten bestimmen." Hr. *Ruf* verlegt sie selbst; will aber das Ganze einer Buchhandlung überlassen, wenn es die Prüfung ausgehalten. „Neue Erfindungen müssen überall als probehaltig sich beweisen haben."

Hn. *Ruf's* Karten unterscheiden sich dadurch von den bisher bekannten, dafs er Alles auf Rechnung und Messung gerichtet hat. Er betrachtet die Zeit, mit Recht, als eine Ausdehnung in die Länge. Wie nun Landkarten nach Graden und Minuten entworfen sind, und die Lage eines Orts vermittelst eines Meilen-Mafsstabes gefunden werden kann: so sind seine Karten nach Jahrhunderten entworfen, und die Zeit eines historischen Objects wird gefunden, vermittelst eines Zeitmafsstabes; und wie der Geograph dadurch vermeidet, bey einem Orte durch Zahlen die Lage anzugeben, und doch die Phantasie diese Lage richtig auffafst im Verhältnifs zu anderen Örtern, so giebt Hr. *Ruf* bey historischen Gegenständen gleichfalls keine Zeit an, sondern stellt sie für die Phantasie neben einander. Durch Messung findet man hier, wie dort, was man genauer wissen will. Der Mafsstab ist in Jahrhunderte und Decennien getheilt.

Die Karte, von Hn. *Wolf* in Manheim gestochen, und sauber illuminirt, zeigt zur Linken eine Rolle, durch welche die früheren Jahrhunderte gänzlich unserem Blick entzogen sind, bis 2400 vor Christo; vor 2000 vor Chr. zeigt die Karte jedoch fast nichts. Ganz oben läuft ein gelber Leisten über die Karte, der die

Jahre der Welt angiebt, von 1500 anhebend bis 580-. Etwas weiter herunter zeigt eine zweyte Leiste die Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt, welche Hr. *Ruf* ins Jahr der Welt 3943 setzt, und nach welcher er die ganze Karte durch einen bunten Strich von unten nach oben in zwey Theile zerlegt. Die Linien der Jahrhunderte laufen, wie auf der Landkarte die Linien der Grade, von oben nach unten über die ganze Karte. Zwischen den beiden angegebenen Leisten findet sich ein dritter, der zwölf merkwürdige Männer enthält, die für die zwölf Perioden meist die Epochen angeben, in welche die Karte noch ausserdem durch bunte Linien getheilt ist. Diese Männer sind *Nimrod* (*Adam* fehlt, weil die Karte aufgerollt ist, und jener ist der zweyte), *Mose*, *Romulus*, *Cyrus*, *Alexander*, *Augustus*, *Constantinus*, *Mahomed*, *Carl* der Gr., *Dschinkis-Chan*, *Columbus*. Die Namen dieser Männer sind unterstrichen, so wie alle Namen auf der Karte, und dieser Strich giebt die Länge ihres Lebens an, nach dem angenommenen Maßstabe; ein zweyter zeigt die Regierungsjahre der Könige. Die zwölf Perioden, die mit jenen 12 Männern beginnen, erhalten in einem vierten Abschnitte der Karte bezeichnende Namen, z. B. die erste: Patriarchalische Zeit; 2te: erste, dunkele Völkerzeit; 6te: Griechische Zeit; 10te: Türkisch-deutsche Zeit u. s. w. Nun erfolgt fünftens die eigentliche Karte, oder, wie der Vf. sagt, das grosse Völker- und Staaten-Feld. Über dieses sogleich etwas mehr. Unter denselben enthält ein sechster Abschnitt die Namen einiger grossen und merkwürdigen Männer. Darnach folgt eine siebente Abtheilung, welche jene 12 Perioden unter 5 Weltalter bringt, die bald mehrere, bald wenigere umfassen. Die *Urwelt* bis zu Nimrod; die *fabelhafte alte Welt* bis Cyrus; die *historische Altewelt* bis auf die Völkerwanderung; das *Mittelalter* bis Amerika; die *neue Welt*, welche noch dauert. Achtens werden die Jahrhunderte vor und nach Christo unten wiederholt; dann sind neuntens noch einige grosse Begebenheiten angegeben, und dabey die Chronologieen von *Calvisius*, *Petav* und *Usser* neben einander gestellt.

Nach dieser Beschreibung erlauben wir uns einige nähere Angaben und dazu die versprochenen Bemerkungen. 1) Es ist nicht zu leugnen, dass man, wegen der Untereinanderstellung der Völker, ohne an eine Zahl denken zu dürfen, mit Einem Blicke nicht nur das frühere oder spätere Entstehen und Verschwinden von ganzen Völkern übersieht, sondern auch, aus dem Verhältnisse der Queerstriche unter den Namen zu den Perpendikularlinien der Jahrhunderte, auf einmal alle angegebenen, zu gleicher Zeit unter verschiedenen Völkern lebenden Männer erkennt, und selbst das Verhältniss ihrer Jahre zu einander, z. B. dass dieser noch ein Jüngling war, als Jener in der Mitte des Lebens, und ein Dritter am Ende desselben stand. (Wenn die Geburt oder der Tod eines Mannes ungewiss ist, so fängt der Strich unter seinem Namen mit Puncten an, oder er endigt damit, wogegen er sonst scharf abgeschnitten ist). Damit ist unstreitig für die Einbildungskraft viel gewonnen; aber wem nun daran liegt, genau das Jahr zu wissen, der muss sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen; denn der Massstab giebt nur Jahrhunderte und Jahrzehende an, aber keine einzelnen Jahre. Eben desswegen lassen sich nach dieser Methode, wenn die Karte nicht nach einem bedeutend grösseren Massstabe verfasst ist, so dass auch einzelne Jahre angegeben werden, nicht wohl Thatsachen anführen, die nur einen Moment einnehmen, folglich durch keine Linie, sondern durch einen Punct bezeichnet werden müssten. Wirklich enthält diese Karte, wenn man die 24 Begebenheiten, die unten in einem eigenen Felde angegeben werden, ausnimmt, durchaus nur Personennamen, und die einzigen Facta, die man lernt, sind das Entstehen und Aufhören der Völker. Bey diesen hat Hr. *Ruf* selbst den Zeitpunct durch eine beygesetzte Zahl genau bestimmt. Z. B. das Aufhören der Karthager fällt, wie man augenscheinlich sieht, etwas über die Hälfte des 2ten Jahrhunderts vor Christo; Hr. *R.* hat dabey gesetzt 45, und das ist zu loben. Daher entsteht nun auch

2) Der Übelstand, dass die Völkerfelder, die nicht reich an Personen sind, fast ganz leer bleiben, während andere sich mit vielen Namen zieren. So steht im Felde der Phönicier nichts als: Grosshändler der alten Welt; dann: Hiram und Pygmalion. Dagegen zeigt das Feld der Juden, ausser der Angabe der Zeit (Zeit Mose's, Zeit der Richter u. s. w.), gegen dreyssig Nahmen, von welchen einige recht gut fehlen könnten. Eben so enthält das Feld der Karthager, welches sich durch 8 Jahrhunderte verbreitet, nur die Namen Dido und Hannibal; dagegen sind von den persischen Königen 9, also fast alle, angegeben. Hn. *Schlözers* Regel: historische Karten ja nicht zu überladen, ist gut; und besonders möchten wir hinzusetzen, sie ja nicht hin und wieder zu überladen, damit Verhältniss bleibe, auch anschaulich. Im Felde der Griechen — die uncultivirt vor Cecrops, halbcultivirt bis auf Agamemnon, zur Cultur aufstrebend bis Solon, cultivirt bis Alexander, und später verfeinert genannt werden — haben Sparta und Athen eigene Abschnitte; aber der von Sparta zeigt nur die Zeit des Principats, den Lykurg und Pausanias; der von Athen: Theseus, Kodros, Solon, Themistokles; dann ist die Linie, die Athen und das übrige Griechenland trennt, durchbrochen, und es steht da: Principat. Aber nach der Illumination möchte man glauben, Griechenland habe über Athen den Principat erhalten, und nicht umgekehrt. Und wie kann man die oben mit Epaminondas in einem Felde stehenden Namen: Miltiades, Cimon, Pericles für athenienſische halten, da Athen einen eignen Abschnitt hat? — Dass bey den Ägyptern Sethon und Sesostris, die gegen 600 Jahre aus einander lebten, wenn sie anders beide lebten, zu Einer Person gemacht sind, ist ein Versehen, und *Kleopadra* ist verschrieben. — Mit der Auswahl der Namen kann man im Ganzen zufrieden seyn, nur bey den merkwürdigen Männern wünscht man einiges anders. Man fo-

det z. B. darunter den Hiob, Elias, Elisa, Jesaias, Tobias, Jeremias, Daniel; aber man findet keinen einzigen griechischen Dichter, ausgenommen den Äsopus. Die Philosophen sind mehr begünstigt. Nach den Römern ist kein Schriftsteller wieder angegeben, als etwa Luther und Melanchthon. Die Gräfin Mathildis findet man, aber nicht Gregor VII. u. s. w.

3) Dadurch, dass die Völker in gradlinichte Felder, die nur selten eine Erweiterung erhalten, eingeschlossen sind, und dass der Untergang derselben als Völker scharf abgeschnitten ist, entstehen mehrere Unannehmlichkeiten für die Einbildungskraft, für die Anschaulichmachung der Geschichte. Die Sache verhält sich also: Bedeutende und unbedeutende Völker stehen hier einmal in gleicher Breite neben einander; das historisch unfruchtbare Feld der Thracier ist breiter, als das der Karthager, ist so breit als das der Ägypter. Es ist freylich nicht illuminirt, aber auch Athen ist nicht illuminirt. Zweytens folgt hinter dem Puncte, wo ein Volk untergeht, gar nichts mehr, als das weisse Papier. Z. B. 145 vor Christo ist das Feld für Griechenland begrenzt, und es folgt ein weisser Fleck. Aber was wurde nun aus Griechenland? versunken ist es doch nicht? Unten, bey den Römern, ist freylich zu lesen: Rom, eine Republik eroberte Italien und hernach die Welt: aber anschaulich ist nicht gemacht, dass Griechenland römische Provinz wurde, denn das Feld Roms bleibt beynahe in seinen alten Grenzen. Daraus entsteht nun drittens, dass sich nicht nur viele leere Stellen zeigen, sondern auch, dass der Zusammenhang ganz abgerissen wird, indem die Völker nach Christi Geburt an ganz anderen Stellen stehen, als die, welche vor Christi Geburt dasselbe Land bewohnten. So fängt z. B. unmittelbar unter *den Juden*, schon vor Christi Geburt, das Feld der *Germanier* an. Die *Hunnen* stehen mit den *Mongolen*, den alten *Thraciern* und *Macedoniern* gegenüber; die *Päbste* den *Griechen*, *über* den alten Römern. (Von den übrigen neuen Reichen, Spanien, England, den Nordischen, zeigt diese Karte auch nicht einmal die Zeitdauer, wie von Frankreich und Deutschland.) — Rec. erinnert sich eine historische Karte von einem berliner Gelehrten gesehen zu haben, die *Strom der Zeit* genannt war, und die Hn. *Ruf* unbekannt geblieben zu seyn scheint. Über die Ausführung derselben kann Rec. nicht urtheilen, aber der Gedanke schien ihm gut. Aus einer Wolke, die den Schild der Karte einschliesst, ergiessen sich, von oben nach unten, die Völkerströme, verschieden illuminirt, grösser und kleiner. Wo die Völker in Berührung kommen, da sind die Ströme einander genähert; wo eins das andere verschlingt, da laufen sie in einander, und der verschlungene verliert seine Farbe. So wird durch den Cyrus ein kleines Meer gebildet, ein grösseres durch Alexander, aus welchem sich dann mehrere Ströme wieder loswinden, bis das römische Weltmeer sie alle verschlingt u. s. w. Die Dauer und Veränderungen der Reiche und Völker läfst sich unstreitig auf diese Weise sehr anschaulich machen; nur die Lebenslänge der einzelnen Menschen und ihre Gleichzeitigkeit muss mit Zahlen angegeben werden. Vielleicht liesse sich die Idee des Zeitstroms und die des Hn. *Ruf* mit einander vereinigen, wenn der Strom von der Linken zur Rechten, und nicht von oben nach unten, geleitet würde, und vielleicht würde die Anschaulichkeit dadurch bedeutend vermehrt. Der Zusammenhang würde nicht unterbrochen, der Schüler gewöhnte sich, die ganze Geschichte als Einen grossen Fortfluss zu betrachten, und durch die stärkere und schwächere Illumination liessen sich vielleicht die Stufen der Cultur unter den Völkern bezeichnen, und diejenigen Völker, die universalhistorisch sind, so hervorheben, dass sie sich wie Urgebirge fortzögen, um welche die anderen als Flötz- und Neben-Gebirge sich gelagert hätten. —

Die Ausführlichkeit, mit welcher wir diese Bemerkungen gegeben haben, glaubten wir einem Manne schuldig zu seyn, der offenbar Vieles verwendet hat auf die Ausführung seiner Idee, und der selbst seine Karte als Erfindung beurtheilt und angesehen wissen möchte. Hr. *Ruf* mag aus ihnen sehen, dass Rec. den Werth und Nutzen seiner Arbeit gern anerkennt, und dass er zu ihm das Vertrauen hat, er werde verbessern, was sich noch verbessern lässt.

Über das Buch, welches mit der Karte ausgegeben wird, ist nichts zu sagen; Es ist nur für die Karte und zur Erklärung der Karte geschrieben, und macht weiter keine Ansprüche. L.

Osnabrück, b. Karl u. Comp., vom dritten Bande an b. Blothe: *Sallust's römische Geschichte nach De Brosses* von *Joh. Christoph Schlüter*, Prof. der Philosophie zu Münster. Erstes Buch. Mit Anmerkungen. 1799. XXII und 346 S. Zweytes Buch. 1801. 374 S. Drittes Buch. 1802. VIII u. 381 S. Viertes Buch. 1803. 309 S. Fünftes Buch. 1803. 358 S. 8. (6 Thlr. 6 Gr.)

Bekanntlich hatte Sallust neben seinem Catilina und Jugurtha eine vollständige Geschichte der römischen Republik von der Abdankung des Sulla an bis zu dem Zuge des Pompejus gegen den Mithridates in fünf Büchern geschrieben, und dem jüngeren Lucullus gewidmet. Zwar nur den kurzen Zeitraum von zwölf Jahren (von 674 bis 687) umfasste jenes Werk; aber diese kurze Periode war so reich an grossen und wichtigen Begebenheiten, nicht bloss für Rom, sondern für die allgemeinen Verhältnisse der damaligen Welt, dass ihre Darstellung werth war, von einem solchen Meister unternommen zu werden. Das Alterthum selbst bezeugt von ihr die höchste Vollendung. Allein schon seit acht bis neunhundert Jahren hat die zerstörende Zeit auch dieses köstliche Werk den Wissenschaften entrissen, und gleichsam für die Neugierde nur einzelne kleine Überreste bey einigen älteren Schriftstellern und Grammatikern übrig gelassen. Nach Massgabe so zerstreuter Trümmer ein so weit umfassendes Werk in seiner wahrscheinlichen Urgestalt wieder herstellen zu wollen, scheint freylich

ein vergebliches Unternehmen. Indess fasste der gelehrte Parlamentspräsident *de Brosses* den kühnen Entschluss, das historische Meisterstück in dessen beynahe zahllosen Fragmenten aufzusuchen, und, so viel möglich, durch eigene in Sallust's Geiste gefasste Lückenfüllungen wieder zusammen zu setzen. Dazu war ein ganz eigenes Studium, ein unbeweglicher Fleiss, unermüdliche Geduld, und das beharrlichste Hinstreben erfoderlich. Nur einige grössere Stücke lagen in dem Buche Augustins *de civitate Dei*, auch bey *Seneca*, *Aulus Gellius*, *Quintilian* u. e. a. aufbehalten; alle die kleineren Stücke hingegen mussten aus den verschiedenen Werken der lateinischen Grammatiker und Glossatoren zusammengeklaubt werden. Über dieser höchstmühsamen Arbeit verstrichen allmählich dreyssig Jahre, und das Resultat einer in ihrer Art einzigen Bemühung waren gegen *siebenhundert* Stücke jenes von der Zeit zertrümmerten Kunstwerks. War jenes Zusammensuchen mit der grössten Mühe verbunden, so war es nicht minder die Bestimmung der zu jenem Zeitpunkt gehörigen historischen Angaben, zu deren Behuf *Cicero*, *Plinius* und *Strabo* auf das sorgfältigste zu Rathe gezogen werden mussten. Nach allen diesen Vorarbeiten konnte *de Brosses* endlich den Versuch seines grossen Mosaiks wagen. Hundert und wieder hundert Male musste jedes einzelne Stückchen probirt, gedreht und gewendet werden, um zu sehen, ob es an *diese* Stelle passen möchte. Nachdem die einzelnenen Trümmer geordnet lagen, so war jetzt ein hoher Grad von Begeisterung erfoderlich, um in Sallust's *Manier*, ja in dessen Charakter und Geist, die Begebenheiten niederzuschreiben. *De Brosses* leistete, was irgend zu leisten war. Auch der erste Geschichtschreiber der Deutschen, *Johannes von Müller*, erklärte, nach des Übersetzers Versicherung (Vorred. S. XXI), den gelehrten französischen Präsidenten für einen der orignellsten und geistreichsten Geschichtschreiber, und sein Werk selbst für ein Meisterstück der historischen Kunst.

Neben der von ihm wiedergegebenen sallustischen Geschichte machte sich *de Brosses* auch um die Fragmente selbst durch eine kritisch-historische Bearbeitung verdient. In dieser stehen die Bruchstücke nach der bey den Schriftstellern vorkommenden Ordnung, begleitet von einem fortlaufenden Commentar, welcher alles enthielt, was zur Erläuterung, Erklärung oder Verbindung der sallustischen Fragmente dienen möchte, und von dem *de Brosses* selbst gestand, dass er ihm unter allen seinen literarischen Arbeiten die meiste Zeit und die grösste Mühe gekostet hatte. Einige Zeit nach des Vf. Tod erschienen zwar jene Fragmente, aber leider der Commentar nicht, und man weiss nicht einmal, wo und ob die Handschrift davon noch vorhanden ist. Es wäre unverantwortlich, wenn die *Académie des Inscriptions*, deren Mitglied *de Brosses* war, jenes für den Geschichtkenner und Alterthumsforscher so wichtige Werk hätte verloren g..hen lassen. Indess mag in den Anmerkungen zu der *römischen Geschichte* vieles davon enthalten seyn. Diese Geschichte selbst erschien in drey Quartbänden zu Dijon unter dem Titel: *Histoire de la république Romaine dans le cours du VII Siècle par Salluste, en partie rétablie et composée sur les Fragmens, qui sont restés de ses livres perdus, remis en ordre dans leur place veritablement ou la plus vraisemblable. Dijon* 1777. 4. Das Werk ward seines hohen Preises wegen in Deutschland wenig bekannt. Kaum in allen öffentlichen oder grossen Privatbibliotheken konnte man es finden. Und doch verdiente dasselbe nicht nur als Werk des Geistes und Fleisses, sondern auch als eines der wichtigsten Gemälde aus der grossen Reihe der Begebenheiten Roms, und als Muster des historischen Styls, allgemein bekannt zu werden.

Hr. Prof. *Schlüter* hatte schon als Übersetzer des Katilina und Jugurtha hinlänglich bewiesen, dass er auch die richtige Manier des edleren historischen Vortrags kenne, und wisse, wie man erzählen müsse, wenn man in der, mit den grossen Meisterstücken des Alterthums angestellten Vergleichung zu bestehen gedenke. Desshalb kann jedem, der die schöne Kunstlosigkeit der historischen Weise und Schreibart auch im Deutschen kennen lernen will, diese Übersetzung der sallustischen Geschichte mit Recht empfohlen werden.

Zur Probe der Nachbildung, welche bisweilen etwas gedrängter als das Original ist, bisweilen aber auch von demselben abzuweichen scheint, wollen wir ein kurzes Stück aus der Beschreibung der Schlachtordnung bey Tigranocerta B. 5. K. 21 S. 46 mittheilen. Sogleich, heisst es daselbst, liess er (Tigranes) sein Heer in Schlachtordnung stellen. Alles lief durch einander in der grössten Verwirrung. Die grosse Anzahl Truppen war hier von geringem oder gar keinem Nutzen, da sie sich nicht gehörig ausbreiten konnte. Tigranes stellte sich in den Mittelpunct; den linken Flügel übergab er dem Könige von Andiabene, und den rechten dem Könige der Meder. Die römische Armee, die unterdessen vorrückte, war von allen diesen Bewegungen und von einem Schauspiel Zeuge, welches sich bisher noch nicht dargeboten hatte. Der Anblick dieser ungeheuern Menge Menschen und Pferde, womit das weite Gefilde bedeckt war, der ganze Aufzug, das blendende Gepränge, diese von Gold und Silber schimmernden Waffen, die Verschiedenheit der armenischen, medischen, scythisch. Kriegskleider; der Wiederschein der grellen Farben in der glänzenden Rüstung, die theils aus Kupfer, theils aus Stahl und Erz bestand: alles schien hier vereinigt, Furcht und Schrecken zu erregen. Die Reuterey, welche die erste Linie ausmachte, war ganz geharnischt. Auch die Pferde waren mit eisernen Schuppen bedeckt, die man gleich Federn auf Leinwand befestiget hatte. Dem ersten Anblick nach sollte man sie vielmehr für Statuen als für Menschen halten. Die kleinen runden Eisenplatten schliessen sich an den Körper überall genau an, fügen sich nach allen Biegungen, so wie nach den Umrissen aller Glieder, indem sie sich ausdehnen oder zurückziehen, so, dass sie keine von den Bewegungen, die der Reuter zu machen hat, hindern. Übrigens bestand ihre einzige Waffe in einer langen schweren Lanze, die vorn zugespitzt war, und mit einer Kette am Halse des Pferdes hieng. Der Reiter that weiter nichts, als dass er ihr die Richtung gab, indem er auf seinen Feind losstiess und geradezu auf ihn eindrang. — Papier und Druck dieses Werks sind sehr schön.

Σφ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
der Schriften
über das Recht des Rheinischen Bundes.
(Vgl. No. 282, 283.)

VIII. Von dem Verhältnisse gegen den Protector (IV—VII) gehen wir zu der *Verbindung* über, *wodurch die sämmtlichen Bundesstaaten unter sich ein föderirtes Ganzes constituiren sollen.* Die rechtliche Beschaffenheit dieser Verbindung beruht zwar, ihrer Grundlage nach, in der Conföderations-Acte, folglich in einem mit Napoleon geschlossenen Vertrage; aber es konnte nicht in dem Plan dieses Vertrages liegen, den Gegenstand weiter zu verfolgen, als nur bloss für die Zwecke und das Bedürfniss nach aussen. Das Weitere ist von den Verträgen der Bundesregenten unter sich zu erwarten, also vorzüglich von den Fundamentalstatuten. Namentlich ist durch die Conföderations-Acte von Napoleon für Deutschlands Einheit, *im Verhältniss gegen Auswärtige*, vortrefflich gesorgt worden. Aber für die *Einheit im Inneren* hat Deutschland zunächst selbst zu sorgen.

Die Conföderations-Acte selbst will, dass das Band der Einheit innerlich noch enger geknüpft werde, als es in jener geschehen. Zu dem Ende dienen darin die Stipulationen wegen der Bundestage. Napoleon hat auch seiner Seits aus dieser Acte ein Vertragsrecht erworben, zu verlangen, dass zu solchem Zwecke die Bundestage in Gang kommen, und die Errichtung der Bundesstatuten nicht unterbleibe. Er will unter einer Conföderation nicht eine Gesellschaft von Mitgliedern, die sich nur die Hand reichen, wenn sie äusserlich gedrängt werden, übrigens aber sich bloss mit den Fingerspitzen berühren. Alle einsichtsvollen Männer in Deutschland bekennen sich zu gleichem Wunsche; hoffen auf Einheit in rechtlichen und administrativen Einrichtungen; hoffen auf Anerkennung und möglichste Realisirung des Princips eines gemeinsamen inneren Wohls; hoffen, dass der wichtige Vortheil, den Deutschland mit der geographischen Regelmässigkeit erlangt hat, für jenes Princip nicht unbenutzt bleibe, damit das Vaterland nicht gleich werde den Wesen, die sich äusserlich in einem einigen Körper darstellen, aber im Inneren mit sich in Widerspruch stehen, und im Streite der eigenen Kräfte sich selbst zerstören. Mit der geographischen Coagulation allein ist es nicht ausgemacht; und man mag nur dahin sehen, dass in den geographischen Coagulis, dadurch dass man den Process nicht vollständig mit ihnen beendiget, keine Säurung entstehe, die oft in Abgeschmacktheit ausartet.

Sogar Hr. *Zintel*, obschon er sonst nicht leicht Schranken für die Souveränetät kennt, predigt dennoch das Princip der Einheit stärker als Einer; Z. B. S. 70: „Das oberste Princip jedes einzelnen Staats, das ohnediess nur in dem möglichst erreichbaren Grade der National-Glückseligkeit und des Ruhms der Staaten bestehen kann, muss sich in seinen Hauptpuncten mit dem obersten Princip der Föderativ-Monarchie concentriren, und kann nur in der Ausführung nach den jedem einzelnen Staate angeeigneten besonderen Verhältnissen eine gewisse Modification leiden." Ferner: „Die Gesetzgebung muss in allgemeinen, die ganze Monarchie umfassenden Puncten in der ganzen Monarchie auch die nämliche seyn. Alle associirten Monarchen und Mächte müssen in der Gesetzgebung in ihren einzelnen Staaten die nämliche Richtung, wie die ganze Monarchie, annehmen. Die partiellen Gesetze eines einzelnen Staates dürfen von dieser allgemeinen Tendenz nur in so weit abweichen, als die besonderen Verhältnisse desselben es nothwendig machen, oder als es ganz unvorhergesehene Zufälle erfodern." Auch der Vf. von No. 7 hat sein Modell eines zu errichtenden Fundamentalstatuts mit gerichtet: auf eine für alle Bundesstaaten gleichförmige Civil- und Strafgesetzgebung und Rechtspflege, auf Gleichheit in dem Münzwesen, in den Abgaben und Militär-Conscriptions-Systemen, so wie in den Zunfteinrichtungen, endlich auf eine, den Grundsätzen einer richtigen Staatswirthschaft und des Staatenrechts entsprechende, gegenseitige, vollkommene Freyheit des Verkehrs und des Handels unter den verbündeten Staaten. Nach Art. 12 und 13 des Modells sollen sich die Bundesglieder verpflichten: „diejenigen Hindernisse zu beseitigen, die bisher durch mancherley Anstalten wechselseitig den Zwecken des Anderen in den Weg gelegt waren, sich gegenseitig im Nothzustande des Anderen zu unterstützen, und sich in ihren äusseren Verhältnissen überhaupt so zu einander zu benehmen, dass es dem Fremdlinge einleuchten müsse, dass alle zusammen zu einem innigen Friedensbunde vereiniget seyen." Sie sollen sich verpflichten: „dass Alle für Einen, und Einer für Alle stehen, dass keiner das Ganze zum Vortheile seiner Individualität vernachlässigen, vielmehr Jeder mit ununterbrochenem Gemeinsinn die Erhaltung und Förderung der Existenz der Gesammtheit erstreben werde."

Gleichwohl sieht es in Deutschland für die gewünschte Einheit bis jetzt noch nicht zum besten aus. Die jetzige Lage der Dinge steht in dieser Hinsicht mit der vorigen, so wie sie vor aufgehobener Reichsverfassung war, fast im umgekehrten Verhältnisse. Vormals erschien Deutschland *nach aussen* gar schlecht als ein Ganzes; etwas besser *im Inneren*; jetzt gerade umgekehrt. Vormals gab es im Inneren Deutschlands eine Einheit des Rechts und der Justiz; eine Einheit durch das Postwesen, durch das Gildewesen u. s. w.; eine Einheit durch die kaiserlichen Reservatrechte; eine Einheit des Commerzes, wenigstens nach dem Geiste der Reichsverfassung und der dessfalls vorhandenen Reichsgesetze. Ausserdem waren nicht selten noch besondere Einheits-Stipulationen in Haus- und Familien-Verträgen vorhanden, zur noch innigeren Vereinigung mehrerer einzelner Territorien, die durch Lage, durch Agnation der Landesherren, oder durch andere Umstände, ein engeres gemeinschaftliches Interesse hatten. Fast alle diese Banden sieht man aufgelöst, ohne dass neue angeknüpft worden sind.

Zwar liegt es ganz deutlich in der Conföderations-Acte, folglich auch unfehlbar in dem Plane des Protectors, dass diese Lücke ersetzt werden, und dass Deutschland nicht bloss gegen Auswärtige eine Gesammtkraft haben, sondern dass es auch für sein Glück und seine Wohlfahrt im Inneren, zwar nicht ferner mehr durch Unterthanen-Verhältnisse gegen ein Oberhaupt, aber doch durch genossenschaftliches Zusammentreten gleich unabhängiger Fürsten in allen den Dingen, die von irgend einem gemeinen Interesse für alle, oder wenigstens für mehrere deutsche Souveräne sind, ein Ganzes bleiben soll. Es wird aber diesem Plane von Deutschland aus nicht sehr bereitwillig die Hand geboten. Hier sieht man vielmehr fast allenthalben Neigung zum Isoliren und zum Vereinzelnen. Die Einladung zu Eröffnung des Bundestages ist ohne Erfolg, und mit dem Bundesstatute ist es bey schriftstellerischen Projecten geblieben, unter welchen die kleine Schrift unter No. 7 das vollständigste und ausgearbeitetste ist. Jeder Souverän richtet sich in seinem Staate für sich ein, ohne auf einen Organismus zum inneren Wohl des ganzen Bundes Rücksicht zu nehmen; und wenn es auf dem bisher eingeschlagenen Wege so fortgeht, so wird es am Ende noch dahin kommen, dass ein jeder Souverän verlangt, es solle von seinen Unterthanen nicht anders, als in dem Dialecte seines souveränen Landes, gesprochen und geschrieben werden. Dabey hat das Ganze, der Bund, nicht einmal einen Fürsprecher oder Vertreter gegen das Einzelne. Man erblickt lauter Liquidanten, und der Contradictor fehlt, der von der Masse und für das Ganze so viel als möglich zu erhalten wünscht.

Es giebt sogar Fälle, dass die Conföderations-Acte ausdrücklich etwas für den Zweck und aus dem Gesichtspuncte der Einheit im Inneren disponirt, was dennoch nicht zur Ausführung zu kommen scheint. So z. B. steht es nach Art. 31 dieser Acte den mediatisirten Fürsten und Grafen und ihren Erben frey, in den Staaten der Conföderation und der mit derselben alliirten Mächte ihre Residenz aufzuschlagen, ja sogar in fremden Orten zu wohnen, wovon sie sich die Souveränetät erhalten haben. Dagegen werden durch das K. wirtembergische Rescript vom 26 Oct. 1806 alle königliche Vasallen und Unterthanen aufgefodert, ihren Wohnsitz in die königlichen Staaten zu verlegen. Auch nach der königlich bayerischen Verordnung vom 31 Dec. 1806 dürfen diejenigen von der bisherigen Reichsritterschaft, welche im Königreich ihr Domicilium haben, ohne besondere königliche Erlaubniss in keine fremden Dienste treten, und sind dem Auswanderungsgesetze unterworfen. Man stösst hier unter den conföderirten Deutschen fast auf dieselbe Erscheinung, die erst noch ganz kürzlich bey den conföderirten Schweizern auf ihrem Bundestage vom 10 Jun. 1807 vorkam. Da verhandelte man von neuem die Frage von dem Rechte der Schweizer, sich nach Gefallen in allen Cantonen niederzulassen. Man konnte aber nicht einig werden, und es blieb bey einer abermaligen Auffoderung und Einladung an die dissentirenden Cantone, doch ja, so weit es ihre Localitäten nur irgend erlaubten, alle Massregeln zu ergreifen, um nach gerade diejenige Gleichförmigkeit der Gesetze und Gebräuche herbeyzuführen, die in dieser Hinsicht allen conföderirten Ständen durch die Mediations-Acte vorgeschrieben sey.

Am Ende, stehet zu fürchten oder zu hoffen, wird der Protector wohl selbst noch den Contradictor zum Besten der Einheit machen, unter dessen Schutze nicht das Einzelne sondern das Ganze steht, der folglich hiedurch Veranlassung hat, der Souveränetät die Pflichten bemerklich zu machen, welche sich daraus von selbst ergeben, dass *alle* Bundesglieder souverän seyn sollen für ein *gemeinschaftliches* Glück Deutschlands, und dass die Souveränetät des Einen bedingt ist durch das Beste des Anderen und des Ganzen. Mit dem Princip der Souveränetät in einem föderirten Staate ist es, wie mit dem Princip der Freyheit, welches einem jeden nur erlaubt, so weit zu gehen, als es ohne Kränkung des Freyheitsgebiets der Übrigen und des Ganzen geschehen kann; und ein Bund hört auf verbunden zu seyn, wenn die Mitglieder nur Lust haben mit einander Luft zu schöpfen. Nicht das Princip der Souveränetät, sondern der *Con*-Souveränetät ist es, welches im Bunde aufgestellt werden muss.

An den einzelnen Bundesregenten hat es nicht gelegen, dass nicht jeder sein eigenes Concordat mit dem römischen Stuhle abgeschlossen hat. Schon sah man einen päbstlichen Nuncius an einem bundesfürstlichen Hofe. Bey dem Protector aber scheint auch hier das Princip der Einheit seinen Beförderer zu finden. Denn nach öffentlichen Nachrichten ist es nun gewiss, dass an einem *allgemeinen* Concordate für Deutschland in Paris gearbeitet wird, und dass alle schon eingeleiteten particulären Verhandlungen wegfallen. Ferner: wenn ein allgemeines Civilrecht in Deutschland eingeführt wird, so scheint es wohl eher durch den Protector, als durch den Bund zu geschehen. Auch

kommt die Nachricht von Errichtung eines Bundesgerichts nicht von Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, sondern von Paris, der Residenz des Protectors.

Wenn es aber in Deutschland so fortgeht, dass man in Unthätigkeit abwartet, bis der Protector das Princip der Einheit auch für das innere Wohl, wie für die äussere Sicherheit, sich veranlasst sieht zu betreiben: so ist nicht ohne Grund zu fürchten, theils dass fremde Einrichtungen, auf Kosten deutscher Eigenheiten und Localitäten, zu sehr zum Muster dienen, theils dass bey allem, was für das innere Wohl geschieht, die Verhältnisse nach aussen mehr als nöthig in Betracht kommen werden. Diese Wendung wird es um so eher mit der Sache nehmen, da es, bey dem getheilten Interesse, und bey den eben so getheilten Stimmen der Einzelnen, nicht leicht seyn möchte, sich über das wahre Interesse des Ganzen zu unterrichten. Das Ganze hat keinen Negotiateur für sich, und dagegen die Negotiateure der Einzelnen gegen sich. Selbst aus den Büchern spricht das Interesse des Ganzen nur selten klar, und unter allen Schriftstellern ist der Vf. von No. 7 der einzige, der den Bund als sein Vaterland betrachtet wissen will. Er hat auch in der That mehr, als irgend ein Anderer, bundesmässig geschrieben, man mag sehen auf die Artikel seines Constitutions-Modells, welche auf den Zweck des Bundes (z. B. Art. 10. 12. 13), oder auf diejenigen, welche auf starke und energische Mittel zur Erreichung dieses Zwecks (z. B. Art. 30. 31. 33), gerichtet sind.

Bis dahin, dass es sich näher entwickelt, was der Bund *im Inneren* seyn wird, kann man schwerlich mit dem Vf. von No. 3 (§. 61) sagen: „*successisse hoc foedus in locum imperii germanici.*" Denn die Nachfolge im Reiche muss vorzüglich mit einer neuen Organisation des inneren Deutschlands zu einem Ganzen gemacht werden; und daran eben fehlt es noch gar sehr. Aber der Vf. schreibt selbst, ordentlich als wäre er ungewiss über den wahren Nachfolger gewesen, an einem anderen Orte (§. 12. Not. 2): „*dissoluto imperio germanico singuli principes quasi in locum imperatoris et imperii successisse videri.*" Die letztere Angabe ist wohl die richtigere; denn bis jetzt hat der Bund von dem grossen Nachlasse des Reichs wenig oder nichts bekommen, sondern die einzelnen Fürsten haben allein geerbt, und werden, wenn es arg wird, nur eins und das andere an Legaten an den Bund wieder abzugeben haben.

Bey dem rheinischen Bunde ist ein gedoppelter Vertrag in Frage: der eine bezieht sich auf das Äussere, der andere auf das Innere; beide stehen in unzertrennlicher Verbindung. An dem anderen Vertrage fehlt es noch ganz. Aber auch selbst der erste ist nur in sofern in Richtigkeit, als er sich von dem anderen absondern lässt. Denn die Verbindlichkeit zur Abschliessung des zweyten ist in dem ersten enthalten, und beide verhalten sich in dieser Hinsicht wie die Eingehung eines Vertrags zur Abschliessung eines anderen. Daher denn selbst der erste Contract (in der Bundes-Acte) noch nicht vollständig erfüllt ist, so lange der zweyte noch unabgeschlossen bleibt, eben so wie das Äussere bey einer Sache noch nicht gut und sicher steht, so lange das Innere dazu noch nicht in Ordnung ist. Nur in so fern lässt sich *schlechtweg* von einer schon existirenden rheinischen oder deutschen Conföderation sprechen, als der eine Vertrag in der Bundesacte schon zu Stande gekommen, und die Verbindlichkeit zur Abschliessung des andern gegen dem Protector schon rechtlich gegründet ist.

Das Resultat ist: der Bund existirt nur erst noch in der Conföderationsacte, aber noch nicht in den Bundesstatuten; er existirt nur erst noch im Verhältniss gegen das Ausland, aber noch nicht zum gemeinschaftlichen inneren Wohl Deutschlands; er existirt noch mehr für Frankreich und Europa, als für sich selbst; er existirt noch mehr durch Napoleon und dessen grossen Plan, als durch Deutschlands Fürsten, und deren Bestreben, in Deutschland von neuem ein gemeinschaftliches Vaterland aller Deutschen zu gründen.

IX. Gleichwohl ist es nöthig, dass das Werk *auch im Inneren* baldigst vollendet werde. Denn das gehört eben mit zur vollständigen Erfüllung des mit Napoleon in der Conföderations-Acte abgeschlossenen Vertrags, und es ist nicht zu erwarten, dass Napoleon einen so wesentlichen Contractspunct fallen lassen werde, der, so wenig er ihn auch unmittelbar interessirt, doch allenthalben in mannichfaltiger mittelbarer Berührung mit den der Welt vorgelegten Planen zur Erschaffung eines möglichst allgemeinen Zustandes, der Einheit und Gleichförmigkeit, der Sicherheit und Ruhe, stehen möchte.

Dazu kommt, dass Deutschland, wenn der Geist des Bundes nicht auch im Inneren realisiret wird, unmöglich glücklich seyn kann; am wenigsten in der gegenwärtigen Generation seiner Bewohner. Kann es mit dem Glücke einer Nation bestehen, wenn sie, Eins bisher durch Sprache und Sitten, durch so manche Einrichtungen in Verfassung und Regierung, durch eine gewisse Einheit der Rechte und Justizpflege, durch vielfache Verkettung des Familien-Interesses, des commerciellen Verkehrs, und anderer Privatangelegenheiten, — wenn sie nun plötzlich in Portionen zerstückelt wird, wovon jede in völkerrechtlicher Strenge, die noch dazu nach der neueren Praxis die Privatpersonen mit ihren Rechten und Gütern eben so gut, als die Staaten, unerbittlich ergreift, sich gegen die anderen selbstgenügsam abzuschliessen trachtet? Deutschland hatte sich allmählig aus einem Ganzen in Theile ausgebildet, aber ohne Todtheilung, vielmehr mit rückwärts fortdauernder Verbindung der Zweige mit dem Stamme. Und nun sollte es mit einem Male, ohne allen Ersatz durch eine neue Vereinigung, von den rückwärts zusammen laufenden Fäden, und damit von sich selbst und seiner Geschichte, abgeschnitten, nun sollte es, wie ein Gewürm, in Segmente zerhackt werden, in der Hoffnung und mit dem Troste, dass die Segmente sich nur eine Zeit lang krümmen, aber doch am Ende, durch die Kraft der Regeneration, zu eigenen Körpern wieder genesen würden? Und wenn nun Deutschland im Inneren nicht

glücklich wird, was hilft es dann, dass es äusserlich sicher steht, dass es gegen Europa, ja gegen Sonne, Mond und Sterne gedeckt ist? Was bedarf es einer Schildwache vor der Hütte des Armen? Und was bleibt am Ende übrig, als denjenigen, der die Pflicht der Bewachung übernommen hat, auch Theil nehmen zu lassen an der Sorge, dass der Gegenstand der Bewachung erst herbey geschafft, um nachher dafür stehen zu können, dass er nicht weggetragen werde?

X. Aber fast scheint es, als nähme man auch hier den Begriff der Souveränetät zu hoch, und als halte man es wohl gar für einen Widerspruch, das Souveräne in die Fesseln eines Bundes zu legen. Vielleicht glaubt man, durch einzelne beliebige Stipulationen mit mehr Freyheit, und ohne das Geschenk der reinen und unbefleckten Souveränetät in Gefahr zu setzen, zu demselben Ziele zu kommen, für welches man Bedenken trägt, sich noch tiefer in den Zwang eines Bundes zu begeben. Sonderbar genug wäre es, wenn eine solche Idee, eine echt *Zintelsche* Einfluss hätte. Hr. *Zintel* betrachtet es als ein Stück der Souveränetät, dass es den Souveränen frey stehe, den Bundestag zu eröffnen, und die Bundesstatuten zu errichten oder nicht: *Er* läfst hier Spielraum, der (wie wir oben gesehen haben) mit dem Princip der Einheit und Gleichförmigkeit so weit hinaus will. Hr. *Zintel*, und wer sonst diese Meinung mit ihm theilt, sollte doch bedenken, dass von einer *Con*-Souveränetät die Rede ist; dass die Fesseln nicht drücken, die man sich selbst anlegt; dass die Souveräne sich einem Bundeszwange, *auch für das Innere*, in der Conföderations-Acte selbst unterworfen haben, und dass sie in jedem Bundesstatute, das zu Stande kommt, doch eigentlich nichts weiter, als ihren eigenen consouveränen Willen befolgen werden; dass es kein Recht der Souveränetät seyn kann, eingegangene Verpflichtungen nicht zu erfüllen, oder nach Gefallen den Versuch zu machen, ob man sie nicht auf einem anderen, als dem stipulirten Wege, vielleicht besser und leichter erfüllen könne; dass es sich wohl für Deutschland gebühre, gemeinschaftliche Künste und Anstalten des Friedens zu haben, nachdem es gemeinschaftliche kräftige Waffen zum Kriege erhalten hat, um niemanden Ursache zu geben, an den alten Reichszustand zurück zu denken, wo Einer dem Anderen zwar sehr das Licht verbaute, und alle dadurch in Gefahr kamen, bey der Lampe arbeiten zu müssen, wo aber gleichwohl noch Manches in Gemeinschaft gedieh, oder gar die Zeiten des Mittelalters zu preisen, wo sich das Leben der Städte, mitten im Herzen von Deutschland, durch vieler Herren Länder nach allen Küsten und Weltgegenden bewegte.

XI. Unter den Gegenständen, die zur inneren Wohlfahrt Deutschlands bundesmäfsig behandelt zu werden verdienen, zeichnet sich besonders das Justizwesen aus. Das deutsche Reich war vielleicht die gröfste und ausgebildetste Justizanstalt, die es je gegeben hat; sie war das Resultat von Bestrebungen mehrerer Jahrhunderte hindurch zu Ehren der Form Rechtens. Mit Aufhebung des Reichs ist in diesem Stücke eine ungeheure Lücke entstanden, die bald und gut ausgefüllt werden muss, wenn der alte Zustand der Dinge über den neuen vergessen werden soll. Einheit und Freyheit in Sachen der Staatswirthschaft und Nationalökonomie, und in tausend anderen administrativen Angelegenheiten, gab es auch vormals eben nicht in Deutschland; man wird sie auch ferner nicht vermissen, sondern sie nur als ein neues Gut erwarten. Aber Einheit des Rechts und der Justiz war in Deutschland; sie wird man, als ein schon besessenes höchst schätzbares Gut, nicht gern verloren geben. Zum Zwecke eines guten Justiz-Zusammenhanges ist A) daran wohl nicht zu denken, einen Richter zu bestellen, wo die Souveräne, *als Regenten*, von ihren oder von fremden Unterthanen belangt werden könnten, wie vormals die Landesherren wegen nicht gehörigen Gebrauchs ihrer Landeshoheit, und umgekehrt. An so etwas läfst sich nicht denken, wenn man aus dem neuen Bunde nicht wieder einen *civilisischen* Staat machen, und wenn man folglich den vacanten Platz der Reichshoheit, welcher nach der Conföderations-Acte leer bleiben soll, nicht wieder besetzen will. Zwischen dem souveränen Regenten und seinen Unterthanen scheint aber der Weg eines Recurses an den Bund, jedoch nur nach der Analogie der vormaligen Recurse an den Reichstag *ex causa gravaminis communis*, allerdings offen zu stehen. Auch läfst sich in diesem Verhältnisse aus der Conföderations-Acte, so lange der bisherige Spielraum zur Interpretation gelassen wird, ein Recurs an den Protector, und zwar directer Weise für die Standesherren, mehr indirecter Weise für die übrigen Unterthanen, ableiten. Dagegen versteht es sich B) wohl von selbst, dass der Souverän den Gerichtsstand, den er vormals als Landesherr bey seinen eigenen Landesgerichten in den Streitigkeiten mit den Unterthanen gehabt hat, nach wie vor behält. Dieser Gerichtsstand gehört zu den Dingen, die, seit erfolgter Auflösung des Reichs, als territoriale Einrichtungen, stehen geblieben sind; und es bedürfte bloss einer Bestimmung durch den Bund, dass es nicht in der Willkühr eines jeden Souveräns stehen solle, diese Einrichtung in seinen Staaten aufzuheben oder ferner stehen zu lassen. Denn ohne eine solche Bestimmung würde freylich die Fortdauer dieser Einrichtung nur precär seyn, nicht aber in bundesmäfsiger Nothwendigkeit beruhen. Für Nassau ist dieser Gerichtsstand durch die Verordnung vom 11 Novembr. 1806 (sie ist der Schrift No. 4 angehängt, aber auch im *Rheinischen Bunde* Heft 3 No. 38 abgedruckt worden) zu allem Überflusse ausdrücklich bestätiget worden, und zwar dahin, dass die gegen den herzoglichen Fiscus und gegen Landes- und Steuer-Cassen gerichtete Klagen bey dem Justizsenate in erster Instanz sollen angebracht werden. Es bleibt aber in dem Verhältnisse zwischen den Souveränen und ihren Unterthanen C) noch immer eine bedeutende Lücke, so lange theils für die Fälle, in welchen die bisherigen Landesherren ihre erste Instanz nicht bey ihren Landesgerichten, sondern bey den Reichsgerichten hatten, theils für eine höhere Instanz über die Landesgerichte in Sachen der Souveräne, nicht mit gesorgt wird.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension der Schriften *über das Recht des Rheinischen Bundes.*

Ferner D) zeigt sich eine Lücke in *Absicht der privatrechtlichen Streitigkeiten*, in welchen ein Souverän gegen den anderen, oder die Unterthanen des einen Souveräns gegen den anderen vormals bey den Reichsgerichten zu klagen hatten. Dafs dergleichen Sachen nicht in der Form Rechtens, sondern regierungsmäfsig follen behandelt, und lediglich, in Ermangelung einer gütlichen Abkunft, zum Art. 9 der Conföderations-Acte follen verwiesen werden, steht eben so wenig zu glauben, als zu wünschen. Noch wichtiger aber ist es, dafs E) die Unterthanen verschiedener Souveräne in ihren Rechtsstreitigkeiten wieder, wie vormals nach der Justizverfassung des Reichs, in ein näheres, als das blofs privatvölkerrechtliche Verhältnifs, welches für sie durch ihre beiderseitigen Souveräne geknüpft ist, gegen einander zu stehen kommen. Wenn nun für alle diese Bedürfnisse durch Errichtung von Justizhöfen hinlänglich gesorgt wäre, so bedürfte es endlich, zur Vollendung des Ganzen, F) noch eines Caffationshofes, als eines regiminellen Collegii, (denn dafür ist ein Caffationshof mit Recht zu halten, und dafür gilt er auch nach der französischen Verfassung) und zwar theils für alle Nichtigkeiten, theils für alle Sachen wegen verweigerter oder verzögerter Justiz, wenn jene und diese, der Ordnung nach, bis zu dieser höchsten Behörde erwachsen, theils endlich zur Aufrechterhaltung der Einheit und Gleichförmigkeit einer gewissen Procefsform, wenn man sich in diesem Stücke über etwas sollte vereinigen können.

XII. Auf die Verhältnisse zum Protectorate und zum Bunde lassen wir *drittens* folgen *das Verhältnifs der Bundesregenten zu ihren Ländern und Unterthanen.* Hr. *Zintel*, und Andere mit ihm, wissen schnell damit fertig zu werden; blind greifen sie in die Conföderations-Acte hinein, finden darin das Geschenk der Souveränetät für die Bundesregenten, und sind dann gleich mit dem Resultate fertig: jeder Bundesregent sey folglich auch in seinen Staaten und unter seinen Unterthanen souverän geworden; das heifst, nach der Art, wie Hr Z. diesen Begriff weiter entwickelt: „Alter, Herkommen, Präscription, Privilegien, und was immer in die Cathegorie solcher nebenwirkender Titel gehört, können in einem Staate, der nach humanen Grundsätzen herrschen, und die Nation auf eine dauerhafte Art zu den möglichst erreichbaren Stufen von Glückseligkeit führen will, keinen Platz haben, sondern müssen ohne weiteres aus selbigem entfernt werden" (S. 96). Ferner: „Perfecte Rechte, die bereits vollkommen wirken, die kein besonderes actives Interesse für den Staat und die Nation enthalten, liegen aufser dem ferneren Cognitions-Kreise der associirten Souveräne; wo aber dieses der Fall nicht ist, werden Conventionen, Verträge, Sprüche u. s. w. *unbedenklich* annullirt. Fundamental-Gesetze des Staats, besondere darin bestandene Körper, als Landstände u. s. w., die in der Constitution des Staats fixirt und durch die Verfassung des deutschen Reichs, durch kaiserliche Privilegien garantirt waren, heben die associirten Souveräne ebenfalls unbedenklich auf, wenn es das Interesse der Nation fodert" (S. 119). — Ja man hat sogar folgende Stimme eines anderen Scribenten vernommen, zum Beweise dafs es nicht blofs einen *Zintel*, sondern auch *Zintelianer* giebt: „Es sey besser gewesen, wenn man mit Begründung des rheinischen Bundes sogleich Alles, was seiner Unform und den Bedingungen seines Daseyns nicht gemäfs sey, umgestürzt, und namentlich dem gesammten Feudalwesen mit allen seinen Wirkungen ein Ende gemacht, und dadurch die deutschen Souveräne mit einem Male auf die Stufe der Selbstständigkeit und Kraft erhoben hätte, die ihnen gebühre, und der Schöpfer dieses grofsen politischen Systems auch gewollt habe."

So wäre man denn von einem Extrem auf das andere gekommen! Nur so eben stand Deutschland sogar in seinem öffentlichen Zustande noch auf der *civilistischen* Höhe des Rechts, und nun erblicken wir es hier herabgestürzt in den tiefsten Abgrund der Willkühr! So eben herrschte die Form Rechtens selbst noch in den Regierungs-Angelegenheiten Deutschlands; Landesherren und Unterthanen sah man civilistisch gegen einander gestellt; Einer klagte gegen den Anderen beym Richter, und erhielt Hülfsvollstreckung bey ihm; es gab in Deutschland mehr eine Reichsjustiz, als eine Reichsregierung; der Deutsche war nicht wenig stolz, auf dem Grunde seiner Verfassung mit *Berlich* behaupten zu können: „*si Imperator ipse actor fuerit, reconveniri coram judice eodem potest;*" ja er bekam wohl einst einen solchen civilistischen Schwindel, um mit *Schilter* der Meinung zu seyn, man müsse deutscher Seits gegen die Könige von Frankreich, wegen der vielfältigen Verletzungen des

deutschen Grund und Bodens, und des dabey verursachten grossen Schadens, endlich einmal aus der *Lex Aquilia* klagbar werden. Und dieser, durch seinen civilistischen Charakter, durch seine treue Anhänglichkeit an die Form Rechtens so merkwürdige, so einzige deutsche Reichsstaat, der öffentliche, wie Privat-Sachen nach Urtheil und Recht entschieden wissen wollte, und nun selbst ohne Urtheil und Recht zertrümmert worden ist, nachdem an ihm in Erfüllung gegangen, was geschrieben steht, der Gerechte müsse viel leiden, — dieser Reichsstaat sollte mit einem Male in seinem Inneren in lauter Unrechtlichkeit und Willkühr aufgelöst seyn?

XIII. Die Sache muss wohl etwas genauer genommen werden, als sie Hr. *Zintel* nimmt. Eine sorgfältige und unbefangene Prüfung hat den Rec. auf folgende Resultate geführt: 1) Es giebt Bundesregenten, es giebt aber auch Bundesunterthanen; 2) *das Verhältniss beider nach aussen* ist souverän *geworden*, nicht aber 3) Einer von den in Verhältniss stehenden Theilen gegen den Andern; so dass der durch Auflösung des Reichs entstandene Zustand der Befreyung sich überall nicht auf das Verhältniss zwischen Regenten und Unterthanen, sondern auf beide gemeinschaftlich in ihrem Verhältnisse gegen einen Dritten bezieht; es ist aber auch 4) das Verhältniss nur frey und unabhängig vom deutschen Reiche, also nur *reichs*-souverän, geworden; dagegen ist es 5) nach wie vor in Ansehung aller der Pflichten, die dem Herrscher nach dem Rechte der Vernunft, und nach dem allgemeinen Staatsrechte obliegen, *un*souverän *geblieben*. Mit der erlangten Reichssouveränetät fällt also in den Territorien zwar 6) alles, was auf dem Reiche allein ruht, und mit ihm die Möglichkeit seiner Existenz verliert; hingegen dauert 7) alles übrige so lange darin fort, als es von Seiten der Territorien selbst, auf eine ihrer Verfassung gemäse Weise, nicht geändert wird; und obgleich 8) die Territorien hierin im Allgemeinen sich selbst und ihrer eigenen Willkühr überlassen, und insonderheit keine *neuen* Beschränkungen in die Stelle der vorigen Reichshoheit getreten sind: so ist doch 9) theils *gegen Frankreich* die Verbindlichkeit von den Bundesregenten übernommen worden, sich sowohl in einigen in der Conföderations-Acte *besonders* bestimmten Puncten, z. B. denen, die das Verhältniss der Standesherren zu den Souveränen betreffen, gewisse Schranken gefallen zu lassen, als auch 10) *überhaupt* zu Beförderung des in der Conföderations-Acte ausgedrückten Bundeszwecks durch Einrichtung in der Verfassung und Verwaltung der Länder möglichst die Hand zu bieten; theils aber ist 11) auch *gegen den Bund selbst* eine conföderationsmäsige Obliegenheit vorhanden, sich demjenigen zu unterwerfen, was von Bundes wegen in den Fundamentalstatuten, wegen der inneren Einrichtung und Verwaltung der Länder, festgesetzt werden wird; so dass 12) unerachtet der erlangten Unabhängigkeit vom Reiche, dennoch durch den Bund und dessen Zweck neue Bedingungen der Freyheit in der Verfassung und Verwaltung der Länder entstehen; wobey es aber 13) nicht auf das Verhältniss zwischen Regenten und Unterthanen, sondern auf das Verhältniss beider gegen das vormalige Reich, gegen den Bund und gegen das Protectorat ankommt.

XIV. Sind diese Resultate richtig, so ergiebt sich: dass die Existenz der bisherigen Landesverfassungen nicht lediglich an die Fortdauer des Reichs gebunden ist; dass jene sich behaupten, bloss mit Ausnahme dessen, was die Auflösung des Reichs in der Lage der Sache ändert, so dass folglich das Bleiben die Regel, das Wegfallen aber die Ausnahme bildet, und nichts ohne vorgängige Nachweisung eines besonderen Grundes zur Ausnahme aufgegeben zu werden braucht; dass die Ausnahmen, die es nach der Conföderations-Acte giebt, von gedoppelter Art sind, einige, welche sich auf individuelle Bestimmungen der Conföderations-Acte gründen, andere, welche sich bloss aus dem Zwecke des Bundes ergeben; dass aber in diesen Fällen kein *Recht* der Souveräne *gegen die Unterthanen*, sondern eine *Pflicht* in Frage ist, die *beiden* Theilen gemeinschaftlich gegen Protector und Bund obliegt; dass also die Souveräne dadurch nicht befugt werden, *einseitig* die Verträge und sonstigen Rechtsverhältnisse mit ihren Unterthanen aufzuheben, sondern dass vielmehr beide da, wo Änderungen nöthig sind, gemeinschaftliche Sache zu machen, und, damit dieses desto ordnungsmäsiger geschehen könne, die vorhandenen Grundlagen der Constitution so wenig als möglich zu verlassen haben; dass beide, so oft von Erhaltung oder Veränderung der Verfassung aus dem Grunde der Conföderations-Acte die Rede ist, nicht gegen einander, sondern mit einander gegen Bund und Protector stehen; dass sie, aus einer Pflicht, die ihnen gegen einander obliegt, verbunden sind, verfassungsmäsig, folglich da die Constitution der Territorien auch an und für sich, und abgesehen von den vormaligen Beschränkungen durch das Reich, nichts weniger als einwillig ist, in verfassungsmäsiger Gemeinschaft zu Werke zu gehen, so lange nur immer Protector und Bund sie diesen Weg wandeln lassen; dass aber Protector und Bund billig weit entfernt sind, unnöthiger Weise sich hier einzumischen, indem die Betretung jenes Weges zur Ruhe und zum Glück Deutschlands, folglich auch zur Erreichung des conföderationsmäsigen Zwecks, von den besten, die Abweichung davon aber nothwendig von den nachtheiligsten Folgen seyn muss, so dass in dieser Hinsicht die Verpflichtung, die sie zunächst gegen einander haben, noch dadurch verstärkt und erweitert wird, dass sie selbige entfernter Weise auch gegen Bund und Protector haben; dass kein Grund ist, zu fürchten, es möchte sich auf solchem Wege das nicht verändern lassen, was für den conföderationsmäsigen Zweck verändert werden muss, da die Unterthanen diesen Zweck selbst zu schätzen, und auf jeden Fall sich über ihn die Augen gern öffnen lassen, auch wohl zu beherzigen wissen werden, dass es nicht anders als zum Unheil führe, dem Zwecke nicht die Hand zu bieten; dass vielmehr umgekehrt diese

Zweck den Deutschen durch Zertrümmerung ihrer Territorial-Verfassungen und *Zintelsche* Umwälzungsversuche nur verhasst werden könnte; dass erst dann, wenn es in einem Lande wider Erwarten mit den für den conföderationsmässigen Zweck erfoderlichen Massregeln stocken sollte, der Souverän aus dem zwischen ihm und seinem Lande bestehenden constitutionellen Verhältnisse herauszutreten, das Erfoderliche einseitig vorzukehren, und so der Nothwendigkeit einer Einschreitung durch Protector und Bund zuvorzukommen habe.

Wer mag es leugnen, dass die Bundesstaaten auch in ihrem Inneren nach dem Zwecke der Conföderation sich richten, und in allen darauf Bezug habenden Angelegenheiten sich in denselben fügen müssen? Dazu ist aber so wenig nöthig, dass die Regenten sich ohne weiteres über die Verfassung ihrer Staaten souveräner Weise erheben, dass vielmehr eben durch ein solches Verfahren jener Zweck selbst leicht in Gefahr gesetzt werden könnte.

XV. Um obige Darstellung der Sache richtig zu finden, muss man vor allen Dingen bedenken, dass der Territorialzustand in Deutschland keineswegs in so enger und durchgreifender Verbindung mit dem Reiche stand, um mit diesem stehen, oder gänzlich zusammenstürzen zu müssen; desgleichen dass die Territorialverfassung durch sich selbst gehalten werden kann, nachdem sie aufgehört hat durch das Reich gestützt zu seyn.

Wer das deutsche Staatsrecht kennt, der kennt auch die Ähnlichkeit zwischen der vormaligen Reichsverfassung und der Einrichtung eines chinesischen Kauffahrteyschiffs, welches bereits voll Wasser seyn kann, während es in den einzelnen abgeplankten Theilen desselben noch völlig trocken ist; der weiss es, dass nach der deutschen Reichsverfassung die Territorien sich zum Reiche verhielten, wie die Fässer zum Kellergewölbe, nicht aber wie die Fassstäbe zum Fasse. Mit den Fassstäben fallen nothwendig auch die Fässer zusammen, mit dem Kellergewölbe aber nicht. Die Territorien lagen im Reiche wie wohl verwahrte Kisten im Schiffe. Das Schiff ward vom Sturme zerschmettert; die Kisten aber können einzeln geborgen werden, man müsste sie denn recht absichtlich an der Klippe der Souveränetät stranden lassen.

XVI. Es mag seyn, dass ein grosser Theil der Territorial-Verfassungen nicht auf Verträgen zwischen Landesherren und Unterthanen, sondern auf reichsgesetzlichen Bestimmungen beruht, so dass es folglich scheint, als habe in allen diesen Dingen die im Art. 2 der Conföderation enthaltene Vernichtung der Reichsgesetze auch die Territorien treffen, und sonach der Untergang dieser und des Reichs gemeinschaftlich seyn müssen. Allein wie das zerschmetterte Schiff noch in den Kisten fortschwimmt und am Ende noch in seiner Ladung geborgen wird, so dauern auch noch die Reichsgesetze in den Territorien fort.

Dass einige die Reichsrechte wie durch einen Zauberschlag haben verschwinden, und mit einem Male ohne Unterschied der Beziehungen, namentlich ohne Unterschied zwischen Reich und Territorium, ganz ausser Wirksamkeit treten lassen wollen, daran ist vorzüglich dreyerley schuld: *Theils* sind die Ausdrücke in der Conföderations-Acte nicht gut gewählt, wenn es darin heisst: Alle Reichsgesetze sollen in Rücksicht der conföderirten Fürsten seyn *nulles et de nul effet.* Auf eine eigentliche Nichtigkeitserklärung hat es offenbar nicht abgesehen seyn können. Richtiger drückt sich das badensche Constitutions-Edict vom 14 May 1807 aus, indem es die älteren Verordnungen, welche mit dem Edicte streiten, für *aufgehoben* und *kraftlos* erklärt. Man muss sich um so mehr wundern, jene Ausdrücke dort, in einer im französischen Cabinette wahrscheinlich entworfenen Urkunde, zu finden, da sonst der Begriff der Nichtigkeit, so wie der Unterschied zwischen Annulation und Aufhebung eines Gesetzes oder Rechtsgeschäfts, in der französischen Jurisprudenz sehr richtig und mit grosser Präcision entwickelt zu werden pflegt. — Theils ist nicht gehörig beachtet worden, dass ein Gesetz, als Willenserklärung betrachtet, dadurch nicht aufhört verpflichtend zu seyn, dass der Stifter und Urheber desselben nicht mehr vorhanden ist, so lange nur eines Theils mit dem Urheber nicht auch der Gegenstand des Gesetzes verschwindet, und anderen Theils keine Abänderung von neuem gemacht wird, die freylich auch dem zu machen frey stehen muss, welcher bisher dem Gesetze zu gehorchen hatte. Niemand nimmt seine Fussstapfen mit sich. Nun ist zwar das Reich, als Stifter seiner Verfassung und Gesetze, nicht mehr vorhanden; aber vom Reiche sind eine Menge Dinge für die Territorien noch vorhanden; diese Verordnungen bleiben stehen, sofern nur die Gegenstände und Subjecte noch fortdauern, ferner kein Streit mit dem Zweck der Conföderation ersichtlich ist, und endlich die neuen Territorial-Legislationen oder die hiernächstigen Statuten und Schlüsse des Bundes nichts daran ändern. Es lag auch gar nicht in dem Plane der Conföderation, sich um die Territorial-Angelegenheiten, so wie sie sich nach Aufhebung des Reichs ergaben, zu bekümmern, sondern jene ging bloss damit um, die Reichsanstalt nicht ferner mehr auf den Territorien haften zu lassen, und dagegen die Territorien unter die Herrschaft des Bundeszwecks zu ziehen. Das Weitere waren *affaires interieures.* Die Reichsgesetze sind nur in so fern aufgehoben, als danach die Landesherren mit ihren Ländern dem Reiche, nicht aber in so fern, als nach eben diesen Gesetzen die Unterthanen den Landesherren unterworfen waren; und während die Fürsten aus dem Reiche heraus getreten sind, sind die Landsassen nicht auch zugleich aus der Landsässigkeit heraus getreten. Die Reichsgesetze hören nur in so fern auf zu gelten, als die Fürsten ihnen zu gehorchen, und daraus ihre Pflichten gegen das Reich abzuleiten hatten, nicht aber in so fern, als sie selbst daraus Ordnung und Gehorsam im Lande und von ihren Unterthanen verlangten. Mit den correlaten Rechten, sowohl der Fürsten gegen das Reich, als wiederum der Unterthanen gegen die Fürsten, verhält es sich natürlich eben so. Es ist ein elender Einwurf, dass der Art. 2 der Bundesacte bey Aufhebung der

ten sich die bisherigen Landesgesetze behauptet, dahingegen sie in diesen den Gesetzen des Hauptlandes, dem das mediatisirte Land incorporirt worden, hätten Platz machen müssen. Allein der Unterschied ist ganz zu verwerfen; jedoch mit der Einschränkung, dass durch die fortwährende Gültigkeit der bisherigen Landesgesetze in dergleichen Ländern der Standesherren den Souveränetätsrechten, die den Bundesregenten nach Art. 26 der Conföderations-Acte im Verhältniss zu den Mediatisirten zustehen, kein Eintrag geschehen darf; wohin denn namentlich auch gehört, dass es den Souveränen, aber nicht anders als im Wege der Verfassung des mediatisirten Landes, unbenommen bleiben muss, dergleichen Landesgesetze zu ändern und aufzuheben. Wir sagen: *im Wege der Verfassung des mediatisirten Landes.* Denn was das Verhältniss der Unterthanen zu ihren vorigen Landesherren, und die möglichste Erhaltung der inneren Verfassung der Länder in Absicht dieses Verhältnisses betrifft, so ist kein Grund vorhanden, einen Unterschied zwischen den mediatisirten und nicht mediatisirten Ländern anzunehmen, indem jenes Verhältniss, als zu den *Affaires interieures* gehörig, bey den einen wie bey den anderen in der Conföderations-Acte ignorirt worden ist. Das Verhältniss der Unterthanen zu ihren mediatisirten Ex-Landesherren bleibt also, der Conföderations-Acte nach, gleichfalls dasselbe, ausser dass da, wo der Ex-Landesherr *als Regent* in diesem Verhältnisse erschien, der neue Souverän eintritt. Eben so versteht es sich B) von selbst, dass die neuen Gesetze der Souveräne, die natürlich in grosser Menge zuströmen werden, eine Hauptquelle des neuen Rechtszustandes ausmachen. Wie reichhaltig diese Quelle werden müsse, steht daraus abzunehmen, dass es keineswegs die Absicht der Souveräne zu seyn scheint, nur Supplemente zum Alten zu geben, und sich auf eine blosse Nachhülfe zu beschränken, sondern dass sie wahrscheinlich es sich werden angelegen seyn lassen, das Feld der Legislation seinem ganzen Umfange nach von neuem vollständig zu umfassen. Zu dem Ende hat man im Grossherzogthum Baden mit dem Constitutions-Edicte wegen der kirchlichen Staatsverfassung (vom 14 May 1807) einen sehr planmässigen Weg einzuschlagen angefangen. Der Souverän (so ist der Plan in dem Edicte selbst angegeben) will, „nachdem durch Aufhebung der Kraft aller ehemaligen Grundgesetze des deutschen Reichs die Verfassung derer Lande schwankend und unsicher geworden ist, deren Rechtszustand vorhin durch jene Gesetze regiert wurde, mit einzelnen Constitutions-Edicten in das Mittel treten, aus deren Verbindung seiner Zeit die Constitution des ganzen Staats nach allen seinen Theilen hervorgehen möge," und überlässt es seinen Staatsbehörden, „die nähere Ausführung der constitutionellen Grundzüge durch die dazu erforderlichen organischen Gesetze zu bestimmen," zu welchem Behufe er jede damit streitende Verordnung der gemeinen bürgerlichen oder kirchlichen Rechte, auch der älteren oder neueren Landesverordnungen, für aufgehoben und kraftlos erklärt, „und diesen Gesetzen allen keine weitere Wirkung, als die Begründung einer Analogie, zur näheren Bestimmung oder Anwendung des Sinns dieser Verordnung, wo sie etwa deren bedürftig wäre, gestattet wissen will. So lange aber C) die Reichsgesetze, nachdem sie durch die Bundesacte nur für das Reich und als Reichsgesetze aufgehoben worden sind, nicht auch durch die Souveränetät für die einzelnen Bundesstaaten, und als provincielle Gesetze, aufgehoben werden, (wie solches in dem eben bemerkten badenschen Edicte geschehen ist) verdienen sie allerdings, als die dritte Classe der Rechtsquellen, mit aufgeführt zu werden, und gelten als provincielle Rechte, sofern sie als solche noch ferner gelten *können* und *dürfen.* Diese beiden Bedingungen ihrer Gültigkeit hängen vorzüglich ab, theils von dem Umstande, ob die Subjecte und Objecte, worauf sie sich beziehen, noch fortdauern, oder ob sie zugleich mit dem Reiche aufgehört haben, theils von ihrer geringeren oder grösseren Vereinbarkeit mit dem Zwecke und dem Princip des neuen Bundes.

Mit diesen Grundsätzen wissen wir es nicht zu vereinigen, was der Vf. von No. 2 S. 3 von den Reichsgesetzen sagt. Nach dessen Meinung bleiben die Reichsgesetze nur „historische Denkmäler des Rechtszustandes, den die erloschene Staatsverfassung realisiren wollte, wovon nur das, was sie wirklich realisirt hat, als Factum des Zustandes, den die eingetretene Veränderung vorfand, in die neue Ordnung der Dinge mit übergehen kann." Was aber mehr sagen will, so scheint sowohl das eben gedachte badensche Constitutions-Edict, als auch eine andere badensche Verordnung vom 25 May 1807, eher nach obigen Grundsätzen des Rec. als nach der Meinung des Vfs. von No. 2 gefasst zu seyn. In der letzteren Verordnung heisst es: Jeder Gauner solle nach der Strenge *der peinlichen Halsgerichtsordnung* und *der Kreisschlüsse* verurtheilt werden. Es lässt sich auch hier, für den Rec., und gegen den erwähnten Verfasser, eines Rescripts des französischen Finanzministers vom 3 März 1807 gedenken, worin dieser dem Präfecten des donnersberger Departements in Frankreich auf die alte deutsche Münzconvention für sein Departement verweist, indem selbige bisher nicht abgeschafft worden sey.

XX. Ein *viertes Verhältniss,* dessen wir hier kurz zu gedenken haben, ist das *zwischen den Bundesregenten und den Standesherren nebst Ex-Reichsrittern.* Es verdient von dem vorigen ganz abgesondert zu werden. Das eine hat einen Sitz und eine Entscheidungsquelle in der Conföderations-Acte, das andere ist in dieser Acte ganz ausser Spiel geblieben; das eine hängt zunächst mit von einem Vertrage mit Frankreich ab, und so weit es davon abhängt, scheint der richtige Ort, es nach dem Vertrage für oder gegen die Standesherren authentisch zu interpretiren, Paris zu seyn; das andere hingegen hängt zunächst von der inneren Verfassung des Landes ab. Da die Bundessouveräne von den mediatisirten Ländern der Ex-Landesherren, nach Inhalt der Conföderations-Acte, nur die Souveränetät, nicht aber auch die Re-

prietät, haben sollen, so sind alle die Rechte der mediatisirten Ex-Landesherren, die sie vormals als deutsche Landesherren hatten, so weit sie nur nicht gegen die im Art. 26 der Bundesacte verzeichneten Souveränetäts-Rechte laufen, *durch diese Acte selbst* anerkannt und garantirt worden; so liegen in dieser Acte die Rechte der Standesherren eben so gewiss und sicher, als die Souveränetäts-Rechte der Bundesregenten (und zwar, möchte es fast scheinen, jene mehr als Regel, und diese mehr als Ausnahme); so kann folglich wohl die Rede davon seyn, ob die Unterthanen der mediatisirten Länder, nicht aber, ob auch ihre Ex-Landesherren, mit den Unterthanen der nicht mediatisirten, auf einer Linie stehen; so kann denn endlich auch die Verfassung der mediatisirten Länder von der Constitution des Souveränetäts-Staats, von welchen ja eine wie die andere nicht höher als aus der Conföderations-Acte abstammt, nicht schlechtweg, sondern nur in Absicht der Souveränetätsrechte des gedachten Art. 26, verschlungen werden.

Dass die Standesherren mit den übrigen Unterthanen nicht in Eine Classe gehören, sieht man eben schon daraus, weil die Lage jener durch die Conföderationsacte festgesetzt worden ist. Ist es doch wohl gewiss, dass es nicht in dem Plane der Bundesacte lag, sich in das Verhältniss der deutschen Regenten zu ihren Unterthanen zu mischen. Wie hätte also in aller Welt diese Urkunde sich mit der Lage der Souveräne gegen die Standesherren so viel zu schaffen machen können, wenn sie die letzteren den Unterthanen hätte gleich gesetzt wissen wollen? Wie können die Standesherren den übrigen Unterthanen gleich gesetzt werden, da jene durch den zwischen Napoleon und den Bundesfürsten geschlossenen Conföderations-Vertrag eben so gewiss mehrere alte Rechte erhalten, und neue bekommen, als sie durch eben diesen Vertrag einen ungeheuren Verlust an ihren vorigen Befugnissen erlitten haben, während diese in ihren reinen Territorialverhältnissen darin ganz ignorirt worden sind? Und zwar ist diese Verschiedenheit zwischen den Standesherren und den übrigen Unterthanen nicht bloss vorüber gehend, sondern erblich; wenigstens spricht Art. 28 und 31 der Bundesacte von *leurs héritiers*. Der Art. 26 enthält jedoch diesen Zusatz nicht, welches sonderbar genug ist. Wenn die Ex-Landesherren gewöhnliche Unterthanen seyn sollen, so ist nicht abzusehen, wofür man ihre Ex-Unterthanen halten will, man müsste denn Unterthanen und Unter-Unterthanen unterscheiden, wie die *servos* und die *servorum servos*. Wie kämen aber die armen Unterthanen der mediatisirten Landesherren dazu, einen Grad tiefer zu stehen, als die Unterthanen derjenigen Landesherren, die so glücklich gewesen sind, das Geschenk der Souveränetät erhalten zu haben?

Dass aber diese Linien nicht immer streng so in der Praxis gehalten werden, wie sie hier gezeichnet sind, ist sehr begreiflich. Die Standesherren hatten Ursache, die besten Hoffnungen zu schöpfen, als die neuen Souveräne in allen Übergabe-Protocollen versprachen, darüber zu wachen, dass keine ihrer Stellen sich einen Eingriff in die den Mediatisirten nach der Bundesacte zustehenden Rechte erlaube. In dem Sinne dieser Acte war es unfehlbar auch, wenn einige Occupations-Patente, z. B. die hessischen und badenschen, von einer Oberhoheit der Souveränetät sprachen, und den Standesherren eine Patrimonial-Hoheit beylegten; oder wenn den Standesherren in dem hessischen Edicte vom 1 May 1807 nicht nur eine erste Instanz durch die Beamten, sondern auch eine zweyte durch die Justiz-Canzleyen, (womit der in der Conföderations-Acte ihnen zugesicherten *basse et moyenne jurisdiction* entsprochen werden sollte) ausdrücklich nachgegeben ward. Doch es ist hier nicht Raum, die Schritte zu mustern, die diesseits und jenseits der Linien, es sey in den Formalien oder Realien, geschehen sind. Was die Formalien betrifft, so war z. B. die K. wirtembergische Verfügung gewiss im Sinne der Conföderations-Acte: dass die Standesherren ihre Titel, mit Ausnahme derjenigen, die von ihren vormaligen Verhältnissen mit dem deutschen Reiche, oder von ihrer vorigen Qualität als Landesregenten abhängen, behalten, dagegen sich in der Folge der Formel *von Gottes Gnaden* nicht mehr bedienen sollten. Ob es aber im Sinne dieser Acte seyn würde, wenn man die Standesherren in einem Rang-Reglement mit den übrigen Unterthanen in Eine Classenreihe bringen, und die Chefs der ehemaligen reichsgräflichen regierenden Häuser erst in die vierte von sechzehn Classen stellen wollte, das ist eine andere Frage.

XXI. Die berühmte Souveränetäts-Lehre würde sich folglich in einer Nuss etwa also ausnehmen: A) *Wer* ist mit dem Geschenke der Souveränetät begabt worden? Ein jeder Bundesstaat, jedoch ohne Hinzufügung einer Bestimmung, wer *im* Staate das Geschenk haben, oder wer hier auf die eine oder die andere Weise daran participiren soll. Das lässt sich auf der einen Seite so wenig leugnen, als sich B) auf der anderen mit grösster Wahrscheinlichkeit voraussehen lässt, es werde den Bundesregenten gefällig seyn, ihnen auch nicht schwer fallen, jenes Geschenk, mit allen daraus herfliessenden Rechten, allein an sich zu nehmen. C) *Gegen wen* steht die Souveränetät zu? Sie steht 1) illimitirter Weise zu, und ist eine *Souveraineté plénière*: 1) gegen die alte Potenz, Kaiser und Reich genannt, dergestalt, dass alle Fäden des lehnrechtlichen und landrechtlichen Verhältnisses, welche von dieser Potenz in Deutschland ausliefen und dahin zurück liefen, völlig gesprengt worden sind; auf eben die Weise steht sie aber auch zu 2) gegen jeden, der in die Stelle dieser Potenz nachzurücken Lust haben möchte, so dass Deutschland einem lehn- und landrechtlichen Oberherrn durchaus nicht wieder unterworfen werden soll. Hingegen steht sie 2) nur limitirter Weise zu: 1) gegen das Protectorat; 2) gegen den Bund; 3) gegen die Mitsouveräne; 4) gegen Land und Unterthanen; insonderheit 5) gegen die Standesherren und Ex-Reichsritter. D) *Wodurch* ist die Souveränetät in jenen Fällen beschränkt? 1) Durch die Grundsätze des allgemeinen Staats- und Völkerrechts.

Es ist eine innere Bedingung, die, um zu gelten, nicht einmal ausgedrückt zu seyn braucht, dass die Souveränetät nur zu höherem Glücke der Völker, und nur mit Anwendung der, in den allgemeinen Rechtstheorien aus dem Wesen des Menschen und der Dinge abgeleiteten Hülfsmittel, ausgeübt werden darf. Auf diesem Motiv steht die ganze Anstalt des Bundes, und nur zu allem Überflusse hat Napoleon, bey Gelegenheit des Entwurfs der Fundamental-Constitution des Königreichs Westphalen, *des Glücks der Völker*, als des ersten Zwecks auch dieser Verfassung, gedacht. Ferner ist die Souveränetät beschränkt 2) durch den eigenen Willen der Bundesregenten, welche durch Abschliessung der Conföderations-Acte zur Stiftung aller der Souveränetäts-Bedingungen, welche in dieser Urkunde liegen, selbst concurrirten; 3) durch die Conföderations-Acte; insonderheit: a) durch den darin aufgestellten Zweck des Bundes: Ruhe und Glück von Deutschland; b) durch die Natur einer *Conföderation*, welche keine absolute, sondern nur eine *Con*-Souveränetät zulässt; 4) durch die Bundesstatuten, wenn einmal dergleichen zu Stande kommen werden; endlich 5) durch die Verfassung und den inneren Rechtszustand der einzelnen Bundesstaaten.

XXII. Blickt man nun zurück auf die Verhältnisse, worin die Souveränetät der Bundesregenten, theils zum Protector, theils zum Bunde, theils zu den einzelnen Mitsouveränen, theils zu den Standesherren, theils zu den Unterthanen steht, so wird man vielleicht nicht mehr Lust haben, der grossen Menge zu folgen, welche, um den Begriff, die Natur und den Umfang der, in der Bundesacte ausgesprochenen Souveränetät zu entwickeln, mehr auf das Wort als auf die Sache achten, mehr einen philosophischen als historisch-exegetischen Weg der Interpretation einschlagen. Was will man auf der einen Seite mit dem stummen Buchstaben, den erst die Sache reden lassen muss? Jener gehört zur leblosen Natur, der für den Geist erst dadurch lebendig wird, dass man ihn aus dieser erläutert. Und gesetzt es soll das französische Lexikon mehr entscheiden, als der Geist der Conföderations-Acte, so fragen wir: was sind *Cours souveraines* in Frankreich? Es sind die obersten Gerichtshöfe, welche keinen Gerichtshof über sich haben; sie haben aber Gerichtshöfe unter sich, denen sie mit Rechten und Pflichten verwandt sind; sie haben auch die Regierungsbehörden über sich, und die von daher ihnen gewordenen Dienstvorschriften, so wie die von ihren Gliedern selbst angelobten Dienstpflichten. Was will man aber auf der anderen Seite mit einem leeren Begriff? Der Begriff der Souv. hat in der Bundesacte einen *positiven* und *historischen* Grundcharakter. Vor der Bundesacte standen die Bundesfürsten unter Kaiser und Reich. Von diesem Verhältniss werden sie durch diese Urkunde Art. 2 frey. In dieser Freyheit, die so gewiss *vollständig* seyn muss, als von den Rechten des Reichs auch nicht das Geringste übrig bleiben oder sich regeneriren soll, besteht die Souveränetät, *in der Richtung gegen Kaiser und Reich*. In dieser negativen Tendenz ist aber die Bundesacte noch nicht erschöpft, sondern sie hat dann auch positiver Weise ein neues Ziel aufgesteckt, welchem Deutschland, um sich der erlangten Freyheit würdig zu bedienen, nachstreben soll; und hierauf bezieht sich die Souveränetät, als Mittel, *in der Richtung gegen den neuen Zweck der Conföderation*.

Unter ähnlichen Modificationen, wie sie bey der Souveränetät, oder der *Selbstherrschaft*, (wie sie der Vf. von No. 2 auch wohl nennt) oder der *vollkommenen Unabhängigkeit* (wie die *Plénitude de souveraineté* in dem mehr erwähnten Einladungsschreiben des Fürsten Primas zur Eröffnung des Bundestages übersetzt worden ist) Statt finden, ist es zu verstehen, wenn die Bundesstaaten *Monarchen* und *Kronen* genannt werden. Überhaupt ist es mit der Terminologie des neuen Staatsrechts noch eine schlimme Sache. Die vormalige Reichs-Terminologie will nicht mehr passen, wenn man nicht allenthalben mit der Vorsylbe *Ex* zu Hülfe kommt. Und doch fällt es zu schlecht ins Ohr, wenn man von einem Ex-Zustande, von Ex-Landesherren, Ex-Mittelbaren und Ex-Unmittelbaren spricht. Eben so kann man passender Weise die Standesherren nicht *mediatisirte* Landesherren nennen. Denn das Mediatisiren kann oder mag man sich nicht wohl anders, als nur im Verhältnisse zum deutschen Reiche, denken. Die neugeschaffene Terminologie ist aber noch so schwankend, dass man die Sachen nicht immer darin zu erkennen vermag. Hier nennt einer den Bundesregenten einen *Monarchen*, und dieser Sprachgebrauch, wovon wir die erste Spur bey Hn. *Zintel* finden, hat durch das Einladungsschreiben des Fürsten Primas zur Eröffnung des Bundestages, worin die Conföderirten *Souveräne und Monarchen* angeredet werden, eine bedeutende Unterstützung erhalten. Ein ander Mal nennt aber Hr. *Zintel* den Bund selbst, eine *Monarchie*, eine *Föderativ-Monarchie;* ob wir gleich nicht einsehen, wie so etwas mit rechten Dingen zugehen kann. Noch ein Anderer nennt den Protector „den starken Schlussstein, wodurch man der Conföderation die *monarchische* Einheit verschafft habe, welche nicht nur Kraft genug habe zu schützen, sondern auch alle zur gemeinsamen Hülfe zu zwingen."

XXIII. Aus diesen Principien ergiebt sich denn auch, in welchem Geiste die vielen Fragen, was alles von den Ansprüchen der Unterthanen, der Standesherren, der Mitsouveräne des Bundes, mit dem Begriffe der Souveränetät vereinbar oder nicht vereinbar sey, beantwortet werden müssen, und was von dem Experimente zu halten ist, Verfassung und Verträge, Rechte und Gerechtigkeiten zu Ehren des Conföderations-Zwecks, und in wahrem Glauben an die neue Lehre, ohne Umstände, und ohne nur einmal parlamentirt oder den Antrag zu einer Capitulation gemacht zu haben, über die Klinge der Souveränetät springen zu lassen. Da hört man argumentiren: ein Bundesstaat soll seyn stets gerüstet und kriegfertig u. s. w.; hiezu bedarf es der Mittel: Raschheit, Einheit, Energie; daher sind die Landstände gestrichen, die zu viel Worte machen, und mit ihren Scrupeln leicht in den Weg treten.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension

der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

Oder: ein Bundesstaat soll seyn ohne Furcht vor dem Feind; hiezu ist sehr nöthig, dass er nie in die Lage kommt, sein Pulver zu früh verschossen zu haben; daher ist die Nichtregalität des Salpeters mit der Souveränetät unverträglich. Oder: ein Bundesstaat soll den Nationalwohlstand zu befördern suchen; hiezu bedarf es der Freywerdung des Eigenthums; desshalb streitet das Lehnwesen mit der Souveränetät. Wie aber, wenn man fortführe, diesen Weg *für* die Souveränetät zu verfolgen, und darauf auch zuletzt zur Verurtheilung der Zehnten, der Lehngefälle und anderer Dinge gelangte, die selbst in der Bundes-Acte Schutz gefunden haben? Und wie, wenn man denselben Weg einmal *gegen* die Souveränetät versuchte? und nun Schlüsse machte, wie folgenden: ein Bundesstaat soll nicht bloss an sich denken, sondern an das gemeine Beste der gesammten Conföderation; hiezu ist nöthig, genossenschaftliche Berathschlagungen zu pflegen; daher ist es mit der Souveränetät eben nicht vereinbar, dass man so sehr säumt, die Bundestage zu eröffnen. Aber es bedarf weder dieser noch jener Wendung. Denn was jene Argumentationen werth sind, wird man schon daraus gewahr, theils, dass es die Person des Souveräns nicht allein ist, welche dem Zwecke des Bundes gegenüber gestellt werden muss, und theils, dass es gar leicht ist, von dergleichen Schlüssen einen durch den anderen zu zerstören, ohne dabey das Princip und den Zweck der Conföderation im geringsten fahren zu lassen.

XXIV. Freylich müsste bey so bewandten Umständen das allgemeine innere Staatsrecht der Bundesstaaten ungemein dürftig ausfallen, wenn man sich in dessen Bearbeitung bloss auf den Stoff beschränken wollte, der nach *juristischer* Gemeinheit in dasselbe hinein gehört. Sein ganzer Inhalt würde dann fast nur in folgenden Sätzen bestehen: dass das Princip der Einheit, welches durch die Reichsverfassung in dem vormaligen deutschen Territorial-Staatsrechte gestanden habe, ausfallen müsse; dass die Conföderations-Acte directer Weise auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Bundesstaaten sich nicht beziehe, und folglich sich nicht geradezu benutzen lasse, um für diese Angelegenheiten ein rechtliches Princip der Einheit darin zu gründen; dass aber die Pflicht der Souveräne, den Zweck des Bundes auch im Inneren ihrer Staaten zu realisiren, indirecter Weise gar wohl die Stelle eines solchen Princips vertreten könne; dass es auch ausserdem einige ausgenommene Fälle gebe, in welchen die Conföderations-Acte in das Innere der Bundesstaaten unmittelbar eingegriffen habe, welches namentlich in Absicht des Verhältnisses zwischen den Souveränen und Standesherren geschehen sey; dass übrigens die Hauptquelle für das juristisch allgemeine innere Staatsrecht in den Bundesstatuten zu suchen sey; dass aber zum Unglück diese Quelle noch zur Zeit nicht angefangen habe zu fliessen.

Allein so wenig das vormalige deutsche Territorial-Staatsrecht sich bloss in den Schranken des rechtlich Gemeinen hielt, vielmehr in neueren Zeiten dadurch erst recht fruchtbar ward, dass es sich theils auf das historisch Gemeine, theils auf solche Puncte, worin wenigstens eine gewisse Majorität der Territorien übereinstimmte, mit erweiterte: eben so wenig braucht das Bundesstaatsrecht in jenen engeren Schranken zu bleiben. Und wenn letzteres sich auf diese Weise ausdehnt, so kann es ihm an Stoff nicht fehlen. Denn A) bieten sich ihm die Reichsgesetze, sofern sie bis zur Aufhebung in den Territorien stehen geblieben sind, als eine sehr ergiebige Quelle dar. Ferner kann es B) bey den nunmehr vorhandenen grösseren politischen Massen, so wie bey der vorhandenen grösseren geographischen Geschlossenheit der Länder, durchaus nicht anders seyn, als dass das gemeinschaftliche Interesse mehrerer, insonderheit benachbarter Bundesstaaten nicht sollte Conventionen, zur gleichförmigen Einrichtung des Inneren in diesen oder jenen Angelegenheiten, erzeugen. Ausserdem zeigen sich interessante Quellen der Gleichförmigkeit C) darin, dass die Legislationen der Souveräne oft mehr die Eigenschaft der formalen, als materialen Neuheit haben werden; welches vor allen Dingen bey dem Privatrechte der Fall seyn möchte; oder D) darin, dass man in allen Bundesstaaten beflissen seyn wird, sich an allgemein als richtig anerkannte Grundsätze der Gesetzgebung zu halten, und dabey diesen oder jenen Staat, worin diese Grundsätze bereits realisirt worden sind, zum Modell zu nehmen; und selbst E) durch Retorsion dessen, was von solchen Grundsätzen abweicht, wird sich wiederum eine gewisse Gleichförmigkeit bilden. Also Materialien in Menge! Dabey mag man nur noch bedenken, dass die juristische Literatur, so wie das

juristische Collegienwesen auf den deutschen Universitäten, wohl nie sehr auf eine rechtliche Einheit Deutschlands berechnet gewesen ist. Die meisten Bücher und Vorträge dienen auch jetzt noch blofs zur Einleitung in das Besondere, was der praktische Wirkungskreis eines jeden Lesers oder Zuhörers hienächst mit sich bringen wird; und es werden meistens nur über solche Gegenstände Bücher geschrieben und Vorträge gehalten, die ein auf mehrere Provinzen sich erstreckendes Interesse haben, so dass sich auf eine hinlängliche Anzahl von Lesern oder Zuhörern rechnen läst. — Die oben in der Rubrik stehenden Schriften kommen darin überein, dass sie auf diesem weiten und fruchtbaren Felde sehr wenig geerntet haben. Dass Hr. *Zintel* wie eine Spinnewebe darüber hinfliegt, versteht sich von selbst. Hr. *Zachariae* hat das Verdienst, mit Glück darauf etwas verweilt zu haben; im Fall einer neuen Bearbeitung seines Systems würden wir ihn aber bitten, sich weiter darauf auszubreiten, jedoch so, dass beides, was auf rechtlicher und was auf historischer Übereinstimmung beruht, nicht zusammen gemischt, sondern als etwas, das in juristischer Hinsicht einen ganz verschiedenen Charakter hat, von einander abgesondert erscheine.

XXV. Mit dem *Verhältnisse der Bundesregenten gegen die vormaligen deutschen Mitstände, welche bundesfrey geblieben sind*, wovon *fünftens* hier um so mehr noch mit ein paar Worten die Rede seyn mag, da es mit Unrecht ganz übersehen zu werden pflegt, hat es eine ganz eigene Bewandnifs. Seitdem die Ereignisse so schnell und mit solcher Durchkreuzung auf einander folgen, muss es mit Hand- und Lehrbüchern des Staatsrechts, insbesondere auch des Bundesstaatsrechts, gehalten werden, wie mit den Theaterstücken, bey welchen nothwendig Ort und Zeit angegeben werden müssen, wo und wann sie spielen: der Ort muss bey dergleichen Hand- und Lehrbüchern angegeben werden, weil jeder Staat sein eigenes Glas hat, wodurch er die Dinge ansieht; die Zeit, weil heute bereits veraltet ist, was gestern noch neu war. Daher ist der Zusatz bey dem Lehrbuch des Hn. *Zachariae*, dass es im Monate May beendiget worden sey, nicht überflüssig. Es sind bereits drey Perioden, welche der rheinische Bund seit dem pressburger Frieden in seinen Verhältnissen gegen das weiland deutsche Reich in kurzer Zeit durchlaufen hat; und wir gedenken ihrer hier, weil wir sie in der Geschichte des Bundes, womit das System des neuen Staatsrechts von Hn. *Zach.* eröffnet wird, nicht ausgezeichnet finden: A) Die mächtigeren Reichsstände hatten längst aufgehört, in Kaiser und Reich ihr bürgerliches Oberhaupt zu sehen. Für diese Stände war das Reich nur noch eine Conföderation; und es hiess auch bereits im pressburger Frieden Art. 7 das Reich eine *Confédération germanique*. Von einer Conföderation ist aber jeder Genosse befugt sich zu trennen; und damit war die rechtliche Möglichkeit, aus dem bisherigen Reiche zu scheiden, und einen neuen Bund einzugehen, gegeben. Gleichwohl verlangten Bayern, Wirtemberg und Baden im pressburger Frieden noch in der *Confédération germanique* zu bleiben, ob sie gleich, als Alliirte des Kaisers von Frankreich eine neue *Confédération* in der *Confédération germanique* gegen letztere bildeten. Das war die erste Periode des rheinischen Bundes. Es war die Periode eines Bundes, zwar *im* Reiche, aber doch *gegen* das Reich. Dann B) schied sich der Bund mit der Conföderations-Acte vom Reiche förmlich ab, ohne jedoch das Reich auch in dessen gebliebenen Resten für aufgelöst zu erklären. Diess war die Periode des Bundes *ausser* dem Reiche, aber doch *mit* dem Reiche. Endlich ging C) das Reich ganz ein, und der Bund erweiterte sich auf dessen Ruinen. Diess war die Periode des Bundes, zwar nicht *statt* des Reiches, aber doch *nach* dem Reiche. Die zweyte Periode dauerte vom Tage der Conföderations-Acte bis zum 1 Aug. 1806. Man hat sich zu hüten, sie mit der dritten zusammen fliessen zu lassen. Denn durch Abschliessung der Conföderations-Acte ward das deutsche Reich nicht überhaupt, sondern nur in Ansehung der Theilnehmer an dieser Acte, (*relativement*, wie es in der Bundesacte Art. 2 hiess,) aufgehoben. Die Stiftung des Rheinbundes gieng voran. Nicht damit zugleich, sondern erst bald nachher, folgte die Abdankung des deutschen Kaisers, und hiemit erst die Auflösung des Reichs. Es ist daher richtig, wenn es in einer grossherzogl. hessischen Bekanntmachung vom 3 Octbr. 1807 hiess: die Reichslehne wären den Souveränen angefallen „*par la suppression de la souveraineté de l'Empereur et de l'Empire, et par la dissolution de l'Union germanique qui s'en est suivie.*" Dagegen ist es nicht ganz richtig, wenn der Vf. von No. 3 §. 6 sagt: *ictum est foedus Parisiis die 12 M. Jul. 1806. quo plures J. G. principes, dissoluta, cui hactenus adscripti fuerant, societate, — convenirent.*" Die Frage aber, welches der eigentliche Zeitpunct der Reichsauflösung sey, ist der Folgen wegen wichtig. Denn nach dem Besitzstande, wie er zur Zeit der Reichsauflösung war, richten sich die Rechte der verbündeten gegen die unverbündeten Fürsten, wie Hr. *Brauer* S. 3 u. ff. richtig gezeigt hat.

Hat aber die Conföderations-Acte zur Zeit ihrer Errichtung dem deutschen Reiche nicht schlechtweg ein Ende machen können und wollen, so ist auch die Vorstellungsart bey dem Hn. *Brauer* in der ersten Abhandlung unrichtig, als habe die Aufhebung der Reichsgesetze im Art 2 jener Acte selbst in Ansehung der nicht föderirten deutschen Stände um desswillen von Wirkung seyn müssen, weil doch wenigstens bald nachher die gänzliche Auflösung des deutschen Reichs gefolgt sey. Allein die Aufhebung der Reichsgesetze hörte durch das, was darauf folgte, nicht auf unverbindlich für diejenigen zu seyn, für die sie es gleich anfangs war. Nicht desshalb, weil die Reichsgesetze in der Conföderations-Acte für nichtig erklärt waren, hörten diese rechtlicher Weise auf, zwischen den Verbündeten und Unverbündeten zu gelten, und trat der naturrechtliche Zustand zwischen ihnen ein, sondern weil auf jene Nichtigkeitserklärung die Reichsauflösung erfolgte. Auch ohne den vorhergegangenen Rheinbund, so wie ohne die darin Art. 2 gesche-

hene Nichtigkeitserklärung, wäre jener Zustand mit der Reichsauflösung eingetreten; umgekehrt aber wäre er mit dem bloſsen Rheinbunde, wenn die Reichsauflösung nicht hinzu gekommen wäre, nicht eingetreten. Denn theils lag es auſser den Befugniſſen eines Reichsstandes, der die volle Kraft der Reichsgesetze noch gegen ſich anerkannte, ſich einſeitig vom Reiche zu trennen; theils konnte den nicht verbündeten Fürſten nicht verwehrt werden, ſich noch ferner gegen die verbündeten nach den Reichsgeſetzen für verpflichtet zu erachten.

XXVI. Endlich ſechſtens iſt in dem neuen Staatsrechte, und zwar in dem äuſseren, auch unſtreitig *des Verhältniſſes* zu gedenken, *worin die deutſche Conföderation zu dem europäiſchen Föderativſyſtem ſteht;* worin ſie Theil nimmt an der „*Félicité des nations confédérés ſous les aigles protectrices de l'Empereur des Français*"; worin ſie eingreift in die „*Inſtitutions européennes, dont la durée eſt garantie par l'Empereur*" (wie man ſich im *Senat Conſervateur* am 21 Aug. 1807 ausdrückte).

Auf dieſes Verhältniſs iſt bereits in der Conföderations-Acte, z. B. Art. 7 und 31, wo „*les Etats confédérés ou alliés à la confédération*" auf der einen, und die „*Puiſſances étrangères à la confédération*" auf der anderen Seite ſtehen, Bezug genommen worden. Dieſelbe Abſonderung findet ſich wiederholt in der K. baierſchen Verordnung vom 31 Decbr. 1806, wo den Reichsrittern, die ihr Familieneigenthum unter baierſcher Hoheit haben, zwar erlaubt wird, ihren Wohnſitz in den Staaten der Bundesgenoſſen oder der mit dem Bunde alliirten Mächte, nicht aber in anderen Staaten zu nehmen. In der Folge aber, insbeſondere ſeit der Pacification von Tilſit, hat ſich der Zuſammenhang des Bundes mit dem groſsen europäiſchen Föderativ-Syſteme immer deutlicher entwickelt, und der Zweck des Bundes hat ſich von ſeinem urſprünglichen Sitze im mittäglichen Deutſchland immer weiter und weiter in das Allgemeine erweitert. Die Conföderations-Acte ſetzt ihren Zweck darin: „*d'aſſurer la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne.*" Der Entwurf der Fundamental-Conſtitution des Königreichs Weſtphalen ſucht ihn darin: „das Glück der Völker, woraus das Königreich zuſammengeſetzt iſt, zu ſichern, und zugleich dem Souveräne das Mittel zu gewähren, in der Eigenſchaft als Mitglied des Rheinbundes zur *allgemeinen* Sicherheit und Glückſeligkeit beyzutragen." Es ſcheint alſo, daſs man von nun an nur von der Höhe dieſes groſsen Föderativ-Syſtems herab eine ganz richtige Anſicht der deutſchen Conföderation haben kann.

Intereſſante Materialien zu dieſem Abſchnitte des neuen deutſchen Staatsrechts, welcher da eingeſchoben werden könnte, wo einſt im alten unter Karl V. von dem *dominio mundi* gehandelt ward, liefert die neueſte Tagesgeſchichte, z. B. in den Fällen, welche wahrnehmen laſſen, wie der rheiniſche Bund gegen das europäiſche Föderativ-Syſtem nicht anders erſcheinet, als durch das Protectorat. Auch machen wir für dieſen Abſchnitt darauf aufmerkſam, daſs es mit in Napoleons groſsem Plane zu liegen ſcheint, auch ſogar im Civilrechte die allgemeine Föderation zu realiſiren. Die neuen franzöſiſchen Civilgeſetze (September 1807.) ſind in dem *Corps Législatif* durch die Redner des Staatsraths und des Tribunats zum Theil dadurch motivirt worden, daſs man Rückſicht auf die über Frankreich hinaus reichende Beſtimmung des *Code Napoléon* nehmen müſſe. Ja ſelbſt der Name *Code Napoléon* iſt dieſem Rechtsbuche mit der in der geſetzgebenden Verſammlung gemachten Bemerkung beygelegt worden, daſs der vorige Titel: *Code civil des Français* für dieſes Werk nicht mehr paſſe, ſeitdem es aufgehört habe, bloſs für Frankreich beſtimmt zu ſeyn, und daſs nunmehro an dem Frontiſpice des für die groſse Conföderation beſtimmten Civilrechts der Name deſſen billig erſcheine, der an der Spitze dieſer Föderation ſtehe. Um eben die Zeit (16 Aug. 1807) eröffnete Napoleon die Sitzungen des legislativen Corps unter anderen mit folgenden Worten: „*Un prince français régnera ſur l'Elbe: il ſaura concilier les intérêts des nouveaux ſujets avec ſes premiers et ſes plus ſacrés devoirs. — La France eſt unie aux peuples de l'Allemagne par les lois de la confédération du Rhin, à ceux des Eſpagnes, de la Hollande, de la Suiſſe, et des Italies par les lois de notre ſyſtême fédératif.*"

Mag immerhin auf das bisherige Syſtem des Gleichgewichts das Syſtem des Übergewichts folgen! Ein Äquilibriſt hat von jeher auf ſeinem Seile einen nur precären Stand gehabt; nur ſo lange kann er ſich behaupten, als er mit ſeinen eigenen Gewichten zu kämpfen hat; ein etwas harter Stoſs von auſsen, und er fällt vom Seile herab. Dazu kommt, daſs das Balancier-Syſtem zum Theil ſchlechte Reſultate bisher in der Erfahrung gegeben hat. Es brachte eine Friction im Inneren von Europa hervor, wobey die Menſchheit aufgerieben ward, damit die Staaten gegen einander im Gleichgewicht erhalten werden möchten; wobey folglich die Sache ſelbſt eingebüſst ward, um die Form zu behaupten. Europa war eine Maſchine, die Noth hatte, alles das Fett zu verdienen, das erfoderlich war, um ſie gehörig einzuſchmieren, Europa war eine Mühle, die das Mehl verſtäubt das ſie mahlt; eine Münze, bey der alles Geld, das ſie prägt, an Münzkoſten und Schlagſchatz wieder darauf geht. Wir ſagten: „Europa war eine Mühle." Ja! Die Nationen waren die Mahlgäſte. Dieſe trugen ihr Korn zur Mühle, um Mehl zu haben, und daraus Brod zu backen. Aber die eine Hälfte des Mehls verſtäubte, die andere ging für Reparaturen der Mühlenräder, für Schärfen der Mühlenſteine u. ſ. w. darauf. Und wozu diente nun die Mühle den Mahlgäſten? Um das Vergnügen zu haben, die Säcke zur Mühle zu ſchleppen, und die bitteren Thränen darüber zu weinen, daſs ſie nichts zurück bekamen, und darüber oft kein Brod hatten.

Wo ein Staatenkampf war, wird denn alſo eine Staatenfamilie ſeyn. In der Mitte wird (ſo lautet die

Verheissung des Systems) der Familien-Vater sitzen unter den Seinigen, und die Nationen Europa's werden singen um ihn herum: *où peut on être mieux qu' au sein de sa famille?*

* * *

Nachdem wir bisher unsere Ansichten über die Sache selbst, ihren Hauptmomenten nach, so ausführlich, als es ihre hohe Wichtigkeit verdiente, den Lesern mitgetheilt haben, wenden wir uns nunmehr noch zu einer näheren Anzeige der oben verzeichneten zehn Schriften, die unserem Gegenstande gewidmet sind. Wir wollen uns aber begnügen, unsere Grundsätze frey und nach bester Überzeugung ausgesprochen zu haben, und sind weit entfernt, sie jetzt noch mit jedem Verfasser im Einzelnen durchstreiten zu wollen. Nur hin und wieder wird es einer besonderen Kritik bedürfen.

Hr. *Zintel* fängt, sonderbar genug, mit dem äusseren Staatsrechte an, und schliesst mit dem inneren. *Im äusseren Staatsrechte* hat er es mit folgenden Fragen und Untersuchungen zu thun: Wollten sich die verbündeten Reiche in Hinsicht auf die Ausübung ihrer Souveränetätsrechte bey ihrer Union wechselsweise oder selbst Schranken setzen? oder war es der Urzweck der Conföderation, der sie ihnen setzen sollte (S. 16)? — Müssen die conföderirten souveränen Mächte für immer in dem Conföderations-Verbande verbleiben? Ist kein Fall möglich, diesen Verband, entweder in Hinsicht der ganzen Monarchie, oder einzelner Mächte, wieder aufzugeben (S. 30)? — Wie verhält es sich auf den Bundestagen mit der Rangordnung, welche die Souveräne unter sich, und sodann gegen Auswärtige, wenn sie officiell gegenwärtig sind, behaupten? Ferner mit der Art zu deliberiren und zu referiren? Desgleichen mit der Aufnahme der Beschlüsse und ihrer Kundmachung (S. 43)? Insbesondere: wer beruft Monarchen und Mächte zu den rheinischen Comitien ein? Wer bringt die zur Einsicht und diplomatischen Discussion geeigneten Objecte zur Kenntniss der Souveräne? Welcher Souverän leitet den Vortrag an die Mächte ein? Wer hat den Vorsitz in dem Collegium der Souveräne? Wer nimmt die Beschlüsse auf (S. 52)? — Hat Frankreich in Hinsicht der übernommenen Garantie directen Einfluss auf die Berathungen der Souveräne bey dem Bundestage? und wie weit dehnt sich dieser Einfluss aus (S. 64)? — Welches ist der Rang, welches sind die Vorzüge und welches ist das Ceremoniel derjenigen Gesandten, welche die rheinische Conföderation an auswärtige Höfe schickt? und welches ist der Zustand derjenigen, die von nicht unirten Mächten bey dem rheinischen Bunde gehalten werden? (Auf den Bundestagen sollen durchaus keine fremden Gesandten zugelassen werden). — Würde es gegen die Majestäts- und Souveränetäts-Rechte der Monarchen und Souveräne anstossen, eine Monarchen würdige Gattung von Gericht bey der Conföderation einzuführen, und diese Gattung eines souveränen Gerichts durch eine feyerliche Acte zu sanctioniren?

Im inneren Staatsrechte handelt der Vf. A) von den Verhältnissen der föderirten Monarchen und Souveräne gegen ihre und auswärtige Unterthanen in Hinsicht dinglicher und persönlicher Ansprüche, und der hieraus hervorgehenden Rechte (S. 88). Hier ist das Resultat: Die Souveräne haben, wenn die Unterthanen gegen sie zu klagen haben, keinen Gerichtsstand, weder bey ihren eigenen Gerichtshöfen, noch sonst wo; die Unterthanen behalten bloss den Weg des Supplicirens. Zwar ist der Souverän fähig, Verbindlichkeiten einzugehen, aber es fehlt an einem Zwange. Ob jedoch die Souveräne, es sey jeder für sich, oder gemeinschaftlich von Bundeswegen, sich freywillig oder vertragsweise einem Gerichte, im Verhältnisse zu ihren Unterthanen, unterwerfen wollen, steht zu erwarten. B) Von den Rechten der Souveräne nach aufgehobenem Reichsnexus gegen ihre Unterthanen in Hinsicht auf Gesetzgebung, Administrirung der verschiedenen Regierungszweige, Verwaltung der Gerechtigkeitspflege, des öffentlichen Cultus und was zum religiösen Theil in dem Staate gehört (S. 93). Einfachheit, Einheit und Gleichheit sind hier des Vfs. Principe, mit Niederwerfung der Privilegien, Verträge und Relationen jeder Art, welche dagegen verstossen. C) Von den Rechten, Befugnissen und der Gewalt der föderirten Mächte gegen diejenigen Stände, die durch den pressburger Frieden und die Conföderations-Acte ihre Reichsstandschaft, und mit dieser ihre Territorien u. s. w. verloren haben, und mediat geworden sind, in Hinsicht sowohl dinglicher als persönlicher wechselseitiger Rechte. Der Vf. thut die Sache mit zwey Fragen ab: 1) Welche Rechte erwarben die associirten Souveräne auf die in den Mediatstand übergetretenen und versetzten Reichsstände? *Antwort:* Letztere wurden sammt ihren Territorien mediate Unterthanen; müssen nach den Gesetzen der Unterwürfigkeit den Eid des Homagiums leisten; müssen den Lehneid, den sie bisher dem Kaiser und Reich prästirten, ihrem Souverän, als dem Lehnsfolger im Eigenthume des Kaisers, leisten; die verbündeten Mächte üben also alle Territorial- und andere Gerechtsame auf diese ehemaligen Reichsstände aus, welchen nach den Gesetzen der verschiedenen Staaten jeder Unterthan und Lehnmann unterliegt; ferner sind alle Privatverhältnisse ehemaliger fürstlicher Häuser und anderer dem Reiche unterworfen gewesenen Körper, also alle Familienvereine, Tractate über Lehn-Erb- und andere Folgen aufgelöst; ohnehin hatten alle diese Vereine eine gewisse Beziehung auf die Reichsstandschaft, oder auf die im deutschen Reiche besonders geltenden Rechte, auf die Reichs-Friedensschlüsse und vorzüglich auf den westphälischen Frieden. Es bedarf also nicht einmal einer speciellen Sanction der föderirten Mächte für die Annullirung aller jener Objecte (S. 128). 2) Welche Rechte erwarben sie auf die durch die Conföderations-Acte an sie übergegangenen Territorien, und auf die verschiedenen Classen der associirten Unterthanen (S. 131 u. f.)? — Hierauf wird von S. 136 bis an das Ende des Buchs gesprochen: von der Primogenitur, der Majorennität, der Legitima der fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, und der Vormundschaft über fürstliche Kinder.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension der Schriften *über das Recht des Rheinischen Bundes.*

Die Charaktere der *Zintelschen* Schrift sind folgende: A) Schon ihrer *Form* nach ist sie wenig einladend. Es ist kein durchdachter Plan darin; und leider muss man sie erst ganz durchlesen, um dieses zu finden; denn es fehlt an allen Hülfsmitteln zur Übersicht. Das ganze Werk sieht einem juristischen Responso, in der schlechtesten Form abgefasst, nicht unähnlich. Die ewig wiederkehrende Formel der Composition ist: „es entsteht nun die Frage, ob u. s. w." Auf die Frage folgt die Antwort ein Mal wie das andere Mal in dem Souveränetäts-Refrain: *wenn dich die Götter auf den Tisch steigen liessen, Trittst du was drunter ist, Gleichviel ob Heide oder Christ, Nach Fug und Recht mit Füssen.* Zuletzt wird die Frage, in denselben Worten, worin sie aufgeworfen ward, bejahend oder verneinend wiederholt. Das ist der Leisten des Vfs. Daher ist es unbegreiflich, wie er sein Buch, bey einer solchen Unmethode, zum akademischen Lehrbuche hat empfehlen können. Sehen wir B) auf den *Inhalt*, so ist das Buch 1) durchaus *unnütz*. Denn a) der rheinische Bund befindet sich gar nicht in dem durchaus leeren Rechtszustande, dass darin eine allgemeine Souveränetäts-Theorie haften oder Anwendung finden könnte. Der Vf. denkt sich den rheinischen Bund wie ein ausgeblasenes Osterey, in welches einstweilen, bis zur Wiederausfüllung mit etwas Besserem Hypothesengespinnst gestopft werden kann. Dazu kommt, dass b) die Anwendbarkeit der Schrift auf den Fall gestellt ist, wenn es zur Bildung des neuen Rechtszustandes bey der einzigen Conföderations-Acte sein Bewenden behalten, und damit die Quelle weiterer Bestimmungen auf immer versiegt seyn sollte. Tritt der Fall aber ein, so existiren ja die Verhältnisse und Anstalten in der positiven Wirklichkeit gar nicht, die der Vf. mit seinen allgemeinen Ideen so voreiliger Weise umwebt hat; so kommt es am Ende heraus, dass der Vf. Bockswolle versponnen hat. Hiermit hebt also der Vf. sich und sein ganzes Staatsrecht von dem Platze selbst weg, wo er stehen will. Sein Werk bleibt keine Darstellung des jetzigen rheinischen Staatsrechts, sondern es erscheint als eine Sammlung von Ideen und Plänchen für eine dereinstige staatsrechtliche Legislation, die unglücklich genug wäre, sie brauchen zu können. Dabey ist 2) das Buch *voll von Unverstand*. Denn was kann unverständiger seyn, als wenn der Vf. S. 42 u. f. von der Art der Deliberation, der Relation, von Aufnahme der Beschlüsse und ihrer Kundmachung auf den Bundestagen, und von tausend anderen Dingen der Formalität und des Ceremoniels, worunter auch die Besiegelung (S. 67) nicht vergessen ist, handelt, die, ohne vorher einen positiven Grund gewonnen zu haben, sich durch allgemeine Begriffe gar nicht erreichen lassen, und von welchen der Vf. noch dazu selbst erklärt, dass dergleichen Angelegenheiten auf den Bundestagen regulirt werden sollen und müssen? Unverständig ist es ferner, wenn der Vf. (S. 8) das allgemeine Völkerrecht ganz allein als seine Quelle ankündiget, und doch hernach den grössten Theil seines Buchs mit den inneren Angelegenheiten der Bundesstaaten anfüllt. Erst S. 87 besinnt er sich, und verspricht, dergleichen innere Angelegenheiten aus dem Souveränetäts- und Majestäts-Rechte ableiten zu wollen. — S. 56 behauptet der Vf.: „dass dem F. Primas die unumschränkte Ausübung aller jener Functionen, und der Besitz aller jener Rechte, welche ehehin mit dem Erzcanzler-Amte in Deutschland verbunden waren, durch das Einverständniss der souveränen Mächte übertragen sey." Und woraus schliesst er das? Weil Kurmainz ehemals, als Erzcanzler des deutschen Reichs, das Directorium auf dem Reichstage geführt, und weil der F. Primas die associirten Mächte zur Eröffnung des Bundestages (in dem bekannten Circulare v. 13 Sept. 1806) eingeladen habe. Woraus lässt sich aber wohl mehr folgern? aus der Einladung, oder aus dem Nichterscheinen auf die geschehene Einladung? Und was soll man gar zu dem ersten Grunde sagen? — Bisweilen aber vergisst der Vf. ganz selbst, unter welchen Suppositionen er spricht. Was Wunder also, wenn auch seine Leser in ihm irre werden, und ihn beym Durchblättern seines Products für einen gefährlichen Schriftsteller halten, der das Souveränetäts-Pferd zu machiavellistisch reite, da sie doch, wenn sie nur durch die oben gerügte Planlosigkeit und Unmethode sich nicht abhalten lassen wollten, in den Zusammenhang des Ganzen tiefer einzudringen, gar bald gewahr werden konnten, wie sehr der Vf. sogar selbst noch über seine eigenen Beine strauchele, und am Ende nichts weiter sey, als ein Schwärmer in der leeren Idee der Souveränetät, als ein Schwacher, der sich in Nichts einen Rausch getrunken hat. Man darf auch ja nicht glauben, dass der Vf. mit seiner Idee bloss

gegen die Unterthanen der Souveräne schwärme; nein! er schwärmt damit auch gegen den Protector (z. B. S. 41). Endlich aber ist das Buch 3) auch *schlecht*, weil darin unrichtige, schlechte Grundsätze des allgemeinen Staats- und Völker-Rechts herrschen, wie deren oben bereits vorgekommen sind. Ein Pendant dazu steht S. 13. Hier ist es dem Vf. klar: „dass Souveräne nur so lange an Contracte mit einer anderen Macht gebunden seyn können, als so lange die Vortheile, die man beym Abschlusse des Vertrages zur Basis unterlegte, aus dem Vertrage selbst zu erzielen sind, oder so lange es die Verhältnisse der Nation zugeben.“ Diese Grundsätze werden, wo möglich, noch schlechter durch die unnatürliche Art, wie sie hin und wieder sich mit der alten Reichsverfassung paaren, aus welcher Vermischung nur Missgeburten entstehen konnten.

No. 2 (die *Brauersche* Schrift) liefert die Bearbeitung von funfzig Sätzen. Bringt man sie unter Classen, so beziehen sich A) die meisten davon auf das Verhältniss der Bundesfürsten zu ihrem Lande und ihren Unterthanen. Dahin gehören No. 2. 3. 13 —20. 22—42. Einige betreffen das Verhältniss zu den (gemeinen) Unterthanen, und zwar theils denen, die den Regenten schon vor erlangter Souveränetät angehörten, theils denen, die ihnen erst mit den mediatisirten Provinzen seit erlangter Souveränetät zugetheilt worden sind. Andere betreffen das Verhältniss zu den Ex-Reichsrittern; noch andere zu den Standesherren. Dem letzteren Verhältnisse ist bey weitem der grösste Theil des ganzen Werks gewidmet. B) Eine andere Classe von Sätzen hat es mit solchen Bestimmungen der Bundes-Acte zu thun, wodurch die Paciscenten haben verhüten wollen, dass der Keim der Zwietracht zwischen den Bundesfürsten unter sich in den Bund gleich bey dessen Geburt übertragen werde. Von dieser Art sind No. 21. 43—49. C) Eine dritte Classe von Sätzen (6—12) betrifft die Theilung des mediatisirten Grenzguts. Endlich handelt D) ein einziger Satz, nämlich der No. 50, vom Contingente. Sämmtliche Sätze sollen, nach der Erklärung des Vfs. (in der Vorrede S. V), zum *inneren* Staatsrechte der rheinischen Bundesstaaten gehören. Aber gleich von dem allerersten, der dem Verhältnisse zwischen den verbündeten und nicht verbündeten Fürsten Deutschlands gewidmet ist, möchte sich dieses bezweifeln lassen. Eben so von No. 2. 3 und 4.

Das Werk lässt sich als einen praktischen Commentar der Bundesacte nach Anleitung wirklich vorgekommener Fälle betrachten. Der Vf. *deducirt* für seine Meinungen und Entscheidungen aus dem Zwecke und den Principen der Bundesacte, und zwar geht er dabey historisch-philosophisch zu Werke. Uns scheint es aber, dass er sich dieser Urkunde *zu sehr* bedient, und alles darin suchen und finden wolle, wie in einer Apokalypse. Denn A) schliesst der Vf., dass alle Rechte, die dem Souverän in der Bundesacte nicht genommen, nicht abgesprochen wären, ihm nach der Acte zuständen. Sollte es nicht richtiger heissen: über die lasse sich *aus der Bundesacte* überall nicht entscheiden? Sodann gehört der Vf. B) auch zu den Publicisten, von welchen die Landesverfassungen aus der Bundesacte angegriffen werden. Er schlägt aber zu dem Ende nicht den leichtesten Weg ein, der offenbar in folgender Argumentation gebahnt zu seyn scheint: habe die Bundesacte gewisse Zwecke festgestellt, die erreicht werden sollen, so habe sie auch hiermit den Souveränen die Mittel zugestanden, solche Einrichtungen in ihren Staaten zu treffen, ohne welche der Zweck sich nicht erreichen lasse. Der Vf. bahnt sich einen Übergang aus der Acte in die innere Landesverfassung, hier durch ein Stück aus dem *Jure divino*, dort durch die beliebte Clausel der Advocaten, wonach alles nur *rebus sic stantibus* verstanden werden soll. Wir wollen sehen, wie der Vf. den *göttlichen*, und dann wie er den *casuistischen* Schritt vollbringt. Was 1) jenen betrifft, so absolvirt er sich von dem Gewissensscrupel, als behaupte er etwas Hartes, wenn er dem Selbstherrscher das Recht beylege, alle Verträge, Privilegien, worauf die Verfassung seines Landes, oder sein bisheriges Verhältniss mit den Standesherren beruhe, unter die Füsse zu treten, um das angebliche öffentliche Wohl darauf zu bauen, auf folgende Weise: Die Staatsumwälzung möge hart seyn; müsse man diese Härte aber einmal zulassen, dann handle der nicht mehr hart, sondern bloss consequent, der ihre Folgen anerkenne und geltend zu machen suche. Das Erdbeben sey auch hart. Wer sich aber über das Erdbeben getröstet habe, der müsse sich auch darüber zufrieden geben, dass ihm sein Hab und Gut dadurch verschüttet sey. Und am Ende sey es mit dem Erdbeben auch nicht einmal eine so harte Sache. Denn es sey durch Zulassung der Vorsehung zu *Recht erwachsen*. Der Vf. hat Recht! Wenn Gott den unschuldigen Isaac durch seinen zärtlichen Vater schlachten lässt, so ist es kein Wunder, dass der Unschuldige stirbt; denn ein scharfes Messer schneidet, es schneidet trotz aller Zärtlichkeit des Vaters, und aller Unschuld des Sohnes. Wir erlauben uns aber drey Fragen an den Vf. *Erste Frage:* Hat denn Napoleon ein Erdbeben, eine Revolution gewollt? Er hat in dem alten deutschen Reichsgebäude manches besser einrichten, und namentlich die verfallenen Reichsgiebel davon nehmen, aber er hat es weder zerstören noch jemanden einen Freybrief geben wollen, dieses nach Gefallen zu thun... Und gesetzt, es muss ein Haus niedergerissen werden, so mag es mit Ordnung geschehen, namentlich also nach vorgängiger Rücksprache mit denen, welche es bewohnen, nicht aber wie durch die souveräne Gewalt eines Erdbebens. *Zweyte Frage:* Wenn Gott einer Stadt ein Erdbeben schickt, was ist alsdann von den Einwohnern zu halten, die unter den Trümmern umhergehen, nachbrechend und rüttelnd, ob nicht noch etwas fallen wolle, was locker geworden, um dem Erdbeben an der *Plénitude* seiner Folgen ja nichts zu entziehen? *Dritte Frage:* Wenn der Vf. Ingenieur wäre, und den Auftrag erhielt, die alten unnützen Festungswerke um eine Stadt herum zu schleifen, würde er dann berechtiget zu seyn glauben, auch die einzelnen Quartiere der Stadt, und die Häuser und Anlagen der Einwohner zu schleifen? 2) Der casuistische Schritt wird mit folgendem Räsonnement gemacht: Alle die zwischen den vormaligen Landes-

herren und ihren Unterthanen durch Verträge, Observanz, Eid u. s. w. geknüpften Verhältnisse wären unter Umständen und Motiven, wie sie sich zur Reichsverfassung schickten, geknüpft; mit erfolgter Auflösung des Reichs sey jene vorige Lage der Dinge verschwunden und eine neue in die Stelle getreten; Verträge, Observanz, Eid u. s. w. wären also nicht mehr passend; folglich könne der Regent einseitig abgehen, und was dieser als *Landesherr* versprochen habe, brauche er als *Souverän* nicht zu halten; und so folge denn von selbst, dass die Bundesacte mit Auflösung der Reichsverfassung zugleich auch die Banden der Territorial-Verfassungen gesprengt habe. Allein a) ist das schon unrichtig, dass die Reichsverfassung durch die Bundesacte aufgehoben sey (S. oben No. XXV), und der Vf. nimmt eigentlich seine Waffen gegen die Landesverfassungen nicht sowohl aus der Bundesacte, als vielmehr aus solchen Ereignissen, welche auf die Bundesacte folgten, und zu welchen diese Acte bloss Veranlassung gegeben hat. Aber davon auch abgesehen, so folgt doch b) aus des Vfs. Ansicht immer noch nicht, was er daraus herleitet. Es folgt vielmehr daraus, dass nicht bloss der eine, *sondern auch der andere Theil* auf die *Clausula rebus sic stantibus* Anspruch habe. So gelangte man denn auf dem vom Vf. eingeschlagenen Wege zu dem Resultate, dass die Bundesacte eine allgemeine Revolution der deutschen Länder begründet und proclamirt habe; wogegen der Vf. um so weniger etwas einwenden kann, da er ja selbst (S. 22) einen Unterwürfigkeits-*Vertrag*, der in der *Rechts*ableitung jedem Staate untergelegt werden müsse, statuirt. Gleichwohl ist die Erhaltung des Ruhestandes, es sey des innern oder des äussern, der erste Zweck der Conföderation. Und wie seltsam wäre es gewesen, einen Staatenbund in eben dem Augenblick zu organisiren, in welchem man die Staaten, welche den Bund bilden sollten, desorganisirte! Wir rufen hier dem Vf. seine eigenen Worte zu: „es ist eine völkerrechtliche Wahrheit, dass kein Vertrag, so allgemein er laute, über die Grenzen der Absicht hinaus wirken dürfe, welche die Vertragspersonen dabey hatten (S. 20)." Oder: „die Bundesstifter wollten ja durch die Bundesstiftung den innern und äussern Frieden — herstellen, also nicht nur den alten Staat umwälzen, und dann auf gut Glück hin, wie er sich wieder aufrichten werde, ihn liegen lassen, sondern sie wollten ihn durch jene Urkunde (die Bundesacte) umbilden und neu gestalten (S. 80)." Gesetzt aber c) die Theile, Regent und Unterthanen, fänden beiderseits ihr Interesse nicht dabey, es zu einer solchen Trennung kommen zu lassen, so bliebe nichts weiter übrig, als dass zur Zufriedenheit wo möglich *Beider* das Bisherige abgeändert oder aufgehoben, und etwas Zeitgemässeres an die Stelle gesetzt würde. Will der Vf. die Souveräne herrschen lassen, *par la grace de dieu* (durch den die Stiftung der Selbstherrschaft auf den Trümmern des deutschen Reichs *zu Recht erwachsen seyn soll*), so lasse er sie auch ferner *par les Constitutions* ihrer Reiche herrschen. Dazu kommt, dass d) auf jedem Fall mit der Clausel *rebus sic stantibus* bey solchen Verträgen sich nicht durchkommen lässt, deren Errichtung entweder in die neueren Zeiten fällt, wo so mancher Landesherr, bey noch fortdauernder Reichsverfassung, wenn gleich nicht den Rechten doch der That nach, bereits den Souverän in Deutschland spielte, oder die ohne allen Bezug auf das Reich, und in völliger Unabhängigkeit von dessen Verfassung und Einrichtungen geschlossen worden sind. Denn nur dasjenige, was durch das Reich veranlasst oder hervorgebracht worden ist, und weiter nichts, kann vermöge jener Clausel durch den Fall des Reichs zu Grunde gehen. Der Vf. lenkt aber auch selbst mit einigen Beschränkungen und Milderungen ein, und thut wenigstens den casuistischen Schritt zum Theil wieder zurück. Denn (fügt er hinzu) es bleibe alles das stehen, was durch jene Clausel nicht getroffen werde. Auch habe er nicht sagen wollen, dass ein Regent *recht* und wohl daran thun würde, der die Verträge mit einem Male alle gleichsam in Masse umstossen wollte; dieses würde nicht heissen, als Selbstherrscher, sondern als Tyrann regieren. Zu den Verträgen, welche durch die Clausel nicht getroffen werden sollen, rechnet der Vf. (S. 17) namentlich auch diejenigen, welche von Bayern und den übrigen, schon durch den pressburger Frieden souverän gewordenen Bundesständen in der Zwischenzeit zwischen diesem Frieden und der Bundesacte abgeschlossen wurden. Denn bey diesen Verträgen sey die Souveränetät bereits berücksichtiget worden. Der Vf. hält es sogar der Mühe werth, in einer eigenen Abhandlung (S. 19 ff.) eine Ausnahme von der Clausel zum Besten des Privateigenthums zu deduciren, und mit Zweifels- und Entscheidungs-Gründen zu zeigen, dass der Sinn der Bundesacte nicht dahin gehe, das Privateigenthum der Willkühr der Selbstherrscher, mittelst jener Clausel, hinzugeben. Allein es wird damit nicht so viel gerettet, als man wohl denken sollte. Denn der Vf. löst die Frage: was ist ein staatsrechtliches und was ein bloss privatrechtliches Verhältniss? also: was fortdauere, wenn man den Unterwürfigkeits-Vertrag wegdenke, und bloss den Vereinigungs-Vertrag stehen lasse, das sey privatrechtlich; was aber ohne das Daseyn eines Unterwürfigkeits-Vertrages nicht fort bestehen könne, das sey staatsrechtlich. Der Vf. geht die einzelnen Rechte nach diesem Unterschiede durch.

No. 3. (die Schrift des Hn. *Zachariae*) giebt dem Vf. neue Ansprüche auf den Dank des Publicums. Man findet darin eine vollständige systematische Darstellung alles dessen, was theils die Quellen unmittelbar selbst, theils ihre bisherige doctrinelle Bearbeitung, ergaben. In der Form der Darstellung erkennt man den Meister der Methodik, der schon bey so manchem anderen Stoffe die glücklichste Anwendung von dieser Meisterschaft machte. In der Auswahl des Inhalts erkennt man die reife Beurtheilung des Vfs., die ihn durch der Souveränetäts-Schwärmer wilde und unreife Ideen, so tief die Gegenstände auch bereits darin verwickelt seyn mochten, dennoch sicher hindurch führte, so wie die Festigkeit, womit er sich der zudringlichen Hypothesen Anderer zu erwehren wusste. In der allenthalben eingemischten eigenen Kritik des *Vfs.*, so oft doctrineller Weise ein Resultat aus den Quellen zu ziehen war, wird man leicht gewahr, wie wenig derselbe

bloſs ein Wiedergeber und Verarbeiter deſſen war, was Andere vor ihm über die Quellen ſagten, wie er ſich vielmehr ſelbſt in der innigſten Vertraulichkeit mit den Quellen und ihren Hülfsmitteln befindet; wovon ſelbſt dieſes ein Beweis ſeyn kann, daſs er die Lückenhaftigkeit der Quellen in ſeinem Syſteme ſo wahr und richtig wiedergegeben hat. Für diejenigen, welche das Terrain nicht genau kennen, wäre es jedoch vielleicht nicht unnütz geweſen, wenn der Vf. die Lücken und Löcher mehr hätte demaskiren wollen, damit die Unerfahrenen theils nicht hinein fallen, und theils ſich nicht unberufener Weiſe mit Verbauung oder Zuſchüttung derſelben befaſſen. Auch in der Sprache erkennt man den Vf. als einen guten Lateiner wieder. Eine Inhaltsanzeige wird man hier nicht ſuchen. Denn das Buch wird bereits in den Händen Aller ſeyn, die ſich für den Gegenſtand deſſelben intereſſiren.

Der *ungenannte* Vf. von No. 4 beſchränkt die *Frage von den Rechten der Souveränetät* bloſs auf die *Eigenthumslande*, d. h. die *en proprieté* und *en ſouveraineté* zuſtehen, im Gegenſatz von *Souveränetätslanden*, d. h. die der Souverän bloſs *en ſouveraineté*, ein Standesherr aber *en proprieté* hat. Der Vf. nimmt an: mit dem Worte Souveran könne nur der einzige feſte Begriff verbunden werden, daſs ein ſolcher von keinem *auswärtigen* Staat als Oberherrn abhange; daſs aber übrigens, alles dabey auf die einmal hergebrachte Landesverfaſſung ankomme. Um daher die Rechte feſtzuſetzen, welche dem Souverän in Anſehung ſeiner Eigenthumslande zukämen, ſey lediglich auf die Bundesacte, als dasjenige Diplom zurückzugehen, welches ihm die Souveränetät beylege; dabey wären aber auch die Umſtände und Zeitbegebenheiten mit in Erwägung zu ziehen, unter welchen die Acte zu Stande gekommen ſey. Hierauf verfällt der Vf. in den gewöhnlichen Fehler, indem er die Bundesacte zur unmittelbaren Entſcheidungsquelle bey ſeinem Gegenſtande nimmt, alſo bey einem Gegenſtande, der, ſeitdem er reichsunabhängig geworden iſt, nur noch das innere Verhältniſs zwiſchen Regenten und Unterthanen betrifft. Gleich das erſte Argument, deſſen ſich der Vf. bedient, iſt ihm zwar, ſo viel wir wiſſen, ganz eigen, iſt aber auch unfehlbar das ſchwächſte. Wenn es nämlich in der Bundesacte heiſst: „*les rois, princes et le comte, leurs ſujets, et leurs états, ou parties d'iceux*," ſo verſteht der Vf. unter *états* die Landſtände. Denn, ſagt er, die Regenten und die Unterthanen machen ja ſchon den Staat aus, und ein weiterer namentlicher Zuſatz wäre alſo eben ſo widerſinnig als überflüſſig. Iſt denn aber zu einem Staate nicht auch Land und Gebiet nöthig? Und wo will der Vf. mit den Worten *ou parties d'iceux* hin? Drollig genug ſollen ſie ſich auf die drey Claſſen der Stände, Prälaten, Ritterſchaft und Städte, beziehen. Warum nicht lieber auf die landſchaftlichen Ausſchüſſe? Der ungenannte Vf. muſs wohl kein Juriſt ſeyn, ſonſt würde er wiſſen, daſs bey einem Staate, da er der Perſon nach aus Regent und Unterthanen, der Sache nach aber aus einem Territorium beſteht, alle rechtlichen Rückſichten, ſowohl die dinglichen als perſönlichen, nicht anders umfaſst werden können, als wenn das Perſonale und das Reale genannt wird. Das Perſonale ſind alſo die *rois, princes et le comte*, das Reale ſind ihre *états ou parties d'iceux*. Auſser dieſem auf Worterklärung beruhenden Argumente, bewegt ſich der Vf. vorzüglich in folgendem Raiſonnement: in der ganzen Bundesacte komme nur eine Stelle (Art. 26) vor, wo die Souveränetätsrechte näher bezeichnet wären. Da nun aber dieſer Artikel ſich unſtreitig nicht auf die Eigenthumslande, ſondern auf die Beſitzungen der Standesherren beziehe, ſo trete das Dilemma ein: entweder ſey die Meinung geweſen, daſs es in den Eigenthumslanden bey der vorhin beſtandenen Verfaſſung bleiben, oder daſs über dieſelben das nämliche Souveränetätsrecht eintreten ſolle, wie es über die Souveränetätslande feſtgeſetzt worden ſey. Den dritten Fall, welches der richtige iſt, ahndet der Vf. nicht; nämlich daſs die Bundesacte über dieſen Gegenſtand gar nicht hat disponiren wollen, auſser in ſofern es darauf ankam, ihn hier der Reichshoheit zu entziehen, und ihn dort für das Verhältniſs zu Frankreich neu zu bearbeiten. Dem Vf. geht es wie den alten Kosmologen, welche nichts davon wiſſen wollten, daſs die Weltkörper durch ſich ſelbſt gehalten und getragen werden können. Sie ſuchten einen Stützpunct, um ſie nicht fallen zu laſſen. Eben ſo will der Vf. die fernere Verfaſſung der neuen Bundesſtaaten gar zu gern auf den Grund der Conföderations-Acte ſtellen, und ſcheint keinen Ausweg zu wiſſen, wenn auch dieſer Boden ſandig ſeyn ſollte. Und in der That iſt es einem deutſchen Publiciſten wohl zu verzeihen, wenn er ängſtlich nach einem äuſseren Stützpuncte ſucht, und wenn ihm der alte Reichsanker, an welchem eine ganze Flottille von Conſtitutionen hieng, nicht aus dem Kopfe will. Auf den Fall aber, daſs der Vf. nicht ſo glücklich geweſen ſeyn ſollte, den erwünſchten Haken in der Bundesacte zu finden, folgen von S. 52 an Gründe und Rathſchläge von einer ganz anderen Art. Der Vf. führt nun den Souveränen zu Gemüthe, daſs das Eigenthum eines Jeden für jeden Staat und Regenten ein unverletzliches Heiligthum ſey. Das Recht der einmal beſtehenden Verfaſſung der ſouveränen Staaten aber ſey allerdings ein ſolches Privatrecht. Und ganz vorzüglich ſey dieſes der Fall, wenn ein ſolches conſtitutionelles Recht in Frage ſtehe, das auf Privilegien beruhe, indem die meiſten Privilegien *titulo oneroſo* erhalten oder erworben wären. Das Beſte aber, meint der Vf., wäre wohl, daſs ſich jeder neue Souverän in denen Sachen, die ſich zur rechtlichen Verhandlung eignen, ausdrücklich und durch eine beſondere Sanction ſeinen eigenen Gerichten unterwürfe, und dieſe, in Anſehung der ihn und ſein Intereſſe betreffenden Proceſſe, von den ihm geleiſteten Eidespflichten ein für alle Mal losſagte; und daſs demnächſt eine ſolche Sanction von der Bundesverſammlung, als ein unter dem Schutz des Bundes ſtehendes feſtes und unverbrüchliches Geſetz für alle Bundesglieder auf- und angenommen, zugleich aber auch in allen übrigen zu einem proceſſualiſchen Verfahren nicht qualificirten Angelegenheiten der Recurs an die Bundesverſammlung für zuläſſig erklärt würde. Und wer wird nicht wenigſtens in Anſehung des erſten Vorſchlags dem Vf. von ganzem Herzen beyſtimmen?

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension
der Schriften
über das Recht des Rheinischen Bundes.

Der ungenannte Vf. von No. 5 hat es bloss mit dem Fall zu thun, wenn ein Lehn nicht von dem Souverän, in dessen Souveränetäts-Bezirke es liegt, sondern von einem fremden Souverän zu Lehn geht, so dass der Oberlehnherr nicht auch zugleich der Souverän ist. Er unterscheidet zwischen persönlichen und dinglichen Rechtsverhältnissen. Jene betrachtet er als unverträglich mit der Souveränetät, so dass sie dem fremden Souverän erlöschen. Diese bleiben, sofern sie dem Lehnherrn wirkliche Vortheile gewähren, und nicht etwa mehr als formelle Zeichen der Oberherrschaft, mehr als Beschränkungen des nützlichen Eigenthums des Vasallen, ohne reellen Vortheil für den Lehnherrn, anzusehen sind. Sie können, sagt der Vf., durch keine landesherrlichen Gesetze aufgehoben werden, und können eben so wenig Gegenstände beschränkender Anordnungen werden, als die übrigen wohl erworbenen Privatrechte der Unterthanen. Zu ihnen rechnet der Vf. das Lehnheimfalls- oder lehnherrliche Successionsrecht, die Laudemien und andere Abgaben zur Anerkennung des Obereigenthums, und die bey der Belehnung herkömmlichen Gebühren. Das ist dem Vf. einerley, ob der Vasall ein Standesherr ist, oder ein Anderer.

Man sieht, dass der Vf. einen billigen Mittelweg geht, auf welchen der im 27 Artikel der Bundesacte gemachte Unterschied, wonach es darauf ankommt, ob etwas von der Art ist, dass es gegen das Wesen der Souveränetät läuft oder nicht, wohl leiten kann. Hr. *Brauer* (No. XLVIII. S. 264 u. f.) und ein Ungenannter im *Rheinischen Bunde* (Heft 4.) gehen, zum Besten der Souveränetät, und folglich zum Nachtheil des Obereigenthums, viel weiter, und sind der Meinung, dass *alle* lehnherrlichen Rechte *ohne Unterschied*, die einem Souverän in dem verbündeten Staat eines anderen, nach der vormaligen deutschen Verfassung, zustanden, wechselseitig aufgegeben wären. Unser Vf. widerlegt ihre Gründe gut, macht insbesondere darauf aufmerksam, wie wenig consequent Hr. *Brauer* mit sich selbst sey, indem er bey anderen Gelegenheiten den Grundsatz aufstellte und verfolgte, dass Privatrechte durch die Aufhebung der Reichsgesetze keine Veränderung erlitten hätten, und dass selbst der Verzicht, der den Gegenstand des Art. 34 ausmache, sich nur auf Staatsrechte einschränke, Privatrechte aber davon ausgeschlossen wären. — In der Praxis kommt eine Übereinkunft zwischen dem F. Primas und dem Grossherzog von Hessen der Theorie des Vfs. am nächsten. Auch in Bayern hat man einen Mittelweg eingeschlagen, indem man sich mit den auswärtigen Lehnherren gütlich abfinden will. Dagegen schneidet das Messer der Souveränetät in Baden und Wirtemberg schärfer, und zwar so, dass auch der privatrechtliche Theil, nach der *Brauerschen* Operations-Methode, mit in den Schnitt fällt.

Vor No. 6 ist die Vorerinnerung mit **n* unterschrieben, und aus dem Schlusse der Schrift (S. 58) sieht man, dass ihr Vf. im Königreiche Bayern zu suchen ist. Ihr Titel erinnert an eine Rede, die (wie man aus öffentlichen Blättern weiss) Hr. *Gönner* am 1 Decbr. 1867 bey Gelegenheit einer juristischen Promotion gehalten hat über die Frage: *Quid mutato nunc publico Germaniae statu circa fontes juris privati in principatibus jam independentibus obtineat?* Nach etwas langen, aber interessanten Präludien aus der deutschen Reichsgeschichte, in Bezug auf die erfolgte Auflösung der deutschen Reichsverfassung, kommt der ungenannte Vf. auf den Satz, den er sich auszuführen vorgenommen hatte: es existire ein *im Rechtssinne* bestehendes gemeines Privatrecht in Deutschland nicht ferner mehr, sondern mit dem Umsturze der deutschen Staatsverfassung habe es sein rechtliches Daseyn verloren; aber gleichwohl sey den bisherigen Quellen des Privatrechts von ihrem Ansehen durch Deutschlands Zergliederung *noch zur Zeit* nichts entgangen, sondern es habe sich nur die *rechtliche Eigenschaft* ihrer gesetzlichen Fortdauer in den neu souveränen Staaten, aber diese *wesentlich*, verändert; es hätten sich nämlich zwar die Privatrechte des aufgelöseten Körpers noch in den Gliedern, wenn gleich nicht mehr als reichsgemeine, doch als besondere Rechte, erhalten, sie blieben aber in jedem solchen Gliede oder souveränem Staate nur so lange in Gültigkeit, als sie vom Regenten desselben nicht abgeschafft würden, so wie sie auch nicht mehr als einheimische, sondern nur als fremde zur Aushülfe recipirte Rechte zu betrachten wären. — Wir sind hierin in der Hauptsache vollkommen mit dem Vf. einverstanden.

In No. 7 („*Organismus des rheinischen Bundes von D. W. J. B.*") haben wir ein Modell einer ausführlicheren Constitution des rheinischen Bundes, wie sie nach des Vfs. Ansichten auf dem Grunde der Conföderations-Acte und ihres Zwecks von den Bundes-

staaten verabredet und festgesetzt werden sollte. Der Plan enthält viel Gutes, und es wäre vortrefflich, wenn die Masse, die darnach geformt werden soll, von Wachs wäre, oder, sollte sie von Eisen seyn, wenn jemand da wäre, der sie darnach zurecht zu schmieden vermöchte. Fliest der Plan so, wie er da steht, richtig aus der Bundesacte, so läfst sich auch eine Verbindlichkeit statuiren, ihn zu realisiren, es sey gerade auf die vorgeschlagene, oder wenigstens auf eine äquivalente Art. Es steht zu erwarten, ob die Bundesstaaten über eine solche, aus den Zwecken und Motiven der Conföderations-Acte entwickelbare Constitution sich vereinigen werden, und, wenn sie es nicht thun, was dann weiter geschehen wird. Auf jeden Fall behält die Schrift, als ein, nach einer gegebenen Idee für einen guten Zweck gut ausgearbeiteter Entwurf, ihren verdienten Werth, sollte sie auch das Schicksal haben, unter dem Vorwande, als sey sie unausführbar, von der Praxis unbeachtet und unbenutzt zur Seite gelegt, und sodann in die grofse deutsche Modellkammer von literarischen Projecten zu Gesetzen und Gesetzbüchern, zu Constitutionen und Organisationen, zurück geschoben zu werden.

Ob aber A) alle Artikel des Constitutions-Modells hinlänglichen Fufs in der Bundesacte haben, zweifeln wir. Diejenigen wenigstens, welche die Einrichtungen und den Geschäftsgang bey den Bundestagen, oder andere mit dem Bundeszwecke gar nicht verwandte Formalien betreffen, lassen sich fast sämmtlich nicht daraus ableiten. Der erste Art. des Modells scheint sogar gegen die Acte zu laufen. Jener lautet so, als sollten alle Religionen, ohne Unterschied, ob sie bisher in Deutschland zugelassen worden sind, oder nicht, für die Folge gleich gesetzt seyn. Der Friede mit Sachsen vom 11 Dcbr. 1806, welcher in diesem Puncte den Interpreten der Bundesacte macht, spricht nur von *divers cultes établis en Allemagne.* Napoleon hat auch bisher in allem, was er in den Angelegenheiten des inneren Menschen gesagt und gethan hat, deutlich genug zu erkennen gegeben, wie sehr er den Zusammenhang des Staats, oder einer jeden anderen äufseren Einrichtung, mit dem Wissen und Glauben des Menschen zu würdigen versteht. Daher konnte er wohl gleichartige Religionen gleich setzen, nicht aber konnte es ihm in den Sinn kommen, Deutschland zu einem Freyhafen für alle Religionen, sie möchten zu unseren bürgerlichen Einrichtungen passen oder nicht, zu erklären. Sollte nicht ferner die einseitige Vereinbarung im Art. 9, des Modells: einen bundbrüchigen Bundesgenossen mit gemeinsamer, nöthigen Falls durch erbetene Hülfe des Protectors verstärkter Macht zur Rückkehr zur rechtlichen Ordnung zu zwingen, mit der Art und Weise streiten, wie bisher die Aufnahme in den Bund geschehen ist? Sodann B) scheint der Vf. nicht erwogen zu haben, dafs 1) die Bundesgenossen unter sich nur über das Innere der Bundesstaaten, und darüber, wie diese es dabey zum Besten des Ganzen, sowohl gegen einander als mit ihren Unterthanen, halten wollen, zu paciscirên befugt sind; ja, dafs sogar auch in dergleichen inneren Angelegenheiten das Protectorat in sofern nicht füglich ganz auszuschliefsen seyn möchte, als dabey die von ihm garantirten äufseren Verhältnisse mit in Frage kommen. Denn die Hauptobligation kann bekanntlich ohne Zustimmung des Bürgen nicht schwerer gemacht werden, wenn dieser zu haften fortfahren soll. Dieser Zweifel geht z. B. gegen §. 1—9. Die Nichtbeachtung dieses Umstandes mufste mehrere Incohärenzen in dem Modelle des Vfs. zur Folge haben, z. B. zwischen Art. 9, verglichen mit Art. 19 und 22. Alle Puncte, welche die Rechte des Protectors allein betreffen, oder wenigstens ihn mit interessiren, konnten 2) in der gegenwärtigen, im Verhältnifs zu dem Protector blofs einseitigen Constitution des Vfs. blofs in so weit berührt werden, als sie schon wirklich in der Conföderations-Acte enthalten sind, folglich in jener einseitigen Constitution nur als blofse Wiederholung erscheinen. Zwar scheint es 3) als hätte der Vf. diesem Zweifel mit einem einzigen Schlufsartikel begegnen können, des Inhalts, dafs die Paciscenten den Protector einladen wollten, der Convention, so weit sie ihn betreffe, beyzutreteten. Allerdings wäre die Sache dann eher in ihrem Geleise. Aber es möchte nicht an Puncten fehlen, worüber man *vorher* suchen müfste, mit dem Protector ins Reine zu kommen. Wollte aber C) der Vf. einmal das Verhältnifs zum Protector mit in sein Modell ziehen, so hätte es wohl vollständiger und erschöpfender geschehen sollen; so hätte wohl das ganze Verhältnifs rein und für sich herausgehoben zu werden verdient. Nur ein paar Artikel, (z. B. 14 und 27) sind diesem Verhältnifs ganz gewidmet; aufserdem wird des Protectors nur beyläufig bey einzelnen Gegenständen mit gedacht, als desjenigen, „unter dessen entscheidender Einwirkung (Art. 19)," oder „mit dessen Einverständnifs (Art. 17)," oder „auf dessen Antrag (Art. 22)," oder „durch dessen vermittelnde Einschreitung (Art. 47)" etwas geschehen solle. Ferner D) haben wir, nach einer genaueren Prüfung des Zusammenhanges des ganzen Werkes, uns überzeugt, dafs die Folge der Artikel zu willkührlich ist. Es wird darin von einem Rechtsverhältnisse auf das andere hin und her gesprungen. Bey Art. 27 sieht man es am deutlichsten, dafs er nicht an seiner rechten Stelle steht. Wenn es da heifst, der Protector solle „über alle diese Puncte" wachen; so ist das, in Ansehung der vorhergegangenen Artikel, zu viel, und in Absicht der nachfolgenden, zu wenig gesagt. Denn es folgen noch eine Menge Dinge, worüber der Protector gleichfalls zu wachen haben würde. Endlich E) hätte es für einen solchen, blofs literarischen Constitutions-Plan wohl gepafst, den Punct in mehrerer Vollständigkeit zur Sprache zu bringen, der im Art. 11 blofs von der einen Seite berührt worden ist. Er betrifft die geistige Natur des Menschen und ihren Zusammenhang mit dem äufsern Recht und dessen Anstalten, insbesondere der Hauptanstalt, welche im Staate existirt. Man vereiniget sich durch diesen Artikel, den Unterthanen eine uneingeschränkte Religionsfreyheit zu gestatten, und alle Religionsverwandte

ohne Ausnahme gleiche bürgerliche Rechte geniessen zu lassen. Wenn man aber über den *Glauben* des Menschen paciscirt, warum paciscirt man nicht auch über sein *Wissen?* Wenn man über Kirche und Cultus Verträge schliesst, warum nicht auch über Schulen, Erziehung und Unterricht? Man könnte sich zu einer solchen Erweiterung des Artikels durch solche Schriften, wie *Perikles, oder über den Einfluss der Künste auf den Staat,* oder durch das auch im Königreiche Westphalen creirte Ministerium des öffentlichen Gottesdienstes *und der Erziehung*, wohl veranlasst und aufgemuntert fühlen. Sollten wir aber einen bestimmten Vorschlag zur Erweiterung des Artikels thun, so wäre es dieser: dass man sich förmlich verpflichte, nicht dahin mit zu wirken, dass Europa in seiner geistigen Ausbildung von der Basis der alten Literatur wegversetzt werde; dass man vielmehr fortfahren wolle, in Einheit auf dieser Grundlage fest zu beharren, überzeugt, dass es kein blinder Zufall sey, wenn Europa alle Nationen, die nicht darauf stehen, so tief zu seinen Füssen erblicke.

No. 8 und 9 (die beiden *Österreicherischen Archive des rheinischen Bundes*) erinnern an die Staats- und Kriegs-Canzeleyen des alten deutschen Staatsrechts. Mit der Einheit der Literatur hat der Reichsstaat aufgehört; mit eben dieser Art der Einheit fängt der neue Bundesstaat an. Während die Bundesstaaten noch kein Fundamental-Statut haben, wodurch sie in nähere Gemeinschaft getreten wären, haben sie bereits einen gemeinschaftlichen Journal-Umschlag, ein Commun-Archiv. Wie getrennt und verschiedenartig die Dinge auch seyn mögen, es findet sich ein literarischer Mantel, der sich darumschlagen lässt. Der Mantel der beiden Archive ist weiss; vielleicht, weil die eine der Reichsfarben schwarz war; oder weil man noch nicht wissen kann, welches die Bundesfarbe seyn wird. Schade, dass der Bundestag nicht auf dem Papier oder in der Druckerey gehalten werden kann; er wäre sonst längst zu Stande.

Da beide Archive bereits mit dem J. 1806 ihren Anfang genommen haben, so sollten sie in der Reihe der verzeichneten Schriften, der Zeitfolge nach, billig oben an stehen. Ohnehin sind es Quellensammlungen; und die Literatur der neuen Wissenschaft finge wohl billig mit diesen an. Aber wir wollen diesen Ehrenplatz, an der Spitze der neuen Literatur, lieber offen lassen, weil wir ihn noch besser, als durch die vorliegenden beiden Archive ausgefüllt zu sehen wünschen. Sollte der Platz aber schon jetzt vergeben werden, so gebührte er ohne Widerrede eher dem *Rheinischen Bunde* des Hn. *Winkopp*, als diesen beiden *Archiven*.

Zu einem guten Archive, es existire in Form eines Gebäudes oder eines Buchs, sind erfoderlich A) gute Register und Repertorien, um das, was darin ist, und was man sucht, schnell auffinden zu können. Bis jetzt fehlt es bey dem Vf. daran noch ganz. Was aber das schlimmste ist, so ist die Einrichtung bey den Werken nicht dazu gemacht, um in diesem Stücke das Erfoderliche noch in der Folge leisten zu können. Es wären dreyerley Register zu wünschen: eins nach den Staaten, das zweyte nach den Sachen und das dritte nach der Zeitfolge. Sodann wird B) mit Recht ein guter Plan, vorzüglich in zweckmässiger Vertheilung der aufzunehmenden Gegenstände, verlangt. In diesem Betrachte ist die Absonderung in ein Kriegs- und Friedens-Archiv nicht übel, weil „manche Militärpersonen nur eine Anmuthung für den Gegenstand des Kriegs haben," wie der Vf. sich ausdrückt; obwohl bey dieser Trennung manches Actenstück, z. B. der Friedens- und Bundes-Vertrag mit Sachsen, in beiden Archiven hat geliefert werden müssen. Eben so ist der Vorsatz gut, die Urkunden so viel möglich chronologisch zu liefern; er lässt sich aber nicht immer ausführen. Auch lässt sich dagegen nichts sagen, dass der Vf. alle französische Urkunden bisher mit der deutschen Übersetzung begleitet hat; eine Ausnahme konnte jedoch bey den Überweisungs-Protocollen, weil sie im Wesentlichen übereinstimmen, Statt finden. Bey dem Kriegs-Archive will der Vf. auch so fortfahren; aber bey dem Friedens-Archive will er in der Folge nur bey den wichtigeren Stücken Übersetzungen beyfügen. Dagegen ist es eine grosse Unvollkommenheit, dass jedes Stück oder jede Lieferung der Archive seine eigene Seitenzahl hat (bloss im St. 1 und 2 des Friedens-Archivs läuft die Seitenzahl fort); desgleichen dass es an Columnen-Titeln fehlt, worin wenigstens die Numern der Urkunden hätten bemerkt werden sollen; ja die einem jeden Stücke vorgesetzte Inhaltsanzeige ist nicht einmal immer vollständig. Durch alles dieses wird in der Folge das Aufsuchen und Nachschlagen nach einem Index ungemein erschwert werden; und das ist bey einem Werke dieser Art gewiss kein kleiner Fehler. Ferner C) ist es um Authenticität zu thun. Der Vf. hat aber bey keiner Urkunde und keinem Actenstücke die Quelle besonders angegeben. Im allgemeinen nennt er nur öffentliche Blätter, vorzüglich Hofzeitungen, als seine Quellen, auch einen guten Briefwechsel, den er eingeleitet habe. Einmal klagt der Vf., dass ihm die französischen Blätter abgängig in die Hände gekommen wären, wesshalb er sich habe begnügen müssen, ein französisches Actenstück, ohne Original, bloss in einer deutschen Übersetzung zu liefern. Überhaupt lässt sich bey Bekanntmachung von Urkunden Schnelligkeit der Mittheilung mit diplomatischer Ächtheit und Genauigkeit nicht wohl vereinigen. Vorzüglich befremdet es, dass der Vf. D) sich über den Umfang und die Grenzen seines Plans nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit erklärt hat. Sollen es Archive bloss für das allgemeine Bundesstaatsrecht seyn? oder sollen sie sich auch zugleich mit über die besonderen Rechte der einzelnen Bundesstaaten erstrecken? Über diese Fragen bleibt man lange in völliger Ungewissheit, bis man aus einer Bemerkung erst im vierten Stücke gelegentlich erfährt: „dass den Gegenstand des Archivs nur die Verhältnisse des Bundes überhaupt, und die darüber ausgefertigten Actenstücke und Urkunden ausmachen, und dass daher die im dritten Stücke ge-

lieferte Kundmachung des Königs von Bayern, betreffend die Landfässigkeit des Adels, nach seinem Plane nicht in das Archiv gehört habe, indem von dem Archive alles ausgeschlossen seyn solle, was zur inneren Verwaltung der einzelnen Bundesstaaten gehöre." Über die Gegenstände der letzteren Gattung will sich der Herausg. bey günstigen Zeitumständen in einer eigenen Zeitschrift verbreiten. Auf diese Weise könnten denn die beiden Archive in der Folge gar leicht Mangel an Materialien leiden. Denn wenn es sich mit Eröffnung der Bundestage noch lange verzieht, und der Bund den lieben Frieden behält, so wird es nicht viel Urkunden und Actenstücke, welche den ganzen Bund betreffen, zu liefern geben. Auf diesen Fall hat der Herausg. wahrscheinlich Bedacht genommen, wenn er für die Folge auch Abhandlungen in seinen beiden Archiven verspricht. Bis jetzt aber hat das Publicum nur allein noch Urkunden und Actenstücke erhalten, nebst einer Zugabe von Zeitungsnotizen und vorläufigen Neuigkeiten, die, als eine Art Intelligenzblatt, unter einer eigenen Seitenzahl, verschiedenen Stücken beider Archive angehängt worden ist. Der zweyten Lieferung des Kriegsarchivs geht z. B. ein langer Aufsatz über die Schlacht bey Jena und Auerstädt voran. Die gelieferten Urkunden sind, ihren verschiedenen Rubriken nach: Friedensschlüsse, Verträge, Übereinkünfte mit den Standesherren, Bülletins, Rescripte, Protocolle, Bekanntmachungen, Noten, Erläuterungen, Verordnungen, Aufrufe, Übergabs-Acte, Patente, Notificationsschreiben, Anordnungen u. s. w. Das Friedensarchiv fängt mit dem Frieden zu Presburg an, und schliesst, in den vor uns liegenden Stücken, mit einer Übereinkunft zwischen dem Fürsten von Neufschatel und dem Feldmarschall Gr. v. Kalkreuth dd. Königsberg 12 Jul. 1807. Das Kriegsarchiv nimmt seinen Anfang mit dem Vertrag zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem Könige von Bayern über die Militärlinie zwischen dem Königreiche Italien und dem italienischen Tyrol vom 25 May 1806. Das letzte Stück ist, so weit die vorliegenden Lieferungen reichen, der Tagesbefehl im kaiserlichen Hauptquartier zu Berlin vom 12 Novbr. 1806. Einen grossen Theil des Raumes nehmen die französischen Bülletins über den letzten Feldzug weg. Der Herausg. betrachtet sie aus einem gedoppelten Grunde als wirkliche Bundesurkunden: theils, weil der Krieg, nach der eigenen Erklärung des Kaisers von Frankreich, hauptsächlich für Erhaltung des Bundes mit geführt worden sey, theils, weil der Bund auch Frankreichs natürlicher und vertragsmässiger Bundesgenoss sey, und seine Truppen mit Frankreichs Heeren gegen jeden Feind kämpften. Wie sehr der Herausg. den Begebenheiten nachzueilen gesucht habe, sieht man aus der Anzahl der bisher erschienenen Lieferungen; und gleichwohl ist das Kriegsarchiv noch weit zurück gegen das Friedensarchiv.

No. 10 (die bey *Ahl* zu Coburg erschienene *rheinische Bundesacte* u. s. w.) ist nichts weiter, als ein schlechter, schmutziger und incorrecter französisch-deutscher Abdruck der auf dem Titel genannten und einiger anderen Urkunden: der Confoderations-Acte, des pressburger Friedens, des Beytritts des Königs von Sachsen und der übrigen sächsischen Herzoge zum rheinischen Bunde, des bekannten Schreibens des französischen Kaisers an den Fürsten Primas vom 11 Septbr. 1806. Auf diese Urkunden und Actenstücke folgen zuletzt, unter der Aufschrift *Fragmente*, Auszüge aus unserer Jen. Allg. Lit. Zeit. 1807. No 16 und 88, also aus den beiden Numern, worin *Ths.*, bey Gelegenheit einer Beurtheilung der geschätzten Winkoppschen Zeitschrift über den rheinischen Bund, die vortrefflichen Worte über den wahren Geist der neuen Conföderation aussprach, — Worte, die in frischem Andenken erhalten zu werden verdienen, und nicht oft genug wiederholt werden können.

Skr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Göttingen, Diss. inaug. de primatibus eorumque juribus speciatim de primate Germaniae — auct. D. Molitor.* 1806. 36 S. 4. Ein merkwürdiges Product! Das erste Kapitel „über das System der Hierarchie" findet sich in jedem Compendium des canonischen Rechts. Der Inhalt des zweyten „über das Primat und dessen Rechte" meist veraltet, ist aus verschiedenen Schriften, ziemlich unvollständig, zusammengetragen. Im dritten endlich „über das Primat des rheinischen Bundes" steht manches für den künftigen Bearbeiter des Bundesstaatsrechts Unbedeutende: auf fünf Seiten sagt der Vf., die ursprünglich geistliche Würde eines Primas sey durch die Conföderationsacte zu einer weltlichen erhoben worden, und dann, was die Artikel 3, 4, 6, 10, 11 und 12 jener Acte, freylich in einer anderen Sprache, sagen.

F. S.

Diplomatik. *Heidelberg,* auf Kosten des Herausgebers: *Schriftproben als Zugabe zu einem Lehrbuche der Diplomatik,* herausgegeben vom Cabinetts-Rathe *Ulr. Friedr. Kopp.* 1806. 16 S. u. 31 Kupfertafeln. 8. (Geheftet 1 fl. 36 Xr.). Lehrern und Freunden der Diplomatik wird diese kleine Sammlung von Schriftproben sehr willkommen seyn, und das praktisch-kritische Studium der Urkundenwissenschaft beträchtlich erleichtern; denn gerade an solch' einer Sammlung fehlte es bisher, und die den Lehrbüchern *Gatterers, Schönemanns* und *Schmidt-Phiseldeck's* beygegebenen Kupfer reichen zur genaueren Kenntniss der, nach Nationen und Zeitaltern höchst verschiedenen Schriftarten nicht zu. Der Herausg. kaufte die, 1765 zu Würzburg von den Jesuiten herausgegebenen *Alphabeta varia* an sich, verbesserte die Kupfertafeln, fügte einige neue hinzu und weiset im Texte nach, woher sie genommen sind, und in welches Zeitalter sie gehören.

R.

JENA,
gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf
1807.

Monatsregister

vom

December 1807.

Verzeichniſs der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke verkommt.)

III. Intelligenzblatt des December.

Literarische Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

